N11< 31261297 021

UB Tübingen

WILH. KAPP
Buchbinderei
Tübingen, Hintere Grabenstr. 45
Telef. 3287

1. Fachbef. d. Sch.
2. ZZ
1960 K 3771
R für 14 folgt im November/60
TR bm

Herder-Korrespondenz

ORBIS CATHOLICUS

Oktober 1960

Der Eucharistische Weltkongreß in München

Sinn und Gestalt des Kongresses

Seine Problematik

Predigten und Ansprachen

Die Botschaft des Heiligen Vaters

Die Eichstätter Tagung über Missionskatechese

Die Eucharistie im Gespräch der Konfessionen

Japan und seine Jugend

HEFT 1

JAHRGANG XV

Kb 190.4°

18 OKT 1960

M 3691 E

Inhalt des Heftes

Die Lesung der Heiligen Schrift möge in den Familien gefördert werden. Allgemeine Gebetsmeinung für November 1960 1

Die Jugend Japans. Missionsgebetsmeinung für November 1960 3

Der 37. Eucharistische Weltkongreß in München 7
Sinn und Thema des Kongresses S. 7 — Die Gestalt des Kongresses S. 11 — Zur Problematik der Eucharistischen Kongresse S. 15 — Die Eröffnung des Kongresses S. 16 — Die fünf Großen Tage S. 20

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens 35
Erste Internationale Studienwoche über Missionskatechese in Eichstätt S. 35 — Die Münchener Una-Sancta-Feier S. 42

Aktuelle Zeitschriftenschau 45

Vorschau auf das Rundfunkprogramm . . . . . Beilage

Die „Herder-Korrespondenz" erscheint im Umfang von 48 Seiten. Preis des Heftes 2.95 DM zuzüglich Versandspesen (für Studenten 2.40 DM). Bezugsmöglichkeiten durch den Buchhandel, durch die Post oder durch den Verlag Herder KG, Freiburg i. Br., Hermann-Herder-Str. 4. Zahlungsmöglichkeiten auf Postscheckkonto Karlsruhe Nr. 102930, Basel V 21890, 's Gravenhage 145523. Schriftleitung: Karlheinz Schmidthüs (Hauptschriftleiter) und Dr. Lili Sertorius. Anschrift der Schriftleitung: Freiburg i. Br., Hermann-Herder-Straße 4. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Herder-Druck Freiburg im Breisgau.

Herder-Korrespondenz

ORBIS CATHOLICUS

FÜNFZEHNTER JAHRGANG 1960/61

VERLAG HERDER FREIBURG IM BREISGAU

UNIV. BIBL. TÜBINGEN

Kb 190. 4°

Die „Herder-Korrespondenz“ (Orbis Catholicus) erscheint monatlich im Umfang von 48 Seiten. Schriftleitung: Karlheinz Schmidthüs (Hauptschriftleiter) und Dr. Lili Sertorius. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Herder Druck Freiburg im Breisgau.

Inhaltsverzeichnis des 15. Jahrgangs

Kirchliches Lehramt und Fragen der Gegenwart

a) Der Papst

Apostolisches Schreiben *Monachium* zur Ernennung Kardinal Testas zum Päpstlichen Legaten . . . 18
Botschaft zum 37. Eucharistischen Weltkongreß in München . . . . . 32— 34
Über die lingua vernacula für die unierten Ostkirchen 61
Apostolischer Brief *Inde a primis* über die Verehrung des Kostbarsten Blutes Christi . . . . . 72— 74
Über die Heiligkeit der Ehe . . . . . 120—122
Zum Beginn der Konzilsvorbereitung . . . . . 166—170
Zum Besuch von Erzbischof Fisher 163
Motu proprio *Rubricarum instructum* (siehe Beitrag über die neuen Rubriken für das Römische Brevier und Missale) . . . . . 174—180
Über die soziale Funktion des katholischen Journalisten . . . . . 197—199
Weihnachtsbotschaft 1960 . . . . . 221—225
An das Konsistorium . . . . . 268—269
Zum Josefstag . . . . . 343—344
Osterbotschaft 1961 . . . . . 369—370
Motu proprio über die Besetzung der suburbikarischen Bistümer . . . . . 392—393
Ankündigung der neuen Sozialenzyklika *Mater et magistra* 442
An den Ersten Italienischen Nationalkongreß für Priesterberufe 445
An die deutschen Bischöfe über Priesterhilfe in Lateinamerika 484
Über den Lehr- und Erzieherberuf 485
An die Mitglieder und Berater auf der 1. Session der Zentralkommission für die Konzilsvorbereitung . 508 509
Die Sozialenzyklika *Mater et magistra* (Inhaltsübersicht der Enzyklika s. S. VII) . . . . . 536—558
Brief an Kardinal Tien . . . . . 558—559
Brief an Erzbischof Beran . . . . . 560—561

b) Die Kurie

Erzbischof Corrado Bafile über Eucharistie und Priestertum . . . . . 23—25
Schlußansprache des Kardinallegaten Testa zum Eucharistischen Kongreß 34
Ernennungen zu den Vorbereitenden Kommissionen für das Ökumenische Konzil 55—57 101—102 151 199 248 296—297 392 443
Kardinalstaatssekretär Tardini an die 47. Soziale Woche Frankreichs in Grenoble 86
Kardinalstaatssekretär Tardini an den Ersten Europäischen Kongreß für das Laienapostolat in Kopenhagen 105
Kardinal Agagianian über die eucharistische Feier in der Mission 114
Kardinal Mimmi über Laienapostolat in Lateinamerika 156
Die Rubrikenreform der Ritenkongregation . . . 174
Die Studienkongregation über Grundsätze für Auswahl und Bildung des Priesternachwuchses . . . 199—200
Kardinal Bea über theologische Prinzipien für ökumenische Kontakte . . . . . 248—249
Erzbischof Parente über die Notwendigkeit des kirchlichen Lehramts . . . . . 249—250
Exkommunikationsdekret der Konsistorialkongregation für kirchenfeindliche Politiker in Haiti . 255
Neue Richtlinien Kardinal Beas für interkonfessionelle Gespräche 297
Erzbischof Felici über das Verhältnis von Presse und Konzil 391 443 510
Kardinal Pizzardo an den Ersten Italienischen Nationalkongreß für Priesterberufe 444
Monitum des Heiligen Offiziums an die Exegeten . 486
Ernennung des neuen Erzbischof-Koadjutors von Belgrad 486
Kardinalstaatssekretär Tardini an den 4. Internationalen Kongreß für Kirchenmusik in Köln . 521

c) Der Episkopat

Angola
Erzbischof Alves de Pinho von Luanda über die bürgerlichen Rechte des Klerus 361
Erzbischof Alves de Pinho zur Amtsenthebung des Generalvikars Mendes das Neves 409

Australien
Gemeinsames Hirtenschreiben über internationale soziale Gerechtigkeit 66
Gemeinsames Hirtenwort für die katholische, anglikanische und evangelische Kirche 256

Belgien
Bischof De Smedt über das Priestertum der Gläubigen 488

Chile
Bischof Larraín Errázuriz über Kraft und Schwäche der Kirche in Lateinamerika 448

China
Bischof Karl Weber über die wirksame Meßfeier (auf dem Eichstätter Kongreß) 38

Deutschland
Kardinal Wendel zur Eröffnung des 37. Eucharistischen Weltkongresses 16
Kardinal Wendel zur Begrüßung des Kardinallegaten 19
Kardinal Döpfner über die Erwartung der Völker beim 37. Eucharistischen Weltkongreß 21
Kardinal Döpfner über Eucharistie und Frauenleben 25
Weihbischof Neuhäusler über das Konzentrationslager Dachau 27
Bischof Hengsbach über die Todesangst Christi . . 29
Kardinal Döpfners Friedensaufruf an das deutsche und polnische Volk . . . . . 122—124
Bischof Hengsbach über die Pflichten des Chefs gegenüber seinen Mitarbeitern . . . . . 128—131
Der Episkopat über die Bedeutung der Arbeiterstandesorganisationen 149
Die Silvesterpredigt Kardinal Wendels . . . . 226—228
Dritter Fastenaufruf der deutschen Bischöfe „gegen Hunger und Krankheit in der Welt“ 243
Kardinal Döpfner über Paulus und den römischen Primat . . . . . 370—375
Erklärung und Gebet des Episkopats anläßlich des Eichmann-Prozesses 435
Richtlinien der deutschen Bischöfe für die gemeinschaftliche Meßfeier 483
Bischof Wehr zur Priesterhilfe für die Erzdiözese Sucre (Bolivien) 485

Dominikanische Republik
Brief des Episkopats an die Regierung 355

Frankreich
Die Kardinäle und Bischöfe zur Neuregelung des Schulwesens in Frankreich 58
Stellungnahme Bischof Perrins zum neuen Schulgesetz 58
Erklärung des Episkopats zur Algerienfrage . . . 103
Der Episkopat zur Geburtenbeschränkung . . . 350
Kardinal Richaud über die Notwendigkeit technischer und organisatorischer Umstellungen beim Priesternachwuchs 399
Erzbischof Garrone zur Behebung des Priestermangels 400
Bischof Schmitt von Metz über die sozialökonomische Struktur der Diözese und die Folgen für die Seelsorge 445
Hirtenbrief Erzbischof Émile Guerrys über das Konzil . . . . . 564—567

Indien
Erzbischof Mark Gopu über die Bedeutung katechetischer Zentren (auf dem Eichstätter Kongreß) 39
Kardinal Gracias über das mangelnde Interesse der Katholiken für moderne Sozialberufe in Indien . 65
Kardinal Gracias über kommunistische Erfolge in Kerala 66

Italien
Die Bischöfe und die „apertura a sinistra“ . . . 299
Sizilianischer Episkopat gegen Zusammenarbeit mit der Linken 300
Kardinal Montini zur „apertura a sinistra“ . . . 300
Erklärung der venezianischen und der Bischöfe der Romagna zur Schulfrage 346
Erklärung der italienischen Bischöfe zum Film . . 393

Kanada
Kardinal Léger über das Wanderungsproblem . . 108

Kolumbien
Der Episkopat zur Agrarreform und zur Eigentumsfrage 204

Kuba
Hirtenbrief des Episkopats gegen den Kommunismus 126
Hirtenbrief Erzbischof Pérez Serantes' über die Vergewaltigung der Kirche in Kuba 127

Libanon
Maximos IV. Saigh über das Verhältnis Roms zu den Orientalen 463

Luxemburg
Bischof Lommel über seine Diözese 341

Moçambique
Kardinal de Gouveira gegen die Kolonialpolitik Lissabons 409

Niederlande
Gemeinsamer Hirtenbrief der niederländischen Bischöfe über die Bedeutung des Konzils im Leben der Kirche und jedes einzelnen Gläubigen . . . 269—275

Österreich
Kardinal König über Funktion und Aufgabe der Kirche inmitten der Mächte der Welt 244
Kardinal König über das kommende Konzil . . . 294
Bischof Zauner über die Finanzen der Diözese Linz 339
Bischof Schoiswohl über den Laien in der Kirche . 389
Weihbischof Pietsch über das Laienapostolat und die Verantwortung des Priesters 389

Philippinen
Bischof Duschak über die Möglichkeiten der Meßfeier in Missionsgebieten (auf dem Eichstätter Kongreß) 113

Polen
Bericht Erzbischof Adam Kozlowieckis auf der Gedächtnisfeier in Dachau 27
Kardinal Wyszyński zum deutsch-polnischen Verhältnis 122
Bischof Swirski gegen Geldannahme von der Regierung 173

Portugal
Brief Kardinal Cerejeiras an den Präsidenten der USA 301
Die Metropoliten von Braga, Lissabon und Évora zur Kolonialfrage 301

Puerto Rico
Politischer Hirtenbrief der Bischöfe zu den Wahlen 157

Spanien
Bischof Cantero über Pressefreiheit 75
Offener Brief des Erzbischofs Marcelino Olaechea Loizaga an die HOAC 77
Stellungnahme des Episkopats zu einem Brief der baskischen Priester 78
Bischof Font Andreu gegen den Brief der baskischen Priester 252
Bischof Gúrpide über die Freiheit der Kulte und die Trennung von Kirche und Staat 252
Kardinal Pla y Deniel zum Konflikt zwischen Kirche und Staat 252
Gemeinsame Erklärung der Metropoliten vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil 348
Stellungnahme Bischof Eijo Garays zur ökumenischen Arbeit 350

Südafrika
Bischof Hurley über die Rolle des Bischofs in der katechetischen Erneuerung (auf dem Eichstätter Kongreß) 39

Tanganjika
Bischof Josef Blomjous über die katechetische Bedeutung der Liturgie (auf dem Eichstätter Kongreß) 37

Gebetsmeinungen des Heiligen Vaters

Allgemeine Gebetsmeinungen 1 49 97 145 *146* 193 241 289 337 385 433 481 529
Missionsgebetsmeinungen 3 61 109 158 *163* 205 256 302 355 404 451 492 531

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet 50 52 99 100 147 149 150 194 243 244 291 294 339 341 387 389 435 438 439 483 484
Aus dem Vatikan 55 101 151 197 199 296 297 343 344 391 392 441 443 485 486
Aus Süd- und Westeuropa 58 102 105 151 153 155 156 200 201 250 251 255 298 299 301 346 348 350 393 396 397 400 444 445 447 486 488 489
Aus Amerika 60 61 107 108 156 157 203 248 255 353 403 448
Aus Australien 256
Aus den Missionen 3 61 66 109 158 163 205 210 256 261 262 302 355 360 404 409 451 455 492 497

Ökumenisches Konzil

Ernennungen zu den Vorbereitenden Kommissionen für das Ökumenische Konzil 55—57 101—102 151 199 248 296—297 392 443
Vorschau auf das Ökumenische Konzil (1) . . . 80—83
Hans Küng über das Konzil 81
Spanische Erwartungen zum Konzil 153
Papst Johannes XXIII. zum Beginn der Konzilsvorbereitung . . . . . 166—170
OIC gründen eigenen Ausschuß für das Ökumenische Konzil 255
Die niederländischen Bischöfe über die Bedeutung des Konzils im Leben der Kirche und jedes einzelnen Gläubigen . . . . . 269—275

Kardinal König über das kommende Konzil . . . 294
Die Konzilsvorbereitungen in Zahlen . . . . . 312—323
Johannes XXIII. proklamiert den hl. Josef zum Schutzpatron des Zweiten Vatikanischen Konzils 343
Erklärung der spanischen Metropoliten zum Konzil 348
Pressekonferenzen im Presseamt des Konzils . . . 391 510
Bericht über das Konzil vor dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken 435
Journalistentreffen auf Schloß Seggau über das Konzil 438
Besorgnisse über die Geheimhaltung der Konzilsvorbereitung 443
Erste Session der Zentralkommission für die Konzilsvorbereitung . . . . . 508—512
Das Konzil und das christliche Volk . . . . . 564—567

Die Lage der Kirche in den Ländern

Die Situation der Kirche in Österreich 52
Die Aufgaben der Katholiken in Indien 61
Kirche und Staat in Spanien 1960 . . . . . 74— 80
Der Krieg in Algerien vor dem christlichen Gewissen 102
Die Kirche und die soziale Revolution in Kuba . . 124—128
Kritische kirchliche Selbsteinschätzung in Portugal . 156
Die Kirche in Polen im Jahre 1960 . . . . . 170—173
Jugoslawien im Rückblick auf 1960 203
Agrarreform in Lateinamerika 203
Die Kirche im Kongo . . . . . 159 228—231
Probleme zwischen Kirche und Staat in Spanien . 251
Schwerer Konflikt zwischen Staat und Kirche in Haiti 255
Das unabhängige Nigerien und die Kirche 262
Zur Ernennung des Bischofs von Brixen zum Apostolischen Administrator von Trient 298
Die italienischen Bischöfe und die „apertura a sinistra“ 299
Der portugiesische Episkopat zur Sendung Portugals in der Welt 301
Die Situation der Kirche in Luxemburg 341
Die Kirche in der Dominikanischen Republik . . 353
Polen nach den Wahlen 402
Brasiliens neuer Kurs 403
Die Zustände in Angola 409
Auseinandersetzung um eine Klostergründung in Schweden 447
Neue Pastoral für Lateinamerika 448
Die Leistungen der afrikanischen Kirche auf dem Gebiet von Unterricht und Erziehung 455
Die Kirche in Algerien 497
Die Bedrohung der Kirche in Ungarn . . . . . 505—508
Die Kirche in China 559
Erzbischof Beran und das tschechoslowakische Schicksal . . . . . 560—564

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Der 37. Eucharistische Weltkongreß in München . 7— 34
Erste Internationale Studienwoche über Missionskatechese in Eichstätt . . . . . 35— 42
Die Münchener Una-Sancta-Feier . . . . . 42— 45
Vorschau auf das Ökumenische Konzil (1) . . . 80— 83
Aufgaben der Homiletik heute — Ergebnisse einer Umfrage . . . . . 84— 85
Der Christ als Chef . . . . . 128—131
Die neuen Rubriken für das Römische Brevier und Missale . . . . . 174—180
Mission und Einheit — Eine Lehre von der Kirche als Communio . . . . . 276—280
Die Konzilsvorbereitungen in Zahlen . . . . . 312—323
Erwägungen zur Studentenseelsorge . . . . . 415—417
Kirchliche Einheit oder Einheitskirche? . . . . . 461—465
Erste Session der Zentralkommission für die Konzilsvorbereitung . . . . . 508—512
Die berufliche Mitarbeit der Frau in der Seelsorge . 512—519
Kirchenmusikalische Gegenwartsprobleme auf dem Kölner Kongreß 1961 . . . . . 519—524
Das Konzil und das christliche Volk . . . . . 564—567

Fragen des kulturellen Lebens

Die französischen Kardinäle und Bischöfe zur Neuregelung des Schulwesens in Frankreich 58
Die Auswirkungen des französischen Schulgesetzes . 200
Die katholische Erwachsenenbildung in der Bundesrepublik . . . . . 231—235
Der Beitrag der Ordensschulen zur Glaubenserziehung 291
Zur Schulfrage in Italien 346
Die katholische Intelligenz im neuen Europa . . . 375—381
Erklärung der italienischen Bischöfe zum Film . . 393
Zentralkomitee der deutschen Katholiken zu Kulturfragen 437
Kino und Jugend . . . . . 469—472
Kirchenmusikalische Gegenwartsprobleme auf dem Kölner Kongreß 1961 . . . . . 519—524

Fragen des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens

Der Trend zur Vergesellschaftung . . . . . 85— 91
Die Vereinten Nationen und die Verbrechensbekämpfung . . . . . 131—137
Die katholische Erwachsenenbildung in der Bundesrepublik . . . . . 231—235
Der Entwurf des Arbeitsgesetzbuches der „DDR“ . 235—238
Soziale Schichtung und kirchliches Verhalten in der Großstadt . . . . . 280—286
Die Kirche in einer internationalen Stadt . . . . 323—328
Jugend und Staat in der „DDR“ 366
Die katholische Intelligenz im neuen Europa . . . 375—381
Die ausländischen Arbeitskräfte in Deutschland . . 417—427
Kommunistische Friedenspropaganda . . . . . 465—468
Kino und Jugend . . . . . 469—472
Schule und Erziehung in der „DDR“ 503
Die Juden in der Sowjetunion . . . . . 568—574

Der Hunger in der Welt

Die australischen Bischöfe fordern internationale soziale Gerechtigkeit 66
Die Abschlußbilanz des Bischöflichen Werkes gegen Hunger und Krankheit in der Welt über die Verteilung der Mittel aus der Ersten Fastenaktion der deutschen Katholiken 99
Agrarreform in Lateinamerika 203
Hilfe der österreichischen Katholiken für Korea, Indonesien, Afrika und Indien 210
Dritter Fastenaufruf der deutschen Bischöfe „gegen Hunger und Krankheit in der Welt“ 243

Aus der Ökumene

Ökumenische Nachrichten 58 68 69 107 114 115 163 165 211 212 214 265 267 306 309 362 363 409 411 412 413 457 459 460 499 500 501
Evangelisches Echo zum Eucharistischen Weltkongreß 91— 94
Der Weltrat der Kirchen vor der 3. Vollversammlung I . . . . . 138—142
Der Weltrat der Kirchen vor der 3. Vollversammlung II . . . . . 180—185
Bewährung oder Scheitern des Weltrates der Kirchen in Südafrika? . . . . . 329—333
Ein Herr — Eine Taufe . . . . . 427—431
Die Russische Kirche und der Weltrat der Kirchen . 472—476

Aus der jüdischen Welt

Wer ist Jude? 219
Die Juden in der Sowjetunion . . . . . 568—574

Aus der islamischen Welt

Stellungnahme muslimischer Theologen und des koptischen Patriarchen zur Anerkennung Israels durch den Iran 70
Religiöse Reformen in Tunesien 117

Die politische Situation im Irak Ende 1960 . . . 364
Förderung der islamischen Mission durch Ägypten 413
Eine muslimische Union? 502

Aus der totalitären Welt

Das Problem der „religiösen Überbleibsel“ . . . 165
Die Kirche in Polen im Jahre 1960 . . . . . 170—173
Jugoslawien im Rückblick auf 1960 203
Der Entwurf des Arbeitsgesetzbuches der „DDR“ . 235—238
Thesen der Ost-CDU über ihre kulturpolitische Arbeit 310
Zum Kommuniqué des SED-Politbüros zu Problemen der Jugend 366
Polen nach den Wahlen 402
„Der Christ in der DDR“. Eine Handreichung der VELKD 457
Kommunistische Friedenspropaganda . . . . . 465—458
Der VI. Pädagogische Kongreß der „DDR“ . . . 503
Die Bedrohung der Kirche in Ungarn . . . . . 505—508
Die Kirche in China 559
Erzbischof Beran und das tschechoslowakische Schicksal . . . . . 560—564

Das Forum

Das Gehalt des Bischofs von Linz 524

Das Bildnis

Dom Lambert Beauduin, ein großer Vorkämpfer für die Wiedervereinigung mit der Ostkirche . . 185—190

Aktuelle Zeitschriftenschau

Theologie . 45 94 142 190 238 286 333 382 431 476 525 574
Philosophie 46 95 287 333 382 431 477 525 574
Kultur . 46 95 143 191 239 287 334 382 432 477 526 575
Politisches und soziales Leben 46 95 143 191 239 287 334 383 432 478 526 575
Chronik des katholischen Lebens 48 144 192 240 288 335 384 432 479 528
Chronik des ökumenischen Lebens 48 96 144 192 240 288 336 384 480 528 576

Soziographische Beilagen

Der Riesenkontinent Afrika — Afrikas Weg aus der Kolonialherrschaft — Afrikas Bevölkerungsdichte (SB 13) . . . . . nach 264
Die nichtautochthone Bevölkerung in Afrika — Die Religionen in Afrika — Wachstum der Katholiken in den Missionen Afrikas (SB 14) . . . . nach 304

INHALT DER SOZIALENZYKLIKA „MATER ET MAGISTRA"

(Die Zahlen in Klammern geben die Numerierung der Enzyklika wieder)

Einleitung (1—9) 536

ERSTER TEIL

LEHRE DES RUNDSCHREIBENS „RERUM NOVARUM". IHRE ENTFALTUNG IN DER LEHRTÄTIGKEIT PIUS' XI. UND PIUS' XII.

Die Zeit von „Rerum novarum" (10—14) 537
Wege zum Wiederaufbau (15—26) 537
Das Rundschreiben „Quadragesimo anno" (27—40) . . 538
Die Rundfunkbotschaft von Pfingsten 1941 (41—45) . . 539
Neue Wandlungen (46—49) 539
Anlaß des neuen Rundschreibens (50) 540

ZWEITER TEIL

KLARSTELLUNGEN UND WEITERFÜHRUNGEN ZUR LEHRE VON „RERUM NOVARUM"

Persönliche Initiative und staatlicher Eingriff in die Wirtschaft (51—58) 540

Die gesellschaftliche Verflechtung 541
Ursprung und Umfang der Erscheinung (59—60) . . . 541
Wertung (61—67) 541

Der Arbeitsentgelt 542
Gerechtigkeit und Billigkeit als Maßstab (68—72) . . . 542
Die Angleichung von wirtschaftlichem und sozialem Fortschritt (73—81) 542

Forderung der Gerechtigkeit im Hinblick auf die Unternehmensverfassung 543
Anpassung an den Menschen (82—83) 543
Eine praktische Richtlinie (84) 543
Der handwerkliche und genossenschaftliche Betrieb (85 bis 90) 543
Verantwortliche Mitarbeit der Arbeiter im Mittel- und Großbetrieb (91—96) 544
Mitwirken der Arbeiter auf allen Ebenen (97—103) . . 544

Das Privateigentum 545
Die veränderte Lage (104—108) 545
Das natürliche Recht auf Eigentum (109—112) 545
Wirksame Streuung (113—115) 545
Öffentliches Eigentum (116—118) 546
Soziale Funktion und Verpflichtung des Eigentums (119 bis 121) 546

DRITTER TEIL

NEUE SEITEN DER SOZIALEN FRAGE (122)

Forderungen der Gerechtigkeit in den Beziehungen zwischen den einzelnen Wirtschaftszweigen 546
Die Landwirtschaft, ein benachteiligter Bereich (123—126) 546
Gleichstellung in bezug auf die wesentlichen öffentlichen Dienste (127) 547
Schrittweise und ausgeglichene Entwicklung der Gesamtwirtschaft (128—130) 547
Spezifische Wirtschaftspolitik (131) 547
Besteuerung (132—133) 547
Zinsgünstige Kapitalzufuhr (134) 547
Sozialversicherung beziehungsweise soziale Sicherheit (135 bis 136) 548
Marktordnung (137—140) 548
Ergänzung des Einkommens aus Landwirtschaft (141) . 548
Strukturelle Agrarpolitik (142—143) 548
Die Landwirte Vorkämpfer ihres eigenen Aufstiegs (144 bis 145) 548
Solidarität und Zusammenarbeit (146) 548
Verantwortung gegenüber dem Gemeinwohl (147—148) 549
Berufung und Sendung (149) 549

Ausgleichs- und Förderungsmaßnahmen innerhalb eines Staates (150—152) 549
Mißverhältnis zwischen Bevölkerung und Boden (153 bis 156) 549

Soziale Gerechtigkeit und wirtschaftlicher Ausgleich zwischen Völkern verschieden hoher Wirtschaftsstufe . . . 550
Das Problem unserer Zeit (157—160) 550
Nothilfe (161—162) 550
Wissenschaftliche, technische und finanzielle Hilfe (163 bis 165) 550
Die Irrtümer der Vergangenheit vermeiden (166—168) . 550
Rücksicht auf die Eigenart der einzelnen Völker (169 bis 170) 550
Uneigennütziges Werk (171—174) 551
Die rechte Wertordnung (175—177) 551
Der Beitrag der Kirche (178—184) 551

Bevölkerungszuwachs und wirtschaftliche Entwicklung (185) 551
Mißverhältnis zwischen Bevölkerung und Unterhaltsmitteln (186—187) 552
Der Stand des Problems (188—192) 552
Achtung der Lebensgesetze (193—194) 552
Erziehung zur Verantwortung (195) 552
Dienst am Leben (196—199) 552

Zusammenarbeit auf Weltebene 553
Weltweites Ausmaß der großen Probleme (200—204) . . 553
Mißachtung der sittlichen Ordnung (205—206) 553
Gott als Fundament der sittlichen Ordnung (207—211) . 553

VIERTER TEIL

DIE NEUORDNUNG DES GESELLSCHAFTLICHEN LEBENS IN DER WAHRHEIT, DER GERECHTIGKEIT UND DER LIEBE

Ideologien (212—217) 554
Bleibende Aktualität der kirchlichen Soziallehre (218 bis 221) 554
Verbreitung der Soziallehre (222—225) 554
Anleitung zum sozialen Handeln (226—232) 555
Die soziale Mission der Laien (233—235) 555
Praktische Anregungen (236—239) 555
Sachgerechtigkeit und Grundsatztreue (240—241) . . . 556
Eine ernste Gefahr (242—244) 556
Anerkennung und Achtung der rechten Wertordnung (245 bis 247) 556
Sonn- und Feiertage (248—253) 556
Christlicher Dienst in der Welt (254—257) 557
Lebendige Glieder am mystischen Leibe Christi (258 bis 264) 557

SACHVERZEICHNIS

Die umfassenden Stichwörter sind in sich alphabetisch zunächst nach sachlichen, anschließend gegebenenfalls nach geographischen Gesichtspunkten geordnet. — In Zweifelsfällen suche man außer dem betreffenden Land vor allem die großen Sammelstichwörter:

Katholische Kirche
Ökumenische Bewegung
Ökumenisches Konzil

Statistik
Tagungen
(SB = Soziographische Beilage)

A

Afrika
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Kirche und Erziehung 455 ff.
— einheimischer Klerus 208 f. 257 ff.
— Kolonialherrschaft SB 13
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 314
— Laienapostolat 303 f.
— Missionsschulen 359 f.
— Pax-Romana-Seminar 261 f.
— Religionsstatistik SB 14
— Schulapostolat 531
— Wachstum der Katholikenzahl SB 14
— *siehe auch die einzelnen afrikanischen Länder*
„aggiornamento" und Ökumenisches Konzil 312 f.
Agrarpolitik in *Mater et magistra* 546 f.
Agrarreform
— in Kolumbien 204 f.
— in Kuba 125 f.
— in Lateinamerika 203 ff.
Ägypten
— Al-Azhar-Universität und Außenpolitik 502 f.
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— koptischer Patriach zur Israelfrage 70 ff.
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 318 f.
— Förderung der islamischen Mission 413 ff.
— Religionsstatistik SB 14
Akademiker, Anteil der Katholiken 378
Akkommodation
— in den Missionen 209 f. 305 f. 404 ff. 533
— und Missionskatechese 37
— und Missionswissenschaft 494 f.
Aktion Silbermöve 10
Algerien
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Lage der Kirche 497 ff.
— Krieg und christliches Gewissen 102 ff.
— Religionsstatistik SB 14
Altersversorgung des Klerus in Italien 151 f.
Andachtsübungen, volkstümliche 73
Anglikanische Kirche
— und Apartheid 330
— Dr. Fisher bei Papst Johannes XXIII. 163 f.
— A. M. Ramsey, der 100. Erzbischof von Canterbury 265
— Inthronisation des Erzbischofs Ramsey 500 f.
— Unionspolitik auf Ceylon 459 f.
Angola
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Unruhen 361
— Verhaftung des Generalvikars 360 ff., Amtsenthebung 409
— Religionsstatistik SB 14
Antisemitismus
— Stellungnahme des deutschen Episkopats 435
— in der Sowjetunion 571 f.
Apartheid
— und Weltrat der Kirchen 329 ff.
— Bruch mit dem Weltrat der Kirchen in Südafrika 363
„apertura a sinistra" und Episkopat in Italien 299 ff.
Apostolat, siehe Laienapostolat, Seelsorge
Apostolischer Brief über die Verehrung des Kostbarsten Blutes Christi 72 ff.
Apostolizität, Stellungnahme der spanischen Kardinäle 349
Araber, Personenrechtsänderungen in Tunesien 118
Arbeit
— und Freizeit 386
— an Sonn- und Feiertagen und katholische Unternehmer 130 f.
Arbeiter
— ausländische in Deutschland 417 ff.
— Forderungen katholischer spanischer 76
— und Priesternachwuchs 399
— in der Sowjetzone und Kommunismus 235 ff.
Arbeiterbewegung
— Kongreß der FIMOC 441 f.
— katholische in Spanien 76
Arbeiterjugend, Kongreß der spanischen 79
Arbeiterschaft
— und Sozialenzykliken 441 f.
— in *Mater et magistra* 544 f.
Arbeiterseelsorge
— Erklärung des deutschen Episkopats 149
— in der Großstadtpfarrei 327
Arbeiterstandesorganisationen, Bedeutung 149
Arbeitsdisziplin in der Sowjetzone 237
Arbeitsentgelt in *Mater et magistra* 542 f.
Arbeitsgesetzbuchentwurf in der Sowjetzone 235 ff.
Arbeitslohn, gerechter, in *Mater et magistra* 542 f.
Arbeitsrecht in *Mater et magistra* 538
Argentinien
— Lateinamerikanische Bischofskonferenz über Seelsorgsfragen 60 f.
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
Arkandisziplin in den Missionen 113
Asien
— Gebildetenapostolat 531
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 314
Atheismus
— und Kommunismus 433 ff.
— in Polen 173 f.
— in der Sowjetunion 165 f. 215 f.
— Propaganda in der Tschechoslowakei 562
Äthiopien
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Außenpolitik, Erklärung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken 147
Ausstellungen beim Eucharistischen Weltkongreß 15
Australien
— gemeinsames Hirtenwort für die katholische, anglikanische und evangelische Kirche 256
— Episkopat zur Geburtenkontrolle 67
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 318 f.
— Social Statement des Episkopats zur Frage der internationalen Gerechtigkeit 66 ff.
Auswanderung, Probleme 108 f.
Autorität, kirchliche, und kollektiver Glaubenssinn 272

B

Baskische Priester, Protestbrief 77
Basutoland
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Bauernflucht in der Sowjetzone 213
Beauduin, Dom Lambert, Vorkämpfer für die Wiedervereinigung mit der Ostkirche 185 ff.
Befruchtung, kirchliche Stellungnahme zur künstlichen 250 f.

Beichte, siehe *Bußsakrament*
Bekenntnisschule, Erklärung Kardinal Wendels 227 f.
Belgien
— Bischof De Smedt über das Priestertum der Gläubigen 488 f.
— Kulturarbeit im Kongo 159 f.
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 ff.
Berufsgliederung Münchens 283 f.
Betriebsklima und Ethos 128
Betriebsverfassung in *Mater et magistra* 543 f.
Betschuanaland
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Betsingmesse, neue Richtlinien der deutschen Bischöfe 484
Bevölkerung
— in den afrikanischen Ländern SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung in Afrika SB 14
— Statistik von Spanien 397
Bibel
— Lesung in der Familie 1 ff.
— moderne Übersetzung in England 362 f.
Bibelinstitut, Kontroverse in Rom 344 f.
Bibelwissenschaft
— Kontroverse in Rom 344 ff.
— Monitum des Heiligen Offiziums 486
Bildung
— soziale in *Mater et magistra* 555
— katholische wissenschaftliche 530
Bildungsarbeit, kirchliche 234 f.
Bildungsorganisationen, konfessionelle 234 f.
Bildungswesen, katholisches, und Konzilserwartungen 322
Bination, römisches Indult für Kanada 484
Bischofsamt
— Forderung nach Aufwertung 278 295 f.
— und katechetische Erneuerung 39
— und Konzilserwartungen 318 f.
Blut Christi, Apostolischer Brief 72 ff.
Bolivien
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
— Priesterhilfe durch die Diözese Trier 485
Brasilien
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
— neuer Kurs der Regierungspolitik 403 f.
— Schulfunknetz 452
Brevier, Verkürzung 177 ff.
Britisch-Somaliland, Religionsstatistik SB 14
Brixen, Bischof Gargitter Apostolischer Administrator von Trient 298 f.
Buchproduktion
— jiddische, in der Sowjetunion 570
— katholische, in Spanien 75 f.
Büchereiwesen und Kirche 438
Bundesrepublik Deutschland, siehe Deutschland
Bundeswehr, Seelsorge 50 ff.
Burma, Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 318 f.
Bußsakrament, liturgische Erneuerung und Konzil 321
Byzantinischer Ritus in Chevetogne 188

C

Caritas
— und ausländische Arbeiter 424
— und internationale Gerechtigkeit 64
— in Indien 64
CELAM
— Generaltagung in Buenos Aires 60 ff.
— Aufgaben in Lateinamerika 449 ff.
Ceylon
— Anglikanische Kirche und Unionspolitik 459 f.
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 318 f.
— Schulkampf 359
Chevetogne, byzantinischer Ritus 188
Chile, Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
China
— Brief Johannes' XXIII. an Kardinal Tien-Chen-sin 558 f.
— Größenverhältnis SB 13
— Lage der Kirche 560
Christentum und Judentum 294
Christliche Gewerkschaften
— 4. Weltkongreß in Paris 489 ff.
— Aktionsprogramm 492
— Grundsatzfragen 490 ff.
— und Nichtchristen 491 f.
Christlicher Geist im Betrieb 128
Christlichkeit und Kultur 195
Christologie im Weltrat der Kirchen 140
Cochinchina, Mission 206
Common Prayer Book, Revision angekündigt 501
COPECIAL, Aufgaben 106
Cor Jesu 337 ff.

D

Dahomey
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Dänemark
— Erster Europäischer Kongreß für das Laienapostolat 105 ff.
— 2. Gesamteuropäische Kirchenkonferenz 114 f.
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
Dekanat, Erneuerung in der Diözese Metz 446 f.
Demokratie
— und Erwachsenenbildung 233 f.
— und Staat 247
Deutsches Hochamt, Richtlinien der Bischöfe 483
Deutschland
— Bundesrepublik Deutschland
— — Homiletikertreffen 84 f.
— — Erste Internationale Studienwoche über Missionskatechese 35 ff.
— — Arbeitstagung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken 14
— — IX. Internationaler Kongreß katholischer Ärzte 14
— — Internationaler wissenschaftlicher Kongreß „Der Kult und der heutige Mensch" 14
— — 37. Eucharistischer Weltkongreß 7—34
— — Soldatentreffen beim Eucharistischen Kongreß 50 ff.
— — Münchener Una-Sancta-Feier 42 ff.
— — Jahresversammlung des Bundes katholischer Unternehmer 128 ff.
— — Tagung der Bundesarbeitsgemeinschaft für katholische Erwachsenenbildung 231 ff.
— — Tagung der Rabanus-Maurus-Akademie über Kultur 194 ff.
— — Hildesheimer Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken 147 ff.
— — Haupttagung der Ordensschulen 291 ff.
— — Gesamtdeutsche Synode der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) 306 ff.
— — Fünftes Trikonfessionelles Gespräch 294
— — Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) 409 ff.
— — Limburger Diözesansynode 415 ff.
— — Würzburger Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken 435 ff.
— — Frühjahrskonferenz der deutschen Bischöfe 435
— — 4. Internationaler Kongreß für katholische Kirchenmusik 519 ff.
— — Kardinal Döpfner über das deutsch-polnische Verhältnis 122
— — Episkopat zum Eichmann-Prozeß 435
— — Dritter Fastenaufruf der Bischöfe „gegen Hunger und Krankheit in der Welt" 243 f.
— — Richtlinien der deutschen Bischöfe für die gemeinsame Meßfeier 483 f.
— — ausländische Arbeitskräfte 417 ff.
— — Familienpolitik 147
— — berufliche Mitarbeit der Frau in der Seelsorge 512 ff.
— — Anteil der Katholiken an der Intelligenzschicht 378
— — Kino und Jugend 499 ff.
— — Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 ff.

— — Kulturpolitik 437
— — Trierer Priesterhilfe für Bolivien 485
— — Ordens- und katholische Privatschulen 293 f.
— — sozialer Pflichtdienst für Mädchen 387 ff.
— — soziale Schichtung und kirchliches Verhalten in München 280 ff.
— — Seelsorgehelferinnen 512 ff.
— — „Spiegel"-Analyse 387
— — Studentenseelsorge 415 ff.
— — Studentinnenwohnheim in Köln 149 f.
— — katholische Universität 530
— — Handreichung der VELKD für den Christen in der Sowjetzone 457 ff.
— Sowjetische Besatzungszone
— — VI. Pädagogischer Kongreß 503 ff.
— — Arbeitsgesetzbuchentwurf 235 ff.
— — Bauernflucht 213
— — Evangelische Kirche und Zonenflucht 212 ff.
— — Gewerkschaft 236
— — kulturpolitische Thesen der Ost-CDU 310 ff.
— — Pfarrerflucht 213 f. 308
— — SED-Politbüro zu Jugendproblemen 366 ff.
— — Staat und Kirche 458
Diaspora, Laienapostolat 105
Disziplin, Bedeutung in der Priesterausbildung 199
Diözese und Seelsorgehelferin 517
Dogma, Lehre der Kirche und Anpassung 312 f.
Dominikanische Republik
— Lage der Kirche 353 ff.
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.

E

Ehe, Papst Johannes XXIII. über die Heiligkeit der 120 ff.
Eichmann-Prozeß, Erklärung des deutschen Episkopats 435
Eigentum
— Erklärung des kolumbianischen Episkopats 204 f.
— in *Mater et magistra* 538 545 f.
— Erklärung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken 148
Einheit
— der Christen und spanischer Episkopat 349
— der EKD als status confessionis 307
— der Kirche, nach Visser 't Hooft 138, nach d'Espine 141
— — beim Weltrat der Kirchen 266
Einheitsformel von Faith and Order, Erklärung Hortons 427
Einheitskirche oder kirchliche Einheit? 461 ff.
Einkommen des Klerus
— in Italien 152
— in der Diözese Linz 340
Einwanderer, katholische, Integration 108
Ekklesiologie
— katholische und ökumenische 277 f.
— und Ökumenisches Konzil 313
— Kontroverse in Schweden 460 f.
Ekuador, Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
Elfenbeinküste
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Elitenbildung in den Missionen 406
Elternrecht
— und Schule 148
— Erklärung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken 148
Empfängnisverhütung, Erklärung des französischen Episkopats 351
England
— Arbeitstagung von Faith and Order 427 ff.
— 2. Internationaler Kongreß der Jugendkriminologen 131 ff.
— Tagung des Zentralausschusses des Weltrats der Kirchen 138 ff. 183 ff. 267
— Synoden der Anglikanischen Kirche von Canterbury und York 459 f.
— Synode der anglikanischen Kirchenprovinz von Canterbury 265
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
— Muttersprache in der Liturgie 400 ff.
— A. M. Ramsey Nachfolger Dr. Fishers 265
— Inthronisation des Erzbischofs Ramsey 500 f.
— Neues Testament in modernem Englisch 362 f.
Enqueten:
— Aufgaben der Homiletik heute 84 f.
— Verhältnis der Jugendlichen zu Kino und Film 469 ff.
— Die Kirche in einer internationalen Stadt 323 ff.
— spanische Konzilserwartungen 153 ff.
— Muttersprache in der Liturgie 400 ff.
— Stand der Ordensschulen in der Bundesrepublik Deutschland 293
— soziale Schichtung und kirchliches Verhalten in der Großstadt 280 ff.
Entwicklungshilfe
— in *Mater et magistra* 550 f.
— Probleme und Aufgaben 247 f.
— Studentinnenwohnheim in Köln gegründet 149 f.
— Erklärung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken 147
Entwicklungsländer und Christliche Gewerkschaften 490
Entwicklungstheorie in katholischer Sicht 247
Enzyklika, Ankündigung von *Mater et magistra* 442
Enzykliken, Apostolische Konstitutionen, Instruktionen und Motu proprios:
— *Inde a primis* 72 ff.
— *Le voci* 343 f.
— *Mater et magistra* 536—558
— *Monachium* an Kardinal Testa 18
— *Rubricarum instructum* 174 ff.
— Verweise:
— — Ad Petri cathedram 98 297 405
— — Annum Sacrum 73
— — Casti connubii 350
— — De Musica sacra et sacra Liturgia 483 520 521
— — De rubricis ad simpliciorem formam redigendis 174
— — Divini Redemptoris 433
— — Divino afflante Spiritu 1 344 345 382
— — Etsi nos 198
— — Equidem verba 187
— — Evangelii praecones 64 357 358 452
— — Exsul familia 108 109 328
— — Fidei donum 158 161 207 257 258 259 278 452
— — Haurietis aquas 73 337
— — Humani generis 209 344 350 464
— — Mater et magistra 482 524 529 530 536
— — Maximum illud 259
— — Mediatur Dei 72 109 110 248 483
— — Miserentissimus Redemptor 73
— — Mit brennender Sorge 433
— — Mortalium animos 139
— — Musicae sacrae disciplina 519
— — Mystici corporis 276 297 430 525
— — Neminem profecto 206
— — Orientalium dignitas 187 462
— — Pascendi 380
— — Princeps pastorum 98 158 159 163 207 208 209 210 258 259 305 306 356 357 404 406 440 452 455 532 535
— — Providentissimus Deus 1
— — Quadragesimo anno 205 319 441 453 536 538 539 540 542 543 546 548 556
— — Redempti sumus 73
— — Rerum Ecclesiae 259
— — Rerum novarum 150 151 185 319 441 453 526 536 537 538 539 540 546
— — Rubricarum instructum 174
— — Spiritus paraclitus 1
— — Summi Pontificatus 551
— — Superno Dei nutu 508
— — Unigenitus Dei Filius 73
Erwachsenenbildung
— freie und staatliche 438
— und Freizeit 386
— katholische, in der Bundesrepublik Deutschland 231 ff.
— und Soziallehre 232 f.
Erziehung
— durch den Film 472
— durch Funk 452
— und Christliche Gewerkschaften in den Entwicklungsländern 491
— und Glaubensgehorsam 292
— Leistungen der Kirche in Afrika 455 ff.

— in den Missionsschulen 357 f.
— Ordensschulen 292 ff.
— theologische Fundierung 291 ff.
— Erklärung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken 148
Eucharistie
— und Frauenleben 25 f.
— und Mission 109
— und Soldaten 51
Eucharistischer Weltkongreß, 37., in München 7—34
— evangelisches Echo 91 ff.
— Rückblick Kardinal Wendels 227 f.
Europa
— Christlichkeit 194 f.
— Größenverhältnis SB 13
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 314
Europäische Priesterhilfe 201 ff.
Eritrea
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Evangelisation im Weltrat der Kirchen 184
Evangelien und Sozialordnung 452
Evangelische Kirche in Deutschland
— Gesamtdeutsche Synode 306 ff.
— Fünftes Trikonfessionelles Gespräch mit der katholischen Kirche und dem Judentum 294
— Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) 409 ff.
— und Einheit 410
— und Eucharistischer Weltkongreß 10 f. 91 ff.
— und Ordinationsverpflichtung in der Sowjetzone 308
— und Pfarrerflucht aus der Sowjetzone 212 ff.
— neuer Rat der EKD 306 ff.
— Wahlen für den Rat der EKD 308 f.
— und Weltgebetsoktav für die Wiedervereinigung 211 f.
— siehe auch *Protestantismus, Ökumenische Bewegung, VELKD*
Exegese
— Kontroverse in Rom 344 ff.
— Monitum des Heiligen Offiziums 486
Exkommunikationsdekret für Haiti 255

F

Faith and Order
— Arbeitstagung 427
— erweiterte christologische Basis 140
— und Einheit der Kirche 140 266
— Einheitsformel 427 f.
— und Russische Kirche 472 f.
— zukünftige Stellung im Weltrat der Kirchen 183 f.
— siehe auch *Weltrat der Kirchen*
Familie
— und Bibellesung 1 ff.
— und Sakramentenempfang 193 f.
Familienerziehung und Presseapostolat 194
Familienrecht, Erklärung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken 147
Fasten, Ramadanfasten in Tunesien 119
Fastenhirtenbrief des Bischofs von Luxemburg 341 ff.
Fernsehen und Kino 469
Film
— Erklärung der italienischen Bischöfe 393 ff.
— Verhältnis der Jugendlichen zu Kino und Film 469 ff.
— Selbstkontrolle in Italien 396
— Verantwortung des Christen 227
— und Zensur in Italien 396
Filmpädagogik, Beiträge zur 472
FIMOC, Kongreß in Italien 441 ff.
Föderalismus im Weltverband Christlicher Gewerkschaften 490
Food and Agriculture Organization (FAO)
— in *Mater et magistra* 545
— und Missionsorden 452
Formosa
— Brief Johannes' XXIII. an Kardinal Tien-Chen-sin 558 f.
— Errichtung neuer Diözesen 559
— Lage der Kirche 559 f.
Fortschritt und Technik in katholischer Sicht 245
Frankreich
— 47. Soziale Woche 85 ff.
— Klerustagung in Lyon 350
— Pro-Synode der Diözese Metz 445 ff.
— 70. Französischer Nationalkongreß der „Union des Œuvres" 397 ff.
— Erklärung des Episkopats zum Algerienkrieg 103
— Erklärung des Episkopats zur Geburtenbeschränkung 350 ff.
— Erklärung der Kardinäle und Bischöfe zur Neuregelung des Schulwesens 58 ff.
— Hirtenschreiben von Erzbischof Guerry über das Ökumenische Konzil 564 ff.
— und Algerien 497
— Klerusüberalterung 397
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 ff.
— Pfarrstruktur 398
— Priesternachwuchs 397
— Auswirkung des Schulgesetzes 200 f.
— seelsorgliche Neuerungen in der Diözese Metz 445 ff.
Französisch-Somaliland
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Frau
— Eucharistie und Frauenleben 25 f.
— Mitarbeit in der Seelsorge 512 ff.
Freie Schulen
— in der Bundesrepublik Deutschland 293 f.
— in Frankreich 200
Freiheit
— Bedrohung im Westen 411
— und Kultur im katholischen Verständnis 196
Freizeit
— der ausländischen Arbeiter in der Bundesrepublik Deutschland 426
— und Kino 469 ff.
— Aufgaben 385 ff.
Fremdarbeiter in der Bundesrepublik Deutschland 417 ff.
„Friede" in kommunistischer Sicht 433 465 ff.
Friedensaufruf Kardinal Döpfners an das deutsche und polnische Volk 122 ff.
Friedenskonferenz, „Allchristliche", in Prag 501 f.

G

Gabon
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Gambia
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Gebetsmeinungen
— Allgemeine für 1961 146
— für die Missionen für 1961 163
Gebetsoktav, Änderung in Amerika 107
Gebildetenapostolat 531 ff.
Geburtenkontrolle
— im Urteil des australischen Episkopats 67
— Erklärung des französischen Episkopats 350 ff.
— in *Mater et magistra* 552 f.
— in Indien 61
— und Moraltheologie 353
— und Naturgesetz 353
— in Polen 172
— in Puerto Rico 157
— und Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands (VELKD) 411
Geburtenregelung in Frankreich 350 ff.
Gehorsam, militärischer, und christliches Gewissen 103
Geisteswissenschaften und katholische Universität 335
Gemeinschaft im Betrieb in *Mater et magistra* 544 548
Gemeinschaftsmesse, Richtlinien der deutschen Bischöfe 483 f.
Gemeinwohl
— gesamtmenschheitliches in *Mater et magistra* 543
— und katholische Kirche, Missionsgebetsmeinung 158 ff.
— Verantwortung der Landwirtschaft in *Mater et magistra* 549
— in den Sozialenzykliken 150 538
— volkswirtschaftliches, in *Mater et magistra* 543
Genf, Pastoralprobleme 326 ff.
Genossenschaftsbetrieb in *Mater et magistra* 543

Gerechtigkeit, internationale soziale
— Erklärung des australischen Episkopats 66 ff.
— in *Mater et magistra* 550 f.
Gesang und Kult 522 f.
Gesellschaft
— und katholische Erwachsenenbildung 233 f.
— und Ethik 150
— und Jugendkriminalität 137
— kulturpolitische Thesen der Ost-CDU 310 ff.
— pluralistische, und Gebildetenapostolat 532 f.
— vgl. *Sozialordnung*
Gesellschaftsbildung und Person heute 85 ff.
Gesellschaftliche Verflechtung in *Mater et magistra* 541 ff.
Gewerkschaften
— 4. Weltkongreß der Christlichen Gewerkschaften in Paris 489 ff.
— in *Mater et magistra* 544
— in Spanien 252 ff.
— in der Sowjetzone 236
Gewissen, christliches, und Krieg in Algerien 102
Ghana
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Glaube und religiöse Praxis, Enquete in Österreich 52 ff.
Glaubenseinheit und Mannigfaltigkeit der Theologie 464 f.
Glaubensgehorsam und katholische Erziehung 292
Glaubenssinn
— und hierarchische Leitung 271 f.
— und Ökumenisches Konzil 272 f.
Glaubensverkündigung 245
Gleichgültigkeit, religiöse
— und Materialismus 342
— Überwindung 289 ff.
Gottesdienstbesuch
— in Genf 326
— in München 285
— in Österreich 52 f.
Gregorianik
— und Meßfeier 483
— Probleme 519 f.
Griechenland
— Patriarch Alexius bei Erzbischof Theoklet 267
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
Großbetrieb in *Mater et magistra* 544
Großstadt
— berufliche Gliederung am Beispiel Münchens 283 f.
— Pfarrseelsorge (Genf) 326 f.
— Arbeiterseelsorge 327
Gruppenkriminalität bei Jugendlichen 134
Guinea
— Bevölkerungsdichte SB 13
— Lage der Misssionsschulen 359
— Religionsstatistik SB 14
Güterverteilung, gerechte 245 f.
Guatemala, Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.

H

Haiti
— Konflikt zwischen Staat und Kirche 255 f.
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
Handwerksbetrieb in *Mater et magistra* 543
Heiligenfeste, Änderungen durch Rubrikenreform 178
Heilige Schrift
— und Familie 1
— in der Katechese 40
„Heiliges Licht der Orthodoxie" in Amerika 70
Heiliges Offizium, Monitum an die Bibelwissenschaft 486
Heidentum und katholisches Laienapostolat 304
Herz-Jesu-Verehrung 337 ff.
Hinduismus und Kommunismus in Indien 63
HOAC, Aufgaben in Spanien 77
Hochschulen, katholische, siehe *Universitäten*
Homiletik
— Aufgaben heute, Tagung in Würzburg 84 f.
— und religiöse Gleichgültigkeit 289 f.
Honduras, Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
Hunger in der Welt
— Abschlußbilanz der Ersten Fastenaktion 99 ff.
— Forderung der australischen Bischöfe nach internationaler Gerechtigkeit 66 ff.
— Fastenaufruf des deutschen Episkopats 243 f.
— Hilfe der österreichischen Katholiken 210 f.
— und unterentwickelte Länder 247 f.

I

Ifni, Bevölkerungsdichte SB 13
Ikonen, „weinende", in USA 69 f.
Immigranten, gesellschaftliche und religiöse Integration 108
Immoralität der italienischen Filmproduktion 395
Inde a primis, Apostolischer Brief über die Verehrung des Kostbarsten Blutes Christi 72 ff.
Indien
— Akkommodationsfrage 306
— katholische Caritastätigkeit 64
— Aufgabe des Christentums 63 f.
— Auseinandersetzung zwischen Christen und Kommunisten in Chota Nagpur 66
— Gebildetenapostolat 532
— Geburtenkontrolle 61
— Größenverhältnis SB 13
— und Kommunismus 63
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 318 f.
— und Mission 207
— Probleme der Missionsschulen 359
— Socialist Pattern 62
— Sozialberufe und Katholiken 65
— Sozialproblem und Aufgaben der Katholiken 61
Indifferentismus, religiöser, in den Missionen 534
Indochina, Mission 206
Indonesien
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 318 f.
— Missionsschulen 358
Information und Ökumenisches Konzil 155 168 f.
Inkarnation und Einheit der Kirche 138
Integration, gesellschaftliche und religiöse, der Einwanderer 108 f.
Intellektuelle
— Seelsorge in der Großstadtpfarrei 327
— katholische, im neuen Europa 357 ff.
Irak
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 318 f.
— politische Situation Ende 1960 364 ff.
Iran, Verhältnis zu Israel 70 ff.
Irenismus, Bischof von Madrid gegen falschen 350
Irland, Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
Islam
— Förderung der Mission durch Ägypten 413 ff.
— Muslimische Union 502
— Reformen in Tunesien 118 ff.
— und Kirche in Algerien 497
— Universitätsgründung in Medina 502
Israel
— und Iran 70 ff.
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 318 f.
— und Orthodoxe Kirche 71 f.
— Personenstandsgesetzgebung 219 ff.
Italien
— Zweiter Nationalkongreß des italienischen katholischen Presseverbandes 197 ff.
— Treffen von 50 Generalprokuratoren missionierender Orden mit Vertretern der FAO 452
— Erster Italienischer Nationalkongreß für Priesterberufe 444 f.
— Kongreß der FIMOC 441 ff.
— die Bischöfe und die „apertura a sinistra" 299 ff.
— Bischof von Brixen Apostolischer Administrator von Trient 298 f.

— Episkopat zu Filmfragen 393 ff.
— Altersversorgung des Klerus 151 f.
— künstliche Befruchtung als Experiment 250 f.
— Democrazia Cristiana 486 ff.
— Einkommensverhältnisse des Weltklerus 152
— und Kommunismus 300 f.
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 ff.
— laizistische Moral 395
— Nenni-Sozialisten und Democrazia Cristiana 299 ff.
— Neoverismus im Film 395
— christliche Parteien 301
— Priesternachwuchs 444 f.
— Privatschulen und Ordensnachwuchs 347
— religiöse Praxis der Gläubigen 152 f.
— Schulfrage 346 ff.
— Ergebnisse der Frühjahrswahlen 486 ff.

J

Japan
— Ethikunterricht in katholischen Schulen 7
— Jugenderziehung 3 ff.
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 318 f.
— Moralunterricht 5
„Jesus Christus, das Licht der Welt", Vorbereitungsheft zur 3. Vollversammlung des Weltrates der Kirchen 265 f.
JOC, Kongreß in Madrid 79
Jordanien, Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskomissionen 318 f.
Josefstag, der Papst zum 343 f.
Journalisten
— Papst Johannes XXIII. über Aufgaben 197 ff.
— Tagung katholischer in Österreich 294 ff. 438 f.
— Schule in Spanien 76
Juden
— und Christentum 294
— Gebet für die Ermordeten und ihre Mörder 435
— Personenstandsgesetz in Israel 219 ff.
— in der Sowjetunion 568 ff.
Jugend
— Erziehung in Japan 3 ff.
— — in der Sowjetzone 366 ff.
— und Kino 469 ff.
— und Kommunismus in der Sowjetzone 504
— Religion in Japan 4 f.
— Gefährdung durch schlechten Film 394
Jugendkriminalität
— Londoner Kongreß zur Verbrechensbekämpfung 131 ff.
Jugoslawien
— neuer Erzbischof-Koadjutor von Belgrad 486
— Lage der Kirche 203
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
Jurisdiktionsprimat 278
Justiz, Vereinte Nationen und Verbrechensbekämpfung 131 ff.

K

Kamerun
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Kanada
— IV. Internationaler Katholischer Wanderungskongreß 108 ff.
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
— römisches Indult für tägliche Bination 484
Kardinalsernennungen 197 268 f.
Katechese
— Studienwoche über Missionskatechese in Eichstätt 35 ff.
— kerygmatische und methodische Erneuerung 36
— und Heilige Schrift 40
— und Liturgie 37
Katechisten, Ausbildung 41

Katholische Kirche
— und Anglikanische Kirche 163 f.
— und Arbeiterschaft 149 441 f.
— und künstliche Befruchtung 250 f.
— und Betriebsklima 128 ff.
— und Christliche Gewerkschaften 489 ff.
— und Heiligkeit der Ehe 120 ff.
— kirchliche Einheit oder Einheitskirche? 461 ff.
— und Einheit und Frieden der Völker, Gebetsmeinung 49 f.
— Ekklesiologie 145 277 f.
— und Entwicklungshilfe 247 f.
— und Erwachsenenbildung 231 ff.
— und Erziehung 291 ff. 435 f.
— und Familienerziehung 193 f.
— und Film 393 ff.
— Mitarbeit der Frau in der Seelsorge 512 ff.
— und Freizeit 385 ff.
— und Friedensbemühungen 246
— und freie Schulen 293 f.
— und Geburtenkontrolle 61 67 157 172 350 ff.
— Geheimhaltung der Konzilsvorbereitung 443 f.
— und Gemeinwohl, Missionsgebetsmeinung 158 ff.
— und Gesellschaft 233
— und Gewissensentscheid 102 f.
— religiöse Gleichgültigkeit, Gebetsmeinung 289 ff. 342
— und Großstadtsoziologie 280 ff.
— und Integration Europas 376
— und Intelligenzschicht in Europa 375 ff.
— in einer internationalen Stadt 323 ff.
— und Journalismus 197 ff.
— und Juden 435
— Katholische Aktion 404 ff., Gebetsmeinung 241 ff.
— Kirchenmusikkongreß in Köln 519 ff.
— und Kolonialpolitik 301
— und Kommunismus 63 126 160 170 506, Gebetsmeinung 433 ff.
— und Kulturpolitik 194 ff. 437
— Laienapostolat 154 302 ff. 389 ff. 535, Erster Europäischer Kongreß 105 ff.
— und Ausbildung der Lehrkräfte in den Missionen 355 ff.
— und Mädchenbildung 291 f.
— und Massenpsychologie 342
— und Muttersprache 38 400 ff.
— und Naturgesetz 353
— und Naturwissenschaften 535
— und öffentliche Meinung 80, Gebetsmeinung 481 ff.
— und ökumenische Kontakte 248 ff. 297
— und Presse 11 391 f. 438 f. 443 f.
— und Privatschulen 293 346 ff.
— und Publizistik 481 ff.
— und Soldaten 50 ff.
— und Sonntagsarbeit 130
— und soziale Ordnung 451 ff.
— Soziallehre, siehe *Soziallehre, katholische*
— Studentenseelsorge 415 ff.
— und Taufverständnis beim Weltrat der Kirchen 427 ff.
— und technischer Fortschritt 245
— und Tradition 279
— und Universitäten 529 ff. 531
— und unterentwickelte Länder 247 f.
— und Unternehmer 128 ff.
— und Trend zur Vergesellschaftung 85 ff.
— und Wanderung, IV. Internationaler Kongreß 108 f.
— und die Mächte der Welt, Wiener Weihnachtsseelsorgertagung 1960 244 ff.
— und Weltrat der Kirchen 138, Zusammenarbeit 184
— und Wiedervereinigung aller Christen, Gebetsmeinung 97 ff.
— und Wissenschaft 530
— in Afrika: Leistungen auf dem Unterrichts- und Erziehungssektor 455 ff., Schulapostolat 531, Wachstum SB 14
— in Algerien: Krieg und Gewissen 102, Situation 497 ff.
— in Angola: Kolonialpolitik 409, Verhaftung eines Generalvikars 360 ff.
— in Asien: Gebildetenapostolat 531
— in Australien: und Geburtenkontrolle 67, und internationale soziale Gerechtigkeit 66 ff., und ökumenische Zusammenarbeit 256
— in Brasilien: neuer Regierungskurs 403 f.
— in Ceylon: Schulkampf 359
— China: Situation 560
— in Deutschland: Eucharistischer Weltkongreß 7—34, Bekämpfung von Hunger und Krankheit in der Welt 99 f., und Fremdarbeiter 417 ff., und Kulturpolitik 194 ff.
— in der Dominikanischen Republik: Situation 353 ff.

— in England: und Muttersprache 400 ff.
— Formosa: Situation 559 f.
— in Frankreich: Geburtenbeschränkung 350 ff., und militärischer Gehorsam 103, Schulprobleme 58 ff. 200 f.
— in Guinea: und Missionsschulen 359
— in Haiti: und Staat 255 f.
— in Indien: Geburtenkontrolle 61, Sozialapostolat 61 ff., Gebildetenapostolat 532
— in Italien: und „apertura a sinistra" 299 ff., und Film 393 ff., Schulfrage 346 ff., Situation 151 ff.
— in Japan: und Jugenderziehung 3 ff.
— in Jugoslawien: Situation 1960 203
— im Kongo: Situation 159 f. 228 ff.
— in Kuba: und soziale Revolution 124 ff.
— in Lateinamerika: und Agrarreform 203 ff., Laieneinsatz 156 ff., neue Pastoral 448 ff.
— in Luxemburg: Situation 341 ff.
— in Nigerien: Situation 262 ff.
— in Österreich: Seckauer Diözesansynode 389 ff., Situation 52 ff.
— in Polen: Situation 1960 170 ff., Spaltungsversuche 172 f., nach den Wahlen 402 f.
— in Portugal: und Nationalismus 301 f., Situation 156
— in Puerto Rico: und Wahlen 157 f.
— in Schweden: Klostergründung 447 f.
— in der Schweiz: Missionsopfer 439 ff.
— in der Sowjetunion: und Polemik des Journals des Moskauer Patriarchats 309 f.
— in Spanien: Situation 74 ff., und Staat 251 ff., neue Statistiken 396 f.
— Tschechoslowakei: Situation 561 ff.
— in Ungarn: und Staat 506
— in Vietnam: Situation 205

Katholische Aktion
— Bischof Schmitt von Metz über Aktivierung 446
— und Johannes XXIII. 405
— in Lateinamerika 449 f.
— in den Missionen 306
— und Missionsschulen 356
— und Priestermangel 241 ff.
— Seckauer Diözesansynode 390 f.
Katholische Arbeiterbewegung
— in Spanien 76
— — und Einheitsgewerkschaften 252 ff.
Kenia
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Kerala, Analyse der kommunistischen Erfolge durch Kardinal Gracias 65
Kerygmatik und Katechese 36
Kino
— als Freizeitbeschäftigung 469 f.
— Verhältnis der Jugendlichen zu Kino und Film 469 ff.
— siehe auch *Film*
Kirche und Staat
— in Jugoslawien 203
— im Kongo 228 ff.
— in Polen 170 ff.
Kirchenbesuch in Österreich 52 ff.
Kirchenmusik, Kölner Kongreß 1961 519 ff.
Kirchenrecht
— und Konzil 321 567
— und Zeitanpassung 297
Kirchensteuer in der Diözese Linz 339 ff.
Kirchenverfolgung
— in Kuba 127 f.
— in Ungarn 505 ff.
Kirchenvermögen, Verwaltung 339
Klerus
— einheimischer in Afrika 257 ff.
— Einkommen in Italien 151 f.
— — in der Diözese Linz 340
— und Film in Italien 395
— und Laien 398
— und Musikerziehung 523
— englischer, zur Muttersprache in der Liturgie 400 ff.
— in den Missionen 28 205 ff.
— Überalterung in Frankreich 397
— Stand in der Tschechoslowakei 562 f.
Klostergründung in Schweden 447 f.
Koalitionsfreiheit in *Mater et magistra* 538
Koexistenz
— in der Sicht Moskaus 466
— religiöse, in der Sowjetunion 214
— Russische Kirche als Propagandainstrument 474
Kolonialismus
— in Afrika SB 13
— im Kongo 160
— und portugiesischer Episkopat 301 f.
Kolumbien
— Episkopat zur Agrarreform 204 f.
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
Kommunion und Meßfeier 484
Kommunismus
— und antireligiöse Propaganda 165 f.
— und Arbeiter in der Sowjetzone 235 ff.
— und Friedenspropaganda 165 f. 465 ff.
— in Indien 63
— im Irak 364
— und Jugenderziehung in der Sowjetzone 366 ff.
— in Kerala 65
— und Kirche in Polen 403
— im Kongo 160
— und kubanischer Episkopat 126 f.
— und Kulturpolitik in der Sowjetzone 311
— in *Mater et magistra* 538
— und Mission 532
— Verurteilung durch den sizilianischen Episkopat 300 f.
— und Kirche in Ungarn 506
— Welttagung in Moskau 165 f.
Konfessionszugehörigkeit, Enquete in München 284
Konfessionsstruktur
— in Luxemburg 341
— in den Niederlanden 377
— in Spanien 397
Konfirmation, Reform in der Sowjetzone 308
Kongo
— 2. Pan-Afrika-Seminar der Pax Romana 261 f.
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Lage der Kirche 228 ff.
— Kolonialismus 160
— kommunistischer Einfluß 160
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 318 f.
— katholische Mission 159 ff.
— Priestermangel 159
— Religionsstatistik SB 14
— Schulwesen 159
Kontroverse, exegetische, in Rom 344 ff.
Konzil, Ökumenisches, siehe *Ökumenisches Konzil*
Koptische Kirche und Verhältnis zu Israel 70 ff.
Korea, Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 318 f.
Krankenversicherungsreform, Erklärung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken 149
Krieg und christliches Gewissen 102 ff.
Kriminalität und Bekämpfung 131 ff.
Kuba
— Kirche und soziale Revolution 124 ff.
— Kommunismus 126 f.
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
Kult
— und Gesang 522 f.
— und Kultur 197
Kultur
— und Glaubensleben in den Missionen 492 ff.
— jüdische 570
— Wesen und Werden, Tagung der Rabanus-Maurus-Akademie 194 ff.
— und Zivilisation 196
Kulturpolitik
— und Kommunismus 311
— und Sozialismus 195 f.
— Thesen der Ost-CDU 310 ff.

L

Laien
— Mitarbeit beim Ökumenischen Konzil 322
— in den Missionen 260
— Stellung in der Kirche 154 270
Laienaktion, protestantische, in Lateinamerika 165
Laienapostolat
— Kongreß in Kopenhagen 105 ff.
— Seckauer Diözesansynode 389 f.
— und Akkommodation in den Missionen 404 ff.
— in der Diaspora 105
— in Indien 61 ff.
— und katholische Universitäten 535
— im Kongo 162
— und Konzilserwartungen 322
— in den Missionen 302 ff. 356
— in der Pfarrei 390
— und Priestermangel 241 ff.
— in Vietnam 206
Laienbewegung in *Mater et magistra* 555
Laieneinsatz in Lateinamerika 156 f.
Laienkatechet und Priester 390
Laienweltkongreß, Forderungen an den Dritten 107
Laizismus in Italien 395
Landessprache in der Liturgie der unierten Kirchen 61 f.
Landreform in Kuba 125 f.
Landwirtschaft in *Mater et magistra* 546 ff.
Lateinamerika
— Agrarreform 203 ff.
— Bischofskonferenz über Seelsorgsfragen 60 f.
— Aufgaben des CELAM 449 ff.
— Laieneinsatz 156 f.
— neue Pastoral 448 ff.
— Priesterhilfe 484 f.
— protestantische Laienaktion 165
— Seelsorgsbedingungen 60 f.
Lebenssinn, gläubige Interpretation 292 f.
Lehr- und Erzieherberuf, Johannes XXIII. über 485 f.
Lehrerbildung und Missionsschule 358
Lehrermangel in den Missionen 357
Leitbild, gesellschaftliches, und Integration Europas 376
Libanon, Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 318 f.
Liberia
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Libyen
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Lingua vernacula
— in der Liturgie 400 ff.
— — der unierten Kirchen, Entscheid Papst Johannes' XXIII. 61 f.
— und Meßliturgie 38
Liturgie
— Einheit und Mannigfaltigkeit 463
— und Familie 193
— und Herz-Jesu-Verehrung 338
— und Katechese 37
— und Konzilserwartungen 273 322
— und Mission 109 ff.
— und Muttersprache 38 400 ff.
— und Ökumenisches Konzil 273
— Rubrikenreform 174 ff.
— der unierten Kirchen und Landessprache 61 f.
Liturgik und Kirchenmusik 520 f.
Liturgische Bewegung und Dom Lambert Beauduin 185 f.
Lutherische Generalsynode 409 ff.
Luxemburg
— Lage der Kirche 341 ff.
— Konfessionsstruktur 341
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.

M

Madagaskar
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Mali
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Marktgesetze in *Mater et magistra* 537
Marktordnung in *Mater et magistra* 548
Marokko
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Martyrologium Romanum, Revision 176
Marxismus und VELKD 411
Massenpsychologie und christliche Erneuerung 21 342
Mater et magistra, Sozialenzyklika 536—558
Materialismus
— und religiöse Gleichgültigkeit 342
— und Priesternachwuchs 399
Mauretanien
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Mechelner Gespräche 186
Medina, Universitätsgründung geplant 502
Meinungsfreiheit, Erklärung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken 149
Meinungsumfragen, siehe *Enqueten*
Meßfeier, Richtlinien der deutschen Bischöfe für die gemeinsame 483 f.
Meßliturgie
— und Mission 109 ff.
— Muttersprache 401
— und Volkssprache 38
— Rubrikenreform 179
— Richtlinien in Deutschland 483
— und Musik 519
Meßopfer, Verkündigungswert 110
Mexiko
— Studienwoche des Interamerikanischen Sekretariats für die Katholische Aktion 203
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
Militärfilme und Jugend 470
Militärseelsorge, Aufgaben 51
Minderheitenpolitik, sowjetische, gegenüber den Juden 570
Misereor, Bischöfliches Werk gegen Hunger und Krankheit in der Welt 99 ff. 243 f.
Missale, römisches, Änderungen 174 ff.
Mission
— Abschaffung des Ausdrucks „eingeborener Klerus" 207 f.
— und Akkommodation 113 492 ff. 533
— in Algerien 498
— und Arkandisziplin 113
— und Einheit der Kirche 276 ff.
— und Gregorianik 520
— in Guinea 359
— Hilfsaktion der Schweizer Katholiken 439 ff.
— in Indochina 206
— und Katechese, Studienwoche in Eichstätt 35 ff.
— und Katholische Aktion 404
— und katholische Universitäten 531 ff.
— und Kirchenmusik 523
— und Klerusausbildung 205 ff.
— und Kommunismus 532
— im Kongo 228 ff.
— und Laienapostolat 302 ff.
— Lehrerbildung 358
— Leistungen für die Erziehung in Afrika 455 ff.
— und Meßopferliturgie 109 ff.
— einheimischer Priesternachwuchs 208
— und katholische Soziallehre 451 ff.
— und Weltrat der Kirchen 141
Missionsberufe
— Förderung 256 ff.
— Werbemethoden 259
Missionsgebetsmeinungen für das Jahr 1961 163
Missionsjahr der Schweizer Katholiken 439 ff.
Missionsschulen
— Erziehungsprobleme 357 f.
— Lage in Guinea 359
— Heranbildung aktiver Christen 355 ff.

Missionswissenschaft und Akkommodation 494 f.
Mitbestimmung, überbetriebliche, in *Mater et magistra* 544
Mitsprache in *Mater et magistra* 544
Mittelbetrieb in *Mater et magistra* 544
Mitwirkung in *Mater et magistra* 544
Monachium, Apostolisches Schreiben zur Ernennung Kardinal Testas zum Päpstlichen Legaten 18
Moral
— Unterricht in Japan 5
— und Film 393 ff.
Moraltheologie und Geburtenregelung 353
Moskauer Patriarchat und Weltrat der Kirchen 472 ff.
Motu proprio *Rubricarum instructum* 174 ff.
Mozambique
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
München
— 37. Eucharistischer Weltkongreß 7—34
— Gottesdienstbesuch 285
— soziale Schichtung und kirchliches Verhalten 280 ff.
— Stadtmission 226
Musikerziehung 523
Muslimische Union, geplant 502
Muttersprache
— in der Liturgie 400 ff.
— — der unierten Kirchen, Entscheid Papst Johannes' XXIII. 61 f.
— und Meßliturgie 38

N

Nachrichtendienst, ökumenischer, in Spanien 58
Naher Osten, siehe *Ägypten, Irak, Iran, Sudan*
Nationalismus
— in Portugal 360
— — Erklärung des Episkopats 301 f.
Naturgesetz und Geburtenregelung 353
Naturwissenschaften und katholische Universität 535
Nenni-Sozialisten und Kirche in Italien 299 ff.
Neoverismus und italienischer Film 395
Neues Testament in modernem Englisch 362 f.
Neuseeland, Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 318 f.
Niederlande
— Episkopat über das Ökumenische Konzil 269 ff.
— Konfessionsstruktur 377
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
— Stenonius-Institut für Eurpoäische Priesterhilfe 201 ff.
Niederländisch-Reformierte Kirchen und Apartheid 329
Niger
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Nigerien
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Lage der Kirche 262 ff.
— Religionsstatistik SB 14
Njassaland
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Nordafrika
— Wachstum der Katholiken SB 14
— siehe *Ägypten, Algerien, Tunesien*
Nordrhodesien
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Nyborg, 2. Gesamteuropäische Kirchenkonferenz 114 f.

O

Obrigkeit und Christ 458
Öffentliche Meinung
— und Lehre der Kirche 481 ff.
— und Verantwortung des Journalisten 197
Öffentlichkeit und Konzil 443
Ökumene
— Bedeutungswandel des Wortes 274 f.
— Gespräch der VELKD mit Rom 410
— und Konzil 438 f.

Ökumenische Bewegung
— Aufnahmeantrag der Russischen Kirche 411 472 ff.
— gemeinsames Hirtenwort für die katholische, anglikanische und evangelische Kirche in Australien 256
— Inkarnation und Einheit der Kirche 138
— Nachrichtendienst in Spanien 58
— und Russische Kirche seit Utrecht (1958) 217
— uneinheitliche Stellung der orthodoxen Kirchen 116 f.
— Ostkirchen 464
— Regeln Kardinal Beas für ökumenische Kontakte 248 ff.
— und Russische Kirche (Moskauer Patriarchat) 217 f. 267 f. 411 f. 472 ff.
— in Spanien 155 349
— — Vorbehalte 349
— und Weltgebetsoktav 212
— vgl. *Ökumenisches Konzil, Weltrat der Kirchen*
Ökumenische Kontakte
— gemeinsames Hirtenwort für die katholische, anglikanische und evangelische Kirche in Australien 256
— des Moskauer Patriarchats 267 f.
— Regeln für 248 ff.
— neue Richtlinien Kardinal Beas 297
Ökumenischer Nachrichtendienst in Spanien 58

Ökumenisches Konzil
— Papst Johannes XXIII. an die Mitglieder der Vorbereitenden Kommissionen 166 ff.
— Ansprache Papst Johannes' XXIII. 343 f.
— Eröffnungsansprache Papst Johannes' XXIII. an die Erste Session der Zentralkommission 508 ff.
— Erzbischof Guerry über das 564 ff.
— Kardinal König über das 294 ff.
— Hirtenschreiben der niederländischen Bischöfe über die Bedeutung 269 ff.
— die spanischen Kardinäle und Erzbischöfe zum 348 ff.
— und Journalistentreffen auf Schloß Seggau 438 f.
— und Diskretion 168 f.
— Ernennungen für die Vorbereitenden Konzilskommissionen 55 ff. 101 f. 151 199 248 296 f. 392 443
— Besorgnisse über Geheimhaltung der Vorbereitungsarbeiten 443 f.
— und Information 155 168 f.
— hl. Josef Schutzpatron 343
— und Kirchenmusik 521
— und Kirchenrecht 321 567
— und Kritik 275
— und Liturgie 273 322
— und Lebenserneuerung 275
— und Laien 436 439
— — in Spanien 153 ff.
— Öffentlichkeitsinformation 146
— und Organisations Internationales Catholiques (OIC) 255
— und Ökumene 438 f.
— und Orthodoxe Kirche 296
— Personalstatistik der Vorbereitenden Kommissionen 313 ff.
— Pressekonferenzen 391 f. 510 f.
— und Publizität 80
— spanische Erwartungen 153 ff.
— Themen 564
— und verfolgte Kirche 170
— Vorbereitungen in Zahlen 312 ff.
— Vorbereitungsarbeiten, Gebetsmeinung 145 f.
— Vorbereitende Kommissionen, Zahl der Teilnehmer der einzelnen Länder siehe unter den Ländern
— und Wiederaufwertung des Glaubens 167
— und Weltrat der Kirchen 138 ff.
— Bericht vor dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken 435 ff.
— Erste Session der Zentralkommission 508 ff.
— Zusammensetzung der Zentralkommission 510 f.
— Ziele 81 565 f.
— Zusammenarbeit zwischen Theologen und Laien 81

Orden
— und FAO 452
— Klostergründung in Schweden 447 f.

— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
— Leistungen der Mission im Kongo 230
— Nachwuchsmangel 293
— Reformpläne zum Verhältnis von Priestern und Brüdern 261
— Aufhebung in der Tschechoslowakei 561
Ordensnachwuchs und Privatschulen in Italien 347
Ordensschulen und Glaubenserziehung 291 ff.
Organisations Internationales Catholiques (OIC)
— Aufgaben 106 f.
— und Ökumenisches Konzil 255
Orientalische Kirche, unierte, und lingua vernacula 61 f.
Orthodoxe Kirche
— Amerika-Griechen und Moskau 413
— und Atheismus in der Sowjetunion 165 f. 215 f.
— Aktivität des griechischen Exarchats in USA 69 f.
— Verhältnis zu Israel 71 f.
— Kontroversen zwischen den auslandsrussischen Jurisdiktionen 363 f.
— und Konzilserwartungen 296
— Kritik an Athenagoras 116 f.
— Vertagung der panorthodoxen Konferenz und Hintergründe 115 f.
— und protestantische Evangelisation 184
— und Russische Kirche 412 f.
— vgl. *Russisch-Orthodoxe Kirche*
Ostafrika, Wachstum der Katholikenzahl SB 14
Osterbotschaft Papst Johannes' XXIII. 1961 369 f.
Österreich
— Siebente Wiener Soziale Woche 150 ff.
— Weihnachtsseelsorgertagung 1960 244 ff.
— Seckauer Diözesansynode 1960 389 ff.
— Tagung der Arbeitsgemeinschaft katholischer Journalisten 294 ff.
— Journalistentreffen auf Schloß Seggau 438 f.
— Kardinal König über das Ökumenische Konzil 294 ff.
— Enquete über religiösen Glauben und kirchliche Praxis 52 ff.
— „Familienfasttag" 210 f.
— Finanzen der Diözese Linz 339 ff.
— Gehalt des Bischofs von Linz 340 524
— Gottesdienstbesuch 52 f.
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
— neues Protestantengesetz 499 f.
— Situation der Kirche 52 ff.
— Sozialakademie, katholische 100 f.
Ostgebiete
— Friedensaufruf Kardinal Döpfners 122 ff.
— polnischer Bistumsverwalter 171
Ostkirchen
— Bedeutung 462
— und Dom Lambert Beauduin 185 ff.
— und katholische Kirche 464
— Musik und Liturgie 522
— und Ökumenische Bewegung 464
Ozeanien, Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 314

P

Pädagogik
— VI. Kongreß in der Sowjetzone 503 ff.
— und Film 472
Pakistan
— Größenverhältnis SB 13
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 318 f.
Panamá, Größenverhältnis SB 13
Paraguay, Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
Parteien
— christliche in Italien 301
— Konferenz der kommunistischen in Moskau 165 f.
— kulturpolitische Thesen der Ost-CDU 310 ff.
Pastoral
— der Herz-Jesu-Verehrung 339
— und Kirchenmusik 520
— Konzilserwartungen 320
— neue für Lateinamerika 448 ff.
Paulus und der römische Primat 370 ff.
Pax-Bewegung in Polen 172 f.
Pax Romana, Pan-Afrika-Seminar in Léopoldville 261 f.
Personenrecht, Änderung in Tunesien 118
Personenstandsgesetz in Israel 219 ff.
Peru, Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
Peterspfennig, Aufkommen in der Diözese Linz 339
Pfarrei und Seelsorgehelferin 517
Pfarrerflucht in der Sowjetzone 213 f.
Pfarrseelsorge
— in der Großstadt 284 ff. 326 f.
— und Laienapostolat 390
— und Studentenseelsorge 417
Pfarrstruktur in Frankreich 398
Pfarrtypologie in Österreich 53 f.
Pflichtdienst, sozialer, für Mädchen 387 ff.
Philippinen, Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 318 f.
Polen
— Atheismus 173 f.
— Friedensaufruf Kardinal Döpfners 122 ff.
— Geburtenkontrolle 172
— Lage der Kirche 170 ff., nach den Wahlen 402 f.
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
— Pax-Bewegung 172 f.
— Religionsunterricht 171
— Wahlergebnisse 402
Politik
— und Erwachsenenbildung 232
— und Kultur 197
Portugal
— Episkopat vor nationalen Problemen 301 f.
— Kolonialismus 301 f.
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
— nationalistische Welle 361
— Priestermangel 156
— Regierungsumbildung 409
Portugiesisch-Guinea
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Prager „Allchristliche" Friedenskonferenz 501 f.
Predigterneuerung und religiöse Gleichgültigkeit 289 f.
Predigtnot und ihre Überwindung 84 f.
Presse
— Papst Johannes XXIII. an die Journalisten 197 ff.
— Zweiter Nationalkongreß in Italien 197 ff.
— auf dem 37. Eucharistischen Weltkongreß 11
— und Familienerziehung 194
— jiddische, in der Sowjetunion 561
— und Ökumenisches Konzil 391
— und natürliches Sittengesetz 481 ff.
Pressefreiheit
— Kampf in Spanien 75
— und Meinungsfreiheit, Erklärung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken 149
Pressekonferenzen beim Ökumenischen Konzil 391 f. 510
Priester
— Ausbildungsgrundsätze 199 f.
— — Bischof von Metz über 446
— — in den Missionsländern 205 ff.
— — und Spiritualität 200
— und Laien 270
— und Laienkatecheten 390
Priesterhilfe
— für Lateinamerika 484 f.
— Stenonius-Institut in Maastricht 201 ff.
Priesterkleidung in Luxemburg 342
Priestermangel
— Johannes XXIII. zum 445
— und Katholische Aktion 241 ff.
— in Frankreich 397
— in Italien 444 f.
— im Kongo 159
— in Portugal 156
Priesternachwuchs
— und Akkommodation 209
— Ausbildungsgrundsätze 199 f.
— in Frankreich 397

— in Italien 444 f.
— und Materialismus 399
— in Spanien 155 f. 397
— Stenonius-Institut in Maastricht 201 ff.
Priestertum der Gläubigen, Hirtenschreiben von Bischof De Smedt 488 f.
Primat, römischer, und hl. Paulus 370 ff.
Privateigentum
— Erklärung des kolumbianischen Episkopats 204 f.
— in *Mater et magistra* 538 545 f.
— soziale Funktion 546
Privatinitiative, wirtschaftliche, in *Mater et magistra* 540 f.
Privatschulen, katholische
— Stand in Deutschland 293 f.
— Konzilserwartungen 322
— und Ordensnachwuchs in Italien 347
Protestantismus
— und Ökumenisches Konzil 322
— Laienaktion in Lateinamerika 165
— neues Gesetz in Österreich 499 f.
— und Orthodoxe Kirche 184
— in Spanien 397
— siehe auch *Evangelische Kirche, Ökumenische Bewegung*
Publizistik
— katholische in der Tschechoslowakei 561 f.
— und Lehre der Kirche 481 ff.
Publizität und Ökumenisches Konzil 313
Puerto Rico
— Episkopat zu den Präsidentschaftswahlen 157 f.
— Geburtenkontrolle 157

R

Ramadanfasten, Reformen in Tunesien 119
Rassenfrage
— und Einheit der Christen 329
— und Weltrat der Kirchen 329 ff. 363
Reklame im Film und Jugendverbot 394
Religionslehrer als Lehrer, Hirte und Priester 292
Religionsstatistik der afrikanischen Länder SB 14
Religionsunterricht
— Neuregelung in Frankreich 59
— in den Missionsschulen 358
— in Polen
— — Beschränkung 171
— — Beseitigung 403
— „Staatsgefährdung" in Ungarn 506
— Behinderung in der Tschechoslowakei 562
Religionssoziologie in der Sowjetunion 215
Religiöse Praxis
— und Familie 193 f.
— in Genf 326 f.
— der Jugendlichen in Polen 173
— in München 280 ff.
— in Österreich 52 ff.
Republik Kongo
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Rerum novarum
— Jubiläumsfeier in Rom 441
— Rückblick in *Mater et magistra* 537 f.
Ruanda-Urundi
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Rubricarum instructum, Motu proprio zur Rubrikenreform 174 ff.
Rubrikenreform 174 ff.
Russisch-Orthodoxe Kirche
— Absetzung des Metropoliten Nikolaj 216 f.
— Expansion der Auslandsbeziehungen 217
— Patriarch Alexius über ihre Bedeutung für Rußland 68 f.
— Patriarch Alexius im Nahen Osten 218 267 412
— Patriarch Alexius bei Erzbischof Theoklet 267
— und Atheismus 165 f.
— Aufnahmeantrag in den Weltrat der Kirchen 411 f.
— und Commission of the Churches on International Affairs (CCIA) 473
— und Faith and Order 472
— und Friedensbewegung 475 501 528
— kritische Lage in der Sowjetunion 68 f. 214 ff.
— Kritik an St. Andrews 472
— geistlicher Nachwuchs 219
— und Ökumenische Bewegung 217 267 f. 411 f. 472 ff.
— Verhältnis zum orthodoxen Osten 412 f.
— Polemik gegen den Vatikan 309 f.
Rußland, siehe *Sowjetunion*

S

Sakramentenempfang und Familie 193 f.
Sakramentenlehre und Konzil 321
San Salvador, Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
Sardinien, Regionalwahlen 487
Schottland
— Arbeitstagung von Faith and Order 427 ff.
— Sitzung des Zentralausschusses des Weltrats der Kirchen 267
Schulapostolat in Afrika 531
Schulbrüder, Papst Johannes XXIII. über den Beruf 485 f.
Schulen
— freie
— — in der Bundesrepublik Deutschland 291 ff.
— — in Frankreich 58 ff. 200 f.
— katholische
— — und Ausstrahlung in die Welt 292
— — und Elternrecht 148
— — und Erziehungsfragen in der Bundesrepublik Deutschland 291 ff. 437
— — in Italien 346 ff.
— — in Japan 6
— — Leistungen der Kirche in Afrika 455
— — im Kongo 159 230
— — in den Missionen 304 531
— — und Orden 291 ff.
— — als Zelle des Corpus Christi Mysticum 291 f.
— Moralunterricht in Japan 5 f.
— Stenonius-Institut für europäischen Priesternachwuchs 201 ff.
— Papst Johannes XXIII. über die Notwendigkeit der katholischen 485 f.
— und Ideologie in der Sowjetzone 504
— Erklärung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken 148
Schulfrage in Italien 346
Schulgesetz, Auswirkungen des französischen 200 f.
Schulkampf in Ceylon 359
Schulkonflikt in Spanien 255
Schulpolitik, Erklärung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken 148
Schwangerschaftsunterbrechung
— in Polen 172
— und Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands (VELKD) 411
Schweden
— ekklesiologische Kontroverse 460 f.
— Auseinandersetzung um eine Klostergründung 447 f.
Schweiz
— Enquete über die religiöse Lage in Stadt und Kanton Genf 323 ff.
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
— Missionsjahr der Katholiken 439 ff.
Seckauer Diözesansynode 390 f.
Seelsorge
— Bischofskonferenz in Lateinamerika 60 f.
— „Brevier der Sozialseelsorge" in Spanien 74 f.
— in der Bundeswehr 50 ff.
— berufliche Mitarbeit der Frau 512 ff.
— für Fremdarbeiter 424
— und Kirchensteuer 339
— Bedingungen in Lateinamerika 60
— in den verschiedenen Lebensaltern 55
— Neuerungen in der Diözese Metz 445 ff.
— Predigtbedeutung 84 f.
— und religiöse Gleichgültigkeit 289 ff.
Seelsorgehelferinnen, Berufsbild 512 ff.
Selbstkontrolle des Films in Italien 396
Senegal
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14

Silbermöve, Sammelaktion zur Teilnahme am Eucharistischen Weltkongreß 10
Sierra Leone
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Sittengesetz, natürliches, und öffentliche Meinung 481 ff.
Sizilien, Kommunismus 300 f.
„Socialist Pattern" in Indien 62
Soldat und Eucharistie 51
Soldatentreffen in München 50 ff.
Solidaritätsprinzip in den Sozialenzykliken 150
Somalia
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Sonntagsarbeit und katholische Unternehmer 130 f.
Sonntagsheiligung 130 f., in *Mater et magistra* 556
Sonntagsschulen in Japan 7
Sowjetunion
— antireligiöse Propaganda 215 f.
— Konferenz der sowjetischen Öffentlichkeit für die Abrüstung 68
— Konfernz der kommunistischen Parteien der Welt 165 f. 465 ff.
— Absetzung des Metropoliten Nikolaj 216 f.
— Atheismus und Orthodoxe Kirche 165 f.
— Moskauer Friedensdeklaration vom November 1960 465 ff.
— Koexistenz 214 466
— Lage der Juden 568 ff.
— Lage der Orthodoxen Kirche 68 f. 214 ff.
— Polemik des Journals des Moskauer Patriarchats gegen den Vatikan 309 f.
— Religionssoziologie 215
— Russische Kirche und Weltrat der Kirchen 217 f. 267 f. 411 f. 472 ff.
— vgl. *Russisch-Orthodoxe Kirche*
Socialisation, 47. Soziale Woche Frankreichs 85 ff.
Sozialakademie, katholische, in Österreich 100 f.
Sozialenzykliken
— Ankündigung von *Mater et magistra* 442
— *Mater et magistra* 536—558
— Anwendung in den Missionen 454
— gesellschafts- und wirtschaftspolitische Anliegen 150
Sozialismus
— und Kulturpolitik 195 f.
— in *Mater et magistra* 538
— und Judentum 568
Soziallehre, katholische
— und christliche Unternehmer 131
— Enzyklika *Mater et magistra* 536—558
— und Erwachsenenbildung 232 f.
— in Lateinamerika 449
— in der Mission 451 ff.
— und öffentliche Meinung 481
— die drei Prinzipien der 150
Sozialordnung
— der Christ als Chef 128 ff.
— Evangelium als Grundlage 452
Sozialseelsorge, Brevier in Spanien 74 f.
Soziale Wochen:
— 47. französische in Grenoble über Trend zur Vergesellschaftung 85 ff.
— 7. Wiener über die kirchliche Soziallehre 150 f.
Sozialversicherung in *Mater et magistra* 548
Soziologie und christliche Erneuerung 342
Spanien
— Kongreß der Arbeiterjugend (JOC) 79
— VIII. Woche für Kanonisches Recht 155
— Bischof von Madrid gegen falschen Irenismus 350
— Kardinäle und Erzbischöfe zum Ökumenischen Konzil 348 ff.
— Katholische Arbeiterbewegung 76
— Gewerkschaft 252 ff.
— kirchliche Journalistenschule 76
— Lage der Kirche 74 ff.
— Kirche und Staat 74 ff. 251 ff.
— Konfessionsstruktur 397
— Konzilserwartungen 153 ff.
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 ff.
— und Ökumenische Bewegung 155 349
— Ökumenischer Nachrichtendienst 58
— Pressefreiheit 75
— Priesternachwuchs 155 f. 397
— Schulkonflikt 255
— neue kirchliche Statistiken 396 f.
Spanisch-Guinea
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Spanisch-Sahara
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
„Spiegel", Analyse des Nachrichtenmagazins 387
Spiritualität und Priestererziehung 200
Staat
— und Ausgleichs- und Förderungsmaßnahmen nach *Mater et magistra* 549
— und Demokratie 247
— und freie Schulen in Frankreich 58 ff.
— und katholische Privatschulen 293 f.
— und Subsidiaritätsprinzip 204
— und Kirche
— — in Brasilien 403 f.
— — in der Dominikanischen Republik 353 ff.
— — in Haiti 255 ff.
— — in Italien 299 ff.
— — in Jugoslawien 203
— — in Kuba 124 ff.
— — in Polen 170 ff. 402 f.
— — in Puerto Rico 157 f.
— — in Schweden 447 f.
— — in Spanien 251 ff.
— — in Ungarn 506
Staatszuschuß und Finanzen der Diözese Linz 341
Staatsverständnis bei der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) 458

Statistik

— Afrika
— — Bevölkerungsdichte SB 13
— — Wachstum der Katholikenzahl SB 14
— — Religionsstatistik SB 14
— — nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— — Zahl der einheimischen Priester 209 456
— — Prozentzahlen der Katholiken 457
— — Schulbesuch in katholischen Schulen 457
— Algerien: Lage der Kirche 497 f.
— Asien: Zahl der einheimischen Priester 209
— Bolivien: Lage in der Erzdiözese Sucre 485
— Brasilien: Schulfunknetz 452
— Deutschland
— — Teilnahme am 37. Eucharistischen Weltkongreß 9 ff.
— — Kinobesuch der Jugendlichen 469
— — Liste der gefragtesten Filme bei Jugendlichen 471
— — ausländische Arbeitskräfte 418 ff.
— — Stand der Ordensschulen 293
— — Anteil der Katholiken an den einzelnen Fakultäten 378
— — Verteilung der Mittel aus der Fastenaktion 243
— — Bauernflucht aus der Sowjetzone 213
— — Seelsorgehelferinnen 513 517
— England: Meinungsumfrage über die Muttersprache in der Liturgie 400 ff.
— Formosa: Lage der Kirche 559 f.
— Frankreich
— — Bevölkerungsstruktur in der Diözese Metz 445
— — Priesternachwuchs 397
— Indien: katholische Caritastätigkeit 64
— Italien
— — Priesterzahl 444
— — wirtschaftliche Bedeutung des Films 393
— — Altersversorgung und Einkommensverhältnisse des Weltklerus 151 f.
— — religiöse Praxis der Gläubigen 152 f.
— — Zusammensetzung der Zentralkommission 510 f.
— — Gemeindewahlen in Oberitalien 487
— — Regionalwahlen in Sardinien 487
— Japan: Schulbesuch und katholische Schulen 3 ff.
— Lateinamerika: Wachstum des Protestantismus 165

— Niederlande
— — Zahl der Katholiken und Protestanten 377
— — Anteil der Katholiken an der Intelligenzschicht 378
— Österreich
— — Finanzen der Diözese Linz 339 ff.
— — Aktion Flores, Ergebnisse 210 f.
— — Lage der Kirche 52 ff.
— — Protestantenzahlen 499
— — Seelsorgehelferinnen 513 517
— Polen
— — der Ausgang der Sejm-Wahlen 1961 402
— — Schwangerschaftsunterbrechungen 172
— Schweiz
— — Missionsjahr der Katholiken 440
— — Genf, demographische Situation 324
— — konfessionelle Struktur 325
— — religiöse Praxis 326
— Sowjetunion: Zahl der Juden 569 ff.
— Spanien: neue kirchliche Statistiken 396
— Tschechoslowakei: Klerusstand 562
— Vatikan
— — Herkunft der Mitarbeiter am Ökumenischen Konzil 314 ff.
— — Zusammensetzung der Vorbereitenden Konzilskommissionen 315 ff.
— — Teilnahme der Orden an den Vorbereitungsarbeiten zum Konzil 321
— Welt
— — Zahl der Katholiken in den der Propaganda Fide unterstellten Missionen 257
— — katholische Universitäten 529 f.
— — Repräsentation der Kontinente auf dem Ökumenischen Konzil 81
— — Mitglieder der Christlichen Gewerkschaften 489
— — Jugendkriminalität 132
— — Budget des Weltrats der Kirchen 183

Steuerpolitik in *Mater et magistra* 547
Strafrechtsreform, Erklärung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken 149
Strafvollzug bei Jugendlichen 137
Studentenseelsorge 415 ff.
Subsidiaritätsprinzip
— Geltung im Betrieb 130
— in *Mater et magistra* 540
— im Staat 204
Suburbikarische Bistümer, Neuregelung 392
Südafrika, Wachstum der Katholikenzahl SB 14
Südafrikanische Union
— und Apartheid und Weltrat der Kirchen 329 ff.
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 318 f.
— Religionsstatistik SB 14
— Bruch mit dem Weltrat der Kirchen 363
Sudan
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Südrhodesien
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Südtirol, Bischof von Brixen Apostolischer Administrator von Trient 298 f.
Südwestafrika
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Swaziland
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Syndikate und Kirche in Spanien 252 f.
Synodalstatut der Seckauer Diözesansynode 390
Synoden
— der anglikanischen Kirche 265 459 f.
— der evangelischen Kirchen
— — gesamtdeutsche der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) in Berlin-Spandau 306 ff.
— — Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) in Berlin-Spandau 409 ff.
— der katholischen Kirche
— — Limburger Diözesansynode 415 ff.
— — Pro-Synode von Metz 445 ff.
— — Seckauer Diözesansynode 389 ff.
Syrien, Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 318 f.

T

Tagungen (nach dem Land des Tagungsortes)
— Argentinien: Lateinamerikanische Bischofskonferenz über Seelsorgsfragen, 13.—18. 11. 60 in Buenos Aires 60 f.
— Dänemark:
— — Erster Europäischer Kongreß für das Laienapostolat, 16.—20. 9. 60 in Kopenhagen 105 ff.
— — 2. Gesamteuropäische Kirchenkonferenz, 3.—8. 10. 60 in Nyborg 114 f.
— Deutschland:
— — Treffen der deutschen Homiletiker, Osterwoche 1960 in Würzburg 84 f.
— — Erste Internationale Studienwoche über Missionskatechese, 21.—28. 7. 60 in Eichstätt 35 ff.
— — „Die Formkraft der Kirche im neuen Europa", Arbeitstagung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, 22.—24. 7. 60 in München 14
— — IX. Internationaler Kongreß katholischer Ärzte, 25. bis 29. 7. 60 in München 14
— — Internationaler wissenschaftlicher Kongreß „Der Kult und der heutige Mensch", 30. 7. — 3. 8. 60 in München 14
— — 37. Eucharistischer Weltkongreß, 31. 7. — 7. 8. 60 in München 7—34
— — Soldatentreffen beim Eucharistischen Weltkongreß, 3. bis 7. 8. 60 in München 50 ff.
— — Münchener Una-Sancta-Feier, 6. 8. 60 42 ff.
— — Jahresversammlung des Bundes katholischer Unternehmer, 9. 10. 60 in Bad Neuenahr 128 ff.
— — Tagung der Bundesarbeitsgemeinschaft für katholische Erwachsenenbildung, 24.—26. 10. 60 in Saarbrücken 231 ff.
— — Tagung der Rabanus-Maurus-Akademie, 4.—6. 11. 60 in Königstein 194 ff.
— — Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, 22.—23. 11. 60 in Hildesheim 147 ff.
— — Haupttagung der Ordensschulen, 3.—4. 1. 61 in Mühlhausen Kreis Kempen 291 ff.
— — Gesamtdeutsche Synode der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD), 12.—17. 2. 61 in Berlin-Spandau 306 ff.
— — Fünftes Trikonfessionelles Gespräch, 24.—27. 2. 61 in Berlin 294
— — Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD), 10.—15. 4. 61 in Berlin-Spandau 409 ff.
— — Limburger Diözesansynode, Mai 1961 415 ff.
— — Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, 4.—5. 5. 61 in Würzburg 435 ff.
— — Frühjahrskonferenz der deutschen Bischöfe, 31. 5. 61 in Bühl 435
— — 6. Pädagogischer Kongreß der Sowjetzone, 3.—5. 6. 61 in Ost-Berlin 503 ff.
— — 4. Internationaler Kongreß für Kirchenmusik, 22. bis 30. 6. 61 in Köln 519 ff.
— England:
— — Arbeitstagung von Faith and Order, 3.—8. 8. 60 in St. Andrews 427 ff.
— — 2. Internationaler Kongreß der Jugendkriminologen, 8. bis 20. 8. 60 in London 131 ff.
— — Tagung des Zentralausschusses des Weltrats der Kirchen, 16.—24. 8. 60 in St. Andrews 138 ff. 183 ff. 267
— — Synoden der Anglikanischen Kirche von Canterbury und York, Anfang Mai 1961 459 f.
— — Synode der anglikanischen Kirchenprovinz von Canterbury, 17. 1. 61 265
— Frankreich:
— — 47. Soziale Woche Frankreichs, 12.—17. 7. 60 in Grenoble 85 ff.
— — Klerustagung in Lyon, März 1961 350
— — Pro-Synode der Diözese Metz, 5. 4. 61 in Metz 445 ff.

— — 4. Weltkongreß der Christlichen Gewerkschaften, 28. 6. bis 1. 7. 61 in Paris 489 ff.
— — 70. Französischer Nationalkongreß der „Union des Œuvres", 4.—8. 4. 61 in Toulouse 397 ff.
— Italien:
— — 2. Weltkongreß der Schriftsteller und Künstler schwarzer Rasse, April 1959 in Rom 495
— — Pax-Romana-Kongreß, 8. 12. 59 in Rom 496
— — 2. Nationalkongreß des italienischen katholischen Presseverbandes, Anfang Dezember 60 in Rom 197 ff.
— — Erster Italienischer Nationalkongreß für Priesterberufe, 19.—21. 4. 61 in Rom 444 f.
— — Treffen von 50 Generalprokuratoren missionierender Orden mit Vertretern der FAO, Ende April 61 bei Rom 452
— — Kongreß der FIMOC, 14.—17. 5. 61 in Rom 441 ff.
— — Jubiläumsfeier für *Rerum novarum*, 15. 5. 61 in Rom 441 ff.
— — Versammlung der höheren Oberen der Schulbrüder des hl. Johannes von La Salle, 14. 6. 61 in Rom 485 f.
— Kanada: IV. Internationaler Katholischer Wanderungskongreß der Internationalen Katholischen Wanderungskommission (ICMC), 21.—25. 8. 61 in Ottawa 108 ff.
— Kongo: 2. Pan-Afrika-Seminar der Pax Romana, 23. 12. 60 bis 5. 1. 61 in Léopoldville 261 f.
— Luxemburg: 3. Theologische Konferenz, 2.—7. 8. 60 in Bièvre 474
— Mexiko: Studienwoche des Interamerikanischen Sekretariats für die Katholische Aktion, 26. 11. — 4. 12. 60 in Mexiko-City 203
— Ökumenisches Konzil, Vorbereitende Zusammenkünfte:
— — Versammlung der Mitglieder und Konsultoren der Konzilskommissionen, 14. 11. 60 in Rom 166 ff.
— — Erste Pressekonferenz des Ökumenischen Konzils, 18. 4. 61 im Vatikan 391 f.
— — Erste Session der Zentralkommission für die Konzilsvorbereitung, 17.—20. 6. 61 in Rom 508 ff.
— — Zweite Pressekonferenz des Ökumenischen Konzils, 20. 6. 61 im Vatikan 510
— Österreich:
— — Kongreß für die europäische Priesterfrage, Oktober 1958 in Wien 201
— — Siebente Wiener Soziale Woche, 24.—25. 11. 60 150 ff.
— — Weihnachtsseelsorgertagung, 27.—30. 12. 60 in Wien 244 ff.
— — Seckauer Diözesansynode, 20.—23. 6. 60 in Graz 389 ff.
— — Tagung der Arbeitsgemeinschaft katholischer Journalisten, 30. 1. 61 in Wien 294 ff.
— — Journalistentreffen, 11.—13. 5. 61 auf Schloß Seggau 438 f.
— Schottland:
— — Arbeitstagung von Faith and Order, 3.—8. 8. 60 in St. Andrews 427 ff.
— — Sitzung des Zentralausschusses des Weltrats der Kirchen in St. Andrews, 16.—24. 8. 60 267
— Sowjetunion:
— — Konferenz der sowjetischen Öffentlichkeit für die Abrüstung, 15.—16. 2. 60 in Moskau 68
— — Konferenz der kommunistischen Parteien der Welt, Herbst 1960 in Moskau 165 f. 465 ff.
— Spanien:
— — Kongreß der JOC, Ende Juli 1960 in Madrid 79
— — VIII. Woche für Kanonisches Recht, September 1960 in Salamanca 155
— Tschechoslowakei: Prager „Allchristliche" Friedenskonferenz, 13.—18. 6. 61 in Prag 501 f.

Tanganjika
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 318 f.
„Taufe der Kulturen" 495
Taufverständnis beim Weltrat der Kirchen 428
Technik
— und Freizeit 386
— in katholischer Sicht 245
— und religiöse Gleichgültigkeit 290
Terror in Algerien, Ablehnung durch die Kirche 103
Theologie
— Dogmen und aggiornamento 312 f.
— Glaubenseinheit und Mannigfaltigkeit 464 f.
— Interpretation des menschlichen Daseins 292 f.
— Lehre von der Kirche als Communio 276 ff.
Togo
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Tortur in Algerien, Ablehnung durch die Kirche 103
Transsubstantiation, Wesensbestimmung 42 f.
Trauungen in Österreich 54
Trient, Bischof von Brixen Apostolischer Administrator 298 f.
Trikonfessionelles Gespräch, 5. in Berlin 294
Tschad
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Tschechoslowakei
— Brief Johannes' XXIII. an Erzbischof Beran 560 f.
— Lage der Kirche 561 ff.
— Prager „Allchristliche" Friedenskonferenz 501 f.
Tunesien
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 318 f.
— Religionsstatistik SB 14
— religiöse Reformen 117 ff.
Türkei, Reisebeschränkungen für kirchliche Würdenträger 115

U

„Überbevölkerung" im Urteil des australischen Episkopats 67
Uganda
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Una-Sancta-Feier beim Eucharistischen Weltkongreß 42 ff.
Ungarn
— Bedrohung der Kirche 505 ff.
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
Unierte Kirchen, lingua vernacula in der Liturgie 61 f.
Universitäten
— katholische 529 ff.
— — in Deutschland 530
— — in den Missionen 531
— — und Geisteswissenschaften 535
— — und Naturwissenschaften 535
— — und Laienapostolat 535
— Tagung der afrikanischen 261 f.
Unterentwickelte Länder, Aufgabe der Kirche 247 f.
Unternehmensverfassung in *Mater et magistra* 543 f.
Unternehmer
— der Christ als Chef 128 ff.
— Jahresversammlung des Bundes katholischer Unternehmer 128 ff.
— und christliche Soziallehre 131
Uruguay, Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.

V

Vaticanum, siehe *Ökumenisches Konzil*
Vatikan
— Kontroverse Romeo / Schoekel 344 f.
— Versammlung der Mitglieder und Konsultoren der Konzilskommissionen 166 ff.
— Pressekonferenzen über das Ökumenische Konzil 391 f. 510 f.
— Jubiläumsfeier für *Rerum novarum* 441 f.
— Besetzung der suburbikarischen Bistümer 392
— Erste Session der Zentralkommission für die Konzilsvorbereitung 508 ff.
Vatikanisches Konzil, siehe *Ökumenisches Konzil*
Venezuela, Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 316 f.
Verbrechensbekämpfung und Vereinte Nationen 131 ff.
Vergesellschaftung in *Mater et magistra* 541 f.

Vereinigte Arabische Republik
— Missionsschulprobleme 359
— siehe auch *Ägypten*
Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands (VELKD)
— Generalsynode in Berlin-Spandau 411
— Handreichung für den Christen in der Sowjetzone 457
— und Obrigkeit in der Sowjetzone 458 f.
— Staatsverständnis 458
Vereinigte Staaten von Amerika (USA)
— Amerika-Griechen und Moskau 413
— Änderung der römisch-katholischen Gebetsoktav 107
— griechisches Exarchat und Ökumenisches Patriarchat 70
— Größenverhältnis SB 13
— Kontroversen zwischen den auslandsrussischen Jurisdiktionen 363 f.
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 314 316 f.
— Landessprache in der Liturgie der unierten Kirchen 61
— „Weinende Ikonen" 69 f.
Vereinswesen, kirchliches, in München 286
Vereinte Nationen und Verbrechensbekämpfung 131 ff.
Verfolgte Kirche und Ökumenisches Konzil 170
Vergesellschaftung
— in *Mater et magistra* 541 f.
— und Person 85 ff.
— als Strukturprinzip 87 f.
Verkündigung und Meßopfer 110
Vietnam
— Errichtung der ordentlichen Hierarchie 205 ff.
— Vertretung bei den Vorbereitenden Konzilskommissionen 318 f.
— Laienapostolat 206
Völkerverständigung in christlichem Geist 150
Volksgesang und Meßfeier 483
Volkshochschulverband und Erwachsenenbildung 234 f.
Volksmission
— Bedeutung für Lateinamerika 60
— in München 226
Volkssprache
— in der Liturgie 38 400 ff.
— — Entscheid Papst Johannes' XXIII. 61
— — der unierten Kirchen 61 f.
Volta
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14

W

Wahlen
— Episkopat von Puerto Rico zu den Präsidentschaftswahlen 157 f.
— für den Rat der EKD 308 f.
— Gemeindewahlen in Italien 486
— Provinzwahlen in Görz 487
— Regionalwahlen in Sardinien 487
— Ergebnisse der Sejm-Wahlen in Polen 402
— in den Geschäftsführenden Ausschuß beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken 438
Wandern und Filmbesuch 469
Wanderung
— Kongreß in Ottawa 108 f.
— Funktion 68
— Probleme 108 f.
Weihnachtsbotschaft Papst Johannes' XXIII. 1960 221 ff.
Weihnachtsseelsorgertagung in Wien 244 ff.
Weltanschauungsprofessuren 530
Weltgebetsoktav und Ökumenische Bewegung 211 f.
Weltkommunismus, Tagung in Moskau 165 f.
Weltrat der Kirchen
— Tagung des Zentralausschusses in St. Andrews 138 ff. 183 ff. 267
— christologische Basis 140
— Interpretation der Einheitsformel 427 ff.
— und Evangelisation 184
— Haushaltsmittel und ihre Verteilung 182 f.
— und Mission 141
— und Moskauer Patriarchat 217 f. 267 f. 472 ff.
— und Ökumenisches Konzil 138 ff.
— und Rassenfrage in Südafrika 329 ff. 363
— Struktur und Arbeitsweise der Organisationen 180 ff.
— und Südafrika 329 ff. 363
— Taufverständnis 428
— Vorbereitungsheft für die 3. Vollversammlung in Neu-Delhi 265 f.
— und Weltgebetsoktav 211 f.
Werbemethoden für Missionsberufe 259
Westafrika, Wachstum der Katholikenzahl SB 14
Wettbewerb
— in *Mater et magistra* 537
— sozialistischer, in der Sowjetzone 236
Wiedervereinigung
— Hindernisse 462
— mit der Ostkirche, Dom Lambert Beauduin 185 ff.
— neue Richtlinien Kardinal Beas 297
— vgl. *Ökumenische Bewegung*
Wirtschaft
— Erklärung des australischen Episkopats 67
— und Gesellschaft 150
— Stabilisierung in Spanien 76
Wirtschaftspolitik
— Erklärung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken 148
— spezifische, in *Mater et magistra* 547
Wissenschaft und katholische Kirche 530

Z

Zensur und Film 396
Zentralafrika, Wachstum der Katholikenzahl SB 14
Zentralafrikanische Republik
— Bevölkerungsdichte SB 13
— nichtautochthone Bevölkerung SB 14
— Religionsstatistik SB 14
Zentralausschuß des Weltrats der Kirchen
— in St. Andrews 138
— siehe auch *Weltrat der Kirchen*
Zentralismus, römischer, Maximos IV. Saigh zum 464
Zentralkomitee der deutschen Katholiken
— Arbeitstagung in München 14
— Vollversammlung in Hildesheim 147 ff.
— Vollversammlung in Würzburg 435 ff.
— Wahlen für den Geschäftsführenden Ausschuß 43
— Bericht über das Ökumenische Konzil vor dem 435 ff.
Zentralkommission für die Konzilsvorbereitung
— Aufgaben 315
— Erste Session 508 ff.
— Themen der Ersten Session 511 ff.
— Zusammensetzung 316 ff. 510 f.
Zonenflucht, Evangelische Kirche in Deutschland zur 212 ff.

PERSONENVERZEICHNIS

Aufgeführt sind alle im Jahrgang erwähnten lebenden oder in den letzten zwei Jahren verstorbenen Personen sowie die Päpste seit Pius X. Von, de, d', van *sind grundsätzlich nachgestellt*

A

Abate, Antonio OP 57
Abbas, Ferhat 102
Abdin, Mufti von Syrien 71
Abellán, Pietro Maria SJ 55
Abenthum, Karl 11
Abraham, Karl 526
Acker, Achille van 159
Adam, Franz-Nestor, Bischof von Sitten 56
Adam, Karl 56
Adenauer, Konrad 10 122 149
Agagianian, Grégoire Pierre XV. Kardinal 9 39 81 114 257 258 317 440 454 495 496 510
Agnoletto, Attilio 335
Ahern, Barnabas MCP 333
Albareda, Anselmo M. OSB, Abt 57
Albareda-Herrera, M. José 296
Alberti, Ottorino 345
Albright, W. F. 345
Alcaman, indianischer Kapuziner 10
Aleksejev, Viktor 267
Alessandro SM 101
Alexius, orthodoxer Patriarch von Moskau 68 69 114 116 117 142 215 216 217 218 219 267 310 411 412 413 475
Alfrink, Bernhard Jan Kardinal, Erzbischof von Utrecht 9 50 269 275
Aloisi Masella, Benedetto Kardinal 316
Alonso de Prado, Emilio M. OFM 153 154
Altmann, Rüdiger 191
Alvarez, Lilí 153 154
Alves de Pinho, Moisés, Erzbischof von Luánda 361 409
Alves de Siqueira, Antonio Maria, Erzbischof-Koadjutor von São Paolo 56
Alzola, José Antonio 254
Amaduni, Garabed, Mechitarist 56
Amano, Teiyu 5
Amberg, Henrik 105
Amici, Giuseppe, Erzbischof von Modena 56 444
Ammann, Joachim, Titularbischof von Petnelisso 57
Andreotti, Giulio 10
Andrew, Angel OFM 57
Angioni, Antonio 56 151
Anglès, Higini 519 521 522
Anselmus, Schulbruder 55
Antoniutti, Ildebrando, Titularerzbischof, Apostolischer Nuntius in Spanien 78 252
Anyogu, John Auxiliarbischof von Onitsha 263
Aranguren, José Luis 432
Arato, Enrico 101
Arbonne, Lazzaro d' OFMCap 55
Arendt, Hannah 46
Arens, Richard SVD 531
Arndt, Adolf 383
Arquer, Joseph 76
Arriba y Castro, Benjamin de, Kardinal, Erzbischof von Tarragona 9
Artajo, Alberto Martín 254
Asmussen, Hans 43
Astar-Sternberg, Ernst 478
Athenagoras, Erzbischof von Thyateira 500
Athenagoras I., Ökumenischer Patriarch von Konstantinopel 69 70 114 115 116 117 218 267 413
Auer, Johann 45 525
Aufderbeck, Hugo 297
Augstein, Rudolf 387
Augustin, Remy, Weihbischof von Port-au-Prince 255
Auhofer, Herbert 334
Averoff-Tositsas, Vevangelos 69
Awolowo, Obafemi 263
Ayub Khan, Mohammed 502
Azikiwe, Nnamdi 263

B

Babcock, Allen James, Bischof von Grand Rapids 57
Baccino, Luis, Bischof von San José de Mayo 55
Bacht, Heinrich SJ 240
Backhaus, Ambrosius 574
Baeten, Jozef Willem Maria, Bischof von Breda 275
Bafile, Corrado, Erzbischof, Apostolischer Nuntius für Deutschland 9 23 25 35 521
Baggio, Giorgio 108
Baggio, Sebastiano, Erzbischof und Apostolischer Delegat in Kanada 108
Bähr, Walter 575
Bajo, Candido CMF 56
Balanzá y Navarro, Rafael, Bischof von Lugo 255
Baldelli, Ferdinando, Titularbischof von Aperle 57
Baldi, Donato OFM 151
Balewa, Abubakar Tawafa 162 263 264
Ballis, William B. 432
Bandaranaike, Firimavo 162
Bandas, Rodolfo 56 151
Baragli, Enrico SJ 57 191 393 394 395 396 526
Baratta, Raffaele, Erzbischof von Perugia 55
Barberena, Thomas 56
Barbier, Jean F. OFM 151
Barbieri, Luciano 432
Barbieri, Uberto, Bischof der Methodisten Brasiliens 184
Barlay, Edmund OCist 506
Barnas, Stefan, Weihbischof von Zips 562
Barnes, Roswell P. 58
Barnes, Samuel H. 288
Baron, André 56
Barré, Henri CSSp 55
Barrère, Alain 85 86 87 88 89 90
Barros Câmara, Jaime de, Kardinal, Erzbischof von Rio de Janeiro 9 35 404
Barth, Karl 307 309
Bartha, Tibor 501
Bartz, Wilhelm 238 287
Bassoli, Vincenzo 396
Bastnagel, Klemens Vinzenz 56
Batista, Fulgencio 125
Baum, Gregory OESA 57 288
Baumgarten, Ch. 279
Baumgarten, Eduard 134 526
Bavaud, Georges 144
Bawens, Litvinos OSB 56
Bazelaire de Ruppierre, Louis Marie Fernand de, Bischof von Chambéry 56
Baziak, Eugeniusz, Titularerzbischof und Apostolischer Administrator von Krakau 55
Bea, Augustin Kardinal 9 23 25 81 83 92 97 138 139 142 155 163 164 190 212 248 249 265 276 286 297 317 410 475 476
Beaupère, René OP 192 480 576
Bebani, Ajatollah 71
Becher, Hubert SJ 382 526
Beck, George Andrew, Bischof von Salford 57
Beckel, Albrecht 232 233 335
Becker, A. H. 95
Becker, Hellmut 239
Becker, Karl 57
Becker, Werner Or 297
Beckmann, Heinz 382
Beckmann, Joachim 93 307
Beckmann, Johannes B. SMB 151 432
Becquet, Thomas OSB 56
Bednorz, Erbet, Bischof und Koadjutor von Kattowitz 57
Behrend, Oda 95
Bejan, Ovidio 56
Bekkers, Willem Maria, Bischof von 's-Hertogenbosch 275
Belaguer, Joaquín 354
Belanger, Valerian, Weihbischof von Montreal 56
Bellini, Alberto 57
Bello, Ahmadu 263
Belloni, Giovanni 55
Beltram de Heredià, Vincenzo OP 56
Bender, Julius, Landesbischof der Evangelischen Kirche von Baden 307
Bender, Ludwig OP 55
Benét, Stephen Vincent 191
Beniamino della SS. Trinità OCD 56
Benoit, André 480
Benoît, Pierre OP 57
Bentia, Stefano 56
Bentivoglio, Luigi, Erzbischof von Catania 392
Beran, Josef, Erzbischof von Prag 560 561 562
Berg, Ludwig 336
Bergh, E. SJ 382
Berkenkopf, Galina 46
Berle, A. 403
Bernard, Jean 57
Berry, Thomas CP 333
Bertoglio, Francesco, Titularbischof von Paro 296
Bertoli, Paul, Erzbischof, Apostolischer Nuntius in Frankreich 397
Bertrams, Wilhelm SJ 574
Berutti, Cristoforo OP 316
Besnard, A.-M. 142
Beste, Niklot, lutherischer Landesbischof von Mecklenburg 308
Beste, Ulrich OSB 56
Betancourt, Romulo 354
Bettazzi, Luigi 297
Bevenot, Maurice SJ 57
Bevilacqua, Giulio Or 56
Beya, Thomas 230
Bidagor, Raimondo SJ 316
Biemer, Günter 382 525
Biervliet, Albert van CSSR 55
Bigelmair, Andreas 56
Bignamini, Egidio, Erzbischof von Ancona 56
Bilheimer, Robert S. 330
Bisoglio, Luigi 296
Black, Hugo L. 143
Blanchet, Emile Arsenius, Titularerzbischof von Philippopel 56
Blank, Joost de 332
Blieweis, Theodor 55
Blomjous, Joseph, Bischof von Mwanza 37 57
Blond, P.-A. OP 333
Blondeel, Maurice SMA 57
Blondel, Maurice 88
Böckenförde, Ernst-Wolfgang 288 335 525 575
Böckle, Franz 458 480 491
Bodensieck, Heinrich 143
Bodzenta, Erich 52
Boehm, Mario 57
Bogyay, Th. v. 46
Bohachevsky, Konstantin, ruthenischer Erzbischof von Philadelphia 56
Böhm, Anton 239 246
Boismard, Marie-Émile OP 45
Bokler, Wilhelm 296
Bolikango, Jean 230
Böll, Heinrich 478
Bolognini, Danio, Bischof von Cremona 56
Boman, Thorleif 384
Bomm, Urban 520
Bonet Marrugat, Albert 57
Bonet y Muixi, Emanuele 56
Bonnard, Pierre 480
Borella, Pietro 56
Boris, russisch-orthodoxer Erzbischof, Exarch für Amerika 363 364
Born, August 56
Borovoj, Vitalij M. 217 267 412 472
Bortignon, Girolamo, Bartolomeo, Bischof von Padua 55
Bosc, Robert 575
Bosio, Giuseppe SJ 286
Botte, Bernard OSB 56
Botto, Paolo, Erzbischof von Cagliari 56
Bouladouse, Maurice 489 490
Boulard, Fernand 53 54 241 398
Bounoure, Louis 191
Bourgeois, Edouard 296
Bourgiba, Habib 118 119
Bouscaren, Timoteo L. SJ 57
Bouyer, Louis Or 151 185
Boyer, Charles SJ 57 107 239 277
Braga, C. CM 180
Brancoli Busdraghi, Piero 576
Brandenburg, Albert 48
Brandt, Willy 307
Braunmandl, Konrad SJ 358
Brechter, Henricus Suso OSB, Erzabt 57
Breisky, Hubert v. 526
Brennecke, Gerhard 144 184 329
Brezinski, Z. K. 575
Bridstone, Keith R. 211
Brien, André 35 392
Brinkhoff, Lukas OFM 102
Brinkley, George A. 287
Brisebois, Guido OFM 56
Brizgys, Vincentas, Titularbischof von Bosana 101
Bro, Bernard OP 94
Bhave, Vinoba 63
Broek, Thomas van den OPraem 151
Brucculeri, Angelo SJ 526
Brugarola, Martín 287
Brugisser, Paul SMB 38
Bruls, Jean SAM 109 110
Brunner, E. 197
Brunner, Peter 43 240
Brunotte, Heinz 307
Buchheim, Hans 575
Buchheim, Karl 95 575
Büchner, Franz 95 239 432
Bucko, Johannes, Erzbischof und Apostolischer Visitator der byzantinischen Ukrainer in Westeuropa 56
Bugnini, Annibale CM 316
Bühlmann, Walbert OFMCap 35 37 440 456
Buijs, Ludovico SJ 57
Bujevskij, A. S. 217
Bukatko, Gabriel, Erzbischof-Koadjutor von Belgrad 57 486
Bünter, Adelhelm 478
Burghardt, Anton 245 334
Burzio, Lorenzo 46
Buytendijk, F. A. S. 191

C

Cabana, Luis Joseph 392
Cadier, Jean 115
Caffarel, Henri 57
Caggiano, Antonio Kardinal, Erzbischof von Buenos Aires 60
Caglio, Ernesto Moneta 297
Calderari, Giuseppe 392
Calewaert, Karel Justien, Bischof von Gent 56
Callori di Vignale, Federico 151
Calvez, Jean-Yves 191 575
Camelot, Thomas OP 56 142
Cammaert, F. 50 51
Campo y la Bárcena, Abilio del, Bischof von Calahorra 57
Canals, Salvator 443
Canizzaro, Giovanni Bruno OSB, Abt (†) 56
Cantagalli, Gaspare 101
Cantero Cuadrado, Pedro, Bischof von Huelva 75
Capelle, Bernardo OSB, Abt 56
Capoferri, Salvatore 392
Caprile, Giovanni SJ 48 526
Cardijn, Joseph 57 302
Cardine, Eugenio OSB 56
Carillo de Albornoz, A. F. 182 185
Carli, Luigi, Bischof von Segni 392
Carpentier, René SJ 286 382 476
Carpino, Francesco, Titularerzbischof von Sardica 296
Carraro, Giuseppe, Bischof von Verona 56 444
Carrasco, Inés 254
Čárský, Josef, Bischof von Kaschau 561 562
Carter, Alexandre, Bischof von Sault Sainte Marie 443
Carteron, Abbé 498
Caruso, Igor 382
Casalis, Georges 46
Cassian, evangelischer Bischof von Paris 336
Castellano, Ismaele Mario, Titularerzbischof von Colossae 57
Castelli, Mario 47 383
Castro Mendes, Luis de 409
Castro Ruz, Fidel 124 125 126 127 256
Castro Ruz, Raúl 125
Cattaneo, Enrico 297
Catti, Giovanni 297
Caudron, M. 45
Caufield, Caspar CP 151
Cauwe, Alfred SMA 151
Cauwelaert, Jean van, Bischof von Inongo 230
Cavalli, Fiorello SJ 192 528
Cencilio, Luis 46
Cento, Fernando Kardinal 317 441
Ceriani, Grazioso 392
Césair, Aimé 432
Chailley, Jacques 519
Chambre, Henri 143
Charrière, François, Bischof von Lausanne, Genf und Fribourg 57
Chauchard, Paul 477
Chavasse, Antoine 56
Chedid, Jean, Bischof von Arca 56
Chen-Chen-Tao, Vincent 57
Chereath, Sebastianos 56
Children, Richard J. 143
Chruschtschow, Nikita 49 51 69 102 287 562 572 573 574
Churchill, Winston 137
Cicogna, Umberto SJ 528
Cicognani, Amleto Giovanni Kardinal 61 317
Cicognani, Gaetano Kardinal 180 316 349
Cifuentes Goínez, Alfredo, Erzbischof von La Serena 56
Ciriaci, Pietro Kardinal 316
Civardi, Luigi 57
Civisca, Luigi SJ 57
Clodoald, P. OFM 203
Cocchetti, Orazio 392
Cody, John Patrick, Bischof von Kansas City 56
Colli, Evasio, Erzbischof von Parma 57
Colombo, Augusto 62
Colombo, Carlo 55
Colombo, Giovanni, Weihbischof von Mailand 151 239 444
Colson, J. 480
Combes, André 56
Compagnone, Enrico Romolo, Bischof von Anagni 55
Concha Cordoba, Luis Kardinal, Erzbischof von Bogotá 197
Confalonieri, Carlo Kardinal 392
Congar, Yves OP 82 83 88 90 139 142 144 189 277 287 431
Considine, John J. MM 156
Conti, Ferrero 101
Conti, Giuseppe 382
Corallo, S. 486
Corbishley, Thomas SJ 362
Corcoran, Carlo 56
Cordeiro, Antonio da Conceiçao, Erzbischof von Karachi 443
Cornelis, Girolamo AA 56
Corr, Gérard M. OSM 57
Cortbawi, Anton 57
Costantini, Celso Kardinal 360
Costantini, Vittorio M. OFMConv 151
Cour, Raymond F. 190
Courtois, Gaston CFC 56
Cousins, William E., Erzbischof von Milwaukee 57
Coussa, Acacio 496
Couturier, Ch. SJ 523
Cremin, Patrice François 56
Cristea, Basilius, Titularbischof von Lebedo 101
Cullmann, Oscar 48 85 373 429
Cunnigham, James CSP 57
Chushing, Richard James Kardinal, Erzbischof von Boston 156 158
Cuttat, Jacques Albert 306
Cyrankiewicz, Joseph 402
Cyrillus, Bernardo OCD 57

D

Da Costa Nunes, José, Patriarch, Titularerzbischof von Varna 20
Dadek, Walter 393
Dagher, George 61
Dahmen, G. 202
Dalgiewicz, Irene 108
D'Alton, John Kardinal, Erzbischof von Armagh 9
Damiano, Celestin J., Erzbischof und Bischof von Camden 296
Danell, lutherischer Bischof von Schweden 115
Daniélou, Jean SJ 333 525
Danielski, Stefanie 477
Dante, Enrico 151
Davis, Henry Francis 57
Davis, James Peter, Erzbischof von San Juan de Puerto Rico 157 158
Dayez, M. 45
Deault, Roger le 392
Dejaifve, Georges SJ 142 278 476
Delabunt, Angelus F. SA 107
Delacroix, Simon 151
Delargey, Reginald John, Weihbischof von Auckland 57
Delchard, Antoine SJ 296
Delcuve, George SJ 39
Delgado y Gómez, Enrique, Erzbischof von Pamplona 77 78
D'Elia, Pasquale SJ 57
Delitzsch, F. 294
Dell'Acqua, Angelo 151
Dellepoort, J. J. 201 202 203 397
Démann, Paul 294
Denis, Jacques 296
D'Ercole, Giuseppe 55
De Rosa, Giuseppe SJ 287
Deskur, Andrea 317
D'Espine, Henry 115 141
Dessauer, Ottmar 415 416 417
Dessauer, Philipp 245
Deuerlein, Ernst 383 432 478
Deus, Franz 526
Devoto, Alberto 57
Dewailly, L. M. 278
Dezza, Paolo SJ 56
Dia, Mamadou 502
Dib, Pierre, maronitischer Bischof von Kairo 56
Dibelius, Otto, Bischof der Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg 307 308 309 336 409 457
Diebold, Stephan 296
Dieckmann, Gottfried OSB 56
Dietze, Constantin v. 307
Dietzfelbinger, Hermann, Landesbischof der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern 10 93 107 144 409 410
Diop, A. 114
Dirks, Ansgar OP 56
Dirks, Marianne 438
Djilas, Milovan 203
Dodd, Charles H. 362
Dodewaard, Jan A. E. van, Bischof von Haarlem 275
Doerne, Martin 528
Doheny, William 56
Doi, Peter Tatsuo Kardinal, Erzbischof von Tokio 9
Domenach, Jean-Marie 94
Dominguez y Rodriguez, Massimino, Weihbischof von Havanna 55
Donovan, Dustan, Atonement-Franziskaner 57
Donze, Henri 57
Döpfner, Julius Kardinal, Bischof von Berlin 3 9 21 25 42 83 94 122 124 170 199 370 443
Dossing, Gottfried 296
Dottarelli, Domenico 151
Dragone, Carlo Tommaso CSP 55
Dreher, Bruno 240
Dreyfus, F. 142
Drimmel, Heinrich 499 500
Droulers, P. 384
D'Souza, Eugen, Erzbischof von Nagpur 112
D'Souza, Hermann J. 66
D'Souza, Hieronymus SJ 57
Duamba, Samuel 455
Dubarle, Dominique 333
Denis, Leopold SJ 37 56
Dubois, Marcel CSSR 56
Dubois-Dumée, Jean-Pierre 106 398 399
Duff, Edward SJ 45 144 190
Dumont, Christopher J. OP 57 276 475 574
Dumont, Pierre OSB 57
Dun, Angus 141
Dunne, George H. SJ 477
Dunsford, John E. 143
Duschak, Wilhelm J. SVD, Apostolischer Vikar von Calapan 2 38 113
Duval, Léon-Etienne, Erzbischof von Algier 498 499
Duvalier, François 255 256

E

Ebel, Basilius OSB 522
Ebeling, Gerhard 480
Eberbach, Heinz 240
Echeverría, Lamberto de 153 154 155 349
Echeverria Ruiz, Bernardino, Bischof von Ambato 55
Eck, Marcel 46
Eckert, Willehad OP 144 294
Edelby, Neofito BS 57 151
Edenman, Ragnar 447 448
Eder, Gernot 46
Egenter, Richard 8 11
Egli, P. OP 6
Ehrhardt, A. T. 576
Ehrle, Gertrud 438
Ehrlich, Ernst Ludwig 144 294
Eichmann, Adolf 309 527
Eijo y Garay, Leopoldo, Bischof von Madrid 77 350
Eisenhower, Dwight D. 49 61 69
Eisenreich, Herbert 383
Ekberg, Anita 472
Elchinger, Arthur, Bischofkoadjutor von Straßburg 2 38
Eldarov, Giorgio OFM 57
Elias, orthodoxer Metropolit vom Libanon 310
Elisabeth II. 163 265
Elizalde, I. SJ 575
Ellison, G. S., anglikanischer Bischof von Chester 460
Eltschkner, Anton, Weihbischof von Prag 561 562
Emmen, Egbert 114
Enrique y Taracón, Vicente, Bischof von Solsona 77
Epstein, Klaus 432
Epting, Karl 383
Escudero, Gerardo CMF 248
Evers, Heinrich SSS 56
Ewers, Heinrich 296
Exeler, Adolf 142

F

Fabian, Franz 389
Fabregas, Michele SJ 56
Fabro, Cornelio 56 574
Fagerberg, H. 336
Fallani, Giovanni 151
Famoso, Salvatore 392
Fanfani, Amintore 299 300 346 348 486
Faraoni, Vincenzo 151
Fares, Armando, Erzbischof von Catanzaro 56
Fariña Fariña, Pio Alberto, Titularbischof von Citarizo 55
Feiner, Johannes 57
Felici, Pericle, Erzbischof 80 316 391 392 443 444 510
Fellini, Federico 396
Feltin, Maurice Kardinal, Erzbischof von Paris 9 50 80 81 104
Fennelly, Bernard CSS 151
Fernandel 84
Fernández-Conde, Emanuele, Bischof von Córdoba 392
Fernández Flórez, D. SJ 75
Ferrari, A. 479
Ferrari, Carlo de, Erzbischof von Trient 298 299
Ferrari Toniolo, Agostino 57
Ferrée, Guilleaume 57
Ferreira Gomez, Antonio, Bischof von Porto 102
Ferretto, Giuseppe Kardinal, Titularerzbischof von Sardica 108 197 392
Fessard, Gaston 46
Fichter, Joseph SJ 54
Figini, Carlo 56
Figl, Leopold 27
Fileppi, Francesco OFMCap 409
Filipiak, Boleslav 56
Filthaut, Theodor 286
Fincke, Eberhard 96
Finé, Heinz SJ 190
Fischer, Balthasar 84 85 289 297
Fischer, Hubert 38
Fischer, Martin 336
Fischer, Robert H. 384
Fisher, Geoffrey, anglikanischer Erzbischof von Canterbury 141 142 163 164 190 218 248 249 265 278 280 294 362 501
Fitzpatrick, Joseph P. 47
Flahiff, George, Erzbischof von Winnipeg 443
Flatten, Heinrich 382
Flood, Edmund OSB 384

Florowskij, Georgij 296
Flory, Charles 86 87
Flynn, Robert M. 5
Flynn, Thimoty 57
Foerster, Friedrich Wilhelm 137
Fogarty, Michael P. 191
Fogliasso, Emilio SDB 55
Fohl, Giulio OSB 55
Foley, Theodore CP 101
Folliet, Joseph 47 432
Fonseca, Fr. A. 65
Font y Andreu, Jaime, Bischof von San Sebastián 77 78 252
Forer, Heinrich, Weihbischof von Bozen 299
Fornasari, Eugenio CSP 56
Forst de Battaglia, Otto 95
Forster, Karl 522
Forsthoff, Ernst 47
Fourastié, Jean 478
Franck, Sebastian 478
Franco y Bahamonde, Francisco 74 75 77 79 253 254 255
Frandizis, Pietro OFM 57
Frankfurter, Felix 143
Frankowski, Jan 402
Freiburg, A. SJ 48
Freier, Recha 221
Frenette, Emiliano, Bischof von San Girolamo 57
Fresnay, Pierre 84
Fresquet, Raymond de 108
Freyer, Hans 143 196 334
Friedrich, C. J. 575
Fries, Heinrich 92 574
Frings, Joseph Kardinal, Erzbischof von Köln 9 25 149 521
Frohn, Robert 438
Fry, Franklin Clark 330
Fuenmayor, Amadeo de, Opus Dei 56
Fuglsang-Damgaard, Hans, Bischof der Lutherischen Kirche in Dänemark 115
Funk, Josef SVD 359
Funke, J. W. 478

G

Gabel, Emile AA 57
Gablentz, Otto Heinrich von der 287
Gaechter, Paul SJ 371 373
Gajard, Joseph 519
Galeazzi, Graf Enrico Pietro 101
Galinsoga, Luis de 79
Gallagher, Bryan, Bischof von Port Pirie 57
Galletto, Albino 57
Galvão, Henrique 301 361
Gantin, Bernardin, Erzbischof von Cotonou 57
Garcia, Narciso CMF 296
Garcia, Secondo, Bischof und Apostolischer Vikar von Puerto Ayacucho 296
García Lahiguera, José Maria, Weihbischof von Madrid 79
Garcia y Goldaraz, José, Erzbischof von Valladolid 56
Gardiner, Robert H. 140
Gargitter, Josef, Bischof von Brixen 298 299
Garò, Paolo 56
Garrone, Gabriel, Erzbischof von Toulouse 57 397 400
Gasbarri, Primo, Weihbischof von Velletri 57
Gassner, Hieronymus OSB 248
Gathier, Emile SJ 151 534
Gaulle, Charles de 102 103 104 200 497 526
Gauthier, René 108
Gawlina, Josef, Titularerzbischof von Madito 316
Gay, Jean, Bischof von Bassa Terra 432
Gebhardt, Georg 194
Gehlen, Arnold 191 196 285
Geiger, Willi 143 192 575
Geiselmann, Rupert 240 287
Gelineau, Joseph SJ 142
Gelsi-Bidard, Adolfo 477
Gemeinder, Georg SVD 5 6
Gentile, Panfilo 396
Geraud, Joseph 57
Gerlier, Pierre Kardinal, Erzbischof von Lyon 350 351 352 498
Gerstenmaier, Eugen 307
Geymonat, L. 526
Giertz, Bo 480
Gilani, B. S. 61 62
Gilby, Thomas OP 142
Gilleman, G. SJ 286
Giloth, Peter 191
Gilroy, Norman Thomas Kardinal, Erzbischof von Sydney 67 256
Giménez Fernández, Manuel 153 154
Giovanelli, Germano BS 56
Girard, Pierre SS 102
Giudice, Antonio Del 355
Giusti, Martino 55 151
Gleason, Robert W. SJ 476
Glogar, Generalvikar von Olmütz 562
Glorieuse, Achille 192 317
Glorius, Franz 472
Goddijn, H. P. M. 384
Goddijn, W. 480
Godfrey, William Kardinal, Erzbischof von Westminster 500
Gogué, Joseph, chaldäischer Erzbischof von Bassorah 56
Goguel, M. 371
Gojdic, Peter Pavel, Bischof von Preschau 562
Goldbrunner, Josef 36
Goldie, Rosemary 105
Goldschmidt, H. L. 294
Golfin, Christophe OP 96
Golombek, Oskar 438
Gomez, Stefano OP 56
Gomis, Lorenzo 153 154
Gomulka, Wladyslaw 170 171 402
Gonçalves Cerejeira, Manuel Kardinal, Erzbischof von Lissabon 301 310
Gopu, Joseph Mark, Erzbischof von Haiderabad 39 40
Gordillo, Maurizio SJ 56
Gori, Alberto, Lateinischer Patriarch von Jerusalem 151
Goertz, Heinrich 293
Gosmann, Felice OESA 56
Gottardi, Alessandro 296
Goetz, J. 191
Gouet, Julien 392
Gough, Hugh, anglikanischer Erzbischof von Sydney 256
Gouveia, Theodósio Clemente de, Erzbischof von Lourenço Marqués 409
Goyeneche, Servo CMF 55
Gozzini, Mario 192
Gracias, Valerian Kardinal, Erzbischof von Bombay 9 32 35 39 65 66 112 113 114 496
Graf, Olav 57
Grasso, Domenico SJ 2 36 142 151
Greco, Carlo P., Bischof von Alessandria 248
Greiffenhagen, Martin 576
Greinacher, Norbert 397
Greiner, Franz 247 248
Gremigni, Gilla Vincenzo, Bischof von Novara 248
Griffiths, Bedo OSB 306
Grisar, Josef SJ 55
Grond, Linus OFM 108 323 327
Groner, Joseph-Fulko OP 536
Grosche, Robert 192
Grosse, Gottfried (alias Enrique Barth) 252
Grösz, Jozsef, Erzbischof von Kalocsa 507
Grubb, Sir Kenneth 184
Gruber, Winfried 439
Grundmann, Siegfried 240 384
Grünhut, Max 136
Guano, Emilio 57
Guardini, Romano 8 530
Guay, Andreas OMI 248
Guerry, Émile Maurice, Erzbischof von Cambrai 510 564
Guevara, Ernesto 125
Gundlach, Gustav SJ 248 536
Gurion, David Ben 219 221
Gúrpide Beopa, Pablo, Bischof von Bilbao 77 78 252
Güthoff, Bruno CSSp 293
Gutiérrez Granier, José Armondo, Weihbischof von La Paz 57
Guzzetti, G. B. 239
Gy, Pietro Maria OP 56
Gypkens, Franz SMA 161 208 456

H

Haag, Herbert 144
Haas, Harry SMA 384 535
Haas, Jakob 57
Haberl, Ferdinand 520
Habicht, H. de 106
Hacker, Paul 238
Haefner, Josef 291 292
Haendly, Wolfgang 192
Hage, Atanasius BS 57
Hager, Kurt 503
Haikola, Lauri 576
Haile Selassie 72
Halfmann, Wilhelm, evangelisch-lutherischer Bischof von Holstein 107 144 307 384
Haller, Louis Séverin, Titularbischof von Bethlehem und Abt Nullius von St-Maurice 101
Haller, Michael 472
Halperin, Ernst 334
Hamer, Jérôme OP 57 431
Hamman, Adalbert OFM 111
Hammarskjöld, Dag 49
Hamvas, András, Bischof von Csanád 507
Hanahoe, Edoardo, Atonement-Franziskaner 57
Hänggi, Anton 56
Hansemann, Georg 390 391
Hanson, Stig 384
Hanssler, Bernhard 197 232
Hantsch, Hugo OSB 45
Hardach, Fritz Wilhelm 383
Harder, G. 294
Hardon, John A. SJ 432
Häring, Bernhard 336
Harms, Hans H. 114 115 144
Hasler, Josephus, Bischof von St. Gallen 439
Hassel, Kai-Uwe v. 334
Haubst, Rudolf 94
Haug, Martin, Landesbischof der Evangelischen Kirche von Württemberg 307 308
Hauser, Theresia 438
Hayek, Denys Antoine, syrischer Erzbischof von Aleppo 56
Heard, William Kardinal 509
Heenan, John Carmel, Erzbischof von Liverpool 57
Heer, Friedrich 78 95 246
Heinemann, Gustav 307 308
Heinzel, Gottfried SJ 55
Heinzmann, Georg Friedrich MM 57
Heisenberg, Werner 431
Helbo, F. 261
Hellmer, Joachim 137
Hemingway, Ernest (†) 191
Hengartner, Meinrad 439
Hengsbach, Franz, Bischof von Essen 29 57 94 128 129 130 437
Hennis, Wilhelm 478
Henry, A.-M. 191
Henze, Hubert 479
Hepburn, Audrey 472
Herczeg, Karl L. 47
Herde, Anna 526
Heredero, J. M. SJ 432
Herlihy, Donald J. 151
Hermaniuk Maximos, ruthenischer Erzbischof von Winnipeg 32
Hermann, Franz 438
Hermann, Siegfried 528
Herrera y Oria, Ángel, Bischof von Málaga 76 254 255
Hervás y Benet, Juan, Titularbischof von Dora 102 255
Herzog, E. 334
Hesse, Konrad 143
Heston, Edvard 55
Heufelder, Emmanuel OSB, Abt 42
Heyl, Cornelius Frhr. v. 192
Heyl, Wolfgang 468
Higgins, George 151
Hildebrand, Dietrich v. 336
Hillig, Franz SJ 240
Hiob, russisch-orthodoxer Erzbischof von Kazan 216
Hirschmann, Johannes SJ 57 92 479
Hlad, Ladislaus, Weihbischof von Leitmeritz 562
Hlouch, Josef, Bischof von Budweis 562
Höfer, Joseph 57
Hoffmann, Heinrich 55
Höffner, Josef 128 431 478
Hofinger, Johannes SJ 35 38 56 109 110 111 112
Hofmann, J. v. 294
Hofmeister, Philipp 48
Hoekendijk, Joh. 48 138
Holand, Thomas, Bischofkoadjutor von Portsmouth 297
Hollenbach, Johannes Michael SJ 46 384
Holstein, Henri 335
Holsten, Walter 294
Honoré, Jean 392
Hopko, Basil, Weihbischof von Preschau 562
Hoeres, Walter 477
Hornef, Joseph 431 574
Hörnstein, Franz Xaver v. 333
Horton, Douglas 427 428 430
Horvath, Richard 507
Houben, F. 202
Houillier, François 576
Houtart, François 157 384
Hromadka, Joseph 501
Hübner, Friedrich 240
Hucke, Helmut 142 521
Hudal, Alois, Titularbischof von Ela 55
Hulsbosch, A. OESA 525
Hultgren, Gunnar, Erzbischof von Uppsala 461
Humbertclaude, Pierre SM 102
Hunter, Leslie, anglikanischer Bischof von Sheffield 114 115
Hurley, Denis Eugene, Erzbischof von Durban 39 40 330
Hussein II. 71
Huxley, Aldous 133
Huxley, Julian 526
Hyde, Douglas 288

I

Iakovos, Metropolit von Mytilene 117
Iakovos, orthodoxer Erzbischof von Nord- und Südamerika 69 70 116 117
Ibn Saud 502
Ibrahim Iman 502
Idenburg, P. J. 383
Ihlenfeld, Kurt 528
Ilarino da Milano OFMCap 56
Illyricus 528
Iribarren, Jesús 155 396
Isaye, G. SJ 46
Iturmendi Banales, Antonio 10
Ivanov, N. P. 217

J

Jabusch, Willard F. 48
Jachym, Franz, Erzbischof-Koadjutor von Wien 201 202 241 398
Jacob, Gabriel Gesù, Titularbischof von Eritro 56

Jacobi, Gerhard, lutherischer Bischof von Oldenburg 307
Jacono, Vincenzo, Titularbischof von Patara 296
Jacquemart, Pierre MEP 2 38
Jaeckel, Theodor 334
Jaeger, Lorenz, Erzbischof von Paderborn 10 57 80 83 238
Jansen, Martien Antoon, Bischof von Rotterdam 275
Janssens, Johannes B., Generaloberer der Jesuiten 261
Japundzic, Marco OFM 57
Jarlot, Georges SJ 57
Jawad, Hashim 366
Jedin, Hubert 151
Jelicic, Witomir OFM 56
Jenneskens, M. 202
Jenny, Henri, Weihbischof von Cambrai 102
Jeschke, J. P. 115
Jiménez Fernández, Manuel 80
Joannides, B. 141
Johan, Roger, Bischof von Agen 56
Johannes, russisch-orthodoxer Exarch für Mitteleuropa in Ost-Berlin 217 310 413
Johannes XXIII., Papst 1 7 18 20 21 32 34 42 44 49 50 60 61 72 74 79 80 81 83 85 86 94 97 98 99 105 107 108 117 120 138 145 146 155 156 158 159 162 163 164 166 176 178 180 187 189 190 193 197 199 218 221 227 228 241 242 248 264 265 268 269 274 278 289 291 294 295 296 297 298 309 312 313 316 327 328 337 338 339 343 356 369 370 391 392 404 405 406 434 436 437 438 439 441 442 445 452 453 454 455 480 482 484 485 486 494 495 496 508 509 510 511 512 524 529 530 532 536 558 561 562 565 566 567
Jolicœur, F. 477
Jombart, Emilio SJ 56
Jongen, Anton 96
Jostok, Paul 36
Joubrel, Henri 135
Jounel, Pierre 56
Julião, Francisco 404
Jullien, André Kardinal 509
Jungmann, Jos. Andreas SJ 8 56 476

K

Kaczmarek, Czeslaw, Bischof von Kielce 172
Kafka, Gustav E. 383
Kahlefeld, Heinrich 56
Kaldani, Ioannes 56
Kallai, Julius 506 507
Kane, J. J. 379
Kann, Robert A. 478
Kantorowicz, Ernst E. 238
Karim, Ajatollah 71
Karmanov, E. A. 217
Karpov, G. G. 69
Karrer, Otto 11 42 43 94 464 574
Kasawubu, Joseph 161
Käsemann, Ernst 336
Kaspar, Adelhard OSB 260
Kassem, Abdel Karim 364 365 366
Katkoff, Andrea, Titularbischof von Nauplia und Bischofkoadjutor des Byzantinischen Ritus 101
Kautzky, Rudolf 476
Kavukatt, Matthew, syro-malabarischer Erzbischof von Changanacherry 56
Keet, N. 329 330
Keilhacker, Margarete 469 470 471 472
Keilhacker, Martin 469
Keller, Michael, Bischof von Münster 56
Kellner, Joseph SJ 112
Kelly, William F. 296
Kempf, Friedrich SJ 238
Kempf, Wilhelm, Bischof von Limburg 57 521
Kennedy, John F. 157 239 301 363 403 477 561
Kennedy, Vincent OBas 56
Kenny, J. P. SJ 238
Keppler, Paul W. 1
Kerkhofs, Johannes SJ 81 82 106 202 313
Kessenich, W. Frh. Michiels van 202
Keßler, Reginald OP 305
Keulemans, Thomas OCC 55
Kiivit, Jaan, lutherischer Erzbischof von Estland 114
Kinam Ro, Paul, Bischof von Seoul 454
Kinder, Ernst 43 141 336 384 410 427 480
Kirchgässner, Alfons 524
Kirk, R. 96
Kishitani, Shôko 239
Kiwanuka, Joseph, Erzbischof von Rubaga 456
Klaus, Bernhard 91 93
Klausener, Erich 443
Klauser, Theodor 56
Kleberg, A. E. 108
Klein, Joseph 48
Kleineidam, Erich 297
Kleiner, Sigard OCC 56
Kliszko, Zenon 171
Klompé, Marga 10
Kloppenburg, Heinz 501
Klostermann, Ferdinand 57 389
Klüber, Franz 143
Kniewald, Karl 56
Knorr, Lorenz 47
Knox, James Robert, Apostolischer Delegat in Indien 66
Kodwo Amissah, John, Erzbischof von Cape Coast 57
Koguian, Sahag Laurens, Titularbischof von Comana 55
Kohler, D. 191
Kol, Mosche 221
Kolarz, Walter 574
Köllner, Lutz 47
Koltschizkij, N. F., orthodoxer Protopresbyter 68
Kominek, Boleslaw, Titularbischof von Vaga 57
König, Franz Kardinal, Erzbischof von Wien 9 32 50 81 244 294 333 436 443 488
König, René 239
Konstantinides, Chr. 429
Koep, Leo 95
Korn, Karl 196
Korotynski, Henryk 173
Köster, R. 480
Kowalski, Kasimierz Josef, Bischof von Kulm 56
Kozlowiecki, Adam, Erzbischof in Nordrhodesien 27
Kraft, Julius 574
Krainer, Josef 390
Kraemer, Hendrik 427
Krauß, Alois 524
Kreck, Walter 429
Krizomali, Urbano 102
Kroll, Gerhard 383
Krug, K. 47
Krüger, Hanfried 96 475 501 528
Krummacher, Friedrich-Wilhelm, Landesbischof der Evangelischen Kirche in Pommern 213 307 308
Kubitschek de Oliveira, Juscelino 403
Kübler, Max 387
Kuhn, Helmut 194
Kuhn, Wolfgang 477
Kühnert, Wilhelm 500
Kummer, Karl 151
Küng, Hans 81 82 83 238
Kunst, Hermann Rudolf Adolf, evangelischer Militärbischof 307
Küppers, Heinz 195
Kurth, Wilhelm 192
Kuß, Otto 374
Kux, Ernst 479
Kyrillos VI., koptischer Patriarch 70 71 72

L

Lacambe, M. 398 399
Lacaste, Bertrand, Bischof von Oran 498
Lachmund, Georg 472
Lackmann, Max 480
Lacko, Michele SJ 57
Lacroix, Jean 90
Ladany, Ladislaus SJ 575
Lagrange, Marie-Joseph OP 1
Lambruschini, Ferdinando 57
Lambrecht, Johannes 102
Lanctot, J. B. 108
Landersdorfer, Simon Konrad OSB, Bischof von Passau 297 483
Landucci, Pier Carlo 56
Lang, Albert 56 373
Langasco, Agantangelo da OFMCap 55
Lantschoot, Arnold van OPraem 57
La Pira, Giorgio 464
Larraín Errázuriz, Manuel, Bischof von Talca 2 57 60 151 448 449
Larrañaga Lasa, Gregorio, Bischof von Ping-Liang 392
Larraona, Arcadio Kardinal 9 509
László, Stefan, Bischof von Eisenstadt 57 211
Lattanzi, Ugo 151
Lau, Franz 144
Laurent, Ph. 239
Lavalette, Henry de SJ 525
Lavaud, Benedetto OP 56
Lazík, Ambroz, Bischof von Tyrnau 562
Lazzeri, Angelico OFM 101
Le Blond, Jean-Marie 95 382 479
Le Bourgeois, Armand CJM 56
Lebreton 42
Lecler, Joseph 191
Leclercq, Jacques 142
Ledworloz, Adolf OFM 56
Leeming, Bernard SJ 138 427
Leenhardt, Franz 44
Leeuwen, A. Th. van 115
Lefebvre, André, Bischof von Kikwit 230
Lefebvre, Charles 55
Lefebvre, Marcel CSSp, Erzbischof von Dakar 114
Léger, Paul Emile Kardinal, Erzbischof von Montreal 108
Legrand, François CICM 296 534
Le Guillou, M.-J. OP 276 277 278 279 280 288 336 430 576
Leiber, Robert SJ 192 335
Leinz-von Dessauer, Antoine 383
Lemberg, Eugen 477
Lemieux, Marie-Joseph OP, Erzbischof von Ottawa 108
Lemmer, Ernst 307
Lemnitz, Alfred 503 505
Lenaerts, René 522
Lenard, Edmund 506
Leneman, Léon 572
Lener, Salvatore SJ 57
Lengsfeld, Peter 43
Lennerz, H. SJ 477
Lens, Sidney 335
Lenz, Pirmin OP 333 464
Lepper, J. L. M. 202
Leppich, Johannes SJ 194
Lercaro, Giacomo Kardinal, Erzbischof von Bologna 9 32 80
Lestapis, Stanislas de SJ 56 191 350
Leuba, Jean Louis 240
Levie, J. 345
Levillain, Jean 56
L'Huillier, Pierre 144
Liégé, P.-A. OP 399
Liénart, Achilles Kardinal, Erzbischof von Lille 498
Lierde, Pietro Canisio van, Weihbischof und Generalvikar der Vatikanstadt 57
Liess, Andreas 334
Ligutti, Luigi 151
Lilje, Hanns, Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche von Hannover 114 115 141 307 308 362 409 410
Lindbeck, George A. 94 96 144 384
Linenberger, Herbert CPPS 151
Linton, O. 336
Lipinsky, A. 46
Lippmann, Walter 244
Lippold, Martin 96 528
Lissek, Vincens 438
Lituma-Portocarrero, Luigi 56
Llanos, José María de 153 154
Loew, Joseph CSSR 180
Loewenich, W. v. 480
Lohmar, Ulrich 195
Lokuang, Stanislas 57
Lombardini, Siro 383
Lommel, Leo, Bischof von Luxemburg 341 342
Lopez da Cruz, Emanuele 151
Lopez de Lara, Paolo SJ 57
López-Rey, Manuel 135
Lopinot, Calliste OFMCap 57
Loren, Sofia 472
Lores, Vincenzo 151
Lorgeril, Joseph SJ 335
Lortz, Joseph 48
Louis, A. 52
Louvaris, Nikolaus 384
Löwenstein, Felix zu SJ 575
Lübke, Heinrich 10 20 521
Lübke, Wilhelmine 149
Luccy, William L. SJ 239
Lücker, Maria Alberta 438
Luckner, Gertrud 144
Lucrezio, Giuseppe 108
Luhmer, Nikolaus SJ 3 5 6
Lumbreras, Pietro OP 56
Lumumba, Patrice (†) 160 162 228
Luthardt, C. E. 294
Luykx, Bonifaz OPraem 56
Luyten, Norbert 382
Lyons, Patrick Francis, Bischof von Sale 57
Ly-Trung-Dung 108

M

Maccarrone, Michael 57
Macchi, Angelo 47 144
Macdonald, Dwight 191
MacLeish, Archibald 191
Madden, Giacomo 57
Maertens, Thierry 142 286
Maëstre, André Espiau de la 191 526
Maier, Anton 438
Mager, Reimer 308
Majorana della Nicchiara, Benedetto 300 301
Makoso, Gabriel 230
Makwaia, David P. K. 48
Malagodi, Giovanni 348 486
Malak, Ioannes 56
Malevez, L. SJ 334
Malraux, André 526
Malula, Joseph, Weihbischof von Léopoldville 160
Manara, Carlo Felice 575
Manresa Formosa, Luis, Bischof von Quezaltenango 56
Mansourati, Ignazio 56
Manzini, Raimondo 250
Mao Tse-tung 125
Marella, Paolo Kardinal 9 316 392
Marinoff, Irene 144 479
Maritano, Livio 526
Marlé, René 192 238
Marlet, Michael SJ
Marlimort, Amadé George 102
Maron, Gottfried 92 93 576
Márquez Tóriz, Octaviano, Erzbischof von Angelopolis 56 60
Marsch, Wolf-Dieter 192
Martelet, G. SJ 480
Martil, Germain 151
Martin, Joseph Marie, Erzbischof von Rouen 57

Martin, Ludwig 526
Martínez de Antonana, Gregorio CMF 56
Martino, Gaëtano 334
Martins Júnior, António Bento, Erzbischof von Braga 301
Marty, François, Erzbischof von Reims 56 296
Marty, Martin E. 94
Marxer, F. 96
Masala, Sebastianus 486
Maseda, Elisa 153 154
Masi, Roberto 151 209 250
Mathew, David, Titularerzbischof von Apamea 317
Mathias, Louis, Erzbischof von Madras 65
Matocha, Josef, Erzbischof von Olmütz 562
Matsunaga, To 5
Matthijssen, M. A. J. M. 375 376 377 378 379 380 381
Mattioli, Pietro 55
Maturi, G. 424
Mauer, Otto 443 444
Maurer, Bernhard Heinrich 527
Maurer, Clemente, Erzbischof von Sucre 485
Maurer, W. 410
Maury, Jean, Titularbischof von Laodicea in Phrygien, Apostolischer Delegat in Dakar 162 264
Maximos IV. Saigh, Melchitischer Patriarch von Antiochien 9 32 61 333 462 464 465
May, Georg 574
May, Gerhard 499
Mayer, August OSB 316
Mayerhofer, Christoph 143
Mazerat, Henri, Bischof von Fréjus-Toulon 102
Mazowiecki, Tadeusz 402
Mboya, Tom 456
McCann, Owen, Erzbischof von Kapstadt 57
McCarthy, John 108
McCool, Francis J. SJ 238
McDonald, William J. 151
McManus, Frederic 56
McManus, Jaimes Eduard, Bischof von Ponce 157
McNulty, James Louis, Bischof von Paterson 57
McReavy, Laurent 55
McShea, Joseph, Bischof von Allentown 392
Meilhac, Louis 48
Meinhold, Peter 43 83 91 93 336
Meir, Golda 573
Meister, Johannes 240
Mejía, Giairo 56
Mel, Lakdasa De, anglikanischer Bischof von Ceylon 460
Mendes das Neves, Manuel Joaquim 360 361 409
Méndez, Alfredo, Bischof von Arecibo 157
Menges, Walter 397
Menichelli, Giuseppe 248
Mennini, Luigi 101
Mercier, Georges, Bischof von Laghouat 498
Mergen, Armand 136
Merkt, Hans 10
Merzyn, Friedrich 214
Messerschmid, F. 143
Messineo, Antonio SJ 335 479
Messner, Johannes 96 247
Meyer, P., lutherischer Bischof von Lübeck 410
Meystowicz, Valerian 296
Micara, Clemente Kardinal 296
Michael, J. P. 382 574
Michalon, Petrus SS 248
Michel, Otto 144
Michelet, Edmond 10 27 28 29
Middendorff, Wolf 131
Miguelez, Lorenzo 56
Mikat, Paul 438
Milazzo, Silvio 300 486
Milini, Francesco PSSC 102
Minisci, Teodoro BS 56
Mimmi, Marcello Kardinal (†) 9 30 156 299 314 316 392
Mindszenty, Josef, Erzbischof von Gran 507
Mintz, Joseph 47
Miret Magdalena, Enrique 153 154
Mirgeler, Albert 143
Mitnacht, Alfons OESA 57
Mitzenheim, Moritz, lutherischer Landesbischof von Thüringen 308
Mix, Giovanni CR 296
Möbus, Gerhard 233
Mobutu, Joseph 159 228
Möhler, Wilhelm SAC 296
Mojoli, Giuseppe 18
Molinari, Francesco MS 56
Mondrone, Domenico SJ 95
Montanelli, Indro 396
Montico, Georgio, Konventuale 55
Montini, Giovanni Battista Kardinal, Erzbischof von Mailand 80 84 239 300 312 313 393 513
Moors, Peter J. M., Bischof von Roermond 201 275
Morano, Francesco Kardinal 9
Morant, Adelrich OSB 209
Moreau, R.-M. 334
Moreno Arango, Alberto SJ 57
Morgante, Marcello, Bischof von Ascoli-Piceno 392
Moro, Aldo 299 300 301
Mörsdorf, Nikolaus 56 463
Mosca, Gaëtano 244
Moßhamer, Ottilie 85
Motte, Giovanni Francesco OFM 248
Moya, Raffaele OP 57
Muchow, Hans Heinrich 432
Mudge, Lewis S. 480
Muench, Aloisius Kardinal 9 514
Mühll, Johanna von der 46
Mühlmann, W. E. 479
Mulala, Joseph, Weihbischof von Léopoldville 56
Mulcahy, Gerardy OFM 101
Mulders, Alphons 151 259
Müller, Friedrich, lutherischer Bischof von Rumänien 115
Muller, Albert 528
Müller-Armack, Alfred 284
Müller-Erb, Rudolf 238
Müller-Schwefe, Hans Rudolf 192
Mund, Klaus 151
Muñoz Marín, Luís 157
Muñoz Vega, Paolo SJ 56
Muraközy, Gyula 115
Murray, J. Courtney 144
Musa, Fernando 102
Musaragno, Remigio 206
Mußner, Franz 286
Muthappa, Francis Xaver, Bischof von Ciombatore 56
Muzio, Giuseppe SDB 55

N

Nabuco, Gioacchino 56
Nardone, Beniamino 151
Nasser, Gamal Abd-el 71 72 102 366 403 413 414 415 502
Necsey, Eduard, Bischof von Neutra 562
Nehru, Jawaharlal 61 62 63 366 403 532 533
Neill, S. C. 412
Nell-Breuning, Oswald v. SJ 335
Nenni, Pietro 299 300 301 486 487 488
Neuhaus, Paul Heinrich 479
Neuhäuser, Rudolf 479
Neuhäusler, Johannes, Weihbischof von München-Freising 11 20 27
Neundörfer, Ludwig 288
Neuner 42
Newbigin, Lesslie 192
Nicodemo, Enrico, Erzbischof von Bari 151
Niebuhr, Reinhold 480
Niemöller, Martin, Kirchenpräsident der Evangelischen Kirche in Hessen-Nassau 58 115 211 307 501
Nierman, Pieter Antoon, Bischof von Groningen 57 275
Niesel, Wilhelm 308 330 332
Nikodim, russisch-orthodoxer Bischof von Podolsk 216 217 218 219 500 501
Nikolai, russisch-orthodoxer Metropolit von Krutizy 68 69 216 217
Nissiotis, Nikos A. 115 336
Nixon, Richard Milhous 69
Nkongolo, Joseph, Bischof von Luebo 230
Nkrumah, Kwame 161 403
Nolde, O. Frederick 475
Noots, Hubert OPraem, Abt 151
Northcott, Cecil 362
Noth, Gottfried, Landesbischof der Evangelischen Kirche von Sachsen 115 307 410
Noto, Giuseppe SJ 479
Nyerere, Julius 359 456
Nygren, Anders 429
Nyisztor, Zoltan L. 392

O

O'Boyle, Patrick Louis, Erzbischof von Washington 56
O'Brien, Romeo OCC 56
O'Connell, John 56
O'Connell, William OFM 55
O'Connor, Edward D. 480
O'Connor, Martin J., Erzbischof von Laodizea 81 317
O'Connor, Patrick 359
Oesterle, Gerhard OSB 56
Oesterreicher, John M. 286 296
Ohm, Thomas OSB 57 110 111 112 360 404 408 493 495 496 497 532 533
Olaechea Loizaga, Marcelino SDB, Erzbischof von Valencia 56 77
Olgiati, Francesco 56 334
Oliveira Costa Maia, Domingos de 156
Onativia, Ignazio 56
Onclin, Guglielmo 55
Oppen, Dietrich v. 240
Oppens, Kurt 477
Oraison, Marc 191
Ortiz, Giustino 57
O'Tode, Thomas 527
Ottaviani, Alfredo Kardinal 9 316 479
Oudejans, Frans 443
Overath, Johannes 521
Overhage, Paul SJ 477

P

Pacheco, Maximo 560
Pahlawi, Mohammed Resa 70 71 72 413
Palm, Gustav 438
Pamies, Igino Angles 56
Papali, Cirillo Bernardo OCD 57
Papen, Franz v. 96
Paplauskas-Ramunas, A. 108
Parecattil, Joseph, syro-malabarischer Erzbischof von Ernakulam 56
Parente, Pietro, Erzbischof von Ptolemais 249 250 410
Parisski, L. 115
Parsch, Pius 1
Pascher, Joseph 43 56 93 142
Pascoli, Plinio 151
Paulus, J. 335
Pavan, Pietro 57 199
Pawley, Bernhard Cl. 297
Peeters, Hermes OFM 57
Péguy, Charles 30
Peinador, Antonio CMF 296
Pelikan, Jaroslav 48
Pellegrini, C. 479
Penazzato, Dino 441
Pepén y Soliman, Juan Felix, Bischof von Higüey 56 354
Peralta y Ballabriga, Francisco, Bischof von Vitoria 77 78
Percy, John 56
Perego, Angelo SJ 286
Perez, Gustavo 108
Perez Serantes, Enrique, Erzbischof von Santiago de Cuba 127
Perico, G. 476
Permoso, P. 528
Perón, Juan Domingo 255
Perreault, A.-M. 142
Perrin, Jacques 191
Perrin, Victor-Jean, Bischof von Arras 59
Persson, Per Erik 460 461
Perwuschin, M. 573
Pessôa Câmara, Helder, Weihbischof von Rio de Janeiro 404
Peters, J. 203
Peters, Karl 136 137
Petit, Pierre 576
Petor, Hannah 240
Petrucci, Daniele 250 251 286 333 382
Petry, Kurt 92
Pfeil, Elisabeth 285
Pfisterer, Rudolf 527
Pfliegler, Michael 54 56
Pfürtner, Stephanus OP 575
Philbin, William, Bischof von Clonfert 55
Philipp, J. P. 362
Philippus a SS Trinitate OCD 296
Pia, Schwester CPS 38
Piasecki, Boleslav 402
Piazzano, Enrico, Josefiner v. Asti 56
Piazzi, Ugo 441
Picard, F. 47
Pichard, Rémond OP 57
Pietsch, Leo, Weihbischof von Seckau 389 390
Pihan, Jean FC 407
Pildáin y Zapiáin, Antonio, Bischof der Kanarischen Inseln 252
Pillai, Pietro OMI 57
Piemen, russisch-orthodoxer Bischof von Dmitrov 217
Pin, Emile SJ 286
Pinier, Paul Pierre, Bischof von Constantine 498
Pinna, Giovanni 56
Pinto, Giuseppe Michele 56
Pintonello, Arrigo, Erzbischof, italienischer Militärbischof 50
Pinzuti, Mario, Olivetaner 55
Pio da Mondreganes OFMCap 57
Piolanti, Antonio 345
Piovesana, Luigi 55
Pitirim, russisch-orthodoxer Metropolit von Leningrad 216 217
Pitton, Arthur 296
Pius X., Papst 8 122 174 177 185 187 392
Pius XI., Papst 139 186 187 188 190 204 206 260 342 343 344 360 405 433 472 537 538 539 540 542 548 556
Pius XII., Papst 1 2 7 19 20 27 49 50 80 81 84 91 97 103 104 120 148 158 159 174 178 190 193 194 204 210 242 251 256 276 278 279 290 291 297 309 310 313 320 333 337 342 344 345 357 381 396 405 433 434 439 443 444 452 454 463 476 480 481 486 493 494 495 514 528 529 536 537 539 543 544 545 551 556 559 560 565 566
Pizzardo, Giuseppe Kardinal 250 316 397 444 445
Pizzoni, Giuseppe 56
Placido di San Giuseppe OCarm 57
Planchais, Jean 47
Planty-Bonjour, J.-P. 432
Pla y Deniel, Enrique Kardinal, Erzbischof von Toledo 252 253
Plojhar, Josef 562 563
Poblete, R. 383
Pobozný, Robert, Bischof von Rosenau 562
Pocock, Philipp F., Erzbischof-Koadjutor von Toronto 443

Pohlschneider, Johannes, Bischof von Aachen 291 293
Poirier, François, Erzbischof von Port-au-Prince 255
Poitevin, Jean M. 443
Polanco Brito, Hugo Eduardo, Bischof von Santiago de los Caballeros 354
Ponsioen, Jan SCJ 57
Pont y Gol, José, Bischof von Segorbe 58 155
Popan, Flaviu 240
Portier, Victor 57
Portillo, Alvaro del, Opus Dei 55
Portmann, Adolf 46 526
Potulicki, Michael 143
Prandl, Alfonso 383
Prauß, Herbert 311
Prenter, Regin 42 43 144
Primeau, Ernest A., Bischof von Manchester 55
Principi, Primo, Titularerzbischof von Tiana 248
Prosperini, Ferdinando 248
Provenchères, Charles de, Erzbischof von Aix 55
Puggl, Gottfried 390
Puichaux, P. 408
Pujol, Clemente SJ 56
Pung, Robert SVD 240
Puttfarcken, Hans 308

Q

Quack, Erhard 142
Quadrani, Raffaele 102
Quadri, Santo 57 576
Quadros, Janio 403 404 452
Quasten, Johannes 56
Queguiner, Maurice 305
Quénard, Gervais AA 55
Quintero, José Humberto Kardinal, Erzbischof von Caracas 197
Quiroga y Palacios, Fernando Kardinal, Erzbischof von Santiago de Compostela 9

R

Raab, Julius 10
Rabban, Raphael, chaldäischer Erzbischof von Kerkuk 56
Radò, Policarp OSB 56
Raes, Alfonso SJ 56
Raeymaeker, Louis 477
Ragghianti, C. L. 347
Rahner, Hugo SJ 338
Rahner, Karl SJ 32 42 43 45 191 238 313 375 392 431 480 525
Raiser, L. 309
Rambaldi, Giuseppe SJ 45
Ramsauer, Martin SJ 38
Ramselaar, Antoon 57 144 255
Ramsey, Arthur M., Erzbischof von Canterbury 265 278 362 427 428 460 500 501
Ranwez, Pierre SJ
Rapacki, Adam 402
Rask, André OSB 336
Raspanti, Miguel, Bischof von Morón 55
Ratzinger, Josef 246 287
Rau, Enrique, Bischof von Mar del Plata 56
Rauscher, Fridolin PA 407
Ravier, André 334
Raya, Joseph 61
Rayappan, Ambrose, Erzbischof von Pondichérry u. Cuddalore 57
Reding, Marcel 94
Reeves, Ambrose, anglikanischer Bischof von Johannesburg 330
Regatillo, Edoardo SJ 55
Reilly, Tomás Francisco, Bischof von San Juan de la Maguana 355
Reina, Mario 335
Remmers, Johannes Gerhard A. M. 248
Remy, J. 479
Renard, Alexandre, Bischof von Versailles 449
Retif, André 383 495
Rétif, F. 142
Reuter, Armando OMI 57
Reynaud, Roger 335 527
Rheinfelder, Hans 477
Ricciotti, Giuseppe, Abt 56
Richards, Peter CP 296
Richaud, Paul Marie A. Kardinal, Erzbischof von Bordeaux 397 399
Riedel, Heinrich 308
Riesenfeld, H. 336
Riesman, David 196
Rießbeck, Friedrich 144 280
Righetti, Mario 56
Ritter, Joseph Elmer Kardinal, Erzbischof von Saint Louis 197
Ritz, Gislind 239
Robert, Michel 208
Robert, Paul Sanson Jean Marie, Bischof von Les Gonaives 256
Robles, Gil 80
Rocca di Corneliano, Mario Nasalli 151
Rochcau, Georges de 108
Rock, John 250
Rodhain, Jean 57
Roegele, Otto B. 153 155 432 438 443
Roesen, Anton 438
Roggendorf, Joseph SJ 4
Rogier, J. L. 378
Roguet, Aimon M. OP 297
Romani, Silvio 57
Romeo, Antonino 45 287 345 346 382
Rommerskirchen, Johannes OMI 57
Ronan, J. E. 523
Ronca, Roberto, Erzbischof von Lepanto 248
Roos 42
Röpke, Wilhelm 196 247
Rosa, G. de SJ 347
Rosa, Luigi 47
Rosario, Luis del, Erzbischof von Zamboanga 55
Roschini, Gabriel M. OSM 56
Rosenbaum, Franz SVD 57
Rosenkranz, Gerhard 528
Rossi, Carlo, Bischof von Biella 56
Rossi, Giuseppe 57
Rostand, Jean 250
Rotta, Angelo, Erzbischof und Apostolischer Nuntius 189
Röttgen, Peter 143
Rouquette, Robert 250 277
Rouse, Ruth 412
Rousseau, Giuseppe OMI 316
Rousseau, Olivier OSB 190 240 382 574
Roy, Maurice, Erzbischof von Quebek 296
Rubio Díaz, Alfredo, Bischof von Girardot 60
Rubio, Luciano OESA 101
Rucker, August 478
Ruckmich, Margarete 513 514 515
Rudloff, Leo v. OSB, Abt 248
Rudolf, Karl 244
Ruf, A. OP 46
Ruffini, Ernesto Kardinal, Erzbischof von Palermo 9 345
Rugambwa, Laureano, Bischof von Bukoba 456
Ruiz Giménez, Joaquín 153 154 155
Rulli, Giovanni SJ 335
Rupp, Jean, Weihbischof von Paris 151
Ruprecht, Walter 93
Rusch, Paul, Bischof von Innsbruck 211 385
Rutten, Pietro OSCr 101
Ružickij, K. I. 217
Ryan, Arthur 297

S

Saba, Agostino, Bischof von Nicotera und Tropea 56
Sabattani, Aurelio 57
Sackarndt, Paul 387
Said, Marco OP 56
Said, Nuri es 365
Sajegh, Daud el 364
Salan, Raoul 102
Salazar, Oliveira Antonio de 409
Salcedo, Giuseppe Gioacchino 57 452
Saldanha, F. E. 65
Salvo, P. Di 522
Samoré, Antonio, Titularerzbischof von Tirnovo 60
Samuelson, Alain 576
Sanchis, Gioacchino OFM 55
Sandrow, Edward T. 573
Sanschagrin, Albert, Apostolischer Administrator von Amos 485
Santamaría, Carlos 251 252
Santos, Hector Enrique SDB, Bischof von Santa Rosa de Copán 57
Santos, Rufino Kardinal, Erzbischof von Manila 9
Sarkisyanz, Emanuel 527
Sarre, Vittore, Titularerzbischof von Beroe 57
Sartori, Giovanni 287
Sartory, Thomas OSB 11 42 43 44 45 192 438 574
Sartre, Victor SJ, Erzbischof und Apostolischer Delegat in Skandinavien 57
Sastre, R. 114
Sauvy, A. 527
Savarese, Francesco OMinim 101
Savino, Paolo, Weihbischof von Neapel 151
Scalais, Felix, Erzbischof von Léopoldville 230
Scandar, Alexander, Bischof von Assiut 56
Scarpati, Rosario 576
Schädel, Karl 500
Schaeder, Hildegard 528
Schaltut, Schech Muhammad 414
Schanzenbach, Martha 387 388
Schaper, Fritz 438
Schardt, Alois 234 235 437 438
Scharf, Kurt, Vorsitzender des Rates der EKD 308 309 500
Schasching, Johann SJ 101 150
Schauff, Johannes 288
Schelsky, Helmut 285
Schiavon, Giovanni 56
Schickele, Rainer 527
Schillebeeckx, E. 275
Schischkin, A. F. 217 310
Schlichte, Georg 55
Schlier, Heinrich 191 238 336
Schlink, Edmund 336 429 430 480 528
Schmid, Josef 94
Schmidt, Herman SJ 56 520
Schmidthüs, Karlheinz 142 196 435 436 437 575
Schmidt-Klausen, Kurt 192 475
Schmidt, Paul J., Bischof von Metz 446
Schmitz van Vorst, Joseph 249
Schmökel, Hartmut 191
Schmölz, Franz-Martin OP 382
Schnaas, Hermann 143
Schnackenburg, Rudolf 142 574
Schneider, Burkhard 239
Schneider, Reinhold 239
Schnell, Hugo 239
Schneyder, Philippe 96
Schnitzler, Theodor 56
Schnusemberg, Alfons OFM 57
Schoiswohl, Josef, Bischof von Seckau 389 438
Schökel, Luigi Alonso SJ 45 287 333 344 345
Schöllgen, Werner 333 384
Scholl-Latour, Peter 335
Schomerus, Hans 91
Schreibmayr, Franz 35
Schröffer, Joseph, Bischof von Eichstätt 35
Schubert, Kurt 144 382
Schückler, G. 452
Schüler, Alfred 336 479
Schulmeister, Otto 439
Schultze, B. SJ 525
Schürmann, Walter 192
Schumann, Horst 503
Schütte, Heinz 48
Schütz, Werner 197 574
Schwarz, M. 568 571
Schweizer, Eduard 384
Schwinn, Liesel 478
Seganti, Mario 101
Segni, Antonio 487
Ségyi, Jean 576
Seib, Friedrich Georg 47
Seibel, Wolfgang SJ 96 480
Sellin, Thorsten 135
Semmelroth, Otto SJ 9 191 278 287 476
Senghor, Léopold Sédar 527
Seper, Franjo, Erzbischof von Zagreb 56
Sergius, russisch-orthodoxer Bischof von Belgorod 217 364
Seumois, André OMI 57
Sheen, Fulton J., Weihbischof von New York 57 61 260
Sheil, Bernard, Erzbischof, Weihbischof von Chikago 443
Sherill, Knox 141
Shettler, Landrum 250
Shimoyama, Tokuji 477
Siegel, Karl August 57
Siemes, Joh. SJ 7
Sieverts, Rudolf 132
Siewerth, Gustav 292
Siffrin, Pietro OSB 56
Sigg, Ferdinand, Bischof der Methodisten in der Schweiz 115
Sigismondi, Pietro, Erzbischof 452
Sigmond, Raimond OP 248
Signora, Aurelio, Bischof und Prälat nullius von Pompeji 151
Silva, Giuseppe Craveiro da SJ 55
Simon, Pierre-Henri 527
Sipowic, Celso, Titularbischof von Mariamme 101
Sireau, Albert 157
Siri, Giuseppe Kardinal, Erzbischof von Genua 301 393
Sison, Juan C., Erzbischof und Apostolischer Administrator von Nuova Segovia 102
Sittart, Oskar 438
Skydsgaard, Kristen E. 96
Slak, N. 115
Slapnicka, Helmut 335
Slattery, William 55
Sloyan, Gerard 142
Smedt, Emile Joseph Marie de, Bischof von Brügge 57 488 489
Smidt, Udo 308
Smith, Leo R., Weihbischof von Buffalo 296
Søe, N. H. 336 458 480
Sofronov, Ioannes CP 57
Söhngen, Gottlieb 278 336 480
Solich, Eduard 383
Solís Ruiz, José 252 253 254
Solzbacher, Joseph 94 291 292
Sommerlath, E. 43 410
Sonzogni, Luigi 56
Soria, Carlos OP 153 154
Sortais, Gabriel, Abt 56
Soucek, N. 115
Soury-Lavergne, Jean SM 57
Spada, Andrea 57
Spada, Massimo 101
Spadafora, Francesco 151
Spae, Joseph CICM 38
Spaemann, Robert 525
Spallanzani, Cesare 56
Spellman, Francis Kardinal, Erzbischof von New York 9 50 158
Spiazzi, Raimondo OP 57 80 81
Spiegelhalter, Franz 335
Spiess, Hermann OSB, Titularbischof u. Abt nullius von Peramiho 57
Spiller, V. D. 217
Spindeler, Alois 477
Spranger, Eduard 334
Spülbeck, Otto, Bischof von Meißen 151
Spychalski, Marian 171
Staffa, Dino 444

Staffner, Johann SJ 57
Stählin, Albert 392
Stählin, Wilhelm 11 42
Stakemeier, Eduard 57
Stammler, Heinrich 96
Stano, Gaetano OFMConv 443
Stark, T. 288
Stark, Werner 527
Stauffer, E. 286
Steck, Karl Gerhard 48
Stefanizzi, Antonio SJ 57
Stehle, Hansjakob 124 172
Stehlin, Albert 438
Steinke, Wolfgang 368
Steinmuller, Johann E. 151
Stelzenberger, Johannes 50 51 142
Stelzmann, Rainulf 288
Stendahl, Krister 528
Stepan, Karl Maria 389
Stepanou, Pelopidas SJ 56
Stephan, Otto 287
Stephanou, Elpidios AA 57
Stewart, James 262
Stewart, John W. 108
Stickler, Alfons SDB 56
Stieglitz, Heinrich 36
Stiernon, Daniele AA 56
St. John-Stevas, Norman 525
Stoecker, Adolf 294
Stohr, Albert, Bischof von Mainz (†) 32 483
Stöhr, Martin 294
Stojkov, Vasilij 472
Stökl, Günther 143
Stomma, Stanislaus 172 402
Stoppa, Paolo 396
Stourm, René Louis, Bischof von Amiens 57
Straaten, Werenfried van OPraem 392 562
Strauß, Franz-Josef 50 51 52
Streng, Franziskus, Bischof von Basel und Lugano 386
Streuli, Jakob 47
Stringfellow, William 480
Strolz, Walter 95
Strotmann, Theodor OSB 525
Struyt-Simpson, Jacqueline 105
Suarez, Laureano CP 296
Sucker, Wolfgang 91 92 93
Sugranyes de Franch, Ramon 107
Suhr, Theodor OSB, Bischof von Kopenhagen 105
Süss, Th. 576
Svoboda, Robert OSC 45 56 388
Swain, J. Cater 362
Swirski, Ignacy, Bischof von Siedlce 173
Szentirmai, Alexander 240 382

T

Tabera Araoz, Arturo, Bischof von Albacete 55
Taguchi, Paul Yoshigoro, Bischof von Osaka 55
Talatinian, Basilio OFM 101
Tambroni, Fernando 299 300
Tamisier, Marie M. 91
Tapiador, Agapito 153 155
Tappouni, Ignace Gabriel Kardinal, Syrischer Patriarch von Antiochien 510
Tardini, Domenico Kardinal (†) 83 86 105 397 445 521
Tascon, Thomas OP 55
Tassi, Ildefonso OSB 392
Tattenbach, Franz v. SJ 11
Tavard, George, Atonement-Franziskaner 57
Tavora, Vincenzo, Bischof von Aracajù 151
Tawney, R. H. 284
Taylor, Leo, Erzbischof von Lagos 264
Teichmann, Ulrich 479
Teichtweier, Georg 527
Tempels, Placidus OFM 230 408
Terzariol, Adone 392
Testa, Giacomo, Erzbischof von Heraklea 56
Testa, Gustavo Kardinal 7 9 12 13 17 18 19 20 21 25 26 33 34 50 91 92 94 228
Thadden-Trieglaff, Reinold v. 142
Thalhammer, Dominikus SJ 244
Thangalathil, Gregorios B. Varghese, syro-malankarischer Erzbischof von Trivandrum 56
Theoklet, orthodoxer Erzbischof von Athen 69 115 267
Theophilos, orthodoxer Erzbischof von Athen 500
Theuws, T. OFM 336
Thibert, Marguerite 527
Thieffry, M. SJ 333
Thielicke, Helmut 336 409 411
Thieme, Karl 144 294
Thiemeyer, Theo 335
Thijssen, Frans 57 512
Thilo, Hans-Joachim 96
Thils, Gustave 296
Thomas, M. 431
Thurian, Max 43 288 480
Tien-Chen-sin, Kardinal, Erzbischof von Peking und Apostolischer Administrator von Taipeh 558
Tiet, Piet SVD 259
Tillich, Paul 480
Tillmann, Fritz 142
Tilmann, Klemens 35 36 55
Timiades, Emile, orthodoxer Metropolit 114 115
Tinello, Francesco 57
Tisserant, Eugenio Kardinal 61 151
Tito-Broz, Josip 203 403 404
Tocanel, Pierre, Konventuale 55
Tollenaere, M. de 431
Tomizawa, Benedict, Bischof von Sapporo 57
Tomkins, Oliver, anglikanischer Bischof von Bristol 184 427
Toniolo, Ferrari 199
Tonna, B. 384
Torrance, T. F. 429
Torrell, J. P. OP 477
Toufic, Nicolas 262
Tournier, Marie-Louise 527
Tragella, Giovanni B. 151
Traglia, Luigi Kardinal 296
Trezzini, Celestino 55
Trindade Salgueiro, Emanuel, Erzbischof von Évora 57 301
Trochta, Stefan, Bischof von Leitmeritz 562
Troickij, S. V. 116 412
Tromp, Sebastian SJ 316
Trotzke, Irenäus 522
Trujillo y Molina, Rafael Leonidas 354 355
Tucci, Roberto SJ 57 96 164
Tucek, James 57
Tulodziecki, Waclaw 171
Tumbas, Isaias 56
Turin, P. 262

U

Ujcic, Josip, Erzbischof von Belgrad 9
Ulbricht, Walter 235 236 307 311 458 503 504
Umbricht, Victor 144
Ungarelli, Alfonso Maria, Bischof von Pinheiro 56
Urbani, Giovanni Kardinal, Patriarch von Venedig 9
Urs von Balthasar, Hans 238 480
Urtasun, Joseph, Erzbischof von Avignon 296
Uržumcev, P. V. 217
Uspenskij, N. D. 217
Utz, Arthur-Fridolin OP 526 536

V

Vaca, César OSA 153 154 155
Vacchini, Francesco 101
Vaessen, Kurt 293
Vagaggini, Cyprian OSB 56
Vagnozzi, Egidio, Titularerzbischof von Myra, Apostolischer Delegat in USA 61 158
Valabrègue, Catherine 352 353
Valenberg, Tarcisius Heinrich Joseph van, Titularbischof von Comba 57
Valentini, Giuseppe SJ 57
Valeri, Valerio Kardinal 9 316
Vallainc, Fausto 392
Vanistendael, August 491 492
Vayalil, Sebastian, Bischof von Palai 56
Vedernikov, A. V. 216 217
Velsen, Gerhard M. F. van, Bischof von Kroonstad 248
Vendrik, M. M. C. 255
Vereecke, P. CSSR 399
Vereno, Matthias 46
Vermeulen, J.-M. 95
Veronese, Vittorino 107
Verwilghen, A. F. CICM 336
Verwoerd, H. F. 330
Vigano, Mario 526
Vigorelli, Valerio 56
Villot, Jean, Erzbischof und Koadjutor von Lyon 297
Visser, Giovanni CSSR 296
Visser 't Hooft, Willem Adolf 48 83 96 98 115 138 139 140 141 183 217 266 278 307 330 411 412 427 475
Vito, Francesco 95 151 288 479 527
Vittore di Gesù e Maria OCD 56
Vlady, Marina 472
Vodopivec, Giovanni 57
Voegelin, Erich 196
Vogel, Heinrich 309 501
Vogelaere, Vincens de OP 57
Vogelsanger, Peter 527
Vogt, Ernst SJ 296 511
Voigt, Gottfried 409 411
Volk, Hermann 45 57 244 287 292 293 525
Vovk, Anton, Bischof von Laibach 102
Vries, Wilhelm de SJ 288 333 462 463 464 465
Vromant, Giorgio OMI 57

W

Waesberge, Frans van OP 57
Waesberghe, Smits van SJ 523
Wagenhäuser, Franz 142
Wagner, Johannes 102
Wagnon, Henri 56
Waldmann, P. SJ 30
Walsh, Joseph, Erzbischof von Tuam 56
Walter, Eugen 574
Walz, Hans Hermann 48
Wantula, Andrzey, lutherischer Bischof von Polen 115
Warnach, Walter 575
Warnke, Herbert 235
Watkins, Charles G. 108
Watson, E. H., Präsident des Rates der Kirchen von New South Wales 256
Weber, Hans-Ruedi 528
Weber, Karl SVD, Bischof von Ichowfu 37 38
Weber, Leonhard M. 384
Weber, Max 284
Wechner, Bruno, Weihbischof von Feldkirch 523
Wehr, Matthias, Bischof von Trier 485
Weigel, Gustav SJ 57 *239*
Weinbacher, Jakob 151
Weisenberg, Charles M. 287
Weizsäcker, C. F. Frh. v. 287 477
Wellenhoff, Dieter 526
Welykyi, Atanasius BS 317
Wendel, Joseph Kardinal, Erzbischof von München-Freising (†) 7 9 16 19 20 25 33 50 51 92 94 226
Wendland, Johannes, orthodoxer Exarch von Mitteleuropa 114 115
Wenger, Antoine 215 297
Werner, Martin 480
Werthmann, Georg, Generalvikar des Militärbischofsamts 50 51
Wessels, P. B. 202
Wester, Reinhard, lutherischer Landesbischof von Schleswig 307
Westhoff, Paul 291
Wienert, Walter 576
Wiesen, W. 512
Wilczynski, Tommaso, Bischof, Apostolischer Administrator für das Bistum Ermland 171
Wilder, Thornton 191
Wilkens, Erwin 48 96 115 138 144
Willam, Franz Michel 287
Willebrands, J. G. 138 155 164 265 317
Willi, Victor J. 478
Wilm, Ernst 115 309 501
Windey, Michael SJ 66
Wingen, Max 144 527
Winninger, Paul 431
Witte, Johannes 431
Wojnar, Melezio BS 57
Wolf, Erik 48
Wolf, Étienne 250
Wolf, Hans Heinrich 288
Woodhouse, C. Montague 329
Wootton, Barbara 134 136
Wulf, Friedrich SJ 333 525
Wulf, Hans SJ 525
Wüstenberg, Bruno 18
Wyszyński, Stefan Kardinal, Erzbischof von Warschau 122 170 171 172 403

Y

Yougbare, Dieudonné, Bischof von Koupéla 40
Young, Guilford, Erzbischof von Hobart 40

Z

Zaccagnini, Benigno 487
Zaccaria da S. Mauro OFMCap 56
Zähringer, Damasus OSB 245
Zakrzewski, Tadeusz Pawel, Bischof von Plock 56
Zalba, Marcellino SJ 56
Zander, Leo 336
Zanini, Lino, Bischof und Apostolischer Nuntius in der Dominikanischen Republik 354
Zanoni, Luigi CSP 151
Zauner, Franz, Bischof von Linz 56 339 524
Zavalloni, Roberto OFM 56
Zela, Stanislaus, Weihbischof von Olmütz 562
Zerwick, M. 345
Ziadé, Ignace, Maronitischer Erzbischof von Beirut 102 392
Zimmermann, Harald 48
Zimmermann, Joseph, Weihbischof von Augsburg 193
Ziolkowski, Theodor 478
Zöller, J. O. 79
Zumkeller, Adolar OESA 56
Zuroweste, Albert, Bischof von Belleville 57

VERZEICHNIS DER ZITIERTEN PERIODIKA

Die kursiven Zahlen beziehen sich auf die Zeitschriftenschau

Ábside, Oña (Spanien) 75
Afrika, München *48 95 383*
Afrique nouvelle, Dakar 455
Aggiornamenti sociali, Mailand *47 144 383 432 476 526 528 575*
Allgemeine Sonntagszeitung, Düsseldorf 305
Alto Adige, Bozen 298
America, New York *47* 158 *528*
Amtsblatt der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands, Hannover 457
Amtsblatt für die Erzdiözese Freiburg, Freiburg i. Br. 485
Anima, Freiburg i. Ü. *239 333 384*
Apostolos Andreas, Konstantinopel 117 267
Asia, Hongkong 358
Aus Politik und Zeitgeschichte, Bonn 574
Austria Presse-Agentur (APA), Wien 298
A Voz do Pastor, Porto 156 360

Bibel und Kirche, Düsseldorf 1
Bibel und Leben, Düsseldorf 1
Blackfriars, Oxford *142 288*
Boletin Informativo CELAM, Bogotá 156 157
Bulletin de la Paroisse orthodoxe occidentale de l'Ascension, Paris 216
Bulletin de l'Union Missionnaire du Clergé, Brüssel 261
Bulletin der Diözesen und Apostolischen Administraturen in der Tschechoslowakei, Kaschau 561

Catholica, Münster *191 287 476 480* 491 *574*
Catholic Herald, London 61 362
Catholic Life, Calabar 264
Cerkovnaja Žiznj, New York 116 117 363 364
Choisir, Freiburg/Genf *144 333 382*
Christ und Welt, Stuttgart 91 92 307 310 475
Christus, Paris *239*
Chronique Sociale de France, Lyon *47 191 192 240 432*
Church Times, London 265 362 459 460 461 500 501
Civitas, Luzern/Zürich *96 144*
Corriere della Sera, Mailand 11 298 348 396 444 508 563
Courrier d'Afrique, Léopoldville 230
Credo, Stockholm 448

Das Münster, München *46 239 383 575*
Das Standesamt, Frankfurt a. M. *479*
De Katholieke Missien, Tederdingen (Holland) 259
De Linie, Amsterdam 443
De Maand, Leuven/Hilversum 443 512
Der Seelsorger, Wien *45* 180
Der Spiegel, Hamburg 387
Deutsche Lehrerzeitung, Ost-Berlin 503
Deutsches Pfarrerblatt, Essen 10 92 213 214
Deutsche Tagespost, Würzburg 456
Diário da Manhã, Lissabon 360
Die Aussprache, Bonn *192 335*
Die Deutsche Universitätszeitung, Frankfurt a. M. *48 95 192 334 383 477 478 526*
Die Furche, Wien 78 172
Die katholischen Missionen, Bonn/Freiburg i. Br. 3 7 65 305
Die neue Gesellschaft, Bielefeld *383*
Die neue Ordnung, Walberberg/Paderborn *46 143 144 192 288 334 335 382 383 525 526 527 575 576*
Die politische Meinung, Bonn *335*
Die Seelsorgehelferin, Freiburg i. Br. 512 518
Die Welt, Hamburg 173
Die Zeit, Hamburg 409
Divinitas, Rom *45 286 287* 345
Documents, Paris *576*
Dokumente, Köln *46 47 239 527*
Dolomiten, Bozen 298

Ecclesia, Madrid 75 79 80 153 155 252 254 350
Echo der Zeit, Recklinghausen 79
Église de Metz, Metz 446
Église Vivante, Löwen 66 109 *384* 535
Ekklesia, Athen 218 267
El Ciervo, Barcelona 58 153
Entwicklungsländer, Baden-Baden *47 334 478 527 576*
Ephemerides Liturgicae, Rom 180
Ephemerides Theologicae Lovanienses, Löwen *45*
Epoca, Rom 396
Erbe und Auftrag, Köln 260
Erwachsenenbildung, Ratingen 232
Esprit, Paris *95 240 382 527*
Études, Paris *46 95 96 191 192 238* 250 *334 335 382 383 479 525 576*
Études grégoriennes, Solesmes 519
Europa-Archiv, Frankfurt a. M. *47* 329
Evangelischer Pressedienst (epd), Bethel bei Bielefeld 93 332
Evangelische Theologie, München *48 96 192 336*
Evangelische Welt, Bethel bei Bielefeld 91 93 308 411 501
Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung, Berlin *48* 93 *96* 115 *144 384 480 528*
Evening News, Accra 455

Familles dans le monde, Paris *477*
Fides, Agenzia Internazionale, Rom 66 119 160 162 208 257 306 456
Fomento Social, Madrid *575*
Fortschritte der Neurologie, Psychiatrie und ihrer Grenzgebiete, Stuttgart 137
Frankfurter Allgemeine Zeitung, Frankfurt a. M. 124 170 171 172 216 249 298 414
Freiburger Rundbrief, Freiburg i. Br. *144*

Geist und Leben, München/Würzburg *45 190 191 238 240 333 335 480 525*
Gewerkschaftliche Monatshefte, Düsseldorf *47 143 239 335 478 479 526*
Gregorianum, Rom *431 525*

Haarez, Tel Aviv 221
Heiliger Dienst, Salzburg 180
Hochland, München *94 95 191 288 476 478 575*
Humanitas, Brescia *335 383 432 476 574*

Il Messaggero, Rom 347 486
Il Popolo, Rom 301
Il Quotidiano, Rom 301
Il regno, Bologna 396
Incunable, Salamanca 349
Informationsblatt für die Gemeinden in den niederdeutschen lutherischen Landeskirchen, Hamburg 91 *96 144* 213 *240 334 384* 411 500 *528*
Informations catholiques internationales, Paris 75 173 251 295 313 349 398 490 512
Informations religieuses, Arras 59
International Philosophical Quarterly, New York - Haverlee - Louvain *333*
International Review of Criminal Policy, New York 131
Irénikon, Chevetogne 185 186 187 188 190 *382 525*
Istina, Paris *192* 276 278 *336 480 574 576*
Isvestija, Moskau 214 216 219

Journal des Moskauer Patriarchats, Moskau 68 69 166 216 217 218 219 267 309 310 363 412 473 474
Journal Officiel de la République Française, Paris 59
Junge Generation, Ost-Berlin 367 368
Justice dans le Monde, Löwen *143 288 431 527*
Juventud Obrera, Madrid 254

Kairos, Salzburg *238 382*
Katechetische Blätter, München 520
Katholiek Archief, Brüssel 313
Katholikus Szo, Budapest 507
Katholische Internationale Presse-Agentur (KIPA), Freiburg i. Ü. 456 561 562
Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Bonn 139 251 256 360 398 414 562
Kerygma und Dogma, Göttingen *144 336* 430 *480*

Kölner Pastoralblatt, Köln *94*
Kommunist, Moskau 215 216 506
Komsomolskaja Pravda, Moskau 215
Kultura, Prag 561
Kyrios, Berlin-Grunewald *336*

Labor, Brüssel/Essen *47 335 477*
La Cité, Brüssel 185
La Civiltà Cattolica, Rom *45 48 95 96 142* 164 *190 191 192* 248 *286 287 335* 344 346 347 394 396 *432 479 526 528*
La Croix, Paris 59 215 297 353 441 446 475
La Documentation Catholique, Paris 350 351 510 564
La Maison-Dieu, Paris 186 *287 333*
La Nouvelle Revue pédagogique, Paris *95*
La Phalange, Port-au-Prince 255
La Stampa, Turin 298 487
La Squilla, Köln 424
La Vanguardia Española, Barcelona 76 79
La Vie spirituelle, Paris *94 142 239 240*
Lebendige Seelsorge, Freiburg i. Br. *45 238 382 479 574*
Lebendiges Zeugnis, Paderborn *333 336*
Le Christ au Monde, Rom *288* 534
Le Missioni Cattoliche, Mailand 62
Le Monde, Paris 80 171 352 443 507
Les Missions Catholiques, Lyon 208 305 407 409 534
L'Espresso, Rom 347
L'Humanité, Paris 104
Liturgisches Jahrbuch, Trier *142 286*
London Jewish Chronicle, London 220
L'Orient, Beirut 71 364 366 502
L'Osservatore della Domenica, Vatikanstadt 250
L'Osservatore Romano, Vatikanstadt 55 72 79 81 101 151 164 166 172 174 180 197 199 206 209 221 248 249 250 251 275 296 297 300 313 314 343 345 346 369 391 392 393 395 397 402 441 442 443 444 445 452 453 461 486 496 507 508 509 536 558 559 560 563
Lumen Vitae, Brüssel *48 238 432*
Lumière et Vie, Lyon *45* 82 *96 286 431*
Lutherischer Rundblick, Uelzen *192*
Lutherische Rundschau, Hamburg 94 *96 240 384 528*

Manchester Guardian Weekly, Manchester 161
Materialdienst des Konfessionskundlichen Instituts, Bensheim *48* 91 92 *240 576*
Mensaje, Santiago de Chile 448
Merkur, Stuttgart *46 47 143 239 334 477 478*
Migration News, Genf *143 288*
Militärseelsorge, Bonn *240 525*
Mission Bulletin, Hongkong 454
Mlada Fronta, Prag 562 563
Moderne Welt, Köln *383*
Monatsschrift für Pastoraltheologie, Göttingen *143 527*
Monitor Ecclesiasticus, Rom 80
Monumenta Nipponica, Tokyo *334*
Münchener Theologische Zeitschrift, München *45 48 287 525*
Musica Sacra, Köln 520 521
Musik und Altar, Freiburg i. Br. *142* 520 521 524

NCWC News Service, Washington 156 162 347 359 360 362 414 562
Neues Deutschland, Ost-Berlin 235 366 503 504 505
Neue Zeit, Berlin 310
Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft, Beckenried (Schweiz) *432*
Neue Zürcher Nachrichten, Zürich 78
Neue Zürcher Zeitung, Zürich 78 119 157 171 298 299 300 365 366 402 403 505 573
Nouvelle Revue Théologique, Tournai/Paris *46 142 286 333 334 382 431 476 525*
Novidades, Lissabon 360 361
Novoe Russkoe Slowo, New York 363
Novye knigi, Moskau 216

O Apostolado, Luanda 361
Obrana Lidu, Prag 563
Ökumenischer Pressedienst (Oepd), Genf 70 115 117 216 217 218 219 411 412
Ökumenische Rundschau, Frankfurt a. M./Stuttgart *144* 329 *528*
O orthodoxos paratiritis, Athen 69 116 117 217 219 413
Orientación e Información Ecuménica, Barcelona 58
Orientalia Christiana Periodica, Rom 462
Orientierung, Zürich *96 192 240 288 478* 531
Österreichisches Archiv für Kirchenrecht, Wien *45 240 382* 500
Ost-Probleme, Bad Godesberg 573

Paese Sera, Rom 250
Paroisse et Liturgie, Brügge *142 286*
Parole et mission, Paris *142 334 432*
Partisan Review, New York *191*
Pastoralblätter, Kassel *144*
Pastoral Popular, Santiago de Chile 448
Paulus, Freiburg i. Br. *480*
Politische Studien, München *334*
Politische Vierteljahresschrift, Köln/Opladen *287 478 479*
Polityka, Warschau 124
Polnische Presse-Agentur, Warschau 172 173
Possev, Frankfurt a. M. 217
Pravda, Moskau 217
Pravoslavnaja Rusj, Jordanville (USA) 117
Pueblo, Madrid 79 252 254

Questitalia, Venedig *192* 348

Ratio, Frankfurt a. M. *574*
Razón y Fe, Madrid *287*
Reformatio, Zürich *336 527*
Regla, Madrid 153
Religious News Service, New York 475 476
Réponse, Löwen 495
Revue de droit pénal et de criminologie, Brüssel 135
Revue de l'action populaire, Paris *144 191 239 286 384 527*
Revue des Sciences philosophiques et théologiques, Paris *431 477*
Revue des Sciences religieuses, Straßburg-Paris *238 287*
Revue de théologie et de philosophie, Lausanne *46 576*
Revue philosophique de Louvain, Louvain *477*
Rheinische Post, Düsseldorf 110
Rheinischer Merkur, Köln 155 *335* 443
Rivista internationale di scienze sociali, Mailand *95 432*
Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte, Freiburg i. Br. *238*
Rudé Pravo, Prag 563
Rythmes du Monde, Lyon-Paris 63 *336*

Schweizerische Kirchenzeitung, Luzern 12
Schweizer Monatshefte, Zürich *47 240 479 527*
Schweizer Rundschau, Zürich *95 478 479*
Sein und Sendung, Werl 111
Signes du Temps, Paris 153 *333*
Signo, Madrid/Barcelona 79
Social Action, Puna 65
Social Compass, Den Haag *288 383 384 479 480 528 576*
Social Order, St. Louis *143 190 239*
Sonntagsblatt, Hannover/Hamburg 92 93 115
Sophia, Tokyo *477 575*
Stimmen der Zeit, München/Freiburg i. Br. 4 9 *45 46 47 95 96 143 191 192 238 239 240 288 333 335 382 383 432 477 478 480 525 526 574 575*
Streven, Amsterdam 313
Studi Cattolici, Rom *144* 152 *576*

Témoignage Chrétien, Paris 313
The Catholic Herald, Nigerien 264
The Catholic Messenger, Davenport *286*
The Christian Century, Chicago 58 94 362
The Clergy Review, London 400
The Commonweal, New York *48* 58 *142* 158 *287 288 335 477 527*
The Ecumenical Review, Genf 138 182 *288 480 528*
The Examiner, Bombay 65 306
The Independent, Ibadan 264
The Japan Missionary Bulletin, Tokyo 4 5 6 7 38
The Leader, Owerri 264
Theological Studies, Baltimore *238*
Theologie und Glaube, Paderborn *476 477 526 527*
Theologische Literaturzeitung, Leipzig *48 336 384 528 576*
The Review of Politics, Notre Dame (USA) *190 191 287 288 432 480*
The Tablet, London 78 83 152 173 218 362 *384*
The New York Times, New York 252 253 301 573

The Times, London 11
The Wiseman Review, London *525*
Trierer Theologische Zeitschrift, Trier 83 84 *94 286 287 476 478 525 574*
Trud, Moskau 216
Trybuna Ludu, Warschau 171 402
Tübinger Theologische Quartalschrift, Tübingen *142 374 382*
Tygodnik Powszechny, Krakau 171

Uj Ember, Budapest 507
Una-Sancta-Rundbriefe, Meitingen bei Augsburg 83 *574*
Unda, Fribourg *46*
Unità, Rom 347
Unitas, Rom 107
Universitas, Stuttgart *48 94 143 239 334 384 431 478 526 575*

Vaterland, Luzern 173
Verbum Caro, Neuchâtel/Paris *144 288 480*
Verbum Domini, Rom 345
Vestnik russkogo zapadno-jevropejskogo patriaršego ekzarchata, Paris 116
Vida Nueva, Madrid/Barcelona 80 153
Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik, Bochum *526*
Vita e Pensiero, Mailand *46 95 239 334 479 527 575*
Voprosy filosofii, Moskau 166 216

Weltwoche, Zürich 218
Werkblätter für Jugendpastoral, Düsseldorf *479*
Wissenschaft und Weltbild, Wien *477 479*
Worldmission, New York 66 408
Worship, Minnesota (USA) *238 333*
Wort und Wahrheit, Wien/Freiburg i. Br. *45 46 47* 83 *95 96 143 191 238 239 240* 293 314 *333 334 335 336 382 383 431 432* 439 443 *477 478 525 526 528*

Ya, Madrid 75 254

Za i Przeciw, Warschau 173
Zeitschrift für katholische Theologie, Wien *94*
Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft, Münster *239*
Zeitschrift für Politik, Berlin *527*
Zeitschriftendienst, Münster 387
Zeitwende, Hamburg *48 336 576*
Zycie Warszawy, Warschau 173

HERDER-KORRESPONDENZ

Erstes Heft — 15. Jahrgang — Oktober 1960

Geliebte, fliehet den Götzendienst. Ich rede wie zu Verständigen, urteilt denn selbst, was ich sage. Der geweihte Kelch, den wir segnen, ist er nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Und das Brot, das wir brechen, ist es nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi? Denn weil ein einziges Brot ist, so sind wir trotz unserer Vielheit ein einziger Leib. . . . Ich will aber nicht, daß ihr Gemeinschaft mit bösen Geistern habt. Ihr könnt nicht den Kelch des Herrn trinken und den Kelch der bösen Geister. Oder wollen wir den Herrn herausfordern? Sind wir etwa stärker als er? „Alles ist mir erlaubt" (sagt ihr). Wohl, aber nicht alles frommt . . . nicht alles erbaut. Keiner suche den eigenen Vorteil, sondern den des Nächsten . . .

Der Apostel Paulus 1 Kor. 10, 14-32

Die Lesung der Heiligen Schrift möge in den Familien gefördert werden. Allgemeine Gebetsmeinung für November 1960

1. Aus dem Wortlaut dieser Gebetsmeinung geht nicht unmittelbar hervor, ob sie in der Linie des Planes liegt, den Papst Johannes XXIII. mit dem Ökumenischen Konzil verfolgt, nämlich die Kirche zu erneuern und sie den getrennten Christen anziehender zu machen, die er stets als mit dem Namen Christi ausgezeichnete Brüder anzusprechen pflegt. Sicher aber steht das Anliegen in der Nachfolge der Ermahnungen, mit denen die Päpste von Leo XIII. (Rundschreiben *Providentissimus Deus,* 1893) über Benedikt XV. (*Spiritus Paraclitus,* 1920) bis zu Pius XII. (*Divino afflante Spiritu,* 1943) Klerus und Laien zum regelmäßigen Lesen der Heiligen Schrift, vor allem des Neuen Testaments, aufgefordert haben. Es wurden sogar reichliche Ablässe dafür vorgesehen, damit die Gläubigen die kirchlich autorisierten und mit Erklärungen versehenen Übersetzungen sich zur geistlichen Nahrung dienen lassen.

Hinter diesen päpstlichen Initiativen steht ohne Zweifel die wachsende katholische Bibelbewegung, die besonders von Dominikanern und von der liturgischen Arbeit der Benediktiner gefördert wurde. In Deutschland erfaßt sie heute über das 1933 in Stuttgart gegründete „Katholische Bibelwerk" mehr oder weniger alle Diözesen und ihre Seelsorgeämter (besonders bekannt die das Werk von Pius Parsch, Klosterneuburg, fortführende Arbeit des Wiener Seelsorgeamts, das für die Gründung von „Bibelrunden" in den Gemeinden wirkt). Eingeleitet wurde diese Bewegung durch das von P. Lagrange OP 1890 gegründete biblische Zentrum in Jerusalem, um den modernistischen Gebrauch der Bibel im Gefolge der damals noch führenden protestantischen Exegese abzuwehren. In Deutschland war es der Rottenburger „Bibelbischof" Paul W. Keppler († 1926), der sich für eine biblische Predigt einsetzte und 1915 die sog. „Kepplerbibel" als eine für alle Gläubigen zugängliche Ausgabe „in kleinem Format und zu niedrigem Preis" herausgab. Seitdem sind andere Verlage diesem Beispiel gefolgt, so daß heute neun bis zehn verschiedene handliche und billige Ausgaben des Neuen Testaments in etwa 5 Millionen Exemplaren unter den Gläubigen verbreitet sind. Auch die katholischen Ausgaben in neutralen Taschenbuchreihen erweisen sich als Bestseller. Die Zeitschrift „Bibel und Kirche" des Katholischen Bibelwerkes, neuerdings auch „Bibel und Leben" (Patmos-Verlag), stehen im Dienst des Anliegens der Päpste, die Bibel nicht nur dem Klerus, sondern auch den Laien vertraut zu machen. In andern Ländern, besonders Frankreich, England und der Schweiz, auch in den USA, sogar in Spanien und Südamerika, fehlt es nicht an Parallelen.

Doch Papst Johannes XXIII. würde nicht die ganze Kirche dafür beten lassen, daß die Lesung der Heiligen Schrift in den Familien gefördert werde, wenn die katholische Bibelbewegung, in Deutschland mit der katholischen Jugendbewegung gewachsen, ihre Ziele schon erreicht hätte. Der „Schott" ist — in Deutschland — fast in der Hand jedes Gläubigen, aber das Neue Testament ist es noch bei weitem nicht. Soviel wurde sicher erreicht, daß die Bibel nicht mehr wie früher als ein gefährliches, ja als ein protestantisches Buch gilt. Sie gilt aber noch nicht als das lebensnotwendige Brot zum geistlichen Wachstum. Die Beschäftigung mit ihr erscheint eher als ein „Werk der Übergebühr".

2. Geht man der Frage nach, warum das so ist, daß die Heilige Schrift nicht in gleicher Weise bei den katholischen Gläubigen Eingang findet wie bei den gläubigen Evangelischen, so wird man dafür verschiedene Gründe anführen müssen, ganz abgesehen von dem Weltsinn der Christen. Als erstes ist natürlich zu nennen der Vorrang des Lehramtes der Kirche und seiner Tradition, der sog. regula proxima fidei, die von vornherein einem protestantischen sola scriptura entgegensteht, was manchmal zu unnötigen Übertreibungen führt, so daß es etwa in katechetischen Büchern heißt, die Kirche würde auch dann im Vollbesitz der Offenbarung sein, wenn die Bibel verlorengegangen wäre. Der Schriftbeweis einer dogmatischen Lehrdarbie-

tung, die vorwiegend in abstrakten Sätzen formuliert wird, weist der Bibel eine dienende Funktion zu und holt einzelne Sätze aus ihr hervor, so auch der alte Katechismus. Der neue Einheitskatechismus, der weitgehend biblisch ausgerichtet ist, vermochte sich bei den Erwachsenen noch nicht völlig durchzusetzen. Sodann leidet die Predigt vielfach noch daran, daß infolge der philosophisch-dogmatischen Ausbildung des Klerus die Vertrautheit mit der Heiligen Schrift zu kurz kommt. Die Bibel ist weder das beherrschende Betrachtungsbuch noch erscheint sie, wie bei den Evangelischen, an hervorragender Stelle im Gottesdienst. Wohl fanden sich die Gläubigen gerne bereit, das Meßbuch, das auf dem Altar liegt, in Gestalt des „Schott" und verwandter Ausgaben in die Hand zu nehmen, um der Liturgie folgen zu können. Sie würden vermutlich in ähnlicher Bereitschaft dem Klerus folgen, wenn dieser die Bibel wenigstens auf der Kanzel noch mehr sichtbar machte und erkennbar aus ihrem Wortlaut schöpfte statt aus den kurzen Auszügen des Missale. Die geplante Reform des Meßbuches wird die Kenntnis des Neuen Testaments zwar erweitern, aber wie kann man die Gläubigen dahin führen, daß sie sich das ganze Neue Testament zu eigen machen? Mag sein, daß schon eine zu anekdotenhafte Behandlung der Biblischen Geschichte in der Unterstufe des Religionsunterrichtes den Sinn für das persönliche Angesprochenwerden durch das lebendige Wort Gottes schwächt. Nicht zuletzt steht das moderne technische Denken der Sprache der Bibel hilflos gegenüber, wenn nicht der rechte Kontakt hergestellt wird. Vielleicht sollte man auch dies nicht übersehen, daß die erfreuliche Vielzahl der Ausgaben des Neuen Testaments ihre Nachteile hat. Es gibt nicht in jedem Volk die eine katholische Bibel in der Muttersprache, und so prägen sich auch nicht die heilsamen Kernsätze des biblischen Kerygma in ein und derselben Formulierung dem Gedächtnis der Gläubigen gleichmäßig ein. Man kennt unter Katholiken nicht die Erfahrung der Evangelischen, von der ein bekannter Generalsuperintendent einmal sagte, die fettgedruckten Stellen im Neuen Testament hätten schon mehr Menschen zur Seligkeit geführt als alle Predigten. Dieser ganze Sachverhalt läßt sich am eindringlichsten beschreiben an den Vorschlägen, die Ende Juli auf der Internationalen Studienwoche über Missionskatechese in Eichstätt anläßlich des Eucharistischen Weltkongresses ziemlich einmütig von Referenten aus allen Ländern gemacht worden sind (vgl. ds. Heft, S. 35 ff.).

3. Man kann diese Vorschläge fast auf eine Formel bringen, die Papst Pius XII. einmal den römischen Fastenpredigern gab: sie sollten durch das Wort Gottes, ohne falsche Anpassung an den Zeitgeist, „Jesus als lebendige Wirklichkeit" vermitteln (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 61). Genau dies war in Eichstätt das Anliegen der Katecheten: christozentrische Verkündigung in der anschaulichen Sprache der Bibel. Gott sei der beste Katechet, darum müsse man die Gläubigen in der Sprache Gottes unterweisen. Es sei traurig, daß die Hörer der christlichen Botschaft häufig keinen Unterschied in der Hierarchie der Werte zwischen allgemein verpflichtenden Wahrheiten der göttlichen Offenbarung und Privatoffenbarungen erkennen, so daß sie den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sehen (Bischof Larrain von Talca, Chile). „Die Erneuerungsbewegung auf dem Gebiet der Predigt geht auf die verbreitete Uninteressiertheit so vieler Christen am geistlichen Leben zurück, weil für sie das Christentum nur eine Reihe moralischer [und kultischer] Vorschriften ist, die man beachten muß, um der Hölle zu entrinnen." Die Predigt müsse den modernen Menschen mit dem in der Kirche lebendigen Christus zusammenbringen, dann sei sie wieder Freudenbotschaft (Domenico Grasso SJ, Rom). Bischofkoadjutor Arthur Elchinger, Straßburg, der wohl mit am stärksten die Verwendung der Bibel in der Katechese betonte, erklärte u. a.: „Die biblischen Geschichten entstellen die Bibel, weil sie zwischen den einzelnen literarischen Gattungen nicht unterscheiden ... Es besteht die Gefahr, die Kinder zu täuschen, indem man sie alle diese Erzählungen glauben läßt, als handele es sich um genaue Schilderungen von Reportern ..." Daher mehr Treue gegenüber dem heiligen Text: „Um uns als Speise zu dienen, ist Gott nicht nur Mensch geworden, sondern auch Buch ... Dürfen wir die jungen Menschen glauben lassen, daß der Katechismus die Quelle unseres Glaubens ist? Das hieße doch, sie annehmen lassen, daß das Wasser aus den Leitungshähnen käme, oder sie überzeugen wollen, das Wasser aus der Leitung sei besser, weil es durch lange Rohre geleitet wird, als wenn es direkt aus der Quelle geschöpft würde." So forderte er das Auswendiglernen einer Auswahl von Schriftstellen: „Sicherer als die Merksätze des Katechismus können die Worte unseres Herrn den Kindern Wegzehrung sein, selbst später durch ihr Leben als Erwachsene." Tatsächlich sind in neueren Versuchen in Deutschland und Österreich, eine Schulbibel zu schaffen, diese Forderungen der Katecheten und Missionare weitgehend erfüllt. Der Apostolische Vikar von Calapan, Philippinen, Wilhelm J. Duschak SVD, zeigte die Bedeutung einer mit der Bibel vertrauten Katechese für den unentbehrlichen priesterlosen Sonntagsgottesdienst. „Wenn wir die Glaubensunterweisung der ersten Jahrhunderte der Kirche betrachten", so sagte Pierre Jacquemart MEP, Bangalore, „sehen wir, daß sie allein von der Bibel, dem Worte Gottes, ausging. Dann nahm dieser gute Brauch langsam ab, bis er schließlich verfiel. Wir wissen heute, daß dies ein großer Verlust war. Wir gaben uns in der religiösen Unterweisung damit zufrieden, theologisch richtig zu sein, doch entbehrten diese Aussagen gänzlich der Wärme der Frohen Botschaft und verloren für die Katechumenen ihren Sinn. Diesen Sinn werden wir wiedergewinnen, wenn wir in unserer Verkündigung auf die Heilige Schrift zurückgreifen."

4. Nimmt man diese und andere Vorschläge der Tagung für Missionskatechese zusammen, so darf man wohl sagen, daß ihre allgemeine Verwirklichung auch in den Heimatkirchen, die in anderer Weise schon Missionsland wurden, die hinreichenden Voraussetzungen bilden würde, um dem Anliegen des Papstes Geltung zu schaffen. Denn ehe die Familien darangehen, die Lesung der Heiligen Schrift als einen Brauch zu übernehmen, muß zuvor der Pfarrklerus das Vorbild gegeben haben, das gerne nachgeahmt wird. Auch dann bleiben noch Probleme, die der Lösung bedürfen. Wohl gibt es genügend Ausgaben des Neuen Testaments mit ausreichenden Texterklärungen, aber es fehlt die Einübung im Bibellesen; anders gesagt: es fehlen ausreichende Betrachtungen über die biblischen Texte, über die Evangelien wie die Apostelbriefe, die den Kontakt der modernen Denkweise mit der Vorstellungswelt der Bibel herstellen. Das ist nicht eine falsche Anpassung an den Zeitgeist, sondern gleichsam die Kuppelung des Motors des Wortes Gottes mit dem Getriebe des modernen Lebens. Dazu genügt nicht eine bloße Worterklärung der heiligen Texte, sie müssen in ihren Grundbegriffen und Leitbildern „übersetzt" werden. Was damit gemeint

ist, zeigte eindrucksvoll die Eröffnungspredigt von Kardinal Döpfner auf dem Eucharistischen Weltkongreß in München, der den modernen Hunger nach Leben zugrunde legte und von daher auf das Leben kam, das Jesus Christus in Fülle ist. Den Gläubigen muß gezeigt werden, daß Gott im Wort der Heiligen Schrift hier und jetzt mit uns spricht, der zeitliche Abstand zwischen dem Anbruch des Heils und heute muß verschwinden. Dazu gehört vielleicht auch die Vermeidung der Formel „In illo tempore . . .", denn sie erweckt von vornherein den Eindruck: das war damals vor fast 2000 Jahren. Statt dessen sollte in der Weise das Wort Gottes ausgelegt werden, wie Jesus es in der Synagoge zu Kapharnaum getan hat, als er die Rolle des Propheten Isaias zusammenrollte: „Heute ist diese Schriftstelle in Erfüllung gegangen . . ." Wenn die Erschließung — wie wir sagen würden — der Aktualität des Evangeliums gelungen ist, bleibt immer noch das andere Problem, das in dem Wort „Familie" liegt. Ist unsere katholische Familie noch so im Stand, daß die Heilige Schrift in der Familie gelesen wird? Es wäre schon viel gewonnen, wenn der einzelne in der Familie auf die Suche ginge, sein geistliches Leben aus der Heiligen Schrift zu nähren. Davon würde auch die Familie leben.

Die Jugend Japans. Missionsgebetsmeinung für November 1960

Trotz der wachsenden Verbreitung unsittlicher Praktiken zur Verhütung von Nachkommenschaft bzw. der Tötung keimenden Lebens ist der biologische Bevölkerungsaufbau Japans noch außerordentlich gesund. Dank des bis vor kurzem fast kontinuierlichen großen Bevölkerungsüberschusses zeigt die Bevölkerungspyramide noch immer eine sehr breite Basis, die freilich in den letzten Jahren schmäler zu werden beginnt. Wenn man von der Jugend Japans handelt, spricht man auf jeden Fall über Dutzende von Millionen junger Menschen. Zur Ermittlung ihrer Gesamtzahl liefert in diesem Lande der allgemeinen Schulpflicht die staatliche Schulstatistik einige wertvolle Anhaltspunkte. Im Mai 1957 besuchten fast 13 Millionen Japaner die staatlichen Volks- und 5,7 Millionen die staatlichen Mittelschulen eines auf neun Schuljahre berechneten Pflichtschulsystems. Nimmt man die Besucher der nicht obligatorischen staatlichen Einrichtungen des höheren Unterrichts sowie die Kindergartenbesucher hinzu, so kommt man für 1957 auf eine Schulbevölkerung von 22,9 Millionen. Die Privatschulen sind hier nicht erfaßt. Unter Berücksichtigung aller Kinder im vorschulischen Alter sowie aller Jugendlichen der Jahrgänge nach Abschluß der Pflichtschule kann man wohl sagen, daß fast die Hälfte aller Einwohner Japans Kinder und Jugendliche sind.

Die Aufmerksamkeit der Gebetsmeinung richtet sich naturgemäß zunächst auf die Schulbesucher. Der geistige Zusammenbruch nach der Niederlage Japans im zweiten Weltkrieg, der schon so oft dargestellt wurde, wirkt sich im Verein mit anderen Faktoren (Einflüsse westlicher Philosophien, Säkularisierung des Denkens durch den Geist der technischen Zivilisation, Fehlen einer metaphysischen oder religiösen Begründung der überlieferten ethischen Anschauungen) gerade auf dem Gebiete der Jugendführung aus, so daß man von einer schweren Krise der Jugenderziehung sprechen muß. Um sie ganz zu verstehen, ist ein Blick in die Vergangenheit unerläßlich. Es sei hier besonders auf den Aufsatz von Nikolaus Luhmer SJ, Professor der Pädagogik an der Sophia-Universität zu Tokio, hingewiesen, der unter dem Titel „Moralunterricht in Japan" in „Die katholischen Missionen" (Nr. 3, 1959) erschien und der in dieser Übersicht mit Nutzen verwertet wurde.

Die Preisgabe des Moralunterrichts in den Schulen

Bis zum politisch-militärischen Zusammenbruch gab es in Japan seit 1872 einen als Pflichtfach eingeführten Ethikunterricht in den Schulen. Er wurde nicht aus einer Einsicht in die Notwendigkeit solcher Unterweisung in den Stundenplan aufgenommen, sondern um das damals übernommene französische Staatsschulwesen auch in diesem Punkte zu kopieren. Es war schwierig, geeignete Schulbücher zu beschaffen. Man behalf sich anfangs u. a. mit der Übernahme eines französischen Moralbuches, das auf Katechismus und Bibel aufbaute, und eines amerikanischen Lehrbuches der Ethik, das sich auf darwinistisch-naturalistische Prinzipien stützte. Die naturalistische Richtung setzte sich durch. Dann besannen sich die Japaner wieder mehr auf ihr eigenes geistiges und kulturelles Erbe. Ein kaiserliches Edikt aus dem Jahre 1890 machte die uralten konfuzianischen fünf menschlichen Beziehungen zur Grundlage der sittlich-sozialen Ordnung. Ziel der Erziehung sollte sein, durch Förderung der Treue zur Familie und der Ehrfurcht vor der Autorität in Gesellschaft und Staat die jungen Japaner zur Selbstzucht im Dienste der Gemeinschaft zu führen. Hier war dann besonders die Verehrung des Kaisers in den Formen des Staatsshinto eingebaut. Sie sollte bis zum bedingungslosen Einsatz für den Kaiser und den durch ihn repräsentierten Staat gehen. Dies war der Ansatzpunkt für den späteren Mißbrauch dieses Kodex, der unter dem Namen Shushin (etwa „disziplinäre Moral") jahrzehntelang die Norm der Erziehung war, durch den japanischen Militarismus und Imperialismus. Der Schock der Niederlage im zweiten Weltkrieg — der ersten in der Geschichte dieses stolzen Volkes — ließ die Japaner an allen Idealen irrewerden, zu denen man sie erzogen hatte. Begreiflich, daß die Besatzungsmacht sofort den Shushin abschaffte. Begreiflich auch, daß dies ohne Widerspruch des gedemütigten Landes geschah. Mit dem Shushin fiel der spezielle Moralunterricht in den Schulen. Als Ersatz sollten demokratische Ideale im gesamten Unterricht gelehrt werden. Nun war für die meisten Japaner Demokratie eine ziemlich unverständliche Sache, da ihr Land nie in deren Formen gelebt hatte und viele traditionelle Geisteshaltungen diesem System entgegenstanden. So mußte der Begriff der Demokratie zu einem oberflächlichen und wurzellosen Denkgebilde entarten, zu dessen Einpaukung in den Schulen auch die Lehrer nicht den rechten Weg fanden. Schwerwiegender war, daß das demokratische System in sich kein ethisches System war, vielmehr eine Ethik zum guten Funktionieren voraussetzte. Man konnte also das durch die Erschütterung der sittlichen Ordnungsvorstellungen geschaffene Vakuum nicht durch die Empfehlung eines neuen politisch-gesellschaftlichen Ideals füllen. Der Fehler wurde weder den verantwortlichen amerikanischen Beratern noch den Japanern selbst klar. Den Amerikanern nicht, weil die große Mehrzahl von ihnen in den Ideen einer pragmatistischen Philosophie und Pädagogik aufgewachsen war, die keine vorgegebenen sittlichen Normen kennt, sondern aus dem Verhalten von Individuum und Gesellschaft die allgemeinen Normen der Ethik ableitet

und dabei der Demokratie die gesellschaftsregulierende Funktion zuweist. Den Japanern nicht, weil sie sich schon vor dem Eindringen der idealistischen deutschen Philosophie mit dem amerikanischen Pragmatismus gut angefreundet hatten. War ja auch ihr ethisches Denken nicht bewußt von der Naturrechtsethik bestimmt und seit mehreren Jahrhunderten durch die staatliche Hofphilosophie in pragmatistischem Sinne beeinflußt worden. Dies darf allerdings nicht zu der Auffassung verleiten, daß das japanische Volk in seiner Lebensführung sich ganz von jener naturrechtlichen sittlichen Ordnung entfernt hätte, die einst Franz Xaver Bewunderung abnötigte. Auch für den Shushin-Kodex, der ja großenteils konfuzianische (und damit weitgehendst naturrechtliche) Ethik übernahm, gilt diese Feststellung. Der alte Moralunterricht in den Schulen hatte also trotz seiner Schwächen und trotz des Mißbrauchs, den später eine ultranationalistische Politik damit trieb, den hohen Wert, daß er der Jugend einen Weg ins Leben zeigte, der durchaus sittliche Menschheitsüberlieferungen weitergab. Das demokratische Lebensideal, im Geiste des amerikanischen Pragmatismus interpretiert und als eine Art Ersatzethik proklamiert, konnte nun der Jugend keinen Ersatz für die verlorenen Werte bieten. So mußte sie weitgehend den sittlichen Halt verlieren, zumal sie zwangsläufig nach dem Mißbrauch des Autoritätsprinzips durch den japanischen Militarismus zunächst von einem Extrem ins andere fiel, an jeglicher Autorität zweifelte und die Demokratie als die Lebensform betrachtete, in der man tun kann, was man will. Auf diese Weise kam es zu einem allgemeinen Skeptizismus gegenüber der sozialen Ordnung, der Regierung, der Gesellschaft, den Gesetzen, der Politik, der Erziehung. Vor dem Kriege waren kriminelle Delikte Jugendlicher in der straffen gesellschaftlichen Ordnung unerhört selten. Nun häuften sie sich in beängstigendem Maße, selbst bei Minderjährigen. Angeregt durch Schundlektüre und pornographisches Schrifttum, die heute — im Gegensatz zu früheren Zeiten — überall frei verkauft werden, ergeben sich Massen von Jugendlichen einem absoluten Libertinismus in den Beziehungen zum anderen Geschlecht. Die Zahl der Selbstmorde Jugendlicher aus den nichtigsten Gründen nahm in den letzten Jahren überhand. Unter den jungen Menschen, die sich das Leben nahmen, befanden sich auch Volks- und Mittelschüler.

Man könnte nun leicht der Gefahr erliegen, alle in Japan beobachteten Erscheinungen sittlichen Verfalls bei der Jugend einzig der oben geschilderten Krisensituation zuzuschreiben, wenn nicht viele dieser in unserer Presse oft breit geschilderten Entgleisungen eine frappierende Ähnlichkeit mit dem Verhalten der sog. Halbstarken in fast allen zivilisierten Ländern der Welt hätten. Da Japan sich seit mehreren Menschenaltern immer stärker und unbedingter der westlichen technischen Zivilisation und ihrem Diesseitsgeist verschrieben hat, ist es nicht verwunderlich, daß auch dort die gleichen Ursachen und Bedingtheiten im Leben der Jugendlichen zu den gleichen Wirkungen führen wie in den Ausgangsländern dieser Zivilisation. Sie treten dort nur massiver und akzentuierter in Erscheinung, weil, wie Joseph Roggendorf SJ in seinem vielbeachteten Artikel „Die Kirche in Japan, Romantik und Wirklichkeit" („Stimmen der Zeit", Nr. 3, 1956/57) bemerkte, die traditionsgebundenen Volksklassen von einer reinen Tabu-Moral des Brauches und der Übereinkunft gehalten werden, die sich im Fortschritt der totalen Säkularisierung des japanischen Kulturraums leichter aufweichen und auflösen ließ. Die Bremswirkungen, die im abendländischen Kulturraum das Christentum, seine Moral und die von ihm verteidigte natürliche Sittenlehre noch immer gegenüber den sittlichen Auflösungserscheinungen ausüben, sind in Japan nicht vorhanden. Es übernahm zwar die westliche Zivilisation, aber unter bewußter Ablehnung ihrer christlich-naturrechtlichen Wurzeln. Diese Elemente fügten sich eben nicht in das pragmatistisch-positivistische „ethische" System ein, das der autoritäre Polizeistaat in der Zeit vom 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelt hatte und an dem er unter allen Umständen festzuhalten gesonnen war. Es ist auch zu beachten, daß weder der Shinto noch der Buddhismus einen positiven Moralkodex entwickelt hatten, wie auch in Japan nie eine Staatskirche oder religiöse Sekte mit ethischen Forderungen sich an das ganze Volk wenden konnte.

Religionslose Erziehung der Staatsschuljugend

Wenn man von einer „Welle" jugendlicher Entartung spricht, die in dem Typ des Halbstarkentums eine internationale Erscheinung geworden ist, so gibt man bei dieser Kennzeichnung einschlußweise der Meinung Ausdruck, daß es gelingt, diese Welle zum Abebben zu bringen. Nach christlicher Überzeugung kann diese Hoffnung aber nur Erfüllung finden, wenn die entgleiste Jugend zur Anerkennung einer objektiven, in die Natur hineingelegten sittlichen Ordnung zurückgeführt wird, in der Gott als der Urheber des Sittengesetzes klar erkannt wird. Hier wird dann auch die überragende Bedeutung der Religion als Hüterin des Sittengesetzes sichtbar. Hinsichtlich Japans muß man indes fragen, mit welchem sittlichen Ordnungsbild man eine Jugend wieder zur Räson bringen könnte, der man als Lebensnorm nur eine säkularisierte Konventionsmoral vorstellen kann, während man ihr überhaupt kein allgemein anerkanntes religiöses Vorstellungsbild zu geben vermag. Vielleicht in keinem anderen Lande der Welt herrschen so konfuse Begriffe über Religion wie in Japan. Ohne Beziehung auf ein anerkanntes Absolutes, hat sie für die Massen des Volkes nur einen Gefühls- und Nützlichkeitswert. Man kann sie je nach Bedarf wechseln. Nach der letzten, alle fünf Jahre stattfindenden Erhebung des Statistischen Büros im Ministerpräsidium über die öffentliche Meinung in Japan (1959) erklärten 35 Prozent der Japaner, eine Religion oder einen Glauben zu besitzen, 65 Prozent aber nicht. 66 Prozent hielten Religion für nützlich, die anderen für unnütz, oder sie hatten keine Meinung. Nur 48 Prozent der Volksschüler, 31 der Mittelschüler, 28 der High-School-Besucher und 25 Prozent der Universitätsstudenten erklärten, sie hätten einen „Glauben". Der nationale Durchschnitt der „Glaubenden" ist 35 Prozent. Bei der Wertung aller Angaben muß man berücksichtigen, daß die Fragestellungen des Ministeriums keineswegs von einer Definition dessen ausgingen, was Religion ist oder sein könnte. Sie raffen nur konfuse Vorstellungen zu einem statistischen Gesamtbild zusammen (vgl. zum Ganzen: The Japan Missionary Bulletin, Oktober 1959, Artikel „Government Report of Religious Situation").

Seit 80 Jahren hat die religionslose Schule in Japan den religiösen Indifferentismus und eine allgemeine Geringschätzung bzw. Abneigung gegen die Religion verbreitet. „Bis nach dem zweiten Weltkrieg durfte in keiner öffentlichen oder privaten Schule Japans irgendein Religions-

unterricht erteilt werden oder religiöse Übungen vorgenommen werden. Auch heute noch sind alle öffentlichen Staatsschulen religionslos. Das erzeugte eine alles durchdringende Atmosphäre von religiöser Unwissenheit, von Indifferentismus und Geringschätzung. Die Masse des japanischen Volkes sagt ‚Religion' und denkt und fühlt dabei ‚Aberglaube'" (Georg Gemeinder SVD, Das Rätsel der Japanmission, Steyler Missionschronik 1959).

Robert M. Flynn berichtete jüngst im „Japan Missionary Bulletin" über seine Erfahrungen bei Aufnahme von Jungen für die Rokko-Mittelschule der Jesuiten in Kobe: „Die meisten Knaben verlassen die Elementarschule mit einer vollständig materialistischen Weltanschauung. In der großen Mehrzahl der Fälle handelt es sich hier um einen unreflektierten Materialismus, der von Volksschullehrern weitergegeben wurde. Bisweilen aber stößt man bei diesen Kindern von 12 bis 13 Jahren auf eine reflexe Philosophie seichter, aber verbissener Natur, die in der Autorität und der populärwissenschaftlichen Bildung dieser Lehrer wurzelt. Überlegt oder nicht, betrachten solche Kinder alle Religion als Aberglauben, Gott als unwissenschaftlich und die Seele als eine allenfalls gute Idee. Die Entwicklung hat das Übernatürliche unnötig gemacht. Eine solche Sicht macht in Ausnahmefällen Knaben diamanthart gegen Religion."

Zur Sondierung der ethischen Grundhaltungen der japanischen Jugend von heute veranstaltete Amano Toshitake, Professor für Experimentalpsychologie an der Universität von Osaka, im Jahre 1958 eine Umfrage bei 3800 Besuchern der High School dieser Stadt. Sie sollten ihre Wertungen sittlicher Haltungen in einer Wertungsskala einbringen. Die höchsten Werte waren für sie gute Beziehungen zu den Geschwistern, Treue zu dem Freunden gegebenen Wort, Achtung voreinander. Die traditionellen Werte der Achtung vor dem Kaiser und die Verehrung der Ahnen kamen an 20. und 21. Stelle, der absolute Gehorsam gegenüber dem Vater an letzter (35.) Stelle. Aus seiner Umfrage zog der Professor den Schluß, daß die jungen Leute sich nicht für die Besserung der Gesellschaft opfern wollten, während bei einer nationalen Umfrage des Jahres 1930, als Japan sich anschickte, „die ostasiatische Wohlfahrtssphäre" zu gründen, 56 Prozent der befragten Gymnasiasten zur Gestaltung „einer idealen Welt" beitragen wollten und nur 15,7 Prozent sich über die Zukunft skeptisch äußerten. Im Jahre 1958 war das Ergebnis der Befragung mehr als umgekehrt. 70 Prozent erklärten, sie hätten alle Illusionen verloren und sie mißtrauten den Eltern und der Gesellschaft. „Es ist Aufgabe der Gesellschaft als Ganzes", schloß der Professor einen Vortrag über seine Umfrage, „unserer Jugend die Wertungen und Ideale wiederzugeben, ohne die wir sie nur zu einem Verbrecherleben und zur Degeneration erziehen" (The Japan Missionary Bulletin, 2, 1959).

Nikolaus Luhmer hebt in seinem eingangs erwähnten Aufsatz aber auch die Lichtseiten im Leben der japanischen Jugend von heute hervor und warnt vor ihrer überstrengen Beurteilung durch eine Erwachsenengeneration, die in pharisäischer Selbstüberhebung nicht wahrhaben will, daß die Mängel der Jugend nichts anderes sind als Folgeerscheinungen der inneren Haltlosigkeit der Erwachsenen selbst. Besonders wird hervorgehoben, daß die Jugend Japans im großen und ganzen offener und zugänglicher geworden ist, größere Selbständigkeit im Urteilen und Handeln besitzt und nicht mehr so sklavisch und unselbständig ist wie zur Zeit der Militärdiktatur.

Die Bewegung zur Wiedereinführung des Moralunterrichts

Einsichtige Männer sahen während des wirtschaftlichen und sozialen Chaos der ersten Nachkriegsjahre ein, daß die japanische Jugend aus der ideologischen Verwirrung nicht durch die Predigt des von den Amerikanern verherrlichten Systems der Demokratie herausgeführt werden konnte, sondern daß es dazu eines sittlichen Wertesystems bedurfte, an dem sie ihr Handeln auszurichten vermochte. Der Erziehungsminister Amano Teiyu arbeitete deshalb im Jahre 1951 die Grundlinien eines Handbuchs der Ethik für die Schulen aus, die wegen ihrer Entsprechung zum Naturgesetz die Anerkennung der Katholiken fanden, obwohl Amano als letzte Norm der Sittlichkeit keinen Gesetzgeber (Gott) einführen konnte. Die gesamte sozialistische Front, darunter die rote Lehrergewerkschaft mit ihren 400 000 Mitgliedern, nahm gegen den Entwurf leidenschaftlich Stellung, gewiß auch deshalb, weil er ihren Vorstellungen einer evolutionistisch-pragmatistischen Ethik nicht entsprach, insbesondere aber, weil man hier einen reaktionären Weg zur Wiedereinführung totalitärer Lehrmethoden fürchtete. Diese Furcht war nicht von der Hand zu weisen, da ein vom Staat inhaltlich bestimmter Moralunterricht natürlich von den jeweils am Ruder befindlichen Parteien gestaltet werden kann, wenn kein allgemeines Einverständnis über ein unabänderliches Sittengesetz besteht. In den folgenden Jahren war das Thema „Moralunterricht in der Schule" Gegenstand hitziger Erörterungen in der Tagespresse und im Parlament. Die wachsende Jugendkriminalität zwang dann zum Handeln. Im Sommer 1957 verkündete der damalige Erziehungsminister To Matsunaga, er werde mit allen demokratischen Mitteln die Wiedereinführung des Moralunterrichts in den Schulen als reguläres Schulfach betreiben, um dem allgemeinen Sittenverfall der Jugend zu steuern. Ein aus etwa 50 Mitgliedern bestehender beratender Ausschuß, zu dem auch eine katholische Ordensschwester und zwei der Kirche nahestehende Nichtchristen gehörten, wurde eingesetzt, um die Richtlinien dieses Unterrichts auszuarbeiten. Zur Erleichterung der Katholiken sah der Ausschuß keine Einführung vorgeschriebener Schulbücher für diesen Unterricht vor, den seine Befürworter als einen Unterricht über „Ethik im allgemeinen Sinne" bezeichneten, der demokratisch fundiert werden solle. Man wollte so vor allem die Angst abwehren, daß der Shushin-Unterricht wiederkehre. Der neue Moralunterricht war im übrigen nicht als Examensfach geplant. Es sollten auch keine Prädikate gegeben werden.

Der neue Moralunterricht

Ein neuer Ausschuß formulierte dann einen kurzen Leitfaden für den Unterricht, der im März 1958 vom Erziehungsministerium an alle Schulen versandt wurde. Damit war der neue Moralunterricht eingeführt. Wie sieht er aus? Er enthält einen „Tugendkatalog", in dem sich kaum etwas findet, was mit den Prinzipien und Anwendungen der katholischen Moral im Widerspruch stände. Nur handelt ein großer Teil der Anweisungen praktisch mehr über gesellschaftliche Etikette als über sittliche Tugenden. Da man in Japan über philosophische Grundsätze kaum Einigkeit herbeiführen kann, werden Grundsatzfragen sorgfältig vermieden. Als Ziel der sittlichen Erziehung wird die Charakterbildung bezeichnet. „Zu diesem Zwecke ist es notwendig, die Grundformen des Benehmens im Alltag zu verstehen und zu beobachten, moralische

Empfindungen herauszustellen, die Fähigkeit zur Unterscheidung von Gut und Böse zu bilden, die Individualität zu entwickeln, eine positive und schöpferische Haltung gegenüber dem Leben zu schaffen und einen Moralsinn zu fördern, der von einem Glied des demokratischen Staates und der demokratischen Gesellschaft gefordert wird. Zu diesem Zwecke ist konkrete Führung notwendig." P. Luhmer faßt sein Gesamturteil über den etwa 40 Seiten umfassenden Leitfaden dahin zusammen: „Wir lesen in diesem Moralkodex viel von den Ausführungsregeln in einer humanitären Sittlichkeit, aber von dem Fundament dieser Sittlichkeit ist nirgendwo die Rede. Die Frage nach dem ‚Was' des sittlichen Tuns ist weitgehend zur Zufriedenheit gelöst, aber das ‚Warum' des sittlichen Handelns wird nicht einmal berührt." Ähnlich, aber etwa schärfer, äußerte sich P. Egli OP vom St.-Thomas-Institut in Kyoto bei einem Vortrag vor 50 Universitätsprofessoren von Osaka (vgl. The Japan Missionary Bulletin, 3, 1959): Der Leitfaden zeigt einen erstaunlichen Mangel an grundlegenden Prinzipien für eine systematische Moralerziehung. Wir erfahren nichts über den Grundbegriff der Sittlichkeit, nichts über das „Warum" des sittlichen Tuns, nichts über die objektive Norm der Sittlichkeit. Keine Erklärung wird darüber gegeben, was einen Akt moralisch oder unmoralisch macht. Ist die Moral heteronom oder autonom? Der Leitfaden gibt keine klare Vorstellung über das sittliche Gewissen. Die Richtlinien sind von einem soziologischen Konzept der Sittlichkeit inspiriert. Man sagt den Schülern, um sittlich zu handeln, müßten sie den Handlungen der Gesellschaft folgen. Aber die Gesellschaft besteht aus Einzelpersonen, von denen die einen gut, die andern schlecht handeln. Und wenn man sich beispielsweise in einer nationalsozialistischen oder kommunistischen Gesellschaft befindet, kann man dann sagen, daß die Einzelperson immer moralisch gut handelt, wenn sie dem Verhalten der Gesellschaft folgt?

Die nächstliegende Frage ist nun: Was wird die Lehrerschaft aus diesen Richtlinien machen? Von den 800 000 Lehrpersonen sind heute 500 000 in der roten Lehrergewerkschaft Nikkyoso organisiert. Sie führen einen regelrechten Krieg mit dem von der konservativ-liberalen Mehrheit betreuten Unterrichtsministerium. Aus ihren Reihen kamen die Behauptungen, die Symptome des Sittenverfalls unter den Jugendlichen seien keine Beweise sittlicher Degeneration, sondern der Beweis dafür, daß sich der Begriff der Sittlichkeit als solcher geändert habe. Aus den starren Formen einer feudalistischen Sittlichkeit sei die Jugend nun endlich zu einer freien autonomen Moral erwacht. Japan sei über Nacht vom dunklen Mittelalter zur Neuzeit fortgeschritten, und es sei unvermeidlich, daß sich die sittlichen Formen und Normen dem Wandel der Zeit und einem neuen Persönlichkeitsbegriff anpaßten. Man solle der Jugend die Freiheit belassen, die ihr nach jahrtausendelanger Bindung an die Sklavenmoral des Feudalismus endlich geschenkt sei (Luhmer a. a. O.). Diese Äußerungen geben einen Vorgeschmack davon, was die Sozialisten aus dem Ethikunterricht machen werden, wenn sie zur Herrschaft kommen. Trotz der lautstark verkündeten Ablehnung dieses Unterrichts wird die sozialistische Partei sich dann ein solch prächtiges Werkzeug zur Beeinflussung der Jugend nicht entgehen lassen und es im Sinne ihres Moral-Relativismus bzw. der sozialistischen Weltanschauung umgestalten. Kein Zweifel, daß auch der Kommunismus, falls er ans Ruder käme, dies Instrument zu handhaben wissen würde.

Möglichkeiten katholischer Einwirkung

Georg Gemeinder SVD zieht aus der Feststellung, daß die Hauptquelle der Säkularisierung des Lebens und des religiösen Indifferentismus in Japan die religionslose Schulerziehung ist, den Schluß, daß eine viel zielbewußtere und mehr konzentrierte Missionierung der Lehrerschaft eine dringende Notwendigkeit sei. Trotz der Beeinflussung durch einen revolutionär ausgerichteten Sozialismus sei das Gros der Lehrerschaft ernst und verantwortungsbewußt und verdiene eine planmäßigere und intensivere Betreuung sowie ein besonderes Interesse von seiten der Kirche. Leider gibt P. Gemeinder keine konkreten Ratschläge, wie dieses schwierige Werk gefördert werden könne. Man wird hier in erster Linie auf die Hilfe der katholischen Lehrer an den Staatsschulen angewiesen sein, deren es schon eine Anzahl gibt und von denen viele auch im Staatsdienst ihrem Glauben erfreulich treu bleiben und apostolisch ausgerichtet sind. Ihre Zahl ist allerdings in einem Lehrkörper von 800 000 Personen verschwindend gering. Immerhin sind auch noch andere Beeinflussungsmöglichkeiten der Lehrer denkbar, vor allem durch pädagogische Literatur, Vorträge über Pädagogik usw.

Die erste Antwort auf das Problem der religiösen und sittlichen Richtunglosigkeit der japanischen Jugend ist freilich, auch nach Ansicht P. Gemeinders, ein gutes katholisches Schulwesen. Nach der katholischen Schulstatistik von 1959 besuchen 138 199 Kinder und Jugendliche Japans katholische Schulen, angefangen von den Kindergärten bis zu den Universitäten und Graduate Schools. Das ist sicher eine imponierende Zahl bei nur rund 270 000 Katholiken im Lande, zumal wenn man bedenkt, daß nur neun Prozent dieser Schulbesucher Katholiken sind. Anderseits ist dies bei einer Schulbevölkerung von 23 Millionen bitter wenig, wenn man sich auch davor hüten muß, den Einfluß des katholischen Schulwesens aus rein statistischen Gegenüberstellungen abzuleiten. Immerhin sind die 81 Junior High Schools, die 82 Senior High Schools, die 15 Junior Colleges, die sechs Universitätscolleges und die drei Graduate Schools der Kirche wie ein Fels in der Brandung des alles überflutenden sittlichen Relativismus und Säkularismus. Die katholischen Schulen vermögen kaum die Jugend aufzunehmen, die ihnen das Vertrauen der Eltern zuführt. Leider ist die Stellung der Kirche im Volksschulwesen äußerst schwach. Was sind 50 katholische Elementarschulen mit 16 547 Besuchern (Statistik 1959) gegen 22 480 staatliche Elementarschulen mit 12 956 000 Kindern (Statistik 1957)? Die geringe Zahl katholischer (überhaupt privater) Volksschulen ergibt sich aus dem Volksschulmonopol der Regierung, das zwar nach dem Kriege aufgelockert wurde, aber dennoch der Entfaltung privater Initiative wenig Raum bietet. Das ganze Land ist mit Volksschulen überzogen. Die Behörden bejahen selten bei Prüfung der Bedürfnisfrage die Notwendigkeit privater Volksschulen. Und schließlich ist das Ganze eine Geldfrage erster Ordnung. Man muß unentgeltlich Volksschulen einrichten, wenn der Staat den obligatorischen Volksschulunterricht unentgeltlich gewährt! Wo soll man die Mittel finden, um ein imposantes Volksschulwesen aufzubauen, wenn es der Staat nicht subventioniert?

Eine weitere Möglichkeit zur Einwirkung auf die Jugend (und so auch auf die Eltern) sind die Kindergärten, deren die Mission 357 mit über 45 000 Besuchern führt, eine relativ hohe Zahl, wenn man sie in Vergleich zu den

700 000 Kindergartenbesuchern in ganz Japan setzt. Der Wert des Kindergartens wird aber ernstlich in Frage gestellt, wenn das Kind nachher die staatliche Volksschule besuchen muß, in der die religiöse Erziehung keine Fortsetzung findet. Bei der minimalen Zahl katholischer Volksschulen ist dies aber meistens der Fall. Eine überaus nützliche, von der Japanmission noch viel zuwenig genutzte Möglichkeit der Jugendbeeinflussung ist schließlich die Sonntagsschule, die einen der billigsten und leichtesten Wege zur Infiltration katholischer Grundsätze in die nichtchristliche Umwelt darstellt. Die heidnischen Eltern schätzen die sittlichen Erziehungswerte dieser Schulen, desgleichen die dort gebotene Unterweisung für das praktische Leben. Man müßte nur mehr Wert auf ihre Organisation und ihre innere Gestaltung legen, wobei besonders die verschiedenen Formen der Erholung (Spiel, Sport, Volkstänze, Ausflüge, Kindertheater usw.) zu pflegen wären. Der Unterricht sollte nicht nur der Religion gewidmet sein, sondern auch Kenntnisse in Musik, Singen, Etikette, Umgangsformen, Blumenstecken, bei Mädchen besonders auch Anleitung zur Hausarbeit vermitteln. Ziel der religiösen Unterweisung ist nicht unmittelbare Bekehrung, sondern die zwangslose Einführung in katholisches Denken. Die Protestanten haben die Sonntagsschulen mehr gepflegt als die Katholiken. Ihre Einführung an allen 600 katholischen Missionsstationen Japans würde nach P. Gemeinder (The Japan Missionary Bulletin, 3, 1959) nur fünf Prozent der Kosten verlangen, die seitens der Mission heute für ihre Schulen aufgewandt werden.

Der Ethikunterricht in den katholischen Schulen

Da in der Gestaltung des vorgeschriebenen Ethikunterrichts den Schulen große Freiheit geboten ist, haben die katholischen Schulen diese Freiheit genutzt, um eigene Handbücher für den Unterricht an ihren zu höchsten Prozenten von Nichtchristen besuchten Mittel- und höheren Schulen herauszugeben. Dem Unterricht wird die natürliche Sittenlehre zugrunde gelegt, wie sie von der Kirche gelehrt bzw. in ihrer Reinheit gehütet wird. Hier ergibt sich nun eine Schwierigkeit, weil man den relativ wenigen Katholiken dieser Schulen eine religiös-sittliche Ganzheitserziehung geben muß, den Heiden aber nur einen gediegenen Ethikunterricht vermitteln darf und will, der ihnen auf der Universität bzw. im späteren Leben einen sittlichen Halt gibt. Manche Heiden kommen zudem mit der Angst in die christlichen Schulen, man wolle sie bekehren. Es muß also im Ethikunterricht auch der Schein einer Proselytenmacherei vermieden werden. Die katholischen Erzieher sind sich zudem darüber klar, daß die Aufnahme unverstandener und unverdauter katholischer Glaubenswahrheiten die Schüler eher der Kirche entfremden als sie für diese gewinnen wird. Soll man nun den Ethikunterricht für Katholiken und Heiden getrennt geben? Dies würde leicht zu dem Gefühl der Trennung zwischen einer katholischen und einer heidnischen Gruppe führen, während doch die Schüler sich als eine Ganzheit begreifen sollen. Der Weg, der sich bei der Lösung dieses schwierigen pädagogischen Problems durchzusetzen scheint, besteht darin, daß man eine Ethikstunde der Woche den ethischen Grundsätzen widmet, die Katholiken und Heiden in gleicher Weise Hilfen für das Leben bieten. Sie wird deshalb von allen Schülern besucht. Die zweite Wochenstunde, die für Katholiken und Heiden getrennt gegeben wird, vermittelt den Katholiken einen ethischen Unterricht im Rahmen katholischer Gesamtheitsschau, während sie vor den Heiden sittliche Fragen behandelt, die ihrer besonderen Situation entsprechen (vgl. The Japan Missionary Bulletin, 8, 1959).

Die katholische Mission ist sich bewußt, daß allein über die Schule das Problem der ethischen Labilität der japanischen Nation nicht zu lösen ist. Sie steht auf der ganzen Linie in einem schweren Kampf mit dem überkommenen Wertrelativismus dieses Volkes und der Wertanarchie, die eine säkularisierte europäische Kultur brachte, wobei beide Strömungen, ihre Verwandtschaft erkennend, einander stützen und zur Verschmelzung streben. Da auf kein anderes nichtchristliches Land der Welt die religiös-ethische Krisensituation Europas so komplett übertragen wurde wie auf Japan, wird das Schicksal der japanischen Kultur und Zivilisation letzten Endes in der westlichen Welt entschieden. „Japan ist unwiderruflich dem westlichen Geiste verfallen. Würde sich die Kluft zwischen Glauben und Philosophie, die heute im Westen besteht, schließen, so würden in Japan die intellektuellen Hindernisse des Glaubens fallen. Es ist in Japan nicht in unsere Hand gelegt, die Philosophie des Westens zum Glauben zu bekehren. Aber wir können uns bemühen, das große Erbe der christlichen Philosophie in Japan würdig zu vertreten. Dann wird sie trotz aller Gegenstimmen doch mit Ehrfurcht von vielen gehört und denen, die bereiten Herzens sind, ein Licht der Wahrheit werden" (Joh. Siemes SJ, Tokio, Philosophie in Japan — Weg und Hindernis, in: „Die katholischen Missionen", August 1960).

Der 37. Eucharistische Weltkongreß in München

Vom 31. Juli bis 7. August 1960 fand in München der Eucharistische Weltkongreß statt. Er war der 37. in der Reihe der Eucharistischen Weltkongresse und wurde 79 Jahre nach dem ersten Weltkongreß in Lille gefeiert. An ihm nahmen teil: Gustavo Kardinal Testa als offizieller Vertreter des Heiligen Vaters, Papst Johannes' XXIII., über 450 Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, über 8000 Priester und mehr als eine Million Gläubige aus allen Ländern der freien Welt. Sein Generalthema lautete: Pro Mundi Vita. Vorbereitet und ausgerichtet war der Kongreß von den Katholiken Münchens und den Gläubigen des Erzbistums München-Freising, unterstützt von führenden Geistlichen und Laien aller Diözesen Deutschlands, unter der Leitung von Joseph Kardinal Wendel.

I. Sinn und Thema des Kongresses

„Gleichsam als Abschiedsgeschenk seiner Liebe zu Deutschland hat Papst Pius XII. München zur Stadt dieses Kongresses bestimmt", schrieben im September vergangenen Jahres die deutschen Bischöfe. Es sei nun Aufgabe der deutschen Katholiken, als Gastgeber der Weltkirche sich

und das Haus für die Eucharistische Weltfeier zu rüsten (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 125).

Um dies zu leisten, war zunächst die Frage zu beantworten, welchen Sinn heute ein Eucharistischer Kongreß haben kann. Die Bischöfe ließen in ihrem Schreiben angesichts der stummen Fragen, mit denen viele Katholiken in Deutschland der Einrichtung der Eucharistischen Weltkongresse begegnen, keinen Zweifel darüber, daß es sich bei diesen Feiern um mehr als einen frommen Brauch handelt. Die Eucharistischen Kongresse „verfolgen hohe und heilige Ziele". Diese Ziele bleiben sich im Wandel der Zeit jedoch nicht gleich, sie ändern sich, je nachdem welche Aufgaben der Kirche in der Zeit in besonderer Weise gestellt sind. Sie ändern sich aber auch entsprechend der sich wandelnden Sicht der Gläubigen vom Sakrament und von der Kirche, obgleich diese in ihrem Wesen immer die gleiche bleibt. Die Geschichte der Eucharistischen Kongresse bezeugt das. Der Gedanke, von dem 1873 Maria Martha Tamisier in Paray-Le Monial, dem Gnadenort der hl. Margareta Maria Alacoque, überfallen wurde: die Welt retten durch die heilige Eucharistie, beherrscht alle Eucharistischen Kongresse. Und doch unterscheiden sie sich alle beträchtlich in den Mitteln und Formen, um diesem Ziel zu dienen.

Die ersten Kongresse, so führt das Programmkomitee (Leitung: Richard Egenter, München) in der Kongreßschrift „Pro Mundi Vita" aus, wollten vor eine Welt treten, die im Begriffe stand, der Kirche den Rücken zu kehren. Sie wollten den Glauben an die sakramentale Gegenwart Christi dieser Welt bekunden. Sie wollten Buße tun und Sühne leisten. Sie taten das in Formen, die ihnen vertraut waren: der großen Prozession, der feierlichen Anbetung, der Aussetzung des Allerheiligsten mit dem Sakramentalen Segen, das heißt „in anbetender Schau des menschgewordenen Gottes im Sakrament des Altars". Die Entschiedenheit und Intensität, mit der das geschah, war der Grund für das allmähliche Wachsen eines neuen Verständnisses für das *ganze* eucharistische Geheimnis. Hierin liegt die außerordentliche Bedeutung jener frühen Eucharistischen Kongresse für das moderne Glaubensempfinden. Man entdeckte, daß Monstranz und Tabernakel den Tisch des heiligen Opfers voraussetzten: Noch im gleichen Jahr, 1905, in dem der Eucharistische Kongreß zum erstenmal in Rom stattfand, veröffentlichte der heilige Papst Pius X. das Kommuniondekret in der Überzeugung, daß der Sinn der Gläubigen dafür hinreichend vorbereitet war; noch im gleichen Jahr — wenige Wochen nach dem ersten Kongreß in Deutschland (Köln 1909) — wurde auf dem belgischen Katholikentag in Mecheln die Übung der Betsingmesse eingeleitet, d. h., die zentrale Bedeutung der Meßfeier wurde wiederentdeckt, es wurde von nun an die Messe, nicht in der Messe, gebetet, weil in den letzten Jahrzehnten das Verständnis für das Wesen der heiligen Eucharistie gewachsen war — dank der großen internationalen und nationalen Eucharistischen Kongresse.

Mit der Erkenntnis der zentralen Bedeutung des heiligen Opfers für die christliche Frömmigkeit wurde zugleich noch etwas anderes neu entdeckt, zumindest tiefer erfaßt: das Geheimnis der Kirche selbst. „Das Erwachen der Kirche in den Seelen" (Guardini) ist unbestritten mit eine Frucht der großen Eucharistischen Weltfeiern. Die Gläubigen unseres Jahrhunderts haben wieder gelernt, daß die Kirche am meisten Kirche ist, wenn sie das tut, was der Herr im Abendmahlssaal getan hat, daß die Eucharistie das Sakrament der Kirche ist; denn „nicht nur die Kirche schafft die Eucharistie in jeder Messe, die sie feiert, sondern auch: die Eucharistie schafft die Kirche. Die Kirche ist bei keiner anderen Gelegenheit so deutlich und sichtbar, wie wenn sie zur Feier der Eucharistie versammelt ist" (Jungmann).

Solche Einsichten des Glaubens sind Früchte der modernen eucharistischen Frömmigkeitsbewegung und ihrer besonderen Aufgipfelungen in den großen Eucharistischen Weltkongressen.

Die 80jährige Geschichte der Kongresse zeigt aber auch, daß die Feiern immer eine Frucht dessen waren, was in den vorausgegangenen Jahren an eucharistischer Frömmigkeit herangereift war, und daß sie immer zugleich ein Zeichen dafür waren, daß „alle liturgische Bemühung auf dem Wege bleibt und sich immer wieder vor neue Aufgaben gestellt sieht".

Unter dieses Gesetz hatte sich der Münchener Kongreß zu stellen. Was konnten, was mußten die Aufgaben des Kongresses sein? Bringt man die Antworten des Hirtenschreibens der deutschen Bischöfe zu dieser Frage auf eine kurze Formel, so lautet sie (negativ):

1) Keine Demonstration kirchlicher Macht, keine Massenveranstaltung, keine Frontstellung gegen politische Gegner oder religiös Andersdenkende und keine Fassade, sondern: Danksagen in Opferfeier und Gottesdienst und Zeugnisgeben von der Wirklichkeit. „Der Kongreß soll Frucht und Ausdruck der religiösen Arbeit sein, die wir bereits geleistet haben und die wir besonders in der Zeit bis zum Kongreß noch auf uns nehmen wollen." Frucht und Ausdruck der religiösen Arbeit in Deutschland — das bedeutete das Sichtbarmachen der Ergebnisse der religiösen, insbesondere der liturgischen Erneuerungsarbeit während der letzten 40 Jahre in Deutschland, das hieß freilich auch etwas wagen — unter dem Gesichtspunkt der negativ formulierten Ziele —, was gegenüber früheren Eucharistischen Kongressen z. T. neu erscheinen mußte und an dessen Verwirklichungsmöglichkeiten viele Katholiken in Deutschland ernsthaft zweifelten: die absolute Priorität der liturgischen Opferfeier innerhalb eines Kongresses der Hunderttausende zu wahren.

2) Die derzeitige Situation der Menschheit in unserer Welt und das Verhältnis der Kirche zu ihr verlangte für den Münchener Kongreß eine Formel, in der sich die Sorge um die Bekundung der kirchlichen Einheit in der Feier des heiligen Meßopfers einfach und einprägsam ausdrückte. Sie wurde gefunden in der „Statio Orbis": dem Zusammenstehen der Gläubigen aus allen Ländern und Kontinenten um den Altar, um das Brot zu brechen, das Christus gab als sein Fleisch „für das Leben der Welt" (Joh. 6, 51), auch der Welt „am Vorabend der Einen Welt oder in der Abenddämmerung des Menschheitstodes". Die Statio Orbis, die Ausweitung der alten Stadt-Statio, mußte in München realisiert werden.

3) Der Gedanke der Statio Orbis, der neben der Aufgabe des Sammelns und Darbietens der religiösen Früchte der Vergangenheit steht (Punkt 1) und der nur aus der derzeitigen internationalen politischen und sozialen Lage zu verstehen ist und daher ganz gegenwartsbezogen ist, korrespondiert deutlich mit dem Generalthema des Kongresses: Pro Mundi Vita. Dieses Thema war gewählt worden, weil die Welt, auch unsere von vielerlei Ängsten beherrschte (die nicht mehr weiß, warum sie überleben will), nach dem Willen des eucharistischen Herrn von seinem kostbaren Blut durchtränkt sein soll. „Wer also mit dem

Herrn im eucharistischen Opfer eins geworden ist, muß mit ihm auf die Welt zugehen, muß also die Welt ernstnehmen" (Programmschrift). Der Kongreß, aber noch viel mehr jeder einzelne, müsse sich in die Angst der Welt hineinbegeben, ihre Versuchungen spüren und sie tragen in der Kraft des Herrn. Das sei die zu leistende Buße und Sühne, durch die die Christen die Welt bewähren könnten.

„Pro Mundi Vita" heißt also nichts anderes als consecratio mundi, die Aufgabe, die vor allem den Laien in der Kirche zufällt. Wieweit diese dritte Zielsetzung des Münchener Kongresses verwirklicht wurde, entzieht sich am meisten der Nachprüfung, nicht nur deshalb, weil mit ihr Entscheidungen und Einstellungen herausgefordert wurden, deren Auswirkungen erst viel später deutlich werden können (wenn es sich nicht um deklamatorische Verlautbarungen handeln soll), sondern weil diese Zielsetzung von den Veranstaltern bewußt als eine Aufgabe der Zukunft umrissen wurde: Viele Wünsche und Erwartungen eucharistischer Frömmigkeit sind heute erfüllt, das Feiern der Messe, gemeinsam von Priester und Volk, der häufige regelmäßige Empfang der Eucharistie, die Frühkommunion. Noch aber ist dem christlichen Volk der Sinn nicht geöffnet für die Eucharistie als „Nahrung für das Leben der Welt". Aufgabe der Zukunft also, Zeichen dafür, daß die liturgische Bemühung niemals fertig ist, sondern immer neue Aufgaben zu bewältigen hat, ist die Entwicklung des Verständnisses der Gläubigen für die „Weltbedeutung" der heiligen Eucharistie. Das heißt Ausräumung von Mißverständnissen „einer einseitigen Vergegenständlichung, einer falsch verstandenen Anthropozentrik und eines tief eingewurzelten Individualismus" (Otto Semmelroth, in „Stimmen der Zeit", Juni 1960, S. 176).

Die Teilnahme . . .

Damit diese drei Ziele des Kongresses, gewonnen aus Vergangenheit und Gegenwart und anvisiert für die Zukunft, in München verwirklicht werden konnten, mußten sich Gläubige aus Deutschland und aller Welt in München versammeln. Sie mußten sich, noch ehe sie nach München fuhren, mit den Zielen des Kongresses in etwa einverstanden erklärt haben; sie mußten von vornherein entschlossen sein, bei der Verwirklichung dieser Ziele mitzuwirken. Neugier, Sensationslust oder auch rein passives Dabeiseinwollen als Hauptantriebe für die Mehrzahl der Besucher hätten den Kongreß wenn schon nicht in seinem äußeren Ablauf scheitern, so doch zur bloßen Fassade erstarrren lassen. Dies war nach übereinstimmendem Zeugnis der Teilnehmer, auch der nichtkatholischen, in keiner Phase des Kongresses der Fall. Man sollte sich im übrigen darüber klar sein, daß heute nüchterne Überlegung (Hat es Sinn, sich daran zu beteiligen? Steht der Einsatz, der damit verbunden ist, in einem sinnvollen Verhältnis zu seinem Gewinn?) in Deutschland und in anderen Ländern so weit verbreitet ist, daß nur diejenigen bereit sind, die Last und Anstrengung, die mit einer Kongreßteilnahme wie in München unweigerlich verbunden sind, zu tragen, die von der Notwendigkeit, dem Sinn und freilich auch von reichlichem persönlichem Gewinn, der ihnen aus dieser Teilnahme erwächst, tief durchdrungen sind. Das ist ein Grund mit dafür, daß die Zahl der in München Versammelten nicht so groß war, wie man zunächst angenommen hatte.

. . . der offiziellen Kirche

Es nahmen am Kongreß teil: der Päpstliche Legat Gustavo Kardinal Testa mit einem Gefolge von 40 Persönlichkeiten geistlichen und weltlichen Standes, der Patriarch der Melchitischen Kirche von Antiochien, Maximos IV. Saigh, und die folgenden Mitglieder des Kardinalskollegiums: Doi (Tokio), Gracias (Bombay), Santos (Manila), de Barros Câmara (Rio de Janeiro), Spellman (New York), De Arriba y Castro (Tarragona), Quiroga y Palacios (Santiago de Compostela), Agagianian, Bea, Larraona, Marella, Mimmi, Morano, Muench, Ottaviani, Valeri (alle Rom), Lercaro (Bologna), Ruffini (Palermo), Urbani (Venedig), D'Alton (Armagh), Feltin (Paris), Alfrink (Utrecht), König (Wien), Frings (Köln), Döpfner (Berlin), Wendel (München).

Gekommen waren ferner von Erzbischöfen, Bischöfen und Weihbischöfen: aus Asien 57 (davon 22 aus Indien); aus Afrika 33, aus Ozeanien 3, aus Australien 11, aus Lateinamerika 39, aus Nordamerika 16, aus Jordanien einer, aus Griechenland 2, aus Island einer, aus Irland 3, aus England 5 (und der Apostolische Delegat), aus Skandinavien 7 (und der Apostolische Delegat), aus Portugal 2, aus Spanien 4, aus Malta einer, aus Jugoslawien 5, aus dem Vatikan 5, aus Italien 88, aus Frankreich 38, aus Luxemburg einer, aus Belgien 7, aus der Schweiz 4, aus Österreich 11, aus Deutschland 36 (sowie der Apostolische Nuntius, Erzbischof Corrado Bafile). Dazu aus aller Welt: 10 ukrainische Bischöfe, ein litauischer, ein russischer und ein ungarischer Bischof, die heute alle, fern von ihrer Heimat, im Exil leben.

Das sind — neben den 26 Kardinälen — über 400 Erzbischöfe und Bischöfe, die die offizielle Liste des Generalsekretariats des Kongresses anführt. In Wirklichkeit sind jedoch nach dem offiziellen Schlußbericht des Kongresses 464 Erzbischöfe, Bischöfe und Bischofsstellvertreter anwesend gewesen.

Es fehlten in München die offiziellen Vertreter der Kirche aus den Ländern des sowjetischen Blocks. Es fehlten die Bischöfe Ungarns, der Tschechoslowakei, auch Polens. Die Bischöfe und Bischöflichen Kommissare der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands hatten auf eine Teilnahme in München verzichtet, nachdem die kommunistische Administration die Ausreise der Gläubigen nach München und Bayern für die Zeit des Kongresses unterbunden hatte. Nur aus Jugoslawien, einem kommunistischen Staat, waren fünf Bischöfe in München erschienen, darunter der Erzbischof von Belgrad, Josip Ujcic, eine Tatsache, die in München stark beachtet wurde.

Der Klerus war in München mit 8000 Vertretern aus allen Ländern anwesend. Eine Aufschlüsselung nach Nationen und Kontinenten ist bis zur Stunde nicht möglich.

. . . der Laien

Weit unsicherer noch als die Zahl der in München anwesenden Bischöfe und Priester ist die Zahl der Laien, die den Kongreß besucht haben. Einigermaßen zuverlässig sind nur die Angaben, die auf Grund der Registrierung durch das Quartieramt des Kongresses gemacht worden sind. Diese Registrierung erfaßte jedoch nicht alle Teilnehmer, weil viele sich auf eigene Faust eine Unterkunft in München gesucht hatten und außerdem eine hohe Zahl der Kongreßteilnehmer in München oder im näheren und weiteren Einzugsgebiet der Stadt beheimatet waren.

Größenordnungen dieser letzten Kategorien von Besuchern lassen sich nur durch Schätzungen (auf Grund der wiederum geschätzten Besucherzahlen der großen Veranstaltungen) gewinnen.

Nach Angaben der zuständigen Stellen waren während der Kongreß*woche* in München anwesend: 10 000 Italiener, 10 000 Spanier, 3000 Franzosen, 8700 Lateinamerikaner, mehr als 11 000 Nordamerikaner, 20 000 Österreicher, dazu stärkere Kontingente aus dem nord- und nordwestlichen Europa. Die Zahl der Asiaten, Afrikaner (1200) und Ozeanier blieb verständlicherweise erheblich unterhalb der zuerst angeführten Größen. Insgesamt haben fast 100 000 Ausländer, davon 75 000 aus Europa, an dem Münchener Kongreß teilgenommen.

Die Zahl der deutschen Besucher (außerhalb Münchens und seines Einzugsgebietes) überschritt während der ersten fünf Tage — also bis Freitag — mit Sicherheit nicht wesentlich 100 000. Sie bestimmte auch bis zum 5. 8. keineswegs das Straßenbild der Stadt. Da die großen Abendgottesdienste der Wochentage von 250 000 bis 300 000 Gläubigen besucht waren, muß angenommen werden, daß ca. 70 000 bis 80 000 „Einheimische" (im weiteren Sinne) an diesen Gottesdiensten teilgenommen haben.

An dem feierlichen Schlußgottesdienst nahmen — nach vorsichtiger Schätzung — mehr als eine Million Menschen teil. Zur Schlußfeier waren ca. 100 000 Gläubige in Motorfahrzeugen, ca. 200 000 mit Sonderzügen aus dem Bundesgebiet erschienen. (Insgesamt hatte die Bundesbahn während der Woche 1050 Sonderzüge beider Richtungen eingesetzt.) Die Zahl der Teilnehmer aus München und Umgebung hat demnach am letzten Tag gegen 500 000 betragen.

Prominenteste Teilnehmer des Kongresses waren Bundespräsident Lübke, Bundeskanzler Adenauer, Bundeskanzler Raab, aus Frankreich Justizminister Michelet, aus Spanien Justizminister Iturmendi Banales, aus Italien Minister Andreotti, aus den Niederlanden Minister Marga Klompé sowie weitere Minister der deutschen Bundesregierung und der deutschen Länderregierungen.

„Aktion Silbermöve"

Sieht man von der Schlußveranstaltung ab, bei der die Zahl der deutschen Teilnehmer bei weitem überwog, so setzten sich die Feiernden so zusammen, daß alle Voraussetzungen für eine wirkliche Statio Orbis gegeben waren. Um die Präsenz aller Rassen, Sprachen, Kulturen und Brauchtümer der Erde in München sichtbar zu machen, hatte der bayerische Landtagsabgeordnete Hans Merkt eine Sammlung veranstaltet, die unter dem Namen „Aktion Silbermöve" bekannt geworden ist. Merkt sammelte in kurzer Zeit mit seinen Helfern 450 000 DM, mit denen fast 350 Reisen für Kongreßteilnehmer aus weit entlegenen Gebieten finanziert werden konnten, Teilnehmer, die niemals in der Lage gewesen wären, aus eigenen Mitteln Flugreisen zwischen 2000 und 6000 DM zu bezahlen. („Silbermöve" ist die Übersetzung des indianischen Alcaman, des Namens des einzigen indianischen Kapuziners der Welt, der als erster Teilnehmer der Aktion dieser den Namen gegeben hat, der jedoch am Kongreß selbst nicht teilnehmen konnte, da das schwere Erdbeben in Chile — P. Alcaman lebt in Araukanien — ihn unabkömmlich machte.)

Die Schweigende Kirche

Gläubigen aus den kommunistischen Satellitenstaaten war der Besuch des Münchener Kongresses verwehrt. Die Verhandlungen zwischen kirchlichen Vertretern und den staatlichen Stellen der Sowjetzone zwecks Teilnahme der Gläubigen aus Mitteldeutschland waren mit Beginn des Kongresses erfolglos abgebrochen worden. Doch fanden einzelne Gläubige aus nahezu allen osteuropäischen Ländern einen Weg nach München. Die am Besuch Verhinderten nahmen — jedenfalls in Ungarn und Mitteldeutschland — am Kongreß im Geiste der Verbundenheit teil. Sie versammelten sich in ihren Kirchen zu gemeinsamem Gebet (in Ungarn am 7. 8. in den sog. „Eucharistischen Stunden"). Die letzte Veranstaltung dieser Art in der Sowjetzone — sie wurde zur gleichen Zeit wie der Münchener Schlußgottesdienst gefeiert — fand in Dresden statt. Nach einem Bericht der Dresdener Zeitung der Ost-CDU „Union" soll der Gottesdienst so stark besucht gewesen sein, daß er durch Lautsprecher auf den Kirchplatz übertragen werden mußte. Die „Union" schrieb, aller Gewalt und Sprachenregelung zum Trotz, über diese Feier: „So beging im Beisein seines Bischofs, der am 8. August in Begleitung von Domdekan Palm zu Besprechungen nach München reiste, das Bistum Meißen, von tiefer Religiösität getragen, das Weltfest der Eucharistie." Auf dem Kongreß selbst wurde jedes politische Wort vermieden, sogar der Ausdruck „Schweigende Kirche" kam in den Predigten und Ansprachen nur selten vor. Dafür wurde um so fleißiger für sie gebetet.

Die Teilnahme der getrennten Christen

Die evangelischen Christen Münchens gewährten den katholischen Glaubensbrüdern großherzig Hilfe und Unterstützung, wo immer sie benötigt wurde. Einzel- und Massenquartiere wurden von ihnen zur Verfügung gestellt. (So wohnte der Erzbischof von Paderborn, Lorenz Jaeger, beim Bischof der Bayerischen Landeskirche, Dietzfelbinger. Mehrere spanische Priester waren bei evangelischen Pfarrerfamilien untergebracht.) Wie groß die Zahl der evangelischen Christen gewesen ist, die an den feierlichen Gottesdiensten teilgenommen haben, läßt sich nicht ermitteln. Sicher ist jedoch, daß eine beträchtliche Anzahl regelmäßig abends auf der Theresienwiese anwesend war, nicht um zu schauen, sondern um „Verständnis zu gewinnen für das, was uns fremd ist, und um zu vertiefen, was uns gemeinsam ist". In der ausländischen Presse wurde aufmerksam registriert, daß an der Schlußfeier auch evangelische Würdenträger teilgenommen haben. Im „Bundesblatt der Deutschen Evangelischen Pfarrvereine" waren die Münchener Pastoren aufgefordert worden, am Schlußtag des Kongresses in allen Kirchen Abendmahlsfeiern zu halten, „nicht als billige Gegendemonstration, sondern zur ernsthaften Begegnung". „Es müßte ein Zeugnis für die katholische Kirche sein, daß auch wir am Sakrament festhalten, und das aus echter biblischer Erkenntnis heraus. Es müßte ein Zeugnis sein für die kirchenfremde Welt, daß die evangelische Kirche nicht weniger als die katholische am Sakrament festhält in wahrer Ökumene." In ähnlicher, meist positiver Weise haben sich zahlreiche evangelische Theologen mit der Eucharistie und ihrem Kongreß auseinandergesetzt. Höhepunkt der ökumenischen Begegnung war in München sicher die Una-Sancta-Veranstaltung, an der zahlreiche

evangelische Theologen, mit Altlandesbischof Staehlin an der Spitze, teilnahmen (vgl. ds. Heft, S. 42). Der Wille, ökumenisch zu denken und zu handeln — er war in München ungewöhnlich stark —, ließ nichts zu, was die getrennten Christen hätte verletzten können. So waren die volkstümlichen Formen der Muttergottesverehrung stark zurückgedrängt. Die Bereitschaft, vornehmlich das Gemeinsame mit den Getrennten zu betonen, ging freilich niemals so weit, daß echte Unterschiede des Glaubensverständnisses verwischt oder bagatellisiert worden wären, wie die großen Referate von Otto Karrer und Thomas Sartory OSB erwiesen. Durch die besondere Betonung dieses Aspekts ökumenischer Arbeit sollte den vielen ausländischen Besuchern der Blick geöffnet und geweitet werden für die großen Glaubensprobleme unserer Zeit.

Die Präsenz der Presse

In München waren anwesend über 700 Pressevertreter aus Deutschland und fast 400 aus dem Ausland. Ihre Arbeit wurde trotz hervorragender technischer Voraussetzungen dadurch erschwert, daß das Programm der Woche zu reichhaltig war. Es konnte nicht alles, was geschah, gesammelt und gesichtet werden, um aus den Details ein Gesamtbild des Kongresses zu entwerfen. Die wenigen Tageszeitungen, die das versuchten — unseres Wissens gelang es in etwa nur einer einzigen, in München ansässigen —, mußten indessen feststellen, daß auch die intensivste Aufarbeitung des Geschehens nicht ausreichte, um die volle Wirklichkeit des Kongresses erstehen zu lassen, weil diese sich ihrem Wesen nach der Deskription entzog. So wurde häufig in den Presseberichten das Periphäre, mehr Organisatorische oder auch Stimmungsmäßige, in den Mittelpunkt gestellt. Aus dieser Schwierigkeit mag sich auch erklären, daß einige führende deutschsprachige Zeitungen ihre Berichterstattung über München sehr knapp gehalten haben. Dasselbe war auch bei führenden Auslandszeitungen festzustellen. (So erwähnte weder die Londoner „Times“ noch der Mailänder „Corriere della Sera“ den großen Abschlußgottesdienst am Sonntag.) Die fast immer festzustellenden Bemühungen, mit den besonderen Schwierigkeiten der Berichterstattung auf eine publizistisch verantwortbare Weise fertig zu werden, verdienen jedoch Anerkennung. Gleiches gilt auch von der Arbeit der Rundfunkanstalten, insbesondere vom Bayerischen Rundfunk, München.

München und sein Kongreß

Wenn die Stadt des Kongresses und ihre Bewohner erst an dieser Stelle der Teilnehmerliste erwähnt werden, dann geschieht das deshalb, weil die Formen ihrer Teilnahme besonders vielfältig und unterschiedlich waren und z. T. auch sein mußten. Die Zehntausende von Trambahnschaffnern, Taxichauffeuren, Polizisten, Museumswärtern, Köchen, Kellnern, Hoteliers und was sonst noch eine moderne Millionenstadt an Dienstleistungsberufen aufzuweisen hat, sie alle haben an dem Kongreß teilgenommen — durch Leistungen, ohne die der Kongreß nicht möglich gewesen wäre. Viele mußten auf ihren gewohnten Urlaub verzichten, hatten ein äußerst hartes Tagewerk zu verrichten, während sich auswärtige Kongreßteilnehmer wie Feriengäste zu ergehen schienen. Auch wenn man annehmen muß, daß für manche der Zwang behördlicher Verfügung während der ersten Augustwoche, verbunden mit zusätzlicher Arbeit, der bleibende Eindruck vom Kongreß sein wird, daß ferner für viele der Kongreß eine Angelegenheit des Kommerzes war, darf man nicht unterstellen, daß die Münchener den Kongreß, genauer: den Gegenstand des Kongresses ignoriert hätten. Gewiß, mehr als 200 000 Ortsansässige hatten die Stadt vor Kongreßbeginn verlassen (wie in jedem Jahr um diese Zeit), viele ließen sich während der Woche nur selten auf den Straßen sehen, entsprechend der Parole: Münchener, belastet nicht zusätzlich den Verkehr. Und doch waren die Münchener da, als die harte Arbeitswoche hinter ihnen lag: fast die Hälfte der Teilnehmer am feierlichen Schlußgottesdienst sind Einheimische gewesen.

Die während der ersten Wochenhälfte von Ausländern immer wieder beklagte Absenz der Münchener hatte jedoch noch einen anderen Grund: Von den rund 800 000 Katholiken Münchens praktizieren noch keine 240 000 regelmäßig (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 441). Die aktiven Elemente der Pfarreien der Stadt betragen sicher nicht mehr als 20 Prozent der Praktizierenden. Das wären immerhin fast 50 000 überzeugte katholische Männer und Frauen, die ausgereicht hätten, die Präsenz des katholischen München in der Öffentlichkeit sicherzustellen. Aber sie waren nicht da, sie waren verschluckt von der riesigen Organisation, die mit der Vorbereitung und Durchführung des Kongresses zwangsweise verbunden war. Viele von ihnen haben während der Kongreßwoche täglich 15 bis 18 Stunden in Büroräumen, Zeltlagern, Schulen, Ausstellungshallen und Informationsstellen verbracht. Das war ihre Teilnahme am Kongreß. Solche bewußte Verzichtleistung war für die Erreichung der großen Ziele des Kongresses notwendig.

II. Die Gestalt des Kongresses

Sieht man also von der für alle sehr schmerzlichen Abwesenheit der Gläubigen der Schweigenden Kirche ab, so waren in München alle Rassen, Völker und Nationen vertreten, um die Statio Orbis zu feiern. Es galt nun, für die Verantwortlichen (Weihbischof Johannes Neuhäusler, Franz v. Tattenbach SJ, Richard Egenter und Karl Abenthum) eine Form zu finden, in der sich die Statio Orbis verwirklichen konnte und die zugleich alles das sammelte und der Welt deutlich machte, was an religiösen Einsichten und Formen während der letzten Jahrzehnte in Deutschland herangewachsen und entwickelt worden ist. Diese beiden — an sich divergierenden — Aufgaben zu bewältigen, war den für die Gestaltung des Münchener Kongresses verantwortlichen Gremien aufgetragen.

Wie die Verantwortlichen diese Aufgabe zu lösen gedachten, haben wir bereits berichtet (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 427—429). Danach sollte das heilige Opfer im Mittelpunkt stehen, morgens sollte es in den Kirchen der Stadt gefeiert werden, abends sollten sich alle Teilnehmer um den Altar auf der Theresienwiese versammeln. Die Große Rede, das Wort (abgesehen von dem der Verkündigung) sollte in diesen Feiern keinen Platz haben. Die fünf großen, alle Gläubigen vereinigenden Feiern sollten in Anlehnung an die Liturgie der Kar- und Ostertage gestaltet werden, der Mittwochabend als Eröffnung der Statio Orbis, der Donnerstag als Tag der Eucharistie und des Priestertums, der Freitag als Tag des Kreuzes, der Samstag als Tag des Lichtes, der Sonntag als Tag des Herrn, der im Kommen ist. „Die ganze Bot-

schaft dieses Lebens" (Apg. 5, 20) sollte noch ergänzt werden durch eine Fülle von Sonderveranstaltungen.
Wie wurde nun dieses Programm in die Wirklichkeit umgesetzt? Man kann sagen: Der Charakter des Kongresses als einer Statio Orbis wurde deutlich und sichtbar gemacht in den großen Abendgottesdiensten, vor allem auch in ihren Texten; der Reichtum der verschiedenen Formen der Meßfeier, besonders derjenigen, die sich in Deutschland herausgebildet haben: gemeindliche Stillmesse, Gemeinschaftsmesse, Betsingmesse, das Amt mit deutschen Liedern, das Choralamt, fand seinen Platz in den zahlreichen Morgen- und Abendgottesdiensten in den Kirchen der Stadt. Doch handelt es sich bei solcher Unterscheidung lediglich um Akzentverschiebungen: Statio Orbis war während der Münchener Tage jede gottesdienstliche Feier, und jede gottesdienstliche Feier (mit Ausnahme vielleicht der ostkirchlichen) war entscheidend von dem Formwillen und Formverständnis der Gastgeber und den besonderen Gegebenheiten der Stadt mitgeprägt.

Die Raumfrage

Groß-München zählt heute weit mehr als 100 Kirchen (bei 107 Pfarreien). Den Reichtum der Liturgie in ihren vielfältigen Formen zu gestalten war — unter räumlichen Gesichtspunkten — nicht allzu schwierig. Die Zahl der Gotteshäuser reichte aus, um die einheimischen und auswärtigen Gläubigen in angemessener Weise und bei wechselnder Form feiern zu lassen. 17 Kirchen blieben fremdsprachlichen Gottesdiensten, Predigten (und Beichtgelegenheiten) reserviert. Dieses System der Dezentralisierung bewährte sich in den drei ersten Tagen des Kongresses gut. Obgleich es auch — wenn auch eingeschränkt — für die zweite Hälfte der Woche vorgesehen war, setzte es sich in diesen Tagen nicht mehr wirksam genug durch: die Aufmerksamkeit der Gläubigen wurde zu stark auf die Feiern in den Kirchen der Innenstadt konzentriert. Die Folge davon waren überfüllte Kirchen. Eine besondere Schwierigkeit bereiteten die mangelnden Zelebrationsmöglichkeiten für die in München anwesenden Priester. Für die rund 8000 Geistlichen standen ca. 1000 Altäre zur Verfügung. Vielleicht wäre es doch angebracht gewesen, für die Priester eigene Opferfeiern zu gestalten, um dem Gedränge und Gehetze der an den Seitenaltären zelebrierten Messen zu entgehen (vgl. „Schweizerische Kirchenzeitung", Nr. 33, 1960), auch deshalb, weil diese Meßfeiern die Gemeinde, die sich zum Hauptgottesdienst versammelt hatte, immer wieder zu desintegrieren schienen.
Die große Theresienwiese (1000 mal 500 m), auf der die Gottesdienste der Statio Orbis gefeiert wurden, bot freilich an jedem Tage den Gläubigen ausreichend Platz. Sie war unter dieser Rücksicht gewählt und für eine Million Besucher ausgebaut worden. Gefüllt war sie freilich nur ein einziges Mal: beim feierlichen Schlußgottesdienst. An den anderen Tagen war ihre Fläche nie auch nur zur Hälfte besetzt, so daß ihre Seiten immer offen blieben und die Gefahr der „abbröckelnden Ränder" gegeben war. Integrierendes Zentrum war allein der um zehn Meter erhöhte Altar. So war das liturgische Geschehen von den 250 000 bis 300 000 Gläubigen an den Wochentagen gut zu verfolgen, freilich immer nur ausschnittweise, je nach dem Standort des Betrachters, nie das Ganze.
Man hat, ausgehend von den Erfahrungen der Berliner Katholikentage, die Frage gestellt, ob die räumlichen Möglichkeiten der Theresienwiese für die liturgische Gestaltung der Gottesdienste optimal genutzt worden seien. Dieser Zweifel ist unbegründet, wie auch der Vergleich mit Berlin abwegig ist. München hatte keine bessere Lösung zu bieten; einmal weil es über keine Großstadien verfügt (in dieser Hinsicht ist München Provinz) und weil es schon gar kein Olympiastadion hat, dessen eminent integrierende Kraft gerade für Gottesdienste unbestritten ist; freilich hätte auch dessen Kapazität nur für die wenigsten Gottesdienste der Statio Orbis ausgereicht; zum anderen, weil es bis heute kein Stadion auf der Erde gibt, das Raum für 250 000 Menschen und mehr aufweist, und weil man schon gar nicht ein solches Stadion improvisiert — auf Zeit — erbauen kann.
Daß ein nach allen Seiten hin offenes Feld als Gottesdienststätte seine Schwierigkeiten für die Gläubigen hat, war auch in München nicht zu übersehen. Es war aber immer wieder erstaunlich, innerhalb welch kurzer Zeit die Hundertausende von Gläubigen sich geistlich versammelt hatten.

Der Zeitplan

Der Kongreß dauerte eine Woche. Er wurde am Sonntag, dem 31. 7., mit einer feierlichen Pontifikalmesse, verbunden mit der Aussendung der Helfer, und mit dem Empfang und der Begrüßung des Päpstlichen Legaten eröffnet. Die sog. Großveranstaltungen begannen hingegen erst am Mittwochabend mit der Eröffnung der Statio Orbis. Für die zweite Hälfte der Kongreßwoche war eine für jedermann einsichtige liturgische Konzeption (die Anlehnung an die Liturgie der Kar- und Ostertage, s. o.) gefunden worden. Eine solche fehlte für die drei ersten Wochentage. Man hat daher gefragt, ob es nicht sinnvoller gewesen wäre, den Kongreß überhaupt erst am Mittwoch beginnen zu lassen, wodurch zweifellos eine größere Geschlossenheit und Dichte im Ablauf des Kongresses erzielt worden wäre. Dem steht jedoch die Erfahrung entgegen, daß Besucher derart weit gespannter Kongresse wie in München fast immer Anlaufszeiten benötigen, bis sie sich zwanglos in den inneren Rhythmus des Kongresses eingegliedert haben. Mit anderen Worten: Das anfängliche unausweichliche Aus-der-Ordnung-gebracht-Sein jedes Kongreßbesuchers (sofern er kein routinierter Tagungsfunktionär ist) kann nur ein gewisses Maß von Zeit überwinden, in der sich der Teilnehmer auf die außergewöhnliche Ordnung des Kongresses einstellt. Eine Ausnahme von dieser Erfahrung bildeten jene Kongreßteilnehmer, die ausschließlich zum Besuch der Abschlußfeier nach München gekommen waren. Für sie hatte der Tag 36 und mehr Stunden. Sie reisten während der letzten Nacht an, nahmen an dem vierstündigen Gottesdienst teil und verließen am Nachmittag wieder die Stadt. Niemand sollte meinen, daß irgendwelche menschlichen Erwartungen und Antriebe ausreichen würden, um solche Anstrengungen wegen eines, wenn auch ungewöhnlichen Gottesdienstes auf sich zu nehmen. Die Zahl derer, die solche Strapazen auf sich nahmen, um ihren Glauben zu bekunden, betrug in München mit Sicherheit mehr als 300 000.

Die großen liturgischen Abendfeiern

Die großen Gottesdienste auf der Theresienwiese waren alle entsprechend der liturgischen Gesamtkonzeption der Tage zubereitet worden. Das gilt sowohl für die Meßfeiern wie für die übrigen gottesdienstlichen Versammlun-

gen. Zu den letzteren zählten die Eröffnung der Statio Orbis am Mittwochabend und die Kreuzfeier am Freitagabend. Erweiterte Meßfeiern fanden am Donnerstagabend (Deutsche Betsingmesse), am Samstagabend (Pontifikalamt im Byzantinischen Ritus) und am Sonntagmorgen (Pontifikalamt) statt. Die Gottesdienste dauerten zwischen zwei und vier Stunden, mit An- und Abmarsch der Gläubigen zwischen vier und sechs Stunden. Vorherrschende Sprache bei den Feiern war Deutsch, vielleicht in einem zu starken Ausmaß — angesichts der Tatsache, daß rund ein Drittel der Besucher, jedenfalls bis zum Samstag, Ausländer waren. Wohl waren für alle Beteiligten Einführungen, Text- und Gesangsbücher in fünf verschiedenen Weltsprachen ausgegeben worden. Die Dominanz der deutschen Sprache schien dennoch einzelne Ausländergruppen verstimmt zu haben (Iren, Italiener). Daß die Sprachenfrage z. T. als nicht ganz sicher umschiffte Klippe des Kongresses empfunden wurde, mag auch aus der Doppelaufgabe zu erklären sein, die zu lösen den Verantwortlichen aufgegeben war: die Darstellung dessen, was liturgisch in Deutschland gewachsen ist, zu verbinden mit der Integrierung der Gläubigen aus aller Welt in der Statio Orbis.

Die Feiern waren im einzelnen hervorragend durchsichtig komponiert, immer frei von Andachtsschablone; die Texte, von der Schrift her inspiriert und in der Diktion erlesen, zwangen durch ihren raschen, steten Wechsel das Volk zum Mittun. Die von allen gesungenen Gebetstexte, Antiphonen und Cantica, waren knapp und herb in der Melodienführung, z. T. waren sie ungewöhnlich schwer. Es war eine der großen Überraschungen des Kongresses, mit welcher Leichtigkeit, freilich nach jeweiligem halbstündigem Üben, die große Kommunität auf der Wiese auch sehr schwierige Gesänge meisterte. Die bei diesen Feiern dargebotene polyphone Musik erreichte — nach Substanz und Konsistenz — nicht das Niveau jener volksliturgischen Gesänge. Eine Ausnahme davon bildeten die polyphonen Gesänge der byzantinischen Liturgie — Ausdruck vollkommener Einheit mit Geist und Gesetz jener Liturgie.

Zu den Feiern im einzelnen:

Die Eröffnung der Statio Orbis (Mittwoch) gliederte sich in die Feier der Laudes zum Einzug, den Eröffnungsakt durch den Kardinallegaten, die Predigt und die Eucharistische Andacht mit den Großen Fürbitten, Vaterunser und Segen. Die feierlichen Laudes zum Einzug wurden in Form einer Allerheiligenlitanei aller Völker gesungen. Den Auftakt für jede neue Volksgruppe bildete der Vers: Dem ganzen Volke Gottes, versammelt vor dem Angesichte des Herrn, allen geliebten Brüdern Gnade und Friede, gesungen in Deutsch, Griechisch, Lateinisch, Französisch, Englisch, Spanisch, Portugiesisch, Russisch, Ugandisch, Vietnamesisch, Japanisch, Chinesisch — ein ergreifendes Zeugnis für die Universalität der Kirche. — Am Donnerstag wurde die Deutsche Betsingmesse gefeiert. Nach der Predigt war die Fußwaschung, nach dem Credo die Fürbitten. Vor der Kommunion reichten sich alle Gläubigen die Hände zum Friedensgruß. Die Feier endete mit den Erstlingssegen der in der Frühe des Tages geweihten Neupriester. Diesem Gottesdienst, der im einzelnen reich an Schönheiten war, fehlte — so schien es wenigstens vielen Teilnehmern — die notwendige Geschlossenheit. Was in ihn hineingetragen wurde, um das Geheimnis des Gründonnerstag aufleuchten zu lassen, verstellte anderseits den Blick auf die Struktur der Deutschen Betsingmesse.

Die freitägliche Kreuzfeier blieb formal unvollendet. Sie war besonders schön und zwingend komponiert, sie war reich an erschütternden meditativen Gebetstexten, die jedoch alle nicht recht zur Wirkung kamen: Ein wütendes einstündiges Doppelgewitter erzwang den Abbruch der Feier. Doch blieb das Erlebnis beträchtlich: das schwarzgraue Feld von zusammengeduckten, nur unzulänglich geschützten Menschen, die, überspült von den klatschenden Wassermassen, schweigend aushielten. — Am Samstag feierten alle den Gottesdienst im byzantinischen Ritus. Die Liturgie war etwas verkürzt worden, um die Feier nicht zu lang werden zu lassen. So wurde die Proskomidie vorweggenommen. Auch fiel die vorgesehene Predigt aus. Nach dem Evangelium erneuerten die Gläubigen aus aller Welt ihr Taufversprechen. Anschließend wurde das heilige Licht an die Gläubigen ausgeteilt. Höhepunkt war die heilige Wandlung, deren Worte von allen Konzelebranten in die Welt hinausgesungen wurden. Alter und Ehrwürdigkeit der Kirche, ihr Reichtum an Formen und Traditionen wurden in keinem anderen Gottesdienst so deutlich wie an diesem Abend.

Der festliche Schlußgottesdienst nahm die Papstbotschaft und den Opfergang voraus: 300 Priester trugen die Urkunden über die Opfer, die in allen Erzdiözesen der Erde für die Mission gesammelt worden waren, an die Altarstufen, sieben Bischöfe (die Vertreter der Kontinente und Subkontinente) legten sie dann in die Opferschalen des Altars. Desgleichen trugen die Bischöfe die sieben großen Kerzen der Kontinente und Subkontinente zum Altar, eine achte brannte stellvertretend für die Schweigende Kirche in aller Welt. Daran schloß sich das Choralamt. Abgeschlossen wurde die Feier mit einer großen Sakramentsprozession um den Theresienplatz und dem feierlichen Eucharistischen Segen. Obgleich der Schlußgottesdienst fast zu lang dauerte — die Sakramentsprozession war in der erweiterten Form, wie sie tatsächlich gefeiert wurde, von den Veranstaltern nicht vorgesehen gewesen —, war die geistliche Disziplin der unübersehbaren Beterscharen, verglichen mit den vorhergehenden Feiern, außergewöhnlich. Die Integration der feiernden Gemeinde war nahezu vollkommen. Wiederum war das die Leistung jedes einzelnen, der die große Zahl und ihre unbestritten gefährlichen Auswirkungen neutralisieren kann, wenn ihm dabei entsprechende Hilfen gewährt werden: ausreichender, und dabei dennoch ein von Gleichgesinnten gefüllter, geschlossener Platz und die Möglichkeiten der unmittelbaren aktiven Teilnahme. Das Entscheidende, Letzte muß freilich jeder selbst leisten.

Die Hilfen (solcher Art), die den Gläubigen in München geboten wurden, waren zahlreich. Sie schienen im einzelnen manchmal des Guten zuviel zu wollen. Das gilt insbesondere vom helfenden Wort zur Einstimmung und zum Verfolg der Feiern. Der Kommentator schob sich zuweilen derart in den Vordergrund, daß die heilige Handlung in fast ungebührlicher Weise zurückgedrängt wurde. Gewiß müssen bei so großen Feiern Regieanweisungen sein, aber sie dürfen nur dienenden Charakter haben und nicht der Versuchung erliegen, die eherne Härte des liturgischen Wortes in Erbaulichkeit auflösen zu wollen. Im übrigen setzten sich die Gläubigen, die in München mitfeierten, weder aus Analphabeten noch aus der Meßkatechese bedürftigen Kindern zusammen. Für die Ausländer blieben die Kommentare sowieso unverständlich.

Die Agapen

Im Anschluß an die Meßfeiern (Priesterweihen) am Donnerstagmorgen wurden in den Pfarreien und Sälen der Stadt nach altchristlichem Brauch Agapen gefeiert — ein kühner, im ganzen gelungener Versuch: das gemeinsame Mahlhalten derjenigen, die Brüder in Christo sind und sich häufig genug in den Straßen und Häusern der Welt nicht kennen. Die Gaben für das einfache Mahl waren von den Katholiken verschiedener Länder gespendet. Brot und Wein wurden vom rangältesten Bischof gesegnet. Er teilte auch das Brot aus, junge Priesteralumnen den Wein. Gesang und Gespräch erfreuten die Versammelten. Nach den Erfahrungen von München darf folgende Regel aufgestellt werden: Je weniger groß, je weniger offiziell, je weniger unter dem Zwang von Jupiterlampen und Fotoreportern (geistlichen wie weltlichen), um so harmonischer verläuft eine solche Feier, um so gelassener ist die Atmosphäre und um so stärker finden die Menschen zueinander.

Die Pilgerfahrt nach Dachau

Einen weiteren Höhepunkt der Tage bildete die Pilgerfahrt der katholischen Jugend nach Dachau und die Weihe der Todesangst-Christi-Kapelle im ehemaligen Konzentrationslager. Die Feier wollte nicht nur einen Beitrag leisten zur Erkenntnis deutscher Schuld und ihrer Sühne. Sondern Dachau stand für menschliches Verbrechen schlechthin. Daher marschierten auf dem 17 km langen Weg in den dreißig Gruppen von je 80 bis 100 betenden und singenden jungen Männern neben den Deutschen die Franzosen, Iren, Schotten, Donauschwaben und Schweizer mit. Auch die fast 30 000 Menschen, die sich im Lager versammelt hatten, stammten aus allen Kontinenten und Ländern.

Möglichkeiten für persönliche Frömmigkeit

Obgleich das Programm des Kongresses überreich war und den Gläubigen, wollten sie auch nur an den wichtigeren Veranstaltungen teilnehmen, kaum Zeit blieb, waren von den Veranstaltern genügend Möglichkeiten zum persönlichem Gebet geschaffen worden. Stille Beter fand man zu allen Zeiten in allen Kirchen. 17 Gotteshäuser der Stadt blieben ab Mittwoch für die Ewige Anbetung ständig geöffnet. Sie wurden fleißig besucht. (An den Betstunden der Frauen in der Nacht vom 5. zum 6. 8. in den sechs größten Kirchen der Stadt sollen 25 000 Frauen teilgenommen haben.) Die Zahl der Beichtenden erhöhte sich sichtbar, nachdem ab Donnerstagabend allen in München anwesenden Geistlichen das Recht zum Beichthören erteilt worden war. (Nach Angaben des Abschlußberichtes haben Hunderte von Geistlichen an den letzten Tagen bis zu 15 Stunden täglich Beichte gehört.) Auch die An- und Abreise der Gläubigen diente vielfach dem Gebet. In manchen Abteilen und Wagen der Bahn wurde teils gemeinsam laut, teils von jedem einzelnen still der Rosenkranz über Stunden gebetet.

Vorträge und Begegnungen

Im Rahmen des Kongresses hatten selbstverständlich auch die Begegnung und das Gespräch ihren legitimen Platz. Im Programm waren ihnen beträchtliche Zeitspannen die ganze Woche hindurch eingeräumt worden. Getragen wurden sie von über hundert Sonderveranstaltungen, deren Beziehung zum Generalthema des Kongresses und deren Rang innerhalb dieser Veranstaltungen freilich recht unterschiedlich waren. Neben den mehr informellen Begegnungen der ungewöhnlich zahlreichen osteuropäischen Emigrantengruppen und den Gesprächen der katholischen Verbände fanden besonders die Feierstunden der großen Orden, der internationalen Verbände (Pax Christi, Pax Romana), der Caritas und der Stände (Jugend, Frauen, Priester und Ordensfrauen) Beachtung. Darüber hinaus noch griffen die dreitägige Missionsveranstaltung (Asien und die hl. Eucharistie, Afrika und das Kreuz, Islam und Christentum), bei der der Eucharistie auch durch Tanz und einheimischen Gesang gehuldigt wurde, und die große Una-Sancta-Feier, die die getrennten Christen zum Gespräch einlud. Über das Thema: „Das tägliche Brot und das Heilige Brot" wurde am Samstag in vier Parallelveranstaltungen zu den Arbeitnehmern, dem Handwerk und Mittelstand, den kaufmännischen Berufen und zum Landvolk gesprochen.

Alle diese Veranstaltungen bemühten sich um die Vertiefung dessen, was die morgendlichen und abendlichen liturgischen Feiern gestalteten. Sie standen weitgehend im Dienst des engeren Kongreßthemas: Pro Mundi Vita, der Consecratio Mundi. Sie versuchten das Verständnis zu wecken für den Öffentlichkeitsbezug des Geheimnisses der Eucharistie. Sie konnten jedoch bei dieser noch weithin zu leistenden Aufgabe nicht mehr als einen Anfang setzen, der, wird er nicht in voller Breite aufgegriffen und weiter getragen, bald vergessen sein dürfte.

So verständlich und legitim das Verlangen ist, den Gläubigen aus aller Welt den Reichtum und das Leben der katholischen Organisationen in Deutschland vorzuführen — das gehört ja mit zur Selbstdarstellung der Kirche in Deutschland, und wiederum war diese Selbstdarstellung keine Fassade —, so hätte man sich doch bei einzelnen Gruppen einen stärkeren Bezug zum Kongreß und seinen Zielen gewünscht, damit nicht der Verdacht entstehe — gerade bei jenen überseeischen Teilnehmern, in deren Heimat solche Organisationen noch nicht vorhanden sind —, die Existenz der Verbände allein genüge schon, um die Aufgabe der Consecratio Mundi zu verwirklichen.

Den Tagen der Hochfeiern des Kongresses gingen vier Sonderkongresse voraus: die vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken einberufene Versammlung über die Formkraft der Kirche im neuen Europa (22.—24. 7.; vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 538), der IX. Internationale Kongreß katholischer Ärzte mit dem Thema „Der Arzt in der technischen Welt" (25.—29. 7.), der internationale wissenschaftliche Kongreß „Der Kult und der heutige Mensch" (30. 7.—3. 8.) und die Erste Internationale Studienwoche über Missionskatechese in Eichstätt (21.—28. 7.; vgl. ds. Heft, S. 35). Alle vier Kongresse hatten internationalen Charakter. Nach Vorbereitung und Durchführung bilden sie einsame Höhepunkte inmitten der jährlich wiederkehrenden Routinetagungen. Ihre wichtigsten Ergebnisse werden Auswirkungen auf das Leben der gesamten Kirche haben. Ihre Singularität konnten sie freilich nur deshalb gewinnen, weil ihre Fragestellungen in engster Anlehnung an den Eucharistischen Kongreß entwickelt worden waren und weil internationale Arbeitsstäbe solcher Breite nur im Rahmen eines Eucharistischen Weltkongresses versammelt werden können. Entsprechend der Bedeutung dieser Kongresse werden wir über sie später gesondert berichten.

Die Ausstellungen

Aus Anlaß und in direkter Verbindung mit dem Eucharistischen Kongreß wurden in München 16 Ausstellungen gezeigt. Die bedeutendsten unter ihnen waren neben der Missio: „Eucharistia" (eine Darstellung eucharistischer Themen in der deutschen Kunst, vornehmlich der Plastik und Goldschmiedearbeit), „Bayerische Frömmigkeit" (eine einmalige, in ihrer Fülle überwältigende Darstellung bayerischen christlichen Volkstums; in der Ausstellung wurden auch die Kostbarkeiten des Theodelindenschatzes von Monza gezeigt) und „Bayerns Kirche im Mittelalter" (Handschriften und Urkunden aus bayerischem Staatsbesitz). Diese drei Ausstellungen vereinigten vorwiegend Kunstschätze aus christlicher Vergangenheit. Daneben standen — an Zahl überwiegend — Dokumentationen christlichen Wirkens heute: „Vita" (eine besonders für Ausländer sehr instruktive Darstellung der Vielfalt kirchlich-religiösen Lebens in Deutschland, deren Reichtum jedoch auch den deutschen Besucher überraschte und beeindruckte) und „Kirchenbau der Gegenwart in Deutschland" (eine Bilanz dessen, was in den letzten vierzig Jahren an kirchlicher Architektur und sakralen Geräten geschaffen worden ist). Daneben führten die katholischen Verlage und Sortimenter die Ergebnisse ihrer Bemühungen vor, desgleichen die Glasmaler und Mosaikleger, die ukrainischen und polnischen Künstler, die Briefmarkensammler und viele andere.

Ein Kennzeichen aller dieser Ausstellungen war, daß sie nicht zu blenden suchten, daß die volle Wirklichkeit gezeigt wurde: Gelungenes und weniger Gelungenes. In diesem Drang nach absoluter Ehrlichkeit zeichnete sich besonders der „Kirchenbau der Gegenwart in Deutschland" aus.

Dank dem reichen Regen an den ersten Kongreßtagen wurden die Ausstellungen fleißig besucht. „Eucharistia" zählte während der Kongreßwoche 100 000, „Bayerische Frömmigkeit" 70 000, „Vita" 60 000 und „Kirchenbau der Gegenwart" 70 000 auswärtige Besucher. In gleicher Weise waren Nutznießer des Wetters die zahlreichen Konzert- und Theaterveranstaltungen, auf die hier nicht eingegangen werden kann.

III. Zur Problematik der Eucharistischen Kongresse

Mißt man den Verlauf des Münchener Kongresses an den von den Verantwortlichen aufgestellten Zielen — nur eine solche Messung ist zulässig, freilich unter der Voraussetzung, daß diese Ziele sinnvoll, das heißt dem Wesen des zu Feiernden inhärent und angemessen sind, woran niemand zweifeln dürfte —, so kann man zusammenfassend sagen: Viel, sehr viel von dem, was man sich vorgenommen hatte, wurde verwirklicht und zur Darstellung gebracht. Was immer erstand, war einfach, wirklich, wahr, Ergebnis echten Wachsens und Reifens. Man hatte den Mut, Spannungen in Kauf zu nehmen. Man harmonisierte nicht, und man verfälschte nicht.

Die Statio Orbis ist wohl noch nie so überzeugend verwirklich worden wie in München. Das gilt nicht nur in Hinblick auf die Zusammensetzung der Gläubigen aus aller Welt. Vielmehr war es der Reichtum an Gedanken und Ideen, die auf Grund der Präsenz jeglicher katholischer Mentalität und der Erwartung so vieler Vertreter der Völker unausgesetzt in diesen Kongreß einströmten und ihm eine Gestalt schufen, die ihm nicht einfach vorgegeben war. Mit anderen Worten: Der Kongreß lebte aus sich. Er gewann Leben und Profil in erster Linie durch die Gläubigen, die nach München gekommen waren. Die Verantwortlichen hatten nur den Rahmen gezogen, in dem sich der Kongreß in Freiheit entwickeln und entfalten konnte. Das Ergebnis dieser Selbstverwirklichung modernen katholischen Denkens und Fühlens war Offenheit, Universalität, Katholizität, Oikoumene, Verantwortung für die Welt, für den Nächsten wie den Fernsten. Dieses Zeugnis war deshalb so eindrucksvoll, weil es aus dem innersten Glaubensgeheimnis der Kirche gewonnen wurde und seine zwingendste Darstellung fast immer in der großen Liturgischen Feier fand. Die Priorität des Kultes war an jedem Tag des Kongresses gewahrt, für alle Anwesenden einsichtig gesichert und daher von allen bejaht, was nur möglich war, weil sich in München reife, erfahrene Christen zusammengefunden hatten.

Das alles sind Ergebnisse von zeichenhafter Bedeutung für die Zukunft der Kirche in der Welt. Sie sind nur zu gewinnen im Rahmen von Veranstaltungen in Größenordnungen wie der Münchener Kongreß. Daß solche Kongresse ihre eigenen Gesetze haben können, daß mit ihnen Gefahren und Gefährdungen verbunden sind, bestreitet niemand, der ein wenig vom Wesen moderner Organisation und Technik und von der Anfälligkeit des Menschen für sie weiß. Ohne Nutzung dieser Medien sind aber Kongresse wie der Münchener nicht durchzuführen. Es ist also für das, was nur mit Hilfe der modernen Mittel in Szene gesetzt werden kann, fast immer ein Preis zu zahlen. Die entscheidende Frage lautet dabei: Stehen Gewinn und zu zahlender Preis in einem angemessenen Verhältnis zueinander? Wer vorurteilsfrei die großen Feiern in München miterlebte, wird diese Frage positiv beantworten.

Daß viele deutsche Katholiken grundsätzliche Vorbehalte gegen eine Kongreßform (genannt Massendemonstration) für die Darstellung der heiligen Eucharistie hegen, hat freilich noch andersgeartete Gründe als die oben angedeuteten. Jeder Einsichtige weiß, daß Reglement, Organisation und Technik auch vor dem Pfarrgottesdienst eines Dorfes nicht haltzumachen brauchen und ihn in nachhaltiger Weise stören können (dann nämlich wenn Pfarrer und Gemeinde Funktionalisten sind). Was vielen deutschen Christen unerträglich erscheint, ist die mit der Teilnahme an solchen Hochfeiern wie in München verbundene Notwendigkeit, sich in die Reihen unzähliger namenloser Beter zu begeben und ein Unbekannter (genannt Masse) zu werden. Daher die prinzipielle Absage. Selbstverständlich ist sie nicht Folge von Überheblichkeit, sondern Ergebnis von Furcht, der Furcht nämlich, den besonderen Gesetzen zu erliegen, die immer mit dem Zusammensein vieler Menschen gegeben sind. Die Münchener Feiern haben erwiesen, daß die Gesetze der großen Zahl, der Organisation und der Technik den einzelnen nicht zu blockieren brauchen, sondern daß die vielen einzelnen, sofern sie mündige Christen sind und ihnen die Freiheit gewährt wird, ihren Glauben zu entfalten, in der Lage sind, Unruhe, Erregung und Spannung, die alles Außergewöhnliche — auch die Wunder des Herrn — begleiten, souverän zu überwinden. München hat erwiesen — und das ist unter soziologisch-analytischen Gesichtspunkten ein nicht unwesentliches Teilergebnis der Feiern —, daß der Eigengesetzlichkeit der sog. sekundären Systeme, die auch in München kräftig am Werke waren, Gesetzescharakter im strengen, deterministischen Sinne nicht zukommt. Menschen werden durch Technik und Organisation nicht

zwangsweise korrumpiert; dann nämlich nicht, wenn sie den Willen haben, stärker zu sein als diese Medien, und wenn dieser Wille lebt aus dem Glauben. Mit Absenz (dem Ergebnis von Individualismus oder Furcht) läßt sich freilich ein solcher Beweis nicht erbringen.
Bleibt noch der stumme Vorbehalt gegen den Öffentlichkeitscharakter der heiligen Eucharistie. Hier muß die Arbeit der Theologen, Katecheten und der praktischen Pastoral ansetzen, um die heute noch weithin herrschenden Mißverständnisse, Hemmungen und Verkürzungen auszuräumen. Der Münchener Kongreß konnte das nicht leisten, er konnte nur das Signal geben für die Richtung, in die die Bemühungen zu gehen haben. Wird das Zeichen verstanden und geht man mutig an die Arbeit, dann wird der 37. Eucharistische Weltkongreß ein ähnlicher Markstein in der Geschichte der eucharistischen Frömmigkeit sein wie der Römische Kongreß von 1905 oder der Kölner Kongreß von 1909.

Die Eröffnung des Kongresses

Am Vormittag des 31. Juli wurde der 37. Eucharistische Weltkongreß mit einer feierlichen Pontifikalmesse vor der Theatinerkirche und der Aussendung der Helfer durch Joseph Kardinal Wendel eröffnet. Die Feier wurde von der Jugend der Erzdiözese München und Freising gestaltet. An ihr nahmen 80000 Gläubige teil, darunter sechs Kardinäle, 80 Erzbischöfe und Bischöfe sowie die Regierung des Landes Bayern. Der Kardinal feierte das heilige Opfer und hielt auch die Predigt. Sie stand unter dem Thema „Pro Mundi Vita". Kardinal Wendel sagte:

Die Predigt Kardinal Wendels

Wir stehen am Anfang des 37. Eucharistischen Weltkongresses. Wir beginnen ihn mit der Feier des Eucharistischen Opfers. Diese Opferfeier halten wir nicht in der stillen Abgeschiedenheit einer Kirche, sondern in der Öffentlichkeit dieses Platzes mitten im Herzen einer Großstadt. Das Opfer, das wir feiern, ist das Kreuzesopfer Christi, gegenwärtig gesetzt unter den Gestalten von Brot und Wein.
Pro Mundi Vita — für das Leben der Welt hat Christus den Opfertod am Kreuze erlitten.
Pro Mundi Vita — für das Leben der Welt hat Christus seinen Aposteln und ihren Nachfolgern im Priesteramt den Auftrag und die Vollmacht gegeben, die Gedächtnisfeier seines Todes zu wiederholen und so seinen Tod, die Quelle neuen Lebens, zu verkündigen, bis er wiederkommt.
Pro Mundi Vita — für das Leben der Welt hat Christus uns bei seinem Opfer auch das Opfermahl bereitet. Das Brot, das er uns gibt, ist sein Fleisch für das Leben der Welt (Joh. 6, 51). Diese Frohbotschaft haben wir soeben gehört. Christus hat sich für das Leben der Welt geopfert. Christus gibt sich für das Leben der Welt immer wieder hin. Christus ist das wahre Leben der Welt. Diese Frohbotschaft der Erlösung und der Rettung der Welt will der 37. Eucharistische Weltkongreß unserer Welt verkünden, die trotz Erlösung noch oder wieder unerlöst in Nacht und Todesschatten liegt.

1. Der Tod der Welt

Vor der Botschaft vom Leben soll ein Wort gesagt werden vom Tod. Der Tod ist eine Tatsache in der Welt, die niemand leugnet, der niemand entgehen kann. Mag die ärztliche Wissenschaft und Kunst die Kindersterblichkeit herabgesetzt und das durchschnittliche Lebensalter der Menschen um Jahre hinaufgerückt haben, keiner Wissenschaft und keiner Kunst wird es gelingen, den Tod aus der Welt zu verbannen.
Wir wissen, wie der Tod in die Welt gekommen ist. Die Offenbarung sagt es uns: Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen und durch die Sünde der Tod. Von einem Menschen ist der Tod auf alle Menschen übergegangen, weil alle in einem gesündigt haben. Der Ungehorsam, die Auflehnung gegen den Willen, gegen die Ordnung Gottes hat den Tod gebracht. Eine Lüge hat die Menschen zum Ungehorsam geführt. Der Tod, an den wir zunächst denken, ist das Ende unseres irdischen Lebens. Der Tod aber, an den wir vor allem denken müßten, ist der Verlust des göttlichen Lebens unserer Seele, des Lebens, durch das wir Kinder Gottes heißen und sind. Der Tod, der als unmittelbare Folge der Sünde in die Welt gekommen ist, war der Verlust des göttlichen Lebens in der Seele des Menschen. Das Todesurteil Gottes über den Leib des Menschen, daß er zum Staub zurückkehre, aus dem er genommen ist, war das Strafurteil für die Sünde.
Das war der Anfang der Menschengeschichte. Ob wir unser Heute, den Weg der Menschen unserer Tage, nicht auch in diesem Spiegel der Vergangenheit einmal betrachten sollten? Ist nicht auch heute die Lüge am Werk, um Gott und Gottes verpflichtende Ordnung im Menschenleben und im Leben der menschlichen Gesellschaft in Frage und in Abrede zu stellen? Ganze Weltteile werden vom Atheismus beherrscht, und er betrachtet seine Herrschaftsansprüche noch lange nicht als erfüllt. In der übrigen Welt leben viele so, als ob es Gott nicht gebe. Sie leugnen ihn nicht, aber sie kümmern sich nicht um ihn. Auch von Christen unserer Tage könnte der heilige Paulus, wie einst unter Tränen, sagen: Viele wandeln als Feinde des Kreuzes Christi . . . ihr Gott ist der Bauch, sie prunken mit ihrer Schmach, aufs Irdische sind sie bedacht. In unserer Sprache würde das heißen: Ihr Götze ist der Lebensstandard. Ihr Leben wird vom praktischen Materialismus bestimmt.
Und nun die Frage: Wenn die Menschen diese Wege weitergehen, den unwahren und verführerischen Reizen des praktischen Materialismus — wie sie ihnen in Wort und Bild verlockend angepriesen werden — folgen und mehr und mehr in einen praktischen Atheismus, in eine Gottfremde sich verlieren, könnte es uns wundern, wenn Gott das Urteil des Todes, das jeden einzelnen trifft, mit einem Male an der ganzen Menschheit vollziehen ließe? Er bräuchte nicht einmal selbst Feuer und Schwefel vom Himmel fallen zu lassen, es würde genügen, daß er die Menschen sich selbst überließe. Die Angst vor dem Tode ist heute schon begründet. Aber ihre wahre Begründung liegt viel tiefer, als die Kernspaltung reicht. Darum hat die Botschaft vom Leben gerade heute ihre Berechtigung.

2. Die Botschaft vom Leben

Die Botschaft vom Leben ist ein beglückender Inhalt der Frohbotschaft unseres Herrn. Er nennt sich selbst den Weg, die Wahrheit und das Leben. Den Zweck seines Kommens in diese Welt spricht er in den Worten aus: Ich bin gekommen, daß sie das Leben haben, es in Fülle haben. Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben. Wer mir folgt, wandelt nicht in der Finsternis, sondern

hat das Licht des Lebens. Die Grundbedingung für das Eingehen in sein Reich ist das neue Leben, das durch die Wiedergeburt aus dem Wasser und dem Heiligen Geist erlangt wird.

Von welchem Leben spricht nun der Herr in allen diesen seinen Reden? Ist es das Leben, nach dem die Menschen hungern, für das sie arbeiten, das sie genießen wollen und vor dessen Verlust allen bangt? Ist es das Leben, für das er selber zweimal seinen Zuhörern wunderbar das Brot vermehrte?

Wenn Christus diesem Leben den Tod und alles, was zum Tode führt, genommen und die Ewigkeit gegeben hätte, er wäre längst von aller Welt zum König ausgerufen, so wie ihn die zu ihrem König machen wollten, die er mit seinem wunderbar vermehrten Brote satt gemacht hatte.

Aber das Leben, von dem Christus spricht, ist nicht das irdische Leben, ist nicht das Leben, das aus Fleisch und Blut und aus dem Willen des Mannes geboren wird. Das Leben, das Christus meint, ist das Leben, zu dem der Glaube führt, das Leben, das aus Gott geboren ist. Der heilige Paulus nennt dieses Leben die Liebe Gottes, die ausgegossen ist in unsere Herzen durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist.

Wertvoll ist dieses Leben; denn nicht mit vergänglichen Werten, mit Gold und Silber ist es zu erhalten. Das kostbare Blut Christi, des Lammes ohne Fehl und Makel hat es gekostet, um uns dieses Leben zu erwerben. Es ist ein wirkliches Leben. Als Speise des Lebens hat Christus uns sein Fleisch hinterlassen und zum Trank sein Blut. Nehmet hin und esset, das ist mein Leib! ... Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht essen und sein Blut nicht trinken werdet, werdet ihr das Leben nicht in euch haben. Wie der Leib des Herrn eine wahre Speise und wie das Blut des Herrn ein wahrer Trank ist, so ist auch das Leben, das mit dem Leib und Blut des Herrn genährt wird, ein wahres, ein wirkliches Leben. Aber es ist ein Leben, dessen Wirklichkeit nur im Glauben erfaßt und das in Wahrheit nur aus dem Glauben gelebt werden kann.

Lohnt es sich, der Welt von heute von einem solchen Leben zu sprechen? Reden wir mit dieser Verkündigung nicht ins Leere? Wer hat in unserer von der Erfahrungswissenschaft und Technik geprägten Zeit für ein solches Leben noch Verständnis, das weder mit den Händen noch mit unseren Instrumenten, noch mit unserer natürlichen Erkenntniskraft zu erfassen ist?

Diese Fragen müssen wir uns stellen. Aber ich glaube, wir müssen eine weitere Frage hinzufügen. Sie lautet: Ist unsere Welt, ist den Menschen unserer Zeit dieses höhere Leben und der Glaube an dieses Leben nicht das eine Notwendige, d. h. das tiefste und wirksamste Mittel, ihre innerste Lebensnot und Lebensangst zu wenden? — Jedenfalls ist es unmöglich, ohne dieses Leben und ohne den Glauben an dieses Leben Gott zu gefallen. Und unmöglich ist es auch, ohne dieses Leben und ohne den Glauben an dieses Leben das zeitliche und irdische Leben mit seinen Nöten und Leiden, mit seinen Prüfungen und Heimsuchungen, aber auch mit seinen Erfolgen, Freuden und Genüssen so zu führen und zu meistern, daß es an seinem Ende zur Vollendung im ewigen Leben führt, in dem endgültig alle Not gewendet ist, wo Gott alle Tränen von den Augen wischt, wo der Tod nicht mehr ist, noch Trauer, noch Klage, noch Schmerz, wo der, der auf dem Throne sitzt, sagt: „Sehet, ich mache alles neu."

Das sind keine leeren Worte. Der Glaube an diese Worte und die Hoffnung, die sich auf diesen Glauben stützt, sie sind kein leerer Wahn. Die geschichtliche Tatsache des Lebens, des Sterbens und der Auferstehung Christi, in dem die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater sich offenbarte, die Tatsache, daß wir das Gedächtnis des Herrn durch die reale Verkündigung seines Todes im Eucharistischen Opfer feiern, bis er wiederkommt, sind überzeugende Tatsachen für jeden, der Ohren hat, zu hören und Augen, zu sehen und ein Herz, das glauben will.

Auch der Eucharistische Weltkongreß will ein lebendiges Zeugnis sein von diesem Leben. Ob das Zeugnis verstanden, ob es angenommen wird? Das Zeugnis, hinter dem der steht, der Worte des ewigen Lebens hat. Oder ob man sich müde und stumpf mit dem Staub der Erde begnügen oder dem Anreiz des Versuchers folgen wird, aus Steinen dieser Erde Brot zu machen und mit den irdischen Genüssen sich abzufinden?

Die Geister werden sich scheiden, wie sie sich schieden, als Christus das Brot für das Leben der Welt verhieß und den Glauben an seine Verheißung verlangte. Möge jeder, der in die Entscheidung tritt, das Wort des Herrn beherzigen: Der Geist ist es, der Leben wirkt, das Fleisch nützet nichts. Und weiter möge er bedenken, daß das Leben, das der Geist bewirkt, nicht nur einen Ewigkeitswert besitzt, den man einstweilen vernachlässigen kann, sondern daß ihm auch Segenswerte zukommen, die dem Leben nützen, das wir im Fleische führen, und daß es eine Kraft besitzt, die auch dem irdischen Tun des Christen Ewigkeitswert verleiht.

Der Mensch, dem Gott Anteil gibt an seinem Leben, dem Gottes Sohn sein Fleisch zur Speise reicht, kann nicht nur ein Teilchen einer Massengesellschaft sein. Seine Person hat eine Würde, die Ehrfurcht und Achtung verlangt und der er selbst Achtung schuldet.

Zugleich aber wird durch die Teilnahme an diesem Leben eine Gemeinschaft geschaffen, die in der Tat eine Familie Gottes bildet und mit Christus, dem Sohne Gottes so verbunden ist, daß sie in Wahrheit Leib Christi genannt wird und ist: Seine Kirche!

Zur Statio Orbis des Eucharistischen Weltkongresses kommt diese Gottesfamilie aus aller Welt zusammen, wird sichtbar in ihrer Größe und Weite, in ihrer Mannigfaltigkeit und in ihrer Einheit, entfaltet sich gleich einer Kreuzblume aus dem Opferkelch des Herrn. Danksagen will sie dem Vater durch Christus und mit Christus und in Christus, ihrem Haupt, der Quelle und Mitte ihres Lebens. Danksagen durch die Mitfeier seines Opfers. Danksagen bei der Teilnahme an seinem Mahl. Jubelnden Dank sagen und singen beim Triumphzug des Herrn durch ihre Reihen. Danksagen im stillen Gebet vor seinem Tabernakel. Danksagen im treuen Leben aus dem Glauben an sein Wort.

So laßt uns die Tage der großen Danksagung beginnen, die Weltfeier der heiligen Eucharistie zur Ehre des Vaters, zum Preise des Sohnes, in der Liebe des Heiligen Geistes. Amen.

Der Empfang des Päpstlichen Legaten

Am Nachmittag des Sonntags traf der Päpstliche Legat, Gustavo Kardinal Testa, mit seinem Gefolge in München-Riem ein. Er wurde mit den Ehren, die einem Legatus a latere des Papstes zukommen, empfangen. Vom

Flugplatz fuhr die Autokolonne in das Zentrum der Stadt zum Marienplatz, wo sich gegen 50 000 Menschen zur Begrüßung des Legaten eingefunden hatten. Das Schreiben des Heiligen Vaters, in dem die Ernennung Kardinal Testas zum Päpstlichen Legaten a latere ausgesprochen ist, wurde auf lateinisch von Msgr. Mojoli und auf deutsch von Msgr. Bruno Wüstenberg verlesen. Die Bulle hat folgenden Wortlaut:

Der Wortlaut der Päpstlichen Bulle

Unserem geliebten Sohn Gustavo Kardinal Testa
Johannes XXIII.

Geliebter Sohn! Gruß und Apostolischen Segen!

München, die Hauptstadt Bayerns und eine der blühendsten Städte Deutschlands, hervorragend durch den Kreis seiner Gelehrten, berühmt durch seine Geschichte und die Pflege der Kunst, sowie geadelt durch seine Andacht zum Allerheiligsten Altarsakrament, wird im kommenden Monat August Sitz des Internationalen Eucharistischen Kongresses sein, und Wir glauben gern, daß dieser Kongreß eine gewaltige Kundgebung sein und allen unvergeßlich bleiben wird.

Um aber bei diesem Eucharistischen Weltkongreß nicht nur mit Unseren guten Wünschen, sondern auch, wie es die hohe Bedeutung des Anlasses erfordert, durch einen Kardinal, der Unsere Stelle vertritt, anwesend zu sein, ernennen und verkünden Wir Dich, geliebter Sohn, als Unseren Legaten, der an Unserer Stelle bei den Feierlichkeiten und Versammlungen den Vorsitz führt. Nur allzu gut sind Uns die hervorragenden Vorzüge bekannt, die Dich auszeichnen; und so zweifeln Wir keineswegs, daß Du das Amt des Legaten, das Wir Dir übertragen, vortrefflich und zum Ruhme der Kirche verwalten und gleichzeitig diese außergewöhnliche Gelegenheit wahrnehmen wirst, die Verehrung der heiligen Eucharistie zu fördern sowie die Interessen der Religion.

Deshalb bist Du, geliebter Sohn, gleichsam zu Unserem Sprachrohr geworden und wirst Dir alle Mühe geben, daß Du die Gedanken Unseres Herzens, Unsere Wünsche und Bestrebungen allen, die beim Kongreß anwesend sein werden, kundtust und darlegst. Die eigentliche und hervortretende Eigenschaft dieses überaus erhabenen Sakramentes, in dem Jesus Christus unter den Gestalten des Brotes und Weines gegenwärtig ist, sich durch die Dienstwaltung seiner Priester dem ewigen Vater als reine und sinnvolle Opfergabe darbringt und sich gleichzeitg uns als lebensspendende Speise darbietet, besteht darin, daß es Zeichen und wirkende Kraft der Einheit ist: „Unser Erlöser hinterließ seiner Kirche gleichsam ein Symbol der Einheit und Liebe, durch die er alle Christen untereinander geeint und verbunden wissen wollte“ (Conc. Trid., Sess. XIII). Gerade die Materie dieses hochheiligen Sakramentes zeigt diese Einheit auf. Wie nämlich aus vielen Weizenkörnern *ein* Brot bereitet wird und aus der großen Anzahl von Weinreben *ein* Becher Wein, so vollenden die Christen durch den Empfang Christi einen Leib Christi und die eine Kirche.

Der Heilige Geist nämlich, der im Schoße der allerseligsten Jungfrau Maria den Leib Christi bildete, er bildet und fügt die mystischen Glieder Christi, des Hauptes, zusammen, heilt und stärkt sie. Deswegen müssen die Glieder der Kirche durch seine Kraft vollkommen und gänzlich gereinigt werden, wenn sie den heiligen Geheimnissen beiwohnen und das Brot der Engel genießen, auf daß sie in Christus umgewandelt werden. Die Geläuterten dürfen dem ewig Heiligen sich nahen; aufleuchten sollen jene, die sich dem Lichte nähern; und bei einem so erhabenen Anlaß sollen sie alle ihre menschlichen Armseligkeiten voll heiliger Zuversicht beiseite lassen: „Das Alte weiche, neu soll alles werden, der Sinn, das Lied und unser ganzes Tun“ (Hymnus zur Matutin am Fronleichnamsfest).

Der Heilige Geist also erweist sich dadurch, daß er dieses so große Geheimnis bewirkt, als das Leben der Kirche, ein Leben, das kein Alter kennt; er läßt einen Frühling erblühn, dem kein Winter folgt, und bei allen Härten und Schwierigkeiten bereitet er die Wege zu einem unfehlbaren Sieg.

Der von Uns hochgeschätzte Kardinal und Erzbischof von München-Freising, der mit so viel Hingabe und Frömmigkeit den Eucharistischen Kongreß schon vorbereitet, teilt mit, daß dieser Kongreß gleichsam wie ein liturgischer Stationsgottesdienst sein soll, wie er in Rom in der Fastenzeit entsprechend den Vorschriften immer gehalten wird, also keine Statio urbis, sondern Statio Orbis, Stationsgottesdienst für den gesamten Erdkreis, wo für die ganze streitende Kirche und die Nöte der Welt ein Heer von Betern aufgestellt wird, die mit glühender Inbrunst ihr Flehen zum Himmel richten. Dieser fromme Gedanke findet Unseren vollen Beifall, und Wir möchten sofort näher darlegen, in welchen Anliegen von so vielen gläubigen Menschen in diesen Tagen vor allem innigst gebetet werden soll. Es handelt sich nämlich um die gleichen Anliegen, um derentwillen Wir die Einberufung des Ökumenischen Konzils beschlossen haben. Fleht also dort beim Kongreß, und alle müssen hier einmütig zusammenstehen, zu Gott dem Herrn, daß der sogenannte Materialismus, der das sittliche Leben der Menschheit unterwühlt, höheren geistigen Einsichten weiche und überwunden werde. Vor allem aber muß man innigst beten, daß Christi Religion sich auf dem ganzen Erdkreis nach Beseitigung der Hindernisse ausbreiten kann, daß die gesellschaftlichen Einrichtungen wie die ganze Lebensführung den Richtlinien des christlichen Sittengesetzes angepaßt werden, daß endlich wahrhaft heilige Ehen nach den Vorschriften der Religion eingegangen und gelebt werden.

Wir sind sicher, daß diese Unsere Gedanken freudige Aufnahme finden werden und erflehen der Stadt München, die Christo dem König, verborgen unter dem Schleier der eucharistischen Gestalten, diesen denkwürdigen Triumph bereitet, Gottes besonderen Schutz und steten Beistand, auf daß sie als vorbildlich starke Hüterin des wahren, rechten Glaubens in immer hellerem Glanz christlicher Menschenwürde erblühe und wie ein leuchtender Edelstein unter den ersten Städten des deutschen Volkes in vielgestaltigem Glanze aufleuchten möge. Indem Wir Deiner Mission, geliebter Sohn, vollen Erfolg wünschen, erteilen Wir Dir den Apostolischen Segen, den Wir von Herzen auch dem so eifrigen Kardinal und Erzbischof von München-Freising, auch den übrigen Kardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen, auch den Behörden, auch den Priestern und Gläubigen, die aus der ganzen Welt nach München zum Eucharistischen Kongreß zusammengekommen sind, spenden.

Gegeben zu Rom, beim heiligen Petrus, am 27. Juni 1960, im zweiten Jahre Unseres Pontifikates.

JOHANNES PP XXIII.

Anschließend begrüßte der Promotor des Eucharistischen Kongresses, Joseph Kardinal Wendel, den Kardinallegaten mit folgenden Worten:

Die Begrüßung des Kardinallegaten durch Kardinal Wendel

Hochwürdigste Eminenz! Hochwürdigster Herr Legat!

Als Erzbischof von München und Freising und als der nach den Statuten der Internationalen Eucharistischen Kongresse berufene Präsident des Ortskomitees habe ich in dieser Stunde die Ehre und Freude, Ew. Eminenz als den Abgesandten Seiner Heiligkeit Papst Johannes' XXIII. in München, der Stadt des 37. Eucharistischen Weltkongresses, ehrerbietigst zu begrüßen und herzlich willkommen zu heißen. Der Gruß kommt aus einem bewegten und von tiefer Dankbarkeit erfüllten Herzen. Grüßen wir doch in Ihnen, Eminenz, zugleich den, der Sie gesandt hat, den Stellvertreter Christi auf Erden, der durch Ihre Sendung dem Kongreß höchste Auszeichnung und Gutheißung gibt.

Kurz nach dem 36. Eucharistischen Weltkongreß in Rio de Janeiro, den mitzufeiern mir vergönnt war, hat Pius XII. für die Feier des 37. Eucharistischen Weltkongresses München bestimmt, die Stadt seines ersten Wirkens als Apostolischer Nuntius in Deutschland, in dessen Mitte er in schwerer Zeit Frohes und Bitteres durchlebt und dem er nach seinen eigenen Worten zwölf beste Jahre seines Lebens geschenkt hatte. Nicht mit Unrecht wurde gesagt, diese Entscheidung sei ein letzter Beweis seines väterlichen Wohlwollens gewesen. Darum geht in dieser Stunde ein dankbares Gedenken ins himmlische Jerusalem, in das dieser große Papst uns im Zeichen des Glaubens vorausgegangen ist in den Frieden des Herrn. Auch die Päpste gehen in die Ewigkeit. Petrus, der Fels, aber bleibt für alle Zeiten.

So richtet sich nach diesem Blick ins ewige Sion unser Auge wieder ins ewige Rom, wo jetzt Johannes XXIII. das Steuer im Schiffe Petri führt und in der Nachfolge des heiligen Petrus als Stellvertreter Christi die Kirche Gottes glorreich regiert. Wir danken unserem Heiligen Vater, daß er München als Kongreßstadt belassen und neu bestätigt hat. Zu wissen, daß das große Anliegen, dem der 37. Eucharistische Weltkongreß dienen will und das wir in das Wort des Herrn gefaßt haben „Pro Mundi Vita — Für das Leben der Welt", die Billigung Seiner Heiligkeit gefunden und daß die Gestaltung dieses Kongresses als einer Statio Orbis — als einer Eucharistiefeier der ganzen katholischen Welt — die hohe Zustimmung und den Segen des Vaters der Christenheit empfangen hat, gab uns die frohe Sicherheit und war uns immer wieder starker Ansporn, Ermutigung und Ermunterung in der Groß- und Kleinarbeit der Vorbereitung dieses Weltkongresses.

Ich glaube, wir gehen nicht fehl, wenn wir der Überzeugung sind, daß der Heilige Vater in diesen Tagen oft in seinen Gedanken unter uns weilt und mit seinem Herzen unter uns ist betend und segnend, nachdem es ihm nicht möglich war, persönlich als oberster Hirte aller Hirten und der ganzen Herde Christi diese Statio Orbis, diese gemeinsame Eucharistiefeier der Weltkirche mit uns zu begehen.

Als seinen Legatus a latere, seinen persönlichen Gesandten und Stellvertreter, hat darum Seine Heiligkeit Ew. Eminenz geschickt. Für diese Wahl schulden wir Seiner Heiligkeit besonderen Dank, denn Ew. Eminenz kommen nicht als Fremder in unsere Stadt und in unser Land und werden nicht als Unbekannter von uns begrüßt.

Wohl sind es mehr als 30 Jahre, daß Sie im Auftrag des Heiligen Stuhles die Alpen überquerten, um in Deutschland in den Dienst der Versöhnung zu treten. Der Dank, der Ihnen von allen zuteil ward, die es damals zu versöhnen galt, ist das beste Zeugnis für die guten Dienste, die Sie der Versöhnung der Völker geleistet haben. An Ruhr und Saar ist Ihr Name nicht vergessen. Auch in München erinnert man sich Ihrer segensreichen Tätigkeit und der Verdienste, die Sie sich um das Einvernehmen und die Zusammenarbeit von Staat und Kirche erworben haben.

Die Feier, zu der Ew. Eminenz jetzt im höchsten Auftrag als Stellvertreter des Heiligen Vaters nach Deutschland und nach München gekommen sind, ist die große Dankfeier der katholischen Welt für die Versöhnung, die Gott durch Christus uns geschenkt hat. Es ist das Wunderwerk der göttlichen Weisheit und Liebe, daß wir durch die stets wiederholte Gegenwärtigsetzung des Versöhnungsopfers Christi nicht nur in immer reicherem Maße der Versöhnungsgnade teilhaftig werden, sondern zugleich für die Versöhnung mit Gott in der vollkommensten, wahrhaft göttlichen Weise danken, Eucharistie feiern zu dürfen.

Dankschuldig ist die ganze Welt. Dank sagen will die Kirche bei diesem Eucharistischen Weltkongreß in der Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe, die uns mit und in Christus eins macht vorzüglich im Sakrament seiner Liebe, das das große Geheimnis unseres Glaubens ist.

Ew. Eminenz hätten sich gefreut, wenn Sie wirklich aus allen Ländern der Welt und auch aus allen Teilen des Landes, in dem dieser Eucharistische Weltkongreß gefeiert wird, die Glieder der Kirche bei diesem Hochfest der Kirche hätten begrüßen können. Leider ist ihnen und uns diese Freude nicht zuteil geworden. Das tut uns leid. Der Zwiespalt, der unser Land und die ganze Welt bedrohlich teilt, hat auch vor dem Eucharistischen Weltkongreß nicht halt gemacht. Er wird sichtbar auch bei dieser kirchlichen Feier. Quartiere, die Gastfreundschaft und christliche Liebe bereitet haben, sind leer geblieben, weil die erwarteten Gäste nicht kommen konnten. Selbst die Plätze bei dem Altare, die vorbereitet waren, können von den Geladenen nicht eingenommen werden. Sie stehen vor der Türe des Kongresses und können die Schwelle nicht überschreiten. Das schmerzt sie und das schmerzt uns alle; denn wo ein Glied der Kirche leidet, wird die ganze Kirche in Mitleidenschaft gezogen. Gott sei Dank, daß die Liebe keine Grenzen kennt. So grüßen wir in der Liebe Christi alle, die das Leid der Ferne tragen, ob sie durch Grenzen ferngehalten sind oder aus einem anderen schmerzlichen Grund wie Krankheit, Armut oder Not fernbleiben mußten.

Erschütternd aber wird offenbar, wie angegriffen und gefährdet das Leben der Welt heute ist. Sie ist wund und wird vom Wundfieber geschüttelt. Sie braucht den barmherzigen Samaritan, der den Wein seiner Wahrheit und das Öl seiner Liebe reinigend und heilend in ihre Wunden gießt und ihr das Brot reicht, das sein Fleisch ist für ihr Leben.

Ihren göttlichen Samaritan will dieser Eucharistische Kongreß der ganzen Menschheit zeigen und ihr sagen, daß er sie auch heute nicht am Wege liegenläßt, dem Tode preisgegeben, wenn sie bereit ist, seinen Worten zu glauben, die Worte des ewigen Lebens sind, den Weg der Liebe mit ihm zu gehen, den Er durch sein Gebot und durch sein

Beispiel uns gewiesen hat, und von dem Brote zu essen, das sein Fleisch ist für das Leben der Welt.
Möge diese Statio, diese Eucharistie- und Opferfeier des katholischen Erdkreises Anregung und Einladung zu einer Statio des ganzen Erdkreises werden, bei der dann alle, in Liebe und Glaube geeint, Gott das große Dankopfer feiern in Christus Jesus unserem Herrn.

Nach einer kurzen Ansprache des Patriarchen von Odesso, Erzbischof José Da Costa-Nunes, des Präsidenten des Ständigen Komitees der Eucharistischen Weltkongresse in Rom, wurde die Papsthymne gesungen. Mit dem Friedenskuß huldigten Kardinal Wendel, Erzbischof Da Costa-Nunes und Weihbischof Neuhäusler dem Kardinallegaten. In feierlicher Prozession zogen alle Würdenträger in den Dom ein, wo die vorgeschriebenen Orationen für den „Visitator" gesungen wurden. Mit dem Pontifikalsegen durch den Legaten, der Verkündigung der Ablaßverleihung und dem Eucharistischen Segen schloß die Feier.

Die fünf Großen Tage

DER MITTWOCH

Der Mittwoch begann, wie die beiden vorhergehenden Tage, mit feierlichen Gottesdiensten in den Kirchen der Stadt. Im Liebfrauendom zelebrierte Kardinal Wendel eine Pontifikalmesse für die Kinder, von denen viele zum erstenmal den Leib des Herrn empfingen. Anschließend gab die Regierung der Bundesrepublik Deutschland einen Empfang zu Ehren des Kardinallegaten. Bei dieser Gelegenheit begrüßte Bundespräsident Heinrich Lübke den Abgesandten des Heiligen Vaters mit folgenden Worten:

Das Grußwort des Bundespräsidenten

Es ist mir eine besondere Freude, Sie aus Anlaß des Eucharistischen Kongresses in Deutschland begrüßen zu können. Es erfüllt uns alle mit Dankbarkeit und Stolz, daß eine deutsche Stadt als Tagungsort für die Darstellung eines der größten Glaubensgeheimnisse der katholischen Christenheit gewählt wurde. In dieser Wahl sehen wir ein erneutes Zeichen der Verbundenheit des Heiligen Stuhls mit unserem Volk.
Gerade München erscheint besonders geeignet für die Abhaltung des Eucharistischen Kongresses. Hier hat sich der spätere Papst Pius XII. als Nuntius durch sein segensreiches Wirken die Liebe und Zuneigung aller katholischen Bevölkerungskreise, aber auch die Achtung und hohe Wertschätzung der Christen anderer Bekenntnisse erwerben können.
Dieser Kongreß steht im Zeichen der Eucharistie, im Zeichen einer Glaubenswahrheit, die alle Christen insoweit eint, als uns aus der Gemeinschaft des Brotbrechens mit Christus Antrieb und Kraft erwächst, unser eigenes Leben zu versittlichen und unsere menschlichen Ordnungen in Einklang zu bringen mit dem Willen Gottes.
Was uns innerlich an Gnade und Kraft zuteil wird, muß draußen seinen Niederschlag finden in unserer Einstellung zum Mitmenschen. Das Christentum würde mehr Bekenner gewinnen, wenn nicht oft zwischen Glauben und praktischem Handeln vieler Christen eine unüberbrückbare Kluft aufbräche. Hier sehe ich eine außerordentlich große und wichtige Bedeutung dieses Kongresses.
Er weist in seinem Leitmotiv auch auf die schicksalhaften und zukunftentscheidenden Aufgaben hin, die wir heute angesichts der drückenden Not in vielen Ländern der Erde bewältigen müssen. Nur dann, wenn wir unsere christliche Mitverantwortung für den leidenden Bruder erkennen und anerkennen und wenn wir uns seiner opferfreudig annehmen, werden wir in unseren Aussagen und in unserem Handeln glaubhaft sein.
Das deutsche Volk hat sich nach dem Zusammenbruch 1945 in seiner großen Mehrheit zum Kreuz bekannt und aus dieser Haltung sein staatliches Leben neugeordnet. Es ist zwar vieles von dem „religiösen Frühling", wie man damals sagte, durch einen starken Einbruch materiellen Denkens verlorengegangen. Bestehen aber blieb in den christlichen Konfessionen ein heiliger Wille zur Zusammenarbeit und zum gemeinsamen Widerstand gegen den Atheismus. Wir wollen uns freuen über dieses Zusammenstehen, Gott dafür danken und darum bitten, daß er uns auf diesem Wege weiterhilft. Daß auf dem Kongreß auch solche Themen erörtert werden, läßt den Willen zur Einheit sichtbar werden, der uns allen gemeinsam ist.
Ich wünsche dem Eucharistischen Kongreß in München, allen, die an seinem Zustandekommen mitwirkten, und seinen Teilnehmern Gottes Segen. Möge er dazu beitragen, daß über alle Ländergrenzen und Erdteile hinweg die Bruderliebe, wie sie uns Christus aufgetragen hat, zu einem bestimmenden Moment auch des politischen Verhaltens und Handelns wird. Dann wird sich sein Erfolg allen Völkern der Erde mitteilen.
Zum Schluß meiner Ansprache bitte ich Sie, Herr Kardinallegat, Seiner Heiligkeit Papst Johannes XXIII. unsere besten Wünsche für sein persönliches Wohlergehen zum Ausdruck zu bringen.

Die Eröffnung der Statio Orbis

Am Mittwochabend versammelten sich zum erstenmal die Gläubigen auf dem Festplatz der Theresienwiese. Es mögen gegen 250 000 gewesen sein. Zur Begrüßung der einziehenden 200 Bischöfe und Erzbischöfe, der 16 Kardinäle und des Päpstlichen Legaten wurden die Laudes gesungen.

Der Eröffnungsakt

Danach rief der Kardinal von München als Promotor des Kongresses, zum Kardinallegaten gewandt: „Eminenz, Vater und Herr! Durch Gottes Barmherzigkeit und die Huld des Apostolischen Stuhles Erzbischof dieser Kirche von München-Freising, bitte ich Dich dringend: Du mögest gütigst diese siebenunddreißigste, vom ganzen katholischen Erdkreis gefeierte Statio der heiligsten Eucharistie ordnungsgemäß eröffnen und eröffnet erklären."
Darauf antwortete der Kardinallegat: „Zum Lobe und zur Verherrlichung des allmächtigen Gottes, zur Mehrung des vom ganzen christlichen Volk der heiligsten Eucharistie geweihten Kultes, eröffnen wir am heutigen Tage, dem 3. August im Jahre des Heiles 1960, diesen zur Ehre der heiligsten Eucharistie unternommenen Kongreß und verkünden feierlich unseren Willen und die Tatsache dieser Eröffnung. Auf die Fürsprache der seligsten Jungfrau und Gottesgebärerin Maria, der Mutter der ganzen Kirche und dieses Bayerischen Freistaates teuren Schutzherrin, auf Bitten des heiligen Erzengels Michael und aller Heiligen, die uns als Patrone in unserem Unternehmen fördern, möge uns der allmächtige und barmherzige Gott

gewähren, daß wir die Früchte dieses Kongresses erlangen und eine tiefere Erkenntnis der Geheimnisse Christi und neue Glut der Liebe zum heiligsten Sakrament der Eucharistie zu schöpfen vermögen; das walte Gott in gütigem Schenken und gnädigem Willen. Durch unseren Herrn Jesus Christus, seinen Sohn, der mit Ihm und dem Heiligen Geiste lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Anschließend wurde das Gotteswort von Kardinal Döpfner verkündet. Sein Thema lautete: Die Erwartung der Völker.

Die Predigt Kardinal Döpfners

... Die „Statio Orbis" — die Eucharistiefeier der Weltkirche — hat begonnen. Heute abend eröffnen wir, geschart um den Legaten des Heiligen Vaters, das große Triduum mit seinen Glaubenskundgebungen hier auf dem weiten Festplatz. Äußerlich sind wir zugegen. Sind wir auch schon innerlich dabei? Wir kommen aus unserem Alltag, aus unserer Zeit, kommen mit froher Erwartung, aber auch mit Fragen und Zweifeln, mit Sorgen und Hoffnungen. Hat diese Begegnung der katholischen Welt mit alledem da draußen etwas zu tun? Oder stehen diese feierlichen Tage abgeschlossen für sich, ohne Beziehung zu unserem Leben bis gestern, ohne Bedeutung für unseren Weg danach?

I

Stellen wir uns einmal an die Schwelle dieses hehren Feierraumes, schauen wir hinaus in die Welt, aus der wir kommen, lauschen wir hinein in das Herz, das wir mitbringen! Was dringt an unser Ohr? Da ist vor allem ein Wort, das allenthalben die Herzen erregt und entzündet: *Leben*! Die Menschen alle — auch wir — wollen leben.
Wir wollen *länger* leben: Jeder Krankheitserreger, der entdeckt ist und bekämpft werden kann, ist ein besiegter Lebensfeind. Ob nicht doch eines Tages — so möchte man fast insgeheim hoffen — das bislang nicht bewältigte Widerfahrnis „Tod" beseitigt werden kann!
Wir wollen *besser* leben: Die Wohnung soll schöner, der Alltag behaglicher, die Freizeit gefüllter werden. Steigender Verdienst, wachsender Wohlstand, sorgloser Genuß: das sind Ziele, die der Mensch erstrebt und die er auch weithin erreicht.
Wir wollen *sicherer* leben: Darum brauchen wir Frieden zwischen den Völkern und Ruhe im eigenen Land, brauchen eine gut funktionierende Wirtschaft und umfassende Sicherheit für alles unvermeidbare Risiko des Lebens.
Darin sind sich heute alle — Christen und Nichtchristen, Marxisten und Vertreter einer freiheitlichen Gesellschaftsordnung — irgendwie einig, auch wenn sie es auf ganz verschiedenen, ja einander widersprechenden Wegen erreichen möchten. Sie wollen an der einen Welt bauen, wo Friede, Freude und Wohlfahrt herrscht, wo also das Leben sich menschenwürdig und reich entfaltet.
Mit dieser Jagd nach dem Leben läuft wie ein dunkler Schatten die *Angst vor dem Tod:* Angst vor den atomaren Waffen und der davon drohenden Vernichtung; Angst vor einem neuen Krieg mit seinen grausigen Plagen; Angst vor einer Übervölkerung der Erde, vor dem daraus befürchteten Hunger und absinkenden Wohlstand. Der einzelne hat Angst, er komme zu kurz in diesem Leben; trotz aller Sicherungen treibt ihn sein Leben in unaufhaltsamem Lauf hinab zum dunklen Abgrund des Todes.
So entsteht ein seltsames Bild. Lebenshunger und Todesangst stehen nebeneinander, lösen sich ab, mischen sich ineinander. Düsterer Nihilismus und bittere Resignation verbinden sich mit hemmungslosem Lebensrausch und wildem Diesseitsaktivismus. Aus diesem widerspruchsvollen Bund von Leben und Tod kommt viel Unruhe und Friedlosigkeit des modernen Menschen. Er hat alles und ist doch nicht zufrieden; er wähnt sich frei und ist tausendfach gefesselt; er ist stolz auf seine Selbständigkeit und gleicht sich oft genug an, seine Würde vergessend.
Halten wir das noch einen Augenblick fest: *Mensch und Masse*! Wir stehen überall unter den vielen, leben in der Masse (wie man heute sagt): in unseren Wohnbezirken, auf dem Arbeitsplatz, im Verkehr der Straßen, in Freizeit und Urlaub. Doch wie selten sind beseelte Gemeinschaft, persönliche Begegnung und herzliche Freundschaft. Namenlos einsam steht oft der Mensch unter den vielen, die ihn umgeben, wie ein Sandkorn treibt er in den Dünen der Zeit. Das ist die Welt, aus der wir kommen. Jagd nach dem Leben, Angst vor dem Tod, Einsamkeit inmitten der Massen. Das ist bezeichnend für das Leben in unserer Zeit.

II

In dieser Welt begehen wir unseren Eucharistischen Kongreß. In seiner Mitte steht Christus, den der Patriarch Jakob im prophetischen Abschiedswort an seine zwölf Söhne „die Erwartung der Völker" (Gen. 49, 10 Vulg.) nannte. Christus also soll unsere Erwartungen erfüllen, der Herr soll die Nöte der Zeit beheben. Doch da mag ein Bedenken aufsteigen. Sagt uns der Kongreß eigentlich etwas Neues? Wird uns Christus nicht ständig gepredigt? Umstehen wir nicht oft genug seine Opferaltäre und empfangen seinen heiligen Leib? Doch wie viele — auch von uns — lassen sich von ihrer Umwelt treiben und vermögen diese Zeit und das Leben nicht zu meistern.
Ist also der Arm des Herrn verkürzt? Hat das Gottesbrot seine nährende Kraft verloren? Gewiß nicht, aber unser Blick ist stumpf, unser Herz ist müde geworden. Wir bedürfen der Rückbesinnung und pfingstlichen Erneuerung. Gerade das ist der Sinn unseres Eucharistischen Weltkongresses: Wir lassen uns aus der weiten Welt von Christus zusammenrufen, daß sein Geist uns erfülle und umgestalte. Unsere Augen sollen neu sehen, was sie bisher in täglicher Gewohnheit oft übersahen. Unser Herz soll in der brüderlichen Gemeinschaft entbrennen in glühender Liebe. Die Welt aber, die in diesen Tagen skeptisch, fragend, vielfach auch wohlwollend nach München schaut, soll an der Freude, der Kraft, der Glut unseres Bekenntnisses erkennen, daß Christus in Wahrheit die Erwartung der Völker und der Herr unserer Zeit ist.
So laßt uns denn aus der Not der Zeit zu Christus gehen, um sein heilendes Wort, seine heiligende Gnade zu erfahren.

III

Das aber sagen wir dem Herrn als erstes Wort der Sorge: Wir jagen nach Leben, und unser Hunger bleibt ungestillt. Christus gibt uns Antwort, wenn er den Scharen in Kapharnaum sagt: „Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, wird nicht mehr hungern; und wer an mich glaubt, wird nicht mehr dürsten" (Joh. 6, 34—35).
Der Herr sagt also von sich nichts geringeres als dies: „Ich stille den Lebenshunger der Welt."
Gibt es heute noch solchen Hunger, von dem hier Christus spricht? Vor kurzem kam nach Rom ein Brief aus Mittel-

amerika. Dort ist seit 1922 eine Stadt mit über 15 000 Einwohnern ohne Seelsorger. Auch die Nachbarstadt mit 10 000 Einwohnern hat seit Jahren keinen Priester mehr gesehen. „Tausende von Kindern wachsen ohne Taufe und Firmung auf. Viele Christen müssen ohne Sakramente sterben. Viele sind ohne religiösen Halt, weil schon so lange ein Priester fehlt", so heißt es in diesem Brief. Aber nun kam ein Priester in beide Städte, hielt Volksmission. In wenigen Tagen durfte er 30 000 Kommunionen austeilen. Uns kommt es hier nicht auf die Zahl an, sondern auf den Hunger der Menschen, der hinter dieser Zahl sichtbar wird. Manche von euch, Priester und Laien, könnten von ähnlichem Hunger berichten, in den Missionsländern und in den weiten Gebieten der bedrängten Kirche, in den Großstädten und im katholischen Dorf.

Welch seltsamer Hunger ist dies, der im Menschen nagt? Dieser Hungernde wird nicht satt am Brot der Erde, er braucht mehr als die Güter dieser Welt. Inmitten irdischer Paradiese, die man dem Menschen verspricht und ihm bereiten möchte, schreit in seinem Herzen ein Hunger, den er oft selbst nicht zu deuten vermag.

Uns sagt der Glaube — und in diesen Tagen wollen wir es klarer, lebendiger erkennen: Der Mensch hungert nach Gott. Der Psalmist spricht es kraftvoll aus:

„Meine Seele dürstet nach dir,
mein Leib verlangt nach dir
wie dürres, dürstendes Land, das des Wassers entbehrt"
(Ps. 62, 2).

Diesen Hunger aber, diesen tiefsten, menschlichsten Hunger, stillt Christus. Dazu ist er Mensch geworden, dazu gab er sich hin im Tod, um uns Anteil zu geben an Gottes Lebenskraft und Lebensfülle. Freilich, dieses Leben ist in uns noch verborgen, aber seit der Taufe wächst es, sofern wir es nicht selbst durch die Sünde zerstören. Wir vertrauen auf die untrügliche Verheißung des Herrn, daß Sein Reich unwiderstehlich kommt und daß unser eigenes Leben sich in der Anschauung Gottes vollendet.

Inwieweit nun diese tiefste Sehnsucht unseres Herzens, der eigentliche Hunger unseres Lebens durch den Glauben, durch solch untrügliche Hoffnung gestillt ist, insoweit ändert sich unser ganzes Leben. Wir können nun diese Welt und ihre Güter nicht mehr vergötzen, aber ebensowenig verachten wir sie, sondern sehen sie in Gott, ihrem Schöpfer, und gebrauchen alles in seiner guten Ordnung. Wir arbeiten in gewissenhafter Verantwortung, doch nicht in hektischem Aktivismus. Wir genießen die Dinge dieser Welt in Freude und Dankbarkeit, vergessen dabei aber nicht, daß sie Vorgaben größeren Lebens sind. Wir besitzen die Dinge der Welt, doch in Freiheit und innerer Ruhe, bereit, sie hinzugeben, um Größeres zu erlangen. Wir darben, aber freuen uns unseres größeren Reichtums in Christus.

So komme Christus als Spender des Lebens in die Mitte unserer Statio Orbis und stille durch sein Brot die Erwartung der Völker!

IV

Zum zweiten Mal kommen wir von außen fragend zum Eucharistischen Kongreß:

Die Angst vor dem Tod steht mitten in unserer Zeit, auch wir sind von dieser Angst bedroht.

Christus, der Herr, sagt uns: „Das Brot, welches ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt" (Joh. 6, 51). Daraus ist die Losung unseres Kongresses genommen: Pro Mundi Vita — Für das Leben der Welt. Aus dem im Tod zerbrochenen Leib unseres Herrn wird uns das Brot des Lebens bereitet. Der Herr stirbt, auf daß Er lebe und wir in Ihm.

Hier wird die Angst vor dem Tod in ihrer Wurzel getroffen, da der Tod selbst zum Quell des Lebens wird. So kann uns Christus das kühne Wort sagen: „Wer sein Leben retten will, wird es verlieren, wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, wird es finden" (Matth. 16, 25). Kann man so etwas heute noch glauben?

Im Schreckenslager Auschwitz ist die Wahrheit dieses Herrenwortes neu bezeugt worden. Ende Juli 1941 war ein Gefangener geflohen. Dafür sollte jeder Zehnte aus seinem Block sterben. Das Los fiel auch auf einen Familienvater. Da trat der polnische Franziskanerpater Maximilian Kolbe vor die Reihe, bot sich an, für diesen Unglücklichen zu sterben. Die Henker der SS waren durch diesen Mut verwirrt und nahmen an. So ging P. Maximilian Kolbe mit seinen Unglücksgenossen in den Bunker, in dem man sie verhungern ließ. Inmitten der Todgeweihten war der Pater ihnen Quelle der Kraft und des Mutes. Man fand sie in den ersten Tagen gemeinsam betend. Schließlich ist Maximilian Kolbe als der letzte seiner Kameraden gestorben. Man fand ihn, an die Mauer gelehnt, aufrecht, mit erhobenem Haupte. So erwartete er die Todesspritze. Selbst jene innerlich verhärteten SS-Männer mußten eingestehen: „So einen Menschen haben wir noch nicht gesehen." Es hatte mitten im äußersten Grauen des Todes ewiges, unzerstörbares Leben begonnen. Und so beginnt es überall, wo ein Mensch an Jesus Christus glaubt, seinen heiligen Leib empfängt, die Gnade Gottes in sich bewahrt.

So soll uns in diesen besinnlichen Tagen die Eucharistie neu geschenkt werden als das lebenspendende Gedächtnis des Todes Christi. Es bleiben uns weiterhin Mißerfolge und Schicksalsschläge, Krankheit und Tod. Doch alles erhält einen neuen Sinn in unserem gekreuzigten Herrn. Wenn wir eingehen in sein Opfer und seinen heiligen Leib empfangen, erhalten wir Anteil an seiner Auferstehung, bekommen Anspruch auf das neue, erfüllte Leben am Ende der Tage, da Christus „den Tod entmachten" (1 Kor. 15, 26), „jede Träne trocknen" (Offb. 21, 4) und den „neuen Himmel und die neue Erde" (2 Petr. 3, 13) heraufführen wird. So weicht die Angst um so mehr von uns, je inniger wir uns mit dem Gekreuzigten vereinen. So sei in unserer Mitte, o Herr, der Du aus Todesangst zum Leben gingst, und erfülle die Erwartung der Völker, die von Todesangst befallen sind!

V

Ein letztes Mal stellen wir die Not der Zeit als Frage in diese festlichen Tage:

Wir stehen mitten in der Masse und sind doch einsam.

Kann uns ein Eucharistischer Kongreß im Massenzeitalter, wo sich viele, viele Tausende zusammenfinden, hier Halt und Hilfe geben? Mit frohem Herzen dürfen wir das bejahen. Rund um die Altäre des Herrn gibt es keine Massen. Die heilige Eucharistie ist das Sakrament der tiefen brüderlichen Gemeinschaft und zugleich der ganz persönlichen liebenden Vereinigung des einzelnen mit seinem Herrn. Wir werden das jeden Tag anschaulich erleben. Gemeinsam singend und betend begehen wir das Gedächtnis des Todes Christi, doch zu jedem von uns wird der Priester treten, und wir werden den Leib des Herrn empfangen, jeder ganz und ungeteilt, für sich allein. Ich denke an eine kleine Schar chinesischer Schwe-

stern. Sie haben seit langem keinen Priester mehr. Zu dem nächsten Priester, der unserer Kirche und dem Heiligen Vater die Treue hält, müssen sie tageweit gehen. Einmal im Monat macht eine der Schwestern sich auf den Weg, um ihren Mitschwestern das Brot des Lebens zu holen. Wenn sie zurückkehrt, bewahren sie alle den Leib des Herrn in ihrer Mitte und brechen einander das Brot, so lange sie es können. Dann tritt die nächste Schwester aufs neue die Wanderschaft an. So ist der Herr noch bei diesen Einsamsten und verbindet sie zugleich mit der weltweiten Gemeinschaft seiner Kirche.

Wir aber dürfen hier in pfingstlicher Kraft die völkerumspannende Familie der Kirche erleben und inmitten der Brüder die glückselige Nähe zum Herrn erfahren. Das freilich wird entscheidend sein, daß es uns gelinge, ganz in der großen Schar der Kongreßteilnehmer zu stehen und zugleich die persönliche Nähe zu Christus zu finden.

Dazu wollen wir uns um ein Dreifaches bemühen:

Haben wir *Geduld,* mit herzlicher Fröhlichkeit erfüllte Geduld bei all den unabwendbaren Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten solcher Großveranstaltungen. Mit solcher Geduld dürft ihr viel erwarten von diesen großen Tagen.

Bezeigen wir uns gegenseitig eine wahrhaft *brüderliche Liebe.* Wir sind in den Tagen von München eine große Familie. So sprechen wir miteinander, auch wenn wir uns nicht kennen. Wir leisten uns jene schlichten Dienste der Liebe, die gerade notwendig sind. Dann sind wir nicht egoistische, gesichtslose Masse, sondern eine brüderliche Gemeinschaft.

Müht euch in diesen Tagen um *persönliche Frömmigkeit.* Seid bei den großen Veranstaltungen ganz dabei und öffnet das Herz für alle Erlebnisse und Gnadenanregungen, die Gott euch inmitten der vielen Brüder schenkt. All das aber laßt in die Seele eindringen und haltet es fest in einem betenden Herzen. Ihr müßt auch einmal Zeit haben, in einer Kirche still zu beten, irgendwo eine längere Anbetung machen, damit all das Große, das in der Gemeinschaft euch geschenkt wurde, in euch fruchtbar werden kann.

Zeigen wir durch unsere fromme, beseelte Gemeinschaft im eucharistischen Herrn einer skeptischen Welt, daß Christus in diesem Massenzeitalter die Erwartung der Völker erfüllt.

Doch nun laßt uns — heute und in all den kommenden Tagen — jener Brüder gedenken, die nicht hier zugegen sind. Alle, die daheim geblieben, haben uns entsandt, für sie stehen wir. Die Brüder zuhause mögen wissen, daß wir ihre Anliegen jeden Tag zum Altare tragen. Wir gedenken derer, die auf die Teilnahme verzichten müssen. So grüßen wir voll Dank die vielen tausend Helfer, die für uns die Last der Arbeit tragen und manche erhebende Stunde des Kongresses nicht mitfeiern können. Wir vergessen die Kranken und Kränklichen nicht, die fernbleiben müssen, aber durch ihr Opfer dem eucharistischen Herrn nahe sind und unserer Statio Segen erflehen. Wir wissen uns ehrfürchtig jenen verbunden, denen Armut und Not die Fahrt nach München verschloß.

In Schmerz und Liebe aber gedenken wir all derer, denen man verwehrte, am Eucharistischen Kongreß teilzunehmen, weil angeblich diese weltweite Eucharistiefeier der katholischen Kirche politischen Zielen dienstbar sei, ja sich sogar der Kriegshetze verschrieben habe. Unsere Bruderliebe schaut somit aus nach den Katholiken in China und Nordkorea, in Nordvietnam und in Rußland, in Polen und Ungarn, in der Tschechoslowakei und in anderen östlichen Ländern.

In der Kongreßstadt auf deutschem Boden gedenken wir in besonders inniger Verbundenheit der Brüder aus dem anderen Teil Deutschlands.

So grüße ich in euer aller Namen meine Mitbrüder im Bischofsamt der Kirche, meine lieben Diözesanen im Ostteil des Bistums Berlin, alle Katholiken zwischen Ostsee und Erzgebirge, zwischen Oder und Elbe.

Doch die fernen Brüder rufen auch uns an mit ihrer Sehnsucht, ihrer Gebetskraft und ihrer Treue, auf daß wir inmitten der Weltkirche und für all ihre Gemeinden mit lebendigem Glauben und liebendem Herzen Eucharistiefeier halten. Aus der Not der Welt, aus den Aufgaben der Zeit kommen wir — ob zugegen oder abwesend — zu Christus, auf den die Völker harren.

„Du aber bist in unserer Mitte, Herr, und Dein heiliger Name ist angerufen über uns: Verlaß uns nicht, Herr, unser Gott!" (Jer. 14, 9). Amen.

Mit einer eucharistischen Andacht schloß die Feier.

DER DONNERSTAG

Tag des Priestertums und der Nächstenliebe

Der Donnerstag war der „dies sacerdotii et caritatis". Am Vormittag wurden in zwölf Kirchen der Stadt 81 Diakone aus aller Welt zu Priestern geweiht. Nach den Agapenfeiern, die sich über Mittag hinzogen, versammelten sich die Gläubigen zu den Kundgebungen der Missionen, der Pax Christi, der Caritas Internationalis, der Erzieher und der Priester.

Die Deutsche Betsingmesse

Am Abend füllte sich wieder der weite Platz um den Altar auf der Theresienwiese. Es mögen gegen 300 000 Menschen gewesen sein. Sie feierten die Deutsche Betsingmesse, die von Augustin Kardinal Bea zelebriert wurde. Die Predigt hielt der Apostolische Nuntius in Deutschland, Erzbischof Corrado Bafile. Sein Thema lautete: Eucharistie und Priestertum. Er sagte:

Die Predigt des Apostolischen Nuntius

Am Tage nach der ersten Brotvermehrung verfolgen die Scharen den Herrn. Sie suchen seine Nähe. Und der Herr, ausgehend von dem irdischen Brote, vom Wunderbrote, das sie genossen hatten, mahnt sie, noch ein anderes Brot zu suchen, das himmlische Brot für das Leben der Welt. Er schließt seine Rede mit der ausdrücklichen Verheißung der Eucharistie, und dabei weist er hin auf die ganze Fülle des eucharistischen Geheimnisses und seiner Bedeutung für das christliche Leben. Er spricht: „Mein Fleisch ist eine wahre Speise, und mein Blut ist ein wahrer Trank. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, bleibt in mir und ich in ihm. Wie mich gesandt hat der lebendige Vater und wie ich lebe durch den Vater, so wird auch der, der mich ißt, leben durch mich" (Joh. 6, 55—57).

Wahrhaftig, das ist Sonnenhöhe göttlicher Offenbarung. Hätte das Herz der Zuhörer nicht aufjubeln müssen? Und doch, was geschieht? Sie antworten: „Hart ist diese Rede, wer kann sie hören?" (Joh. 6, 60), und sie verlassen den Herrn. Aber wie konnte das geschehen? Haben sie Jesus nicht wirklich geliebt? Waren sie ihm nicht gefolgt? Woll-

ten sie ihn nicht mit Gewalt zum König machen? Hatten sie sich nicht so eifrig bemüht, ihn wiederzufinden? — Jetzt aber geraten sie außer Fassung. Jetzt fühlen sie sich außer Stande, sich ihm in rückhaltlosem Glauben zu beugen.

Und so geschieht es, daß schon bei der ersten Ankündigung der heiligsten Eucharistie sie zum Zeichen der Entscheidung wird. Entscheidung, ob der Glaube wahr und vollkommen ist oder nicht. Aber nicht alle entscheiden sich gegen diesen rückhaltlosen Glauben. Nicht alle gehen weg. Es bleiben „die Zwölf". Auch sie sind erstaunt und bestürzt. Aber sie bleiben. Doch das genügt dem Herrn nicht. Er fordert von ihnen ein offenes Bekenntnis. So wendet er sich an die Zwölf und fragt: „Wollt nicht auch ihr weggehen?" Sie mögen einen Augenblick gezögert haben, da aber tritt Petrus vor — schon hier nimmt er voraus, was später einmal sein Amt als Lehrer und Dolmetsch der glaubenden Kirche sein wird — und antwortet mit jenen unvergänglichen Worten: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte ewigen Lebens! Wir haben geglaubt und erkannt, daß du der Heilige Gottes bist" (68—69). So bleiben die Zwölf. Sie haben geglaubt. Und der Herr wird ihr Leben eng mit diesem Geheimnis der Eucharistie verbinden. Er wird sie zu Priestern weihen.

Schon einmal war die Menschheit der Herablassung des barmherzigen Gottes entgegengekommen, zu Nazareth. Das Jawort der Jungfrau Maria war vor allem eine Glaubenstat gewesen, auf dieses Jawort hin wirkt der Allmächtige das Wunder der Menschwerdung. Jetzt, mit dem Glauben der Apostel, ist die Grundlage gelegt für die Ausdehnung und ständige Erneuerung der Menschwerdung Christi durch die heilige Eucharistie.

Nach Monaten des öffentlichen Lebens Jesu naht der Vorabend seines Leidens. Der Evangelist Markus bemerkt ausdrücklich (14, 17): „Als es Abend wurde, kam er mit den Zwölfen." Wieder mit diesen gleichen Zwölfen feiert er das Abendmahl. In dieser Atmosphäre großherziger Liebe bis zum Äußersten setzt Jesus die heiligste Eucharistie ein. Das Geschenk der Eucharistie ist der Menschheit dargereicht für immer. Von seiten Gottes ist die Gabe vollständig und vollkommen. Indessen, sie bleibt gleichsam in der Schwebe. Sie muß sozusagen von unserer Seite in die Wirklichkeit unseres Lebens herabgezogen und fruchtbar gemacht werden, damit sie jeder einzelnen Gruppe wie jedem einzelnen Gläubigen zum Wohle und zur Erbauung gereiche. Das gerade ist Aufgabe des Priestertums. So setzt denn Christus der Herr mit der Eucharistie auch das Priestertum ein. Eucharistie und Priester. Ein einziger großer Gedanke Christi, weltweit, alle Zeiträume umspannend.

Durch die Mitwirkung Marias stieg das ewige Wort herab in unser armes Erdendasein und wohnte unter uns — durch das Wirken des Priesters wohnt der Herr in unserer Mitte, während der ganzen folgenden Weltzeit. Denn — durch den Priester, seinen Stellvertreter — schenkt er uns seine wirkliche Gegenwart im Sakrament, erneuert immer wieder sein Opfer von Kalvaria, speist unsere Seele durch das Himmelsbrot, seinen heiligsten Leib.

Doch es ist nicht leicht, diesen so überreichen Wohltaten Christi zu entsprechen. Haben wir es nicht in Kapharnaum gesehen, wo die Zuhörer des Herrn, die doch gute Menschen waren, traurig versagten? Ist es nicht auch heute vielfach der Fall bei Christen? Denken wir an so viele Seelen, die in Gefahr sind, zugrunde zu gehen, weil ihr Glaube wankt. Denken wir an die Feinde unserer heiligen Kirche, mit welch verbissener Wut sie Sturm laufen gegen den Glauben. Es bedarf mächtiger Gnade Gottes, daß man Christus die Treue hält. Es ist zwar Pflicht jedes Christen, mitzuwirken mit den Gnadenangeboten Gottes, auch zum Heile des Nächsten. Aber, in erster Linie obliegt den Priestern die Aufgabe, dahinzuwirken, die Herzen für die Gnade empfänglich zu machen. Wie damals in Kapharnaum Jesus vor allem den Tribut des Glaubens erwartete, und Petrus im Namen jener Zwölf, der künftigen Priester und der ganzen Kirche, ihm feierlich diesen Tribut darbot, so ist es auch heute Pflicht und Herzensanliegen aller katholischen Priester, das Volk Gottes aufzurufen und zu führen zu dem gleichen Bekenntnis, das auch wir jetzt in heiliger Inbrunst erneuern wollen: „Herr, zu wem sollen wir gehen, du hast Worte ewigen Lebens." „Selig, die du geglaubt hast, denn es wird in Erfüllung gehen, was dir vom Herrn gesagt worden ist" (Luk. 1, 45), so grüßte Elisabeth, gedrängt vom Heiligen Geiste, Maria. Sie pries sie in ihrem Gruß selig, nicht weil sie unbefleckt war, nicht weil sie voll der Gnade, nicht weil sie Mutter Gottes war, sondern weil sie der göttlichen Botschaft geglaubt hatte. Die grundlegende Bedeutung der Tugend des Glaubens konnte nicht wirksamer hervorgehoben werden.

Wahrhaftig, die gleichen Worte könnte unsere himmlische Mutter von ihrer Seite an jeden von uns richten. Vor allem an uns Priester — an dich Neupriester, dessen geweihte Hände sich seit diesem heutigen Morgen segenspendend erheben. Du hast geglaubt an den Ruf des Herrn und an die Größe dieses Berufes. Als Antwort darauf hast du von dir abgewiesen so viel Verlockendes und Schönes und Heiliges, das das Leben dir anbot und hast ein Leben des Opfers umfaßt, hast dich selbst hingeschenkt. Und dennoch, ja, gerade deshalb: selig, der du geglaubt hast.

Aber die gleichen Worte könnte unsere himmlische Mutter an all ihre Kinder richten, an jeden Christgläubigen, an jeden von euch: Auch du, treuer Sohn, treue Tochter, hast gehört auf die Einladung zu einem christlichen Leben, ja zu einem tiefen, eucharistischen Leben und hast geglaubt an die Größe dieser Berufung. Um ihr zu entsprechen hast auch du Verzicht und Opfer auf dich genommen. Manchmal, wie in seligen Augenblicken einer trostvollen heiligen Kommunion, hast du die Freude gefühlt, die in der Freundschaft Gottes liegt. Aber zu anderen Zeiten fühltest du dich in einer Finsternis der Seele. Wohlan, höre auf das Wort Jesu im Evangelium: „Fürchte nicht, glaube nur!" (Matth. 5, 36). Wahrhaftig, auch für dich gelten die trostvollen Worte: Selig, der du geglaubt hast, denn es wird in Erfüllung gehen, was der Herr dir versprochen hat.

Die heilige Eucharistie ist aber nicht nur ein mysterium fidei, ein Geheimnis des Glaubens. Sie ist zu gleicher Zeit ein mysterium caritatis, ein Geheimnis der Liebe. An jenem Abend vor seinem Leiden tat Jesus auch sein neues Gebot kund, das Grundgebot seines Reiches: „Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr einander liebet; wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben" (Joh. 13, 34). Von nun an genügt es für die Nachfolge Christi nicht mehr, den Nächsten zu lieben wie sich selbst (Matth. 19, 19). Der wahre Christ muß seine Brüder so lieben, wie Jesus sie geliebt hat. Sich selbst, sogar sein Leben muß er einsetzen, wenn es gilt, die Seele des Bruders zu retten. Jesus gab am gleichen Abend noch einen Beweis seiner

unerhört großen Liebe zu den Seinen, damit er sie so auf die heiligste Eucharistie vorbereitet: er umgürtete sich mit einem Linnentuch, nahm Wasser und wusch seinen Aposteln die Füße, dann hieß er sie, sein Beispiel nachzuahmen. „Denn ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr tuet, wie ich euch getan habe" (Joh. 13, 15).
Die katholische Kirche gedenkt in der gleichen liturgischen Handlung am Gründonnerstag dieser beiden Liebeserweise ihres Herrn und Meisters, der Fußwaschung und der heiligsten Eucharistie. Darum ist es durchaus im Sinne Christi, daß wir bei dieser Gedenkfeier der Erlösung, die dieser Eucharistische Kongreß Schritt für Schritt uns darbietet, im Anschluß an die Erinnerung der Einsetzung von Eucharistie und Priestertum auch Christi Beispiel der Fußwaschung nachahmen.
Ausdruck unserer Dankbarkeit und Liebe, zugleich auch unseres Glaubens, möge der Hymnus sein, mit dem die Kirche diese ergreifende Zeremonie am Gründonnerstag begleitet:
Ubi caritas et amor, Deus ibi est.
Wo die Liebe ist und Güte, da ist Gott.

Mit weithin schallender Stimme sang dann der Sänger den Bericht des Evangelisten von der Fußwaschung (Joh. 13, 1—15). Der Kardinallegat, die Kardinäle Bea und Wendel und der Apostolische Nuntius legten ihr Obergewand ab und wuschen auf jeder Seite des Altares je zwölf Männern verschiedener Lebensalter, Rassen und sozialen Schichten die Füße. Danach wurde gemeinsam das Apostolische Glaubensbekenntnis und die Fürbitten des Kongresses gebetet. An diesem Abend wurde auch zum erstenmal den Gäubigen die heilige Kommunion auf dem Festplatz gereicht. Nach dem Segen des Offiziators spendeten die in der Frühe Geweihten den Erstlingssegen.

DER FREITAG

Tag des Kreuzes

Der Freitag, der „dies crucis", wurde wieder mit verschieden gestalteten Meßfeiern und Pontifikalämtern, darunter fünf Ämter im armenischen, byzantinisch-ukrainischen, byzantinisch-rumänischen, äthiopischen und maronitischen Ritus, eingeleitet. Das Predigtthema in allen Morgengottesdiensten lautete: Der eucharistische Herr, seine Kirche und seine Mutter.

Die Feierstunde der Frauen aus aller Welt

Auf dem Festplatz versammelten sich fast 200 000 Frauen und Mütter, um mit Joseph Kardinal Frings das heilige Opfer zu feiern. Die Predigt hielt Kardinal Döpfner über das Thema: Eucharistie und Frauenleben. Er sagte:

Die Predigt Kardinal Döpfners

„Dies Crucis" — Tag des Kreuzes: so steht über dem heutigen Tag unseres Eucharistischen Kongresses. Wir gedenken der Stunde, da der Herr uns am Kreuz durch seinen Tod das Leben erworben hat. Die Eucharistie aber ist die Gedächtnisfeier des erlösenden Kreuzestodes. Sicherlich ist euch, ihr Frauen, schon der Gedanke gekommen: Der Sohn Gottes wurde als Mann unser Heiland und Bruder. Er hat Männer mit dem Vollzug der Eucharistie betraut und sie zu Priestern bestellt.
Und die Frau? Hat sie keinen Platz im Erlösungsopfer und der eucharistischen Gedächtnisfeier? Unter dem Kreuz steht Maria. Zum zweiten Adam ist die neue Eva gesellt. Christus, der Stammvater göttlichen Lebens, hat sich Maria als Mutter der Lebendigen zur Seite gerufen. Nach Gottes Ratschluß gibt es ohne Maria keine Menschwerdung; die Menschwerdung aber führt zur Erlösung am Kreuz und zur Eucharistie in der Kirche. So gehört Maria zur Eucharistie, der Gedächtnisfeier des ganzen Heilswerkes Christi.
Darum grüßen wir, die Männer, die Priester der Kirche, in Ehrfurcht euch Frauen, die Schwestern Mariens, gerade heute am Gründungsfest von S. Maria Maggiore, der größten Marienkirche im ewigen Rom.
Eucharistie und Frauenleben! Das ist die Frage dieser Feierstunde. Ein Satz gibt Antwort und stellt euch zugleich die große Aufgabe: Steht zum Herrn in der Eucharistie — wie Maria zu Christus in seinem irdischen Heilswerk!

I

Vereint mit Christus

Maria leidet unter dem Kreuz, aber nicht wie jede gute Mutter leidet bei so grausigem Sterben eines lieben Kindes. Mariens Leid ist Mitleiden mit dem Erlöser, gemäß dem prophetischen Spruch des greisen Simeon: „Dieser ist gesetzt zum Fall und zur Auferstehung vieler in Israel, zum Zeichen des Widerspruches, und auch deine eigene Seele wird ein Schwert durchdringen" (Luk. 2, 34 bis 35). Maria leidet als bräutliche Gehilfin des Herrn. In der Stunde von Nazareth sprach sie ihr Jawort als Braut des ewigen Wortes, das in ihrem Schoß Mensch wurde. Unter dem Kreuz wird sie in liebendem Mitleiden die Braut Christi, des Erlösers. Jetzt vollendet sie als Mater dolorosa, was sie einst zum Engel gesagt: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort" (Luk. 1, 38).
Schauen wir nun in die Geschichte der Kirche. Immer und überall finden wir solch bräutliche Jungfrauen, die im Geiste Mariens sich in das Leiden des Herrn versenken und aus der Liebe zum eucharistischen Herrn leben. Da ist in Italien Katharina von Siena, im Norden Birgitta von Schweden, in Spanien Theresia von Ávila, in Südamerika Rosa von Lima, in Belgien Juliana von Lüttich, in Frankreich Margareta Maria Alacoque, in Deutschland Hildegard von Bingen und so viele bekannte heilige Jungfrauen. Wir grüßen in dieser Stunde voll Dank für Gottes Gnadenmacht all die hier gegenwärtigen und abwesenden gottgeweihten Frauen, in den Klöstern der Anbetung und der Beschauung sowie in den vielgestaltigen Ordensgenossenschaften der Kirche. Wir grüßen mit besonderer Ehrfurcht jene, die mitten in der Welt dem Herrn in jungfräulicher Liebe gehören wollen. Wir danken es all diesen Jungfrauen, daß sie an unseren Opferaltären in bräutlicher Hingabe die heilige Kirche als Braut Christi für uns alle darstellen.
Doch auch ihr Frauen, mitten in der Welt, seid vom Herrn im Sakrament gerufen, ob ihr nun in der Ehe oder in den verschiedenen Frauenberufen steht. Gerade heute ist die Frau von Arbeit und Hast, von den zersetzenden Mächten der Welt in einem Maße umfangen, wie man es vor Jahrzehnten noch nicht ahnen konnte. Diese neuen Aufgaben der Frau, diese schweren Gefahren für die Frau bedürfen der Seele, der Mitte, der Tiefe. Die Gegenwart

sehnt sich aus grauenvoller Entartung des Frauenbildes nach Frauen einer großen Liebe, nach heiligen Frauen. Ihr Frauen der Kirche sollt in der Liebe zu Christus eure tiefste frauliche Sehnsucht erfüllen, eure beste frauliche Art vollenden. Feiert die heilige Messe mit, sooft ihr könnt! Aber nicht in kühler Distanz, sondern laßt das Schwert opfernder Liebe in eure Seele dringen. In hochherziger Liebe sollt ihr euer Leben und Wirken, eure Sünden und Schwächen, eure Nöte und Sorgen mit dem Gekreuzigten vereinen und emporwachsen zum Vollalter Christi. Ihr empfangt beim heiligen Opfer den Leib des Herrn. Aber tut es nicht gedankenlos, sondern gesellt euch zu Maria, die ihr Magnifikat sang, während sie das göttliche Kind voll Freude unter ihrem Herzen trug. Seid Frauen, in denen das Leben Christi reift, die reich und fruchtbar sind durch die Gnade des Herrn. Beginnt jeden Tag im Zeichen der Eucharistie, ob ihr nun zur heiligen Messe in das Gotteshaus kommt oder ob ihr, falls dies nicht möglich ist, bei eurem Morgengebet euch einschließt in das Opfer der Kirche und in liebender Sehnsucht den Leib des Herrn empfangt.

Meine Schwestern in Christo, mögt ihr heute in dieser festlichen Stunde und morgen in eurem Alltag voll Dank gegen den Herrn nachsprechen, was wir im Opferbereitungslied einer Jungfrauenmesse vom Propheten Zacharias hören: „Was ist sein Reichtum, was seine Schönheit, wenn nicht das Weizenbrot der Auserwählten und der Wein, der Jungfrauen aufsprossen läßt?“ (Zach. 9, 17 — Fest der hl. Margareta Maria Alacoque, 17. Oktober.)

II

Vom Herrn gesandt

Beginnen wir wieder bei Maria. Ihr Opfer unter dem Kreuz bestand gerade darin, daß sie auf die Rechte ihrer Mutterschaft verzichtete. Sie gab ihren Sohn dahin, wie sie schon in den Jahren seines öffentlichen Lebens sich mehr und mehr von ihm lösen mußte.

Beim Sterben Christi vollendete sich diese Loslösung. Gerade jetzt sagt der Herr zu Maria, indem er auf Johannes weist: „Frau, siehe, dein Sohn“ (Joh. 19, 26). Damit beginnt eine neue Mutterschaft, die Mutterschaft an denen, die durch Christi Opfer erlöst werden. Christus ist das Haupt, von dem restlos alle Gnade ausgeht, aber durch die Gnadenerwählung Christi, des Königs, wird Maria mütterliche Fürsprecherin und Königin. So beginnt auf Golgotha für Maria eine neue Sendung.

In Mariens Spuren geht ihr, meine lieben Frauen. Die Teilnahme an der Eucharistie, der Gedächtnisfeier des Todes Christi, führt euch hinein in die Liebe des Herrn, doch zugleich werdet ihr gesandt zu mütterlichem Dienst. Schon in der Meßfeier selbst dürft ihr, müßt ihr diesen Dienst beginnen. Mit Christus, unserem Mittler, vereint, sollt ihr selbst mittlerisch, betend die Gnade Gottes auf die Welt herabrufen. Da feiert eine kleine Gruppe von Frauen an Werktagen mit ihrem Pfarrer das heilige Opfer. Sie tun etwas Großes; denn sie stehen für die ganze Pfarrei vor Gott, für jene, die auf ihren Arbeitsplätzen schaffen und dort oft genug vom Geist der Umwelt bedroht sind. Ihr Frauen habt einen raschen Blick für einzelne Not. So nehmt denn alles, was ihr seht, mit zu eurem Opfergang, sagt es dem Herrn nach dem Empfang seines Leibes: die Sorge um das Heil von lieben Menschen in Familie, Verwandtschaft und Nachbarschaft; die Not der verfolgten und bedrängten Kirche; die Sorge um die ständig bleibende, ja wachsende Sorge um den Frieden in der Welt.

Dann geht vom Altar weg hinaus in die Welt, erfüllt von der Liebe Christi. Bringt in eure Ehe die geduldige, alles überwindende Liebe des Herrn; denn euer Ehebund ist Abbild der Liebe Christi zu seiner Kirche. Eure Familien, eure Männer, eure Kinder werden Tag für Tag angefallen von der Hetze der Arbeit, von den zersetzenden Einflüssen der Zeit. Sie alle brauchen Mütter mit reichem, verstehendem, schenkendem Herzen. Laßt euch darum erfüllen vom Geiste Christi, damit ihr den Tag über ausspenden könnt. Gebt nicht Ärgernis durch selbstgerechte, selbstsüchtige und liebeleere Frömmigkeit. Die Euren sollen froh sagen: Der Kirchgang der Mutter ist Segen für die Familie.

Viele von euch stehen im Beruf, als Verheiratete und oft genug auch als Unverheiratete. Nicht selten in Berufen, die viel fordern, die euer frauliches Herz vielleicht überfordern und zu verhärten drohen. Was erlebt ihr nicht alles auf euren Arbeitsplätzen: Glaubensschwäche, innere Leere, Zuchtlosigkeit und Massendenken. Vergeßt nicht: Für alle, die dort mit euch zusammen sind, hat der Herr sein Leben hingegeben. Er ruft euch auf, das gleiche zu tun, also ohne Maß und ohne Grenze eure Liebe zu schenken. Er sendet euch in diese Zeit, zu leuchten, zu wärmen, zu heilen, zu trösten, mit einem Wort: mütterlich zu lieben. Dabei sollt ihr nicht weltfremd in eurer Umgebung stehen, sondern alle Kräfte entfalten, die ihr erhalten habt, ihr sollt im Beruf euer Bestes geben und auch — freilich ohne törichte Eitelkeit — den Liebreiz der Frau ausstrahlen, den Gott euch gab. Doch all euer frauliches Wirken sei verwandelt, geadelt durch eine Liebe, die die Maße dieser Erde sprengt, weil sie aus Christus ist.

So kommt zu allen Menschen mit offenem Sinn und helfenden Händen. Aber darüber hinaus pflegt die Gemeinschaft mit jenen, die vom gleichen Altar kommen und vom gleichen Gottesbrot gegessen haben. Tragt euer Bestes in jene Gruppen, Verbände und Gemeinschaften, die mit dem Segen der Kirche für euch Frauen bestehen. Steht zusammen in euren katholischen Frauengemeinschaften und unter den einzelnen katholischen Gruppen; denn die Eucharistie ist das sacramentum unitatis, das Sakrament kraftvoller Einheit unter den Gliedern des Leibes Christi. Durch die Glut eurer Sendung sollen eure Gemeinschaften zu lebendigen Zellen mütterlichen Apostolats werden.

Meine lieben katholischen Frauen! So gehe mit euch das Bild, das euch von so vielen Kreuzigungsgruppen vertraut ist. Unter dem Kreuz stehen Maria und Johannes. So gehören zum eucharistischen Altar Priester und Gemeinde, Mann und Frau, priesterliches Amt und bräutlich-mütterlicher Dienst. Beide wirken verschieden, doch beide sind unerläßlich. Der Herr im Sakrament ruft euch, er rechnet auf euch. So gehet hin, teilet unter die Hungernden Gottes nährendes Brot, schenkt der Welt Christi erlösende Liebe! Amen.

Die Gedächtnisstunde in Dachau

Schon am Morgen waren die 3000 Jugendlichen zur Sühnewallfahrt vom Zeltlager Oberwiesenfeld nach Dachau aufgebrochen. Kurz nach Mittag zogen sie in das ehemalige Konzentrationslager ein. Hier hatten sich über 25 000 Gläubige, darunter der Kardinallegat und sieben weitere Kardinäle sowie zahlreiche Bischöfe und Minister

des Bundes und der Länder, gemeinsam mit früheren Häftlingen des Lagers, zur Gedächtnisstunde für alle Menschen in der Welt, die Unrecht erlitten haben und die Unrecht leiden, zusammengefunden. Auf dem Altar der neuen wehrturmartigen Todesangst-Christi-Kapelle stand der alte Holztabernakel des KZ. Die Feier wurde von Weihbischof Neuhäusler, selbst ehemaliger Häftling in Dachau, mit folgenden Worten eröffnet:

Das Wort Weihbischof Neuhäuslers

Meine Brüder und Schwestern! Auf diesem Gelände wurde im Jahre 1933 das Konzentrationslager Dachau eingerichtet. Bis zum Kriegsende wurden hier etwa 200 000 Männer, Angehörige von 23 Nationen, eingeliefert. Von diesen haben schätzungsweise 30 000 das Lager nicht mehr lebend verlassen. Sie starben an Seuchen, an Hunger und Entkräftung oder wurden ermordet.
Dort drüben stand der Galgen, an dem man sie erhängte. Einige Schritte weiter rann das Blut derer, die man durch Genickschuß tötete, in den sog. Blutgraben. Hinter Ihnen liegt die Baracke, in der man die Häftlinge medizinischen Experimenten unterwarf. Auch diese haben vielen das Leben gekostet. Hier drüben war die Baracke der verschärften Haft, d. h. die Baracke der Marter, Qual und Todesangst.
Vor 15 Jahren hat der Schrecken von Dachau sein Ende genommen. Das Entsetzen, die Empörung, die Trauer, die Scham dauern fort. In dieser Stunde sind hier Menschen, die nicht vergessen können, vereint mit Menschen, die nicht vergessen dürfen. Hier stehen Belgier, Franzosen, Holländer, Israeliten, Italiener, Polen und Angehörige anderer Nationen, die in Dachau gelitten haben oder deren Brüder hier gepeinigt wurden und starben. Hier stehen Deutsche, die in diesem Lager einst gefangen waren, und Deutsche, die draußen lebten, wissend oder nichtwissend, was hier geschah.
Was sollen wir sagen? Was sollen wir tun? Wir suchen auf das, was geschehen ist, eine Antwort zu finden. Wir tun es als Christen, die ihres Herrn und Erlösers gedenken. In diesen Mittagsstunden hat Christus am ersten Karfreitag seine Antwort gegeben, als er die Todesqual am Kreuz für alle Schuld der Menschen auf sich nahm.

Anschließend berichteten drei ehemalige Häftlinge über ihre Leidenszeit in Dachau: Leopold Figl, Präsident des Österreichischen Nationalrates, der polnische Erzbischof Adam Kozlowiecki, heute Missionsbischof in Nordrhodesien, und der französische Justizminister Edmond Michelet. — Nach einem aufrüttelnden Wort Figls an die Versammelten sprach Erzbischof Kozlowiecki:

Der Bericht von Erzbischof Kozlowiecki

Am 10. November 1939 wurde ich in Krakau verhaftet, die nächsten fünfeinhalb Jahre habe ich in Gefängnis und Konzentrationslagern verbracht, drei Monate im Montelupi-Gefängnis in Krakau, fünf Monate im Konzentrationslager Wisnicz, sechs Monate im Konzentrationslager Auschwitz, vier Jahre und vier Monate im Konzentrationslager Dachau.
Ich wurde zusammen mit meinen Mitbrüdern im Krakauer Kolleg verhaftet. Einundzwanzig von uns haben den schrecklichen Weg in die Konzentrationslager angetreten, dreizehn davon blieben am Leben — acht wurden hier und im Konzentrationslager Auschwitz umgebracht.
Während der fünfeinhalb Jahre hat man uns keinen Vorwurf gemacht, wir wurden nie verhört, man hat uns nie den Grund der Verhaftung angegeben. Und doch, mit dem Durchschreiten des Tores, das zum Konzentrationslager führte, haben wir alle Menschenrechte verloren. Obwohl man gegen uns keine Anklage erhoben hatte, wurden wir als schlimmste Volksschädlinge, als Ausgestoßene behandelt.
Ein Lagerführer hat einmal gesagt: „Ihr seid ehrlos, wehrlos und rechtlos."
Man hat uns das Recht auf Ehre verweigert, das Recht auf Gesundheit und Gerechtigkeit, das Recht zum Leben unseres Leibes, man hat auch noch versucht, uns das Recht zum Leben unserer Seelen zu nehmen.
Unsere Ehre wurde mit Füßen getreten. Ich kann die Beschimpfungen nicht wiederholen, mit denen wir jahrelang täglich gesättigt wurden, sei es, daß wir in Auschwitz offiziell „Pfaffen" hießen und zur „Strafkompanie" verdammt waren, oder in Dachau als „verwahrloste Banditen" galten. Unzählige Ohrfeigen und Fußtritte waren die Zugabe zu diesen Beschimpfungen. Wenn ich in Auschwitz an einem Tag nur ein- oder zweimal Ohrfeigen erhalten hatte, war dies für mich ein „glücklicher Tag".
Hier in Dachau erinnere ich mich besonders der schrecklichen Karwoche 1942 und der folgenden Monate. Bei einem der polnischen Geistlichen wurde Geld gefunden. 1800 polnische Geistliche wurden dafür bestraft. Vom Samstag vor dem Palmsonntag bis zum Montag nach dem Ostersonntag — vom Morgen-Zählappell bis zur Nachtruhe — mußten wir strafexerzieren, wenn wir nicht gearbeitet haben. Zwischen April und Oktober 1942 wurden hier 500 polnische Geistliche umgebracht durch Hunger, Mißhandlung oder durch sogenannte „Invalidentransporte", d. h., sie starben in den Gaskammern.
Wer nur einmal durch diese Schrecken gegangen ist und diesen Henkern ausgeliefert war, der hat zeitlebens ein Gefühl der Angst, Furcht und Hilflosigkeit. Mit einem Gefühl entsetzlicher Todesangst und Hilflosigkeit sind wir jahrelang am dunklen Morgen aufgestanden. Mit schwerem und bangem Herzen sind wir jahrelang zum Zählappell und zur Arbeit gegangen — in knappem Gleichschritt und mit einem Lied auf unseren Lippen — denn wehe uns, wenn das Marschieren oder das Lied nicht klappte!
Es ist leicht, die äußeren Leiden zu beschreiben, aber wer kann schildern, was jeder von uns in seinem Herzen gelitten hat? Diese Qualen waren oft unerträglich. Unsere Henker haben um den Zustand unserer Herzen gewußt und gespottet. Man hat uns gesagt, Selbstmord sei erlaubt, aber wehe dem, der einen Selbstmord ohne Erfolg versuchte. Wehe auch dem, der einen Selbstmord zu verhindern versuchte.
Man wollte auch unsere Seelen töten. Bei der Einlieferung ins Konzentrationslager wurde bekanntgegeben: „Das Beten und jede religiöse Tätigkeit ist strengstens verboten. Jeder, der eine Ohrenbeichte zu machen oder abzunehmen wagt, wird schwerstens bestraft." Auf Wunsch des Heiligen Vaters wurde uns im Januar 1941 eine Kapelle gestattet. Aber acht Monate später war ihr Betreten den polnischen Priestern verboten. Dann kam das schreckliche Jahre 1942. Viele von uns glaubten, sie würden es nicht überleben. Ich selbst war schon derart geschwächt, daß ich stündlich den Zusammenbruch erwartete. Trotz des Ver-

bots habe ich meine Generalbeichte abgelegt und von deutschen Priestern die Kommunion empfangen, obwohl es ihnen strengstens verboten war.
Warum wurden wir so behandelt? Die Gestapo hat uns keine offizielle Antwort gegeben. Als wir vom Gefängnis ins Konzentrationslager transportiert wurden, hat mich ein Wärter gefragt, warum ich verhaftet worden bin. Als ich erwiderte, daß ich es nicht wüßte, hat er geantwortet: „Dann sage ich dir, warum: weil ihr eine Weltanschauung habt, die uns nicht gefällt." Für diese ehrliche Antwort war ich sehr dankbar.
Gott hat mich beschützt — und er hat mir erlaubt, an seine Arbeit zurückzukommen; für dieses Werk hat er mich nach Afrika gesandt.

Nach Lesungen aus der Leidensgeschichte Jesu und den Fürbitten berichtete Minister Michelet:

Der Bericht Edmond Michelets

„Und siehe Deine Gegenwart in Dir / das heißt die absolute Offenbarung der Liebe / Er, dessen Blut Salbung spendet / mit dem Wasser und dem unfaßbaren Ausdruck." — Der „unfaßbare Ausdruck", eben das sind die Worte unseres verehrten Max Jacob, die dieser Stunde und diesem Orte in diesem Augenblick zukommen, da wir davon Zeugnis ablegen sollen, was für jene die eucharistische Gegenwart in einer Atmosphäre bedeutete, wie sie herrschte in den Katakomben unter Diokletian und wiederkehrte im Lager Dachau in den Jahren ihres dortigen Aufenthaltes.
„Unfaßbarer Ausdruck"! Daß dieser bekannte französische Dichter, der konvertierte Jude — und auch er Opfer der Verfolgung, und also Märtyrer des Glaubens —, daß er so sprechen konnte, vertieft unsere Ergriffenheit in dieser Stunde, da wir für wenige Augenblicke die damaligen Erlebnisse in unser Gedächtnis zurückrufen müssen.
Ich sehe die Kapelle des Blocks 26; sie war den Laien lange Zeit unbarmherzig verschlossen. Als Franzose und folglich ohne Disziplin, ging ich Tag für Tag noch vor dem Morgengrauen dorthin. Dort standen wir, mehrere Hunderte aneinander gedrängt, wie die Schafe einer einzigen großen Herde, und folgten schweigend den Gebeten des Meßopfers. Was wir in der Lagersprache „Organisation" nannten, hatte hier Wunder gewirkt. (Ich glaube es war wohl auch der Hilfe des Pfarrers von Dachau zu verdanken.) Die wohlbekannte Vorliebe unserer deutschen Gefährten für die strenge Liturgie ermöglichte uns die intensive Teilnahme am kirchlichen Leben.
Durch die Farben des täglichen Ornates folgten wir pünktlich dem äußeren und dem geistlichen Ablauf des Kirchenjahres. Wir trauerten im Advent und in der Fastenzeit, wir freuten uns in der Weihnachts- und in der Osterzeit und hofften — wie sehr hofften wir — mit dem Grün der Sonntage und der Tage nach Epiphanie und nach Pfingsten.
Wir fühlten uns in unserer Hölle weniger von der übrigen Welt ausgeschlossen. Im wirklichsten, buchstäblichsten Sinne des Wortes waren wir innig mit unseren Brüdern von der Außenwelt vereint. Niemals habe ich so sehr die tiefe Bedeutung und die verständlichste Seite des Dogmas der Gemeinschaft der Heiligen verstanden.
Manchmal geschah es, daß ich einer noch ergreifenderen Messe als der des Blocks 26, die trotz allem eine geduldete Feier blieb, beiwohnen konnte. Sie wurde nebenan im Block 28 von unseren Gefährten, den polnischen Priestern, trotz Verbots gehalten. Dort waren Armut und Dürftigkeit etwas Erschütterndes. Wir waren weit entfernt von jenem „Altar aus Trommeln und Kanonen, vom Baldachin aus Feldzeichen und Standarten", die Adam Mickiewicz in seinem berühmten Pilgergebet besungen hat. Die Armseligkeit war vollkommen. Hier fehlte jeder Schmuck. Der Offiziant feierte das heilige Opfer in seinen Sträflingslumpen. Ein schäbiger Blechbecher ersetzte ihm den Kelch, eine Tablettendose das Ciborium. Doch das hinderte ihn nicht, aus all seinem Glauben und all seiner Überzeugung, aus all unserem Glauben und all unserer Überzeugung den Psalm Davids zu flüstern: „Domine, dilexi decorem domus tuae / Et locum habitationis gloriae tuae . . ." Eine der Todesangst Christi und damit der verfolgten Kirche des Schweigens geweihte Kapelle steht hier wahrlich an ihrem rechten Ort. Dank sei all denen gesagt, die durch dies eindringliche Symbol das Gedenken jener Jahre bewahren wollen, jener Jahre der Prüfung, da uns keine Schande und keine Leiden erspart blieben.
Der „unfaßbare Ausdruck" . . . Darauf komme ich zurück. Einer unserer französischen Kameraden aus Dachau wagte zu schreiben, daß jene harten Jahre für uns Jahre der Erbarmung wurden. Wie recht er damit hatte. Laßt mich meine Stimme senken und in vertraulichem Ton zu euch reden:
Ist es nicht eine unerhörte Erhebung für einen Laienchristen, unwürdig in die Rolle eines Tarcisius gestellt zu werden? Dennoch ist einigen von uns diese hohe Ehre zuteil geworden, neben der jede andere auf immer erbärmlich erscheinen wird. Das Gebet eines Menschen zu seinem Gott, den er unter dem Schleier der Eucharistie gegenwärtig glaubt, weiß und fühlt, kann kaum anders als mit den Worten eines geweihten Redners oder eines Dichters gesprochen werden. Ich bin weder das eine noch das andere . . . Mein Empfinden läßt sich nicht anders ausdrücken als durch das Einstimmen in den wunderbaren Gesang der Gemeinschaft der Gläubigen: „Pange, lingua, gloriosi Corporis mysterium . . ." Um ehrlich zu sein, so groß war damals unsere Not, daß ich mir selbst nicht mehr so sicher bin, ob es mir oft in den Sinn kam, diese eucharistische Hymne zu flüstern, als ich die Wegzehrung in das düstere Revier brachte, von dem die Priester unerbittlich verjagt wurden. Nachdem dies gelungen war, wurde es mir klar, daß ich — ohne dabei ehrfurchtslos zu sein — eine solche Tat als Leistung bezeichnen würde. Woran ich mich aber bis an meine letzte Stunde erinnern werde, ist das von überirdischer Freude strahlende Lächeln und verklärte Gesicht der Sterbenden, denen ich die geweihte Hostie zwischen die Lippen schob, jene Hostie, die mir großzügig anvertraut war vom priesterlichen Freunde, vom Komplizen . . .
Hier endet mein Zeugnis. Es durfte nur ein kurzes sein. Ich wende mich an die, die in unserer Kirche zur Lehre berufen sind. Sie mögen Sorge dafür tragen, daß wir aus einer Erfahrung lernen, die viele von ihnen — vergessen wir das nie — hier wegen ihres verhaßten Glaubens machen mußten.
In Verehrung meiner deutschen Brüder, die vor uns das furchtlose christliche Genie Paul Claudels zu entdecken wußten, möchte ich zum Schluß vorschlagen, jene Worte aus der „Corona Benignitatis Anni Dei" zum Anlaß zur Besinnung zu nehmen: Bleibe bei mir, Herr, an diesem Tage des Krieges und der Gefahr / Schaue auf Deinen Diener, der nicht wirklich mutig und tapfer ist / Mein

Meister! Gib mir von diesem Brot zu essen / Und weder Mensch noch Hölle, noch Gott selbst werden mir Deinen Leib, den mein Mund empfing, entreißen können.

An den Bericht Minister Michelets schloß sich die Predigt des Bischofs von Essen, Franz Hengsbachs. Er sagte:

Die Predigt Bischof Hengsbachs

„Als ihn die Todesangst überfiel, betete er inständiger" (Luk. 22, 44).

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

In der Stunde der Todesangst Christi sind wir hier versammelt, hier, im ehemaligen Konzentrationslager Dachau, das noch vor wenigen Jahren von tausendfachen Todesängsten erfüllt war. Als Christen wissen wir um den tiefen Zusammenhang zwischen der Todesangst des Gottmenschen Jesus Christus und aller menschlichen Todesangst. Darum geht unsere Feier hinaus über ein bloßes Gedenken dessen, was hier einmal geschehen ist. Nicht umsonst sind wir Zeugen geworden, wie sehr sich das unschuldig vergossene Blut im sinnlos vergossenen Blut des Krieges gerächt hat, gemäß dem Wort der Geheimen Offenbarung: „Weil sie das Blut der Heiligen und Propheten vergossen haben, gabst auch Du ihnen Blut zu trinken; sie sind es wert" (Offb. 16, 6).
Wir haben uns hier anläßlich des Eucharistischen Weltkongresses versammelt zur Weihe einer eucharistischen Opferstätte, der Todesangst-Christi-Kapelle. Indem wir die Weihe, die dieses Gelände bereits tausendfach durch unschuldig vergossenes Blut erhielt, in jener Weihe vollenden, die vom Blut Christi ausgeht, versuchen wir uns christlich dem Grauen zu stellen, das über dieser Stätte liegt und über allen Stätten, für die Dachau — damals und heute — Symbol und Beispiel ist. Wir versuchen, als Christen eine Antwort auf dieses Grauen zu geben und diesen Ort, an dem sich die Dämonen austoben durften, in einen Ort des Segens zu verwandeln, im Glauben an den, der die Macht der Dämonen gebrochen hat. Denn Gottes Güte ist so groß, daß wir ihn selbst mit unseren Trümmern und Scherben noch anbeten können, wenn wir sie ihm reumütig anvertrauen, damit er daraus ein Mosaik gestalte.
Glaubt nicht, liebe Schwestern und Brüder, ich wollte etwas von der vordergründigen Brutalität dieses Ortes hinwegnehmen, wenn ich nach den hintergründigen Zusammenhängen frage. Das, was hier geschehen ist, ist ja so grauenhaft, daß das Bestreben vieler fast verständlich wird, der Wahrheit nicht ins Auge zu sehen, sie vielmehr zu vergessen, zu verdrängen, zu verschleiern, zu verharmlosen. Dachau hat nicht den Reiz einer anziehenden Wallfahrtsstätte, wird ihn nie haben. Der Weg über Dachau im Gang durch unsere Geschichte ist schwerer als die Umwegstraßen, die uns immer wieder ein schlechtes Gewissen bauen möchte.
Dachau liegt wie ein aufgeschlagener Katalog des Nihilismus vor uns. Hier war Vernichtungswut in ein System der perfekten Maschine gebracht. Hier hat sich ein kollektiver Sadismus entladen und ungehemmt ins menschliche Antlitz gespien, geschlagen und getreten. Hier war die Unmenschlichkeit zum Gesetz des Menschen geworden. Es ist schrecklich, in die Hände des Menschen zu fallen.
Wir müssen dies alles in unseren Blick nehmen. Wir müssen so nahe an dieses Grauen herantreten, daß wir uns nichts mehr vormachen können über die Abgründe menschlicher Angst und Not, menschlicher Gewalttätigkeit, Grausamkeit und Verlogenheit, die sich auch im Jahrhundert der sprunghaften Fortschritte menschlichen Wissens und Könnens nicht geschlossen haben. Sonst verstehen wir unsere Geschichte nicht, verstehen wir den Menschen der Gegenwart nicht, verstehen wir Gottes Wirken in ihr nicht.
Und welches sind die hintergründigen Zusammenhänge? Was steht hinter all dem Grauen?
Der Abfall von Gott, als dem Urbild des Menschen, der Abfall vom Sohn Gottes, der Mensch geworden ist und dadurch alles Menschentum göttlich geadelt hat, der Abfall von der Wahrheit, von der Freiheit und der Gerechtigkeit, die nur in ihm gewährleistet sind.
Damit aber war für Dachau verloren jede Dimension der Wirklichkeit überhaupt, in der der Mensch menschlich existieren kann. Der Mensch wurde zum Material, zu einer Sache, aus der man — dämonischer Ausdruck der Seelenlosigkeit — Seife machen konnte.
Der Bruch mit Gott und mit Christus steht am Anfang. Am Ende steht der perfekte und staatlich sanktionierte Mord. Am Ende herrscht freie Bahn für das Wüten Satans, von dem uns die Heilige Schrift sagt: „Der Teufel ist zu euch niedergefahren im grimmen Zorne" (Offb. 12, 12). In Dachau hatte Satan seinen Thron aufgerichtet (vgl. Offb. 2, 13).
Liebe Mitchristen! Wir sind hier in der Stunde der Todesangst Christi versammelt, um zugleich seiner und der gequälten Menschen Todesangst zu gedenken. Der Zusammenhang zwischen beiden wird uns erst ganz erschlossen aus dem Worte des Menschensohnes: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan" (Matth. 25, 40). Wenn wir von daher Dachau deuten, müssen wir sagen: Wo immer solche menschliche Todesangst durchlitten wird, ist die Todesangst Christi gegenwärtig. Er hat hier gelitten, Er hungerte, Er wurde geschlagen, aufgehängt, erschossen, verbrannt. Er schrie zum Vater: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen" (Mark. 15, 34). Denn Er hat sich mit allen identifiziert, die Opfer der Unmenschlichkeit wurden.
Wir können darum gar nicht seiner Todesangst, seines Todes gedenken, ohne dieser Todesangst, dieses Todes der Seinen mitzugedenken. Golgotha war gegenwärtig in Dachau, so wie Dachau auf Golgotha gegenwärtig war. Und darum können wir auch nicht die Eucharistie feiern, das heißt den Tod des Herrn vergegenwärtigen, ohne in Ihm des Leidens und des Todes derer zu gedenken, denen sein Tod einen neuen Sinn und eine neue Weihe gab.
Liebe Brüder und Schwestern! Was heißt das konkret? Zunächst heißt das, daß wir so an das Geschehen von Dachau herantreten sollen, wie wir an den Altar herantreten — indem wir nämlich vor seinen Stufen das Confiteor beten: „Ich bekenne Gott dem Allmächtigen . . ." Von dem Volk, das Zeuge der Todesangst unseres Herrn am Kreuz war, heißt es im Evangelium: „Alle, die bei dem Schauspiel zugegen waren und die Vorgänge angesehen hatten, schlugen an ihre Brust und kehrten heim" (Luk. 23, 48).
Wie sie wollen wir hier *bekennen:* Nicht nur die Henker von Dachau waren schuld. Nicht nur die Gewalthaber von Dachau waren schuld. In Dachau, wie in allen Konzentrationslagern, ist wie durch eine Brennlinse an einem Punkt massiert projiziert worden, was im Menschen ist, welcher Sünde er fähig ist. Wir wissen, klar oder dunkel,

daß wir alle Anteil an der Sünde haben. Das Maß dieses Anteils ist gewiß unterschiedlich, sei es durch Mittun oder durch Unterlassen. Wir wollen es hier nicht nachmessen.
In Dachau liegt diese unsere Schuld offen vor uns. Dabei wissen wir um die besondere Schwere der Schuld von Deutschen, die hier an Mitmenschen aus 23 Nationen schuldig geworden sind. Wie Gott jeden einzelnen von uns und von denen, die wir hier vertreten dürfen, schuldig weiß, so bekennen wir darum vor Gott, vor den Opfern und voreinander unsere Schuld, unsere übergroße Schuld. Ein Wort aus dem Bericht des Evangeliums über das Sterben unseres Herrn soll dieses unser Schuldbekenntnis ergänzen. Er selbst hat es am Kreuz gesprochen: „Vater, verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie tun" (Luk. 23, 34).
Wir haben nicht nur Gott um *Verzeihung* zu bitten. Worin Menschen einander schuldig werden, wird menschlich nur überwunden in herzlichem Verzeihen. Darum bitten auch die Schuldigen unter uns die Opfer unter uns um Verzeihung für das, was ihnen hier angetan wurde. Nicht nur als einzelne, sondern auch von Familie zu Familie, von Volk zu Volk, damit in diesem Verzeihen die Liebe siege über die Gewalt. Es sei eine Versöhnung im Zeichen des Versöhnungstodes Christi, bei dessen Vergegenwärtigung wir das Wort des Gebetes sprechen, das Er uns gelehrt hat: „Vater, vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern" (Matth. 6, 12). Noch ein letztes Wort der Schrift muß für uns über dem Geschehen von Dachau stehen. Es ist das Wort des Völkerapostels: „Ich ergänze durch mein Leiden, was dem Leiden unseres Herrn noch fehlt für seinen Leib, die Kirche" (Kol. 1, 24).
Unser Schuldbekenntnis, unser Verzeihen, das erbetene oder gewährte, wären unvollständig, christlich nicht vollkommen, wenn wir nicht auch unsere Bereitschaft zur *Sühne* einschließen wollten. Sühne meint hier mehr als bloße, auch ehrlich und großzügig geleistete Wiedergutmachung gegenüber den Opfern und ihren Angehörigen. Sie ist selbstverständlich. Sühne meint auch mehr als die Beherzigung der Lehren von Dachau, nämlich die Absage an den Geist der Gewalttätigkeit, die Absage an jene Zügellosigkeit im Gebrauch der Freiheit, die die Mutter der Gewaltsysteme ist. Sühne meint hier Gemeinschaft mit dem todwunden Herrn. Sühneleistung mit ihm für die Wunden der Welt, wund sein mit ihm. Gibt es nicht allzuviele, die ihre eigenen Wunden nicht wahrhaben, viel weniger die Wunden Christi mittragen wollen? Sie verstehen es, ihre Zusammenbrüche zu maskieren. Aber „die Barmherzigkeit Gottes verbindet keineswegs den, der keine Wunde hat", sagt Charles Péguy.
Das Entscheidende in unserer Sühnebereitschaft ist, daß wir glauben an die Kraft des Weizenkorns, das in die Erde fällt und stirbt und dadurch viele Frucht bringt. Und eben darum schließt unsere Sühnebereitschaft dies ein: Bei allem Einsatz für die Gerechtigkeit in der Welt, wenn es sein muß auch für die zwingende Gerechtigkeit im Zusammenleben der Menschen und Völker, erwarten wir doch nicht das Heil vom Zwang, nicht einmal letztlich von der Gerechtigkeit unter den Menschen, sondern von dem Kreuz und der Gnade unseres Herrn. Das bedeutet: Wir wollen die vielfachen Leiden, die uns nicht nur im Gefolge des Krieges, sondern — das vergessen wir zu leicht über der Furchtbarkeit des Krieges! — im Gefolge des nationalsozialistischen Unrechts auferlegt sind, vielen einzelnen von uns, vielen Familien, Volksgruppen, Völkern und christlichen Gemeinschaften, als eine gottgeschenkte Chance auffassen und auswerten, um den Fluch der Schuld in den Segen des Kreuzes zu verwandeln, um die Unerlöstheit des Willens zur Macht zu überwinden in dem erlösten und erlösenden Willen zur Nachfolge des Gekreuzigten.
Liebe Brüder und Schwestern! Begnadete Beter und große Gottesgelehrte der Kirche versichern uns, daß unserm Herrn in der Stunde seiner Todesangst — von der die Heilige Schrift berichtet, daß er „inständiger in ihr betete" — alle Schuld der Welt gegenwärtig war. Dachau und seine Todesangst sind seitdem der Todesangst Christi unlösbar verbunden.
Einer von den Tausenden, die hier ihre Todesangst mit Christus durchlitten haben, schuf jenes Symbol, das wir an dieser Stätte vor uns sehen, eine schlichte, erschütternde Monstranz aus Holz, aus dem Holz des Elends dieser Baracken, die gewürdigt wurde, den Leib unseres Herrn zu bergen.
Möge unser Herr von dieser neu gesegneten Gedächtnisstätte aus uns allen helfen, in ständiger Vergegenwärtigung seiner Todesangst, im Nichtvergessen der Todesangst von Dachau, dem Holz, aus dem unser Leben geschnitzt ist, jene Fassung zu geben, die würdig ist, seinen heiligen Leib zu tragen.
Er mache das einfache christliche Leben eines jeden von uns zu solch einer schlichten, durch die Todesangst der Welt gezeichneten Monstranz, in der er dieser Welt erscheinen kann — Er, „das Brot für das Leben der Welt" (Joh. 6, 51). Amen.

An die Predigt schloß sich die Weihe der Todesangst-Christi-Kapelle und ein Totengedenken durch Kardinal Mimmi.

Die Kreuzfeier

In der abendlichen Feierstunde des Freitag betrachteten 250 000 Gläubige auf der Theresienwiese „Das Geheimnis des Kreuzes". Eingeleitet wurde die Feier mit Lesungen aus der Apokalypse. Daran schloß sich die Predigt P. Waldmanns SJ, die folgenden Wortlaut hat:

Die Predigt P. Waldmanns

Als wir Christen wurden in der heiligen Taufe, empfingen wir als erstes religiöses Zeichen das Kreuz. Unsere Stirne und unser Herz, das heißt unser ganzer Mensch wurde damit gesiegelt. Was war der Sinn dieser Zeremonie?
Das Kreuz mit seinen sich durchstoßenden Balken, dieses Marterwerkzeug der antiken Welt, ist zunächst das Symbol des Leides. Tausend Namen trägt das Leid. Es nennt sich Krankheit, Hunger, Bedrohung durch die Gewalten der Natur, Krieg und Aufruhr, Haß und Hochmut, Faulheit und Feigheit, Lüge und Verführung, Gier und Geiz, Verlassenheit und Tod, Flucht vor dem Gewissen, Schuld und Sünde. Der Name aber, der alle Namen des Leides in sich birgt, heißt „Kreuz". Im Schnittpunkt dieser gequerten Balken sammelt sich alles Leid der Welt.
Was bedeutet nun dieses Kreuz im Leben des Menschen? Es ist bezeichnend, daß gerade die großen Dichter des lebens- und schönheitshungrigen antiken Griechentums einmütig bekennen: Es ist das unabänderliche Schicksal aller Sterblichen: Leben und Leid.
Das Kreuz ist das Symbol der Existenzweise unserer Welt. Das Kreuz ist und bleibt das Gleichnis der Grundsituation jedes menschlichen Daseins.

Zu dieser Wahrheit bekennen wir uns an diesem Abend als Christen vor aller Welt. Der Mensch war und ist seit Adams Sünde ein Leidender. Er wird es bleiben in jeder kommenden Stunde der Geschichte.

Es wäre eine der gefährlichsten Häresien, dem heutigen Menschen im Namen Jesu ein Sozialevangelium predigen zu wollen, das als letztes Ziel die innerweltliche, die irdische Lösung der sozialen Probleme verspricht. Gott allein wird jede Trauer in Freude wandeln und jede Träne trocknen. Das geschieht aber erst, wenn diese Welt und ihre Geschichte zu Ende sind.

Sicher gibt es keine Gemeinschaft und keinen Einzelmenschen, die so durch Gerechtigkeit und Liebe, die so auf Leben und Tod sozial verpflichtet sind wie die Kirche und der Jünger Jesu. Der Herr sagt den Seinen: „Ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gereicht; ich war fremd, und ihr habt mich beherbergt; ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet; ich war krank, und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis, und ihr seid zu mir gekommen. Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan! ... Was ihr einem der Geringsten meiner Brüder nicht getan habt, das habt ihr mir nicht getan."

Unser ewiges Heil oder Unheil hängen davon ab, ob unser Herz offen ist für die Not des Bruders. Wir essen die heilige Eucharistie uns zum Gericht, wenn wir selbstzufrieden am Leid der anderen vorbeileben.

Trotzdem gelten bis zum Weltende die Weissagungen Christi: Arme werdet ihr immer bei euch haben — Ärgernisse müssen kommen — die Liebe wird in den Herzen vieler kalt werden — ihr werdet von Kriegen und Kriegsgerüchten hören — Hungersnöte und Seuchen werden kommen, Erdbeben hier und dort — falsche Messiasse werden auftreten und große Zeichen und Wunder tun — ihr werdet um meines Namens willen verhaßt sein.

Wir bekennen unter dem Kreuz ohne jedes Deuteln: Der Mensch ist ein Leidender. Diese Tatsache durchwirkt alle Dimensionen unseres Daseins. Immer wieder und überall neu scheitern wir. Das gilt für mein persönliches Leben nach innen wie nach außen. Das gilt trotz aller technischen Siege für unser Verhältnis zur Natur. Das gilt für alle politischen, wissenschaftlichen und sozialen Probleme, um die wir ringen. Das gilt auch für die sichtbare Kirche. Die Welt ist und bleibt eine gekreuzigte.

Wenn es trotzdem — unter Tränen — eine echte und beglückende Freude auf unserer Erde gibt — dann nur deshalb, weil die Menschen einen heiligen *Sinn und Segen* in ihrem Kreuz gefunden haben. Die Flucht vor dem Leid macht niemals froh.

Das Bekenntnis zum Kreuz als der Grundbefindlichkeit unserer Existenz wird dem Christen in manchem schwerer als dem Menschen einer anderen Weltanschauung. Denn wir wissen: Das Leid mußte uns gar nicht quälen. Adam hat es frei gewählt. Und wir wählen es in jeder eigenen Sünde neu. Wer will das je ergründen, daß ich — der Mensch mit seinem Heimweh nach dem Glück einer „tiefen, tiefen Ewigkeit" —, daß ich nicht nur aus Schwäche immer wieder Halbes und Falsches tue, daß ich überall den Torso zurücklasse, sondern daß ich mir die Erfüllung meines Lebens in der Sünde vom Vater der Lüge versprechen lasse. Mysterium iniquitatis! Geheimnis des Satans und der menschlichen Freiheit ist das Kreuz.

Wir bekennen noch ein Drittes: Der Christ hat *Angst* vor dem Leid. Wir sind keine Stoiker, die nicht mehr weinen. Wir möchten genauso vor dem Kreuze fliehen wie die Jünger am Karfreitag. — Es wäre ein Frevel, wollten wir diese unsere Todesangst schnell vergleichen oder gar verklären mit der Ölbergsnot unseres Meisters. Christi Gebet „Laß den Kelch vorübergehen" endete mit der vollkommenen Hingabe an den Vater: „Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst." Wer von uns wagt zu sagen, daß er sich je so ehrlich, so ganz an den dunklen Vaterwillen Gottes ausgeliefert habe wie Jesus in seinem Blutschweiß? Und wenn wir dieses Ja zum Kreuz einmal gültig sprechen konnten, dann war das Gnade, nichts als Gnade! Der Herr selbst hat uns aus unserer Angst ohne Boden gerettet. Wir wurden in der Taufe nicht mit irgendeinem Kreuz, wir wurden mit dem Kreuze *Christi* gesiegelt. Im 11. Jahrhundert fragte der heilige Anselm von Canterbury: „Cur Deus homo?" — Wir fragen schärfer: „Cur Deus crucifixus?" Warum kommt Gott als der Gekreuzigte zu uns? Dieses Ärgernis und diese Torheit kann die Welt niemals begreifen.

Wir sagten eben: Das Kreuz, dieses nackteste Zeichen des Leides, ist das Urbild der menschlichen Existenz. Das Kreuz ist aber noch viel mehr das Urbild des in Christus menschgewordenen Gottes. Nicht nur unsere Natur im allgemeinen, sondern die ganze Fragwürdigkeit unseres Daseins hat Jesus im Gehorsam zum Vater angenommen. In einer wahren exinanitio, in einer wirklichen Selbstentäußerung, ist Gott selber fraglich und fragwürdig geworden wie wir alle. Wir hören die Klage der ganzen Welt aus dem Munde des Gekreuzigten: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" — Jede Verlassenheit und jede Verlorenheit und jede Verratenheit des Menschen schreit aus dieser Frage Christi, der da zwischen Himmel und Hölle hängt.

Was sagt diese Tatsache? Wenn sich Gott unsere Fragwürdigkeit so ganz aneignete, dann ist unsere Leidenssituation noch ernster, noch unausweichbarer geworden, als sie vor der Menschwerdung Gottes war. Der gekreuzigte Erlöser macht endgültig jeden Versuch einer innerweltlichen Erlösung sinnlos und zugleich sündhaft.

Gott hängt in Christus am Kreuz. Darf ich also an den Tod Gottes in diesem Menschen Jesus glauben, dann ist das Evangelium Christi nach Paulus einfach „das Wort vom Kreuz". Deutle ich daran, dann entleere ich das Kreuz und das Evangelium. Ich trenne Kreuz und Gott. Ich trenne mein Kreuz von meinem Gott. Ich wähle die Gottlosigkeit des Kreuzes ohne die göttliche Liebe, die dort verblutet.

Gott sei es gedankt! Eine solche letzte Selbst- und Weltzerstörung gelingt uns nicht. Wir können das Kreuz, wir können *kein* Kreuz der Kreatur mehr vom gekreuzigten Gotte lösen. Jesus ist und bleibt der Gekreuzigte. In seiner Person hat er alles Leid, auch den Schuldbrief der Sünde ein für allemal ans Kreuz, das heißt an sich gezogen. Mit den Wundmalen und mit der Herzensliebe dieses Kreuzes steht Jesus ewig vor dem Vater, um für uns zu bitten. Der Vater sieht die Welt nur mehr durch die Kreuzesliebe seines Sohnes hindurch.

Mein Gott! Du bist wahrhaftig größer als unser Herz. Welchem Menschen konnte das je in den Sinn kommen, einen gekreuzigten Gott zu seinem Heil zu erwarten? Welcher Mensch vermochte diesen „Mythos" zu erfinden, daß Gott seine unendliche Liebesmacht in die hilflose Leidensohnmacht seiner eigenen Menschlichkeit hineinfesselt, um uns gerade so zu retten?

In der Taufe empfingen wir das Siegel des Kreuzes Chri-

sti. Denn getauft sein heißt nach dem Römerbrief „in den Tod Christi hinein begraben werden". Das geschieht, „damit wir, wie Christus durch die Herrlichkeit des Vaters vom Tode auferweckt wurde, auch unserseits in dem neuen Leben wandeln". Wir sollen — mit Christus gekreuzigt — „zusammenwachsen mit seiner Auferstehung".
Das Kreuz Christi ist nicht das Zeichen eines heroischen, aber hoffnungslosen Unterganges. Golgotha ist nicht die tragische Katastrophe der größten Weltliebe, die es je gab. Das Kreuz Christi ist nicht das Scheitern Gottes an seiner sündigen Kreatur. Der Gekreuzigte ist auferstanden. Er lebt.
Der christliche Glaube nennt das Kreuz in der Sprache der Schrift und der Liturgie und der Väter: den Lebensbaum, den Königsthron, das Holz der Freude, die Leiter des Lebens, das Fundament des Glaubens, die Brücke, das Schiff zum heimatlichen Ufer in Gott, den Stab aller Pilger, den Schlüssel zum Himmel, das Siegeszeichen des Menschensohnes, wenn er wiederkommt.
Unser Ja zum Kreuz besagt also dieses: Ich kann das Kreuz in seinen tausend Tiefen und Höhen nicht umgehen und nicht überspringen. Ich muß auf Golgotha. Ich muß in die Tiefe des Grabes. Diesen Weg gehe ich aber in Christus, in seiner Gnade. In allem Leid unseres Lebens tragen wir das Todesleiden Jesu an unserem Leib und in unserer Seele. Der Herr aber hat ausgelitten. Der Auferstandene stirbt nicht mehr. So sind alle Leiden derer, die in Christus leiden, nicht mehr Untergang in den Wassern der Sintflut. Sie sind der sichere Durchgang durch das Rote Meer. Sie sind nicht mehr Sterbensqual, sondern Wehen des neuen Lebens.
Die da in Christus leiden, sind mitten in ihrer Weltangst und Bedrohtheit schon im Frieden dessen geborgen, der durch sein Blut am Kreuz den Frieden stiftete. O Geheimnis des Kreuzes Christi! Wer dich ergreift und anbetet, der ergreift das Leben, den Frieden; er umfängt die Liebe dessen, der auch den Schächer noch rettet.
Wort des Herrn: „Kommet zu mir, die ihr mühselig und beladen seid! Ich will euch erquicken! Wer an mich glaubt, der hat das Leben!"
Christsein heißt Antwortgeben auf das Wort des Herrn. So wagen wir im Heiligen Geiste zu beten: „Herr, Du hast Worte des ewigen Lebens! Herr, ich will glauben, Du hilf meinem Unglauben!"

An die Predigt schlossen sich Sündenbekenntnis und Fürbitten. Wegen des anhaltenden Regens wurde die Feier abgebrochen und die nächtliche Anbetung in die nahegelegene St.-Pauls-Kirche verlegt.

DER SAMSTAG

Tag des Lichtes

Auch der Samstag, der „dies lucis", wurde mit feierlichen Gottesdiensten eröffnet. Das allgemeine Predigtthema lautete: Wochenende — Tag des Herrn. In der Bayernhalle zelebrierte in einer Feierstunde der Pax Romana Kardinal Lercaro das Pontifikalamt; die Predigt hielt K. Rahner SJ. Auf dem Festplatz kam die Jugend aus aller Welt zum heiligen Opfer zusammen, das Kardinal Gracias feierte. Hier predigte der Bischof von Mainz, Albert Stohr.
Am Abend versammelten sich mehr als 450 000 Gläubige zur Feier des Pontifikalamtes im byzantinischen Ritus. Zelebrant war Metropolit Maximos Hermaniuk, Winnipeg (Kanada), Pontifikalassistent der Patriarch von Antiochien, Maximos IV. Saigh. Mit ihnen konzelebrierten weitere zehn Bischöfe der unierten Kirchen. Auf das Evangelium folgte sofort die Erneuerung des Taufversprechens, das Kardinal König mit folgenden Worten einleitete:
„Christus, der Sohn des Vaters im Himmel, unser Heiland und Erlöser, hat sein Leben dahingegeben für das Leben der Welt. Er hat uns der Macht der Finsternis entrissen und uns zu Kindern des Lichtes gemacht. Auf seinen Namen sind wir getauft, mit seinem Heiligen Geist sind wir gefirmt. Sein heiliges Fleisch und Blut ist unsere Nahrung. Er hat uns in die Schar seiner Jünger aufgenommen und berufen, seine Zeugen zu sein bis an die Grenzen der Erde.
Aus allen Teilen der Welt, aus Morgenland, von Mitternacht und Mittag, haben wir uns hier versammelt, um in brüderlicher Gemeinschaft das Geheimnis zu feiern, das der Herr uns am Abend vor seinem Leiden als sein Vermächtnis hinterlassen hat.
So lasset uns denn in dieser heiligen Stunde mit aller Kraft des Geistes und des Herzens der großen Gaben Gottes gedenken, die uns zuteil geworden sind. Und lasset uns zum Ausdruck unserer Dankbarkeit und unserer immerwährenden Verpflichtung gemeinsam und feierlich jene heiligen Taufversprechen erneuern, die einst wir selbst oder unsere Paten für uns abgelegt haben. Ich frage euch: Widersagt ihr . . ."
Daran schloß sich die Austeilung des Lichtes und das gemeinsame Glaubensbekenntnis. Während nach der Verwandlung der Gestalten alle Priester aus der Hand des Metropoliten die Kommunion empfingen, wurde das heilige Brot den Gläubigen auf dem Festplatz gereicht. Der Zelebrant erteilte den Schlußsegen, die Chöre antworteten darauf und wünschten in feierlichen Gesängen den Bischöfen Segen.

DER SONNTAG

Tag des Herrn

Der Sonntag war der „dies Domini". In einem feierlichen Pontifikalamt auf dem Festplatz vereinte er die Statio Orbis zum letzten Male. Das Amt hielt der Kardinallegat. Mit ihm feierten mehr als eine Million Gläubige. Eröffnet wurde die Hochfeier der heiligen Eucharistie mit dem Wort des Heiligen Vaters:

Die Botschaft Papst Johannes' XXIII.

In herzlicher Mitfreude sind Wir beim Eucharistischen Weltkongreß, der in diesen Tagen in München gefeiert wird, im Geiste gegenwärtig.
Das Bayernland ist nicht zu unrecht zu dieser hohen Feier zur Verherrlichung Christi auserkoren worden, des Herrn, der, unter dem Schleier der eucharistischen Gestalten verborgen, mitten unter uns lebt. Bayern, das durch eine glorreiche Geschichte und christliche Lebensgestaltung bekannt ist, kommt nicht zuletzt das große Verdienst zu, die Botschaft Christi verschiedenen Ländern Europas gebracht, der Kirche eine nicht geringe Zahl von Heiligen und dem Apostolischen Stuhl drei Päpste geschenkt zu haben: Klemens II., Damasus II., Viktor II. Und es ist gerade

Bayerns Hauptstadt, die sich in Vergangenheit und Gegenwart durch eine besondere Verehrung des allerheiligsten Altarssakramentes auszeichnet.

Lobpreisen wir in festlichem Jubel wie in stiller Anbetung unserer Herzen dieses wunderbare Sakrament. Aus ihm erblüht der Kirche in dieser Weltzeit eine überreiche Quelle aller Kraft und jeglicher Vollkommenheit. Wir sind daher gewiß, daß das überaus glücklich gewählte Thema des Eucharistischen Weltkongresses in München, „Für das Leben der Welt", Anlaß anregender und wertvoller Begegnungen sein wird. Es sind ja Worte Christi, mit denen er das Hochgeheimnis der heiligen Eucharistie verheißen hat: „Das Brot, das ich euch geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt" (Joh. 6, 51). Die heilige Eucharistie enthält den Urheber der Gnade selbst, ist Urquell des göttlichen Lebens und vertieft und vervollkommnet eben dieses Leben in allen, die wiedergeboren sind durch das Wasser der Taufe. So kann sich kraft dieses Sakramentes das verwirklichen, was Christus, der gute Hirt, von sich selbst sagt: „Ich bin gekommen, daß sie das Leben haben und es in Fülle haben" (Joh. 10, 10). Wie wunderbar ist es für das Auge des Glaubens, zu erwägen, welche Fülle göttlichen Lebens uns Menschen durch das heilige Meßopfer und durch die sakramentale Kommunion zuteil wird! Hier erfahren vor allem die einzelnen Gläubigen, wie sehr sie durch dieses Sakrament innerlich gefestigt werden, wie in ihrem Herzen Glaube, Hoffnung und Liebe und alle anderen Tugenden erstarken. Daran nimmt auch die christliche Familie teil; kraftvoll erblüht sie in Treue, wechselseitiger Liebe und kindlichem Gehorsam. An den Früchten dieses göttlichen Lebens nimmt aber ebenso die gesamte menschliche Gesellschaft teil, in deren Mitte die Christen leben. Sie nähren sich immer wieder vom Brot der Engel und werden so zum „Salz der Erde" ... und zum „Licht der Welt" (Matth. 5, 13—14). Auf diese Weise werden sie ihren anderen Mitbürgern ein Beispiel jeglicher Tugend, vor allem der sozialen Gerechtigkeit und der Liebe. An den Früchten dieses göttlichen Lebens nimmt in gleicher Weise die gesamte Kirche teil; die Betrachtung himmlischer Wahrheiten und der Gottesdienst selbst erfahren von der Eucharistie her neue Impulse, Stärkung und Vertiefung. Die Kirche ist darum voll übergroßer Freude, wenn sie sieht, wie gerade durch ein heiliges und erleuchtendes brüderliches Zusammenleben in Frieden der Eifer für die Weckung von Priester- und Ordensberufen gefördert wird — im Frieden brüderlichen Zusammenlebens, zu dem Christus der Herr in seinem hohenpriesterlichen Gebet jeden einlud, der sich seines Namens rühmt; „auf daß alle eins seien" (Joh. 17, 21).

Der hl. Thomas sagt mit Recht: „Der Nutzen dieses Sakramentes ist groß und universal, groß, weil es in uns jetzt das geistliche Leben und später das ewige Leben erzeugt. Universal, weil das Leben, das uns durch dieses Sakrament verliehen wird, nicht nur das Leben eines einzelnen Menschen ist, sondern das Leben der ganzen Welt, das in ihm seinen Bestand hat" (Comm. in Ev. S. Ioannis, c. 6, v. 52, lect. VI.). Geliebte Söhne und Töchter, die ihr an den Feiern des Eucharistischen Weltkongresses in München teilnehmt, Wir möchten, daß ihr für euer Leben und euer apostolisches Wirken aus diesen Gedanken Stärkung und Begeisterung schöpft. Ist doch Gefährtin der Wahrheit die Liebe, aus der alles wahre Heil kommt: „Sehet", heißt es bei Isaias, „ihr alle seid Menschen, die Feuer entfachen, die Brandpfeile entzünden. Entfacht daher die Glut eures Feuers, entsendet die Brandpfeile eures Herzens" (Is. 50, 11).

„Tochter der Liebe und Werk der Gerechtigkeit ist der Friede" (Is. 33, 14). Gleich Uns nehmt auch ihr voll Sorge wahr, welch dunkle Gefahrenwolke auf der Menschheit lastet und wie schwer der Völkerfriede bedroht ist. Laßt uns daher alle einmütig und mit großer Inbrunst Jesus Christus, den Friedensfürsten, bitten, daß er den Geist der Lenker der Staaten erleuchte. Er möge jeden Irrtum beseitigen und den Völkern den wahren Frieden schenken, der auf der Würde des Menschen und auf der Achtung der Rechte der Kirche gründet. Schließlich möge er auch mit himmlischem Trost erfüllen alle jene, die an den großen Feierlichkeiten in München nicht teilnehmen konnten, die aber sehr lebendig vor unserem geistigen Auge stehen. Doch auch die Hoffnung ist eine heilsame, nicht zu unterschätzende Frucht des eucharistischen Hochgeheimnisses. Sie mildert die Bitternisse des gegenwärtigen Lebens, öffnet neue Wege und flößt Vertrauen ein, selbst schwierige Ziele zu erreichen.

Wie Unser apostolisches Amt es fordert und wie Unser Wohlwollen für das deutsche Volk es Uns nahelegt, ist Unser Bemühen auf die religiöse Einheit und den Frieden gerichtet. Gebe der Himmel, daß alle, die sich des Namens Christi rühmen, sich dem wahren und ganzen Glauben des heiligen Bonifatius zuwenden, zu der einen und heiligen Kirche; diese Einmütigkeit in der Einheit des Glaubens ist mit brennendem Verlangen zu erstreben, denn hier liegen die tiefsten Ursachen des Heiles und der Schönheit des übernatürlichen Lebens. Nach diesen Unseren Wünschen möchten Wir euch nun auffordern, dem Hochgeheimnis der heiligen Eucharistie Lob zu singen. Unsere Stimme sei euch Ansporn, den Jubel eures Herzens noch froher und festlicher aufklingen zu lassen.

„Göttlicher Erlöser, der du auf unseren Altären dem ewigen Vater für das Leben der Welt das Opfer deines Fleisches und Blutes täglich darbringst, errette das Menschengeschlecht von der Gefahr des Todes. Rette die Menschen insbesondere von jenem furchtbaren Tod, dem so viele ausgesetzt sind oder ihm elendiglich erliegen, dem Tod der Seele. Bewirke, daß wir immer mehr Hunger und Durst haben nach dir, der du im Tabernakel wie in einem Zelt wohnst, das inmitten der Kirche errichtet ist, auf daß wir, geleitet von deinem Lichte und entflammt von deiner Liebe, glücklich die Gefahren der Wüste dieser Welt durchschreiten können, um in jenes Land zu gelangen, das den Erlösten verheißen ist, zur himmlischen Seligkeit des ewigen Lebens."

Schließlich grüßen Wir mit herzlicher Liebe euch, hochwürdigste Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und die hohen Vertreter der Stadt und des Staates, euch, geliebte Priester und Gläubige, die ihr selbst von entferntesten Orten der Erde in so überwältigender Zahl hier zusammengekommen seid, um das allerheiligste Altarssakrament zu verehren. In besonderer Weise grüßen Wir unsern geliebten Sohn, den hochwürdigsten Kardinallegaten, sowie den seeleneifrigen Erzbischof von München und Freising, Kardinal Joseph Wendel, der mit so viel Hingabe den Eucharistischen Weltkongreß vorbereitet hat, wie auch das eigens errichtete Generalsekretariat, das ihm mit bewundernswerter Sachkenntnis und opferfreudigem Einsatz zur Seite gestanden hat. Unser Gruß und Unser inniger Dank gelten sodann dem edlen deutschen Volk, insbesondere den gastlichen Bayern, die diesen weltweiten Kongreß mit vorbereitet haben.

Als Unterpfand der himmlischen Gaben erteilen Wir von ganzem Herzen unseren Apostolischen Segen allen, die am Eucharistischen Weltkongreß in München teilnehmen. Dieser Segen bleibe bei euch allezeit.

Auf die Papstbotschaft folgte der Missionsopfergang. Die Predigt während des Amtes hielt nach den Allgemeinen Fürbitten der Kardinallegat. Er sagte:

Die Predigt des Kardinallegaten

Zu Beginn unserer Feier haben wir die herrlichen Worte des Heiligen Vaters, Papst Johannes' XXIII., über die Wirkungen der heiligen Eucharistie gehört. Fast scheue ich mich, nach ihnen nun noch einmal das Wort zu ergreifen. Es drängt mich aber doch, zunächst ein Wort des Dankes zu sagen. Dank zuerst Gott unserem Herrn, der diese Tage so sichtlich gesegnet hat, Dank aber auch euch allen von nah und fern, die ihr mit soviel Begeisterung und Freude durch euer Beten und eure Opferbereitschaft unsere erhebenden Feiern ausgestaltet habt. Mit großer Freude werde ich dem Heiligen Vater berichten über alle Einzelheiten des Kongresses und besonders über die ergreifende Andacht und Frömmigkeit, die diesen Weltkongreß ausgezeichnet haben. Ich werde ihm erzählen von den tiefen Gedanken, die all unser Feiern und Beten geformt haben. Einen letzten der wichtigsten Gedanken will ich aber noch anfügen:

Der heilige Paulus sagt uns: „Sooft ihr dieses Brot eßt und diesen Kelch trinkt, verkündet ihr den Tod des Herrn, *bis er wiederkommt*" (1 Kor. 11, 26). Spüren wir in dieser großen, heiligen Stunde, wie uns aus den Worten des Apostels der Atem der Jahrhunderte anweht? Schlägt doch das heilige Opfer die Brücke über alle Zeitlichkeiten hinweg. Indem wir des vergangenen Leidens und Sterbens Jesu Christi gedenken, wird dieses Leiden und Sterben mit seiner Gnadenkraft im Geheimnis der heiligen Messe gegenwärtig. Es wird zum Zeichen für die künftige Vollendung, wenn „des Menschen Sohn auf den Wolken kommen wird in großer Macht und Herrlichkeit" (Mark. 13, 26).

Das Wort des Herrn von seiner Wiederkunft stimmt uns ernst. Zwar kennt niemand den Tag noch die Stunde, da Christus kommen wird. Allein der Vater kennt sie (Mark. 12, 32); aber ist es nicht so, als hörten wir in den Spannungen und Nöten unserer Tage die Stimme des Herrn aus der Geheimen Offenbarung: „Ich komme bald" (Apg. 3, 11)? Niemand von uns weiß, ob die Erschütterungen der Gegenwart Vorzeichen des Endes sind oder die Geburtswehen einer besseren Welt. Eines aber wissen wir Christen sicher: Auch die edelste menschliche Bemühung wird in dieser Zeitlichkeit kein Paradies auf Erden schaffen. „Die Gestalt dieser Welt vergeht" (1 Kor. 7, 32). Dann erst wird der wiederkehrende Herr „den neuen Himmel und die neue Erde" (2 Petr. 3, 13) heraufführen. Nirgends aber gedenken wir der Wiederkunft Christi so getrost wie beim eucharistischen Opfermahl; denn es spricht der Herr: „Wer von diesem Brote ißt, wird leben in Ewigkeit" (Joh. 6, 51). So harren wir der Stunde, in der Christus auf den Wolken des Himmels kommen wird. Dann wird das eucharistische Opfer im himmlischen Hochzeitsmahl seine ewige Vollendung finden.

Freilich, wie einst an Jakobus und Johannes richtet der Herr auch an seine eucharistischen Tischgenossen die Frage: „Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken muß?" (Matth. 20, 22). Während wir im heiligen Meßopfer den Tod des Herrn verkünden, werden wir selbst in diesen Tod des Herrn hineingenommen. Nun „tragen wir allezeit Jesu Todesleiden an unserem Leibe, damit auch Jesu Leben an unserem Leibe in Erscheinung trete" (2 Kor. 4, 10).

Wir alle gehen *unter unserem Kreuz* dem Tag entgegen, an dem der Herr wiederkommt, um uns in seine Freude heimzuholen. Und wir tragen dieses Kreuz nicht nur für uns allein, sondern für alle Glieder der Kirche. Und wir versprechen, besonders für die zu beten, die nicht kommen konnten oder durften. Vielleicht hören sie jetzt meine Stimme und beten mit uns zusammen. In der Kraft der Eucharistie sprechen wir liebend und mutig mit dem hl. Paulus: „Nun freue ich mich der Leiden, die ich für euch erdulde, und ergänze an meinem Leibe, was an den Leiden Christi noch aussteht, zugunsten seines Leibes, der Kirche" (Kol. 1, 24).

Wir Christen sind nicht Utopisten eines irdischen Paradieses, sondern Realisten des Kreuzes. Wir sind aber auch Realisten der Hoffnung und der Freude. Nicht unser Kreuz ist das letzte, sondern unsere künftige Krone.

Zwar stehen wir „nüchtern und wachsam" (1 Petr. 5, 8) in diesem Leben als Christen, die im Zeichen des Kreuzes dem Bösen widerstehen, notfalls bis aufs Blut (Hebr. 12, 4). Aber wir tun es als Christen, die „in Liebe der Wiederkunft des Herrn entgegenharren" (2 Tim. 4, 8). Sankt Paulus sagt: „Die Leiden dieser Zeit, denke ich, stehen in keinem Verhältnis zu der künftigen Herrlichkeit, die an uns offenbar werden wird" (Röm. 8, 18). So tragen wir unser Kreuz fröhlich und guten Mutes; ist ja „unsere Heimstatt im Himmel, von wo wir auch den Herrn Jesus Christus als Retter erwarten. Er wird unseren armseligen Leib gleichgestalten mit seinem verherrlichten Leibe" (Phil. 3, 20).

Dessen ist uns das heilige Meßopfer ein Unterpfand. Durch die eucharistische Verwandlung von Brot und Wein wird die Umgestaltung dieser Welt in „den neuen Himmel und die neue Erde" (Apg. 21, 1) zeichenhaft vorweggenommen. Die Gestalt des Brotes, ist sie nicht auch Zeichen der Lebenskraft? Die Gestalt des Weines, ist sie nicht auch Zeichen festlich-frohen Lebens? Darum wird uns das heilige Meßopfer zur *Danksagung;* denn, wie Sankt Paulus schreibt: „Es fehlt euch an keiner Gnadengabe, indes ihr euch bereit haltet für die Offenbarung unseres Herrn Jesus Christus" (1 Kor. 1, 7 f.). Die ersten Christen haben gebetet: „Es vergehe die Welt, und die Gnade komme" (Zwölfapostellehre). Vielleicht zögern wir, das mitzubeten; hängen wir doch an diesem vergänglichen Leben. Der Herr versteht das; er hat ja selbst Todesangst gelitten. Darum tröstet er uns: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, hat ewiges Leben, und ich werde ihn aufwecken am Jüngsten Tage" (Joh. 6, 54). Gott allein weiß, welche Stunde der Weltgeschichte heute geschlagen hat. Im Ernste dieser unserer Stunde schauen wir auf den Herrn der Ewigkeit. Wir freuen uns auf sein Kommen, denn wir leben schon in ihm. Am Ende der Geheimen Offenbarung lesen wir: „Es spricht, der dies bezeugt: Ja, ich komme bald." Wir antworten mit der urchristlichen Gemeinde: „Amen, komm Herr Jesus! Die Gnade Jesu, des Herrn, sei mit uns, den Geheiligten! Amen" (Apg. 22, 21).

Mit der Großen Sakramentsprozession und dem eucharistischen Segen wurde der 37. Eucharistische Weltkongreß beschlossen.

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Erste Internationale Studienwoche über Missionskatechese in Eichstätt

Die Erste Internationale Studienwoche über Missionskatechese, die vom 21. bis 28. Juli 1960 in Eichstätt stattfand, war eine Fortführung und notwendige Ergänzung der missionsliturgischen Studienwoche des vergangenen Jahres (September 1959) in Nymwegen (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 55). Das wurde auf der Tagung in Eichstätt immer wieder betont. Mit seltener Einmütigkeit wurde unterstrichen, daß die liturgische und katechetische Erneuerung unserer Tage nur zwei Aspekte einer einzigen pastoralen Erneuerungsbewegung seien, die den modernen Christen von allem religiösen Formalismus und Mechanismus befreien und ihn zu einem persönlichen, lebendigen Tatchristentum führen will.

Dieses pastorale Grundanliegen, zuerst in Europa empfunden, gilt heute in gleicher Weise für die Missionsgebiete. „Ob unsere Christen (in den Missionen) in genügendem Maße den Geist Christi und diese starke Hoffnung haben?" fragte Prof. Walbert Bühlmann OFMCap in Eichstätt. „Mehr und mehr äußert man in Kreisen der Missionare und der einheimischen Priester Bedenken, das Christentum sei zu sehr bloß wie ein Gewand angezogen worden, wie man sich auch im übrigen die Kleidung und den Standard des Europäers aneignen wollte; es sei wie ein Lack auf einem Möbel; es sei eingedrillt und auswendig gelernt, aber nicht erlebt und gelebt worden. Wir möchten solche Verallgemeinerungen nicht unterschreiben, aber ganz unbegründet sind die erwähnten Bedenken nicht . . . Solche Feststellungen zerreißen jäh den Vorhang schöner Illusionen und ziehen die Missionskatechese zur Verantwortung."

Es war also nur folgerichtig, daß in Eichstätt — ebenso wie vergangenes Jahr in Nymwegen — Fachleute der Katechetik und Missionswissenschaft aus den altchristlichen Ländern sich mit Experten der missionarischen Glaubensverkündigung aus allen Missionsgebieten zusammenfanden, um das gemeinsame Anliegen gemeinsam zu besprechen. (Eine Dokumentation des Kongresses unter dem Titel: „Mission und Katechese. Grundsätze und Anregungen zur missionarischen Glaubensverkündigung im Anschluß an den Kongreß von Eichstätt 1960", hrsg. von Johannes Hofinger SJ, erscheint in deutscher Sprache im Verlag Herder, Freiburg i. Br. / Basel / Wien; in englischer Sprache im Verlag Herder, Freiburg i. Br. / London / New York; in französischer Sprache in der Édition du Cerf, Paris; eine weitere Ausgabe ist in spanischer Sprache vorgesehen.)

Treffen der Weltkatechetik

Ein Blick in die Teilnehmerliste läßt die Bedeutung der Eichstätter Tagung erkennen. Unter dem Vorsitz von Valerian Kardinal Gracias waren mehr als 60 Missionsbischöfe mit fast allen führenden Vertretern der modernen Katechetik aus aller Welt versammelt. Dazu kamen die vielen Missionare — darunter auch Schwestern und Laien — mit ihrem reichen Schatz langjähriger katechetischer Erfahrung. Auch Kardinal Jaime de Barros Câmara von Rio de Janeiro und der Apostolische Nuntius in Deutschland, Erzbischof Corrado Bafile, nahmen zeitweilig an der Tagung teil.

Die Tagung war einberufen worden von vier Instituten mit internationalem Ruf: dem Institut für missionarische Glaubensverkündigung in Manila (Philippinen), dem Deutschen Katechetenverein mit Sitz in München, den Päpstlichen Missionswerken in Bayern (Ludwig-Missions-Verein) und dem Centre International d'Études de la Formation Religieuse in Brüssel. Hauptorganisator und Generalsekretär des Kongresses war Johannes Hofinger SJ, der auch die missionsliturgische Studienwoche des vergangenen Jahres in Nymwegen organisiert hatte.

Um die Aussprachen vorzubereiten und ein konkretes Ergebnis der Tagung zu ermöglichen, hatte P. Hofinger eine vorbereitende Kommission nach München gerufen. Diese arbeitete zusammen mit Klemens Tilmann und Franz Schreibmayr, beide vom Oratorium in München, den ersten Entwurf eines katechetischen Grundsatz- und Aktionsprogramms aus, der dann als Grundlage für die Arbeit der Studienwoche in Eichstätt diente. Auch die äußere Organisation ließ nichts zu wünschen übrig. Der Bischof und der Oberbürgermeister von Eichstätt erwiesen sich als überaus freundliche und großzügige Gastgeber. Sie wußten zusammen mit der Leitung und den jungen Theologen des Priesterseminars die Tagung mit einer warmen und herzlichen Atmosphäre zu umgeben.

Ein wegweisendes Wort

Das erste Referat der Tagung hielt Kanonikus André *Brien,* Leiter des Institut Supérieur Catéchétique von Paris. Es war der Willkommgruß der katechetischen Fachwissenschaft und zugleich ein Wort der Wegweisung für den Kongreß. Mit knappen Worten zeichnete er das Bild des technisierten Menschen von heute, das auch in der Mission sich immer mehr durchsetzt, und entwickelte daraus die Forderungen, die sich der modernen Glaubensverkündigung stellen: sie muß personal sein, den Menschen in seiner Ganzheit erfassen und den irdischen Werten den rechten Platz zuerkennen. „Durch den plötzlichen Einbruch dieser Kräfte (der technischen Zivilisation", sagte Abbé Brien, „dürfen wir uns ebensowenig erdrücken lassen wie die Bischöfe des fünften Jahrhunderts durch den Einbruch der Germanen. Diese Formen einer Zivilisation, die anscheinend unmenschlich und unvereinbar mit dem Glauben sind, können von innen her in Besitz genommen werden durch eine Katechese, die treu ist der Wahrheit des Lebens, die sie vermitteln soll."

Anschließend sprach Kardinal *Gracias* als Präsident der Studienwoche über „Die moderne katechetische Erneuerung und die Missionen". Mit meisterhafter Sachkenntnis gab er einen Überblick über die Geschichte der modernen katechetischen Bewegung, über die Situation der gegenwärtigen Missionskatechese und über die Aufgaben und Ziele der Studienwoche. Es zeigten sich hier von Anfang an zwei Dinge: die gute Zusammenarbeit zwischen den Fachleuten aus den sog. christlichen Ländern und der Mission und, zweitens — vor allem im Referat des Kardinals —, der entschlossene Wille der Mission, den Weg der modernen Katechese zu beschreiten.

Kerygmatische Erneuerung der Katechese

Der erste Tag der Studienwoche war dem Kernanliegen der modernen katechetischen Bewegung gewidmet: der kerygmatischen Erneuerung der Katechese. Domenico *Grasso* SJ (Gregoriana, Rom) wies in seinem Referat darauf hin, daß das Wort „Kerygma" im deutschen und im außerdeutschen Sprachraum eine jeweils andere Bedeutung habe. Während es im außerdeutschen und vor allem im französischen Sprachgebrauch die *erste,* globale, noch nicht in ihre Einzelheiten entfaltete Verkündigung des christlichen Glaubens bedeutet, meint der deutsche Sprachgebrauch des Wortes „Kerygma" den Inhalt der *gesamten* christlichen Glaubensverkündigung, insofern er Gegenstand der Verkündigung ist. Kerygmatische Erneuerung der Missionskatechese — wobei das Wort „kerygmatisch" hier im Sinne des deutschen Sprachgebrauchs gebraucht wird — bedeutet also eine Rückkehr der Glaubensunterweisung von der Darbietung theologisch-abstrakter Kompendien, die einseitig das Wissen bereichern, zur Verkündigung der Frohen Botschaft, die den ganzen Menschen aufruft und durchformt.

Den wesentlichsten Punkt einer kerygmatisch erneuerten Katechese umriß P. Grasso wie folgt: Sie muß Christus in den Mittelpunkt ihrer Verkündigung stellen. Sie muß aufzeigen, daß uns in Christus die Liebe des Vaters begegnet und uns zur Gegenliebe einlädt. Sie muß alle anderen christlichen Wahrheiten organisch um dieses eine Grundthema gruppieren. Mit einem Wort: Die Katechese muß den Menschen nicht mit einem System abstrakter Wahrheiten in Kontakt bringen, sondern mit einer lebendigen Person, die alle Sehnsucht des menschlichen Herzens stillen kann, mit der Person Jesu Christi. Tut sie das, dann wird sie wieder zum „Kerygma", zur „Frohen Botschaft", „die in der Kirche der ersten Jahrhunderte so lebendig war und die zur innersten Natur des Christentums gehört". Tatsächlich war Christus, wie P. Grasso aufzeigte, das Zentrum der Verkündigung und Katechese in der Erstverkündigung der Apostel, in ihrer Katechese, in ihren Briefen, in den ersten Glaubensbekenntnissen, bei den Vätern, vor allem bei Augustinus, bis herauf zur Scholastik. Dann begann das „System" in den Vordergrund zu treten und das abstrakt-begriffliche Darlegen von Wahrheiten. Die Zeit der Gegenreformation — in Frontstellung gegen den Protestantismus — überbetonte einige dieser Wahrheiten auf Kosten anderer. So war ein Doppeltes verlorengegangen: die Ausrichtung der Katechese auf die Person Christi und die Darlegung der Glaubenswahrheiten als eine organische Einheit. Beides wiederzugewinnen ist gerade das Ziel der kerygmatischen Erneuerung der Katechese.

Die Diskussionen der Studienwoche fanden fast ausschließlich in vier kleineren Sprachgruppen statt. Die ursprüngliche Idee, am Abend immer eine abschließende Diskussion in einer Plenarsitzung zu halten, wurde aufgegeben. Das brachte zwar manche Nachteile mit sich, war aber wegen der großen Zahl der Teilnehmer und der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit fast unvermeidlich. Als Grundlage für die Diskussionen der ersten drei Tage diente das katechetische Programm, das die vorbereitende Kommission zusammengestellt hatte. Es bestand aus drei Teilen — Katechetische Grundprinzipien, Richtlinien für den Katecheten, Richtlinien für die Abfassung von Textbüchern — und schloß sich somit eng an die Themen der drei ersten Tage an.

Methodische Erneuerung der Katechese

Am zweiten Tag stand die methodische Erneuerung der Missionskatechese auf dem Programm. Klemens *Tilmann* legte in seinem Referat die Entwicklung der katechetischen Unterweisung durch die Jahrhunderte und vor allem das Werden der neuen katechetischen Methode dar. Um die Jahrhundertwende bezeichnete Heinrich Stieglitz die alte Methode, die erst den Katechismustext lehrt und danach erklärt, als ein „Attentat auf das menschliche Erkenntnisvermögen". Darum forderte er und die nun entstehende Münchner Methode für jede Katechese, daß zu Beginn eine Anschauungsgeschichte geboten werde, in der die betreffende Wahrheit enthalten ist. Daraus soll die Wahrheit erklärend und denkend entwickelt werden. Schließlich soll von dieser Wahrheit her zum Tun angeleitet werden. Diese Methode folgte dem psychologischen Dreischritt: Anschauen — Denken — Tun. Später kam noch als Ergänzung die Arbeitsmethode hinzu, die schließlich zur ganzheitlichen religiösen Lebensformung führte in Taterziehung, Gewissensbildung, Gebetserziehung, Apostolatserziehung usw. So hat — nach Tilmann — „die katechetische Methode der Gegenwart die Ernte von fast zweitausend Jahren eingebracht: aus der Gegenwart eine auf das Heil gerichtete theologische Schau und die Erkenntnisse aus der Didaktik und der Kinderpsychologie; aus dem Anfang des Jahrhunderts die methodische Sorgfalt; aus der nachtridentinischen Zeit die Katechese an *alle* Kinder und das Buch, den Katechismus; aus dem Mittelalter die Beachtung des Milieus und der katechetischen Formeln; aus den ersten Jahrhunderten den Geist des Katechumenats und der lebendigen Liturgie; aus dem Anfang aber Gottes Werk und Gottes Wort, das er uns geschenkt hat im Katecheten aller Katecheten, in Jesus Christus unserem Herrn."

Die kerygmatische und methodische Erneuerung der Katechese zusammenfassend, erklärte Josef *Goldbrunner,* Berlin, das rechte Verhältnis zwischen katechetischer Methode und Kerygma. Die Methode, auch wenn sie noch so sehr verfeinert ist, wird in der Katechese zu rein äußerem erfolglosem Tun, wenn nicht das, was sie vermittelt, das authentische Kerygma, die Frohe Botschaft ist. Aber ebenso kann die Frohbotschaft nicht ihre volle Wirkkraft entfalten, wenn sie nicht auf eine Weise, die der Natur des Menschen angepaßt ist, d. h. mit der rechten Methode, an ihn herangebracht wird. „Katechetische Methode und Kerygma sind wie zwei Schwestern ... Die eine Schwester, die katechetische Methode, sollte dem Kerygma, der anderen Schwester, dienen ... Die Methode dient, wenn alle Formalstufen vom Kerygma durchwirkt sind, die psychologisch echt bereitete Menschennatur nimmt das Kerygma auf nicht als Fremdkörper, sondern als geoffenbarte Erfüllung der menschlichen Natur."

Bei der nachfolgenden Aussprache entspann sich eine Diskussion über die Eigenart und den missionarischen Wert der sogenannten Münchner Methode. Ihr Dreischritt war in den „Richtlinien für den Katecheten" wie folgt beschrieben: „Teile die Lehre zunächst in einer Geschichte mit ... Erarbeite dann die Lehre durch Fragen, Überlegungen usw. ... Nach diesem Höhepunkt frage nach der Antwort des Menschen auf diese Wahrheit ..." Die Frage war nun: Ist hier nicht zu sehr die europäische Schulkatechese und die westliche Mentalität des Zergliederns und begrifflich-abstrakten Erfassens der Wirklichkeit vorausgesetzt? Kann man diese Methode in der-

selben Weise anwenden bei einem einfachen Naturmenschen, der religiöse Werte und Wahrheiten noch viel unmittelbarer, konkreter, intuitiv-ganzheitlich erfaßt und für den eine Anwendung des so Erlebten auf das eigene Leben eine Selbstverständlichkeit ist? Eine Katechese, die ganz eingebettet wäre in ein heiliges symbolisches Tun, nämlich die Liturgie, und die den Glauben so zum Erlebnis werden ließe ohne viel begriffliches Zergliedern, wäre in diesem Fall wohl die beste Katechese. Aus der Diskussion schälten sich schließlich folgende Punkte heraus: So wie die Münchner Methode häufig beschrieben wird, ist sie tatsächlich schon auf die Schulkatechese zugeschnitten. Die strenge Trennung der einzelnen Formalstufen voneinander geschieht nur um der größeren Klarheit willen. Oft können sie ineinander übergehen, und vor allem muß die zweite Stufe, das Erfassen der „Wahrheit", durchaus nicht immer ein rationales Zergliedern sein. Was schließlich die Katechese durch die liturgische Feier angeht, so ist sie eine Form der Katechese, die außerhalb der Gesetze der Schulkatechese steht. Trotzdem gelten auch hier die Grundzüge der psychologischen Methode: Anschauen — Denken — Tun. Auch die Liturgie führt uns die Großtaten Gottes vor Augen, zeigt uns die Liebe Gottes auf, die zu unserem Heile hinter allen seinen Taten steht, und lädt uns zu einer liebenden Antwort ein. Es ist das ein Prozeß, der von der menschlichen Psychologie gefordert wird und in seinen Grundzügen daher allgemein gültig ist.

Anpassung der Missionskatechese

Daher konnte Walbert *Bühlmann* OFMCap, Freiburg (Schweiz), der selbst viele Jahre in Afrika als Missionar tätig war, in seinem Referat über die Anpassung der Katechese sagen: „Es ist mir sehr ernst, wenn ich die paradoxe Behauptung aufstelle: der erste und wichtigste Schritt der missionarischen Anpassung der Katechese besteht darin, die grundlegenden Forderungen der katechetischen Erneuerung der Heimat auch in den Missionsländern durchzuführen." Katechese nach dem Arbeitsprinzip, biblische Katechese, heilsgeschichtliche Katechese, liturgische Katechese sind eine Art der religiösen Unterweisung, die zum Beispiel dem Afrikaner auf den Leib zugeschnitten ist: „Der Afrikaner lernt etwas, indem er es tut. Die wochenlangen Initiationskurse bestanden nicht in Schulstunden in unserem Sinn, sondern in Übungen." Die Bibel mit ihren Gebräuchen und Redewendungen versteht er besser als ein Europäer. Er lebt aus der mythischen Geschichte seiner Urahnen und seines Stammes. Seine Religion ist nicht eine Sammlung von Lehrsätzen, sondern von religiösen Praktiken und gemeinsamen religiösen Feiern, so daß in Afrika ein „nichtpraktizierender Heide" unbekannt war. Auch Leopold *Denis* SJ, Leiter des katechetischen Zentrums von Mayidi im Kongo, legte in seinem Referat über die Vorteile und Schwierigkeiten der neueren Methoden in der Missionskatechese besonderen Nachdruck auf die Vorteile der biblischen und liturgischen Unterweisung. Durch sie würde die Katechese wirklich zu einer Art christlicher „Initiation", zu einer Einweihung in das Mysterium Christi, die den Afrikaner viel mehr packen würde als die schulmäßige Behandlung im Katechismus.

Nach Verwirklichung dieser methodischen „Anpassung" wäre nach Prof. Bühlmann ein weiterer Schritt die Anpassung auf sprachlichem Gebiet. Die christliche Botschaft muß völlig umgesetzt werden in die Denk- und Redeweise der Missionsvölker. Wie Christus seine Botschaft ganz in die Sprache Israels gekleidet hat, so muß sich auch der Missionar im Tonfall, in der Wortwahl, im Satzbau, in den Sprichwörtern, in den Bildern und Vergleichen der Ausdrucksweise seiner Zuhörer anpassen.

Noch wichtiger und schwieriger als die sprachliche Anpassung ist aber die Anpassung der Katechese von der Sache her. Das Entscheidende ist hier, „daß wir das Heidentum als solches, soweit das angängig ist, verchristlichen, daß wir nicht den Menschen aus seinem Wurzelgrund herausheben, um ihm mühsam in der Fremde wieder eine neue geistige Heimat zu schaffen, sondern daß wir ihm über seinen Wurzelgrund die neuen Wasser des Heils zuführen ... Christus selber hat uns in seinem Verhalten zum Alten Testament gezeigt, wie das gemeint ist. Er hat eine Botschaft gebracht, die weit über das Alte Testament hinausgeht, aber er hat sie ins Alte Testament hineinverankert ... Natürlich ist das Heidentum nicht in gleichem Maße ‚paidagogos eis Christon' wie das Alte Testament, aber doch auch irgendwie... In der neutestamentlichen Offenbarung also kann das Heidentum — wie das Alte Testament — neu gedeutet und aufgewertet werden. Zugleich geht aber auch aus dieser Parallele hervor, daß das Heidentum nun als Schatten dem Licht weichen muß, daß es nun überholt, weil erfüllt ist. Wenn dann aber das Heidentum diesem herrlichen Angebot nicht zustimmt und sich nicht ins Christentum aufnehmen läßt, kann es seine adventliche Gestalt verlieren und apostatisch, antichristlich werden. Von da an ist es negativ zu bewerten. Es hat sich selbst verurteilt. Wir müssen uns fragen, ob wir nicht in manchen Fällen durch unsere vorausgehende negative Haltung an der Verhärtung des Heidentums mitschuldig sind, daß wir ihm zum voraus den Todesstoß versetzen wollten, statt ihm den Weg des Lebens aufzuzeigen." Ein Katechismus, der auf diese Weise das Heidentum positiv bewerten, auf ihm aufbauen und so in das Christentum einführen würde, würde die im letzten Sinn angepaßte Katechese bieten, eine „heidnisch-christliche Mystagogie", die allein fähig wäre, das Christentum in den Missionsvölkern echt und tief zu verwurzeln.

In verschiedenen Diskussionen kam man immer wieder auf diesen Problemkreis zurück. Man erkannte das Anliegen und die grundsätzliche Lösung, die P. Bühlmann gegeben hatte, an, warnte aber zugleich vor zwei Dingen: Erstens müsse man sich hüten, sich an etwas anzupassen, was morgen schon überholt sein könne; zweitens müsse man bei der positiven Bewertung des Heidentums sehr vorsichtig sein, damit der übernatürliche Charakter des Christentums nicht verdunkelt wird.

Katechese und Liturgie

Ein ganzer Tag der Studienwoche war der katechetischen Bedeutung der Liturgie gewidmet. Die Grundsatzfragen klärte Bischof Josef *Blomjous* von Mwanza (Tanganjika) in seinem Referat: „Grundsätzliches Zueinander von missionarischer Glaubensverkündigung und missionarischem Gottesdienst". Über die praktische Verwirklichung einer katechetisch möglichst wirksamen Meßfeier sprach Bischof Karl *Weber* SVD von Ichowfu (China). Eindringlich stellte er der Versammlung die Notwendigkeit einer tiefgreifenden Gottesdienstreform vor Augen. Wenn er dabei so sehr die Gefahr des Kommunismus beschwor, so hatte er allen Grund dazu. Er kannte sie mit all ihren ver-

heerenden Folgen aus eigener Erfahrung. Bischof Wilhelm *Duschak* SVD von Calapan (Philippinen) hielt noch ein ergänzendes Referat über die katechetische Funktion der priesterlosen Sonntagsfeier.

Die sehr ausführlichen Diskussionen dieses Tages drehten sich vor allem um das Referat von Bischof Weber und um die konkreten Vorschläge, die er zur Reform der Meßfeier gemacht hatte. In fast allen Diskussionsgruppen war man sich darüber einig, daß es eine unaufschiebbare Notwendigkeit sei, der Liturgie ihre volle unterweisende und formende Kraft wiederzugeben. Im einzelnen sprach man vor allem über drei Punkte: über die Einführung der Volkssprache in die Messe, über eine gewisse Reform des Meßritus und über die Anpassung einiger Zeremonien der Messe an das Empfinden und die Gebräuche der verschiedenen Missionsvölker. Die Vorschläge und Wünsche, die aus diesen Diskussionen hervorgingen, wurden in besonderen Entschließungen über Katechese und Liturgie zusammengefaßt (vgl. ds. Heft, S. 41).

Aus den Diskussionen seien noch einige Punkte herausgegriffen. Da waren vor allem die Einwände gegen die Einführung der Volkssprache in die Messe. Sie waren fast alle praktischer Natur: die Vielfalt der Sprachen auf engem Raum (in einer Stadt oder einer Diözese), die Unterentwickeltheit verschiedener Sprachen, die ständige Weiterentwicklung lebender Sprachen, die Gewöhnung des Volkes an das Latein usw. Die Einführung der Volkssprache bringt natürlich ein gewisses Aufgeben der weltweiten Einheit der römischen Liturgie mit sich. Auch die Nachteile, die sich daraus ergeben, wurden ausführlich diskutiert: Nachteile für die Darstellung und das Bewußtsein der Einheit der Kirche, Nachteile für den Katholiken bzw. Priester auf Reisen usw.

Der Kongreß kam jedoch zu folgenden Ergebnissen: Erstens: Die Volkssprache soll nur gebraucht werden, wenn der Gottesdienst wirklich mit dem Volk gefeiert wird, und nicht in den sogenannten Privatmessen. Außerdem sollte auch der Volksgottesdienst ab und zu vollständig in Latein gehalten werden. Das schafft Abwechslung, bewahrt die Messe in der Volkssprache vor der Alltäglichkeit und macht das Volk mit der weltweiten Meßform in lateinischer Sprache bekannt. Daraus ergibt sich, daß die Einführung der Volkssprache durchaus nicht die Abschaffung der lateinischen Sprache in der Meßfeier bedeutet. Zweitens: Die Reform sollte nicht obligatorisch für die ganze Kirche eingeführt werden. Wo unüberwindliche Sprachschwierigkeiten oder andere Hindernisse bestehen, müßte der Bischof die Freiheit haben, die lateinische Sprache in der Messe wenigstens vorerst beizubehalten. Um jedoch eine gewisse gebietsmäßige Einheitlichkeit zu sichern, sollten die Bischöfe einer Region nur nach gemeinsamem Beschluß vorangehen. Diese Klarstellungen räumten viele Bedenken und Mißverständnisse hinweg.

Eine letzte Schwierigkeit gegen die Formulierung konkreter Reformwünsche war die Frage, ob Rom für solche Wünsche offen sei. Darauf wurde von kompetenter Seite versichert, daß Rom tatsächlich offen sei und auf konkrete, gutbegründete und vor allem von einer breiten Mehrheit getragene Vorschläge warte.

An allen Vorschlägen und Diskussionen dieses „liturgischen Tages" waren in hohem Maße die anwesenden Bischöfe beteiligt. Allein diese Tatsache zeigt, daß nicht ungesunde Neuerungssucht der Antrieb war, sondern die echte Hirtensorge, dem Volk einen Gottesdienst zu geben, der durch seine Gestalt und Sprache die Seele des Volkes berührt und so seine volle katechetische Wirksamkeit entfalten kann. Kardinal Gracias selbst erzählte, wie sehr er vor kurzem auf einer Reise durch Südindien von einer syromalankaresischen Meßfeier in der Volkssprache beeindruckt worden sei. Er hatte dort gerade das gefunden, was die katechetische Erneuerungsbewegung wünscht: einen echten Gottesdienst des ganzen Volkes.

Katechismus, Katechumenat und Katechet

Eine Fülle von Anregungen und Vorschlägen wurden auf dem Kongreß vorgelegt für die Gestaltung des Katechismus und des Katechumenates und für die rechte Ausbildung und Förderung der Katecheten.

Koadjutorbischof Arthur *Elchinger* von Straßburg stellte in seinem Referat die unvergleichliche Bedeutung der Bibel für alle Katechese heraus. Die Bibel muß daher auch die Grundlage eines jeden katechetischen Textbuches sein. Über die praktischen Erfahrungen beim Ausarbeiten katechetischer Textbücher sprach Domkapitular Hubert *Fischer,* Präsident des Deutschen Katechetenvereins. Er ließ die Versammlung einen Blick tun in die Werkstätte des weltbekannten deutschen Katechismus und des gegenwärtig entstehenden neuen Religionsbüchleins. Martin *Ramsauer* SJ vom Institut für missionarische Glaubensverkündigung in Manila entwickelte die Grundsätze und gab Anregungen für die Erarbeitung eines Missionskatechismus.

Über die Gestaltung des Katechumenates und die katechetische Unterweisung und Betreuung der erwachsenen Taufbewerber sprach Paul *Brugisser* SMB, Direktor des Missionsseminars Schöneck in der Schweiz, der jahrelang in Afrika als Missionar tätig war. Das Problem des „Vorkatechumenates" beleuchtete aus einer reichen Erfahrung heraus Joseph *Spae* CICM, der Herausgeber des „Missionary Bulletin" in Tokio, in einem sehr interessanten Referat: „Wie erreichen und gewinnen wir mit unserer Glaubensverkündigung die Ungläubigen?" Wir müßten dazu nach P. Spae viel aktiver und findiger sein im Kontaktesuchen, wir müßten die modernen Massenmedien — Presse, Rundfunk, Fernsehen — soweit als möglich ausnutzen, wir sollten ein eigenes Institut vor allem für das Intellektuellenapostolat haben, wir brauchten einen „Vorkatechismus", der für Nichtchristen geschrieben ist, und wir müßten vor allem die Laien weit mehr einsetzen. Auch das Problem der Anknüpfung und Anpassung kam noch einmal zur Sprache: „Nehmen Sie eine solche Grundhaltung wie den Pantheismus in den orientalischen Religionen", sagte P. Spae. „Wir brauchen ihn nicht wie einen Feind niederzurennen. Eher sollten wir mit dem hl. Paulus betonen, daß wir in Gott leben und uns bewegen und daß er alles in allem ist. Wenn dieses allgemeine Verständnis dann einmal Wurzeln geschlagen hat, können wir sein Wachstum zu voller Größe, zu dem Wissen von der Menschwerdung Gottes, weiterfördern."

Die Frage der Ausbildung der Katecheten wurde ebenfalls in ihrer ganzen Breite behandelt: von den Eltern, den ersten Katecheten ihrer Kinder, bis zum Priester. Es seien hier nur die Themen genannt: Missionarische Dringlichkeit besserer religionspädagogischer Formung der Eltern (Schwester *Pia* CPS, Marianhill, Südafrika); Die katechetische Ausbildung der Katechisten (Regionalsuperior Pierre *Jacquemart* MEP, Bangalore, Indien); Kerygmatisch-katechechetische Ausbildung der zukünftigen Priester und Missionare in den Priesterseminarien (Johan-

nes *Hofinger* SJ). Die Frage des guten Katecheten ist die entscheidende Frage der ganzen katechetischen Erneuerungsbewegung in den Missionen. Institute, Methoden, Textbücher, auch wenn sie noch so hervorragend sind, nützen nichts, wenn niemand da ist, der sie zu handhaben weiß und der sie auch aus innerer Überzeugung heraus benützt.

Katechetische Zusammenarbeit

Ein weiterer notwendiger Faktor für ein rasches Gelingen der katechetischen Erneuerung ist eine selbstlose Zusammenarbeit auf allen Ebenen: auf diözesaner, regionaler, nationaler und internationaler-weltweiter Ebene. Träger dieser Zusammenarbeit sind die katechetischen Zentren. Erzbischof Mark *Gopu* von Haiderabad (Indien) sprach über Notwendigkeit und Aufgaben dieser katechetischen Zentren auf diözesaner, regionaler und nationaler Ebene. Bereits im Jahre 1935 war ein Dekret der Konzilskongregation *(Provido sane consilio)* ergangen, das auf die Errichtung solcher katechetischer Zentren in jeder Diözese drängte. Es sei jetzt wirklich Zeit, dieses Dekret auszuführen. Man müsse das „Opfer" bringen und zumindest einen Mann vollkommen für diese Arbeit freistellen. Dieser soll jedoch ein gut ausgebildeter Fachmann sein; denn „die Katechetik ist kein Hobby für einen vielbeschäftigten Mann; sie ist eine Wissenschaft, und von dieser Wissenschaft hängt zum Großteil die Zukunft unseres Glaubens ab. Nur wissenschaftlich ausgebildete Leute werden dieser Aufgabe ganz gerecht werden."
Über die Möglichkeiten einer weltweiten katechetischen Zusammenarbeit hielt George *Delcuve* SJ, Leiter des internationalen Zentrums „Lumen Vitae" in Brüssel, ein umfassendes Referat. Er unterschied eine „richtungweisende" und eine „verwirklichende" Hilfe und legte für die letztere ein sehr detailliertes Programm vor, das unter anderem folgende Punkte enthielt: gegenseitige Hilfe bei der Ausbildung der Seminaristen und Priester in Katechetik und Pastoral; gegenseitige Hilfe zur besseren Kenntnis der Mentalität der zu christianisierenden Völker; gegenseitige Unterstützung für die Tätigkeit katechetischer Institutionen und für die Gründung und Entwicklung katechetischer Zentren und schließlich gegenseitige Unterstützung bei der Herausgabe von Büchern und Zeitschriften. Dabei wäre die Mission durchaus nicht nur der empfangende Teil. Im Gegenteil, sie kann als das dynamische Element der Glaubensverkündigung „in den christlichen Ländern einen unschätzbaren Dienst erweisen: sie hindert sie daran, zu verkalken, sich auf eine bestimmte Formel festzufahren. Einerseits stellt sie durch ihre Bemühung um Erneuerung die universelle Tragweite der christlichen Botschaft wieder her, anderseits ebnet sie durch einen Prozeß der Integration der den Missionsländern eigenen Werte den Weg für neue ‚Inkarnationen' des Christentums." Der Appell P. Delcuves zu einer weltweiten katechetischen und pastoralen Zusammenarbeit fand ein begeistertes Echo bei den Teilnehmern der Studienwoche. In den darauffolgenden Aussprachen wurden noch viele Einzelvorschläge gemacht und in privaten Gesprächen bereits konkrete Abmachungen getroffen.
Da die katechetische Erneuerung trotz aller Privatinitiative schließlich doch Sache der kirchlichen Hierarchie ist, war die letzte Arbeitssitzung der Studienwoche eine exklusive Sitzung der Bischöfe, auf der Erzbischof Denis *Hurley* von Durban (Südafrika) über „Die Rolle des Bischofs in der katechetischen Erneuerung" sprach. Er sagte: „Auf dieser Konferenz wurde von Experten schon viel gesagt über den wesentlichen Inhalt, die Ziele, die Richtung und die Methoden der modernen Katechese. Wir müssen ernsthaft entschlossen sein, all dies in unsere verschiedenen Gebiete mitzunehmen, unser Bestes zu tun, es zur Auswirkung kommen zu lassen und auf eine freudige Annahme durch unsere Mitbischöfe zu drängen." Eine lange Aussprache folgte diesem Referat, und die Schlußansprache Kardinal Gracias' machte klar, daß die Bischöfe fest entschlossen sind, die Ideen und Anregungen der Studienwoche zu verwirklichen.

Ergebnisse

Kardinal Gracias nannte in seiner Schlußansprache die Studienwoche von Eichstätt eine der reichsten Erfahrungen seines Lebens. Er hob die ausgezeichneten Referate hervor, die Einmütigkeit der Fachleute, die Vorteile des weltweiten Erfahrungsaustausches, die zahlreiche und hervorragende Vertretung der afrikanischen Kirche und die aktive Teilnahme der Missionsschwestern. Einige Mängel, die dem Kongreß anhafteten, fielen demgegenüber kaum ins Gewicht.
Die Entschließungen des Kongresses, die aus den Referaten und Diskussionen herausgewachsen waren, nehmen Stellung zu allen wichtigen Fragen der katechetischen Erneuerung. Sie wurden bei einem Empfang, den Kardinal Agagianian, der Präfekt der Propagandakongregation, während des Eucharistischen Kongresses in München den Teilnehmern der Studienwoche gewährte, dem Kardinal persönlich übergeben.
Ein letztes sehr greifbares Ergebnis der Studienwoche ist das anfangs erwähnte katechetische Grundsatz- und Aktionsprogramm. Schon am ersten Tag der Studienwoche wurde eine Kommission von zehn Fachleuten, fünf davon aus den Missionen und fünf aus den „christlichen" Ländern, gebildet, die unter der Leitung einer Kommission von vier Bischöfen standen. Sie sammelten alle Verbesserungsvorschläge, die zum ersten Entwurf des Programmes eingingen, und arbeiteten danach die endgültige Fassung des Programmes aus. Die Einmütigkeit, mit der dies geschah, garantiert, daß dieses Programm wirklich die Grundsätze für ein erneuertes weltweites katechetisches Apostolat enthält.
Abschließend kann man wohl ohne Übertreibung sagen, daß die Studienwoche von Eichstätt ein missionarisches Weltereignis ersten Ranges und ein Markstein auf dem Weg der modernen katechetischen Bewegung war. Daß dieser Markstein in Deutschland und in der Nähe von München gesetzt wurde, mag von symbolischer Bedeutung sein: In München hatte vor mehr als fünfzig Jahren die moderne katechetische Bewegung ihren Anfang genommen. Hier sollte sie nun auch ihre erste wirklich internationale Begegnung und Durchformung erhalten, von der zweifellos starke und bleibende Impulse ausgehen werden auf das katechetische Apostolat in der ganzen Welt.

Allgemeine Entschließungen

1. Allgemeines: Die katechetische Erneuerung

In unserem missionarischen Apostolat stehen wir heute vor einer äußerst dringenden und verantwortungsvollen Aufgabe. Durch eine bloß quantitative Vermehrung un-

serer katechetischen Tätigkeit werden wir diese Aufgabe nicht mit vollem Erfolg erfüllen.
Weit mehr ist notwendig: eine Erneuerung, welche sich auf die Entdeckungen der modernen Psychologie und die Ergebnisse der Erneuerung der Glaubensverkündigung in unserer Zeit stützen muß.
Hauptziel der Erneuerung unserer Glaubensverkündigung ist die Darlegung der Glaubenswahrheiten als organisches Ganzes.
Die Frohe Botschaft von unserer Erlösung in Christus bildet ihren Mittelpunkt. Die dankbare Antwort unserer Liebe muß die Frucht unserer Verkündigung sein.
Alle anderen Glaubenswahrheiten müssen im Hinblick auf diese zentrale Botschaft der christlichen Katechese betrachtet und dargelegt werden. Von hier aus sollen sie fruchtbar werden für das christliche Leben.

2. Notwendigkeit eines katechetischen Programms

Ein allgemeines, klares Programm für unser katechetisches Apostolat ist notwendig: ein Programm, das den besonderen katechetischen Bedürfnissen der Missionsländer unserer Zeit entsprechen muß, ohne jedoch in irgendeiner Weise die Bedürfnisse anderer Länder zu vernachlässigen.
Zur Aufstellung dieses Programms sind zehn Fachleute bestimmt worden, die unter der Leitung einer Kommission von vier Bischöfen gearbeitet haben. Die bischöfliche Kommission wurde gebildet durch Denis Eugene Hurley, Erzbischof von Durban (Südafrika), Mark Gopu, Erzbischof von Haiderabad (Indien), Guilford Young, Erzbischof von Hobart (Australien), und D. Yougbéré, Bischof von Koupéla (Westafrika).

3. Die Liturgie

Im liturgischen Gottesdienst liegt ein unsagbar reicher und wirkkräftiger Lehrgehalt beschlossen. Dieser Lehrgehalt liegt sowohl in den Gebeten, Gesängen und Lesungen wie auch in den Handlungen des Priesters und der Gläubigen, in der Häufigkeit der gottesdienstlichen Feier und in der Tatsache, daß sich dabei die ganze Gemeinschaft der Gläubigen zusammenfindet.
Der Gottesdienst sollte deshalb so gefeiert werden, daß sein katechetischer Gehalt voll zur Entfaltung kommt und das gläubige Volk dabei verstehend und betend aktiven Anteil nehmen kann.
Damit die Liturgie ihre katechetische Wirkung erzielen könne, sollte sie folglich durch Verständlichkeit, Schönheit und Klarheit ihren inneren Reichtum enthüllen. Hier liegt die notwendige Vorraussetzung für die tatsächliche Entfaltung ihres katechetischen Wertes.
Dies läßt sich jedoch nicht voll erreichen ohne Verwirklichung bestimmter Reformen. In einem besonderen Dokument werden in dieser Hinsicht einige Vorschläge gemacht.

4. Die Heilige Schrift

Der Heiligen Schrift muß in der katechetischen Unterweisung ein beherrschender Platz eingeräumt werden, da sie das inspirierte Wort Gottes und infolgedessen das wichtigste aller Unterrichtsbücher ist, deren sich die Kirche bedient. Die Heilige Schrift schildert das Handeln Gottes, durch das er sich selber geoffenbart hat. Ihre Darstellungsweise ist so lebendig und konkret, daß sie in besonderer Weise den Fähigkeiten des Menschen angepaßt ist. Zudem ist sie ausdrücklich auf das Heil des Menschen hingeordnet.
Die Katechese muß sich daher auf eine biblische Grundlage stützen; alle Altersstufen müssen zum Verständnis der biblischen Texte geführt werden und sollen vertraut werden mit den Geschehnissen der Biblischen Geschichte.

5. Die katechetischen Lehrbücher

Als unentbehrliche Werkzeuge der Katechese sind gute Lehrbücher erforderlich.
Die wichtigsten Richtlinien für die Schaffung solcher Lehrbücher sind in einem besonderen Abschnitt der „Katechetischen Grundsätze" enthalten.
Mehr noch als in den christlichen Ländern brauchen jene, die in den Missionen religiöse Unterweisung erteilen, eine Anleitung, die das Material und die Leitsätze für die Katechese enthält, die sie zu erteilen haben.
Eine bloße Abänderung oder Verbesserung der alten Lehrbücher und Katechismen, die nicht nach den Prinzipien der Katechetischen Bewegung unserer Zeit geschaffen worden sind, kann jedoch die von der Katechese gestellten Anforderungen nicht erfüllen und daher auch nicht die gewünschten Ergebnisse zeitigen. Gute neue Lehrbücher können nur von solchen verfaßt werden, die sich eine vertiefte Kenntnis der Entdeckungen der modernen Katechese angeeignet haben.

6. Die Errichtung katechetischer Zentren

Um die praktische Zusammenarbeit aller, die im katechetischen Apostolat arbeiten, sicherzustellen, drücken die Teilnehmer dieser Studienwoche den Wunsch aus:
a) daß gemäß dem Dekret *Provido sane consilio* von jedem Ordinarius eine *katechetische Diözesanstelle* errichtet werde. Voraussetzung dafür ist, daß neben einer Diözesankommission ein *katechetisches Zentrum* geschaffen werde, welches die in der religiösen Unterweisung Tätigen beraten und ihnen das nötige Material vermitteln kann;
b) daß *die Leiter* solcher diözesaner Zentren durch Spezialstudien für ihre Aufgabe vorbereitet werden und daß ihnen sowohl die Zeit wie auch die Möglichkeiten gegeben werden, die katechetische Erneuerung in wirksamer Weise zu fördern;
c) daß in jedem Land ein *nationales Zentrum* die Verbindung zwischen den einzelnen Diözesanzentren einerseits und der katechetischen Bewegung im Ausland anderseits aufrechterhält. Ein solches nationales Zentrum wird seine Anstrengungen für eine besser angepaßte Katechese aufbauen mit Hilfe von Umfragen, durch Studientagungen und die Veröffentlichung von Büchern und Zeitschriften usw.;
d) daß überall, wo immer erforderlich, diese nationalen Zentren in enger Zusammenarbeit stehen mit *regionalen Zentren,* welche mit Rücksicht auf bestehende sprachliche Verschiedenheiten die gleiche Aufgabe erfüllen;
e) daß die verschiedenen nationalen Zentren, vor allem die in den Missionsländern gelegenen, durch gegenseitigen Austausch ihrer Dokumente und ihrer praktischen Erfahrungen sich im katechetischen Apostolat gegenseitig unterstützen;
f) daß insbesondere die schon bisher gewährte Hilfe für die Ausbildung von katechetischen Fachleuten vermehrt und vervielfacht werde, damit alle verantwortlichen Lei-

ter der religiösen Unterweisung in den Missionen in Zukunft die besondere Ausbildung erhalten können, die sie brauchen.

7. Die Katechisten

Jeder Katechist sollte eine gründliche Ausbildung von mindestens einjähriger Dauer erhalten.
Diese Ausbildung muß ihm vor allem eine Zusammenschau der wesentlichen Elemente der christlichen Heilslehre verschaffen sowie eine genügende Kenntnis der katechetischen Methoden.
Gleichzeitig muß größter Nachdruck auf die geistliche Ausbildung der Katechisten gelegt werden, auf ihre charakterliche Bildung sowie auf ihr soziales Verhalten und die Fähigkeit zu lehren, zu führen und mit den Leuten umzugehen. Die zukünftigen Katechisten müssen nicht bloß gute Lehrer werden, sondern „Zeugen Christi".
In der religiösen Ausbildung müssen Heilige Schrift und Liturgie jene beherrschende Rolle einnehmen, die sie im künftigen katechetischen Apostolat der Katechisten haben werden.

8. Die katechetische Ausbildung in den Priesterseminarien

Die katechetische Erneuerung ist in den Missionen noch nicht im vollen Maß fruchtbar geworden. Der Hauptgrund dafür liegt im Versagen der katechetischen Ausbildung der zukünftigen Missionare, und zwar nicht bloß der einheimischen Priester, sondern auch jener, die aus den „christlichen" Ländern kommen.
Es ist unbedingt notwendig, daß die zukünftigen Missionare eine den Bedürfnissen der heutigen Zeit angepaßte katechetische Ausbildung erhalten. Diese Ausbildung sollte eine Anzahl Vorlesungen umfassen sowie eine genügende praktische Schulung. Die Vorlesungen müßten ausdrücklich Bezug nehmen auf das missionarische Apostolat; sie müßten den zukünftigen Missionar vertraut machen mit den Zielen, den Auffassungen und der Arbeitsweise der modernen katechetischen Bewegung und ihm eine gewisse Fertigkeit im katechetischen Unterricht verschaffen.
Von Bedeutung ist ferner, daß die hauptsächlichen Gebiete der Theologie (Dogma, Moral, Exegese) dem zukünftigen Missionar in der gleichen Sicht dargeboten werden, damit er die lebendige organische Einheit der christlichen Heilsbotschaft sowie den religiösen Gehalt jedes Dogmas und seine Anwendung auf das christliche Leben erfassen kann.

9. Zusammenarbeit

Die Zusammenarbeit der „christlichen" Länder mit den Missionsländern wird verschiedene Formen annehmen können, insbesondere folgende:
a) Ausbau der Beziehungen zwischen den katechetischen Zentren und Experten der Missionsländer, sowohl unter sich wie auch mit den Zentren und Fachleuten der „christlichen" Länder.
b) Gegenseitige Hilfe bei der seelsorglichen und katechetischen Ausbildung der Priester und Seminaristen, bei psychologischen Untersuchungen der zu missionierenden Völker, bei missiologischen und ethnologischen Studien, bei der Gründung und Führung katechetischer Institutionen und schließlich bei der Verbesserung katechetischer Bücher und Zeitschriften.

Besondere Entschließungen: Katechese und Liturgie

I. Wie es in den Allgemeinen Entschließungen dieser Internationalen Studienwoche heißt (vgl. Nr. 3), erachtet der Kongreß eine teilweise Neuordnung der Liturgie für notwendig, damit sich ihre katechetische Wirksamkeit voll entfalten kann.
Damit diese Neuordnung mit der nötigen Umsicht vorgenommen werde, wünscht der Kongreß vor allen Dingen, daß die ganze Frage vom kommenden Ökumenischen Konzil eingehend untersucht werde.
II. Zu einigen Einzelfragen legt der Kongreß folgende Entschließungen als Ergebnis seiner Beratungen vor.
1. Der Kongreß macht sich die Beschlüsse der ersten Internationalen Studienwoche über Mission und Liturgie, die im vergangenen Jahr in Nymwegen stattfand, zu eigen; nämlich:
a) Es möge erlaubt werden, daß alle Volks- und Chorgesänge in der Landessprache gesungen werden dürfen;
b) es möge ferner erlaubt werden, daß die Lesungen vom Priester bzw. Diakon oder Subdiakon unmittelbar in der Landessprache vorgetragen werden dürfen;
c) die Perikopen der Schriftlesungen mögen vermehrt und auf einen Zyklus von mehreren Jahren verteilt werden;
d) die „Fürbitten der Gläubigen" (Oratio Fidelium) mögen in geeigneter Form wiederhergestellt werden;
e) alle sogenannten Duplikationen mögen wegfallen; so daß der Zelebrans diejenigen Teile der Messe, die schon von anderen in der rechten Weise vorgetragen bzw. gesungen werden, nicht mehr gleichzeitig still für sich lesen muß.
2. Der Großteil des Kongresses wünscht indes eine weitergehende Neuformung des sogenannten Wortgottesdienstes oder der Katechumenenmesse, die ja in besonderer Weise zur katechetischen Unterweisung bestimmt ist.
Die katechetische Wirksamkeit dieses Teiles der heiligen Messe scheint aber bedeutend erhöht zu werden, wenn in jeder Messe, die zusammen mit dem Volk gefeiert wird, sei sie gesungen oder nur gelesen,
a) die Landessprache in der ganzen Katechumenenmesse verwendet würde und
b) die Katechumenenmesse selbst — da sie Wortgottesdienst ist — nicht am Altar gefeiert würde, sondern an Sedilien und Ambo, wie es etwa in der neuen Osternachtsfeier schon für den Teil der Lesungen vorgesehen ist.
3. Nicht wenigen erschien es ferner nützlich, daß von zuständiger Seite Untersuchungen angestellt würden, ob es nicht aus denselben katechetischen Gründen möglich wäre, die ganze Messe auf eine einfachere Form zu bringen, so daß ihre Struktur klarer hervortreten kann.
4. Schließlich wünschte man ziemlich allgemein, es möchten einige Zeremonien der Messe, die sich aus europäischen Gebräuchen herleiten, den in den Missionsländern üblichen Sitten angepaßt werden dürfen.
Dabei wurde darauf hingewiesen, es könnte vieles, was in dieser Hinsicht den Bedürfnissen der Mission entspricht, als „Pia Exercitia" vom jeweiligen Bischof aus eigener Vollmacht eingeführt werden (vgl. dazu die Instructio der Ritenkongregation *De Musica Sacra et S. Liturgia* [Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 148—160]).
III. Anmerkungen und Erläuterungen.
1. Sinn der genannten Vorschläge ist nicht, den Gebrauch des Latein, das als Zeichen und Stütze der Einheit der Kirche anerkannt wird, aus der Liturgie auszuschließen, sondern an den Orten, wo nach dem Urteil des Bischofs

die Landessprache sehr nützlich oder notwendig erscheint, diese ebenfalls verwenden zu dürfen.
2. Daher sollte für die Orte, wo die Vielfalt der Sprachen oder sonstige Gründe dem Gebrauch der Landessprache in der Liturgie im Wege stehen, keine Änderung vorgeschrieben werden.
3. Um jedoch allzu große Unterschiede in einem zusammenhängenden Gebiet zu vermeiden, wäre es zugleich wünschenswert, daß die Bischöfe des betreffenden Gebietes in Planung und Ausführung gemeinsam vorangingen.

Die Münchener Una-Sancta-Feier

Im Rahmen des 37. Eucharistischen Weltkongresses fand am 6. August eine Feierstunde statt, zu der die Una-Sancta-Bewegung in die große Aula der Universität eingeladen hatte (vgl. ds. Heft, S. 10 f.). Die Kungebung war schon vorher überfüllt, so daß die Feier durch Lautsprecher auf den Lichthof und die umliegenden Gänge und Treppen übertragen werden mußte. Mehr als 30 Bischöfe mit Kardinal Döpfner an der Spitze waren dazu erschienen, um dem großen Anliegen ein entsprechendes Gewicht zu verleihen.
Die Veranstaltung wurde eingeleitet und geschlossen durch Abt Emanuel *Heufelder* OSB, Niederalteich, der sich seit über 20 Jahren der Una-Sancta-Arbeit widmet, sowohl nach der evangelischen wie nach der orthodoxen Seite hin, und seinen Konvent weitgehend dafür ausbilden läßt. Er hieß die evangelischen Brüder, darunter Landesbischof a. D. Wilhelm Stählin, herzlich willkommen mit einem Wort Papst Johannes' XXIII., der Wert darauf legt, ihr Getauftsein durch einen positiven Ausdruck hervorzuheben: „weil sie mit dem Namen Christi geschmückt sind". Das ist eine seinsmäßige theologische Feststellung! Der Abt überbrachte auch die Grüße von Kardinal Bea, dem Vorsitzenden des Sekretariats zur Förderung der Einheit der Christen, der persönlich nicht anwesend sein konnte. Das Thema der Veranstaltung lautete naturgemäß: „Die Eucharistie im Gespräch der Konfessionen." Die theologische Seite der Frage entfaltete Otto *Karrer*, Luzern, während Thomas *Sartory* OSB, Niederalteich, sich darauf beschränkte, Stimmen über die eucharistische Frömmigkeit der Evangelischen seit Luther und Calvin zu Gehör zu bringen. Keiner der beiden Redner verschwieg die bestehenden schwerwiegenden Unterschiede, aber Karrer stellte sein Referat darauf ab, einige der schwersten Anstöße durch feinsinnige Erklärungen aus dem Wege zu räumen.

Das Referat von Otto Karrer

Karrer ging davon aus, daß in den „Kirchen des Wortes" wie in der Ökumenischen Bewegung überhaupt ein starker Zug zum Sakrament, ja zur Eucharistie als dem Sakrament der Einheit der Kirche zu beobachten sei. Evangelische und katholische Exegeten und Systematiker stünden seit Jahren miteinander im Gespräch, und dieses sachliche Gespräch habe wesentliche Früchte getragen. Auf katholischer Seite habe man deutlich gemacht, daß das sog. opus operatum die personale Begegnung des Gläubigen mit dem eucharistischen Christus nicht ausschließe, sondern eher sicherstelle, ferner daß der geweihte Priester im Vollzug des Meßopfers als Werkzeug Christi handelt, so daß Christus selber das sakramentale Opfer vollzieht. Die methodische Trennung des Tridentinum von Mahl und Opfer und die Betonung des Opfercharakters der Messe, der von den Reformatoren bestritten wurde, habe sich zwar nachteilig in der Katechese und in der katholischen Frömmigkeit ausgewirkt, werde aber heute überwunden, so daß evangelische Forscher freimütig anerkennen, daß die Antithesen der Reformation gegen die Meßopferlehre und -praxis heute gegenstandslos geworden sind: „Die moderne Gestalt der Meßopferlehre ... zeigt so viel evangelische Einsicht, die uns vor die Frage stellt, ob die reformatorische Polemik noch haltbar ist ... Die Kritik der Augustana Artikel 24 ... kann heute nicht mehr als gerechte und loyale Polemik gelten" (R. Prenter, Aarhus).
Angesichts dieses Wandels auf beiden Seiten sei es heute schon möglich, die gemeinsamen Züge in der Auffassung von der heiligen Eucharistie zu nennen, vor allem die theozentrisch ausgerichtete Feier der Gegenwart Christi mit Dank und Lobpreis Gottes in der Gemeinschaft des „Brotbrechens", also eine Hinwendung zur urchristlichen Feier des Herrenmahles. Auch unter Lutheranern und Reformierten wächst seit der Weltkonferenz von Faith and Order in Lund (1952) — freilich nicht unbestritten — der Sinn für den Opfercharakter der Eucharistie. Die hauptsächliche Gemeinsamkeit sei: „Der Herr selbst mit dem, was er ist und was er für uns getan hat, wird im Vollzug der Feier gegenwärtig." Das Problem bleibe das „Wie", anders ausgedrückt: die theologischen Aussagen zum Schutze des Mysteriums gegen seine Verflachung. Karrer läßt keinen Zweifel daran: „Die große Lücke der protestantischen Gemeinde ist das Fehlen eines geweihten Amtes, des bischöflich-priesterlichen Hirtenamtes, wobei wohl die Angst vor dem hierarchischen ‚römischen System' im Hintergrunde steht. Hier liegt ... die Wunde am Leibe Christi." Doch machte Karrer diesen Punkt nicht zum Thema, sondern erklärte einige römisch-katholische Formeln zur Eucharistie, die den Evangelischen Not machen, als erstes die Transsubstantiation.

Was heißt „Transsubstantiation"?

Karrer zitierte nach einem dogmengeschichtlichen Überblick das Tridentinum: „Daß unser Heiland nach seiner natürlichen Daseinsweise immerdar zur Rechten des Vaters im Himmel und dennoch an vielen Orten sakramental seinem Wesen nach für uns gegenwärtig ist, in einer Daseinsweise, die wir kaum mit Worten auszudrücken vermögen", denn sie ist ein Mysterium. Calvin sagte 20 Jahre früher genau dasselbe. Es gibt katholische Dogmatiker, die Transsubstantiation im gemeinverständlichen, nichtphilosophischen Sinn als das Wesen, die Sache, auf die es ankommt, verstehen (z. B. Batiffol und Lebreton). Thomas von Aquin hatte die Formel freilich aristotelisch erklärt. Aber die neue Substanz, das neue Wesen (Neuner — Roos — Rahner) verändere nichts auf der physischen Ebene. Eben dies lehre auch Calvin (nach Chavannes; vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 456). Karrer zitierte die Belege aus Calvins „Institutio". Alle räumlichen Vorstellungen wie „herabrufen", „herabsteigen" sind bildliche Analogien des sinnengebundenen Menschen, die Thomas wie Calvin ausgeschaltet wissen wollen. Das Wort „Konsekration" werde heute vielfach richtig mit „Weihe" übersetzt (Neuner — Roos), die Väter sagten „Heiligung", wodurch deutlicher werde, daß die physisch-

biologischen Eigenschaften der eucharistischen Speise unverändert bleiben. Karrer meint: „Indem das Tridentinum den Ausdruck ‚Transsubstantiation sehr angemessen' nennt, deutet es an, daß grundsätzlich auch andere Formeln, die die wirkliche Gegenwart Christi unter den Zeichen als das Wesen, das Eigentümliche des Mysteriums erkennen lassen, durchaus offenbleiben" (so auch Karl Rahner, Peter Lengsfeld usw.).
Ein anderes Hilfsmittel zum Schutz der Realpräsenz sei das Wort „repräsentatio", an sich mehrdeutig, jedenfalls Gegenwärtigsetzung oder „Wiedergegenwärtigsetzung" (Pascher), um den Vorwurf der Wiederholung aufzuheben. Ebenso verstehen es heute die meisten evangelischen Theologen (so auch die Abendmahlsordnung der VELKD).
Karrer meint, die evangelische Theologie habe sich unter dem Einfluß der katholischen Mysterienlehre im Sinne objektiver „Wiedervergegenwärtigung" dem Opfercharakter der Messe aufgeschlossen. Er verweist auf Lund, sodann auf Theologen wie E. Sommerlath, H. Asmussen, Peter Brunner, Regin Prenter, E. Kinder, Peter Meinhold, Max Thurian und den ganzen Kreis um „Verbum Caro" (Taizé-les-Cluny). Daß die frühere Polemik in der Sache weithin einer sachlichen Aussprache gewichen sei, verdanken wir wohl vor allem den Paderborner Konferenzen katholischer und evangelischer Theologen.
Schließlich ging Karrer auf einige ernste Bedenken der Evangelischen ein, zunächst die Kommunion unter einer Gestalt. Er verwies auf die übereinstimmende Feststellung katholischer wie evangelischer Exegeten, daß Jesus das Stiftungswort über das Brot zuerst sprach und in weitem zeitlichem Abstand das Wort über den Kelch. Die Doppelung wäre durch den Passahritus nahegelegt. Im Neuen Testament spiele aber die Brotvermehrung eine einzigartige Rolle. Es sei keine Rede davon, daß die Kirche den Laien den Kelch „entzogen" habe, sondern aus der Praxis, den Kranken die Kommunion ins Haus zu bringen, sei der Vorrang des eucharistischen Brotes entstanden, also um die Kommunion zu erleichtern. Heute würde in besonderen Fällen, bei kleinen Gemeinden oder im engeren Kreise (wie in Chevetogne) der Wunsch, in beiderlei Gestalt zu kommunizieren, wenn es vom Volk und den Bischöfen des Landes gewünscht wird, kaum auf ein Non possumus stoßen.
Was die Verehrung der aufbewahrten Eucharistie betreffe, so müsse man von der Bejahung der wirklichen Gegenwart des Herrn kraft des Stiftungswortes durch Calvin und Luther ausgehen, allerdings nur für die Speisung. Die Verehrung des konsekrierten Brotes lehnten beide in harten Worten ab. Man müsse aber bedenken, daß ja nicht die Hostie als Brot verehrt werde, sondern im Brot der gegenwärtige Herr. Karrer meint, mit fortschreitender Verwirklichung der gemeinsamen Kommunionmesse würden die sekundären Formen des Kultus zurücktreten, aber verschwinden sollten sie nicht, weil dann die Anbetung leiden würde.

Um die Messe als Sühnopfer

Die größte Schwierigkeit sei für die Evangelischen die Bezeichnung der Messe als Sühneopfer. Auch diese Bedenken hofft Karrer auszuräumen. Er wies wieder auf das Tridentinum hin, das für die Wirkung eines jeden Sakraments „eine gute Bewegung des Herzens", den Glauben, für notwendig erklärt. Prenter sehe darin ganz richtig, daß nach katholischer Lehre ohne den Anschluß an den himmlischen Hohenpriester „die Kirche nicht nur kein verdienstliches Werk, sondern überhaupt nichts" darbrächte. Sodann zitierte er die einzelnen Bedenken gegen das Sühneopfer und machte dann geltend:
Zunächst sei zu bedenken, was „Sühnopfer der Messe" im Tridentinum bedeutet. Das Konzil gebe keine ausdrückliche Erklärung. Ein Hinweis liege jedoch darin, daß sowohl im 2. Kapitel wie im 3. Kanon der Sessio 22 das Sühnopfer Christi für die Sünden der Welt, zugewendet im Opfer der Kirche, so mit unserer Fürbitte für Lebende und Verstorbene verbunden ist, daß diese Fürbitte als Erklärung zu gelten scheint. Luther war zur Zeit dieser Definition nicht mehr am Leben. Vielleicht hätten er und seine Freunde dann anders argumentiert. Man müsse von Christus, dem Gottesknecht, her denken, an dessen Sühnehandeln alle Glieder des Gottesvolkes teilhaben sollen, mit Fürbitte für die Vielen. Von daher habe auch Paulus gefolgert, daß die Glieder die Leiden des Hauptes durch ihre Leiden zugunsten der Vielen, des ganzen Leibes, „ergänzen" können, „was an den Leiden Christi noch aussteht" (Kol. 1, 24). Heißt dieses fürbittende Mitopfern ein zweites Opfer neben das eine setzen? „Offerimus de Tuis donis", beten Priester und Volk nach der Wandlung. Nicht aus Eigenem schöpfen wir. Es sei nicht an dem, daß wir aus uns selber auf Gott einwirken wollen, sondern wir werden vom Geiste Gottes zum Beten bewegt. So wäre also doch unser Darbringen im Empfangen von oben möglich. Man müßte diese Gedanken Karrers ausführlicher lesen. Dazu wird er sicher Gelegenheit bieten. Dann dürften sie ihre Wirkung nicht verfehlen, wenn auch nicht übersehen werden darf, daß diese Gedanken noch lange nicht die landläufige katholische Praxis, geschweige denn die Volksfrömmigkeit bewegen, die z. B. drei Messen für einen Verstorbenen bestellt.
Was Karrer zu den Arnoldshainer Abendmahlsthesen der EKD sagte, würde zu weit führen, und dazu in ein noch sehr umstrittenes Gelände. Die Schlußfolgerung jedenfalls lautet bei Karrer: „Wesentliches im eucharistischen Glauben verbindet evangelische und katholische Christen. In Wichtigem sind wir noch getrennt", zumal da die Frage der Eucharistie ja eingebettet ist in die eigentlich trennende Frage von der Kirche und ihrer Ordnung.

Das Zeugnis von Thomas Sartory OSB

Es mag tiefen Eindruck hinterlassen haben, daß Pater Sartory von der Trauer sprach über die Abwesenheit so vieler Christen von der eucharistischen Feier der Kirche. Sein ganzer Vortrag war darauf abgestellt, die Abwesenden zu Worte kommen zu lassen, indem er aus ihren Glaubenszeugnissen über das Abendmahl und die wirkliche Gegenwart Christi zahlreiche gutbelegte Zeugnisse vor allem der beiden großen Reformatoren, Luther und Calvin, zur Verlesung brachte, und zwar durchaus im Geiste der Zustimmung und der Solidarität mit ihrer Frömmigkeit, unbeschadet der nicht verschwiegenen Lehrunterschiede. Man kann nicht sagen, daß hier Sturm gelaufen wurde, um eine eucharistische Gemeinschaft enthusiastisch herbeizuführen. Aber es wurde ein notwendiger Anfang gemacht, vor dem katholischen Weltforum zu bezeugen: es gibt noch etwas anderes als die negativen Canones des Tridentinum gegen den Protestantismus, es gibt eine echte, ja — wie Sartory erklärte — „urkatholische" evangelische Sakramentsfrömmigkeit. Er nannte sie sogar vorbildlich, das heißt nachahmenswert und dazu

anregend, sie aus der katholischen Erfahrung wieder zu aktualisieren, „auf den Leuchter zu stellen".
Der Vortrag ist einfach im Aufbau. Er bringt zunächst lutherische Abendmahlstexte und dann reformierte, d. h. kalvinistische. Es handelt sich fast durchweg um reformatorische Texte, d. h. solche von den Reformatoren oder den amtlichen Bekenntnisschriften. Bei einer Veröffentlichung sollte man vielleicht diese ausgezeichnete Zusammenstellung durch Stimmen der großen Frommen aus den evangelischen Kirchen ergänzen, um auch in die Nähe unserer Zeit zu kommen, wobei Dokumente aus dem Kirchenkampf und der Nähe des Martyriums besondere Zeugniskraft haben dürften. Naturgemäß können wir hier nur eine sehr kleine Auswahl wiedergeben.
Luther (1524): „Will ich meine Sünde vergeben haben, so muß ich nicht zum Kreuz laufen, denn da finde ich Vergebung noch nicht ausgeteilt. Ich muß mich auch nicht halten zum Gedächtnis und zur Erkenntnis des Leidens Christi [d. h., ich darf nicht bei subjektiven Bewußtseinsinhalten stehenbleiben] ..., sondern zum Sakrament oder Evangelium, da finde ich das Wort, das mir solche am Kreuz erworbene Vergebung austeilt, schenkt, darbietet und gibt ... Wer ein böses Gewissen hat von Sünden, der solle zum Sakrament gehen und Trost holen, nicht am Brot und Wein, nicht am Leib und Blut Christi, sondern am Wort, daß mir im Sakrament den Leib und das Blut Christi als für mich gegeben und vergossen darbietet ..."
Kleiner Katechismus: „Was nützet denn solch Essen und Trinken? — Das zeigen uns diese Worte: ‚für euch gegeben' und ‚vergossen zur Vergebung der Sünden', nämlich, daß uns im Sakrament Vergebung der Sünde, Leben und Seligkeit durch solche Worte gegeben wird; denn wo Vergebung der Sünde ist, da ist auch Leben und Seligkeit."
Großer Katechismus (1529): „Darum gehen wir zum Sakrament, daß wir da empfangen solch einen Schatz, durch und in dem wir Vergebung der Sünde erlangen. Darum heißt es wohl eine Speise der Speisen, die den neuen Menschen nährt und stärkt. Denn durch die Taufe werden wir erstlich neugeboren, gleichwohl bleibt die alte Haut im Fleisch und Blut am Menschen. Da ist so viel Hindernis und Anfechtung vom Teufel und der Welt, daß wir oft müde und matt werden und zuweilen auch straucheln. Darum ist es [das Abendmahl] gegeben zur täglichen Weide und Fütterung, daß sich der Glaube erhole und stärke ... Man soll es wissen, daß solche Leute für keine Christen zu halten sind, die sich lange Zeit dem Sakrament entäußern und entziehen."
Man könnte aus diesen Zitaten den reformatorischen Vorrang des Wortes entnehmen. Darum zitiert Sartory aus einer späteren Schrift Luthers: „Wird Christi Fleisch gegessen, so wird nichts denn Geist daraus, denn es ist ein geistliches Fleisch. Es gibt den Geist dem, der ißt ... Christi Fleisch ist voll Gottheit, voll ewigen Gutes, Lebens und Seligkeit ..." Der Christ werde in diese Speise „hineinverwandelt". Dazu aus Artikel 24 der Augsburger Konfession: „Man legt den Unseren mit Unrecht auf, daß sie die Messe sollen abgetan haben. Denn das ist offensichtlich, daß die Messe, ohne uns zu rühmen, bei uns mit größter Andacht und größtem Ernst gehalten wird als bei den Widersachern ..." Sartory betont mit Recht, das Interesse der Reformatoren war nicht theologisch-wissenschaftlich, sondern geistlich-pastoral.
Das gilt auch für die spezifisch lutherische Formulierung der Realpräsenz, die ihr zu Unrecht, ähnlich der katholischen, den Vorwurf der Magie eingetragen hat. In der Konkordienformel von 1573 heißt es: „Was die Konsekration anbelangt, so glauben, lehren und bekennen wir, daß solche Gegenwärtigkeit des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl nicht eines Menschen Werk oder das Sprechen des Dieners (Christi) schaffe, sondern einzig und allein der allmächtigen Kraft unseres Herrn Jesus Christus zugeschrieben werden soll." Also: Christus tauft, Christus feiert das Abendmahl und teilt die Speise des Lebens aus durch den Träger des Amtes.

Vereinigung mit Christus durch den Heiligen Geist

Die Zitierungen calvinischer Texte belegen vor allem das Hauptanliegen des Genfer Reformators und seiner Schüler, die Einheit der Gläubigen durch das Abendmahl und die Einwohnung Christi in uns durch den Heiligen Geist, der den Leib und das Blut Christi wirklich gegenwärtig macht, um damit den Vorwurf zu entkräften, daß Calvin unter die Spiritualisten zu rechnen sei (vgl. dazu auch den Aufsatz von Franz Leenhardt nach: Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 584). Das Schwergewicht der calvinistischen Abendmahlslehre liegt auf der Funktion des Heiligen Geistes, durch den „der Sohn Gottes uns in seinen Leib einpflanzt, so daß Er mit uns alles gemeinsam hat. So schöpfen wir das Leben von Seinem Fleisch und Blut, die mit Recht unsere Speise genannt werden. Wie das geschieht, kann mein kleiner Verstand nicht fassen. Daher ahne ich mehr dieses Geheimnis, als daß ich mich quäle, es zu begreifen ..." So hat allerdings das Abendmahl nichts Spezifisches, was es von andern Gnadenmitteln unterscheidet. Es ist Zeichen der gegenwärtigen Gnade, aber als Zeichen ist es von der Wirklichkeit des Bezeichneten erfüllt.
Auch nach reformierter Lehre, die P. Sartory an Hand des Genfer Katechismus und des Schottischen Bekenntnisses sehr ausführlich zitierte, ist der Glaube ausschlaggebend für den rechten Empfang des Sakraments, denn der Heilige Geist, der Christus gegenwärtig macht, wirkt nur im Glaubenden. Der Nichtglaubende empfängt nicht Fleisch und Blut Christi. Das ist der große Unterschied zum orthodoxen Luthertum, das die manducatio impiorum lehrt, also die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl nicht vom Glauben des Gläubigen abhängig macht.
Zum Schluß wies P. Sartory auf die geistliche Verwandtschaft dieser Zeugnisse trotz wesentlicher Lehrunterschiede hin. Sie würde an Zeugnissen von schlichten Gläubigen der evangelischen Konfessionen vielleicht noch eindrucksvoller, noch „katholischer" in Erscheinung treten. Allerdings verschwieg er auch nicht, daß „der innere Bereich geistlichen Lebens von der (kirchlichen) Trennung nicht unberührt" bleibe. Sartory meint aber, diese wurzele nicht im geistlichen Bereich, sondern in der kirchlichen Institution und der formulierten Lehre. Darum ist er überzeugt, daß die Heilung der Spaltung beim geistlichen Leben ansetzen müsse, dort, wo am meisten Übereinstimmung herrsche. Das würde bedeuten, daß eine Konkordanz der Spiritualität auf Grund der naiven, aber authentischen Laienfrömmigkeit versucht werden könnte, eine vielleicht sehr lohnende Aufgabe, die alle begeisterten Hörer auf dem Eucharistischen Kongreß mit Dank erwarten würden. Ein Einblick in diesen Bereich könnte auch für Papst Johannes XXIII. und das Konzil von

größter Bedeutung sein, nachdem es offensichtlich geworden ist, daß der Papst danach trachtet, die getrennten Brüder auf ihr Christ-*Sein*, katholisch gesagt, auf ihre ontologische Verwurzelung im mystischen Leibe Christi anzusprechen.

P. Sartory schloß mit der Frage: „Ist es nicht eigenartig, daß nicht das Wort Gottes allein ihnen die Augen öffnet . . .? Ich meine, es ginge uns in unserer Situation ganz ähnlich. Unsere Hoffnung auf die Einheit aller Christgläubigen liegt im Tun des Auferstandenen mit uns", so wie er mit den Jüngern im Emmaus verfahren sei (Luk. 24, 32).

Aktuelle Zeitschriftenschau

Theologie

AUER, Johann. *Das Eucharistische Opfer.* In: Münchener Theologische Zeitschrift Jhg. 11 Heft 2 (1960) S. 97—105.

Dieser Versuch einer Zusammenschau von Eucharistie als Christi einmaligem Opfer und Opfer der Kirche mit dem Opfer der Gläubigen will den Opferbegriff selbst differenzieren, der im Tridentinum wie in den meisten modernen Meßopfertheorien nach Thomas von Aquin dem religionsgeschichtlichen Opferbegriff nachgebildet ist, wo der Mensch Gott sein schuldiges Opfer (Fremdopfer) darbringt, während der theologische Opferbegriff von dem Selbstopfer Christi auszugehen habe. Beide Begriffe müßten zusammengefügt werden. Es kommt dem Verfasser darauf an, dem Mitleiden der Gläubigen, also ihrem Selbstopfer, mit Christus den angemessenen theologischen Ort zu geben.

BOISMARD, Marie-Émile, OP. *Conversion et vie nouvelle dans Saint Paul.* In: Lumière et Vie Bd. 9 Nr. 47 (April/Mai 1960) S. 71—94.

Wiewohl die Metanoia ein durchgängiges Thema aller biblischen Schriften ist, hat es doch wohl niemand vielseitiger behandelt als der heilige Paulus, was dieser Aufsatz im Zusammenhang darstellt. Die übrigen Beiträge des Heftes vervollständigen die biblische Theologie in bezug hierauf und bilden insgesamt eine wertvolle Monographie zu einer Frage, die heute sowohl historisch (Luther-Trient) als auch asketisch (Beichte — vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S.180) immer stärkeres Interesse findet.

CAUDRON, M. *Magistère ordinaire et infaillibilité pontificale d'après la constitution Dei Filius.* In: Ephemerides Theologicae Lovanienses Jhg. 36 Nr. 2 (April/Juni 1960) S. 393 bis 431.

Eine sorgfältige Untersuchung der Entstehungsgeschichte der Konstitution *Dei Filius* ergibt, daß die Väter des Vatikanischen Konzils die päpstliche Unfehlbarkeit auf Akte des außerordentlichen Lehramtes beschränkt haben. Dem ordentlichen Lehramt kommt dieses Charisma nur im Konsens des Gesamtepiskopates zu.

DAYEZ, M. *Narcoanalyse et morale.* In: Ephemerides Theologicae Lovanienses Jhg. 36 Nr. 2 (April/Juni 1960) S. 432 bis 465.

Die Untersuchung beschränkt sich auf die Anwendung der Narkoanalyse als Hilfsmittel der Justiz. Während der Verfasser ihre Erlaubtheit verneint, wenn sie als Mittel zur Erlangung von Schuldgeständnissen angewendet wird, hält er sie für sittlich erlaubt, wenn sie dem psychiatrischen Gutachter dazu dient, den Grad der Verantwortlichkeit des Angeklagten zu ermitteln. In Analogie zu den hierfür beigebrachten Argumenten wäre sie dann a fortiori erlaubt zu psychotherapeutischen Zwecken.

DUFF, Edward. *Kirche und Staat in den USA.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 85 Heft 12 (September 1960) S. 440—460.

Duffs Beitrag geht aus von den Vorbehalten gewisser Gruppen von Amerikanern gegen den katholischen Präsidentschaftskandidaten Kennedy und seinen Vorgänger Alfred E. Smith, dessen Zugehörigkeit zur Kirche ihm 1928 den Weg zur Präsidentschaft verbaut hat. Duff führt einige Zeugnisse amerikanischer Bischöfe, und zwar seit der Frühzeit der Staaten, an, die sich alle bedingungslos für die amerikanische Verfassung ausgesprochen haben, einschließlich für das First Amendement, das eine Staatskirche verbietet und freie religiöse Betätigung für alle garantiert. Diese Einstellung des Episkopats wurde niemals, auch heute nicht, aus taktischen Gründen bekundet, sondern aus der Überzeugung, daß die amerikanische Verfassung für die amerikanischen Katholiken die beste ist. Obgleich in jüngster Zeit die Theologen vorwiegend die Religionsfreiheit als allgemeines Prinzip positiv bewerten, bleibe viel zu tun, um eine umfassende Theologie der Toleranz zu entwickeln: Auf welchem Prinzip kann man eine Religionsfreiheit aufbauen, die wirklich gegen die Intoleranz gerichtet und trotzdem nicht Ausdruck oder Zeugnis eines Skeptizismus, sondern die lebendige Verkörperung eines Glaubens ist (Marcel)? Um diese wichtige Frage zu lösen, können die Theologen eine Reihe eindeutiger Tatsachen vorfinden, von denen sie ausgehen können: die ununterbrochenen und übereinstimmenden Erklärungen des amerikanischen Episkopats in dieser Frage.

HANTSCH, Hugo, OSB. *Die „Abrenuntiatio" im Taufritus und die Mönchsprofeß. Ihre Beziehungen zueinander und zu zeitgenössischen Rechtsanschauungen.* In: Österreichisches Archiv für Kirchenrecht Jhg. 11 Heft 3 (1960) S. 161—189.

Diese Erklärung der benediktinischen Mönchsprofeß gibt aufschlußreiche Einblicke in das Verständnis der Taufe und professio fidei in der Alten Kirche als eines Vertrages mit Gott bzw. als Kündigung des Dienstverhältnisses zum Satan. Reichliche Belege aus den Kirchenvätern seit Origines erweisen, wie „diese Vorstellungen aus dem Vertrags- und Urkundenwesen des weltlichen byzantinischen oder hellenistisch-spätrömischen Rechtes in die geistige Sphäre des Traditionsaktes des Täuflings an Christus eingedrungen sind . . ." So auch in der ostkirchlichen Tradition.

RAHNER, Karl, SJ. *Die Armut im Ordensleben einer veränderten Welt.* In: Geist und Leben Jhg. 33 Heft 4 (1960) S. 262—290.

Eine umfassende, sehr sorgfältige und auch soziologisch sachgemäße Gewissenserforschung, ob der heutige Armutsstil noch die Zeugniskraft der von Jesus angeratenen Armut haben kann. Unter Vermeidung traditioneller Armutsromantik wird die formal-juristische Seite der Armut, die dem Oberen das Verfügungsrecht über die Güter des Ordens gibt, als nicht ausreichend abgewiesen und von allen erdenklichen Seiten her gefragt, ob die Ordensleute nicht ohne richtige Unterscheidung manches aus der heutigen Wirtschafts- und Arbeitsverfassung in ihr Leben aufgenommen haben, das aus einem „indiskreten Einverständnis mit dem Geist und Lebensstil unserer Zeit" stammt, und ob nicht eben doch eine deutliche Ausbildung einer Konsum- und Genußaskese in wirklich schöpferischer Weise nötig wäre.

RAMBALDI, Giuseppe, SJ. *Diaconato stabile: volto nuovo die una questione antica.* In: La Civiltà Cattolica Jhg. 111 Nr. 2645 (3. September 1960) S. 461—472.

Die niederen Weihen als kirchliche Stände entsprechen der altkirchlichen, der Diakonat sogar der apostolischen Tradition. Der wichtigste Grund für ihr Verschwinden liegt in dem Willen, den Mißbrauch des Pfründewesens am Ende des Mittelalters zu beseitigen. Unter den heutigen Verhältnissen gewinnt der Apg. 6, 3 von Petrus angeführte Grund für die Einrichtung des Diakonates neue Aktualität. Man sollte die Frage aber nicht hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt des Zölibates sehen.

ROMEO, Antonino. *Preparazione del giovane clero alla vita pastorale.* In: Divinitas Jhg. 4 Nr. 2 (Mai 1960) S. 317—357.

Der Verfasser zieht eine ganze Reihe von Folgerungen aus dem Grundsatz, daß die Heranbildung zum Seelsorger das beherrschende Formalprinzip in der Erziehung und wissenschaftlichen Unterrichtung des zukünftigen Weltklerus sein muß. Er spart nicht mit Kritik an der vielfach üblichen didaktischen Methode in den theologischen Disziplinen, entwickelt aber auch eine Fülle guter Gedanken und Ratschläge für die Konvikts- bzw. Seminarerziehung. Wiewohl in erster Linie auf italienische Verhältnisse bezogen, dürften seine Ausführungen alle interessieren, die sich über die Priesterbildung Gedanken machen oder machen müssen.

SCHÖKEL, Luigi Alonso, SJ. *Dove va l'esegesi cattolica?* In: La Civiltà Cattolica Jhg. 111 Nr. 2645 (3. September 1960) S. 449—460.

Diese Frage, meint der Verfasser, wird heute von geistlichen Kreisen in dem Ton gestellt, in dem man sich nach dem Befinden eines Schwerkranken erkundigt. Er zeigt dann, welch ein Wandel sich in fünfzig Jahren besonders in der Beurteilung der Historizität vollzogen hat, aber keineswegs gegen die Autorität des kirchlichen Lehramtes, sondern unter Billigung und mit Förderung desselben.

VOLK, Hermann. *Freiheit als Frucht der Erlösung.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 15 Heft 8/9 (August/September 1960) S. 489 bis 499.

Die Schrift kenne nicht das Wort Freiheit, wie wir es gebrauchen: als eine wesentliche Eigenschaft des Menschen und seiner Würde. Sie spreche von Freiheit als Heilsfrucht, da sie sich mit dem befaßt, worauf es ankommt, und gerade hierin ist der Mensch nach der Schrift nicht frei. Freiheit ist Gabe der Erlösung, sie wurzelt tiefer als die Eigenschaft Freiheit. Die Freiheit als unmittelbare Frucht der Erlösung ist — in der Zeit — die Freiheit von der Sünde, die Freiheit von der Knechtschaft des Gesetzes und von der Übermacht der Welt. Volk zeigt, was dieser dreifache Inhalt der Freiheit als Heilsfrucht bedeutet und wie er eng miteinander zusammenhängt.

Altenseelsorge. Sammelheft von Lebendige Seelsorge Jhg. 11 Heft 6/7 (1960).

Das Doppelheft ist dem immer dringlicher werdenden Problem der Alten-Leute-Seelsorge gewidmet. Es bietet zahlreiche Beiträge aus pastoraler, homiletischer, caritativer und psychologischer Sicht. Robert Svoboda OSC gibt einen Überblick über den augenblicklichen Stand der Altenseelsorge. Fortschritte sind zu verzeichnen, aber sie genügen nicht. Schwierigkeiten bilden rein äußerlich die Überlastung der Seelsorger, aber auch ihre Unfähigkeit, mit dem alten Menschen Kontakt aufzunehmen. Die aszetische Theologie hat das unaufschiebbare Altersproblem noch nicht aufgegriffen. Auch der Sterbenden-Beistand, der in besonderer Weise mit der seelsorglichen Betreuung der Alten verbunden ist, stößt auf zunehmende Schwierigkeiten, weil sich „der Stil des Sterbens neuerdings bedeutsam verändert — nicht im günstigen Sinne für die Pastoral — und außerdem die eschatologische Vorstellung heute weitgehend eine andere ist, als sie etwa in der Commendatio Animae des Rituale Romanum vorherrscht".

Krankenseelsorge im Ausbau. Sammelheft von Der Seelsorger Jhg. 30 Nr. 10/11 (Juli/August 1960).

Dieses Heft bietet auf knappem Raum und in lesbarer Kürze eine Fülle von Anregungen für diesen so wichtigen Bezirk der Seelsorge. Sie stammen durch-

weg aus praktischer Erfahrung und beziehen sich sowohl auf die Seelsorge im Krankenhaus als auch am privaten Krankenbett, ferner auf die allgemeine Krankenseelsorge und auf schwierige Seelsorgsfälle.

Philosophie

ECK, Marcel. *Le sommeil.* In: Études Jhg. 93 Nr. 1 (Juli/August 1960) S. 43—61.

Diese sehr lesenswerte Studie bietet eine Phänomenologie des Schlafes, die ebenso von physiologisch-medizinischen wie von psychologischen Erkenntnissen befruchtet ist. In angenehm flüssigem Stil wird ein wichtiges Kapitel Lebenskunde vielseitig dargeboten, und zwar so, daß die Darstellung einen tiefen Eindruck hinterläßt. Der Verfasser hat die Diskontinuität des modernen Lebens aus einem wenig beachteten, anscheinend aber höchst wichtigen Gesichtspunkt angesprochen, der besonders auch die Pastoral und die Pädagogik angeht.

EDER, Gernot. *Gibt es „Bausteine" der Materie?* In: Wort und Wahrheit Jhg. 15 Heft 8/9 (August/September 1960) S. 524 bis 534.

Der Untertitel des Beitrages lautet: „Die Erforschung der Elementarteilchen, ihre Eigenschaften und Metamorphosen." Wir kennen bis heute 26 Elementarteilchen (sieben weitere sind zu vermuten, aber noch nicht gesichert). Diese Elementarteilchen sind Zustände bestimmter Masse, Energie usw. von Feldern, die untereinander in Wechselwirkung stehen. „Durch diese Wechselwirkungen sind die Felder aber so stark miteinander verknüpft, daß eine eindeutige Auflösung in einfache Felder nicht mehr möglich ist." Daher definiert Eder die Elementarteilchen als komplizierte Bindungszustände, bei denen eine Auflösung in einzelne Komponenten nicht mehr möglich sei. „Elementar" sind diese Elementarteilchen also nur noch dem Namen nach.

HOLLENBACH, Johannes Michael, SJ. *Macht und Ohnmacht des Vaters.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 85 Heft 5 (Juni 1960) S. 209—222.

Hollenbach behandelt die Frage, wie der Vater in der modernen Welt, die den Vater der Familie weitgehend durch die Berufsarbeit entzieht, seine väterlich-erzieherische Macht den Kindern sichtbar und erfahrbar machen kann. Um dies leisten zu können, muß der Vater um die Bedingungen seiner persönlichen Autorität wissen: er muß den Gefühlszugang zur Seele seiner Kinder gewinnen, er muß regelmäßig mit ihnen spielen. Für die Gewissensbildung des Kindes durch den abwesenden Vater ist entscheidend, daß das Kind von der Gesinnungsgemeinschaft zwischen Vater und Mutter tief durchdrungen ist. Auf diese Weise wird der abwesende Vater in der Mutter für das Kind gegenwärtig. Hollenbach spricht sich ferner für den gemeinsamen Gottesdienstbesuch von Kindern und Vater aus, desgleichen müsse letzterer wieder zum religiösen Lehrer seiner Kinder werden, eine Aufgabe, für die er freilich bis heute fast überhaupt nicht vorbereitet ist.

ISAYE, G., SJ. *La métaphysique des simples.* In: Nouvelle Revue théologique Jhg. 92 Nr. 7 (Juli/August 1960) S. 673 bis 698.

In einer genauen Analyse der Voraussetzungen des menschlichen Denkens, Urteilens und Sprechens, wie sie schon in den Äußerungen von Kindern und dann im gesunden Menschenverstand erkennbar sind, werden die Prinzipien der Metaphysik in ihrer Evidenz bestätigt. Insbesondere wird der Relativismus logisch ad absurdum geführt. Die Folgerichtigkeit der Gedanken des Verfassers ist bestechend und wertvoll für apologetisch-philosophische Didaktik. Das Mysterium des Seins läßt er stehen.

PORTMANN, Adolf. *Probleme der Evolutionstheorie.* In: Merkur Jhg. 14 Heft 9 (September 1960) S. 841—853.

Portmann versucht eine „Ortsbestimmung" seiner Auffassung von der Evolution des Lebendigen. Die Annahme von der Entwicklung der Lebensformen in der Erdgeschichte wird dem Naturforscher von „einem gewaltigen Arsenal von Beweisen" aufgezwungen. Doch muß eine solche „allgemeine Entwicklungstheorie" von speziellen Theorien, d. h. speziellen Aussagen über die Faktoren, die die Umwandlung der Organismen bewirken, unterschieden werden. Darwins Selektionstheorie war eine solche spezielle Theorie; seit 1930 hat die Entwicklung der Erbforschung, die Entdeckung der „Mutation" eine neue Variante einer speziellen Entwicklungstheorie, den Neodarwinismus, heraufgeführt. Portmann zeigt einige Einseitigkeiten dieser speziellen Theorie auf, weswegen er nicht glaubt, „daß die Evolution ein im Prinzip durchschautes Geschehen sei".

VERENO, Matthias. *Wurzel und Baum der modernen Gnosis.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 15 Heft 8/9 (August/September 1960) S. 500—508.

Gnosis und Magie verkehren die Ich-Du-Beziehung in die Ich-Es-Beziehung. Sie dienen nicht, sondern bedienen sich der Dinge und der Menschen. Da dadurch die Freiheit zerstört wird, werden sie immer wieder auf sich selbst zurückgeworfen. Vereno gibt einen Abriß der modernen Gnosis-Bewegung, ihrer Verbindung mit dem Empirismus (und damit ihrer Hintanstellung der Theorie) und dem Synkretismus bei der Blawatskaja, der Besant, bei Steiner und Aurobindo u. a. sowie der neugnostischen Rassenmythologie, die den Nationalsozialismus beeinflußt hat.

Kultur

ARENDT, Hannah. *Der Mensch und die Arbeit.* In: Merkur Jhg. 14 Heft 8 (August 1960) S. 701—719.

Ein Vorabdruck aus „Vita Activa oder vom tätigen Leben" (Kohlhammer, Stuttgart), in der Frau Arendt durch die Gegenüberstellung vom homo faber und animal laborans zu zwingenden, wenn auch nicht in allem neuen Einsichten über die moderne Arbeitswelt und -gesellschaft kommt. Bemerkenswert ist ihre Widerlegung von Marxens Utopie der Befreiung des Menschen von der Arbeit; Marxens Annahme, daß Freizeit das animal laborans produktiv machen würde, wobei er davon ausging, daß „Arbeit als Kraft, gleich jeder anderen Energie, niemals verlorengehen könnte und . . . automatisch frei wird für das ‚Höhere'". Die Wirklichkeit hingegen lehrt, daß die überschüssige Zeit das animal laborans nur konsumieren läßt, was korreliert mit dem Wesen der Arbeitsgesellschaft, die erst dadurch entstehen konnte, daß aus den zu gebrauchenden Dingen zu verbrauchende wurden.

CENCILLO, Luis. *Wandlungen des spanischen Geistes.* In: Dokumente Jhg. 16 Heft 4 (August 1960) S. 263—272.

Der Verfasser befaßt sich mit Strukturproblemen des spanischen Geistes und ihren Voraussetzungen, eines Geistes, der sich durch die Geschichte hindurch immer treu blieb, wenn er auch nie einfach, sondern immer vielfältig war. Diese Einheit in der Vielfalt ist seit den letzten Jahrzehnten im Schwinden. Da man nicht wage, Strukturen preiszugeben, die sich in der Vergangenheit bewährt haben, verbittere Spanien, es werde hart, der Schwung des Denkens verliere sich, die Denker hüllten sich in Schweigen.

HOLLENBACH, Johannes Michael. *Christliche Kulturpolitik.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 85 Heft 12 (September 1960) S. 401 bis 412.

Die Bedrohung der Bundesrepublik durch totalitäres Staatsdenken und die Anfälligkeit für die kommunistische Infiltration stellen an die kulturellen Kräfte in Deutschland höchste Anforderungen. Hollenbach setzt sich in diesem Zusammenhang besonders für die christliche Schule ein und übt scharfe Kritik an einzelnen Punkten des Gutachtens des Deutschen Ausschusses. Die Familie sei der Hort der Kultur.

RUF, A., OP. *Bild und Wirklichkeit.* In: Unda Heft 3 (1960) S. 19—23 .

Auch bei starkem Willen zur Dokumentation und Objektivität kann das Fernsehen als Publikationsmittel immer nur ein Bild liefern, dem die ontologische Wertung eines Medium in quo zukommt, d. h., zwischen Gegenstand und Betrachter steht ein Bildner, der, je mehr er den Eindruck zu erwecken sucht, reine Wirklichkeit widerzuspiegeln, die Wirklichkeit zu verfälschen droht. Daher ist der Wahrheitscharakter des Fernsehbildes erst dann gewahrt, wenn es als Aussage eines Aussagenden in Erscheinung tritt und nicht den Eindruck der Wesensaussage erweckt. Das zu erkennen und zu berücksichtigen ist Aufgabe des Beschauers. Hier beginnt das Problem der Erziehung des Publikums.

VON DER MÜHLL, Johanna. *Gogol und seine Zeit.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 85 Heft 12 (September 1960) S. 431—440.

Eine Darstellung des russischen Dichters, seiner Vieldeutigkeit in Aussehen, Sprache, Heimatgefühl, auch seines Verhältnisses zu Freunden, ja seiner was er in seinem Leben geschrieben und getan hatte, stand er zweifelnd Mutter. Seine unbedingte Wahrhaftigkeit machte Gogol sehr einsam. Allem, gegenüber.

Der Domschatz von Monza. Sammelnummer von Das Münster Jhg. 13 Heft 5/8 (Mai/August 1960) S. 145—237.

Aus Anlaß der Ausstellung „Bayerische Frömmigkeit" (vgl. ds. Heft, S. 15) bringt das Doppelheft des „Münster" auf 144 Seiten mit 115 Abbildungen eine Bildfolge aus dieser Ausstellung, an erster Stelle eine abgerundete, von A. Lipinsky vorzüglich kommentierte Wiedergabe des Theodelindenschatzes von Monza, abschließend einige Erläuterungen von Th. v. Bogyay über die karolingische Schrankenplatte von der Fraueninsel im Chiemsee. (Das Heft ist im Verlag Schnell & Steiner erschienen und kostet 9.40 DM).

Politisches und soziales Leben

BERKENKOPF, Galina. *Das Arbeitsentgelt im Sozialismus in der gegenwärtigen sowjetischen Wirtschaftstheorie.* In: Die neue Ordnung Jhg. 14 Heft 5 (Juni 1960) S. 201—209.

Die in der Nachfolge der Thünenschen Produktivitätsthese stehende sowjetische Lohntheorie ist noch weniger gesichert als die Preislehre. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung in dieser Frage dreht sich heute in der UdSSR allein um die Bedeutung der Löhne als Kostenbestandteil und als Anreiz zu vermehrter Leistung; sie wird also nur vom Standpunkt des staatlichen Unternehmers oder Betriebsleiters gesehen. Das zeigt die Verfasserin an zwei Beispielen: an der Diskussion um den Facharbeitermangel in den unterentwickelten Gebieten der UdSSR und an den Auseinandersetzungen über die Unzulänglichkeit der bisherigen Arbeitsentgelte der Kolchosmitglieder.

BURZIO, Lorenzo. *Sull'integralismo dei cattolici.* In: Vita e Pensiero Jhg. 43 Nr. 8 (August 1960) S. 530—542.

Auch aus diesem Aufsatz spürt man den Nachhall der Bewegung, die die politischen Interventionen der kirchlichen Autoritäten in Italien hervorgerufen haben (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 543). In ihm wird versucht, und zwar in einer maßvollen, dankenswert gelungenen Weise, den Begriff des Integralismus zu klären. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß wir in der pluralistischen Welt von heute uns keiner Zusammenarbeit verschließen dürfen, die Aussicht bietet, das bonum commune zu fördern, und daß dieser Gesichtspunkt den Vorrang haben muß, sofern es sich nicht um die Abwehr unmittelbarer Angriffe auf religiöse Werte handelt. Ein gewisses Risiko muß getragen werden.

CASALIS, Georges. *Cure d'âme et croisade. Essai sur les contradictions du RAM.* In: Revue de Théologie et de Philosophie Jhg. 10 Nr. 2 S. 124—139.

Dieser Bericht über Caux und die Moralische Aufrüstung bezichtigt die Bewegung des ethischen Pragmatismus, und zwar in der Form des Antikommunismus. Infolgedessen erreiche sie häufig statt echter Bekehrungen nur Pilatus-Bekenntnisse und stärke soziales Pharisäertum.

FESSARD, Gaston. *L'Antisémitisme en USSR. Faits et réflexions.* In: Études (September 1960) S. 215—232.

Die Anmaßung, mit der die Sowjetunion für sich selbst die Verteidigung der Rechte der unterdrückten Völker und Rassen reklamiert, erfährt in dieser Dokumentation ihrer antisemitischen Politik eine exakte Widerlegung. Nächst den Arabern sind heute die Sowjets die konsequentesten politischen Gegner der Juden.

FITZPATRICK, Joseph P. *Puerto Rican Story.* In: America Bd. 103 Nr. 23 (3. September 1960) S. 593—596.

Der Soziologe der Fordham Universität weist auf eine methodisch neuartige Untersuchung über Puerto Rico („Worker in Cane" von Joseph Mintz, Yale University Press) in Form einer Lebensgeschichte eines Zuckerrohrarbeiters hin, die sehr ertragreich für die Erkenntnis der Lebensform dieser Insel ist, die infolge der hohen und ständigen Auswanderung der Puertoricaner in die USA bekanntlich eines der größten, aber auch am besten untersuchten Migrationsprobleme für die amerikanische Sozialwissenschaft liefert. Fitzpatrick hebt hervor, daß dies Buch einen hervorragenden Beitrag zum Verständnis zweier Phänomene darstellt: einmal der informellen (ohne staatliche oder kirchliche Zeremonien geschlossenen) eheähnlichen Lebensgemeinschaften, die im ehemaligen spanischen Kolonialreich weit verbreitet sind, keineswegs aber immer auf moralische Laxheit hinweisen; dann aber auch der Verbreitung der Sekten (hier der Pfingstbewegung), die den religiösen Bedürfnissen dieses unterprivilegierten Volkes genau entsprechen und ihm ein religiöses Gemeinschaftserlebnis vermitteln, wo die Kirche versagt.

FOLLIET, Joseph. *Réflexions sur l'histoire et le destin du parti socialiste.* In: Chronique sociale de France Jhg. 68 Nr. 5 (31. Juli 1960) S. 315—325.

Folliet schreibt mit diesem Aufsatz die Einleitung zu einem Heft, das sich ganz mit dem französischen Sozialismus befaßt und zum Teil eine Meinungsumfrage wiedergibt. Der Gesamteindruck, den Folliet in seiner soziologisch-psychologischen Betrachtung zusammenfaßt, lautet: Wenn man unter Sozialismus eine gesellschaftspolitische Konzeption versteht, die eine revolutionäre Umwandlung der sozialen und geistigen Strukturen anstrebt, dann gibt es keinen Sozialismus mehr. Er hat keine originelle Idee mehr, sondern ist zur kleinbürgerlichen Interessenpartei geworden, ganz und gar pragmatisch, emotional gestützt durch Ressentiments.

FORSTHOFF, Ernst. *Die Bundesrepublik Deutschland. Umrisse einer Realanalyse.* In: Merkur Jhg. 14 Heft 9 (September 1960) S. 807—821.

Der Heidelberger Verwaltungsrechtler versucht eine Beschreibung der Gegebenheiten unserer Verfassungsordnung als „einer Form des Überdauerns im Rahmen der freien Welt in einem Augenblick, da die geschichtliche Rolle des deutschen Volkes nur eine . . . passive sein konnte". Es gibt in ihr keine Priorität und Superiorität des Staates gegenüber der Gesellschaft. Der Staat ist zur Funktion der Gesellschaft geworden, da diese sich seit 1945 wesentlich aus eigener Kraft integriert hat — vor allem die Wirtschaft, die damit ihre Fähigkeit zur Selbststeuerung und Selbstdisziplinierung erwies. Der Staat ist ein auf bestimmte Aufgaben zweckrationalisierter und damit weitgehend entideologisierter Staat geworden. Von da aus deutet Forsthoff eine Reihe von Phänomenen: die Chance der Interessenbefriedigung in diesem System, die Änderung des Verhältnisses des Bürgers zum Staat, die Funktion der Parteien, die Ausklammerung der Möglichkeiten der Krise und des Wohlstandes, die außerhalb der Logik des Systems der sozialen Ordnung liege.

HERCZEG, Karl L. *Die europäische Führungskrise.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 15 Heft 8/9 (August/September 1960) S. 509 bis 523.

Eine Darstellung der wirtschaftspolitischen Entwicklung Europas seit 1950, insbesondere der Spannungsfelder, die der Teilung in EWG und EFTA zugrunde liegen. Sie sind nicht in erster Linie technischer Art, sondern Auswirkungen eines hochgradigen wirtschaftstheoretischen Immobilismus führender, einflußreicher Nationalökonomen, dessen sich die englische Politik zunutze gemacht hat. Eine Annäherung der beiden Wirtschaftsgruppierungen (EWG und EFTA) wird nur durch kräftiges Umdenken aller an wirtschaftlichen Integrationsfragen Interessierten möglich sein.

KAAS, Ludwig †. *Tagebuch 7.—20. April 1933.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 85 Heft 12 (September 1960) S. 422—430.

Es handelt sich um einen ersten Tagebuchbericht aus dem Nachlaß des verstorbenen Prälaten Kaas, herausgegeben von Rudolf Morsey. Der Bericht gibt einige neue Gesichtspunkte zur Konkordatsfrage. Zu den wichtigsten dürften von den von Morsey angeführten folgende zählen: die Bestätigung, daß Kaas als Unterhändler sowohl für v. Papen wie für den Kardinalstaatssekretär tätig war; mangelnde Einsicht bei Kaas in die Dynamik der NS-Herrschaft; harmonische Zusammenarbeit zwischen Kaas und dem Kardinalstaatssekretär Pacelli.

KNORR, Lorenz. *Polen und seine Jugend.* In: Gewerkschaftliche Monatshefte Jhg. 11 Heft 9 (September 1960) S. 525—533.

Einige Bemerkungen zur polnischen Situation heute. Berichtenswert sind die persönlichen Eindrücke des Verfassers von der polnischen Jugend: Die Unterschiede zwischen Arbeiter-, Land- und studentischer Jugend sind danach viel größer als bei uns. Die Landjugend ist noch sehr konservativ, die Studenten sind modern, aufgeschlossen, aber politisch sehr zurückhaltend (sie bilden zahlenmäßig die schwächste der vier staatlichen Jugendorganisationen). Träger des Regimes ist die Arbeiterjugend. Da die polnische Wirtschaft noch weit vom Übergang der Produktionsgesellschaft zur Konsumgesellschaft entfernt sei, fehlen die bei uns üblichen Zivilisationsschäden fast ganz. Die polnische Jugend ist kontaktstark, kooperationsfreudig und an informellen Zusammenschlüssen interessiert.

KÖLLNER, Lutz. *Die Auslandshilfe der Vereinigten Staaten.* In: Europa-Archiv Jhg. 15 Heft 11 (5. Juni 1960) S. 349—359.

Von den zahlreichen, sehr miteinander verflochtenden Hilfsinstitutionen und -programmen der USA für Entwicklungsländer behandelt der Verfasser an Hand des sog. Draper-Report die drei wichtigsten: die Export-Import-Bank, das Mutual Security (das Kernstück der amerikanischen Auslandshilfe) und das Programm 480 (Agriculture Trade Development and Assistance Act), das seit 1954 bestehe und sich aus Surplus-Program (von landwirtschaftlichen Überschüssen), einem Notprogramm (für Hungersnöte, Schulspeisungen) und einem Finanzierungprogramm für den Ankauf von landwirtschaftlichen Überschüssen besteht. Der Verfasser behandelt ferner die neuen Linien amerikanischer Entwicklungspolitik bzw. ihre Abhängigkeit von der veränderten Zahlungsbilanz seit 1957/58.

KRUG, K. *Ausbildungshilfe im Entwicklungsland oder in Deutschland?* In: Entwicklungsländer Jhg. 2 Heft 4 (31. August 1960) S. 120—122.

Der Geschäftsführer der Carl-Duisberg-Gesellschaft befaßt sich mit Fragen der Ausbildung von wirtschaftlichen Fachkräften aus Entwicklungsländern. Wo soll ausgebildet werden? Krug sagt: sowohl in Deutschland wie in dem Entwicklungsland. Wer in Deutschland ausgebildet wird, muß menschlich dafür qualifiziert sein, er darf nicht zu jung sein (Lehrlinge scheiden in der Regel aus). Anderseits sollte man gegenüber dem, der begabt und interessiert ist (also nicht zu den zahlreichen Abenteurern gehört, die heute nach Deutschland kommen), großzügig verfahren. Doch sollten die wirklich Fähigen von ihren Regierungen vorher beraten und bei uns geprüft werden, ehe sie zur Ausbildung gelangen. Schließlich sei wichtig, daß sie nach ihrer Ausbildung in Deutschland auch einen ihrer Fähigkeit entsprechenden Arbeitsplatz in ihrer Heimat finden.

MACCHI, Angelo, und CASTELLI, Mario. *Riflessioni su recenti documenti ecclesiastici.* In: Aggiornamenti sociali Jhg. 11 Nr. 8/9 (August/September 1960) S. 473—490.

Es handelt sich um eine Übersicht und einen Kommentar zu den offiziellen und offiziösen kirchlichen Interventionen gegen eine Koalition der italienischen Democrazia Cristiana nach links. Das überaus große und teilweise sehr erregte Echo zeigt, daß bei konkreten politischen Stellungnahmen der kirchlichen Autorität heute sofort die Frage nach der Zuständigkeit dieser Autorität, das heißt nach dem Verhältnis zwischen objektiver und subjektiver sittlicher Norm einerseits und diesen und den weltlichen Realitäten anderseits, aufgeworfen wird, eine Frage, die sich nicht einfach beschwichtigen läßt.

PICARD, F. *Die soziale Lage und die Gewerkschaften in Frankreich.* In: Labor Jhg. 7 Heft 4 (1960) S. 184—186.

Eine Übersicht über die Entwicklung der sozialen Lage in Frankreich seit Beginn des Jahres: Streiks in fast allen Sektoren (mit Ausnahme der verstaatlichten Industrien). Angriffe der Gewerkschaften gegen die Regierung, die — wie der Verfasser schreibt — nichts unternimmt, um die ständig sinkende Kaufkraft (vor allem der Familie) zu stützen. Die christlichen Gewerkschaften sehen in der Überführung der „Sozialen Sicherheit", eines auf dem Prinzip der Selbstverwaltung begründeten Versicherungssystems, in den „Öffentlichen Dienst der sozialen Sicherheit" eine Verstaatlichung des derzeitigen Versicherungs- und Rentensystems. Die Wurzel für alle diese Übel liegt nach dem Generalsekretär der Christlichen Gewerkschaften Frankreichs, Georges Levards, im Fehlen einer Wirtschafts- und Sozialdemokratie, die die politische Demokratie ergänzt.

PLANCHAIS, Jean. *Armee und Staatsmacht in Frankreich.* In: Dokumente Jhg. 16 Heft 3 (Juni 1960) S. 167—175.

Die französische Armee habe niemals ihren Platz in der Nation gefunden, solange Friede war. Sie war und fühlt sich als Fremdkörper. Dieses Gefühl verstärkte sich seit dem zweiten Weltkrieg durch die sieglosen Schlachten in Vietnam und Algerien. Daraus erkläre sich auch die schwankende Haltung der Armee sowohl zur Vierten als zur Fünften Republik. De Gaulle ist heute dabei, die Indochina-Generation aus der Armee herauszulösen, er übergibt den Nachfolgern sachliche Aufgaben der Entwicklungshilfe, um sie vom Mythus der Nation zu heilen.

ROSA, Luigi. *Democrazia cristiana e ideologia politica.* In: Aggiornamenti sociali Jhg. 11 Nr. 8/9 (August/September 1960) S. 449—472.

Der Verfasser sieht die Gefahr integralistischer Tendenzen, die Democrazia Cristiana in Richtung auf eine Ordnungsmacht im Dienst der Idee eines christlichen Staates zu leiten: Herausforderung aller antikirchlichen und -klerikalen Kräfte, totalitäre Ambitionen, Enttäuschung der politischen Demokraten unter den Gläubigen usw. Die Democrazia Cristiana ist nicht einfach ein weltliches Instrument der kirchlichen Soziallehre, sondern ein Sammelbecken für Menschen, die nach deren Normen die politische Realität nach eigenem Wissen und Gewissen gestalten, und deshalb notwendig pluralistisch. Der Verfasser skizziert die Ideologie einer solchen Partei, die auf einer anderen Ebene liegt als die soziale Doktrin der Kirche.

SEIB, Friedrich Georg. *Aufgaben und Ziele der Deutschen Stiftung für Entwicklungsländer.* In: Entwicklungsländer Jhg. 2 Nr. 3 (30. Juni 1960) S. 75—78.

Das Programm der Deutschen Stiftung für Entwicklungsländer, Berlin-Tegel: 1. Unterrichtung geeigneter Personen aus den Entwicklungsländern über Wirtschaft und Verwaltung, über die in Deutschland angewandten Methoden und Arbeitsformen (in Seminarform, sechs bis acht Wochen Dauer, bei Teilnahme von maximal 25 Personen); 2. Unterrichtung deutscher Experten, die in Entwicklungsländern arbeiten werden, insbesondere Vorbereitung von Montageteams einzelner Firmen; 3. Erfahrungsaustausch von Wissenschaftlern und Technikern aus Entwicklungsländern und dem Westen, insbesondere auch über Fragen koordinierter Hilfen. 4. Schließlich wird die Deutsche Stiftung auch eigene Untersuchungen durchführen und systematisch Literatur über einschlägige Fragen archivieren.

STREULI, Jakob. *Das Zeitalter des Prestiges.* In: Schweizer Monatshefte Jhg. 40 Heft 2 (Mai 1960) S. 125—131.

„Das Prestiges hat nichts zu tun mit Ehre, auch nicht mit einem berechtigten Ehrgeiz und noch weniger mit Ansehen, es ist die Ausgeburt einer im Grunde kleinlichen Welt, der das wahrhaft Große verwehrt ist." Der Verfasser untersucht die verhängnisvolle Rolle des Prestiges in der internationalen Politik. Der Kampf werde hier häufig nicht von wirklichen, sondern von vorgetäuschten Positionen aus gefochten. Wenn früher Politik häufig dämonisierte Macht war, dann ist sie heute denaturierte Macht. Schöpfer des politischen Prestiges sind nach Streuli die Franzosen, aber auch England hat nach dem ersten Weltkrieg seinen Beitrag dazu geliefert. Entwickelt wurde das Prestigedenken und -verhalten aus den Residuen des Nationalismus mit Hilfe der modernen Massenmedien und den durch sie hervorgerufenen Abbau der Urteilsfähigkeit.

Jeunesse au seuil de la vie. Sammelheft von Lumen vitae Bd. 15 Nr. 3 (Juli/September 1960).

Dieser Band beschäftigt sich mit den pastoralen und katechetischen Fragen der Erfassung der Jugend in Studium und Beruf. Besonderer Beachtung wert ist der erste Beitrag von Louis Meilhac, der eine Umfrage über die religiöse Bildung an den katholischen Universitäten der Welt zusammenfaßt, die sich auch um die nichtkatholischen bzw. nichtchristlichen Studierenden bemüht. Es scheint, daß die Methode systematischer Darlegung nicht mehr ankommt und daß man statt auf Kenntnisse unmittelbar auf die Gegenüberstellung mit der Botschaft Christi ausgehen muß.

Chronik des katholischen Lebens

CAPRILE, Giovanni, SJ. *Lettere pastorali dei nostri vescovi.* In: La Civiltà Cattolica Jhg. 111 Nr. 2642 (16. Juli 1960) S. 168—175.

Dieser Überblick über die Fastenhirtenbriefe der italienischen Bischöfe, dem mehr als hundert Dokumente vorlagen, vermittelt ein Bild von den gegenwärtigen Anliegen, das gerade durch diese vergleichende Zusammenschau allgemeines Interesse gewinnt. Bedauerlich, daß diese Form der Publikation nicht überall ihrem Wert entsprechend geschätzt wird. Ähnlich wie beim Studium der Väter durch den Vergleich der Consensus der Tradition hervortritt, so durch die Zusammenschau der bischöflichen Stimmen die Rangordnung der gegenwärtigen Ziele im individuellen und sozialen kirchlichen Leben.

FREIBURG, A., SJ. *Ein Wort zur katholischen Studentenseelsorge.* In: Die Deutsche Universitätszeitung Jhg. 15 Heft 8 (August 1960) S. 25—26.

Die Studentengemeinden sind eine junge Einrichtung; erst seit dem zweiten Weltkrieg bestehen an allen deutschen Hochschulen katholische Studentengemeinden mit einem hauptamtlichen Seelsorger. Studenten fragen daher immer wieder: Warum Studentengemeinden, wenn es so lange ohne sie ging? — Freiburg legt dar, wie sich die Universität in den letzten hundert Jahren gewandelt hat: Spezialisierung und Ausweitung, die die Universalität und die menschlichen Kontaktmöglichkeiten vermindert haben. Die Universität weiß heute, daß sie nicht mehr Menschen führen und bilden kann. Daher die Notwendigkeit der Studentengemeinden, die dem Studierenden den Weg zur Einheit seines Lebens zeigen sollen. Die Kirche fördert die Bemühungen der Seelsorge auch deshalb, weil die Bedeutung der Laien ständig zunimmt. Sie will den Gefahren eines kirchlichen Individualismus vorbeugen, der leicht zur Vereinsamung und damit ins Kollektiv führt. Dennoch dürfe die Studentengemeinde nicht als ein kirchlicher „Kindergarten" mißverstanden werden; denn die Hilfestellung der Studentenseelsorge erfährt nur der, der sie erfahren will.

HOFMEISTER, Philipp. *Die Militärseelsorge in neuerer Zeit.* In: Münchener Theologische Zeitschrift Jhg. 11 Heft 2 (1960) S. 123—140.

Der Aufsatz gibt einen eingehenden Überblick über die kirchenrechtlichen Grundlagen der katholischen Militärseelsorge, ihre konkordatäre Regelung in den einzelnen Ländern, sowohl Europas wie in andern Kontinenten, und zieht über den CIC hinaus die Instructio der Konsistorialkongregation vom 23. 4. 1951 heran.

MAKWAIA, David P. K. *Zusammenarbeit zwischen Christen und Moslems.* In: Afrika Jhg. 2 Heft 8 (August 1960) S. 312 bis 314.

Der Verfasser, der aus einer mohammedanischen Häuptlingsfamilie stammt und 1954 konvertierte, spricht sich für eine uneingeschränkte Zusammenarbeit zwischen Christen und Moslems in allen praktischen Fragen auf der Basis der gegenseitigen Bruderliebe aus. Seine Wünsche an die Mission gründen auf seinen Erfahrungen in Tanganjika. Unklug sei es, wenn die Mission in eine rein verstandesmäßige Auseinandersetzung mit dem Islam eintreten wollte, um so Konvertiten zu gewinnen. Die religiösen Überzeugungen der Moslems seien zu achten, wohl sei es notwendig, daß Christen, die viel mit Moslems zusammenkommen, die Lehre des Islam hinreichend kennten. Wenn es wie in Tanganjika gelänge, die Moslem mit der Kirche bekannt zu machen durch Teilnahme an Taufen, Begräbnissen, in der Schule usw., würden sich sicher manche Möglichkeiten für die Mission ergeben. In der derzeitigen politischen Situation Afrikas, das von der kommunistischen Gefahr bedroht sei, hält der Verfasser das Zusammengehen von Christen und Moslems für unerläßlich. — Der Vortrag wurde auf der Missionsveranstaltung des Eucharistischen Kongresses in München gehalten.

Chronik des ökumenischen Lebens

CULLMANN, Oscar. *Das Thomasevangelium und seine Bedeutung für die Erforschung der kanonischen Evangelien.* In: Universitas Jhg. 15 Heft 8 (August 1960) S. 865—879.

Von einem fünften Evangelium könne beim Thomasevangelium von Nag Hamadi nicht gesprochen werden, für die literarische Forschung aber habe es außergewöhnliche Bedeutung. Die Handschrift ist gnostischer Herkunft, sie ist aus dem Griechischen ins Koptische übertragen worden, wie der Vergleich mit dem Oxyrhynchos zeigt. Sie unterscheidet sich jedoch wesentlich von den anderen gnostischen Funden. Nicht alles in ihr sei gnostisch, da ihr ältere Ausgaben zugrunde gelegen haben. Cullmann nimmt an, daß das Thomasevangelium erweisen könnte, daß die Sammlungen von Jesusworten, zu denen es zu zählen ist, älter seien als die kanonischen Evangelien selbst.

JABUSCH, Willard F. *Protestants in Latin America.* In: The Commonweal Bd. 72 Nr. 19 (9. September 1960) S. 462—464.

Der Verfasser, ein katholischer Priester, stellt fest, daß der Protestantismus in Lateinamerika an vielen Orten Fuß gefaßt und einen guten Ruf in bezug auf Ehrlichkeit, Fortschrittlichkeit und „Respektabilität" gewonnen habe. Dabei sind nicht die großen protestantischen Denominationen führend, sondern vor allem die Sekten. Die Siebenten-Tags-Adventisten z. B. repräsentierten heute in Kolumbien die stärkste protestantische Gruppe. Die Sekten zählen heute fünf bis sechs Millionen Anhänger. In zwanzig Jahren haben sich ihre Gottesdiensthäuser von 3000 auf 26 000 vermehrt. Neben 6400 Missionaren sind 1400 eingeborene Helfer tätig. Die Erklärung für diesen Erfolg findet der Verfasser darin, daß ein lebendiger Glaube an einen lebendigen Erlöser in ein religiöses Vakuum stößt.

STECK, Karl Gerhard. *Zur katholisch-protestantischen Kontroverse.* In: Evangelische Theologie Jhg. 20 Heft 8/9 (August/September 1960) S. 337—363.

Diese Auseinandersetzung mit neuen katholischen Büchern (Schütte, Pelikan, Brandenburg und Lortz) kommt zu der kritischen Feststellung: „Es gibt kein eigenes oder fremdes Haus neben dem Evangelium, zu dem gerufen zu werden für irgendeinen Teil der Christenheit sinn- und verheißungsvoll sein könnte." Darum lenkt der Verfasser die Fragestellung auf die Arbeiten von Joseph Kleins „Skandalon", zu dem er eine Antwort von katholischer Seite erwartet. Dennoch sei die Antithese von reformatorischer Freiheit und römisch-katholischem Gehorsamszwang wohl noch nicht die tiefste Formel für den bestehenden Gegensatz, sondern „die Vertauschung von Evangelium und Kirche".

WALZ, Hans Hermann. *Die ökumenische Dimension.* In: Zeitwende Jhg. 31 Heft 9 (September 1960) S. 597—606.

Der Generalsekretär des Deutschen Evangelischen Kirchentages bedauert das Fehlen einer ökumenischen Theologie und die Eilfertigkeit, mit der nach der „Einheit der Kirche" als Organisation gesucht werde, ehe sie in den Gemeinden integriert sei. Es drohe durch die Bemühungen, die heute hauptsächlich in Händen der Kirchenleitungen lägen, eine Klerikalisierung der Ekklesiologie, wozu auch die katholische Beteiligung am ökumenischen Gespräch beitrüge. Walz will diese Probleme als Fragen von seiten der Laien vortragen.

WILKENS, Erwin. *Ökumenische Zuverlässigkeit.* In: Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung Jhg. 14 Nr. 17 (1. September 1960) S. 257—259.

Der Presseleiter des Lutherischen Kirchenamtes der VELKD wendet sich hier nachdrücklich gegen die „Grenzüberschreitung", die auf Anregung sowohl des Generalsekretärs des Weltrates der Kirchen, Dr. 't Hoofts, wie von Prof. Joh. Hoekendijk auf der studentischen Europakonferenz in Lausanne (13.—24. Juli) erfolgte, indem die Studenten aufgefordert wurden, in einem „revolutionären" Akt die Kirchengrenzen zu sprengen und eine gemeinsame interkonfessionelle Abendmahlsfeier zu veranstalten, was dann auch teilweise geschah. Wilkens erinnert in diesem prinzipiellen Aufsatz an die ökumenische Vereinbarung, die Trennung im Abendmahl auf ökumenischen Konferenzen höchstens dadurch zu überwinden, daß die Ortsgemeinde zu einer gemeinsamen Abendmahlsfeier einlädt. Abendmahlsgemeinschaft könne es nach lutherischer Auffassung legitim nur im Rahmen einer Lehr- und Kirchengemeinschaft geben.

WOLF, Erik. *Kirchenbegriff und Kirchenrechtslehre.* In: Theologische Literaturzeitung Jhg. 85 Nr. 9 (September 1960) Sp. 641—648.

Der Aufsatz, der dem 4. Teil des demnächst erscheinenden Buches des Freiburger Kirchenrechtlers über „Ordnung der Kirche. Ein Lehrbuch des Kirchenrechts in ökumenischer Ausrichtung" (Klostermann, Frankfurt a. M.) entstammt, wendet sich u. a. gegen den Gegensatz von Rechtskirche und Geistkirche und gegen die „spiritualistische Umbiegung" der traditionellen (lutherischen) Zwei-Reiche-Lehre. Der kalvinistische Autor anerkennt, daß die römisch-katholische Kirche keineswegs ausschließlich juristisch verfaßt sei. Das katholische Kirchenrecht sei auch nicht derart theologisiert, daß von daher eine „Verrechtlichung" der Kirche drohe.

ZIMMERMANN, Harald. *Der Kirchenbegriff in der neueren katholischen Kirchengeschichtsschreibung.* In: Materialdienst Jhg. 11 Nr. 4 (Juli/August 1960) S. 61—69.

Dieser Überblick über die katholische Kirchengeschichtsschreibung seit der Reformation findet, daß die ekklesiologischen Aussagen eine Spannung enthalten, die sich daraus ergebe, „daß von der Kirche einerseits als einer überirdischen Institution geredet werden muß, sie anderseits aber als menschliche Gemeinschaft in Erscheinung tritt". So sei die historia ecclesiastica, die universal sein wollte, tatsächlich auf die konkrete und partikulare Kirche beschränkt.

Amt und Ordination. Theologische Einführung zum Pfarrergesetz der VELKD. In: Evangelische-Lutherische Kirchenzeitung Jhg. 14 Nr. 16 (15. August 1960) S. 241—242.

Diese Einführung in die Theologie des lutherischen Amtes ist Teil der Begründung zum 2. Entwurf des Pfarrergesetzes der VELKD und soll die Grundgedanken des Gesetzes klarstellen. Das Amt wird vom Priestertum aller Gläubigen abgehoben. Es gebe nur ein Amt in der Kirche, das Predigtamt (Artikel V Augustana).

Vorschau auf das Rundfunkprogramm

Wir weisen unsere Leser auf folgende religiös, weltanschaulich und kulturell bedeutsame Sendungen hin

1. Oktober (Samstag)

18.00 Ist die Schöpfungsgeschichte noch aktuell? *H. Bannach* (BRE)
18.15 Paul Schneider — der Prediger von Buchenwald, *K. Würzburger* (WDR I)
20.00 Bilder aus der Geschichte des Deutschen Reichstages, *E. Deuerlein* (WDR II)
20.30 Marx, Hegel und Heidegger als Propheten des technischen Zeitalters, *O. Schatz* (ÖRF III)
21.45 Das Konzil von Trient, *H. Michel* (SWF II)

2. Oktober (Sonntag)

8.00 Zum 300. Todestag von Vinzenz von Paul, *K. A. Götz* (MÜ II)
8.30 Hörsp.: Brot braucht Reklame, *A. Sommerauer* (MÜ II)
10.00 Das Abendland und die Kulturen des Ostens, *H. Freyer* (STU)
10.30 Großstadtvolk — von den Dichtern betrachtet, *H. Kleffel* (BRE II)
10.30 Bildung als Problem und Aufgabe heute, R. *Schwarz* (SWF)
11.00 Kirche in nachkirchlicher Zeit, *E. Müller-Gangloff* (STU II)
11.15 Die Kirche und das Heil der Welt, *H. Zeller* (SWF II)
11.45 Der Christ und die Staatlichkeit, *H. Schomerus* (SWF II)
12.00 Psalmenfrömmigkeit, *H. Schneider* (FRA II)
13.15 Nachdenkliches über Ghana, *H. Kaufmann* (WDR I)
13.30 Erntedank und Erntefest im Brauchtum Ostdeutschlands und des Sudetenlandes (MÜ II)
13.30 Die Jugend im roten China (FRA II)
15.00 Thomas Wolfe zum 60. Geburtstag, *F. H. Ryssel* (STU II)
16.30 Moderne Lyrik Afrikas, *J. Jahn* (SFB)
17.00 Hörsp.: Die andere Jehanne, *H. Hensen* (BRE II)
18.00 Die Dankbarkeit — und ihre Floskeln, *R. Spiecker* (WDR)
18.00 Das Menschheitsbild im Lichte der modernen Wissenschaften, *A. Jores* und *W. Gerlach* (ÖRF III)
19.15 Warum lassen sich Erdbeben nicht voraussagen? (STU II)
20.30 Weltgefahr Hunger, *F. Winter* (WDR)
21.15 Jerusalem 1903, *A. Kerr* (WDR I)
21.20 Wallfahrten heute — Assisi, *D. Kiesselbach* (MÜ)
22.25 Was wissen wir von den Engeln? *S. Dobretsberger* (ÖRF)

3. Oktober (Montag)

10.00 Schulf. Laotse — Von der Weisheit der Welt (RIAS)
14.35 Die vorgeschichtliche und die heutige Sahara, *R. Furon* (ÖRF II)
16.45 Zum 200. Geburtstag des Schneiders von Pensa, *H. L. Zollner* (STU)
16.45 Große Seelsorger, *Landesbischof D. Dietzfelbinger* (BRE)
17.15 Psychotherapie — eine moderne Form der Beichte? *A. Waitusch* (ÖRF II)
18.15 Der Papst Hadrian VI. und Karl V., *F. Ansprenger* (SFB)
18.40 Techniker als Elite der Gesellschaft, *J. Hommes* (ÖRF III)
20.10 Von Daumier bis Chagall, *G. Schmidt* — Die literarische Darstellung Indiens (SAA II)
20.30 Thomas Wolfe — Werk und Leben (RIAS)
20.45 Über den Historismus in der Musik, *Th. W. Adorno* und *R. Stephan* (STU II)
21.05 Existenzprobleme der Entwicklungsländer — Ceylon, *H. Bechert* (MÜ II)
22.00 Hauptfragen und Grundkonzeptionen moderner Psycho ogie, *M. H. Marx* (RIAS)
22.15 Der Revisionismus in der sowjetischen Literatur, *H. von Ssachno* (MÜ II)
22.30 Mythos plus Psychologie, *G. Westphal* (SWF)

4. Oktober (Dienstag)

10.00 Radar und die Grenzen der Sinne, *E. Verhülsdonk* (SWF)
15.00 Schulf. Reformation und Gegenreformation (BRE)
15.00 Schulf. Hans Carossa — Jugendporträt (SFB)
16.45 Der Vater — eine Karikatur? *W. Geist* (STU)
17.30 Kommunismus in Mexiko, *F. Th. Zölch* (WDR)
17.45 Herkunft und Aktualität des Zen-Buddhismus, *H. Paeschke* (SWF)
18.40 Tiefseeforschungen im Stillen Ozean mit dem Expeditionsschiff „Witjas", *S. Filatowa* (ÖRF III)
20.30 Das Phänomen der menschlichen Größe, *J. Merkelbach* (SAA)
21.05 Sprache und Wirklichkeit, *M. Buber* (MÜ II)
22.00 Heinrich Schütz zum 375. Geburtstag, *W. Heinrich* (SAA II)
22.20 Die Krise des Fortschrittsglaubens und die Entstehung der Kybernetik, *H. Kesting* und *H. Rittel* (FRA)

5. Oktober (Mittwoch)

10.40 Krankheit im Lichte des Glaubens, *D. P. Althaus* (MÜ)
16.30 Gibt es noch Hexen? *H. Prollius* (SAA)
17.15 Der Bergstamm der Yao in Nordthailand, *E. Troger* (ÖRF II)
17.45 Zum 75. Geburtstag von François Mauriac, *J. A. Flach* (SWF II)
18.00 Betrachtungen nach dem Eucharistischen Kongreß, *M. von Galli* (MÜ)
18.40 Vom Atom zum Molekül, *P. Urban* (ÖRF III)
21.00 Afrikas Weg in die Weltpolitik, *P. Scholl-Latour* (BRE)
21.00 Leben und Wirken des Thomas G. Masaryk, *P. Lotar* (SWF)
21.05 Die Verbindlichkeit literarischer Urteile, *W. Jens* (MÜ II)
21.15 Jean Anouilhs dramatische Entwicklung, *J. Kaiser* (FRA II)
21.35 Das Abendland und die Kulturen des Ostens, *H. Freyer* (STU II)
21.45 Macht Wohlstand krank? *A. Jores* (FRA)
22.15 Moskau — Berlin — New York 1930 — ein Rückblick, *F. Sternberg* (MÜ II)
23.15 Was ist Publizistik? *E. Dovifat* (SFB)

6. Oktober (Donnerstag)

10.00 Schulf. Japan im Aufbruch (1860—1910) (RIAS)
15.00 Schulf. China zwischen Licht und Schatten, Dr. Sun Yat-Sens (RIAS II)
16.30 Zum 60. Geburtstag von Thomas Wolfe, *H. Görtz* (ÖRF)
16.50 Gedanken über das Älterwerden, *M. L. Lange* (SAA)
17.15 Die Pädagogik des Ostens, *D. Möbius* (ÖRF II)
17.35 Die Frau zwischen Gestern und Morgen, *L. Paepcke* (WDR)
18.10 Lebenshilfen beim Altwerden, *W. Schulte* (WDR I)
18.40 Ost und West in der religiösen und politischen Prophetie (ÖRF III)
20.30 Ist eine Koexistenz zwischen dem Westen und der Sowjetunion möglich? (ÖRW)
20.40 Kein Platz für Nomaden, *R. Jacobs* (SFB II)
22.20 Das Regime Cäsars, *Ch. Wirszubski* — Das Problem der Entwicklungsländer, *A. Piatier* — Die literarische Darstellung der Landschaft — der Norden, *G. Marcotte* (FRA II)
22.45 Buchbespr.: Verlag Herder: Lexikon der Weltliteratur im 20. Jahrhundert, *F. Schonauer* (STU)
23.10 Garcia Lorca und die Neue Musik, *F. K. Prieberg* (SFB)

7. Oktober (Freitag)

14.35 Die geologische Entdeckung der Sahara, *R. Furon* (ÖRF II)
18.00 Schulf. Dresden (SAA II)
18.40 Leben und Wirken der neuen H.O.T.-Therapie-Blutwäsche, *F. Wehrly* (ÖRF III)
20.45 Wodurch wird die Kaufkraft des Geldes bestimmt? *H. Sauermann* (STU)
21.20 Die Intellektuellen und die Gesellschaft, *E. Franzen* (MÜ II)
21.45 „Protestantische Diskussion", *U. Schmidhäuser* (STU II)
22.15 Der Lyriker Sergej Jessenin (1895—1925), *G. Anspach* (SFB II)
22.30 Mohammed schafft den arabischen Muslim, *E. S. von Kamphoevener* (BRE II)
23.15 Samuel Beckett: Phasen der Agonie, *M. Kesting* (SFB)

8. Oktober (Samstag)

10.00 Görlitz — Die Insel des Schlesiertums, *G. Pohl* (SAA)
14.00 Osteuropa im Schulunterricht — Reportage aus Bayern (MÜ II)
17.30 Zuviel Uran, *H. Steinert* (FRA II)
18.15 Der Fall Lichtenberg, *K. Magiera* (WDR I)
19.00 150 Jahre Berliner Universität (FRA II)
19.05 Mensch sein im Lichte der Bibel, *J. M. Nielen* (SAA)
20.00 Läßt Fortschritt noch Freiheit zu? *C. Linfert* (WDR II)
21.00 Religion und Politik in Asien, *G. Bonn* (WDR I)
21.20 Der Stamm der Sachsen, *H. Hartwig* (SWF)
21.45 Das erste und das zweite Vatikanische Konzil, *H. Michel* (SWF II)

9. Oktober (Sonntag)

8.00 Revolutionäres Christentum — Ignace Lepp, *S. Martin* (MÜ II)
8.15 Die ökumenische Jugendkonferenz in Lausanne *H. Unfricht* (SAA II)
8.30 10 Jahre evangelischer Filmdienst, *H. Haffner* (MÜ II)
9.00 Der Brief im deutschen Geistesleben, *O. Heuschele* (SAA II)
9.05 Eindrücke aus Finnland, *A. Ozana* (MÜ)
10.00 Erholung in der Großstadt, *A. Seifert* (STU)
10.30 Wahrheit und Wissenschaft, *K. Jaspers* (SWF)
11.00 Das irrationale Universum Berg, *M. Seckler* (STU II)
11.15 Der Weg der Innerlichkeit, *E. Biser* (SWF II)
11.45 Der Christ und die Staatlichkeit, *H. Schomerus* (SWF II)
12.30 Ikonen auf Kreta, *Th. Münster* (MÜ II)
17.00 Zum 75. Geburtstag von François Mauriac (SWF II)
18.00 Das Menschenbild im Lichte der modernen Naturwissenschaften, *L. Szondi* und *L. Berendt* (ÖRF III)
18.45 Das Taschenbuch und seine Leser, *P. Eckardt* (WDR I)
21.30 Die entführte Europa, *W. Jens* (SFB II)

10. Oktober (Montag)

9.00 Schulf. Hongkong — Tor zum Reich der Mitte (BRE)
10.40 Schulf. Franz Werfel (ÖRF II)
14.35 Die mineralischen Produkte der Sahara (ÖRF II)
14.45 Schulf. Kautsky und der Revisionismus (SWF)
16.40 Wege zu Menschen und Ländern, *E. Dryander* (MÜ)
17.15 Wert und Unwert der deutschen Sprache, *H. Berger* (ÖRF II)
17.45 Schulf. Lenin und die Revolution (SWF II)
20.10 Von Daumier bis Chagall, *G. Schmidt* — Konzilien, *W. von den Steinen* (SAA II)
20.20 Kulturpolitisches Hörbild aus Ländern Asiens, *R. Raffalt* (MÜ)
20.30 Erasmus von Rotterdam, *V. Suchy* (ÖRF III)
21.05 Bildung und Kulturheuchelei, *A. Mitscherlich* (MÜ II)
22.00 Hauptprobleme moderner Tierpsychologie, *H. F. Harlow* (RIAS)
22.15 Der Stufenbau des Kosmos, *L. Schickel* (MÜ II)
22.30 Elias Canetti: Masse und Macht, *R. Hartung* (SWF)

11. Oktober (Dienstag)

8.45 Gibt es eine Managerkrankheit? *F. Halla* (ÖRF)
15.00 Schulf. Stufen deutscher Dichtung (SFB)
15.00 Schulf. Voltaire und der Fall Jean Calas (RIAS II)
16.45 „Lust machen, ein Christ zu sein", *R. Bellm* (STU)
17.45 Der Zen-Buddhismus in den japanischen Kultformen und Künsten, *H. Paeschke* (SWF II)
19.20 Wie man später mit Glaubensbrüdern zusammenbleibt, *A. von Campenhausen* (WDR I)
20.00 Vom Wert der Quellen für die historische Wahrheit, *W. Treue* (FRA II)
20.15 Mahatma Gandhi — ein Porträt, *P. Lotar* (WDR I)
22.00 Sprache und Wirklichkeit in der modernen Physik, *W. Heisenberg* (MÜ II)
22.00 Von Hellas und Hellenismus, *H. Schwart* (BRE II)
22.20 Geschichtsphilosophie und Kybernetik, *H. Kesting* und *H. Rittel* (FRA)
22.25 Rußland zwischen Asien und Europa — Byzanz, das neue Rom, *E. Ivanka* (ÖRF)

12. Oktober (Mittwoch)

8.45 Kinder vor Rundfunk- und Fernsehapparaten, *R. Gmeinder* (ÖRT)
14.30 Schulf. Gehirnwäsche (SAA)
14.30 Die indische Frau einst und heute, *F. Standenath* (ÖRG)
15.00 Schulf. Tagebuch der Nachkriegszeit (SFB)
17.00 Schulf. Die Festigung der Weimarer Republik (STU II)
17.45 Rücken die Kirchen Europas zusammen? *H. R. Leptihn* (SWF II)
18.00 Betrachtungen nach dem Eucharistischen Kongreß (II), *M. von Galli* (MÜ)
18.40 Die Strahlengefährdung des menschlichen Erbgutes, *H. Nachtsheim* (ÖRF III)
19.15 Der dritte Parteitag und die Kirche in Polen, *P. Jung* (SAA)
21.00 Die Kehrseite des Antikolonialismus, *P. Scholl-Latour* (BRE)
21.05 Die Gesetze des richtigen Denkens, *R. Heiss* (MÜ II)
21.15 Literatur und Politik zwischen den Kriegen, *I. Jens* (FRA II)
21.30 Karl Wolfskehl — Gestalt und Werk, *F. Schonauer* (MÜ)
21.45 Zu Tode geredete Kunst, *P. Zucker* (FRA)
22.00 Konzeption und gegenwärtiger Stand der Neuropsychologie, *K. Pribram* (RIAS)
23.15 Publizistik als Wissenschaft? *G. Kieslich* (SFB)

13. Oktober (Donnerstag)

14.45 Schulf. Ruhrbesetzung und Inflation (SWF II)
15.00 Schulf. Sozialistengesetz und soziale Gesetzgebung (SFB)
15.00 Schulf. Die Affäre Dreyfus (RIAS II)
15.45 Frieden für den nächsten Krieg, *J. Maderner* (ÖRF)
18.00 Das Problem der Sexualität, *I. Peller* (SAA II)

18.40 Vom Wesen der Antipathie, *H. Dettelbach* (ÖRF III)
18.45 Was heißt Glauben? *W. Sucker* (FRA II)
20.15 Als Nikolaus Cusanus Bischof von Brixen war, *H. Nabl* (ÖRT)
20.30 Das Drama und die Geschichte — Georg Büchner, *F. Schonauer* (SWF II)
20.45 Deutsche Lyrik 1960, *K. Krolow* (FRA II)
20.45 Zum 84. Geburtstag von Gertrud v. le Fort (SWF)
21.15 Über Science Ficton und die technisch-utopische Literatur, *W. Wieberneit* (RIAS II)
22.20 Demokratie, Autokratie und Diktatur, *H. Tingsten* — Die literarische Darstellung der Landschaft, *A. Legrand* — Neue Entdeckungen der menschlichen Paläontologie in Italien, *A.-C. Blanc* (FRA II)

14. Oktober (Freitag)

10.00 Heilung und Heil der Kranken, *A. Eckert* (SWF II)
14.35 Die großen Erzvorkommen der Sahara, *R. Furon* (ÖRF II)
18.00 Griechenland abseits des Touristenstromes, *G. Gusseck-Glankirchen* (ÖRG)
18.40 Persönlichkeitsveränderungen durch Gehirnoperationen, *H. Hoff* (ÖRF III)
20.45 Währungsordnung und Zahlungsbilanz, *H. Möller* (STU)
21.20 Die Intellektuellen und die Gesellschaft, *E. Franzen, H. Mayer* und *J. C. Witsch* (MÜ II)
21.30 Der politische Agent, *H. Merkelbach* (SAA)
21.45 Die Sünde der Naivität, *K. Pfaff* (STU II)
22.30 Zwangshaltungen der deutschen Gesellschaft, *G. Oliass* (STU)
22.40 Mohammed schafft den arabischen Muslim (II), *E. S. von Kamphoevener* (BRE II)
22.45 Allgemeine und angewandte Genetik, *J. Brachet* (SWF II)
23.15 Motivforschung und Marktanalyse in Wissenschaft und Praxis, *R. Cohen, P. Hofstätter* und *G. E. Knuth* (SFB)

15. Oktober (Samstag)

10.00 Trebitz, die Stadt der heiligen Hedwig, *H. Rother* (SAA)
14.30 Israelisches Eherecht (FRA II)
17.30 Schutz gegen kosmische Strahlen, *H. G. Meyer* (FRA II)
18.00 Europas Kirchen im Gespräch — Kirchenkonferenz in Nyborg (BRE)
20.00 Flugreise durch Brasilien, *G. F. Hering* (WDR II)
20.15 Zu den Memoiren Simone de Beauvoirs, *A. Salomonson* (MÜ II)
20.30 Der Mensch in der Philosophie Berdjajews, *E. Hättich* (ÖRF III)
20.45 Hörsp. Er geht über die Felder, *M. Shamir* (SFB II)
21.45 Fünfzig Jahre Ökumenische Bewegung, *H. H. Wolf* (SWF II)
22.45 Genetik und Biochemie, *J. Brachet* (SWF II)

16. Oktober (Sonntag)

8.00 Schöpfungsglaube und christliche Laienfrömmigkeit, *A. Auer* (MÜ II)
9.45 Betrug am Staat, *J. Schasching SJ* (ÖRF)
10.00 Zur Völkergeschichte des Kongogebietes, *H. Nachtigall* (STU)
11.00 Die Welt als Geschichte, *G. Ebeling* (STU II)
11.00 Was ist der Mensch? *H.-J. Schoeps* (SAA)
11.15 Der Weg der Innerlichkeit, *E. Biser* (SWF II)
11.45 Der Christ und die Staatlichkeit, *H. Schomerus* (SWF II)
12.00 Der moderne Mensch und die Bibel, *E. Vellmer* (FRA II)
18.00 Das Menschenbild im Lichte der modernen Wissenschaften, *G. Marcel* und *Th. Nielsen* (ÖFR III)

17. Oktober (Montag)

14.30 Schulf. Die Eroberung Sibiriens (SAA)
14.30 Schulf. Die Kongokrise (FRA)
14.35 Die Gewinnung von Erdöl in der Sahara, *R. Furon* (ÖRF II)
17.45 Schulf. Trotzkij und die Alte Garde (SWF II)
18.15 Schwerpunkte der katholischen Soziallehre, *G. Gundlach* (SFB)
20.10 Von Daumier bis Chagall, *G. Schmidt* — Die Kaisersynoden der alten Christenheit, *W. von den Steinen* (SAA II)
20.15 Maschinensklave oder Geistesmensch? *E. Oberhuber* (ÖRL)
20.15 Kulturpolitisches Hörbild aus Ländern Asiens, *R. Raffalt* (MÜ)
20.45 Zwangshaltungen der deutschen Gesellschaft, *G. Oliass* (STU II)
21.05 Grundzüge einer Sozialpsychologie, *A. Mitscherlich* (MÜ II)
22.00 Über neuere Forschungstechniken der Psychologie, *S. Stouffer* (RIAS)
22.15 Die heiligen Berge und Bäume der Welt, *L. Schickel* (MÜ II)
22.30 Der Weltraummensch und sein Antipode, *H. Schirmbeck* (SWF)

18. Oktober (Dienstag)

15.00 Schulf. Schwarze Lyrik und Prosa (RIAS II)
16.45 Die Zehn Gebote und die eigene Verantwortung, *G. Boß* (STU)
17.45 Erich Przywara: Vom Menschen, *S. Behn* (SWF II)
18.40 Die Tiefsee-Bodenfauna des Stillen Ozeans, *S. Filatowa* (ÖRF III)
20.00 Das Leben des Volksliedes in Geschichte und Gegenwart, *J. Müller-Blattau* (SAA II)
20.30 Lyrik ungarischer Widerstandsdichter, *C. Streiter* (SAA)
21.05 Das Wort im politischen Geschehen, *C. J. Burckhardt* (MÜ II)
22.25 Moskau als das dritte Rom, *W. Lettenbauer* (ÖRF)
22.45 Der spanische Lyriker Pedro Salinas, *A. Rothbauer* (STU)

19. Oktober (Mittwoch)

10.40 Krankheit und Meditation, *H. D. Wolfinger* (MÜ)
11.15 Über die Ursachen und Folgen der westeuropäischen Geburteneinschränkung, *R. von Ungern-Sternberg* (SWF II)
14.30 Schulf. Die Welt von morgen — Atomenergie (SAA)
14.30 Gedanken eines Mathematikers über die Glücksspiele, *A. Aigner* (ÖRG)
17.45 Vom gültigen Marienbild, *L. Küppers* (SWF II)
18.00 Die Katastrophe und der Glaube an Gott, *P. Althaus* (MÜ)
18.40 Mit der amerikanischen Antarktisexpedition zum Südpol, *H. Hoinkes* (ÖRF III)
19.40 Von Spanien nach Finnland, *L. Gedat* (SAA II)
21.00 Leben und Wirken des Thomas G. Masaryk (II), *P. Lotar* (SWF)
22.00 Reichweite und Verläßlichkeit von Testverfahren, *E. Mittenecker* (RIAS)
22.15 Die unpolitischen Grundlagen der Demokratie nach Walter Lippmanns „Public Philosophie", *K.-H. Rabe* (SAA)
22.30 Hitlers politisches Testament, *A. Wucher* (MÜ II)
23.15 Journalistik und Publizistik in der marxistisch-leninistischen Theorie, *E. Löckenhoff* (SFB)

20. Oktober (Donnerstag)

9.00 Schulf. Der moderne Machtstaat (FRA)
14.30 Schulwesen und Volksbildung in der chinesischen Volksrepublik (ÖRG)
14.35 Neue portugiesische Lyrik, *F. Maier-Bruck* (ÖRF II)
15.00 Schulf. Sir Frederik Hopkins — der Entdecker der Vitamine (RIAS II)
15.00 Schulf. Justiz im Dritten Reich (SFB)
15.30 Schulf. Staatsformen — Der Pharao (FRA)
20.00 Hörsp.: Mittagswende. *P. Claudel* (SAA)
20.30 Das Jahrhundert des kleinen Mannes, *K. Seeberger* (SWF II)
21.00 Symbolismus und Gestaltung, *G. Engler* (SWF II)

21. Oktober (Freitag)

14.35 Wirtschaftliche Aspekte der Erdöl- und Gasgewinnung in der Sahara, *R. Furon* (ÖRF II)
19.05 Menschen, Automaten und Roboter, *H. Schirmbeck* (MÜ II)
20.45 Begriff, Arten und Ursachen der Inflation, *F. Neumark* (STU)
21.20 Artur Lundkvist — schwedische Gegenwartsliteratur, *P. Hamm* (MÜ II)
22.30 Erziehung und Bildung in der technischen Zivilisation, *F. von Cube* (STU)
22.30 Die Anekdote als komprimierte Zeitgeschichte, *G. Blöcker* (SFB II)
22.45 Ideengeschichte und Philosophie in Amerika, *K. Kolenda* (SWF II)

22. Oktober (Samstag)

8.45 Texas und sein westlicher Vorposten El Paso (ÖRF)
9.00 Schulf. Breslau (SAA)
10.15 Schulf. Vinzenz von Paul (STU)
17.15 Die Vorgeschichte des Staates Israel, *P. Arnsberg* (FRA II)
18.55 Mythische Spuren im modernen Schrifttum, *J. Strelka* (ÖRF III)
19.05 Mensch sein im Lichte der Bibel, *J. Nielen* (SAA)
20.00 Rückblick auf eine Geschichte des Hörspiels, *H. Dieckmann* (SAA II)
20.15 Das Netz der Pipelines in Europa (MÜ II)
22.45 Fünfzig Jahre Ökumenische Bewegung, *H. H. Wolf* (SWF II)

23. Oktober (Sonntag)

8.00 Schöpfungsglaube und christliche Laienfrömmigkeit, *A. Auer* (MÜ II)
8.30 Neues aus der Geschichte des Kirchenkampfes, *H. Engelhardt* (MÜ II)
9.05 Georg Schweinfurter — ein Patriarch der deutschen Afrikaforschung (MÜ)
10.00 Der Mensch im Widerstreit der Menschenbilder, *W. Weischedel* (STU)
10.30 Wahrheit und Wissenschaft (II), *K. Jaspers* (SWF)
11.00 Gott ist niemals nur Vergangenheit — ein Hörbild über Henri de Lubac, *H. Vorgrimler* (STU II)
11.15 Der Weg der Innerlichkeit (III), *E. Biser* (SWF II)
11.45 Der Christ und die Staatlichkeit (IV), *H. Schomerus* (SWF II)
12.00 Der moderne Mensch und die Bibel, *E. Vellmer* (FRA II)
16.45 Ein Leben mit Krediten — Eindrücke aus den USA, *J. R. Kaim* (FRA II)
22.25 Die Gesellschaft der Zukunft und die Aufgabe des Intellektuellen. *A. Böhm* (ÖRF)

24. Oktober (Montag)

14.35 Die Bedeutung des Weltjahres für geistige Gesundheit, *H. Hoff* (ÖRF II)
15.30 Schulf. Der Christ als Untertan (FRA)
21.05 Grundzüge einer Sozialpsychologie, *A. Mitscherlich* (MÜ II)
22.00 Über moderne Lerntheorien, *O. W. Haseloff* (RIAS)
22.15 Die heiligen Tempel und Türme, *L. Schickel* (MÜ II)

25. Oktober (Dienstag)

10.00 Schulf. Die Gründung der Vereinten Nationen (RIAS)
15.30 Schulf. Die Kirche im Leben (FRA)
16.45 Auf der Suche nach einem Geschichtsbild, *J. O. Zöller* (STU)
20.45 Aufzeichnungen von Sardinien, *A. Andersch* (STU)
22.20 Zur Selbsterkenntnis der verantwortlichen Generation, *F. Heerwagen* (FRA)
22.25 Der sowjetische dialektische Materialismus als System der Totalität, *A. Auer* (ÖRF)
22.45 Reisenotizen über Chile, *S. von Vegesack* (STU)

26. Oktober (Mittwoch)

9.00 Schulf. Tamango — Lambarene (FRA)
17.45 Brot für die Welt (SWF II)
18.00 Sind Christen unmodern? *Weihbischof W. Kampe* (MÜ)
20.00 Eine These über die moderne Dichtung, *H. M. Enzensberger* (FRA II)
21.15 Die Ästhetik der bildenden Künste, *W. Grohmann* (MÜ II)
21.45 Das Hirn des Menschen, *Fr. Sanides* (FRA)
22.20 Das Leidensmotiv in der modernen Literatur *H. Krüger* (MÜ II)

27. Oktober (Donnerstag)

10.45 Kunst und Dichtung — Helfer zum Leben, *F. Seebaß* (STU)
15.30 Schulf. Der moderne Machtstaat (II) (FRA)
18.40 Sinn und Aufgabe der modernen Religionswissenschaften, *K. Goldammer* (ÖRF III)
19.30 Wie die Brasilianer Brasilien erobern (RIAS)
20.00 Der Mensch als Geheimnis, *W. Strolz* (ÖRF II)
20.30 Der Ausbau des zweiten Bildungsweges, *E. Naused* (SWF II)
20.50 Jean Cocteau: Das Testament des Orpheus, *D. Frisé* (FRA)
22.00 Der Kommunismus — gestern und heute (RIAS)
22.15 Die Schwierigkeiten der afrikanischen Intellektuellen, *H. Pross* (SWF II)

28. Oktober (Freitag)

14.35 Das Kind in der sich ständig wandelnden Welt, *W. Spiel* (ÖRF II)
15.00 Schulf. Andreas Riis — Missionar in Ghana (FRA II)
18.40 Sind wir weniger schutzbedürftig als unsere Vorfahren? *W. Dobretsberger* (ÖRF III)
20.45 Die Gefährdung der Währung durch den Staat, *H. Jecht* (STU)
21.45 Wie erzählt man Biblische Geschichte? *J. Riede* (STU II)
22.45 Ideengeschichte und Philosophie in Amerika (II), *K. Kolenda* (SWF II)

29. Oktober (Samstag)

17.15 Von Kirchen und Sekten in den USA, *J. R. Kaim* (FRA II)
20.15 Ausländische Arbeiter in Deutschland, *M. Feuersenger* und *M. Jenke* (MÜ II)
20.45 Vom Alltagsaberglauben und modernen Hexenwahn, *A. Tamin* (STU)
22.45 Fünfzig Jahre Ökumenische Bewegung (III), *H. H. Wolf* (SWF II)

30. Oktober (Sonntag)

8.30 Die Hugenotten in Erlangen, *B. Seufert* (MÜ II)
10.30 Naturforschung und Humanismus, *A. Portmann* (SWF)
11.00 Aufklärung und Erziehung zur Problematik der Sexualpädagogik, *H. Bolewski* (STU II)

31. Oktober (Montag)

10.45 Die Freude der Christen, *Landesbischof H. Dietzfelbinger* (MÜ)
21.15 Luther und die Konzilserwartung seiner Zeit, *E. Mülhaupt* (SWF II)
22.30 Vom Sinn und Wesen der Heiligen, *B. Müller* (SWF II)

HERDER-KORRESPONDENZ

Zweites Heft — 15. Jahrgang — November 1960

Die Demut läßt sich nicht aus der allgemeinen Lebensführung herauslösen ... Sich Demütigungen auferlegen ist eine gute Sache; hierin übt sich die Demut ... Das untrüglichste Anzeichen wahrer Demut sind die ertragenen Demütigungen; nicht jene, die man sich selber auferlegt, nach reiflicher Überlegung und Erwägung, sondern die ungewollt und ungerufen auf einen niederfallenden, unerwarteten, unverhofften Demütigungen.

Jacques Leclercq

Einheit und Frieden der Völker mögen durch die Demut und Sanftmut der Gläubigen gefördert werden. Allgemeine Gebetsmeinung für Dezember 1960

1. Wenn der Heilige Vater für Einheit und Frieden der Völker beten läßt, so meint er in erster Linie sicher nicht nur eine humane Idee der Völkerverständigung, sondern er handelt im Adventsmonat von der Friedensbotschaft der Weihnacht. Außerdem nimmt er in dieser Gebetsmeinung thematisch die Tradition der berühmten Weihnachtsansprachen seines Vorgängers, Pius' XII., auf, der seit Beginn seines Pontifikates die heilsgeschichtliche Gnadengabe verkündet hat, daß die Menschheit, ursprünglich als eine geschaffen, in Christus wieder und in höherem Maße eins geworden ist und daß sie dieser Einheit zustreben soll, der Einheit in Christus und nicht im Aufruhr gegen Gott. Was Pius XII. gerne in dogmatischer Lehre und in naturrechtlichen Normen aussprach, das bildet Papst Johannes XXIII. fort, indem er zur Mitte des Heils der Völker weist und allen Gläubigen nahelegt, an erster Stelle in den Dienst für die Einheit und den Frieden der Völker zu treten. Das dürfte eine ganz persönliche Botschaft Johannes' XXIII. sein, der als ein Guter Hirte Demut und Sanftmut als die wirksamsten Tugenden zur Förderung des Friedens anmahnt. Man wird nicht fehlgehen, wenn mag sagt, daß der Papst hier nicht an abstrakte christliche Tugenden denkt. Es gibt nämlich einen Heilandsruf unseres Herrn Jesus Christus, der Demut und Sanftmut in einem Atem nennt. Gemeint ist nicht jene der acht Seligkeiten, die den Sanftmütigen die Erde verheißt (Matth. 5, 5), sondern das Gebet Jesu, das auf seinen Wehruf über die verblendeten Städte folgt, weil sie trotz der Wundertaten, die er getan, sich nicht zu ihm bekehrt hatten: „Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du dieses vor Weisen und Klugen verborgen, den Kleinen aber geoffenbart hast ... Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig ..." (Matth. 11, 25—29). Einheit und Frieden der Völker durch Demut und Sanftmut der Christen fördern — fördern heißt nicht, sie allein darauf gründen —, das bedeutet, in der Weise Jesu handeln, und nicht minder, auf die eigentümliche Haltung von Papst Johannes XXIII. achten, der sich durch Demut und Sanftmut binnen kurzem die Achtung der Völker, auch der getrennten Christen, erworben hat, so daß sie vielleicht eines Tages doch auf seine Stimme hören werden, wenn die Not sehr groß ist.

2. Auf welche Weise können die Gläubigen durch ein demütiges und sanftmütiges Verhalten die Einheit und den Frieden der Völker fördern? Allein schon dadurch, daß sie viel Zündstoff austreten und entfernen, so daß kein Feuer auflodern kann. Der Papst spricht offensichtlich nicht von der Politik oder von politischen Grundsätzen. Aber wir haben am Verhalten des amerikanischen Präsidenten Eisenhower beim Scheitern der Pariser Gipfelkonferenz erfahren, daß es sogar in der politischen Haltung einem brutalen Gegner gegenüber eine sachliche und sachgemäße Selbstbeherrschung gibt, deren Stärke darin liegt, daß sie Beleidigungen nicht erwidert. Das ist zwar weder Demut noch Sanftmut im christlichen Sinne, aber doch ein politisches Analogon dazu. Ein anderes Beispiel ist sicher das Verhalten des Generalsekretärs der UN, Dag Hammarskjölds, während der Kongokrise und gegenüber schwersten Angriffen auf seine Amtsführung durch den sowjetischen Ministerpräsidenten in New York. Es ist durchaus sinnvoll, diesen politischen Stil unter dem Leitgedanken der Gebetsmeinung zu betrachten, denn gläubige Christen können für ihr Leben daraus einiges lernen. Hier ist ein Maximum politischer Klugheit demonstriert, das für die „Kinder des Lichts" das Mindestmaß ihres persönlichen Verhaltens sein müßte, um das Höchstmaß an Demut und Sanftmut zu entfalten, das Jesus Christus darstellt und den Gläubigen zu schenken vermag.

3. Bleiben wir aber im Bereich der geistlichen Verantwortung der Christen gegenüber einer zerrissenen, von Spannungen aufs schwerste bedrohten Menschheit. Seit langem verbreitet sich immer mehr die Erkenntnis, daß Christen die politisch notwendige und im Heilsplan Gottes liegende Einheit der Völker nicht wirksam fördern können, solange die Christenheit selber diesen Völkern den Anblick der Zerrissenheit und der Gegensätze gibt und solange sie es nicht vermag, die in Jesus Christus begründete Einheit darzustellen, damit die Welt glauben und durch diesen Glauben in Ordnung kommen kann. Der Papst hat diesen Zusammenhang wohl erkannt, und darum betreibt er das Ökumenische Konzil. Eben deshalb bemüht er sich, in der Sanftmut und Demut Jesu Christi auch die getrennten Christen als Brüder anzusprechen. Ja es scheint, daß

er hier den Sinn seines Pontifikates zu sehen wünscht. Er hat die ersten Schritte getan, die das Gericht vom Hause Gottes abwenden sollen (1 Petr. 4, 17). Die „Kirchenpolitik" Johannes' XXIII. ist ebenso wie diese Gebetsmeinung ein Handeln aus Glaubensgehorsam gegenüber dem Ruf des wiederkommenden Christus. Vielleicht ist der eschatologische Sinn seiner Hirtenführung bisher noch zu wenig erkannt worden, wie das auch bei Pius XII. der Fall war. Das läge dann wahrscheinlich daran, daß wir vom Papsttum alles andere eher zu erwarten gewohnt sind als gerade ein prophetisches Handeln aus der Tiefe weltdurchschauender Glaubenserkenntnis. Wir haben aber einen Papst, der durch sein persönliches Vorbild nachhaltig auf das Leben eines jeden Gläubigen, auch der getrennten Brüder, einwirken will, und zwar in seiner Eigenschaft als „Stellvertreter Christi". Die Gebetsmeinung des Papstes kann daher nur recht befolgt werden, wenn die Gläubigen in ihr die Stimme des Guten Hirten selbst vernehmen. Die Einheit und der Frieden der Völker kann sicher durch die Eintracht und den Frieden der Christenheit wirksam gefördert werden. Johannes XXIII. hat erhebliche Maßnahmen eingeleitet, daß diese Einsicht von oben her verwirklicht wird. Was aber ist bisher geschehen, daß sie auch von den Gläubigen in allen Diözesen und Pfarrgemeinden aufgenommen, in der Konkretheit des Lebens wie des Zusammenlebens mit anderen Christen durchdacht und dann in alltäglicher Arbeit und Begegnung befolgt wird? Vor diese Frage stellt uns die Gebetsmeinung für den Adventsmonat, eine Frage von ungemessener Verantwortung im Großen wie im Kleinen.

4. Die vorsichtige Formulierung der Gebetsmeinung, die nur von einem „Fördern" von Einheit und Frieden der Völker spricht, findet einen guten Kommentar in dem geflügelten Wort, das der Kardinallegat Testa auf dem Eucharistischen Weltkongreß in München geprägt hat: „Wir Christen sind nicht Utopisten eines irdischen Paradieses, sondern Realisten des Kreuzes. Wir sind aber auch Realisten der Hoffnung . . ." Gerade weil der biblische Ursprung der Gebetsmeinung in dem Heilandsruf Christi außer Zweifel stehen dürfte, ist damit gesagt, und zwar ebenfalls in biblisch-paulinischer Sprache, daß auch Demut und Sanftmut unter das Kreuz führen, weil es Mächte in der Welt gibt, die weder Einheit noch Frieden der Völker wollen, es sei denn die frevelhafte Einheit der ideologischen Tyrannis, die Einheit des Antichrist. Nur Christus selber wird dieser Mächte Herr, und niemand weiß, auf welchem Wege das geschehen wird. Aber es gehört zur Demut und Sanftmut der Christen, daß sie sich — menschlich gesprochen — ihrer Aussichtslosigkeit bewußt bleiben und diese Gnadengaben dennoch üben auf Hoffnung. Sie dürfen jedoch niemals der Versuchung nachgeben, den Realismus des Kreuzes, der ja Auferstehungsglaube ist, zu ersetzen durch den skeptischen und phantasielosen Realismus der sog. Realpolitiker, die mit allen Mächten rechnen, nur nicht mit der Macht Christi. Auch das gehört zur Demut und Sanftmut Christi, daß sie nicht organisierbar ist und zu einem ideologischen Rezept verwendet werden kann. Sie lebt nur vom Glauben des einzelnen, freilich getragen von der Gemeinschaft aller Heiligen in der Kirche. Sie ist also auch kein Programmpunkt einer irgendwie gearteten katholischen Aktion, sondern Sache des Gebetes der Gläubigen um größere Christusförmigkeit, ein Gebet, aus dem jeder seine besondere Erleuchtung für den Tag empfängt.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Katholische Soldaten trafen sich in München

Im Rahmen des Eucharistischen Weltkongresses trafen sich katholische Soldaten aus den verschiedenen Ländern zu Gespräch und Feier. Initiant und Organisator der Tagung war das deutsche katholische Militärbischofsamt. Seiner Einladung waren über 5000 Soldaten gefolgt. Nach Nationen waren neben den Deutschen (3000) die Franzosen mit 1100 Soldaten am stärksten vertreten. Es folgten die Holländer mit 70 Teilnehmern. Weitere Gruppen stellten die Kanadier, Belgier, Italiener und Engländer. Die Amerikaner hatten für die Dauer des Kongresses ihren Armeebischof Kardinal Spellman bei sich in der Kaserne zu Gast. Sie waren im Lager nicht vertreten. Besonders die starken Gruppen der Deutschen und Franzosen, zwischen denen durch die Soldatenwallfahrten nach Lourdes ein besonders herzliches Verhältnis besteht, waren für die Initiatoren des Lagers erfreulich. Die deutschen Soldaten mußten die Kosten zum überwiegenden Teil aus eigener Tasche bezahlen, was gerade den Wehrpflichtigen mit 60.— DM Sold nicht ganz leicht gefallen sein mag.

Anreisetag war der 3. 8. (Mittwoch), die Abreise folgte am Sonntagnachmittag. Am Montag in der Frühe standen die Soldaten bereits wieder im Dienst. Für den Donnerstag war für Interessenten eine Fahrt nach Oberammergau und eine Stadtbesichtigung Münchens vorgesehen worden. Am Freitag um 10 Uhr war eine Internationale Bekenntnisstunde mit den Militärbischöfen auf dem Kreuzberg beim Zeltlager. Anwesend waren die Kardinäle Feltin, Alfrink, König und Wendel, der italienische Militärbischof Erzbischof Pintonello und eine Reihe französischer und deutscher Generale. Am Samstag um 10 Uhr war eine Gemeinschaftsmesse in der Herz-Jesu-Kirche. Die Predigt hielt Militärgeneralvikar Werthmann. Um 15.30 Uhr sprachen in einer Festversammlung der Militärgeistlichen aller Nationen Prof. Dr. Stelzenberger und der belgische Aumonier en Chef, Msgr. Cammaert, sowie Bundesverteidigungsminister Strauß. Abends um 20 Uhr wurde in einer Sühne- und Versöhnungsfeier auf dem Kreuzberg ein von den Soldaten gestiftetes Erinnerungskreuz geweiht. Im übrigen nahmen die Soldaten weitgehend an den allgemeinen Gottesdiensten, Feiern und Vorträgen des Eucharistischen Kongresses teil. So sah man sie auch einzeln oder in Gruppen in den verschiedensten Vorträgen und Ausstellungen, wo sie, wenn überhaupt, durch Höflichkeit, Bescheidenheit und Hilfsbereitschaft auffielen.

Im Zeltlager selbst gab es die Ausstellung „Seelsorge in der Bundeswehr" zu sehen. Sie erfreute sich regen Besuchs. In ihrem Mittelpunkt standen die Ausstattungen der deutschen Militärseelsorger für die eucharistische Feier sowie Bilder und Dokumente der gegenwärtigen und vergangenen Militärseelsorge. Während die Priester als Praktiker sich naturgemäß für das erstere mehr interessierten und die Zweckmäßigkeit und Schönheit der Gewänder und Geräte bewunderten, zog es die Soldaten meist zu den teilweise erschütternden Bildern und Dokumenten der Vergangenheit.

Ganz im Gegensatz zu den überwiegend, ja fast ausschließlich positiven Eindrücken standen die Berichte der Sowjetzonenpresse. „Wir wären erstaunt, wenn es nicht so

wäre", erklärte Verteidigungsminister Strauß. Was die kommunistische Presse zum Thema Soldaten auf dem Eucharistischen Kongreß bemerken zu müssen glaubte, knüpft nach Inhalt und Ton an die früheren und jüngsten Ausfälle Chruschtschows an. Die einzig mögliche Antwort auf all diese Beschimpfungen und Anschuldigungen gab Kardinal Wendel bei seiner Pressekonferenz in Beantwortung einer Frage eines Journalisten aus Ost-Berlin: „Bei uns hört einer, der Uniform trägt, nicht auf, Christ zu sein. Also soll er auch in Uniform Gott dienen und ehren."

In diesem Zusammenhang ist interessant, daß sich das katholische Verständnis des Soldaten vom „Bürger in Uniform" offenbar zugunsten des „vollsoldatischen Menschen" gewandelt hat. Besitzt doch neben der Studentenseelsorge nur die Militärseelsorge Personalpfarreien. Damit ist von Anfang an der besondern Situation des soldatischen Berufs Rechnung getragen, der den ganzen Menschen über den täglichen Dienst hinaus in besonderer Weise beansprucht und ergreift. Manche brennende Frage unserer Zeit steht dem Soldaten, gleich welchen Dienstgrades, unmittelbarer gegenüber als dem Bürger; sie verlangt eine klare Antwort, die letztlich nur aus der gesicherten Position eines sittlich und religiös fundierten Wissens und Gewissens um die Ordnung der Welt gegeben werden kann.

Daß und wie die Kirche sich diesen besondern Anforderungen an ihre Kinder in Uniform in Lehre und Seelsorge anpaßt, war Hauptthema der Predigt und Vorträge am Samstag.

Der Soldat und die Eucharistie

So sagte der Militärgeneralvikar, Prälat Werthmann, in der Predigt während des Pontifikalamtes der Soldaten am Samstag:

„... Das eucharistische Geheimnis stellt uns alle vor eine Entscheidung. Wir können uns von diesem eucharistischen Gotte abwenden und sagen: Diese Rede ist hart. Wer kann sie hören? Wir können aber auch das andere tun: daß wir uns diesem eucharistischen Gotte stellen und uns gläubig unter die Gotteskraft beugen. Dann wird uns die Verheißung zuteil: Wer dieses Brot ißt, wird ewig leben. Wer vor dem eucharistischen Gott im Glauben steht, den reißt er heraus aus den engen Zirkeln menschlichen Denkens. Der Gott, der einmal alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet hat, macht uns hier offenbar, daß er selbst in souveräner Freiheit über den Gesetzen steht, nach denen er Welt und Leben geschaffen hat. Eucharistischer Glaube ist Allmachtsglaube; da wird unsere Ohnmacht in seine Allmacht gebettet, und da gilt: Bei Gott ist kein Ding unmöglich! Eucharistischer Glaube ist Allmachtsglaube; Allmachtsglaube aber ist Allmachtsgewinn.

Was uns Soldaten nach München geführt hat, ist die Verbundenheit miteinander in der lebendigen Gemeinschaft des Glaubens. Was wir in dieser Stunde in unserer gemeinsamen Opferfeier tun, ist die Krönung dieser Begegnung als brüderliche Gemeinschaft der Soldaten. Das eucharistische Opfer ist immer Opfer der Gemeinschaft ... Die Teilnahme an Opfermesse und Opfermahl enthält in sich die Verpflichtung zum Gemeinschaftsgeist, der sich in einem Wissen umeinander bezeugen muß. Die Einheit in der Bruderliebe ist der innere Sinn und Zweck der Eucharistie. Nichts widerspricht dieser Eucharistie krasser als jede Art von Zwietracht und Zerwürfnis. Nichts gibt es, was unseren Egoismus so sehr zur brüderlichen Liebe aufweiten, ja aufreißen könnte als die Teilnahme am gemeinsamen Opfermahl ...

Den eucharistischen Gott empfangen ist gut. Bei ihm in die Lehre gehen ist nicht weniger wichtig. Als Soldaten wollen wir ganz besonderes Verständnis haben für diese schier unbegreifliche Schlichtheit der eucharistischen Gestalten. In natürlicher Einfachheit, in täglicher Pflichterfüllung, in anspruchsloser Lebenshaltung, in edler Menschlichkeit, in selbstloser Kameradschaft laßt uns unser Leben gestalten. Es gibt kein geordnetes Staatswesen ohne Menschen von besonderer Opferfähigkeit ... Es gibt kein echtes Soldatentum ohne Opfergesinnung ... Wo wäre mehr Ermutigung zum Opfer für uns alle als bei dem, dessen Kommen und Verweilen unter uns besagt, daß das größte Werk der Liebe das Opfer ist ..."

Aufgaben der Militärseelsorge

Neben Professor Dr. Stelzenberger, Tübingen, sprachen in der Festversammlung der Militärgeistlichen am Samstagnachmittag vor rund 150 Militärseelsorgern der verschiedenen Nationen Verteidigungsminister Strauß und der belgische Aumonier en Chef, Msgr. Cammaert. Das Referat Msgr. Cammaerts stand unter dem Thema: Eucharistische Frömmigkeit — Männliche Frömmigkeit.

Der Redner ging davon aus, „daß die Eucharistie das zentrale Sakrament ist, das Sakrament, das die Kirche baut, eine Kirche, die das endgültige Reich verkündet, das Reich der Liebe". Die weiteren Punkte des Vortrages waren: 1. Die Gegenwart Gottes in der Welt, seine Gegenwart in der Eucharistie; 2. Die Verehrung Gottes in der eucharistischen Verehrung, der Anbetung. Der Schluß war den praktischen Anwendungsmöglichkeiten der vorgetragenen Gedanken gewidmet. Hierbei lag der Tenor auf dem Wort: Worte bewegen, Beispiele reißen mit. Wenn das mitreißende Beispiel in erster Linie beim Priester selbst liegt, so wirken beim Apostolat des Wortes andere Faktoren mit, bei denen die Militärpfarrer weitgehend auf das Verständnis und Entgegenkommen der rein militärischen Stellen angewiesen sind. Mangelnde Gelegenheit zur Beichte, Schwierigkeiten bei der Einhaltung der Nüchternheit und durch die Loslösung vom Elternhaus hervorgerufene Nachlässigkeiten im religiösen Leben sind die Hauptursache für die geringe Zahl der Kommunizierenden. Weiter wies Msgr. Cammaert auf die Ausgestaltung der Kapellen und Kulträume hin, die für die Soldaten auch eine gewisse Anziehungskraft ausüben sollen. Ferner wurde ein Tag der Anbetung bzw. die nächtliche Anbetung empfohlen, nicht jedoch das Feiern der heiligen Messe vor ausgesetztem Allerheiligsten.

Hierzu ist zu sagen, daß gerade in Deutschland diesen wohlgemeinten Ratschlägen und Empfehlungen große Schwierigkeiten entgegenstehen, die sich einfach aus der Situation der Bundeswehr ergeben. Der rasche Aufbau und die kurze Dienstzeit, die für nicht rein militärische Erfordernisse wenig Zeit und noch weniger Raum im buchstäblichen Sinne läßt, sind wohl die Hauptanliegen der gegenwärtigen Militärseelsorge. Besonderes Augenmerk muß hierbei auf die Unteroffiziere und Feldwebel gerichtet werden, denn schließlich ist auch heute noch der Feldwebel die „Mutter der Kompanie", und bekanntlich bringt die Mutter die Kinder zur Kirche. (Vgl. hierzu „Militärseelsorge", II. Jhg., Heft 4; dieses Heft ist der Vorbereitung auf den Eucharistischen Weltkongreß gewidmet und behandelt besonders diese Fragen ausführlich.)

Verteidigungsminister Strauß ging zunächst auf die Aufgabe der Militärseelsorge ein. Er wies darauf hin, daß der Aufbau der Militärseelsorge mit dem Aufbau der Bundeswehr Hand in Hand und zu gleicher Zeit erfolgt sei. „Der Zweck der Militärseelsorge ist nicht ein staatlicher Zweck ... Für uns ist die Militärseelsorge nicht nur eine Konsequenz unserer Verfassung, sondern ein Ausdruck unserer Überzeugung, daß ... der Mensch im Mittelpunkt unserer Arbeit und unserer Bemühungen steht." Vom Militärseelsorger forderte der Minister, daß er durch sein persönliches Beispiel wirke, und fuhr fort: „Ich möchte zweitens sagen, daß die Wirksamkeit des Militärpfarrers in seiner Leistung als Seelsorger liegt. Es kann keinen guten Militärpfarrer geben, der nicht zugleich ein guter Seelsorger ist ... Und er muß ein moderner Mensch sein in einer Zeit, die einem raschen Rhythmus der Veränderungen unterworfen ist. Er muß in der politisch sozialen Gegebenheit und gegenüber den Wandlungen, die naturwissenschaftliche Forschung und ihre technische Anwendung zustande bringen, seine Aufgabe sehen und sie wohl täglich gegenüber den Menschen, die sich an ihn wenden oder die ihm anvertraut sind, erfüllen ...

Verpflichtung aus dem Glauben

Ich sprach von naturwissenschaftlicher Forschung und ihrer technischen Anwendung. Gerade hier kommen wir heute alle, ob wir im politischen Leben stehen, ob wir als Soldaten unseren Dienst tun oder ob wir als Seelsorger innerhalb der bewaffneten Streitkräfte unsere Aufgabe erfüllen, an einen Punkt, bei dem wir wohl täglich unser Gewissen prüfen und unseren Standort festlegen, aber uns morgen schon fragen müssen, ob unsere Einstellung oder unser Standort von gestern gegenüber den neuen Wirklichkeiten noch standhält ...

Das Gesetz, das diese Welt zusammenhält, ist kein physikalisches. Das physikalische Gesetz analysiert uns die Welt, aber es führt an eine Grenze, wo es nicht mehr von Bestand ist, wo es zur Selbstzerstörung führt in der Anwendung für böse Zwecke, dann, wenn das physikalische Gesetz nicht gebändigt wird durch das moralische Gesetz. Diesem moralischen Gesetz muß das physikalische unterworfen sein, sonst wird die Menschheit ihren eigenen Untergang herbeiführen. An der Grenze aber, wo Gewaltanwendung für politische Zwecke keine sittliche Rechtfertigung mehr hat, stehen wir heute. Wir müssen die Anwendung entfesselter Gewalten für unsittliche Zwecke, wo das moralische Gesetz bei den Machthabern nicht die Gewissensschranke zieht, durch unsere Tätigkeit unmöglich machen. Wir müssen einen Ersatz dafür schaffen, der so schlecht ist wie alle Surrogatlösungen, aber besser ist als blinde Resignation, feige Kapitulation, noch dazu getarnt unter dem Namen des ethischen oder totalen Pazifismus.

Ich bekenne mich zu einer solchen Ersatzlösung, solange sie notwendig ist. Ich habe die Hoffnung, daß eines Tages — nach dem Thema, unter dem diese Woche stand: Pro Mundi Vita —, so wie es in Prophezeiungen über die Zukunft der Erde heißt, auch diejenigen das christliche Sittengesetz anerkennen, denen diese Gnade heute noch nicht gegeben ist ..."

Am Samstagabend versammelten sich noch einmal alle Soldaten auf dem Kreuzberg, einem künstlichen Hügel, aufgeschüttet aus den Bombentrümmern Münchens. Der Aumonier en Chef der französischen Truppen in Deutschland, Père Louis, weihte im Schein von vielen tausend Fackeln das Gedenkkreuz für die Toten der beiden Weltkriege, das französische und deutsche Soldaten errichtet hatten.

Es war für die jungen, leicht beeindruckbaren und begeisterungsfähigen Soldaten gewiß genügend Anlaß zur Begeisterung vorhanden, nicht nur an diesem so eindrucksvollen Abend. Was jedoch auffiel, war die tiefe Ergriffenheit und Nachdenklichkeit, die allen im Gesicht stand. „Sind diese Lichter nur Ausdruck einer Hoffnung, oder berechtigen sie uns, festzustellen, daß wir in unserem Leben trotz des Ernstes der Zeit, trotz der Wirrnis der Geister, trotz mancher gefährlicher Wolken am Horizont wieder den Mut haben dürfen zu sagen, daß wir in unserem Leben die Lichter wieder leuchten sehen?"

Man darf das erste Auftreten der gleichsam landlosen Diözese der Soldaten im großen Rahmen des Eucharistischen Weltkongresses gewiß nicht überschätzen. Doch es wäre erfreulich, wenn diese Diözese auch bei anderen Anlässen ihren Beitrag zum Leben der deutschen Katholiken einbringt. Sie sind zwar landlos, aber gewiß nicht heimatlos.

Die Situation der Kirche in Österreich

Eine „erste Bilanz" der kirchlichen Sozialforschung von fast acht Jahren nennt das Internationale Katholische Institut für kirchliche Sozialforschung (Dir. Dr. Erich Bodzenta) seinen kürzlich erschienenen 50. Bericht mit dem Thema „Zur Situation der Kirche in Österreich".

Zunächst bringt der Bericht einige Grundtatsachen der sozialen Umwandlungen in Erinnerung: die Abnahme der landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung von 31 % (1910) auf 22 % (1951), die Zunahme der in Industrie und Gewerbe tätigen Bevölkerung von 32 % auf 37 %, die Zunahme der Pensionisten und Rentner (einschließlich der Personen ohne Berufsangabe) von 10 % auf 18 %; weiter die politische Struktur, wobei in einer beigegebenen Karte sehr anschaulich der Keil der überwiegend sozialistischen Wählerschaft, der von Wien und dem Wiener Becken über die Obersteiermark nach Kärnten reicht, hervortritt; die relative Abnahme der Katholiken von 93,7 % auf 89,1 %, die Zunahme der Protestanten von 3,1 % auf 6,2 % und die Zunahme der Konfessionslosen von 0,1 % (1910) auf 1,6 % (1934) und 3,8 % (1951).

Gottesdienstbesuch

Als wichtigste Aufgabe unternahm es das Institut, im einzelnen festzustellen, wie es mit der religiösen Praxis, vor allem mit dem Gottesdienstbesuch der Katholiken, steht. Dieser ist zwar, wie der Bericht betont, kein alleiniger Wertmesser zur Beurteilung der Religiosität und läßt auch keine zwingenden Schlüsse auf die allgemeine Moral zu; er stellt aber doch ein unentbehrliches Indiz dar. Das Institut verwendet den Begriff „Gottesdienstziffer" und meint damit die Relation zwischen der Zahl der sonntäglichen Kirchgänger, der „Dominicantes", und der zum Messebesuch Verpflichteten. Letztere Zahl ergibt sich aus der Gesamtzahl der in der Pfarre wohnenden Katholiken, vermindert um 15 % (Kinder und Entschuldigte). Zur Ermittlung der beiden Größen stand einmal die „Kirchliche Statistik" zur Verfügung, in welcher die Berichte der Pfarren an die Seelsorgeämter über Zahl der Katholiken, Gottesdienstbesuch und Sakramentenempfang zu-

sammengefaßt werden. Für die Zahl der Katholiken standen überdies die vom Staat alle zwei Jahre eingeforderten Haushaltslisten zur Verfügung, die auch Angaben über das Religionsbekenntnis enthalten und den Religionsgemeinschaften zur Einhebung der Kirchenbeiträge zur Verfügung gestellt werden. Es zeigte sich, daß die Angaben der Pfarren über die Zahl der Katholiken im Durchschnitt um 1 % vermindert werden müssen (da die Pfarre die Wegziehenden nur unvollständig erfaßt). Die von den Pfarrern durchgeführten Zählungen bzw. Schätzungen der Gottesdienstbesucher sind naturgemäß von unterschiedlichem Wert. Das Institut untersuchte etwa 60 Pfarren sehr intensiv, dann 500 mit Fragebogen und kam zum Ergebnis, daß die Angaben der Pfarren über den Gottesdienstbesuch im Durchschnitt um 10 % zu hoch sind. Auf Grund all dieser Untersuchungen konnte das Institut eine Karte der religiösen Praxis für ganz Österreich zeichnen und erstmalig auf dem religionssoziologischen Kongreß in Bologna 1959 vorlegen. Nach Diözesen ergab sich folgendes Bild (absolute Zahlen auf 1000 abgerundet):

Diözese	kath. Wohnbevölkerung		Dominicantes	
Wien	2 058 000		23,5 %	
Wien-Stadt		1 364 000		19,5 %
Land/Nord		292 000		40,5 %
Land/Süd		402 000		24,8 %
St. Pölten	609 000		41,5 %	
Linz	1 043 000		44,4 %	
Burgenland	228 000		42,5 %	
Salzburg	397 000		39,7 %	
Seckau	987 000		30,7 %	
Gurk	412 000		29,0 %	
Apost. Adm. Innsbruck-Feldkirch:				
Gen.-Vik. Innsbruck	320 000		54,0 %	
Gen.-Vik. Feldkirch	193 000		55,3 %	
Österreich	6 247 000		34,5 %	

Die im Bericht enthaltene Karte gliedert Österreich noch weiterhin nach Dekanaten auf. Es gibt Dekanate mit über 60, ja 70 % Dominicantes: ein Teil von Vorarlberg, das Oberinntal mit Nebentälern, Osttirol, Mühlviertel, südwestliches Waldviertel, kleine Teile des Weinviertels, südöstliche Steiermark. Noch über 50 % haben das übrige Vorarlberg, das Unterinntal mit Nebentälern, Salzburger Flachgau, Innviertel, die Dekanate Kremsmünster und Pettenbach, in Niederösterreich die Gegenden von Haag und Amstetten, die Bucklige Welt, das nördliche und mittlere Burgenland, Teile der Oststeiermark, in Kärnten das Krappfeld und die Gegend von Kötschach im Gailtal. Seelsorgliche „Notstandsgebiete" mit weniger als 20 % Dominicantes sind in Wien die Bezirke X, XII, XVI, XIX, XX, XXI, XXII, in der Umgebung Wiens die Gebiete Schwechat und Baden, das obersteirische Industriegebiet, auch das Gebiet von Admont und Mariazell, das weststeirische Kohlengebiet von Köflach-Voitsberg und in Kärnten das Gebiet von St. Veit an der Glan, die Stadt Villach.

Wenn nun Zusammenhänge ermittelt werden mit Bevölkerungsdichte und wirtschaftlicher Struktur, so überrascht es nicht, zu erfahren, daß die städtischen Gebiete einen geringen und die ländlichen einen höheren Kirchenbesuch haben. Doch gibt es auch Ausnahmen: So hat das industrialisierte Rheintal in Vorarlberg und die Industriezone Innsbruck-Hall einen relativ guten Kirchenbesuch, während die überwiegend ländliche Weststeiermark einen schlechten aufweist.

Ein Vergleich mit den politischen Verhältnissen hebt sehr eindrucksvoll die Tatsache hervor, daß die Gebiete der SPÖ-Mehrheit mit den Gebieten des schlechten und sehr schlechten Kirchenbesuches zusammenfallen: es ist derselbe Keil NO—SW von Wien über die Obersteiermark nach Kärnten. Ausnahmen sind einige Gebiete von Wien, Teile des Burgenlandes und ein Teil des oberösterreichischen Zentralraumes Linz — Steyr — Wels, wo eine große Zahl SPÖ-Stimmen mit mittlerem bis gutem Kirchenbesuch zusammenfällt.

Weiterhin wird der Kirchenbesuch beeinflußt von der andersartigen religiösen Umgebung, also in Gebieten mit religiös Indifferenten, vielen Protestanten und Konfessionslosen. Abgesehen vom Burgenland, wo der hohe Prozentsatz der Protestanten (14 %) keine negative Auswirkung auf den Kirchenbesuch der Katholiken erkennen läßt, besteht in den Alpengebieten (Salzkammergut, oberes Ennstal, Mittelkärnten, den „alpinen Rückzugsgebieten" des Protestantismus in der Zeit der Gegenreformation) eine deutlich negative Auswirkung. Es sind, wie der Bericht es interpretiert, die immer noch fortwirkenden antikirchlichen Ressentiments wegen der gewaltsam durchgeführten Gegenreformation, während Tirol durch die 70 Jahre dauernde intensive Mission der Jesuiten zu dem „heiligen Land" geworden ist.

Interessant ist ferner die Beobachtung, daß nur die alten Industriegebiete schlechten Kirchenbesuch aufweisen, die Gebiete jedoch, die erst seit 1945 stärker industrialisiert worden sind, wie der bereits genannte oberösterreichische Zentralraum und Tirol, keinen oder doch nur einen schwachen Zusammenhang in dieser Hinsicht erkennen lassen.

Typologie der Pfarren

Ein weiterer Abschnitt des Berichtes befaßt sich mit der Pfarrtypologie. Nach sozial-wirtschaftlichen Gesichtspunkten unterscheidet der Bericht Landwirtschafts-Gemeinden (mit über 40 % landwirtschaftlich tätiger Bevölkerung), ländliche Misch-Gemeinden (20 bis 40 %) und Gewerbe-Gemeinden (unter 20 %) und im städtischen Bereich Arbeiterpfarren (über 50 % Arbeiter), städtische Mischpfarren (30 bis 50 %) und „bürgerliche" Pfarren (unter 30 % Arbeiter). Diese Typen werden nun mit den sechs Typen der Religiosität, wie sie Kanonikus Boulard für Frankreich aufgestellt hat, kombiniert: 1 und 2 sind „christliche" Gemeinden mit über 45 % Dominicantes, Typus 1 mit, Typus 2 ohne ausgeprägten christlichen Geist im Gemeindeleben; 3 und 4 bilden „indifferente" Gemeinden mit weniger als 45 % Dominicantes — doch haben bei den wichtigsten Lebensabschnitten noch alle Kontakt mit der Kirche —, Typus 3 mit, Typus 4 ohne christliche Kerngemeinde; 5 und 6 sind „Missionspfarren", in welchen 20 % der Kinder katholischer Eltern nicht mehr getauft werden, wobei bei Typus 5 noch ein gewisser Sinn für das Heilige vorhanden ist.

Das Institut versuchte die ca. 3000 Pfarren Österreichs auf die religiösen Typen Boulards aufzuteilen und gelangte zu folgendem vorläufigem Ergebnis (vorläufig deshalb, weil bisher nur einige Gebiete vollständig und genau durchforscht worden sind). Dem Typus 1 sind 260 Pfarren = 8,7 % aller Pfarren zuzurechnen; dem Typus 2 520 Pfarren = 17,3 %, dem Typus 3 2180 Pfarren = 72,7 %, dem Typus 4 40 Pfarren = 1,3 %. Dabei ist freilich zu bedenken, daß die 260 und 520 Pfarren des Typus 1 und 2 fast ausschließlich kleine Landpfarren sind,

während die Pfarren des Typus 3 und 4 meist große Pfarren und vielfach Großstadtpfarren sind. Eigentliche Missionspfarren im Sinne Boulards gibt es in Österreich nicht, doch nähern sich in manchen Pfarren die religiösen Verhältnisse schon bedenklich dem Typus 5.

Schichten des Kirchenvolkes

Um die verschiedenen Abstufungen der Religiosität und der Teilnahme am pfarrlichen Leben zu erfassen — Religiosität und Teilnahme am kirchlichen Leben müssen keineswegs konform gehen, jene wird überhaupt schwer zu erfassen sein —, sind von verschiedenen Seiten Versuche unternommen worden.

So unterscheidet Joseph Fichter SJ („Die gesellschaftliche Struktur der städtischen Pfarrei", Herder, Freiburg i. Br. 1957): 1. Kernpfarrangehörige und Führer; 2. Durchschnittspfarrangehörige; 3. Randkatholiken; 4. schlummernde Katholiken. Prof. Pfliegler hat kürzlich („Der Seelsorger", März 1960) die Katholiken in konzentrische Kreise gegliedert: 1. die aus dem Mysterium leben; 2. die ihre Christenpflicht erfüllen; 3. die Randkatholiken; 4. die Lauen; 5. die Kirchenfremden; 6. die der Kirche feindlich sind; 7. die Apostaten.

Nach diesen Gesichtspunkten ist aber zumindest nach dem heutigen Stand der Forschung in Österreich eine Abgrenzung und Einordnung schwer möglich. Eine Gliederung muß sich auf das stützen, was in Österreich bereits erforscht ist, nämlich: die Zahl der Katholiken, die Mitglieder kirchlicher Organisationen sind; die Dominicantes; die Zahl der Kirchenbesucher an Hochfesten. Der Rest sind die Taufscheinchristen. Die Zahl der Dominicantes beträgt, wie erwähnt, 34,5 %. Darin sind die 6 % Mitglieder kirchlicher Organisationen eingeschlossen. An Hochfesten ist im besten Fall die doppelte Zahl von Kirchenbesuchern da.

Daraus ergibt sich eine Drittelung der katholischen Bevölkerung: $^1/_3$ Dominicantes, einschließlich der 6 % Organisierten, $^1/_3$ Saisonkatholiken, $^1/_3$ Taufscheinchristen. Innerhalb der Gruppe der Saisonkatholiken ist aber noch ein Unterschied vorhanden zwischen denen, die ihre Osterpflicht erfüllen, und denen, die das nicht mehr tun. Da im ganzen nahezu die Hälfte der Getauften die Osterpflicht erfüllt (so die Angabe der kirchlichen Statistik; die genaue Zahl läßt sich verständlicherweise überhaupt nicht ermitteln), ergibt sich für die Saisonkatholiken, daß sie zu etwa drei Siebenteln zu den Sakramenten gehen.

Auch in der Gruppe der Taufscheinkatholiken gibt es noch eine wichtige Grenzlinie: die sich kirchlich trauen lassen und die auch das nicht mehr tun. Die staatliche Statistik weist für 1958 49 200 Trauungen aus, bei denen ein Partner katholisch war. Davon wurden 43 093, das sind 87,5 % Ehen, auch kirchlich geschlossen. Die restlichen 12,5 % sind also fast ganz von der Kirche abgefallen. Ein letzter Rest freilich bleibt auch hier noch bestehen. Denn fast alle verstorbenen Katholiken werden kirchlich beerdigt, und getauft werden mehr Kinder als nur die katholischer Eltern: es gab 1958 106 000 Kinder katholischer Eltern (zumindest ein Partner ist katholisch), getauft aber wurden 115 700 Kinder.

Diese auf den ersten Blick so einprägsame Drittelung der katholischen Bevölkerung leidet freilich daran, daß die Zahl der Saisonkatholiken auf viel zu vagen Schätzungen beruht, die sich wohl nicht gut mit den exakten Ermittlungen der Zahl der Gottesdienstbesucher kombinieren lassen. Hier müßten noch genauere Untersuchungen durchgeführt werden.

Die gegenwärtige Entwicklung verläuft in der Richtung, daß jährlich um ca. 3300 mehr Personen die Kirche verlassen, als in sie eintreten. Das sind jährlich 0,5 %. Anderseits gibt es gute Gründe, anzunehmen, daß die Zahl der Kirchenbesucher während der letzten Jahrzehnte größer geworden ist. Die Tendenz geht also auf eine klarere Scheidung. Die 12,5 % Getauften, die nicht einmal mehr kirchlich heiraten, werden vermutlich einmal die Konsequenzen ziehen.

Was die Zahl der organisierten Katholiken angeht, so scheint es wenig wahrscheinlich, daß die gegenwärtige Zahl von 6 % in absehbarer Zeit wesentlich erhöht werden kann. Auch gutkatholische Gebiete weisen im internationalen Schnitt, etwa in den USA, selten mehr als 7 bis 8 % Mitglieder kirchlicher Organisationen und Laienverbände auf.

Die Schichtung des Kirchenvolkes nach Altersstufen

Während die bisher beschriebenen Verhältnisse in großen Zügen bereits aus der kirchlichen Statistik erkannt werden konnten (vgl. Herder-Korrespondenz 7. Jhg., S. 247, 13. Jhg., S. 365), wurde der Altersaufbau des Kirchenvolkes — zunächst in einigen wichtigen Pfarren und Städten — erst durch die Untersuchungen des Institutes ermittelt.

Für Innsbruck ergab sich folgendes Bild:

Altersstufen	Dominicantes	männl. Bevölkerung allein
6—10 Jahre	53,1 %	48,9 %
10—14 Jahre	42,3 %	57,8 %
14—18 Jahre	35,4 %	30,1 %
18—20 Jahre	28,2 %	21,7 %
20—25 Jahre	28,7 %	28,5 %
25—30 Jahre	23,9 %	24,3 %
30—50 Jahre	20,9 %	16,6 %
50—65 Jahre	24,5 %	16,4 %
über 65 Jahre	33,9 %	25,9 %

Deutlich zeigt sich in diesen Angaben die Absenz der im Vollalter Stehenden, die naturgemäß auch die Gruppe der Verheirateten darstellt. Es ist klar, wie schwerwiegend diese Tatsache für die Kirche und ihr Wirken in der Welt ist.

Was die alten Leute betrifft, so war (vorläufig) nicht festzustellen, ob diese Menschen mehr auf Grund ihres Alters zur religiösen Praxis zurückkehren oder ob sie überhaupt ihren Glauben besser bewahrt haben.

Für Wien liegt noch keine Gesamtuntersuchung vor. Einzelne Pfarren, die untersucht worden sind, wie Unterheiligenstadt (mitgeteilt ist eine graphische Darstellung), bieten eine ähnliche Verteilung, doch mit stärkeren negativen Merkmalen.

Soziale Schichtung des Kirchenvolkes

Wieder wurde das Beispiel Innsbruck herangezogen. Für die angeführten Schichten ergeben sich folgende Prozentzahlen der Dominicantes:

Selbständige und mithelfende Familienangehörige	25,3 %
Angestellte und Beamte	31,6 %
Arbeiter	17,6 %
Rentner und Pensionisten	39,1 %
Hausfrauen	31,4 %

Weit schlechter steht es in Wien. Von der Pfarre Wien XIV-Penzing werden folgende Zahlen mitgeteilt (in der gleichen Reihenfolge wie oben): 7 %; 11 %; 4 %; 16 %; 14 %.

Schichten spezifischer Seelsorge

Im Anschluß an die Zahlen gibt der Bericht einige Hinweise, was getan werden könnte. Was die Kinder und Jugendlichen betrifft, ist die kirchliche Betreuung in den Altersstufen von sechs bis vierzehn Jahren überall am stärksten. Das verhindert aber nicht die bald darauf einsetzende Entfremdung, die bei den Buben bereits nach dem 14. Lebensjahr, bei den Mädchen nach dem 16. bis 18. Jahre erfolgt. Der Bericht weist auf die eigentümliche Diskrepanz hin, die hier vorliegt. Während die Jugendpsychologie die Pubertät und Adoleszenz als die entscheidenden Abschnitte der Persönlichkeitsentwicklung hervorhebt — neben dem hier außer Betracht bleibenden Kleinkindalter —, wendet die kirchliche Jugendbetreuung ihre ganze Kraft (mit vielen Religions-, Seelsorgs- und Heimstunden) den weniger entscheidenden Lebensabschnitten zu. Der Bericht stellt die Frage, ob die Kräfte nicht mehr auf die späteren Altersstufen konzentriert werden könnten. Natürlich ist es leicht, dies festzustellen, doch weniger leicht, es anders zu machen, da man eben die Schichten betreut, die sich betreuen lassen, während die anderen einem mehr und mehr entgleiten. Es ist auch weit schwerer, geeignete Führungskräfte für die Altersstufen der Pubertät und Adoleszenz zu finden als für das Pflichtschulalter. Kräfte, die hier tätig sind, können also nicht einfach umdisponiert und bei den mehr gefährdeten Schichten eingesetzt werden.

Die Schicht der 25- bis 50jährigen ist, wie bereits hervorgehoben, am schwächsten vertreten. Besonders auffällig ist die Absenz der Jungverheirateten, bei denen alles zusammenkommt, was sie vom Kirchenbesuch abhält: die religiöse Uninteressiertheit der Männer, die Inanspruchnahme durch Beruf und beruflichen Ehrgeiz, materielle und familiäre Sorgen, die Schwierigkeiten der Kinderbetreuung und der abusus matrimonii. Der Bericht kann hier nichts anderes anraten als intensive Hausbesuche (vgl. Theodor Blieweis, Warum kommen Sie, Herr Pfarrer? Erlebnisse bei tausend Hausbesuchen, Verlag Herder, Wien 1960).

Weitere Probleme sind die Binnenwanderung und die Pendler. Jährlich wandern Tausende vom Land in die Stadt ab. Die Erfahrung zeigt, daß in der Mehrzahl der Fälle mit dem Verlassen des alten Milieus auch das religiöse Leben erkaltet. Eine Verwurzelung im neuen Milieu gelingt selten. Es gibt zwar ein Meldesystem über die Zugewanderten, nämlich durch die Kirchenbeitragsstellen. Das ist aber eine sehr unpersönliche Art, den Neuangekommenen an die Zugehörigkeit zur Kirche zu erinnern.

Sehr gefährdet sind weiterhin die Pendler und noch mehr die Fahrschüler. Für die Wochenendpendler müssen sich wohl die Pfarren des Arbeitsortes interessieren. Vielleicht sind Pendlerklubs und Gespräche im fahrenden Zug möglich. Für die Betreuung der Fahrschüler sind Aufenthaltsräume im Schulgebäude (unter Aufsicht) oder am Bahnhof (bereits durchgeführt am Grazer Hauptbahnhof) oder im kirchlichen Rahmen in Heimen in Bahnhofsnähe notwendig.

In einem Schlußwort werden einige Fragen für die kirchliche Sozialforschung genannt: einmal die Weiterführung der Untersuchungen über Altersaufbau und soziale Schichtung der Dominicantes, die bisher ja nur für einige Gebiete ermittelt worden sind. Ein weiteres sehr großes Arbeitsfeld werden die qualitativen Untersuchungen sein, z. B. über die religiöse Einstellung der Jugend, die Ursache der Kirchenaustritte, das Gruppengefüge in der Pfarre, das Glaubenswissen der katholischen Bevölkerung, den religiösen Stil, über psychologische und soziologische Hindernisse.

Aus dem Vatikan

Weitere Ernennungen für die Konzilskommissionen

Gemäß Veröffentlichung im „Osservatore Romano" wurden die folgenden Ernennungen von Mitgliedern und Konsultoren der Vorbereitenden Kommissionen für das Konzil ausgesprochen:

Mitglied der Theologischen Kommission: Rev. Carlo Colombo.

Mitglieder der Kommission für die Disziplin von Klerus und Volk: Charles De Provenchères, Erzbischof von Aix, Raffaele Baratta, Erzbischof von Perugia, Alois Hudal, Titularbischof von Ela, Sahag Laurent Koguian, Titularbischof von Comana und Vikar des Armenischen Patriarchates von Zilizien für die Diözese Beirut, William Philbin, Bischof von Clonfert, Ernest A. Primeau, Bischof von Manchester, die Monsignori Pietro Mattioli, Charles Lefebvre, Martino Giusti, Giuseppe D'Ercole, Heinrich Hoffmann, Luigi Piovesana, Rev. Guglielmo Onclin und die Ordenspriester Mario Pinzuti (Olivetaner), Ludwig Bender (Dominikaner), Agantangelo da Langasco (Kapuziner), Josef Grisar (Jesuit), Edoardo Regatillo (Jesuit), ferner Rev. Klemens Tilmann (Oratorianer) und Fr. Anselmus (Schulbruder).

Konsultoren der Kommission für die Disziplin von Klerus und Volk: Eugeniusz Baziak, Titularerzbischof und Apostolischer Administrator von Krakau, Luis del Rosario, Erzbischof von Zamboanga, Paul Yoshigoro Taguchi, Bischof von Osaka, Pio Alberto Fariña Fariña, Titularbischof von Citarizo, Luis Baccino, Bischof von San José de Mayo, Miguel Raspanti, Bischof von Moron, Massimino Dominguez y Rodriguez, Weihbischof von Havanna, die Monsignori Celestino Trezzini und Georg Schlichte, die Priester Giovanni Belloni und Laurent McReavy, die Ordenspriester William O'Connell (Franziskaner), Giorgio Montico (Konventuale), Giuseppe Craveiro da Silva (Jesuit), Gottfried Heinzel (Jesuit), Henri Barré (Kongregation vom Heiligen Geist), Giuseppe Muzio (Salesianer), Carlo Tommaso Dragone (Paulist), William Slattery (Kongregation der Missionen). (Alle am 18. 8. 1960.)

Mitglieder der Kommission für die Ordensleute: Girolamo Bartolomeo Bortignon, Bischof von Padua, Arturo Tabera Araoz, Bischof von Albacete, Enrico Romolo Compagnone, Bischof von Anagni, die Ordenspriester Giulio Fohl (Benediktiner), Thomas Tascon (Dominikaner), Gioacchino Sanchis (Franziskaner), Pierre Tocanel (Konventuale), Lazzaro d'Arbonne (Kapuziner), Thomas Keulemans (Karmelit alter Observanz), Pietro Maria Abellán (Jesuit), Albert van Biervliet (Redemptorist), Edvard Heston (Kongregation vom heiligen Kreuz), Gervais Quénard (Assumptionist), Servo Goyeneche (Claretiner), Emilio Fogliasso (Salesianer), Alvaro del Portillo (Opus Dei).

Konsultoren der Kommission für die Ordensleute: Bernardino Echeverria Ruiz, Bischof von Ambato, Msgr.

André Baron, Rev. Patrice François Cremin, die Ordenspriester Abt Giuseppe Ricciotti (Regularkanoniker vom Lateran), Abt Gabriel Sortais (reformierter Zisterzienser-Trappist), Zaccaria da S. Mauro (Kapuziner), Adolar Zumkeller (Augustiner-Eremit), Sigard Kleiner (Karmeliter alter Observanz), Romeo O'Brien (Karmeliter alter Observanz), Beniamino della SS. Trinità (Unbeschuhter Karmelit), Vittore di Gesù e Maria (Unbeschuhter Karmelit), Robert Svoboda (Kamillianer), Carlo Corcoran (Kongregation vom heiligen Kreuz), Candido Bajo (Claretiner), Francesco Molinari (Missionar von La Salette), Enrico Piazzano (Josefiner von Asti), Gaston Courtois (Kongregation der Figli della Carità), die Priester Eugenio Fornasari (Paulist), Armand Le Bourgeois (Eudist), Amadeo de Fuenmayor (Opus Dei). (Alle am 19. 8. 1960.)

Mitglieder der Kommission für die Verwaltung der Sakramente: José Garcia y Goldaraz, Erzbischof von Valladolid, Antonio Maria Alves de Siqueira, Erzbischof-Koadjutor von São Paolo in Brasilien, Armando Fares, Erzbischof von Catanzaro, Franjo Seper, Erzbischof von Zagreb, Jean Chedid, Bischof von Arca und Vikar des Patriarchates für die Maroniten, die Monsignori Boleslav Filipiak, William Doheny, Emanuele Bonet y Muixi, Giovanni Pinna, Lorenzo Miguelez, Giuseppe Michele Pinto, Klemens Vinzenz Bastnagel, die Priester Nikolaus Mörsdorf und Henri Wagnon, die Ordenspriester Ulrich Beste (Benediktiner), Pietro Lumbreras (Dominikaner), Witomir Jelicic (Franziskaner), Adolf Ledworloz (Franziskaner), Heinrich Evers (Kongregation vom Heiligen Sakrament).

Konsultoren der Kommission für die Verwaltung der Sakramente: Danio Bolognini, Bischof von Cremona, Alfonso Maria Ungarelli, Bischof und Prälat nullius von Pinheiro, Enrique Rau, Bischof von Mar del Plata, Valerian Belanger, Weihbischof von Montreal, Juan Felix Pepén y Soliman, Bischof von Higüey, Msgr. Luigi Lituma Portocarrero, Msgr. Jean Levillain, Rev. Tommaso Barberena, die Ordenspriester Gerhard Oesterle (Benediktiner), Stefano Gomez (Dominikaner), Marco Said (Dominikaner), Guido Brisebois (Franziskaner), Roberto Zavalloni (Franziskaner), Michele Fabregas (Jesuit), Marcellino Zalba (Jesuit). (Alle am 21. 8. 1960.)

Mitglieder der Kommission für die Liturgie: Joseph Gogué, chaldäischer Erzbischof von Bassorah, Carlo Rossi, Bischof von Biella, Karel Justien Calewaert, Bischof von Gent, Franz Zauner, Bischof von Linz, Joseph Malula, Weihbischof von Léopoldville, die Monsignori Gioacchino Nabuco, Igino Angles Pamies, Joseph Pascher, Mario Righetti, Pietro Borella, Giovanni Schiavon, die Priester Karl Kniewald, John O'Connell, Johannes Quasten, die Ordenspriester Abt Bernardo Capelle (Benediktiner), Josef Andreas Jungmann (Jesuit), Gregorio Martinez de Antonana (Claretiner), die Priester Giulio Bevilacqua (Oratorianer), Giuseppe Pizzoni (Kongr. der Missionen).

Konsultoren der Kommission für Liturgie: Joseph Walsh, Erzbischof von Tuam, Tadeusz Pawel Zakrzewski, Bischof von Plock, Kazimierz Josef Kowalski, Bischof von Kulm, Francis Xaver Muthappa, Bischof von Coimbatore, die Monsignori Michael Pfliegler, Theodor Klauser, Theodor Schnitzler, die Priester Antoine Chavasse, Anton Hänggi, Pierre Jounel, Frederic McManus, Giairo Mejia, Ignazio Onativia, John Percy, Valerio Vigorelli, die Ordenspriester Bonifaz Luykx (Prämonstratenser), Abt Giovanni Bruno Canizzaro (Benediktiner), Bernard Botte (Benediktiner), Eugenio Cardine (Benediktiner), Gottfried Diekmann (Benediktiner), Policarp Radò (Benediktiner), Pietro Siffrin (Benediktiner), Cyprien Vagaggini (Benediktiner), Ansgar Dirks (Dominikaner), Pietro Maria Gy (Dominikaner), Johannes Hofinger (Jesuit), Herman Schmidt (Jesuit), Marcel Dubois (Redemptorist), Vincent Kennedy (Basilianer), die Priester Heinrich Kahlefeld (Oratorianer) und August Born (Gesellschaft vom kath. Apostolat). (Alle am 26. 8. 1960.)

Mitglieder der Kommission für Studien und Seminare: Marcelino Olaechea Loizaga, Erzbischof von Valenzia, Paolo Botto, Erzbischof von Cagliari, Emile Arsenius Blanchet, Titularerzbischof von Philippopel, John Patrick Cody, Bischof von Kansas City, Michael Keller, Bischof von Münster, Louis Marie De Bazelaire de Ruppierre, Bischof von Chambéry, Sebastian Vayalil, Bischof von Palai, Franz Nestor Adam, Bischof von Sitten, Giuseppe Carraro, Bischof von Verona, Agostino Saba, Bischof von Nicotera und Tropea, Roger Johan, Bischof von Agen, die Monsignori Pier Carlo Landucci, Carlo Figini, André Combes, die Ordenspriester Benedetto Lavaud (Dominikaner), Ilarino da Milano (Kapuziner), Gabriele M. Roschini (Servit), Paolo Dezza (Jesuit), Paolo Muñoz Vega (Jesuit), Cornelio Fabro (Stigmatiner), Rev. Alfons Stickler (Salesianer).

Konsultoren der Kommission für Studien und Seminare: Alfredo Cifuentes Gómez, Erzbischof von La Serena, Egidio Bignamini, Erzbischof von Ancona, Patrick Louis O'Boyle, Erzbischof von Washington, Octoviano Márquez Tóriz, Erzbischof von Angelopolis, Giuseppe Amici, Erzbischof von Modena, François Marty, Erzbischof von Reims, Luis Manresa Formosa, Bischof von Quezaltenango, die Monsignori Francesco Olgiati, Luigi Sonzogni, Albert Lang, Rodolfo Bandas, Antonio Angioni, die Priester Karl Adam und Andreas Bigelmair, die Ordenspriester Thomas Camelot (Dominikaner), Vincenzo Beltram de Heredia (Dominikaner), Leopold Denis (Jesuit), Emileo Jombart (Jesuit), Stanislas de Lestapis (Jesuit). (Alle am 27. 8. 1960.)

Mitglieder der Kommission für die Orientalischen Kirchen: Johannes Bucko, Erzbischof und Apostolischer Visitator der byzantinischen Ukrainer in Westeuropa, Giacomo Testa, Erzbischof von Heraklea, Konstantin Bohachevsky, ruthenischer Erzbischof von Philadelphia, Gregorios B. Varghese Thangalathil, syro-malankarischer Erzbischof von Trivandrum, Joseph Parecattil, syro-malabarischer Erzbischof von Ernakulam, Matthew Kavukatt, syro-malabarischer Erzbischof von Changanacherry, Raphael Rabban, chaldäischer Erzbischof von Kerkuk, Denys Antoine Hayek, syrischer Erzbischof von Aleppo, Pierre Dib, maronitischer Bischof von Kairo, Alexander Scandar, Bischof von Assiut, Gabriel Gesù Jacob, Titularbischof von Eritro, die Monsignori Ovidio Bejan, Ignazio Mansourati, die Ordenspriester Garabed Amaduni (Mechitarist), Teodoro Minisci (Basilianer), Felice Gosmann (Augustiner), Maurizio Gordillo (Jesuit), Clemente Pujol (Jesuit), Alfonso Raes (Jesuit), Pelopidas Stephanou (Jesuit), Girolamo Cornelis (Assumptionist), Daniele Stiernon (Assumptionist).

Konsultoren der Kommission für die Orientalischen Kirchen: die Monsignori Sebastianos Chereath und Cesare Spallanzani, die Priester Stefano Bentia, Paolo Garò, Ioannes Kaldani, Ioannes Malak, Isaias Tumbas, die Ordenspriester Litvinos Bawens (Benediktiner), Thomas Becquet priester Litvinos Bawens (Benediktiner), Thomas Becquet (Benediktiner), Germano Giovanelli (Basilianer), Melezio

Wojnar (Basilianer), Atanasius Hage (Basilianer), Neofito Edelby (Basilianer), Pierre Benoît (Dominikaner), Alfons Mitnacht (Augustiner), Michele Lacko (Jesuit), Giuseppe Valentini (Jesuit), Ioannes Sofronov (Passionist), Elpidios Stephanou (Assumptionist), Placido di San Giuseppe (Karmelit), Dustan Donovan (Atonement-Franziskaner), Maurice Blondeel (Weißer Vater). (Alle am 29./30. August 1960).

Mitglieder der Kommission für die Missionen: Victor Sartre, Erzbischof und Apostolischer Delegat in Skandinavien, Vittore Sarre, Titularerzbischof von Beroe, John Kodwo Amissah, Erzbischof von Cape Coast, Joachim Ammann, Titularbischof von Petnelisso, Tarcisius Heinrich Joseph van Valenberg, Titularbischof von Comba, Msgr. Stanislas Lokuang, die Ordenspriester Erzabt Henricus Suso Brechter, Thomas Ohm (Benediktiner), Raffaele Moya (Dominikaner), Alfons Schnusemberg (Franziskaner), Pio da Mondreganes (Kapuziner), Calliste Lopinot (Kapuziner), Bernardo Cyrillus (Unbeschuhter Karmelit), Pasquale D'Elia (Jesuit), Hieronymus D'Souza (Jesuit), Johannes Rommerskirchen (Oblat), André Seumois (Oblat), Franz Rosenbaum (Gesellschaft vom Göttlichen Wort).

Konsultoren der Kommision für die Missionen: Hermann Spiess, Titularbischof und Abt nullius von Peramiho, Hector Enrique Santos, Bischof von Santa Rosa de Copán, Msgr. Giacomo Madden, die Priester Vincent Chen-Chen-Tao und Olav Graf, die Ordenspriester Antonino Abate (Dominikaner), Hermes Peeters (Franziskaner), Giorgio Eldarov (Konventuale), Timoteo L. Bouscaren (Jesuit), Ludovico Buijs (Jesuit), Luigi Civisca (Jesuit), Johann Staffner (Jesuit), Jean Soury-Lavergne (Gesellschaft Mariens), Armando Reuter (Oblat), Giorgio Vromant (Oblat).

Mitglieder der Kommission für das Laienapostolat: Evasio Colli, Erzbischof von Parma, Ismaele Mario Castellano, Titularerzbischof von Colossae, Gabriel Garrone, Erzbischof von Toulouse, Allen James Babcock, Bischof von Grand Rapids, Fulton J. Sheen, Weihbischof von New York, Gabriel Bukatko, Eparch von Crisio, Primo Gasbarri, Weihbischof von Velletri, Franz Hengsbach, Bischof von Essen, Ferdinando Baldelli, Titularbischof von Aperle, die Monsignori Aurelio Sabattani, Luigi Civardi, Emilio Guano, Pietro Pavan, Agostino Ferrari Toniolo, Joseph Cardijn, Joseph Geraud, Santo Quadri, Ferdinand Klostermann, die Priester Albert Bonet Marrugat, Anton Cortbawi, Henri Donze, die Ordenspriester Cirillo Bernardo Papali (Unbeschuhter Karmelit), Johannes Hirschmann (Jesuit), Paolo Lopez de Lara (Jesuit), Roberto Tucci (Jesuit).

Konsultoren der Kommission für das Laienapostolat: Emanuel Trindade Salgueiro, Erzbischof von Evora, Owen McCann, Erzbischof von Kapstadt, Ambrose Rayappan, Erzbischof von Pondichérry und Cuddalore, Bernardin Gantin, Erzbischof von Cotonou, Emanuel Larrain Errázuriz, Bischof von Talca, Joseph Blomjous, Bischof von Mwanza, Boleslaw Kominek, Titularbischof von Vaga, Bryan Gallagher, Bischof von Port Pirie, Benedict Tomizawa, Bischof von Sapporo, José Armando Gutierrez Granier, Weihbischof von La Paz, Reginald John Delargey, Weihbischof von Auckland, Msgr. Ferdinando Lambruschini, Rev. Henri Caffarel, die Ordenspriester Raimondo Spiazzi (Dominikaner), Salvatore Lener (Jesuit), Pietro Pillai (Oblat), Guilleaume Ferrée (Kongregation der Missionen). (Alle am 1. 9. 1960.)

Mitglieder des Sekretariates für die publizistischen Angelegenheiten: George Andrew Beck, Bischof von Salford, Wilhelm Kempf, Bischof von Limburg, Pietro Canisio van Lierde, Weihbischof und Generalvikar der Vatikanstadt, René Louis Marie Stourm, Bischof von Amiens, Abilio del Campo y de la Bárcena, Bischof von Calahorra, Stefan László, Bischof von Eisenstadt, die Monsignori Mario Boehm, Albino Galletto, Andrea Spada, Jean Bernard, James Tucek, die Ordenspriester Alberto Moreno Arango (Jesuit), Antonio Stefanizzi (Jesuit), Emile Gabel (Assumptionist), Georg Friedrich Heinzmann (Maryknoll).

Konsultoren des Sekretariates für die publizistischen Angelegenheiten: William E. Cousins, Erzbischof von Milwaukee, Patrick Francis Lyons, Bischof von Sale, James Louis McNulty, Bischof von Paterson, Albert Zuroweste, Bischof von Belleville, Erbet Bednorz, Bischof und Koadjutor von Kattowitz, Emiliano Frenette, Bischof von San Girolamo, die Monsignori Alberto Devoto, Karl Becker, Giuseppe Gioacchino Salcedo, Giustino Ortiz, Thimoty Flynn, die Priester Jakob Haas und Karl August Siegel, die Ordenspriester Rémond Pichard (Dominikaner), Frans van Waesberge (Dominikaner), Angel Andrew (Franziskaner), Pietro Frandizis (Franziskaner), Enrico Baragli (Jesuit). (Alle am 2. 9. 1960.)

Mitglieder des Sekretariates für die Einheit der Christen: Lorenz Jaeger, Erzbischof von Paderborn, Joseph Marie Martin, Erzbischof von Rouen, John Carmel Heenan, Erzbischof von Liverpool, François Charrière, Bischof von Lausanne, Genf und Fribourg, Emile Joseph Marie De Smedt, Bischof von Brügge, Pieter Antoon Nierman, Bischof von Groningen, die Monsignori Joseph Höfer, Michael Maccarrone, die Ordenspriester Charles Boyer (Jesuit), James Cunnigham (Paulist).

Konsultoren des Sekretariates für die Einheit der Christen: die Monsignori Hermann Volk und Henry Francis Davis, die Priester Alberto Bellini, Johannes Feiner, Eduard Stakemeier, Frans Thijssen, Giovanni Vodopivec, die Ordenspriester Pierre Dumont (Benediktiner), Christopher Dumont (Dominikaner), Jérôme Hamer (Dominikaner), Gregory Baum (Augustiner), Maurice Bevenot (Jesuit), Gustav Weigel (Jesuit), Edoardo Hanahoe (Atonement-Franziskaner), George Tavard (Atonement-Franziskaner). (Alle am 3. 9. 1960.)

Ergänzend wurden ernannt:

Konsultoren der Zentralkommission: Giuseppe Rossi, Regens der Apostolischen Pönitentiarie, Francesco Tinello, Regens der Apostolischen Kanzlei, Silvio Romani, Subdatar, Abt Anselmo M. Albareda (Benediktiner), Präfekt der Vatikanischen Bibliothek.

Mitglied der Theologischen Kommission: Damian van den Eynde (Franziskaner).

Mitglied der Kommission für die Orientalischen Kirchen: Marco Japundzic (Franziskaner des III. Ordens).

Konsultor der Kommission für die Orientalischen Kirchen: Arnold van Lantschoot (Prämonstratenser).

Mitglieder der Kommission für das Laienapostolat: Monsignori Jean Rodhain und Antoon Ramselaar, die Ordenspriester Georges Jarlot (Jesuit) und Jan Ponsioen (Herz-Jesu-Priester).

Konsultoren der Kommission für das Laienapostolat: Rev. Victor Portier, Vincens de Vogelaere (Dominikaner).

Mitglied des Sekretariates für die Einheit der Christen: Gérard M. Corr (Servit). (Alle am 16. 9. 1960.)

Ein ökumenischer Nachrichtendienst auch in Spanien

Spanien und Kolumbien sind die beiden Länder, die von weiten protestantischen Kreisen als die Musterbeispiele der „katholischen Intoleranz" angesehen und verurteilt werden. Über ein vorbildliches ökumenisches Presseapostolat in Kolumbien konnten wir bereits berichten (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 208 f.). Genau ein Jahr später, im Mai 1960, erschien nun in Spanien die erste Nummer eines ökumenischen Nachrichtendienstes, die selbst den „an vorderster Front" stehenden deutschen Ökumenikern viel Neues und Aufschlußreiches zu sagen hat. Die Publikation heißt „Orientación e Información Ecuménica", soll zunächst vierteljährlich erscheinen und wird allen Interessenten kostenlos zugestellt, wobei als Gegengabe lediglich die Unterstützung des Gebetsanliegens oder freiwillige Spenden erbeten werden. Herausgeber sind die Kapuziner in Barcelona (calle Cardenal Vives y Tutó, 2).

In dem kurzen und sachlichen Vorwort heißt es: „Die Spaltung der Christen ist eine Tragödie, für die wir alle in irgendeiner Weise verantwortlich sind (Johannes XXIII.) ... Es ist Pflicht jedes Christen, Zeugnis von der Wahrheit und Gerechtigkeit zu geben; gegenüber der gespaltenen Christenheit kann er dies kaum, wenn er nicht vorher die übrigen Konfessionen kennenlernt: so wie sie sind, ohne Verzerrungen und Vorurteile. Das ist der erste Schritt zur Einheit ..."

Das erste Heft des Informationsdienstes bringt auf acht Seiten u. a. folgende Nachrichten:

über den internationalen Verlauf der Gebetswoche für die Einheit der Christen (18.—25. Januar 1960);

über eine Schrift der Karmeliten in Paris „Que fait l'Église Catholique pour l'Unité des Chretiens?";

über einen Beitrag des spanischen Bischofs von Segorbe in der Barceloneser Zeitschrift „El Ciervo", in dem es heißt: „Ein Land mit katholischer Mehrheit wie Spanien muß sich anstrengen, das Problem der Einheit der Christen mit der gleichen Dringlichkeit zu fühlen und zu erleiden wie die konfessionell gemischten Länder. In der Kirche gibt es wesensmäßig keine Vorzugsabteile." Der Bischof fordert unter anderem auch ökumenischen Unterricht in den Seminarien;

über die „Regeln für einen Dialog", die in USA gleichzeitig von der protestantischen Zeitschrift „The Christian Century" und dem katholischen „Commonweal" veröffentlicht wurden;

über die verbesserte Situation der Nichtkatholiken in Italien;

über ein in Barcelona (bisher nur katalanisch) als Gemeinschaftswerk der Kapuziner u. a. erschienenes Buch „La Unitat dels Cristians";

über ökumenische Kurse für Katholiken in Lyon;

über Erklärungen des New-Yorker Sekretärs des Weltrats der Kirchen, Roswell P. Barnes (u. a. über die Unvereinbarkeit der brüderlichen Haltung der Katholiken in Deutschland und Frankreich mit der diametral entgegengesetzten Haltung in anderen katholischen Ländern);

über die kommende Vollversammlung des Weltrats der Kirchen Ende 1961 in New-Delhi;

über den Ruf zur Einheit von seiten protestantischer Afrikamissionare;

über den Besuch einer Delegation des Weltrats in der Sowjetunion;

über die Situation der christlichen Kirchen in China;

über die Äußerungen von Pastor Niemöller, daß der christliche Glaube in der deutschen Sowjetzone lebendiger und mutiger gelebt werde als in der Bundesrepublik.

Die französischen Kardinäle und Bischöfe zur Neuregelung des Schulwesens in Frankreich

Über das neue französische Schulgesetz vom 31. Dezember 1959 sowie über die ersten Durchführungsverordnungen zu diesem Gesetz im April dieses Jahres und die Reaktionen laizistischer Kreise in Frankreich auf die Schulpolitik der Regierung der Fünften Republik haben wir mehrmals in diesem Jahr berichtet (vgl. 14. Jhg., S. 205, 401, 499). Danach hat die Neuregelung der Beziehungen zwischen freien, das heißt vornehmlich katholischen Schulen und Staat zunächst provisorischen, zeitlich beschränkten Charakter. Den freien (katholischen) Schulen in Frankreich ist durch das Gesetz vom 31. 12 die Möglichkeit eröffnet worden, an den Aufwendungen des französischen Staates für Schule und Erziehung teilzunehmen. Die Unterstützung der freien Schulen in Frankreich durch den Staat ist jedoch mit einem Preis zu zahlen, nämlich mit einer Kontrolle der freien Unterrichtsanstalten durch den Staat, und zwar in dem Ausmaß, in welchem diese Einrichtungen die materielle Hilfe des Staates in Anspruch nehmen. Das Gesetz vom 31. 12. 59 sieht diesem Prinzip zufolge vier Möglichkeiten des Verhältnisses zwischen freier Schule und Staat vor:

1. Die katholischen Schulen können ihren freien, vom Staat nicht kontrollierten Unterrichtsbetrieb weiterhin wahren, erhalten dann aber keinerlei Subventionen von seiten des Staates.
2. Sie werden in das System der staatlich öffentlichen Schulen überführt, erhalten sämtliche diesen Schulen gewährten Vergünstigungen von seiten des französischen Staates, unterstehen aber der gleichen Kontrolle wie diese Schulen, sind also nicht mehr frei.
3. Sie können mit dem Staat einen „einfachen Vertrag" eingehen, der den Staat bindet, gewisse beschränkte finanzielle Verpflichtungen für diese Schulen und ihr Lehrpersonal zu übernehmen und der dem Staat erlaubt, eine ebenfalls nur beschränkte Kontrolle über diese Schulen auszuüben.
4. Sie können mit dem Staat einen „Assoziationsvertrag" abschließen, der den katholischen Schulen erhöhte Subventionen von Staatsseiten sichert, was freilich mit einer vermehrten Staatskontrolle der „assoziierten" Schulen verbunden ist (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 206).

Es versteht sich, daß über den Wert und die Bedeutung dieser Vertragsmöglichkeiten für die freien katholischen Schulen Frankreichs solange mit Sicherheit nichts ausgesagt werden kann, bis diese Möglichkeiten in den verschiedenen Schulsystemen durch längere Zeit hin erprobt worden sind. Dennoch wurde schon nach Verabschiedung des Gesetzes mehrfach festgestellt, u. a. auch von mehreren französischen Bischöfen, daß das neue Gesetz vom Geiste wenn nicht der Versöhnung zwischen Staat und Kirche, so doch der Offenheit der Fünften Republik gegenüber den berechtigten Interessen der katholischen Schule und Erziehung getragen ist.

Mit Ablauf des Schuljahres 1959/60 im Juli dieses Jahres sahen sich die katholischen Schulen Frankreichs vor die Notwendigkeit gestellt, in absehbarer Zeit ihre Ent-

scheidung zu treffen, ob und in welcher Form sie in Zukunft, ab Oktober 1960, dem Beginn des neuen Schuljahres, mit dem Staat zusammenarbeiten wollen. Diese Entscheidung war für den französischen Episkopat und für die katholischen Schulen dadurch erschwert, daß bis Anfang August nähere Durchführungsbestimmungen zum Gesetz vom 31.12. — sieht man von den Décrets scolaires vom 24. 4. ab — noch nicht erlassen waren. Am 29. 7. wurden dann drei Durchführungsverordnungen zum Schulgesetz im Journal Officiel veröffentlicht, die sich jedoch fast ausschließlich mit der Regelung der finanziellen Seite der Zusammenarbeit zwischen Staat und freien Schulen befassen. Immerhin machten sie deutlich, was der französische Staat im einzelnen unter „freien Schulen mit Assoziationsvertrag" und „freien Schulen mit einfachem Vertrag" zu verstehen gewillt ist. Am 16. August 1960 nahmen die sechs französischen Kardinäle zu den Durchführungsbestimmungen des Schulgesetzes in einer Erklärung Stellung. Sie sagten: „... Die freien Unterrichtsanstalten können eine staatliche Hilfe unter neuen Bedingungen erhalten, wenn sie einen einfachen oder einen Assoziationsvertrag unterschreiben. Die Erfordernisse unseres Glaubens und der Wille der katholischen Familien erfordert jedoch, daß die katholischen Schulen ihren eigenständigen Charakter bewahren müssen. Diese Erfordernis, die formell durch die Regierung anerkannt ist... muß in dem Vertrag (zwischen freier Schule und Staat) deutlich werden, und zwar in angemessener Weise. Die Autorität jedes Bischofs, der in seiner Diözese für das Werk der Verkündigung und für die Einrichtungen der Kirche, insbesondere jener, die den Unterricht betreffen, verantwortlich ist, hat in jedem einzelnen Fall die Entscheidungsbefugnis in dieser Frage [der Neuregelung der Beziehungen zwischen Staat und freier Schule], wobei er die legitimen Interessen der Familien und die Empfehlungen der vertretenden Körperschaften und des Diözesankomitees für Koordination berücksichtigt.

[Die Kardinäle] sind der Meinung, daß bei der Anwendung des Schulgesetzes die Schulen für den Elementarunterricht und die ihnen entsprechenden Einrichtungen im Prinzip einen einfachen Vertrag abschließen können und sollen. Die Einrichtungen des höheren und des technischen Unterrichts sollten mit dem Assoziationsvertrag einen Versuch machen oder einen einfachen Vertrag abschließen."

Die Kardinäle schließen ihre Deklaration mit einem Dank an alle, die sich um das katholische Schulwesen in Frankreich verdient gemacht haben.

In einer Verlautbarung („La Croix", 18./19. 9. 60) hat der Bischof von Arras, Msgr. Perrin, auf die bis jetzt noch ungeklärten Fragen der neuen Zusammenarbeit zwischen Staat und Kirche in der Frage der schulischen Erziehung hingewiesen. Die Durchführungsverordnungen vom 28.7. haben bis jetzt nur die Frage der Besoldung der Lehrer geregelt. Offen geblieben seien dagegen die Regelung der steuerlichen Verpflichtungen der Schulen gegenüber dem Staat, die Fragen der sozialen Versicherung, die Fragen des Schulbaues und ihres Unterhaltes und die Altersversicherung der pensionierten Lehrkräfte. Das alles bleibe weiterhin in der Verantwortung der Schulkomitees und sei für diese mit schweren Sorgen verbunden. Die lastendste Sorge für die Kirche bleibe freilich die Frage des Lehrernachwuchses, ihre christliche und pädagogische Bildung. Nur wenn diese gesichert sei, könne der freie christliche Unterricht seine Position wahren. Daher bittet Bischof Perrin seine Diözesanen, mehr noch als bisher die katholischen Schulen zu unterstützen.

Die Neuregelung des Religionsunterrichtes

Bereits die Décrets scolaires vom 24. April hatten vorgesehen, daß mit Beginn des neuen Schuljahres der Religionsunterricht auch in staatlichen Schulen, aus denen er bisher weitgehend verbannt war, erteilt werden könne. Ein Rundschreiben des Erziehungsministers, veröffentlicht in „La Croix" (8./9. 9. 60), hat die erste Durchführungsverordnung vom April dieses Jahres in dieser Frage ergänzt. Das ministerielle Zirkular macht die Erteilung des Religionsunterrichtes von dem Willen der Eltern abhängig. Die Eltern haben jetzt die Möglichkeit, bei der Einschulung ihrer Kinder schriftlich ihren Willen zu bekunden, ob ihr Kind Religionsunterricht erhalten soll oder nicht. Bei Kindern, die bereits die Schule besuchen, können die Eltern ihren Wunsch bezüglich der religiösen Unterweisung ihrer Kinder der Schulleitung mitteilen. Der Religionsunterricht kann unter bestimmten Bedingungen in den staatlichen Schulen erteilt werden, muß es aber nicht. Er soll im allgemeinen in den Staatsschulen dann erteilt werden, wenn Kirchen oder Pfarrgebäude für die Erteilung des Unterrichts nicht geeignet sind oder diese zu weit von der Schule entfernt liegen. Einen Religionsunterricht sieht die ministerielle Verfügung jedoch nur dann vor, wenn die Schulen über Religionslehrer (service d'aumônerie) verfügen. In allen Zweifelsfällen bezüglich der religiösen Unterweisung an staatlichen Schulen sei von den lokalen Schiedsgerichten zu entscheiden, die entsprechend dem Schulgesetz vom 31. Dezember eingesetzt worden sind. Diese Komitees bestehen aus Vertretern der Staatsschulen und der freien katholischen Schulen.

Wiederum hat der Bischof von Arras, Victor-J. Perrin, zu den neuen Durchführungsverordnungen für den Religionsunterricht in französischen Schulen Stellung genommen (in den „Informations religieuses" der Diözese Arras, 1. 9. 60). In diesem Kommuniqué stellt er fest, daß die Neuregelung des Religionsunterrichtes in Frankreich nichts Neues gegenüber den Beziehungen zwischen Staat und Kirche seit 1880 darstellt. Die Neuordnung des Religionsunterrichtes sichere nur die Rechte des französischen Bürgers, wie es der Verfassung der Republik entspricht. Von neuen Rechten für die Kirche könne bei der Neuregelung des Religionsunterrichtes nicht gesprochen werden. „Es sind die christlichen Eltern, die ihre Verantwortung wahrnehmen müssen. Sie allein sind dazu aufgerufen, jetzt die Schaffung eines ‚Religionslehrerdienstes' (service d'aumônerie) zu verlangen. Mit Beginn des nächsten Schuljahres müssen sie schriftlich bekunden, ob sie für ihre Kinder, die höhere Schulen besuchen, Religionsunterricht wünschen oder nicht, und — falls dies der Fall sein sollte — ob sie wünschen, daß dieser Unterricht innerhalb der Staatsschulen erteilt wird."

Aufruf Bischof Perrins an die christlichen Eltern

„Im Augenblick weiß die Mehrzahl der christlichen Eltern, deren Kinder staatliche Schulen besuchen, nichts von diesen Möglichkeiten, und es besteht die Gefahr, daß mangels Information diese christlichen Eltern unerläßliche Schritte unterlassen... Dadurch können Millionen junger Chri-

sten der religiösen Unterweisung verlustig gehen, die sie anderseits ohne Schwierigkeiten empfangen könnten. Daher erinnern wir die Eltern an ihre Verantwortung als ein Erfordernis ihres Glaubens, die sie in den nächsten Wochen wahrnehmen müssen. Sie haben sich über die religiöse Erziehung ihrer Kinder zu entscheiden. Diese Wahl bestimmt mit, wie die jungen Menschen in das Erwachsenenalter eintreten werden, und sie hat daher auch Bedeutung für das Gesicht der Gesellschaft von morgen.

Diese Wahl ist auch von Bedeutung dafür, wie Neutralität verwirklicht und wie Parteilichkeit vermieden wird. In einer Neutralität, die alle Glaubensüberzeugungen respektiert und die alles Sektierertum verwirft, sollte eine religiöse Unterweisung praktisch für alle getauften Kinder möglich sein. Indem wir diesen Weg verfolgen, können wir hoffen, zu einer ‚offenen Laizität' zu gelangen, die akzeptabel ist.

Die katholischen Eltern mögen sich ihrerseits jeglicher Polemik und jeglicher Ungeschicklichkeit enthalten, wenn sie ihre Forderungen nach der Schaffung eines Religionslehrerdienstes (service d'aumônerie) vortragen. Die Forderungen des Glaubens entbinden niemals von der Verpflichtung zum Takt gegenüber Lehrern und Schulleitern . . ."

Am 18. September haben sämtliche Bischöfe Frankreichs in Kanzelerklärungen ihre Gläubigen aufgefordert, Religionsunterricht für Kinder in Staatsschulen zu verlangen. Die Texte der bischöflichen Schreiben unterscheiden sich jeweils nach den besondern Gegebenheiten der Diözesen. In mehreren von ihnen wird ausdrücklich betont, daß das neue Schulgesetz auf eine Annäherung zwischen Kirche und Staat hinzielt; die Eltern werden daher ersucht, die Schulverwaltungen nicht unnötig unter Druck zu setzen.

Aus Amerika

Lateinamerikanische Bischofskonferenz über Seelsorgsfragen in Buenos Aires vom 13.—18. November

So problematisch bei uns die Volksmission, besonders die Großstadtmission, geworden ist (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 439 ff.), so erfolgreich scheint dieses außerordentliche Seesorgsmittel in Lateinamerika eingesetzt werden zu können (vgl. 14. Jhg., S. 404 ff.). Zur Zeit ist eine der größten Aktionen dieser Art in Argentinien, vornehmlich im von etwa 8 Millionen Menschen bevölkerten Groß-Buenos Aires, im Gange, bei der 2500 Priester aus Argentinien und Spanien zusammenwirken. Sie dient zugleich der Vorbereitung des lateinamerikanischen Marianischen Kongresses, der in der zweiten Novemberwoche in der argentinischen Hauptstadt als kontinentale Glaubenskundgebung stattfindet.

Im Anschluß an diesen Kongreß wird die Jahresversammlung der Delegierten der lateinamerikanischen Bischofskonferenz (CELAM) zusammentreten, diesmal erweitert um alle aus Anlaß des Marianischen Kongresses anwesenden lateinamerikanischen Prälaten.

Es ist anzunehmen, daß diese Tagung die nach Zahl und Gewicht bedeutsamste Zusammenkunft der lateinamerikanischen Hierarchie seit der Vollversammlung des lateinamerikanischen Episkopates in Rio de Janeiro anläßlich des Eucharistischen Kongresses 1955 sein wird, auf der die Gründung des CELAM und die Errichtung seines ständigen Sekretariats in Bogotá (Kolumbien) beschlossen worden war.

Im Mittelpunkt der diesjährigen Tagung steht die Seelsorge. Das Thema wird nach vier Gesichtspunkten behandelt: 1. die Grundlagen der Seelsorge (Msgr. Larraín, Bischof von Talca, Chile), 2. Diözesanseelsorge (Msgr. Márquez Tóriz, Erzbischof von Puebla, Mexiko), 3. Stadtseelsorge (Kardinal Caggiano, Erzbischof von Buenos Aires), 4. Landseelsorge (Msgr. Rubio Diaz, Bischof von Girardot, Kolumbien).

Die Wichtigkeit gerade dieses Themenkreises liegt auf der Hand. Die Seelsorgsbedingungen in Lateinamerika wandeln sich überaus schnell, einerseits wegen der großen Bevölkerungszunahme und des damit verbundenen, ständig wachsenden Priestermangels, anderseits wegen der tiefen strukturellen Veränderungen der Gesellschaft, so daß ganz neue Seelsorgsmethoden notwendig werden. Die von CELAM inspirierten Initiativen auf diesem und anderen Gebieten können gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Darüber hinaus aber besitzt diese Organisation eine ganz besondere und beispielhafte Bedeutung für die Gesamtkirche. Hier ist zum ersten Mal die Hierarchie eines ganzen Kontinents über nationale Grenzen hinweg im Hinblick auf die allen Gläubigen gemeinsamen Anliegen zusammengefaßt. Plan und Durchführung dieser kühnen und fruchtbaren Konzeption sind Erzbischof Samoré, dem langjährigen Nuntius in Kolumbien, zu verdanken, der jetzt im Staatssekretariat und in der im Jahre 1958 gegründeten Päpstlichen Kommission für Lateinamerika im gleichen Sinne tätig ist.

Naturgemäß sind fünf Jahre nicht genug, um die Ergebnisse einer Institution endgültig werten zu können. Immerhin gibt es eine große Zahl von Anregungen und Leistungen, die sichtbar Frucht getragen haben, während andere erst auf längere Sicht hin wirksam zu werden versprechen, und wieder andere, deren Erfolge nie in Erscheinung treten werden, weil sie keiner meßbaren Ordnung angehören. Soviel steht fest: daß der lateinamerikanische Episkopat zu einer klaren und verantwortungsbewußten Erkenntnis der wirklichen Lage des Kontinents und seiner demographischen, wirtschaftlichen, sozialen und pastoralen Strukturen vordringen konnte, ist zu einem großen Teil der Existenz und der Wirksamkeit des CELAM zu danken. Es gibt jetzt ein Gesamtbewußtsein der Hierarchie, und das ist etwas in diesem Ausmaße durchaus Neues.

Man kann sich nun fragen, warum seinerzeit das Sekretariat des CELAM nicht nach Rom, den Mittelpunkt der Gesamtkirche, gelegt worden ist. Tatsächlich ist in Rio de Janeiro von einer Anzahl von Bischöfen dieser Vorschlag gemacht worden. Der Heilige Stuhl hat jedoch mit großer Weisheit und einem bewunderungswürdigen Sinn für die konkreten Gegebenheiten und für die zukünftige Entwicklung entschieden, daß der Sitz einer solchen Organisation sinnvollerweise auf dem lateinamerikanischen Kontinent selbst sein müsse. Das war nichts Geringeres als eine revolutionäre Entscheidung, schon damals ganz im Einklang übrigens mit den unter dem Pontifikat Papst Johannes' XXIII. immer deutlicher hervortretenden Tendenzen nach einer organischen Aufgliederung der Weltkirche. Das Zusammengehörigkeitsgefühl und die Gesamtverantwortung des lateinamerikanischen Episkopats wären wohl nie so zustande gekommen, wenn CELAM seine Koordinierungsstelle nicht auf dem Kontinent selbst hätte gründen dürfen.

Es war nun gewiß nicht leicht, eine geeignete und allen genehme Stadt zu finden. Die Wahl fiel schließlich aus praktischen Überlegungen auf Bogotá, das einigermaßen zentral liegt, von Südamerika, von den Karibischen Inseln und von Mittelamerika wie Mexiko relativ leicht zu erreichen ist und günstige Arbeitsbedingungen bietet. Es ist klar, daß der Hauptstadt Kolumbiens damit in keiner Weise ein innerkirchlicher Vorrang gewährt werden sollte — die geistliche Hauptstadt des katholischen Lateinamerika bleibt darum nicht weniger unverbrüchlich Rom.

Von der Tagung in Buenos Aires darf man gewiß für alle Bereiche des kirchlichen Lebens wichtige Richtlinien und eine Neubelebung gerade auf dem Gebiete der Seelsorge erwarten — Dinge, die, da sie 35 Prozent aller Katholiken unmittelbar und im tiefsten berühren, auch die übrigen 65 Prozent nicht gleichgültig lassen dürfen.

Entscheid Papst Johannes' XXIII. zugunsten der Landessprache in der Liturgie der unierten Kirchen

Wie erst jetzt bekannt wird (vgl. „Catholic Herald", 9. 9. 60), hat Papst Johannes XXIII. in einem Brief vom 31. März dieses Jahres an den Patriarchen der Melchitischen Kirche von Antiochien, Maximos IV. Saigh, die Rechte der unierten Kirchen bezüglich der lingua vernacula für die unierten Ostkirchen erneut bestätigt. Den Anlaß zu dieser Bestätigung bildete folgender Vorgang: Entsprechend den Weisungen Kardinal Tisserants, die dieser seinerzeit in seiner Eigenschaft als Sekretär der Kongregation für die Orientalischen Kirchen (bevor er von Kardinal Cicognani abgelöst wurde) gegeben hatte, feierten die unierten orientalischen Auslandskirchen in den englischsprechenden Ländern ihre Gottesdienste in englischer Sprache. Desgleichen feierten, wiederum in Übereinstimmung mit den Bestimmungen der Kongregation für die Orientalischen Kirchen, auch die Bischöfe und Priester, die nicht den orientalischen Kirchen angehörten, die Meßfeier in englischer Sprache, wenn sie den Gottesdienst nach orientalischem Ritus zelebrierten. So geschah es im vergangenen Jahr noch durch den Weihbischof von New York, Bischof Fulton Sheen, und P. George Dagher in London.

Auf Grund dieser Meßfeier gab das Heilige Offizium über den Apostolischen Delegaten der Vereinigten Staaten, Erzbischof Egidio Vagnozzi, dem amerikanischen Episkopat die Weisung, daß ab sofort jeder Gebrauch der englischen Sprache bei der Feier der heiligen Messe in ostkirchlichen Riten zu verbieten sei. Daraufhin wandte sich der Priester der Melchitischen Kirche, P. Joseph Raya, in Birmingham (Alabama) an den Patriarchen der Melchitischen Kirche von Antiochien, Maximos IV. Saigh. Der Patriarch, der als Verfechter der legitimen Rechte der orientalischen Kirche seit langem bekannt ist, wandte sich in einem Brief vom 6. Februar dieses Jahres an Papst Johannes XXIII. und wies darauf hin, daß der vom Apostolischen Delegaten der Vereinigten Staaten an den amerikanischen Episkopat erlassene Bescheid, demzufolge ab sofort der Gebrauch der englischen Sprache in den Gottesdiensten im orientalischen Ritus verboten sei, nicht von der Kongregation der Ostkirchen, sondern vom Heiligen Offizium verfügt worden sei, das in dieser Frage nicht zuständig sei. In seinem Brief vom 31. März hat der Heilige Vater daraufhin die Anordnungen des Heiligen Offiziums rückgängig gemacht.

Daß sich die Katholiken Indiens ihrer Verantwortung hinsichtlich des sozialen Apostolats voll bewußt werden. Missionsgebetsmeinung für Dezember 1960

Eine der ersten Sorgen der Regierung des unabhängig gewordenen Indien war die gesellschaftliche und wirtschaftliche Emanzipation der Armen und der Hungernden. In diesem Sinne wurden bedeutsame gesetzgeberische Maßnahmen ergriffen und Kampagnen sozialer Solidarität im ganzen Lande organisiert. An der Wirksamkeit der Regierungsmaßnahmen wird heute im nichtindischen Ausland unter Hinweis auf die andauernde Not im Lande vielfach scharfe Kritik geübt. Man sagt, das Kastenwesen sei in keiner Weise erschüttert. Wie sollte aber ein Sozialsystem, das weit über tausend Jahre besteht, in einem Indien, dessen Bewohner zu 80 bis 90 Prozent in Dörfern leben, weichen, solange kein anderes die bestehenden Strukturen wirksam zu ersetzen vermag bzw. sich (wie in den großen Städten und Industriezentren) allmählich mit elementarer Gewalt durchsetzt? Man sagt, die Dorfbevölkerung hungere heute genauso wie vor 15 Jahren, die indische Regierung aber glaubt nachweisen zu können, daß die Leute jetzt quantitativ und qualitativ bessere Nahrung haben als 1945. Im übrigen weist sie darauf hin, daß sie keine Wunder wirken könne, da die indische Wirtschaft durch das britische Wirtschaftssystem (Verhinderung jeder Industrialisierung), den Raubbau, den die Engländer in zwei Weltkriegen an den Wäldern des Landes trieben und der sich auch auf das Weideland bzw. die Viehwirtschaft katastrophal auswirkte, die Zerreißung der Wirtschaftseinheit des Subkontinents bei der Loslösung Pakistans, das Einströmen von zehn Millionen Flüchtlingen usw. vollständig erschüttert war.

Angesichts der Empfindsamkeit, mit der die Öffentlichkeit in Indien auf (nach ihrer Meinung) übertriebene Darstellungen des Hungerelends im Lande reagiert, sei es gestattet, auf eine kleine Broschüre hinzuweisen, die B. S. Gilani, einer der angesehensten Katholiken Indiens, Freund Nehrus und während der britischen Herrschaft Staatssekretär im Entwicklungsministerium des Pandschab, jüngst in den USA veröffentlichte, wo er zur Zeit als Gastprofessor der John-Carroll-Universität (Cleveland) weilt. Die Schrift trägt den Titel: „Das Bevölkerungsproblem in Indien. Fakten und Fiktionen". Die Tendenz der Broschüre kennzeichnen zwei Zitate. Das erste lautet: „Indien ist ein armes Land. Aber die Hervorhebung unserer Armut hat in den Vereinigten Staaten so beängstigende Ausmaße angenommen, daß man den Anschein gewinnt, als ob allein die Auslandshilfe uns vor der gänzlichen Verelendung bewahren könnte. Unsere eigene finanzielle Entschlossenheit und was wir selbst zu tun in der Lage waren, ist nicht genügend bekannt gemacht worden." Eigentlicher Anlaß zu der Herausgabe der Schrift war das Ansinnen der „Familienplaner" in den USA, die Regierung der Vereinigten Staaten solle Kredite und Wirtschaftshilfen an Indien von der strikten Durchführung der künstlichen Geburtenkontrolle abhängig machen, ein Ansinnen, das Eisenhower bekanntlich zurückgewiesen hat und gegen das sich auch die Bischofskonferenz der USA in zwei Erklärungen (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 209) energisch wandte. Gilani ist der durch wirtschaftliche Dokumentation belegten Überzeugung, daß der indische Subkontinent bei geeigneten Wirtschafts-

maßnahmen in relativ kurzer Zeit nicht nur seine wachsende Bevölkerung ernähren könne, sondern auch nach Ausheilung der Wunden einer durch die Abtrennung Pakistans hervorgerufenen Zerreißung seiner Agrarwirtschaft wieder zu einem großen Exportland für Weizen und Reis werden würde, wie es — was wenig bekannt sei — ein solches vor Ausbruch des ersten Weltkrieges war. Von ausnehmend richtungweisender Bedeutung für die soziale Zukunft Indiens ist aber das zweite Zitat zur Frage der Geburtenkontrolle, die ja heute in Indien — unglücklicherweise unter Führung der Regierung — in großem Maße gefördert wird: „Abgesehen von einem Bruch des Weltfriedens oder einem anderen großen Unglück besteht nur eine Gefahr, daß nämlich die jetzt durchgeführten Programme der ‚Familienplanung' unglücklicherweise Erfolg hätten. Wenn sie nämlich gelängen, würden sie nicht zu einem wesentlichen Absinken der Bevölkerungszahl führen, sondern zur Zerstörung der aufstrebenden neuen ‚Mittelklassen', die in jedem Lande der Welt das Rückgrat darstellen. Unglücklicherweise würden gerade diese Klassen die willigen Opfer der ‚Familienplaner' werden. Die ärmeren und dem Landbau ergebenen Schichten, die fruchtbarer als alle anderen sind, können von dieser Propaganda nicht erreicht werden, oder sie werden sich für die empfohlenen ‚künstlichen' Praktiken nicht hergeben."

Gilani gibt in seiner Schrift einen Überblick über die Leistungen Indiens auf wirtschaftlichem Gebiete. Statistisch gesehen sind sie zweifellos sehr erheblich. Der Verfasser unterstreicht auch, daß von der Investitionssumme der im Jahre 1961 endenden beiden ersten Fünfjahrespläne in Höhe von 13,2 Milliarden Dollar über 11,25 Milliarden aus eigenen — indischen — Mitteln (Steuern, Spargeldern, inneren Anleihen und Krediten usw.) aufgebracht worden seien. Die Investierungen von Einzelpersonen und Gesellschaften im Privatsektor hätten in der gleichen Periode 1,92 Milliarden Dollar betragen, von denen etwa eine halbe Milliarde im Ausland investiert wurde. Gilani versäumt es aber nicht, an die ganze Größe und Schwierigkeit der noch zu lösenden Aufgaben zu erinnern: „Zwölf Jahre sind eine viel zu kurze Zeitperiode (und welch eine Periode erlebte Indien seit dem zweiten Weltkrieg!), um die wirtschaftlichen Probleme eines Volkes zu lösen, von dem 150 Millionen dauernd unter- oder unbeschäftigt, über 15 Millionen jährlich von der Malaria heimgesucht werden (um nur eine einzige endemische Krankheit zu nennen), weniger als 12 Prozent lesen und schreiben können, weniger als drei Millionen in der Industrie beschäftigt und über zehn Millionen Flüchtlinge sind, die fast alles verloren haben."

Das sozialistische Leitbild („Socialist Pattern")

Unter Führung Nehrus hat sich die Kongreßpartei auf das „Socialist Pattern" bei Lösung der wirtschaftlich-sozialen Probleme festgelegt. Die Ausartungen des Wirtschaftsliberalismus, die Nehru selbst in England beobachten konnte, die enormen Widerstände der indischen Kasten-Mentalität und die Unfähigkeit der indischen Massen, sich eine Vorstellung von den Notwendigkeiten des Aufbaus eines modernen Staates zu machen bzw. dazu intelligente Mitarbeit zu leisten, mögen mitbestimmend zur Ausarbeitung einer Sozialtheorie gewesen sein, die eine Art Staatssozialismus proklamiert, und zwar unter einer durchaus achtbaren ethischen Begründung. Diese Theorie besagt, daß es Aufgabe des Staates bzw. seiner Regierung sei, nicht nur das Wohl der Bürger zu verteidigen, sondern auch positiv zu fördern; dies könne aber nur erreicht werden, wenn man die Gemeinschaft vor der Selbstsucht der einzelnen schütze. Der Staat müsse deshalb die Schlüsselstellungen des öffentlichen Wohles in seine Hand bringen. Dieser Sozialismus hat mit dem weltanschaulichen Materialismus des historischen Sozialismus nichts zu tun, führt aber zu einem Staatsdirigismus, den die indischen Kommunisten durchaus billigen, weil er ihnen als eine Vorstufe zur kommunistischen Machtergreifung erscheint. In „Le Missioni Cattoliche" (Nr. 2, 1960) hat Augusto Colombo PIME, selbst Führer einer kooperativen Bewegung, den Sozialismus der Kongreßpartei einer eingehenden Prüfung unterzogen. Er anerkennt den hohen Idealismus der führenden Männer, die in Europa studierten, tadelt aber, daß sie auf ökonomischem Gebiete mehr Theoretiker und Dilettanten als Fachleute seien. In zehn Jahren Planwirtschaft habe man zweifelsohne die Nationalisierung der Grundindustrie errreicht und das wirtschaftliche Leben ganz in die Hände des Staates gegeben. Das Nationaleinkommen sei beträchtlich gestiegen, aber in den Händen des Staates hängengeblieben, ohne den Massen eine entsprechende Hebung des Lebensstandards zu ermöglichen. Die Regierung schaffe „mastodontische Industriezentren", aber die Masse der Unbeschäftigten habe nicht abgenommen. Die wenigen Hunderttausend hochbezahlten Industriearbeiter ließen die Lebenshaltungskosten in der ganzen Nation steigen, die Millionen Arbeitsloser oder unzureichend Beschäftigter, die Bewohner der kleinen Zentren und Dörfer aber lebten weitgehend noch genauso armselig wie vor hundert Jahren. (Gerechterweise hätte P. Colombo allerdings hier die Community Development Blocs nennen müssen, die in den nächsten Jahren auf alle Dörfer ausgedehnt werden sollen. Hier studieren Vertreter der Regierung und des Volkes die Lage der Dörfer bzw. ihre Bedürfnisse und suchen deren wirtschaftliche Hebung zu bewirken, vielleicht nicht gerade mit durchschlagendem Erfolg.) Die großen Bewässerungsanlagen hätten bisher nur ganz kleinen Teilen der Bevölkerung Nutzen gebracht. Das geringe vorhandene Privatkapital wage keine Anlage in mittleren oder kleineren Industrien, weil es die Verstaatlichung dieser Industrien fürchte. Und doch sei der Aufbau dieser Industrien entscheidend für die Lösung der Wirtschaftsprobleme des riesigen Landes. Dieses Privatkapital investiere sich in unproduktiven Unternehmungen (z. B. Wirtshäusern) oder suche im Ausland Anlage. Das Absinken der für den zweiten Fünfjahresplan errechneten Ertragsquote von 15 Prozent auf tatsächlich nur fünf Prozent zeige, daß je gigantischer der Ausbau der Staatsökonomie fortschreite, desto geringer der Ertrag werde. Daß aus solchem Triebwerk nur schwer dem Volke Wohlstand und soziale Gerechtigkeit erwachsen könne, sei leicht einzusehen. Bei einer im September 1959 stattgefundenen Versammlung des „All India Congress Committee", des Gehirns, das die Wirtschaftspolitik leitet, habe anläßlich der Beratung über den dritten Fünfjahresplan Babubhay Patel offen anerkannt, daß die sozialistische Lösung der Probleme, wie sie die Kongreßpartei vorsieht, vorläufig noch ein Traum sei. Die Arbeitslosigkeit und die soziale Ungleichheit hätten diesselbe lastende Schwere wie früher, wenn nicht noch eine größere.

Der Kommunismus

Im Hintergrund dieser sozialen Spannung steht sprungbereit der Kommunismus und verstärkt seine Kader. Der Rückschlag, den er bei den Wahlen im Februar 1960 in Kerala erlebte, war nur scheinbar. Er verlor Mandate infolge des Wahlsystems, das die diesmal vereinigten Gegner in der Wahlarithmetik begünstigte, gewann aber von allen beteiligten Parteien die meisten Stimmen (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 408). Der geistig nicht durchgebildete Hindu ist leichteste Beute des Kommunismus, weil er gegen diese Lehre keine moralischen und ökonomischen Einwände hat. Auf doktrinellem und ethischem Gebiete ist der Hinduismus erwiesenermaßen so elastisch und tolerant, daß praktisch jede Religion und jede Philosophie in ihm eine Anpassung finden kann. Was in dieser „Scheinwelt" experimentiert wird, berührt nicht die Substanz des Hinduismus, auf den auch das Argument, der Kommunismus sei gottlos, deshalb keinen abschreckenden Eindruck macht, weil diese Weltanschauung wegen ihrer Leugnung der Existenz eines von der Welt verschiedenen transzendenten Gottes als atheistisch bezeichnet wird, die Grundanschauung des Hinduismus aber pantheistisch (besser: pan-en-theistisch im Sinne der All-in Gott-Lehre) ist. Die geistig gebildeten Inder, vor allem die überzeugten Anhänger des Reform-Hinduismus, haben einen tiefen Abscheu vor dem groben Materialismus der Kommunisten, der die Wertordnung der indischen Gottesidee gleichsam umkehrt, aber die Massen sind bereit, mit dem Kommunismus das irdische Paradies zu suchen und den „präsenten Gott" der absoluten Volks- und Staatssouveränität in das Pantheon ihrer Vermaterialisierungen des Göttlichen einzuordnen, wenn das gegenwärtige Sozialexperiment fehlschlägt. Und während der gebildete religiöse Hindu gegen den totalen Zwang des Kommunismus aufbegehrt, schreckt die Massen auch das Gespenst des Verlustes der individuellen Freiheit nicht, weil ihr ganzes Leben bisher in eine rigorose Kastenordnung eingeschnürt war, in der nicht einmal die Freiheit der Gattenwahl bestand. Selbst die Drohung der Aufhebung des Privateigentums durch den Kommunismus ist für die Millionen, die nicht einmal einen Fetzen Land besitzen oder die Ernten ihrer kleinen Parzellen schon im voraus an Wucherer verpfänden, um zwischen den Ernten leben zu können, kein Abschreckungsmittel. Sie glauben, daß jede andere Situation besser ist als die augenblickliche. Man begreift so auch, daß der Zug zur Vergemeinschaftung des Dorfbesitzes in Indien groß ist. Der berühmte Gandhi-Schüler Vinoba Bhave, ein tief religiöser Brahmane, reist bekanntlich seit 1951 durch Indien, um die Grundbesitzer zu überreden, aus Liebe zu ihren darbenden Brüdern an Besitzlose Land abzugeben. Ihm sind tatsächlich zu diesem Zwecke mehrere Millionen Hektar geschenkt worden. Immer mehr aber neigt er in Theorie und Praxis zu der Auffassung, das Privateigentum an Land müsse zugunsten des Gemeinschaftsbesitzes der einzelnen Dörfer aufgegeben werden. Steht er auch mit seiner Idee, Indien in autonome Dorfrepubliken aufzulösen, im Gegensatz zu der Wirtschafts- und Sozialpolitik der Regierung, so stützt diese doch in jeder Weise die Entwicklung des „cooperative farming". Nehru und das Parlament haben sich in diesem Sinne ausgesprochen. Die Kommunisten stimmen natürlich ebenfalls zu. Was heute auf dem Boden freiwilliger Zusammenschlüsse erreicht wird, kann, wenn sie zur Herrschaft kommen, leicht in eine allgemeine Zwangskollektivierung umgestaltet werden. Vinoba Bhava sagte vor drei Jahren: „Wenn das Agrarproblem nicht durch Gewaltlosigkeit und Liebe gelöst wird, müßte man sein Vertrauen in die Methode der Kommunisten setzen. Es gibt keine andere Alternative" (Rythmes du Monde, 3, 1957, S. 216).

Die christliche Aufgabe

Abgesehen davon, daß Vinoba Bhave als Sozialreformer keine breite Plattform in Indien hat, obwohl man den Idealismus dieses edlen Mannes überall ehrfurchtsvoll anerkennt, verkündet er kein in sich geschlossenes System der Sozialphilosophie und der Volkswirtschaft. Sein Appell an die Nächstenliebe geht von dem Gedanken aus, daß jeder Mensch von Natur aus gut ist, und fehlt deshalb schon in der korrekten Analyse der Menschennatur. Auf keinen Fall ist seine Lehre religiös unterbaut. Es blieben also das sozialistische System Nehrus bzw. der Kongreßpartei sowie der Kommunismus. Beide Systeme sind ebenfalls nicht von einer religiösen Grundanschauung getragen. Die einzige religiös-soziale Doktrin, die sich heute „dem am stärksten religiös veranlagten Volk der Erde" anbietet und damit imstande wäre, der Sozialmoral die größten Antriebskräfte zu geben und gleichzeitig der Begierlichkeit des Menschen und seiner Selbstzucht Zügel anzulegen, ist die christliche. Damit ist die sozialapostolische Aufgabe des Christentums in Indien umrissen, von deren Erfüllung oder Nichterfüllung gleichzeitig die Zukunft des Christentums in diesem riesigen Lande weithin abhängt. Die kommunistische Herrschaft in Kerala, dem Staat mit den meisten Christen Indiens, und das Anwachsen der kommunistischen Stimmen bei den Wahlen im Februar 1960 sind ein letztes unübersehbares Warnungszeichen gewesen. Die Einbrüche des Kommunismus in die katholischen Reihen, die in Kerala fast alle Pfarreien in Mitleidenschaft zogen, hat zu einer antikommunistischen Aufklärungsarbeit geführt, bei der manche Pfarrer in Indien leider bisher stehen geblieben sind. Was nottut ist, daß die christliche Soziallehre positiv verkündet und ihre Verwirklichung vorgelebt wird. Eine nicht gelebte Gesellschaftslehre hat keine überzeugende Kraft.

Um nun die richtigen Maßstäbe zur Beurteilung der Möglichkeiten des christlichen Sozialapostolats in Indien zu gewinnen, muß auf einiges aufmerksam gemacht werden. Die schon seit vielen Jahrhunderten in Südindien lebenden Christengruppen konnten sich vor der Aufsaugung durch das hinduistische Kastensystem nur dadurch retten, daß sie sich selbst gleichsam als Kaste etablierten und nach außen weithin abschlossen. Die Spaltungen unter der Christenheit führten zu neuen „Kasten"-Bildungen. Die Zubilligung eigener Wahlkörperschaften für die Christen war auch nicht geeignet, einen Geist sozialer Mitverantwortung für das Gesamtvolk zu wecken. Als die Männer des neuen Indien die Kastenschranken niederzureißen suchten, haben die wenigsten Christen darüber nachgedacht, daß nicht nur für die Hindus, sondern auch für sie die Stunde zu einer sozialen Neuorientierung geschlagen hatte. Die Christen verzichteten damals spontan auf die eigenen Wahlkörperschaften, aber noch heute sind sich sehr viele nicht bewußt geworden, daß ihnen hier das Tor zur verantwortlichen Mitarbeit an den großen öffentlichen Sozialaufgaben weit geöffnet wurde. Innerhalb der christlichen Gruppe muß die neue politische und soziale Ordnung auch zur Aufgabe des Gruppengeistes in der

sozialen Arbeit führen. Als an das Bischöfliche Hilfswerk gegen Hunger und Krankheit in der Welt zahlreiche Gesuche katholischer Stellen aus Südindien um soziale oder caritative Aufbauhilfe gerichtet wurden, stellte sich heraus, daß die einzelnen Riten zum Teil gänzlich unabhängig voneinander Unternehmungen planten, die nur durch Zusammenlegung von Mitteln und Kräften wirklichen Wert erhalten konnten. Man mußte einen Spezialisten nach Indien senden, um nach Prüfung der Projekte die notwendige Koordinierung der Initiativen in die Wege zu leiten.

Man sagt oft, die katholische Gemeinschaft Indiens von 5,6 Millionen Seelen sei arm und könne deshalb nicht viel Sozialarbeit leisten. Für die im Norden weithin verstreut lebenden 800 000 Katholiken gilt dies unbedingt. Je weiter man aber nach Süden kommt, desto häufiger trifft man auch auf begüterte Katholiken, und im altchristlichen Süden gibt es sehr viele wohlsituierte neben ausgesprochen armen Christen. Diese Christen zeigten sich bisher oft sozial wenig ansprechbar auch gegenüber der Not ihrer Mitchristen. Die Mission der lateinischen Kirche der Neuzeit in Indien hat ihr Hauptaugenmerk auf die Errichtung höherer Schulen und auf die Gewinnung der Angehörigen niederer Kasten bzw. der Kastenlosen gerichtet. Letzteres geschah zwangsläufig, da nur im christlichen Süden ein Einbruch in die höheren Kasten gelang. Das Schulwesen sollte im Dienste eines weitschauenden Apostolats nicht nur der katholischen Jugend den Zugang zu akademischen Berufen eröffnen, sondern auch die nichtkatholische Mehrheit dieser Einrichtungen mit der katholischen Weltanschauung bekanntmachen, Kontakte vermitteln und die Vorurteile gegen die Kirche beseitigen. Heute wird in katholischen Kreisen Indiens bisweilen die Wirksamkeit der Schulen in der Sozialerziehung der Jugend angezweifelt, weil sie für das Sozialapostolat kaum Nachwuchs lieferten. Dies sei um so schwerwiegender, als die Mission unverhältnismäßig starke Kräfte den Schulen zuführe, die für die Sozialerziehung der Erwachsenen fehlten.

Die Inangriffnahme des Apostolats der sozial Schwachen bedingte einen Ausbau der Caritastätigkeit. Nach dem Catholic Directory for India (1959) gibt es in Indien 166 katholische Hospitäler, 342 Armenapotheken, 526 Waisenhäuser und Kinderheime sowie 97 Heime für Alte, Sieche und Krüppel. Dazu kommt die Tätigkeit katholischer Krankenschwestern in 48 nichtkatholischen Hospitälern. Daß diese umfassende Caritasarbeit heute nicht zugleich als eine sehr beachtliche Sozialleistung von den Nichtchristen gewürdigt wird, hängt zum Teil mit der Diffamierungskampagne des militanten Hinduismus zusammen, der die katholische Caritasarbeit nicht als selbstlosen Dienst am Nächsten wertet, sondern als Mittel zur Proselytenmacherei anschwärzt. Da anderseits schon in der englischen Zeit solche Einrichtungen von der Kirche geführt wurden, hat man sich daran gewöhnt, daß die Schwestern Krankendienste leisten, und betrachtet dies als selbstverständlich. In einer Zeit aber, wo Indien die Massen sozial zu heben trachtet, erwartet man von den Christen mehr als Caritasdienste, vor allem auch Teilnahme an der Durchführung der Regierungsprogramme auf sozialem Gebiete. Hier muß natürlich die Kirche die Mitwirkung ablehnen, wenn es sich um die Propaganda der Geburtenkontrolle oder die Einrichtung von Beratungsstellen oder Kliniken für Familienplanung handelt.

Eine in der Diskussion über den Beitrag der Kirche an der sozialen Arbeit in Indien wenig beachtete Leistung der christlichen Mission, besonders der katholischen Mission, ist auch die soziale Hilfe für die am Ende der sozialen Ordnung stehenden Ureinwohner bzw. Kastenlosen. Gewiß waren diese Kreise zuerst Objekt sozialer Fürsorge, aber mit dem Ziele, ihr Subjekt zu werden. Und sie stehen heute mitten in der sozialen Tätigkeit unter ihren Volksgenossen. Vom höchsten Norden des heutigen Indien bis zum Süden hinunter bestehen überall katholische Einrichtungen landwirtschaftlicher und handwerklicher Bildung, Selbsthilfeorganisationen, Raiffeisenkassen usw. In Chota Nagpur führten belgische Jesuiten ein ganzes Volk (die Ouraons) von einfachster Kulturstufe zu einem gehobenen Bildungsstand mit akademischer Oberschicht. Als die Steyler Mission von Sambalpur in Nordost-Indien vor zwei Jahren ihr goldenes Jubiläum feierte, wurde in der Festschrift hervorgehoben, daß in fast jedem christlichen Dorf eine gut funktionierende Ein- und Verkaufsgenossenschaft der „backward tribes" (der fälschlich so genannten „rückständigen Stämme") bestand. Man könnte hier auch auf die jahrzehntelange Arbeit der deutschen Jesuiten zur Hebung der genannten Volksschichten in der ältesten deutschen Mission der Neuzeit, der Bombay-Puna-Mission, hinweisen, schließlich auf ganz moderne Initiativen zur Gründung von ländlichen Kooperativen auf der Grundlage des Gemeinschaftseigentums am Ackerland, wie in der Mission von Warangal (Südindien), die von einem Priester der Mailänder Missionsgesellschaft geleitet wird. Die Führungsschicht des modernen Indien ist stolz darauf, die Kastenlosen und Ureinwohner aus der sozialen Ächtung herauszuführen. Daß die Missionen mit dieser Sozialpolitik schon in der englischen Zeit begannen, wird kaum von der Öffentlichkeit des Landes gewürdigt, und der kämpferische Hinduismus sucht sie als Versuch der Proselytenmacherei zu verdächtigen.

Katholische Selbstkritik

Darf man so die Lichtseiten im sozialen Wirken der Kirche in Indien nicht übersehen, so fehlen indes auch die Schatten nicht. Die katholische Kerngemeinde Indiens hatte zu Beginn der neuen Ära die Notwendigkeiten der Zeit auf sozialem Gebiete kaum begriffen, verharrte vielmehr in einer gewissen Lethargie. Daran ändert auch die Tatsache nicht viel, daß sich katholische Gymnasiasten und Universitätsstudenten, angetrieben durch den neuen Geist sozialer Solidarität, in Elendsviertel begaben und dort Hilfswerke zur Linderung der Not schufen. Eingerostete Vorstellungen, zu denen auch jene gehörten, daß man mit Caritasarbeit seine sozialen Verpflichtungen abdecken könne, wollten nicht weichen. Besonders in Südindien, wo die Masse der Christen lebt, machte sich dieser Übelstand bemerkbar. Selbst der einheimische Klerus, dem hier die Aufgabe der Initialzündung zufiel, zeigte oft eine kaum überwindbare soziale Gleichgültigkeit. Bis heute gilt dies besonders für manche Priester, die, aus wohlhabenden Familien stammend, sich einer gesicherten Existenz erfreuen. Und doch hieß es in der Missionsenzyklika *Evangelii Praecones* aus dem Jahre 1951: „Es ist unser aller Pflicht, so weit wie möglich die Leiden, das Elend und die Ängste zu mildern, zu erleichtern und zu lindern, von denen unsere Brüder bedrückt sind. Die Liebe kann wohl viele Ungerechtigkeiten auf sozialem Gebiet bis zu einem gewissen Punkte ausgleichen; aber das ist nicht genug. Zuerst muß sich die Gerechtigkeit durchsetzen, herrschen

und wirklich durchgeführt werden" (vgl. Herder-Korrespondenz 5. Jhg., S. 546). Schon 1944 hat der indische Episkopat beim Ausgang der britischen Herrschaft in Indien im Ständigen Ausschuß der indischen Bischofskonferenz ein Sozialreferat eingerichtet, das unablässig seine Impulse ins ganze Land gibt. Eine wervolle Hilfe ist seit 1951 das Soziale Institut der Jesuiten in Puna mit seiner Zeitschrift „Social Action", seinen Buchveröffentlichungen und seinen Schulungskursen, die zu staatlich anerkannten Diplomen berechtigen. Über die heute im katholischen Indien geleistete Sozialarbeit haben „Die katholischen Missionen" (Juni 1960, S. 101—103) einen vorzüglichen Überblick gegeben, auf den hier nur hingewiesen werden kann. In einem Bericht über die gesamtindische Katholische Sozialkonferenz zu Madras (1957) schrieb Fr. A. Fonseca vom Sozialinstitut: „Die Gesamtwertung der geleisteten Arbeit schlägt durchaus nach der optimistischen und positiven Seite aus, denn man empfand lebhaft, daß das soziale Verantwortungsgefühl innerhalb der katholischen Gemeinschaft in den letzten zehn Jahren gute Fortschritte gemacht hat, wie der Erzbischof von Madras offen anerkannte. Vor zehn Jahren machten die katholischen Sozialbemühungen den Eindruck tastender und unausführbarer Versuche, aber im Laufe weniger Jahre erreichten wir den Stand einer hochorganisierten Bewegung auf nationaler Ebene" (The Examiner, 1958, S. 30). Dennoch ist kein Grund zu satter Genugtuung. Lassen wir die Einheimischen selbst sprechen. Hinsichtlich der Organisation besteht die Gefahr, daß sie unwirksam wird, weil man von oben nach unten, statt von unten nach oben organisiert. So hat die Catholic Union of India, die als repräsentative Vertretung der Katholiken gedacht war, in den drei Jahren ihrer Existenz kaum das Interesse der Laien gewonnen. F. E. Saldanha bezeichnet im „Examiner" (4. 4. 59) dies als „ein Zeichen der Trägheit, als eine ausgeprägte Tendenz, trotz der veränderten Zeiten nicht vom hergebrachten Gedankenschema abzuweichen. Ein Wandel der Haltung, eine geistige Erneuerung scheint von drängender Notwendigkeit zu sein." Es fehle an einem Programm, das möglichst viele Katholiken zur Mitarbeit führe, vor allem auch an Aktivisten. Die Ziele der Union, die auch das soziale Gebiet umfasse, seien gänzlich unbestimmt. In den Komitees begnüge man sich mit ein wenig Flickwerk, Vorträgen und unverbindlichen Entschließungen. Es fehle an Koordination, vor allem an der Grundlegung der Organisation in den Pfarreien. Weiter heißt es: „Mit der großen Industrialisierung des Landes erhebt sich die Arbeiterschaft zu einer Macht, die eindeutig den Händen der Linken zutreibt. Es ist wirklich schwierig, unseren Einfluß in Kreisen fühlbar zu machen, die von Nichtchristen beherrscht werden. Dennoch müßte man den Versuch machen, mit den wirklich wenigen Führern christlicher Arbeitervereinigungen in Berührung zu treten, die Situation der Arbeiterschaft aus erster Hand zu studieren und Mittel und Wege zur Ausführung dessen zu finden, was wir predigen. Eine bloße Verherrlichung unserer Soziallehre ohne Demonstration ihrer Ausführbarkeit wird uns kaum helfen. Wir haben die Arbeiterschaft nicht durch Gespräche und Vorträge zu gewinnen, sondern durch einen konkreten Beitrag zur Lösung ihrer Probleme." Die Katholische Union Indiens bzw. die Organisation der Katholischen Aktion seien noch so jung, hätten aber kaum junges Blut in den Adern. Die Jugend halte sich zurück, weil man es unterlasse, eine gesunde Führerschaft aufzubauen. In diesem Zusammenhang erwähnt der Verfasser auch das oben schon berührte Problem der sozialen Wirksamkeit der katholischen höheren Schulen. Jedes Jahr schickten die Colleges Graduierte ins Leben, aber fast ohne Wirkung für die katholische Sache, weil es vor allem an ihrer Erfassung und Beeinflussung nach Abschluß ihrer Studien fehle.

Nur sehr zögernd melden sich katholische Gebildete Indiens für die Tätigkeit in den modernen Sozialberufen. Am 17. Januar 1959 beklagte Kardinal Gracias in einem Aufsatz im „Examiner" über die Heranbildung von Sozialhelfern die Abstinenz der Katholiken auf diesem Gebiet. Und doch müßte die Kirche solche qualifizierten Helfer der Regierung zur Durchführung der sozialen Aufgaben der Fünfjahrespläne präsentieren können; sie bedürfe ihrer selbst für die Lösung der Industrialisierungsprobleme und die Familienfürsorge, die unter den veränderten sozialen Bedingungen nicht mehr durch Hilfe von Familie zu Familie und durch Freundeshilfe gelöst werden könne; sie müsse Fachleute haben, um in den Fragen der Familienplanung die christlichen Grundsätze zur Geltung zu bringen; schließlich nötige die wachsende Einsicht, daß guter Wille und caritative Impulse zur Lösung der Sozialaufgaben nicht genügten, sondern durch sozialwissenschaftliche Kenntnisse unterbaut werden müßten, zur Heranbildung von Soziologen. Der Kardinal beklagt besonders die Zurückhaltung junger Mädchen, an die sich der Aufruf zur Erwählung von Sozialberufen richtete. Katholische Ordensfrauen mit Spezialbildung aus fünf Nationen hätten in Bombay das Institute of Social Service eingerichtet, das junge Mädchen, die das Bakkalaureat (möglichst in Wirtschaftswissenschaft, Soziologie oder Psychologie) erworben haben, in zwei Jahren theoretisch und praktisch in die soziale Tätigkeit einführt und bei Studienabschluß ein staatlich anerkanntes Diplom verleiht. Daneben liefen eine Reihe von Spezialkursen. Alle katholischen Studierenden absolvierten auch einen von einem Priester gegebenen Moralkurs. Die Schwestern hätten ein prächtiges Gebäude mit Hostel für 90 Mädchen errichtet. Von den 265 Studierenden aller Kurse seien aber nur 50 katholisch, die übrigen meist Nichtchristen. Im eigentlichen Sozialkurs, der zum Diplom führt, befänden sich indes nur drei Katholiken, von denen zwei Ordensschwestern seien. Man habe ihm, dem Kardinal, vor längerer Zeit schon ein Stipendium für eine junge Graduierte zum sozialwissenschaftlichen Studium im Ausland angeboten. Bisher habe er aber keine junge Frau gefunden, der er das Stipendium vermitteln konnte. Die jungen Mädchen seien früher zu Hause auf die Ehe vorbereitet worden, ohne einen Beruf zu ergreifen, dann habe bei den sich wandelnden Verhältnissen der Lehrberuf Anziehungskraft ausgeübt, später das Erwerbsleben in Form von Stellungen in Regierungsämtern, Reisebüros usw. Aber den Sozialberuf wolle kaum ein junges Mädchen ergreifen. Man begegne in Bombay überall ausgebildeten Sozialhelferinnen, von denen aber die große Mehrzahl Nichtchristen seien. — Ob die Universitätskollegien der Jesuiten in Madras und Ranchi, die in Zusammenarbeit mit dem Sozialinstitut in Puna staatlich anerkannte, auch Nichtchristen offenstehende Studien in Sozialwissenschaft einführten, der praktischen Sozialarbeit der Kirche bisher Mitarbeiter schenkten, ist uns nicht bekannt.

Die rote Gefahr in Kerala hatte „wenigstens den Vorteil, alle Fenster des Treibhauses einzuschlagen, in dem sich seit unvordenklichen Zeiten in falscher Sicherheit eine soziale Situation verewigt, in der man von Caritas, aber

zuwenig von sozialer Gerechtigkeit spricht" (Église Vivante, 3/4, 1960, S. 239). Die 24 Prozent Katholiken (2,1 Millionen) von Kerala waren durch ihre soziale Unbewegtheit mit schuld an dem Vormarsch der Kommunisten, wenigstens in bestimmten Gebieten. Kardinal Gracias sagte in einer Rede in Bombay am 11. März 1959 zur Entschuldigung der sog. Fortschrittlichen Katholiken in Kerala und anderswo, sie fühlten, daß mit der Kirche kulturell, sozial und spirituell nicht alles in Ordnung sei, aber sie müßten Reformarbeit entsprechend den Grundsätzen der Kirche leisten (Broschüre „The Challenge of Kerala", Bombay 1959). Mangelndes Verständnis in den eigenen Reihen hat sie vielleicht zur Zusammenarbeit mit den Kommunisten veranlaßt. Jedenfalls hatten sie kein klares Bild der christlichen Soziallehre. Kardinal Gracias prägte bei der genannten Rede auch den Satz: „Der Christ kann sich nicht heiligen, noch weniger andere heiligen durch eine mystische Flucht aus der sozialen Ordnung." In einer Untersuchung über die Wiederausbreitung des Kommunismus in Kerala („Worldmission", 2, 1960) kommt Hermann J. D'Souza, ein Inder, zu der Feststellung, daß eine reine Gefühlsfrömmigkeit nicht genügt. Sie müsse vielmehr verstärkt werden durch katholische soziale Lehre und Tat, zumal in einem Gebiete, wo Reichtum und Armut so unvermittelt nebeneinanderstehen. Der Verfasser macht auch darauf aufmerksam, daß die herrlichen Kathedralen und prachtvollen kirchlichen Gebäude aus feudalistischer Zeit in Kerala aufreizend wirken, besonders wenn die Kirchen verschwenderisch geschmückt sind und für Feste große Summen vergeudet werden. Bei solchen Gelegenheiten gäben die Leute zwar gerne Almosen. Es sei aber eine erleuchtete Sozialaktion der Laien notwendig, wenn man der kommunistischen Propaganda begegnen will, die die prunkvollen Kirchen den Hütten der Armen gegenüberstellt. Der Apostolische Delegat, Msgr. Knox, hat den Bischöfen Keralas eine Reihe von Anregungen zur Sozialaktion gegeben. Wesentlich ist auch hier, daß wohlunterrichtete Laien die Sozialprogramme durchführen. Von dem Erfolg oder Mißerfolg der christlichen Sozialarbeit, und zwar der über die Grenzen von Riten und Bekenntnissen hinaus gemeinsam durchgeführten Arbeit, wird es abhängen, ob die Kommunisten endgültig in Kerala an die Herrschaft kommen. Gerade hier ist auch Gelegenheit gegeben, ganz Indien, das auf Kerala schaut, einen Anschauungsunterricht über die christliche Haltung zur sozialen Frage zu geben.

Krisenzentrum Chota Nagpur

Im christlichen Teil Nordindiens, auf dem Hochplateau von Chota Nagpur mit seinen 500 000 Katholiken, ist durch die Schaffung eines Industriegürtels in kurzer Zeit ein „indisches Ruhrgebiet" entstanden, das schon ein paar hunderttausend Arbeiter beschäftigt. Hier traf die unvorbereitete Bevölkerung mit dem Schock der Industrialisierung der Schock der ersten Begegnung mit dem Kommunismus. An die Stelle des Dorfes tritt die Industriestadt. In Fides Documentazione Nr. 18 (1960) beschreibt Michael Windey SJ den Vorgang der industriellen Revolution in diesen Gebieten: „Die Schnelligkeit, mit der der Absorptionsprozeß der Bevölkerung stattfindet, ohne genügend Sozialhelfer und Wissenschaftler, die den Übergang leiten oder mildern könnten, sowie die diesen Vorgang begleitende Zerreißung der Grundformen des Lebens und der Gemeinschaft können einen zittern machen." Die soziale Gesetzgebung ist noch in den Anfängen, und es braucht lange, bis sie die Dschungelgebiete von gestern erreicht, in denen heute Stahlwerke usw. erstehen. Christliche Caritas fände im Industriegebiet ein wunderbares Feld der Betätigung ... Es ist bekannt, daß die Russen mit ihren Agenten gerade hier überaus tätig sind. Sie bearbeiten besonders die in der Minderheit befindliche christliche Bauernbevölkerung, die in den Sog der Industrie geraten ist. Den College-Studenten wird reichlich russische und chinesische Literatur in die Hände gedrückt. Schon ist die erste kommunistisch kontrollierte Gewerkschaft entstanden. Selbst auf entlegenen Dörfern sieht man hie und da rote Fahnen. Tausende aus ganz Indien zuströmende Arbeiter werden schon an den Fabriktoren mit roten Slogans begrüßt. Aus ihren alten Gemeinschaften herausgerissen, von dem auf sie einstürmenden Neuen geblendet, unorganisiert, ununterrichtet, ohne verständige Hilfe fallen sie leicht der roten Propaganda zum Opfer. Katholischerseits hat man in Jamshedpur (wie übrigens auch in Madras) eine höhere Schule für Arbeitsbeziehungen gegründet, wo Arbeiterführer in der katholischen Soziallehre geschult werden. Christliche Gewerkschaften kann man dort wegen der kleinen Zahl von Christen nicht gründen. Die Christliche Arbeiterjugend, die jetzt in ganz Indien ausgebaut wird, könnte hier aber vorzügliche Arbeit leisten. Leider erschwert die religiöse Gleichgültigkeit der übergroßen Mehrzahl der Techniker und Arbeiter aus den westlichen Ländern nicht nur die Seelsorge. Das schlechte Beispiel für die christlichen Inder ist das schlimmste.

Chota Nagpur entwickelt sich zu einem strategischen Zentrum des ideologischen Weltkampfes. „Es könnte die letzte Sperre gegen die kommunistische Flut sein", meint Windey. „Lenin prophezeite das Kommen des Kommunismus nach Paris über Peking und Kalkutta. Kalkutta aber liegt im Tal an den Abhängen von Chota Nagpur ... Es kann kaum bezweifelt werden, daß Chota Nagpur Schlachtfeld und Brückenkopf im Kampfe um Indiens Wohl und Wehe ist. Die Schlacht hat begonnen, und die Zeit für die Offensive ist schnell abgelaufen. Die Chancen werden wie bei einer öffentlichen Auktion dem Meistbietenden gegeben. Heute mag es die Möglichkeit sein, eine Gewerkschaft zu gründen, morgen eine Universität oder irgendeinen Typ sozialer Arbeit. Das Schlimmste, was getan werden kann, ist eine lahme Hilfe oder die Aufschiebung der Hilfe. Der Kampf geht gegen einen Feind, der keine Halbheiten kennt und der weiß, daß die geeignete Zeit zum Handeln *jetzt* ist." Chota Nagpur ist ein Weckruf an den sozialen Geist der indischen Katholiken, ein Weckruf auch an die internationalen katholischen Sozialorganisationen. Indiens katholische Kirche kann allein mit diesem Problem nicht fertig werden.

Der Hunger in der Welt: Die australischen Bischöfe fordern internationale soziale Gerechtigkeit

Wie alljährlich haben sich auch in diesem Jahr die australischen Bischöfe am 4. September, dem „Sonntag der sozialen Gerechtigkeit", an ihre Gläubigen mit einem Hirtenschreiben gewandt. Dieses Schreiben, das die Frage der internationalen sozialen Gerechtigkeit behandelt, setzt die Reihe der großen Social Statements des australischen Episkopats fort (vgl. Herder-Korrespondenz 6. Jhg., S. 30f.; 7. Jhg., S. 504; 8. Jhg., S. 116; 13. Jhg., S. 477). Der Brief ist unterschrieben vom Erzbischof von Sydney, Norman Kardinal

Gilroy, und allen australischen Erzbischöfen und Bischöfen.

Die Bischöfe stellen in ihrem Hirtenschreiben fest, daß es keine unüberwindbaren Schwierigkeiten gibt, um Hunger, Armut und Not in der Welt zu überwinden. Ob dies gelinge, hänge freilich in erster Linie davon ab, inwieweit ein neues verantwortliches Bewußtsein für die soziale Gerechtigkeit in der Welt entwickelt werde. „Wenn ein Gemeinwesen heute von irgendeiner Katastrophe heimgesucht wird, dann sind alle Nationen der Erde sofort bereit, zu helfen und zu lindern. Die Erfordernisse der internationalen Gerechtigkeit sind demgegenüber bei weitem noch nicht so stark ins Bewußtsein getreten."

Wenn man die Aufgaben lösen wolle, die sich heute in den Regionen der Menschen stellen, die nicht genug zu essen haben, dann müsse das dadurch geschehen, daß die der Hilfe bedürftigen Länder in den Stand gesetzt werden, ihre Wirtschaften so zu entwickeln, daß sie in der Lage sind, für alle ihre Bedürfnisse genügend zu produzieren oder zu kaufen. Bezüglich der zunehmenden Ausbreitung der Geburtenkontrolle stellt der Hirtenbrief fest: „Es ist sicher sinnvoller, die natürlichen Ressourcen der Erde zu entwickeln, als die menschliche Fruchtbarkeit zu vernichten." Dann heißt es weiter:

„Menschliche Wesen sind nicht isolierte, unabhängige Individuen, die zufällig im gleichen Ort oder im gleichen Land oder auch in dieser unserer gemeinsamen Welt leben. Individualismus und Isolationismus laufen darauf hinaus, Pflichten zu vernachlässigen. Zusammen mit den Gliedern der Gesellschaft müssen sich alle einsetzen für eine soziale Struktur auf nationalem und internationalem Feld, die rechtlich wie tatsächlich dem bonum commune dient. Jedermann muß sich dessen bewußt sein: er hat Pflichten als Glied der Gesellschaft ... Mit anderen Worten: wir müssen genauso ein soziales Gewissen wie ein individuelles Gewissen haben", ein soziales Gewissen, das sich für alle internationalen Fragen verantwortlich weiß.

„Wir sind keineswegs Anhänger des Wohlfahrtsstaates oder einer Welt, die dem Wohlfahrtsstaate entspricht. Aber wir sind überzeugt, daß ein Volk und alle Völker, die Not leiden, Hilfe erhalten müssen, damit sie sich selbst helfen können, und zwar so, daß sie der Dinge, die zum Leben notwendig sind, nicht mehr entbehren."

„Niemand wird heute in Abrede stellen, daß eine sehr große Zahl von Menschen unter menschenunwürdigen Bedingungen lebt. Das Problem wird noch dadurch verschärft, daß die Zahl dieser Völker ständig im Wachsen begriffen ist. In dieser Hinsicht liegt der Beitrag der ärmeren, wirtschaftlich zurückgebliebenen Regionen weit höher, als es ihrem Anteil, gemessen am Wachstum der Erdbevölkerung insgesamt, entspricht." Das habe zur Folge, daß die wirklich großen Fortschritte in Wissenschaft und Technik in Ländern gemacht werden, die sie unter dem Gesichtspunkt der Bevölkerungsentwicklung gar nicht in erster Linie benötigten. „Daher kommt es auch, daß die derzeitigen Bevölkerungstrends die Kluft zwischen privilegierten und unterprivilegierten Völkern immer mehr vertiefen. Die Reichen werden immer reicher, und die Armen verlieren immer mehr den Anschluß."

„Solange die Hälfte der Kinder, die in den — euphemistisch genannten — unterentwickelten Ländern geboren wird, vor Erreichen der Pubertät starb, gab es wirklich nichts Neues über die Lebensbedingungen in diesen Ländern zu berichten. Aber jetzt, da die Todesrate in geradezu dramatisch anmutendem Tempo auf die Hälfte herabgedrückt wird, ein Prozeß, der bereits in wenigen Jahren abgeschlossen sein könnte, und diese Völker eine größere Lebenserwartung, nicht nur im Sinne der Statistik, haben, bekommen wir das Problem in den Griff..."

Um es zu lösen, „ist vor allem erforderlich, daß die traditionellen Wege der ‚reichen' Nationen im Welthandel — und natürlich auch der einflußreichen Schichten in jeder Nation — aufgegeben werden." An ihre Stelle habe eine gemeinsame Anstrengung zu treten zur Verbesserung der Wirtschaft, Gesundheit und der sozialen Lebensbedingungen jeder Art durch einen besser geordneten Transfer von Menschen (Wanderung), Kapital und materiellen Gütern.

„Das Problem, das sich uns stellt, ist das des Gleichgewichts zwischen Bevölkerung und Produktion. Stehen wir vor einem Problem der Übervölkerung? Oder stehen wir nicht eher vor dem einer Unterproduktion und einer schlechten Verteilung der Güter?"

„Wir sind der Ansicht, daß ‚Übervölkerung' häufig genug nichts anderes ist als eine besondere Art, über die allzu vielen armen Völker zu reden. Es ist nicht so, daß Gebiete mit einer hohen Bevölkerungsdichte notwendigerweise übervölkert sein müßten. Man spricht nicht von Übervölkerung, wenn die Wirtschaft in der Lage ist, einem Volk alles Nötige zum Leben zu beschaffen, auch wenn die Menschen buchstäblich — in modernen Appartementshäusern — übereinander wohnen. Auf der anderen Seite ist der Gebrauch des Wortes Übervölkerung berechtigt, wenn die gleiche Anzahl Menschen in Slums zu hausen gezwungen ist. Sehr oft ist die Übervölkerung nicht gebunden an die Zahl der Menschen, sondern an eine wirtschaftliche Organisation, die unfähig ist, allen Menschen Arbeit und Brot zu geben. Würde man den unterentwickelten Ländern durch Kapital und Technical Assistance helfen, um die notwendigen Wirtschaftszweige und die sozialen Institutionen zu entwickeln, dann verschwände bei vielen von ihnen die Situation der ‚Übervölkerung'".

An der Schwelle zur zweiten industriellen Revolution, der Automation, an der wir uns heute befinden, könne von unüberwindlichen natürlichen Schranken im Kampf gegen Armut und Not in der Welt nicht gesprochen werden. „Wenn Produktionen heute am Boden liegen, das heißt nicht entwickelt sind, dann ist das nicht die Knickrigkeit der Natur, sondern es ist das tote Gewicht von überholten sozialen und wirtschaftlichen Institutionen, die nicht mehr den modernen Bedürfnissen genügen. Es ist freilich sehr schwierig, hier eine Änderung zu erzielen."

„Doch warum sollte nicht das wirtschaftliche Potential der Welt genauso angesetzt werden, wie man militärische Reserven ins Spiel bringt, um einem Angriff zu begegnen: den Einsatz der wirtschaftlichen Kapazität der Welt zur Mobilisierung sämtlicher Ressourcen, um den Kampf gegen die Not erfolgreich durchzufechten?"

„Amerikanische Soldaten und Kriegsgerät waren während des zweiten Weltkriegs in Australien stationiert. Diese Tatsache hat weder dem Stolz des australischen Volkes noch der Souveränität des Landes Abbruch getan, denn die Amerikaner kamen ja nach Australien, um gemeinsam mit den Australiern das Land zu verteidigen. Genauso müssen auch Kapitalinvestitionen, die von einem reichen in ein armes Land fließen, betrachtet werden." Sie seien in Verbindung mit den Technikern, die sie zu handhaben verständen, dazu da, den Einheimischen bei der Entwicklung ihrer Volkswirtschaften zu helfen, und verdienten daher das gleiche Vertrauen.

„Die vielfältigen Entwicklungsprojekte werden am besten

ausgehandelt und durchgeführt durch eine internationale Körperschaft, in der sowohl Geber wie Empfänger vertreten sein sollten. Auf diesem Weg wird die Souveränität der empfangenden Nationen respektiert, und die Hilfe kann nicht so leicht zu unerwünschten politischen und sozialen Nebenzwecken mißbraucht werden."

„Projekte, die dazu dienen, die Ursachen für Armut und Not zu überwinden, sollten normalerweise den Vorrang haben vor Spenden zu militärischen Zwecken oder solchen des reinen Prestiges. Auch könnte eine bessere Verteilung der Völker auf der Erde zweifellos mithelfen, den Lebensstandard auf der Erde zu heben. Wir sind darüber besorgt, daß im derzeitigen embryonalen Stadium einer internationalen Solidarität diese Menschenbewegungen in der Form von Binnenwanderungen einsetzen müssen, und zwar in Ländern, deren Bevölkerung schlecht verteilt ist. Viele der unterentwickelten Länder fallen in diese Kategorie, und ihre wirtschaftliche Entwicklung würde durch eine solche bessere Verteilung außerordentlich profitieren."

„Wenn wir in Australien den Wunsch haben, unsere Rechte in diesem weiten Kontinent zu wahren, dann müssen wir seine natürlichen Ressourcen so weit wie möglich entwickeln und dieses Land für alle verfügbar machen, die fair Handel treiben wollen. Die Hauptfunktion eines Immigrationsprogramms wäre in dieser Phase nach unserer Ansicht, das Werk der Entwicklung voranzutreiben. Das wäre besser, als den Bevölkerungsdruck in irgendeiner Region der Erde kräftig zu vermindern."

Ökumenische Nachrichten

Patriarch Aleksij über die Rolle der Kirche in Rußland

Am 13. Februar 1960 predigte Patriarch Aleksij anläßlich des Festes des heiligen Trifon (um 250) in einer Moskauer Kirche, in der sich einige Reliquien des Heiligen befinden. Warum, fragte er, verehrt das gläubige Volk einen Heiligen, der vor langer Zeit lebte und nicht mehr auf Erden weilt? Offenbar deshalb, weil es seine Hand über sich weiß und weil viele überzeugt sind, daß er die an ihn gerichteten Gebete hört und den Menschen seine Hilfe schickt. „Welches Glück ist es für uns, daß wir eine unmittelbare Beziehung zur himmlischen Welt haben, und wie unglücklich sind doch diejenigen Menschen, die das Glück nur auf Erden sehen, deren Augen verschlossen sind und die geistige Welt nicht sehen, die uns umgibt" (Journal des Moskauer Patriarchats Nr. 3, 1960, S. 11).

Drei Tage später brachte der russische Patriarch dieses Selbstbewußtsein der Christen in einem Staat, dessen Ideologie diese Haltung als Phantastereien einer untergegangenen Bewußtseinsstufe der Menschheit entweder feindselig bekämpft oder hochmütig abtut, noch stärker zum Ausdruck. Mit dem Metropoliten Nikolai und dem Protopresbyter N. F. Koltschizkij nahm er am 15.—16. Februar an einer „Konferenz der sowjetischen Öffentlichkeit für die Abrüstung" teil, deren Zweck die Propagierung der außenpolitischen Thesen des Kreml war. Schon der Beginn seiner auf der Vormittagssitzung vom 16. 2. gehaltenen Ansprache war bedeutsam. Aleksij sagte, die durch seinen Mund sprechende Russische Kirche vereinige Millionen orthodoxer Christen und Bürger der Sowjetunion. Und dann hielt er seinen Zuhörern die Rolle und Bedeutung der Russischen Kirche für die Geschichte und Kultur des Landes vor Augen: Diese Kirche half beim Aufbau des bürgerlichen Gemeinwesens, als der russische Staat im Entstehen begriffen war; sie festigte die familienrechtlichen Grundlagen, trat für die bürgerliche Gleichberechtigung der Frau ein, verurteilte Wucher und Sklavenhalterei und erzog in den Menschen das Gefühl der Verantwortlichkeit und Pflicht. Oft füllte sie mit ihrem kirchlichen Gesetz die Lücken der staatlichen Gesetzgebung aus. Dieselbe Russische Kirche schuf die berühmten Kunstdenkmäler, die bis heute der nationale Stolz des Volkes sind. Als Rußland in Teilfürstentümer zersplittert war, half sie beim Werk der Vereinigung, indem sie die Rolle Moskaus als des kirchlichen und staatlichen Zentrums verteidigte. In den schweren Zeiten des Tatarenjochs verstand sie es, die Khane der Goldenen Horde von immer neuen Einfällen und Plünderungszügen abzuhalten. Sittlichen Mut und nationale Würde flößte sie dem Volk ein und stärkte seinen Glauben an die kommende Befreiung. Sie war es, die dem russischen Staat zur Zeit der Wirren und im Vaterländischen Krieg von 1812 im Kampf gegen fremde Eroberer als Stütze diente. Auch im letzten Weltkrieg blieb sie an der Seite des Volkes, indem sie mit allen Mitteln zum Sieg beitrug. „Mit einem Wort, dieselbe Russische Kirche diente im Laufe von Jahrhunderten vor allem dem sittlichen Reifen unseres Volkes und in der Vergangenheit auch seinem staatlichen Aufbau."

Sodann ging Aleksij kurz auf die Mitwirkung der Russischen Kirche an der sowjetischen Friedensbewegung nach dem zweiten Weltkrieg ein, wobei er ihr Gewicht und ihr Ansehen in der Weltöffentlichkeit deutlich hervorhob. „Ihre Haltung gegenüber den wichtigsten Problemen der Gegenwart ist bis heute beispielgebend für andere christliche Kirchen und Religionsgemeinschaften." Die Kirche verteidige den Frieden, weil das Christentum als Religion der Sanftmut, Liebe und Barmherzigkeit jegliche Gewalt ablehne. Die Quelle der für die heutige Menschheit so vordringlichen Idee des allgemeinen Friedens sei die Bibel, „jene Sammlung heiliger Bücher der christlichen Kirche", so erläuterte der Patriarch den Vertretern der sowjetischen Öffentlichkeit, die genau wissen, daß diese Bibel in letzter Zeit wieder vermehrt die Zielscheibe der Angriffe in der sowjet-atheistischen Massenliteratur ist. Der Patriarch knüpfte hier an den in den Sowjetvorschlägen zur sogenannten „allgemeinen und totalen Abrüstung" enthaltenen Aufruf zum „Umschmieden der Schwerter in Pflugscharen" an und wies darauf hin, daß diese Worte dem Propheten Jesaia entnommen sind, „den wir Christen als den alttestamentlichen Evangelisten bezeichnen, weil er die Geburt des Heilands der Welt lange vor diesem Ereignis voraussagte".

Für den westlichen Leser einer solchen Ansprache des Patriarchen ist es nicht leicht, die Tragweite jeder einzelnen Aussage zu ermessen, wenn er nicht über die Thesen und Motive der antireligiösen Agitation in der Sowjetunion genauestens unterrichtet ist. Leicht deutbar und nicht mißzuverstehen sind aber die Schlußworte des Patriarchen, wenn er sagt, daß die Kirche Christi, die das Wohl der Menschen zum Ziele habe, „den Angriffen und dem Tadel eben dieser Menschen ausgesetzt ist und dennoch ihre Pflicht erfüllt, indem sie die Menschen zum Frieden und zur Liebe ruft". „In solcher Lage der Kirche liegt überdies viel Tröstliches für ihre treuen Glieder", fügte Aleksij hinzu, „denn was können alle Anstrengungen der

Menschenvernunft gegen das Christentum bedeuten, wo ja seine zweitausendjährige Geschichte für sich selbst spricht und alle feindlichen Ausfälle gegen das Christentum Christus selbst voraussah, Christus, der die Unerschütterlichkeit der Kirche verheißen hat, indem er sagte, daß auch die Pforten der Hölle Seine Kirche nicht überwinden werden. Wir Christen wissen, wie wir für den Dienst an den Menschen zu leben haben, und unsere Liebe zu den Menschen vermag unter keinerlei Umständen geringer zu werden. Daher können alle Menschen guten Willens, ohne Unterschied ihres Glaubens und ihrer Überzeugungen, versichert sein", so leitete der Patriarch zum Schluß wieder auf das Friedensthema zurück, „daß die Russische Orthodoxe Kirche im Kampf für die allgemeine und totale Abrüstung ihr treuester Bundesgenosse ist, gleichwie in allen patriotischen Taten unseres Landes" (JMP Nr. 3, 1960, S. 33—35).

Offensichtlich hat Patriarch Aleksij die Gelegenheit seines Auftretens auf der Friedenskonferenz wahrgenommen, um weithin vernehmbar das Anliegen der christlichen Kirche in Rußland zu verteidigen und zu erläutern. Stellt man diese Aussagen neben andere Zeichen des erstarkenden Selbstbewußtseins der Russischen Kirche, erhebt sich unwillkürlich die Frage, ob diese Tendenzen in ihrer Gesamtheit zu dem von uns gemeldeten Wandel in der Leitung des sowjetischen „Rates für die Angelegenheiten der Russischen Orthodoxen Kirche" geführt oder zumindest beigetragen haben (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 363). Die Ansprache des Patriarchen vor der sowjetischen Öffentlichkeit fand am 16. 2. 60 statt. Fünf Tage später, am 21. 2. 60, meldete die Presse die Ablösung des bisherigen Ratsvorsitzenden G. G. Karpov. War die Rede des Patriarchen seiner Vorzensur entgangen, oder hatte er nicht vermocht, Aleksij eine militantere außenpolitische Haltung nahezulegen? Immerhin wurde die Rede am 7. März für das Märzheft des Journals des Moskauer Patriarchats in Druck gegeben. Der Metropolit Nikolai bekam später die Gelegenheit, die Scharte für die Kirche auszuwetzen, in dem er auf einer neuerlichen Friedenskonferenz am 18. Mai den Unwillen der Kirche über die „schamlosen Provokationen" der Amerikaner, die zum Scheitern der Pariser Gipfelkonferenz geführt hätten, und die volle Unterstützung für Chruschtschows Auftreten in Paris zum Ausdruck brachte (JMP Nr. 6, 1960, S. 56—58).

„Weinende Ikonen" und das „Heilige Licht der Orthodoxie" in Amerika

Seitdem am 16. März dieses Jahres einem frommen griechischen orthodoxen Ehepaar in Island Park (Staat New York) ein besonderes Zeichen göttlicher Gnade zuteil wurde, ist das Phänomen von „Weinenden Ikonen" der Mutter Gottes zum Mittelpunkt starker religiöser Erweckung und Aktivität in weiten Kreisen der orthodoxen Kirche in Amerika geworden.

„Dieses erstaunliche Phänomen, das durch den menschlichen Verstand nicht erklärt zu werden vermag", heißt es in einem der Presse übergebenen Bericht des griechischen Exarchats in Amerika, sei von über siebzig orthodoxen und nichtorthodoxen Augenzeugen bestätigt worden.

Der griechische Exarch, Erzbischof Iakovos, veranlaßte alsbald die Überführung der Ikone in die griechische Kirche von Hempstead, Long Island. Die Hausikone einer anderen griechischen Familie, bei der sich später die Erscheinung der Tränen zeigte, wurde ebenfalls in die Kirche von Hempstead gebracht, wo seither ein ununterbrochener Zug von Gläubigen den „Weinenden Ikonen" Verehrung erweist (O orthodoxos paratiritis, Nr. 481, 482).

Aktivität des griechischen Exarchats in Amerika

Dieses Ereignis fällt in eine Zeit außergewöhnlicher Aktivität des griechischen Exarchats in Amerika. Erzbischof Iakovos steht mehr und mehr im Licht der Öffentlichkeit. Am 29. März sprach er auf Einladung des Präsidenten Eisenhower das Eingangsgebet für die General Session of the White House Conference on Children and Youth, am nächsten Tag sprach er nach einem Besuch bei Vizepräsident Nixon das Gebet zu Beginn der Senatssitzung im Kapitol. Anfang des Jahres unternahm er eine ausgedehnte Reise in fünf südamerikanische Staaten, die stark im Scheinwerferlicht amerikanischer publicity stand. Es war die erste große Pastoralvisitation eines griechischen Exarchen in Südamerika.

Die von Erzbischof Iakovos in Montevideo gegebene Pressekonferenz nannte das Blatt des Exarchats eine „historische". Die Erklärungen des Erzbischofs zu kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten fanden in der Presse weite Verbreitung. „Im Ergebnis dieser breiten publicity wurde die Griechisch-Orthodoxe Kirche über Nacht mehr als einer Million Bürgern Uruguays bekannt" (O orthodoxos paratiritis, Nr. 481). Erzbischof Iakovos konnte seinerseits feststellen, daß die orthodoxen Griechen in Südamerika das religiöse und nationale Erbe „mit ehrfürchtigem Stolz" bewahren. Es soll angestrebt werden, die Gemeinden in den südamerikanischen Ländern auf den Stand der geistigen, erzieherischen und sozialen Lage der Gemeinden in Kanada und Nordamerika zu heben.

Festigung der Beziehungen mit dem Ökumenischen Patriarchen

Die gesamte Tätigkeit des Erzbischofs Iakovos dient insbesondere dem Ziel, die geistigen Bande der Orthodoxen in Amerika mit dem Ökumenischen Patriarchat Konstantinopel fester zu knüpfen. Im Zeichen dieser Bemühungen stand eine Pilgerfahrt zum Ökumenischen Patriarchat, die der Erzbischof an der Spitze von etwa 400 Pilgern im April/Mai leitete. Man besuchte drei Zentren orthodoxer Kirchlichkeit: Athen, den Berg Athos und Istanbul. Im Namen der 1,5 Millionen orthodoxen Griechen in Amerika überbrachte Erzbischof Iakovos dem Ökumenischen Patriarchen eine Einladung zum Besuch Amerikas, der Athenagoras I. im Herbst 1961 Folge zu leisten beabsichtigt. Am 3. Mai wohnten die Pilger der Grundsteinlegung des neuen Patriarchenpalastes in Istanbul bei, dessen Errichtung seit langem geplant war und nur mit finanzieller Unterstützung der Gemeinden in Amerika möglich ist. In Athen wurde Erzbischof Iakovos vom griechischen Königspaar in Privataudienz empfangen. Er hatte ferner Gespräche mit dem griechischen Außenminister Averoff, dem Athener Erzbischof Theoklet und anderen hohen kirchlichen Würdenträgern.

Angesichts der Missionsvorhaben der griechischen Kirche in Afrika und der geplanten panorthodoxen Zusammenkunft auf Rhodos erscheinen diese Gespräche von größter Wichtigkeit. Auch diese Pläne können in materieller Hinsicht nur mit Hilfe der Gläubigen des Exarchats in Amerika realisiert werden. Außer der Jurisdiktions-

gewalt über sämtliche Griechen im Ausland verfügt das Ökumenische Patriarchat kaum über einen nennenswerten materiellen Rückhalt, der geeignet wäre, seine Position unter den autokephalen orthodoxen Kirchen zu bekräftigen. Sehr eingehend scheint das Problem einer engeren Zusammenfassung und Bindung der Auslandsgriechen an die heimische Kultur erörtert worden zu sein. Die griechische Regierung beabsichtigt die Bildung einer Stelle zur Pflege der Kontakte mit dem „Hellenismus" außerhalb Griechenlands. Der Ökumenische Patriarch regte ferner die Gründung einer Hellenistischen Universität in Amerika an, die ein Griechisches Institut für klassische und byzantinische Studien umfassen soll.

Das „Heilige Licht der Orthodoxie"

Als symbolisch für die verzeichneten Aktivierungstendenzen und ihre Einstellung in den Rahmen engster Bindung des griechischen Exarchats in Amerika an das Ökumenische Patriarchat muß die Übergabe des „Heiligen Lichts der Orthodoxie" durch Athenagoras I. an den Erzbischof Iakovos während des Besuchs der Pilger angesehen werden. Das „Heilige Licht", als Symbol des geistlichen Leuchtens des Christentums, brennt als ein ewiges Feuer über dem Heiligen Grab zu Jerusalem. Nach alter Tradition wird es den Gläubigen während des Ostergottesdienstes ausgeteilt. Patriarch Athenagoras I. brachte es von seiner Reise nach Jerusalem im vergangenen Winter mit. Zum erstenmal ist es nun nach Amerika gesandt worden. Erzbischof Iakovos trug es selbst von Bord des zurückgekehrten Pilgerschiffes „Königin Friederike" in die große Dreifaltigkeitskathedrale der Griechen in New York, wo er unter Assistenz seines Klerus eine feierliche Doxologie zelebrierte. Das „Heilige Licht" soll später in alle Kirchen des Exarchats in Kanada, Nord- und Südamerika gebracht werden. Als ein Symbol der geistigen Werte und Kräfte der Orthodoxie soll es den Orthodoxen in der Neuen Welt ein Zeichen der geistlichen Oberleitung und Inspiration durch das Ökumenische Patriarchat, durch ihre Mutterkirche sein. Erzbischof Iakovos und die führenden Kreise des Exarchats sind entschlossen, den religiösen Aufschwung im Exarchat insbesondere für eine stärkere Koordinierung und Bindung der griechisch-orthodoxen Jugend an das Exarchat auszuwerten. Die griechisch-orthodoxen Studentenorganisationen der Colleges und Universitäten sollen unter dem Namen „Fellowship of the Light of Orthodoxy" zusammengefaßt werden.

Anläßlich der Rückkehr des Erzbischofs Iakovos berichtete die Presse von New York und Long Island über das anhaltend starke Interesse der Bevölkerung an den „Weinenden Ikonen" der Mutter Gottes. Der Erzbischof hatte den Ökumenischen Patriarchen persönlich über die Vorfälle unterrichtet. Inzwischen ist eine erste Stellungnahme des Ökumenischen Patriarchats bekanntgeworden, in der der Heilige Synod der Kirche von Konstantinopel die „Weinenden Ikonen" als „Zeichen der Göttlichen Vorsehung" bezeichnet und die Tränen der Gottesmutter als einen an alle Gläubigen gerichteten Ruf zur Buße und zur Stärkung der Mission der griechisch-orthodoxen Kirche in Amerika deutet (OePD 1. 7. 60).

Das griechische Exarchat in Amerika, das unter seinem neuen Exarchen Iakovos zur Verwirklichung großer Pläne schreitet, steht heute in einer geistigen Spannung, in der sich die unter den Bedingungen der westlichen Zivilisation noch fortlebende Religiosität der Einwanderer und das Mysterium der in der Tradition des christlichen Morgenlandes lebenden Mutterkirche begegnen. Ein Symbol für diese Synthese ist das Phänomen der „Weinenden Ikonen" und — gewissermaßen als die segnende Antwort der Mutterkirche von Konstantinopel — die Übersendung des „Heiligen Lichts der Orthodoxie" nach Amerika. Die großen praktischen Ziele, zu denen das Exarchat in Amerika im Zeichen dieser Symbole inspirieren möchte, sind nach außen hin die Stützung der Position des Ökumenischen Patriarchats in der kirchlichen und politischen Weltlage und nach innen hin vor allem die Erhaltung der mehr und mehr veramerikanisierenden jungen Generation für die Kirche und Kultur der Väter.

Aus der islamischen Welt

Stellungnahme muslimischer Theologen und des koptischen Patriarchen zur Anerkennung Israels durch den Iran

Als im Juli dieses Jahres der Schah von Persien auf einer Pressekonferenz in Teheran einem Journalisten gegenüber erklärte, daß zwischen Persien und Israel diplomatische Beziehungen bestünden, löste dies in der Vereinigten Arabischen Republik einen Sturm der Entrüstung aus, wobei zu beachten ist, daß die Öffentlichkeit der Vereinigten Arabischen Republik sich nur noch dann entrüstet, wenn ihr dies von Obrigkeits wegen gestattet wird. In den allgemeinen Protest stimmten nicht nur die religiösen Autoritäten des Islam, sondern auch der koptische Patriarch ein.

Die politischen Vorgänge

Gegenstand des Protestes war die Anerkennung Israels durch den Iran. Was hier tatsächlich vorgegangen war, ist heute nur noch sehr schwer zu ermitteln, da die Darstellungen der einzelnen Parteien sehr stark voneinander abweichen. Tatsache ist, daß der Iran sowie die Türkei Israel schon im Jahre 1950 de facto anerkannt und einen diplomatischen Vertreter nach Tel Aviv gesandt haben (beide Länder sind zwar muslimisch, aber nicht arabisch; die Türkei ist zudem laizistisch, der Iran schiitisch). Dieser wurde sehr bald und ohne Angabe von Gründen, wahrscheinlich jedoch auf Grund des politischen Druckes der arabischen Staaten, wieder abberufen, ohne daß in dem Status der Beziehungen zwischen den beiden Ländern eine Änderung eingetreten wäre. Die gegenseitigen Interessen werden durch die diplomatische Vertretung in der Schweiz wahrgenommen. In den letzten Jahren, besonders nachdem der Irak aus dem Bagdad-Pakt ausgetreten war, haben sich zwischen beiden Staaten recht lebhafte Handelsbeziehungen entwickelt. Der Iran verkauft vor allem überschüssiges Rohöl an Israel, das unter Umgehung des Suezkanals nach Elath verschifft, in Haifa raffiniert und zum Teil nach Europa reexportiert wird. (Allein diese Umgehung des Suezkanals ist für die Ägypter äußerst unerfreulich.) Es gibt eine israelische Handelsvertretung in Teheran; auch scheinen israelische Techniker in Teheran tätig zu sein.

Vermutlich ging aus den Äußerungen des Schahs hervor, daß die offiziell gar nicht unterbrochenen Beziehungen zwischen beiden Staaten durch den Austausch von diplomatischen Vertretern wieder aufgenommen werden soll-

ten. Ob auch eine De-jure-Anerkennung Israels impliziert war, ist nicht festzustellen.

Die erste und heftigste Reaktion kam von Nasser, der eine De-jure-Anerkennung feststellte, in der Folge die diplomatischen Beziehungen zum Iran abbrach und den gesamten Propagandaapparat der Vereinigten Arabischen Republik gegen die persische Regierung einsetzte und in den für den Iran bestimmten Radiosendungen dem „persischen Volk" nahelegte, den Schah baldmöglichst zu ermorden. Diese Propagandaaktion war mit einer ähnlichen Aktion der Sowjetunion abgestimmt und möglicherweise auch abgesprochen. Die übrigen arabischen Staaten schlossen sich diesem Schritt der Vereinigten Arabischen Republik, dem zweifellos auch die Absicht zugrunde lag, eine gewisse außenpolitische Führung unter den arabischen Staaten wiederzugewinnen, nicht an. König Hussein von Jordanien erklärte, der Schah habe ihm auf seine Anfrage hin versichert, daß in den Beziehungen zwischen Israel und Persien keinerlei Veränderungen eingetreten seien und daß daher auch kein Grund zu irgendwelchen Aktionen gegen den Iran gegeben seien. Auch die irakische Regierung, die ja auf die starke schiitische Minderheit im Irak Rücksicht nehmen muß (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 446), nahm eine abwartende Haltung ein und empfahl eine gütliche Einwirkung auf die persische Regierung.

Die Proteste der Ulemahs

Wie dies in totalitären Staaten üblich ist, wurden alle Persönlichkeiten und Organisationen in der Vereinigten Arabischen Republik zu Protesterklärungen, Versammlungen u. ä. veranlaßt. Die Regierung begnügte sich allerdings nicht mit der bloßen politischen Agitation, sondern erinnerte auch die religiösen Institutionen an ihre Pflicht. Als erste größere Aktion erfolgte der Protest und die Verurteilung des Schahs durch den „Islamischen Kongreß" in Kairo am 7. August d. J. Der Kongreß, der in Kairo tagte und eine größere Anzahl muslimischer Rechtsgelehrter besonders aus der Vereinigten Arabischen Republik, aber auch aus anderen muslimischen Staaten vereinigte, erklärte feierlich, daß die Anerkennung Israels durch den Iran mit der Lehre des Islam und dem Koran unvereinbar sei. Der Islam unterscheide nicht zwischen einer De-jure- und De-facto-Anerkennung der Feinde Gottes. Der Kongreß verdammte dieses Vorgehen eines muslimischen Staatsoberhauptes und forderte alle arabischen und muslimischen Staaten auf, hiergegen Maßnahmen zu ergreifen. Diese Erklärung wurde allen arabischen Staaten (der Meldung ist nicht zu entnehmen, ob nicht auch allen muslimischen Staaten) durch ihre diplomatischen Vertretungen in Kairo zugeleitet („L'Orient", 8. 8. 60).

Am selben Tage noch verurteilten die persischen Ulemahs die Angriffe Nassers gegen den Schah. Der Ajatollah Bebani, einer der führenden religiösen Autoritäten in Persien, erklärt in einem Telegramm an das Oberhaupt der Schiiten im Irak, dem Ajatollah Karim, daß die persische Regierung nichts unternommen habe, was einer Anerkennung der Existenz des Staates Israels gleichkäme, und daß auch nicht die Absicht bestünde, Israel de jure anzuerkennen.

Am Tage darauf, am 10. August, versandte der Mufti von Syrien, Schech Abdin, an die Gesandten und Konsulate in Kairo Protesttelegramme, in denen er die Anerkennung Israels durch den Schah als unvereinbar mit den Prinzipien des Islam verurteilte. Auch eine Versammlung der syrischen Ulemahs in Damaskus verurteilte den Schah und erwog die Einberufung einer Versammlung der Ulemahs aus allen muslimischen Staaten, um eine gemeinsame Aktion gegen den Schah einzuleiten. (Eine solche Versammlung würde nach muslimischen Vorstellungen verbindliche Entscheidungen fällen können. Ob sie dies faktisch noch kann und ob eine solche Versammlung überhaupt noch durchzuführen ist, scheint äußerst zweifelhaft und würde wohl heute von den meisten Autoritäten verneint werden.)

Das Ergebnis der Verurteilung

Diese nach außen hin imposante Verurteilung des Schahs war im Endeffekt eine Demonstration der Schwäche, denn sie zeigte ziemlich offensichtlich, wie wenig ernst die gemeinsamen Beschlüsse der Ulemahs — von denen niemand genau weiß, wie verbindlich sie eigentlich sind — noch genommen werden. Nasser hat, wie die meisten muslimischen Diktatoren, dafür Sorge getragen, daß die Ulemahs nur noch dann etwas gutheißen oder verurteilen, wenn es in sein politisches Konzept paßt. (Dennoch muß er immer wieder auf die religiösen Gefühle der Bevölkerung Rücksicht nehmen.) Die Entscheidungen der Ulemahs werden notfalls ignoriert.

Nassers Absichten sind klar: Er wollte über die Ulemahs auf die anderen arabischen Staaten einwirken, damit sie sich seinem Vorgehen gegenüber Persien anschließen. Der Erfolg blieb allerdings aus. Die jordanischen Ulemahs begnügten sich mit der Erklärung König Husseins, und vom irakischen Klerus hörte man überhaupt nichts. Die ganze Aktion blieb eigentlich auf die Vereinigte Arabische Republik beschränkt und wird höchstens, was sicherlich auch beabsichtigt war, in Pakistan, wo die muslimische Orthodoxie noch größeren Einfluß besitzt und das durch den CENTO-Pakt mit Persien verbündet ist, noch einen gewissen Eindruck gemacht haben. Der schiitische Klerus in Persien, der sich um die Entscheidungen der sunnitischen Ulemahs ohnehin kaum zu kümmern pflegt, nahm vor allem den Schah in Schutz und gab eine beschwichtigende Erklärung an die Schiiten im Irak ab, und dies vermutlich nur, um nicht den Eindruck zu erwecken, als ob die Schiiten besonders israelfreundlich seien, was für die schiitische Minderheit im Irak sicherlich unangenehm wäre. In Wirklichkeit beschäftigt die ganze Israelfrage die Schiiten in Persien nur wenig.

Die Erklärung des koptischen Patriarchen

Wenn man den Protest der Ulemahs gewissermaßen als selbstverständlich verstehen kann, so wirkt die Verurteilung der Anerkennung Israels durch den koptischen (orthodoxen) Patriarchen befremdend. Nach einer Meldung in der Zeitung „L'Orient" vom 10. 8., die eine Meldung der offiziellen „Nahostnachrichtenagentur" zitiert, befahl Patriarch Kyrillus VI., daß die Predigt des folgenden Sonntags in allen koptischen Kirchen der Verurteilung der Anerkennung Israels durch den Schah von Persien gewidmet werde. Die Nahostnachrichtenagentur zitiert dann aus einer „Instruction Pastorale" des Patriarchen an den koptischen Klerus: Israel stelle eine dauernde Bedrohung für den Frieden dar und seine Anerkennung stehe im Gegensatz zu den Lehren des Christentums, welches den Frieden und die Eintracht unter den Völkern predige. Der Patriarch verurteilte Israel auch, weil das Fundament dieses Staates „religiöser Fanatismus" sei.

Wenn man auch mit einer Entstellung durch die offizielle „Nahostnachrichtenagentur" rechnen muß, so scheint es uns doch ausgeschlossen, daß das Ganze erfunden wurde; man wird annehmen müssen, daß diese Nachricht im wesentlichen auf Wahrheit beruht. Wie ernst die Auslassung des Patriarchen zu nehmen ist, wie ernst er sie im Zweifelsfall selber nimmt, geht allein daraus hervor, daß der Kaiser von Äthiopien Israel anerkannt hat, ohne daß der koptische Patriarch, der damals noch geistliches Oberhaupt der abessinischen Kopten war, etwas daran gefunden hätte. Man möchte fast sagen, daß die koptische Kirche in Ägypten in beneidenswerter Weise von Sorgen frei ist, so daß die diplomatischen Beziehungen zwischen einem muslimischen und einem jüdischen Staat — und nicht etwa die zwischen der Sowjetunion und Ägypten — sie derart beschäftigen können. Leider ist dies nicht der Fall. Die ganze Unsinnigkeit der Verlautbarungen des Patriarchen ist nur ein weiterer Beweis dafür, wie stark der politische Druck ist, dem die koptische Kirche in Ägypten ausgesetzt ist. Denn wie groß auch der ägyptische oder selbst der arabische Patriotismus der Kopten sein mag — es gibt hier natürliche Grenzen; als Beweggrund für die Verlautbarungen des Patriarchen, die zwei Tage nach der des „Islamischen Kongresses" erfolgten, kommt er kaum in Frage. Eine politische Bedeutung (oder gar eine theologische) kommt dem Protest des Patriarchen nicht zu, denn weder der Schah von Persien noch der Kaiser von Äthiopien, der vielleicht von Nasser in Wirklichkeit gemeint wurde, werden den koptischen Patriarchen in diesem Fall besonders ernst nehmen.

Die Stimme des Papstes

Der Apostolische Brief über die Verehrung des Kostbarsten Blutes Christi

Obwohl mit einiger Verspätung, möchten wir nicht versäumen, die „Litera Encyclica" Papst Johannes' XXIII. über die Verehrung des Kostbarsten Blutes, die der „Osservatore Romano" am 2. Juli 1960 in lateinischer Sprache veröffentlicht hat, unsern Lesern zur Kenntnis zu bringen. Seine Bedeutung liegt nicht nur darin, daß er diese Verehrung den Gläubigen besonders ans Herz legt, sondern auch darin, daß diese Verehrung ihren Rang durch die Anführung zahlreicher Stellen aus dem Neuen Testament und durch die Berufung auf die Lehre der Väter erhält. Papst Johannes hat kurz vorher eine neue Litanei zum Kostbarsten Blute Christi approbiert und sie mit besonderen Ablässen verbunden. Der Apostolische Brief, der mit den Worten Inde a primis *beginnt, lautet:*

Den Ehrwürdigen Brüdern
Patriarchen, Primaten, Erzbischöfen, Bischöfen
und den übrigen Ortsordinarien,
die in Frieden und Gemeinschaft mit dem Apostolischen Stuhle leben

Ehrwürdige Brüder, Heil und Apostolischen Segen!

Mehr als einmal ist es seit den ersten Monaten Unseres Pontifikats vorgekommen, daß Wir — und häufig war Unsere Stimme der besorgte und schlichte Ausdruck Unserer Vorahnungen — die Gläubigen in bezug auf die täglichen Frömmigkeitsübungen aufgefordert haben, mit glühendem Eifer das zu verehren, was die göttliche Barmherzigkeit so wunderbar jeder Seele, der heiligen Kirche und der ganzen Welt, deren Erlöser und Heiland Jesus Christus ist, schenkt, nämlich das Kostbarste Blut, das besonderer Verehrung würdig ist.

Diese Verehrung ist Uns bereits im Schoße Unserer Familie eingeflößt worden, wo sich Unsere Kindheit entfaltete, und mit lebhafter Rührung erinnern Wir Uns noch heute der Litanei vom Kostbarsten Blute, die Unsere Eltern jeden Tag im Monat Juli laut beteten.

Im Gedenken an die Ermahnung des Apostels: „Habt acht auf euch und auf die gesamte Herde, über die euch der Heilige Geist als Bischöfe gesetzt hat, die Gemeinde Gottes, die er sich durch sein eigenes Blut erworben hat, zu weiden" (Apg. 20, 28), glauben Wir, Ehrwürdige Brüder, daß es die wichtigste und eigentümlichste Sorge Unseres Hirtenamtes ist, zunächst über die gesunde Lehre zu wachen, dann aber dafür zu sorgen, daß sowohl die liturgische wie die private Frömmigkeit sich in der richtigen Weise vollzieht und entwickelt. Darum erscheint es Uns ganz besonders angebracht, durch Unsere Ermahnung die Aufmerksamkeit Unserer Kinder auf das unauflösliche Band hinzulenken, das mit zwei anderen, bereits im christlichen Volk weitverbreiteten Andachtsübungen, nämlich der Verehrung des Heiligsten Namens Jesu und der seines Heiligsten Herzens, als dritte die fromme Verehrung des Kostbarsten Blutes des menschgewordenen Wortes verbindet, das „für viele vergossen worden ist zur Vergebung der Sünden" (Matth. 26, 28).

Wenn es in der Tat von höchster Wichtigkeit ist, daß zwischen dem katholischen Glaubensbekenntnis und der liturgischen Handlung der Kirche volle Übereinstimmung besteht, so daß das Gesetz des Glaubens das Gesetz des Betens bestimmt — lex credendi legem statuat orandi (Enz. *Mediator Dei,* AAS XXXIX, 1947, S. 540) — und daß niemals Frömmigkeitsformen eindringen, die nicht den reinen Quellen des wahren Glaubens entspringen, so ist es ebenso wichtig, daß die verschiedenen Frömmigkeitsausdrücke unter sich übereinstimmen. Jene Frömmigkeitsformen, die überhaupt als die wichtigsten gelten und der Heiligung am besten dienen, dürfen auf keine Weise miteinander in Widerstreit geraten oder sich gegenseitig behindern, und jene, die spezieller und weniger wichtig sind, sei es nach der Wertschätzung, die ihnen zuteil wird, oder nach ihrer Ausbreitung, müssen hinter jene zurücktreten, die besser dem allgemeinen Heil dienen, das der gewirkt hat, der der „Mittler zwischen Gott und den Menschen ist, der Mensch Christus Jesus, der sich selber als Lösegeld hingegeben hat für alle" (1 Tim. 2, 5—6). Wenn die Gläubigen aus dem wahren Glauben und aus der echten Frömmigkeit ihren Gebetsaufschwung und ihre Lebensdisziplin schöpfen, können sie sicher sein, mit der Kirche zu fühlen und im Gebet und in der Liebe in Christus Jesus zu leben, in Christus Jesus, dem Stifter und Hohenpriester der erhabenen Religion, die von ihm Namen, Würde und Kraft erhält.

Das Wachstum frommer Andachtsübungen

Wenn Wir einen kurzen Blick auf das wunderbare Wachstum werfen, das die katholische Kirche auf dem Gebiet der liturgischen Frömmigkeit erlebt hat — und das übereinstimmt mit den heilbringenden Fortschritten des Glaubens selber, der vollkommeneren Erfassung der göttlichen Wahrheiten —, so ist es tröstlich, festzustellen, daß im Laufe der Jahrhunderte die Ermutigungen und Approbationen der drei oben erwähnten Andachtsübungen durch den Heiligen Stuhl zahlreich und eindeutig waren: Andachtsübungen, die zwar schon seit dem Mittelalter bei einer großen Zahl frommer Seelen zur Praxis des christlichen Lebens gehörten und dann in einzelnen Diözesen oder in religiösen Orden und Kongregationen verbreitet wurden, jedoch noch der Autorisierung durch den Stuhl Petri bedurften, damit dieser ihre Übereinstimmung mit dem katholischen Glauben erklärte und ihre Gültigkeit auf die gesamte Kirche ausdehnte.

Es genügt, darauf hinzuweisen, daß Unsere Vorgänger seit dem 16. Jahrhundert die Verehrung des Heiligsten Namens Jesu, die der heilige Bernardin von Siena im Jahrhundert vorher unermüdlich in ganz Italien verbreitet hatte, mit geistlichen Vergünstigungen begabt haben. Zu Ehren dieses Heiligsten Namens wurden zunächst das Offizium und die Messe, dann die Litanei approbiert (vgl. AAS XVII, S. 509). Nicht geringer sind die Privilegien gewesen, die die Päpste mit der Verehrung des Heiligsten Herzens Jesu verbunden haben, zu deren allgemeiner Einbürgerung und Verbreitung über die ganze Welt (vgl. Festoffizium v. Heiligen Herzen Jesu, II. Nocturn, 5. Lesung) die Offenbarungen Christi an die hl. Margareta Maria Alacoque, der er sein Heiligstes Herz zeigte, nicht wenig beigetragen haben. Diese Frömmigkeitsübung wurde durch die Päpste so hoch und so einstimmig geschätzt, daß sie nicht nur deren Kraft und deren Natur erläuterten, sondern auch ihre Rechtmäßigkeit betonten, ihre Ausübung förderten und sie schließlich durch viele öffentliche kirchliche Lehrerklärungen feierlich einsetzten, deren wichtigste drei Enzykliken sind: *Annum Sacrum,* (Acta Leonis XIII., 1899, Bd. XX, S. 71 ff.); *Miserentissimus Redemptor,* (AAS 1928, Bd. XX, S. 165 ff.); *Haurientes aquas,* (AAS 1956, Bd. XLVIII, S. 309 ff.).

Auch die Verehrung des Kostbarsten Blutes, deren wunderbarer Vorkämpfer im vorigen Jahrhundert der römische Priester Gaspare del Bufalo war, hat, wie es recht ist, die Bestätigung und Förderung des Apostolischen Stuhles erhalten. Es sei daran erinnert, daß auf Anordnung Benedikts XIV. Offizium und Messe zu Ehren des anbetungswürdigen Blutes des göttlichen Erlösers zusammengestellt worden sind und daß Pius IX. zur Erfüllung eines Gelübdes, das er in Gaeta abgelegt hatte, das liturgische Fest auf die Gesamtkirche ausdehnte (Dekret *Redempti sumus,* 10. August 1849; vgl. Archiv der Ritenkongregation, Decret 1948—49, fol. 209). Endlich hat Papst Pius XI. seligen Angedenkens zum bleibenden Andenken an die Neunzehnhundertjahrfeier der Erlösung des Menschengeschlechts das liturgische Fest in den Rang eines Duplexfestes 1. Klasse erhoben, damit dank dieser Steigerung der Feierlichkeit des Ritus die Verehrung des Blutes des Erlösers zunehme und die Früchte des göttlichen Blutes um so reichlicher den Menschen zugute kämen.

In der Nachfolge dieser Unserer Vorgänger haben Wir nun, um die Verehrung des Kostbarsten Blutes des makellosen Lammes Christus immer mehr zu fördern, die Litanei approbiert, die gemäß den Vorschriften der Heiligen Ritenkongregation verfaßt worden ist (vgl. AAS 1960, Bd. LII, S. 412—413), und haben deren Rezitation, die mit besonderen Ablässen verbunden ist, der gesamten christlichen Welt empfohlen (Dekret der Apostolischen Poenitentiarie, 3. März 1960, AAS 1960, Bd. LII, S. 420).

Möge dieser Unser Akt der „Sorge für alle Kirchen" (vgl. 1 Kor. 11, 28), die dem Obersten Hirtenamt obliegt, bewirken, daß die Gläubigen gerade in diesen Zeiten, die von schwersten religiösen Nöten bedrückt werden, jene drei Formen christlicher Frömmigkeit, von denen die Rede war, ganz besonders als immer und überall heilbringende, das religiöse Leben wirksam stärkende Andachtsformen in Ehren halten.

Mögen daher die Gläubigen beim Herannahen des Festes und des Monats, die der Verehrung des Blutes Christi, des Preises unseres Heils und ewigen Lebens, geweiht sind, dieses zum Gegenstand vertiefter Betrachtung machen und als Frucht davon das Sakrament der Eucharistie häufiger empfangen. Mögen sie, von jenem Licht erleuchtet, das von den Mahnungen der Heiligen Schrift und den Lehren der Kirchenväter und -lehrer ausgeht, darüber nachdenken, welch überströmende und unendliche Kraft von diesem wahrhaft kostbarsten Blut ausgeht, von dem „ein einziger Tropfen schafft die ganze Erde neu" (Hymnus *Adoro te devote*), wie die Kirche mit dem Doctor Angelicus singt und wie es Unser Vorgänger Clemens VI. weise bestätigt hat (Bulle *Unigenitus Dei Filius,* 25. Januar 1343; Denz. 550).

Denn wenn der Wert des Blutes des Gottmenschen Jesus Christus unendlich ist und wenn die Liebe unendlich ist, die ihn dazu getrieben hat, es vom achten Tage nach seiner Geburt an bei der Beschneidung und dann im Übermaß „im Todeskampf" (Luk. 22, 43) und in dem langen Gebet im Garten Gethsemane, bei der Geißelung und Dornenkrönung, beim Aufstieg zum Kalvarienberg und bei der Kreuzigung zu vergießen, und wenn schließlich die große Wunde in seiner Seite geöffnet worden ist, damit ein Zeichen jenes göttlichen Blutes existiere, das sich auch in alle Sakramente der Kirche ergießt, so fordert das alles nicht nur als geziemend, sondern als in höchstem Maße notwendig, daß alle Gläubigen, die durch dieses Blut wiedergeboren worden sind, ihm fromme Verehrung, Anbetung und überströmende Liebe entgegenbringen.

Früchte des Kostbaren Blutes

Es ist daher auch wahrhaft heilsam und angebracht, daß dem Kult der Anbetung, der dem Kelch des Blutes des Neuen und Ewigen Bundes zumal bei der Erhebung während des Meßopfers dargebracht wird, auch die Speisung mit eben diesem Blute folgt, das wir unlöslich vereint mit dem Leibe Christi im Sakrament der Eucharistie empfangen. In Vereinigung mit dem zelebrierenden Priester können so die Gläubigen in aller Wahrheit innerlich die Worte wiederholen, die er im Augenblick der Kommunion spricht: „Den Kelch des Heiles will ich nehmen und anrufen den Namen des Herrn ... Das Blut unseres Herrn Jesus Christus bewahre meine Seele zum ewigen Leben. Amen." So werden die Gläubigen, sooft sie sich würdig dem Tisch des Herrn nahen, reichere Früchte der Erlösung, der Auferstehung und des ewigen Lebens ernten, denn das Blut, das Christus „unter dem Antrieb des Heiligen Geistes" (Hebr. 9, 14) vergossen hat, hat sie für das

gesamte Menschengeschlecht erworben. Gespeist mit dem Leib und dem Blut Christi, teilnehmend an seiner göttlichen Kraft, die Legionen von Märtyrern hervorgebracht hat, können sie dann die täglichen Kämpfe, die Opfer leichter ertragen, ja selbst, wenn es nötig ist, ihr Leben hingeben im Dienste der christlichen Tugend und des Reiches Gottes. Sie werden von jener brennenden Liebe erfüllt werden, die den heiligen Johannes Chrysostomus veranlaßte, in einer seiner Schriften auszurufen: „Laßt uns von diesem Tisch aufstehen wie flammensprühende Löwen — schrecklich für den Teufel — im Gedanken daran, daß er unser Haupt ist, im Gedanken an die unendliche Liebe, die er für uns gehegt hat... Wenn dieses Blut würdig empfangen wird, treibt es die Teufel fort, ruft die Engel und den Herrn der Engel selber an unsere Seite... Dieses vergossene Blut reinigt die ganze Welt... Es ist der Preis des Universums, durch es hat Christus die Kirche erkauft... Ein solcher Gedanke müßte unsere Leidenschaften zurückdämmen. Wie lange noch bleiben wir an dieser gegenwärtigen Welt haften? Wie lange noch bleiben wir träge? Wie lange noch säumen wir, an unser Heil zu denken? Denken wir über die Güter nach, die der Herr uns hat gewähren wollen, seien wir dankbar, preisen wir ihn, nicht nur durch den Glauben, sondern ebenso auch durch die Werke“ (In Joann. Homil. XLVI; Migne PG LIX, c. 260—261).

Ermahnungen

Ach wenn die Christen doch etwas häufiger über die väterliche Mahnung des ersten Papstes nachdächten: „Wandelt in Furcht in der Zeit eurer Pilgerschaft. Wißt ihr doch, daß ihr nicht mit vergänglichen Dingen, Silber und Gold, aus eurem nichtigen, von den Vätern überlieferten Wandel losgekauft worden seid, sondern mit dem kostbaren Blute Christi als eines fehler- und makellosen Lammes“ (1 Petr. 1, 17—19). Ach wenn die Christen sich mehr bemühten, auf die Ermahnung des Völkerapostels zu hören: „Ihr seid um einen hohen Preis erkauft, verherrlicht also auch Gott mit eurem Leibe“ (1 Kor. 6, 20). Wenn alle auf diese Mahnungen hören wollten, würde zweifellos auch ihr Lebenswandel ehrenhafter und würdiger sein, durch den sie doch den anderen ein Beispiel geben sollen, und durch ihre Tugend würde auch die Kirche Christi ihr Amt auf Erden mit größerem Nutzen für das Menschengeschlecht erfüllen können. Wenn die Menschen den Eingebungen der Gnade Gottes folgen wollten, der doch alle erlösen wollte (vgl. 1 Tim. 2, 4), da er alle im Blute seines eingeborenen Sohnes erlösen wollte und alle dazu berief, Glieder jenes mystischen Leibes zu werden, dessen Haupt Christus ist, wieviel brüderlicher würden dann einzelne, Völker und Nationen miteinander verbunden sein, wieviel friedlicher, Gottes und der menschlichen Natur, die ja nach seinem Bild und Ebenbild geschaffen ist (vgl. Gen. 1, 26), würdiger würde sich auch das soziale Zusammenleben gestalten!

Zur Betrachtung dieser erhabenen Würde, zu der wir von Gott berufen sind, ermahnte der heilige Paulus die Christen aus jüdischem Geschlecht, die allzusehr an den Einrichtungen des Alten Testamentes hingen, obwohl dieses nur ein schwaches Abbild und Vorbild des Neuen Testamentes war: „Ihr aber seid zum Berge Sion und zur Stadt des lebendigen Gottes hinzugetreten, dem himmlischen Jerusalem, zu Tausenden von Engeln, zur Festversammlung und Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel aufgeschrieben sind, zu Gott, dem Richter aller, und zu den Geistern der vollendeten Gerechten und zum Mittler des Neuen Bundes Jesus und zum Blute der Besprengung, das besser redet als das Abels“ (Hebr. 12, 22—24).

Ehrwürdige Brüder! Voll Vertrauen, daß Unsere väterlichen Ermahnungen, die ihr eurem Klerus und dem euch anvertrauten christlichen Volk in der Form, die euch am geeignetsten erscheint, mitteilen werdet, nicht nur bereitwillig, sondern mit glühendem Eifer in die Praxis übertragen werden, erteilen Wir euch als Zeichen himmlischer Gnaden und als Unterpfand Unseres besonderen Wohlwollens aus überströmendem Herzen den Apostolischen Segen, jedem einzelnen von euch und allen euren Herden, besonders aber jenen, die Unserer Aufforderung mit frommem Eifer nachkommen werden.

Gegeben zu Rom bei St. Peter, am 30. Juni 1960, Vigil des Festes des Kostbarsten Blutes unseres Herrn Jesus Christus, im zweiten Jahr Unseres Pontifikats.

JOHANNES XXIII. PP

Die Kirche in den Ländern

Kirche und Staat in Spanien 1960

Im Dezember 1959 erschien in den Ediciones Rialp in Madrid, herausgegeben von der spanischen Bischofskommission für Soziallehre und soziale Unterweisung, ein „Brevier der Sozialseelsorge“ (Breviario de Pastoral Social). Dieses Buch darf mit seinem Inhalt als Ereignis in der spanischen Kirchengeschichte gelten (vgl. für Frankreich das Direktorium von 1954; Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 235). Im ersten Teil seiner insgesamt 227 Seiten bietet es eine allgemeinverständliche, übersichtlich gegliederte, sehr präzise, konkrete und realistische katholische Soziallehre mit Abschnitten u. a. über Arbeit, Proletariat, Eigentum, gerechte Güterverteilung, Gewinnbeteiligung, Landreform, Steuermoral, Handelsspannen, Kapitalismus, Wanderungsbewegungen, Genossenschaften, Elternrecht, Subsidiärcharakter des Staates, internationale Zusammenarbeit, Kolonien. Der zweite Teil, „Normen für die Praxis“, gibt eine exakte Analyse der sozialen Milieus in Spanien und der Möglichkeiten, dort seelsorglich zu wirken. Das Buch paßt haargenau auf die spanischen Verhältnisse und könnte doch in der Allgemeingültigkeit seiner Normen und der Modernität seiner Ausrichtung unverändert in jedem anderen Land veröffentlicht werden.

Dem Staat gegenüber ist dieses Sozialbrevier sehr kritisch; dem „katholischen Staat“ wird bezeichnenderweise nicht mehr das Wort geredet. Das Streikrecht wird ausdrücklich verteidigt (obwohl der Streik unter der Regierung Franco bekanntlich als „militärische Rebellion“ gilt und militärgerichtlich abgeurteilt wird). Allgemein heißt es in der Einleitung (Abschnitt 7): „Die Kirche beansprucht nicht,

sich in die technischen Probleme der zeitlichen Ordnung einzumischen, für die sie weder über die Mittel verfügt noch einen Auftrag empfangen hat. Insoweit aber die wirtschaftliche, politische, soziale oder juristische Ordnung eng mit der moralischen Ordnung verknüpft ist, sind diese Ordnungen auch ihrem höchsten Urteil unterworfen ... Deshalb darf diese kirchliche Intervention nicht nur nicht verhindert, sondern muß sogar gefördert werden, weil aus ihr viele Güter erwachsen und weil die Kirche unter keinen Umständen jemals auf dieses ihr Recht verzichten würde." An anderer Stelle heißt es (Abschnitt 152): „Der Staat muß die Rechte und Pflichten der Kirche respektieren und fördern, weil diese älter und rangmäßig höher sind als die des Staates."

Spaniens Kampf um die Pressefreiheit

Der Verlauf des in Spanien abgehaltenen Weltkongresses der katholischen Presse (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 546) war durchaus typisch dafür, wie sich das Verhältnis zwischen Kirche und Franco-Regime abgekühlt hat. Die Knebelung der Presse ist einer der drei Kernpunkte des autoritären Regimes (neben der Unterdrückung der Vereinigungsfreiheit und der freien Wirtschaft) und nicht zufällig derjenige, an dem sich die Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat zuerst und seit mehr als einem Jahrzehnt bis heute unverändert tiefgreifend entzündet hat. Durch ein kürzliches, inzwischen mehrfach gedrucktes Referat des spanischen Pressebischofs Cantero hat sie einen neuen Akzent erhalten. In einer Ansprache vor der Journalistenschule der Opus-Dei-Universität in Pamplona forderte dieser, nun endlich „dem natürlichen Recht der menschlichen Person und der öffentlichen Meinung auf freien Ausdruck ihrer Ideen — unbeschadet der obersten Rechte von Religion, Staat und Gesellschaft — eine gesetzliche Sicherheit zu geben". „Ein Pressegesetz, das einen echten und verantwortlichen Dialog zwischen der öffentlichen Meinung und der Regierung ermöglicht und anregt, halte ich für eine unaufschiebbare Notwendigkeit ... Die Kirche kann und darf in dieser Frage nicht ‚blind, taub und stumm' bleiben, ohne ihre geistliche Mission als Mutter und Lehrerin der Völker zu verfehlen; denn mit der Presse stehen religiöse, moralische und juristische Probleme auf dem Spiel, die die Verbreitung der geoffenbarten Wahrheit, das Naturrecht, die Gewissensbildung, das Gemeinwohl und das Lehramt, die Freiheit und Verteidigung der Kirche selbst betreffen." Auf dem genannten Pressekongreß erklärte der Bischof: „Die öffentliche Meinung der Völker spielt eine von Tag zu Tag bedeutsamere Rolle und übertrifft an moralischem Wert bei weitem die kalte und verdächtige Idee der sogenannten Staatsräson, die ungeachtet und sogar gegen die wirklichen Wünsche und Bedürfnisse der Völker so viele Kriege und brudermörderische Spaltungen verursacht hat."

Auch die Wochenzeitung der Katholischen Aktion, „Ecclesia", hat in jüngster Zeit wieder mehrmals ein Pressegesetz und Pressefreiheit gefordert. Die für die Vorbereitung eines solchen Gesetzes von Franco eingesetzte Kommission kommt aber nicht weiter, nicht zuletzt deshalb, weil ihre drei bischöflichen Mitglieder nicht die überwiegende Auffassung der spanischen Kirche und der spanischen katholischen Presse vertreten.

In der von uns schon mehrmals zitierten Jesuiten-Zeitschrift „Abside" (Nr. 24, März 1960) schreibt D. Fernández Flórez SJ: „Unsere spanische Gesetzgebung beansprucht, mit der orthodoxesten Ethik im Einklang zu sein, und vielleicht ist sie es auch mit dem größten Teil ihrer Gesetze ... Aber es gibt ein Gesetz — das der Presse —, das bei den Leuten vom Fach (von denen im Ausland noch ganz zu schweigen) wahres Entsetzen verursacht. Das Gesetz vom April 1938, mitten im Krieg und im Ausnahmezustand verfaßt, ist nach 22 Jahren und in einer so weittragenden Sache noch immer in Kraft. In der Präambel wird der ‚Dienst am Staat' auferlegt ... Diese Mittel sind in einem Bürgerkrieg zu verantworten; aber welche Gründe, Ängste oder Gefahren können heute noch das Gesetz von damals rechtfertigen?" Der Beitrag verwahrt sich dann gegen den neuen Gesetzentwurf der genannten Kommission mit seinen „aufgeblasenen Grundsatzformulierungen"; dieser Entwurf (der nur unter der Hand verbreitet wurde) sei „in jeder Hinsicht unmöglich". Die Zeitschrift spricht die Hoffnung aus, daß das alte Gesetz bereits bis zu dem (damals noch) bevorstehenden Pressekongreß beseitigt sei; „mit wesentlich mehr Würde könnten wir ihn besuchen". Der Artikel schließt: „Es fehlt ein Gesetz, das zwar das echte Gemeinwohl schützt und bewacht, aber der Presse ihre gerechte Freiheit läßt."

Alte und neue Druckmittel — auch für katholische Bücher

Einen ausführlichen und, von Einzelheiten abgesehen, zutreffenden Überblick „Die Kirche und das Presseregime in Spanien" veröffentlichen „Informations Catholiques Internationales" (Nr. 123, 1.7.60). Vom eigentlichen Druckmittel des Franco-Regimes, mit dem es seine Pressepolitik wirksam durchsetzt, ist freilich weder hier noch üblicherweise sonst die Rede; es ist allerdings auch in keinem Gesetzestext und keinerlei öffentlicher Verlautbarung faßbar, sondern wird stillschweigend ausgeübt: durch die Papierzuteilung. Das in Spanien auf dem freien Markt erhältliche Zeitungspapier ist so teuer, daß damit keine Zeitung auch nur einen Teil ihrer Auflage (zu den gesetzlich niedrig gehaltenen Verkaufspreisen) drucken könnte. Alles käufliche Papier ist durch eine Sonderabgabe belastet, mit der der Staat das billige Zeitungspapier subventioniert. Dieses billige Papier aber ist streng kontingentiert, wobei der Generaldirektor der Presse praktisch die Verfügungsgewalt über diese Kontingente hat. Das Informationsministerium könnte also praktisch über Nacht die Auflage eines Blattes radikal drosseln, und gegen eine solche Maßnahme gibt es keinerlei gesetzliche Handhabe. Diese Drohung schwebt als Damoklesschwert über jedem Verleger und zwingt ihn, die Anweisungen des Ministeriums und der Zensoren in allen Punkten genau zu beachten. (Daß von Falange-Blättern das ihnen reichlich zugeteilte und nicht benötigte Papier schwarz weiterverkauft wird, ist eine üble Nebenerscheinung.) — Nur ein Beispiel für die Lage in dieser Hinsicht: Die führende katholische Tageszeitung „Ya", deren Verlag „Editorial Católica" im vergangenen Jahr ein neues großes Verlagshaus mit modernsten Maschinen und technischen Einrichtungen erstellt hat, könnte sowohl von der Herstellung wie vom Verkauf her ihre Auflage (rund 150 000) ohne Mühe innerhalb kürzester Zeit verdreifachen — wenn sie dafür genug billiges Zeitungspapier bekäme!

Auch für die katholische Buchproduktion hat sich kürzlich eine weitere Erschwerung ergeben. Zwar bedurfte auch schon bisher formell jedes Buch (mit Ausnahme von technisch-wissenschaftlichen Veröffentlichungen) der Ge-

nehmigung durch die staatliche Zensur. Diese Bestimmung konnte aber seit Jahren stillschweigend übergangen werden, soweit es sich um Bücher mit dem kirchlichen Imprimatur handelte. Seit einigen Monaten ist die alte Bestimmung wieder in voller Schärfe eingeführt worden; kein Buch kann ohne eine Lizenznummer in Druck gehen, die von der Zensurbehörde ausgegeben wird. Anlaß für diese Verschärfung war u. a. ein katalanisches Buch der Kapuziner in Barcelona, „La Renaixença, avui" (Die Renaissance von heute, gemeint ist die katalanische Renaissance), das die Mißbilligung der Armee und des Madrider Zentralismus fand und aus den Buchhandlungen zurückgezogen werden mußte. „La Vanguardia Española" (28. 6. 60) berichtete von einer Versammlung der Alten Garde der Falange in Barcelona, die „äußerst energisch" gegen „gewisse pseudoreligiöse und pseudokulturelle Äußerungen in einigen Publikationen" protestierte.

Kirchliche Journalistenschule

Ein gewisses Zugeständnis an die Kirche betrifft eine kirchliche Journalistenschule, wie sie von der katholischen Presse und Kirche seit langem angestrebt wird (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 209 f.) und vor allem von Bischof Herrera Oria vorangetrieben wurde (er war bis zum Bürgerkrieg Zeitungsdirektor und Direktor der damaligen katholischen Journalistenschule; heute ist er nicht nur Ordinarius von Málaga, sondern zugleich Präsident der „Editorial Católica"). Nach einem Beschluß des spanischen Ministerrates von Ende Juli 1960 ist die in Aufbau befindliche neue kirchliche Journalistenschule in Zukunft befugt, selbst Abschlußdiplome zu erteilen, die für die Tätigkeit in katholischen Zeitungen und Zeitschriften gültig sind; für die Tätigkeit in der übrigen Presse ist ein zusätzliches Examen vor einer gemischten staatlich-kirchlichen (mehrheitlich staatlichen) Kommission vorgesehen. Diese Entscheidung bricht das bisherige Monopol der staatlichen Journalistenschule. Sie bedeutet für das Regime weder ein Risiko noch einen Prestigeverlust; wohl aber wird sie geeignet sein, erneut die „Großzügigkeit" gegenüber der Kirche unter Beweis zu stellen. „Der Staat versucht den Eindruck zu erwecken, die Kirche erkenne stillschweigend die gegenwärtige Praxis an, in welcher der Staat die allgemeine Kontrolle über die journalistische Ausbildung hat. Daher werden der Schule zahlreiche Einschränkungen auferlegt . . . Man kann nicht — oder noch nicht — von der offiziellen Anerkennung einer unabhängigen nichtstaatlichen Schule sprechen" (Dr. Joseph Arquer in einem von der „Gesellschaft katholischer Publizisten Deutschlands" als Manuskript veröffentlichten Beitrag „Journalistische Ausbildung in Spanien").

Ein Flugblatt der katholischen Arbeiterbewegung

Die Probleme der spanischen Wirtschaft haben wir im August 1959 ausführlich dargelegt (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 554 ff.). Dieser Überblick erschien zu einem Zeitpunkt, als die spanische Wirtschaftspolitik durch den Eintritt des Landes in die OEEC, die Abwertung der Peseta und das Ende des Inflationismus einen radikalen Wandel erfuhr. Auf der Ebene der staatlichen Wirtschaft hat dieses Stabilisierungsprogramm beachtliche Erfolge gezeitigt. Die bis dahin in ununterbrochener Abwertung begriffene Peseta ist seitdem stabil auf dem Stand von 60 je Dollar geblieben. Der durchschnittliche Preisanstieg unterschritt die gesteckte Grenze von 2 %. Die traditionell defizitäre Außenhandelsbilanz ist zum erstenmal wieder gefestigt. Die damals auf 22 Millionen gesunkenen Dollarreserven konnten innerhalb eines Jahres auf den für Spanien beachtlichen Stand von 442 Millionen gebracht werden. Verdoppelte Sparrücklagen spiegeln das neue Vertrauen in die Währung.

Die von vielen erhoffte Reform in der Wurzel ist freilich ausgeblieben. Die Wirtschaftspolitik ist dirigistisch geblieben, und das staatswirtschaftliche „Instituto Nacional de Industria" wird in Zukunft einen noch größeren Anteil der gesamten Investitionssummen erhalten als bisher.

Vor allem aber: Die Sanierung der Staatswirtschaft erfolgte auf Kosten des kleinen Mannes; die Kreditrestriktionen trafen in erster Linie den Lohnempfänger. Lohnzulagen wurden gestrichen, viele Betriebe mußten zu Kurzarbeit übergehen, und Tausende von Arbeitern wurden auf unbestimmte Zeit arbeitslos. In dieser Situation machten sich die Arbeiterverbände der Katholischen Aktion (HOAC) zum Sprecher der allgemeinen Volksstimmung und veröffentlichten am 1. Mai 1960 zum Fest des hl. Josefs des Arbeiters ein Flugblatt. Nach einer Einleitung über die Mission der HOAC heißt es darin:

„1. Seit vielen Monaten müssen die Arbeiter die Auswirkungen des wirtschaftlichen Stabilisierungsplanes verspüren, der die durch die jahrelange Inflationsentwicklung verursachte außerordentlich schwere Wirtschaftszerrüttung soweit möglich korrigieren soll. Die Arbeiter waren durch die Inflation am stärksten betroffen und erfahren nun mit Bitterkeit, daß auch die antiinflationären Maßnahmen sie wieder am schwersten belasten. Wir anerkennen die Notwendigkeit der Währungsstabilisierung als Voraussetzung jeder gesunden Wirtschaft. Wir fordern jedoch, daß die notwendigen Opfer gleichmäßig von allen geteilt werden — vor allem von jenen, die unter der vergangenen Wirtschaftsepoche am meisten profitiert haben.

2. Die Arbeiterklasse ist in vielfacher Hinsicht ohne echte Vertretung und ohne die geeigneten Mittel, um ihr Gewicht und ihre Verantwortung gebührend geltend zu machen; sie wurde weder während der vergangenen inflationistischen Etappe noch bei der Verwirklichung des gegenwärtigen Stabilisierungsplanes befragt.

3. Das Fehlen an Unterrichtung verwirrt den Arbeiter; er weiß nicht, warum er die ihm auferlegten Opfer bringen soll, und er kennt nicht die Ursachen der Lage, in der er sich befindet . . .

Die einzige Lösung beruht zweifellos in einer allgemeinen ernsten Gewissenserforschung und einem Eingeständnis der Irrtümer dort, wo sie begangen wurden. Dieser Augenblick fordert Sparsamkeit und gleichmäßige Verteilung der Opfer. Sparsamkeit bei den Reichen, Sparsamkeit bei den Unternehmern, Sparsamkeit beim Staat. Es ist nutzlos, die Arbeiter überzeugen zu wollen, sie müßten in Demut Lohnkürzungen und sogar totale Arbeitslosigkeit hinnehmen, wenn sie weiterhin rings um sich die öffentliche und private Verschwendung sehen. Wenn man gleichzeitig riesige Summen zur Verschönerung des Zentrums der Großstädte verbraucht. Wenn der Staat in einer Periode der Sparsamkeit und der Opfer seine Ausgaben beträchtlich erhöht hat . . ."

Der Aufruf gipfelt in der Forderung an die Lenker der Nation, der Arbeiterschaft jene Stellung in der Gesellschaft einzuräumen, die ihr zukomme.

Ein Bischof zahlt die Strafe

Dieses Flugblatt hatte die Druckerlaubnis von Bischof Enrique Tarancón in dessen Eigenschaft als Schirmherr der Katholischen Aktion (und Sekretär der spanischen Bischofskonferenz). Dagegen fehlte das Imprimatur des Ortsordinarius von Madrid (dem Druckort), der sich von der Veröffentlichung distanzierte. Diesen kirchenrechtlichen Formfehler benützte die spanische Polizei, um das Flugblatt zu verbieten und die 200 000 Exemplare soweit noch möglich zu beschlagnahmen.
Ein Präsidialmitglied der HOAC, das sich auf einer kirchlichen Veranstaltung in Bilbao im gleichen Sinn auch mündlich äußerte, wurde verhaftet und zu einer Geldstrafe von 25 000 Peseten verurteilt. Daraufhin veröffentlichte der Bischof von Bilbao eine Erklärung, daß er die Strafe übernehme, da die Veranstaltung unter bischöflicher Autorisation abgehalten worden sei und er damit die Strafe als gegen die Diözese verhängt ansehe. Der Innenminister bestätigte den Strafbescheid.

Offener Brief des Erzbischofs von Valencia

Der für seine soziale Einstellung bekannte Erzbischof von Valencia, Marcelino Olaechea Loizaga SDB (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 165), richtete sechs Wochen später, am 9. Juni 1960, einen offenen Brief an die HOAC, in dem er sie zur Feier ihres Festtages vom hl. Josef dem Arbeiter beglückwünscht. Ohne auf das Flugblatt und dessen Folgen Bezug zu nehmen, fährt er dann fort:
„Haltet euch als Angehörige der HOAC jeder, aber auch jeder Politik fern. Ihr seid als HOAC keine Gewerkschaft, auch nicht im Ansatz und nicht einmal in den geheimen Erwartungen. Zeigt euch gehorsam gegenüber allen Behörden und allen Gesetzen. Ihr seid vor allem Laienapostel, ein verlängerter Arm der Kirche, in allem eueren Bischöfen gehorsam. Ihr betrachtet es als eine Ehre, sogar deren Andeutungen für euch zum Gesetz zu machen ...
Die Kirche verpflichtet euch, die besten Gewerkschaftler zu sein, die besten Vertrauensleute der Syndikate, die besten Betriebsräte ... Vergeßt nicht, daß ihr als Apostel der Kirche mit ihr ihre Lehre vertretet: daß das Privateigentum aus dem Naturrecht kommt, daß der Arbeitsvertrag nicht in sich ungerecht ist; freilich auch: daß das Eigentum eine unlösbare soziale Funktion hat und nicht mißbraucht werden darf, daß nach den Forderungen des Gemeinwohls in Spanien und der ganzen Welt eine gerechtere Eigentumsverteilung sich durchsetzt, daß die Arbeit nicht ein bloßes Handelsobjekt nach den Regeln von Angebot und Nachfrage ist, daß der Arbeiter seine Haut nicht einfach zu Markte trägt ...
Wenn ihr mit der Kirche diese Lehre vertretet, wird das Folgen für euch haben:
Anschuldigungen des liberalen Kapitalismus, Demagogen zu sein;
Anschuldigungen der Demagogen, Kriecher vor der Macht und dem Reichtum zu sein;
von seiten jener, die die Sozialordnung aufrechtzuerhalten haben, bisweilen sogar den Vorwurf, diese Ordnung zu stören ...
Es will viel heißen, denjenigen Forderungen zu stellen, die am eigenen Fleisch und Blut, an Frau und Kindern die Strapazen der Not erleiden. Wie verständlich ist da ein Fehltritt, und wie verzeihlich!
Vorwärts, HOAC-Leute! ...“

Der Brief der baskischen Priester

Etwa zur gleichen Zeit, in den ersten Junitagen 1960, richteten 339 (nach anderen Quellen 352) baskische Priester einen sechsseitigen Brief an ihre Bischöfe; er enthält die seit zwei Jahrzehnten schärfste Kritik kirchlicher Kreise am Regime Francos. Die Unterzeichner begründen ihren Schritt: „Als Teil der lehrenden Kirche beanspruchen wir das Recht und zugleich die Pflicht, die durch Irrtum oder bösen Willen verübten Attentate gegen die natürlichen Rechte unseres Volkes zu brandmarken ... Wir wollen nicht, daß man uns wegen unseres Schweigens der Mitschuld bezichtige. Wir gehorchen also einem Befehl unseres Gewissens, wenn wir den Abgrund aufzeigen, der sich zwischen uns und den uns anvertrauten Seelen mit jedem Tag mehr auftut. Die Anschuldigungen, die man gegen uns erhebt, sind so allgemein und so heftig geworden, daß sie einen förmlichen Aufschrei darstellen ...“
Der Brief weist dann auf die Lehre der Kirche von den allgemeinen politischen Rechten hin; erst dann kommt er auf Spanien zu sprechen. „Wir glauben in aller Aufrichtigkeit, daß weder die Einzelmenschen noch die Klassen und die Völker, die zusammen die politische Gemeinschaft Spaniens bilden, im Genuß einer ausreichenden Freiheit sind ... Das Grundgesetz der Spanier ist toter Buchstabe geblieben ... Tatsache ist nun einmal, daß alle Machtposten, Behörden und politisch einflußreichen Ämter — vom Minister bis zum Bürgermeister, vom Universitätsrektor bis zur Leitung des letzten Büros — durch einen einzigen und absoluten Willen vergeben werden, gegen den es keine Berufung gibt ... Ein böswilliger Verdacht genügt, damit ein Polizist oder Zivilgardist nach Laune irgendeinen Bürger schlagen, foltern und verletzen kann, wobei dieser oft mit dem Vergehen, dessen man ihn bezichtigt, gar nichts zu tun hat. Es handelt sich nicht um Einzelfälle, sondern — da die Behörden dies wissen und zulassen — um ein System ...
Tatsache ist auch, daß in Spanien die politisch Verantwortlichen die Wurzeln jeglicher öffentlicher Meinung ausgerottet haben, indem sie alle öffentlichen Ausdrucksmittel mit Beschlag belegten. Die spanische Presse kehrt die von Gott gesetzte Ordnung um, denn sie ist ein Instrument zur Mißbildung der öffentlichen Meinung in Richtung eines devoten Konformismus ...
Die gegenwärtige Wirtschaftskrisis mit all den ernsten Folgen, die sie noch haben kann, macht ein freies Gewerkschaftswesen, das der Arbeiterklasse entspringt und deren Vertrauen hat, um so dringender ...“
Ein letzter Teil des Briefes wendet sich gegen die Unterdrückung der baskischen Sprache, Kultur und Eigenart. Zusammenfassend heißt es: „Wir lehnen diese Machenschaften und dieses totalitäre System ab, weil sie widernatürlich und antichristlich sind.“

Begleitumstände

Die Originale dieses Briefes (allerdings nicht handschriftlich unterzeichnet) gingen an die vier Bischöfe des Baskenlandes und Navarras, nach Bilbao, San Sebastián, Vitoria und Pamplona. Die Übermittlung erfolgte auf durchaus unwürdige Weise: einem Bischof wurde der Brief unter die Türe geschoben, zwei anderen wurde er durch Geistliche überbracht, die den Inhalt gar nicht kannten. Kopien wurden an die übrigen spanischen Bischöfe, an den Nun-

tius und an den Heiligen Stuhl gesandt. Der Inhalt wurde durch versteckte Abschriften in Spanien und durch Übersetzungen im Ausland bald bekannt. Die „Neue Zürcher Zeitung" vom 26. Juni, die das Schreiben ausführlich wiedergab, wurde in Spanien beschlagnahmt.
Die Mehrzahl der Unterzeichner gehört zur Diözese Bilbao (wo sich die Wirtschaftskrise am schlimmsten ausgewirkt hat), aber auch hier machen sie nur ein Sechstel des gesamten Weltklerus aus; nach Osten zu wird der Anteil der Unterzeichner immer kleiner. Wie es heißt, soll der Brief überhaupt nur jenen 400 jüngeren Geistlichen vorgelegt worden sein, von denen man eine Billigung erwarten konnte; viele weitere sollen sich dann mit dem Inhalt solidarisch erklärt haben.
Die spanischen Behörden (u. a. auch die spanische Botschaft in London gegenüber „The Tablet") versuchten zunächst, den Brief als eine Finte und eine „neue Szene im Kampf gegen Spanien" hinzustellen. Offiziell schwieg die Regierung; doch soll sie dann an den Apostolischen Nuntius mit der Bitte herangetreten sein, die rebellierenden Geistlichen zu warnen. Erzbischof Antoniutti tat dies anläßlich seiner Predigt bei einer Bischofsweihe in Vitoria am 29. Juni. Ohne den Anlaß unmittelbar auszusprechen, forderte er die Gläubigen zu striktem Gehorsam gegenüber ihrem Bischof auf; insbesondere die Geistlichen dürften nichts ohne das Einverständnis ihres Bischofs unternehmen. „Wer die Mission des Bischofs erschwert, lähmt das Werk der Kirche." Die Zeitungen Spaniens berichteten dies ausführlich auf der ersten Seite, mit dem Zitat aus der Predigt als Überschrift: „Die Kirche ist keine politische Institution."

Zurückweisung durch die Hierarchie

Am 7. Juli veröffentlichten die Bischöfe von Bilbao, San Sebastián und Vitoria und der Erzbischof von Pamplona eine gemeinsame Erklärung, die auf Anweisung des Informationsministeriums von allen Zeitungen auf der ersten Seite deutlich herausgestellt werden mußte. Darin heißt es:
„Auf reichlich unkorrekte Weise ist ein Dokument in unsere Hände gelangt, das von einer Gruppe von Priestern aus unseren vier Diözesen unterzeichnet sein soll. Die Übermittlung war unkorrekt, weil sie keine andere Qualifikation hatte als die eines vervielfältigten Schreibens mit einer gleichfalls vervielfältigten Serie von Namen ohne jede Garantie der Authentizität; es wurde in nicht weniger erstaunlichen und unverantwortlichen Formen überreicht und in einer bedauerlichen und mehr als verdächtigen Gleichzeitigkeit in Presse und Radio verschiedener Länder Europas und Amerikas der Öffentlichkeit übergeben. Aus diesen Gründen, wegen der offensichtlichen Unrichtigkeiten und wegen seines politischen Charakters können wir dieses Schreiben nicht akzeptieren. Wir können auch nicht verstehen, wie die politische Leidenschaft einige Priester — wenn auch eine viel kleinere Minderheit, als sie im Ausland verdächtigt wird — derart verblenden konnte, daß sie bei einem großen propagandistischen Skandal mitwirkten, der unsaubere Ursachen und nicht weniger unsaubere Ziele hat und dessen Nachwirkungen sich gegen die Kirche selbst richten. Wir bitten die katholischen Publikationen des Auslandes, sich verantwortungsvollere Informationsquellen zu suchen, wenn sie über das Leben der Kirche in Spanien urteilen oder auch nur informieren wollen . . ."
Ein weiterer offizieller Schritt erfolgte wenig später. Nuntius Antoniutti, der in dieser Sache nach Rom fuhr, richtete anschließend einen Brief an den Bischof von Bilbao, der im August 1960 in dessen Amtsblatt veröffentlicht wurde. Darin heißt es wörtlich:
„Hinsichtlich des besagten vervielfältigten Schreibens kann ich Ew. Exzellenz mitteilen, daß der Heilige Stuhl folgendes hat wissen lassen: ‚Man kann eine solche Initiative nur aufs tiefste bedauern, weil sie nicht bloß eine mangelnde Ehrfurcht gegenüber den Bischöfen offenbart, sondern auch für die Gläubigen ein Ärgernis darstellt und die Kirche in Fragen hereinziehen will, die nicht das geringste mit ihrer Mission zu tun haben. Es war deshalb sehr angebracht, daß Ihre Exzellenzen, die Bischöfe der Region, eine Verlautbarung veröffentlichten, um die Eigenart und die Ziele der Sache zu durchleuchten und die Risiken besser bewußt zu machen, die durch solch unkluge Schritte eingegangen werden. Die Worte Ew. Exzellenz [hier wendet sich der Brief an den Nuntius] werden ein heilsamer Appell für alle sein, die sich wenig um das höhere Wohl der Kirche und der Seelen bekümmern und ihren geweihten Hirten Sorgen und Schwierigkeiten bereiten.' Es ist mir eine Ehre, das Vorstehende Ew. Exzellenz zur Kenntnis zu bringen . . ."
Das gleiche Schreiben ging vermutlich auch an die übrigen drei Bischöfe.
Anfang Oktober 1960 erließ der Bischof von Bilbao, Pablo Gúrpide Beope, ein Hirtenschreiben, das als offene und ausführliche Antwort auf den Brief der baskischen Priester zu werten ist. Er fordert darin eine ernste Gewissenserforschung angesichts der „tiefen Krisis" in Respekt und Unterwerfung gegenüber Kirche und Bischöfen; er weist auf die „unedle und ungerechte Kampagne" hin, die er nach den vergangenen respektlosen Vorfällen erleiden mußte. Dann legt er die kirchliche Lehre von der Freiheit dar und kommt auf das Verhältnis von Kirche und Staat zu sprechen. „Die Kirche ist mit keiner politischen Regierungsform verhaftet . . . Es ist ein schweres Unrecht, zu behaupten, die Kirche in Spanien sei dem Staat unterworfen. Sie ist es nicht, sie war es nie, und sie wird es unter keiner Regierungsform jemals sein. Dem Staat nach besten Kräften zu helfen, um das Gemeinwohl zu erlangen, bedeutet keinerlei Unterwerfung . . ." Eingehend werden die pastoralen Vorwürfe behandelt. „Wenn wir die Seelen verlieren, so deshalb, weil wir — die wir zu der edlen und einzigen Mission gerufen sind, ihnen geistliche Nahrung zu bieten — ihnen andere Speise geben, die den Geist nicht erfüllt und nicht befriedigt. Denken wir ehrlich darüber nach! Lassen wir den Menschen die Dinge der Erde und widmen wir uns den Dingen des Himmels!"

Kommentare im Ausland

Aus den wenigen fundierten Kommentaren, die in dieser Angelegenheit veröffentlicht wurden, seien einige Auszüge wiedergegeben. Die „Neue Zürcher Zeitung" (12. 7. 60) trifft die Sache sehr genau, wenn sie schreibt: „Es ist nicht zu erwarten, daß es auf die Dauer Insubordination im Klerus gibt, doch zeigt sowohl die Predigt des Nuntius wie auch die Ermahnung der Bischöfe, daß zwischen dem niedrigen Klerus, der mit dem Volke direkt zu tun hat, und der oberen Hierarchie eine Vertrauenskrise besteht."
Ähnlich kritisch äußerten sich die katholischen „Neuen Zürcher Nachrichten" vom gleichen Tag. Friedrich Heer schreibt in der „Furche" vom 23. Juli: „Auf uns, den Katholiken der freien Welt, liegt die schwere Mitverant-

wortung für das Leiden des spanischen Volkes unter dem Druck eines Regimes, das sich verbraucht hat. Es ist hohe Zeit, daß die öffentliche Meinung des Weltkatholizismus mobilisiert wird: Hier ist eine Krebsgeschwulst im Körper der westlichen Hemisphäre. Oder müssen wir immer warten, daß harte Gegner die Tat an sich reißen? Spaniens Volk will nicht kommunistisch werden, es will aber in Freiheit leben und in Freiheit Gott dienen: hören wir seinen unterdrückten Ruf!"

Ein völlig anderes Urteil fällt J. O. Zöller („Echo der Zeit", 24. 7. 60): „Die jungen Geistlichen, rebellisch, wie Kapläne nun einmal sind und sein sollen, weichen in ihrer Kritik dem wahren Objekt aus und richten sie gegen den Staat allein . . . Der spanische Klerus steht hinter der Zeit. Es mag mutig klingen, wenn die 339 baskischen Priester ein Protestschreiben gegen Franco, eine aufrichtige Mischung von baskischem Nationalstolz und staatspolitischer Ansicht, aufsetzen. Ob sie aber ihre eigenen Seelsorgmethoden überprüft haben und sie an die Epoche des triumphierenden Fernsehens angepaßt fanden — das ist fraglich . . . Wenn baskische Priester den katholischen Staat kritisieren, weil er keine Freiheit des Gewissens gewähre, so wäre primär zu fragen, ob sie, die Priester, ihren Gläubigen die Gewissensfreiheit lehren." Die Kritik am spanischen Episkopat ist dabei nicht weniger scharf: „Wenn den Caudillo eine Macht der Welt davon überzeugen kann, daß er in manchen Dingen den für Spanien durchaus nötigen Rahmen der Autokratie zu scharf zieht, dann wären es die Bischöfe und Kardinäle. Langsam wird die Säkularisation in Spanien eine Gewissensfrage an den Episkopat. In keinem Land der Welt hat die Kirche soviel Einflußmöglichkeiten wie in Spanien . . ."

Kongreß der Arbeiterjugend

Wir haben vor einigen Monaten berichtet, wie der VI. Weltkongreß der katholischen Presse in Santander nicht nur von der spanischen Regierung, sondern auch vom größten Teil der spanischen Presse in der Berichterstattung boykottiert wurde (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 547). In noch verstärktem Maß zeigte sich die gleiche Praxis gegenüber dem Ende Juli 1960 in Madrid abgehaltenen Nationalkongreß der katholischen Arbeiterjugend (JOC). Statt einer Berichterstattung darüber mußten die Zeitungen in großer Aufmachung Artikel über die Reorganisation der Falangejugend veröffentlichen.

Die dynamische katholische Jugendzeitschrift „Signo" (die für einen ähnlichen Vorstoß schon einmal ihren Direktor opfern mußte; vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 11) schrieb dazu unter dem spöttischen Titel „Wer schweigt, stimmt zu": „In Madrid wurde der Nationalkongreß der Arbeiterjugend abgehalten. Bilder, Fernsehreportagen und ein Film beweisen die Realität einer Teilnehmerzahl, die von wenigen erwartet und von fast niemandem geglaubt wurde. 10 000 junge Arbeiter nahmen teil. Ein Dienst der Familiengründungshilfe ist entstanden. Msgr. Cardijn kam nach Spanien. Ein Kardinal und zwei Bischöfe nahmen an den öffentlichen Feiern und den Arbeitssitzungen teil. Aus Rom kam ein Telegramm des Papstes und die Titelseite des ‚Osservatore'. Ungeachtet dieser Tatsachen verzeichnen wir das Schweigen einer gewissen Presse. Mit Ausnahme einer einzigen Zeitung Madrids und einiger weniger in den Provinzen haben die spanischen Journalisten die Sache völlig ignoriert. Der allen gegenüber so aufgeschlossene ‚Pueblo' [das Blatt der Syndikate] war diesmal sehr bemüht, sich verschlossen zu zeigen. Andere Blätter, die seitenweise abgeschmackte Gesellschaftschroniken und stupide Meldungen abdrucken, haben vergessen, über diese von der JOC veranstaltete Konzentration zu berichten. Ist es keine Nachricht, wenn sich 10 000 junge Arbeiter in Madrid treffen? Wenn Msgr. Cardijn kommt? Wenn der Kardinalprimas teilnimmt? Ist es wichtiger, wenn Spanien eine Fußballschlacht in Südamerika gewinnt? Wenn der Bischof irgendeiner Diözese ein Band durchschneidet, um eine neue Brücke einzuweihen? Wenn das Bürgermeisteramt des Stadtteils XY eine Messe für die Armen organisiert? Was scheint euch? . . . Ist die Aktivität einer Arbeiterjugend nicht berichtenswert, die voranschreitet — ungeachtet aller Hindernisse und aller mangelnden Hilfe, die die Mehrzahl der katholischen Zeitungen nicht anzuklagen wagt . . ." Das Blatt weist dann noch, im Druck besonders hervorgehoben, darauf hin, daß der Kongreß ohne die geringste Beihilfe abgehalten wurde.

In der Entschließung der im engeren Kreis durchgeführten Arbeitstagung der JOC wird u. a. folgendes gefordert:

inmitten der gegenwärtigen Wirtschaftskrise die Aufrechterhaltung eines gerechten Lohnes und die bestmögliche Vermeidung der Arbeitslosigkeit;

in diesen äußersten Fällen der Massenentlassung eine familiengerechte Arbeitslosenunterstützung;

ein echter Repräsentativcharakter der Syndikate und deren völlige politische Unabhängigkeit, „damit sie ihre eigentliche Funktion erfüllen können, die Rechte der Arbeiterklasse zu verteidigen";

„eine wahrheitsgemäße Information über die wirtschaftlichen Tatsachen und Pläne und ein echter Meinungsaustausch mit den Arbeitern, wenn man ihnen gleichzeitig Pflichten und Opfer auferlegt".

Diese Forderungen wurden der spanischen Öffentlichkeit vorenthalten; daß ihr Inhalt weitgehend mit dem beschlagnahmten HOAC-Flugblatt vom 1. Mai übereinstimmt, ist deutlich sichtbar. Auf der Tagung selbst hatte auch der Madrider Weihbischof Dr. García Lahiguera protestiert und erklärt: „Trotz des Totschweigens und der bewußten Ignorierung ermutigen uns die Tatsachen, auf unserem Posten den Kampf fortzuführen."

Ein neues Selbstverständnis

Wir konnten hier nur die wichtigsten Zeugnisse der letzten Monate dafür ausbreiten, wie das für Spanien traditionelle (und keineswegs an die Person Francos geknüpfte) Bündnis zwischen Thron und Altar immer brüchiger wird. Es gäbe noch mehr an Einzelheiten darüber, wie sich die Fronten neuerdings verschärft haben:

die Anpöbelung eines Barceloneser Pfarrers durch den Chefredakteur der großen „Vanguardia Española" und Biographen Francos, Luis de Galinsoga, wegen einer katalanischen Predigt. Der Vorfall führte zum durchgreifenden Boykott des Blattes durch die Bevölkerung und schließlich zur Abberufung Galinsogas durch Franco;

das Protesttelegramm des Abts von Montserrat und die Ablehnung einer Einladung Francos;

die Verhaftung und Verurteilung von Mitgliedern der Katholischen Aktion in Katalonien und die Proteste katalanischer Bischöfe;

der Protest der offiziellen Wochenzeitschrift „Ecclesia" (18. 6. 60) gegen die Foltermethoden der spanischen Polizei;

die vernichtende Auseinandersetzung der kirchlichen Zeitschrift „Vida Nueva“ (17. 9. 60) mit dem Bürgertum und seinem „Streben nach Bequemlichkeit, Reichtum und sozialer Untätigkeit“. „Daraus resultiert eine ungerechte und provozierende Sozialordnung, die zu bewahren das Bürgertum alle Anstrengungen unternimmt ... Bürgerlicher Geist und christlicher Geist stehen in unversöhnlichem Widerspruch“;
die Debatten der Nationalleitung der „katholischen Propagandisten“ über das spanische Strafrecht, „das den Diebstahl einiger Hühner bestraft, aber die betrügerischen Machenschaften der Finanzgewalt zum Schaden von Aktionären, Arbeitern und Verbrauchern ungestraft läßt“ („Ecclesia“, 1. 10. 60).
Zum Abschluß sei noch eine Einzelheit von einer kürzlichen Zusammenkunft Madrider Studenten mit Repräsentanten der oppositionellen Christlichen Demokraten Spaniens verzeichnet. Manuel Jiménez Fernández, Professor für Kanonisches Recht an der Universität Sevilla und einstiger Landwirtschaftsminister zur Zeit der Republik, unterstützte dabei nachdrücklich die Forderung des Parteiführers Gil Robles: die Trennung von Kirche und Staat sei eine der für Spanien dringendsten Maßnahmen.
Solche Stimmen mehren sich heute in Spanien: nicht aus Gründen zweckhafter Taktik, um sich noch rechtzeitig von einem morschen Regime abzusetzen (so wird es vielfach oberflächlich interpretiert), sondern als Zeichen eines neuen kirchlichen Selbstverständnisses in einem Volk, das die Epoche der Aufklärung nicht erlebt hat und deren positive Errungenschaften erst nachholen muß.

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Vorschau auf das Ökumenische Konzil (1)

Das Anliegen der Wiedervereinigung

Neben den Meldungen über die äußere Vorbereitung des Zweiten Vatikanischen Konzils soll in diesen Spalten nun auch von der geistigen Vorarbeit berichtet werden.

Die Frage der Publizität

Die maßgebende Vorarbeit in den Vorbereitenden Kommissionen wird im verborgenen geleistet. Aber der Generalsekretär, Erzbischof Felice, hat in seiner Rede auf dem Ferienkurs der Katholischen Universität Mailand die Errichtung eines Pressebüros versprochen. Hoffentlich wird es bald eingerichtet und trägt dem Wunsch Rechnung, den ein bekannter Dominikaner in Hinsicht auf die Vorarbeiten für das Konzil ausgesprochen hat und der sicherlich von vielen geteilt wird. Raimondo Spiazzi OP schrieb: „Es wird von Nutzen sein, wenn schon nicht den Arbeiten selbst, so doch den Themen, die zur Diskussion stehen, eine gewisse Publizität zu geben — in den Grenzen, welche die Klugheit und die objektiv heikle Natur und Schwierigkeit der Probleme nahelegen, so daß allen Zuständigen die weiteste Möglichkeit zur Intervention gegeben ist und der Gedanke der Katholizität sowie schließlich auch das, was man den sensus oder consensus fidelium nennt, zum Ausdruck kommt. Darüber hinaus wäre es angesichts der Zuständigkeit und Reife, die viele Laien heute auf theologischem, biblischem, rechtlichem, liturgischem, historischem und auf anderen Gebieten erworben haben, sowie ihrer Erfahrung vom Leben und den Problemen der Kirche eine gute Sache, diese Laien seitens der Vorbereitenden Kommissionen (in denen sie sehr wohl Mitglieder sein könnten) entweder zusammenzurufen, um Rat zu fragen und anzuhören oder zur Mitarbeit zu ermuntern in einer weiteren und allgemeineren Form der Konsultation, die mittels der Debatte vieler Fragen in der dafür geeigneten Presse stattfinden könnte, eventuell in einem eigens dafür zu schaffenden Organ“ (Il Concilio ecumenico e l'Unità della Chiesa, Sonderdruck aus „Monitor Ecclesiasticus“, Rom 1959, S. 45).
Nur eine solche Publizität, zwar „innerhalb der gebotenen Grenzen“, aber schon in diesem vorbereitenden Stadium des Konzils, dürfte geeignet sein, die Voraussetzung für die Teilnahme der Gläubigen an seiner Entwicklung zu schaffen, um die Papst Johannes XXIII. in seiner letzten Pfingstansprache (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 495) so eindringlich geworben hat. Wenn diese Teilnahme auch hauptsächlich geistlicher Natur sein soll, zumal im weiteren Kreis der Gläubigen, so wird doch auch diese geistliche Anteilnahme sicher viel gewinnen, wenn man eine Ahnung von den konkreten Anliegen hat, die das Konzil beschäftigen werden. Dieser und in Verbindung damit auch der Wunsch nach ausreichender Information der katholischen Presse über die sachlichen Vorarbeiten für das Konzil ist kein Zeichen von Neugier, sondern ein legitimes Anliegen, zu dessen Rechtfertigung auf die Botschaft Pius' XII. an den Internationalen Katholischen Pressekongreß vom 18. Februar 1950 zu verweisen wäre, worin der Papst die Bemerkung machte: „Es würde etwas im Leben der Kirche fehlen, wenn in ihr die öffentliche Meinung fehlte — ein Fehlen, für das die Schuld auf die Hirten sowohl wie die Gläubigen zurückfiele ...“ (vgl. Herder-Korrespondenz 4. Jhg., S. 316).

Die Stimme der Bischöfe

Man wird wohl auch hoffen dürfen, daß, je näher das Konzil heranrückt, um so mehr auch die Bischöfe die Gläubigen mit seinen Zielen und Sorgen in konkreten Darstellungen oberhirtlichen Charakters bekanntmachen werden, wie das schon jetzt u. a. die Kardinäle Montini und Lercaro sowie in seiner relativ ausführlichen Schrift über „Das Ökumenische Konzil, die Kirche und die Christenheit“ (Paderborn 1960) der Erzbischof von Paderborn begonnen haben. Das wird auch deshalb notwendig oder nützlich sein, weil der Gedanke einer kirchlichen Reform, in den der Heilige Vater selbst das Ziel des Konzils gefaßt hat, und auch der Gedanke an die Wiedervereinigung der Christenheit geeignet sind, falsche Vorstellungen und utopische Erwartungen hervorzurufen, die der Wegweisung bedürfen, damit sie nicht später in Enttäuschung umschlagen. Je höher die Erwartungen gespannt sind, um so schwerer wiegt auch das Risiko solcher Enttäuschung. Um nur ein Beispiel zu nennen, hat Kardinal Feltin es schon jetzt für notwendig gehalten, zur Frage des Zölibates Stellung zu nehmen (vgl. „Le Monde“, 2./3. 10. 60), dessen Modifikation von Theologen diskutiert wird, was aber offenbar in manchen

Kreisen, die der Erzbischof von Paris im Auge hatte, zu irrealen Vermutungen Anlaß gegeben hat.

Theologen und Laien

Neben den zu erwartenden Veröffentlichungen der Vorbereitenden Kommission des Konzils und ihrer Pressestelle sowie der Bischöfe werden die theologischen und kanonistischen Publikationen eine wichtige Quelle für die Bildung der öffentlichen Meinung darstellen, eine Quelle, die schon heute so reichlich fließt, daß es hier nur in der Form von Hinweisen möglich ist, sie anzuzapfen, nicht aber, sie auszuschöpfen. Soll man außer dieser Stimme der Fachleute auch den Meinungen und Anregungen der Laien weiteres Gehör verschaffen, wenn bei dem Wort „Laien", anders als von Spiazzi, jetzt an die nicht wissenschaftlich oder sonst speziell qualifizierten, aber doch mit dem sensus fidei begabten und aus innerer Verantwortung sprechenden Menschen jeden Standes oder Christus irgendwie verbundenen Standpunkts gedacht wird? Angesichts der Einladungen, die schon Pius XII. immer wieder an alle Menschen guten Willens gerichtet hat, und der brüderlichen Offenheit, die so vielen Gesten des regierenden Papstes ihre besondere Note gibt, erscheint das angebracht, und im übrigen ist es ein wesentlicher Faktor bei der Bildung einer veritablen öffentlichen Meinung. Nur totalitäre Systeme können so etwas, wie Pius XII. sagte, nicht ertragen. Das sind Überlegungen, von denen bei der geplanten Berichterstattung in dieser Zeitschrift ausgegangen wurde.

Die Ziele des Konzils

Die Ziele des Konzils hat der Papst mehrmals klar bezeichnet, und die meisten Veröffentlichungen halten sich in ihrer Gliederung daran. In der Enzyklika *Ad Petri Cathedram* zum Antritt seines Pontifikates schrieb der Heilige Vater: „Das Hauptziel des Konzils besteht darin, die Entwicklung des katholischen Glaubens zu fördern, das christliche Leben der Gläubigen zu erneuern und die kirchliche Disziplin den Bedingungen unserer Zeit anzupassen. Das Konzil wird sicherlich ein großartiges Schauspiel der Wahrheit, Einheit und Liebe sein, dessen Anblick für diejenigen, die von diesem Apostolischen Stuhl getrennt sind, eine milde Einladung sein wird, diese Einheit zu suchen und zu finden" (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 542).

Die Wiedervereinigung

Die Wiedervereinigung der getrennten Christenheit wird demnach nicht unmittelbar Gegenstand der Konzilsverhandlungen sein. Das anfängliche Mißverständnis hierüber beruhte auf dem Kommuniqué der Konzilsankündigung im „Osservatore Romano" vom 26. Januar 1959, dessen Bemerkung von einer „Einladung an die getrennten christlichen Gemeinschaften" in der Weltpresse so ausgelegt wurde, als handle es sich um die Absicht einer formellen Einladung zu einem Unionskonzil. Auch der Doppelsinn des Wortes „ökumenisch" im heutigen Sprachgebrauch hat wohl dazu beigetragen. Anderseits lassen die zahlreichen Äußerungen des Papstes vor und nach der Ankündigung des Konzils zur Frage der Wiedervereinigung keinen Zweifel daran, daß die kirchliche Erneuerung, die er von der Kirchenversammlung erhofft, beitragen soll, die Voraussetzungen für eine Annäherung zu schaffen. Deshalb bieten die Zusammenhänge zwischen dem Konzil und der Einheit bzw. Wiedervereinigung der Christgläubigen der theologischen Vorarbeit eines ihrer bevorzugten Themen. Das Buch von Professor Hans Küng, Tübingen, das von Kardinal König, Wien, durch ein Geleitwort ausgezeichnet wurde und das Thema der kirchlichen Erneuerung mit großem Freimut und in vielen seiner Aspekte behandelt, betont diese Zusammenhänge schon durch die Formulierung des Titels: „Konzil und Wiedervereinigung. Erneuerung als Ruf in die Einheit" (Wien/Freiburg i. Br. 1960).

Im Hinblick auf die Wiederannäherung der getrennten Christen schreibt Küng: „Das Konzil wird die Erfüllung einer großen Hoffnung oder eine große Enttäuschung sein. Die Erfüllung einer kleinen Hoffnung wäre — beim Ernst der Weltlage und der Not der Christenheit — eine große Enttäuschung. Es ist besser, sich keine Illusionen zu machen ... Doch die Frage ist: Wird sich das Konzil im Proklamatorischen, Apologetischen und Zweitrangigen bewegen — das wäre eine große Enttäuschung — oder wird es durch eine großzügige Erneuerung der katholischen Kirche wesentliche Voraussetzungen für die Einigung schaffen — das wäre die Erfüllung einer großen Hoffnung, auch der Hoffnung des Papstes" (183).

Skeptische Gedanken

Küng beschäftigt sich mit mehreren Tatsachen, die zur Skepsis gegenüber den Erwartungen einer Wiederannäherung Anlaß geben. Dazu gehört der Zustand der öffentlichen Meinung in der Kirche, die noch viel zuwenig auf das ökumenische Anliegen vorbereitet sei und nur an die „bedingungslose Rückkehr" der anderen denke. Ihr entspreche auf der anderen Seite der antirömische Affekt und der horror concreti in der Zusammenarbeit.

Die Repräsentation der Kontinente

Küng denkt ferner an die Schwierigkeiten, die sich aus der Größe und Zusammensetzung des Konzils sowie den technischen und sprachlichen Verhandlungsbedingungen ergeben. Sie berühren auch schon die Vorbereitungsarbeiten. Über die mutmaßliche Zusammensetzung des Konzils hat Professor J. Kerkhofs SJ, Löwen, auf Grund des Annuario Pontificio von 1959 folgende Zahlen angegeben, die durch die Zu- und Abgänge bis zum Versammlungsbeginn wohl keine wesentlichen Veränderungen in den Proportionen erfahren werden. Nach dem Päpstlichen Jahrbuch gab es 2890 kirchliche Amtsträger, die zum Konzil geladen werden und auf ihm beschließende Stimme haben dürften, darunter 1898 Kardinäle und residierende Bischöfe oder Prälaten und 918 Titularbischöfe. Die letzteren sind bei der folgenden Berechnung nicht berücksichtigt. Europa würde nach dem Stand von 1960 vertreten sein durch 313 italienische und 415 nichtitalienische Oberhirten. Gegenüber dieser Repräsentation von 43 % zählen die italienischen Katholiken nur 19 % der Gläubigen in Europa. Zum gleichen Zeitpunkt waren 15 von den 20 an der Vorbereitung naturgemäß besonders gewichtig beteiligten Kurienkardinälen Italiener, darunter alle Kommissionspräsidenten außer den Kardinälen Agagianian und Bea sowie Erzbischof O'Connor. Von den 24 Konsultoren des Heiligen Offiziums waren 16 Italiener. Kerkhofs bemerkt hierbei, daß die italienische Repräsentation beim Ersten Vatikanischen Konzil 40 % der europäischen

betrug; unter den Konsultoren befanden sich aber zwei Drittel Italiener. Zieht man die missionarische Kapazität der Kirche heran, dann liegt die italienische Beteiligung am Missionspersonal bei 5 %, während Belgien, Holland und Irland rund 50 % aller Missionare stellen. Besser als die europäischen Kirchen außerhalb Italiens sind im Verhältnis zur Zahl ihrer Gläubigen die überseeischen Länder vertreten: Ozeanien, Australien und Neuseeland mit 31 Ordinarien bei 3 Millionen Seelen, Nordamerika mit 196 bei 42 Millionen Katholiken, Asien mit 356, unter denen sich allerdings 115 chinesische Bischöfe befinden, die fast sämtlich an der Ausübung ihrer Jurisdiktion gehindert sind, Lateinamerika mit 400 und Afrika mit 106 Oberhirten. Vergleichsweise würden also entfallen auf Europa 38 % der Konzilsmitglieder bei 47 % der Gläubigen, auf Amerika 31,5 % bei 43 %, auf Asien und Ozeanien zusammen 20,5 % bei 7 %, auf Afrika 10 % bei 3 % Gläubigen. Das, so meint Kerkhofs abschließend, ist keine schlechte Statistik der Katholizität des Konzils und der Repräsentation der Missionsländer (Preponderances in the Ecumenical Council. In „The Heythrop Journal", Bd. 1, Nr. 3, S. 232—234).

Auswirkungen auf die Frage der Wiedervereinigung?

Eine Übersicht dieser Art kann heute nicht mehr wie in vergangenen Zeiten, als man auf Kirchenversammlungen nach Nationen auch Fraktionen bildete, den Sinn haben, nationale Differenzen zu markieren. Sie spielen in der Kirche keine belastende Rolle mehr. Eher schon ist die kontinentale Zusammensetzung wichtig, zumal im Hinblick auf die Missionen und die Orientalischen Kirchen. Es besteht auch bei den Katholiken der Welt kein antiitalienischer Komplex, der in der öffentlichen Meinung von Gewicht wäre. Etwas anders allerdings sieht die Sache aus, wenn man sie unter dem Gesichtspunkt der Annäherung der getrennten Christen betrachtet. Küng nennt folgende Besorgnis beim Namen: „Man sagt auch: Der Großteil der Bischöfe und Theologen käme aus ‚lateinischen' Staaten — Italien, Spanien, Portugal, Süd- und Mittelamerika —, die das evangelische Christentum fast ausschließlich nach seiner negativ-protestantischen Seite und der wenig sympathischen Missionstätigkeit amerikanischer Sekten kennten ... Die Bischöfe aus den Ursprungsländern der Reformation seien nach dem im Tridentinum und Vaticanum üblichen Abstimmungsmodus stark benachteiligt, z. B. zähle Deutschland 26 Bischöfe, Italien 290" (189/90). Wenn nun auch ein Konzil kein Parlament ist, wie immer wieder betont wird, und wenn es sich deshalb auch nicht auf Kampfabstimmungen einlassen, sondern auf einmütige Entscheidungen ausgehen wird, so ist anderseits doch nicht zu bestreiten, daß es nicht frei sein kann vom Gewicht der Zahl, zumal es, wie Kerkhofs zur Begründung seiner Berechnungen anführt, „in der Abstimmung die Form des demokratischen Verfahrens einhält" (232). Zwar werden wahrscheinlich weder die Wiedervereinigung selbst noch kontroverstheologische Probleme auf den Plenarsitzungen erörtert und schon gar nicht zur Abstimmung gestellt werden. Sie werden allenfalls in Kommissionen besprochen werden und in deren Vorlagen ihren Niederschlag finden. Aber erstens ist es nach den Erfahrungen des Vaticanum I. nicht sicher, daß solche Vorlagen angenommen werden, und zweitens handelt es sich ja doch in der Hauptsache darum, daß die Erneuerung der Kirche, die in den Konstitutionen über den Glauben, die Sitten und die Disziplin ihren Ausdruck finden wird, der Wiederannäherung den Boden bereitet.

In Hinsicht auf diesen Zusammenhang sagt Küng z. B.: „Ein weiteres Mariendogma würde von den getrennten Christen des Westens und des Ostens als ein neues großes Hindernis für die Annäherung betrachtet. Sehr wahrscheinlich würde eine solche Definition das Konzil überhaupt um seine ökumenische Frucht bringen, da die nichtkatholischen Christen des Westens und des Ostens der katholischen Kirche vorwerfen würden, ihre Bestrebungen zur Wiedervereinigung seien nicht ehrlich gemeint: anstatt in allem und vor allem auf die Wiedervereinigung bedacht zu sein, schraube man — nicht zur notwendigen Verteidigung des Dogmas, sondern zu seiner innerkirchlichen Ausfaltung — die konfessionellen Besonderheiten noch höher" (196). Gleicher Meinung ist Yves Congar, wenn er wünscht, das Konzil möge „durch eine freiwillige und streng zu wahrende Beschränkung alles von sich halten, was für das Leben der katholischen Kirche nicht notwendig ist und mit Sicherheit der beabsichtigten Annäherung ein unübersteigliches Hindernis bereiten würde: man denke etwa an gewisse mariologische Entwicklungen, über die zudem im Schoß der katholischen Kirche weder Übereinstimmung noch genügende Klarheit besteht" (Le Concile, l'Eglise et ... „les Autres". In „Lumière et Vie", Bd. 8, Nr. 45, November/Dezember 1959, S. 88). Dieses Beispiel wird hier nur angeführt, um zu zeigen, daß Meinungen oder Überzeugungen, die aus gewissen Traditionen heraus selbstverständlich erscheinen, fatale Auswirkungen auf den Fortschritt zum Fernziel der Wiedervereinigung haben können. Gewiß stehen nicht alle Themen, mit denen sich das Konzil zum Zweck der kirchlichen Erneuerung befassen wird, in einer so spannungsgeladenen Beziehung zur Wiederannäherung wie die der mariologischen Lehre und der marianischen Frömmigkeit, aber man wird wohl der allgemeinen Forderung zustimmen, die Congar in diesem Zusammenhang erhoben hat: „Es wäre nötig, daß alle, die für das Konzil und auf dem Konzil arbeiten, den Willen haben, ihre Arbeit sozusagen unter den Augen der ‚anderen' zu tun. Dann wird das Konzil sicherlich ein Moment wirklicher Annäherung sein" (89).

Um ein Klima der Begegnung

In diesem ersten Bericht muß darauf verzichtet werden, die zahlreichen sachlichen Probleme der kirchlichen Erneuerung zu nennen, die mit dem Ziel der Wiederannäherung etwas zu tun haben und deshalb ganz besonders „unter den Augen der anderen" behandelt werden sollten. Es handelt sich dabei sowohl um dogmatische und sittliche Lehrstücke als auch um Phänomene der kirchlichen und katholischen Praxis und Disziplin. Es ist im Hinblick auf die Bildung der öffentlichen Meinung vielleicht wichtiger, zeitig vor dem Konzil von den Gedanken zu sprechen, die sich die Theologen darüber machen, wie man im Hinblick auf die andersgläubigen Christen den Wunsch des Papstes erfüllen kann, „die Grenzen der christlichen Liebe weiter zu ziehen" (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 413) und ein Klima der Begegnung zu schaffen.

„Zum erstenmal seit der Reformationszeit ist", wie Küng schreibt, „die Leitung der katholischen Kirche aus der mehr passiven Haltung herausgetreten und hat durch die persönliche Initiative ihres obersten Hirten zu einem kraftvoll aktiven Entgegenkommen angesetzt" (12). Der

Kardinalstaatssekretär erklärte auf der Pressekonferenz am 30. Oktober 1959: „Dieses Konzil ist gegen niemanden gerichtet. Diejenigen, die geschrieben oder gesagt haben, es sei eine Verurteilung einer Person oder Sache geplant, irren sich. Das Konzil beabsichtigt viel eher, jene, die außerhalb der Kirche stehen, anzuziehen, als sie zu verurteilen" („The Tablet", 7. 11. 59). Der Papst selbst hat diese Intention gegenüber den getrennten Christen mehrfach herzlich unterstrichen. So sagte er in einer Ansprache an die Pfarrer von Rom, wenige Tage nach der Konzilsankündigung: „Wir wollen keinen historischen Prozeß aufziehen. Wir wollen nicht aufzuzeigen suchen, wer recht und wer unrecht hatte. Die Verantwortung ist geteilt. Wir wollen nur sagen: Kommen wir zusammen, machen wir den Spaltungen ein Ende" (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 274). Da diese Einladung nicht als Aufforderung zu einem Unionskonzil gedacht war, kann sie nur den Sinn haben, daß wir uns innerlich viel mehr auf die von Rom getrennten Mitchristen einstellen und ihnen begegnen sollen.

Es ist sehr bedeutsam, daß der Heilige Vater in dem gleichen Atemzug von einer geteilten Verantwortung sprach. Damit wird der Selbstgerechtigkeit der Boden entzogen, die sich die Wiedervereinigung nur nach dem Modell einer bedingungslosen Kapitulation vorzustellen vermag. In diesem Sinne schrieb Kardinal Döpfner: „Wir stehen nicht satt und fertig unter unseren suchenden Brüdern. Wir gestehen offen und voll Dank, daß wir der evangelischen Theologie Einsichten verdanken, die wir nicht missen möchten ... Darum müssen wir es schmerzlich beklagen, wenn Vertreter des kirchlichen Lehramtes, Katholiken überhaupt, in starre Enge, in eine ungerechtfertigte Unfehlbarkeitshaltung verfallen" („Una Sancta", 12. Jhg., S. 6, zitiert nach Küng, S. 118). Die getrennten Christen können nach den Worten des Kardinals die Kirche bei einer Wiedervereinigung sehr wohl „an verwirklichter, entfalteter Wahrheitsschau bereichern".

Das hat wichtige Konsequenzen, von denen besonders Yves Congar in seinem oben zitierten Aufsatz gesprochen hat (vgl. auch die deutsche Wiedergabe in der „Trierer Theologischen Zeitschrift", Jhg. 69, 1960, S. 129 f.). Man muß die Reformation und das östliche Schisma und die aus ihnen hervorgegangenen Kirchen als geschichtliche Realitäten ernst nehmen. „‚Die anderen' existieren heute auf eine neue Weise, nicht nur negativ als von der heiligen Kirche Getrennte, sondern positiv als Subjekte und Persönlichkeiten geistlichen Charakters und so als Partner eines Dialogs, auch in religiöser Sache" (74). „Es ist peinlich, in den eigenen Reihen Christen vorzufinden, die sich die Haltung des Dialogs nicht angeeignet haben" (76). In dem redaktionellen Aufsatz „Anregungen und Hoffnungen für das zweite Vatikanische Konzil" (Sonderdruck von „Wort und Wahrheit", Freiburg 1960, S. 17) wird aus dieser Erwägung heraus das Postulat einer „De-facto-Anerkennung der Existenz getrennter christlicher Gemeinschaften" erhoben und konsequent auch der „Anerkennung der Konsequenzen aus der Existenz des Weltkirchenrates" als eines Konzentrationsfaktors der Christenheit. Wenn Papst Johannes XXIII. die getrennten Mitchristen als „mit dem Namen Christi ausgezeichnet" anspricht, verrät auch das die Bereitschaft zum Dialog (vgl. L. Jaeger, Das ökumenische Konzil, die Kirche und die Christenheit, Paderborn 1960, S. 137). Diese Bereitschaft muß auf allen Ebenen an die Stelle wirkungsloser Aufrufe zur Rückkehr treten.

Das ist mehr als eine Frage der Terminologie, wiewohl auch diese nicht unwichtig ist. Aber eine Theologie, die das Problem der Zugehörigkeit zum Leibe Christi unter Berücksichtigung des „votum" und der „vestigia" durchdenkt und die außerdem der Realität des Verhältnisses von Kirche und Welt in der heutigen Zeit gerecht werden will, kann in ihren praktischen Konsequenzen nicht so verfahren, als schwebte die Kirche über den Menschen und der Welt oder als stünde sie ihr gegenüber. „Jede Mission", schreibt Congar, „schließt in der einen oder andern Form die Gemeinschaft und den Dialog in sich. Jede Mission verpflichtet die Kirche, mit den Menschen zu sein, im Hinblick auf die Fülle Jesu Christi" (77).

Diese Gedanken enthalten vielleicht schon eine erste um Verständnis bemühte und verständigungswillige Antwort auf die Fragen, die Professor Peter Meinhold, Kiel, im Hinblick auf das Konzil an die katholische Kirche gerichtet hat („Wort und Wahrheit", 14. Jhg., S. 489, und „Una Sancta", 15. Jhg., S. 30). In jedem Dialog ist die Anerkennung der Würde des Partners und in jedem religiösen christlichen Dialog die gemeinsame Bezeugung der Herrschaft Jesu Christi vorausgesetzt. Ein solcher Dialog steht für beide Partner unter einem einzigen Maßstab. Dieser Maßstab, so sagt Küng, ist „Jesus Christus, der Herr der Kirche, der zur Kirche aller Jahrhunderte fordernd spricht in seinem Evangelium. Die Tradition der Kirche wird uns helfen, das Evangelium Jesu Christi richtig zu verstehen; und gerade die apostolische Kirche, die ihrem Herrn besonders nahe war, die uns den Kanon, die Heilige Schrift und die ursprüngliche Kirchenordnung geschenkt hat, wird uns beim Verständnis des Evangeliums Jesu Christi, wie von daher dann auch bei der Kirchenerneuerung immer in besonderer Weise (wenn auch nicht einfach zu kopierendes) Leitbild sein. Auf das Handeln nach dem Evangelium also kommt es an" (74).

Der Dialog, der, wenn wir vom Gebet und der Gnade des Heiligen Geistes hier absehen, als einziger natürlicher Weg zu einer Wiederannäherung sich darbietet, ist etwas völlig anderes als eine Diskussion oder gar eine Debatte. Er beruht im Unterschied zu diesen beiden anderen Formen des menschlichen Gesprächs auf einem existentiellen Einverständnis, auf einer überzeugten Verbundenheit, die den unbedingten Willen einschließt, soweit wie möglich zueinanderzukommen und jedenfalls miteinander zu bleiben. Er ist also von einem tätigen Verhalten unmöglich zu abstrahieren. Gerade deswegen ist es auch nicht so wichtig, unter welchen äußeren Formen er stattfindet. Das ist von Bedeutung für die Frage der Teilnahme und auch schon der Einladung von Vertretern der nichtkatholischen christlichen Kirchen zum Konzil, die anfangs eine große Rolle zu spielen schien, jetzt aber zurückgetreten ist. Nach den Erfahrungen des ersten Vatikanischen Konzils ist das zu begrüßen. Trotzdem ist der Wunsch nicht verstummt, daß zwischen dem Konzil und den getrennten Kirchen auch schon im Stadium der Vorbereitung Kontakte hergestellt werden mögen. Daß dieser Wunsch sich erfüllen wird, ist die Hoffnung, die sich an die Errichtung des Sekretariates unter Kardinal Bea knüpft, eine Hoffnung, die nach einer Verlautbarung des Generalsekretärs des Weltrates der Kirchen, Dr. Visser 't Hoofts, sich 1961 verwirklichen lassen dürfte. Ziel dieser Hoffnung ist es, daß diese Kontakte sich in der Linie der geplanten Erneuerung und in der Sprache des Konzils auswirken mögen. Von den Äußerungen zu den Problemen der Erneuerung sollen unsere weiteren Berichte handeln.

Aufgaben der Homiletik heute

Ergebnisse einer Umfrage

Seit langem beschäftigt die Verantwortlichen, Bischöfe wie Pastoraltheologen und Pfarrer, die sog. Predigtnot. In allen Ländern wird darüber beraten, wie man die Bedeutung der Predigt im Gottesdienst wiederherstellen und wie man die Hörer, die in der Predigt einen liturgischen Akt zu sehen gewohnt sind, den man über sich ergehen lassen muß, wieder erreichen und umwandeln kann. Vor Jahren berichtete die Herder-Korrespondenz (8. Jhg., S. 402) über einen Kongreß der katholischen Verbände Frankreichs in Montpellier (1954) mit dem Thema: „Der Priester als Diener am Wort Gottes". Ähnliche Kongresse haben danach in Italien, in England und Irland und auch in den Niederlanden stattgefunden. Sie wurden teils durch eigene Erkenntnisse, teils von Weisungen Papst Pius' XII. angeregt, der u. a. den Rat gab, wieder in die Schule des Apostels Paulus zu gehen, d. h. biblisch zu predigen, und der durch seinen damaligen Mitarbeiter Msgr. Montini dem Kongreß von Montpellier den hl. Pfarrer von Ars als Vorbild hinstellte, in Schwachheit, aber voll des Glaubens zu predigen und damit die Menschen in den Beichtstuhl zu holen (vgl. auch die Rede Pius' XII. „Das Wort Gottes in der Gemeinde", in Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 68—72).

Die Vorarbeit der erwähnten Kongresse anderer Länder hat sich das Treffen der deutschen Homiletiker in der Osterwoche 1960 zu Würzburg zunutze gemacht. Darüber berichtet Professor Balthasar *Fischer*, Trier, unter dem Titel: „Die Stimme unter der Kanzel" mit dem bemerkenswerten Ergebnis einer Hörerbefragung in der „Trierer Theologischen Zeitschrift" (Heft 5, 1960, S. 275 bis 287, mit reichhaltigen Literaturnachweisen über die deutschen und ausländischen Veröffentlichungen zur Predigterneuerung).

Schon in Montpellier hatte man mit Fragebogen an Laien gearbeitet, um die Hörer zu Wort kommen zu lassen. Da wurde ganz offen von der Wirkungslosigkeit der Predigt gesprochen und gesagt: „Die wirksamsten Predigten werden heute von Fresnay und Fernandel gehalten", den Darstellern von Priestergestalten in bekannten Filmen. Obwohl man gegen den Pessimismus anging, hieß es doch, es werde noch mehr als eine Generation dauern, ehe die seltsame Trennung zwischen dem Brot des Wortes und dem eucharistischen Brot verschwinde. Die Predigt müsse der Wirklichkeit Rechnung tragen, sie müsse Abstraktionen vermeiden, mehr Bilder und praktische Beispiele verwenden, da heute Logik und Beweise wenig überzeugen. Leider ging man der Sache nicht auf den Grund und kritisierte nicht die landläufige Lehre von der heiligen Messe, wonach es zur Erfüllung der Sonntagspflicht genüge, wenigstens der Wandlung andächtig beizuwohnen. Es fehlten so klare Weisungen, wie sie seinerzeit der jetzige Kardinal Bea schon auf dem Liturgischen Kongreß in Assisi über die unbedingte Notwendigkeit einer Predigt in jeder Messe gegeben hatte (vgl. Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 137 f.) und wie er sie auf dem Eucharistischen Weltkongreß in München zur Freude der Evangelischen wiederholte (vgl. ds. Heft, S. 92). Die katholische Predigtnot unterscheidet sich von der andersartigen bei den Evangelischen dadurch, daß die Sonntagspredigt von den Hörern überhaupt nicht so wichtig genommen wird. Es ist schwer, mit dieser Gewohnheit aufzuräumen.

Professor Fischer hat allerhand Bedenken gegen die Einschaltung des Predigthörers, meint aber schließlich, sie habe doch etwas Gesundes und Befreiendes. Habe es doch in der Alten Kirche sogar Beifalls- und Mißfallensäußerungen während der Predigt als etwas ganz Normales gegeben. Dennoch hatte die Würzburger Tagung von Fragebogen abgesehen und statt dessen aus verschiedenen altersmäßigen und sozialen Schichten der Predigthörer fünf Männer und fünf Frauen ausgewählt, die in Kurzreferaten ihre Standpunkte darlegten und zum Schluß ihre Anliegen in Form von 14 Bitten formulierten. Diese Bitten werden als vorläufige Orientierung in Fischers Bericht abgedruckt. Ihr Wortlaut ist folgender:

Die Bitten der Predigthörer

1. Bereitet euch in Ruhe auf eure Predigt vor; glaubt nur nicht, der Laie merke nicht, wenn das nicht geschehen ist.
2. Seid bitte so gut und hört nach einer Viertelstunde auf; länger reden wollen hat keinen Wert.
3. Redet nicht so schrecklich gescheit mit uns mit Latein und Fremdwörtern und Abstraktionen; wir behalten nur, was wir bildhaft vor Augen gesehen haben.
4. Sprecht nicht die „Sprache Kanaans", die außer euch kein Mensch mehr redet, aber versucht auch nicht, gewaltsam modern zu reden. Sprecht ein knappes, klares, unpoetisches, unsentimentales Deutsch von heute. Wenn ihr von unserer Arbeitswelt redet, sorgt doch bitte, daß es stimmt.
5. Laßt alles hohe Pathos beiseite; wir fürchten immer, es sei hohl.
6. Sorgt, daß eure Predigt übersichtlich und „behaltsam" ist, sonst haben wir sie am Weihwasserkessel schon wieder vergessen.
7. Tut nicht so, als ob ihr selber das Vollmaß christlicher Heiligkeit erreicht hättet. Einem, der zugibt, daß er mitsucht, mitleidet und mitfehlt, glaubt man lieber. Zeigt Verständnis für den schweren Alltag eines Laienchristen in dieser unserer Welt.
8. Gebt uns das nahrhafte Brot des Wortes Gottes. Wer hungrig ist (und wir sind es vielleicht mehr als die vor uns), verlangt nach Brot, nicht nach Kuchen.
9. Gebt uns ein großes Bild von Gott und eine große Schau der Heilsgeheimnisse Gottes.
10. Setzt möglichst wenig voraus, sonst redet ihr über die Köpfe hinweg.
11. Laßt den Glauben in unseren Werktag und in unseren Beruf hineinleuchten. Es tut uns weh, wenn „Berufung" in eurem Munde immer nur heißt: Berufung zum Priester- und Ordensstand. Sprecht von Politik, soweit sie mit eurer Botschaft etwas zu tun hat, aber sprecht nicht von Parteipolitik, und sprecht nicht nur dann von Politik, wenn eine Wahl bevorsteht.
12. Tadelt, was zu tadeln ist an uns, mit allem Freimut, aber schimpft und poltert nicht auf der Kanzel. Ihr erreicht nichts als Verhärtung der Beteiligten, die Schadenfreude der angeblich Unbeteiligten und den Schmerz der wirklich Unbeteiligten. Wir wissen, daß wir nicht immer so sind, wie wir sein sollten (und mit euch wird es ja ähnlich sein; denn auch ihr seid Menschen), aber „wir wollen nicht angebrüllt werden"! Wir wollen spüren, daß wir bei aller Sünde in unserer Würde als Getaufte ernst genommen werden.

13. Laßt uns zuweilen spüren, daß wir zu einer Weltkirche gehören.
14. Schlagt uns nicht nieder, sondern macht uns Mut. Gebt uns ein bißchen Hilfe, Trost, Bestätigung, Hoffnung. Laßt uns an Gott und an seinen Heilstaten froh werden.

Zur Beurteilung

Professor Fischer erklärt zu diesen Bitten, was die äußere Gestalt der Predigt betreffe, so sei das Überraschendste an den Wünschen, daß sie ziemlich genau einer gesunden Homiletik entsprechen. Zeitbedingt seien lediglich die Beschränkung auf eine Viertelstunde und das Verlangen nach Nüchternheit. Dafür wird ein Beleg aus einer Laienstimme von Montpellier zitiert: „Was wir vor allem brauchen, ist, daß Licht in unser Dunkel dringt und daß unsere Herzen emporgehoben werden. Das erreicht ihr nicht, wenn ihr billig und platt und keck daherredet. Solche Reden bietet uns der Alltag übergenug; wir ertragen sie bei anderen; aber es ist ein Zeichen dafür, wie wichtig wir euch nehmen und welche Achtung wir vor euch haben, daß wir sie in eurem Munde befremdend finden und unvereinbar mit eurem göttlichen Auftrag." Was die persönliche Mitbeteiligung des Predigers betrifft, verweist Fischer auf den hl. Augustinus, der immer als ein Mitbetroffener vom Worte Gottes, als Mitaufgeschreckter den Dienst des Aufschreckens aus falscher Ruhe versieht. Seine Predigten sind von dem Grundgefühl getragen, nicht zu Untergebenen, sondern zu „Mitschülern" zu sprechen.
Was den Gehalt der Predigt betrifft, so entsprächen die zitierten Bitten ebenfalls einer gesunden Homiletik. Man müsse sich hüten, nur den wachsenden Materialismus anzuprangern, denn man könne auch das Gegenteil beobachten, daß unter der Kanzel ein ausgesprochener Hunger nach dem Eigentlichen und Wesentlichen aufgewacht ist, darum will man keine frommen Reden hören, sondern das, was Gott selber gesagt hat. In Montpellier hieß es: „Wir wollen von Jesus Christus hören."
Sehr wichtig sei, was am Verkündigungsethos gefordert werde: das Vermeiden des „Abkanzelns" von der Kanzel, das ganz unbiblisch und unevangelisch sei. Fischer weist hier auf Oscar Cullmann hin, der nachgewiesen hat, daß die sittlichen Imperative des Apostels Paulus auf den sakramentalen Indikativen beruhen, nämlich auf der Würde des Getauftseins, an die Paulus stets appellierte. „Nicht überhören sollten wir dann, wenn unsere Hörer aus dem Erlebnis einer täglich enger zusammenrückenden Welt, aber auch aus geistgewirkter neuer Wachheit für das Missionsanliegen den Finger auf eine Ureigenschaft christlicher Verkündigung legen: ‚Laßt uns zuweilen spüren, daß wir zu einer Weltkirche gehören!' Wer noch nicht begriffen hätte, was hier an (bisher weithin unbewältigten) Aufgaben auf die Prediger dieser Weltstunde zukommt, dem müßten die alle Erwartungen übersteigenden Ergebnisse der Misereor-Aktion 1959 und 1960 die Augen öffnen."
Nicht geringere Bedeutung mißt Professor Fischer dem Wunsch nach aufrichtenden Predigten zu. Er zitiert ergänzend aus dem Buch von Ottilie Moßhamer über „Priester und Frau" und meint, das gelte allgemein: „Kein Theaterdonner, kein Schreien und Anklagen; was sie vor allem brauchen, ist Ermutigung zu einem neuen Anfang, Ruhe und ein wenig heller Humor in allem Ernst der Wahrheit. Es ist schon viel, diese gejagten Menschen von heute für wenige Augenblicke in der göttlichen Wahrheit ruhen zu lassen und ihr gebeugtes Gesicht aufzuheben zu ihrem Heiland."
Hierzu hat im Frühjahr 1959 Papst Johannes XXIII. in seiner Ansprache an die römischen Fastenprediger etwas sehr Wesentliches gesagt, das genau die Anregungen der Predigthörer trifft. Er mahnt dort zur Einfachheit und zur Liebe: „Ist es eigentlich noch nötig, festzustellen, daß wir die überzeugtesten und hartnäckigsten Apostel der Liebe, vor allem in einer Zeit des Hasses, sein müssen? . . . Liebe in Wort und Tat, Liebe in den Darlegungen und in der Art, sie zu bringen! Liebe auch in der Behandlung von Irrtum und Schuld!" Er faßt seine Weisung in einem Satz zusammen: „Sprecht genauso, wie Jesus in seiner Zeit zum Volke gesprochen hat" (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 321).
Man wird Professor Fischer darin Recht geben müssen, daß mit Hörerumfragen nach dieser oder jener Methode der Predigtnot allein nicht beizukommen ist. Auch die größten Anstrengungen der Homiletiker — und sie waren in den letzten Jahren nicht gering — dürften nicht ausreichen. Helfen kann vermutlich nur eine Reform des theologischen Studium, das — wie die Tagung der Missionskatecheten in Eichstätt (vgl. ds. Jhg., S. 35 f.) forderte — die Heilige Schrift mehr in den Mittelpunkt rückt und für mehr Nähe zum wirklichen Leben sorgt, ohne die Forderungen der Aszese zu vernachlässigen.

Fragen des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens

Der Trend zur Vergesellschaftung

47. Soziale Woche Frankreichs in Grenoble

Vom 12. bis 17. Juli 1960 fand in Grenoble die 47. Soziale Woche Frankreichs statt. Ihr Thema lautete: „Socialisation et personne humaine". Es ist nicht ganz einfach, einen entsprechenden Terminus für das Wort „socialisation", wie es hier gebraucht worden ist, im Deutschen zu finden. Die Versammlung hat in ihren Konklusionen den Begriff der „socialisation" wie folgt definiert: „Socialisation ist der wirtschaftliche, soziale, politische und kulturelle Trend, durch den seit der industriellen und agrarischen Revolution mit der zunehmenden Entwicklung der Transport- und Kommunikationsmittel jeder Mensch ein Zentrum sozialer Beziehungen zu werden bestrebt ist, sozialer Beziehungen, die laufend an Zahl und Ausweitung zunehmen, nicht jedoch an Intensität." Diese Begriffsbestimmung zeigt, daß die Versammlung die „socialisation" als ein modernes Phänomen betrachtet hat, vornehmlich als eine Auswirkung der sogenannten sekundären Systeme auf den einzelnen wie auf die primären sozialen Gruppen. Insofern läßt sich der französische Ausdruck im Deutschen mit „Vergesellschaftung" wiedergeben. Es bleibt jedoch dabei zu beachten, daß Socialisation bzw. Vergesellschaftung von der Versammlung, insbesondere von dem neuen Präsidenten der Sozialen Wochen Frankreichs, Alain Barrère, nicht im negativen Sinne gebraucht, son-

dern als ambivalente Größe dargestellt wurde. Barrère benutzte den Ausdruck sogar zur Kennzeichnung der sozialen Wesensstruktur des Menschen, freilich immer im dynamischen Sinne, in Polarität zur „Personalisation" des Menschen. Die mit diesem äquivoken Sprachgebrauch verbundenen Schwierigkeiten haben wir bei der Wiedergabe der Referate nicht immer beseitigen können. Wir glauben jedoch, daß der Sinn der Ausführungen Barrères dadurch nicht in Mitleidenschaft gezogen worden ist.

Mit der Wahl dieses hochaktuellen Themas hat die „Wandernde Universität des sozialen Katholizismus" erneut bewiesen, daß sie keineswegs veraltet ist. Wenn sie in diesem Jahr zum erstenmal seit 1944 nicht mehr unter der Leitung Charles Florys stand, der Anfang dieses Jahres von der Präsidentschaft der Sozialen Wochen zurückgetreten ist, um einem Jüngeren, Alain Barrère, Platz zu machen, so ist es doch offenbar gerade der Arbeit Florys in den letzten Jahren zu verdanken, daß sich die Sozialen Wochen verjüngt und dem Geist der neuen Generationen aufgeschlossen haben. Die Einführung der „Carrefours", der Arbeitskreise, hat sich jetzt völlig durchgesetzt; sie bilden einen wichtigen Bestandteil der sozialen Besinnung, auch wenn sie im Hintergrund bleiben und keine Ergebnisse veröffentlichen. Sie ziehen die Jugend an, sowohl die Frankreichs wie auch die des Auslands. Der Prozentsatz jüngerer Teilnehmer ist weiter gewachsen. Im vergangenen Jahr in Angers waren 61 % der ca. 3500 Teilnehmer der Tagung unter 40 Jahren, in diesem Jahr in Grenoble waren es bereits 65 %. Vertieft und neugestaltet hat Charles Flory auch die Vorarbeit für die Sozialen Wochen, so daß sein Nachfolger nun einen bereits eingeschlagenen Weg weiterverfolgen kann.

Das päpstliche Schreiben

Wie alljährlich wurde auch diesmal die Tagung durch die Verlesung des Briefes eröffnet, den Kardinal-Staatssekretär Tardini im Namen Papst Johannes' XXIII. an den Präsidenten der Sozialen Wochen gerichtet hat. Der Kardinal betont in seinem Schreiben den Ernst des Vorgangs der Vergesellschaftung, die immer weiter um sich greift und den Menschen immer stärker erfaßt.

„Die Wandlungen, die sich seit damals [seit Kriegsende] vollzogen haben, stellen eine Entwicklung im Sinne einer immer allgemeineren und tiefergehenden Vergesellschaftung dar. Nicht nur die wirtschaftlichen und politischen Strukturen, sondern ein ganzes Netz von Bräuchen, Lebensweisen, spontan entstehender oder gesetzlicher Institutionen hüllen das Individuum ein, stützen und lenken es. Die Vorteile, die dieser Zustand sowohl in der wirtschaftlichen und sozialen Ordnung wie auf kulturellem Gebiet mit sich bringt, sind nicht zu leugnen: sie entwickeln den Sinn für Zusammenarbeit und Solidarität und geben sozialen Bedürfnissen erster Ordnung eine konkrete Befriedigung, z. B. dem Bedürfnis nach Wohnung, sanitärer Betreuung, sozialer Sicherheit, dem Bedürfnis nach Bildung, Arbeit, Freizeit.

Aber zugleich erweitert die Vergesellschaftung den bürokratischen Apparat in maßloser Weise, geht bei der rechtlichen Regulierung der menschlichen Beziehungen in allen Bereichen des Gemeinschaftslebens immer weiter ins Detail und benutzt Methoden, die man heute mit dem Wort ‚Deshumanisation' — Entmenschlichung — bezeichnet. Der moderne Mensch sieht in vielen Fällen die Sphäre, in der er selber denken, nach eigener Initiative handeln, Verantwortung auf sich nehmen und seine Persönlichkeit bereichern und behaupten kann, im Übermaß eingeschränkt."

„Folgt daraus, daß der Prozeß der Vergesellschaftung nicht zu beherrschen ist und daß er eines Tages, da er immer mehr in die Breite und in die Tiefe geht, die Menschen mit Notwendigkeit zu Automaten reduzieren wird? Gewiß nicht. Denn die Vergesellschaftung ist kein Produkt von Naturkräften, die einem Determinismus folgen, den man nicht abändern kann. Sie ist Menschenwerk, Werk eines freien Wesens, das sich seiner Handlungen bewußt und für sie verantwortlich ist. Darum muß es möglich sein, einerseits von den Vorteilen zu profitieren, die sie mit sich bringt, und anderseits doch die Persönlichkeit vor der schweren Bedrohung zu schützen, deren übertriebene und ungeordnete Entwicklung sie erdrücken könnte."

Kardinal Tardini betont dann die Wichtigkeit freier, spontaner Gruppenbildungen, der corps intermédiaires zwischen Gesellschaftsganzem und Staat, wie sie die Päpste so oft empfohlen und wie sie auch die Sozialen Wochen immer wieder gepredigt haben. „Indem diese die Aufgaben übernehmen, die zu schwer oder zu komplex sind, als daß sie der einzelne oder die Familie bewältigen könnten, setzen diese Gruppierungen neue individuelle oder soziale Möglichkeiten frei. Allerdings nur unter der Bedingung, daß jede dieser Einrichtungen in den Grenzen ihrer Kompetenz bleibt und der freien Wahl der Menschen angeboten, nicht aufoktroyiert wird . . ."

„Diese Bemerkungen", fährt Kardinal Tardini in seinem Schreiben fort, „betreffen auch das Gebiet des Denkens. Die Mittel, das Publikum zu belehren, zu beraten, zu lenken, haben beträchtliche Fortschritte gemacht, und das stellt für den Menschen unzweifelhaft einen unschätzbaren Zusatz an Möglichkeiten dar, zu lernen, zu wissen, wo Informationen zu finden sind, sich eine eigene begründete Meinung zu bilden . . . Aber es wäre ein offenkundiger Mißbrauch, wenn eben diese Informationsquellen . . . zu dem würden, was man heute ‚psychologische Aktion' nennt, indem sie es darauf anlegen, der Masse fertige Urteile einzutrichtern . . ."

„Diese Mißbräuche werden leider nur zu oft dadurch erleichtert, daß die Persönlichkeit aus Trägheit einen Teil ihrer wesentlichen Würde aufgibt, die darin besteht, frei urteilen zu können auf Grund von Informationen, um die sie sich ehrlich bemüht hat; diese Abdankung des eigenen Ichs ist ein Versagen gegenüber der Gesellschaft und zugleich eine der größten Gefahren unserer Zeit."

Darum ist der Christ verpflichtet, „in voller Sachkenntnis, von seinem apostolischen Eifer getrieben, gegenüber den Gemeinschaften, die ihn umgeben, Stellung zu nehmen, sich persönlich zu binden: Bindung als Frucht einer freien und begründeten Wahl, Ergebnis eines vertieften Nachdenkens über sich selbst, die eigene Bestimmung und die dieser Welt: und das ist für ihn — betonen wir es furchtlos — eine sehr nützliche und sehr aktuelle Form des Zeugnisses, das er vor den Augen der Menschen für das christliche Ideal, das ihn beseelt, ablegt."

Der Einführungsvortrag Alain Barrères

Der neue Präsident, Alain Barrère, hat an der alten Tradition festgehalten, in einer Einführungsvorlesung das gesamte Problem, mit dem sich die Tagung beschäftigen sollte, zu umreißen. Bei allen formalen Änderungen spürt man doch bei Barrère den Willen zur fruchtbaren Kon-

tinuität. Der erste Teil seiner Rede war denn auch selbstverständlich dem Dank an den scheidenden Präsidenten Flory gewidmet (der jedoch als Ehrenpräsident und auch als Berater weiter bei den Sozialen Wochen mitwirken wird).

Von den Ausführungen Barrères geben wir einen großen Teil im Wortlaut wieder. Nach einem kurzen Rückblick auf frühere Stellungnahmen der Sozialen Wochen zum Thema „Mensch und Gesellschaft", wie sie zumal 1947 bei der Tagung mit dem Thema „Der soziale Katholizismus gegenüber den großen zeitgenössischen Strömungen" zu Worte gekommen waren, sagte Barrère zum diesjährigen Thema, man könne das Verhältnis der Persönlichkeit zu den gesellschaftlichen Phänomenen von den verschiedensten Gesichtspunkten aus in Angriff nehmen. „Es schien der Generalkommission [der Sozialen Wochen], daß sie sie [diese Probleme] aus der dynamischen Perspektive betrachten müsse, die uns schon früher dazu veranlaßte, die soziale Ordnung unter dem Gesichtspunkt eines sozialen Fortschreitens und der Entwicklung der Gesellschaft als eines Weges zum Sozialwerden zu behandeln . . ."

„Die Person verfolgt insbesondere ihre spirituelle Bestimmung in jener Bewegung der Personwerdung, die die Etappen ihrer eigenen Entfaltung bezeichnet. Die Menschheit verfolgt die ihre durch mehr oder weniger vollkommene Formen hindurch in einer fortschreitenden Gesellschaftsbildung, die die Persönlichkeitswerdung erleichtern oder aber hindern kann. Im Hinblick auf diese doppelte Entwicklung werden also die Beziehungen des Menschen und der Gesellschaft untersucht werden.

Aber diese Perspektive verlangt sofort eine Präzisierung. Wenn man die Bewegung auf die Vergesellschaftung hin zusammensehen will mit der Bewegung auf die Personwerdung hin, muß man zwei Ebenen unterscheiden: die des vorgegebenen Zieles (project) und die seiner Verwirklichung.

Die fortschreitende Vergesellschaftung, die vom Menschen gelenkt werden kann, stellt sich also als Aufgabe dar, die geplant wird, damit sie verwirklicht werden kann. Aber jede verwirklichte Aufgabe ist unvollkommen, und diese Unvollkommenheit ist eine Quelle von Gefahren.

Die Bewegung zur Vergesellschaftung gewinnt so einen doppelten Aspekt: Sie kann gesehen werden als eine Aufgabe, die zum Wohl der Menschheit und zur Förderung der Entfaltung der Person erfüllt werden muß; und sie kann betrachtet werden als eine hier und heute bereits erfüllte Aufgabe, der immer die Unvollkommenheiten anhaften, die mit der Konkretisierung des Prinzips in der Wirklichkeit verbunden sind. Die von uns gesetzten Tatsachen können dann im Vergleich mit der zu leistenden Aufgabe gewürdigt und beurteilt werden.

I. Die Vergesellschaftung als zu erfüllende Aufgabe

Die Vergesellschaftung als Zielsetzung, als eine zu erfüllende Aufgabe, erhält einen sehr viel tieferen Sinn als den, den die gewöhnliche Umgangssprache ihr zuerteilt... Um diesen in seinem vollen Umfang zu erfassen, müssen wir auf die Natur des Menschen selber zurückgehen und von da zur Untersuchung der Beziehungen fortschreiten, die sich zwischen der doppelten Bewegung zur Personbildung und zur Entwicklung des Sozialen im Menschen herausbilden, die zusammen den Prozeß der Verwirklichung des ganzen Menschen ausmachen . . ."

Zu häufig betrachte man bei der Untersuchung der Beziehungen zwischen Person und Gesellschaft und der neuen Probleme, die beim Wandel der Gesellschaft für die Person — und nur für diese — auftauchen, der doch die Gesellschaft untergeordnet sein soll, nur das Phänomen der Strukturen; doch sei das eine Simplifizierung. Immerhin müsse das Problem zunächst in dieser vereinfachten Form, weil man es meist so sieht, dargestellt werden, dann könne es weiter vertieft werden. Daher beginnt Barrère seine Analyse mit der Untersuchung der Strukturfrage.

Vergesellschaftung als Strukturphänomen

„Wird die Vergesellschaftung als einfaches Strukturphänomen betrachtet, so bedeutet das — auf der Ebene des anzusteuernden Zieles (project), der zu erfüllenden Aufgabe —, sie als ein zufälliges, akzidentelles Element der sozialen Entwicklung aufzufassen. Sie erhält dann nur eine begrenzte, ungenügende Bedeutung, wie es übrigens bei vielen Begriffen der Fall ist, die heute geläufig gebraucht werden."

In Wahrheit dürfe man die Vergesellschaftung weder als bloßes psychologisches Phänomen noch vom rein soziologischen oder rechtlichen Standpunkt aus betrachten, wenn es auch richtig sei, daß man unter all diesen Gesichtspunkten einen Rückzug der Individualsphäre feststellen kann: psychologisch im Hinblick auf die Macht der Kollektivphänomene, der Masse; soziologisch durch die ständige Zunahme der sozialen Bindungen in Nachbarschafts- und Wohngemeinschaften, in Freizeit und Arbeit; rechtlich durch die Formulierung des Gruppenrechts, der korporativen Rechte, des Familienrechts. All dies stelle zweifellos einen Ausdruck der Vergesellschaftung dar, aber doch nur einen äußeren, dessen tiefere Ursache damit noch nicht erfaßt sei. Kann man diese tiefere Wirklichkeit von der Wandlung der wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen her begreifen? Das müsse man sich fragen. Sehr häufig werde die Vergesellschaftung in der Tat als Prozeß aufgefaßt, der die wirtschaftlichen und politischen Strukturen betrifft, wobei bald das Wirtschaftliche, bald das Politische die Entwicklung antreibt. Man zitiere dann die Einschränkungen im Bereich der persönlichen Initiative, die ihren Motor im Profit habe, die Beschränkungen des Eigentumsrechts, den Vorrang der öffentlichen Bedürfnisse, die Lenkung der Wirtschaft durch den Staat, alles durch neue rechtliche und administrative Institutionen unterbaut: Verstaatlichung, soziale Sicherheit, Produktionsplanung usw. Ferner werde der Rückgang des rechtlichen und politischen Individualismus betont, die Macht der Parteien, der Aufstieg der Technokraten, die Abdankung persönlicher Verantwortung, die Allgegenwärtigkeit der Propaganda, die Zunahme von sozialisierten Formen der Geschäftsführung usw.

Doch mit alle dem sei man noch weit von einer Erklärung des Vorgangs selbst entfernt. Gewiß, die Strukturen ändern sich, aber sie werden hier nur als Momente einer Entwicklung betrachtet, deren Ursache mit ihr nicht identisch ist. Der Drang zur „Vergesellschaftung" sei aber ein allgemeines Phänomen, das z. B. das Mittelalter in seinen besonderen Formen gekannt und das nur der Liberalismus des 19. Jahrhunderts vergessen habe. Sähe man die gegenwärtige Bewegung zur Vergesellschaftung nur mit den Kategorien des 19. Jahrhunderts, als einen Wettkampf zwischen Individuum und Kollektiv an, so treffe man das Wesentliche nicht.

Selbst wenn man das Sozialwerden in der Perspektive

der gesamten Menschheit sieht, bleibt noch zu erklären, wieso der Sozialismus sich heute als gültiger Aspekt dieses Werdens ausgeben kann. Und das gerade in einem Augenblick, wo der politische Sozialismus in den westlichen Nationen seine Lebenskraft verliert, während die psychologische und soziologische Gesellschaftsbildung ganz besonders bei den Nationen der Neuen Welt hervortritt, wo dieser politische Sozialismus nie eingedrungen ist.

Gesellschaft im Dienste der Person?

In Wirklichkeit drückt die Vergesellschaftung, so verstanden, zweifellos die Strukturwandlungen aus, denen wir beiwohnen, aber sie gestattet uns nicht, zu ihren tieferen Gründen vorzudringen. Als zu erfüllende Aufgabe betrachtet, senkt sie ihre Wurzeln tiefer als ins Psychologische, Soziologische, Wirtschaftliche oder Politische ... Es bleibt uns noch zu zeigen, daß man die wahren Beziehungen zwischen Personen und Gesellschaften ebensowenig entdeckt, wenn man betont, daß die Strukturwandlungen gleichzeitig den Bedürfnissen des einzelnen wie denen der Gemeinschaften untergeordnet sein müssen. Denn so, wie diese Beziehung häufig ausgedrückt wird — als eine doppelte Beziehung der Unterordnung: Individuum für die Gesellschaft, Gesellschaft für die Person —, ist immer noch nicht die ganze Tiefe der zu erfüllenden Aufgabe ausgedrückt. Denn diese Formel könnte zu Folgerungen führen, gegen die man sich verwahren muß. Diese Folgerungen betreffen einerseits das Wesen des Menschen, anderseits den Prozeß der Gesellschaftsbildung.

Wenn man sagt, daß das Individuum für die Gesellschaft gemacht ist und die Gesellschaft für die Person, ist das nicht eine sehr abstrakte Idee vom Menschen? Ist man so sicher, daß die Unterscheidung Individuum—Person, die auf der Ebene des abstrakten Denkens leicht zu formulieren ist, sich ebenso leicht im konkreten Leben anwenden läßt? ...

Die zweite Folge betrifft den Begriff der Vergesellschaftung, zu der man geführt wird. Sie wird damit der Organisationszustand der gesellschaftlichen Strukturen in einem bestimmten Augenblick der sozialen Entwicklung ... ein bedingtes Evolutionsmoment von einer mehr oder weniger zufälligen Intensität ... Tatsächlich ist die Vergesellschaftung von diesem Gesichtspunkt aus ein Gut oder ein Übel, je nachdem sie die Entfaltung der Persönlichkeit begünstigt oder behindert, hat aber keine Bedeutung für die Entwicklung des Gesellschaftskörpers selber. Der Sozialkörper als solcher ist hier keine echte Realität mit eigenem Wert; man organisiert ihn, dirigiert ihn, aber er hat kein eigenes Leben gemäß einem Ziel, das ihm selber vorbehalten ist. Er ist nur die Gesamtheit der sozialen Betätigungen des Menschen, die so organisiert werden können, daß sie die persönlichen Betätigungen stützen, die den Vorrang behalten. Die Vergesellschaftung ist dann eine Lebensform, die die persönliche Entfaltung gestattet oder sie sich unterwirft. Das führt zu der Idee einer hierarchischen Ordnung zwischen den beiden Wirklichkeiten: Person und Gesellschaft, in der die Personen, insofern sie Brüder Christi sind, durch die Tugend der Nächstenliebe brüderlich vereint sind.

Diese Auffassung verschafft einige intellektuelle Befriedigung, und es ist nicht meine Absicht, ihr den Wert abzustreiten, den man ihr gemeinhin beimißt. Man muß jedoch anerkennen, daß sie den Prozeß der Gesellschaftsbildung (socialisation) nur in bezug auf die Person und nicht in bezug auf die Gesellschaft selber zu werten gestattet. Wenn man aus dem Prozeß der Gesellschaftsbildung (socialisation) ein bedingtes Phänomen macht und sie nicht als Element auf dem Weg der durch Christus erneuerten Menschheit sieht, hat er in bezug auf den Sozialkörper selber keine tiefere Bedeutung. Da aber dieser berufen ist, sich zu entwickeln und seine Bestimmung zugleich mit der der Person zu erfüllen, hat der Prozeß der Gesellschaftsbildung (socialisation) nicht nur für die Person allein Bedeutung; er hat ebenso sehr Bedeutung für jene andere Wirklichkeit, die die erlöste Menschheit darstellt. Das Problem muß also im Hinblick auf zwei Entfaltungen gestellt werden: die der Personwerdung, Aufgabe der Entwicklung der Persönlichkeit, und die des sozialen Seins (socialisation), Aufgabe der Entwicklung des Sozialkörpers.

Die Beziehung zwischen Personwerdung und Sozialwerden

„Die Beziehung zwischen den beiden miteinander verbundenen Bewegungen der Personwerdung und des Sozialwerdens (socialisation) betrifft die Natur des Menschen selber." Darauf habe auch der Kardinalstaatssekretär in seinem Brief mit dem Ausdruck hingewiesen, daß das persönliche Engagement auf „vertieftem Nachdenken des Menschen über sich selbst, seine eigene Bestimmung und die der Welt" beruhen müsse.

„Die Bestimmung des Menschen ist es, sein spirituelles Ziel zu erreichen; die Bestimmung der Welt liegt in einem sozialen Werden auf Grund der Erlösung der Menschheit, die Christus vollzogen hat und zu der jeder seinen Beitrag liefern muß. Die Natur des Menschen ist auf diese Weise mit dem sozialen Werden verknüpft, und die persönliche Beteiligung am Leben des Sozialkörpers verwirklicht die Verbindung zwischen den beiden Bewegungen."

Der Mensch vereint, so fährt Barrère fort, in seiner Natur Person und Menschheit. Diese Anthropologie, die P. Yves Congar OP auf der Tagung später nach den Lehren der Heiligen Schrift darlegte (und die Maurice Blondel bereits auf der Sozialen Woche von Paris 1947 entwickelt hatte), ermöglicht eine genaue Formulierung der Beziehung zwischen Personwerdung und Sozialwerden (socialisation). „Die Bewegung zur Personwerdung drückt die Entfaltung jedes Menschen auf dem Weg zur Selbstverwirklichung aus. Die Bewegung zum Sozialwerden (socialisation) drückt die gleichen fortschreitenden Entwicklungen in bezug auf die Schöpfung als Ganzes aus." Diese Aufgabe erneuert sich ständig und erlaubt so eine allmähliche Verwirklichung des ganzen Menschen in seinem persönlichen und seinem sozialen Leben.

Das Teilhaben als Mittel der Verbindung

„Eine dialektische Beziehung findet also zwischen Personwerdung und Sozialwerden [in jedem Menschen] statt, und je nach der Art, wie sie in die Tat umgesetzt wird, erreicht sie ihre Ziele oder sie erreicht sie nicht ... Denn Personwerdung und Sozialwerden (socialisation) stehen in harmonischer Beziehung, wenn die Beteiligung am Gemeinschaftsleben bewußt und beherrscht ist. Die Gefahr liegt im — freiwilligen oder erzwungenen — Abdanken des Bürgers, des Produzenten, des Militanten, des Familienoberhaupts. Eine wirkliche Gefahr entsteht, wenn die Teilnahme schwierig gemacht wird oder ungenügend ist auf Grund der schlechten Organisation der Gesell-

schaftsstrukturen . . . Wenn die Beteiligung . . . sich nur im Spiel äußerlicher Kundgebungen verwirklichen kann, ist der Mensch von Entpersönlichung bedroht. So verhält es sich mit dem Bürger, der einem Übermaß an offizieller Propaganda ausgesetzt oder unter den Druck einer ‚psychologischen Aktion' gestellt ist und der daher der Macht nur eine Anhängerschaft ohne echte Überzeugung zu bieten hat; so verhält es sich mit dem Arbeiter, der seine wirkliche wirtschaftliche Verantwortung nicht ausüben kann infolge des Totalitarismus einer Gewerkschaft oder einer Wirtschaftsorganisation, die nur die Parodie einer Mitbestimmung der Arbeiter am Betrieb darstellt, so mit dem Durchschnittsmenschen, der am Leben der Welt nur durch einseitige und parteiische Information teilnimmt, mit dem Familienoberhaupt, das seiner Erziehungsmittel durch eine Reihe von Einrichtungen und Verhaltensweisen beraubt ist, die das Leben der Familiengruppe zerstückeln. Daraus folgt, daß das Schicksal der Personfindung und der Verwirklichung des Menschen als soziales Wesen (socialisation) von einer korrekten Einordnung der Person in die Gruppen und von der Stellung abhängt, die die Gruppen zueinander und alle zusammen zum Staat erhalten . . . In der Verantwortung des Menschen als Glied des Sozialkörpers steht also der Prozeß des sozialen Werdens, denn vom Menschen hängen die Gemeinschaftsstrukturen ab, durch die er sich verwirklicht. Je nach dem, ob diese Strukturen die Beteiligung der Personen begünstigen oder behindern, treten beim Prozeß der Gesellschaftsbildung (socialisation) Gefahren oder Chancen in den Vordergrund. So stellt sich das ‚Projekt', die zu erfüllende Aufgabe unserer Verantwortung dar . . ."

II. Vergesellschaftung in unserer Zeit

Nachdem Barrère im ersten Teil seiner Rede das Problem der Gesellschaftswerdung und ihres Verhältnisses zur Person philosophisch-anthropologisch untersucht und bestimmt hat, übt er im zweiten Teil Kritik an dem gegenwärtig erreichten Punkt des allgemeinen Sozialprozesses (socialisation), eine Kritik, deren Kategorien er aus den prinzipiellen Überlegungen des ersten Teiles seiner Darlegungen gewonnen hat.

„Der gegenwärtige Sozialprozeß bietet, wie alle, die ihm vorangegangen sind, sein Maß an Gefahren und Chancen."

„Die sozialen Prozesse (socialisation) der Gegenwart sind kein neues Faktum in der Geschichte, aber sie haben ihre besonderen Aspekte . . . Zwei Elemente bieten sich unserer Analyse dar: das der Sozialstrukturen und das der sozialen Beziehungen; die einen wie die anderen haben Vorteile und Gefahren sowohl für die menschliche Person wie für die menschlichen Gemeinschaften."

Indem Barrère zunächst die Strukturen der Sozialprozesse (socialisation) untersucht, stellt er fest: „Die große Frage, die diese Strukturen aufwerfen, besteht darin, ob sie die Voraussetzungen für eine freie persönliche und soziale Entfaltung schaffen oder verhindern."

Eine der heute am meisten diskutierten Erscheinungen sei die „Vermassung". „Heute hat die Masse die Tendenz, sich in zahlreichen Formen zu konstituieren: in großen Wohnblocks, im Zusammenströmen an den Arbeitsplätzen, in den gemeinschaftlichen Transportmitteln; die Kollektivvergnügungen stellen ebenso viele Gelegenheiten dar, ‚mit dem Strom zu schwimmen', konfektionierte Ideen aufzunehmen, sich von außen kommenden Einflüssen zu beugen, empfänglich zu werden für die bequemen Eindrücke, die den allgemeinen Trieben entgegenkommen. Die Erschlaffung der Urteilsfähigkeit, der Verlust des Nachdenkens und somit die Herabminderung der persönlichen Freiheit sind deren unausweichliches Ergebnis. Was man die Mentalstrukturen und die Verhaltensstrukturen genannt hat, leidet heute zweifellos an einer Verminderung der persönlichen Verantwortung, der freien Initiative und des selbständigen Denkens.

Die rechtlichen Strukturen stellen ein offenkundiges Gemisch von Chancen und Gefahren für die Persönlichkeit dar. Die Entstehung eines Familienrechts, eines Sozietätenrechts, eines solchen der Gruppen (corps intermédiaires) bringt ebenso viele Vorteile, wie die Beschneidung des Eigentumsrechts, die Begrenzung gewisser wesentlicher Freiheiten, die Ausdehnung der Paragraphen, des Zwangs auf der anderen Seite Gefahren darstellen . . ."

Eine weitere wesentliche Erscheinung der heutigen Zeit sei die gelenkte Wirtschaft: „Gegenstand von Kontroversen ohne Ende! Auch in diesen Strukturwandlungen kann man wiederum eine Beschränkung der freien Initiative und der persönlichen Verantwortung finden. Doch es wäre sinnlos, die Vorteile zu leugnen, die diese Umwandlungen mit sich bringen. Der Sinn für die menschliche Solidarität, der Geist der Zusammenarbeit, das Streben nach sozialer Gerechtigkeit sind unleugbare Vorzüge. Hinzu kommt noch die Besserung des Wohlbefindens und die Hebung des Lebensstandards, die Sicherung gegen Krankheit, schweren Unfall, Arbeitslosigkeit, die Befriedigung der grundlegendsten Bedürfnisse: Wohnung, Ausbildung, Gesundheitsschutz. Alle diese Fortschritte sind auf das Konto der Vergesellschaftung zu setzen, weil sie gleichzeitig damit, daß sie das Gemeinwohl, das Wohl der Menschheit selber zum Ziel haben, auch die Personwerdung erleichtern.

Wir müssen aber hinzufügen, daß demgegenüber die Bewegung der Personwerdung stark genug sein muß, um etwaige Deformationen dieser Vergesellschaftung durch eine immer aktivere Mitarbeit jedes einzelnen an diesen Strukturen zu korrigieren . . ."

Die Familie z. B. „darf der ihr zukommenden Rechte nicht zugunsten anderer, gewöhnlich von gutem Willen beseelter Institutionen beraubt werden, von denen ihr die Gefahr droht, überrannt zu werden: Schule, Familienorganisationen, Sozialwerke, kulturelle Werke . . ." Das gleiche gilt von den Gewerkschaften und Berufsgruppen, den Interessenverbänden, den politischen Parteien, die alle natürliche Gemeinschaften seien.

„Einer der Vorteile, die die heutige Vergesellschaftung der Entfaltung der Persönlichkeit bietet, liegt in der Hilfe und Unterstützung, die die Gesellschaft leistet, indem sie die Deckung gewisser Familienlasten übernimmt, die leicht zu einer Quelle der absoluten Abhängigkeit werden könnten; dadurch ermöglicht sie eine Freisetzung von Energien, Aktivitäten und Zeit, die der Mensch jetzt einer besseren Verwirklichung seiner sozialen Verantwortung zuwenden kann . . ."

Was die Gesellschaftsbeziehungen angeht, so „entwickeln sie sich heute in gleichbleibendem Rhythmus fort. Aber es ist wichtig, zu wissen, in welchem Maße sie ihrerseits den Austausch und die Beziehungen zwischen persönlichem Leben und den Kollektivformen des Lebens erleichtern. Die Gefahr, die sie mit sich bringen, ist die, die freie wirksame Zugehörigkeit und die bewußte Teilnahme zu ver-

hindern, und in diesem Fall bildet die Vergesellschaftung für die Entwicklung der Persönlichkeit ein schweres Hindernis.
Es ist offenkundig, daß die sozialen Beziehungen sich heute im selben Rhythmus vervielfältigt haben wie die Bereiche der Zugehörigkeiten. Die Ausdehnung und Differenzierung der sozialen Bindungen gegenüber denen des 19. Jahrhunderts sind nicht zu leugnen: doch verhält es sich ebenso gegenüber dem Mittelalter oder gewissen noch unentwickelten Gesellschaften? Die Antwort ist nicht sicher, doch sind die Formen jedenfalls andere . . ."
Ein Zeichen dieser vielfältigen sozialen Beziehungen seien z. B. die Beiträge, die jedermann heute an die verschiedensten Einrichtungen zu zahlen hat. Hinzu komme noch die räumliche Ausweitung unserer sozialen Bindungen und ihrer Interdependenzen. „Rundfunk und Presse setzen uns in Beziehung zur gesamten Welt, und die materielle Lage eines französischen Bauern hängt zum Teil von der Getreideernte in Kanada und dem dadurch bestimmten Weltpreis ab . . . Man darf auch den Zwangscharakter der sozialen Beziehungen nicht unterschätzen: Vorschriften des Personenstandsregisters, Militärdienstpflicht oder Impfzwang versetzen uns in eine bestimmte Lage, der wir uns nicht entziehen können."
Zudem bieten die Ambivalenz all dieser Bindungen und Verpflichtungen, die sowohl eine Befreiung wie eine Beschränkung bedeuten können, und eine Art Objektivierung der menschlichen Beziehungen, bei denen der Mensch einen Teil seiner Persönlichkeit verliert, „den Wissenschaften vom Menschen ein neues Forschungsgebiet, auf dem gefährliche Rezepte zur Einwirkung auf das menschliche Verhalten gewonnen werden können." All dies führe zu „Spannungen neuer Art, die unsere Existenz charakterisieren".

III. Die Spannungen zwischen Personwerdung und Vergesellschaftung

Im letzten Teil seines Vortrags kennzeichnet Barrère schließlich den Charakter jenes Handelns, das die Personwerdung fördert, und die Ambivalenz des Vergesellschaftungsprozesses.
Er stellt zunächst drei Merkmale des menschlichen Handelns gegenüber dem Kollektivleben als für die Gegenwart kennzeichnend heraus: Bewußtheit und methodisches Vorgehen (sein voluntaristischer, auf Organisation drängender Charakter), zweitens den auf Einigung und Vereinheitlichung zielenden Willen; und schließlich die Eroberung der materiellen Welt. Aber gerade diese drei Charakteristika machen den Drang zur Vergesellschaftung heute „gefährlich ambivalent". „Aktives und Passives, Positives und Negatives vermischen sich, und nur ein bewußter und wohldurchdachter Einsatz auf allen Stufen kann dazu verhelfen, die unerläßlichen Kommunikationen zu bewahren . . . Doch das wird nicht durch eine Rückkehr zum Individualismus möglich sein . . . Die Lösung? Wir hoffen sie in jener Teilnahme der Personen am sozialen Leben, jener Integration der Glieder des Sozialkörpers in die gesellschaftlichen Strukturen zu finden, was ebenfalls ein Charakteristikum unserer Zeit ist. Aber Teilnahme und Integration sind unwirksam, wenn wir gegenüber den neuen Formen des Gemeinschaftslebens eine negative, kritische oder rückwärtsgewandte Haltung einnehmen. Nur wenn wir die Kollektivformen des Lebens zu unserer Aufgabe machen, können wir sie auf das Ziel zutreiben, auf das sowohl die Ziele der Persönlichkeit wie die der menschlichen Gemeinschaft hingeordnet sind."

Die Tagung

Das Thema der diesjährigen Sozialen Woche Frankreichs ist noch relativ neu und die begriffliche Fassung der Phänomene noch so schwierig, zugleich aber auch so interessant, daß es uns wichtig schien, die Rede Alain Barrères ausführlich wiederzugeben. Die übrigen Vorträge der Tagung boten verschiedene Höhepunkte, darunter besonders die prinzipiellen Vorträge von Yves Congar OP über „Christliche Perspektiven für das persönliche und das kollektive Leben", die von P. Thomas SJ über die Beteiligung der Personen und der Gruppen am Sozialleben, und die von Jean Lacroix über die Beziehungen zwischen Öffentlichkeits- und Privatsphäre. Die übrigen, mehr praktischen Themen der Tagung behandelten die verschiedensten Teilprobleme der „socialisation". Alle Vorträge werden, wie üblich, in Buchform veröffentlicht werden.

Entschließungen

Die Entschließungen der Sozialen Woche von Grenoble 1960 bringen nochmals zum Ausdruck, daß der Trend zur Vergesellschaftung in unserer Zeit ein Faktum ist, und stellen eingangs noch besonders heraus, daß „die Tatsache der Vergesellschaftung — der ‚socialisation' — nur indirekte Beziehungen zu den Ideen und der Tätigkeit der Sozialisten hat. Diese haben zum Teil auf Ideologien und Bedürfnisse geantwortet, die durch die Vergesellschaftung entstanden sind, und sie haben dazu beigetragen, sie zu steigern. Doch da ihnen eine richtige Idee vom Menschen und seiner spirituellen Bestimmung fehlt, bemühen sie sich umsonst, die bisweilen gegensätzlichen Bedürfnisse der Vergesellschaftung und der Personwerdung auszugleichen, was eine unerläßliche Voraussetzung ist, damit der Mensch die Herrschaft über den Trend zur Vergesellschaftung behält."
Die Entschließungen zählen dann die Gefahren und die Vorzüge der Vergesellschaftung für die menschliche Person auf, wie sie Barrère schon in seinem Einleitungsvortrag dargelegt hatte. Sie betonen, daß Personwerdung und Sozialwerden aufeinander angewiesen sind, daß aber ihr wechselseitiges Verhältnis nicht dem Zufall überlassen werden darf. „Unter diesem Gesichtspunkt liefert uns die Theologie unschätzbare Einsichten, sowohl durch die Idee des Gottesvolkes, das den göttlichen Plan ausführt, wie es das Alte Testament vorstellt, wie durch die Betrachtung der Heiligsten Dreifaltigkeit, ein Gott in drei Personen, und die des mystischen Leibes, wo die Personen zugleich vollkommen unterschieden und völlig miteinander verschmolzen sind, wie uns das Neue Testament sie vorstellt."
Wichtig für die Verwirklichung eines richtigen Verhältnisses zwischen Person und Gesellschaft ist die Erziehung auf allen ihren Stufen, die zur Erkenntnis des Sozialkörpers und zur richtigen Unterscheidung zwischen der Privat- und der Öffentlichkeitssphäre führen muß. Im ganzen gilt: „Wenn die negative Verteidigung der angegriffenen oder bedrohten Person notwendig sein kann, so ist sie doch nicht genug. Die wirksamste Verteidigung der Person ist eine positive Betätigung zur Gestaltung der Sozialstrukturen und zur Umwandlung der Mentalitäten." Die modernen Wissenschaften und Techniken müssen

dazu beitragen, den Menschen zu befreien. Die Zivilisation erweist ihren Wert in der Betreuung ihrer schwächsten Glieder: der Kinder, der Alten, der Kranken, der Gefangenen.
Als unmittelbare Ziele schlägt die Soziale Woche vor (und diese praktischen Vorschläge erscheinen — wie schon bei früheren Sozialen Wochen — merkwürdig schwach): die Organisation der Hauspflege; Bemühungen um die Wiedereingliederung der Kranken, zumal der Geisteskranken; Bemühungen um die soziale Wiedereinordnung der jugendlichen Kriminellen und der entlassenen Gefangenen; die aktive und praktische Vorbereitung der Kinder und der Jugendlichen auf das bürgerliche Leben; vermehrte Bemühungen um Gemeinschaftsbildung auf dem Lande auf wirtschaftlichem, sozialem, administrativem und pfarrlichem Gebiet; Teilnahme am Leben des Wohnviertels und des Gemeindelebens in der Stadt; Einsatz in den Gewerkschaften und den Berufsverbänden zugunsten einer Beteiligung der Arbeiter an der wirtschaftlichen Macht.

Aus der Ökumene

Evangelisches Echo zum Eucharistischen Weltkongreß

Es ist weithin aufgefallen, daß der Eucharistische Weltkongreß in München von evangelischen Zeitschriften ausführlich und zum Teil sehr positiv behandelt worden ist. Man darf unumwunden von einem veränderten Klima sprechen, das früher nicht bestanden hat. Für uns Katholiken sind die zustimmenden wie die abweisenden Bemerkungen, unter denen Vertreter des Evangelischen Bundes den hervorragendsten Platz einnehmen, von erheblicher Bedeutung. Um Ordnung in die Fülle des Stoffes zu bringen, sei er unter vier Fragen gruppiert: 1. Wurde richtig informiert? — 2. Wurden die Intentionen, die die deutschen Organisatoren mit der liturgischen Durchgestaltung des Kongresses verfolgten, verstanden und gut aufgenommen? — 3. Welche Hemmungen bleiben zurück und welche Kritik wurde laut? — 4. Hat der Eucharistische Weltkongreß der katholischen Kirche eine positive Ausstrahlung auf die Evangelischen gehabt?
Die erste Frage kann mit einem Satz beantwortet werden: Es wurde richtig und sachlich, oft sehr ausführlich über die Geschichte des Eucharistischen Kongresses, auch über den Hirtenbrief der deutschen Bischöfe berichtet. In diesen Berichten wurden die Tatsachen gesondert von den sich anschließenden kritischen Kommentaren. Damit wurde die Grundlage für alles weitere gelegt. Solche guten Berichte gab vor allem Bernhard *Klaus*, Erlangen, im „Materialdienst des Konfessionskundlichen Instituts Bensheim" (Jhg. 11, Nr. 3, Mai/Juni 1960, S. 41—51), sodann Professor Peter *Meinhold*, Kiel, im „Informationsblatt für die Gemeinden niederdeutscher lutherischer Landeskirchen" (Jhg. 9, Nr. 12, S. 188—189). Beide Berichte sind vorbildlich. Sie haben offensichtlich die übrige Berichterstattung günstig beeinflußt. Evangelische Leser wissen nun, daß diese Kongresse von einem Fräulein Marie M. Tamisier 1873 in Frankreich angeregt wurden und wie sich ihre Idee allmählich entwickelt hat. Klaus zitiert ausführlich und mit dem Ausdruck der Bewunderung für den Mut des Legaten die Rede Eugenio Pacellis auf dem Kongreß in Budapest 1938.

Richtig verstanden

Auch die zweite Frage muß dahin beantwortet werden, daß die Intentionen der deutschen Veranstalter erkannt, dankbar begrüßt und verstanden worden sind, allerdings setzte die Kritik bei der Feststellung an, daß sich diese Intentionen liturgischer Erneuerung nicht ganz haben durchführen lassen. Darüber später.
Die verständnisvollste Bewertung des Kongresses gab wohl Pfarrer Hans *Schomerus* in „Christ und Welt" (4. 8. 60). Die Losung „Pro Vita Mundi" sei in der Tat gegenwartsnah, denn es gehe wirklich um Tod und Leben mit der Welt. Es sei zwar für Evangelische schwer, einem solchen Kongreß gerecht zu werden, aber es gehe dabei um eines der Sakramente, die der gesamten Christenheit noch erhalten sind. Bei allen bestehenden Unterschieden müsse doch gesagt werden, „daß die evangelische Christenheit ihren Dank dafür schuldig ist, daß an der leibhaftigen Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl mit solch einfältiger Inbrunst festgehalten wurde. Denn die Schuld und die Gefahr der Welt sind leibhaftige Schuld und Gefahr. So kann auch dem Leben der Welt nicht anders geholfen werden als durch die leibhaftige Gegenwart des Gottes der Gnade ... Eine wundergleiche und dem christlichen Glauben tödlich gefährliche Spiritualisierung hat es dahin gebracht, daß die leibhafte Gegenwart Christi im Abendmahl vergessen wurde ... Überall ist Gott abwesend und an seiner Stelle regieren Ideologien — auch christliche Ideologien. Wie soll eine Kirche der Welt helfen können, wenn sie bloß Worte über bloße Gedanken macht und den Menschen nur als Zerebralwesen erkennt ...? So gesehen, kann der Eucharistische Kongreß für die evangelische Christenheit eine Gelegenheit werden, sich selbst zu prüfen ..."
Ähnlich Meinhold: „Auch der evangelische Christ wird für diese Glaubenshaltung Verständnis haben und es begrüßen, wenn einer sich mehr und mehr dem Materialismus ergebenden Welt die Kraft des Glaubens entgegengestellt wird." Oberkirchenrat Wolfgang *Sucker* erklärte dem Epd (in „Evangelische Welt", 1. 9. 60), man müsse bedenken, daß dieser Weltkongreß „in die Vorbereitungszeit des sog. Ökumenischen Konziles gefallen ist ... und der Eucharistische Weltkongreß von seinen deutschen Gestaltern nicht bloß als eine Selbstdarstellung der römisch-katholischen Kirche aufgezogen wurde, sondern daß man allerorten die Offenheit des römischen Katholizismus, seine Universalität oder Ökumenizität darzustellen unternahm. Bei den großen Gottesdiensten spielten deshalb das biblische Wort und der evangelische Choral eine besondere Rolle. Auch war ja von den Veranstaltern alles darauf angelegt, den Kongreß aus dem Banne des Gedankens eines Weltfronleichnamstages zu entfernen zugunsten der ‚statio orbis'. . . Aber noch weiter ging der Wunsch — bis hin zur Entdeckung der gemein-

samen Mahlfeier als des eigentlichen Höhepunktes des Gottesdienstes . . .“ anstelle der Tabernakelfrömmigkeit. Sehr gelobt wurde die Veranstaltung der Agapen oder — wie es die Brüdergemeinde nennt — der Liebesmahle: „Hier hat die katholische Kirche etwas aufgenommen, was auch die Evangelischen zum Nachdenken veranlassen sollte. Nicht ganz so eindrucksvoll war die bloße Illustrierung des biblischen Textes von der Fußwaschung durch den Kardinallegaten.“ Zur bewunderswert gestalteten Wallfahrt der Jugend und der Weihe der Kapelle „Zur Todesangst Christi“ schreibt Sucker: „Hier regte sich beim evangelischen Christen der Wunsch, es möchte doch einmal eine gemeinsame Sühnewallfahrt nach einem solchen Ort geschehen . . .“ Bei Sucker wie anderen Beobachtern fand die Una-Sancta-Veranstaltung größtes Lob: „Es dürfte einzigartig gewesen sein, wie auf diesem Kongreß von Luther und von Calvin die Rede gewesen ist.“ Allerdings fragt Sucker: „Hat der Katholizismus mit seiner starken Akkommodation an die besondere deutsche Situation wirklich sein ganzes Gesicht gezeigt?“

„Das Wort der Bibel . . .“

Es wird übrigens mehrfach ausdrücklich erwähnt, daß die Erklärungen von Professor Joh. Hirschmann SJ über den Sinn des Kongresses vor der Presse wesentlich zu seinem Verständnis beigetragen haben („Sonntagsblatt“, 18. 8. 60, und „Materialdienst“, Nr. 4, S. 74). Der nichtgezeichnete Bericht des „Materialdienst“ vom Verlauf des Kongresses schreibt daher: „Was die Programmgestaltung betrifft, so ist diese [von P. Hirschmann SJ entwickelte] Intention weitgehend wirklich erreicht worden . . . Das Wort der Bibel erklang in vielen Gottesdiensten und Veranstaltungen in deutscher Sprache, die Predigten waren oftmals wahrhaft evangelisch.“ Als Beispiel heißt es: „Der Päpstliche Legat, Kardinal Testa, sprach das Wort, daß die Christen ‚nicht Utopisten eines irdischen Paradieses, sondern Realisten des Kreuzes‘ seien!“ Ferner wird der Vortrag von Kardinal Bea über das Priesteramt erwähnt, in dem der „Dienst am Wort“ stark in den Vordergrund gestellt wurde: „Die Apostel seien zuerst Diener des Wortes gewesen, deshalb sei es letztlich eine unkatholische Verkürzung, wenn man dieses Element des katholischen Kultus vernachlässigt habe. Die Eucharistie-Messe umfasse vielmehr vier Elemente, von denen keines ausgelassen oder verabsolutiert werden dürfe, ohne die weltweite Sendung der Kirche zu gefährden: Lehrgottesdienst, Gebetsgottesdienst, Opferhandlung und Opfermahl. Es wurde also nach außen und innen gesprochen“, schließt die Meldung ihren Bericht über Kardinal Bea und zitiert aus einer Pressekonferenz ein Wort von Professor Heinrich Fries: „Reform“ sei ein Wort, das die Kirche sich jetzt selber sage. Auch hier wieder die Hervorhebung des Neuen und Überraschenden der Una-Sancta-Veranstaltung: „Es war der erste Eucharistische Kongreß der katholischen Weltkirche, auf dem erkannt und ausgesprochen wurde, daß nur die halbe Christenheit in München versammelt sei und gleichsam neben jedem Anwesenden noch ein Tischplatz frei sei“ (Gottfried Maron in „Sonntagsblatt“, 14. 8. 60).

Der Bericht von „Christ und Welt“ (11. 8. 60) brachte auch für die besonderen liturgischen Formen der großen Gottesdienste Verständnis auf: „War die Hochfeier am Sonntag eine Kundgebung? Nein. Die Versammlung der Millionen Menschen wurde nicht durch Mittel der Massensuggestion aktiviert.“ Weder die Botschaft des Papstes noch die Predigt des Legaten hätten die seit Stunden ausharrenden Menschen fesseln können. „Was sie aber in den Bann schlug, war der auf der ganzen Welt gleiche Ritus des Meßopfers . . . Alle wußten, was auf der Altarinsel vor sich ging. Es war die gleiche Handlung, wie sie sie aus ihrer Dorfkirche kannten. Neu war nur das Bild. Dieses strahlte allerdings die Kraft eines großen Schauspiels aus. Die Organisatoren des Kongresses fürchteten nirgends die Tradition eines Ortes. Und so scheute sich der Kardinal von München, Wendel, auch nicht, bei der ersten Feier des Kongresses den Altar mitten in die Feldherrnhalle hineinzubauen. Das Wort Gottes bannte alle bösen Geister, die um diese Stätte spukten.“

Selbst die realistische, wenn auch weithin negative Beurteilung im „Deutschen Pfarrerblatt“ (15. 9. 60) durch Pfarrer Kurt Petry unter dem Titel „Des Volkes wahrer Himmel“ mußte zugeben, „daß es den deutschen Bischöfen doch gelungen ist, den Anbetungskult, der auf dem letzten Eucharistischen Kongreß noch gänzlich dominierend war, weitgehend einzudämmen und den evangelischen Gedanken der Eucharistie als Mahlgemeinschaft in der Praxis der Gottesdienste durchzusetzen“. Es wird hier auch die „revolutionäre Neuerung“ hervorgehoben, daß man weit über das Kommuniondekret Pius' X. hinausging und drei- bis achtjährige Kinder in Begleitung ihrer Eltern aus der Hand Kardinal Wendels die Frühkommunion empfingen.

Hemmungen und Kritik

Man darf nicht übersehen, daß es auch an ernster und wirklich ernstgemeinter Kritik nicht gefehlt hat. Um gleich mit Petry anzufangen: er meint, die rein abstrakte Idee der „Statio orbis“ sei einfach durch die Menschenmassen überrannt worden, die Kinoleute und die Bildreporter spielten eine beherrschende Rolle. Wenn dennoch ein andächtiges Klima aufkam, so sei das der aufopfernden Arbeit der Münchner Polizei zu verdanken. Seit dem Mittwochabend habe auf der Festwiese ein „Rennen“ und ein „Betrieb“ eingesetzt, der sich am Sonntag „ins Unerträgliche steigerte“. Es heißt sodann, selbst Katholiken sei es nicht entgangen, daß die Aufmerksamkeit der Menge bei dem prächtigen Schauspiel auf der Festwiese in erster Linie dem Kardinallegaten und den 16 Kardinälen galt. „Ein evangelischer Beobachter bekam so zunächst den vordringlichen Eindruck, daß der ‚Herr‘, der in Wirklichkeit erwartet wurde und auch kam, der Kardinallegat mit seinen Kardinälen war. Diesen Eindruck konnte auch die durchaus evangelische Predigt und der sich anschließende Einzug des Allerheiligsten nicht so leicht verwischen.“ Daß man auch im Laufe des Kongresses nie richtig scheiden konnte, welches der wahre „Herr“ war, bleibe letztlich das Fragwürdigste an diesem Eucharistischen Kongreß „und schließlich auch an dieser Kirche“.

Auf denselben Ton ist die Kritik in der erwähnten ungezeichneten Meldung des „Materialdienstes“ gestimmt: „Fast möchte man sagen, daß der vergangene 37. Eucharistische Weltkongreß, ein direkter Abkomme des alten Fronleichnam, in seiner Weise mindestens ebensoviel Verwirrung angerichtet hat wie je ein Fronleichnamsfest zuvor. Und dies nicht bloß außerhalb, sondern auch innerhalb der römischen Weltkirche. Anders ausgedrückt: München war in der ersten Augustwoche ein großes Versuchsfeld oder eine Drehscheibe des Weltkatholizismus.“

Kritisch vermerkt wird hier wie in andern Berichten die Veranstaltung des „Nordischen Tages", der den Angriff des Katholizismus auf Skandinavien vorbereitet habe, sodann die Erneuerung der Weihe an das Unbefleckte Herz Mariens ausgerechnet am Freitag, der den Blick auf das Kreuz konzentrieren sollte. Was den Gedanken der großen Mahlgemeinde betrifft, der die Sakramentsprozession aus ihrer beherrschenden Stellung wirklich verdrängt habe, so sei nur ein neues Moment hinzugetreten, der stark zentralistische Charakter, der auf Rom zielte. „Eine andere Unausgeglichenheit zeigten die großen Gottesdienste in den Kirchen, wo stets neben der einen Hauptmesse sämtliche Seitenaltäre mit zelebrierenden Priestern besetzt waren. Eine bessere Demonstration des katholischen Problems um das ‚eine Opfer und die vielen Messen' ließ sich kaum denken [so auch Sucker im epd]. Daß diese durch die vielen Tausende von anwesenden Priestern zwar kirchenrechtlich bedingte, doch gemeinde-zerstreuende Praxis aufs stärkste gegen die Intentionen der Liturgischen Bewegung verstieß, sei nur am Rande vermerkt." Die Meldung schließt mit grundsätzlichen Fragen: ob es nicht in der Weltkirche Folgen zeitigen müßte, daß sich auf dem Kongreß ein „evangelischer" Katholizismus manifestierte, und ob es die Kirche wirklich zulassen könne, wenn sich Kräfte zur Heimholung des Evangelischen in den katholischen Bereich anschicken; ob dann der Katholizismus wirklich ein anderer sein werde als der, den Luther bekämpft habe oder nur eine andere Complexio oppositorum, ein anderes „et — et" entstehe: „Kann man überhaupt einzelne evangelische Elemente aufgreifen oder sind sie nicht vielmehr alle zusammengebunden in dem reformatorischen Allein?"

Das „Sonntagsblatt" (Maron) schloß seinen Bericht „Kreuz und Brokat" mit einem Zitat aus dem liturgischen Festakt von Professor J. Pascher, wie sich der Gedanke durch die ganze Liturgie hindurchziehe, daß wir „nicht mit Gold und Silber", sondern durch Christi kostbares Blut erlöst seien, und fügt den Satz an: „Welchen Katholiken macht es aber nicht nachdenklich, daß er seit vielen Jahrhunderten vor lauter Gold und Silber das erlösende Blut des Herrn nicht mehr zu sehen bekommt?" (Vgl. ds. Heft, S. 72.)

Eine scharfe Polemik gibt Bernhard Klaus im 2. Teil seines eingangs erwähnten Aufsatzes „Die Eucharistische Bewegung im Licht des Evangeliums". Er bezeichnet die Eucharistischen Kongresse als „Selbstdarstellung der römischen Kirche" und ihrer Hierarchie: „Die Kirche beansprucht also, die Menschheit zu belehren und ihr Gesetze zu geben, weil Jesus Christus der Herr der Welt ist! Hier ist unter der Hand eine Vertauschung der Rollen vorgenommen worden, indem mit der Königsherrschaft Christi das Herrschaftsrecht der Kirche begründet wird." Der eucharistische Gedanke sei mit dem römischen Priesterbegriff nicht nur eng verknüpft, sondern von ihm abhängig, da es ohne den geweihten Priester keine Eucharistie gebe. „Wir glauben nicht, daß die Scheinwerfer von Chicago, oder wo es sonst sei, das helle Licht des Evangeliums zu verdunkeln vermögen, und sprechen mit den Reformatoren in aller Entschiedenheit unser Nein. Luther hat die in diesem Verständnis gefeierte Messe, in der durch das priesterliche Wandlungswort der Sohn Gottes auf den Altar herabgerufen wird, ‚die greulichste Abgötterei auf Erden' genannt . . . Calvin spricht in diesem Zusammenhang von einem ‚großen Aberglauben', bei dem nichts anderes herauskomme, als ‚daß man das Brot für Gott hält'. Ohne die Schärfe dieser Sprache wiederholen zu müssen, stellen wir fest: Im Licht des Evangeliums kann es nicht als Gottesdienst angesehen werden, wenn die Weltkirche sich selber feiert."

Ähnliche Kritik äußert Walter Ruprecht „Der Eucharistische Weltkongreß und wir" (in „Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung", 1. 7. 60, S. 201): „Es besteht bei den Eucharistischen Kongressen die große Gefahr, daß bei dieser Art von Frömmigkeit der lebendige Christus, der uns doch nicht nur im Sakrament, sondern auch in seinem Wort begegnet, über dem Tabernakel und der Monstranz vergessen wird . . . Die einseitige Betonung der Eucharistie als Rettungsmittel für die Welt, die übertriebene Verehrung des eucharistischen Christus . . . hat mit dem biblischen Abendmahlsverständnis nichts mehr zu tun. Wie in der Reliquienverehrung begegnet uns hier eine abergläubische, magische Frömmigkeit . . ."

„Mehr Abendmahlsfreudigkeit!"

Aber nicht nur die anfangs zitierten Autoren, die dem Eucharistischen Kongreß Verständnis entgegenbrachten, sondern auch die Kritiker, wie Klaus, Ruprecht und Sucker, sind sich einig mit Landesbischof Dietzfelbinger und dem rheinischen Präses Joachim Beckmann, der durch seinen Aufruf bekannt geworden ist, die evangelischen Kirchen sollten sich von Polemik gegenüber dem Eucharistischen Kongreß freihalten und überlegen, wie sie zu einer häufigeren Feier des Abendmahles zurückfinden („Evangelische Welt", 16. 8. 60, S. 482). Klaus kritisiert die mangelnde Abendmahlsfreudigkeit auch der Lutheraner und stellt sich hinter den Aufruf von D. Dietzfelbinger, den Eucharistischen Kongreß mit lebendigen Abendmahlsfeiern zu begleiten. Er fragt darüber hinaus, wie es eigentlich mit dem Ja der Evangelischen zur Kirche, „zu unserer Gliedschaft am Leibe Christi, mit unserem aktiven Beteiligtsein am Leben unserer Kirche" stehe. Der Kongreß der Katholiken müsse zur Besinnung dienen.

Ruprecht, der dasselbe Anliegen in sehr bewegten Worten vorbringt, schreibt ehrlich: „Die Tatsache, daß hier das heilige Abendmahl im Mittelpunkt einer kirchlichen Erneuerungsbewegung steht, wird uns zumindest nachdenklich machen. Wir sind durch den Eucharistischen Kongreß gefragt, welche Stellung das heilige Abendmahl in unserer Kirche und in unserm Frömmigkeitsleben einnimmt." In der römischen Kirche sei die Eucharistie die Darstellung der Einheit, „in der evangelischen Christenheit dagegen ist das Abendmahl nicht das Symbol der Einigkeit, sondern der Uneinigkeit und Spaltung". Er befürwortet nach ausführlicher Erörterung dieser Not die regelmäßige sonntägliche Abendmahlsfeier, ja die Einrichtung von besonderen Abendmahlsgottesdiensten am Abend für Berufstätige und Hausfrauen, und warnt vor einer Überschätzung der „Deutschen Messe".

Professor Meinhold verbindet mit dem Wunsch, daß der Eucharistische Kongreß seine hohen Ziele rein und ganz erreichen möge und daß ihm „in der evangelischen Kirche nicht eine fremde Glaubensgemeinschaft gegenübersteht, sondern eine Bruderschaft" und recht viele katholische Christen von dieser Bruderschaft in München überführt werden, ebenfalls die Mahnung, während des Kongresses „in aller Stille und Schlichtheit das gleiche zu bezeugen, das in den großen Massenkundgebungen bekundet werden soll: daß Christus der Herr sein Leben für die Welt hingegeben hat und alle gläubigen Christen ihm gerade darin nachfolgen werden . . ."

Soweit aus deutschen Stimmen. Auf dem Münchner Kongreß weilte u. a. als Beobachter des „Christian Century" (31. 8. 60) ein amerikanischer Besucher des Zentralausschusses des Weltrates der Kirchen, Martin E. Marty. Er hat dieser Wochenzeitschrift des amerikanischen Protestantismus darüber berichtet. Was ihm auffiel, war die Offenheit des Katholizismus gegenüber den anderen Konfessionen und der klare christozentrische Brennpunkt. Er entdeckte zu seiner Zufriedenheit, daß in den Hauptpredigten der Kardinäle Döpfner, Wendel und Testa und des Bischofs Hengsbach, nicht einmal in der Botschaft des Papstes Maria oder die Heiligen erwähnt wurden, so daß man sagen könne, die Mariolatrie wurde „unter den Tisch gespielt". Er wolle es dahingestellt sein lassen, welche „strategischen Erwägungen" dahinterstünden, es sei aber zu begrüßen, daß Katholizismus und Protestantismus sich in dieser bedrohlichen Weltlage einander zuwenden. Mit diesen Eindrücken fuhr er dann zum Zentralausschuß nach St. Andrews in Schottland.

Eine Warnung und Hoffnung

Als letztes eine sehr wichtige Stimme auch aus den USA. Sie ist keine unmittelbare Stellungnahme zum Eucharistischen Weltkongreß selber. Professor George *A. Lindbeck* von der Yale-University hat im Augustheft 1960 der „Lutherischen Rundschau", dem Organ des Lutherischen Weltbundes, einen Aufsatz über „Die evangelischen Möglichkeiten der römisch-katholischen Theologie" veröffentlicht, der sich mit der „Arbeit der lutherischen Theologie am Katholizismus" befaßt. Er stellt an Hand von einigen Namen, die heute z. T. als Mitglieder und als Consultoren in Konzilskommissionen wirken, mit freudigem Erstaunen fest, wie wandlungsfähig, wie biblisch die katholische Theologie sein könne. Aber er schreibt dazu etwas, was schon in manchem diskreten Glaubensgespräch offen gesagt worden ist: „Uns erscheint diese Weise des Umgangs mit dem Dogma als unehrlich, und gerade die Theologen, für die wir sonst die meiste Sympathie haben, scheinen uns in dieser Hinsicht am meisten zu sündigen ... Wir beklagen einen gewissen Mangel an Lauterkeit. Diese Reaktion ist natürlich, aber sie ist mindestens teilweise nicht gerechtfertigt. Wir müssen uns ständig daran erinnern, daß es ja auch zum Dogma gehört, daß nur ein Teil der theologischen Wahrheit definiert ist ... Dies gibt uns gerade Hoffnung für die Zukunft, denn es zeigt, daß es vielleicht große und noch nicht wahrgenommene Möglichkeiten gibt, auch den unbiblischen Dogmen eine evangelische Deutung zu verleihen." Und doch widerstreben Lindbeck diese „Anwaltstechniken" der Dogmeninterpretation, wie er sie nennt. Da er ein seriöser Theologe ist, mag seine Aufrichtigkeit zu Erwägungen Anlaß geben, ob die — auch auf dem Eucharistischen Weltkongreß angewandten — Methoden der Akkommodation ihren Sinn erfüllen oder ob sie das latente Mißtrauen nicht verstärken. Im übrigen liest man bei Lindbeck den Satz, der die Quintessenz der Kritiken am Eucharistischen Weltkongreß bildet: „Wir sollten uns gar nicht so viel Gedanken machen über die Unbeweglichkeit der römischen Lehre. Viel wichtiger wäre die Frage, ob die Lehrentwicklung in Richtung auf eine größere Treue gegenüber dem Worte Gottes geht oder entgegengesetzt."

Aktuelle Zeitschriftenschau

Theologie

BRO, Bernard, OP. *Des raisons d'étudier.* In: La Vie spirituelle Nr. 465 (Oktober 1960) S. 237—255.

Das ganze Heft der Zeitschrift ist dem „Sinn des Studiums", d. h. dem Bemühen um eine geistige und intellektuelle Vertiefung des Glaubens, gewidmet, wozu Bro den grundlegenden Beitrag geschrieben hat. Es handelt sich um eine tiefe Reflexion über die Wahrheit, daß die persönliche, dialogische Beziehung zu Gott notwendig ex auditu kommt. Die Forderung des Glaubenswissens, das aus intellektueller Meditation erwächst, erfährt hier eine überzeugende Begründung.

HAUBST, Rudolf. *Wort Gottes und Theologie.* In: Trierer Theologische Zeitschrift Jhg. 69 Heft 5 (1960) S. 257—274.

Da die Glaubensverkündigung sich heute intensiv an den heiligen Schriften ausrichten müsse, entfaltet der Verfasser die Grundthese, daß der personale Gott autoritativ und verbindlich durch und in Jesus Christus gesprochen hat. Er setzt sich mit Bultmanns Entmythologisierung auseinander, um das Offenbarungswort Christi sicherzustellen und eine tiefere Inspirationsauffassung anzuregen. Das „Wort Gottes" sei selber lebenspendend, nicht nur im sakramentalen Wort, sondern auch in der Verkündigung des Offenbarungswortes.

KARRER, Otto. *Zwischen zwei Konzilien.* In: Hochland Jhg. 53 Heft 1 (Oktober 1960) S. 1—14.

Nach einer Analyse und Würdigung des Ersten Vatikanischen Konzils trägt Karrer einige Überlegungen zum Zweiten Vatikanischen Konzil vor, die sich ihm aus der derzeitigen Situation zwischen Kirche und Christenheit ergeben. Wenn das Konzil einer Vereinigung der Christen vorarbeiten will, wird es sich bemühen, alle unnötigen Hindernisse für das Zusammenwachsen der Christen zu entfernen, daher stehe zu hoffen, daß das Konzil von einer „progressiven Bereicherung des Marienkultes" absehen werde; ferner belaste die erstrebte Einung die „Verbindlichkeit der in der Trennungszeit getroffenen dogmatischen Entscheidungen". Verbindlichkeit schließe indes nicht aus, daß die Entscheidungen ergänzt werden können, dergestalt, daß sie „den begründeten Anliegen der Getrennten Rechnung tragen" (Beispiele dazu bietet Karrer mit der Transsubstantiation, der Primatsdefinition des Vatikanum und den marianischen Dogmen). Abschließend behandelt Karrer — wiederum weitgehend im Hinblick auf die Getrennten — die Frage der Sendung des Laientums für das Konzil, und zwar unter doppeltem Aspekt: im Verhältnis zum geistlichen Amt und im Verhältnis zur Welt. Bedeutsam sind seine Ausführungen über die Zusammenarbeit zwischen Kirche und Weltrat und Kirche und Moralischer Aufrüstung.

REDING, Marcel. *Die Befreiung der Theologie durch das neue Raumdenken.* In: Universitas Jhg. 15 Heft 9 (September 1960) S. 929—938.

Die Befreiung der Theologie durch das Raumdenken hat sich in zwei Phasen vollzogen: durch die Befreiung von einer falschen Physik, die die erfahrbaren Substanzen in irdische und himmlische teilte; dann von einem aus der kopernikanischen Astronomie sich ergebenden Raumpantheismus. Die moderne Geometrie hat dem Raum seine theologische Verbrämung und dem Kosmos seine Unendlichkeit und scheinbare Ewigkeit genommen. „Sie hat uns zu sehen gelehrt, daß beim Fortgang ins Große und Kleine die selbstverständlich anmutende Erwartung, als wiederholten sich die Zeit- und Raumstrukturen gleichbleibend ins schlecht Unendliche, kaum zutrifft, daß der Raum wie der Kosmos im großen und kleinen uns immer fremdartiger erscheint" und sich damit der Anschaubarkeit immer stärker entzieht. Das habe zur Folge, daß die Theologie von einem allzu menschlichen Bilde pneumatischer Wirklichkeit befreit werde, „aber keineswegs genötigt wurde, den Gedanken der ihr eigenen, der Menschenwelt und dem Menschenverständnis fremden Wirklichkeit und Räumlichkeit aufzugeben".

SCHMID, Josef. *Moderne Bibelübersetzungen.* In: Zeitschrift für Katholische Theologie Bd. 82 Heft 3 (1960) S. 290—332.

Dieser von dem Münchener Neutestamentler redigierte Bericht verschiedener Autoren, der ursprünglich ungekürzt für das „Lexikon für Theologie und Kirche" bestimmt war, gibt eine vollständige Übersicht der neueren Bibelübersetzungen in fast allen Sprachen und bemerkt einleitend, daß es wohl bei den Protestanten, nicht aber in der katholischen Kirche jeweils eine amtliche Übersetzung der Bibel gibt (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 2).

SOLZBACHER, Joseph. *Eucharistie und Dorfseelsorge.* In: Kölner Pastoralblatt Jhg. 12 Heft 9/10 (September/Oktober 1960) S. 295—306.

Solzbachers vorzügliche Analyse der Kirche auf dem Dorfe betont vor allem die Spannung, die sich für die Seelsorge daraus ergibt, daß das zu bewahrende Gute zugleich der Hemmschuh für das noch Bessere darstellt. Religiöses Tun ist auf dem Lande viel stärker als in der Stadt soziales Tun, weil die Überschaubarkeit des Lebens hier immer die Tendenz hat, alles in Brauchtum und Sitte zu überführen, wodurch der einzelne gehalten und

getragen wird, solange er in diesen überschaubaren und von der Gesellschaft kontrollierten Lebensformen lebt. Will die Kirche aber im Umbruch des Dorfes weiterbestehen, dann muß sie ihre Glieder zur personalen Verantwortung führen, ohne daß die noch bestehenden, auf der Sitte gegründeten religiösen Verhaltensweisen dadurch wesentlich abgebaut würden. Solzbacher zeigt Wege auf, wie das geschehen könne, insbesondere durch die mystagogische Verkündigung, die das Banale, Alltägliche des dörflichen Lebens zu Sinnbildern des Heiligen machen kann.

Philosophie

HEER, Friedrich. *Vision der Zukunft in Rot und Gold: Ernst Bloch.* In: Hochland Jhg. 53 Heft 1 (Oktober 1960) S. 34—52.

Heer läßt in dieser Skizze Bloch selbst zu Worte kommen (vornehmlich wird aus „Prinzip Hoffnung" zitiert, doch belegt Heer auch aus früheren Schriften Blochs wie aus verurteilenden Stellungnahmen der „DDR-Wissenschaft"). Heer stellt Bloch vor als den roten Ketzer, den Mann, der das Gebäude des Marxismus sprengt, als den „Denker der Deutschen" (Bloch stehe in der großen deutschen philosophischen Tradition) und als den homo religiosus, als einen „Christen, wie er zwar von keiner Kirche akzeptiert werden kann, mit ihren letzten, größten Hoffnungen jedoch untergründig vielfältig kommuniziert". Blochs Auseinandersetzung mit dem Prophetentum des Alten Testaments, mit Jesus (dessen Botschaft „theologisch als Aufhebung der absoluten Gott-Transzendenz durch die Homousie, die Gottgleichheit Christi", wirke) und mit dem Tode als der stärksten Nichtutopie erweist ihn als einen „mystischen Existentialisten, der in jedem ‚Augenblick' die Kommunikation zum Ganzen, zu aller Vergangenheit und Zukunft, wahr-nimmt, und als einen eschatologischen Denker, der den gegenwärtigen Marxismus in den Feuern des revolutionären utopischen Geistes des 19. Jahrhunderts umschmelzen möchte, zugleich aber an das heutige Christentum große Fragen stellt . . ."

STROLZ, Walter. *Der Marxist und die Hoffnung.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 15 Heft 10 (Oktober 1960) S. 573—584.

„Einige Überlegungen zu dem Werke Ernst Blochs" (Untertitel) führen Strolz nach Deskription des bedeutenden Werkes des Leipziger Philosophen (Das Prinzip Hoffnung, Suhrkamp, Frankfurt 1959) in die Abhängigkeiten Brochs von Hegel (Wirklichkeit ist Prozeß, Geschichte) und in das Verhältnis von Hoffen, Denken und Sein, Hoffen als Grundzug der menschlichen Existenz, „in dem der Mensch das Eigentum einer unaussprechlichen Verheißung ist, die das Denken allererst ermöglicht und deshalb ursprünglich für eine Sache der Hoffnung, näherhin zu einem vom Sein selbst ergriffenen *Nach*denken macht . . ." Die Botschaft des Christentums verkünde die Erfüllung dieser Verheißung. Bloch unterscheide sich wesensmäßig von solcher Hoffnung, doch habe er sich bemüht, die Hoffnung der Menschen ernst zu nehmen. Daß er das als Marxist versuchte, müßte die Christen erschrecken.

Kultur

BEHREND, Oda. *Aus der Berufsberatungspraxis mit Abiturienten und Studenten.* In: Die Deutsche Universitätszeitung Jhg. 15 Heft 9 (September 1960) S. 10—13.

In diesem interessanten Beitrag zeigt die Verfasserin einige Fragen der Berufsberatung für Studierende auf. Das Ziel dieser Einrichtungen, die heute zunehmend in Anspruch genommen werden, ist die Eliminierung der zum Studium Unbefugten von innen heraus, d. h., man rät niemandem, der zum Studium trotz schwacher Begabung entschlossen ist, vom Universitätsbesuch ab, sondern ermuntert dazu, freilich mit vielen Wenn und Aber. Dieses Verfahren wird mit Erfolg angewandt, es gebe kein anderes, weil, wie die Verfasserin meint, die Mehrzahl der Abiturienten mit 19 Jahren noch nicht in der Lage ist, zu entscheiden, ob sie zum Studium und zu einem bestimmten akademischen Beruf befähigt ist oder nicht.

BÜCHNER, Franz. *Arzt und Technik.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 1 (Oktober 1960) S. 1—10.

Büchners Festvortrag auf dem IX. Internationalen Kongreß katholischer Ärzte in München befaßt sich mit der Frage nach dem Segen der Technik im Wirken des Arztes, nach der Gefährdung des Arzttums durch die Technik, nach der Gefährdung der Haltung des Kranken zu seinem Arzt durch die Technik und nach den Grenzen der Technik im Denken des Arztes und in der ärztlichen Hilfe. Büchners Antwort auf diese Fragen deckt sich mit der Marcels: Der Mensch muß von nun an die Bürde der Technik tragen. Für den Christen ist sie sein Kreuz. „Indem er dieses Kreuz auf sich nimmt, verwandelt er in einem höchsten Sinn die Last in Gnade."

DOMENACH, Jean-Marie. *Le modèle américain.* In: Esprit Jhg. 28 Nr. 288 (Oktober 1960) S. 1520—1534.

Mit diesem Aufsatz beschließt der Herausgeber des „Esprit" seine Reflexion über die Eindrücke, die er bei einer gründlichen Studienreise durch die Vereinigten Staaten gewonnen hat (vgl. die vorhergehenden Artikel im Juli- und Septemberheft derselben Zeitschrift). Aus der Fülle der Literatur über Amerika verdienen diese Beobachtungen hervorgehoben zu werden, weil sie die Unzulänglichkeit der geläufigen summarischen Urteile an einer großen Zahl von Beispielen erweisen, um zu konstatieren, daß die Seele Amerikas ein zutiefst unfertiges, aber in ihren Zügen uns absolut fremdartiges und darum immerzu mißverständliches Gesicht hat. Der Verfasser kommt am Ende zu dem Urteil, daß dieses Land für alle Einflüsse disponibel ist.

FORST DE BATTAGLIA, Otto. *Der Akademiker im deutschen Sprachraum.* In: Schweizer Rundschau Jhg. 60 Heft 6 (September 1960) S. 285—297.

Im Rahmen dieses Beitrags, in dem der Verfasser sich um eine exakte Formulierung dessen, was ein Akademiker ist, bemüht und die Frage untersucht, warum die Akademiker heute „Beamte" werden wollen u. ä., wird auch auf die Geschichte des Sozialprestiges der Akademikerschaft in Deutschland hingewiesen. Danach sei zu sagen, daß nach einem allmählichen Aufstieg vom Status „Fahrendes Volk" zum hochangesehenen, vorzüglich dotierten Professor (in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts) sich die Norm herausbildete: zunehmendes Sozialprestige bei fallender finanzieller Entgeltung. So war es jedenfalls bis zum zweiten Weltkrieg.

KOEP, Leo. *Der Deutsche Ausschuß für das Erziehungs- und Bildungswesen und die Konfessionelle Volksbüchereiarbeit.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 1 (Oktober 1960) S. 42—51.

Koep setzt sich hier mit der Stellungnahme des Deutschen Ausschusses zur konfessionellen Volksbüchereiarbeit (in dem Gutachten „Zur Situation und Aufgabe der deutschen Erwachsenenbildung") auseinander. Bei aller Anerkennung der geleisteten Arbeit seien doch formale und terminologische Bedenken anzumelden (letztere beziehen sich auf den Gebrauch der Adjektiva „frei" und „gebunden" für die Bildungsarbeit der Kommunen bzw. der Kirchen). Wichtiger jedoch sind die vom Gutachten implizierten Bedingungen, die von den konfessionellen Büchereien zu erfüllen seien, damit sie „öffentliche Funktion" und damit Rechte auf öffentliche Förderung gewinnen. Aus der von Koep angeführten Kontroverse um das sog. Büchereigesetz ergibt sich, daß die vom Gutachten gemachten Bedingungen in erster Linie die Buchauswahl der konfessionellen Büchereien betreffen. Sie sollen den Benutzern „die Möglichkeit geben, auch wesentliche Bücher anderer Überzeugungen und Gruppen kennenzulernen" — eine Forderung, die, würde sie erfüllt, einer Selbstaufgabe der konfessionellen Büchereien gleichkäme.

LE BLOND, Jean-Marie. *L'École, l'Église et la Nation.* In: Études (Oktober 1960) S. 3—18.

Der Aufsatz informiert über die Entscheidungen, die seitens der katholischen Privatschulen in Frankreich auf Grund der neuen Schulgesetzgebung getroffen werden müssen. Diese bietet verschiedene Formen eines Kontraktes mit dem Staat an, wobei staatliche Unterstützung und staatlicher Einfluß sich jeweils entsprechen. Für die Volksschulen haben die Bischöfe den Kontrakt verbindlich gemacht, der den geringsten Staatseinfluß, aber auch die geringste Unterstützung vorsieht. Den höheren Schulen haben sie die Entscheidung überlassen. Die Darstellung der sehr komplizierten Verhältnisse und Rücksichten, die in dieser Sache zu nehmen sind, ist für den ausländischen Beobachter aufschlußreich (vgl. ds. Heft, S. 58).

MONDRONE, Domenico, SJ. *Pretesti e scappatoie della stampa scandalistica.* In: La Civiltà Cattolica Jhg. 111 Nr. 2646 (7. September 1960) S. 561—572.

An dieser Darstellung der Manöver zur Umgehung der Gesetze gegen Schund und Schmutz in Italien interessieren besonders die Beispiele aus der Judikatur und aus juristischen Gutachten, die sich zum Primat der Ethik im sozialen und ästhetischen Bereich bekennen.

VERMEULEN, J.-M. *L'Éducation des loisirs de la Jeunesse.* In: La Nouvelle Revue pédagogique Jhg. 16 Nr. 2 (Oktober 1960) S. 70—91.

Mit einer überreichen Fülle von Material führt der Verfasser allen Erziehern vor Augen, daß unter den heutigen Verhältnissen die Gestaltung der Freizeit zu dem vielleicht eindrucksreichsten Bildungsfaktor der Jugend im guten oder im schlechten Sinn geworden ist. Man darf deshalb nicht ermüden, ihr dabei zu helfen, wenigstens indirekt, durch Anregungen in der Katechese. Nennen wir für viele nur ein Beispiel: attraktive Buchbesprechung im Religionsunterricht.

VITO, Francesco. *Compito scientifico, aspetto professionale e carattere sociale degli studi universitarii.* In: Vita e Pensiero Jhg. 43 Nr. 9 (September 1960) S. 594—607.

Der Rektor der Katholischen Universität Mailand stellt von neuem mit diesem Aufsatz und zugleich mit einem weiteren: Il compito delle Università nella preparazione dei quadri direttivi nella vita pubblica (Rivista internazionale di scienze sociali Jhg. 68 Nr. 5, September/Oktober 1960. S. 407—422) die Frage, wie die Universitäten von heute, angesichts der Beanspruchung durch die praktischen Zwecke der Berufsausbildung im fachschulmäßigen Sinn, ihrer Aufgabe gerecht werden können, gesellschaftliche Leitbilder und, ins Persönliche gewendet, Eliten zu bilden. Er macht hierzu eine Reihe von Vorschlägen.

Politisches und soziales Leben

BECKER, A. H. *Das Ende einer Epoche.* In: Afrika Jhg. 2 Heft 9 (September 1960) S. 346—348.

Ein Erfahrungsbericht über das Verhältnis von Schwarzen und Weißen in Ostafrika (Kenia). Alles, was an Mißständen und Nöten der schwarzen Bevölkerung begegnet, wird von ihr auf die Colourbar zurückgeführt; weil es eine Rassenschranke gibt, fehlen Schulen, wurde den Schwarzen das Land gestohlen, sind die Schwarzen nicht Herr im Hause. Das sind allzu große Vereinfachungen, Schlagwortformulierungen, die von den einheimischen Führern gebraucht werden, weil die Neger zum Verständnis der komplexen Situation nicht genügend vorgebildet seien. Durch die von den Weißen bewußt gepflegte Unwissenheit der Einheimischen, von denen nur ein ganz kleiner Teil Vollakademiker ist, die die Lage natürlich kennten, bestehe eine permanente Vertrauenskrise zwischen Schwarz und Weiß. Stark geschadet habe die einseitig technische Bildung der Schwarzen. Der Verfasser ist davon überzeugt, daß die nichtvorhandenen Möglichkeiten (für die Schwarzen), sich philosophisch zu bilden, mit ein Grund für die Aufstandsbewegung der Mau Mau gewesen sind, denn „Selbstdenker" (von denen es in Afrika viele gibt) stifteten meist nur Unheil.

BUCHHEIM, Karl. *Warum das Zentrum unterging.* In: Hochland Jhg. 53 Heft 1 (Oktober 1960) S. 15—27.

Das Zentrum sei 1933 aus innerer Schwäche zugrunde gegangen, nicht weil die Kurie es habe fallenlassen. Dabei hatte die Partei nach 1930 nicht ungeschickt operiert, sie wurde aber ausgehöhlt durch die Wühlarbeit Franz v. Papens, der die Partei mit allen Mitteln zu vernichten suchte, wie durch die undurchsichtige Führung des Prälaten Kaas. Das alles seien jedoch nur Auswirkungen einer konstitutiven Schwäche der Partei gewesen. Sie selbst habe sich immer als eine Partei mit einem allgemein-politischen Programm verstanden, im Bewußtsein der öffentlichen Meinung und auch vieler ihrer Mitglieder sei sie jedoch die konfessionell-katholische Partei gewesen, eine Antinomie, die auf die Politik Bismarcks zurückzuführen sei. Dadurch habe sich das Zentrum (wie übrigens auch die Sozialdemokratie) niemals vollständig mit der Weimarer Republik, dem „Parteienstaat", identifizieren können.

GOLFIN, Christophe, OP. *Autorité et pouvoir.* In: Lumière et Vie Bd. 9 Nr. 49 (September/Oktober 1960) S. 10—28.

Das ganze Heft der Zeitschrift ist diesem Problem gewidmet, wozu Golfin den grundlegenden Beitrag geliefert hat. Das Problem hat seine Gründe einmal in dem tiefen Mißtrauen des christlichen Empfindens gegenüber der Dämonie der politischen Macht in ihrer säkularisierten Gestalt, die von apokalyptischen Geistern gesteuert wird (ein Gedanke, der in dem Beitrag von Schlier über den Staat im NT besonders akzentuiert wird), und zweitens in der Abwertung der politischen Macht zu einer rein technischen Funktion, wodurch ihr Bezug zum Absoluten negiert, aber zugleich der Weg für ihre eigene Verabsolutierung frei gemacht wird.

KAAS, Ludwig †, und PAPEN, Franz v. *Briefe zum Reichskonkordat.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 1 (Oktober 1960) S. 11—30.

Wiedergabe der Korrespondenz zwischen Kaas und v. Papen (vom 20. 4. bis 11. 6. 33) bezüglich der Formulierung der hart umstrittenen Artikel 14, 19, 31 des Entwurfs des Reichskonkordates (herausgegegen von Rudolf Morsey). Fünf Wochen später wurde die endgültige Fassung paraphiert. Die Korrespondenz macht deutlich, in welchem Ausmaß Kaas am Zustandekommen des Reichskonkordates beteiligt gewesen ist.

MARXER, F. *Zur Krise der Democrazia Cristiana.* In: Orientierung Jhg. 24 Nr. 18 (30. September 1960) S. 199—201.

Der Verfasser untersucht die Problematik der Democrazia Cristiana, besonders die der apertura a sinistra, und ihre Hintergründe (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 543). Was mag die italienische Hierarchie dazu bestimmen, eine von den Hierarchien anderer Länder so verschiedene Haltung einzunehmen? Marxer antwortet auf diese Frage: 1. Ihre Zurückhaltung gegenüber der demokratischen Regierungsform, die in Italien noch jung ist; 2. Ein gewisser „Neo-Guelfismo", die ständige Neigung mancher hoher Kleriker, Politiker in den Dienst der Kirche zu nehmen. „Die Trennung, die der Kirche im letzten Jahrhundert durch die nationale Revolution aufgezwungen wurde, ist niemals grundsätzlich erhellt oder angenommen worden." 3. Der italienische Gebrauch des Wortes „Gewissen", eines Wortes, das dauernd im Munde aller sei; unter Gewissen werde dasselbe wie Gehorsam verstanden, „so daß man sich fragen kann, ob nicht durch diesen einschränkenden Wortgebrauch das Gewissen selbst Schaden leidet".

MESSNER, Johannes. *Drei Gesetze künftiger Weltgeschichte.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 15 Heft 10 (Oktober 1960) S. 585 bis 594.

Ein biologisches, ökonomisches und ein sittliches Gesetz werden darüber entscheiden, wem die Herrschaft in der Welt zufallen wird. Messners erstes Gesetz lautet: Die zukünftige Geschichte wird mit den großen Bevölkerungsziffern gehen (in diesem Zusammenhang setzt er sich mit einigen Rechenfehlern des Neomalthusianismus auseinander); das zweite Gesetz lautet: die Kapitalbildungsrate ist die Voraussetzung des Wirtschafts-, Sozial-, Macht- und Verteidigungspotentials (nur durch Einströmen akkumulierten Kapitals in die Entwicklungsländer werde die Schlacht gegen den Kommunismus gewonnen; dies sei nicht mit Einbußen des erreichten Lebensstandards verbunden, sondern bedinge nur einen Verzicht auf weitere Steigerungen); das dritte Gesetz lautet: die Weltgeschichte wird mit jenen Großvölkern gehen, die härter leben (hierzu versammelt Messner Äußerungen von Männern ganz verschiedener geistiger Herkunft). Die drei Gesetze sind letztlich alle sittlicher Natur.

SCHNEYDER, Philippe. *Les efforts de pénétration de l'Axe Moscou—Pékin en Amérique Latine.* In: Études (Oktober 1960) S. 50—67.

Die politische und soziale Labilität des lateinamerikanischen Kontinents bietet bekanntlich dem Kommunismus Einflußmöglichkeiten, die auch für das Christentum, angesichts seiner Struktur in diesen Ländern, äußerst gefährlich sind. Hier wird eine genaue Übersicht über die institutionellen kommunistischen Infiltrationskanäle in den einzelnen Ländern gegeben. Sie sind am dichtesten in Argentinien, Uruguay und Mexiko (abgesehen von dem politischen und strategischen Brückenkopf Kuba); zur mittleren Gruppe gehören die übrigen Länder mit Ausnahme der zu einer dritten, anscheinend weniger gefährdeten Kategorie zu rechnenden, nämlich Perú, Equador und Guatemala.

STAMMLER, Heinrich. *Was wird aus Amerikas Freiheiten?* In: Wort und Wahrheit Jhg. 15 Heft 10 (Oktober 1960) S. 595 bis 610.

Der Verfasser behandelt Staat und Gesellschaft in den USA an Hand der Auseinandersetzungen zwischen Konservativen und Liberalen. Während die Liberalen sich von europäischen intellektuellen Jakobinern, gezeichnet von Linksdrall, Pragmatismus, Weltimmanenz-, Planungs- und Anpassungsglauben, nicht wesentlich unterscheiden, ist der Konservative in den USA noch nicht klar profiliert. Die spezifisch amerikanische konservative Tradition hat R. Kirk in jüngster Zeit beschrieben; ihm folgt Stammler. „Konservativ" sei danach besser mit „liberal-konservativ" wiederzugeben, da nach Auffassung amerikanischer Konservativer die Achtung vor der Freiheit aller wesentlich zum amerikanischen konservativen Denken, das sich am eindringlichsten in der Verfassung niedergeschlagen hat, gehört. Diese Freiheiten sind aber nur dann aufbauend, wenn ihnen innere Bindungen entsprechen. Die Aufgabe, Amerikas geistiges und politisches Vermächtnis zu retten, stellt sich den Konservativen heute, wo die inneren Bindungen immer mehr abgestreift werden, während die äußeren, apparatförmigen Bande immer mehr zunehmen.

TUCCI, Roberto, SJ. *Gravità ed urgenza del pericolo comunista in Italia.* In: Civiltà Cattolica Jhg. 111 Nr. 2647 (1. Oktober 1960) S. 15—26.

Dieser auf Fortsetzungen angelegte Überblick über die Entwicklung der kommunistischen Partei in Italien, ihre Stärke, ihre Methoden und ihre Beziehungen zu anderen politischen Kräften, besonders den Nenni-Sozialisten, will zeigen, daß es nicht angebracht ist, den „italienischen Weg" des Kommunismus zu verharmlosen, aber auch nicht, die Kraft der Partei zu überschätzen. Mit exakten Zahlenangaben ergänzt der Aufsatz das Material über die Frage der „apertura a sinistra", die von Teilen der Democrazia Cristiana befürwortet wird.

So leben die Studenten. Sammelheft von Civitas Jhg. 15 Heft 12 (August 1960).

Ausführliche Wiedergabe einer Erhebung unter 800 Studenten katholischer Verbindungen in der Schweiz, ihre Herkunft, ihr Studienfach, ihre soziale Lage und ihre religiöse Praxis umfassend. Von den Ergebnissen sind besonders bemerkenswert: durchschnittlich kamen die Studenten (ohne Theologen) aus Familien mit 4,5 Kindern (Theologen sechs); ¾ von ihnen hatten eine katholische Internatserziehung erhalten, rund ein Drittel beteiligte sich an den Zirkeln und Konferenzen der Studentenseelsorge, woraus gefolgert wird, daß das Interesse der Studenten an religiöser Bildung nicht ausreichend entwickelt ist.

Chronik des ökumenischen Lebens

FINCKE, Eberhard. *Zur Geschichte der „Basis" des Ökumenischen Rates der Kirchen.* In: Evangelische Theologie Jhg. 20 Heft 10 (Oktober 1960) S. 465—476.

Diese Darstellung der Geschichte der sog. „christologischen Basis" des Weltrates der Kirchen von ihren Anfängen her mit ihrer grundsätzlichen Kritik ist vor dem Beschluß des Zentralausschusses des Weltrates in St. Andrews verfaßt, wo die Basis in Richtung auf eine trinitarische Formel erweitert wurde, bleibt aber vorerst noch aktuell.

JONGEN, Anton. *Evangelisation und Konversionen in den Niederlanden.* In: Informationsblatt Jhg. 9 Nr. 19 (1. Oktoberheft 1960) S. 313—315.

Diese Darstellung der aktiven Evangelisationsarbeit mit ihrem „prophetischen Nein" gegen die akademischen Diskussionen zwischen evangelischen und katholischen Theologen auf höchster Ebene, weil sie die praktischen Trennungen doch nicht beseitigen könnten, wendet sich gegen die intensive „Bekehrungsarbeit" katholischer Kreise in den evangelischen Provinzen der Niederlande und berichtet, wie viele katholische Laien und Priester auch in Belgien ihre Kirche inzwischen verlassen haben, ferner welcher publizistischen Mittel sich diese „Konvertiten" einschließlich eines „Ex-Priesterfonds" bedienen.

KRÜGER, Hanfried. *Von Edinburgh nach Neu-Delhi.* In: Informationsblatt Jhg. 9 Nr. 19 (1. Oktoberheft 1960) S. 301 bis 307.

Der alljährliche Bericht über die Tagung des Zentralausschusses des Weltrats der Kirchen, diesmal in St. Andrews, hebt die wichtigen Entscheidungen heraus: die einmütige Erweiterung der „Basis" zu einer trinitarischen Formel, die Aufwertung von „Faith and Order", die Haltung zur Rassenfrage in Südafrika und das Eintreten für die Aufnahme Rot-Chinas in die UN, mit gebührender Betonung der positiven Haltung gegenüber dem „Sekretariat für die Förderung der Einheit der Christen" im Rahmen der Konzilsvorbereitung.

LIPPOLD, Martin. *Die Konfirmationsfrage in den östlichen Gliedkirchen der EKD.* In: Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung Jhg. 14 Nr. 18 (15. September 1960) S. 273—275.

Der Aufsatz erörtert die Gründe, weshalb einige der evangelischen Kirchen in der Sowjetzone von dem Vorschlag zur Neuordnung der Konfirmation seitens der EKD abweichen (keine Frühkommunion, keine Einzelvorbereitung zum Abendmahlsgang, keine gesetzlichen Normen für die Behandlung jener Jugendlichen, die sich zur Jugendweihe bereit gefunden haben). Er zeigt, daß alle Reformvorschläge an den besonderen Verhältnissen im Osten scheitern und hier eine einheitliche Regelung in Geduld gesucht werden müsse.

SEIBEL, Wolfgang, SJ. *Dogma und Communio.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 1 (Oktober 1960) S. 31—42.

Eine abgewogene Darlegung gegenüber manchen Versuchen, die bestehende Glaubensspaltung durch Konstruktionen von relativen Gemeinsamkeiten zu überbrücken, mit der klaren Feststellung, daß Kirchengemeinschaft auf echter Lehrgemeinschaft in Verbindung mit der apostolischen Sukzession beruhen müsse. „Von den Evangelischen trennen uns nicht allein einzelne Lehrunterschiede . . ., sondern das verschiedene Verständnis des Weges, auf dem uns die rechte Lehre zukommt." Die notwendige Eingliederung in die Gemeinschaft der apostolischen Kirche erfordere einen Entschluß, der nicht durch bloße Gründe erweckt werden könne.

SKYDSGAARD, Kristen E. *Gespräch zwischen römisch-katholischen und evangelisch-lutherischen Theologen.* In: Lutherische Rundschau Jhg. 10 Heft 2 (August 1960) S. 180—196.

Der Direktor des Konfessionskundlichen Instituts des Lutherischen Weltbundes gibt hier seine Sicht vom Geheimnis des interkonfessionellen Gesprächs, dem ein ganz verschiedenes Wahrheitsbewußtsein und eine ganz verschiedene Sprache zugrunde liege. Er wünscht auch, daß die Warnungen von J. Klein vor einem solchen Gespräch nicht überhört werden sollten. Es komme darauf an, die Bedingungen eines solches Gesprächs zu klären, das im echten Sinne konfessionsgebunden sein müsse. — Über die sachliche Ergänzung dieses Aufsatzes durch G. A. Lindbeck: „Die evangelischen Möglichkeiten römisch-katholischer Theologie" (S. 197—209) vgl. ds. Heft, S. 94.

THILO, Hans-Joachim. *Eine neue ökumenische Generation.* In: Informationsblatt Jhg. 9 Nr. 16 (2. Augustheft 1960) S. 245 bis 250.

Ein Bericht mit Dokumenten über die Ökumenische Jugendkonferenz in Lausanne (13.—24. 7. 60), die sich mit der geistigen Neuordnung Europas befaßte und durch ihren von Dr. Visser 't Hooft in einer programmatischen Rede angeregten revolutionären Vorstoß zur Feier eines gemeinsamen Abendmahles der Konfessionen erhebliches Aufsehen verursacht hat (vgl. dazu E. Wilkens nach Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 48. — Die kennzeichnenden Vorgänge werden in einem Bericht über die Tagung des Zentralausschusses des Weltrates der Kirchen in St. Andrews nachgeholt).

Vorschau auf das Rundfunkprogramm

Wir weisen unsere Leser auf folgende religiös, weltanschaulich und kulturell bedeutsame Sendungen hin

1. November (Dienstag)

8.00 Der Deserteur Gottes, *F. A. Hoyer* (MÜ II)
9.30 Der Bettler und Pilger Benedikt Labre, *F. A. Hoyer* (STU II)
10.10 Was heißt „Christliches Abendland"? *J. Pieper* (SWF II)
11.15 Zum Fest Allerheiligen, *M. Hörhammer* (SWF II)
14.00 Die Versuchung des Ignatius von Loyola, *R. Schneider* (STU II)
15.30 Der Selbstbesinnung leben — Bernhard von Clairvaux, *H. Meier* (SWF II)
16.00 Zum 15. Todestag von Pater Rupert Mayer, *W. Sandfuchs* (MÜ)
17.05 Buchbespr.: Hermann Broch: Massenpsychologie, *F. Schonauer* (WDR)
17.30 Fritz Reuter zum 150. Geburtstag, *W. Büttner* (MÜ II)
17.30 Der Weg der Mongolischen Volksrepublik, *F. Th. Zölch* (WDR)
19.05 Wallfahrten — heute, *M. Wagner* (MÜ II)
20.35 Zeuge für Christus, *F. Ansprenger* (SFB)
21.00 Konvertit und Kirche, *K. Brem* (SAA)
21.30 Gespräch mit Augustin Kardinal Bea, *W. Brobeil* (SWF)
22.00 Die Kreuzzüge, *H. Schwarz* (BRE II)
22.15 Der Angelpunkt in der Entwicklungslehre von Pierre Teilhard de Chardin, *W. Weymann-Weyhe* (WDR)

2. November (Mittwoch)

8.45 Gedanken zu Allerseelen, *A. Auer* (STU)
15.00 Gedichte und Prosa gefallener und ermordeter Dichter, *P. Wimmer* (ÖRF II)
17.45 Das Bild des Priesters in Selbstdarstellungen, *F. A. Hoyer* (SWF II)
18.40 Bevölkerungsprobleme der Tropen, *E. Troger* (ÖRF III)
21.30 Hörsp.: Jeanne auf dem Scheiterhaufen, *P. Claudel* (WDR I)
22.00 Sozialfaktoren im Wahrnehmungsprozeß *L. J. Postman* (RIAS)
22.15 Der Mensch im Atomzeitalter, *B. v. Brandenstein* (SAA)
23.15 Charakteristische Erscheinungsformen der modernen Publizistik, *F. Eberhard* (SFB)

3. November (Donnerstag)

10.00 Schulf. Antisemitismus — ein gefährliches Spannungsverhältnis (SFB)
15.40 Schulf. Atomforschung in der Bundesrepublik (BRE)
16.30 Zum 75. Geburtstag von Ezra Pound, *W. Riemerschmid* (ÖRF)
16.45 Scheinbare Widersprüche: Hast und Bequemlichkeit, *P. A. Loos* (BRE)
18.40 Die Weltbedeutung der romanischen Sprachen, *J. Sofer* (ÖRF III)
18.45 Was heißt Bibelkritik? *G. Steck* (FRA II)
19.05 Die Rolle der Intellektuellen im ungarischen Volksaufstand, *K. Hofman* (MÜ II)
20.30 Das Absurde in der Diktatur — Slawomir Mrozek, *M. Reich-Ranicki* (SWF II)
21.15 Die äußeren Inseln Indonesiens, *A. E. Johann* (BRE)
22.00 Neue Methoden der Blutkonservierung, *C. G. Brunéngo* — Gedanken zur Rolle der Publizistik in der modernen Gesellschaft, *H. Schelsky* — Das Regime Cäsars, *Ch. Wirszubski* (FRA II)

4. November (Freitag)

14.35 Flüchtling auf den Straßen der Welt, *H. Strotzka* (ÖRF II)
19.30 Verträge als Mittel der sowjetischen Außenpolitik, *R. Fiedler* (WDR)
20.45 Die Lohn-Preis-Spirale, *W. Krelle* (STU)
21.45 Religion ist kein Fach, *H. Bannach* (STU II)
21.50 Bericht über den 6. Deutschen Kongreß für Philosophie in München, *W. Hochkeppel* (MÜ II)
22.45 Ideengeschichte und Philosophie in Amerika, *K. Kolenda* (SWF II)

5. November (Samstag)

16.00 Die Technik des Romans, *W. Jens* (BRE II)
17.15 Gibt es Leben auf anderen Sternen? *H. G. Meyer* (FRA II)
18.00 Ist die Schöpfungsgeschichte noch aktuell? *H. Bannach* (BRE)
18.15 Die Säkular-Institute in der Welt, *H. Fischer-Barnicol* (WDR I)
19.05 Auf dem Weg zu einem neuen Menschenbild, *W. Veauthier* (SAA II)
21.45 50 Jahre Ökumenische Bewegung, *H. H. Wolf* (SWF II)

6. November (Sonntag)

8.00 Unsere Orden: Die Redemptoristen (MÜ II)
8.15 Das Mißverständnis der Kirche, *G. Zimmer* (SAA II)
8.30 Ratschläge für eine sachgemäße Predigt-Kritik, *S. Daecke* (MÜ II)
9.05 Stufen der Menschwerdung, *U. v. Mangoldt* (MÜ)
9.30 Zum Gedenken an Gottfried Kölwel, *P. Esser* (WDR I)
9.45 Der Stanzer Brief — Heinrich Pestalozzi (SWF)
10.00 Christentum und Marxismus, *P. Tillich* (STU)
10.30 Luther und die Reformation in der europäischen Geschichtsschreibung, *G. Ritter* (SWF)
11.00 Wege des Friedens, *G. Kurz* (STU II)
11.00 Was ist der Mensch? *H.-J. Schoeps* (SAA)
11.15 Was heißt Christ sein? *A. Winklhofer* (SWF II)
11.45 Richtige und falsche Maßstäbe im Leben der Kirche, *W. Heidland* (SWF II)
13.30 Zum 50. Todestag des Grafen Leo von Tolstoi, *E. Castonier* (MÜ II)
15.00 Zum 150. Geburtstag von Fritz Reuter, *K. Winkler* (STU II)
18.00 Das Wort Gottes und die Sprache des Glaubens, *G. Söhngen* (ÖRF III)
18.45 Religion — eine private Sache, *W. Alff* (WDR I)
19.45 Unfertige Reformation, *Th. Ellwein* (STU)

7. November (Montag)

14.45 Schulf. Chruschtschow und der Lebensstandard (SWF)
15.00 Schulf. Der Führermythos im Dritten Reich (RIAS II)
18.30 Schulf. Johanna auf dem Scheiterhaufen (FRA II)
20.10 Konzilsgewalt und Papstgewalt (SAA II)
21.05 Vorurteile und ihre Manipulierung, *A. Mitscherlich* (MÜ II)
22.00 Psychologie der Intelligenz, *J. Piaget* (RIAS)
22.30 Aus dem west-östlichen Tagebuch von *G. Zwerenz* (SWF)

8. November (Dienstag)

9.00 Schulf. Die Negerfrage in den USA (FRA)
15.00 Schulf. Die Reichskristallnacht (9. 11. 1938) (BRE)
16.45 Christliche Geschichtsdeutung, *K. A. Fink* (STU)
17.00 Schulf. Entscheidung zu christlicher Tat: Pastor Fliedner (STU II)
17.45 Zum 80. Geburtstag von Robert Musil, *S. Th. Czokor* (SWF II)
20.00 Ernährung und Gesundheit, *H. D. Cremer* (FRA II)
21.00 Zwei Jahre kommunistische Bedrohung Berlins, *E. Deuerlein* (WDR I)
22.20 Die Wiederentdeckung Jean Pauls, *W. Höllerer* (FRA)
23.30 Freiheit und Bindung im künstlerischen Schaffen, *H. Mersman* (RIAS II)

9. November (Mittwoch)

10.00 Die Verfeinerung des Gewissens im Alter, *A. Czettritz* (BRE)
14.35 Die Beeinflussung des französischen Denkens durch deutsche Philosophen, *R. Montigny* (ÖRF II)
16.45 Die Völker Osteuropas: Der Ukrainer (MÜ)
17.45 Gott ist im Detail, *H. J. Baden* (SWF II)
18.00 Formosa als Missionsland, *G. Vicedom* (MÜ)
19.15 Der Laizismus in Italien, *P. Jung* (SAA)
20.00 Die neutralistische Malerei, *G. Kalow* (FRA II)
21.15 Die Gesetze des richtigen Denkens, *R. Heiss* (MÜ II)
21.35 Christentum und Marxismus, *P. Tillich* (STU II)
22.00 Prüfung und faktorieller Aufbau der Intelligenz, *J. P. Guilford* (RIAS)
23.15 Publizistik zwischen Wissenschaft und Praxis (SFB)

10. November (Donnerstag)

9.20 Schulf. Jerusalem (MÜ)
10.45 Zum 50. Todestag von Henry Dunant, *H. D. Beaufort* (STU)
14.30 Männerbünde bei Natur- und Kulturvölkern, *M. Eisenberger* (ÖRG)
15.00 Schulf. Aus der Alten in die Neue Welt — Carl Schurz (SFB)
16.45 Scheinbare Widersprüche: Konservative Haltung und technische Modernität, *P. A. Loos* (BRE)
16.45 Die Einstellung des Amerikaners zum Staat, *W. Malten* (SWF)
18.45 Karl Rahner, *H. Vorgrimler* (FRA II)
20.30 Mythos plus Psychologie, *G. Westphal* (SWF II)
22.00 Die Unangreifbarkeit der Publizisten, *H. Schelsky* (FRA II)
22.15 Streit um den neuen Shakespeare — ein Interview mit Hans Rothe (SWF)
23.15 Ballett und Ideologie, *A. Silbermann* (SFB)

11. November (Freitag)

14.35 Altern — eine Krisenzeit des Lebens, *H. Hoff* (ÖRF II)
17.15 Die älteste Universität der Welt, *H. Jungraithmayr* (ÖRF II)
19.05 Atom und Gewissen, *H. Schirmbeck* (MÜ II)
20.45 Schließt die Vollbeschäftigung die Währungsstabilität aus? *P. Meinhold* (STU II)
21.00 Krise der Weimarer Republik — Rote Armee an der Ruhr, *A. Gerigk* (SWF)
21.20 Die bürgerliche Epopöe, *F. Schonauer* (MÜ II)
21.45 Gedanken über die Konfirmation, *E. Stammler* (STU II)
22.30 Die veränderte Position des Erzählers im neuen französischen Roman, *G. Ortlepp* (STU)
22.45 Ideengeschichte und Philosophie in Amerika — Evolutionismus, *K. Kolenda* (SWF II)
23.00 Der Einfluß Indiens auf das Abendland, *W. Eidlitz* (BRE II)

12. November (Samstag)

9.30 Begegnung mit Afrika, *W. Titze* (SWF II)
14.00 Osteuropäische Religionsgemeinschaften in Bayern (MÜ II)
16.30 Zum 150. Geburtstag von Fritz Reuter, *H. Quistorf* (WDR I)
18.00 Bernward von Hildesheim, *F. Knipping* (BRE)
18.55 Die Kriegsliteratur der letzten Jahre, *E. Pable* (ÖRF III)
20.10 Die Zukunft Asiens, *F. Sternberg* (WDR II)
21.45 Christliche Musik der farbigen Völker, *J. Rzitka* (SWF II)

13. November (Sonntag)

8.00 Elisabeth von Thüringen, *J. M. Wehner* (MÜ II)
8.30 Der Prediger von Buchenwald — Pfarrer Paul Schneider, *H. Knebel* (MÜ II)
9.05 Die Kunst des Übersetzers, *A. Kuhn-Foelix* (MÜ)
9.45 Lyrik und Prosa zum Volkstrauertag, *H. Lohmüller* (SWF)
10.00 Hat sich die Impfung gegen Kinderlähmung bewährt? *F. Klose* (STU)
10.30 Naturforschung und Humanismus, *A. Portmann* (SWF)
11.00 Hat das Abendland noch eine missionarische Funktion? *J. Daniélou* (STU II)
11.15 Das Geheimnis der Gerechtigkeit Gottes, *A. Winklhofer* (SWF II)
11.45 Unsterblichkeit oder Auferstehung? *W. Kreck* (SWF II)
12.00 Das christliche Mysterium, *K. Rahner* (FRA II)
14.45 Gedanken über das Sterben, *F. H. Ryssel* (FRA II)
15.00 Monte Cassino — Die Geschichte eines heiligen Berges, *W. Littmann* (FRA)
16.00 Kirchen und Dome in den Ländern zwischen Elbe und Werra und Oder und Neiße (MÜ)
16.30 Christliche Soldaten mit Atomwaffen? *S. Daecke* (SFB II)
17.15 Feierstunde des „Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge" (alle Sender)
20.15 Der Strafgefangene und die Gesellschaft, *E. Wyrambe* (STU II)
20.30 Länder der toten Soldaten, *I. Meyer-Sickendigk* (SWF II)
21.00 Georg Trakls Abschied und Verbleib, *L. Ficker* (RIAS II)
22.25 Der europäische Föderalismus, *H. Slapnitzka* (ÖRF)

14. November (Montag)

14.35 Fürsorgeprobleme des gefährdeten Lebens, *A. Tesarek* (ÖRF II)
17.05 Der Tod als Grenze, *J. Nahodil* (WDR)
18.15 Aberglaube und Hexenwahn? *H.-G. Müller* (SFB)

18.40 Deutscher Geist in Rußland, *F. Stepun* (ÖRF III)
20.00 Die Politik der Stärke, *R. Fiedler* (SAA)
20.10 Von Daumier bis Chagall, *G. Schmidt* — Die Konzilien der Neuzeit, *W. von den Steinen* (SAA II)
20.15 Der Mensch in der Sicht der Biologen, *A. Portmann* (MÜ)
20.30 Erdbeben und ihre Ursachen, *Th. Nielsen* (ÖRF III)
21.05 Grundzüge einer Sozialpsychologie — die Angst vor dem anderen, *A. Mitscherlich* (MÜ II)
22.00 Erwartung, Bildwelt und Phantasie, *H. Kunz* (RIAS I)
22.30 Politische Bekenntnisse deutscher Autoren, *H. Krüger* (SWF)

15. November (Dienstag)

16.45 Der christliche Politiker, *H. von der Gablentz* (STU)
17.15 Begegnung von Orient und Okzident in der abendländischen Kunst, *H. Friedrich* (ÖRF II)
17.30 Verteidigungspolitik und Verkehrspolitik, *G. Schulz-Wittuhn* (WDR)
17.45 Der Mensch im Kreuz, *W. Schwarz* (SWF II)
19.20 Christliche und marxistische Hoffnung, *M. Reding* (WDR I)
20.00 Hörsp.: Das Opfer von Treblinka, *H. v. Ssachno-Uselis* (MÜ)
21.30 Zum 50. Todestag von Wilhelm Raabe, *H. Gumtau* (RIAS II)
22.20 Sartres Kritik der dialektischen Vernunft, *J. v. Kempski* (FRA)
22.25 Die Magie des Marxismus — Wissenschaftsglaube und moralische Empörung, *M. Polanyi* (ÖRF)
22.20 Gefühl, Anmutung und Aufforderungscharakter, *P. Hofstätter* (RIAS)

16. November (Mittwoch)

8.00 Russische Heilige und russische Heiligkeit, *E. Kock* (WDR)
9.00 Der Abbau der Persönlichkeit in unserer Welt, *E. Gürster* (STU II)
10.40 Krankheit als Anfechtung und Verheißung, *A. Köberle* (MÜ)
11.00 Hörsp.: Die Heimkehr, *H. Flügel* (STU II)
11.15 Predigt eines Ungläubigen an die Christen, *G. Bernanos* (SWF)
11.45 Der Tod als Gericht, *W. Kreck* (SWF II)
12.00 Opfer der Frau in der Diktatur, *B. Bondy* (SFB II)
12.00 Dietrich Bonhoeffer — Leben und Wirken, *H. Jungbluth* (FRA II)
14.30 Heil- und Zaubermittel in der Volksmedizin, *E. Grabner* (ÖRG)
15.00 Das christliche Verständnis des modernen Menschen, *P. Tillich* (FRA)
15.45 Der heilige Berg Athos, *H. Röhling* (WDR I)
16.00 Wir sind getauft — aber sind wir Christen? *L. Seehaus* (SFB II)
17.15 Die Italienpolitik der mittelalterlichen deutschen Kaiser, *K. Pivec* (ÖRF II)
18.00 Verstehen und Verzeihen, *H. Schomerus*, (SWF II)
18.00 Zum Gedenken an Harald Braun, *K. Ihlenfeld* (MÜ)
18.35 Polnische religiöse Lyrik der Gegenwart, *K. Dedecius* (STU)
20.00 Zum 50. Todestag Leo Tolstois, *P. Lotar* (SWF)
21.00 Was bedeutet Aufarbeitung der Vergangenheit? *Th. Adorno* (WDR)
21.35 Masseninstinkte und Massenpsychose (STU II)
22.20 Zur Theologie von Dietrich Bonhoeffer, *H.-E. Bahr* (MÜ II)
22.30 Der Protestantismus in Mitteldeutschland, *L. Besch* (SAA)
23.15 Emmanuel Ringelblum — Chronist des Warschauer Ghettos, *J. Wulf* (SFB)

17. November (Donnerstag)

14.45 Schulf. Raketentechnik — Weltraumfahrt (SWF II)
14.45 Ist unser Heimatbegriff noch gültig? *W. Heinrich* (SAA)
16.45 Die Russen und der Kolonialismus vor 50 Jahren, *R. Fischer* (SWF)
19.35 Das Goldene Zeitalter in der Geschichte Frankreichs, *H. de Haas* (WDR)
20.30 Rückblick eines Zeitgenossen auf Visionen der Epoche, *H. J. Merkelbach* (SWF II)
22.00 Religion und Frieden, *M. Masushita* — Gedanken zur Rolle der Publizistik in der modernen Gesellschaft, *H. Schelsky* — Neue Methoden der Blutkonservierung, *C. G. Bruněngo* (FRA II)
23.00 Deutsche Klassik und Romantik, *H.-S. v. Heister* (SFB)

18. November (Freitag)

14.30 Schulf. Bulgarien heute (SAA)
14.35 Die Bedeutung der psychischen Hygiene im Wohlfahrtsstaat, *E. Tuchmann* (ÖRF II)
15.00 Schulf. Missionarinnen in Südamerika (FRA II)
18.00 Schulf. Flüchtlinge in aller Welt (SAA II)
20.45 Grundsätze moderner Finanzpolitik, *W. Koch* (STU)
21.00 Zum 50. Todestag von Wilhelm Raabe, *A. Prugel* (SWF)
21.20 Aus Unterhaltung und Erbauung wird Literatur, *F. Schonauer* (MÜ II)
22.45 Der Naturalismus in Amerika, *K. Kolenda* (SWF II)
23.00 Kritische Anmerkungen zu Anna Seghers' Nachkriegswerk, *E. Albrecht* (SFB)

19. November (Samstag)

17.30 Entstehung der Elemente im Weltall (FRA II)
19.05 Der christliche Dialog und seine Grenzen, *F. Ronig* (SAA)
21.45 Südamerika in der Sturmzone, *C. G. Wingenroth* (WDR I)
21.45 Hoffnung über den Tod hinaus, *A. Haarbeck* (SWF II)

20. November (Sonntag)

8.00 Das Jahr des Heils, *F. A. Hoyer* (MÜ II)
8.30 Eine Erinnerung an Georg Merz, *A. Volkmar* (MÜ II)
10.00 Gibt es ein Lebensgesetz der Religionen? *G. Mensching* (STU)
10.30 Naturforschung und Humanismus, *A. Portmann* (SWF)
11.00 Das Leben der Toten, *K. Rahner* (STU II)
11.00 Was ist der Mensch? *H.-J. Schoeps* (SAA)
11.15 Wohin geht die Geschichte? *A. Winklhofer* (SWF II)
11.45 Gottes Sieg über den Tod, *W. Kreck* (SWF II)
12.00 Das christliche Mysterium, *K. Rahner* (FRA II)
18.05 Über das Sterben des Menschen in kommunistischer Sicht, *W.-D. Zimmermann* (SFB II)
18.30 Zum 50. Todestag von Graf Leo Tolstoi, *E. Castonier* (FRA II)
20.00 Der Mensch und seine Meinung, *W. Dirks* (SFB)
21.45 Deutsche Literatur des Mittelalters, *P. Wapnewski* (SFB II)
22.40 Franz Kafka als Lyriker, *P. Jokostra* (SWF II)

21. November (Montag)

16.40 Die Schriftsteller und ihre Motive, *A. Giachi* (MÜ)
17.15 Die Entwicklung und die Folgen der Wohnungsbauzwangswirtschaft in Westeuropa, *P. Hazmuka* (ÖRG)
20.00 Die Hoffnung auf Koexistenz, *R. Fiedler* (SAA)
20.10 Von Daumier bis Chagall, *G. Schmidt* — Das Konzil in der modernen Welt, *W. von den Steinen* (SAA II)
21.00 Zum 50. Todestag von Leo Tolstoi, *P. Lotar* (SFB)
21.05 Grundzüge einer Sozialpsychologie: Sitzenbleiben oder Amoklaufen, *A. Mitscherlich* (MÜ II)
22.00 Hauptformen des Denkens, *D. M. Johnson*
23.05 Hausgötter der deutschen Leserwelt—Rudolf G. Binding, *R. Michaelis* (STU)

22. November (Dienstag)

15.45 Leo Tolstoi und der europäische Geist, *J. Matl* (ÖRF)
16.45 War Bismarck ein christlicher Politiker? *H. Wagner* (STU)
17.45 Deutsche Kulturpolitik — ihr Wesen und ihre Formen, *J. H. Knoll* (SWF II)
18.00 Über die Familie in der Zeit, *H. Schomerus* (SAA II)
22.20 Das Auslandsstudium: Ausnahme oder Regel? *H. Fiebrock* (FRA)
22.25 Rußland zwischen Asien und Europa: Ideologie und Realpolitik, *R. Löwenthal* (ÖRF)

23. November (Mittwoch)

8.45 Geschichtliche Gestalten des Bodenseeraumes: Abt Craloh von St. Gallen, *O. Feger* (ÖRV)
14.30 Brauchtum, Kult und Aberglauben in Indien, *F. Standenath* (ÖRG)
15.30 Auf Erzsuche in Skandinavien, *E. Wench* (ÖRK)
17.15 Geisteskrankheit und Verbrechen, *E. Stranaky* (ÖRF II)
18.00 Das Diakonat — eine Aufgabe für unsere Zeit, *H. Fleckenstein* (MÜ)
21.15 Ist das Schöne schön? *G. Schmidt* (MÜ II)
21.30 Gibt es ein Lebensgesetz der Religionen? *G. Mensching* (STU II)
21.45 Kinder aus der Retorte, *W. Becker* (FRA)
22.00 Über die Bedeutung elektronischer Simulatoren für die Erforschung des Verstehens und Denkens, *C. Hovland* (RIAS)
22.20 Die Entwicklung des Buddhismus, *A. Govinda* (MÜ II)
23.15 Afrika — gestern und heute, *H. Schiffers* (SFB)

24. November (Donnerstag)

9.20 Schulf. Mitteldeutsche Bauern verlassen Haus und Hof (MÜ)
10.45 Gedanken zu Leben und Unsterblichkeit, *F. Henne* (STU)
14.30 Männerbünde bei Natur- und Kulturvölkern, *M. Eisenberger* (ÖRG)
15.45 Hugo Grotius — der Vater des Völkerrechts, *H. Keller* (ÖRT)
20.00 Das Abendland und der europäische Osten, *O. Schatz* (ÖRF II)
22.15 Probleme und Fragen der modernen Dichtung, *H. Schirmbeck* (SWF)
23.15 Diaghilew und der Mythos, *A. Silbermann* (SFB)

25. November (Freitag)

14.35 Das Selbstmordproblem, *L. Ungar* (ÖRF II)
15.00 Schulf. Alte Kirche — junge Völker (FRA II)
17.15 Marxistische Literaturtheorie, *G. Böse* (ÖRF II)
20.45 Was kann man zur Erhaltung der Geldwertstabilität tun? *F. Lutz* (STU)
21.20 Proust, Joyce, Kafka — ein Experiment? *F. Schonauer* (MÜ II)
21.45 Christliche Perspektiven, *H. Rieß* (STU II)
22.25 Neue finnische Lyrik, *H. Lienhard* (ÖRK)
22.45 Zwischen liberaler und dialektischer Theologie, *H. J. Baden* (SWF II)
23.15 Die Résistance des Humanismus—Konstantin Paustovskij, *H. v. Ssachno-Uselis* (SFB)
23.30 Synkopen über Haifa, *E. Landau* (MÜ II)

26. November (Samstag)

8.45 Tibets innerer Widerstand gegen die Technisierung, *Th. Burang-Illion* (ÖRF)
14.00 Als „Freiwilliger" in Kasachstan, Bericht eines geflüchteten Russen (MÜ II)
21.45 Eine Betrachtung am Ende des Kirchenjahres, *F. A. Hoyer* (SWF II)

27. November (Sonntag)

9.00 Schulf. Hiroshima — heute (SAA)
10.30 Naturforschung und Humanismus, *A. Portmann* (SWF)
11.00 Abbé Pierre, *H. Fischer-Barnicol* (STU II)
11.15 Der Mensch im Advent, *R. Hauser* (SWF II)
11.45 Der Messias, *W. v. Loewenich* (SWF II)
12.00 Kirche und Arbeiterschaft, *O. v. Nell-Breuning* (FRA II)
20.45 Die Spur Gomorrhas, *O. H. Klingele* (STU)
21.15 Bohrturm und Minarett, *J. Pechel* (SWF)

28. November (Montag)

22.30 Versuch über Samuel Beckett, *E. Hesse* (SWF)

29. November (Dienstag)

15.20 Schulf. Gefährten von gestern — Gegner von heute: deutsche Résistance (FRA)
22.20 Deutsche Gegenwartsliteratur: Stile, Themen und Probleme, *W. Jens* (FRA)

30. November (Mittwoch)

19.55 Das Wort, das gesprochen wird, *M. Buber* (FRA II)

Ergänzender, zum Gebrauch dieses Heftes notwendiger Bestandteil

(BRE) Radio Bremen; (FRA) Hessischer Rundfunk Frankfurt; (MÜ) Bayerischer Rundfunk München; (NDR) Norddeutscher Rundfunk; (ÖRF) Österr. Rundfunk; (ÖRG) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Graz; (ÖRK) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Klagenfurt; (ÖRL) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Linz; (ÖRS) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Salzburg; (ÖRT) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Tirol; (ÖRW) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Wien; (RIAS) RIAS Berlin; (SAA) Saarländischer Rundfunk; (SFB) Sender Freies Berlin; (STU) Süddeutscher Rundfunk; (SWF) Südwestfunk; (WDR) Westdeutscher Rundfunk

HERDER-KORRESPONDENZ

Drittes Heft — 15. Jahrgang — Dezember 1960

Willst du werden, was du nicht bist, geh hin, wo du nichts bist.

Der hl. Johannes vom Kreuz

Die Hindernisse, die der Wiedervereinigung aller Christen immer wieder entgegenstehen, mögen durch die Wahrheit und die Liebe Christi weggeräumt werden. Allgemeine Gebetsmeinung für Januar 1961

1. Genau vor einem Jahre erregte hier die Allgemeine Gebetsmeinung für Januar 1960 besondere Aufmerksamkeit. Ihr Wortlaut: „Alle, die die wahre Kirche suchen, mögen das Verlangen des Herzens Jesu nach der Einheit der Seinen tiefer erkennen und dadurch zur Einheit geführt werden", verriet einen neuen Geist, nämlich eine Verschiebung der Akzente von der kanonischen Form der Einheit unter Pius XII. auf ihre personale Quelle, das Herz des Erlösers, Jesus Christus (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 97 f.). Diese Wendung regte dazu an, unbeschadet der dogmatischen Bindungen, das Gebet für die Wiedervereinigung aller Christen in einer neuen Freiheit zu verrichten. Die Hindernisse für eine Wiedervereinigung, die uns damals beschäftigten, sind noch nicht ausgeräumt, denn sie sind fundamentaler Art. Und doch hat die Gründung des Sekretariats zur Förderung der Einheit der Christen durch Papst Johannes XXIII. und seine Besetzung mit den besten Kennern der Ökumenischen Bewegung einen Durchbruch zur Überwindung der Hindernisse erbracht.
Wenn Kardinal Augustin Bea nach der Übernahme seines hohen Amtes als Vermittler zwischen dem Papst und den getrennten Christen alsbald erklärte, Rom sei in Fragen der Liturgie und der Disziplin zu weiten Zugeständnissen bereit, nur nicht in Fragen des Dogmas, so ist damit in römischer Diktion etwas Neues zur Frage der Einheit gesagt. Bis dahin war es vorwiegend so, daß die katholische Lehre die Kirche wesentlich von oben her, von Christus, dem Stifter und Gesetzgeber seiner Kirche, entfaltete und sogleich Geist und Recht der Kirche in wechselseitiger Durchdringung als eine zentrale, hierarchische Institution vorstellte. Die Ökumenische Bewegung hingegen versucht notgedrungen die Realisierung, besser die „Sichtbarmachung" der in Christus schon vorgegebenen pneumatischen Einheit von unten her, im brüderlichen Gespräch und in praktischer Zusammenarbeit an den großen Weltfragen christlicher Verantwortung, jedenfalls auf dem Boden der Wirklichkeit der kirchlichen Trennungen. Diese verschiedenen Ausgangsbasen lassen vorerst die Vorstellung von Einheit und von Kirche nicht zur Deckung gelangen (vgl. ds. Heft, S. 138 u. 141).
Aber Papst Johannes XXIII. hat durch seine persönliche, ja charismatische Initiative insofern einen neuen Anfang gesetzt, als er die getrennten Christen nicht anpredigte, er hat sie vielmehr als Brüder anerkannt, die mit dem Namen Christi gezeichnet sind, und ihnen gelobt, auch für sie der gute Hirte und ihr „Bruder Joseph" sein zu wollen. Auch das ist ein Fundament, und zwar ein Fundament der Einheit, und es sieht so aus, als ob der eine oder andere Führer der getrennten Gemeinschaften erwägt, es mit aller Vorsicht zu betreten. Der Papst hat mit dieser Tat indirekt jene Bemühungen bestätigt, die eine Ekklesiologie des Einsammelns anraten, eine „Theologie des Relativen" oder eine „Theologie der Wahrheit in Bewegung". Diese begnügt sich nicht damit, die Irrtümer zu kennzeichnen, sondern sie sucht die vestigia Ecclesiae bei den Getrennten auf, die Wahrheit ihres Glaubens. Daß Vertreter dieser Theologie Mitglieder und Konsultoren der Theologischen Kommission für das Ökumenische Konzil geworden sind, zeigt die verheißungsvollen Veränderungen an der Spitze der katholischen Hirtenführung. Überdies hat der Papst den Wortlaut der Intentionen für die Gebetsoktav abändern und die anstößigen Begriffe „Rückkehr" oder „Unterwerfung" durch „Versöhnung" ersetzen lassen (vgl. ds. Heft, S. 107). Das zurückliegende Jahr bedeutet also eine erste, überraschende Erfüllung der Allgemeinen Gebetsmeinung für Januar 1960 wie derjenigen für Juni 1960: „Die Gläubigen mögen mit Ausdauer die Hilfe des Heiligen Geistes für die Wiedervereinigung aller Christen in dem einen wahren Glauben und der einen Kirche erflehen" (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 337).
2. Diesmal ist für den Monat der Gebetsoktav für die Wiedervereinigung aller Christen aufgegeben, dafür zu beten,

Kürzlich ist das jüdische Ehepaar P. aus Tel B. in Israel nach Freiburg i. Br. gekommen, damit Frau P., die an Schüttellähmung (Parkinson) leidet, von den Spezialisten der Neurochirurgischen Klinik operiert werden kann. Es sind sehr arme und bescheidene Leute. Herr P., von Beruf Schuhmacher und überaus schmächtig von Gestalt, konnte gerade die Reisekosten zusammenbringen. Er hatte geglaubt, in Deutschland die Klinikkosten durch Arbeit verdienen zu können. Das hat sich jedoch als unmöglich erwiesen. Was er hier erwerben kann, reicht kaum zum Lebensunterhalt. Frau P. muß zweimal operiert werden, und zwar im Abstand von sechs Monaten. Die Kosten (einschließlich der notwendigen Erholung) belaufen sich auf 4000 bis 5000 Mark. Wir bitten darum, Herrn und Frau P. und ihren beiden in Israel zurückgebliebenen Kindern diesen Betrag zu schenken.

Überweisungen werden erbeten an Pax Christi, Deutsches Sekretariat, Freiburg i. Br., Postscheckkonto Karlsruhe Nr. 948, mit dem Vermerk: „Vater-Abraham-Spende".

daß die immer wieder auftauchenden Hindernisse durch die Wahrheit und die Liebe Christi weggeräumt werden mögen. Beides, die Wahrheit und die Liebe Christi, sind Leitgedanken, die, eng verbunden in vielen Kundgebungen des Papstes erscheinen (z. B. in der Weihnachtsansprache von 1959: Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 227, oder in der Missionsenzyklika *Princeps Pastorum,* ebd. 14. Jhg., S. 174 f., und vor allem im Rundschreiben *Ad Petri cathedram,* ebd. 13. Jhg., S. 542 f.). Über den einen Leitgedanken besteht bei allen Christen Einmütigkeit, daß nämlich die ganze *Liebe Christi* dazu gehört, um die Hindernisse abzubauen, von denen z. B. der Bericht über „Das evangelische Echo auf den Eucharistischen Weltkongreß" einen beredten Eindruck gab (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 91 f.). Was diese Liebe vermag und was sie erfordert, zeigt uns das Opfer Jesu am Kreuz und die Antwort, die etwa der Apostel Paulus (Röm. 9, 3; 1 Kor. 4 und 13) oder der Apostel Johannes (1 Joh. 4) darauf gegeben haben.

Es ist ein großer Segen, daß diese Einmütigkeit nicht nur theologisch besteht, sondern daß sie sich von beiden Seiten in bedeutenden Initiativen der kirchlichen Führung auswirkt. Das allein schon ist für die zweifelnde, aber gespannt aufmerkende Welt und noch mehr für die Hoffnung der Christen ein großes Schauspiel. Davon zeugt auch das positive Echo, das die neuen Maßnahmen des Papstes beim Zentralausschuß des Weltrates der Kirchen hervorgerufen haben (vgl. ds. Heft, S. 139), sowenig wie man freilich im Bericht des Exekutivausschusses des Weltrates über „Die Entwicklungen in der römisch-katholischen Kirche" am Schluß den Satz überhören darf: „Die Schaffung des Sekretariats [für die Einheit der Christen] bedeutet nicht, daß irgendeine der fundamentalen Verschiedenheiten, die zwischen der römisch-katholischen Kirche und den Kirchen des Weltrates bestehen, schon gelöst wäre. Der Wechsel ist ein solcher der Methode und des Klimas . . . Unsere Aufgabe in dem Dialog wird sein, die Einsichten darzulegen, die Gott uns gemeinsam in den 50 Jahren seit Beginn der Ökumenischen Bewegung gegeben hat."

Anderseits ist die Warnung erfreulich, die der Generalsekretär des Weltrates, Dr. Visser 't Hooft, in seinem Bericht vor der Gefahr gegeben hat, der Weltrat könnte als eine mit der römisch-katholischen Kirche vergleichbare Größe und daher als Gegengewicht zu ihr betrachtet werden. Das wäre „ein geistliches Desaster". Der Weltrat der Kirchen sei eine Gemeinschaft sui generis, die für die Einheit aller Christen wirkt, aber nicht eine neue Spaltung zwischen verschiedenen Gruppen von Kirchen hervorrufen darf. Wiederum zeigt die neue Formel über die Einheit der Kirche, die von der „Kommission für Glaube und Kirchenverfassung" (Faith and Order) dem Zentralausschuß des Weltrates in St. Andrews vorgelegt wurde, deutlich die dogmatischen Hindernisse: „Die Einheit, sowohl Gottes Wille wie seine Gabe an die Kirche, ist derart, daß sie an jedem Ort alle, die Jesus Christus als den Herrn bekennen, durch die eine Taufe auf Ihn in voll verpflichtende Gemeinschaft miteinander bringt, eine Gemeinschaft, die am apostolischen Glauben festhält, das eine Evangelium verkündet, das eine Brot bricht und ein korporatives, dem Zeugnis und Dienst an allen gewidmetes Leben führt; gleichzeitig vereint sie alle miteinander an allen Orten und zu allen Zeiten derart, daß Amt und Gliedschaft von allen anerkannt werden . . ." Das ist eine Unionsformel mit paulinischen Elementen, aber nach dem Vorbild der „Kirche von Südindien" (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 511), über das sie insofern hinausstrebt, als die Union aus den getrennten Kirchen auch innerhalb eines Ortes eine einzige Gemeinde bilden soll. Sie umgeht die Frage der dogmatischen Wahrheit und die kanonische Qualität der hierarchischen Ämter, wie schon innerhalb der Aussprache des Zentralausschusses des Weltrates bemerkt wurde.

3. Das Haupthindernis ist also, was der Papst in seiner Gebetsmeinung die *Wahrheit Christi* nennt. In den oben erwähnten Dokumenten ist gesagt, was er unter dieser Wahrheit versteht. Vor Vertretern katholischer Universitäten erklärte Johannes XXIII. z. B. im April 1959, daß im katholischen Studienbetrieb selbstverständlich für die Wahrheitserkenntnis die Prinzipien der thomistischen Philosophie und der Theologie maßgebend bleiben. Bezeichnenderweise fuhr er aber fort: „mehr noch jedoch Christus, das Wort Gottes" (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 368). Im Rundschreiben *Ad Petri cathedram* Abschnitt III „Die Einheit der Kirche" stellt der Papst fest, daß bei den getrennten Christen die Vorurteile bei der Suche nach der Wahrheit abnehmen, und würdigt kurz die ökumenischen Bemühungen um eine gewisse Einheit, fährt dann aber fort: „Ohne jeden Zweifel hat der göttliche Erlöser seiner Kirche bei ihrer Gründung die Stütze und Ausrüstung fester Einheit geschenkt", denn er wollte sie nicht der Vielfalt menschlicher Meinungen überlassen; das hätte „dem göttlichen Lehramt Christi widersprochen", der „der Weg, die Wahrheit und das Leben ist" (Joh. 14, 6). Die katholische Kirche allein sei durch drei besondere Merkmale ausgezeichnet: „die Einheit der Lehre, Einheit der Leitung und Einheit des Kults" auf dem Grundstein Petrus. „Die katholische Kirche entscheidet, was fest und treu geglaubt werden muß . . ., denn sie weiß und hält daran fest, daß es nur eine einzige Wahrheit gibt und daß es nicht mehrere Wahrheiten geben kann, die einander widersprechen." Er verweist aber auf Kardinal Newman und die Möglichkeit, daß theologische Diskussion „zu einer besseren und tieferen Einsicht in die Dogmen führen und neue Gesichtspunkte erbringen" kann. Darauf folgt die liebevolle Einladung an die Brüder zur Rückkehr in das gemeinsame Vaterhaus, „den mystischen Leib Christi, der die katholische Kirche ist". Petrinische, paulinische und johanneische Motive sind in diesem Rundschreiben verwoben. Hört man genauer hin, so ist deutlich zu spüren, wo das Herz des Heiligen Vaters schlägt und wo er auf die traditionelle Lehre Rücksicht nimmt und nehmen muß. Sein Herz ist bei Christus, von dem er am Schluß abermals zitiert, Er ist „der Weg, die Wahrheit und das Leben". Die eine einzige Wahrheit ist ihm vor allem Christus, das Wort Gottes.

In dem „vor allem Christus" liegt eine Verheißung. Sie wird durch die Vorliebe des Papstes für eine biblische Sprache unterstrichen. In der Gebetsmeinung steckt also die Frage: Findet die Liebe Christi bei der Vorbereitung des Ökumenischen Konzils einen Weg, die jüngeren Dogmen scholastischer Sprache auch in der Sprache der Bibel als Wahrheit Christi auszuweisen? Das ist etwas anderes als undiskutierbare Vorschläge, den getrennten Christen nur die Dogmen der Alten Kirche zur Glaubenspflicht zu machen, nicht aber die „Enfaltungsdogmen", oder ihnen lehramtlich eine „evangelische Akzentuierung" der Dogmen zu gestatten. Eine doppelte Wahrheit verliert ihre Zeugniskraft, während die Mannigfaltigkeit der Riten

den Kult bereichert, ohne die Substanz der Einheit zu gefährden. Hingegen wird ernsthaft zu prüfen sein, ob und wieweit eine biblische Interpretation von Dogmen möglich ist. Eine verschiedene Methode der Wahrheitsaussage führt nicht notwendig zu Widersprüchen und doppelter Wahrheit, sowenig wie etwa innerhalb der Kirche die Sprache der Dogmatik und die Sprache der Liturgie und Aszese in der Sache einander widersprechen müssen. Von der Wahrheit Christi kann der Papst niemanden entbinden, vom unfehlbaren Lehrwort der Kirche auch nicht. Aber die Liebe Christi kann ihn bewegen, eine Erklärung der Dogmen zu fordern, die auch die getrennten Christen als die Wahrheit Christi verstehen.

Darüber hinaus kann die Liebe Christi das Lehramt bewegen, die bei den getrennten Christen lebendige Wahrheit Christi möglichst umfassend zu erkennen und ein positives Urteil darüber zu sprechen. Das würde u. a. bedeuten, daß die geistlichen Ämter der getrennten Gemeinschaften, die keine oder keine gültigen Weihen aufweisen. nicht nur danach beurteilt werden, was ihnen fehlt, sondern auch, inwiefern und wieweit sie trotzdem einen Dienst für Jesus Christus und den Glauben an ihn leisten, sei es durch gültige Taufen, durch die Unterweisung im Apostolicum oder durch die Verkündigung des Wortes Gottes, selbst wenn diese nur gemäß der Heiligen Schrift und in einer Entfremdung verschiedenen Grades von der Tradition (als Glaubensverkündigung der Kirche) geschieht. Durch eine solche Beurteilung würden mit Gewißheit viele Hindernisse für die Wiedervereinigung ausgeräumt und eine neue, heilsame und versöhnende Erfahrung mit dem Primat des Papstes gemacht. Die Kirche ist gebunden an die Offenbarung, die mit den Aposteln abgeschlossen ist, doch nicht an eine dogmatische Methode. Darum ist diese Gebetsmeinung des Heiligen Vaters von größtem Gewicht. Sie erlaubt es, dafür zu beten, daß Johannes XXIII. seine ganze Vollmacht in den Dienst der Liebe Christi für die Wahrheit Christi stellt.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Die Abschlußbilanz des Bischöflichen Werkes gegen Hunger und Krankheit in der Welt über die Verteilung der Mittel der Ersten Fastenaktion der deutschen Katholiken

Wie berichtet (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 149 f.), hatte die Erste Fastenaktion der deutschen Katholiken zur Bekämpfung von Hunger und Krankheit in der Welt 35 Millionen DM erbracht. Über die Finanzierung der ersten Hilfsmaßnahmen haben wir seinerzeit (a. a. O., S. 149—150) ebenfalls berichtet. Bis Anfang Oktober sind nun die gespendeten Gelder der Ersten Fastenaktion restlos verteilt worden. Mit Hilfe der 35 Millionen DM wurden insgesamt ca. 450 aus fast allen Entwicklungsländern der Erde beantragte Projekte finanziert oder subventioniert. Die finanzielle Hilfe erfolgte sowohl durch Schenkung wie Kreditgewährung.

Da es im Rahmen dieser Übersicht nicht möglich ist, die Aufwendungen für die 450 bewilligten Projekte im einzelnen zu benennen, soll hier eine Übersicht der Hilfen nach regionalen und materialen Gesichtspunkten geboten werden.

Die in den Jahren 1959/60 von der Bischöflichen Kommission geleisteten Hilfen lassen sich in folgende Kategorien einteilen:

1. Hilfe für Landwirtschaft und Fischerei. In dieser Gruppe sind enthalten alle Maßnahmen zur Förderung der Produktion, Lagerung und des Absatzes von landwirtschaftlichen und Fischereiprodukten einschließlich der entsprechenden Ausbildungsmaßnahmen; so z. B. die Beschaffung landwirtschaftlicher Geräte, die Anlage von Brunnen- und Bewässerungsanlagen, der Bau eines Kornsilos, die Errichtung einer Landwirtschaftsschule, die Beschaffung von Fischereigeräten und Gründung von Fischereigenossenschaften (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 410). Für Hilfen solcher Art wurden insgesamt 6,7 Millionen DM gewährt.
2. Hilfe für Handwerk und Kleinindustrie. Hierzu gehören alle Maßnahmen zur Förderung des handwerklichen und technischen Ausbildungswesens sowie der Gründung und Entwicklung von Heim- und kleinindustriellen Betrieben. Diese Gruppe umfaßt keine Ausbildungsmaßnahmen hauswirtschaftlicher Art. Zu ihr sind z. B. zu zählen: die Gründung einer lederverarbeitenden Kleinindustrie, die Beschaffung von Werkzeugen für die handwerkliche Ausbildung in einem Waisenhaus, Aufbau einer Tierverwertungsgenossenschaft, Ausbau einer technischen Schule, Finanzierung von technischen Fachkräften. Für solche Hilfsmaßnahmen wurden 2,6 Millionen DM von den deutschen Katholiken zur Verfügung gestellt.
3. Hilfen zur Verbesserung der Gesundheit. Hierunter fallen alle Maßnahmen, die sich unmittelbar auf eine Verbesserung des Gesundheitswesens beziehen, einschließlich der Ausbildung von Ärzten und medizinischem Hilfspersonal; also Bau bzw. Ausbau von Krankenhäusern, Bau eines Catholic Medical College, Beschaffung von Medikamenten und medizinischen Geräten, Errichtung einer Hebammenschule, Errichtung eines Zentrums für Leprabekämpfung (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 309 ff.). Insgesamt betrug die Summe für Hilfen dieser Art über 11 Millionen DM.
4. Soforthilfen und sozialerhaltende Maßnahmen. Unter diese Kategorie fallen alle unmittelbar wirksamen sowie rein caritativen (sozial-erhaltenden) Maßnahmen; z. B. Katastrophenhilfe jeglicher Art, Kinder- und Schulspeisungen, Beihilfe zum Unterhalt eines Heimes für Findelkinder, Speisung und Kleidung von Waisenkindern, Finanzierung einer Kücheneinrichtung für ein Waisenhaus. Für Hilfen dieser Art wurden 5 Millionen DM bewilligt.
5. Hilfe für sozial-konstruktive Maßnahmen. Hierunter sind alle Maßnahmen zu verstehen, die weniger im erhaltenden als im konstruktiven Sinne auf eine Stärkung und Entwicklung (Familie, Genossenschaft, Betrieb, Gewerkschaft) — also auf die Bildung und Entwicklung der „sozialen Infrastrukturen" — ausgerichtet sind. (Diese sind für die sozial-ökonomische Entwicklung eines Gebietes oder eines Landes von großer, in manchen Regionen von erstrangiger Bedeutung.) Hierzu gehören die Ausbildung von Sozialhelferinnen (School of Social Work, vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 65), die Ausbildung von genossenschaftlichen Führungskräften, die Ausbildung von Hauswirtschaftslehrerinnen und Durchführung von hauswirtschaftlichem Unterricht (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 292), die Ausbildung von Gewerkschaftsführern, der Zusammenschluß kastenloser Landarbeiter in einer Gewerkschaft mit genossenschaftlicher Funktion (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 261 f.), Konsumgenossenschaften und credit unions (vgl.

Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 410 ff.), soziale Wohnungsbauprogramme (vgl. ebd.). Für alle solche Maßnahmen wurden von der Bischöflichen Kommission über 4 Millionen DM bewilligt.

6. Hilfe für regionale Gesamtentwicklungsprojekte (insbesondere pilot projects). Dazu zählen alle Projekte, die, auf einen größeren Raum bezogen, in der Planung und in der Durchführung eine Kombination von ineinander übergreifenden Maßnahmen auf verschiedenen Sektoren mit dem Ziel der „Entwicklung" beinhalten. Hierzu gehören das Mwanza-Projekt (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 215—221), die Community-Development in Nordkamerun (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 358 f.), aber auch die kombinierten Hilfsaktionen für Kerala (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 409 bis 411). Für solche kombinierte Hilfen wurden über 5 Millionen DM bewilligt.

Die von der Bischöflichen Kommission gegenüber 450 Anträgen gewährte Hilfe in Höhe von 35 Millionen DM, das Ergebnis der Ersten Fastenopferaktion der deutschen Katholiken zur Bekämpfung von Hunger und Krankheit in der Welt, verteilt sich demnach nach Sachgebieten wie folgt:

1. Landwirtschaft und Fischerei	6 747 525.— DM
2. Handwerk und Kleinindustrie	2 665 500.— DM
3. Gesundheitswesen	11 110 946.— DM
4. Direkt- und sozialerhaltende Maßnahmen	5 098 940.— DM
5. Sozialkonstruktive Maßnahmen	4 288 652.— DM
6. Regionale Gesamtentwicklungsprojekte	5 145 057.— DM
Das sind zusammen:	35 056 620.— DM

Unter regionalen Gesichtspunkten sind die 35 Millionen DM wie folgt verteilt worden:

Afrika:	Französische und ehemals französische Gebiete Nord- und Westafrikas	2 435 687.— DM
	Sonstige westafrikanische Gebiete	1 000 656.— DM
	Südafrika (Union, Südwestafrika und Basutoland)	2 399 600.— DM
	Britische Gebiete Ostafrikas	7 286 708.— DM
	Sonstige ostafrikanische Gebiete	395 400.— DM
	Afrika insgesamt	13 518 051.— DM
Asien:	Vorderer Orient	592 400.— DM
	Indien	9 329 955.— DM
	Sonstiges Asien	5 238 163.— DM
	Asien insgesamt	15 160 518.— DM
Ozeanien:		2 604 050.— DM
Lateinamerika:		2 852 651.— DM
Europa:		43 300.— DM
Internationale Organisationen:		
Beitrag zum Welthungerjahr, durchgeführt von der FAO, Rom		420 000.— DM
Ausbildungsmaßnahmen in Europa:		
Ausbildung und Vorbereitung europäischer Fachkräfte für Entwicklungsländer und Ausbildung einheimischer Fachkräfte in Europa		458 050.— DM
Maßnahmen insgesamt		35 056 620.— DM

Die hier wiedergegebenen Zahlen sollen allen, die das Hilfswerk der deutschen Katholiken für die Völker in Not in den letzten beiden Jahren tatkräftig unterstützt haben, nur in etwa die Gewißheit geben, daß ihr Opfer ihren Erwartungen entsprechend Gutes gestiftet hat oder stiften wird. Was hinter den Daten im einzelnen steht an Not, Elend, Hunger und Verzweiflung, aber auch an Erwartungen und Hoffnungen, vermag niemand von uns zu ermessen. Auch ist nicht abzusehen, was sie für das Leben und das Wachstum der Kirche in diesen Ländern bedeuten; desgleichen nicht ihr Stellenwert inmitten der großen weltpolitischen Auseinandersetzung zwischen Ost und West um Einflußnahmen in Asien, Afrika und Lateinamerika. Sie sollen nur aufmuntern und anspornen, in der Anstrengung nicht nachzulassen, ja diese zu steigern.

Wir werden zu gegebener Zeit auch über die Verteilung der 43 Millionen der Zweiten Fastenaktion der deutschen Katholiken berichten, desgleichen über die der bevorstehenden Dritten Aktion sowie über die zurückfließenden kreditierten Gelder.

Wenn zur vorstehenden Bilanz Bemerkungen zu machen wären, dann vor allem zwei. Die eine bezieht sich auf Lateinamerika, wo aus den verschiedensten Gründen die Beihilfen zur Entwicklung lebensfähiger Sozialstrukturen im agrarischen Bereich intensiviert werden sollten, auch wenn das mit erheblichen und zeitraubenden Anstrengungen zum Abbau der Widerstände von seiten einzelner lateinamerikanischer Staaten und auch kirchlicher Führungsstellen verbunden wäre. Zum anderen schiene es notwendig, ein kleines Team von absolut objektiven Sachverständigen zusammenzuziehen und auszurüsten, das die Durchführung der z. T. auf Jahre angesetzten Entwicklungsvorhaben laufend kontrolliert, da auch bei bester und umsichtigster Vorbereitung nicht mit einem Erfolg aller bisher bewilligten langfristigen Projekte gerechnet werden kann. Für die weitere fruchtbare Arbeit des Bischöflichen Werkes Misereor sowie ähnlicher Institutionen, gleich ob ihre Träger Kirchen oder politisch-wirtschaftliche Verbände sind, sind nicht die gelungenen, voll realisierten Projekte entscheidend, sondern die teilverwirklichten oder gescheiterten. Die mit den Hilfs- und Entwicklungsvorhaben gemachten Erfahrungen sollten allen, die ähnliches versuchen, zugute kommen. Diese wichtige Aufgabe kann aber nicht als eine weitere, zusätzliche von den Männern übernommen werden, die bis heute in ständiger Tag- und Nachtarbeit mit größter Gewissenhaftigkeit die unzähligen Forderungen nach Hilfe aus aller Welt, die Projekte und ihre Modalitäten geprüft, verbessert und wiederum geprüft haben, ehe sie der Bischofskommission zur Entscheidung vorgelegt wurden. Ihre Sachkenntnis, ihre Klugheit und Weitsicht werden heute bereits von den Specialized Agencies der Vereinten Nationen und darüber hinaus von einem Großteil der Experten anerkannt und bewundert.

Aufbau in der Katholischen Sozialakademie Österreichs

Die Katholische Sozialakademie, die, wie berichtet (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 174), im Herbst 1958 von den österreichischen Bischöfen gegründet worden ist, hat sich rasch zu einer Institution intensiver Schulungs- und Bildungsarbeit entwickelt. Das erste war ein über drei Monate gehender Internatskurs für soziale Bildung (Januar bis März 1959) in Wien-Lainz, an welchem 22 Arbeiter aus ganz Österreich teilgenommen haben. Die Kosten für Kurs, Unterbringung, Fahrt und Lohnausfall trugen die einzelnen Diözesen. Dieser Kurs war der erste Teil der Ausbildung; der zweite Teil folgte ein Jahr später, in einem neuen Kurs von gleicher Dauer (Januar bis Anfang April 1960), nachdem die in die Betriebe zurückgekehrten Arbeiter Gelegenheit gehabt

hatten, ihre im Kurs erworbenen Kenntnisse mit der Praxis des Betriebes zu vergleichen und in Diskussionen zu bewähren. Von den 22 Teilnehmern des ersten Kurses (Grundkurs) waren vorläufig nur neun in der Lage, den zweiten Kurs (Aufbaukurs) zu besuchen (wegen Militärdienst, Unabkömmlichkeit im Betrieb u. ä.). Diese neun Arbeiter haben die vorgeschriebenen Prüfungen gemacht und ein Zeugnis erhalten über den Erwerb von Kenntnissen, „die zur Erfüllung der Aufgaben eines Betriebsrates oder eines Funktionärs in Berufs- und Interessenorganisationen notwendig sind". Mehrere von ihnen sind bereits als Betriebsräte tätig. Zur selben Zeit lief wieder ein Grundkurs, diesmal mit 29 Teilnehmern, von denen wieder ein Teil, wahrscheinlich ein größerer Teil als beim ersten Versuch, zum Aufbaukurs Januar bis April 1961 erwartet wird. Nach Aussagen der Teilnehmer wird im Betriebsleben am meisten Arbeitsrecht, Sozialversicherung, die grundsätzliche Orientierung über die Unterschiede zwischen christlicher Soziallehre und liberaler bzw. sozialistischer Lehre sowie die Rednerschulung gebraucht.

Die bisherigen Teilnehmerzahlen mögen unbedeutend erscheinen. Doch ist zu bedenken, daß diese Zahlen rasch ansteigen werden und daß auch die Sozialakademie des Österreichischen Gewerkschaftsbundes, die in einem einmaligen neunmonatigen Internatskurs (Hinterbrühl bei Mödling) Arbeiter für führende Positionen in Betrieb, Kammer und Gewerkschaft schult, keine Massen ausbildet, und schließlich daß in einer Zeit allgemeiner Passivität und Bequemlichkeit kleine und sogar sehr kleine Eliten gut ausgebildeter und aktiver Leute rasch zu Einfluß gelangen. Es ist allgemeine Erfahrung, daß mit Resolutionen und Forderungen an die Öffentlichkeit wenig erreicht wird. Doch mit Menschen, die „an die Front" gehen, dorthin, wo die Kirche bisher am wenigsten präsent war, wird man die Dinge allmählich beeinflussen können. Das erfordert natürlich Geduld auf lange Zeit.

Ein weiteres Unternehmen zur Bildung und Schulung ist der „Politisch-soziale Fernkurs", der im Herbst 1960 eingesetzt hat. Er bildet nicht zu speziellen Funktionen aus, sondern wendet sich an alle, die an diesen Fragen interessiert sind. Der Kurs dauert zwei Jahre. In insgesamt 80 Lehrbriefen zu je 16 Maschinenschreibseiten, von denen alle 14 Tage je zwei Lehrbriefe zugesandt werden, werden die christliche Soziallehre sowie die liberale und sozialistische Auffassung, die politische und Sozialgeschichte Österreichs, die Verfassung, Verwaltung und Rechtsordnung, die Grundbegriffe der Volkswirtschaftslehre und Soziologie, Wirtschaftspolitik, Sozialpolitik, Kulturpolitik und Kommunalpolitik behandelt. Jeder Teilnehmer muß in jedem Lehrgegenstand einmal im Jahr eine schriftliche Arbeit machen und zur Beurteilung einschicken sowie einmal im Jahr in seiner Diözese an einer Samstag-Sonntag-Zusammenkunft teilnehmen. Zum Schluß kann jeder Kursteilnehmer eine Prüfung ablegen und ein Zeugnis erhalten. Was er damit praktisch macht, kann jetzt noch nicht gesagt werden. Die Dinge werden sich vermutlich wie so vieles erst durch die Praxis einspielen.

Die Zahl der bisherigen Anmeldungen ist groß: direkt bei der Katholischen Sozialakademie waren es bis 4. November ds. J. 278 Teilnehmer; dazu kommen 280, die dieselben Skripten durch die Katholische Jugend zugeschickt erhalten, und 200 Teilnehmer der Diözese Linz, die mit ähnlicher Schulung schon früher begonnen hat und sich nun im ganzen an das Unternehmen der Sozialakademie angeschlossen hat, also insgesamt ca. 700. Nachzügler kommen immer noch hinzu. Von den 278 direkt bei der Sozialakademie Angemeldeten ist die Berufsgliederung bekannt: Klerus und kirchliche Angestellte 24; freie Berufe und öffentliche Dienste einschließlich der Lehrer 94; Privatangestellte 73; Arbeiter 24; landwirtschaftliche Berufe 25; sonstige 36. Das Interesse an diesen Fragen ist also in allen Berufsgruppen anzutreffen.

Zur Planung und wissenschaftlichen Arbeit findet alle 14 Tage eine Konferenz der Dozenten und Mitarbeiter statt. Sie ist das eigentliche Arbeitsgremium der Katholischen Sozialakademie.

Ein zweites Aufgabengebiet der Sozialakademie ist die Kontaktnahme der Sozialpartner, d. h., man versucht Gespräche in Gang zu bringen zwischen Arbeitern und Unternehmern bzw. Funktionären und Politikern. Solche Gespräche wurden bereits 1960 angebahnt, und zwar im Rahmen des Internatskurses; sie haben sich gut angelassen. Leicht sind ja solche Versuche nicht, da die Mentalität der beiden Partner — in Betracht kommen überhaupt nur jüngere Unternehmer — sehr verschieden ist. Funktionäre und Politiker finden leichter zu einem Gespräch. Außerdem wurden direkte Kontakte mit katholischen Unternehmern aufgenommen.

Zur Erforschung der sozialen Tatbestände und Herausarbeitung konkreter Lösungsmöglichkeiten, die in unserem ersten Bericht als eines der drei großen Aufgabengebiete der Sozialakademie bezeichnet wurde, sind bisher zwei Arbeiten veröffentlicht worden: Johann Schasching, „Kirche und industrielle Gesellschaft", und in kleinerem Umfang ein „Diskussionsbeitrag", wie er sich nennt, zum Wohnungsproblem in Österreich (beides im Verlag Herder, Wien).

Aus dem Vatikan

Weitere Ernennungen für die Konzilskommissionen

Der „Osservatore Romano" veröffentlicht folgende Ernennungen von Mitgliedern und Konsultoren der Vorbereitenden Kommissionen für das Konzil:

Konsultor der Kommission für die Bischöfe und die Leitung der Diözesen: Vincentas Brizgys, Titularbischof von Bosana.

Mitglieder der Kommission für die Ordensleute: die Ordenspriester Pietro Rutten (Kreuzherr) und Francesco Savarese (Minime) sowie Bruder Alessandro (Maristen-Schulbruder).

Konsultoren der Kommission für Ordensleute: Louis Séverin Haller, Titularbischof von Bethlehem und Abt Nullius von St-Maurice, die Ordenspriester Gerardy Mulcahy (Franziskaner) und Theodore Foley (Passionist).

Mitglieder der Kommission für die Orientalischen Kirchen: Andrea Katkoff, Titularbischof von Nauplia und Bischofskoadjutor des Byzantinischen Ritus, Celso Sipowic, Titularbischof von Mariamme, und Basilius Cristea, Titularbischof von Lebedo.

Konsultoren der Kommission für die Orientalischen Kirchen: die Ordenspriester Angelico Lazzeri und Basilio Talatinian (beide Franziskaner).

Mitglied der Kommission für die Missionen: Luciano Rubio (Augustiner).

Mitglieder des Verwaltungssekretariates: die Monsignori Enrico Arato, Gaspare Cantagalli und Ferrero Conti sowie die Laien Graf Enrico Pietro Galeazzi, Mario Seganti, Massimo Spada, Luigi Mennini, Francesco Vacchini,

Raffaele Quadrani und Fernando Musa. (Alle am 14. 10. 1960.)
Konsultoren der Kommission für die Bischöfe und Diözesen: die Priester Johannes Lamprecht und Francesco Milini (Scalabrinianer).
Mitglied der Kommission für die Disziplin von Klerus und Volk: Henri Mazerat, Bischof von Fréjus-Toulon.
Konsultoren der Kommission für die Disziplin von Klerus und Volk: Anton Vovk, Bischof von Laibach, und Msgr. Urbano Krizomali.
Mitglieder der Kommission für die Liturgie: Juan Hervás y Benet, Titularbischof von Dora und Ordinarius von Ciudad Real, und Henri Jenny, Weihbischof von Cambrai.
Konsultoren der Kommission für die Liturgie: Msgr. Johannes Wagner und die Priester Amadé George Marlimort und Lukas Brinkhoff (Franziskaner).
Mitglieder der Kommission für Studien und Seminare: Antonio Ferreira Gomez, Bischof von Porto, und der Ordenspriester Pierre Girard (Sulpizianer).
Konsultor der Kommission für die Orientalischen Kirchen: Ignace Ziadé, Maronitischer Erzbischof von Beirut.
Mitglied der Kommission für die Missionen: der Ordenspriester Pierre Humbertclaude (Marianist).
Konsultor der Kommission für die Missionen: Erzbischof Juan C. Sison, Apostolischer Administrator von Nuova Segovia. (Alle am 26. 10. 1960.)

Aus Süd- und Westeuropa

Der Krieg in Algerien vor dem christlichen Gewissen

Am 1. November 1960 hat in Algerien das siebente Kriegsjahr begonnen. Die Gefahren, die es in sich birgt, sind größer als je zuvor. Es ist Ferhat Abbas, dem Führer der Unabhängigkeitsbewegung FLN (Front de Libération National), gelungen, von Rotchina die Zusage militärischer Unterstützung zu erhalten. Von Peking zurückgekehrt, verkündete er: „Wir werden uns lieber mit chinesischen Waffen verteidigen, als daß wir uns mit westlichen Waffen töten lassen." Präsident Nasser erklärte aus Anlaß des siebenten Jahrestages den Krieg zu einem „Kampf des gesamten arabischen Volkes". Der europäische Ostblock sekundiert der Freiheitsbewegung mit der De-facto-Anerkennung durch Chruschtschow, lauten Sympathiekundgebungen und stiller materieller Unterstützung. Verschiedene afrikanische Regierungen machen Miene, Freiwillige zu stellen. Diese Tatsachen beleuchten die düstere Aussicht, daß der Krieg einen internationalen Charakter annimmt und dem Kommunismus endlich doch den Weg nach Afrika öffnet. Die Frist für politische Entscheidungen, die eine derartige Entwicklung abwenden könnten, läuft nach den Vorstellungen der algerischen Befreiungsfront mit dem Ende dieses Jahres ab. Den Vereinten Nationen, die sich noch vorher mit Algerien beschäftigen werden, steht eine Bewährungsprobe bevor, die schwerer ist als die Kongoaffäre.
Aber die schwerste Belastung legt sich auf de Gaulle. Das politische Gefüge Frankreichs schwankt unter den Stößen der Opposition von zwei Seiten. Ein „französisches Algerien" wird von der Mehrzahl der dort lebenden Franzosen als eine Existenzfrage angesehen. Für einen Teil des Offizierkorps, dem sich der General Salan zur Verfügung hält, steht das Prestige der Armee auf dem Spiel, in seinen und in den Augen reaktionärer Politiker im Mutterland handelt es sich sogar um die Ehre der Nation. Dagegen fordern weite und, wie es scheint, immer weitere Kreise der Franzosen kategorisch die Beendigung des Krieges. Sie halten ihn für sinnlos und anachronistisch. Zum Teil sind sie auch von der Gerechtigkeit der französischen Sache nicht mehr überzeugt, jedenfalls nicht bei den Methoden, mit denen diese Sache verfochten wird. Der Krieg wird mehr und mehr zu einer Gewissensfrage, und zwar nicht nur für die Christen.

Das Manifest der 121 Intellektuellen

Ohne Umschweife ist diese Frage in dem bekannten Manifest der 121 Intellektuellen formuliert worden, das im September 1960 veröffentlicht wurde und dem sich seither zahlreiche andere Persönlichkeiten angeschlossen haben. Diese Erklärung schließt mit den Worten: „Wir respektieren und halten für gerechtfertigt die Weigerung, gegen das algerische Volk die Waffen zu ergreifen. Wir respektieren und halten für gerechtfertigt die Haltung der Franzosen, welche es als ihre Pflicht ansehen, im Namen des französischen Volkes den unterdrückten Algeriern Schutz und Hilfe zu bringen. Die Sache des algerischen Volkes, das so entscheidend zum Zusammenbruch des kolonialistischen Systems beiträgt, ist die Sache aller freien Menschen."
Die Verfasser des Manifestes fragen: Was ist das für ein Krieg, den Frankreich auf algerischem Boden führt? Es ist kein Verteidigungskrieg; denn niemand greift Frankreich an. Es ist auch nicht, jedenfalls heute nicht mehr, eine Polizeiaktion. Vielmehr „ist der Algerienkrieg mehr und mehr eine Privatangelegenheit der Armee und einer Kaste geworden, die sich weigern, vor einer Erhebung das Feld zu räumen, die selbst die zivile Gewalt angesichts des allgemeinen Zusammenbruchs der Kolonialreiche als sinnvoll anzuerkennen scheint".
Das Manifest macht zur Grundlage seiner Beweisführung eine Tatsache, die unter der Hand wohl kaum bestritten wird, die aber offen auszusprechen viele sich scheuen: den Gegensatz zwischen der Staatsführung und einer politisierenden Clique in der Armee, die die Staatsführung bedroht oder wenigstens sich gefügig zu machen versucht. Aus dieser Tatsache folgert es, daß militärische Insubordination oder Unterstützung algerischer Kämpfer subjektiv gerechtfertigte Akte des Widerstandes gegen eine illegitime Macht im Staate seien. Die Armee kompromittiere die Nation; „ja, sie droht sie sogar zu pervertieren, indem sie die ihrem Befehl unterstellten Bürger zu Komplizen einer Aktion des Aufruhrs und der Erniedrigung macht". Unter solchen Umständen verliere die Rede von der vaterländischen Pflicht des Soldaten jeden Sinn! Es sei ganz normal, wenn nicht im Einzelfall gar eine Gewissenspflicht, durch Verweigerung des militärischen Gehorsams, Fahnenflucht oder Unterstützung des Gegners ein Beispiel für einen „Aufstand gegen die Armee" zu geben. Die Urheber des Manifestes berufen sich mit diesen Gedankengängen auf das Widerstandsrecht gegenüber einer Macht, die nach ihrer Ansicht die Staatsgewalt zu usurpieren im Begriff steht.
Diese Argumentation setzt unausgesprochen voraus, daß die derzeitigen Träger der Staatsgewalt nicht den Willen oder nicht mehr die Kraft haben, sich dieser Macht gegenüber durchzusetzen. Sie behauptet außerdem, daß die Armee schlechthin im Unrecht sei. Sie sieht die bedingungs-

lose Räumung Algeriens offenbar als die einzige gerechte Lösung des Konfliktes an. Das aber sind Behauptungen, deren Realisierung wahrscheinlich Frankreich in einen Bürgerkrieg stürzen und Algerien in ein Chaos verwandeln würde. Mag de Gaulle es auch schwer haben, sich gegenüber den Chauvinisten in der Armee und Politik Autorität zu verschaffen, so kann man doch nicht von der Voraussetzung her argumentieren, daß seine Autorität nicht mehr vorhanden und der Bürger oder Soldat deshalb befugt wäre, nach eigener politischer Entscheidung zu handeln. Dadurch würde die „zivile Gewalt" nicht unterstützt, sondern vollends untergraben. Die Auflösung der militärischen Disziplin in Sabotage und Fahnenflucht ist etwas anderes als die Verweigerung der Mitwirkung bei offenbar unmoralischen Befehlen. Die letztere ist eine ethische Pflicht, die erstere dagegen steht dem Soldaten schon darum nicht zu, weil er dadurch seine Kameraden schwer gefährdet und schädigt, und erst recht nicht wegen seiner Verpflichtung gegenüber seinem Volk und dessen legitimer Autorität.

Aber auch die Vorstellungen der Intellektuellen von der Beendigung des Konfliktes vereinfachen die Probleme allzusehr. Die FLN ist keineswegs eindeutig als Vertretung der gesamten muselmanischen Bevölkerung Algeriens legitimiert; es sind möglicherweise sogar mehr Algerier, die mit Frankreich zusammenarbeiten und nach Gewährung wirklicher Autonomie auch in Zukunft in Verbindung mit ihm bleiben möchten, als es überzeugte Anhänger der FLN gibt. Darüber kann nur eine Volksabstimmung Klarheit verschaffen, und die wäre nach einer bedingungslosen Auslieferung des Landes an die Freiheitsbewegung nicht mehr durchführbar; denn diese Bewegung ist alles andere als demokratisch.

Es geht für eine französische Regierung auch nicht an, rund eine Million Franzosen in Algerien, die zum größten Teil als Bauern und Gewerbetreibende dort seit langem beheimatet sind, einem Schicksal zu überlassen, über dessen Erbarmungslosigkeit nach allem, was in den letzten sechs Jahren geschehen ist, kein Zweifel bestehen kann.

Erklärung des französischen Episkopats

Das sind einige Gesichtspunkte, die die neueste Erklärung der französischen Kardinäle und Erzbischöfe vom 14. Oktober 1960 bestimmen. Im ersten Teil ermahnen sie die Gläubigen erneut zur Anteilnahme am öffentlichen Leben und in diesem Augenblick vor allem zur Mitwirkung an der Herstellung eines wirklichen Friedens, zum Gebet, zur Orientierung an der Lehre der Kirche und zur Aktion. Der Friede könne nicht dauerhaft auf einem Gleichgewicht der Macht aufgebaut werden, sondern nur auf innerer Disziplin, Bescheidung und Verständigungsbereitschaft der Staatsmänner und der Völker, und das seien Gaben göttlicher Gnade, um die wir beten müssen. Die menschlichen Bemühungen um den Frieden aber können nur dann erfolgreich sein, wenn sie die gegenseitige Achtung der Menschen und Völker und die Anerkennung der Gemeinschaft zwischen ihnen zur Grundlage haben.

Zur Algerienfrage selbst erklären die Oberhirten: „Die Versammlung ist sich schmerzlich bewußt, daß die Verlängerung des algerischen Krieges Leiden aller Art mit sich bringt. Sie ist bewegt von der Verwirrung vieler Gewissen, zumal unter der Jugend. Diese fragen sich in ihrer Ungewißheit und manchmal in Angst, was denn nun ihre Pflicht sei.

Das Problem des Gehorsams

Um diese Konflikte zu lösen, darf man nicht zu militärischem Ungehorsam und zur Untergrundtätigkeit flüchten. Das hieße, sich den Pflichten der nationalen Verbundenheit und der Vaterlandsliebe entziehen, Anarchie säen und die Vermutung der Gerechtigkeit verletzen, die die Entscheidungen der legitimen Autorität in Fällen der Ungewißheit für sich haben. Doch müssen alle sich bemühen, die Ängste der jungen Menschen zu verstehen und die tiefen Ursachen für die Verwirrung der wachen Gewissen zu ergründen, um ihnen zu einer Lösung zu verhelfen und in Sachlichkeit, frei von Parteileidenschaft, friedliche Mittel zur Beilegung des Konfliktes zu suchen.

Die Versammlung erinnert daran, daß die wesentliche Bedingung für die Freilegung der Wege zum Frieden darin besteht, daß alle, wer immer es sei, die für die Verlängerung oder Beendigung dieses brudermörderischen Krieges verantwortlich sind, bei ihren Bemühungen den Forderungen der natürlichen, von Gott begründeten Moral den Vorrang einräumen.

Terrorakte, Ausschreitungen gegen die menschliche Person, gewaltsame Verfahren zur Erlangung von Geständnissen, summarische Exekutionen, Repressalien gegen Unschuldige sind von Gott verurteilt, gleichgültig von welcher Seite sie begangen werden. Selbst um legitimen Rechten Geltung zu verschaffen oder einer Sache, die man für gerecht hält, zum Siege zu verhelfen, ist es niemals gestattet, zu Mitteln zu greifen, die an und für sich verwerflich sind. Ihr Gebrauch erniedrigt die Gewissen und führt mit Sicherheit zu dem Ergebnis, daß die Stunde des Friedens sich immerzu hinausschiebt. Es sei hinzugefügt, daß solche Akte die Ausübung einer verantwortungsvollen Befehlsgewalt kompromittieren und im Gewissen der Untergebenen die Rechtmäßigkeit der Autorität erschüttern. ‚Keine höhere Instanz ist befugt, einen unsittlichen Akt anzuordnen; es gibt kein Recht, keine Pflicht, keine Erlaubnis, einen an sich unmoralischen Akt zu vollziehen, selbst wenn er befohlen wird, selbst wenn die Befehlsverweigerung die schlimmsten Nachteile bringt' (Pius XII., Ansprache an den Internationalen Strafrechtskongreß vom 3. Oktober 1953 [vgl. Herder-Korrespondenz 8. Jhg., S. 80]).

Gedanken zur Zukunft Algeriens

Das zukünftige Algerienstatut muß durch die freie Zustimmung der Bevölkerung seine Weihe erhalten. Doch gibt es Forderungen der Gerechtigkeit, die unabhängig sind von der Willkür der Menschen; sie müssen in jedem Fall beachtet werden, und an sie zu erinnern scheint notwendig:

1. Die Bevölkerung Algeriens besteht aus mehreren zusammenlebenden Gruppen. Dieses Zusammenleben, das seine Vergangenheit prägte, ist für Algerien auch in der Zukunft eine Vorbedingung seines Wohlstandes. Die Rechte der völkischen Gruppen, die die Bevölkerung Algeriens bilden, stehen nicht im Gegensatz zueinander, sondern sind solidarisch. Deshalb sind alle diejenigen Lösungen auszuschließen, die dieses Zusammenleben zerstören oder belasten würden. Es müssen alle Maßnahmen getroffen werden, um in jedem Fall die Rechte und die Würde aller ohne Unterschied zu wahren.
2. Algerien ist ein Schauplatz der Begegnung verschiedener Kulturen und Zivilisationen. Die Harmonie aller dieser

Werte tatkräftig zu fördern, ist ein wichtiges Element des Friedens. So wird die volle Entfaltung der menschlichen Persönlichkeiten in Achtung vor ihrer Eigenständigkeit und Freiheit gesichert und zugleich in wirksamer Weise der materielle Wohlstand des Landes gefördert.

3. Über alle gegenseitigen Empfindlichkeiten hinweg ist es unerläßlich, in Algerien zum Wohl seiner Bewohner, zum Wohlergehen des Landes und im Interesse des Friedens der internationalen Gemeinschaft jene ‚konstruktive Zusammenarbeit' zu sichern, die nach dem dringenden Wunsch Pius' XII. zwischen Europa und dem ganzen afrikanischen Kontinent beherrschend sein soll (21. April 1957).

Zum Schluß geben wir dem dringenden Wunsch Ausdruck, daß eine weise Lösung, die Frankreichs ebenso würdig ist wie des edlen Beispiels von Selbstlosigkeit, das es der Welt in bezug auf die jungen afrikanischen Nationen gegeben hat, so schnell wie möglich auch für Algerien einen gerechten Frieden bringen möge, der den legitimen Erwartungen, Rechten, Interessen und Traditionen der verschiedenen Volksgruppen gerecht wird, damit alle gemeinsam für das Wohl eines endlich befriedeten Algerien wirken können."

Am 1. November 1960 erläuterte Kardinal Feltin in seiner Eigenschaft als Armeebischof in einem Hirtenschreiben an die katholischen Militärpersonen von neuem diese Grundsätze, vor allem jene, die für die Soldaten in Algerien besonders aktuell sind. Er wiederholte, daß das Gewissen des Katholiken sich an die Weisungen der Kirche zu halten hat und daß demnach eine grundsätzliche Befehlsverweigerung unter Berufung auf das persönliche Gewissen nicht zulässig ist. Anderseits gab der Kardinal in diesem Hirtenbrief den Soldaten ins einzelne gehende Anweisungen in bezug auf ihr persönliches ethisches Verhalten im Krieg und gegenüber der algerischen Bevölkerung, die nichts verschweigen und an Deutlichkeit nichts vermissen lassen.

Das Echo der bischöflichen Erklärung

Die Äußerungen der Hierarchie haben in der ganzen französischen Presse bis hin zur „Humanité" Gehör gefunden, in den meisten Fällen allerdings, um als Bestätigung für die eigene politische Ansicht zu dienen. Von den einen sind sie als Bekenntnis zur Staatsräson, von den anderen als entschiedene Stellungnahme gegen jede weitere Gewaltanwendung verstanden worden, weil eine solche unter den algerischen Verhältnissen ohne Terror anscheinend nicht auskommt. Merkwürdigerweise war in diesen Pressekommentaren öfters davon die Rede, daß die Kirche nun endlich auch Position bezogen habe. In Wirklichkeit enthalten beide Dokumente nichts wesentlich anderes, als was die Bischöfe Frankreichs und Algeriens seit 1955 immer wieder gesagt haben (vgl. z. B. den algerischen Hirtenbrief vom 15. September 1955 — Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 184; die Erklärung der Assemblée des Cardinaux et Archevêques vom 14. 10. 1955 — Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 181 —, vom 14. 3. 1957 — Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 368 — und vom 7. März 1958 — Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 311; ferner den Bericht über die Methoden der Kriegsführung in Algerien in Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 418, und die Darstellung der algerischen Problematik im ersten Kriegsstadium in Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 181).

Die Bedeutung der Erklärung des Episkopates

Dennoch müssen wir im gegenwärtigen Augenblick in der Erklärung des Episkopates trotz ihrer zurückhaltenden Formulierungen mehr sehen als die einfache Wiederholung von Prinzipien, die bereits oft verkündet worden sind. Mit Recht ist sie in der französischen Öffentlichkeit verstanden worden als amtliche kirchliche Entgegnung auf das Manifest der Intellektuellen und ihre Berufung auf das Gewissen. Durch dieses Manifest ist Frankreich tief bewegt und beunruhigt worden. Daher wollen auch die Bischöfe Stellung nehmen zu der „Verwirrung vieler Gewissen". Diese Verwirrung bezieht sich sowohl auf die Methoden des Kampfes in Algerien als auch auf die Vorstellungen von der Endlösung. Das Manifest der 121 Intellektuellen vermischt diese beiden Probleme, und das ist seine Schwäche. Die Bischöfe unterscheiden. Sie verurteilen die terroristische Kriegsführung. Aber sie ziehen daraus nicht den Schluß, daß die Sache Frankreichs in diesem Krieg ganz und gar ungerecht und daß deshalb der „Aufstand gegen die Armee" zur Pflicht geworden sei.

Nach der Lehre der Bischöfe in ihrer Erklärung und im Hirtenbrief des Kardinals Feltin ist die Beteiligung an Terrorakten jedem Christen verboten. Aber dieses Verbot berechtigt den Soldaten nicht zu einer generellen Gehorsamsverweigerung, zur Desertion oder gar zur Unterstützung des Gegners. Die Obrigkeit, auch die militärische, hat die Vermutung der Rechtmäßigkeit ihres Handelns für sich. Nur eine evidente Einsicht in das Gegenteil berechtigt zur Befehlsverweigerung im Einzelfall; nur die evidente Einsicht, daß ein Regime insgesamt pervertiert ist, setzt das allgemeine Widerstandsrecht in Kraft. Das ist die alte kirchliche Lehre. Es wird aber wohl zugegeben werden müssen, daß ihre Verkündigung in der prinzipiellen Abstraktheit der bischöflichen Weisungen den einzelnen Soldaten und Bürger zwar genau orientiert; daß jedoch die moralische Unterstützung, die er in der verlorenen Abhängigkeit von seinen Vorgesetzten durch diese Belehrung seitens der Kirche empfängt, nicht eben sehr groß ist. Wenn der Eindruck zutrifft, daß in Algerien auch auf französischer Seite mit unsittlichen Mitteln gekämpft wird, sei es auch gewiß nur deshalb, weil der Gegner zu diesen Mitteln zwingt, und wenn diese Methoden einen Umfang angenommen haben, der viele Soldaten in die Teilnahme an unmoralischen Aktionen zwangsläufig verstrickt, und so wird es doch wohl sein, da die Bischöfe sich zu diesem Thema äußern, dann wäre eine deutlichere und kräftigere Intervention der Bischöfe bei den Verantwortlichen des Staates oder der Armee, und zwar in voller Öffentlichkeit, ermutigender für den kleinen Mann, als wenn er zu einem persönlichen Verhalten aufgefordert wird, das unter den gegebenen Umständen Heroismus verlangt.

Was die Endlösung betrifft, nehmen die Bischöfe in den drei konkreten Erwägungen am Schluß ihrer Erklärung eine Haltung ein, die zwar nur sittliche Momente herausstellt, in der gegenwärtigen Lage Frankreichs aber doch auch ein politisches Bekenntnis bekundet, ein Bekenntnis zur Politik de Gaulles. Der Präsident hat in der Rede vom 4. November nochmals mit einer gewissen Feierlichkeit bekräftigt, daß er das Selbstbestimmungsrecht der algerischen Gesamtbevölkerung verwirklichen und zu diesem Zweck in Frankreich seine ganze persönliche und verfassungsgemäße Macht einsetzen will, und zwar sowohl gegen die Chauvinisten wie gegen die Pazifisten, die

„zwei feindseligen Meuten des sterilen Immobilismus und des vulgären Verzichtes". Seine Rede ist in der Auslandspresse mehrfach als enttäuschend bezeichnet worden, weil sie nur alte Versprechungen wiederhole, die im eigenen Lande durchzusetzen die Regierung anscheinend nicht die Kraft habe. Die Bischöfe haben auch in dieser Sache eine sehr diskrete Form des Ausdrucks gewählt, vor allem gegenüber jenen Chauvinisten, deren einer Wortführer — allerdings zu einem späteren Zeitpunkt — die demagogische Parole von den Barrikaden in den Mund genommen hat. Die Rücksicht auf die politische Gespaltenheit der französischen Katholiken hat den Episkopat wohl daran gehindert, seiner Lehrerklärung eine entschiedenere, eine ermutigende Sprache an die Adresse der Gläubigen zu verleihen. Es ist auch bis zur Stunde nicht bekannt, wie er die Anregung der Fédération Protestante de France aufnehmen wird, die auf ihrer Versammlung in Montbéliard Ende Oktober 1960 eine gemeinsame Initiative der Kirchen für den Friedensschluß vorgeschlagen hat. (In dieser eigenen Erklärung zur Algerienfrage wurde u. a. der „Parteigeist oder unsere Passivität, unser Nationalismus, unser Eigeninteresse und unser unbewußter Rassendünkel mitverantwortlich" für die ausweglos erscheinende Situation gemacht und Verhandlungen auf breitester Grundlage gefordert, dagegen eine militärische Gehorsamsverweigerung abgelehnt, es sei denn der christliche Zeugendienst der Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen.) Bei der internationalen Bedeutung, die der Algerienkonflikt zunehmend bekommt, fällt der Kirche Frankreichs eine Verantwortung zu, in der sie der Anteilnahme aller anderen Kirchen dringend bedarf.

Erster Europäischer Kongreß für das Laienapostolat in Kopenhagen

Vom 16.—20. September 1960 fand in Kopenhagen der Erste Europäische Kongreß für Laienapostolat statt. An ihm nahmen mehr als 100 Vertreter aus 19 europäischen Ländern teil, darunter auch sechs Bischöfe. Einberufen hatte das Kopenhagener Treffen das COPECIAL (Comité Permanent des Congrès Internationaux pour l'Apostolat des Laïques), das in Rom residierende Ständige Komitee für Weltlaienkongresse. Die Kopenhagener Tagung, nach Regionaltagungen in Manila und Kibusi die erste in Europa, sollte entsprechend der Zielsetzungen ihrer Veranstalter erreichen, einmal, eine neue und intensivere Kontaktaufnahme der europäischen Gruppen der Katholischen Aktion und des Laienapostolats, zweitens, die Entwicklung neuer Methoden zwecks besserer Zusammenarbeit zwischen den Verbänden und Gruppen.

Der Brief Kardinalstaatssekretär Tardinis an den Bischof von Kopenhagen

Aus Anlaß der Konferenz hatte Kardinalstaatssekretär Tardini im Auftrage des Heiligen Vaters an den Bischof von Kopenhagen, Theodor Suhr OSB, ein Schreiben gerichtet, in dem es u. a. heißt:

„... Die Tatsache, daß Kopenhagen für diese Arbeitstagung ausgewählt wurde, sollte im übrigen für die dänischen Katholiken eine nachhaltige Ermunterung sein ...

Das Laienapostolat unterscheidet sich zwar vollkommen zu Recht, je nach der besonderen Situation jedes Landes, in seinen Aktionsformen, doch kann nicht daran gezweifelt werden, daß in unserer Zeit, in der die verschiedenen Nationen immer enger zusammenrücken und untereinander immer stärker Erfahrungen austauschen, die Katholiken sich an diese Entwicklung anpassen müssen, indem sie stärker miteinander zusammenarbeiten.

Der Horizont weitet sich, wenn Informationen und Publikationen ausgetauscht, wenn gemeinsame Probleme durchgesprochen und wenn persönliche Verbindungen aufgenommen werden. Geht man diesen Weg, dann wird man leichter sehen, welche Aufgaben in Angriff genommen werden müssen, wenn das Laienapostolat bestehen will angesichts der großen Bedürfnisse, die mit dem stufenweisen Bau des neuen Europa verbunden sind, und wenn die Wahrheit des Evangeliums die neuen, jetzt im Bau befindlichen Strukturen durchdringen soll."

Noch eine zweite Aufgabe stellte der Kardinalstaatssekretär dem Kopenhagener Kongreß vor Augen: den katholischen Laien ihre apostolische Verantwortlichkeit gegenüber den jungen afrikanischen und asiatischen Studenten klarzumachen, „Studenten, die nach Europa gekommen sind, um sich in Wissenschaft und Technik auszubilden, und die in ihre jungen Länder, deren Elite sie bilden, die Überzeugungen mitnehmen werden, die sie auf Grund ihrer Kontakte mit Europäern gewonnen haben ..."

Die Vorträge

In einer Vortragsreihe wurde besonders die Situation der Kirche und die Arbeit des Laienapostolates in den katholischen Diasporaländern behandelt. Das Hauptreferat hielt hier Henrik Amberg, Vorsitzender des Academicum Catholicum in Schweden. Seine Ausführungen wurden ergänzt von Jacqueline Struyt-Simpson, Sekretärin der englischen Nationalgruppe für das Laienapostolat.

In einer zweiten Reihe stand vor allem die aktuelle Problematik des Laienapostolates in Europa im Mittelpunkt. Das Hauptreferat hielt hier die Australierin Rosemary Goldie, Sekretärin des Exekutivbüros von COPECIAL. Sie ging dabei von den einzelnen vorbereiteten Länderberichten aus. Aus ihnen wurde der Reichtum der vielfältigen Formen des Laienapostolates in Europa deutlich: die Vereinigte Katholische Aktion in Italien und Spanien, die allgemeine und besondere katholische Aktion in Belgien und Frankreich, die den Niederlanden eigene Form der Marienkongregationen sowie die koordinierende Körperschaft, die in Deutschland das Zentralkomitee der deutschen Katholiken und in England das Nationalkomitee für das Laienapostolat darstellen. Diese Verschiedenheit der Formen bedeute Reichtum. Alle diese Formen seien bei gleichem gemeinsamen Erbgut historisch gewachsen. Man kann nach Miß Goldie in der Entwicklung des Laienapostolates vier große Zeiträume unterscheiden:

1. die Zeit des persönlichen Apostolats in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts;
2. die Zeit der „Katholischen Bewegungen"; sie entstanden unter dem Pontifikat Pius' IX. zur Verteidigung der Kirche gegen die äußeren Feinde; ein Beispiel dafür biete der Bonifatiusverein in Deutschland;
3. die Zeit der sozialen „Katholischen Aktion" = „Aktion der Katholiken" in der Terminologie Leos XIII. (der Name „Katholische Aktion" wurde erst durch Pius X. eingeführt);
4. die Periode seit Pius XI., die Zeit der „Katholischen Aktion" als Apostolat im eigentlichen Sinn, „die organisierte Aktion der Gläubigen, die teilnehmen an der Aus-

übung der apostolischen Sendung der Kirche", und die Entwicklung von spezialisierten Katholischen Aktionen. Die zukünftige Entwicklung des Laienapostolates gehe ohne Zweifel in Richtung eines weltweiten Kontaktes.
Die verschiedenen Formen des Laienapostolates weisen auf ganz bestimmte, zeitgebundene Zielsetzungen und Aufgaben. In der heutigen Krisensituation und der religiösen Gleichgültigkeit sei besonders das Suchen nach wesentlichen Werten auffallend, was der niederländische Bericht nachdrücklich unterstreicht: ein Streben nach geistlicher Durchdringung und Vertiefung. Die Folge hiervon sei auch der Wille zur Zusammenarbeit über den Rahmen der Organisationen und selbst über die nationalen Grenzen hinaus. Verschiedene europäische Länder geben hierfür ein gutes Vorbild.

Um die Fortführung der Münchener Initiative

Zur zweiten Gruppe der Vorträge gehörte auch der Bericht, den Johannes Kerkhofs SJ, Löwen, der Versammlung über die Beschlüsse der Münchener Arbeitstagung vom Juli dieses Jahres gab. Wie wir bereits berichtet haben (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 538), hatten sich unmittelbar vor Beginn des Eucharistischen Kongresses ca. 80 katholische repräsentative Laienführer, Geistliche und Laien aus fast allen Ländern des freien Europa, auf Veranlassung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken zusammengefunden, um die Möglichkeiten konkreter Einflußnahme der europäischen Katholiken auf die Gestaltwerdung des Neuen Europa, zunächst des der sogenannten Sechs, zu besprechen — *nachdem* bereits in den einzelnen Gruppen die grundsätzlichen Fragen zu diesem Themenkomplex (wie z. B. Europa und Abendland, Europa und die außereuropäische Welt; der Osten bzw. die Kirche des Schweigens; die Entwicklungsländer bzw. die Missionen) in etwa abgeklärt worden waren. Die Münchener Konferenz, die sich als eine Studiengruppe zur Entwicklung notwendiger Initiativen und wirksamer Methoden verstanden hatte, brauchte sich daher nicht mit Grundsatzfragen auseinandersetzen. Sie entwickelte — ganz in Übereinstimmung mit der ihr gestellten Aufgabe — praktische Möglichkeiten zu der von allen als notwendig erkannten intensiven Mitarbeit und Mitgestaltung der neuen intereuropäischen Gremien und Institutionen aus katholischem Geiste. Die von der Münchener Studiengruppe erarbeiteten Wege sollten phasenweise zurückgelegt werden, und zwar organisatorisch in Zusammenarbeit und Absprache mit den Vertretern der Katholiken in den verschiedenen europäischen Ländern wie auch in den verschiedenen Tätigkeitsfeldern, vornehmlich im wirtschaftlich-sozialen und kulturellen Bereich (für beide hatte die FERES wissenschaftliche Arbeiten erstellt, die über reine Deskriptionen weit hinausgehen). Unerläßlich sei dazu, so wurde in München betont, die Schaffung eines Informations- und Dokumentationsdienstes auf europäischer Ebene, dessen Bedeutung nicht nur in der Meinungsbildung der europäischen Katholiken, sondern auch der europäischen Institutionen wie auch der der jungen Staaten Asiens und Afrikas (hier vornehmlich der Christen) zu bestehen hätte. Mit diesem Tatbestand wurde die Kopenhagener Versammlung durch den Bericht P. Kerkhofs' bekannt gemacht.
Wie nicht anders zu erwarten war, löste diese Unterrichtung lebhafte und anhaltende Diskussionen aus, vor allem über Kompetenzfragen. Die Initiative der katholischen Europäer von München wurde wohl allseitig begrüßt, die Bedenken indessen gegenüber dem ersten Schritt, der in München getan worden war — man hatte in München einige führende Vertreter der katholischen Laienarbeit aus verschiedenen Ländern benannt, die Kontakte aufnehmen sollten —, nicht verschwiegen (sie richteten sich fast ausschließlich gegen das — wie man sagte — nicht vorhandene Mandat des Münchener Initiativkomitees). Genährt wurden die Auseinandersetzungen insbesondere auch durch den Umstand, daß von den Teilnehmern in Kopenhagen nur die wenigsten bei der Münchener Veranstaltung anwesend gewesen waren, was auch umgekehrt gilt. Möglicherweise war das kein Zufall, denn es darf angenommen werden, daß sich die von dem Münchener Kreis intendierten Aktionen nicht ganz mit den Aufgaben von COPECIAL, einer internationalen, nicht spezifisch intereuropäischen Institution, decken. Das gilt vor allem für die Sachbereiche — wie der Generalsekretär der OIC, H. de Habicht, auseinandersetzte: die Aktion der Katholiken vollzöge sich auf drei verschiedenen Ebenen: der der offiziellen Kirche und aller, die mit ihr direkt zusammenarbeiten, der Ebene der Politik und der Ebene der Zusammenarbeit der katholischen Verbände auf dem Felde des spezialisierten Laienapostolats. In letzterem Bereich seien COPECIAL und OIC kompetent.
Die Zielsetzungen des Münchener Kreises waren indessen vorwiegend politischer Art (vor allem sozial- und kulturpolitisch). Sie sind — wie in München immer betont wurde — als katholische Aktion selbstverständlich in Übereinstimmung mit den Intentionen der offiziellen Kirche (in den betreffenden „europäischen" Sachfragen) zu verwirklichen und in Anlehnung an die derzeitig bestehenden katholischen Organisationen, unter denen bis heute allerdings solche mit spezifisch intereuropäischem Charakter kaum vorhanden sind. Kontakte zwischen COPECIAL, OIC und dem Münchener Initiativkomitee sind daher unerläßlich. Auf dieser Formel einigte sich auch die Kopenhagener Versammlung.

Das Laienapostolat in Europa und in der Welt

Einen weiteren bemerkenswerten Vortrag hielt Jean-Pierre Dubois-Dumée über die europäischen Bewegungen für das Laienapostolat und das Apostolat auf weltweiter Ebene. Letzteres sei eine besondere Form des Apostolates, weil es weniger in die Augen falle und man seine Folgen nicht sicher kontrollieren könne. Es setze daher eine außergewöhnliche Freiheit des Geistes und eine gute Portion Humor voraus. Es erfordere große Selbstüberwindung und charakterliche Sauberkeit, besonders für die europäischen Katholiken, weil unsere christlichen Traditionen viel älter, viel ruhmreicher und daher auch leichter entartet seien. Es sei bitter notwendig, daß die europäischen Katholiken sich offenhalten für die jungen Christengemeinden in Asien und Afrika, daß sie sie zu verstehen suchen und von ihnen lernen. Ebenso sei es notwendig, daß Europa vermeidet, zu schnell und zu überhastet seine Apostolatsformen auf andere Länder zu übertragen. Eine der ersten Aufgaben von COPECIAL als einer internationalen globalen Institution sollte es sein, eine Bestandsaufnahme und Dokumentation des Laienapostolates auf weltweiter Ebene durchzuführen. Das Weltapostolat habe zwei Ausdrucksformen: die Form des OIC und die Form von COPECIAL. OIC sei seinem derzeitigen, noch nicht vollentwickelten Habitus nach über-

wiegend europäisch. Einerseits müßten die Europäer in großer Zahl an den Arbeiten von OIC teilnehmen, anderseits sollte in den OIC das Europäische reduziert werden. Anzeichen dafür seien vorhanden. Jedes Jahr wachse die Liste der teilnehmenden Länder und reisten die Leiter der nationalen Komitees in die ganze Welt.
Sowohl die OIC als auch COPECIAL haben es sich zur Aufgabe gemacht, an der Gestaltung eines internationalen Bewußtseins im Apostolatsbereich zu arbeiten. Die OIC arbeite daran mit, daß die Katholiken zur Stelle sind, wenn es um ernste Probleme, z. B. bei Rassendiskriminierung, um die Sicherung der Menschenrechte gehe; aber auch bei Erziehungsfragen, bei technischer Unterstützung der Entwicklungsländer usw. Diese weltweiten Aufgaben der OIC müßten auch auf nationaler Ebene bekannt sein.
COPECIAL habe ebenfalls eine Weltaufgabe. Sie veranstalte Studienkongresse und Tagungen (z. B. über die Spiritualität des internationalen Lebens) überall in der Welt. Eine besonders aktuelle Aufgabe für die nahe Zukunft sei die Vorbereitung des Dritten Weltkongresses des Laienapostolates in Rom.

Zum Dritten Laienweltkongreß

Über den Dritten Laienweltkongreß sprach Prof. Ramon Sugranyes de Franch, Vorsitzender von Pax Romana. Im Hinblick auf den Charakter des Weltkongresses und die sehr unterschiedlichen Voraussetzungen seines Teilnehmerkreises werde ein großes, allgemeingültiges und aktuelles Thema notwendig sein. Sugranyes de Franch formulierte es im Anschluß an den Schlußvortrag, den Vittorino Veronese beim Abschluß des Zweiten Weltkongresses gehalten hatte, als Einheit in Glauben und Liebe, aber als Einheit in der Verschiedenheit. Würde ein solches Thema gewählt, dann sollte es in dreifacher Hinsicht behandelt werden:
a) durch Bestandsaufnahme: Enqueten über die verschiedenen Lebensumstände in den einzelnen Ländern, die Unterschiede in den rassischen und sozialen Verhältnissen der Länder, um dadurch Unterlagen für die Beantwortung der fundamentalen Frage zu gewinnen: Welches ist die gemeinsame Grundlage bei all den Verschiedenheiten in diesen Ländern?
b) in einem Lehrsatzteil über die theologische Basis der Einheit der Christen. Dies sei naheliegend, da der Weltkongreß nach Abschluß des Ökumenischen Konzils zu Rom abgehalten werden soll;
c) auf der Ebene der praktischen Fragen, vor allem solcher der Anpassung, der Familie, Pfarrei, Apostolatsbewegungen, des Verhältnisses zwischen einzelnen Rassen und Kulturen, der „intercommunicatio bonorum" zwischen den Gliedern des mystischen Leibes Christi; des weiteren Erziehungsfragen, die Einheit mit den Menschen außerhalb der Kirche.
Die Reihe der Vorträge wurde vervollständigt durch Referate über die Kirche des Schweigens und über die Aufnahme von asiatischen und afrikanischen Studenten in Europa sowie über die europäischen Bemühungen zur Weckung des Interesses für die Missionen.
Dazu kamen vier Korreferate:
1. Die Familie und das Familienapostolat;
2. Das Laienapostolat im Hinblick auf die gegenwärtigen sozialen Reformen;
3. Das Laienapostolat im Hinblick auf die religiöse Gleichgültigkeit;
4. Austausch von Erfahrungen und Zusammenarbeit zwischen den europäischen Ländern auf dem Gebiet des Laienapostolates.

Aus Amerika

„Versöhnung" — statt „Rückkehr"

„Unitas", die in Rom erscheinende Vierteljahrsschrift der seit 15 Jahren von einflußreichen vatikanischen Kreisen geförderten Una-Sancta-Arbeit des P. Charles Boyer SJ, Rom, meldet (Jhg. 12, Nr. 3, Herbst 1960) eine bedeutende Abänderung des Wortlautes der Intentionen für die Gebetsoktav im kommenden Januar. Sie wurde von der Zentrale des Apostolats für die Wiedervereinigung in Graymoor (New York) veröffentlicht, die von den Franziskanern der Sühne (Atonement) geleitet wird. Es heißt, der Obere habe diese Änderung „nach Rücksprache mit kirchlichen Autoritäten der USA und des Auslandes" mit Genehmigung des Pater Generals, Angelus F. Delabunt SA, vorgenommen, ohne daß damit ein Wechsel der theologischen Prinzipien gemeint sei. Die neuen Intentionen (in unserer Übersetzung):
18. Januar: Für die Vereinigung aller Christen in dem einen wahren Glauben und in der Kirche. (Früher: Für die Rückkehr aller Schafe in die eine Hürde des hl. Petrus, des einen Hirten.)
19. Januar: Für die Rückkehr der getrennten Ostchristen in die Gemeinschaft mit dem Heiligen Stuhl. (Früher: Für die Rückkehr aller östlichen Separatisten zur Gemeinschaft mit dem Apostolischen Stuhl.)
20. Januar: Für die Versöhnung der Anglikaner mit dem Heiligen Stuhl. (Früher: Für die Unterwerfung der Anglikaner unter die Autorität des Stellvertreters Christi.)
21. Januar: Für die Versöhnung der europäischen Protestanten mit dem Heiligen Stuhl. (Früher: Daß die Lutheraner und alle anderen Protestanten des europäischen Kontinents zur Heiligen Kirche zurückkehren.)
22. Januar: Daß die amerikanischen Christen zur Vereinigung mit dem Stuhl Petri gelangen. (Früher: Daß die Christen in Amerika eins werden in der Gemeinschaft mit dem Stuhl des hl. Petrus.)
23. Januar: Für die Wiederaufnahme (restoration) der abständigen Katholiken in das sakramentale Leben der Kirche. (Früher: Für die Rückkehr der abständigen Katholiken zu den Sakramenten.)
24. Januar: Das jüdische Volk möge kommen und sein Erbe in Jesus Christus übernehmen. (Früher: Für die Bekehrung der Juden.)
25. Januar: Für die missionarische Ausbreitung der Herrschaft Christi über die ganze Welt. (Früher: Für die missionarische Eroberung der Welt für Christus.)
Es sind also anstößige Ausdrücke, wie „Rückkehr" und „Unterwerfung", durch „Versöhnung" ersetzt worden, weil, wie es heißt, die früheren Begriffe eine Bedeutung angenommen hätten, die ihnen ursprünglich gar nicht zugedacht war. Da der Ausdruck „Rückkehr" auch bei den Evangelischen in Deutschland schweren Anstoß erregt, wie die Erklärungen des Landesbischofs H. Dietzfelbinger, München, in einer Reformationspredigt und gleichlautende Äußerungen von Bischof Halfmann, Kiel, zeigten, so wird diese Änderung sicher begrüßt werden. Sie ist nicht nur ein Wechsel der Worte, sondern eine Änderung der Gesinnung, auf die Papst Johannes XXIII. von jeher entscheidenden Wert legt (vgl. auch ds. Heft, S. 97).

Der IV. Internationale Katholische Wanderungskongreß in Ottawa

Der IV. Internationale Katholische Wanderungskongreß der Internationalen Katholischen Wanderungskommission (ICMC) fand vom 21. bis zum 25. August 1960 in Ottawa (Kanada) statt. Er stand unter dem Thema: „Die Integration der katholischen Einwanderer".

Der Verlauf der Tagung

Mehr als 270 Teilnehmer und 40 Gäste aus 28 Ländern nahmen am Kongreß teil. Unter ihnen befanden sich viele kirchliche Würdenträger, so Kardinal Paul-Emile Léger, Erzbischof von Montreal, der Apostolische Delegat in Kanada, Erzbischof Sebastiano Baggio, Erzbischof Giuseppe Ferretto, Assessor der Konsistorialkongregation und Präsident des Obersten Rates für Auswanderung, weitere drei Erzbischöfe und sechs Bischöfe. Ferner waren die kanadische Regierung und neun andere Regierungen auf dem Kongreß vertreten sowie auch das Zwischenstaatliche Komitee für Europäische Auswanderung (ICEM) und das Flüchtlingshochkommissariat der Vereinten Nationen (UNHCR). Schließlich nahmen auch Vertreter einiger nichtkatholischer Organisationen, wie des Weltkirchenrates und des Lutherischen Weltbundes, an dem Kongreß teil.

Am ersten Kongreßtag, den der Erzbischof von Ottawa, Marie-Joseph Lemieux OP, mit einem feierlichen Hochamt einleitete, wurde nach den offiziellen Willkommensansprachen eine päpstliche Botschaft verlesen, in der der Heilige Vater feststellte, wie notwendig und sinnvoll die Behandlung des vom Kongreß gewählten Themas der Integration katholischer Einwanderer sei, daß dabei die religiöse Integration eine sehr wichtige Rolle spiele und daß es vor allem zwei Faktoren seien: die Familie und die berufliche Ausbildung des Auswanderers, die seine Integration in die ihm zunächst fremde Welt wesentlich erleichtern. Anschließend führte Kardinal Léger aus, daß am Anfang der Kirche die Wanderung der Gottesmutter nach Bethlehem gestanden habe und die Kirche durch die Jahrhunderte hin durch „Wanderung" immer wieder neu inkarniert worden sei. Der Kardinal wies dabei auf die Entstehung und Entwicklung der Kirche in den beiden Amerika hin und betonte, daß die Kirche bis zur Wiederkunft Christi aus der Wanderung des Volkes Gottes leben wird. Erzbischof Giuseppe Ferretto sprach am Nachmittag des ersten Kongreßtages über die Integration der katholischen Einwanderer im Lichte der Enzyklika *Exsul familia* (vgl. Herder-Korrespondenz 6. Jhg., S. 569) und anderer päpstlicher Ansprachen. Anschließend analysierte Prof. A. Paplauskas-Ramunas, Direktor des Institutes für vergleichende Erziehung von der Universität Ottawa, in einem soziologisch-philosophischen Referat die Elemente des Begriffes Integration.

Am zweiten Kongreßtage und am Vormittag des dritten Tages wurden verschiedene Aspekte der Integration der Einwanderer — Vorbereitung in den Auswanderungsländern, Formen und Institutionen zur Förderung der Integration auf nationaler, regionaler und örtlicher Ebene, die Rolle der Kirche und des Staates dabei — und praktische Erfahrungen auf diesem Gebiete mit japanischen und niederländischen Auswanderern in den Einwanderungsländern Venezuela bzw. in den Vereinigten Staaten behandelt.

Am Nachmittag des dritten Tages begannen die sieben Arbeitsgruppen ihre Arbeit. Sie behandelten folgende Themen:

1. Gruppe: Die Beziehungen zwischen den katholischen Organisationen in Auswanderungs- und Einwanderungsländern im Hinblick auf die Vorbereitung der Integration (Präsident: John McCarthy, USA; Sekretär: Giuseppe Lucrezio, Italien);
2. Gruppe: Die Verpflichtungen des einzelnen Katholiken gegenüber Neu-Immigranten (John W. Stewart, Kanada, und Ly-Trung-Dung, Vietnam);
3. Gruppe: Empfangsdienst für Einwanderer in der Pfarrei (Raymond de Fresquet, Frankreich, und E. A. Kleberg, Deutschland);
4. Gruppe: Die Pfarrei und die soziale, wirtschaftliche, erzieherische und religiöse Integration der Einwanderer (Gustavo Perez, Kolumbien, und René Gauthier, Kanada);
5. Gruppe: Pfarrorganisationen und Integration (Charles G. Watkins, Südafrika, und Irene Dalgiewicz, USA);
6. Gruppe: Die Verantwortlichkeit des Klerus in Orts- und Nationalpfarren bei der Integration (Georges de Rochcau, Frankreich, und Linus Grond OFM, Schweiz);
7. Gruppe: Hilfe im Rahmen der Pfarrei bei der Familienzusammenführung von Einwanderern (J. B. Lanctot, Kanada, und Giorgio Baggio, Australien).

Die Diskussionen in den Arbeitsgruppen führten, wie vorgesehen, jeweils zur Annahme einer oder mehrerer Resolutionen, die zum Schluß in der Plenarsitzung am Ende des Kongresses diskutiert, ergänzt, in ihrer definitiven Redaktion von den Kongreßteilnehmern angenommen und dann als Entschließungen des Kongresses veröffentlicht wurden. Es wurden schließlich zehn solcher Resolutionen angenommen, und zwar sieben über die Themen der einzelnen Arbeitsgruppen und noch drei zusätzliche, von denen eine die besonderen Integrationsbedingungen in den Entwicklungsländern betrifft, die zweite die chinesischen Volksgruppen in Indonesien und die dritte schließlich die japanische Auswanderung.

Erwägungen

Der Ottawa-Kongreß war nach den Veranstaltungen von Barcelona, Breda (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 107) und Assisi der erste ICMC-Kongreß, der außerhalb Europas veranstaltet wurde. Schon allein durch die Wahl eines nichteuropäischen Tagungsortes sollte die Tatsache unterstrichen werden, daß man „Wanderung" nicht länger mehr ausschließlich mit einer durch wirtschaftliche, politische, religiöse, demographische Umstände bedingten oder erzwungenen *Aus*wanderung gleichzusetzen gewillt ist, einer gewissermaßen zwangsläufig vor sich gehenden Auswanderung, die eine Lösung für einzelne Probleme einiger europäischer Länder darstellt, sondern daß man auch entschlossen ist, die Folgen und Früchte der Wanderungsbewegungen für die *Ein*wanderungsländer zu studieren und dementsprechende Maßnahmen zu ergreifen. Man ist heute allmählich zu der Überzeugung gelangt, daß die Wanderung von Hunderttausenden von Menschen, obwohl sie selbstverständlich auch einen Einfluß auf die künftige Entwicklung der Auswanderungsländer hat, im entscheidendsten Ausmaß die Gestalt und Entwicklung der Einwanderungsländer mitbestimmt, d. h. diesen Ländern zum Segen gereichen oder aber auch in ihnen zahlreiche neue schwierige Probleme heraufbeschwören kann. Mit der Durchführung des Kongresses in Ottawa wollte

die Internationale Katholische Wanderungsbewegung (ICMC) diesen Wandel der Einsichten bezeugen. Insofern bedeutet der Ottawa-Kongreß einen Markstein in der Geschichte von ICMC.

Auch die Wahl des Kongreßthemas (die Integration der Einwanderer) hängt mit dem oben Gesagten sehr eng zusammen. Das Thema bezieht sich fast ausschließlich auf die Einwanderungsländer. Während die früheren Kongresse sich mehr allgemeinen, technischen und juristischen und natürlich auch pastoralen Fragen widmeten, Fragen, die heute weitgehend im ICMC beherrscht werden, stieß der Ottawa-Kongreß zum erstenmal in eine neue Dimension vor: Was bedeutet Wanderung für die Ausbreitung des Gottesreiches auf Erden? Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß ICMC in Ottawa zum erstenmal das Feld seiner spezifischen apostolischen Verantwortung fest umrissen hat. Dies wiederum geschah nicht auf deduktivem Weg, sondern weitgehend von der Basis konkreter Teilfragen aus, von Erfahrungen, die nicht den Charakter des Zufälligen haben, sondern wissenschaftlich-empirisch erhärtet sind. Auch unter diesem Gesichtspunkt spiegelt der diesjährige Kongreß die innere Entwicklung von ICMC gültig wieder.

Die Vorbereitung des Kongresses war gediegen. Die im Hinblick auf den Kongreß ernannte Vorbereitungskommission nahm schon zwei Jahre vor dem Kongreßtermin ihre Arbeiten auf, und es gelang ihr, etwa 40 Expertenberichte rechtzeitig und in gedruckter Form den Kongreßteilnehmern zur Verfügung zu stellen. Unter diesen Berichten befanden sich die Ergebnisse einiger sozialwissenschaftlicher Untersuchungen. Sie spielten auf dem Kongreß eine gewisse Rolle, freilich nicht in dem Ausmaß, wie es ihnen zugekommen wäre. Dafür waren sie zahlenmäßig zu beschränkt und thematisch zu wenig aufeinander abgestimmt. Der Einbezug wissenschaftlicher Ergebnisse in Fragen der Theologie, Sozialphilosophie, Soziologie, Psychologie und Wirtschaft — alle freilich im Hinblick auf das Generalthema der „Wanderung" erstellt — auch in die Alltagsarbeit der Wanderungsexperten in den Nationalbüros hätte für diese den unbestreitbaren Vorteil, daß ihre Tätigkeit immer wieder mit den Ergebnissen der Wissenschaft konfrontiert würde, das heißt, daß die in der Praxis Verantwortlichen gewisse Anregungen, zuweilen vielleicht auch in Form von Kritik an der bisherigen Arbeit, erführen. Zum anderen dürfte die wissenschaftliche Aufarbeitung des bereits Geleisteten und bis jetzt Versäumten mit zu den vordringlichsten Aufgaben gehören, um die offizielle Kirche bzw. ihre Vertreter in Fragen der Wanderung in Übereinstimmung mit den Realitäten zu informieren. Angesichts dieser besonders wichtigen Aufgaben sachgemäßer Information sollte sich auch die Finanzierung solcher Arbeiten in zufriedenstellenderer Weise lösen lassen.

Die Arbeit auf dem Kongreß selbst war für viele Teilnehmer, auch für solche, die schon an früheren ICMC-Kongressen teilgenommen hatten, sehr eindrucksvoll. Dies vor allem deshalb, weil selten zuvor von allen Teilnehmern das Ganze im Auge behalten wurde und die Kommunikation zwischen Arbeitskreisen und Plenum in vieler Hinsicht mustergültig war. Die Arbeitsgruppen griffen die Anregungen der in den Plenarsitzungen vorgetragenen Referate und Expertenberichte auf, diskutierten sie — immer lebhaft, mitunter scharf — und faßten die Ergebnisse ihrer Diskussionen in einer Reihe von Entschließungen zusammen. Die definitive, später vom Kongreß als verbindlich angesehene Formulierung der Resolutionen lag in den Händen eines Redaktionsteams, das seine Aufgabe, die Resolutionsentwürfe der einzelnen Arbeitsgruppen formal zu straffen und gehaltlich zu verdichten, vorzüglich erfüllte — bis auf einige Details, deren Behandlung bzw. Streichung nicht im Interesse eines ICMC-Kongresses liegen konnte. Wenn auch die Aufgaben der Internationalen Katholischen Wanderungskommission als eines Gliedes der spezialisierten Katholischen Aktion — d. h. in Unterordnung unter der Hierarchie — fest umrissen sind und die Fragen der direkten religiösen und kirchlichen Betreuung der Wanderer ohne jeden Zweifel zur Kompetenz der kirchlichen Hierarchie gehören — für den Gesamtbereich der Kirche sind hier die mit der Durchführung des Apostolischen Briefes *Exsul familia* beauftragten Römischen Instanzen zuständig —, so sollte dieses eindeutige Ordnungsverhältnis doch nicht dahin interpretiert werden, daß der Nichtkompetente nicht auch Erfahrungen machen könnte mit den Auswirkungen der Entscheidungen und Maßnahmen der Verantwortlichen. Gerade dadurch, daß er auf solche Folgen und Wirkungen acht hat und sie den zuständigen Stellen nennt, erweist er sich am nachhaltigsten als treuer Diener am seelsorglichen Werk der Kirche. Hier wären neue Wege und Möglichkeiten zu suchen, damit die Laien ihrer Aufgabe nachkommen könnten — falls die bisher üblichen Methoden nicht mehr ausreichen bzw. — in besonderen Fällen — zu risikenreich erscheinen sollten.

Aus den Missionen

Daß die würdige liturgische Feier des Meßopfers alle Völker zur wahren Kirche Christi führen möge. Missionsgebetsmeinung für Januar 1961

Das Kernanliegen der liturgischen Erneuerungsbewegung, das in der auf breiter Front geführten Diskussion über die Anpassung der (lateinischen) Liturgie an die kulturellen Besonderheiten der Missionsvölker bisweilen etwas verdeckt zu werden droht, ist, daß das Meßopfer wieder in den Mittelpunkt des christlichen Lebens tritt, aus dem es die Frömmigkeitsentwicklung der letzten Jahrhunderte abgedrängt hatte. „Das Hauptstück der christlichen Religion und gleichsam ihr Mittelpunkt ist das Geheimnis der heiligen Eucharistie, das der Hohepriester Christus einst einsetzte und dessen immerwährende Erneuerung in der Kirche er seinen Dienern auftrug" (Enzyklika *Mediator Dei*). Die erste internationale Studienwoche über Mission und Liturgie, die vom 12. bis 28. September 1959 in Nimwegen und Uden (Holland) stattfand (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 55) und deren Gesamtbericht („Mission und Liturgie", herausgegeben von Johannes Hofinger, Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1960) jetzt in deutscher Sprache vorliegt, zeigte das große und wachsende Interesse der Missionare an den Fragen der liturgischen Erneuerung. Dabei standen Anliegen der Seelsorge im Vordergrund. Ein Teilnehmer, Abbé Jean Bruls SAM, bemerkte dazu in der von ihm redigierten Zeitschrift „Église Vivante" (1, 1960): „Es ist wohlbekannt, daß die Missionare Praktiker sind, die im allgemeinen wenig — und bisweilen sogar zu wenig — zu theologischen Betrachtungen hinneigen. Das erneute Interesse, das viele von ihnen augenblicklich der Liturgie schenken, ist vor allem seelsorglicher Natur. Und selbst dieses Interesse gründet oft, wie die Woche von Uden klar zeigte, in einer Tatsache negativer Natur. An zahlreichen

Orten sehen sich die Missionare mehr und mehr gewisser Missionsmittel beraubt, die sie als sehr wichtig ansahen: Schulen, Caritaseinrichtungen usw. Die Notwendigkeit, etwas anderes zu finden, richtet in providentieller Weise die Aufmerksamkeit auf den seelsorglichen Wert der Liturgie, von der man dennoch sagen muß, daß sie vor allem anderen dankerfüllter Lobpreis Gottes und Heiligung der Menschen ist." Mit anderen Worten: Der missionarische Grundwert der Liturgie darf nicht im katechetischen oder pastoralen Bereich gesucht werden. Auch in der Mission hat der Gottesdienst vor allem eine kultische und gnadenvermittelnde Aufgabe.

Missionarische Liturgie?

Es fällt auf, daß Bruls nicht vom missionarischen Charakter der Liturgie spricht, obwohl seine Zeitschrift hauptsächlich dem Missionsanliegen dient. Es wird soviel von einer „missionarischen Liturgie", vom „missionarischen Potential", von der „missionarischen Dimension" der Liturgie gesprochen und geschrieben. Ist nun die Liturgie missionarisch? Die Beantwortung dieser Frage erscheint vordringlich, um den Sinn der Gebetsmeinung zu klären. Bevor man aber zu dieser Klärung schreitet, sind zwei Feststellungen zu machen. Die erste ist, daß das heilige Meßopfer als unblutige Erneuerung des Kreuzesopfers in eminentem Sinne Vermittler von Heilsgnaden und damit auch von Bekehrungsgnaden ist: „In den liturgischen Feiern und besonders im erhabenen Opfer des Altars wird unser Erlösungswerk zweifellos fortgesetzt und uns dessen Frucht vermittelt. Christus wirkt in den Sakramenten und in seinem Opfer jeden Tag für unser Heil. Jederzeit entsühnt er durch sie das Menschengeschlecht und weiht es Gott" *(Mediator Dei)*. Ist das Geheimnis der heiligen Eucharistie Mittelpunkt der christlichen Religion, so sind die Altäre, um die sich täglich in der weiten Welt gläubige Christen versammeln, Ausstrahlungszentren von Heiligungsgnaden, einschließlich der Bekehrungsgnaden, und ihre Wirkkraft geht über den Bereich der sichtbaren Kirchengemeinschaft hinaus in den noch nichtchristlichen Teil des Menschengeschlechtes. Christus ist ja für alle gestorben. So ist das Opfer des Altares tatsächlich in dem Sinne missionarisch, als Christus, der Gesandte („Missionar") des Vaters, hier seine Sendung an alle Menschen fortsetzt, um sie zur Gnadengemeinschaft der Kirche zu führen, und in dieser Sicht ist das Meßopfer in eben seinem Vollzug von größter „missionarischer" Kraft und Bedeutung. Und da Christus unsere Mitarbeit bei der Zuwendung der Erlösung will, ist die christliche Gemeinde, wenn sie sich mit dem Opfer der heiligen Messe, das ein wahres und eigentliches Opfer ist, in der Gesinnung des opfernden Welterlösers vereinigt, imstande, ein Mehr von Bekehrungsgnaden für die heidnische Welt von Gott zu erwirken. Es bedarf zu diesem Zweck nicht einmal, daß man die heilige Messe in missionarischer Meinung „mitbetet" oder „aufopfert". Es genügt die schlichte Gleichförmigmachung der eigenen Opfergesinnung mit der Gesinnung Christi, um diesen menschlichen Beitrag zur Zuwendung der Erlösungsgnade an die noch heidnische Welt zu leisten. Diese Wahrheit ist geeignet, unseren Missionsoptimismus auch in für die Weltmission kritischen Zeiten wachzuhalten, indem sie uns daran erinnert, daß Mission im eigentlichen Sinne Werk der Gnade ist. Die Erwägung dieser Tatsache ist auch ein wirksames Gegengewicht gegen ein allzu unruhiges und ungeduldiges Suchen nach Formen einer größeren missionarischen, katechetischen und pastoralen Wirksamkeit der Liturgie. Das Suchen ist notwendig. Geht es doch hier um den menschlichen Beitrag zur Fruchtbarmachung der Erlösung, aber es darf nicht mit der Auffassung verbunden sein, daß die liturgische Erneuerung das Universalheilmittel zur Behebung der krisenhaften Situation der Weltmission in vielen Ländern ist, wie dies auch Johann Hofinger SJ, der verdiente Förderer der missionsliturgischen Bewegung, zugesteht. Abgesehen davon, daß der Erfolg der liturgischen Erneuerung das Mitwirken vieler anderer Seelsorgsfaktoren bedingt, darf die Gnadenökonomie Gottes in der Wertung der Missionsmittel nicht in ihrer primären Bedeutung für das Missionswerk weggerückt werden. Wenn die Kirche alles tut, damit das heilige Opfer in allen noch heidnischen Ländern würdig gefeiert wird, erfüllt sie die höchste ihrer missionarischen Aufgaben.

Die zweite Feststellung ist, daß die missionsliturgische Bewegung, wenn sie das Verhältnis von Liturgie und Mission untersucht, unter Mission gemeinhin die ganze Tätigkeit der Kirche in einem Missionslande meint, angefangen von der Verkündigung der Frohbotschaft bis zur Seelsorge der gewonnenen Christen in den neugegründeten Gemeinden. Sie befaßt sich dann aber praktisch stets nur mit der katechetischen und seelsorglichen Bedeutung der Liturgie für die Taufbewerber und die schon getauften Christen. Die Frage, inwieweit die Liturgie der Messe direkt einen Verkündigungswert, eine Anziehungskraft gegenüber den noch fern der Kirche stehenden Nichtchristen besitzt oder besitzen könnte, wird angedeutet, aber kaum untersucht. Das Übersehen dieses Fragepunktes hat seine psychologischen Gründe. Die moderne Mission, besonders jene von heute, ist mit der Seelsorge der Christen, ihrer inneren Ausrichtung auf die von außen drohenden Glaubensgefahren und mit der Führung und Verteidigung ihrer kulturellen, sozialen und caritativen Werke derart beschäftigt, daß sie für das primäre Anliegen der Mission, die Verkündigung der Frohbotschaft unter den Heiden, weder genügend Menschen hat noch durchgeklärte Methoden entwickelt. Ja manche Missionare haben eine direkte Scheu vor dem immer schwieriger werdenden Kontaktapostolat mit den Nichtchristen. Am 13. Februar 1960 brachte die „Rheinische Post" (Düsseldorf) einen Artikel des Inhabers des missionswissenschaftlichen Lehrstuhles in Münster i. W., Prof. Thomas Ohm OSB, der den Titel trug: „Was ist in den Missionen entscheidend? Der Kontakt mit den Nichtchristen." Einige Überspitzungen sind bei einer so prägnanten Formulierung fast unvermeidlich. Aber die Grundgedanken des verdienten Gelehrten verdienen höchste Beachtung. Sie legen den Schwerpunkt auf die Feststellung, daß das Wichtigste in den Missionen die Herstellung des Kontaktes mit den Nichtchristen und ihre Gewinnung für Christus und seinen Weg ist: „Mission heißt wesentlich Nichtchristenpredigt, nicht Christenpredigt und Katechumenenunterricht, so wichtig und notwendig diese für die Mission, speziell für die Bewahrung und Förderung der Neuchristen im Glauben, sind. Deswegen ist schwer zu begreifen, daß von der Heidenpredigt und ähnlichem in unserer Missionsliteratur, in unseren Missionszeitschriften, auf unseren Missionskongressen und auf Missionsstudienwochen so wenig die Rede ist, so wenig um sie gerungen wird. Liturgische und katechetische Fragen sind nicht die Kardinalfragen der Mission... Alles in allem ist Mission wesentlich und zuerst Verkündigung der Frohbotschaft und Existenzmitteilung oder Lebensmit-

teilung an die anderen, die in der Welt oder in sich selbst ruhen, die ‚schlafen', ‚tot' sind, wobei nichts über die Frage gesagt werden soll, wer denn jene sind, die in ‚Todesschatten' sitzen. Ganz entsprechend ist die Kardinalfrage die, wie man den anderen das Leben vermittelt, das ‚von oben her' kommt."

Das Kernproblem

Der Aufsatz von Prof. Ohm steckt sehr gut den Raum ab, in dem wir die Frage nach dem unmittelbar missionarischen Charakter der Liturgie zu untersuchen haben. Könnte vielleicht die Liturgie des heiligen Meßopfers Kontaktmöglichkeiten für das Heidenapostolat geben, so daß trotz der in dem Artikel geäußerten Meinung die Liturgie zur Lösung der „Kardinalfrage der Mission" beitragen könnte? Die Liturgie des Meßopfers muß deshalb zuerst befragt werden, ob sie als solche missionarisch ausgerichtet ist. Die missionsliturgische Literatur spricht zwar viel vom „Verkündigungscharakter der Liturgie" und hebt hervor, daß die morgenländischen Liturgien hier mehr leisten als die lateinische. Aber unsere Frage muß lauten: Richtet sich diese Verkündigung auch an die Außenstehenden? Schon allein die Tatsache der Arkandisziplin der ersten christlichen Jahrhunderte, die das liturgische Geschehen vor profanen, heidnischen Augen verbarg und die Christen verpflichtete, über die empfangene Heilsgnade Schweigen zu bewahren, scheint wenigstens für die urkirchliche Liturgie klar zu zeigen, daß sie keinen missionarischen Charakter hatte. Es ist nun gerade in der Zeitschrift „Sein und Sendung" (Monatsschrift für den katholischen Klerus, Dietrich-Coelde-Verlag, Werl, November 1960) ein wertvoller Aufsatz von Prof. Adalbert Hamman OFM, Besançon, erschienen, der das Verhältnis der Liturgie zur Mission untersucht. Nach sorgfältiger Analyse der biblischen Grundlagen, der Praxis der apostolischen Urgemeinde und der Lehre des hl. Paulus stellt Hamman in einem Versuch theologischer Zusammenschau zunächst zwei Begriffsdefinitionen auf: Mission ist Sendungsauftrag einer Gemeinde in den heidnischen Bereich, ausgeführt durch Sendboten, die zu diesem Zwecke abgeordnet werden; Liturgie ist das Gemeinschaftsgebet der Kirche, die als Gottesvolk ihre Gottesverehrung (Kult) in einer gemeinschaftstypischen Form vor dem Allerhöchsten vollzieht. Der Sachverhalt der beiden Definitionen erlaubt nicht, von der Existenz einer missionarischen Liturgie zu sprechen. Die Liturgie hat an sich keine missionarische Funktion. Sie wendet sich einerseits an die Glieder der Gemeinde, um sie insgesamt miteinander fest zu verbinden und ihr Einssein um den Herrn als Haupt zu vertiefen. Sie wendet sich anderseits an Gott, um ihm den Kult der Anbetung und der Danksagung zu weihen. Schließlich leistet sie Zeugnis durch ihre Existenz vor und inmitten der Welt. Der Christ und die Kirche beten in der Liturgie allezeit ökumenisch, das heißt im Namen der ganzen Erde. Und dennoch ist dies kein missionarisches Beten!

Es ist verblüffend, so führt der Verfasser weiter aus, daß die Bekehrung der Heiden sowohl im Beten des hl. Paulus wie in der urkirchlichen Liturgie beinahe gänzlich fehlt. Die Bekehrung ist das Werk der Gnade, sie bleibt also ausschließlich Tat Gottes. Aus diesem Grund befindet sich unsere Vorstellung, „unsere Brüder zu Christen zu machen", nicht im Blickfeld der ersten christlichen Generationen. Die erste Andeutung einer missionarischen Einstellung des Betens taucht erst beim hl. Cyprian (in seinem Kommentar zum Vaterunser) im dritten Jahrhundert auf. Den tieferen Grund für dieses Schweigen bildet eine unermeßliche Ehrfurcht vor dem Mysterium Gottes, dem allein die Berufung der Völker zukommt.

Nach dem Denken der alten Kirche würde man ein Unrecht tun, wenn man die Liturgie gleichsam als Propagandamittel ansehen wollte, um auf andere einzuwirken. Eine solche apostolische Taktik bedeutete eine Herabwürdigung des Gottesdienstes, eine Entfernung aus der Herzmitte des Mysteriums und der eigentlichen Zeichenmächtigkeit der Liturgie. Die Messe verdeutlicht und vergegenwärtigt das Mysterium des Heils. In ihr stellt die Kirche das Geheimnis ihrer Sendung dar, das sie auftragsgemäß in der Welt auszubreiten hat. Aus diesem Sakrament der göttlichen Liebe, aus dieser Quelle des Heils, schöpft die christliche Gemeinde den missionarischen Geist. Es besteht also keine Antinomie zwischen der geistigen Konzentration um das christliche Mysterium und der Ausrichtung auf die heidnische Welt. Die Erwartung der Wiederkunft des Herrn, die die Gemeinde mit jeder Eucharistiefeier verkündet, ist — weit entfernt, die missionarische Bewegung zu hemmen — ein Grund mehr, mit um so größerem Eifer die Frohbotschaft Jesu zu predigen. Es gibt deshalb keine Trennung der Zusammengehörigkeit von Herrenmahl und christlicher Mission. Beide geben Zeugnis von derselben Liebe, die in die Welt geworfen wurde, um Antwort zu finden und die Menschheit wieder zur Einheit zusammenzuführen. Die Liturgie gibt dem Dienst vor Gott und an den Menschen die rituellen Formen; sie schließt also das Mysterium der Völker und die Sendung der Christenheit in sich zusammen. Die rechtverstandene und ehrlich gelebte Liturgie muß die Gläubigen, die an ihr teilnehmen, für die Mission erwecken. Sie bereitet den Boden für die Bildung echter Gemeinden, die hellerleuchteten Häusern gleichen, die jenen Menschen die Richtung weisen, die in der Nacht ihren Weg suchen. Hat nicht schon in der Urgemeinde von Jerusalem die Bruderliebe der in der „Gemeinschaft des Brotbrechens" vereinten Gläubigen tiefsten Eindruck auf die heidnische Umwelt gemacht. Wird so nicht die Glaubwürdigkeit des Glaubens der Christen verstärkt? Recht gelebte Liturgie weckt aber nicht nur das Gespür für die soziale Verpflichtung innerhalb der Gemeinde, sondern sie knüpft auch eine erste Verbindungsbahn sozialer Verpflichtung zur Welt hin, spornt zu Hilfeleistung gegenüber allen Notleidenden und zur Aufnahmebereitschaft der Suchenden an. Das Zeugnis der Liebe hat der Laie in die Welt hineinzugeben, indem er durch den Stil seines Lebens und Arbeitens gerade dort das Evangelium verkündet, wohin das Leuchten der liturgischen Feier nicht dringt. Seine Aktion muß sich ebenfalls auf die Umformung des soziologischen Gefüges richten, denn es ist normalerweise unmöglich, die Einzelmenschen zu bekehren, ohne die Umwelt zu ändern. Auch hier muß der Geist des Liebesmahles des Herrn wirkmächtig werden. Die missionarische Bewegung schöpft so aus der lebendigen Liturgie ihr Licht und ihre Kraft. Ihre Stärke oder Schwäche ist zugleich ein Gradmesser für den Gesundheitszustand der liturgischen Erneuerungsbewegung.

Auch P. Hofinger betont in seinen Arbeiten, daß der Gottesdienst der alten Kirche die Christen nicht so sehr durch direkte Ausrichtung auf das Missionsapostolat apostolisch schulte. Die tiefgehende apostolische Wirkung frühchristlicher Liturgie sei in anderer Richtung zu suchen:

Sie habe den Christen in unvergleichlicher Weise ihren Reichtum bewußt gemacht. „Vor allem die Opferfeier wurde damals noch ganz als Dankesfeier für die uns in Christus gewordene Erlösung gesehen und erlebt. Diese echt christliche Dankesstimmung wirkte sich dann notwendig im Drang zum Apostolat aus. So verstehen wir auch, daß damals die Masse der gewöhnlichen Christen die wirksamsten Verbreiter christlicher Ideen waren. Brauchten wir das nicht gerade heute?" (Hofinger-Kellner, Liturgische Erneuerung in der Weltmission, München 1957; Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 328—335). Auch die römische Liturgie von heute ist, so betont Hofinger, sehr zurückhaltend in der Aufforderung zu apostolischer Tat. Was ihrem Gottesdienst seine apostolische Wirkung verleiht, ist ungleich mehr das Bewußtsein himmlischer Fülle, das er vermittelt, und das Erlebnis der unverdienten Gnade, für die wir nur kündend und schenkend einigermaßen danken können.

Der Weg zur Erfüllung des Anliegens der Gebetsmeinung geht also im wesentlichen über das Glaubenszeugnis der in der eucharistischen Liebesgemeinschaft apostolisch geformten Christen. So gesehen ist die liturgische Erneuerung durchaus ein Element zur Lösung des „Kardinalproblems der Mission", mit dem Prof. Ohm die Herstellung des Kontaktes mit den Nichtchristen meint. Es ist hier freilich nicht das einzige Element. Die Liturgie genügt, obwohl sie die Hauptwahrheiten des Glaubens im Gottesdienst kündet und zugleich darstellt, durchaus nicht, um die Christen fähig zu machen, in den hochentwickelten und komplizierten Formen der modernen Zivilisation und dem geistigen Durcheinander der Welt unserer Tage in Tat und Wort Zeugnis für den Glauben zu geben und am Aufbau einer Gesellschaftsordnung aus christlichem Geiste mitzuarbeiten. Nicht nur die Glaubenspredigt an die Heiden erfordert heute erhöhte Aufmerksamkeit und gründliches Studium ihrer Probleme, auch die Predigt an die Missionschristen stellt sehr hohe Anforderungen, und die Einsicht, daß die liturgische Erneuerung ohne eine katechetische Erneuerung in den Missionen nicht wirksam werden kann, hat zu der ersten internationalen Woche über Missionskatechese in Eichstätt (Juli 1960; vgl. den ausführlichen Tagungsbericht in Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 35 bis 42) geführt.

Wenn aber das heilige Opfer, in den Mittelpunkt der apostolischen Erziehung der Missionschristen tretend, echte Glaubensverkünder unter den Laien bildet, dann ist der Missionskirche in der Kontakt-Mission ein außerordentlicher Dienst geleistet. Ohm beklagt in dem oben erwähnten Artikel: „Wenn man die Zahl der Missionskräfte, die in der indirekten Mission tätig sind oder durch die Seelsorge der Christen in den Missionen in Anspruch genommen werden, mit der Zahl derer vergleicht, die zu den Nichtchristen gehen und alles für deren Gewinnung tun, kommt man zu einem beinahe erschütternden Ergebnis." Ist dem Anliegen Ohms nur damit gedient, daß ein paar Tausend ausländische Missionare und einheimische Priester, Brüder und Schwestern mehr für die Glaubenspredigt an Nichtchristen „in einem Tempel oder auf einem Marktplatz oder auch an einer Straßenecke" frei gemacht werden, daß diese Männer und Frauen an den Arbeitsplätzen oder auf der Straße mit den Leuten über Christus reden? Sicherlich würde das die heutige Missionslage nicht grundlegend ändern. Was nottut, ist die Aktivierung der Laien wie in der alten Kirche. Ohm sagt selbst in seinem Aufsatz, daß die Zeit der fast ausschließlich von Missionsgesellschaften getragenen Mission zu Ende ist oder zu Ende geht. Die Mission sei (heute) Sache aller Christen. Wenn die liturgische Erneuerung in den Missionen ihren Teil dazu beiträgt, die Laien zur „Kontaktmission" zu schulen und anzueifern, hat sie wahrlich für die Lösung des „Kardinalproblems der Mission" eine überaus große Bedeutung.

Direkte Anziehungskraft einer würdig gefeierten Liturgie?

Man könnte nun, die Frage nach einem etwaigen missionarischen Charakter der Liturgie erneut aufgreifend, darauf hinweisen, daß doch auch die würdige Feier der Liturgie sehr wohl Außenstehenden direkt den Anstoß zur Bekehrung zu geben vermöchte, etwa in dem Sinne, in dem Kardinal Gracias bei der Eröffnung der Studienwoche über Mission und Liturgie zu Nimwegen sagte, daß hier Fachleute versammelt seien, die sich seit vielen Jahren bemühten, nicht nur unter den Gläubigen eine verständnisvolle und aktive Teilnahme am kirchlichen Gottesdienst zu fördern, sondern auch außerhalb der Kirche Stehende durch Schönheit, Würde und Hoheit der Liturgie anzuziehen. In dieser Linie liegt auch der in der Missionsliteratur schon einmal vorgetragene Gedanke, man solle namentlich in den buddhistischen Ländern des Ostens überall Benediktinerklöster gründen, deren feierliche Liturgie die Nichtchristen anlocken würde. Man wird hier nicht auf die Tatsache hinweisen dürfen, daß in den Nordischen Ländern Europas die Konvertiten fast alle über die Berührung mit der katholischen Liturgie zur Kirche kommen. Die geistigen und psychologischen Voraussetzungen, die in Nordeuropa Christen anderer Bekenntnisse, deren eigener Gottesdienst meist noch stärkste Überbleibsel aus der „katholischen Zeit" trägt, zur Liturgie führen, sind in den Missionsländern nicht gegeben, vor allem nicht bei den Nichtchristen. Zweifellos kann Gottes Gnade den Besuch eines katholischen Gottesdienstes durch einen Heiden in einen ersten Anstoß zu einer Bekehrung verwandeln. Sie ist auch hier der frei waltende „Kontaktmissionar", dessen Wirken sich unserer Beobachtung entzieht. Aber normalerweise wird dies nicht der Fall sein. Ein Heide mag ästhetische Befriedigung bei dem Erleben eines feierlichen katholischen Gottesdienstes empfinden, und es mag sein Sinn für Hohes und Heiliges dabei angesprochen werden. Aber ohne eingehende Unterweisung über die Grundlagen unseres Glaubens, den Sinn und den Aufbau der Meßliturgie wird er für gewöhnlich ein Opfer nicht verstehen, das zudem in den Formen einer ihm fremden Kulturwelt und einer ihm unbekannten Sprache gefeiert wird. Es wird ihm eher so gehen wie dem Gandhischüler, der in den Kartagen die Kathedrale von Nagpur besuchte und (nach dem Bericht von Erzbischof Eugen d'Souza, einem Inder, auf der allindischen katholischen Studienwoche von Nagpur, 1956) nach kurzer Zeit aus dem Gottesdienst flüchtete und ganz verstört erklärte: „Alles ist so westlich!" Johannes Hofinger SJ, der große Förderer der missionsliturgischen Erneuerung, schrieb einmal, er sei ganz verwirrt worden, als er in Rom während seiner Studienzeit erstmalig an einem byzantinischen Hochamt teilnahm. Wieviel größer muß die Verwirrung eines Heiden aus einem alten Kulturland wie Indien sein, wenn er einem feierlichen katholischen Gottesdienst des lateinischen Ritus beiwohnt, der in seiner Gehaltenheit und römischen Majestät sowie in der Form der Symbole und Gesten so gar keine Brücke zu seiner Kultur, seiner

Erlebniswelt und seinem Brauchtum schlägt! Zwar berichtete jüngst ein Missionar aus Japan, die fremde Kulturgestalt der Messe bereite dem Japaner wenig Schwierigkeit und er dränge deshalb auch nicht auf kulturelle Akkommodation des Gottesdienstes, weil er gewöhnt sei, daß jeder (christliche und nichtchristliche) Kult dort seinen eigenen Ritus habe. Diese liturgische Toleranz bedeutet aber nicht, daß damit für den heidnischen Besucher der katholischen Meßfeier auch schon das innere Verstehen, die seelische Beheimatung in diesem Kult gegeben ist. Und wenn das Problem der liturgischen Anpassung von den Primitiven in der Kolonialära zunächst kaum empfunden wurde, so deshalb, weil man die Religion des Westens als integrierendes Element jener westlichen Kultur betrachtet, der man sich unter allen Umständen bemächtigen wollte, um zur Höhe des Weißen Mannes emporzusteigen. Heute wandeln sich die Verhältnisse. In den Ländern der Hoch- und Primitivkulturen besinnt man sich auf die eigenen Werte, auch im religiösen Bereich. Man will Gott in seiner Art preisen und steht bei aller Aufnahmefreudigkeit für die westliche Technik der spezifisch europäischen Kultur zumindest kritisch, wenn nicht ablehnend gegenüber.

Zwei andere Gesichtspunkte sind noch zu erwägen, wenn man von der Möglichkeit spricht, daß die Heiden in den Missionen durch den Anblick einer würdigen katholischen Meßfeier für den Glauben gewonnen werden könnten. Zunächst besteht unter den Missionaren keine Einmütigkeit darüber, ob man Heiden, die nicht schon Katechumenen sind, zur Meßfeier zulassen soll. Wenn in der frühen Kirche schon die Katechumenen nach der Vormesse das Gotteshaus verlassen mußten, soll man dann heute eventuell Scharen von Heiden zur Messe zulassen, die das Ganze nur als Schauspiel betrachten und eventuell die dort beobachteten Riten einschließlich der liturgischen Gewandung in das Ritual christlich-heidnischer Mischsekten aufnehmen, wie dies in Afrika heute häufig der Fall ist? Die andere Erwägung geht von der Tatsache aus, daß wegen des Priestermangels und des Fehlens aller Hilfsfaktoren zu einem feierlichen Gottesdienst die Missionare froh sind, wenn sie eine einfache heilige Messe würdig gestalten können, besonders auf den zahllosen Außenstationen, die nur periodisch den Priester sehen. Die heidnische Welt ist nun einmal leider nicht mit Benediktinerklöstern übersät, in denen feierlicher Gottesdienst mit entsprechender sorgfältiger Erziehung der Gläubigen zu liturgischem Verstehen und Tun geboten wird. Hier können tatsächlich Heiden langsam an die Liturgie „anwachsen", wenn sie zum näheren Lebensbereich der Abtei gehören. Die Missionare streben fast überall eher nach Gestaltung einer einfachen, im Aufbau durchsichtigen, klar verständlichen und damit katechetisch und pastoral wirksamen Meßfeier. Es gibt allerdings Länder wie Indien, wo, nach einer Äußerung von Kardinal Gracias in Nimwegen, Katholiken und Nichtkatholiken selbst lange Zeremonien und ein kompliziertes Ritual schätzen, wenn sie feierlich und würdig durchgeführt werden. Wie weit das Verlangen nach Vereinfachung des Rituals und nach Herausschälung seiner wesentlichsten Elemente gehen kann, zeigen die letzten Sätze eines Referats, das Bischof Duschak SVD (Calapan, Philippinen) auf der Studientagung in Nimwegen-Uden über Möglichkeiten der Meßfeier in Missionsgebieten hielt: „Schließlich möchte ich eine Idee, eine Lieblingsidee vorbringen (wenn ich persönlich werden darf), eine Idee wohlgemerkt, keinen Vorschlag. Die Verwirklichung dieser Idee würde den Kern der Teilnahme (am liturgischen Gottesdienst) einfach und psychologisch wirksam lösen, ferner die Zentralidee der Messe wunderbar dramatisieren und den Charakter der Messe als ‚memoriale mortis Domini' einprägsam herausstellen und schließlich auch die Stellung des Priesters als des alleinigen Zelebranten verdeutlichen, der da handelt auf das Geheiß des Herrn: ‚Tuet dies zu meinem Andenken.' Die Idee besagt: Der Priester ist, wie beim letzten Mahl des Herrn, seinen Tischgenossen zugewandt und wiederholt in Geste und Wort, die alle verstehen, die unendliche heilige Handlung des Abendmahls. Ich meine, das erst wäre die Vollerfüllung jenes Gebotes Christi: ‚Tuet dies zu meinem Andenken.' Jenes ‚Dies' müßte den ganzen Gehalt dieser heiligen Stunde und auch die Abendmahlsatmosphäre so treu und liebend wie möglich wiedergeben. Aber, wie gesagt, es soll kein Vorschlag sein; nur ein Gedanke. Es sind in letzter Zeit Dinge geschehen im Bereich der Liturgie, Möglichkeiten heute Tatsachen geworden, von denen man vor zehn, zwanzig Jahren kaum geträumt hätte." — Würde man — so sei in diesem Zusammenhang gefragt — zu einer solchen intimen Meßfeier gerne Heiden zulassen oder hier nicht lieber zur Arkandisziplin der Urkirche zurückkehren?

Unsere kurze Analyse der Missionsgebetsmeinung dürfte gezeigt haben, daß die Erfüllung ihres Anliegens wesentlich in die Hände des christlichen Apostolats gelegt ist, das von dem Geheimnis der Altäre, vom Wohnen Gottes unter uns, von dem eigenen religiösen Reichtum frohes Zeugnis gibt. Vom Zentrum christlichen Lebens muß diese Bewegung, die die Heiden zu diesem Zentrum führt, vor allem auch von den Laien ausgehen. Die Christen müssen, mit dem eucharistischen Brote gestärkt, zu Verkündern der Altargemeinschaft mit dem lebendigen Gott werden. Damit soll nicht ausgeschlossen werden, daß eine echte Anpassung der Meßliturgie an die der Kirche noch fernstehenden Kulturen, die bisher fehlt, unseren Gottesdienst auch für die Heiden anziehender machen könnte als bisher. Aber dies ist nicht die eigentliche Aufgabe der Liturgie. Auch für die Christen der Missionsländer ist die Frage der Akkommodation nicht die der Ordnung nach erste Frage. Das Wesentliche ist für ihr religiöses und apostolisches Leben, daß in seine Mitte der Altar tritt: das Meßopfer als Kult, Gnadenvermittler, Glaubenskünder und Erzieher zu christlich-apostolischem Leben. Die katechetischen und pastoralen Werte des Opfers können aber nur dann wirksam werden, wenn die Gläubigen ohne eine weitschweifige Erklärung den Sinn der hl. Handlung gleichsam von ihrem Ablauf ablesen können, wenn der Wortgottesdienst in seinem Inhalt verstanden wird, wenn die Christen sich in ihrer Muttersprache am Gebetsgottesdienst beteiligen können, wenn sie schließlich an der Meßfeier nicht als bloße Zuschauer, sondern als Mithandelnde tätig sein können, und zwar in Formen, die ihrer ererbten Art der Verehrung des Heiligen gemäß sind. Man kann weder von ihnen verlangen, daß sie zu Gott durch das Medium fremder Kulturformen und religiöser Symbole vordringen, noch daß sie gar nichts von ihrem eigenen kulturellen Erbe in den Gottesdienst hineintragen. Hier wird die Verzahnung der pastoralliturgischen mit der Akkommodationsaufgabe sichtbar. Unantastbar ist die Grundgestalt des Opfers, und die Beibehaltung des Lateinischen in den Texten bzw. Handlungen, die dem Priester vorbehalten sind, wäre nicht nur ein wertvolles Mittel zur Bewahrung der Glaubenseinheit und der Verbundenheit aller Völker und Kulturen in dem einen Opfer, sondern

kann auch dazu dienen, die Funktion des Priesters von der des Volkes bei der Messe klar abzugrenzen. Die moderne katholische Weltmission kam aus dem abendländischen Kulturkreis und hat sich deutlich sichtbar im Einflußbereich dieses Kulturkreises bei der Expansion der weißen Rasse über die Welt ausgebreitet. Nun, wo die Weltentwicklung diesen Kulturraum eingrenzt bzw. zurückschiebt und die schon gegründete Kirche sich in Kulturräumen wiederfindet, die sich auf ihr Eigensein besinnen und dieses zu akzentuieren suchen, muß die Missionskirche auch in der Liturgie des Meßopfers den neuen Gegebenheiten stärker Rechnung tragen, nicht nur aus Taktik, sondern aus einer Forderung ihres Wesens heraus.

Zum Prinzip weitgehender Anpassung hat sich die Kirche bekannt. Der derzeitige Präfekt der Propagandakongregation, Kardinal Agagianian, erklärte auf einer Kundgebung anläßlich der Brüsseler Weltausstellung am 14. August 1958: „Auch bei der eucharistischen Feier gibt die Kirche in den Missionen gegenwärtig immer mehr einheimischen Elementen Raum, die geeignet sind, die aktive Teilnahme der Gläubigen in den verschiedenen Gebieten zu fördern. Sie beginnt damit, in einem gewissen Umfang die örtliche Musik und Sprache aufzunehmen, da sie sich bewußt ist, daß die Kirche in mütterlicher Weise überall zu Hause sein muß und daß die regionale Verschiedenheit der kirchlichen Bräuche die Kirche mit dem Glanz königlicher Vielfalt umgibt, ohne irgendwie der Einheit der Catholica Abbruch zu tun, wie es Papst Gregor der Große klar ausgedrückt hat: ‚Die Vielfalt der Bräuche schadet der heiligen Kirche keineswegs, vorausgesetzt, daß die Einheit im Glauben gewahrt bleibt.'"

Jede eigenmächtige Änderung der Liturgie hat Rom aber aus sehr begreiflichen Gründen nach wie vor verboten. Anderseits muß das Neue organisch wachsen, da es sonst gekünstelt und nicht haltbar wäre, wie Kardinal Gracias von Bombay in Nimwegen sagte. Wie ist nun die Aufgabe des organischen Wachstums mit einer „Beaufsichtigung" dieses Wachstums zu vereinen? Man hat daran gedacht, bestimmte Teile der Rubriken so weit zu gestalten, daß örtlicher Initiative in diesem Rahmen Spielraum gelassen wird. Es wäre auch eine vorsichtige Heranführung paraliturgischer Volksbräuche an die Teile der Messe möglich, die die Mitwirkung des Volkes verlangen. Über das, was getan werden kann oder muß, herrschen noch keine klaren Vorstellungen. Wie ernst das Problem ist, zeigt die Bemerkung des afrikanischen Priesters R. Sastre in dem Buche: „Des prêtres noirs s'interrogent", das mit einem wohlwollenden Vorwort des Apostolischen Delegaten von Dakar zu Paris 1956 (deutsche Ausgabe A. Diop, Schwarze Priester melden sich, Mainverlag, Frankfurt 1960) erschien: „Tatsache ist, daß Millionen Schwarze die römische Messe erleben. Es geht nun darum, zu erfahren, ob sie in diesem Erleben auf ihr Selbst verzichten oder ob sie in ihm die Erfüllung ihrer tiefsten Sehnsucht finden... Die Feier der römischen Messe entspricht nicht völlig der afrikanischen Spontaneität." Von außen kommende Religionen und Kulte haben sich in der Geschichte nur halten können, wenn sie sich an die örtlichen Kulturen anpaßten oder mit Kulturen kamen, die andere überlagerten, aufsaugten oder mit ihnen eine neue Synthese eingingen. Wenn wir einer Einheitskultur (nicht Einheitszivilisation) in der ganzen Welt entgegengingen, brauchte das Problem der liturgischen Anpassung wenig Sorge zu machen. Da dies aber offensichtlich nicht der Fall ist, heischt das Problem eine grundlegende Lösung.

Ökumenische Nachrichten

Die 2. Gesamteuropäische Kirchenkonferenz in Nyborg

Anläßlich der ersten sog. Gesamteuropäischen Konferenz nichtkatholischer Kirchen, die Anfang Januar 1959 in Nyborg (Dänemark) zusammentrat, berichtete die Herder-Korrespondenz (13. Jhg., S. 237) zu ihrer Vorgeschichte, daß sie weniger in der „Arbeitsgemeinschaft Christliche Verantwortung für europäische Zusammenarbeit" gründet, einem von politisch verantwortlichen Laien gebildeten Zweig der „Kommission der Kirchen für internationale Angelegenheiten" des Weltrates der Kirchen mit einer kleineuropäischen Zielsetzung, sondern in jenen Reisen von bekannten Nichtkonformisten der EKD nach Moskau, um durch kirchliche Kontakte die Zerreißung Europas durch den eisernen Vorhang zu überwinden. Seit dem Einschwenken der VELKD auf diese Linie übernahm Landesbischof Hanns Lilje die Führung, und Sekretär wurde der Lutheraner Dr. Hans H. Harms, damals noch Direktor der Studienabteilung im Weltrat der Kirchen, heute Hauptpastor von St. Michael in Hamburg. Die Ergebnisse der ersten Tagung waren naturgemäß, was politische Sach- und Grundsatzfragen betrifft, etwa die Bedeutung der Sozialethik für den Staat, ziemlich gering. Der Wert der Begegnung liegt aber darin, daß es gelang, auch die Kirchen des Ostblocks, die aus naheliegenden Gründen nicht dem Weltrat angehören können, dennoch auf einem ökumenischen Forum zu Gesprächen zusammenzuführen. Dieses Zusammentreffen und Sichgegenseitig-Kennenlernen war und ist der Hauptzweck der Tagungen. Es ist also ein wesentlich kirchlicher Zweck, allerdings mit der Idee im Hintergrunde, einmal ein „Europa" zu verwirklichen, das vom Atlantik bis an den Ural reicht und das sich im gemeinsamen Dienst an den Völkern Asiens und Afrikas neu zu bewähren haben wird. Schon damals gelang es, neben den drei Vorsitzenden, Dr. Lilje, Erzbischof Jaan Kiivit (luth.), Estland, und Generalsekretär Dr. Egbert Emmen (reformiert), Holland, in den elfköpfigen Beirat fünf Delegierte aus den Ostblockstaaten aufzunehmen.

Die Zusammensetzung

Auf der zweiten Tagung, die wieder in Nyborg vom 3. bis 8. Oktober 1960 stattfand, erwies sich die Lebensfähigkeit des Unternehmens trotz abermals mangelnder gemeinsamer Parolen u. a. darin, daß unter den rund 120 Delegierten von 56 Kirchen aus 22 europäischen Ländern neben den Anglikanern, Lutheranern, Reformierten, Unierten, Methodisten, Baptisten, Brüdern usw. elf Orthodoxe saßen, so daß, wie die Berichterstattung der Konferenz betonte, die ganze nichtkatholische Christenheit repräsentiert war. Aus kommunistisch regierten Ländern waren ohne die Sowjetzone 26 Delegierte anwesend, davon allein 9 aus der Sowjetunion; und der Britische Rat der Kirchen, der außer der Anglikanischen Kirche auch die englischen Freikirchen umfaßt, hatte den Bischof von Sheffield, Dr. Hunter, an der Spitze einer sechsköpfigen Delegation entsandt und die früheren Bedenken gegen das Unternehmen völlig zurückgestellt. Metropolit Timiades, Genf, überbrachte die Grüße des Patriarchen von Konstantinopel, den er beim Weltrat der Kirchen vertritt, und Patriarch Alexius von Moskau ließ sich durch seinen Exarchen von Mitteleuropa, Bischof Johannes Wendland,

Karlshorst, vertreten. Für den Weltrat der Kirchen war wieder sein Generalsekretär Dr. Visser 't Hooft als Mentor zugegen.
Das Generalthema „Der Dienst der Kirchen in einer sich verändernden Welt" wurde durch programmatische Ideen von Bischof Lilje eingeleitet. Er versuchte, der Konferenz konkrete Aufgaben zu stellen, die sich aus dem atemberaubenden Tempo der globalen Entwicklung ergäben: die gemeinsame Verantwortung gegenüber den neuen autonomen Staaten auf ehemaligem Kolonialboden, die Bevölkerungsexplosion in unterentwickelten Gebieten und die Revolutionierung des modernen Weltbildes durch die Ausweitung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse. Die Christenheit müsse sich fragen, ob sie mit diesen Problemen fertig werden könne oder ob sie einem Austrocknungsprozeß unterliege. Heute müßten die Kirchen gemeinsam die Möglichkeit christlicher Existenz in verschiedenen politischen Bereichen neu durchdenken.

Kein klares Programm

Das Generalthema wurde in drei Unterthemen behandelt. Der Direktor des Instituts „Kerk en Wereld", Holland, Dr. van Leeuwen, schockierte die Versammlung mit der Parole, man müsse den Säkularisierungsprozeß bejahen und die Wiederentdeckung der Welthaftigkeit damit beantworten, daß die Kirchen als Institutionen sterben und sich entchristlichen, damit sie in Solidarität mit der Welt wieder ihren Samariterdienst leisten könnten. Das zweite Referat von Professor J. P. Jeschke, Prag, „Der Dienst der Kirche in einer friedlosen Welt", war eine farblose Ausarbeitung der kirchlichen Friedensaufgabe. Dagegen fand der orthodoxe Lehrer am Ökumenischen Institut Bossey, der Grieche Nikos A. Nissiotis, zum Thema „Die Diakonie der Kirchen untereinander" zündende Worte, als er u. a. sagte: „Wir müssen einander als Kirchen helfen, unsere Institutionen zu transzendieren, nicht dadurch, daß wir sie verneinen, sondern daß wir sie erfüllen mit dem Tun, das aus dem Charisma des Heiligen Geistes stammt."
Dr. Visser 't Hooft freilich beklagte, daß die Konferenz nicht zu klaren Formulierungen ihrer Aufgaben und Ziele gekommen sei. Ein heikles Problem war die Eliminierung der Botschaft der Prager Friedenskonferenz, die kurz vorher getagt hatte.
Die Frage der Ausgestaltung der europäischen Kirchenkonferenz wurde nicht ausdiskutiert, und man fand noch keine Ansätze zu wirksamen Arbeitsgruppen. So begnügte man sich damit, das bisherige Präsidium durch die Zuwahl des Bischofs von Sheffield, Dr. Hunter, und des Exarchen Joh. Wendland zu ergänzen. Der Beirat wurde auf 15 Mitglieder verstärkt: Prof. Cadier, Frankreich, Prof. D'Espine, Schweiz, Bischof Fuglsang, Dänemark, Pastor Muraközy, Ungarn, Landesbischof Noth, Dresden, Prof. Soucek, Tschechoslowakei, Prof. Parisski, UdSSR, Bischof Timiades, Genf, Bischof Wantula, Polen, Präses Wilm, Bielefeld, Bischof Danell, Schweden, Bischof Müller, Rumänien, Kirchenpräsident Niemöller, Wiesbaden, Rev. Slak, England, Bischof Sigg, Schweiz. Generalsekretär bleibt Dr. Harms. Für die Unterrichtung der Mitglieder wird ein vierteljährliches Informationsblatt herausgegeben und die nächste Tagung für den September 1962 in Aussicht genommen.
Natürlich wurde die Tagung mit einer Botschaft beschlossen: „Der Friede erträgt keinen Aufschub!" Darin werden die Schrecken des Atomkrieges beschworen, die Abrüstung gefordert und die Abkehr vom „unbrauchbar gewordenen Machtdenken" in der internationalen Politik, an dessen Stelle der Grundsatz der Kooperation treten müsse. Die Menschheit gehe auch ohne Krieg der Katastrophe entgegen, wenn es nicht rechtzeitig zu solcher verantwortlicher Zusammenarbeit komme. Mehr konnte man bei den vielfältigen politischen Fesseln dieser 56 Kirchen nicht sagen.
In der Presse wurde viel über Nyborg geschrieben. Die Enttäuschung überwog. Selbst ein so entschiedener Vorkämpfer der europäischen Kirchenkonferenz wie Oberkirchenrat Erwin Wilkens vom Lutherischen Kirchenamt Hannover, der früher einmal anregte, in Nyborg fände sogar die römisch-katholische Kirche außerhalb des Weltrates der Kirchen Gelegenheit zu ökumenischer Zusammenarbeit, schrieb: „In der Anlage der Tagung und ihrer sachlichen Arbeit bedeutet die diesjährige Konferenz einen deutlichen Schritt hinter den ersten Anfang zurück" (Ev.-luth. Kirchenzeitung, 1. 11. 60). Das „Sonntagsblatt" von D. Lilje hingegen bewertete in den von Dr. Visser 't Hooft perhorreszierten Kategorien kirchlicher Machtblöcke (vgl. ds. Heft, S. 139) die Tagung wegen der zahlreichen orthodoxen Beteiligung im Hinblick auf das Ökumenische Konzil kurzschlüssig als „eine Absage an Rom" (16. 10. 60), als ob das Konzil und die Konferenz vergleichbare Größen wären.
Ein abgewogenes Urteil wird zu der Überzeugung gelangen: jedes Experiment, das die getrennten Christen aus zwingenden Gründen zur Erprobung ihrer geistlichen Verantwortung und der Zusammenarbeit ihrer so disparaten Gaben auf ökumenischem Gebiet unternehmen, ist in sich selber sinnvoll und notwendig, selbst wenn es angesichts des politisch-ideologischen Abgrundes zwischen West und Ost auf einer Selbstüberschätzung beruhen sollte. Nur so wird man dazu gelangen, bessere Methoden zu ersinnen oder die eigenen Kräfte zu überprüfen. Jede Stärkung christlicher Potenz ist ein Gewinn.

Das Scheitern der panorthodoxen Konferenz und seine möglichen Hintergründe

Ende August 1960 wurde bekannt, daß die vom 25. September bis 2. Oktober geplante panorthodoxe Konferenz auf Rhodos um ein Jahr verschoben worden ist. Die Gründe können nur vermutet werden. Die Schwierigkeiten, die sich der Einhaltung des vom Patriarchen von Konstantinopel aufgestellten Zeitplans von vornherein entgegenstellten, sind möglicherweise durch neue Momente vergrößert worden.
Unklar ist zunächst die Haltung der neuen türkischen Regierung gegenüber dem Patriarchat Konstantinopel. Ein von der geplanten panorthodoxen Konferenz angesetzter Besuch des Patriarchen Athenagoras I. beim Athener Erzbischof Theoklitos mußte wegen Reisebeschränkungen, die von den türkischen Behörden erlassen worden sind, abgesagt werden. Aus demselben Grund konnte das Patriarchat im August keine Delegation zur Tagung des Exekutiv- und Zentralausschusses des Weltrats der Kirchen nach St. Andrews (Schottland) entsenden (Oepd Nr. 32). Möglicherweise hat das Patriarchat auch für Rhodos keine Ausreisegenehmigungen erhalten können.
Über Reiseschwierigkeiten der aus den kommunistischen Ländern erwarteten Delegationen ist nichts bekannt geworden. Doch scheint die Tendenz der östlichen Macht-

haber zur Zeit wieder auf ein Abbremsen zu enger Kontakte mit der freien Welt gerichtet zu sein.
Neben organisatorischen Schwierigkeiten gibt es natürlich zahlreiche kirchenpolitische Differenzen innerhalb der orthodoxen Welt. Sollte die vielversprechende Annäherung der Patriarchate Konstantinopel und Moskau doch wieder in das Geleise der alten Kompetenzstreitigkeiten abgebogen worden sein? Beachtenswert und vielleicht symptomatisch ist in diesem Zusammenhang eine kurze Notiz in der Zeitschrift des Exarchats des Patriarchen von Konstantinopel in Amerika, das von dem in kirchenpolitischen Fragen eine große Rolle spielenden Exarchen Iakovos geleitet wird („O orthodoxos paratiritis" Nr. 485, August 1960). Hier wird dem bekannten russischen Kanonisten Prof. S. V. Troickij der Vorwurf gemacht, mit einem im Journal des Moskauer Patriarchats veröffentlichten Aufsatz die Vorrechte des Ökumenischen Patriarchen bestreiten zu wollen.
Tatsächlich ist dieser Aufsatz nicht im Moskauer Patriarchatsblatt, sondern in der Zeitschrift des westeuropäischen Exarchats des Moskauer Patriarchen erschienen (S. V. Troickij, Das Konzil von Chalcedon und der östliche Papismus, in: „Vestnik russkogo zapadno-jevropejskogo patriaršego ekzarchata" Nr. 32, Paris, Oktober/Dezember 1959, S. 255—268). Inwieweit dieses Organ die Ansichten des Moskauer Patriarchats wiedergibt, ist schwer zu sagen. Prof. Troickij, ein in Belgrad lebender russischer Emigrant, war in den zwanziger und dreißiger Jahren ein heftiger Kritiker der sowjetischen Kirchenpolitik, schloß sich nach dem zweiten Weltkrieg wieder dem Moskauer Patriarchat an und vertrat auf den Seiten des Journals des Moskauer Patriarchats schon 1947 die russische Kritik an den Prärogativen des Patriarchats Konstantinopel. 1955 suchte er in einem Artikel „Die Kanones und der östliche Papismus" (erschienen in der Zeitschrift des westeuropäischen Exarchats) den Nachweis zu führen, daß die Ideologie sowohl des westlichen als auch des östlichen „Papismus" in den Kanones der drei ersten ökumenischen Konzile nicht nur keine Bestätigung findet, sondern von diesen Kanones geradezu als Verletzung der altkirchlichen Struktur durch den „Hochmut weltlicher Macht" scharf verurteilt wird.
In seinem neuerlichen Aufsatz verficht Troickij die These, daß auch das vierte ökumenische Konzil von Chalcedon diese Linie eingehalten habe. Irrtümlich sei die unter den Orthodoxen verbreitete Ansicht, dieses Konzil habe — mit dem berühmten 28. Kanon — die kirchliche Gewalt des konstantinopolitanischen Bischofs erweitert.
Mit den in den Akten des Konzils zu findenden Gerichtsentscheidungen hinsichtlich der Jurisdiktion einiger Bischöfe, argumentiert der Autor, habe das Konzil die Kompetenzen der lokalen Metropolitan- und Diözesankonzile gegen die „papistischen" Übergriffe der von der Staatsgewalt unterstützten Erzbischöfe von Konstantinopel in Schutz nehmen wollen. Keineswegs habe es die Machtansprüche des hauptstädtischen Hierarchen sanktionieren wollen; im Gegenteil, unter Vermeidung eines Konflikts mit der Staatsgewalt habe es seine Jurisdiktionsgewalt in fest umrissene kanonische Grenzen stellen wollen. In den Kanones selbst konnte das Konzil, wie Troickij darlegt, diese Tendenz allerdings nicht mit voller Klarheit zum Ausdruck bringen, weil dem Episkopat hier durch das Dazwischentreten des Kaisers die volle Entscheidungsfreiheit genommen war.
Wie verhält es sich aber mit Kanon 28, der doch die Suprematie des konstantinopolitanischen Bischofs begründete? Troickij sagt, es handele sich hierbei gar nicht um einen echten, das heißt einen der auf der 7. Konzilssitzung angenommenen „Kanones", sondern um einen auf der 15. Sitzung auf kaiserliches Verlangen angenommenen „Beschluß". Troickijs Ergebnisse stehen hierin im Gegensatz zu früheren Arbeiten anderer Forscher. Das Bestreben „östlicher Papisten", die Kanones der 15. Sitzung zuzuschreiben, auf welcher der Beschluß über den Bischofssitz von Konstantinopel gefaßt wurde, sei eindeutig — nämlich jenen so wichtigen und umstrittenen Beschluß der Zahl der Kanones zuzuschlagen, unter denen sogar die Unterschriften der päpstlichen Legaten standen, um ihm damit kanonische Autorität zu verleihen. Nur die auf der 7. Sitzung angenommenen 27 Kanones seien als echte Konzilskanones zu betrachten. Der 28. Kanon ist in den ältesten kanonischen Sammlungen nicht enthalten, weder in den griechischen und lateinischen noch in den slawischen und arabischen. Auch in dem Briefwechsel des Papstes Leo I. (der bekanntlich gegen „Kanon" 28 protestierte) mit dem Konzil und dem Kaiser Marcian ist hierbei von einem „Kanon" nicht die Rede.
Troickij weist sodann auf, wie jener „Beschluß" zunächst mit zwei anderen Entscheidungen über die Stellung von Bischöfen unter der Überschrift ψῆφοι den Kanones ohne Numerierung angehängt wurde und erst später die an 27 anschließende Numerierung 28—30 unter Fortfall der Überschrift dazukam. Worauf es also Troickij besonders ankommt, ist, die „Metamorphose" des von der Staatsgewalt eingegebenen Beschlusses über die Rechte des Stuhls von Konstantinopel zum Kanon 28 des Konzils von Chalcedon zu zeigen (vgl. auch Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 474).

Orthodoxe Kritik an Athenagoras

Dieser historisch-kanonischen Kritik an der Position des Ökumenischen Patriarchats reihen sich andere orthodoxe Kritiken an die Seite, die der Kirchenpolitik des jetzigen Patriarchen Athenagoras I. gelten. So zeigte sich das offizielle Organ des russischen Emigrantensynods äußerst beunruhigt über die Stellen in Athenagoras' Osterbotschaft, wo dieser von der Teilung der christlichen Kirche und ihrer wiederzufindenden Einheit spricht (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 561 f.). Diese Worte seien angetan, unter den Gläubigen Verwirrung hervorzurufen, und bedürften einer Präzisierung und Klarstellung. Die Abspaltung zahlreicher Glieder der Kirche sei keine Teilung der Kirche selbst; „daher können wir den Anschluß der von ihr abgefallenen Gruppen an die Kirche wünschen und erbitten, nicht aber eine Wiedervereinigung von getrennten Teilen".
Auch die in der Unterredung mit zypriotischen Journalisten Ende April gemachten Äußerungen des Patriarchen (ebd. S. 562) über eine anzustrebende „beschränkte Einheit" aller Christen auf Grundlage der „gesamtchristlichen Prinzipien" finden keine Zustimmung. „Läßt sich die Einheit ohne den Grund der Kirche, auf allgemeinen Prinzipien des Christentums errichten, wo es doch kein Christentum ohne Kirche und außerhalb der Kirche gibt?" (Cerkovnaja žiznj, New York, Nr. 3—4, 1960).
Mit Genugtuung gibt die Zeitschrift des russischen Auslandssynods ferner eine scharfe Kritik eines orthodoxen Priesters an der Haltung des Patriarchen von Konstantinopel zur Ökumenischen Bewegung und zum Weltrat

wieder („Ein nüchternes Urteil", in „Cerkovnaja žiznj", Nr. 1—2, 1960). Es ist zu beachten, daß diese Kritik ursprünglich in der Zeitschrift der amerikanischen Eparchie des Antiochenischen Patriarchats veröffentlicht worden war.
Aus seiner Analyse der Verfassung des Weltrats schließt der Autor, daß das eigentliche Ziel des Weltrats die Bildung einer vereinigten christlichen Kirche ist, obwohl dies in den „geschickt zusammengestellten Sätzen der Konstitution" nicht offen gesagt werde. Anderseits sei es den „ökumenischen Enthusiasten" wichtiger, ohne gegenseitige Kränkungen und Vorwürfe zusammenzukommen, als wirklich die Wahrheit zu finden. Dies sei bezeichnend für den protestantischen und sektiererischen Geist, der anstelle der geoffenbarten dogmatischen Wahrheit die sich in subjektiven, sentimentalen und pragmatischen Urteilen äußernde private Meinung setzt. „Unter diesen Umständen ist es klar, daß dabei nur ein Ergebnis herauskommen kann — die Bildung einer vereinigten Sekte anstelle der früheren Vielzahl von Sekten." Obwohl die orthodoxe Kirche bei Beachtung ihrer kanonischen Gesetze nichts weiter als Beobachterin sein sollte, ist sie doch Mitglied der Ökumenischen Bewegung. Im Hinblick auf die konsequente Haltung der römischen Kirche hält es der Verfasser für unbedingt notwendig, die Frage der Zugehörigkeit der orthodoxen Kirche zum Weltrat gewissenhaft zu prüfen. Die Versicherungen des Patriarchen von Konstantinopel, daß die Orthodoxen einer Einladung zum römischen Konzil ohne gleichzeitige Einladung der Protestanten nicht folgen könnten, seien in orthodoxen Kreisen Amerikas und bei den orthodoxen Theologen auf schärfste Ablehnung gestoßen.
In einem Leserbrief teilt das ebenfalls zur russischen Auslandskirche gehörende Organ des Dreifaltigkeitsklosters in Jordanville (USA) mit, daß auch in Griechenland eine Opposition gegen die Pläne des Patriarchen Athenagoras besteht („Pravoslavnaja Rusj", Nr. 13, 1960). Besonders von seiten der Anhänger des alten Kalenders werde er des Modernismus und der Annäherung an die Ökumenische Bewegung angeklagt.
Daß offenbar die Opposition kirchlicher Kreise in Griechenland gegen die ökumenischen Tendenzen des Patriarchats Konstantinopel nicht geringer geworden ist (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 259 ff.), beweist ein redaktioneller Artikel in „O orthodoxos paratiritis" vom Juli 1960 unter dem Titel „Der Weltrat der Kirchen und die Kirche von Griechenland" (Nr. 484). Der Artikel ist zweifellos vom Exarchen Iakovos inspiriert, der als früherer Verbindungsmann des Patriarchen von Konstantinopel in Genf und seit 1959 als einer der Präsidenten des Weltrats ein eifriger Befürworter der ökumenischen Linie seines Patriarchats ist. Der nicht genannte Verfasser bedauert, daß die Kirche von Griechenland (die ja als autokephale Kirche nicht dem Patriarchen untersteht) bisher nur beobachtend an den Arbeiten des Weltrats teilgenommen hat, und beruft sich mit seiner Forderung einer aktiven Mitgliedschaft der griechischen Kirche auf eine kürzliche Rede des Metropoliten Iakovos von Mytilene vor dem Heiligen Synod in Athen.
Metropolit Iakovos von Mytilene bediente sich neben dem neutestamentlichen Argument aus Joh. 17, 11—20 vor allem der vom Patriarchen Athenagoras ständig wiederholten These, die Teilnahme *aller* Kirchen an der Ökumenischen Bewegung sei nötig, um die christliche Kultur gegen den Materialismus und Atheismus in der Welt vereint zu verteidigen. Diese Zusammenarbeit bedeute keinesfalls eine durch die orthodoxen Kanones verbotene Kirchengemeinschaft mit den Protestanten. „Wir werden ihnen einfach unseren Glauben zeigen, den die heiligen Väter unter Leitung des Heiligen Geistes auf den ökumenischen Konzilen niedergelegt haben."
Die Rede des Metropoliten kommentierend, weist der Verfasser auf zwei besonders aktuelle Momente hin, nämlich die seit dem Aufruf des Papstes im Januar 1959 bedeutend gestiegene Zugkraft der Ökumenischen Bewegung und das Interesse des Moskauer Patriarchats an ihr. Schließlich hat das Patriarchat Konstantinopel und sein Excharchat in Amerika ein spezielles Interesse an einem aktiven Anschluß der Kirche von Griechenland an den Weltrat, insofern die Vertretung der „ethnisch-religiösen Ziele der griechischen Orthodoxie" im Weltrat als einer Weltorganisation notwendig unvollständig sei, wenn nicht die „zustimmende Teilnahme der Kirche von Griechenland" dahinterstehe.
Die eigentliche Problematik ökumenischer Zusammenarbeit für die Kirche von Griechenland wird in diesem Artikel freilich nicht berührt. Zu diesen Fragen gehört — abgesehen vom dogmatischen Gebiet — das Problem der Proselytenmacherei seitens protestantischer Sekten in Griechenland, worauf wir früher hingewiesen haben. Wenn auch jetzt eine von der 2. Vollversammlung des Weltrats eingesetzte Kommission in einem Bericht an den in St. Andrews tagenden Zentralausschuß den Mitgliedskirchen empfohlen hat, sie sollten sich jeder Aktion enthalten, die unter dem Mantel materieller oder sozialer Hilfeleistung Einfluß auf Notleidende zu nehmen sucht (Oepd Nr. 33), so wird sich das Mißtrauen der meisten griechischen Bischöfe nicht so bald beseitigen lassen.
Hier scheint also ein wunder Punkt in den Beziehungen zwischen dem Patriarchat Konstantinopel und der Kirche von Griechenland zu liegen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß — unter anderen Gründen — die panorthodoxe Konferenz an Meinungsverschiedenheiten über die Haltung zur Ökumenischen Bewegung gescheitert ist.
Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang auf ein Anfang September beim Patriarchat Konstantinopel eingegangenes Telegramm des Patriarchen Alexius von Moskau, desssen Inhalt die sog. „Basis" des Weltrats zum Gegenstand hat, auf Grund unserer Quelle allerdings nicht näher feststellbar ist („Apostolos Andreas", 7. 9. 60). Es ist demnach möglich, daß auch in dem weitgehend der Öffentlichkeit verborgenen Meinungsaustausch zwischen Moskau und Konstantinopel die Beziehungen zur Ökumenischen Bewegung ein Hindernis auf dem Wege zur panorthodoxen Konferenz darstellten.

Aus der islamischen Welt

Religiöse Reformen in Tunesien

Manche Gebote und Bräuche des Islam haben sich in den letzten Jahrzehnten als ein Hindernis des „wirtschaftlichen und sozialen Fortschritts" erwiesen. Manche religiöse Institution war für die Verhältnisse der arabischen Halbinsel im siebten nachchristlichen Jahrhundert gedacht und fast schon hinfällig, als der sich ausbreitende Islam die Küste des Mittelmeeres erreichte. Die Anpassung an neue Verhältnisse ist mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden, weil der Islam eigentlich jener Institutionen entbehrt, die diese rechtens durchführen könnten. Die Funktion der Rechtsgelehrten und der Theologen ist darauf beschränkt, ge-

mäß der Offenbarung und der Tradition und durch das allerdings sehr fragwürdige Mittel des „Konsensus" festzustellen, was erlaubt und was verboten ist. Schon die unabhängige „Erwägung" als Mittel der religiösen Rechtsfindung wird nicht allgemein anerkannt.

Durch die Angleichung der wirtschaftlichen Verhältnisse des islamischen Orients an die des Abendlandes ergeben sich zahlreiche Probleme, die nur mittels einer Reform gelöst werden können. Die muslimische Orthodoxie vertritt nun die durch nichts zu widerlegende Meinung, daß die Lebensweise des Menschen sich in allen Dingen den geoffenbarten Forderungen des allweisen Gottes anzupassen habe, und wacht, wenn auch zuweilen nur noch mit geringem Erfolg, darüber, daß dies auch geschehe. Die reformerischen „Traditionalisten", die durch eine Rückkehr zu den „Quellen des Islam" auf eine Vergeistigung des Islam und zugleich auf eine Reform hinarbeiten, die den Islam in einer geistigen und materiellen Auseinandersetzung mit dem Abendland bestehen lassen kann, stellen eine gewisse Interpretierbarkeit der Gebote fest, die es nach ihrer Ansicht dem Muslimen gestatten, auch unter den Gegebenheiten und Erkenntnissen der neuen Zeit seinem Glauben zu leben. Doch auch die Traditionalisten (die keineswegs eine einheitliche Bewegung darstellen) bestreiten die Zwangsläufigkeit wirtschaftlicher und zivilisatorischer Entwicklungen — und suchen deshalb z. B. nach einem Rezept für einen zinslosen Kapitalmarkt, da das Zinsnehmen den Muslimen verboten ist. Es ist daher nicht verwunderlich, daß radikale Reformen mit Gewalt und gegen den Willen der muslimischen Orthodoxie und auch der Traditionalisten durchgesetzt wurden. Diese Reformen gingen fast ausschließlich von nationalistischen Bewegungen und Persönlichkeiten aus, die zwar nicht ausgesprochen areligiös sind, denen aber der wirtschaftliche Fortschritt und die damit verbundene Ehre des Vaterlandes oder der Nation mehr bedeutete als die Forderungen des Korans. Das allerdings nie wieder erreichte Vorbild der Reformatoren ist die Säkularisation der Türkei durch Kemal Atatürk.

Es ist bemerkenswert, wie gering der Widerstand ist, auf den die faktisch gewaltsamen Reformen stoßen. Dies darf man nicht nur als einen Beweis für die Zeitgemäßheit dieser Reformen werten. Man wird die Ursache für die relativ reibungslose Durchführung dieser Reformen wenigstens zum Teil in dem Verhältnis der muslimischen Theologen zur Staatsgewalt sehen müssen. Der Staat, auch der mit einer muslimischen Regierung, gilt bei den muslimischen Theologen lediglich als Ordnungsmacht, der man um der Aufrechterhaltung der Ordnung willen Gehorsam schuldig ist (der legitime muslimische Staat erlosch mit den legitimen Kalifen). Im Laufe eines Jahrtausends hatten die muslimischen Theologen genügend Gelegenheit, sich mit den keineswegs seltenen Übergriffen des Staates abzufinden und sich diesem in irgendeiner Weise anzupassen. Diese oft unbewußte politische Anpassungsfähigkeit ist geradezu die Stärke der muslimischen Gemeinschaft. Politische Tatsachen werden zwar als solche anerkannt, es wird ihnen auch Rechnung getragen, sie werden jedoch niemals als Recht akzeptiert, wenn sie der Lehre des Islam nicht entsprechen.

Die Reformen in Tunesien

Die Verhältnisse in Tunesien unterscheiden sich kaum wesentlich von denen in anderen arabisch-muslimischen Staaten. Die französische Mandatsverwaltung hatte es nicht gewagt, in den eigentlichen religiösen Bereich einzugreifen, und beließ die religiösen Institutionen so, wie sie sie vorfand. Das Milletsystem, das den einzelnen Religionsgemeinschaften ein Höchstmaß an Selbständigkeit gewährte, wurde beibehalten. Wie im ganzen muslimischen Orient blieb also auch das Personenrecht der Jurisdiktion der einzelnen Religionsgemeinschaften überlassen.

Mit der wiedererlangten Selbständigkeit kam in Tunesien eine Partei an die Macht, die Neodesturpartei, die ihrem Wesen nach äußerst laizistisch und deren Mitglieder zum großen Teil nach französischem Vorbild europäisiert sind. Mit einem neuen Personenstandsgesetz wurden schon am 1. Januar 1957 die religiösen Gerichtshöfe abgeschafft und deren Jurisdiktion den zivilen Gerichten überwiesen, die bei ihrer Entscheidung allerdings die Konfession der Parteien berücksichtigen müssen. Zugleich wurde die rechtliche Stellung der muslimischen Frau wesentlich verbessert. Die Polygamie wurde verboten; die volljährige Frau erhielt das Recht der freien Gattenwahl, und die Scheidung wurde von einer gerichtlichen Verhandlung abhängig gemacht (nach muslimischem Recht genügt die verbale Verstoßung). Der Frau wurden die gleichen politischen Rechte gewährt wie dem Mann.

Derartige radikale Änderungen des Personenrechts hat bisher keine muslimische Regierung zu unternehmen gewagt. Ein Teil der Bevölkerung — besonders die Frauenvereine — nahm diese Veränderung begeistert auf oder auch gelassen hin. Auf dem Lande und unter den Beduinen, wo die Polygamie eine starke traditionelle und wirtschaftliche, zum Teil sogar politische Bedeutung hat, zeigten sich erhebliche Widerstände. (Merkwürdigerweise ist die Polygamie unter den gutsituierten Stadtbürgern kaum von Bedeutung. Dagegen heiraten gerade mittellose Arbeiter eine zweite Frau, wenn die Ehe kinderlos bleibt; hier ist die Polygamie ein schwerwiegendes soziales Problem.) Der oberste geistliche Gerichtshof veröffentlichte dann am 11. 9. 57 ein Gutachten, in dem die neuen Gesetze als „mit der Offenbarung (Koran) und der Tradition nicht vereinbar" verurteilt wurden.

Die sich hieraus ergebende Situation darf als typisch angesehen werden. Durch das Gutachten wurde das Vorgehen der Regierung als ungesetzlich verurteilt. Ein Muslim, der nun mehr als eine Frau ehelicht, bleibt von Religions wegen im Recht. Wie er sich mit dem Staat, der ihm dieses verbietet, auseinandersetzt, ist seine Sache. (Eine ähnliche Situation besteht seit mehr als einem Jahrtausend hinsichtlich der meisten Steuern, die von muslimischen Herrschern und Regierungen eingezogen werden, die jedoch von Religions wegen ungesetzlich sind und als „Erpressung" verurteilt werden.) Es ist nun allerdings so, daß kein Muslim gehalten ist, mehr als eine Frau zu ehelichen, so daß wegen der neuen Gesetze niemand in ernsthafte Gewissenskonflikte geraten muß.

Zu dem Gutachten des obersten geistlichen Gerichtes erklärte seinerzeit Staatspräsident Bourgiba, daß die Reformen durchaus dem Geist und dem Sinne des Islam entsprächen. Man dürfe nicht bei alten Lebensformen stehenbleiben, sondern müsse auf der Grundlage der muslimischen Weltanschauung neue Lösungen suchen. Nun ist nichts leichter, als solche Erklärungen abzugeben und sich auf derartig vage Begriffe wie den „Geist des Islam" zu berufen. Die Laizisten sind in Tunesien jedoch auch mit verbalen Zugeständnissen sehr zurückhaltend. Der erste Artikel der tunesischen Verfassung, „Tunesien ist ein

freier, unabhängiger, souveräner Staat islamischer Religion und arabischer Sprache", war ein Zugeständnis an die muslimische Orthodoxie, das erst nach ungewöhnlich langen Verhandlungen gemacht wurde.

Das Ramadanfasten

Das jährliche Fasten im Monat Ramadan in Erinnerung an die Offenbarung des Korans (vgl. Koran 2. Sure V. 186—187) ist vom Propheten allen Gläubigen geboten worden und stellt eine der fünf Pflichten dar, denen jeder Muslim nachkommen muß und im allgemeinen auch nachkommt. Es soll im ganzen Monat von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang (für das Polargebiet gilt der Zeitraum eines Normaltages) gefastet werden. Nach der muslimischen Fastenordnung darf weder gegessen noch getrunken und auch nicht geraucht werden, weil auch das Rauchen als ein Trinken angesehen wird. Da der Islam seine Zeiten nach dem Mondjahr ohne Interkalationsmonat festsetzt, kann der Ramadan im Laufe der Jahre sowohl in den Sommer als auch in den Winter fallen. Aus verständlichen Gründen wird während des Ramadan sehr wenig gearbeitet. Da man nur nachts essen darf, pflegen die Gläubigen bis zu den frühen Morgenstunden aufzubleiben.

Im Zusammenhang mit dem großen tunesischen Arbeitsprogramm erfolgte nun im Februar diesen Jahres eine Erklärung des Präsidenten Bourgiba zum Ramadanfasten, die man durchaus als revolutionär bezeichnen darf. Wörtlich soll Präsident Bourgiba gesagt haben: „Die Mobilisierung der Kräfte im Hinblick auf eine gebieterisch dringende Aktion stößt sich an Auffassungen, die, wie das Volk glaubt, mit der Religion zusammenhängen und mit ihr verknüpft sind. Während des Ramadan ruht die Arbeit. Im Augenblick, da wir das Unmögliche versuchen, um die Produktion zu erhöhen, können wir uns doch nicht damit zufriedengeben, sie so in Auflösung zu sehen, bis sie auf den Nullpunkt herabsinkt. Wir können das nicht. Ich bestreite, daß die Religion Ähnliches verlangt. Ich sage das in Gegenwart des Mufti von Tunesien, der seinerseits in den nächsten Tagen zu Euch sprechen wird. Es handelt sich um eine mißbräuchliche Auslegung der Religion. Wenn das Fasten die Kräfte des Menschen bis zu dem Grad erschöpft, daß er gezwungen ist, jede Tätigkeit aufzugeben, so kann kein Glaubenssatz das rechtfertigen. Das ist auch die Ansicht des Mufti. Er wird es Euch selber sagen" (nach Fides-Agentur, 19. 3. 60).

Diese in Aussicht gestellte Erklärung des Mufti, die angesichts des objektiven Fastengebotes sehr interessant wäre, ist (wenigstens während des Ramadan) nicht erfolgt. (Eine Verschiebung des Fastens oder die Ablösung durch Almosen ist im Falle von Krankheit oder Reise bzw. Kriegszug möglich.) Angeblich hat sich der Mufti nicht mit dem Staatspräsidenten über den Inhalt der Erklärung einigen können.

Die Regierung konnte nun das Fasten nicht gerade verbieten, traf jedoch einige Maßnahmen, die u. a. das Essen erleichtern sollten: Die Restaurants mußten auch während des Tages geöffnet bleiben und auf Wunsch Speisen verabfolgen. Restaurants und Geschäfte sollten dagegen um Mitternacht schließen, doch wurde die Sperrstunde nach einigen Tagen bis 1 Uhr morgens verlängert. Auf diese Weise wurde das im Ramadan übliche nächtliche Treiben auf den Straßen abgekürzt. Die Regierungsämter arbeiteten fast normal.

Das Experiment Bourgibas konnte nach Ende des Ramadan (in diesem Jahr am 29. März) kaum als gelungen angesehen werden. Auf dem Lande ruhte die Arbeit fast ganz, d. h., es wurde gefastet. Die Restaurants wurden nur von sehr wenigen Gästen besucht („Neue Zürcher Zeitung", 9. 4. 60), und man darf annehmen, nur von jenen, die sonst im geheimen zu essen pflegen.

Während nun Bourgiba die Säkularisierung im Lande mit allen Mitteln fördert, betont er immer wieder den grundsätzlich muslimischen Charakter Tunesiens. Das ist nicht nur eine Geste für die muslimische Orthodoxie im eigenen Lande und außerhalb Tunesiens. Der Islam ist die einzige Quelle arabischer Kultur, und ein „Arabertum" ohne Islam ist nicht gut denkbar; denn die Völker außerhalb der arabischen Halbinsel wurden ja erst durch den Islam arabisiert. Bourgiba oder andere tunesische Nationalisten können sich doch schlecht auf die römische oder phönizische Vergangenheit des Landes oder des Volkes berufen. (Es gibt allerdings im Libanon Gruppen, die sich durchaus zu Recht als Nachfahren der Phönizier und nicht als Araber betrachten.) Bourgibas Konzeption des Islam ist nur sehr eigenwillig und zuweilen opportunistisch. Man könnte fast sagen, daß „Bourgibas Islam" in vielem dem „Christentum" mancher abendländischer Politiker entspricht.

Die innenpolitischen Voraussetzungen

Bourgiba hat sich im Laufe der letzten Jahre die denkbar günstigsten innenpolitischen Voraussetzungen für seine wirtschaftlichen und kulturellen Reformen geschaffen, zu denen auch die Säkularisierung des öffentlichen Lebens gehört. Die Verfassung ist auf seine Person zugeschnitten worden. Er ist Staatspräsident und Ministerpräsident zugleich. Die Regierungsform ist — trotz Parlament — eine Präsidialdiktatur, gemildert durch die politische Vernunft des Diktators. Er ist Präsident der einzigen großen Partei des Landes, der Neodesturpartei. Die noch vor wenigen Jahren vorhandene Opposition im nationalistischen Lager wurde ausgeschaltet, die Kommunisten, die kaum eine Rolle spielen und die sehr streng überwacht werden, bilden die „legale Opposition".

Das ganze Land ist von Parteizellen der Neodestur überzogen, deren Mitglieder den Parteikongreß bestellen. Dieser wählt die politische Exekutive, das politische Büro, dem Bourgiba vorsteht und dessen 15 Mitglieder zum Teil mit der Regierung identisch sind. Auch die sehr starken Gewerkschaften und was sonst an Vereinen vorhanden ist, werden von der Neodestur beherrscht. Die politische Arbeit in den Provinzen wird von den Delegierten des politischen Büros geleitet. Die Parteiorganisation ersetzt an vielen Stellen die, wie in allen arabischen Staaten, in Auflösung begriffene Gesellschaftstruktur (Familienverband, religiöse Bruderschaften, Gilden usw.); sie könnte daher mit den Parteiorganisationen totalitärer Staaten verglichen werden, wobei hervorzuheben wäre, daß Tunesien längst kein totalitärer Staat ist. Daß sich unter diesen günstigen innenpolitischen Voraussetzungen Bourgibas Reformen auf religiösem Gebiet nicht in der Weise durchzusetzen vermögen, wie man es annehmen sollte, liegt vor allem daran, daß die Neodesturpartei zwar ein ausgezeichneter politischer Apparat, aber keine ideologische Bewegung ist (Bourgiba selbst ist Pragmatiker). Man kann jedoch religiöse Menschen kaum durch den bloßen Nachweis der Zweckmäßigkeit von der Notwendigkeit religiöser Reformen überzeugen.

Die Stimme des Papstes

Über die Heiligkeit der Ehe

Zur Eröffnung des neuen Gerichtsjahrs des kirchlichen Gerichts der Rota Romana hielt Papst Johannes XXIII. am 25. Oktober 1960 vor dessen Mitgliedern folgende Ansprache:

Es ist Uns ein Grund inneren Trostes, zum zweitenmal die Mitglieder der Sacra Rota Romana zu empfangen: das Prälatenkollegium der Auditoren, Gerichtsbeamten und Rechtsanwälte, die in ihrem Dienste arbeiten.
Geliebte Söhne: Der Beginn des Gerichtsjahrs hat euch im stärkenden Band des Gebetes vereint gesehen, um den Tröster-Geist um die unschätzbaren Gaben der Weisheit, des Rates und der Stärke zu bitten und den Beistand himmlischer Erleuchtung für euren Geist zu erflehen, dessen Aufgaben einen ständigen Einsatz von Klugheit und reifem Urteil verlangen.

Geliebte Söhne!

Sie, Herr Dekan, haben Unserer Aufmerksamkeit den Berg von Arbeit unterbreiten wollen, den Sie im Laufe des vergangenen Jahres zu bewältigen hatten.
Es liegt Uns am Herzen, Ihnen Unsere Zufriedenheit über diese erneute Probe der Erfahrenheit und des Fleißes aller Mitglieder dieses Tribunals auszusprechen. Doch zugleich möchten Wir diese Gelegenheit zum Anlaß nehmen, ein Thema besonders hervorzuheben, das sich in Anbetracht der behandelten Fälle von selber aufdrängt: eine Hervorhebung und Mahnung, die die Sorge der Kirche widerspiegelt und von der Wir Uns wünschen, daß sie von allen denen in der ganzen Welt aufgenommen wird, denen mit euch zusammen der Schutz und die Stärkung des heiligen Bandes der Ehe und der Einrichtung der Familie am Herzen liegt.
Aus dem Bericht, der Uns vorgelegt worden ist, geht in der Tat mit aller Deutlichkeit hervor, daß die Eheprozesse nahezu den größten Teil der Arbeit der Heiligen Rota darstellen. Und wie man sich leicht vorstellen kann, kommt es vor, daß die interessierten Parteien, über den juristischen Apparat hinaus — der darauf die sehr gewissenhafte Ausübung seiner Nachforschungen und seines delikaten Amtes verwendet — mehr oder weniger unbewußt nicht nur die Gründe vorbringen, die für oder gegen das Bestehen des ehelichen Bandes sprechen, sondern bisweilen auch die heiligsten Grundlagen des christlichen Lebens zur Diskussion stellen.
Zweifellos liegt in unserer Zeit etwas, das unmerklich die Gefahren vergrößert, denen die Einrichtung der Familie ausgesetzt ist, und das die Angriffe verstärkt, die sie schwächen, und das geschieht nachdrücklicher, verführerischer, heimtückischer als in der Vergangenheit.
Die Kirche hat nie versäumt, ihren Alarmruf laut zu erheben angesichts des gefährlichen Nachgebens des individuellen und des kollektiven Gewissens auf diesem heiklen Gebiet, das so schwere Folgen für das soziale Leben nach sich zieht: Die Enzykliken, Dokumente und Ansprachen Unserer Vorgänger beweisen die mütterliche und weitschauende Sorge der Kirche. Auch heute gibt sie ihre Sendung nicht preis, die sie von Christus selber erhalten hat. Vor allem setzt sie sein Lehramt fort und verbreitet es besser und vollständiger, und dieses Lehramt ist immer angemessen, wenn auch streng.
Darum, geliebte Söhne, wollen Wir die Aufmerksamkeit aller Menschen guten Willens — der Juristen, Soziologen, Erzieher und einfachen Gläubigen — auf das sehr ernste Problem der Heiligkeit der Ehe hinlenken, damit jene Gefahren, auf die Wir hingewiesen haben, immer wirksamer beschworen werden können. Es sind kurze Überlegungen, die Wir in Einfalt dem gemeinsamen Nachdenken empfehlen. Sie betreffen drei Punkte praktischer Pastoral und authentischen Apostolats: 1. die Pflicht der Unterweisung für alle; 2. die Festigkeit der Doktrin bei dem, der erziehen, beraten, richten soll; 3. die unaufhörliche Berufung auf die Vaterschaft Gottes.

Die Pflicht der Unterweisung

An erster Stelle steht die Pflicht der Unterweisung über die Würde und die Pflichten des ehelichen Lebens.
Papst Pius XII. hat am 22. April 1942 vor einer Gruppe Jungverheirateter daran erinnert, daß „die Ehe nicht nur eine natürliche Aufgabe ist, sondern für die christlichen Seelen ein großes Sakrament, ein großes Zeichen der Gnade, ein Zeichen von etwas Heiligem, wie es die Verbindung Christi mit der Kirche ist, die er sich angetraut und mit seinem Blut erworben hat, um die Menschensöhne, die an Seinen Namen glauben, zu einem neuen Leben im Geiste wiederzugebären ... Das Siegel und das Licht des Sakramentes, die die Aufgabe der Natur gleichsam über das Natürliche hinaus erheben, geben der Ehe einen Adel höchster Ehrenhaftigkeit, der in sich nicht nur die Unauflöslichkeit beschließt und vereint, sondern ebenso auch all das, was zum Wesen des Sakraments gehört" (Discorsi e Radiomessaggi, IV, p. 45).
Diese leuchtende Schönheit der christlichen Lehre über das Wesen der Ehe nun verlangt vor allem eine ständige und überzeugende Unterweisung der Gläubigen, die alle Schichten des sozialen Lebens erreichen muß. Insbesondere ist es notwendig, ja dringlich, daß diese Katechese in erster Linie die Jugend erreicht, die im Begriff ist, die Ehe einzugehen, ihr Gewissen wachrüttelt und sie zum Bewußtsein der ernsten Pflicht der religiösen Unterweisung in dieser so delikaten Materie bringt.
Ja Wir wissen, daß von vielen Seiten die verschiedensten Unternehmungen eingeleitet worden sind, die sich der Mittel bedienen, die Druck und Technik heute zur Verfügung stellen, um diese Aufgabe der Unterweisung wirksamer und auch anziehender zu gestalten: wissenschaftliche Publikationen, Berater, Studienkurse, spezialisierte Predigten. Wir sprechen diesen Versuchen Unsere lebhafte Anerkennung aus; langsam in Gang gebracht, vorsichtig erprobt und pflichtgemäß von der vorgesetzten kirchlichen Autorität approbiert, nähren sie die süße Hoffnung auf eine immer tröstlichere Ernte guter Früchte.
In dieser Richtung muß man mit aller Energie und Aufrichtigkeit fortschreiten: die Zeitverhältnisse verlangen es ohne Aufschub. Das Jugendalter — und insbesondere die Zeit der Verlobung — hüllt die durchsichtige Klarheit der Ideale bisweilen in den Nebel eines mißverstandenen oder

nicht genügend disziplinierten Gefühls und ebensolcher Liebesäußerungen. Wenn Wir das sagen, irren Wir gewiß nicht weit von der Wahrheit ab: das bestätigen die Darstellungen in Presse, Rundfunk und Film in ihren nichtssagenden und jedes moralischen Grundes entbehrenden Ausdrucksformen. Zudem braucht man nur alle jene festlichen Veranstaltungen zu beobachten ,die eine völlig künstliche Atmosphäre schaffen, mit tausend verführerischen Mitteln Eindruck machen — die in Wahrheit nur das Gewissen vergewaltigen —, die überlieferten Sitten zu ihrem Schaden verändern und als erstes und verhängnisvollstes Ergebnis eine Verwilderung der Jugend bewirken.

In Anbetracht des Ernstes der Gefahr, die nicht so sehr in einzelnen genau bestimmbaren Episoden als vielmehr in einem weitverbreiteten Nachgeben fester sittlicher Schranken besteht, erhebt sich von selbst die Aufforderung, die Wir mit Inbrunst „in visceribus Jesu Christi" zumal an die Seelenhirten richten, sie möchten bei der Unterweisung und im Religionsunterricht, durch das Wort und durch die Verbreitung von Schriften jedes Mittel benutzen, um das Gewissen der Eltern und der Jugend in bezug auf ihre Pflicht zu erleuchten.

Diese Aufforderung dehnen Wir auch auf alle die aus, die den Willen und die Möglichkeit haben, die öffentliche Meinung zu beeinflussen, damit ihr Eingriff stets der Klärung, nicht der Verwirrung der Ideen, der Rechtschaffenheit, der Ehrfurcht vor dem höchsten und kostbarsten Gut des sozialen Lebens: der Unantastbarkeit der Ehe, diene.

Notwendigkeit einer festen Doktrin

Diese Pflicht verlangt eine besondere Festigkeit der Doktrin bei allen denen, die sich durch ihre besondere Berufung oder ihren Beruf häufig mit diesen Problemen beschäftigen müssen.

Das gilt vor allem für euch Juristen: die Festigkeit der Doktrin muß von den Quellen des natürlichen und des positiven Rechts gespeist sein, darf keiner Schmeichelei und Schwäche nachgeben und muß doch zugleich ein vollkommenes Gleichgewicht der Urteilskraft beweisen, das auf der Kenntnis der Verhältnisse der Zeit, in der wir leben, beruht.

Die gleiche Festigkeit muß von den Erziehern und von den Ärzten verlangt werden. Nie können die Schäden genug beklagt werden, die zunächst die naturalistische und dann die materialistische Lebensauffassung auf diesem Gebiet und insbesondere in bezug auf Ehe und Familie verursacht haben. Indem man versucht hat, ihren Bereich und ihre Verteidigung der mütterlichen Überwachung der Kirche zu entziehen, indem man ihren Wert auf den einer rein menschlichen Einrichtung reduziert hat, hat man nach und nach ihre Struktur und ihre Festigkeit immer mehr geschwächt.

Demgegenüber kann man nie genug betonen, daß die Reinheit der Sitten, die gesunde Erziehung der Gefühle, die Achtung vor den menschlichen Werten, wenn sie mit dem Übernatürlichen zusammen betrachtet werden, daß alles das schon von vornherein jenen Situationen vorbeugt und sie löst, die, wenn sie dem Recht anvertraut werden, immer Wunden in den Gemütern zurücklassen, die nicht vernarben. Auch hier muß man mit dem gegenwärtigen Stand der Dinge rechnen, der eine Folge der Erbsünde ist und der notwendigerweise auf die Hilfe der Gnade rechnen muß; nur diese kann das gestörte Gleichgewicht im verwundeten Menschen wiederherstellen; und wenn man sich ihr entzieht und sie absichtlich außer acht läßt, beraubt sich das eheliche Leben seiner kräftigsten Stütze.

Das ist nun auch die Pflicht der christlichen Erzieher und Ärzte, wenn sie ihren Beruf nicht einseitig auffassen, sondern der Fülle der realen menschlichen Situation, zu deren Heilung der natürliche und der übernatürliche Bereich in fruchtbarer Harmonie zusammenwirken, gerecht werden wollen.

Die Leichtfertigkeit, mit der das Eheproblem so oft angegangen wird, und die besorgniserregende Schwächung der sittlichen Schranken sind nicht nur die Folge eines Mangels an religiöser Unterweisung — wie Wir schon angedeutet haben —, sondern ebenso des Fehlens klarer und genauer Vorstellungen bei denen, die von Berufs wegen Licht und Führer der jungen Generationen sein sollten. Die Unsicherheit ihrer Überzeugungen, die Oberflächlichkeit und selbst die Irrigkeit ihrer philosophischen und religiösen Bildung und — Wir sagen es mit Schmerzen — manchmal selbst der perverse Wille, dem Einfluß der Kirche entgegenzuwirken, versetzt der Festigkeit vieler Gewissen den ersten Stoß; ihre Begegnung mit unchristlichen Erziehern und Ärzten ist mehr als einmal der Anlaß und die Ursache schmerzlichen Versagens geworden.

Festigkeit und Überzeugungen, der Doktrin, des Willens also, geschöpft aus fortgesetzten Studien und aus einer demütig aufrichtigen Seelenhaltung, die weiß, daß die wahre und tiefe Wissenschaft niemals den Geboten der Offenbarung und der Lehre der Kirche widerspricht noch je widersprechen kann!

Berufung auf die Vaterschaft Gottes

Ein drittes Mittel scheint Uns sehr geeignet, um die Festigkeit der Familie zu sichern und zu stärken: es ist mit dem, was Wir bisher gesagt haben, verbunden. Es ist der ständige Bezug auf die Vaterschaft Gottes, „von dem jede Vaterschaft ihren Namen hat im Himmel und auf Erden" (Eph. 3, 15).

Die wesentliche und ewige Fruchtbarkeit, die in Gottes Schoß liegt, spiegelt sich in gewisser Weise wirksam und wohltätig in den Menschenkindern, die zu der hohen Würde und Pflicht der Fortpflanzung berufen sind.

Die Familie stellt die wunderbarste und engste Mitarbeit des Menschen mit Gott dar: die beiden menschlichen Personen, die nach dem Bild und Gleichnis Gottes geschaffen sind, sind nicht nur zu der großen Aufgabe berufen, das Werk der Schöpfung fortzusetzen und zu verlängern, indem sie neuen Geschöpfen physisches Leben geben, denen der lebenspendende Geist das mächtige Prinzip des unsterblichen Lebens eingießt; sie sind auch zu der noch edleren Aufgabe, die jene erste ergänzt, berufen, ihre Nachkommenschaft zum bürgerlichen und christlichen Leben zu erziehen.

Eine solche feste Überzeugung, die sich auf eine so hohe Wahrheit stützt, genügt, um jeder ehelichen Verbindung die Haltbarkeit ihres Bandes zu sichern und die Eltern ihrer Verantwortung bewußt zu machen, die sie vor Gott und vor den Menschen auf sich nehmen.

Die Erzieher und Seelenhirten wissen aus Erfahrung, welche Kraft heiliger Begeisterung und tiefer Dankbarkeit gegenüber Gott solche Gedanken bei der Jugend wecken, die sich auf die Ehe vorbereitet, und welchen ergreifenden Ernst der Zustimmung und der Vorsätze sie in ihrer hochherzigen Seele finden.

Möge daher mit allen verfügbaren Mitteln das frohe Bewußtsein dieses hohen Adels des Menschen, des Familienvaters und der Familienmutter als der ersten Mitarbeiter Gottes bei der Fortführung seines Werkes in der Welt, verbreitet werden; denn sie geben dem Mystischen Leib Christi neue Glieder, sie bevölkern den Himmel mit Auserwählten, die auf ewig den Preis des Herrn singen.

Geliebte Söhne!

Am 19. Oktober vergangenen Jahres bei Unserer ersten Begegnung mit der Heiligen Rota Romana haben Wir Uns darauf beschränkt, den Geist, der dieses Tribunal beseelt, und die ihm von den Päpsten anvertrauten Aufgaben von Johannes XXII. bis zu Pius X., der ihre wertvolle und hochverdiente Tätigkeit 1908 neu organisierte, zu betrachten. Und Ihr werdet Uns mit liebenswerter Höflichkeit entgegenkommen und die Ursache begreifen, die Unsere heutigen Worte inspiriert hat. In der Tat berühren die Prozesse, die der Rota unterbreitet werden, Unser priesterliches Herz, wie das eure, bisweilen mit Tönen erschütternder Trauer, wie von etwas, das verfolgt wird und Schutz sucht, und es erfordert Mut, die Untersuchung zu führen und die Entscheidung zu fällen, Festigkeit der Ideale und der apostolischen Tätigkeit.

Darum haben Wir euch einige Gedanken pastoraler Natur anvertrauen wollen in der Überzeugung, daß diese bei euch nicht nur volle Zustimmung finden, sondern auch als Antrieb bei eurer täglichen Arbeit dienen können. Und Wir hoffen auch, daß Unsere Worte ein Echo ernsten Nachdenkens bei einem immer größeren Kreis von Gläubigen finden werden, die für das Wort des Vaters empfänglich sind . . .

Hirtenworte in die Zeit

Kardinal Döpfners Friedensaufruf an das deutsche und polnische Volk

Am 16. Oktober 1960, dem Tag der hl. Hedwig, der Patronin Schlesiens, predigte der Bischof von Berlin, Julius Kardinal Döpfner, in St. Eduard, Berlin-Neukölln, über die Bedeutung der hl. Hedwig für ihre und unsere Zeit. Der Kardinal antwortete bei dieser Gelegenheit auf einige Befürchtungen, die in letzter Zeit von polnischer Seite gegenüber der Bundesrepublik Deutschland ausgesprochen worden waren, insbesondere auch auf die Predigt des Erzbischofs von Warschau, Stefan Kardinal Wyszyńskis, die dieser am 17. August 1960 in der Georgskirche in Marienburg gehalten hatte. In ihr sagte der Kardinal u. a.: „Zu uns dringt aus dem Westen der Widerhall von drohenden Tönen, gesprochen von einem Mann, der uns nicht liebt. Dieser Mann, hochmütig und auf seine Kraft bauend, bedroht den Boden unserer Väter und unsere Freiheit. Vielleicht entsteht in manchen Herzen die Furcht: Was wird aus uns werden? Schaut auf die hohen Burgen, wo der Übermut im Vertrauen auf Eisen und Stahl nistete. Wo sind diejenigen, die in diesen Burgen mit der Macht der Gewalt und des Hasses herrschten? Von ihnen ist keine Spur mehr da. Und auf der uns mit Gewalt entrissenen Erde unserer Vorfahren säte Gott den goldenen Weizen eurer Herzen." (Dieses Wort Kardinal Wyszyńskis, genau einem Monat vor seinem Hirtenbrief gegen den kommunistischen Atheismus in Polen gesprochen, wird nach übereinstimmenden Meldungen als eine Antwort auf die Äußerungen Bundeskanzler Dr. Adenauers vom 10. Juli in Düsseldorf angesehen: „Darum dürfen wir hoffen, wenn wir treu und fest zu Frieden und Freiheit stehen, und treu und fest zu unseren Verbündeten, wie sie zu uns stehen, daß dann der Welt Frieden und Freiheit doch einmal wiedergegeben werden und damit auch Ihnen Ihr schönes Heimatland Ostpreußen", zitiert nach „Europa-Archiv", 27. 7. 60.)

Die Heilige völkerverbindender Liebe

Jedes Jahr, wenn im Bistum Berlin das Fest unserer hl. Hedwig gefeiert wird, berührt es den Bischof und seine Mitbrüder im Domkapitel schmerzlich, daß dies immer noch nicht in der Hedwigskirche geschehen kann. Mit um so größerer Liebe grüße ich am Patronatsfest unserer Bischofskirche alle Katholiken in der Stadt Berlin und auch draußen in den weiten Diasporagebieten und hole sie betend herein in unsere Opferfeier.

Eure Pfarrkirche, St. Eduard, wird heute der Ort der Hedwigsfeier des Bistums. Dies hat einen guten Sinn. Dort, der Kanzel gegenüber, ist das Grab des Missionsvikars Eduard Müller, des bis heute unvergessenen schlesischen Priesters, der nicht wegzudenken ist aus dem katholischen Leben Berlins, wie es in der Mitte des letzten Jahrhunderts erwachte. Ich meine, heute müßte sich dieser Priester, der Berlin so sehr liebte, in Gottes Herrlichkeit freuen, wenn wir das Fest der hl. Hedwig, der Landesmutter seiner schlesischen Heimat, hier nahe seinem Grab feiern.

Verweilen wir in unserer Festtagsbetrachtung ein wenig bei Schlesien, dem Land einer großen, schicksalsschweren Geschichte, und bedenken wir einmal einen Zug im Leben der hl. Hedwig, der für unsere notvolle Gegenwart besondere Beachtung verdient: ihre völkerverbindende Liebe.

St. Hedwigs Sendung im Leben

Gehen wir zurück in die Zeit der hl. Hedwig. Etwa um 1186 kam sie nach Schlesien, sie, die Grafentochter aus Andechs, für ihr Leben geformt durch die Ordensfrauen von Kitzingen. Das Land war damals fast ganz von Polen besiedelt. Doch seine polnisch-stämmigen Herzöge aus dem Haus der Piasten hatten vielfache Verwandtschaftsbeziehungen mit deutschen Fürstenhäusern. Schon Boleslaus I., der Schwiegervater der hl. Hedwig, war sehr mit Deutschland verbunden. Besonders aber ihr Mann, Herzog Heinrich I., rief deutsche Siedler und Ordensleute, insbesondere Zisterzienser, die zur kulturellen Weiterentwicklung des dünnbesiedelten, noch sehr unwirtlichen und von weiten Wäldern überzogenen Landes mithelfen sollten.

Nun wurde die hl. Hedwig, die deutsche Fürstentochter, an der Seite ihres Gatten Landesmutter aller Bewohner Schlesiens. Es war ihr unermüdliches Bestreben, dem ganzen Volk in seinen vielfältigen Sorgen und Nöten zu hel-

fen. Es wird von ihr gesagt, daß sie auch die polnische Sprache erlernt habe, um mit allen in ihrer Muttersprache reden zu können. Dieses friedliche Zusammenwachsen und Zusammenleben hätte sich sicherlich auch vollzogen, wenn Herzog Heinrich eine andere Frau aus einem deutschen Geschlecht gewählt hätte. Aber die mütterlich einende Kraft der hl. Hedwig war besonders groß, und sie war bei ihr ganz stark vom Glauben und von der Liebe Christi geprägt. Sie konnte wie der hl. Paulus sagen: „Da heißt es nicht mehr: Heide oder Jude, beschnitten oder unbeschnitten, Barbar oder Skythe, Sklave oder Freier — nein, da ist Christus alles und in allen" (Kol. 3, 11). In ihrer innigen Liebe zum Gekreuzigten, in ihrem gläubigen Wissen um die Gemeinschaft der Kirche umfaßte sie all ihre Landeskinder, Polen wie Deutsche, Adelige und einfaches Volk. So steht die große Liebe dieser heiligen Frau wie ein leuchtender Stern über jener Zeit, da Schlesien in einem friedlichen Prozeß zusammenwuchs und zu blühender Kultur gelangte.

Wie sehr die hl. Hedwig als Landesmutter Schlesiens, nicht als fremde Deutsche im Gegensatz zu den eingesessenen Polen betrachtet wurde, wird durch geschichtliche Zeugnisse bestätigt. Ihr Grab in Trebnitz, das im Gebiet der Gnesener Kirchenprovinz lag, wurde viel von Pilgern aus dem Osten besucht. Am 26. März 1267, also 24 Jahre nach dem Tod der hl. Hedwig, schrieb Papst Clemens IV. an die Bischöfe dieser Kirchenprovinz: „Nun, da das Land Polen so ausgezeichnet ist und ihren Leib wie einen köstlichen Schatz in seinem Schoße birgt, welche Bitte wird da Gott in Seiner Huld den frommen Betern noch abschlagen können, jetzt, wo das Land sich glücklich schätzen darf, eine solche Fürsprecherin am Throne Gottes zu haben! Aber deshalb darf man nicht glauben, sie sei in dem Sinne Schutzheilige der Polen, daß sie die Gebete von nichtpolnischen Gläubigen bei Gott nicht unterstützen werde. Lebt sie doch jetzt in einem besseren Vaterland als einst auf Erden — und doch erstreckte sich schon damals ihre Liebe auf alle ohne Unterschied (der Nationalität)." Der gleiche Papst, Clemens IV., hielt bei der Heiligsprechungsfeier zu Viterbo eine Predigt, in der er dazu aufforderte, „in allen Diözesen und Städten Deutschlands, Polens und Böhmens das Hedwigsfest durch Priester und Laien mit gebührender Ehrfurcht feierlichst zu begehen". Gerade dieser Satz ist bedeutungsvoll. Schlesien, das Land, das oft im Spannungsfeld zwischen den drei genannten Ländern lag, soll in der hl. Hedwig eine diese drei Völkerschaften und ihre Gemeinwesen verbindende Mitte heiliger Liebe erhalten.

St. Hedwigs Erbe in der Geschichte

Gehen wir mit raschen Schritten durch die Geschichte Schlesiens. In den folgenden Jahrhunderten ist Schlesien in einem langsamen Wachstumsprozeß deutsches Land geworden, dem sich auch die polnisch sprechenden Bewohner zugehörig fühlten. Und die Bischöfe von Breslau wußten sich dem Vermächtnis der hl. Hedwig verpflichtet und haben stets für eine Pastoration ihrer Diözesanen in der jeweiligen Muttersprache gesorgt. Es sei hier auch mit Dankbarkeit erwähnt, welch wesentlichen Anteil polnisch sprechende Katholiken, zumal aus Oberschlesien und Westpreußen, im letzten Jahrhundert an der Entfaltung der katholischen Kirche in Berlin haben.

Mit dem aufkommenden Nationalismus begann freilich eine beklagenswerte Zurücksetzung und Unterdrückung des polnischen Volkstums. Ganz besonders in den Jahren von 1933 an geschah dem polnischen Volk himmelschreiendes Unrecht, dessen wir uns nur mit Schmerz und Beschämung erinnern können. Der polnische Staat wurde geteilt, ungezählte Polen gemordet und das Volk als slawische Untermenschen wie Sklaven behandelt. Wir wissen, daß all die zahllosen Untaten jener Machthaber, die im Namen unseres Volkes an anderen Völker begangen und von vielen Deutschen gedankenlos mitvollzogen wurden, in einer beispiellosen Katastrophe auf unser Volk zurückfielen. Wehe dem deutschen Volk, wenn es die Augen vor den Ursachen dieser Heimsuchung verschlösse, wenn es vergäße, daß wir solches Unrecht zu sühnen haben.

Doch nach 1945 geschah von der anderen Seite schlimmes Unrecht, da deutsche Menschen aus Gebieten, die sie seit vielen Jahrhunderten unangefochten ihre Heimat nennen, vertrieben wurden. So möchte es scheinen, als ob das deutsche und das polnische Volk im Teufelskreis der Rechnung und Gegenrechnung verbleiben müßten. Soll das nun unser beider Völker einziges Erbe aus der Vergangenheit sein? Ich meine, beide Völker müßten völlig darauf verzichten, sich gegenseitig Untaten vorzurechnen. Wir wollen lieber in beschämter Wehklage am Grab der hl. Hedwig niederknien, das von Anfang an beiden Völkern gehörte. Bekennen wir unsere Schuld und rufen auf unsere Herzen und unsere Völker das Erbarmen Gottes herab: „Schone, Herr, schone dein Volk, denn wir haben vor dir gesündigt."

St. Hedwigs Anruf für Gegenwart und Zukunft

Solch nüchterne Erkenntnis und demütiges Bekenntnis bereiten eine neue Zukunft für unsere beiden Völker im Geiste der hl. Hedwig.

Es kann nicht Aufgabe eines Bischofs sein, politische Pläne zu entwickeln. Wohl aber müssen die Hirten der Kirche die Friedensbotschaft Christi künden, damit die Herzen sich wandeln und alle politischen Überlegungen auf einem festen Fundament ruhen.

Unser deutsches Volk sollte sich bei solcher Friedensbetrachtung am Hedwigstag ein Dreifaches fest einprägen:

1. Krieg als Mittel zur Neuordnung des Verhältnisses zwischen Polen und Deutschen scheidet von vornherein aus. Ich weiß, daß alle verantwortlichen Männer und das ganze deutsche Volk in seiner überwältigenden Mehrheit so denken. Aber dieser unverrückbare Grundsatz kann nicht tief genug in unser Denken und Fühlen eingeprägt werden.
2. Das deutsche Volk kann nach allem, was in seinem Namen geschehen ist, den Frieden nur unter sehr großen Opfern erlangen. Es wäre eine folgenschwere Selbsttäuschung, anzunehmen, daß ein Volk eine Politik, wie sie jenes Regime gegenüber anderen Völker betrieben hat, nicht hoch begleichen muß. Der einzelne Christ aber ist im Lichte der Kreuzesbotschaft dazu berufen, die Last, die ihm dabei aufgeladen wird, als Opfer und Sühne für sein Volk zu sehen und zu tragen.
3. Für die Zukunft ist die Gemeinschaft der Völker und Staaten wichtiger als Grenzfragen. Eine notvolle Vergangenheit lehrt, daß in vielen Fällen die Staatsgrenzen dem Volkstum nicht genau entsprechen können. Das ungeschmälerte Recht der Minderheiten, ein vertrauensvolles Verhältnis zwischen den Völkern, offene Grenzen für

Handel und Wandel: das sind entscheidende Aufgaben der Zukunft. Es muß unser aller Mühen sein, etwa noch vorhandene Giftstoffe eines engen Nationalismus aus unserem Volk zu verbannen.

In dieser gegenwärtigen Stunde haben unsere Glaubensbrüder aus den Ostgebieten von Gott eine besondere Sendung. Niemand darf es ihnen verargen, wenn sie sich treffen und das geistige und religiöse Erbe ihrer Heimat lebendig erhalten. Aber mögen alle, besonders jene, die Verantwortung tragen, sorgsam darauf achten, daß jeglicher Gedanke der Vergeltung und Gewalt endgültig überwunden wird. Dem Unrecht, das im Namen des deutschen Volkes geschehen ist, antworte das im Geiste Christi bejahte Opfer unserer Heimatvertriebenen und Flüchtlinge, das sie für uns alle auf sich nehmen und das wir durch unsere brüderliche Liebe und Hilfe mit ihnen tragen wollen. Das ist der Geist, der uns aus dem Grab der Heiligen von Trebnitz anruft und unserem Volk eine bessere Zukunft verheißt.

Laßt mich nun ein Wort an unsere katholischen Brüder in Polen richten. In letzter Zeit ist manches harte, mißtrauische Wort von dort zu uns herübergeklungen. Dieses Mißtrauen wird von der Meinung genährt, es habe sich bei uns nichts geändert und ein neuer Krieg werde zielbewußt vorbereitet. Ich wiederhole noch einmal in voller Überzeugung, was ich schon sagte: Kein Wunsch und kein Entschluß ist im deutschen Volk so fest verankert wie das Verlangen, Frieden mit seinen Nachbarn zu halten.

Besonders gefährlich scheinen mir Vorurteile zu sein, die aus einer bestimmten Ideologie erwachsen. Danach werden Motive und Ziele der Mitmenschen und anderer Völker von vornherein so feindlich abgestempelt, daß der Weg zu einer echten Verständigung versperrt wird. Der Nationalismus der Vergangenheit war gewiß verhängnisvoll. Aber ist die Klassenkampfideologie mit ihrem planmäßig geschürten Haß und zudem mit ihrem Mißbrauch nationalistischer Instinkte nicht noch viel gefährlicher? Wir bewundern die opferstarke Glaubenstreue unserer Glaubensbrüder in Polen, um so zuversichtlicher hoffen wir, daß sie sich von solcher Hetze nicht beeinflussen lassen.

Wir wollen in beiden Völkern, umfangen von der Gemeinschaft unserer heiligen Kirche, innerlich gelöst von bitteren Erinnerungen an die Vergangenheit, frei von allen ideologischen Verdächtigungsversuchen und von dem Bestreben, einander Lösungen aufzuzwingen, in der Liebe Christi uns mühen, den Frieden zwischen unseren Völkern zu sichern, und so der friedvollen Einigung unter den Völkern Europas die Wege bereiten.

Wollen wir nicht über das Grab der hl. Hedwig hinweg uns die Hände reichen, um ein festes Band des Friedens neu zu knüpfen! Laßt es mich noch schlichter sagen: Beten wir demütig und inständig, daß uns Gott auf die Fürbitte dieser heiligen Frau, deren Mutterherz unsere Völker liebend umschließt, in allen Teilen Polens und Deutschlands wahre Freiheit, rechte Einheit und dauerhaften Frieden schenke.

(Die Predigt Kardinal Döpfners wurde am 29. Oktober in der Wochenzeitschrift der polnischen Kommunisten „Polityka", auszugsweise wiedergegeben. Die Zeitschrift schrieb dazu: „Wir haben keinen Grund, die guten Absichten des Kardinals anzuzweifeln ... Wir möchten seine Ansprache nicht bagatellisieren oder geringschätzen." Doch heißt es in dem Kommentar — in der Zusammenfassung von Hansjakob Stehle [vgl. „Frankfurter Allgemeine Zeitung", 31. 10. 60] —, den Akzenten in Kardinal Döpfners Rede könne man nicht zustimmen. „Das betreffe vor allem Döpfners Aufforderung, die beiden Nationen sollten aufhören, sich ihre gegenseitige Schuld vorzuwerfen. Die ‚Polityka' bezeichnet die Vertreibung der Deutschen als unvergleichbar mit den nationalsozialistischen Verbrechen in Polen und zieht dabei — ein ungewöhnlicher Vorgang in der polnischen Presse — die Vertreibung der Polen aus den jetzt russischen Gebieten zum Vergleich heran" [Stehle a. a. O.]. Abschließend heißt es in „Polityka": „Rein verbale Deklarationen können uns nicht genügen, wenn sie mit den Fakten in völligem Widerspruch stehen: friedfertige Versicherungen und gleichzeitig Aufbau einer Militärmacht, Bagatellisierung von Revanchetendenzen und Vorwürfe einer Schuld, die kein Pole fühlt.")

Die Kirche in den Ländern

Die Kirche und die soziale Revolution in Kuba

Ehe man das Phänomen des heutigen Kuba in die weltpolitischen Zusammenhänge rückt, die ihm seine aktuelle Brisanz geben, tut man gut, zunächst einmal die historischen und lokalen Komponenten zu sehen, die das Abenteuer Fidel Castros als ein Ereignis der innerkubanischen Geschichte ausweisen. Diese wären also in ihren wesentlichen Zügen kurz darzustellen.

Kuba, die größte Insel der Großen Antillen mit 114 534 qkm Fläche, einer Länge von 1100 km und einer Breite zwischen 50 und 100 km, wurde 1492 von Kolumbus entdeckt und zunächst „Juana" genannt, nach der Tochter der Katholischen Könige, in der Geschichte bekannt als Johanna die Wahnsinnige und Mutter Karls V. Doch setzte sich der indianische Name Cuba für die Insel durch, die, selbst wie ein Schlüssel geformt, der dem Eingang in den Golf von Mexiko zwischen Florida und der Halbinsel Yucatan vorgelagert ist, wirklich eine strategische und wirtschaftliche Schlüsselstellung einnimmt. Seit 1634 trägt die Hauptstadt Havanna denn auch den vom spanischen König verliehenen Titel „Schlüssel der Neuen Welt und Bollwerk West-Indiens", und selbst die Republik führt einen goldenen Schlüssel zwischen zwei Landzungen im Wappen.

1511 begann die eigentliche Kolonisation, 1518 wurde das erste Bistum gegründet und vier Jahre später nach Santiago de Cuba im Osten der Insel verlegt. Die Urbevölkerung starb bald aus, ihre Arbeitskraft wurde durch afrikanische Sklaven ersetzt, von denen im Laufe der Jahrhunderte etwa eine Million ins Land kam. Heute zählt Kuba 6,5 Millionen Einwohner, davon etwa 70 % Weiße. Auch nach der Emanzipation der spanischen Besitzungen auf dem amerikanischen Kontinent zu Beginn des 19. Jahrhunderts blieben Kuba und Puerto Rico bei der Krone Spaniens; alle Unabhängigkeitsbewegungen, die schließlich in einem zehnjährigen Krieg (1868—1878) gip-

felten, waren letztlich erfolglos. Nach kurzer Befriedung brach 1895 ein neuer Kampf gegen Spanien aus, geführt und befeuert von José Martí, dem jugendlichen Nationalhelden Kubas und einbekannten Leitbild Fidel Castros. Er fiel in der Schlacht am 12. Mai des gleichen Jahres, aber der Aufstand breitete sich bald auf der ganzen Insel aus, wobei er, genau wie die Bewegung von 1958, von den Ostprovinzen und den Gebirgszügen der Sierra Maestra nach Westen vordrang. Die Maßnahme des spanischen Befehlshabers, der, um den Aufständischen ihre materielle Grundlage und ihre natürlichen Verbündeten zu entziehen, die Landbevölkerung in die Städte zusammenziehen ließ, wo viele Tausende Hungers starben, veranlaßte die Vereinigten Staaten im Namen der Menschlichkeit zu einer ersten Intervention. Spanien war bereit, ab 1. Januar 1898 eine gewisse Autonomie zu gewähren, doch die Aufständischen verlangten die vollständige Unabhängigkeit. Die Explosion eines nordamerikanischen Kriegsschiffes im Hafen von Havanna gab den USA den erwünschten Anlaß zum Eingreifen.

Die Herrschaft der Vereinigten Staaten

Der Krieg brach aus und endete bald mit der völligen Niederlage Spaniens, das Puerto Rico und Kuba sowie die Philippinen an die USA verlor. In den ersten Jahren nach Kriegsende wurde Kuba von amerikanischen Gouverneuren regiert, bis sich die Insel eine eigene republikanische Verfassung gab. Ein Zusatzvertrag („Amendement Platt") sicherte den Vereinigten Staaten allerdings so weitgehende Interventionsrechte, daß die Republik Kuba dadurch eher auf die Stufe eines Protektorats gedrückt wurde. Zu verschiedenen Malen machte denn auch die Regierung der USA von ihren Rechten Gebrauch und griff militärisch in die Geschicke des jungen Staatswesens ein. 1934 verzichtete Roosevelt auf die demütigenden Vorrechte im Zuge der sich anbahnenden Politik der „Guten Nachbarschaft"; ein neuer Vertrag zwischen den beiden Staaten sichert den USA indessen weiterhin den wichtigen Flottenstützpunkt Guantánamo am südöstlichen Ufer der Insel, und neueste Äußerungen von politischer und militärischer Seite haben energisch die Unverzichtbarkeit dieses Rechtes bekräftigt.

Kuba verdankt also seine Unabhängigkeit von Spanien und die Selbständigkeit seines Staatswesens den Vereinigten Staaten, aber es geriet sofort in eine neue Abhängigkeit nicht nur politischer, sondern auch geistig-kultureller und vor allem wirtschaftlicher Art. Der neue Staat mit seiner damals noch einheitlich katholischen Bevölkerung, dessen Katholizismus allerdings die bekannten strukturellen Schwächen der Kirche in Lateinamerika überhaupt aufwies, proklamierte alsbald nach dem Muster der USA die Trennung von Staat und Kirche und verbot jeden Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen. Der liberale Einfluß bemächtigte sich des Denkens der Oberschicht. Protestantische Missions- und Schultätigkeit konnte sich frei entfalten; bezeichnenderweise war der erste Präsident der jungen Republik Kuba selbst Protestant. Es scheint, daß auch an der Revolution von Fidel Castro viele Protestanten aktiv teilgenommen haben und führende Stellungen in Regierung und Verwaltung bekleiden. Heute zählt Kuba annähernd eine Million Protestanten unter seinen Einwohnern.

Vor allem aber befand sich Kuba bisher in fast völliger wirtschaftlicher Abhängigkeit von seinem Nachbarn im Norden. Kuba ist der größte Zuckerexporteur der Welt. Im Jahre 1940 waren 50 % der Anbaufläche mit Zuckerrohr bepflanzt; im gleichen Jahr entfielen auf Kuba 17 % der Weltzuckererzeugung und 28 % der Rohrzuckererzeugung. Zucker ist in Kuba zu 80—90 % am Gesamtexport beteiligt, Tabak nur mit 5 %. Der Zucker und der Zuckerpreis sind also die eigentlichen Machthaber der Insel.

Im Jahre 1951 nun waren von 174 Zuckerfabriken 54 % in amerikanischem und nur 34 % in kubanischem Besitz. Aber obwohl die Zuckerverträge mit den USA für Kuba nicht ungünstig waren und die Preise sogar über dem Weltmarktpreis lagen, blieb die übertriebene Monokultur nicht ohne schädigende Rückwirkungen, vor allem durch die saisonbedingte, fast totale Arbeitslosigkeit der Landarbeiter durch lange Monate hindurch. Strukturveränderungen waren seit langem an der Tagesordnung; aber die USA hatten begreiflicherweise kein Interesse daran, und so stützten sie die Diktatur von Fulgencio Batista, der für die Aufrechterhaltung der bestehenden Verhältnisse sorgte.

Der Weg Fidel Castros

Aus dieser Situation heraus erklärt sich die Dynamik der von Fidel Castro entfesselten Bewegung. Sie entstand als Reaktion freiheitlich gesinnter Studenten und Intellektueller gegen Batista, der 1952 durch seinen zweiten Staatsstreich die ersten freien Präsidentenwahlen, die in Kuba seit langer Zeit wieder stattgefunden hatten, unwirksam gemacht hatte. Am 26. Juli 1953 unternahmen 200 Studenten unter Führung von Fidel Castro Ruz, einem jungen Juristen und Sohn eines mittleren Großgrundbesitzers, einen Angriff auf die Festung Moncada in der Provinz Oriente. Nach diesem Datum heißt die Bewegung denn auch „Bewegung des 26. Juli". Der Angriff hatte keinen Erfolg, Castro wurde zusammen mit seinem Bruder Raúl zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt, aber bereits 1955 im Rahmen einer Amnestie freigelassen. Während der Emigrantenjahre in Mexiko geriet er, der zuvor von den Idealen der Freiheit, Gerechtigkeit und Demokratie beseelt war, unter marxistisch-revolutionären Einfluß vor allem durch die Begegnung mit dem argentinischen Arzt und Berufsrevolutionär Ernesto „Ché" Guevara. Unter dem Druck der mexikanischen Behörden, denen die unruhige kubanische Emigrantengruppe lästig zu werden begann, entschloß sich Castro zur Rückkehr nach Kuba. Am 30. November 1956 ging er mit 82 Mann im Osten der Insel an Land. Nur 12 von ihnen gelang es, sich in die schützenden Berge der Sierra Maestra durchzuschlagen. Von hier aus wurde der Partisanenkrieg geführt und zugleich ein politischer Aufklärungsfeldzug unter den „campesinos", den Landarbeitern der Zuckerplantagen, unternommen, aus denen sich die Reihen des Revolutionsheeres so stärkten, daß Fidel Castro am 1. Januar 1959 an der Spitze von 12000 klassenbewußten Kämpfern in der Hauptstadt Havanna einziehen konnte, kurz nachdem Fulgencio Batista sie fluchtartig verlassen hatte.

Die Landreform und ihre Folgen

Das Ereignis, das im Grundmuster starke Ähnlichkeit mit der chinesischen Revolution Mao Tse-tungs aufweist, ist insofern für ganz Lateinamerika von leitbildhafter Bedeutung, weil hier eine Revolution des *ländlichen,* nicht des städtischen Proletariats gesiegt hat. Was das bedeutet, wird klar, wenn man sich daran erinnert, daß mehr als die

Hälfte aller Lateinamerikaner auf dem Lande lebt, dabei aber zum größten Teil Bedingungen quantitativen oder spezifischen Hungers ausgesetzt ist, während in den USA etwa 10 % der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig sind und dabei gewaltige Produktionsüberschüsse erzielen. Wichtiger vielleicht als der mehr vordergründige politische Aspekt der kubanischen Revolution ist darum die Tatsache, daß hier zum ersten Mal eine an die Wurzel gehende Agrarreform in Angriff genommen worden ist. Die entscheidende und tragende Institution des neuen Kuba ist denn auch das neugeschaffene „Instituto Nacional de Reforma Agraria" (abgekürzt INRA), das die Reform in dreifacher Hinsicht durchzuführen hat: 1. Änderung der Besitzverhältnisse, 2. materielle und soziale Besserstellung des Landproletariats, 3. Ersatz der Monokultur durch größere Mannigfaltigkeit der Produktion. Das ist nicht anders durchzuführen als durch Enteignungen, die das Maximum an Landbesitz auf 420 ha festlegen — eine maßvoll erscheinende Bestimmung angesichts der Tatsache, daß 1946 8 % aller landwirtschaftlichen Eigentümer über 71 % des Landes verfügten. Die Durchführung des Gesetzes scheint allerdings gewalttätig und oft ohne die vorgesehene Entschädigung vorgenommen zu werden. Auch ist von einer Verteilung des enteigneten Landes an die Landarbeiter wohl die Rede, aber dieser Rede folgt nicht die Tat; vielmehr werden Produktionsgenossenschaften in Abhängigkeit vom INRA gegründet, das sich allmählich zur obersten Behörde eines Staatskooperativismus entwickelt.

Ohne Zweifel hat einstweilen das Regime in den von der Landreform erfaßten Campesinos ihr stärkstes Bollwerk. Anderseits können die Maßnahmen der Landreform nicht isoliert betrachtet werden, am wenigsten in einem so von der Landwirtschaft bestimmten Lande wie Kuba. Das Regime nimmt mehr und mehr totalitäre Züge an, die zunehmend mit marxistischer Doktrin aufgeladen und von direktem russischen Einfluß verstärkt werden. Die Gegnerschaft zu den Vereinigten Staaten nimmt immer fanatischere Formen an; die Enteignungen des gesamten nordamerikanischen Eigentums rufen die Reaktion eines Wirtschaftskrieges hervor, dessen Folgen Kuba nur noch mehr in die rettenden, aber zugleich umklammernden Arme des Ostblocks treiben. Seit dem 6. Juli wurde der amerikanische Zuckerkauf gesperrt. Castro plant, die Gesamtproduktion für viele Jahre an die Sowjetunion zu verkaufen. Aber die Sowjets pflegen in Waren und zu den von ihnen festgelegten Preisen zu bezahlen. Das müßte schwere Verluste für Kuba bedeuten, zu Lohnsenkungen und damit zu politischen Unruhen führen — es sei denn, die Russen ließen sich das Spiel aus politischen Gründen einen hohen Einsatz kosten.

Der Hirtenbrief des Episkopats

Der wachsende sowjetische Einfluß nun hat in letzter Zeit immer wieder zu einer Versteifung des Verhältnisses zwischen dem Regime und der katholischen Kirche geführt (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 501). Am 7. August 1960 veröffentlichte der kubanische Gesamtepiskopat einen gemeinsamen Hirtenbrief gegen den Kommunismus, dessen voller Wortlaut hier folgt:

„Gott der Herr hat die Welt nicht geschaffen, damit die Güter, die der Mensch dank seinem Verstande und seiner Arbeit auf ihr hervorbringen kann, nur dazu dienten, einigen wenigen das Leben angenehm zu machen, während zahllose Massen nicht einmal die nötigen Mittel zur Befriedigung ihrer elementaren Bedürfnisse haben. Eine gerechtere Verteilung des Reichtums war von je und wird immer einer der wesentlichsten Punkte der katholischen Soziallehre sein und bleiben, wie Papst Pius XII. gesagt hat.

Die Kirche segnet die Mittel, die eingesetzt worden sind, um den Lebensstandard des Volkes zu heben. So hat sie sich in den jüngsten Tagen unserer vaterländischen Geschichte verhalten, wie Erklärungen vieler Bischöfe bei verschiedene Anlässen beweisen.

Wirklich war es für die Kirche Grund zur Genugtuung, als vor mehr als einem Jahr bekannt wurde, daß eine Landreform geplant sei, die nach gerechter Entschädigung der Grundeigentümer Hunderttausenden von Bauern gestatten würde, selbst Eigentümer der Ländereien zu werden, auf denen sie arbeiteten. Voll Hoffnung und Freude hat sie auch von den großen Industrialisierungsprojekten vernommen, durch die die Regierung, ohne die Privatindustrie zu zerstören, neue Produktionsquellen erschließen will, die das schwere Problem der Arbeitslosigkeit lösen helfen könnten.

Die Kirche sah auch mit Befriedigung, daß Regierungsstellen sich auf alle Weise bemühten, die Lebenskosten zu senken und das Einkommen der ärmsten Bevölkerungsschichten zu heben; und sie war sehr zufrieden mit der Vermehrung von Schulen und Krankenhäusern, mit der Einrichtung von Badestränden und Sportplätzen, die auch Mitbürgern mit sehr geringem Einkommen offen stehen, wie überhaupt mit der Tatsache, daß man sich anstrengte, auch noch dem vergessensten unserer Brüder, dem Bauern der ärmsten Gebiete Kubas, die Wohltaten und Vorteile der Zivilisation zugänglich zu machen.

Mit Beifall sah die Kirche, wie man in allen Provinzen der Republik, in Stadt und Land, Hunderte von billigen Häusern baute, die das drängende Problem der Wohnungsnot angriffen; und sie freute sich auch, daß man energisch daranging, die öffentliche Verwaltung moralisch zu säubern, das Laster des Glücksspiels zu bekämpfen und ungerechte Beschränkungen aufzuheben, denen viele unserer Brüder nur wegen ihrer Hautfarbe unterworfen waren.

Soziale Reformen, die bei Anerkennung der legitimen Rechte aller Bürger dazu führen, das wirtschaftliche, kulturelle und soziale Los der Armen zu verbessern, können heute und stets mit der entschiedensten moralischen Unterstützung der Kirche rechnen.

Wir würden jedoch unsere Pflicht, unseren Gläubigen und dem ganzen kubanischen Volke die volle Wahrheit zu sagen, versäumen, wenn wir bei der Bilanz der positiven und negativen Gesichtspunkte in diesem geschichtlichen Augenblick unseres Vaterlandes nicht auch in voller Klarheit unsere Hauptsorgen und Befürchtungen zu wissen gäben.

Wir könnten einige Punkte nennen, wo die oben erwähnten sozialen Maßnahmen ohne die nötige Rücksicht auf die Rechte aller Bürger durchgeführt wurden, die man zuvor versprochen hatte. Aber wir glauben, es ist besser, daß wir uns auf ein Problem von ganz besonderer Bedeutung beschränken, das niemand guten Glaubens im gegenwärtigen Augenblick leugnen kann: das Vordringen des Kommunismus in unserem Lande.

In den letzten Monaten hat die Regierung von Kuba enge wirtschaftliche, kulturelle und diplomatische Beziehungen mit den wichtigsten kommunistischen Ländern, vor allem

mit der Sowjetunion, aufgenommen. Vom seelsorglichen Standpunkt hätten wir nichts zu dem streng wirtschaftlich-ökonomischen Charakter dieser Beziehungen zu sagen. Was uns jedoch aufs tiefste beunruhigt, ist die Tatsache, daß aus Anlaß dieser Beziehungen Presse, Beamte, Gewerkschaftsführer und sogar einige hochgestellte Regierungsmitglieder wiederholt und aufs wärmste die Lebensform jener Völker gepriesen und in Reden innerhalb und außerhalb Kubas angedeutet haben, daß nach Mitteln und Zielen zwischen der kubanischen Revolution und den sozialen Umwälzungen jener Länder vieles sich deckt und einander ähnelt.

Das macht uns große Sorge, weil Katholizismus und Kommunismus zwei grundverschiedene Leitbilder vom Menschen und von der Welt haben, die sich niemals in Einklang bringen lassen.

Wir verurteilen den Kommunismus vor allem deshalb, weil er eine vom Wesen her materialistische und gottlose Weltanschauung ist und weil die Regierungen, die sich von ihm leiten lassen, zu den schlimmsten Feinden gehören, die der Kirche und der Menschheit je erwachsen sind. Lügnerisch versichern sie ihre vollkommene Ehrfurcht vor allen religiösen Bekenntnissen, in Wahrheit aber zerstören sie nach und nach alle sozialen, caritativen, erzieherischen und apostolischen Werke der Kirche und zersetzen sie von innen her, indem sie die Bischöfe und die eifrigsten und tätigsten Priester unter verschiedenen Vorwänden ins Gefängnis sperren.

Wir verurteilen den Kommunismus auch deswegen, weil er ein System ist, das die Grundrechte der menschlichen Person brutal leugnet. Weil er, um die Gesamtkontrolle des Staates über die Produktionsmittel zu erlangen, überall eine Diktatur errichtet, in der eine kleine Gruppe durch Polizeiterror alle übrigen Mitbürger beherrscht. Weil er die Wirtschaft völlig der Politik unterwirft und oft genug das Wohl des Volkes dem Ehrgeiz und der Willkür der herrschenden Gruppe opfert.

Wir verurteilen den Kommunismus, weil er mehr und mehr das Eigentumsrecht abschafft und schließlich alle Bürger nicht nur zu Angestellten, sondern zu richtigen Sklaven des Staates macht. Weil er dem Volk das Recht auf Wahrheit vorenthält, indem der Staat sich aller Informationsmittel bemächtigt und nicht mehr duldet, daß die Bürger andere Meinungen zu hören bekommen als die der herrschenden Gruppe.

Wir verurteilen den Kommunismus, weil er in ungebührlicher Weise das Familienleben dem Staate unterordnet, die Frau aus dem Hause treibt und ihr schwere Arbeit aufbürdet und die Kinder in der Form erzieht, wie es der Staat wünscht, ohne Rücksicht auf das Elternrecht.

Wenn also die Kirche die Lehren und Taten des Kommunismus verdammt, so nicht etwa aus einem Vorurteil heraus oder im Namen bestimmter Gesellschaftsschichten, die sich von einem solchen Regime in ihren Interessen betroffen fühlen könnten; vielmehr tut sie es im Namen der unveräußerlichen Rechte aller Menschen, die auf diese oder jene Weise bedenkenlos von den kommunistischen Regierungen verletzt werden.

Unsere Söhne sollen also wissen und in ganz Kuba laut verkünden, daß die Kirche von weitestgehenden sozialen Reformen nichts fürchtet, wenn immer diese sich auf Gerechtigkeit und Liebe gründen; denn auch sie tritt freudig für das Volkswohl ein. Aber gerade darum, weil sie das Volk liebt und sein Bestes will, muß sie den Kommunismus verdammen. Die Kirche steht heute und immer auf der Seite der Armen, niemals aber auf der Seite des Kommunismus.

Niemand also möge kommen und die Katholiken im Namen einer falsch verstandenen nationalen Solidarität bitten, wir mögen unsere Gegnerschaft gegen derlei Lehren verschweigen — wir würden ja damit unsere unabdingbaren Grundsätze verraten! Gegen den materialistischen und atheistischen Kommunismus steht die absolute Mehrheit des kubanischen Volkes, das katholisch ist und nur durch Betrug oder Vergewaltigung zu einem kommunistischen Regime verführt werden könnte. Möge die allerseligste Jungfrau von der Liebe verhüten, daß jemals dergleichen in Kuba geschehe!"

Kuba vor einer Kirchenverfolgung?

Soweit das Dokument der kubanischen Hierarchie, das an Deutlichkeit der Sprache nichts zu wünschen übrigläßt. Seitdem hat sich jedoch der Kampf erneut zugespitzt. Die Gerüchte, daß Versuche im Gange seien, eine schismatische Nationalkirche zu schaffen, sind einstweilen nicht zu kontrollieren. Verschiedentlich werden kleinere und größere Schikanen gegen Priester und Ordensleute gemeldet. Von größerer Bedeutung aber sind folgende Tatsachen: 1. Das Unterrichtsministerium hat auch für die katholischen Schulen Lehrbücher vorgeschrieben, die marxistische Propaganda enthalten, und den Religionsunterricht in öffentlichen Schulen verboten. 2. Die Regierung hat am 12. September das katholische Rundfunk- und Fernsehinstitut beschlagnahmt mit der ausdrücklichen Begründung, die Sendungen enthielten Kritik an dem Regime. Besonders betroffen wurde das Rundfunkprogramm des „Verbandes katholischer Jungarbeiter". Wiederum hat der Erzbischof von Santiago de Cuba, Enrique Pérez Serantes, in einem Hirtenschreiben seine Stimme gegen die Vergewaltigung erhoben. Er sagt unter anderem: „Es ist ganz offensichtlich, daß man den katholischen Einfluß ganz und gar ausschalten möchte. Dabei verfährt man nicht einmal langsam und bedächtig, sondern geht mit Riesenschritten vor ... Heute werden diejenigen als Verräter angesehen, die sich gestatten, den Kommunismus zu bekämpfen und offen auszusprechen, daß sie mit den marxistischen Methoden nicht einverstanden sind. Es scheint so, als ob einzig die Kommunisten und ihre Gefolgschaft das Recht besitzen, die verbindliche Führungslinie für alle zu bestimmen ... Die kubanischen Katholiken haben für die Revolution gekämpft und alles für sie gegeben, was zu geben war. Unter dem Katholizismus fand die Mobilmachung eines Volkes statt. Für die Revolution und den geliebten Fidel Castro spendete man alles: Geld, Kleidung, Gebet und Opfer. Die Männer, die in den Kampf zogen, marschierten zur Sierra Maestra, als ob sie zu einem Kreuzzug aufbrächen. Ihre Frauen und Töchter aber marschierten, mit dem Rosenkranz in der Hand, in den Städten ... Wir würden gern wissen, wie viele Kommunisten das für die Revolution getan haben, was die Unsrigen getan haben. Aber im Kampf für die Revolution dachte niemand daran, daß uns einmal die eiserne Faust des Kommunismus drohen werde." Schließlich widerlegt der Erzbischof die von Fidel Castro und anderen Revolutionsführern aufgebrachte Behauptung, die kubanische Kirche stünde im Dienste der spanischen Falange und im Solde der Vereinigten Staaten: „An die Nordamerikaner bindet uns nichts, weder Blut noch Sprache oder Tradition. Wir müssen immer wieder feststellen, daß nordamerikanische

Funktionäre niemals irgendwelchen Einfluß auf uns ausgeübt haben, ebensowenig aber auch Falangisten oder Franquisten." Immerhin: wenn die Kirche in Kuba in die Verlegenheit kommen sollte, zwischen Amerikanern und Sowjets zu wählen, so könne es keinen Zweifel geben.

Das sind mutige und entschiedene Worte. Ob ihnen allerdings im Falle eines offenen Kampfes die erfolgreiche Tat folgen würde, bleibt abzuwarten. Vielleicht bleibt den Katholiken Kubas dieser Kampf erspart; sehr wahrscheinlich ist es allerdings nicht.

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Der Christ als Chef

Auf der Jahresversammlung des Bundes katholischer Unternehmer in Bad Neuenahr sprach am 9. Oktober 1960 der Bischof von Essen, Dr. Franz Hengsbach, über die Verpflichtungen des Chefs gegenüber seinen Mitarbeitern. Es kam dem Bischof besonders darauf an, vom Evangelium her die eigentlich christlichen Maßstäbe für Verpflichtungen gegenüber dem Nächsten im Betrieb zu verkündigen, denen man durch ein bloß natürlich humanes Verhalten noch nicht genügt. Aber gibt es überhaupt solche Maßstäbe, und sind sie in der modernen Wirtschaft anwendbar?

Christlicher Geist im Betrieb

Die Jahresversammlung hatte das Thema „Christlicher Geist im Betrieb" als Leitgedanken für ihre Beratungen gewählt. Der Geist Jesu Christi weht, wo er will. Auch die moderne Wirtschaft kann ihm keine Schranken setzen. Das ist eine Glaubensüberzeugung. Es muß also wohl auch möglich sein, dem Walten dieses Geistes die Tore der Betriebe zu öffnen. Sonst wäre das Christentum schal geworden. Aber nicht so einfach ist es zu sagen, wie der christliche Unternehmer diese Bereitschaft in die Tat umsetzen soll. Der Wirtschaftsbetrieb unserer Tage, der sich in erbitterter Konkurrenz behaupten muß, steht unter dem Zwang betriebswirtschaftlicher und technischer Regeln, die für menschliche Rücksichten wenig Raum lassen. Die Betriebskonzentration und -rationalisierung erzwingen die Einplanung und Einschaltung des einzelnen Mitarbeiters in einen anonymen Funktionsmechanismus. Allerdings gebietet auch die Rationalisierung eine gewisse Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse des Menschen. Aber diese Rücksichtnahme, vom Standpunkt des „reinen Unternehmers" aus betrachtet, dient schließlich nur der rationellsten Auswertung der Leistungskraft des einzelnen Mitarbeiters. Man macht sich heute zwar viele Gedanken über die „menschlichen Beziehungen" im Betrieb; doch führen die Psychologen dabei die Feder. Soziale Betreuung und Sorge für alles das, was man ein gutes Betriebsklima nennt, hat an und für sich noch nicht notwendig etwas mit Ethos zu tun. Doch sicher gibt es unter den Unternehmern nicht weniger als in jedem andern Beruf Menschen, die sich für ihre Mitarbeiter auch aus ethischen Motiven verantwortlich fühlen und denen deshalb die Gerechtigkeit, die Treue und die Rücksicht auf den Mitmenschen auch im Betrieb eine Herzenssache sind. Aber um diese Anständigkeit zu besitzen, braucht man noch nicht Christ zu sein. „Tun das alles nicht auch die Heiden?" (vgl. Matth. 5, 47). Wenn man Dinge, die unter ordentlichen Menschen als selbstverständlich betrachtet werden, wie etwa Kameradschaft, Hilfe in augenblicklicher Not und ein gewisses Maß an Gemeinsinn, als spezielle christliche Tugenden bezeichnet oder gar als besondere christliche Verdienste herausstellt, setzt man sich heutzutage dem Verdacht aus, mit falschen Etiketts zu arbeiten, und so kann es auch geschehen, daß die Rede vom christlichen Geist im Betrieb als hohles Pathos empfunden wird. Anderseits muß man sich davor hüten, mit der Idee des christlichen Betriebes oder Betriebsgeistes romantische Vorstellungen zu verbinden, die in früheren Zeiten vielleicht zu verwirklichen waren, aber durch den Wandel der sozialen Strukturen inzwischen überholt sind.

Aus allen diesen Gründen ist die Frage nach dem konkreten Gehalt und den unterscheidenden Merkmalen dieses so oft gebrauchten Begriffs alles andere als klar. Sie gehört vielmehr zu denen, die der Moraltheologie und der Theologie des geistlichen Lebens heute in dem oft mißverstandenen Ruf nach einer „neuen Moral" besonders eindringlich vorgehalten werden und die einstweilen nur mit fragmentarischen Hinweisen bedacht werden können. Ist sich doch die christliche Gesellschaftslehre bis heute noch nicht einmal grundsätzlich darüber einig, ob die Offenbarung der christlichen Soziallehre überhaupt neue Inhalte hinzufügt oder ob diese sich im Naturrecht erschöpft, worauf Professor Josef Höffner, der geistliche Berater des Bundes katholischer Unternehmer, in seinem einleitenden Beitrag zum 1. Band des Jahrbuches seines Institutes neuerdings hingewiesen hat. Deshalb ist der Vortrag des Bischofs von Essen von außergewöhnlicher theologischer Aktualität. Er enthält Ansatzpunkte zu einem konkreten Leitbild vom „christlichen Geist im Betrieb".

Bischof Hengsbach war gebeten worden, über den „Betrieb als Mitarbeitergemeinschaft" zu sprechen. Er formulierte dieses Thema in der — ihrem Inhalt nach — ganz einfachen biblischen Aussage: „Im Betrieb ist jeder dein Nächster!" So wendete er das vieldeutige und vage Wort „Gemeinschaft" sofort in die Richtung christlicher Auslegung.

In der Einleitung umschrieb er zunächst die biblische, christliche Bedeutung des Wortes „Geist". Seiner Natur nach schon sei der Geist nicht etwas äußerlich Greifbares, erst recht nicht der „christliche Geist": „Er ist z. B. nicht schon dadurch gegeben, daß in einem Betrieb, wie es mancherorts alte Sitte mit sich bringt, etwa am Anfang noch ein Gebet gesprochen wird, oder daß in den Räumen des Betriebs christliche Symbole zu sehen sind, vielleicht ein Kreuz oder — eine etwas zeitgemäße Abwandlung solcher Motive — in einem Raum eine Sammelbüchse steht für die kirchliche Aktion gegen Hunger und Krankheit in der Welt. Der christliche Geist im Betrieb wäre auch nicht schon ohne weiteres dadurch gegeben, daß sich die Kirche mit ihren Kulthandlungen in den Betrieb hineinbegibt, im Betrieb etwa eine Messe feiert. Ich will natürlich nicht sagen, daß solche äußeren Dinge zu verwerfen oder auch nur belanglos wären, im Gegenteil! Aber in ihnen offenbart sich offensichtlich nicht schlechthin der christliche Geist im Betrieb.

Christlicher Geist im Betrieb ist schließlich auch nicht schon dadurch vorhanden, daß alle Betriebsmitglieder auf Christus getauft sind, sich äußerlich zur Kirche Christi bekennen, ja nicht einmal dadurch, daß die Unternehmer in ihrer Gesinnung und in ihrem guten Willen sich für verpflichtet halten, ihre irdische Arbeit, also auch ihre Arbeit im Betrieb, als Erfüllung einer gottgegebenen Aufgabe zu betrachten, als Erwerb von Verdiensten für den Himmel oder auch als Abverdienen des Fegfeuers für die eigenen Unzulänglichkeiten. Christlicher Geist, ernst genommen, bedeutet viel mehr.

Was ist gemeint, wenn wir vom ‚Christlichen Geist' sprechen? Gemeint ist der Geist Christi, der Heilige Geist, jener Geist, der mit Gott dem Vater und Christus, unserm Herrn, eine der drei Personen im innergöttlichen Leben ist. Jene göttliche Person, die tätig wird in der Schöpfung des Menschen, die wirksam wird in der Menschwerdung des Sohnes Gottes, die sich uns mitteilt als Geschenk des erhöhten Herrn Jesus Christus: ‚Ich werde den Vater bitten, und Er wird euch einen anderen Tröster geben' (Joh. 14, 16). Durch den Heiligen Geist sind wir untereinander mit Christus verbunden, wie die Glieder eines Leibes mit dem Haupte verbunden sind. Er ist jener Geist, der in der Kirche Christi auf Erden wirksam ist, der im Leben der Glieder dieser Kirche, also im Leben von uns Christen, Zeugnis geben will dafür, daß wir Ebenbilder Gottes sind, daß wir Kinder Gottes, daß wir berufen sind, teilzunehmen am ‚Erbe der Heiligen im Licht' (Kol. 1, 12). Dieser Geist Christi erfüllt vom Pfingsttag an den Erdkreis. Er strömt durch das Leben der Christen hinein in alle Bereiche des menschlichen Lebens, sucht alle von dem Fluch zu befreien, der durch den Sündenfall, den Einbruch dämonischer Mächte in die Schöpfung, über der Welt liegt.

Auch die Welt des Betriebes steht diesem Geist offen. Ihn hineinzutragen durch eine christliche Einstellung zum Gesamtgeschehen dieses Betriebs ist ein Teil unserer christlichen Verpflichtung, ist der Kern jeder Verpflichtung, zu der christliche Unternehmer sich bekennen. Sie tun es, wenn sie im Geist der Soziallehre der Kirche — denn es ist der Heilige Geist, der durch sie spricht! — ihre Betriebe gestalten. Sie tun es, wenn sich ihr persönlicher Glaube an Christus und ihre christliche Verantwortung auch in ihrer betrieblichen Arbeit niederschlagen.

Betriebliche Arbeit hat vielerlei Bezüge. In all diese Bezüge hinein weist die Verantwortung des Unternehmers vor dem Geist Christi. Sie betrifft ebenso sein Verhältnis zur Sachenwelt seines Betriebs, zu den Stoffen, zu den Maschinen, zu den Produkten, wie das Verhältnis zu den Menschen, die seine Mitarbeiter sind im Betrieb. Sie betrifft auch das Verhältnis, in dem sein Betrieb zu anderen Betrieben steht, in dem er in wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, überhaupt in allen innerweltlichen Zusammenhängen steht.

Aus der Fülle dieser Verhältnisse möchte ich in dieser Stunde nur eines herausgreifen. Eines allerdings, das von besonderer Bedeutung ist, von dem aus ich selbst an der Ruhr in besonderer Weise am betrieblichen Leben teilnehmen durfte, weil es unsere Sozialarbeit im Bergbau dort entscheidend geprägt hat: das Verhältnis zu den Mitarbeitern im Betrieb, das Verhältnis von Mensch zu Mensch im Betrieb.

Ich habe als Überschrift für meine Ausführungen einen Satz gewählt, der an das Evangelium anklingt: ‚Im Betrieb ist jeder dein Nächster.' Ich möchte zu dieser fundamentalen christlichen Wahrheit, deren Ernstnehmen ganz besonders christlichen Geist in einen Betrieb hineinträgt, einiges vom Evangelium aus sagen."

Das Menschliche im Betrieb, christlich gesehen

Jesus selbst hat, wie Bischof Hengsbach dann ausführte, sich der Frage gestellt, die auf eine Konkretisierung des christlichen Hauptgebotes drängt, der Frage: „Wer ist denn mein Nächster?" Er hat sie in dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter beantwortet. Ein Mensch, der in äußerster Not ist, wird von denen, die in einer besonderen religiösen Verpflichtung stehen, im Stich gelassen. Dann kommt ein „Anrüchiger", ein Samaritaner des Weges, und der hilft ihm unter Einsatz seiner Person. Dadurch erweist er sich als ein Befolger des Gebotes.

Durch dieses Beispiel hat der Herr uns sagen wollen, daß er unter Nächstenliebe nicht eine allgemeine menschenfreundliche Gesinnung verstanden wissen will. Wenn wir hören: „Jeder Mensch ist dein Nächster" oder „Jeder im Betrieb ist dein Nächster", dann regt sich sofort der Einwand: „Ich kann ja nicht allen persönlich helfen." Er ist kaum zu entkräften, und so bleibt dann von dem Gebot der Nächstenliebe nichts anderes übrig als das, freilich auch schon lobenswerte, aber doch noch ganz naturgemäße Bemühen, allen gegenüber anständig und nett zu sein.

Dagegen zeigt Jesus, wie dieses Gebot sich in eine ganz handgreifliche Pflicht zu persönlichem Einsatz verwandelt, wenn man nach der Lage der Dinge der „Dranste" ist, ohne dessen persönlichen Einsatz dem andern nicht so geholfen werden kann, wie ihm geholfen werden sollte. Damit ruft uns das Evangelium freilich wieder eine ganz natürlich-menschliche Pflicht ins Bewußtsein. Aber das Menschliche ganz ernst zu nehmen, das wird für den Christen zu einem Bekenntnis des Glaubens an die Menschwerdung des Sohnes Gottes, der durch sie das Menschliche in die Mitte aller Lebensbereiche gestellt hat. „Der Mensch, die Mitte des Betriebs", das wird zu einer christlichen Wahrheit mit Folgerungen, die das bloß natürliche Ethos übersteigen. Wo aber tritt heute im Betrieb solche Not, wie der Herr sie im Auge hat, besonders vordringlich in Erscheinung?

„Die hohe Sachlichkeit und die gesteigerte Rationalität des modernen Betriebs, vor allem in seinen wachsenden Größenordnungen, gefährdet durch die Unvermeidlichkeit anonymer Gesetzlichkeiten die menschlichen Beziehungen. Der Mensch sinkt allzuleicht zum bloßen ‚Produktionsfaktor', zu einer bloß innerbetrieblichen ‚Funktion' herab. Was kann man unter solchen Umständen tun, um das Menschliche zu pflegen?

1. Der Unternehmer darf das Menschliche in seinem eigenen Leben nicht zu kurz kommen lassen wegen der Ansprüche des Betriebs. Wessen Menschentum im betrieblichen Einsatz, auch in führender Stellung, verkürzt wird, der ist in Gefahr, in einer dem Evangelium ungewollt entsprechenden Weise den Nächsten zu nehmen wie sich selbst, nämlich auch ihm nicht gerecht zu werden. Wer mit sich selbst unmenschlich umgeht, ist in Gefahr, auch den Mitarbeiter unmenschlich zu behandeln. Auch der katholische Unternehmer ist gegen das Managertum nicht gefeit...

2. Wichtig ist der Kontakt mit der mittleren Führungsschicht... Gerade dort, wo die Größe des Betriebs dazu führt, daß der Chef selbst sich nicht mit dem einzelnen Betriebsangehörigen in Kontakt setzen kann, ist es wichtig, sich der Verantwortung gegenüber der mittleren Füh-

rungsschicht bewußt zu bleiben. Lassen Sie sich nicht ein auf jenen Typ des ‚Radfahrers', der sich nach oben verbeugt und nach unten austritt. Decken Sie diese mittlere Schicht bei ihrer schwierigen Doppelaufgabe, die sie gegenüber der Belegschaft und gegenüber dem Chef hat. Es ist so leicht, auf ihre Kosten im Betrieb populär zu bleiben, ihr das Odium unangenehmer Entscheidungen zu überlassen, die Sie selbst zu verantworten haben. Übergehen Sie auch ihre verantwortlichen Mitarbeiter nicht bei den ihren Bereich betreffenden Entscheidungen. Lassen Sie ihnen im Sinne des Subsidiaritätsprinzips soviel Entscheidungsfreiheit wie möglich... Das ist nicht nur ein Gebot der Klugheit zur Zeit der knappen Kräfte, sondern in erster Linie der Menschlichkeit, der Achtung vor Freiheit und Persönlichkeit.

3. Es ist wichtig, daß die mittlere Schicht in einem menschlichen Kontakt bleiben kann mit den ihr Untergeordneten. Die Organisation des modernen Betriebs verlagert manche früheren Funktionen der Abteilungsleiter, Meister und Vorarbeiter auf unvermeidlich anonym arbeitende höhere Büros. Darunter kann das Verhältnis zu den Letzten im Betrieb leiden. Eine den Menschen gerecht werdende Organisation der menschlichen Beziehungen vermag... die Gefahr der Kontaktarmut im heutigen mehrteiligen Arbeitswesen menschlich zu überwinden. Eine besondere Bedeutung kommt der rechten Information zu. Der Mensch von heute ist durch Zeitung, Radio und Fernsehen daran gewöhnt, Übersicht zu haben... Er will auch und gerade dann, wenn er an seinem Arbeitsplatz nur einen kleinen Teil des Produktionsprozesses überschauen kann, wenigstens bewußtseinsmäßig Anteil haben am gesamten Betriebsgeschehen.

4. Alle Mitarbeiter können nur dann Menschen sein, wenn sie nicht ‚aufgehen' müssen im Betrieb..., so daß ihnen für die Pflege jenes Menschentums, das im Betrieb nicht auf seine Rechnung kommt, Kraft und Zeit bleibt.

...Diese Not wird nicht von allen empfunden. Aber echte Not, die nach der christlichen Hilfe ruft, ist auch dort gegeben, wo sie als solche nicht empfunden wird. Ja gerade das Sich-treiben-Lassen kann in besonderer Weise zur Not werden, der abzuhelfen christliche Pflicht des Unternehmers ist." Die Pflege der Menschlichkeit im Betrieb, so bemerkte der Bischof abschließend, könne heute nicht mehr in patriarchalischen oder gar gönnerhaft feudalen Formen ausgeübt werden. Der arbeitende Mensch habe ein feines Gefühl für echte Herzlichkeit und ein Anrecht darauf, daß sein Empfinden vor allem von den Vorgesetzten geachtet und geschont werde.

Das unterscheidend Christliche im Betrieb

„...Das entscheidend und unterscheidend Christliche im Betrieb aber fordert mehr als nur die Pflege der Menschlichkeit. In Christus, unserm Herrn, ist Gott Mensch geworden, um unsere Menschlichkeit teilnehmen zu lassen an seinem göttlichen Leben... Das bedeutet ... eine innere Umgestaltung unseres ganzen Menschen. Durch diese Umgestaltung will Christus die ganze Welt umgestalten und teilnehmen lassen an seinem göttlichen Leben. Also auch die Welt der Technik und die der Wirtschaft, die Welt des Betriebs!

Wie soll das im Betrieb selbst zum Zug kommen?

1. Für uns Christen geht unser menschliches Leben nicht auf in seinen innerweltlichen Zusammenhängen und Verwirklichungen. Wir müssen sie alle hinordnen auf das Jenseits... Die Welt ist nicht das Letzte. Es gibt einen echten eigenen Sinn aller innerweltlichen menschlichen Handlungen. Es gibt eine echte Eigengesetzlichkeit der innerweltlichen Kultursachbereiche, zu denen auch Technik und Wirtschaft gehören. Aber darin darf der Mensch nicht aufgehen. Und das heißt: Er darf nicht so leben, als ob es jenseits dieses Lebens nichts mehr geben würde. Daß wir für etwas Höheres bestimmt sind..., das müssen wir auch in der Art und Weise, wie wir wirtschaften, auch im Betrieb wirtschaften, sichtbar machen. Das heißt für den Unternehmer nicht, daß er im Betrieb, um mich so auszudrücken, die Kirchenfahnen aufhängt... Die Diskretion ist... glaubwürdiger. Ich bitte, mich hier aber nicht mißzuverstehen! Zu der unaufdringlichen Christlichkeit und Kirchlichkeit gehören in unserer pluralistischen Welt im rechten Augenblick auch das persönliche Bekenntnis und der persönliche Einsatz, und zwar auf alle Risiken hin. Der einfache Arbeiter sollte ebenso wie der Mitarbeiter in führender Stellung spüren, daß sein Chef ein Christ ist. Und daß er ein guter und menschlicher Chef ist, nicht ‚trotzdem' er ein Christ ist, sondern ‚weil' er ein Christ ist. Was Christsein heißt, haben breite Schichten heute keineswegs mehr klar. Es ist nicht in erster Linie — Pius XI. hat in einem seiner Sozialrundschreiben darauf hingewiesen — Aufgabe von uns Bischöfen und Priestern, den Arbeitern in ihrer Welt zu zeigen, was christlich ist, sondern die Pflicht des vorbildlichen Arbeiters. Der erste Arbeiter aber in seinem Betrieb ist der Chef. Die Arbeiter schauen auf ihn, und zwar auf sein Gesamtleben... So wie der Mangel an echter Christlichkeit bei den Arbeitern sich auch in den Betrieb hinein auswirkt, so auch beim Chef. Vorbildliche Christlichkeit eines Wirtschaftlers fordert aber, daß man so zu den wirtschaftlichen Werten steht, eingeschlossen die Werte des Gewinns, des Erfolgs und der Macht, daß die Unterordnung dieser Werte unter unser Heil im Gekreuzigten sichtbar bleibt. Auch das Verhältnis zum eigenen Wohlstand, die Freiheit gegenüber modischen Formen von Prestigebedürfnissen, gegenüber dem Bedürfnis nach hohler Repräsentanz ist in einer Welt, in der die Mehrzahl von Menschen noch hungert, ein echtes Kriterium für das Maß, in dem Christus im wohlhabenden Menschen Gestalt gewonnen hat. Er kann nicht oft genug zum Evangelium greifen, um immer wieder zu prüfen, ob er seinen Lebensstil vor dem Gericht Christi verantworten kann. Es geht um das vorbildliche Leben der Verantwortlichen...

2. Der christliche Unternehmer muß sich auch dafür einsetzen, daß jene Institutionen, die der Sicherung des eigentlich Menschlichen und Christlichen sowohl für den einzelnen wie für die Gesellschaft dienen, in Kraft bleiben. Ich denke an die Sonn- und Feiertage, zunächst mit der persönlichen Frage: Wie begeht der katholische Unternehmer seinen Sonntag? Ich frage noch einmal: ‚Ist der katholische Unternehmer vor dem Manager gefeit?' Was aber das politische Problem der Arbeit an den Sonn- und Feiertagen betrifft, so hat es zweifellos eine ökonomische, eine betriebstechnische, ja es hat viele Seiten, die von Gewicht sind und bedacht werden wollen. Die Kirche, die die Eigengesetzlichkeit alles Menschlichen ernst nimmt, nimmt auch diese Gesichtspunkte durchaus ernst... Aber es geht hier nicht um die Frage, wie weit das Kirchengebot den einzelnen verpflichtet. Es geht vor allem um die Bereitschaft, sich den Sonntag ökonomisch etwas kosten zu lassen. Es geht darum, auch durch ein ökonomisches Opfer sich zu den eigentlich menschlichen und christlich über-

natürlichen Werten zu bekennen... Die Bedeutung des Sonntags für den religiösen, familiären und kulturellen Bereich ist durch nichts zu ersetzen...

3. Der Zusammenschluß im Bund katholischer Unternehmer bringt die Bereitwilligkeit zum Ausdruck, sich in innerkirchlicher Solidarität um die Verwirklichung der Soziallehre unserer Kirche bis in die Welt des Betriebes hinein zu bemühen. Diese Soziallehre enthält freilich keine unmittelbaren Rezepte für die Anwendung in Raum und Zeit. Sie läßt viele Fragen offen, über die man als Christ verschiedener Ansicht sein kann, Fragen, bei deren Lösung auch die Interessen der verschiedenen sozialen Gruppen berechtigte Ansprüche haben. Aber gerade dann besteht oft eine Gefahr für die Verwirklichung dieser Grundsätze. Man kann sich in bezug auf ihre konkrete Anwendung in der Wirtschafts- und Sozialgesetzgebung, der Tarifordnung, der innerbetrieblichen Arbeitsordnung auch unter Christen so uneins sein, daß dann die Nichtchristen das Gesetz des Handelns bestimmen.

Es gibt nicht nur den Unterschied zwischen verpflichtenden Lehren des Christentums und Anwendungen, die dem freien Ermessen überantwortet bleiben. Es gibt auch die Notwendigkeit, sich in diesen Ermessensfragen unter christlichen Unternehmern und Unternehmergruppen und mit den Arbeitnehmergruppen so zu einigen, daß eine christlich verantwortbare Lösung möglich ist... In dieser Solidarität der Christen über die Grenzen der eigenen Organisation hinaus liegt ein christliches Zeugnis... Die Zusammenarbeit der katholischen Organisationen in Deutschland und die Zusammenarbeit mit den evangelischen Christen in der gemeinsamen Sozialarbeit im Bergbau geben mir großes Vertrauen, daß der hier beschrittene Weg uns weiter hilft, christlichen Geist in die Welt der Betriebe hineinzutragen."

Fragen des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens

Die Vereinten Nationen und die Verbrechensbekämpfung

Zum Londoner Kongreß der Jugendkriminologen

Wenn von den Vereinten Nationen die Rede ist, denkt man im allgemeinen nur an die politische Arbeit, wie sie im Sicherheitsrat und in der Vollversammlung getan wird und von dort an die Öffentlichkeit gelangt. Das Generalsekretariat der Vereinten Nationen arbeitet aber daneben in der Stille auf vielen Gebieten, u. a. dem der Sozialarbeit im weitesten Sinn und damit auch auf dem Gebiet der Verbrechensbekämpfung und -vorbeugung.

Schon in den ersten Jahren ihres Bestehens schalteten sich die Vereinten Nationen aktiv in die vielfältigen Versuche anderer Organisationen ein, auf nationaler und internationaler Ebene zur erfolgreichen Bekämpfung des Verbrechens und zur Resozialisierung des Rechtsbrechers beizutragen. Die Bemühungen des Generalsekretariats hatten einen ersten wichtigen Erfolg, als am 1. 12. 50 die Generalversammlung beschloß, alle fünf Jahre einen internationalen Kongreß mit dem Thema der „Verbrechensverhütung und der Behandlung Straffälliger" einzuberufen, also Fragen des Strafrechtes, der Kriminologie und des Strafvollzuges zu besprechen.

Zur Vorbereitung des ersten Kongresses, der vom 22. 8. bis 3. 9. 1955 in Genf stattfand, wurden regionale Tagungen 1952 in Genf, 1953 in Kairo und Rio de Janeiro und 1954 in Rangoon mit dem Thema Jugendkriminalität abgehalten.

In den Jahren nach 1955 wurden die in Genf erörterten Fragen auf weiteren regionalen Konferenzen vertieft, und neue Probleme wurden behandelt. Die sogenannte „europäische Konsultativgruppe" führte teilweise in Verbindung mit dem Europarat eine Reihe von Tagungen durch und behandelte z. B. 1957 in Straßburg die Fragen der Behandlung geistig abnormer und jugendlicher Straftäter. 1958 befaßte sich die „europäische Konsultativgruppe" wiederum mit der Behandlung bestimmter Gruppen von Rechtsbrechern, so mit den Jungerwachsenen und mit den Tätern, gegen die besondere Sicherungsmaßnahmen erforderlich sind. 1959 wurde in Straßburg das Problem der kurzen Freiheitsstrafen behandelt.

Die laufende Zusammenarbeit zwischen den Vereinten Nationen und den einzelnen Ländern — gleichgültig, ob diese Mitglieder sind oder nicht — vollzieht sich durch sogenannte nationale Korrespondenten, die teilweise den betreffenden Justizministerien angehören, teilweise auch Strafrechtslehrer oder Strafrechtspraktiker sind.

In den vergangenen Jahren hat die Sozialabteilung der Vereinten Nationen eine Reihe von Veröffentlichungen herausgegeben, die teils als Material für die beabsichtigten Kongresse gedacht waren, teils aber auch die Ergebnisse eigener kriminologischer Untersuchungen enthielten. Vor dem Genfer Kongreß wurden Überblicke über die Jugendgerichtsbarkeit und die Jugendkriminalität der wichtigsten Länder der Erde herausgegeben, die teilweise schon in revidierter zweiter Auflage vorliegen. Die wichtigsten kriminologischen Arbeiten der Vereinten Nationen befassen sich mit dem Rechtsinstitut der Strafaussetzung zur Bewährung (Probation und Parole).

Die halbjährlich erscheinende Zeitschrift der Sozialabteilung der Vereinten Nationen „International Review of Criminal Policy" enthält Aufsätze, Nachrichten und umfangreiche Übersichten über die Fachliteratur. Die Zeitschrift erscheint in Englisch, Französisch und Spanisch.

Das Generalsekretariat der UN arbeitet eng zusammen mit anderen internationalen Organisationen, wie der Weltgesundheitsorganisation, der UNESCO, der internationalen Jugendrichtervereinigung und dem „Bureau International Catholique de L'Enfance" in Paris.

Der Genfer Kongreß 1955 (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 60) behandelte Fragen des Strafvollzuges — es wurden Mindestgrundsätze für die Behandlung von Gefangenen ausgearbeitet — und als wichtigstes Thema Probleme der Jugendkriminalität. Auf dem zweiten Kongreß, der vom 8.—20. 8. 1960 in London stattfand, wurden die in Genf diskutierten Themen fortgeführt; das erste und umfangreichste Thema lautete: „Neue Formen der Jugendkriminalität, Ursprung, Vorbeugung und Bekämpfung." Der Generalbericht zu diesem Thema wurde von Amtsgerichtsrat Wolf Middendorff, Freiburg i. Br., angefertigt; als Grundlage dienten Länderberichte aus

allen Teilen der Erde, mit Ausnahme der Länder des Ostblocks, die allerdings dann auf dem Kongreß selbst fast vollzählig vertreten waren und von denen Polen eine wesentliche Rolle spielte.
Die hauptsächlichsten Ergebnisse des Generalberichtes sind folgende:

Statistik der Jugendkriminalität

Kriminalstatistiken sind wie sonstige Statistiken von manchmal nur geringem Wert. Statistiken über die Jugendkriminalität enthalten noch größere Fehlerquellen als die Statistiken der allgemeinen Kriminalität. Internationale statistische Vergleiche der Jugendkriminalität scheitern an der Verschiedenheit der Altersgrenzen, der Definitionen des Begriffes „Jugendkriminalität" und an den Verschiedenheiten des Prozeßverfahrens der Gerichte.
Ein weiterer wesentlicher Punkt, der alle Statistiken fragwürdig macht, ist die Dunkelziffer. Eine neue amerikanische Untersuchung hat im Wege der Fragebogenforschung versucht, festzustellen, welche und wie viele Delikte Jugendliche begangen haben, die niemals deswegen verurteilt wurden, weil man die Straftaten nicht entdeckte. Man hat zu diesem Zweck in einer Reihe von Schulen Fragebogen ausgegeben und die Ergebnisse mit den Antworten von Zöglingen aus Fürsorgeerziehungsanstalten verglichen, die dieselben Fragebogen ausgefüllt hatten. Viele dieser Antworten sind für unsere deutschen Verhältnisse infolge der anderen gesetzlichen Regelung nicht brauchbar; interessant ist aber z. B., daß 81,1 % der Schüler einer Schule und 75,3 % der Schüler einer anderen Schule zugaben, ohne Führerschein einen Pkw gefahren zu haben. 62,2 % bzw. 49,0 % gaben dieses Vergehen mehrfach zu. Für die Zöglinge der FE-Anstalten waren die Prozentzahlen für einfache Begehung 91,1 % und für mehrfache Begehung 73,4 %. Die Verfasser dieser Untersuchung schließen aus allen ihren ermittelten Zahlen, daß die Delinquenz unter der jugendlichen Bevölkerung allgemein weit verbreitet ist und daß diese Delinquenz ähnlich der der Jugendlichen ist, die sich in Anstaltserziehung befinden. Ein Bruchteil aller straffälligen Jugendlichen wird also nur von Polizei und Gerichten erfaßt, und allein die Tatsache, daß sich jedes kriminologische Forschungsvorhaben nur auf die geringe Zahl bekannt gewordener Täter konzentrieren kann, bringt eine große Unbekannte in alle Ergebnisse und läßt an ihrem Werte zweifeln.

Länder mit zunehmender Jugendkriminalität

In den meisten Ländern der Erde zeigt die Kurve der Jugendkriminalität eine steigende Tendenz. Einige Beispiele für diese Tendenz seien herausgegriffen, wobei auch Material mitverwertet wurde, das der Europarat durch eine Umfrage ermittelte. Von deutscher Seite wurde diese Anfrage von Prof. Sieverts, Hamburg, eingehend beantwortet. Für die Bundesrepublik Deutschland wurden die folgenden Zahlen verurteilter Täter bekannt.

Jahr	*Jugendliche* (14 — unter 18 Jahre)	KZ	*Heranwachsende* (18 — unter 21 Jahre)	KZ	*Jungerwachs.* (21 — unter 25 Jahre)	KZ
	(KZ = auf 100 000 der Bevölkerungsgruppe)					
1954	29 219	842	58 854	2623	81 214	2886
1955	33 882	940	64 665	2635	83 034	3033
1956	37 183	1015	68 978	2713	88 604	3147
1957	42 434	1229	75 390	2911	94 464	3202

Die polizeiliche Kriminalstatistik des Bundeskriminalamtes Wiesbaden für 1959 enthält die folgenden Zahlen bekannt gewordener Straftaten.

Jahr	*Kinder* (unter 14)	*Jugendliche* (14 — unter 18)	*Heranwachsende* (18 — unter 21)
1954	32 830	76 070	88 705
1955	36 054	85 083	99 659
1956	36 000	95 722	110 028
1957	39 069	107 472	120 436
1958	35 107	100 228	129 853
1959	41 241	105 364	157 928

Frankreich und England haben zwar auch ein Ansteigen der Jugendkriminalität zu verzeichnen, die Kurve verläuft allerdings weniger steil. In Frankreich wurden 1954 13 504 Jugendliche unter 18 Jahren verurteilt, 1955 13 975, 1956 14 778, 1957 16 366 und 1958 18 900.
Die englische Kriminalstatistik von 1959 enthält die folgenden Zahlen von männlichen Jugendlichen, die schwerer Delikte (indictable offences) schuldig befunden wurden:

	1957	1958	1959
14 — unter 17 Jahre	23 697	21 628	23 059
17 — unter 21 Jahre	18 149	21 322	22 342

In Österreich wurden 1955 7841 Jugendliche zwischen 14 und 18 Jahren verurteilt, 1956 9836 und 1957 11 768.
In Norwegen und in Schweden stieg die Jugendkriminalität besonders stark an. Auf der Tagung der norwegischen Kriminalisten im November 1958 wurde mitgeteilt, daß sich in der Gruppe der 14- bis 17jährigen die Zahl der Rechtsbrecher in den letzten drei Jahren verdoppelt habe. Man sprach von einer „fast explosiven Entwicklung" in den Jahren nach 1954. Auch die Zahlen der 18- bis 20jährigen sind in jedem Jahre angestiegen.
In den USA berichtete der zur Erforschung der Jugenddelinquenz eingesetzte Unterausschuß des Senats, daß sich der Anstieg der Zahlen der Jugendlichen, die vor den Jugendgerichten erscheinen mußten, nunmehr seit zehn Jahren ununterbrochen fortgesetzt habe. Zwischen 1948 und 1958 stiegen die Zahlen um 175 %, die jugendliche Bevölkerungsgruppe der entsprechenden Altersklasse vermehrte sich in diesen Jahren nur um 35 %. 1958 mußten rund 700 000 Jugendliche vor den Jugendgerichten erscheinen, hiervon waren rund 23 000 Fälle von Verkehrsdelikten. Es ist bei diesen Zahlen zu berücksichtigen, daß der amerikanische Begriff der „delinquency" weit umfassender ist als derjenige der Jugendkriminalität, wie er in europäischen Ländern verstanden wird; er umfaßt auch Verwahrlosungserscheinungen und bestimmte Verhaltensweisen, wie beispielsweise „Unregierbarkeit".
In Japan kamen 1954 94 342 Jugendliche von 14 bis unter 20 Jahren mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt, 1955 waren es 96 956, 1956 100 758, 1957 114 302, 1958 124 379 und 1959 139 618.

Länder mit nicht zunehmender Jugendkriminalität

Belgien berichtete an den Europarat, daß 1954 2379 Jugendliche abgeurteilt wurden, 1955 waren es 2060, 1956 2510 und 1957 2119. Es wird die Vermutung ausgesprochen, daß indessen die Zahlen für 1958 wieder angestiegen sind.
Aus Dänemark wird eine ähnliche Entwicklung gemeldet, die dänischen Zahlen reichen allerdings nur bis 1955, so

daß nicht ganz sicher ist, ob nicht auch Dänemark in den letzten Jahren die Aufwärtsentwicklung anderer europäischer Länder mitgemacht hat.
In Italien sind die Gesamtzahlen der verurteilten Jugendlichen zwar angestiegen, im Verhältnis zur Zunahme der jugendlichen Bevölkerung aber ist die Kriminalität zurückgegangen. Auch hat nach dem Bericht des italienischen Justizministeriums die Zahl der schweren Delikte abgenommen. Genauere Statistiken fehlen jedoch. Es ist außerdem zu beachten, daß Gesamtstatistiken die großen Unterschiede zwischen Nord- und Süditalien nicht berücksichtigen.
Über die Jugendkriminalität der Länder des Ostblocks ist bisher wenig bekannt geworden. Soviel scheint sicher zu sein, daß in der deutschen Ostzone die Jugendkriminalität stark angestiegen ist. Die Zahl der verurteilten Angeklagten im Alter von 14 bis 25 Jahren stieg in der Zeit von 1951 bis 1957 von 4346 auf 8532.
Aus Polen liegen folgende ältere Zahlen vor:

Der Anteil der in den Jahren 1951—1954 verurteilten Minderjährigen im Alter zwischen 10 und 16 Jahren

	Absolute Zahlen	%	Der Anteil der Verurteilten auf 1000 Altersgenossen
1951	14346	100	4,6
1952	16513	115,1	5,4
1953	19954	139,1	6,7
1954	17694	123,1	6,1

Auf dem Londoner Kongreß wurden keine weiteren Zahlen von Vertretern des Ostblocks bekanntgegeben; aus der Anteilnahme an den Diskussionen war jedoch zu entnehmen, daß man auch in diesen Ländern Probleme der Jugendkriminalität zu bewältigen hat, möglicherweise jedoch in geringerem Umfange als im Westen.
Das allgemeine Ansteigen der Jugendkriminalität ist ein ernster Faktor im sozialen Leben vieler Länder; noch wichtiger und ernster ist die oft nachgewiesene kriminologische Tatsache, daß eine enge Verbindung zwischen Jugendkriminalität und späterem Gewohnheits- und Rückfallsverbrechertum besteht. Fast alle Berufsverbrecher haben schon sehr früh ihre antisoziale Tätigkeit begonnen.

Neue Formen der Jugendkriminalität

Zunächst ist zu klären, was in diesem Zusammenhang das Wort „neu" bedeutet. Man kann unter diesem Begriff neue, bisher nicht bekannte Delikte verstehen, aber ebenso kann man unter diesem Thema eine neue Entwicklung bisher bekannter Delikte beschreiben, wie z. B. eine besonders schwere Form von Delikten oder aber ein besonderes und auffallendes Ansteigen. Soweit bekannt wurde, sind wirklich neue Delikte in den letzten Jahren nicht in Erscheinung getreten, wohl aber ist von Veränderungen der zweiten Form zu berichten.

Die Vermögensdelikte

Die Vermögensdelikte Jugendlicher stehen allgemein in allen Ländern an erster Stelle, in der Bundesrepublik Deutschland sind sie in den letzten Jahren stark angestiegen. Dies gilt besonders für den Diebstahl. Diese Zunahme der Diebstahlskriminalität widerspricht der oft vertretenen kriminologischen These, wonach eine Besserung des Lebensstandards unbedingt mit einer Abnahme der Vermögensdelikte verbunden sei. Eine Erklärung für diese Entwicklung findet sich vielleicht darin, daß gerade die mit der Entwicklung des Wohlstandes verbundene Motorisierung ein bestimmtes Vermögensdelikt begünstigt, nämlich den Diebstahl von Kraftfahrzeugen. Hierbei muß allerdings noch eine Unterscheidung gemacht werden zwischen den sogenannten „Entleihungen", d. h. der Wegnahme von Wagen zu Vergnügungsfahrten, nach denen man den Wagen dann einfach irgendwo stehen läßt, und zwischen den echten Diebstählen. In der BRD stieg der Anteil der Täter unter 21 Jahren an der Gesamtzahl aller Kraftfahrzeugdiebstähle in den letzten Jahren beständig an. Er betrug 1954 46,2 %, 1955 48,5 %, 1956 54,5 %, 1957 59,94 %, 1958 61,82 % und 1959 63,26 %. In der kürzlich erschienenen Dissertation von Jansen, „Der Autodiebstahl", die sich auf den Amtsgerichtsbezirk Duisburg und die Jahre 1954 bis 1956 bezieht, heißt es: „Der Autodiebstahl ist ein typisches Delikt des jungen Menschen ... Das Alter unter 21 Jahren stellte einen Anteil von 81 % der Täter. Es überwiegt hierbei die Altersgruppe von 18 bis 21 Jahren."
Die Entwendung von Kraftfahrzeugen ist heute oft eine Vorstufe zur Begehung anderer Delikte, z. B. von Verkehrsdelikten, und steht oft in Verbindung mit anderen Vermögensdelikten, beziehungsweise ermöglicht und erleichtert diese.

Die Verkehrsdelikte

In einigen Ländern sind die Verkehrsdelikte Jugendlicher stärker als alle anderen Straftaten angestiegen. In diesen Delikten spiegelt sich am besten die Entwicklung der westlichen Zivilisation. Der englische Philosoph Aldous Huxley erklärte einmal: „Der moderne Mensch hat nur ein einziges wirklich neues Laster erfunden: die Geschwindigkeit." Es gibt bisher über die Verkehrsdelikte nur sehr wenig Statistiken. Bei Jugendlichen sind auch Verkehrsdelikte zuweilen nur ein Symptom tiefersitzender Verwahrlosung und Ausdruck schädlicher Neigungen, die sich später dann in anderen Straftaten ausdrücken. Es ist deshalb oft sehr wichtig, sich jugendliche und heranwachsende Verkehrsdelinquenten genau anzusehen, um sie gleich richtig behandeln und späteren Straftaten vorbeugen zu können.

Die Gewaltdelikte

Das wichtigste „neue" Kennzeichen der modernen Jugendkriminalität ist das der gewaltsamen Begehung der Straftat. Diese Gewaltdelikte können schwerste Bluttaten, also Mord und Totschlag sein, sie können in Sittlichkeitsdelikten bestehen, wie der gemeinschaftlich begangenen Notzucht, sie können sich aber auch gegen Sachen richten. In den USA nennt man dies Phänomen der sinnlosen Zerstörungswut „vandalism".
Zwischen 1946 und 1958 stieg in England die Zahl der 17- bis 21jährigen Gewalttäter um das Siebenfache. Der größte Teil ihrer Delikte wurde jedoch im Zusammenhang mit Familienstreitigkeiten begangen. Im deutschen Bericht an den Europarat heißt es: „Bei der Kriminalitätsentwicklung der Minderjährigen in den letzten Jahren fällt besonders auf, daß die Verurteilungen wegen solcher Straftaten zugenommen haben, die das Moment der gewaltsamen Begehung zeigen." Eine jüdische Weltorganisation hat die sogenannten Hakenkreuzschmierereien untersucht; in London wurde berichtet, daß man ungefähr

2000 Täter in 42 Ländern und in 350 Orten ermittelte. Die Täter waren in ihrer überwältigenden Mehrheit Jugendliche, in vielen Fällen wurden die Schmierereien in Dörfern oder Städten begangen, wo nie ein Jude gewohnt hatte.

Die Gruppenkriminalität

Die meisten Gewaltdelikte werden von Jugendlichen in Gruppen begangen. Verschiedene Typen von Gruppen lassen sich unterscheiden: zuweilen handeln Jugendliche und Heranwachsende in der Form loser Straßengruppen, oft werden sie auch in festgefügten Banden straffällig. Zwischen beiden Formen sind Mischformen und Übergänge möglich.

Über die Zahlen und die Tätigkeit jugendlicher Banden gibt es bisher wenig statistisches Material. In New York schätzt man, daß es dort 150 Banden gibt, die regelmäßig Kämpfe mit rivalisierenden Banden austragen, wobei es meist Verletzte und unter Umständen auch Tote gibt. Für Frankreich liegt eine Untersuchung aus dem Justizministerium vor. Danach hat sich die Zahl der Jugendlichen, die ihre Delikte in der Gruppe begehen, von 852 im Jahre 1950 auf 1904 im Jahre 1958 (124 %) erhöht. Diese Zahlen gelten für Städte von mehr als 100 000 Einwohnern. Für Städte von weniger als 50 000 Einwohnern wurde nur eine Erhöhung der entsprechenden Zahlen um 28 % festgestellt. Von den Bandenmitgliedern waren 60 % unter 16 Jahren und 40 % zwischen 16 und 18 Jahren. 77,25 % der Banden waren reine Jugendbanden, der Rest arbeitete mit Erwachsenen zusammen. 80,5 % der Banden waren reine Jungenbanden. Zusammenfassend werden als Kriterien häufiger Bandendelikte (also des Rückfalls) die hierarchische Struktur der Bande, das fortgeschrittene Alter der Mitglieder und die Teilnahme von Erwachsenen und Mädchen festgestellt.

Von den im Londoner Polizeidistrikt verhafteten Minderjährigen unter 21 Jahren hatten 1958 65,9 % ihre Straftaten zusammen mit anderen begangen, aber weniger als 12 % von ihnen in Gruppen von mehr als drei. In Japan wurden vom Justizministerium 6000 Fälle jugendlicher Verbrechen untersucht. 43 % dieser Straftaten waren von zwei oder mehr Tätern begangen worden. 56 % der von den 14jährigen begangenen Verbrechen wurden zu mehreren begangen, dagegen waren es bei den 19jährigen nur 33 %. 7,1 % aller straffälligen Jugendlichen gehörten entweder dauernd oder vorübergehend zu organisierten Gruppen. Die jüngeren Altersstufen begingen vorwiegend Ladendiebstähle, die älteren vorwiegend Sittlichkeitsdelikte.

In Polen begingen 1958 60 % der Jugendlichen ihre Straftaten zusammen mit anderen, und zwar 22,6 % zu zweit, 16,6 % zu dritt, 9,1 % zu viert, 7,2 % zu fünft und sechst und 4,2 % zu sieben und mehr.

Die kriminelle Tätigkeit jugendlicher Banden erstreckt sich in der Bundesrepublik mehr auf Vermögensdelikte — Diebstahl, Einbruch und Raub —, während in den USA die Delikte gegen die Person, insbesondere die „kriegerischen" Auseinandersetzungen zwischen rivalisierenden Gruppen, stärker hervortreten (was möglicherweise durch die Rivalität nichtintegrierter Nationalitätengruppen mitbedingt ist). In vielen Ländern richtet sich das verstärkte Interesse jugendlicher Banden auf Kraftfahrzeuge, Parkuhren und Automaten. Es gibt auch Banden mit wechselnder Deliktsrichtung; gemeinsam begangene Notzucht ist, wie schon erwähnt, nicht selten.

Die Ursachen der Jugendkriminalität

Da die oben geschilderten Formen der Jugendkriminalität keine wirklich neuen Arten von Delikten darstellen, wurden bisher auch keine neuen Ursachentheorien entwickelt, sondern man versuchte mit Hilfe der „klassischen Ursachenforschung" auch die heutigen Erscheinungen der Jugendkriminalität zu erklären. Die kriminologische Ursachenforschung hat ihre Schwerpunkte im Laufe der Jahrzehnte mehrfach gewechselt. Während man zunächst die biologische Komponente einseitig in den Vordergrund rückte, folgte anschließend ebenso einseitig die soziologische Verbrechensauffassung, und schließlich stützte man sich fast ausschließlich, besonders in den USA, auf die Individualpsychologie, im wesentlichen die Tiefenpsychologie Freudscher Richtung, um durch sie das Verbrechen zu erklären. Heute ist man von der monokausalen Betrachtungsweise abgekommen und vertritt die Vereinigungstheorie, d. h., man erkennt das Verbrechen als Vorgang, bei dessen Zustandekommen Erbanlage, Umwelt- und Persönlichkeitsstruktur des Individuums zusammenwirken. Ferner lehnen wir heute die Auffassung ab, daß man mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit überhaupt eine Ursache (causa) nachweisen kann, und glauben vielmehr, daß es sich oft nur um ein mehr zufälliges Zusammentreffen zweier oder mehrerer Tatsachen handelt (z. B. von schlechten Familienverhältnissen und Verbrechen), die der Beobachter dann zu einer notwendigen Aufeinanderfolge im Sinne des Kausalgesetzes miteinander verknüpft, während in Wahrheit vielleicht ein ganz anderer unbekannter Umstand entscheidend (kausal) zur Straffälligkeit beigetragen hat. Die kritische Einstellung der modernen Kriminologie zeigt sich auch darin, daß eine Reihe von Kriminologen und Soziologen damit beschäftigt sind, nachzuweisen, wie viele der bisher gültigen Anschauungen auf dem Gebiet der Ursachenlehre falsch sind und daß wir eigentlich heute über die Entstehung von Verbrechen und Verwahrlosung wenig oder gar nichts wissen. So schrieb die englische Richterin und Kriminologin Barbara Wootton in ihrem 1959 erschienenen Buch „Social Science and Social Pathology": „Bis heute ist es das wichtigste Ergebnis der Sozialforschung gewesen, die Glaubwürdigkeit aller umlaufenden ‚Mythen' zu erschüttern. Ein sicherer Beweis dafür, daß Areligiosität oder mangelndes Interesse an Jugendorganisationen oder das Leben in einer schwierigen Familie oder die Berufsarbeit der Mutter die verderblichen Einflüsse haben, die man ihnen nachsagt . . ., fehlt augenscheinlich; und jeder Beweis, der zu finden ist, fällt bei näherem Hinsehen in sich zusammen."

Wenn auch viele Kriminologen und Soziologen es als selbstverständlich anerkennen, daß Familie und Erziehung den größten Einfluß auf das Werden des jungen Menschen ausüben, so ist doch bis heute nicht sicher geklärt, inwieweit die Schwierigkeiten innerhalb einer Familie einen ungünstigen Einfluß im Sinne einer causa auszuüben vermögen und zur Kriminalität und Verwahrlosung beitragen. Baumgarten wies vor Jahren darauf hin, daß in Arbeiten über die Jugendkriminalität immer nur die Prozentzahlen der unvollständigen Familien der kriminellen Jugendlichen zitiert werden, während jeder Vergleich mit nichtkriminellen Jugendlichen fehlt, da man überhaupt nicht weiß, wie viele dieser Jugendlichen ebenfalls in unvollständigen Familien leben und dennoch nicht straffällig werden. Neueste amerikanische und englische Untersuchungen der Familien krimineller Jugendlicher, die

gleichzeitig in Slums leben, haben anderseits ergeben, daß die Einflüsse der weiteren Umwelt, also des Stadtviertels, in dem der Jugendliche lebt, an Stärke keineswegs zu vergleichen sind mit den Einflüssen, die innerhalb der Familie auf den Jugendlichen einwirken, daß also die Erziehung und die elterliche „enge Überwachung" auf jeden Fall wichtiger sind als die in den USA so oft hervorgehobenen Einflüsse der sogenannten „delinquency area". Einige englische Untersuchungen brachten das für Soziologen überraschende Ergebnis, daß sich in neuerbauten Häuserblocks mehr Straffälligkeit Jugendlicher zeigte, als es in Slumvierteln der Fall war. Man erklärt diese Erscheinung damit, daß die in die neuen Häuserblocks einziehenden Familien eine längere Zeit brauchten, um zur Ruhe zu kommen und Freundschaften und Bekanntschaften zu schließen, und daß sich erst langsam eine Gemeinschaft bilde, die auch die Kinder anderer Familien mit einschließe und damit in gewissem Sinne mit erziehe und mit überwache.

In London wurde betont, der Begriff „Armut" sei ein sehr relativer Begriff, weil Armut in unterentwickelten Gebieten etwas ganz anderes bedeute als etwa in westlichen Ländern. Man könne deshalb diesen Begriff nicht als Ursache der Kriminalität ansehen, weil sich für übernationale Vergleiche kein gemeinsamer Nenner finden läßt. Daß die materielle Situation der Familie wenig Einfluß auf die Straffälligkeit hat, zeigt sich auch darin, daß immer häufiger straffällige Jugendliche und Heranwachsende gerade aus den „besseren" Familien stammen. In Frankreich erschien vor einiger Zeit das Buch von Joubrel zu diesem Thema: „Mauvais Garçons de Bonnes Familles".

Wenn somit die rein materialistische Auffassung, wonach sich ein Verbrechen allein aus Not erklärt, heute überholt ist, so spielt doch die Auffassung eine große Rolle, daß die Entwicklung vieler bisher als rückständig angesehener Länder zum modernen Industriestaat eine Quelle von Gefahren darstelle und damit auch die Kriminalität beeinflusse. Im Bericht der „Union Catholique Internationale de Service Social", der für den Londoner Kongreß angefertigt wurde, heißt es, die materielle Verbesserung des Lebensstandards der Bevölkerung unterentwickelter Gebiete entspreche nicht immer auch dem geistigen oder kulturellen Fortschritt. Die Schnelligkeit des sozialen Wandels habe schwerwiegende Auswirkungen, und die Emanzipation führe zu einer neuen Lebensauffassung, die begleitet sei von einer schroffen Abwendung von den bisherigen sozialen Gewohnheiten.

Eine besondere Arbeitsgruppe in London studierte diese sozialen Wandlungen, um Mittel zu finden, die den aus diesen sozialen Wandlungen entstehenden Kriminalitätsformen begegnen können. Als Beispiel wurde in London auf eine Untersuchung in der Südafrikanischen Union hingewiesen, die eine Gruppe von 500 Bantu-Jugendlichen umfaßt, die zwischen 1937 und 1950 in eine Fürsorgeerziehungsanstalt eingewiesen wurden. Die meisten der Jugendlichen kamen aus zerstörten Familien. Die Intensität ihrer Kriminalität entsprach genau dem Grade ihrer Verstädterung. Eine Untersuchung über die Kriminalität in Vietnam erbrachte ähnliche Ergebnisse. Der Süden Vietnams ist westlichen Ideen aufgeschlossener, zugleich ist hier der Familienzusammenhalt lockerer als in Zentralvietnam, wo noch alte Traditionen lebendig sind.

Das erregendste Beispiel dynamischen Wechsels und des Zusammenpralls heterogener Kulturen bietet die neueste Geschichte des Staates Israel. Von 1948 bis 1959 hat sich die Bevölkerung Israels verdreifacht. Die Einwanderer stammen aus rund 70 verschiedenen Ländern, 54,6 % von ihnen aus Ländern des Mittleren Ostens, d. h., diese Einwanderer kommen aus wirtschaftlich unterentwickelten und feudalen Agrarstaaten ohne Übergang in eine dynamische Gesellschaft westlicher Prägung, die zudem in rascher Industrialisierung begriffen ist. Dieser Zusammenprall der so verschiedenen Systeme führte zu Verwirrung und Spannungen in den einzelnen Familien, zu wirtschaftlicher Unsicherheit und Integrierungsschwierigkeiten, und all diese Umstände ergaben eine ansteigende Jugendkriminalität.

Die in diesen Fällen deutlich zutage tretende Theorie vom Kulturkonflikt wurde vor mehr als zwanzig Jahren von dem amerikanischen Kriminologen und Soziologen Prof. Sellin entwickelt. Sie besagt, daß sich zwischen den allgemein im Bereich des strafrechtlichen Systems geltenden Normen und den Normen kleinerer Gruppen innerhalb dieses Bereiches Spannungen ergeben können. Der einzelne Mensch sieht sich im Widerstreit zwischen verschiedenen Pflichten und weiß schließlich aus diesem Konflikt keinen anderen Ausweg, als straffällig zu werden. In einer 1960 veröffentlichten Untersuchung zeigte Sellin, daß sich auch innerhalb einer an sich so geschlossenen Gesellschaft wie der englischen Kulturkonflikte entwickeln können. An Hand von Beispielen aus London und Liverpool beweist Sellin, daß „unmoralisches Verhalten nicht nur von einem Kulturkreis zum anderen variiert, sondern daß es selbst innerhalb eines Staates oder einer Nation keine einheitlichen Moralvorstellungen gibt" (Revue de droit pénal et de criminologie, 1960, 832).

Bekämpfungs- und Vorbeugungsmaßnahmen

Im Mittelpunkt aller Diskussionen und Reformvorschläge, im Schrifttum und auf Kongressen steht das Jugendgericht oder, allgemeiner ausgedrückt, die Institution, die straffällige Jugendliche aburteilt; in Skandinavien sind es z. B. die sogenannten Jugendwohlfahrtskommissionen. Auf dem Ersten Kongreß der Vereinten Nationen 1955 in Genf traten Vertreter der Reformbewegung der Défense sociale für eine Erweiterung des Begriffes „juvenile delinquency" ein, mit dem Ziel, jede Straftat nur als ein Symptom mangelnder Anpassung an die Gesellschaft (maladjustment) anzusehen und nur noch Erziehungs- oder Heilmaßnahmen unterschiedslos gegen jede mögliche Art von „maladjustment" anzuwenden. Die Jugendgerichte würden damit reine Wohlfahrtsbehörden werden, keine individuelle Schuld oder Verantwortung mehr feststellen und keine Strafen mehr verhängen. 1960 war in London genau die entgegengesetzte Entwicklung festzustellen. Am Justizcharakter der Jugendgerichte wurde nicht gerüttelt, und man forderte eine klare, einschränkende Definition des Begriffes „juvenile delinquency", der nur noch Straftaten umfassen soll, für die auch Erwachsene bestraft werden, und nicht irgendwelche andere Verhaltensnormen, wie beispielsweise „Unregierbarkeit" oder „unordentliches Benehmen". Den stärksten Angriff gegen den „Wohlfahrtstrend" und die ihm zugrundeliegenden psychologischen und tiefenpsychologischen Richtungen trug der Leiter der Sozialabteilung der Vereinten Nationen, Prof. López-Rey, in einem zum Zeitpunkt des Londoner Kongresses veröffentlichten Aufsatz vor. Er bezeichnete die Begriffe „maladjustment" und „maturity"

(Reife) geradezu als ungeeignet für die Zwecke des Jugendgerichtes.
In Übereinstimmung mit vielen Äußerungen im Fachschrifttum der letzten Jahre wurde auch in London die Nützlichkeit von Strafen, anderen Formen des Freiheitsentzuges sowie Maßnahmen der Sozialarbeit stark angezweifelt. Wenn Prof. Mergen auf der Arbeitstagung des Bundeskriminalamtes 1960 auf empirische Forschungen hinwies, nach denen die Härte oder Milde der Strafen allgemein wenig Einfluß auf das Ausmaß der Kriminalität hätten, so gilt dies auch für die Strafen und Maßnahmen der Jugendgerichte. Prof. Grünhut stellte 1959 fest, die Hauptschwierigkeit in Strafrecht und Kriminologie liege darin, daß man keine beweiskräftigen Unterlagen über den Erfolg oder Mißerfolg bestimmter Behandlungsmethoden habe. Der schon erwähnte Bericht des Europarates zitiert im gleichen Sinne Barbara Wootton: „Bis heute sind viel zu viel wichtige soziale Entscheidungen gefällt worden, bei denen man weder zurück noch vorwärts blickte. Jeden Tag sind Richter gezwungen, Urteile zu erlassen, und sie wissen dabei nicht, ob ähnliche Entscheidungen in der Vergangenheit gute oder schlechte Folgen gehabt haben: in mehr als einer Beziehung ist die Justiz blind gewesen."
In Deutschland haben wir seit 1940 den Jugendarrest, der in früheren Jahren in 60 bis 80 % aller Fälle, die vor das Jugendgericht kamen, angeordnet wurde. Heute ist dieser Prozentsatz auf etwa 50 % zurückgegangen. Bis zur Gegenwart sind die Meinungen der Fachleute über den Wert des Jugendarrestes geteilt. Prof. Peters schrieb 1948, der Jugendarrest habe sich trotz Versagens in Einzelfällen im ganzen als eine zweckmäßige und segensreiche Maßnahme erwiesen. Leider haben wir bisher nur außerordentlich wenig empirische Untersuchungen, die sich mit dem weiteren Schicksal derjenigen Jugendlichen befassen, die durch die Jugendarrestanstalten gingen. Nach einer Berliner Untersuchung von Wehner waren von 205 Häftlingen der Jugendstrafanstalt etwa 25 % schon früher einmal zu Jugendarrest verurteilt worden. Wehner schließt daraus auf den allgemeinen Wert des Jugendarrestes.
In England hat man nach dem Erlaß des Criminal Justice Act nach 1948 damit begonnen, sogenannte „Detention Centres" einzurichten, die Jugendliche von 14 bis 21 Jahren für eine Zeit bis zu sechs Monaten aufnehmen und in denen ein außerordentlich scharfer Drill herrscht nach dem Motto „short sharp shock". Sofort nach der Gründung des ersten Detention Centre im Jahre 1952 setzte eine erbitterte Diskussion in England ein, und ein bekannter Jugendrichter nannte die Detention Centres ein Zeichen dafür, daß man die Nerven verloren habe. Ihre Arbeit wirke sich „destruktiv für die Werte der menschlichen Persönlichkeit" aus.
Die englische Regierung hat sich jedoch durch keine Kritik beirren lassen und setzt den Ausbau der Detention Centres systematisch fort. Nachdem die ersten Jugendlichen aus dem ersten Detention Centre entlassen waren, begann man sofort mit empirischen Untersuchungen über die Wirkung dieses, man kann sagen, Zuchtmittels. Das Ergebnis dieser Untersuchung läßt sich dahin zusammenfassen, daß diese Form der Behandlung nur für eine ganz bestimmte kleine Gruppe von jugendlichen Rechtsbrechern geeignet ist, daß also ein weiterer, stärkerer Ausbau des Systems nicht notwendig ist und leicht zu der Wiedereinführung der seit Jahrzehnten mit Erfolg bekämpften kurzfristigen Freiheitsstrafe führen kann.
Unter dem Eindruck der steigenden Jugendkriminalität hat man gelegentlich, besonders in England, die Wiedereinführung der Prügelstrafe als Mittel des Gerichtes empfohlen. Der Vorbericht des Generalsekretariats der UN für den Londoner Kongreß sagt zu diesem Thema: „Einer der Gründe, die für die Wiedereinführung der Prügelstrafe vorgebracht werden, ist der, in der Vergangenheit habe die Prügelstrafe eine abschreckende Wirkung gehabt. Beweise für diese Behauptung fehlen bisher. Diejenigen, die eine Rückkehr zu dieser Form der Strafe empfehlen, vergessen offensichtlich, daß man den heutigen Jugendlichen nicht mit der Jugend früherer Zeiten vergleichen kann, und dasselbe gilt auch für die Familie und die sonstige Umwelt des Jugendlichen. Was deshalb vielleicht früher angemessen und nützlich gewesen sein mag, läßt sich nicht ohne weiteres auf die heutigen Jugendlichen und ihre Lebensbedingungen anwenden. Es ist kein Zweifel, daß sich bezüglich der Anwendung der Prügelstrafe sehr große nationale Verschiedenheiten entwickelt haben, aber es herrscht auch kein Zweifel darüber, daß die Resozialisierung jugendlicher Rechtsbrecher und der Betrieb von Erziehungsanstalten Erfolge erzielen können, ohne ihre Zuflucht zur Prügelstrafe zu nehmen." Der Londoner Kongreß lehnte aus all diesen Gründen auch die Wiedereinführung der Prügelstrafe einmütig ab.
Die sogenannte kurzfristige Freiheitsstrafe — man versteht darunter meist eine Gefängnisstrafe bis zu drei Monaten — wurde in jahrzehntelangen Bemühungen der Kriminologen und Strafvollzugsfachleute allmählich zurückgedrängt. Heute wird sie infolge des schnellen Ansteigens der Verkehrsdelikte wieder häufiger verhängt. Da ihre Schäden offenbar sind, wurde in Deutschland vorgeschlagen, für Verkehrstäter einen Sonderstrafvollzug einzurichten.
In London beschäftigte sich eine besondere Arbeitsgruppe mit dem Problem der kurzfristigen Freiheitsstrafe und sagte in der Schlußresolution hierzu: „Der Kongreß erkennt an, daß in vielen Fällen die kurzfristige Freiheitsentziehung schädlich sein kann und daß sie den Gefangenen der Ansteckung aussetzt, daß sie keine Möglichkeit für eine konstruktive Erziehungsarbeit bietet ... Der Kongreß erkennt jedoch an, daß sich in einigen Fällen die kurzfristige Freiheitsstrafe nicht vermeiden lassen wird ..." Er empfiehlt, einen möglichst geringen Gebrauch von der kurzfristigen Freiheitsstrafe zu machen und sie möglichst durch andere Formen wie Geldstrafe und Bewährungshilfe zu ersetzen.
Unter amerikanischem Einfluß hat sich in vielen Ländern die unbestimmte Strafe ausgebreitet, bei der nur Mindest- und Höchstmaß festgesetzt werden und es dann der Führung und den Resozialisierungsfortschritten des Gefangenen selbst überlassen bleibt, wann er schließlich wieder in die Freiheit entlassen wird. Diesen Entlassungszeitpunkt setzen vielfach nicht mehr Gerichte, sondern Verwaltungsbehörden fest. Im Bericht des Generalsekretariats heißt es: „Eine andere, sehr oft diskutierte Frage ist die, ob die Länge der Strafe bestimmt oder unbestimmt sein sollte. Ohne die damit verbundenen Schwierigkeiten zu leugnen, sollte doch jede mögliche Anstrengung gemacht werden, von vornherein die Dauer der Strafe festzulegen. Entgegen weitverbreiteten Meinungen entwickeln sich jugendliche wie erwachsene Gefangene in günstigerer Weise, wenn sie von vornherein wissen, wie lang ihre Strafe ist." In Deutschland haben wir in das Jugendstrafrecht nach österreichischem Muster die unbestimmte Ju-

gendstrafe übernommen, weil man mit ihr in Österreich gute Erfahrungen gemacht hat.

Fragen des Strafvollzuges

Bei uns herrscht heute die Tendenz, in steigendem Maße von der unbestimmten Strafe Gebrauch zu machen, weil sich die Jugendlichen in der Strafanstalt mehr angespornt fühlen, wenn sie selbst an dem Zeitpunkt ihrer Entlassung mitarbeiten können. Im Jugendstrafvollzug finden sich beide Arten von Strafen nebeneinander. Allgemein leidet der deutsche Jugendstrafvollzug ebenso wie der Erwachsenenstrafvollzug unter permanenter Vernachlässigung. Prof. Peters sagt in einem Referat über die Grundfragen der Strafrechtsreform: „Was in den Anstalten geschieht, ist für die sittliche Berechtigung des Strafrechts letztlich entscheidend ... Es ist eigentlich zu verwundern, wie wenig sich die Allgemeinheit mit Vollzugsfragen befaßt, wie sehr selbst die betont christliche Welt von unserem tatsächlich und geistig völlig unzulänglichen Vollzug unberührt bleibt."

Für die Zukunft verlangt Prof. Peters in seinem neuen Buch „Grundprobleme der Kriminalpädagogik" erstens, aus den psychologischen und charakterologischen Tätertypen im Hinblick auf die Strafzumessung pädagogische Typen herzuleiten, die für die Bestimmung der Strafdauer Anhaltspunkte bieten, und zweitens als organisatorische Voraussetzungen einer guten Individualisierung des Strafrechts die Einrichtung einer Gerichtshilfe und die Schaffung eines Klassifizierungssystems und eines sich über das ganze Gebiet der Bundesrepublik erstreckenden kriminologischen Dienstes, sowie die kriminologische Ausbildung des Richters.

Wie in Genf, wurden auch in London Fragen des Strafvollzuges besprochen. Man verlangte eine bessere Entlohnung der Strafgefangenen, es müsse ein Minimallohn festgesetzt werden; das letzte Ziel sei es jedoch, dem Strafgefangenen einen ähnlichen Lohn zu zahlen, wie ihn der Arbeiter in der Freiheit erhält. Ein Teil dieses Lohnes könne dann für die eventuelle Entschädigung des Opfers des Gefangenen verwandt werden.

Da gerade für Erwachsene die nachgehende Fürsorge nach der Entlassung aus der Strafanstalt in vielen Ländern nur unvollkommen entwickelt ist, wurden auch in diesem Punkt eingehende Grundsätze aufgestellt, durch deren Verwirklichung einer Rückfälligkeit vorgebeugt werden soll. Hierzu gehört eine eingehende Vorbereitung des Gefangenen auf seine Entlassung sowie seine spätere Betreuung.

Aufgaben der Gesellschaft

Alle diese Maßnahmen nutzen jedoch wenig, wenn sich, wie dies vielfach geschieht, die öffentliche Meinung entlassenen Gefangenen gegenüber ablehnend oder gar feindselig verhält. Winston Churchill sagte zu Beginn unseres Jahrhunderts: „Die Haltung der Öffentlichkeit gegenüber dem Verbrechensproblem und den Verbrechern ist eines der unfehlbarsten Zeugnisse für den Stand der Zivilisation eines Volkes."

Im Laufe des Kongresses wurden in London noch einige Vorlesungen gehalten, in denen sowohl Probleme einzelner Länder wie auch allgemeine Fragen behandelt wurden und in denen gewissermaßen das Fazit aus den gesamten Beratungen gezogen wurde. So sagte der Leiter der japanischen Delegation in seiner Vorlesung, es sei besonders notwendig, neue moralische Werte in der Gesellschaft zu schaffen und der jüngeren Generation Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu machen. Der belgische Richter Versele forderte eine Reform des Strafrechts, die die bestehenden Unterscheidungen zwischen Jugend- und Erwachsenenstrafrecht aufhebt, für beide Gruppen als Maßstab der Strafzumessung die Rückfallsgefährlichkeit nimmt und die Täterpersönlichkeit in den Mittelpunkt der Aburteilung stellt.

Auf diesem Gebiet stellen sich der weiteren kriminologischen Forschung schwere und sehr wichtige Aufgaben. Es gilt, aus der großen Menge der straffälligen Jugendlichen die wenigen herauszufinden, die sich später zum Berufsverbrecher entwickeln werden, und sie möglichst früh unschädlich zu machen und zu verwahren. Diesem Zweck soll auch die im deutschen Entwurf eines Strafgesetzbuches vorgesehene vorbeugende Verwahrung dienen. Die amerikanische und europäische Prognoseforschung bemüht sich, möglichst sichere Kriterien herauszuarbeiten, bei deren Vorliegen man mit großer Wahrscheinlichkeit auf spätere Straffälligkeit bzw. Rückfälligkeit schließen kann, weil schon früher Hunderte oder Tausende von Tätern mit den gleichen Merkmalen straffällig oder rückfällig geworden sind. Einige Hinweise auf die letzten Ergebnisse der Prognoseforschung finden sich im Oktoberheft der Zeitschrift „Fortschritte der Neurologie — Psychiatrie und ihre Grenzgebiete" in der Literaturübersicht über die Jugendkriminalität.

Die Diskussionen um die geeigneten Vorbeugungsmaßnahmen kreisen insbesondere um das Problem einer besseren Erziehung, sei es im Strafvollzug, sei es auch allgemein außerhalb. Prof. Peters versucht in seinem neuen, schon erwähnten Buch die oft gegensätzlich verwendeten Begriffe Strafe und Erziehung zu einer Synthese zu vereinen. Hellmer begreift in seinem Buch „Kriminalpädagogik — Kriminalpolitik als Kulturpolitik und Kriminalpädagogik als Verbrechensverhütungspolitik". Sehr wichtig ist sein Hinweis: „Es wäre unsinnig, in Gefängnissen und anderen Strafanstalten die Erziehung auf ein Menschenbild zu betreiben, das in der Freiheit der Gesellschaft nicht gelebt wird." Für diese von Hellmer geforderte allgemeine Erziehung können die Erkenntnisse des großen Pädagogen Friedrich Wilhelm Foerster mit Gewinn verwandt werden. In seinem 1959 neu aufgelegten Buch „Die Hauptaufgaben der Erziehung" (Herder) vereinigt er deutsche und amerikanische Erfahrungen eines sehr langen Lebens. Wenn seine Erkenntnisse und Lehren in unserer Zeit häufiger angewendet würden, wäre damit ein gutes Stück vorbeugender Kriminalpädagogik getan.

Aus der Ökumene

Der Weltrat der Kirchen vor der 3. Vollversammlung

1. Grundsatzerklärungen und theologische Berichte des Zentralausschusses

Die diesjährige Tagung des Zentralausschusses des Weltrates der Kirchen, die vom 16.—24. August 1960 in St. Andrews (Schottland) stattfand, wird als eine der fruchtbarsten und disziplinliertesten in die Geschichte der Ökumenischen Bewegung eingehen. Das ist die übereinstimmende Ansicht aller, auch der katholischen Beobachter, die durch Prof. J. G. Willebrands, Sekretär des Sekretariats für die Einheit der Christen bei der römischen Kurie, und durch Bernard Leeming SJ, Oxford, vertreten waren. Man kann diese Tagung wohl der von Toronto 1950 an die Seite stellen, die die berühmte ekklesiologische Denkschrift über „Die Kirche, die Kirchen und der Weltrat der Kirchen" verabschiedet hatte (vgl. Herder-Korrespondenz 5. Jhg., S. 100 f.; auch Herder-Bücherei Nr. 10, S. 176 f.), ein Dokument, das ein Jahrzehnt die theologische Linie des Weltrates in der Schwebe gehalten hat und dessen bisherige ekklesiologische „Neutralität" nun anscheinend überwunden werden soll.

In einem ersten Bericht seien hier die Grundsatzerklärungen und theologischen Berichte zusammengefaßt, die offensichtlich unter dem Einfluß des herannahenden Ökumenischen Konzils und der Gründung des Sekretariats für die Einheit der Christen durch Papst Johannes XXIII. eine Reihe von wichtigen Präzisionen erbracht haben und den künftigen Weg des Weltrates sowohl nach innen wie gegenüber der römisch-katholischen Kirche ankündigen. Die praktisch-politischen Fragen, die nicht gering waren, und die Darlegung der neuen Organisation und Arbeitsweise des Weltrates und seiner Kommissionen sollen einem zweiten Bericht vorbehalten bleiben. Er ist um so wichtiger, als in St. Andrews durch den Mund des Generalsekretärs Dr. Visser 't Hooft ausdrücklich erklärt wurde, es werde von gewissen katholischen Ökumenikern immer wieder der Rat gegeben, der Weltrat sollte sich auf theologische Studien im Hinblick auf die Wiedervereinigung beschränken, weil alles andere eine gefährliche Abweichung sei. „Wir glauben aber, daß gleichzeitig die anderen Aufgaben zu leisten sind, und daß ihre Erfüllung uns helfen wird, auf dem Wege zur Einheit voranzukommen!" (Minutes and Reports 1960, S. 111, die gedruckten Protokolle der Tagung von St. Andrews, die diesem Bericht zugrundeliegen, erhältlich bei der Informationsabteilung des Weltrates der Kirchen, Genf, 17 route de Malagnou).

Inkarnation und Einheit der Kirche

Die Tagung von St. Andrews wurde durch etwa 27 Vorkonferenzen der verschiedensten Gremien und Ausschüsse eingeleitet, die seit Juli beieinander waren. Bei dieser Gelegenheit wurden verschiedene programmatische Erklärungen durch Dr. Visser 't Hooft abgegeben, die seine starke Initiative und seine theologische Klarheit zeigen. Diese Linie war schon aus seinem neuen Buch „Unter dem einen Ruf" zu ersehen (Eine Theologie der Ökumenischen Bewegung, Evangelisches Verlagswerk Stuttgart 1960. 150 S.). Da heißt es z. B.: „Viel Verwirrung wird dadurch angerichtet, daß man in den ökumenischen Diskussionen das Wort Einheit benutzt, ohne es genügend zu definieren. Wir haben also zwischen der Einheit des Weges und der Einheit des Zieles zu unterscheiden." Die gegebene Einheit der gemeinsamen Berufung fordere die wachsende Einheit im Vollzug der gemeinsamen Berufung über die „kirchliche Einheit in Glaube und Verfassung" hinaus zur endgültigen Einheit in Christus (87). Dazu schreibt der Verfasser folgenden gewichtigen Satz: „Wie es irrig ist, zu leugnen, daß Jesus Christus in das Fleisch kam, so ist es irrig, zu leugnen, daß die Kirche ihre Einheit auch konkret in faßbaren Formen manifestieren soll", und zwar wegen der Herrlichkeit Christi, der sich auch im Einssein der Kirche offenbaren will (91). Damit ist dem oft gehörten Argument evangelischer Theologie gegen die katholische Kirchenlehre insofern widersprochen, als die Einheit der Kirche nicht nur in der „Gebrochenheit menschlicher Existenz unter dem Kreuz geschichtlicher Spaltung" geglaubt werden kann. Während 't Hooft auf der einen Seite postuliert: „Der Weltrat der Kirchen ist nicht die angemessene Antwort auf das Problem unserer Uneinigkeit" (22), begrenzt er die Zielsetzung durch die andere Aussage: „Kirchliche Einheit bedeutet nicht zentralisierte Einheit", keine zentrale Organisation (92), also keine „Superkirche" (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 560). Diese Motive kehren in St. Andrews wieder.

Von ähnlich programmatischer Eindringlichkeit war ein Vortrag, den Dr. 't Hooft im Juli vor dem Christlichen Studentenweltbund in Straßburg gehalten hat (vgl. jetzt in „The Ecumenical Review", Oktober 1960, S. 2—13, „The Una Sancta and the Local Church"). Darin heißt es, die Kirchen bedürften nicht nur der Informationen übereinander, sondern endlich der Konversion, weil „der wirkliche Sinn für Kirche in unsern Kirchen verlorengegangen ist". Es drohe dem Weltrat ein ekklesiologischer Doketismus! „Unsere wirkliche Schwierigkeit ist, daß heute unsere Kirchen nicht wirklich reif für Einheit sind." Die Führer diskutieren, aber Pfarrer und Volk wollen den Preis nicht zahlen aus Furcht vor einer Superkirche. Darum hatte Dr. 't Hooft wie sein Lehrer, Professor Joh. Hoekendijk, auf der sog. Europakonferenz der ökumenischen Jugend in Lausanne (13.—24. Juli), die ebenfalls der Vorbereitung der Tagung von St. Andrews diente und auch von den Jungen Kirchen Asiens und Afrikas beschickt war, jenen revolutionären Vorschlag unterbreitet, die bestehende Trennung der Kirchen durch eine gemeinsame Abendmahlsfeier zu überwinden, was dann in St. Andrews zu heftiger Kritik besonders seitens der Lutheraner führte (vgl. auch E. Wilkens nach Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 48).

„Entwicklungen in der katholischen Kirche"

Gehen wir nun die Grundsatzerklärungen durch, die in St. Andrews abgegeben wurden. Da ist als erstes zu nennen der Bericht des Exekutivausschusses des Weltrates der Kirchen über die Arbeit des zurückliegenden Jahres. Er enthält einen wichtigen Abschnitt über „Entwicklungen in der römisch-katholischen Kirche", der sich mit der Gründung des Sekretariats für die Einheit der Christen unter Kardinal Bea befaßt und seine Erklärung zitiert, daß das Sekretariat die doppelte Funktion habe: a) nichtkatho-

lische Christen in den Stand zu setzen, daß sie den Arbeiten des Zweiten Vatikanischen Konzils folgen können und b) den Kirchen, die nicht in Gemeinschaft mit Rom leben, zu helfen, daß sie zur Einheit mit der römisch-katholischen Kirche gelangen. Diese Entwicklung wird aus verschiedenen Gründen für bedeutend gehalten. Erstens zeige sie, was sich im Vatikan seit der Enzyklika Pius' XI. *Mortalium animos* von 1928 geändert habe, die damals noch eine ganz negative Interpretation der Ökumenischen Bewegung gab. Der Vatikan habe inzwischen erkannt, daß diese Bewegung nicht von vagen humanitären Ideen bestimmt werde, sondern von grundlegenden christlichen Überzeugungen. Zweitens habe der Vatikan beschlossen, aktiv an der ökumenischen Diskussion teilzunehmen und diese Arbeit nicht länger einzelnen katholischen Theologen zu überlassen. Somit trete, nach einem Satz von Yves Congar OP, die römisch-katholische Kirche zum erstenmal in ihrer Geschichte anläßlich des Ökumenischen Konzils in die „Struktur eines Dialogs" ein. Die volle Bedeutung dieser Entwicklung, so fährt der Bericht des Exekutivausschusses fort, werde erst in kommenden Jahren erkennbar werden. Aber das könne heute schon gesagt werden:

„1. Die Tatsache, daß ein Dialog mit der römisch-katholischen Kirche möglich wird, ist zu begrüßen.

2. Zu hoffen bleibt jedoch, daß die informellen Gespräche, die bisher zwischen römisch-katholischen Theologen und Theologen anderer Kirchen und Denominationen geführt wurden, im Zuge dieser Entwicklung nicht völlig von offiziellen Diskussionen verdrängt werden, denn gegenwärtig können gerade solche informellen Gespräche zur Beseitigung von Mißverständnissen beitragen."

Ehe wir in der Verlautbarung fortfahren, sei gleich hier eingeschaltet, daß Kardinal Bea, der noch in Riedböhringen von der Erklärung erfuhr, sich beeilt hat, sofort durch KNA bekanntzugeben, auch er teile die Ansicht über die Bedeutung dieser informellen Gespräche und halte ihre Fortsetzung für „äußerst wichtig". Er halte es für möglich, daß sein Sekretariat „allgemeine Fragen des Glaubens" mit dem Weltrat der Kirchen direkt erörtern werde. Er betonte jedoch, daß in Fragen der kirchlichen Vereinigung jede Mitgliedskirche des Rates selber zuständig sei. Die Verlautbarung des Exekutivausschusses des Weltrates der Kirchen fährt fort:

„3. Keine Kirche sollte befürchten, daß der Weltrat auf irgendeine Weise danach trachten wird, in Fragen der kirchlichen Vereinigung für seine Mitgliedskirchen zu sprechen oder zu handeln. Der Weltrat der Kirchen ist nach seiner Verfassung nicht dazu berechtigt, für seine Mitgliedskirchen in solchen Angelegenheiten zu handeln. Jede Kirche trifft auf diesem Gebiet ihre eigenen Entscheidungen in voller Freiheit. Dies ist für uns ein offensichtlicher Punkt. Wir müssen ihn jedoch erwähnen, da gelegentlich die Frage auftaucht, ob der Weltrat mit der römisch-katholischen Kirche informelle oder formelle Gespräche über Fragen der kirchlichen Vereinigung aufzunehmen beabsichtigt. Die Antwort lautet, daß dies im Hinblick auf das Wesen unserer Bewegung auf keinen Fall in Frage kommt.

4. Der Weltrat der Kirchen kann jedoch sich bietende Gelegenheiten nutzen, um dem Sekretariat (des Vatikans) gewisse grundsätzliche Überzeugungen, hinter die sich die Vollversammlung oder der Zentralausschuß gestellt hat (wie z. B. zur Frage der Glaubensfreiheit oder auf sozialem Gebiet), zur Kenntnis zu bringen.

5. Es soll im Auge behalten werden, daß die Bildung des Sekretariats nicht die Beilegung irgendwelcher grundsätzlicher Differenzen bedeutet, die zwischen der römisch-katholischen Kirche und dem Weltrat bestehen. Es handelt sich vielmehr um eine Änderung in der Methode und im Klima. Es gilt, die Gelegenheit zum Dialog zu ergreifen, aber das bedeutet, daß die wirklichen Probleme in den Vordergrund treten werden. Unsere Aufgabe in diesem Dialog wird es sein, die Erkenntnisse, die Gott uns gemeinsam in den 50 Jahren seit der Gründung unserer Bewegung gegeben hat, darzulegen" (Minutes S. 104 f.).

Ein Weg zwischen zwei Abgründen

Da eine Aussprache im Zentralausschuß über diese Erklärung nicht stattfand, folgte unmittelbar darauf der Jahresbericht des Generalsekretärs Dr. Visser 't Hooft, der den Jubiläumscharakter der Tagung herausstellte und darauf einging, daß 1910 in Edinburgh die Ökumenische Bewegung durch den Internationalen Missionsrat ins Leben gerufen wurde, um im gleichen Jahre in Cincinnati auch die Bewegung „für Glaube und Kirchenverfassung" (Faith and Order) auszulösen. Dr. Visser 't Hooft ging auch auf die Beziehungen zur römisch-katholischen Kirche ein und sagte dazu (Minutes 110):

„Wenn ich die gegenwärtige Lage richtig analysiere, so ist der Weg, den der Weltrat der Kirchen in dieser Sache zu finden hat, ein Weg zwischen zwei Abgründen.

Die eine Gefahr, die wir zu meiden haben, ist die, daß wir uns selber betrachten oder allgemein angesehen werden als eine Opposition oder ein Gegengewicht gegen die römisch-katholische Kirche. Das ist eine wirkliche Gefahr, denn es gibt viele Katholiken, die den Weltrat mit der römisch-katholischen Kirche vergleichen, als ob sie vergleichbare Größen wären, und es gibt andere auf unserer Seite, die zu leicht in Begriffen einer kirchlichen Machtkonstellation denken. Der natürliche Adam in uns und die politischen Kategorien, die in der Welt umlaufen, können uns leicht in diese Richtung treiben. Aber das wäre ein geistliches Desaster, weil wir existieren, um für die Einheit zu wirken und nicht, um eine Trennung zwischen vielen kirchlichen Gruppen durch eine Trennung zwischen wenigen großen Gruppen zu ersetzen. Daher müssen wir uns selber und andere daran erinnern, daß der Weltrat der Kirchen eine Körperschaft sui generis darstellt, der sich weigert, zum Gegner irgendeiner Kirche oder Gruppe von Kirchen zu werden, und der für die Einheit in Christus einsteht, und zwar aller derer, die Ihn als Gott und Heiland anerkennen.

Auf der anderen Seite besteht die Gefahr, daß wir zur Erleichterung der Kontakte mit der römisch-katholischen Kirche Überzeugungen und Prinzipien aufgeben sollten, die zum eigentlichen Wesen unserer Bewegung gehören. Indem ich das sage, denke ich besonders an den Rat, den eine gewisse Zahl römisch-katholischer Ökumeniker uns gibt. Dieser Rat geht so weit, daß er sagt, die eine und einzig gültige Betätigung des Weltrates ist theologisches Studium und Gespräch über das Thema der Wiedervereinigung der Kirchen. Alles andere wird von ihnen als eine gefährliche Abweichung von der wahren Aufgabe des Rates betrachtet. Wir haben es nun freilich oft genug klar gemacht, daß volle Einheit das Ziel des Weltrates ist und sein muß, aber wir glauben, daß es gleichzeitig dringende gemeinsame Aufgaben gibt, die jetzt schon erfüllt werden müssen, und daß ihre Erfüllung uns helfen wird, in der Einheit voranzukommen. Wir kommen von Edinburgh

und von Stockholm (1925) wie auch von Lausanne (1927), und wir schämen uns nicht irgendeines unserer Ahnen. Außerdem gibt es in unserer lebendigen Tradition [!] Fragen, die wir um keinen Preis aufgeben werden: unsere Überzeugungen hinsichtlich der religiösen Freiheit, unsere Sorge um ein ökumenisches Verhältnis der Kirchen, in welchem es ein wirkliches Hören aufeinander gibt.
Um beide Gefahren zu meiden, wird es großer Weisheit und Geduld bedürfen. Aber die Reinheit unserer Sache steht auf dem Spiel."

Die Erweiterung der „Basis"

Unter den Aufgaben der Tagung des Zentralausschusses befand sich auch, keineswegs vorrangig, die Verabschiedung der seit langem anstehenden Frage, die sog. „christologische Basis" zu erweitern und gegen den Vorwurf zu sichern, es fehle dem Weltrat der Mut zu einem trinitarischen Bekenntnis. Vor wenigen Jahren galt eine ernsthafte Diskussion der Basis noch als verhängnisvoll, wenn der Weltrat der Kirchen nicht daran zerbrechen sollte (vgl. den Bericht über die Tagung des Zentralausschusses in New Haven 1957; Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 20 und 224; 13. Jhg., S. 262 f.). Inzwischen hat, wohl nicht ohne Einwirkung des Ökumenischen Konzils, eine interne Aussprache alle Schwierigkeiten beseitigt, so daß in St. Andrews ohne Aufhebens die wichtige Abänderung zur Vorlage an die Vollversammlung in Neu-Delhi 1961 angenommen wurde. Bisher lautete diese Basis: „Der Weltrat der Kirchen ist eine Gemeinschaft von Kirchen, die unsern Herrn Jesus Christus als Gott und Heiland anerkennen."
So wurde es in Amsterdam beschlossen entgegen dem ursprünglichen Vorschlag: „Jesus Christus als Herr und Heiland" wie im Nationalrat der Kirchen Christi in den USA, weil die Orthodoxen eine eindeutige Aussage über die Gottheit Christi zur Bedingung ihrer Mitarbeit gemacht hatten.
Die neue Basis ersetzt zunächst den Ausdruck „anerkennen" durch „bekennen". Sie enthält sodann zwei Zusätze, deren erster hinter Jesus Christus einzufügen ist und gleichsam das reformatorische Schriftprinzip als Maßstab einführt: „gemäß der Heiligen Schrift". Der zweite Zusatz wird als Schluß angefügt: „und darum gemeinsam zu erfüllen trachten, wozu sie berufen sind, zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes" (Minutes 212).
Die neue Basis des Weltrates lautet demnach zusammenhängend, vorbehaltlich ihrer Bestätigung durch die Vollversammlung, folgendermaßen:
„Der Weltrat der Kirchen [bzw. Ökumenische Rat der Kirchen] ist eine Gemeinschaft von Kirchen, die den Herrn Jesus Christus gemäß der Heiligen Schrift als Gott und Heiland bekennen und darum gemeinsam zu erfüllen trachten, wozu sie berufen sind, zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes."
In der Vorlage heißt es noch: „Der Zentralausschuß glaubt, daß die vorgeschlagene Erweiterung nur expliziert, was von jeher in der gegenwärtigen Basis implicite enthalten war, aber sie begegnet dem allgemeinen Wunsch, einen Bezug auf die Heilige Schrift und die Drei Personen der unteilbaren Trinität zu enthalten, indem sie gleichzeitig in biblischer Sprache den zentralen Zweck bezeichnet, der die Vereinigung der Mitgliedskirchen des Weltrates zusammenhält." Die neue Basis stellt also nichts wesentlich Neues dar, das ist der Sinn dieser Erklärung.

Dr. Visser 't Hooft hatte in seinem Jahresbericht (Minutes 109 f.) die Geschichte der Basis seit 1910 dargestellt und dabei einen Satz des großen amerikanischen Ökumenisten Robert H. Gardiner zitiert: „Wir glauben, daß die Idee christlicher Einheit von denen entworfen ist, die diese Tatsache und diese Lehre in völlig anderer Weise bekennen als jene, die unsern Herrn nur als einen großen Religionsstifter betrachten. Überdies glauben wir, daß die einzige Hoffnung für die Zukunft der Welt die sichtbare Einheit ist, die das Wort von der Fleischwerdung Gottes in der Person seines Sohnes Jesus Christus offenbar macht . . ."
Dr. Visser 't Hooft fügte sodann diesem in der Tat bedeutenden Zitat hinzu: „Es macht wirklich drei Punkte über die Basis deutlich. Der erste ist, daß die Basis funktionalen Charakter hat. Ihr erster Zweck ist, zu bestimmen, welche Kirche in die Gemeinschaft aufgenommen werden soll. Sie sagt nicht: dies ist alles, was wir gemeinsam sagen können; oder: das ist unser gemeinsamer Bekenntnisstand oder der Minimalglaube. Sie sagt: Jesus Christus, Gott und Heiland, holt uns zusammen. Die Botschaft von Amsterdam sagt dasselbe sehr einfach: ‚Er hat uns hierher nach Amsterdam geführt. Wir sind einig darin, ihn als Gott und Heiland anzuerkennen.' — Der zweite Punkt ist, daß die Basis die Inkarnation bestätigt. Wie unvollständig sie auch ist, sie meint: ‚Gott war in Christus', und indem sie das sagt, unterscheidet sie den christlichen Glauben von jeder Art Humanismus oder Synkretismus. — Der dritte Punkt meint: Wir stehen nicht für irgendeine vage, unbestimmte Einheit; die Einheit, die wir suchen, ist diejenige, die in der Tatsache Jesus Christus gegeben ist. Wir wünschen nicht, die Einheit, deren Urheber Christus selber ist, mit säkularen oder synkretistischen Konzepten von Einheit zu vermischen."
Daher sei es ein Irrtum, wollte man den Charakter der Basis verändern und etwas anderes daraus machen, als sie bisher ist, „nämlich eine Identifizierung des Wesens unserer Gemeinschaft und eine Orientierung für unsere gemeinsame Aufgabe. In andern Worten: die Basis darf in keiner Weise den Anschein einer Reihe von sog. Glaubensartikeln für eine Union von Kirchen haben. Ihr einziger Zweck muß sein, zu sagen, was uns im Weltrat zusammenhält, was der Ausgangspunkt unserer Gespräche und die Grundlage unserer Zusammenarbeit ist." Man wird diese authentische Interpretation der erweiterten, also nicht „veränderten" Basis genau beachten müssen, wenn man sie von katholischem Standpunkt aus als einen „Fortschritt" glaubt bewerten zu müssen. Dem entspricht auch der Bericht von „Faith and Order" über die Frage, was ist Einheit der Kirche. Nicht umsonst hat Dr. Visser 't Hooft umsichtig an die katholische Adresse bemerkt, daß das Gewicht des Weltrates der Kirchen nicht so sehr auf den theologischen Formeln liegt, sondern vor allem auf seiner „lebendigen Tradition" und seinen unaufgebbaren Prinzipien.

Worin sieht „Faith and Order" die Einheit der Kirche?

Seit langem wird Klage geführt, daß die Bewegung „für Glaube und Kirchenverfassung" durch ihre Umwandlung in eine „Kommission", die der Studienabteilung des Weltrates der Kirchen eingegliedert ist, eine Periode der Stagnation durchgemacht hat und daher zu neuem Leben erweckt werden sollte (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 271 f.; 13. Jhg., S. 289; 14. Jhg., S. 25). Der Zen-

tralausschuß hatte sich mit zwei Verlautbarungen zu befassen, einer theologischen der „Faith-and-Order-Kommission" über „Die Rolle des Weltrates der Kirchen für die Einheit (Minutes 9 ff. und f.) sowie mit einem Entwurf über „Die Zukunft von Faith and Order" (Minutes 183 f.). Beide Dokumente hängen miteinander zusammen. Das theologische Dokument legt indessen nicht, wie seinerzeit die Arbeit von „Faith and Order" auf der letzten Weltkonferenz in Lund (1952), die gewonnenen Erkenntnisse zugrunde, daß die Einheit der Kirche sich aus den drei Ämtern Christi ergeben müsse. Statt dessen wird eine ideale Definition von Einheit präsumiert, die tatsächlich dem Vorbild der „Kirche von Südindien" entspricht (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 511). Jedenfalls ist das der Eindruck unvoreingenommener Berichterstatter aus den eigenen Reihen. Gehen wir zunächst auf das theologische Dokument ein, zu dem auch das Protokoll einer lebhaften Aussprache vorliegt.

Referent war Professor Henry d'Espine (Kalvinist, Schweizer Protestantischer Kirchenbund, Genf). Er ging von der verfassungsmäßigen Aufgabe von „Faith and Order" aus, den Weltrat der Kirchen immer wieder vor die Aufgabe zu stellen, eine organische Einheit zu verwirklichen. Dazu sei es notwendig, das Ziel zu kennen. Die Kommission, die sich ein Jahr lang über die Zukunft ihrer Arbeit beraten habe, halte es für nötig, zunächst dieses Ziel, die „kirchliche Einheit", zu definieren. Aber man habe sogleich den Ausdruck „kirchlich" fallen gelassen, weil er zweideutig sei. Man könne ihn mißverstehen, als sei eine „zentralisierte ekklesiastische Institution" und die damit verbundene Uniformität gemeint. Dieser negative Ansatz ist bemerkenswert. Es wurde also weniger dogmatisch als kirchenpolitisch verfahren und ein Objekt ausgeklammert, das unter dem Stichwort „Superkirche", manchmal auch ganz einfach als die „Papstkirche", erscheint (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 560). „Die Kommission stellte auch klar, daß die Definition von Einheit, die ihr vorschwebt, in keiner Weise präjudizieren soll, wie Fragen des Amtes, der Sakramentsverwaltung und der gegenseitigen Anerkennung zu lösen sind." Von diesen sehr abstrakten Prämissen her hat die Kommission eine Definition der Einheit ausgearbeitet, die Professor d'Espine zur Diskussion stellte. Sie lautet:

„Die Einheit, die zugleich Gottes Wille und Gottes Gabe an seine Kirche ist, hat darin ihr Kennzeichen, daß sie alle Menschen an jedem Ort, die Jesus Christus als Herrn bekennen, durch die eine Taufe in Ihn zu einer Ihm völlig verpflichteten Gemeinschaft miteinander verbindet. Sie hält fest an dem einen apostolischen Glauben, predigt das eine Evangelium und bricht das eine Brot. Sie hat ein gemeinsames Leben, das sich im Zeugnis und Dienst an alle wendet. Diese christliche Gemeinschaft vereinigt sie mit der ganzen Christenheit an allen Orten und zu allen Zeiten derart, daß Amt und Glieder von allen anerkannt werden und daß alle gemeinsam handeln und sprechen können, wie es die Umstände erfordern, bei den Aufgaben, zu denen Gott die Kirche beruft" (Minutes 113). Für diese Einheit müsse der Weltrat beten und wirken. D'Espine fügte hinzu, daß diese kurze Definition viele Fragen unbeantwortet lasse. Die Hauptsache: keine Uniformität! Aber das Entscheidende der Formel ist doch wohl dies, daß sie die Union der Kirchen nicht nur an der Spitze, sondern in den Ortsgemeinden zu verwirklichen trachtet, damit hier eine einzige Gemeinde entsteht.

Die missionarische Intention

In den Gründen zur Rechtfertigung der Formel gesteht der Referent, daß die missionarische Intention maßgebend gewesen sei, d. h. den Heiden eine einzige Christengemeinde zu präsentieren. Das ist der „Sitz im Leben" seiner Formel, die Ausrichtung auf Neu-Delhi, den Ort der 3. Vollversammlung des Weltrates, die Ausrichtung auf die Wünsche der Jungen Kirche und des Internationalen Missionsrates. Die Gefahr sei, so heißt es weiter, wie schon Dr. Visser 't Hooft seit Jahren wiederholt, daß man mit einer Form brüderlicher Zusammenarbeit schon zufrieden sei, mit einer Föderation autonomer Kirchen. „Faith and Order" müsse die „organische Einheit" anstreben, wie das seit Lausanne 1927 angekündigt wurde.

D'Espine berichtete von einer Anfrage, die Dr. Visser 't Hooft an 53 kompetente Persönlichkeiten gerichtet habe, was sie unter „kirchlicher Einheit" verstünden, und er zitiert einige der eingegangenen Voten, darunter die von Bischof Angus Dun, Ernst Kinder und des Erzbischofs von Canterbury. Sie alle fordern mehr als bloße Kooperation, sondern wirkliche Einheit des Geistes mit den sich daraus ergebenden Folgerungen für die äußere Einheit vor allem des Gottesdienstes. Daher betone die oben zitierte Formel neben der einen Taufe das Festhalten am einen apostolischen Glauben, die Verkündigung des einen Evangeliums und das Brechen des einen Brotes für alle Christen an einem Ort mit der daraus sich ergebenden gegenseitigen Anerkennung der Ämter nach südindischem Muster. Denn das wahre Wesen einer solchen Einheit müsse sichtbar sein, „aber es schließt nicht eine einzige kirchliche Institution ein, die von allen gemeinsam abgewiesen wird". Es gehe „Faith and Order" darum, einen Schritt über die Denkschrift von Toronto hinaus zu tun, da der Weltrat nicht eine Neutralität bezüglich der Form der Einheit einnehmen könne. „Indem wir diese Frage unsern Mitgliedskirchen vorlegen, wollen wir ihnen nicht ein Konzept von Einheit auferlegen, aber wir möchten sie dahin führen, daß sie selber sich angesichts dieses konkreten Vorschlages fragen, ob es gültige biblische und theologische Gründe gibt, ihn absolut zurückzuweisen..."

Keine zentrale Autorität über der Kirche

Das Protokoll über die Aussprache (Minutes 9—11) zeigt erstaunlicherweise viele Zustimmungen. Die stärkste Kritik kam von Landesbischof Hanns Lilje. Er gab wohl zu, daß der Weltrat nicht umsonst gewirkt habe. Aber er hatte einige Fragen: Ob Ungeduld ausreiche? Ob es nicht die Gefahr eines christlichen Pragmatismus gebe? Wie denn die Einheit der Gemeinde an einem Ort erreicht werden solle? Sollte Zusammenarbeit da nicht genügen? Und wie man denn die tiefen Lehrunterschiede über die Taufe und das geistliche Amt überwinden wolle, ganz abgesehen davon, was unter dem „einen Evangelium" heute nach dem Stande der kritischen Forschung zu verstehen sei? Bischof Knox Sherill (Prot. Episcopal Church, USA) vermißte in der Formel die geistliche Wärme. Es sei nicht vom Geiste Gottes und der Liebe die Rede. Der Orthodoxe Prof. B. Joannides, Athen, hatte merkwürdigerweise keine theologischen Einwände. Er sagte, man sollte die theologische Seite nicht überschätzen. Die ersten Jünger waren Fischer und waren geeint durch die Rein-

heit und Einfalt des Herzens, diese wünsche er auch den ökumenischen Führern.

Der Erzbischof von Canterbury, Dr. Fisher, erklärte, er habe die Vorschläge von Professor d'Espine mit großer Freude angehört und fände seinen Bericht voll zufriedenstellend. Er billige vor allem die Betonung der Einheit an ein und demselben Ort als wesentlich im Sinne des Neuen Testaments. Die Anglikanische Kirche habe ähnlich wie die Orthodoxen die alte apostolische Form autokephaler Kirchen bewahrt, denn „eine zentralisierte Autorität" über der Kirche sei eine Gefahr, gegen die man sich schützen müsse, und es gelte, die neutestamentliche apostolische Spur klar im Auge zu behalten. Ähnliche Zustimmungen äußerten viele andere Kirchenführer, darunter auch Dr. Reinold v. Thadden-Trieglaff, der erklärte, man habe nun lange genug über die Einheit der Kirche diskutiert, es sei jetzt an der Zeit, diese Einheit zu verwirklichen als eine lebendige, brüderliche Gemeinschaft: „Müssen wir in der Kirche bei einem Zustand bleiben, der 30 oder 50 Jahre zurückliegt, während die übrige Welt voranschreitet?"

Damit sind die wichtigsten Grundsatzerklärungen berichtet. Über die Ausgestaltung der „Kommission Faith and Order" wird im Zusammenhang mit der künftigen Arbeitsweise des Weltrates der Kirchen das Nötigste gesagt. Erwähnt sei am Schluß, daß diesmal Patriarch Alexius von Moskau eine längere Botschaft positiven Inhaltes an den Zentralausschuß gesandt hat.

Aktuelle Zeitschriftenschau

Theologie

BEA, Augustin Kardinal. *Diener des Sakramentes und Diener des Wortes.* In: Liturgisches Jahrbuch Jhg. 10 Heft 4 (1960) S. 193—199.

Dieser auf dem VII. Internationalen Liturgischen Studientreffen anläßlich des Eucharistischen Weltkongresses in München gehaltene Vortrag erklärt aus der Geschichte des Alten Bundes das Nebeneinander von Opferpriestertum und Dienst am Worte Gottes (der Schriftgelehrten nach dem Exil), um dann am Wirken Jesu und der Apostel nachzuweisen, daß in der Kirche durch den Priester beide Dienste zu versehen sind, am Sakrament und am Worte Gottes. Die Messe sei Lehrgottesdienst, Gebetsgottesdienst, Opferhandlung und Opfermahl, keines dieser Elemente dürfe vernachlässigt werden. (Über das positive Echo, das der Vortrag in evangelischen Zeitschriften gefunden hat, vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 92.)

CONGAR, Yves, OP. *La conversion.* In: Parole et Mission Jhg. 3 Nr. 11 (15. Oktober 1960) S. 493—523.

Gegenstand dieses Aufsatzes ist die religiöse Konversion (in Ergänzung der Abhandlung über die sittlich-religiöse von Fr. Rétif in Nr. 2 dieser Zeitschrift) als Übertritt zur Kirche, und zwar in theologischer und psychologischer Betrachtung. Dabei sucht Congar das Unzureichende einer nur psychologischen Erklärung zu erweisen, unserer Zeit der Relativierung der Werte sehr gemäß! Er gibt damit aber auch dem Respekt vor der persönlichen Entscheidung die ihm gebührende Bedeutung. Eine ausführliche Bibliographie ist wertvoll.

DEJAIFVE, G., SJ. *Conciliarité au Concile du Vatican:* In: Nouvelle Revue théologique Jhg. 92 Nr. 8 (September/Oktober 1960) S. 785—802.

Der Verfasser überblickt die Postulate, die auf dem 1. Vatikanischen Konzil hinsichtlich der Ausübung des kirchlichen Hirtenamtes erhoben wurden, unter ihnen den Wunsch nach Internationalisierung der Römischen Kurie, größerer Selbständigkeit der Bischöfe und Institutionalisierung ihrer Zusammenarbeit in Nationalkonzilien. Alle diese und andere Themen wurden nicht mehr behandelt, können aber jetzt zur Anknüpfung dienen.

GILBY, Thomas, OP. *Not all that anomalous.* In: Blackfriars Bd. 41 Nr. 486 (November 1960) S. 402—408.

Der bekannte englische Dominikaner gibt hier — angeregt durch die im Anschluß an den Wolfenden-Bericht entstandene Diskussion — eine sehr nüchterne moraltheologische Betrachtung über die Homosexualität. Homosexualität ist keine Degenerationserscheinung und keine Krankheit (obwohl sie zu einer psychischen Erkrankung führen kann). „Tugendhafte Sexualität ist im letzten dasselbe für den Homosexuellen wie für den Heterosexuellen." Gilby schließt daran eine Reihe zweifellos auch für die Pastoral wichtiger und hilfreicher Bemerkungen über die Tugend der Mäßigung und das Wesen der Keuschheit.

GRASSO, Domenico, SJ. *I decreti del Sinodo Romano.* In: La Civiltà Cattolica Jhg. 111 Nr. 2649 (5. November 1960) S. 255—265.

Die Dekrete der römischen Synode verdienen in Hinsicht auf das Konzil Aufmerksamkeit. Beide Ereignisse stehen ja in den Erwägungen des Papstes in engem Zusammenhang. Der Sekretär der Synode, Msgr. Maccari, hat die Dekrete im römischen Diözesanblatt besonders unter der Rücksicht vorgestellt, daß sie das Ergebnis der Bemühungen um die vom Heiligen Vater mehrfach gewünschte Anpassung an die Forderungen unserer Zeit enthalten. Diese Zusammenfassung erläutert vor allem die den Klerus betreffenden Statuten.

MAERTENS, Thierry. *Que les femmes se taisent.* In: Paroisse et Liturgie Jhg. 42 Nr. 6 (November 1960) S. 499—503.

Hier wird der positive Gehalt der paulinischen Maxime (1 Kor. 14, 33; 1 Tim. 2, 9) herausgearbeitet. Die Heilige Schrift zeigt schon im Alten Testament (Debora, Anna, Miriam, Tochter Jephtes, Judith) und erst recht in Maria, daß den Frauen auch im Kultus eine aktive Rolle zufällt: dem vom Manne zu verkündenden Wort Gottes die an Gott gerichtete Antwort in hymnis et canticis zu geben.

PASCHER, Joseph. *Der Kelch in den Texten der römischen Meßliturgie:* In: Liturgisches Jahrbuch Jhg. 10 Heft 4 (1960) S. 217—226.

Die überaus lehrreiche Analyse der Herkunft und Bedeutung des Kelches zieht zu den Kelchworten des Neuen Testamentes auch die Verwendung von Schalen zum Auffangen und Vergießen des Opferblutes in den Kultusvorschriften des Alten Testamentes samt den prophetischen Worten vom Zornes- und vom Segenskelch Gottes heran. Sie erklärt sodann die auszeichnenden Beiworte beim Kelch in den Meßgebeten.

QUACK, Erhard. *Eine neue Psalmodie in deutscher Sprache.* In: Musik und Altar Jhg. 13 Heft 2 (Oktober 1960) S. 62—69.

Der Speyrer Domkapellmeister berichtet hier über den Versuch einer neuen Psalmodie in deutscher Sprache (Neues Psalmenbuch, hrsg. von H. Hucke, E. Quack und K. H. Schmidthüs, Freiburg 1960), das, angeregt durch die französische Psalmodie P. Gelineaus und von einer Arbeitsgemeinschaft von Musikern und Philologen in mehrjährigem Bemühen erarbeitet, soeben vorgelegt wird. Eine einfache Nachahmung oder Übernahme des französischen Vorbilds erwies sich als unmöglich, so mußte ein Psalmenbuch durch Zusammenarbeit von Übersetzer und Komponisten neugeschaffen werden. Das Ziel war, „eine Psalmodie zu schaffen, die den biblischen Text in einer dem deutschen Wort gemäßen Weise so schlicht darstellt, daß er von allen verstanden und auch in den einfachsten Verhältnissen ausgeführt werden kann". Der Vortrag der Psalmstrophen geschieht „in einem formelhaft-rezitativen Gesang, während die rufartigen Kehrverse der Gemeinde von volksliedhafter Melodik sind". Im selben Heft bringt Pfarrer Wagenhäuser, Frankfurt, einen Vorschlag zur Gestaltung einer Weihnachtsvigil mit dem Neuen Psalmbuch (S. 69—73).

SLOYAN, Gerard S. *Seminaries in America.* In: The Commonweal Bd. 73 Nr. 2 (7. Oktober 1960) S. 37—40.

Der Leiter des „Department of Religion" an der katholischen Universität von Amerika (in Washington) behandelt die Frage etwaiger Mängel der Priestererziehung. Er findet, daß die Professoren in Gefahr sind, ein „nihil innovetur" als die Haltung anzusehen, die ihrer großen Verantwortung am besten entspricht, ferner daß ein wirklicher geistiger Austausch zwischen Lehrern und Studenten dadurch erschwert wird, daß die Lehrer zugleich die sind, die über die Eignung der Kandidaten zum Priesterberuf entscheiden. Eine Änderung der vorhandenen Lehrpläne hält er für weniger wichtig als eine Orientierung der Programme auf das Pastoral-Liturgische. Die Wiederbelebung der theologischen Wissenschaften geschieht in unserer Zeit von dort her, sie ist in den Seminarien noch nicht durchgedrungen.

STELZENBERGER, Johannes. *Biblisch oder romantisch ausgerichtete Moraltheologie?* In: Tübinger Theologische Quartalsschrift Jhg. 140 3. Quartalsheft (1960) S. 291—303.

Dieser energische Vorstoß, im Anschluß an die Arbeit von Jacques Leclercq und Fritz Tillmann die Moraltheologie stärker auf das Neue Testament zu gründen, dessen Erforschung „nur in einem beschämend geringen Umfang in die wissenschaftliche Theologie eingedrungen" sei, weil man angesichts „mächtiger Gegenströmungen der biblischen Methode ausweicht", weist auf die große Hilfe des Buches von R. Schnackenburg „Gottes Herrschaft und Reich" (Freiburg 1959) hin und lehnt den Vorschlag von Adolf Exeler ab, den romantischen Begriff des Reiches Gottes von Johann B. Hirscher als Grundlage einer Moraltheologie zu nehmen.

La Foi. In: La Vie spirituelle Jhg. 42 Nr. 466 (November 1960).

Unsere Zeit wird in religiöser Hinsicht dadurch gekennzeichnet, daß die Dekadenz nicht nur das sittliche Verhalten, sondern die religiöse Wurzel, den Glauben befällt, daß aber anderseits der Glaube von den strebenden Christen auch sehr bewußt in den Mittelpunkt ihrer religiösen Existenz gerückt wird (Bibel, Liturgie, Sakramente). Deswegen darf man ihn wohl als eines der wichtigsten Themen heutiger Verkündigung bezeichnen, und dafür bietet dieses Heft in den Beiträgen von Besnard, Paulot, Perreault, Dreyfus und Camelot eine gute Hilfe. Es handelt vom Glauben nicht als der methodisch eingeengten Tugend der Dogmatik, sondern als der umfassenden Basis und Klammer christlichen Lebens.

Kultur

MIRGELER, Albert. *Die Erbschaft des Abendlandes.* In: Merkur Jhg. 14 Heft 10 (Oktober 1960) S. 948—964.

Wenn eine menschheitsgeschichtliche Legitimierung des Christentums lange Zeit gefehlt habe, so sieht Mirgeler den Grund dafür darin, daß in der Antike, in der das Christentum vor die Frage der Legitimation gestellt war, die Vernunft nur ein rein philosophisches und nicht auch ein geschichtliches Bewußtsein entwickelte. Dieses Bündnis von Christentum und Philosophie (Stoa) wirkt durch die abendländische Geschichte nach, insbesondere dadurch, daß die Philosophie ihre Befugnisse überschreitet und so das Christentum in das Schicksal des Terrors und der Säkularisation hineinführt, „des Terrors, soweit das Christentum mit Hilfe politischer Macht seine ‚Ideen' durchzusetzen versuchte; der Säkularisation, soweit es von seiten der verbündeten Philosophie und politischen Macht für die ideologische Interpretation weltlicher Tatbestände herhalten mußte". Mirgeler zeigt das an den Auswirkungen der „konstantinischen Wende" auf das Christentum.

RÖTTGEN, Peter. *Warum ist der Organismus krank?* In: Wort und Wahrheit Jhg. 15 Heft 11 (November 1960) S. 681—688.

In dieser sehr scharfen Abrechnung mit der psychoanalytischen Medizin stellt der Direktor der Neurochirurgischen Klinik der Universität Bonn fest, daß der psychosomatischen Behandlungensweise, d. h. der Psychotherapie im eigentlichen Sinne, für organische Krankheiten „irgendeine ärztliche Bedeutung nicht zukommt". Der Verfasser ist zu diesem Ergebnis u. a. auf Grund der Untersuchungen von Wieck und Posth über das Verhältnis von Persönlichkeit und Geschwürskrankheiten gekommen. Wohl bestehen — das ergaben die Untersuchungen — Wechselbeziehungen zwischen Geschwür und Erleben — aber im umgekehrten Sinne, wie die Psychosomatiker annehmen: Die Geschwürskrankheit verändert den Menschen. „Zwei Jahre nach operativer Beseitigung des Magengeschwürs war in psychischer Hinsicht keine Besonderheit mehr nachweisbar . . ."

Politisches und soziales Leben

BODENSIECK, Heinrich. *Gewerkschaften in Lehrbüchern der höheren Schulen.* In: Gewerkschaftliche Monatshefte Jhg. 11 Heft 11 (November 1960) S. 661—666.

Diese Untersuchung über die Behandlung der Gewerkschaften in den Lehrbüchern höherer Schulen (Oberprimen) kommt zu dem Ergebnis, daß die Schwerpunkte der Darstellung auf dem 19. Jahrhundert, ferner auf den englischen Verhältnissen und, wenn über Deutschland gehandelt wird, auf den politischen Einfluß der Gewerkschaftsverbände. Ihr Wirken im Sozialpolitischen bleibt fast ganz unberücksichtigt. Die Forderung F. Messerschmids, der Lehrer müsse das Politische dort ergreifen, „wo es sich voll zeigt, im Bereich der Macht, die jedoch sowohl in der Gesellschaft wie in der Wirtschaft wie im Staat aufgesucht werden kann und muß", sei im politischen und Geschichtsunterricht noch nicht verwirklicht. Dadurch aber werde es fast unmöglich, den Jugendlichen zwischen Verfassungstext und politische Wirklichkeit heranzuführen.

CHAMBRE, Henri. *L'aide des pays de l'Est au „Tiers-Monde".* In: Justice dans le Monde T. 2 Heft 1 (September 1960) S. 72 bis 90.

Die Wirtschaftshilfe der Ostblockstaaten gegenüber den Entwicklungsländern bleibt zahlenmäßig weit hinter der des Westens zurück. Sie bietet indessen den asiatischen und afrikanischen Ländern einige Vorteile: niedrige Zinsen mit langen Laufzeiten in Landeswährung und Kopplung mit Handelsabkommen. Geschenkt wird im allgemeinen nichts. Von den rund 2,4 Milliarden Dollar gewährten Kredits sind ca. 20 % Militärhilfen. Die Zahl der empfangenden Ländern ist begrenzt. Verglichen mit westlichen Hilfen, die alle Lebensbereiche umfassen, sind die Osthilfen ausgesprochene Industriehilfen: für Maschinen und Erstellung von Industrieanlagen, langfristige Werte, die in die Augen stechen.

CHILDREN, Richard J., und DUNSFORD, John E. *The Supreme Court 1959—1960.* In: Social Order Bd. 10 Heft 8 (Oktober 1960) S. 340—352.

Im Obersten Gerichtshof der USA spielen bei Entscheidungen über Rechte des Individuums und des Staates zwei Richtungen eine Rolle. Die eine, durch Hugo L. Black repräsentiert, vertritt den Standpunkt, die Bill of Rights enthalte absolute Rechte und Verbote, die andere, repräsentiert durch Felix Frankfurter, versucht einen Ausgleich zwischen Rechten des Bürgers und Staates. Die Spannung zwischen diesen beiden Richtungen wird durch eine Darstellung einiger relevanter Fälle aus den Jahren 1959 und 1960 und der zu ihnen veröffentlichen Minoritätsvoten beleuchtet.

FREYER, Hans. *Die Familie als Sicherheit in unserer Zeit.* In: Universitas Jhg. 15 Heft 10 (Oktober 1960) S. 1033—1041.

Freyer untersucht die Frage, wodurch die Familie in Kriegs- und Nachkriegszeit Sicherheit, Schutz, Halt und Rettung geboten hat. Von den zwei Bedeutungen, die wir mit dem Wort Sicherheit verbinden, entstammt die eine der technischen Welt: Sicherheit durch Rettungsboote und Signalsystem, hierhin gehört auch die organisierte Sicherheit auf Leistungsbasis. Die Sicherheit, die die Familie bot und immer wieder bietet, ist ganz anderer Natur: sie ist offen, elastisch, nicht absichernd, sondern Reserven mobilisierend allein dadurch, daß ein gemeinsamer Wille, ein Gefühl, Sittlichkeit da ist. Die Sicherheit der Familie kennt weder rechnen noch gegenrechnen; sie bezwingt das Schicksal durch Opfer.

GEIGER, Willi. *Der Einheit der Welt entgegen.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 2 (November 1960) S. 124—138.

Bundesverfassungsrichter Geiger behandelt in diesem auf dem internationalen Kongreß der katholischen Presse in Santander gehaltenen Vortrag die Bedeutung der Vereinten Nationen für unsere Welt sowie die Folgen, die sich aus der Problematik dieser Institution ergeben. Geiger charakterisiert die UN als einen allgemeinen Umschlageplatz für politische Meinungen (die konstituierenden Prinzipien der UN seien antiquiert, der Weltsicherheitsrat schwach); die spezialisierten Einrichtungen hingegen haben Bedeutendes geleistet, vor allem die wirtschaftlichen und sozialen; die rechtlichen, d. h. der Haager Gerichtshof, sind wiederum schwach, weil ohne Mittel zur Durchsetzung des Urteils. Die wohl bedeutendste Schwierigkeit für internationale Zusammenarbeit im Rahmen der UN sieht Geiger im Fehlen eines für alle Partner gleich verbindlichen Rechts. Selbst wenn es anerkannt würde, legte man es doch ganz verschieden aus. Ohne dies allgemeingültige Recht läßt sich aber weder eine Koexistenz der Völker noch die Einheit der Welt verwirklichen. Aus allen diesen Tatbeständen zieht Geiger einige Konsequenzen für die Arbeit der katholischen Presse.

HESSE, Konrad. *„Partnerschaft" zwischen Kirche und Staat.* In: Monatsschrift für Pastoraltheologie Jhg. 49 Heft 10 (Oktober 1960) S. 385—398.

Der Aufsatz konfrontiert die Wandlung des Staates in Westdeutschand zur pluralistischen Demokratie und das neue Bewußtsein vom Eigenrecht der Kirche im evangelischen Raum mit den verfassungsrechtlichen Normen, die aus den Kirchenartikeln der Weimarer Verfassung übernommen werden mußten, die aber das neue Verhältnis zwischen Staat und Kirche — damals nur Körperschaft öffentlichen Rechts unterhalb der Obrigkeit, heute ein Verhältnis der Partnerschaft — nicht mehr adäquat zum Ausdruck bringen, verdeutlicht an einer Analyse der neuen Staatskirchenverträge mit den Ländern. Das Problematische dieser Lage für die Kirchen sei, daß sie verleitet werden, am Regionalprinzip der Volkskirche alter Prägung festzuhalten, und dem modernen Menschen nicht mehr die Wahrheitsfrage glaubwürdig beantworten können.

KLÜBER, Franz. *Neoliberale und soziale Marktwirtschaft.* In: Die neue Ordnung Jhg. 14 Heft 5 (Oktober 1960) S. 321—334.

Ausgehend vom Unterschied zwischen klassisch-liberaler und neoliberaler Wirtschaftsdoktrin (Freiburger Schule), untersucht der Verfasser den spezifischen Unterschied zwischen sozialer Marktwirtschaft und neoliberaler Wirtschaft. Beide können logischerweise nicht identisch sein. Heute könne von sozialer Marktwirtschaft noch nicht gesprochen werden, sie sei nicht mehr als ein Programm: sie müßte sich verstehen als eine Antwort auf die soziale Frage und den Weg weisen, „der den Ausschuß der Arbeiterschaft vom Produktionsvermögen beseitigen und zur Überwindung der Klassengesellschaft führen würde". Bis jetzt zeichne sich eine soziale Marktwirtschaft in diesem Sinne nur ab in der Konzeption des überbetrieblichen Miteigentums.

MAYERHOFER, Christoph. *Einbruch des Subjektivismus in das Strafrecht.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 15 Heft 11 (November 1960) S. 665—672.

Eine Darstellung und Kritik des neuen österreichischen Strafgesetzentwurfes, in dem der Vergeltungs-, Schuld- und Sühnegedanke als Grundlage des Strafsystems stark in den Hintergrund getreten ist. Die Abkehr von Freiheit, Schuld und Sühne bedeute — der Verfasser belegt das an zahlreichen Beispielen — eine Selbstzersetzung des Strafrechts, da das Strafgesetz nicht in erster Linie einen Heilerfolg, sondern die Verwirklichung der Rechtserwartung anzustreben habe.

POTULICKI, Michael. *World Refugee Year and World-wide Pivate Effort.* In: Migration News Jhg. 9 Heft 6 (November/Dezember 1960) S. 3—7.

Der Verfasser berichtet über die Ergebnisse des Weltflüchtlingsjahres. Von den drei mit dieser Kampagne verbundenen Zielen ist mit Sicherheit das erste erreicht worden: die Weltöffentlichkeit auf das Flüchtlingsproblem hinzuweisen; Ziel zwei: Schaffung neuer Möglichkeiten für dauerhafte Lösungen der Flüchtlingsfrage, wurde eingehend für die Flüchtlinge in Europa erreicht, für die asiatischen (Chinesen, Tibetaner) und die arabischen bleibe noch viel zu tun; Ziel drei: Bereitstellung zusätzlicher Mittel für die Lösung der Frage, wurde auf dem privaten Sektor, d. h. dem der nichtgouvernementalen Organisationen, erreicht. Der Ertrag belief sich auf 80 Millionen Dollar (über die Normalaufwendungen der Länder pro Jahr für Flüchtlingsfragen hinaus). Davon stammt allein ein Drittel aus England, zwei Drittel aus dem privaten Sektor. Die Regierungen fühlten sich anscheinend von der Kampagne „beurlaubt". Das Heft bringt weitere Berichte über die Bedeutung des Weltflüchtlingsjahres.

SCHNAAS, Hermann. *Zum Problem der Erwerbstätigkeit der Frau.* In: Die neue Ordnung Jhg. 14 Heft 5 (Oktober 1960) S. 335—349.

Ein Überblick über Stand und Probleme der Frauenarbeit in der Bundesrepublik (verheiratete Frauen und Mütter): Entwicklung und Ausmaß (Erwerbs- und Arbeitnehmerquoten), Motive für Arbeitsaufnahme (viele Frauen arbeiten aus Gründen der Not), die gesundheitlichen und sozialen Folgen (insbesondere für die Familie), Möglichkeiten zur Einschränkung der Mütterarbeit (familiengerechter Lohn, steuerliche Anreize), Maßnahmen zur besseren Gestaltung der Frauenarbeit (bes. durch Halbtagsarbeit). Die weitere Entwicklung der Frauenarbeit werde wahrscheinlich leicht rückgängig sein, die stillen Reserven sind ausgeschöpft, die Notwendigkeit zum Mitarbeiten nimmt ab, gegenüber den Bedürfnissen, die zum Arbeiten verführen, ist eine Sättigung eingetreten. Die Teilarbeitszeit wird noch stärker zunehmen.

STÖKL, Günther. *Parteigeschichte für Sowjetbürger.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 15 Heft 11 (November 1960) S. 673 bis 680.

Ein Vergleich zwischen Stalins „Kurzem Lehrgang" von 1938 und seiner revidierten Fassung von 1959. Beide unterscheiden sich in wesentlichen Punkten nicht: sie bringen die jeweils gültige Generallinie der Partei, nicht nur in historischer, sondern auch in zeitgeschichtlicher Hinsicht. Von einem grundlegenden Wandel des Geschichtsbildes der russischen KP kann auch — nach erfolgter Stalinisierung — nicht die Rede sein. „Geschichte" hat genau wie 1938 mit Feststellen der Wahrheit nichts zu tun. Ihre Funktion ist dogmatisch im Sinne der politischen Standortbestimmung und psychologisch-pädagogisch zur Erziehung der über 150 Millionen Sowjetrussen, die die Oktoberrevolution nicht mehr erlebt haben: Erziehen nicht zum Nachdenken, sondern zum Lernen und Glauben.

UMBRICHT, Victor. *Unsere Verantwortung gegenüber den Entwicklungsländern.* In: Civitas Jhg. 16 Heft 1/2 (September/Oktober 1960) S. 3—15.

Der Verfasser, Direktor der Weltbank, berichtet über die Hilfe der Schweiz gegenüber Entwicklungsländern. Sie wird in multilateraler und bilateraler Form gewährt. Während letztere beträchtlich ist und auch schon zu guten Erfolgen geführt hat, bleibt auf dem Gebiet der multilateralen Hilfen noch manches zu tun. Notwendig sei ein Beitritt der Schweiz zur Weltbank und zum Internationalen Währungsfond, vielleicht auch zum geplanten Europafand (für die neuen afrikanischen Staaten).

WINGEN, Max. *Über Art und Möglichkeit einer Familienpolitik in der Sicht der katholischen Soziallehre.* In: Die neue Ordnung Jhg. 14 Heft 4 und 5 (1960) S. 350—358.

Die beiden Beiträge beruhen auf einem Vortrag, den der Verfasser auf dem 13. Bikonfessionellen Semesterschlußkonvent am 26./28. 2. 60 in Bad Godesberg gehalten hat. Der erste Teil enthält unter Auswertung einschlägiger Quellen eine mehr referierende Darstellung des Themas der Familienpolitik in der katholischen Soziallehre; im zweiten Teil befaßt sich Wingen ausführlich mit der Familienlohnkonzeption. Das Ergebnis: Die Konzeption des absoluten Familienlohnes beruht auf mehreren einander zugeordneten Voraussetzungen, die heute in wesentlichen Punkten nicht oder nur unzulänglich erfüllt werden. „Sosehr (daher) der Gedanke des absoluten Familienlohnes innerhalb des Gesamtsystems der katholischen Soziallehre seine grundsätzliche Berechtigung haben kann, so entschieden muß davon als einem Richtmaß gegenwärtiger praktischer Lohnpolitik Abschied genommen werden."

Chronik des katholischen Lebens

CONGAR, Yves, OP. *Questions raciales et théologie.* In: Revue de l'Action Populaire Nr. 142 (November 1960) S. 1031 bis 1046.

Drei Beiträge dieses Heftes handeln von der Rassenfrage in Südafrika und in den Vereinigten Staaten, der von Congar in grundsätzlicher, theologischer Sicht. Welche Forderungen ergeben sich konkret aus der christlichen Bruderschaft? Diese erschöpft sich nicht in politischer und sozialer Gleichberechtigung, sie hat einen menschlichen Mittelpunkt. Aber heißt das nun, herausfordernd konkret ausgedrückt, daß man seine Tochter einem Schwarzen zur Ehe geben müßte? Die Rasse als solche darf keine Rolle spielen. Aber das Problem ist, heute wenigstens noch, nicht isolierbar von anderen, z. B. dem der Kulturkreise und Zivilisationsunterschiede.

MACCHI, Angelo. *Il problema religioso nelle elezioni americane.* In: Aggiornamenti sociali Jhg. 11 Nr. 10 (Oktober 1960) S. 513—534.

Diese sehr wertvolle, umfassende und gut dokumentierte Übersicht referiert über alle Bemühungen, die den religiösen Faktor in die Präsidentschaftswahlen hineinzuspielen oder anderseits ihn herauszuhalten suchten, auch über die Positionen der katholischen Theologen und Kennedys selbst. Was da zutage trat, wird als Exempel in zukünftigen theoretischen Studien über das Thema Religion und Politik nicht übersehen werden dürfen. Es soll nicht unerwähnt bleiben, was für eine führende Rolle J. Courtney Murray gespielt hat. Vgl. auch den wertvollen Aufsatz von Edward Duff: Relations de l'Eglise et l'Etat aux Etats-Unis. In: Choisir Jhg. 1 Nr. 12, S. 7—12.

Un'indagine sulla situazione del Clero. In: Studi Cattolici Jhg. 4 Nr. 20 (September/Oktober 1960) S. 5—23.

Um die Notwendigkeit einer gesetzlichen Regelung der Altersversorgung des italienischen Klerus durch den Staat darzulegen, werden hier die Einkommensverhältnisse der italienischen Geistlichen mit einer genauen Statistik für die einzelnen Diözesen dargestellt. Daraus ergibt sich, daß 54 % aller Priester „congruati" sind, d. h. wegen ihres minimalen kirchlichen Einkommens den Staatszuschuß zuerkannt bekommen, der z. B. für den Pfarrer jährlich 328 000 Lire (ca. 2207 DM) beträgt. Eine Versorgung für Alter und Invalidität gibt es aber nicht, so daß diese Priester oft mittellos sind.

Chronik des ökumenischen Lebens

BAVAUD, Georges. *Les rapports de la grâce et du libre arbitre.* In: Verbum Caro Nr. 56 (1960) S. 328—338.

Diese Studie vergleicht die Aussagen des hl. Bernhard und des hl. Thomas von Aquin mit denen Calvins über die Freiheit des menschlichen Willens nach erfolgter Heiligung und findet, daß, unbeschadet mancher Verschiedenheiten der Begriffe bei Thomas durch Aufnahme der aristotelischen Anthropologie, in der Sache dasselbe gemeint wird, so daß heute gemeinsame Aussagen möglich wären, die jeden illegitimen Synergismus ausschließen.

BRENNECKE, Gerhard. *Südafrika — Probefall der ökumenischen Gemeinschaft.* In: Ökumenische Rundschau Jhg. 9 Heft 4 (Oktober 1960) S. 172—193.

Für die im Dezember tagende ökumenische Schlichtungskonferenz für Südafrika hat hier ein Missionar und Kenner der Geschichte dieses Erdteils ein beispielhaftes Gutachten verfaßt, das im ersten Teil mit reifem, sachlich begründetem Urteil die politische Entwicklung der sog. Apartheids-Gesetze. die eigentlich die Gründung eigenständiger Bantu-Heimatländer bezwecken, und im zweiten Teil die sehr komplizierte Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse darlegt, die durch den Gegensatz der zu „Nationalkirchen" gewordenen anglikanischen und der holländisch-reformierten Gruppen gekennzeichnet ist, ein bisher auch theologisch unbewältigter Gegensatz, der alle Ansätze zu einer ökumenischen Gesamtverantwortung immer wieder scheitern ließ. Reiche Literaturangaben und gute statistische Einblicke sorgen für eine gründliche Unterrichtung.

EHRLICH, Ludwig/MICHEL, Otto/THIEME, Karl. *Der Stand des Gesprächs zwischen Christen und Juden.* In: Freiburger Rundbrief Folge 12 Nr. 49 (26. September 1960) S. 20 bis 26.

Dieses Heft, das zum 60. Geburtstag der verdienten Pionierin christlich-jüdischer Verständigung Frau Dr. Gertrud Luckner als Sonderausgabe erschienen ist, behandelt Fragen der christlich-jüdischen Verständigung und Zusammenarbeit nach 1945 in Deutschland (Willehad Eckert OP), in Österreich (Kurt Schubert), in der Schweiz (Herbert Haag), in England (Irene Marinoff), in den Niederlanden (A. C. Ramselaar) u. a. Über den Stand des Gespräches zwischen Christen und Juden schreiben aus jüdischer Sicht Ernst Ludwig Ehrlich, aus evangelischer Sicht Otto Michel und aus katholischer Sicht Karl Thieme. Alle drei betonen den komplementären Charakter der beiden großen Weltreligionen. „Kirche und Judentum sind gewarnt, nicht den Zusammenhang mit diesem Ölbaum zu verlieren" (Michel), „die Zeit der Bekehrungspredigten aber halten wir für endgültig überholt" (Thieme), „der individuelle Jude kann heute nicht mehr Christ werden; wer das von ihm verlangt, vergewaltigt ihn" (Ehrlich; dazu Thieme, ebd. 26).

LAU, Franz. *Die Königsherrschaft Jesu Christi und die lutherische Zweireichelehre.* In: Kerygma und Dogma Jhg. 6 Heft 4 (Oktober 1960) S. 306—326.

Der lutherische Verfasser erörtert die aktuellen theologischen Gegensätze, die nach der Entdeckung des Begriffs der Königsherrschaft Christi im Neuen Testament zwischen den Reformierten und den Lutheranern in der Staatslehre neu aufgebrochen sind. Die lutherische Zweireichelehre wird theologisch und geschichtlich erklärt, ihr unabdingbares Nein zu jeder christokratischen Staatsbegründung verteidigt, aber zugegeben, daß dies lutherische Nein nicht genüge, sondern durch eine biblisch begründete Lehre überprüft werden müsse, aber nicht durch Zuhilfenahme des Naturrechts.

L'HUILLIER, Pierre, Archimandrit. *Théologie de L'Épiclèse.* In: Verbum Caro Nr. 56 (1960) S. 307—327.

Eine theologische und dogmengeschichtliche Darlegung der in allen Ostkirchen gemeinsamen Epiklese als logischer Gipfelung des Offertoriums. Sie gibt einen tiefen Einblick in die Struktur der biblisch aufgefaßten Liturgie der Ostmesse und erklärt anschließend, daß und warum die römische Messe bald die Epiklese zugunsten der biblisch nicht zu rechtfertigenden Konzentration auf die Wiederholung der Konsekrationsworte Christi durch den Priester aufgegeben hat. Die Wiederaufnahme der Epiklese in die lateinische Messe würde allen Gefahren einer einseitigen Deutung der Messe wirksam begegnen.

PRENTER, Regin. *Der Auftrag der evangelischen Kirche gegenüber dem Anspruch des römischen Katholizismus.* In: Ev.-luth. Kirchenzeitung Jhg. 14 Nr. 20 (15. Oktober 1960) S. 305 bis 310.

Der im Kontroversgespräch geübte dänische Lutheraner formuliert zunächst in Revision überholter protestantischer Standpunkte, wieweit man mit der römisch-katholischen Kirche einiggehen kann, um dann von der unaufgebbaren lutherischen Rechtfertigungslehre her das „Allein" gegen jeden Synergismus zu verteidigen und gegen neuere Interpretationen des Tridentinum zu erklären, daß sich die Lage im Entscheidenden nicht geändert habe. Insbesondere werden drei Vorbehalte gegen den Papalismus, die Mariologie und die Meßopferlehre angemeldet, die als Auswüchse des Synergismus verstanden werden, der besonders schwer wiegt, wo das Sakrament des Abendmahls als Opfer umgedeutet wird, das von Menschenhand durch den Priester als Sühne dargebracht werden könnte. Eine der Nachwirkungen dieses Aufsatzes dürften die einmütigen Erklärungen von Landesbischof Dietzfelbinger, Bischof Halfmann und Pastor Hans H. Harms anläßlich des Reformationsfestes gegen die „Rückkehr" zur katholischen Kirche sein.

RIESSBECK, Friedrich. *Nachwort zum Eucharistischen Kongreß.* In: Informationsblatt Jhg. 9 Nr. 20 (2. Oktober 1960) S. 317—321.

Im Sinne des Aufsatzes von Prof. Lindbeck (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 94) meldet der Münchner lutherische Pfarrer ernste Vorbehalte gegen die neue katholische Methode der Akkommodation an, die mit einem spekulativen Begriff von „Fülle" der Wahrheiten arbeite und evangelische Erkenntnisse zu einem et-et mit römisch-katholischen vereinigen wolle. Das stehe im Widerspruch zum neutestamentlichen Begriff der „Fülle" und bestätige Luthers Urteil über die „Schwärmerei" des Papsttums. Man habe in München den Eindruck gehabt, daß sich „das Kreuz Jesu Christi unter den Händen des römischen Priesters sehr rasch in ein goldenes Kreuz verwandelte" und das Evangelium von der Herrschaft Christi in einen Machtanspruch der Kirche.

WILKENS, Erwin. *Das Mischehenproblem als ökumenische Aufgabe.* In: Pastoralblätter Jhg. 100 Heft 10 (Oktober 1960) S. 557—578.

Oberkirchenrat Wilkens bemerkt in einem Vorspann zu seinem Aufsatz, in einigen Beiträgen des „Mischehe-Handbuchs für evangelische Seelsorge" (Göttingen 1959) habe sich „die in der Mischehefrage unumgängliche polemische Note nicht immer ausreichend einer ökumenischen Bemühung um den Gegenstand untergeordnet". Dies Bemühen zeichnet seinen ebenso besonnenen wie deutlichen Aufsatz aus, der die Schwierigkeit des Problems nicht verschleiert. Zwei Gesichtspunkte treten deutlich hervor: in evangelischer Sicht zeige die Konstruktion des katholischen Mischeherechtes einmal eine „Vermischung der grundsätzlichen Ebene des Dogmas und des göttlichen Rechts . . . und der pädagogisch bestimmten Ebene kirchlicher Rechtssetzung . . .", dann aber enthalte sie auch „eine Geringschätzung der evangelischen Kirche und ihrer Eheauffassung". Wilkens wendet sich auch gegen „die These von der besonderen Scheidungsanfälligkeit der Mischehe und der eindrucksvollen Festigkeit der katholischen Ehe", die statistisch nicht mehr angebracht sei. Das gemeinsame Bemühen müsse dahin gehen, „die Anfälligkeit der Mischehe für eine fortschreitende Verweltlichung abzubauen, nicht aber durch ein vom Leben nicht mehr angenommenes Mischeherecht zu fördern". Der Aufsatz läuft deshalb in die Forderung aus: „Wir brauchen zur Entkrampfung der Mischehenfrage kluge Entscheidungen besonders der römisch-katholischen Kirche, soweit sie ohne dogmatische Hindernisse möglich sind", wobei freilich der Umfang der dogmatischen Hindernisse infolge der Unterbewertung des Rechtscharakters der Kirche von Wilkens wohl unterschätzt wird. Von Interesse ist die Bemerkung (S. 576), die Tendenz mancher evangelischer Kreise, „das ehestörende Verhalten" nicht weniger römisch-katholischer Priester durch Berufung auf den im Grundgesetz zugesagten Schutz von Ehe und Familie zu bekämpfen, sei nicht so abwegig.

Vorschau auf das Rundfunkprogramm

Wir weisen unsere Leser auf folgende religiös, weltanschaulich und kulturell bedeutsame Sendungen hin

1. Dezember (Donnerstag)

9.00 Schulf.: Alltag im Jahre 2000 (SAA)
9.00 Schulf.: Um die Menschenrechte (FRA)
10.00 Schulf.: In den Todeszellen von Plötzensee (SFB)
10.40 An der Schwelle der Ewigkeit, *E. Schenk* (ÖRF II)
14.35 Lesen und lesen lassen, *H. Weigel* (ÖRT II)
15.00 Schulf.: Max von Laue (RIAS II)
15.00 Schulf.: 1930—1933: das Unheil naht (SFB)
15.30 Schulf.: Die Polis Athen (FRA)
15.45 Der Essay in unserer Zeit, *F. Taucher* (ÖRW)
16.43 Der 30. Juni 1934 und seine Folgen (RIAS)
16.45 Vergeblicher Versuch Lenins, Kamtschatka zu verkaufen, *R. Fischer* (SWF)
18.00 Versuch über Paul Heyse, *H. Kamps* (SAA II)
18.15 Das Denken als Instrument politischer Macht (SFB)
20.00 Zum 50. Todestag Leo Tolstois, *M. Rathsprecher* (ÖRW II)
20.30 Streit um den neuen Shakespeare, ein Interview mit H. Rothe (SWF II)
20.45 Schöpferische Begegnung: Rainer Maria Rilke — Lu Andreas-Salomé (SWF)
21.15 Aspekte und Wesen europäischer und nordamerikanischer Großstadtlyrik (RIAS II)
21.30 Über Heimito von Doderer (WDR I)

2. Dezember (Freitag)

15.00 Schulf.: Die Wlassow-Soldaten (BRE)
15.00 Schulf.: Menschen und Unmenschen im Dritten Reich (STU)
15.30 Schulf.: Abschiedsbriefe von Widerstandskämpfern (FRA)
21.00 Der Stille Golf, *J. Pechel* (SWF)
21.45 Gottsucher oder Antichrist? *E. Biser* (STU II)
22.45 Glaube in der säkularisierten Gesellschaft, *H.-J. Baden* (SWF II)
23.00 Indische Menschenkunde, *W. Eidlitz* (BRE II)
23.15 Medizin — Glaubenssache? Ein Gespräch zwischen Betroffenen (SFB)

3. Dezember (Samstag)

16.00 Über Glück und Unglück in der Weltgeschichte, *J. Burckhardt* (BRE II)
16.45 Brot für die Welt (SFB II)
17.40 Von Büchern und Schriftstellern, *W. Wilk* (RIAS II)
18.00 Ist die Schöpfungsgeschichte noch aktuell? *J. Riede* (BRE)
18.30 Schulf.: Der Geist von Locarno: Stresemann — Briand (BRE II)
18.45 Angebot und Nachfrage auf dem Doktorenmarkt (FRA II)
18.55 Weltliteratur — mit den Augen Fridells gesehen, *P. Kruntorad* (ÖRW III)
20.30 Menschen im Notaufnahmelager, *M. Pfeideler* (WDR I)
21.30 Die drei Todeswerkzeuge. Eine Erzählung von G. K. Chesterton (STU II)

4. Dezember (Sonntag)

8.00 Eine Ahnung von der Fülle — P. Alfred Delp, *U. Kühn* (MÜ II)
8.50 Geschehnisse und Vorgänge in der evangelischen Christenheit, *S. v. Kortzfleisch* (STU)
9.33 Johann Gottfried Seume, *G. Birkenfeld* (FRA)
9.45 Darf man in der Not lügen? *J. E. Mayer* (ÖRW)
10.00 Schulf.: Literatur für die Rotationsmaschine (FRA II)
11.00 Experimente der Hoffnung — Tullio Vinay, *K. Hennig* (STU II)
11.15 Der Mensch im Advent, *R. Hauser* (SWF II)
11.45 Der Vorläufer, *D. W. v. Loewenich* (SWF II)
12.00 Eucharistie als Einweihung in den Bruderdienst, *B. Hanssler* (FRA II)
12.00 Afrika zwischen Ost und West, *Scholl-Latour* (SAA II)
13.30 Jugend im Widerstand (FRA II)
16.45 Das Religiöse in der Psychotherapie, *H. Maeder* (FRA II)
18.45 Philosophie ohne Dialog, *G. Zwerenz* (WDR)
19.25 Adventsbetrachtungen, *H. Bezzel* (MÜ)
19.30 Der Mensch und seine Meinung, *E. Kogon* (SFB)
20.00 Das Werden der Evangelien, *C. Westermann* (SFB II)
20.55 Das höfische Epos und sein Vorfeld, *P. Wapnewski* (SFB II)

5. Dezember (Montag)

9.20 Schulf.: Das Jesuskind in Flandern (MÜ)
14.30 Schulf.: Cicero, Untergang der Republik (SAA)
14.35 Was bedeutet Leben unter dem Gesichtspunkt der biologischen Chemie? *A. Butenandt* (ÖRF II)
14.45 Schulf.: Luthers Absage an die Bauern (SWF)
17.45 Schulf.: Der Prager Fenstersturz (SWF II)
18.00 Schulf.: Isaias (SAA II)
20.10 Jugendf.: Geht die Jugend nicht mehr in die Kirche? (SWF II)
20.15 Der Mensch in der Sicht des Arztes, *A. Mitscherlich* (MÜ)
20.45 Zur Situation des Buchhandels und der Verlage in Deutschland, *L. Schubert* (STU II)
21.05 Grundzüge einer Sozialpsychologie: Massen, Spötter und Einsame, *A. Mitscherlich* (MÜ II)
21.15 Reisebericht aus Israel, *H. Eliseit* (SFB)
22.00 Zur Theorie der Motivation, *W. Toman* (RIAS)
22.30 Das Problem der Emigration, *M. Delling* (SWF)

6. Dezember (Dienstag)

9.00 Schulf.: Deutsche Résistance (FRA)
9.05 Schulf.: Das Menschenbild des Mittelalters (ÖRF II)
9.40 Glaube als menschliche Haltung, *W. Schmiele* (FRA)
15.00 Schulf.: Ernst Wiechert (RIAS II)
15.15 St. Nikolaus in Not, nach F. Timmermans (SWF)
16.45 Über die Erneuerung des christlichen Brauchtums, *S. Hornauer* (STU)
20.00 Das Gedruckte und die soziale Wirklichkeit, *G. Kieslich* (FRA II)
20.45 Zum 85. Geburtstag R. M. Rilkes, *R. Hartung* (RIAS II)
22.00 Die jüngsten Entwicklungen in der sowjetischen Literatur, *H. v. Ssachno* (BRE II)
22.00 Zum 95. Todestag A. Kolpings, *F.-J. Reichert* (SAA II)
00.05 Vom neuen Hören, *W.-E. v. Lewinski* (MÜ)

7. Dezember (Mittwoch)

10.00 Schulf.: Ernst Wiechert (RIAS)
14.45 Schulf.: Brasilia — modernste Hauptstadt der Welt (SWF)
15.15 Schulf.: Bischof Pilgrim von Passau (MÜ II)
15.30 Schulf.: Geschichten aus dem Heiligen Land (FRA)
17.45 Die atheistische Literatur der Zone, *K. Kleinhans* (SWF II)
18.00 Schulf.: Die Eroberung Sibiriens (SAA II)
18.00 Das Ringen um den Sonntag, *H. J. Wallraff* (MÜ)
20.00 Die Wunder der Bibel, *C. Westermann* (SFB II)
21.15 Richtiges Denken: begreifen, meinen, urteilen, *L. Marcuse* (MÜ II)
21.30 Das Schicksal der Novalis-Ausgabe, *R. Samuel* (STU II)
22.15 Die tschechische Gegenwartsliteratur, *J. Dresler* (BRE)
23.15 Islamischer Orient zwischen Vergangenheit und Zukunft, *W. Braune* (SFB)

8. Dezember (Donnerstag)

14.45 Schulf.: Das Jesuskind in Flandern (MÜ)
15.00 Schulf.: Der Pakt der Diktatoren — 24. 8. 1939 (SFB)
16.43 Der Tod Hindenburgs (RIAS)
18.45 Selbstkritische Bemerkungen eines Liturgen, *A. Kirchgässner* (FRA II)
20.15 Eine Ahnung von der Fülle — P. Alfred Delp, *U. Kühn* (SFB II)
20.30 Das Werk des Dichters Max Frisch, *K. Deschner* (SWF II)
21.15 Abhängigkeit und Grenzenlosigkeit menschlicher Existenz, *R. Tartler* (BRE)
22.15 Majakowskis revolutionäre und satirische Dichtung, *H. Uhlig* (SWF)
22.25 Maria Immaculata — der unversehrte Mensch, *K. Pauspertl* (ÖRL)

9. Dezember (Freitag)

10.00 Neue Wege der Psychiatrie, *H. W. Jantz* (BRE)
10.00 Schulf.: Ist die Welt unendlich? (RIAS)
15.00 Schulf.: Krankenschwester aus Menschenliebe (FRA II)
17.00 Schulf.: Neue Staaten in Afrika (STU II)
21.20 Die amerikanische Epik zwischen 1920 und 1940, *F. Schonauer* (MÜ II)
21.45 Das Neue am Neuen Testament, *H. Zahrnt* (STU II)
22.30 Die studentischen Verbindungen in Deutschland 1813 bis 1945, *H. Pross* (STU)
23.15 Entstehung und Fortbestehen der „Französischen Gemeinschaft", *D. Wulf* (SFB)

10. Dezember (Samstag)

8.45 Schulf.: Bischof Pilgrim von Passau (MÜ II)
9.00 Schulf.: Vom Choral zur Kantate (FRA)
10.15 Schulf.: Missionshelferin in Korea (STU)
18.00 Die Geißel des Aussatzes und Bericht des Leprosenpfarrers von Kamerun, *M. Schlobben* (BRE)
20.00 Hoffnung und Skepsis der Sechzehnjährigen (MÜ II)
21.40 Die Freiburger Bilderbibel, *A. Meckel* (SWF II)
22.30 P. Agostino Gemelli — Arzt, Gelehrter, Mönch, *E. M. Jung* (MÜ II)

11. Dezember (Sonntag)

9.05 Humanismus im technischen Zeitalter, *R. Riedel* (MÜ)
9.33 Porträt des Lyrikers Novalis, *G. Hartlaub* (FRA)
9.45 Die Treue ist kein leerer Wahn, *H. S. Braun* (ÖRT I)
10.00 Schulf.: Unbewältigte Vergangenheit (FRA II)
10.00 An den Grenzen von Beobachtung und Theorie, *H. Kienle* (STU)
10.30 Die Metaphysik des Leidens im amerikanischen Roman der Gegenwart, *W. Kahn* (SWF)
11.00 Über die Demut, *B. Häring* (BRE)
11.00 Experimente der Hoffnung: Danilo Dolci, *G. Thomas* (STU II)
11.15 Die verhaltene Freude, *R. Hauser* (SWF II)
11.30 Was ist der Mensch? *H. J. Schoeps* (SAA)
12.30 Die chaldäischen Christen am Urmia-See, *K. Müller* (MÜ II)
13.30 Schlesien unter den Habsburgern, *G. Pohl* (MÜ II)
16.45 Unbewußte Seelenkräfte, *H. Maeder* (FRA II)
18.00 Vom Ursprung des Lebens, *M. Marlet* (ÖRL III)
20.00 Der Schöpfer und die Schöpfung, *C. Westermann* (SFB II)
21.25 Die höfische Welt und ihre Gebrechlichkeit, *P. Wapneswski* (SFB II)

12. Dezember (Montag)

9.05 Schulf.: Der Antichrist, *W. Solowjow* (ÖRF II)
10.15 Schulf.: Ignatius von Loyola (STU)
16.45 Der Mensch zwischen den Zeiten, *J. Rast* (BRE)
18.15 Über falsche und echte Adventserwartung, *J. Fasbender* (SFB)
20.10 Information als Produktion und Konsum, *H. Schelsky* (SAA II)
21.05 Die Politik der Individuen, *A. Mitscherlich* (MÜ II)
21.30 Nobelpreis für Literatur: Saint-John Perse, *H. Uhlig* (SFB)
22.00 Persönlichkeitsentwicklung, Neurose und Kultur, *O. W. Haseloff* (RIAS)
22.30 Deutsche Publizistik im Widerstand, *H. Diel* (SWF)

13. Dezember (Dienstag)

15.00 Schulf.: Neue Staaten in Afrika (STU)
15.00 Schulf.: Der französische Surrealismus (RIAS II)
15.30 Schulf.: Erziehung zum aufmerksamen Hören (SFB)
17.30 Geht Afrika einen eigenen Weg? *L. Lohrisch* (WDR)
19.20 Die Tragödie des Martin von Tours, *H. P. Richter* (WDR)
22.25 Erfahrungen einer Studienreise durch den Nahen Osten, *B. Freudenfeld* (ÖRS)

14. Dezember (Mittwoch)

16.45 Die Botschaft für die Welt, *D. T. Niles* (SFB)
18.00 Wandlungen in der evangelischen Diakonie, *H. Riedel* (MÜ)
19.15 Die Kirche und der „polnische Weg zum Sozialismus", *P. Jung* (SAA)
20.00 Die Bibel und das Gotteswort, *C. Westermann* (RIAS II)
21.05 Grillparzer — Dichter des Abendlandes, *H. Bauer* (RIAS II)
22.00 Neurose, Psychopathie und Psychose, *L. Bellak* (RIAS)
22.15 Die polnische Gegenwartsliteratur, *T. Nowakowski* (BRE)

22.25 Wie ich ein Leser wurde, *K. Ihlenfeld* (ÖRG)
23.15 Hat afrikanische Kunst Weltgeltung? *W. Fröhlich* (SFB)

15. Dezember (Donnerstag)

9.00 Schulf.: Der spartanische Kosmos (FRA)
10.00 Schulf.: Das Kriegsende in Berlin (SFB)
15.00 Schulf.: Sind wir die einzigen Menschen im Universum? (RIAS II)
15.45 Der Essay in unserer Zeit, *F. Taucher* (ÖRW)
16.00 Erziehung zur Freiheit, *K. Holzamer* u. *S. Dobretsberger* (ÖRL II)
16.45 Das veränderte Menschenbild, *K. F. Borée* (SWF)
17.15 Ausgrabungen in Lorch, *F. Holter* (ÖRL II)
18.45 Was wären wir ohne Ketzer? *D. Schmidt* (FRA II)
19.05 Der Strukturwandel bei Arbeitern, Angestellten und Beamten, *P. Jostock* u. *Th. Risse* (MÜ II)
21.15 Zur Psychologie des „Mitarbeiters", *P. Kimming* (BRE II)
22.15 Literatur im Zeitalter der Wissenschaft, *H. Schirmbeck* (SWF)
23.00 Der Weg zum Absoluten, *H.-S. v. Heister* (SFB)

16. Dezember (Freitag)

9.00 Schulf.: Der Roman erzählt seine Geschichte (FRA)
17.15 Ewigkeit und Gegenwart, *F. Binder* (ÖRW II)
20.45 Die Unordnung des Geldwesens — eine moralische Krankheit? *A. Rüstow* (STU)
21.20 Gegenwärtige Strömungen im Roman, *F. Schonauer* (MÜ II)
21.45 Utopie und Resignation, *Th. Ellwein* (FRA)
21.45 Die Unheiligkeit des Eides, *J. Rausch* (STU II)
22.45 Diagnose des Protestantismus: Meditation und Frömmigkeit, *H.-J. Baden* (SWF II)
23.00 Indische Heilswege: Wissen und dienende Gottesliebe, *W. Eidlitz* (BRE II)
23.15 Freiheit und Recht im deutschen Sprach- und Hausgebrauch, *Th. Ellwein* (SFB)

17. Dezember (Samstag)

9.00 Schulf.: Aufstand hinter Stacheldraht (BRE)
14.00 Die Krippenschnitzer aus dem böhmischen Niederland (MÜ II)
19.05 Die Kollektivierung des Christen, *L. v. Thadden* (SAA)
20.00 Überwindung von Raum und Zeit, *H. Gartmann* (FRA II)
22.00 Zum 85. Geburtstag R. M. Rilkes, *L. Unger* (ÖRW III)

18. Dezember (Sonntag)

8.00 Das Gebet der Kirche, *F. Leist* (MÜ II)
8.15 Schule des Wartens, *J. Zimmermann* (SWF II)
9.05 Felsenheiligtümer im Heiligen Land, *A. Lübke* (MÜ)
9.45 Die wahre und die falsche Ehre, *H. S. Braun* (ÖRT)
10.00 Über die Höflichkeit, *E. Spranger* (STU)
10.30 Evangelischer Friede, *L. Ziegler* (SWF)
11.00 Experimente der Hoffnung: George Macleod, *J. Lehmann* (STU II)
11.15 Die büßende Umkehr, *R. Hauser* (SWF II)
18.00 Soziologie der Ehelosen und der Familie, *O. v. Nell-Breuning* (ÖRL III)
18.30 Advent und der Mensch von heute, *R. George* u. *H. Eidens* (RIAS II)
19.45 Lamentatio über die deutsche Weihnacht, *V. Sturm* (STU)
20.00 Die Bergpredigt, *C. Westermann* (SFB II)
21.00 Vom Maß in der Dichtung — Literatur der Massen ohne Maß, *P. Wapnewski* (SFB II)

19. Dezember (Montag)

8.15 Schulf.: Stifter: Der Hochwald (MÜ)
14.35 Die Bedeutung der Psychoanalyse im amerikanischen Alltag I, *A. Farau* (ÖRW II)
22.00 Moderne Wissenschaft vom Menschen, *R. Merton* (RIAS)
22.30 Der Nobelpreis für Saint-John Perse, *K. Colberg* (SWF)

20. Dezember (Dienstag)

15.45 Josef Leitgeb: GeorgTrakl, *E. Hättich* (ÖRT)
16.45 Christentum und Gegenwart: neue Bücher (STU)
17.45 Der Roman im 19. Jahrhundert, *M. Rychner* (SWF II)
20.45 Weltreise 1960, *K. Mehnert* (STU)
22.40 Die Dunkelheit in der neueren westlichen Dichtung, *L. W. Kahn* (STU)

21. Dezember (Mittwoch)

9.20 Schulf.: Nikolaus von Kues (MÜ)
10.40 Schulf.: Dichter erleben die Weihnacht (ÖRF II)
14.35 Die Krippe des hl. Franziskus, *H. Melchers* (ÖRS II)
17.45 Ist Religion ein Ausdruck von Lebensschwäche? *G. Strübel* (SWF II)
18.00 Was ist wandelbar an den Konzilien? *M. v. Galli* (MÜ)
20.00 Das Geheimnis der Gleichnisse, *C. Westermann* (SFB II)
21.15 Ist das Schöne schön? *G. Schmidt* (MÜ II)
21.25 Über die Höflichkeit, *E. Spranger* (STU II)
22.20 Über die Sentimentalität, *M. Dombrowski* (MÜ II)

22. Dezember (Donnerstag)

15.45 Die Masse entdeckt die Menschenwürde, *J. Maderer* (ÖRK)
16.30 Die utopische Dichtung von ihren Anfängen bis heute, *E. Pablé* (ÖRK)
16.45 Ökonomie des Lebens, *J. Bodamer* (SWF)
20.00 Zum 30. Todestag von Fritjof Nansen, *M. Hanusch* (ÖRL II)
20.30 Vom Sinn und Wesen der Heiligen, *B. Müller* (SWF II)
22.15 Die eine Welt und die eine Kirche bei Solowjew, *W. Vetter* (SWF)

23. Dezember (Freitag)

9.20 Fränkische Kreuzfahrer auf dem Peloponnes (MÜ)
14.35 Die Bedeutung der Psychoanalyse im amerikanischen Alltag II, *A. Farau* (ÖRW II)
17.40 Die Kirche in der Welt, *K. Rudolf* (ÖRW II)
17.40 Die Herbergssuche, *E. Burgey* (STU)
19.30 Weihnachtsbotschaft Papst Johannes' XXIII. (MÜ)
21.20 Auf dem Wege zur objektiven Literatur, *F. Schonauer* (MÜ II)
21.45 Weihnachtsansprache von Papst Johannes XXIII. (SFB)
22.15 Weihnachtsbotschaft Papst Johannes' XXIII. (SWF)
22.45 Die ideologische Gegen-Kirche, *H.-J. Baden* (SWF II)
23.15 Die weltgeschichtlichen Spekulationen der spätantiken Christen, *S. Guthmann* (SFB)

24. Dezember (Samstag)

10.30 Worte an Einsame, *H. Lipinsky-Gottersdorf* (STU)
17.00 Die Geschenke und das Geschenk, *A. Goes* (SWF)
17.30 Christvesper, Ansprache *H. J. Stein* (STU)
18.00 Evangelische Christvesper (SFB)
18.45 Weihnachtsbotschaft Papst Johannes' XXIII. (SWF II)
20.00 Weihnachtsansprache Papst Johannes' XXIII. (SAA)
21.00 Ansprache von Bischof Otto Dibelius (RIAS)
21.45 Ansprache von Kardinal Döpfner (RIAS)
22.00 Weihnachtsbotschaft Papst Johannes' XXII. (STU)
22.15 Das Weihnachtsoratorium von J. S. Bach (STU)
22.30 „Heilige Nacht" von L. Thoma (MÜ)
23.00 Die Weihnacht des Abbé Gaston, *Bruce Marshall* (SWF)
23.00 Evangelischer Mitternachtsgottesdienst (SFB II)
23.00 Weihnachtsansprache von Papst Johannes XXIII. (RIAS)
23.30 Christmette (MÜ)
23.45 Mitternachtsmette (SAA)
23.50 Christmette (STU)
0.00 Christmette (SWF I u. II)
0.00 Katholische Mitternachtsmesse (SFB)
0.00 Evangelischer Christnacht-Gottesdienst (RIAS)

25. Dezember (Sonntag)

8.00 Die Macht der Friedfertigen, *Reinhold Schneider* (MÜ II)
8.00 Weihnachten an der Wiege des Christentums, *R. W. Schloss* (SWF II)
11.00 Die Weihnachtsgeschichte und der moderne Mensch, *G. Gloege* (STU II)
11.15 Gegenwart des Kindes, *H. U. v. Balthasar* (SWF II)
11.45 Gott kommt zu uns, *W. Künneth* (SWF II)
19.05 Die Stunde des Menschen, *A. Goes* (MÜ II)

26. Dezember (Montag)

9.05 Die Weihnachtsvision der hl. Birgitta, *J. Dünninger* (MÜ)
9.30 Die Nachfolge Christi, *G. Fesenmayer* (MÜ II)
10.30 Evangelischer Friede, *L. Ziegler* (SWF)
11.15 Gegenwart der Zukunft, *H. U. v. Balthasar* (SWF II)
11.45 Gott rettet uns, *W. Künneth* (SWF II)
19.45 Schlagwort Inkarnation, *R. Spaemann* (STU)

27. Dezember (Dienstag)

16.45 Christentum und Gegenwart, *J. Ch. Hampe* (STU)
17.15 Katholisches Zeugnis — gestern und morgen, *F. Weigand-Abendroth* (ÖRW II)
18.40 Gefahren der modernen Technik, *G. Böse* (ÖRS III)

28. Dezember (Mittwoch)

17.15 Neues über Walther von der Vogelweide, *K. K. Klein* (ÖRT II)
18.00 Erwarten wir nicht zuviel vom kommenden Konzil? *M. v. Galli* (MÜ)

29. Dezember (Donnerstag)

15.00 Gedanken zu Wallfahrtswanderungen, *E. Pablé* u. *L. Plakolb* (ÖRK II)
15.45 War Goethes Weimar eine Musenstadt? *E. Zdenek* (ÖRK)
18.40 Was ist Quantenmechanik? *N. Pucker* (ÖRG III)
22.15 Verlust und Wiederkehr des Engels in der Dichtung, *P. Jokostra* (SWF)

30. Dezember (Freitag)

17.15 Das heidnisch-christliche Haus auf dem Coelio in Rom, *E. v. Protzen* (ÖRS II)
18.40 Der Mensch im Bewußtsein der anderen, *M. Knilli* (ÖRW III)
21.45 Unglauben des Ungeistes, *R. Röhricht* (STU II)

31. Dezember (Samstag)

21.05 Kleine deutsche Kulturgeschichte seit 1945, *J. Kaiser* (MÜ II)

(BRE) Radio Bremen; (FRA) Hessischer Rundfunk Frankfurt; (MÜ) Bayerischer Rundfunk München; (NDR) Norddeutscher Rundfunk; (ÖRF) Österr. Rundfunk; (ÖRG) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Graz; (ÖRK) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Klagenfurt; (ÖRL) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Linz; (ÖRS) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Salzburg; (ÖRT) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Tirol; (ÖRW) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Wien; (RIAS) RIAS Berlin; (SAA) Saarländischer Rundfunk; (SFB) Sender Freies Berlin; (STU) Süddeutscher Rundfunk; (SWF) Südwestfunk; (WDR) Westdeutscher Rundfunk

HERDER-KORRESPONDENZ

Viertes Heft — 15. Jahrgang — Januar 1961

Ich habe Ihn gebeten, als Erlöser in mich zu kommen, damit ich eine Ausdehnung Seiner Menschheit für Ihn sei und Er auch in mir Seinem Leben der Sühne, des Opfers, des Lobes und der Anbetung Dauer verleihe.

Elisabeth von Dijon

Um einen guten Fortgang der Vorbereitungsarbeiten zum Ökumenischen Konzil. Allgemeine Gebetsmeinung für Februar 1961

1. Nach einer byzantinischen Messe, die Papst Johannes XXIII. am 13. November 1960, dem Fest des hl. Johannes Chrysostomos, Patriarchen von Konstantinopel, persönlich in St. Peter als „Capella papale" feierte, erklärte der Heilige Vater anschließend, mit diesem byzantinischen Gottesdienst (gerade mit diesem!) beginne die Phase der eigentlichen Vorbereitung des II. Vatikanischen Konzils, dessen Kommissionen er am folgenden Tage in einer gemeinsamen Audienz ebenfalls in St. Peter empfing (vgl. ds. Heft, S. 166). Das Konzil, sagte der Papst nach der Capella papale, solle „der Kirche Christi den Glanz der einfachen und reinen Linien ihrer Urzeit zurückgeben". Welch ein reformatorisches Programm, wohl zum erstenmal von einem modernen Papst verkündet! Keine Reform der Abwehr wie vor 400 Jahren, sondern eine Reform der Rückkehr zum Anfang. Man muß sich da wohl fragen, wieweit die katholischen Gläubigen einschließlich des Klerus darauf vorbereitet sind, die Kirche Christi in den einfachen und reinen Linien ihrer Urzeit zu sehen und vieles freiwillig abzulegen, was seitdem an Schöpfungen zeitbedingter oder privater Frömmigkeit ihre Räume erfüllt und oft genug das zentrale Mysterium verstellt hat, verstellt für den Sinn der katholischen Gläubigen wie erst recht für den Sinn der nach der Urzeit zurückfragenden getrennten Christen. Die Durchführung eines Reformkonzils, dessen bewußte Begrenzung, nach den Worten des Papstes vor den Kommissionen, darin liegt, daß es „zunächst ausschließlich sich mit dem beschäftigt, was unsere Mutter, die katholische Kirche, und ihre innere gegenwärtige Organisation betrifft", erfordert nicht nur „reichlich Zeit", sondern es bedarf auch der „besseren Charismen", von denen der Apostel Paulus im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes spricht, vor allem der Liebe Christi, damit auch die getrennten Brüder diese Erneuerung der römisch-katholischen Kirche als ihre Angelegenheit erkennen. Dieser Charismen bedürfen sowohl die Leiter und Mitglieder der Kommissionen und Sekretariate als auch die Konzilsväter, Konsultoren und schließlich die Gläubigen, die das Konzil durch ihr Gebet mitvorbereiten sollen. Der Heilige Vater hat es deutlich genug gesagt, daß wichtige Vorentscheidungen schon im Stadium der Vorbereitung fallen, „besonders wenn die allmählich fortschreitende Aufhellung der Horizonte (nach anfänglicher Unsicherheit) Schritt für Schritt offenbar macht, daß der Herr eingreift, um zu erleuchten, zu ermutigen, weiter voranzuschreiten mit weitem Herzen ..." Der Herr hat eingegriffen! Das ist eine gute Nachricht aus dem Munde dessen, der es wissen muß.

2. In seiner Ansprache an die Konzilskommissionen setzte der Papst das kommende Konzil ab von der Geschichte der ersten 20 Ökumenischen Konzilien (römischer Zählung). Es gehe heute nicht nur um eine Sicherstellung der Reinheit der Lehre, sondern um einen konzentrierten summarischen Akt der Glaubensverkündigung in einer Welt, „die sich mit Mühe gegenüber der Verzauberung und den Gefahren des fast ausschließlichen Strebens nach materiellen Gütern aufrechtzuerhalten vermag". Heute „handelt es sich um mehr als um den einen oder anderen Gegenstand der Lehre oder der Disziplin, den man wieder an die reinen Quellen der Offenbarung und die Überlieferung zurückrufen müßte, es handelt sich um die Substanz des menschlichen und christlichen Denkens und Lebens ..." Der Papst unterstrich es: „Wirklich große Dinge erwarten Wir von diesem Konzil. Es will eine Erneuerung der Kräfte des Glaubens, der Lehre, der kirchlichen Disziplin, des religiösen und geistlichen Lebens vollbringen und außerdem einen großen Beitrag leisten zur Wiederbefestigung jener Grundsätze der christlichen Ordnung, die auch den Fortschritten im bürgerlichen, wirtschaftlichen, politischen und sozialen Leben Sinn und Ziel geben ..." Der Papst sieht wohl die Lage der Kirche als ernst an. Aber er will uns Mut machen: „Christus, der Sohn Gottes und unser Heiland, hat sich nicht entfernt von der Welt, die er erlöst hat. Und die Kirche, die er gestiftet hat, die eine, heilige und apostolische Kirche, bleibt für immer sein mystischer Leib, dessen Haupt er ist und mit dem jeder Gläubige verbunden ist. Das ist der Angelpunkt, an dem jeder Getaufte [also nicht nur der römische Katholik] festhalten muß: Die Zugehörigkeit zur Kirche Jesu ist nicht ein einfaches Merkmal individuellen Charakters des einzelnen, sondern hat eminent sozialen Charakter in allem." Alle bilden den Orbis catholicus, die Ecclesia catholica. Auf diese Erkenntnis gründet Papst Johannes seine Hoffnung, daß die getrennten Brüder um Christi willen die katholische Einheit mit dem römischen Primat wiederfinden werden, und er selber tut, was er vermag, um sein Gelöbnis zu halten: allen, die ihn suchen und besuchen, selbst bedeutenden Oberhäuptern der getrennten Gemeinschaften, die Erfahrung zu schenken, daß er auch für sie der gute Hirte ist. Man darf aus diesem Teil seiner Ansprache wohl heraushören, daß ein Hauptthema des Konzils die Weitung der Lehre von der Kirche sein wird. Dazu gehört freilich, daß man auch grundsätzliche Wege findet, die getrennte theologische Tradition des östlichen

und des lateinischen Christentums mit ihren sehr verschiedenen Akzenten wieder in eine echte Zusammenschau allen verständlicher sprachlicher Formulierung aus den Quellen der Offenbarung zu bringen.
Dieser Lehrakt des Konzils wird wohl nur dann in vollkommener Reinheit auskristallisieren, wenn sich alle Gläubigen, auch die getrennten Christen, an der Arbeit der Vorbereitung durch ihr anhaltendes Gebet beteiligen und schon in diesem Beten die Weitung des Herzens durch Vertiefung in die Hirtenliebe und in die Sprache Jesu Christi vollziehen. Sonst ist noch nicht erkennbar, welche Themen aus den Eingaben der Bischöfe und Fakultäten ausgewählt worden sind. Es scheint, daß der Papst darüber „die Liebe zum Schweigen" angeordnet hat, ein Zeichen dafür, daß er nicht wünscht, es könnten kühne Lösungen anstehender Fragen vorher zerredet und gefährdet werden, ehe er selber sie geprüft und bestätigt hat. Das bedeutet aber schwerlich, daß die Stimme der urteilsfähigen Gläubigen zum Schweigen gebracht werden soll. Denn nur durch eine wohlgepflegte öffentliche Meinung in der Kirche über die Aufgaben des Konzils kann die immer noch mangelnde Teilnahme der Gläubigen an der Erneuerung geweckt werden. Allerdings bittet der Papst ausdrücklich „diejenigen, die zwar nicht mit uns das ganze katholische Glaubensbekenntnis teilen, dennoch aber aufrichtig und vertrauensvoll nach Unterrichtung über die Arbeit des Konzils verlangen", sie möchten noch warten, bis die Kommissionen ihre Arbeit vollendet haben „und alles gut vorbereitet und besser geordnet ist für Begegnungen auf einem höheren Niveau des Geistes, des Herzens und der übernatürlichen Sicht, auf die sich der Geist des Herrn niederlassen könnte . . ."
3. Diese Bitte um Zurückhaltung im Interesse einer aussichtsvolleren Begegnung zum rechten Zeitpunkt mag ihre Ursache in den unbestreitbaren Schwierigkeiten haben, die sich nun während der Ausarbeitung der Schemata für das Konzil ergeben werden. Die römisch-katholische Kirche ist, wie immer wieder gesagt werden muß, kein uniformer Monolith, es gibt in ihr weit auseinanderstrebende theologische und kirchenpolitische Richtungen, die mit der Antithese: Traditionalisten und Reformer im Geist der christlichen Urzeit, d. h. der Bibel, nur unzulänglich bezeichnet werden. Die eigentliche Kühnheit des päpstlichen Konzilsplanes liegt wohl darin, daß er durch eine weise Mischung der Kommissionen und Konsultoren die bestehenden Richtungen in der Kirche zusammengeführt, zur Aussprache genötigt und zur Vorlage gemeinsamer Entwürfe verpflichtet hat, die den Erfordernissen der von ihm anscheinend sehr klar gesehenen Erneuerung Rechnung tragen, ohne die echten Werte der Tradition preiszugeben. Nicht umsonst hat der Heilige Vater die vereinigten Kommissionen an die großen Schwierigkeiten früherer Konzilien erinnert. Durch die Bestellung der Vorsitzenden der Kurienkongregationen zu Leitern der Konzilskommissionen ist der Gefahr bereits vorgebeugt, daß die Vorbereitungsarbeiten zu einem Konflikt zwischen den Kommissionen des Konzils und den römischen Behörden der Kirche führen. Die Schwierigkeiten kommen ja nicht nur von der Frage, ob und wie das unwandelbare Dogma der Kirche neu verstanden und verständlich gemacht werden soll und wie die Liturgie den Völkern der Kirche nähergebracht oder wie die Stellung des Laien in der Kirche bestimmt werden soll, damit ihre missionarische Dynamik in der modernen Welt verstärkt werde, sie kommen auch von der verschiedenen Einschätzung der Weltfragen selber und dem Verhältnis der hierarchischen Kirche zum Staat und zur Gesellschaft, Einschätzungen, die von entgegengesetzten Voraussetzungen und Erfahrungen ausgehen, wie etwa der konservativen Haltung des italienischen Episkopats und der freizügigen Haltung der Hierarchie in den Vereinigten Staaten oder Frankreich. Was seit dem zweiten Weltkrieg im Bereich der theologischen Diskussionen der einzelnen Länder verblieb, prallt nun im Schoße der verschiedenen Kommissionen aufeinander, um entscheidungsreif zu werden.
Schließlich wird um das Maß katholischer Weite gerungen werden, das zur Lösung der ökumenischen Verantwortung der Kirche nötig ist. Es hat sich zwar gezeigt, daß auch die romanischen Länder mit erstaunlichem Eifer dem Appell des Papstes gefolgt sind und sich dem Studium ökumenischer Fragen durch eigene Publikationen und Nachrichten geöffnet haben. Aber diese Bereitschaft steht wohl noch zu sehr unter der Erwartung, daß die getrennten Christen auf dem Wege sind, bei der Suche nach der Einen Kirche die römisch-katholische Kirche anzusteuern, während sie doch in sehr eigener „lebendiger Tradition" voranschreiten, in der Hoffnung, die römisch-katholische Kirche werde sich aus ihrer „Isolierung" in die ökumenische Dynamik hineinziehen lassen und ein mitwirkender Faktor innerhalb des Weltrates der Kirchen werden (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 138 ff.). Angesichts dieser internen Auseinandersetzung in den Konzilskommissionen, über die wir kaum etwas erfahren werden, ist es um so nötiger, daß sich im Stadium der Vorbereitungsarbeiten die öffentliche Meinung in der Kirche sachkundig zu Wort meldet, daß sie durch die Stimme der Bischöfe zum Verständnis entscheidender Fragen angeleitet und somit dem Papst, der das letzte Wort hat, ein möglichst vollständiges Bild von den Notwendigkeiten der Reform vermittelt wird. Auch darum sollte sich das Gebet der Gläubigen sorgen. Es wäre nicht gut, von dem II. Vatikanischen Konzil zu viel zu erwarten — die Entwicklung der Kirche pflegt keine Sprünge zu machen —, es ist aber gut, viel, sehr viel für sein gutes Gelingen zu tun, solange es noch Zeit ist. Die Früchte des Konzils fallen uns nicht in den Schoß. Wir werden ernten, was wir gesät haben.

Die Allgemeinen Gebetsmeinungen des Heiligen Vaters für 1961

Januar: Daß die Hindernisse, die der Wiedervereinigung aller Christen entgegenstehen, durch die Wahrheit und Liebe Christi hinweggeräumt werden (Ut impedimenta, quae unioni christianorum iterum efficiendae obsunt, veritate et caritate Christi removeantur).
Februar: Um einen guten Fortgang der Vorbereitungsarbeiten zum Ökumenischen Konzil (Ut ea, quae Concilio Oecumenico parando fiunt, prospere procedant).
März: Daß die Familien in den Gefahren des heutigen Fortschrittes durch die Lehren des Glaubens und öfteren Sakramentenempfang gestärkt werden (Ut familiae inter hodierni progressus insidias per doctrinam fidei et frequentiorem Sacramentorum susceptionem roborentur).
April: Daß dem Priestermangel durch die Hilfe, welche die Katholische Aktion und die übrigen Laienvereinigungen dem hierarchischen Apostolat leisten, entsprechend begegnet werde (Ut sacerdotum penuriae, per sollertem operam praestitam ab Actione Catholica ceterisque laicorum consociationibus apostolatui hierarchico, rite occurratur).

Mai: Daß in der Kraft des Heiligen Geistes die religiöse Gleichgültigkeit überwunden werde (Ut Sancti Spiritus virtute indifferentismus in re religiosa pessumdetur).
Juni: Daß die Herz-Jesu-Verehrung im Geiste der Kirche und mit solchen Mitteln gefördert werde, die den heutigen Menschen ansprechen (Ut cultus Sanctissimi Cordis secundum Ecclesiae mentem et ope mediorum hodiernis hominibus congruentium promoveatur).
Juli: Daß die Menschen ihre Freizeit nach dem Gesetz Gottes zur Gesundung der Seele und des Leibes verbringen (Ut tempus liberum secundum legem Dei ad sanitatem mentis et corporis fovendam insumatur).
August: Daß nicht die Wachsamkeit gegenüber dem gottlosen Kommunismus, wie er gelehrt und praktisch gelebt wird, aus Verlangen nach einem Scheinfrieden nachlasse (Ne vigilantia contra athei communismi periculum, doctrina et re vigentis, falsae desiderio pacis remittat).
September: Daß die öffentliche Meinung mit allem Eifer nach dem natürlichen Sittengesetz und der Lehre der Kirche geformt werde (Ut publica opinio rectae rationi atque Ecclesiae Magisterio sedulo conformetur).
Oktober: Daß die Zahl der katholischen Universitäten wachse und ihre Hilfsmittel vermehrt werden (Ut Catholicae Studiorum Universitates numero atque opibus augeantur).
November: Daß die Zeit des Alters in ihrer Bedeutung richtig erkannt und dieser Erkenntnis entsprechend zugebracht werde (Ut tempus senectutis rite aestimetur et transigatur).
Dezember: Daß allen Menschen nach Recht und Billigkeit Anteil an den Gütern der Erde gegeben werde (Ut bona terrae iusta et aequa ratione inter homines distribuantur).

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Politische Erklärung der Hildesheimer Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken

Im Rahmen der diesjährigen Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, die am 22./23. November in Hildesheim tagte, hat die Vollversammlung folgende „Politische Erklärung" der Öffentlichkeit übergeben:

Zu Fragen der politischen Verwirklichung des Gemeinwohls Stellung zu nehmen ist Recht und Pflicht aller, die zur Verfassung unseres Staates stehen. Vor aller Öffentlichkeit und noch bevor die politischen Parteien mit ihren Wahlprogrammen hervortreten, wollen wir, Vertreter des Katholizismus in der Bundesrepublik Deutschland, unsere Grundsätze und unsere Forderungen an die künftige Politik entwickeln, um damit unseren Beitrag zur Bildung der öffentlichen Meinung zu leisten. Je konkreter und klarer ein solcher Beitrag ist, desto besser dient er der demokratischen Entwicklung des Gemeinwesens. Verschwommene politische Grundsatzprogramme lehnen wir ab.

Wir sind überzeugt, daß auch die staatliche Ordnung und das politische Handeln unter Gottes Gebot stehen. Darum halten wir daran fest, daß Staat und Gesellschaft nach letzten sittlichen Normen gestaltet werden müssen.

I

1. Wir stehen zur freiheitlichen Ordnung unseres Staates, die im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland ihren Ausdruck gefunden und sich in einem Jahrzehnt voller Schwierigkeiten und Gefahren bewährt hat. Wir sind dankbar, daß wir in diesem Staat als Christen mit allen Andersdenkenden in Freiheit leben und wirken können. Um so mehr schmerzt es uns, daß ein Viertel des deutschen Volkes davon ausgeschlossen ist. Auch weiterhin wird die deutsche Politik alle Kraft aufwenden müssen, um Unfreiheit und aufgezwungene Spaltung zu überwinden.

2. Dem Staate muß alles gegeben werden, was er gerechterweise verlangen kann, um Freiheit und Recht durchzusetzen. Der den Weltfrieden gefährdende Konflikt ist kein Konflikt von Machtblöcken, dem wir unbeteiligt zusehen könnten. Es geht um sittliche und rechtliche Grundlagen politischen Handels schlechthin, die hier bejaht, dort verachtet werden, aus denen aber allein der von allen Völkern ersehnte wahre Frieden erwachsen kann.

Darum ist zu fordern

eine zielklare Fortführung der bisherigen Außenpolitik, welche dem wahren Frieden dient, die Einheit Europas anstrebt und die solidarische Gemeinschaft mit der ganzen freien Welt immer mehr festigen soll;

eine entschiedene und vertragstreue Verteidigungspolitik, die den Mut hat, von unserem Volk die notwendigen persönlichen und materiellen Opfer für eine wirksame Verteidigung zu verlangen;

die Weiterführung der Bemühungen um eine allgemeine und kontrollierte Abrüstung, welche geeignet ist, den Weltfrieden zu sichern;

eine gesetzliche Vorsorge für den Fall innerer Notstände, wirksame Maßnahmen zum Schutz der Bevölkerung und eine tatkräftige Abwehr der kommunistischen und nationalistischen Infiltration.

3. Wie in der nationalen so verstoßen auch in der internationalen Gemeinschaft krasse Unterschiede der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklungsmöglichkeiten gegen Gerechtigkeit und Gemeinwohl. Zu ihrer Beseitigung muß auch die Bundesrepublik einen wesentlichen Beitrag leisten. Diese Aufgabe ist so groß, daß sie nur im Zusammenwirken des Staates mit gesellschaftlichen Kräften erfolgreich bewältigt werden kann. Das ganze deutsche Volk muß zu Opfern hierfür bereit sein.

Darum ist zu fordern,

daß der Staat sich der Mitwirkung der Kräfte der Gesellschaft bedient, die zu einer Mitarbeit in der Entwicklungshilfe bereit sind. Indem er sich ihre Erfahrung zunutze macht und ihre kulturellen und wirtschaftlichen Initiativen fördert, vervielfacht er zugleich die Wirkung seiner eigenen Entwicklungshilfe.

II

1. Alle Politik muß davon ausgehen, daß die Bürger des Staates in vielfältigen, natürlichen oder frei gewählten wechselseitigen sozialen Bindungen miteinander leben und im Rahmen der freiheitlichen Grundordnung ein Recht darauf haben. Diese Gruppen tragen den Staat mit, und er seinerseits ist verpflichtet, ihren Bestand und die Freiheit ihres Eigenlebens zu schützen und zu fördern. Die Familie ist die wichtigste Gemeinschaft. Ihr Schutz ist eine vordringliche Aufgabe des Staates.

Darum ist zu fordern

eine Reform der Stellung der Familie in unserer ganzen Rechtsordnung. Besonders dringlich ist eine baldige Revision des Scheidungsrechts, namentlich die Beseitigung des untragbaren § 48 des Ehegesetzes.

2. Die Familie lebt zwar aus dem Opfer. Aber der Staat muß die auf ihr ruhenden besonderen Lasten erleichtern.
Darum ist zu fordern
eine gerechtere Verteilung der Mittel und Lasten, die den Familienstand besser berücksichtigt, ein weiterer Ausbau der Möglichkeiten, für die Familien Eigentum zu bilden, namentlich zu Grund und Boden und zu einem Eigenheim zu kommen. Auch der familiengerechte soziale Wohnungsbau muß weiter gefördert werden. Die Familie hat einen Anspruch auf eine familiengerechte Wohnung, deren Lasten für sie tragbar sein müssen.

III

1. Wie auch das Grundgesetz anerkennt, haben die Eltern das natürliche Recht und zuvörderst die Pflicht, die Bahn für die freie Entfaltung der Persönlichkeit des Kindes vorzuzeichnen. Das berechtigte Interesse des Staates an der Schule steht diesem Freiheitsrecht nicht entgegen; die praktische Verwirklichung des Elternrechts liegt vielmehr im Staatsinteresse. In ihrer Kulturpolitik müssen Staat und Gemeinden die Vielfalt der Bildungsinhalte zur Kenntnis nehmen und bejahen; es ist nicht ihre Aufgabe, durch Mehrheitsbeschluß und Zwang eine Einheit des kulturellen Lebens herzustellen, sondern vielmehr dem vielfältigen Schaffen im Geist einer freiheitlichen Demokratie Raum zu geben.
Darum ist zu fordern
die Durchsetzung des Elternrechts, das grundsätzlich verfassungsmäßig anzuerkennen ist, durch Schaffung von Schultypen, die eine echte Wahlmöglichkeit der Eltern gewährleisten;
die finanzielle Sicherung der freien Schulen und ihrer Lehrer, die Gleichstellung ihrer Prüfungen und Zeugnisse mit denen der entsprechenden öffentlichen Schulen;
die Förderung aller freien Träger der Jugend- und Erwachsenenbildung in den Ländern und Gemeinden, einschließlich ihrer Volksbüchereien — im Rahmen der grundgesetzlichen Ordnung — durch eine Gesetzgebung und Haushaltspolitik, die auf den Dienst dieser freien Bildungseinrichtungen für die Öffentlichkeit sieht und die Mannigfaltigkeit der Bildungsinhalte bejaht.
2. Zur Verwirklichung des Rechts des Kindes auf Bildung und der Freiheit der Berufswahl muß den finanziell schwachen Familien die Möglichkeit gegeben werden, begabten Kindern den Weg zu qualifizierten Berufen, auch mit teurer Ausbildung, zu öffnen.
Darum ist für alle Bildung und Ausbildung in Schulen zu fordern
eine Verbesserung des Systems der Erziehungs- und Ausbildungsbeihilfen, auch für die freien Schulen, unter Einbeziehung der Hochschulen und höheren Fachschulen. Für Berufe des sozialen Dienstes ist die soziale Erziehung der Jugend und die geeignete Nachwuchsförderung dringend erforderlich.
Die staatliche Hilfeleistung muß sich jedoch überall an die Grenze halten, die den sozialen Rechtsstaat vom Versorgungsstaat trennt.
3. Der Wissenschaft und der Forschung müssen weitere Möglichkeiten der freien Entfaltung und der fruchtbaren Zusammenarbeit aller wissenschaftlichen Disziplinen gegeben werden.
Darum ist zu fordern
der Ausbau der bestehenden und die Gründung neuer Universitäten, Hochschulen und höheren Fachschulen sowie eine Förderung der Forschungsinstitute und Gelehrtenakademien.

IV

1. Wirtschaft und Technik müssen dem Menschen dienen. In der Wirtschaftspolitik darf es keinen Fatalismus gegenüber angeblichen technischen und wirtschaftlichen Gesetzmäßigkeiten geben. Hemmungsloses Gewinnstreben, maßlose sozialpolitische Forderungen und sinkende Arbeits- und Geschäftsmoral bedrohen Freiheit und Wohlstand unseres Volkes. Es ist nicht nur Aufgabe des Staates, sondern aller Bürger, dem zu wehren.
Insbesondere ist daher zu fordern,
daß der verfassungsrechtliche Sonn- und Feiertagsschutz durch Gesetzgebung und Verwaltung verwirklicht wird und daß Fehlentwicklungen der letzten Jahre wieder korrigiert werden.
2. Die technische Zivilisation bringt nicht nur Wohlstand und Bequemlichkeit des Lebens, sondern auch Gefahren für Leib und Seele mit sich. Im dichtbesiedelten Deutschland ist es eine besonders dringliche Aufgabe des Staates, für die Erhaltung und Schaffung von Erholungsgebieten, für den Schutz der Natur gegen Raubbau und Verunstaltung und für die Reinhaltung der lebensnotwendigen Stoffe, von Wasser, Luft, Boden und Nahrungsmitteln zu sorgen.
Es sollte daher
der Natur- und Landschaftsschutz verstärkt und zeitgemäß neugefaßt sowie eine weitblickende Vorsorge für die Wohn- und Erholungsmöglichkeiten der kommenden Generation getroffen werden.
Der Staat muß auch dort mit gutem Beispiel vorangehen, wo es gilt, die Zeugnisse der Vergangenheit, selbst gegen massive materielle Interessen, zu erhalten und zu pflegen.
3. Freiheit und persönliches Eigentum gehören zusammen.
Allen künstlich erzeugten Bedenken und allem ängstlichen Suchen nach perfekten Maßnahmen zum Trotz ist in Übereinstimmung mit dem ein Jahrhundert alten Verlangen der deutschen Katholikentage dringlich zu fordern, daß die Bildung persönlichen Eigentums in vielfältigen Formen in der Hand breiter Schichten verstärkt gefördert wird, insbesondere durch öffentliche Maßnahmen.
4. Es ist zu fordern,
daß der Staat entschieden Widerstand leistet gegen die Entwertung des Geldes und des Sparvermögens, und daß sich alle am Wirtschaftsgeschehen Beteiligten ihrer Mitverantwortung für die Stabilität der Währung bewußt sind.
5. Es sind zu fordern
Maßnahmen, welche die wirtschaftlichen, sozial und staatspolitisch schädlichen Formen und Folgen der Konzentration verhindern oder zurückdämmen;
6. Maßnahmen, welche den für eine freiheitliche Gesellschaftsordnung wichtigen Mittelstand erhalten und fördern;
7. Maßnahmen zur vollen Eingliederung und zur Förderung der seelsorglichen, beruflichen und kulturellen Anliegen der Heimatvertriebenen; in der Frage des Rechts auf die Heimat stehen wir auf der Grundlage der von Papst Pius XII. gegebenen Weisungen und Richtlinien.
8. Es ist zu fordern
ein Sozialhilfegesetz, das den freien Trägern sozialer Hilfe

die ihnen nach dem Subsidiaritätsprinzip und auch durch ihre Leistungen zukommende Stellung und den Hilfsbedürftigen eine echte Wahlmöglichkeit zwischen Einrichtungen der freien und der behördlichen Fürsorge gewährt;
eine Ordnung der Jugendhilfe, die den Elternwillen beachtet und die Förderung und Mitarbeit der freien Jugendhilfe garantiert.

9. Es ist zu fordern
eine Reform der Krankenversicherung, die das unmittelbare Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Patient sichert und eine angemessene, den Familienstand berücksichtigende Beteiligung des Leistungsempfängers an den Kosten vorsieht. Die Hauskrankenpflege darf gegenüber der Pflege im Krankenhaus nicht benachteiligt werden. Es muß daher im Gesetz ein Rechtsanspruch auf Ersatz der Kosten für die durch anerkannte Krankenpflegepersonen geleisteten Dienste gewährt werden.

10. Der Dienst am Menschen und ihren Familien muß auch im Vordergrund stehen, wenn ausländische Arbeiter und Arbeiterinnen in Deutschland beschäftigt werden. Ihnen sind die gleichen Lebensbedingungen zu gewähren wie den deutschen. Über den allgemeinen Arbeits- und sozialrechtlichen Schutz hinaus muß ihrer Eigenart und ihren berechtigten Bedürfnissen Rechnung getragen werden.

V

Gerade weil es Pflicht des Staates ist, die Freiheit zu verteidigen, kann er ihrem Mißbrauch nicht gleichgültig gegenüberstehen. Die Grundrechte der Presse- und Meinungsfreiheit garantieren die Freiheit der öffentlichen Meinungsbildung und nicht die Verbreitung von Schmutz, Schund und Klatsch.

1. Darum ist zu fordern
eine Verstärkung des gerichtlichen und administrativen Schutzes der Intimsphäre des einzelnen und der Familie, ferner eine entschiedene, in der Exekutive wirksame Durchsetzung der Gesetze zum Schutze der Jugend.

2. Rundfunk und Fernsehen müssen ein familiengerechtes Programm ausstrahlen.

VI

Die große Strafrechts- und Strafprozeßreform steht bevor.

1. Zu fordern ist
ein Strafrecht, das nicht bloß die Sicherung von Staat und Gesellschaft bezweckt, sondern sich gründet auf Schuld und Sühne der Person.

2. Das Strafrecht hat vor allem das menschliche Leben zu schützen. Auch wer das Kind im Mutterschoße tötet, vernichtet ein Menschenleben.
Es ist daher zu fordern,
daß das künftige Strafgesetzbuch das keimende Leben wie jedes andere Menschenleben schützt.

3. Die Strafprozeßordnung darf nicht nur die Strafverfolgung im Auge haben, sondern muß aufgebaut sein auf der Achtung der Rechtsgüter des Beschuldigten und der Menschenwürde auch des Schuldigen.
Es ist zu fordern,
daß unwürdige Verhältnisse in den Haftanstalten beseitigt werden, daß der Vollzug der Untersuchungshaft auf ihren Zweck beschränkt wird und die Strafhaft auch der Resozialisierung des Verurteilten dient.

Die politischen Parteien im Bund, in den Ländern und in den kommunalen Körperschaften fordern wir auf, sich diese Grundsätze zu eigen zu machen und in die Tat umzusetzen.
Wir fordern alle Katholiken, jeden nach seinen Möglichkeiten auf, in diesem Sinne zu wirken und Politiker und Parteien darnach zu beurteilen, wie sie zu diesen Forderungen in Programm und Tat gestanden haben und künftig stehen.

Die Bischöfe über die Bedeutung der Arbeiterstandesorganisationen

Die Bischöfe der Bundesrepublik Deutschland haben sich veranlaßt gesehen, in einer gemeinsamen Verlautbarung auf ihre Bemühungen um ein besonderes Schwerpunktprogramm für die Arbeiterseelsorge hinzuweisen (vgl. Kirchliche Amtsblätter Anfang Dezember 1960). Sie sind überzeugt von der entscheidenden Bedeutung, die der Stellung der Arbeiterschaft zur Kirche für die Zukunft des Gottesreiches zukommt. Aus Sorge um die religiöse Lage der Arbeiterschaft in der industriellen Arbeitswelt wünschen sie, daß die Arbeit der Standesorganisationen für die Arbeiter intensiviert werde. „Für den katholischen Arbeiter selbst sowie für seinen apostolischen Einsatz im Betrieb haben die unmittelbar aus der Arbeiterschaft hervorgegangenen Standesvereine — KAB, KABF, Werkvolk, männliche und weibliche CAJ — eine unersetzliche und noch ständig wachsende Bedeutung. Das gilt allerdings nur dann, wenn diese Verbände selbst sich immer neu an den tatsächlichen Verhältnissen orientieren und eine starke innere Dynamik entfalten."
Die Bischöfe rufen alle katholischen Arbeiter und Arbeiterinnen auf, sich durch Mitarbeit und Mitgliedschaft den genannten Standesorganisationen anzuschließen. Dabei solle die freie Entscheidung des einzelnen nicht angetastet werden, noch sei an eine „Abwerbung" aus anderen katholischen Standesorganisationen gedacht. „Aber zweifellos sind eine starke katholische Arbeiter- und Arbeiterinnenbewegung (Werkvolk) für die Erwachsenen und eine lebendige CAJ für die Jugendlichen am besten geeignet, den katholischen Arbeitern und Arbeiterinnen in den vielen Gefährdungen der Zeit Hilfe und Heimat zu bieten."
Abschließend ermahnen die Bischöfe die Seelsorger, die katholischen Arbeiterorganisationen zu unterstützen und sie überall dort einzuführen, wo die soziologische Struktur der Bevölkerung es ratsam erscheinen läßt. Sie kündigen gleichzeitig ein Dokument an, das der Arbeiterseelsorge neue Wege weisen wird.

Errichtung eines Studentinnenwohnheims in Köln

Am 17. November wurde in Köln das auf Initiative der Zentrale des Katholischen Deutschen Frauenbundes gegründete Studentinnenwohnheim Gertrudis von Helfta, genannt Helfta-Kolleg, eingeweiht. Kardinal Frings, Bundeskanzler Adenauer und die Frau des Bundespräsidenten gaben durch ihre Teilnahme an der Feierstunde der großen Bedeutung des Helfta-Kollegs Ausdruck. Bereits die Urkunde zur Grundsteinlegung hat die Sinngebung des Heimes aufgezeichnet: „Dieses Haus, erbaut auf dem Boden der Stadt Köln mit ihrer traditionsreichen abendländischen Kultur, soll sein eine Stätte der Geborgenheit für junge Studentinnen, der Besinnung auf den

Kulturauftrag der Frau, der Begegnung im Sinne einer Völkerverständigung im christlichen Geist." 60 Studentinnen aus dem In- und Ausland finden im Wohn- und Klubhaus die Voraussetzungen für ein geordnetes studentisches Zusammensein.

Siebente Wiener Soziale Woche

Auf der Siebenten Wiener Sozialen Woche des „Institutes für Sozialpolitik und Sozialreform" am 24. und 25. November 1960, die unter dem Thema stand „Siebzig Jahre Enzyklika *Rerum novarum*", gab Univ.-Prof. Johann *Schasching* SJ unter dem Titel „Gesellschafts- und wirtschaftspolitische Anliegen der Sozialenzykliken" eine sehr markante Darstellung und Interpretation der Sozialenzykliken und der übrigen sozialpolitischen Stellungnahmen der Päpste.

Als Sozialrealisten sahen die Päpste, so führte Professor Schasching aus, die Entwicklung in drei Dimensionen verlaufen, sowohl im Bereich des Gesellschaftlichen wie des Wirtschaftlichen. Im Bereich der Gesellschaft stellen sich diese folgendermaßen dar: 1. Die industrielle Gesellschaft steuert schon rein zahlenmäßig im Zuge der raschen Bevölkerungsvermehrung einer Massengesellschaft zu; 2. Die Massengesellschaft ist eine Gesellschaft der anonymen Abhängigkeiten; denn wo sich große Menschenmassen sammeln, entwickeln sich notwendigerweise große bürokratische Apparate und damit eine soziale Passivität; 3. Sie ist eine Gesellschaft der individuellen Anarchie und der Gruppenanarchie; denn der einzelne verliert seine überschaubare Bindung und emigriert in den Egoismus des einzelnen und der Gruppe.

Im Bereich der Wirtschaft äußern sich diese drei Dimensionen wie folgt: 1. Die Industriewirtschaft ist eine sehr sachintensive Wirtschaft; denn die Kosten der maschinellen Ausstattung pro Arbeitsplatz und die Menge der produzierten Güter steigen ungeheuer an; „der Konsumkorb ist prall gefüllt und pikant"; 2. Die Industriewirtschaft ist eine Wirtschaft der sozialen Entfremdung. (Das Gegenteil war die bäuerliche und handwerkliche Gesellschaft der vorindustriellen Zeit.) Die extreme Klassenspaltung am Anfang der industriellen Entwicklung ist zwar überwunden, die soziale Entfremdung aber geblieben; denn der Industriebetrieb verlangt eine gewisse Hierarchie, um sachgerecht funktionieren zu können. 3. Die Industriewirtschaft ist eine marktintensive Wirtschaft; an Stelle der lokalen Bindungen an den kleinen Markt tritt der unübersichtliche große Markt; das Gewinnprinzip und damit der Egoismus des einzelnen und der Gruppen wird dominieren.

Dieser Entwicklung von Gesellschaft und Wirtschaft stellen die Päpste als mögliche Therapie zwar keine konkreten Maßnahmen, doch ein Leitbild für solche Maßnahmen gegenüber. Dieses läßt sich, entsprechend den drei Dimensionen des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Geschehens, nach je drei Prinzipien gliedern. In gesellschaftspolitischer Hinsicht sind es folgende Prinzipien:

1. Das Personalprinzip. Die Päpste wissen, daß die Versuchung groß ist, bei großen Menschenmassen in reinen Quantitäten zu rechnen. Daher muß der Wert der Person klar herausgestellt werden. Die Päpste treten nicht für dasjenige Konzept ein, das am leichtesten zu handhaben ist, sondern für ein Konzept, das dem christlichen Menschenbild entspricht. Die Kirche ist überzeugt, daß sie hier nicht allein steht, sondern noch andere Kräfte vorfindet, die auf den Wert des Menschen Gewicht legen. Diesen sagt die Kirche, sie mögen ihr Menschenbild besser fundieren.

2. Das Prinzip des sozialen Pluralismus oder — anders gesagt — der Subsidiarität als Gegengewicht gegen die anonymen Abhängigkeiten. Dieses Prinzip erst ermöglicht eine selbstverantwortungsvolle Gesellschaft. Die Soziologie weist auf Grund empirischer Forschung auf die Doppelläufigkeit hin, daß die Menschen einerseits in großen Verbänden leben, anderseits aber durch diese Verbände nur partiell gebunden sind und ihnen daher in einem bestimmten Punkt den Gehorsam aufkündigen und in das Privatleben zurücktreten. Das Subsidiaritätsprinzip als Entfaltungsmöglichkeit in kleinen Kreisen entspricht also einem tatsächlichen Verlangen des heutigen Menschen. Und die für die katholische Soziallehre charakteristische starke Betonung der Familie als soziales Ordnungsprinzip wird bestätigt durch die heute überall vor sich gehende Regeneration der Familie.

3. Das Solidaritätsprinzip. Da weder der einzelne noch die Gruppe ein eingeborenes Prinzip der Einheit haben, muß diese Einheit durch die Mittel des Politischen angestrebt werden, d. h. durch Maßnahmen des Staates.

Dem entsprechen in wirtschaftspolitischer Hinsicht folgende Prinzipien:

1. Was das Personalprinzip in der Gesellschaft ist, ist im Raum der Wirtschaft das Freiheitsprinzip, und zwar in ganz konkreten Verwirklichungen. Denn jede ethische und politische Zielsetzung ist in Gefahr, von der Macht des Kollektivs umgestürzt zu werden. Es genügt nicht, daß die Grundrechte des Menschen in allgemeiner Weise proklamiert sind, sie müssen auch real verankert sein. Daher die Freiheit des Arbeitsvertrages und zu seiner Garantie das Recht auf Koalition (Gewerkschaften), daher das Eigentumsprinzip als eine wesentliche Sicherung der Freiheit. (Was nicht heißt, daß damit jede Eigentumsordnung legitimiert ist; die Päpste haben vielmehr an der vorhandenen Eigentumsordnung heftige Kritik geübt.)

2. Das Gliederungsprinzip bzw. die Idee der Sozialpartnerschaft, wie man heute sagt, als die Entsprechung zum Prinzip der persönlichen Verantwortung. Die Päpste hatten als Leitbild für die Erstellung neuer Programme den Gedanken der Zusammenarbeit von Unternehmern und Arbeitern in der Erfüllung gemeinsamer Aufgaben, ohne konkrete Formen dafür anzugeben. Diese werden sich erst in längerer Entwicklung herausbilden. Auf jeden Fall gilt: Wenn Wirtschaft eine Zusammenarbeit von Menschen ist, die Freiheit beanspruchen, kann der Sinn der Wirtschaft nicht die Liquidierung des einen Partners sein. Als Sozialrealisten sagen die Päpste, daß Klassenspannungen bleiben werden.

3. Das Gemeinwohl als das wirtschaftliche vis-à-vis zum Solidaritätsprinzip im Bereich des Gesellschaftlichen. Der Markt hat zwar eine sehr wichtige Funktion, doch besteht eine zweifache Grenze: eine innere, da das reine Marktprinzip durch das Gemeinwohlprinzip in Schranken gehalten werden muß, was nichts anderes heißt, als daß staatliche Wirtschaftspolitik notwendig ist; und eine äußere Grenze, da sich auf dem Markt nur die Marktaktiven treffen, während die Kinder und die Alten ausgeschaltet sind, ein Zustand, der in seinen Auswirkungen korrigiert werden muß.

Zu diesem Leitbild fügten die Päpste ein weiteres Moment hinzu: die Bedeutung der ethischen Werte. Allerdings darf man dabei die Menschen nicht überfordern. Die Päpste wissen, daß in dem Maße, in dem sich eine Gesell-

schaft zahlenmäßig verdichtet und verfestigt, die soziale Emotionalität schrumpft. Man braucht daher ein großes Maß von sachlichen, fast automatisch funktionierenden Apparaten, um bestimmte soziale Prozesse möglichst glatt erledigen zu können.

In dem Schlußvortrag „Christliche Sozialidee — Erbe und Verpflichtung" wies Nationalrat Karl *Kummer* darauf hin, daß seit 1891 vieles von den christlichen Sozialideen verwirklicht worden ist, anderes und sehr Entscheidendes aber nicht. Infolge der Koalitionsfreiheit der Arbeiter hat die soziale Entwicklung nicht die Richtung genommen, die Karl Marx vorausgesagt hat, sondern die Richtung, welche *Rerum novarum* gewiesen hat; die Entproletarisierung befindet sich in einem weit vorgeschrittenen Stadium der Verwirklichung; auch die Subsidiarität hat sich in vielem durchsetzen können (ist freilich durch die sehr starken kollektiven Kräfte bedroht); die Familie hat sich eine neue Anerkennung errungen. In anderen Punkten aber sind wir soweit wie vor siebzig Jahren: die Konzentration der Produktionsmittel in der Hand weniger und der Ausschluß der Massen vom Eigentum an diesen Produktionsmitteln ist geblieben, der Prozeß der einseitigen Vermögensbildung, wogegen die Enzykliken Stellung genommen haben, hat sich fortgesetzt. Die Einseitigkeit der Vermögensbildung besteht auch zwischen den heutigen Industrieländern und den Entwicklungsländern. Man könne nicht übersehen, daß die Entscheidung dieser Länder, ihren Weg in Freiheit oder in Zwang zu gehen, auch das Schicksal der westlichen Welt sein wird. Es gibt für uns heute daher keinen anderen Weg als die entschlossene Verwirklichung der christlichen Soziallehre in ihrem ganzen Umfang.

Aus dem Vatikan

Ergänzungen der Konzilskommissionen

Nach Meldungen des „Osservatore Romano" hat der Papst folgende Ergänzungen der Vorbereitenden Kommissionen für das Konzil vorgenommen:

Zu den bisherigen zehn Vorbereitenden Kommissionen tritt als elfte die Päpstliche Zeremonialkommission für die Vorbereitung des Zweiten Vatikanischen Ökumenischen Konzils. Zu ihrem Präsidenten wurde der Dekan des Heiligen Kollegiums, Eugen Kardinal Tisserant, ernannt (18. 11. 60).

Ferner wurden folgende Berufungen ausgesprochen:

Konsultor der Theologischen Kommission: Msgr. Ugo Lattanzi;

Mitglied der Kommission für die Bischöfe und Diözesen: Msgr. Jean Rupp, Weihbischof von Paris;

Mitglied der Kommission für die Disziplin von Klerus und Volk: P. Vittorio M. Costantini (Franziskaner-Konventuale);

Mitglied der Kommission für die Missionen: P. Domenico Grasso (Jesuit);

Konsultoren der Kommission für die Missionen: Msgr. Klaus Mund, Msgr. Alfred G. M. Mulders, P. Emile Gathier (Jesuit), Caspar Caufield (Passionist), Giovanni B. Tragella (Inst. Peter und Paul, Ambrosius und Karl für die Auswärtigen Missionen), Alfred Cauwe (Weißer Vater), Johannes B. Beckmann (Missionsgesellschaft Bethlehem, Schweiz);

Mitglied des Sekretariates für die publizistischen Angelegenheiten: Don Luigi Zanoni (Paulist);

Konsultoren des Sekretariates für die publizistischen Angelegenheiten: Vincenzo Tavora, Bischof von Aracajù, und Msgr. Emanuele Lopez da Cruz (alle 16. 11. 60).

Mitglied der Kommission für das Laienapostolat: Emanuele Larraín Errázuriz, Bischof von Talca (18. 11. 60).

Konsultor der Kommission für Ordensleute: P. Jean F. Barbier (Franziskaner);

Mitglied der Kommission für die Liturgie: Msgr. Giovanni Fallani;

Mitglieder der Kommission für die Studien und Seminare: Paolo Savino, Weihbischof von Neapel, und Giovanni Colombo, Weihbischof von Mailand; Msgr. Donald J. Herlihy, Plinio Pascoli, Vincenzo Faraoni, Roberto Masi, Antonio Angioni, die Priester Vincenzo Lores und Francesco Spadafora;

Konsultoren der Kommission für die Studien und Seminare: Msgr. William J. McDonald und Johann E. Steinmuller, Rev. Germain Martil, P. Donato Baldi (Franziskaner) und Louis Bouyer (Oratorianer), sowie der Laie Prof. Francesco Vito, Rektor der Kath. Universität Mailand;

Konsultor der Kommission für die Missionen: P. Bernard Fennelly (Kongr. v. Hl. Geist);

Konsultor der Kommission für das Laienapostolat: Msgr. Luigi Ligutti (alle 25. 11. 60).

Konsultor der Zentralkommission: Msgr. Martino Giusti;

Mitglied der Kommission für die Disziplin von Klerus und Volk: Enrico Nicodemo, Erzbischof von Bari;

Mitglied der Kommission für die Studien und Seminare: Msgr. Rudolf Bandas;

Mitglied der Kommission für die Orientalischen Kirchen: P. Neofitus Edelby (Basilianer v. Aleppo) (alle 1. 12. 60).

Sekretär der Zeremonialkommission: Msgr. Beniamino Nardone, Mitglieder derselben wurden: Msgr. Federico Callori di Vignale, Angelo Dell'Acqua, Enrico Dante und Mario Nasalli Rocca di Corneliano;

Mitglied der Kommission für die Liturgie: Otto Spülbeck, Bischof von Meißen;

Mitglied der Kommission für die Missionen: Aurelio Signora, Bischof und Prälat nullius von Pompei (alle 4. 12. 60).

Mitglied der Kommission für die Disziplin von Klerus und Volk: Msgr. Domenico Dottarelli (8. 12. 60).

Mitglied der Zentralkommission: Msgr. Alberto Gori, Lateinischer Patriarch von Jerusalem;

Mitglieder der Kommission für die Disziplin von Klerus und Volk: Msgr. Simon Delacroix und P. Herbert Linenberger (Gesellschaft vom Kostbaren Blut);

Mitglied der Kommission für Ordensleute: P. Thomas van den Broek (Prämonstratenser);

Konsultor der Kommission für Ordensleute: Abt Hubert Noots (Prämonstratenser);

Mitglied der Kommission für das Laienapostolat: Msgr. George Higgins (alle 11. 12. 60).

Mitglied der Kommission für die Disziplin von Klerus und Volk: Msgr. Jakob Weinbacher;

Mitglied der Kommission für Studien und Seminare: Professor Hubert Jedin (beide 14. 12. 60).

Aus Süd- und Westeuropa

Zahlenangaben über Klerus und Kirche in Italien

Im vorigen Jahrgang (14. Jhg., S. 55) berichtete die Herder-Korrespondenz über einen Regierungsentwurf, der den italienischen Weltgeistlichen eine bescheidene Altersversorgung gewähren soll. Dieser Vorschlag ist nach mehr als

einem Jahr über das Stadium der Beratung in den Parlamentsausschüssen noch nicht hinausgekommen. Die Absicht, ihm etwas mehr Widerhall in der öffentlichen Meinung zu verschaffen und exakte Unterlagen statistischer Art zu besorgen, war die Ursache für eine erstmalige Erhebung der persönlichen Verhältnisse sämtlicher Weltgeistlichen in den 280 Diözesen des Landes. Ein Teil der Ergebnisse ist in den „Studi Cattolici" (September/Oktober 1960) veröffentlicht und bezieht sich auf den Stand vom 31. Dezember 1959.

Daraus entnehmen wir folgende Angaben: In Italien gab es zu diesem Termin 44 161 Weltgeistliche. Von ihnen waren 8078 (18,29 %) über 70 Jahre alt und 2427 (5,49 %), teils jüngere, teils ältere, invalidisiert. Der Klerus verteilt sich auf die kirchlichen Regionen (regioni conciliari), wie folgt:

Piemont (Turin)	4 669
Ligurien (Genua)	2 041
Lombardei (Mailand)	6 167
Venetien (Venedig)	6 939
Romagna (Bologna)	1 872
Emilia (Parma-Modena)	1 796
Toskana (Florenz)	3 545
Abruzzen (Pescara)	932
Umbrien (Perugia)	1 191
Marken (Ancona)	1 852
Latium (Rom)	1 865
Campanien (Neapel)	2 337
Benevent	1 024
Apulien (Bari)	1 630
Lukanien (Salerno)	1 162
Kalabrien (Reggio Cal.)	1 342
Sizilien (Palermo)	2 869
Sardinien (Cagliari)	928
	44 161

Mehr als 1000 Weltpriester zählen die Diözesen Bergamo (1109), Mailand (2238), Trient (1155); mehr als 500 die Diözesen Novara (570), Turin (906), Genua (586), Brescia (956), Como (512), Padua (878), Treviso (649), Udine (829), Verona (683), Vicenza (722), Bologna (543), Florenz (556), Rom (759, davon 388 aus der eigenen, 371 aus fremden Diözesen), Neapel (872). 145 Diözesen hatten weniger als 100 Weltpriester, eine ganze Reihe von ihnen in Mittel- und Süditalien sogar weniger als 50. Da diese Zahlen den zahlreichen Ordensklerus und auch die Verteilung der Weltpriester auf die einzelnen Amtszweige nicht berücksichtigen, lassen sie genaue Rückschlüsse auf die Zahl der jeweils verfügbaren Seelsorger nicht zu, geben aber Anhaltspunkte für die Größe der Diözesen und die Verteilung des Weltklerus auf die einzelnen Gegenden des Landes.

Einkommensverhältnisse des Weltklerus

Was die Einkommensverhältnisse der Geistlichen betrifft, unterscheidet man in Italien Priester, die von den Einkünften der mit ihrem Amt verbundenen Pfründe (Benefizium) leben, welche sich aus Erträgen von Kapital- oder Landbesitz, Stolgebühren, Leistungsverpflichtungen von juristischen Personen oder Familien (Patronate), stiftungsgemäßen Präsenzgeldern (Kanonikate) und freiwilligen, jedoch sicheren Beiträgen von Gläubigen zusammensetzen, und andere Priester, die gar keine oder nur geringfügige solche Einnahmen haben und deshalb einen Staatszuschuß erhalten, der ihnen die „portio congrua", das standesgemäße Durchschnittseinkommen, sichern soll. Aus der Höhe dieser Staatszuschüsse kann man darauf schließen, was in Italien als „standesgemäßes" Einkommen eines Weltgeistlichen gilt. Die Staatszuschüsse betragen zur Zeit für einen ersten und zweiten Dignitär eines Kapitels (Dompropst, Domdekan) jährlich 374 775 Lire (zum Kurs von 6,73 DM für 1000 Lire = ca. 2520 DM), für die übrigen Dignitäre und für die Pfarrer 327 927 Lire, für gewöhnliche Dom- und Stiftskapitulare 281 080 Lire, für selbständige Kuraten und für Benefiziaten in der Stellung von Hilfsgeistlichen 187 387 Lire, für Hilfsgeistliche ohne Benefizium 117 117 Lire. Diesen Staatszuschuß beziehen 24 021 Priester aller Dienstgrade, das heißt 54,40 Prozent des gesamten Weltklerus. Daß auch die Pfründeinhaber, die dieses Staatszuschusses nicht bedürfen, kein wesentlich größeres Einkommen haben und eine gewisse Gleichmäßigkeit der Lebensbedingungen hergestellt wird, dafür ist durch Ausgleichskassen und Ausgleichsabgaben gesorgt, zu denen alle Benefiziaten mit mehr als 500 000 Lire (3365 DM) Pfründeeinkommen herangezogen werden. So ist die Masse des Klerus in Italien auf freiwillige Gaben der Gläubigen angewiesen, die in Form von Meßstipendien oder auch als regelrechte Almosen gegeben werden. Diese Gaben fließen natürlich je nach den in einzelnen Landesteilen oder gar von Pfarrei zu Pfarrei verschiedenen Gewohnheiten, der kirchlichen Gesinnung der Gläubigen und ihren eigenen Einkommensverhältnissen sehr unterschiedlich. Es gibt, wie die Erhebung gezeigt hat, genug Seelsorger, die nicht einmal über ein tägliches Meßstipendium verfügen, die ein geradezu elendes Leben führen müssen, das unter dem Niveau des letzten Bauern oder Lohnempfängers liegt.

Zur Katastrophe kann das führen, wenn ein Weltpriester wegen seines Alters oder wegen vorzeitiger Invalidität vor seinem Tode aus dem Amt scheiden muß. Die geringe Zahl der Emeritierten, die oben genannt wurde, ist ein Symptom dafür. Der Klerus hat überhaupt keine geregelte Alters- und Invaliditätsversorgung, sondern ist von Fall zu Fall auf Gnadengehälter seitens der Diözese oder sonstiger Stellen angewiesen, die weder garantiert sind noch eine auch nur halbwegs zulängliche Höhe erreichen. So unglaublich es auch klingt, der Bericht in den „Studi Cattolici" behauptet: „Nicht so selten ist der Fall, daß ein Weltpriester seine Tage in einem Fürsorgeasyl beschließen muß." Das widerspricht nicht nur der italienischen Verfassung und dem Konkordat, sondern ist auch aus *dem* Grunde ein moralisches Unrecht, weil die Notlage der Geistlichen zu einem beträchtlichen Teil von der Konfiskation der Kirchengüter herrührt, die eine Begleiterscheinung der Einigung Italiens war und bereits 1866 zur Anerkennung einer staatlichen Zuschußpflicht führte. An deren miserabler Höhe hat sich aber unter keinem Regime etwas Wesentliches geändert.

Zur religiösen Praxis der Gläubigen

Da diese Meldung von Italien handelt, fügen wir eine zweite Statistik an, die in keinem inhaltlichen Zusammenhang mit der obigen steht. Nach Angaben des Präsidenten der Katholischen Aktion in Italien, Professor Maltarello, auf einer Pressekonferenz in Rom, die wir der Zeitschrift „The Tablet" (3. 12. 60) entnehmen, hat die Katholische Aktion in 4000 Pfarrgemeinden aus 214 Diözesen bei 25 000 Personen eine repräsentative Umfrage nach der religiösen Praxis veranstaltet.

Sie hatte folgendes Ergebnis: 56 % der Befragten besuchen niemals die heilige Messe, 30 % hin und wieder, 14 % regelmäßig. Dagegen hatten 81 % Kreuze oder religiöse

Symbole im Hause, 83 % sagten, daß sie nichts gegen einen gelegentlichen Besuch des Seelsorgers in ihrem Heim hätten, und 71 %, daß sie Familienmitgliedern bei Erfüllung ihrer religiösen Pflichten keine Schwierigkeiten bereiten. Von den Kindern der Befragten waren 96 % getauft, 78 % gefirmt und 77 % zur Erstkommunion geführt worden, als sie das Alter dafür erreicht oder überschritten hatten. Nur 66 % beteiligten sich an irgendeinem Religionsunterricht. Maltarello kommentiert diese Zahlen mit den Worten: „Wir befinden uns auf dem Übergang von einem weitverbreiteten Traditionschristentum zu einem Christentum der Überzeugung. Dieses ist, rein quantitativ betrachtet, jedenfalls sehr viel weniger weit verbreitet."

Spanische Erwartungen zum Konzil

Wenn es Aufgabe der Laien ist, vernehmlich ihre Vorschläge zum Konzil zu äußern (Otto B. Roegele), so hat man in Spanien diese Aufgabe besser erkannt als in manchen weit laikaleren Ländern. Wir haben schon vor Jahresfrist (Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 156) über die ersten Stimmen aus der Zeitschrift „Vida Nueva" berichtet, und auch „Signes du Temps" haben sie damals aufgegriffen. Das spanische Wochenblatt hat seine Umfrage „Was erwarten Sie vom Konzil?" inzwischen fortgesetzt und maßgebliche Antworten von Laien wie Geistlichen zwischen dem 30. April und dem 3. September 1960 veröffentlicht (Nr. 211, 213, 216, 219 und 229). Es ist ein sehr lebendiger Querschnitt durch den spanischen Katholizismus von heute mit Vertretern ganz verschiedener gesellschaftlicher Schichten und politischer Richtungen. Wir geben eine Zusammenfassung der Stimmen mit ihren überraschenden Gemeinsamkeiten, wobei die vorausgehende Liste der Autoren die Identifizierung der Zitate ermöglicht.

1. José María *de Llanos* SJ, ehemals Studentenpfarrer, seit sechs Jahren Seelsorger in dem ausgedehnten äußersten Proletarierviertel von Madrid, „Pozo del Tío Raimundo";
2. Joaquín *Ruiz Giménez,* Universitätsprofessor, ehemals Erziehungsminister, ehemals Botschafter beim Heiligen Stuhl;
3. Lilí *Alvarez,* Schriftstellerin und Vortragsrednerin, Autorin mehrerer Bücher über das Laientum in der Kirche;
4. Maria Elisa *Maseda,* Gattin eines Universitätsprofessors, Publikationen wie Fräulein Alvarez;
5. Agapito *Tapiador,* Vorstandsmitglied der Katholischen Aktion und Chef vom Dienst der „Ecclesia";
6. César *Vaca* OSA, Spezialist für die Grenzgebiete der Pastoral zur Psychologie und Medizin;
7. Msgr. Lamberto *de Echeverría,* Kanonist an der Päpstlichen Universität Salamanca und Präsident der „Propaganda Popular Católica";
8. Enrique *Miret Magdalena,* Schriftsteller, Vorstandsmitglied der Katholischen Aktion;
9. Manuel *Giménez Fernández,* Kanonist an der Universität Sevilla, Landwirtschaftsminister zur Zeit der Republik;
10. Lorenzo *Gomis,* Herausgeber der katholischen Nonkonformisten-Zeitschrift „El Ciervo" (Barcelona);
11. Emilio M. *Alonso de Prado* OFM, Direktor der Zeitschrift „Regla";
12. Carlos *Soria* OP, Seelsorger und Schriftsteller;
13. Eine Nonne.

Zum Thema Klerus . . .

„Man muß das geistliche Leben wieder befruchten, das durch die irdischen Geschäfte und Geschäftigkeiten unserer zeitgenössischen Gesellschaft im Kern bedroht ist; die Schulen, Kollegien, Seminarien und Universitäten sollten deshalb darauf abstellen, lieber gute Christen als geschickte Manager, brillante Artisten und Finanzgenies heranzubilden . . . Man muß einem allzu bürokratischen Aufbau des kirchlichen Organismus entfliehen, weil dieser immer dazu neigt, die Ziele und moralischen Normen der Kirche durch partikuläre Vorteile, Ehren und Profite zu ersetzen und die natürlichen und christlichen Tugenden architektonischen Wundern, liturgischem Prunk und politisch-sozialem Einfluß hintanzustellen" (9).

„Ich erwarte eine größere Annäherung zwischen Klerus und Volk: eine Annäherung, die schon bei den Seminarien beginnt, einen Lebensstandard auf dem Niveau des armen Volkes einschließt und sich auch auf die Klerikerkleidung erstreckt, die allzusehr trennt" (1).

„Ich wünsche, man würde einen besseren Kontakt oder Dialog zwischen den kirchlichen Studienzentren und der kulturellen Laienwelt anregen, damit die Worte der Diener des Herrn besser verstanden würden" (2).

Mehrere Autoren wünschen, z. T. „sehnlichst", eine Wiedereinrichtung der Milieuseelsorge in Form von Arbeiterpriestern u. a. (2, 11).

„Ich bitte das Konzil um Normen, die allem Kapellen- und Kantonsgeist auf Pfarrei-, Diözesan- und Landesebene ein Ende setzen. Welt- und Ordensklerus sollten mit weitgespannten Plänen eng zusammenarbeiten" (6). Diese Koordination wird mehrmals gefordert, sogar in institutionalisierter Form (1, 11).

. . . Liturgie, Sakramente, Predigt

„Das Volk sollte an der Liturgie besser beteiligt sein, indem man den Volkssprachen alle nur möglichen Rechte gibt" (1). „Ich plädiere für eine Verwendung der Volkssprache von Grund auf, wie im Orient. Die größere Frömmigkeit und den geringeren Aberglauben der orientalischen Katholiken schrieb ein mir bekannter Theologe der Tatsache zu, daß man dort die ursprünglichen Liturgien — voll von Texten aus der Bibel und den Vätern — in der Sprache der Gläubigen bewahrt hat" (8). „Das Konzil sollte sich mit einer ernsthaften und vollständigen Reorganisation des liturgischen Lebens befassen; an oberster Stelle muß dabei das Bestreben leiten, eine größere Volksnähe zu erreichen (Sprache, liturgische Rubriken, sakramentale Riten usw.)" (12). Die neue Karwochenliturgie wird als Vorbild genannt.

An vielen Stellen wird gegen die verschiedenen Klassen bei der Spendung der Sakramente Einspruch erhoben. „Man muß den Christen kundtun, daß die im Sakrament vermittelte Gnade mit oder ohne Blumen, Teppiche und Orchester die gleiche ist" (5, ähnlich 2 und 8).

„Es sollten Maßnahmen getroffen werden, damit Lehramt und Predigt die einfachsten Formen annehmen, ohne jedes Zugeständnis an eine für das Volk unverständliche Rhetorik und Gelehrsamkeit" (1, ähnlich 11). „Eine Predigt, die mehr evangelisch ist, mehr biblisch, weniger vulgär und weniger aufgeblasen! Der Prediger soll Christus durchsichtig machen, nicht aber seine eigenen Ideen oder die eines veralteten Predigthandbuchs" (8).

Die kirchliche Lehre

„Warum kann nicht in breitem Ausmaß das moderne zeitgenössische Denken übernommen werden, um die ewige Lehre des Evangeliums darzulegen und geistig zu vertiefen?" (8, ähnlich 12).

Viele Autoren fordern eine Überprüfung der Lehre selbst: schärfere Herausarbeitung der menschlichen Personrechte gegenüber jeder Art Totalitarismus (2); soziale Gerechtigkeit in der heutigen Wirtschaftsgesellschaft (6, 12), konkret die Pflicht zur sozialen Umwandlung dieser einseitig auf dem liberalistischen Eigentumsbegriff beruhenden Wirtschaftsstrukturen (2), „Integration der Erkenntnisse der Tiefenpsychologie in den Dingen des 6. Gebots" (6), Revision des Index librorum, „Faktor der Verwirrung und Ursache schwerer Gewissensprobleme" (2, ähnlich 9, 11), Überprüfung der Lehre vom gerechten Krieg (2).

„Ich würde eine ‚Entabendländerung' unserer Theologie, unserer evangelischen Verkündigung, unserer Liturgie wünschen. Wir müssen jene Dualität von Perspektiven und Gesichtspunkten überwinden, die die ostkirchliche und die lateinische Theologie oft zum Schaden der evangelischen Botschaft trennen. Wir müssen versuchen, ihr den Charakter der allzu rationalen, technischen und begrifflichen lateinischen Denkweise zu nehmen . . ." (11).

Ebenso ernste Bedenken werden gegen das geltende Kirchenrecht vorgetragen. „Es wurde von den wenigen geschaffen, die im Abendland jahrhundertelang die Kultur besaßen, von einer kleinen gebildeten Minderheit gegenüber einer unabsehbaren ungebildeten, unterwürfigen und eigener Meinung entbehrenden Volksmasse. Heute ist alles anders. Die Kultur ist nicht mehr Alleingut des Klerus, nicht einmal der Katholiken, ja selbst nicht der Christen . . . Wenn wir der Welt die Botschaft christlicher Liebe und Brüderlichkeit in einer Form vorstellen wollen, daß alle Menschen sie anzunehmen verlangen, ist es Zeit, uns an die Bedürfnisse der heutigen Menschheit anzugleichen: sie ist überaus verschieden von jener, von der und für die das noch heute geltende Gesetzgebungswerk der Kirche geschaffen wurde" (4). „Ein einfacheres, geistlicheres, moderneres Kirchenrecht, das mehr auf das zugeschnitten ist, was der Mensch von heute im Recht der Kirche erwartet!" (7).

Konkrete Vorschläge macht der andere Kanonist: Überprüfung der kirchlichen Organisation und Abschaffung aller Anachronismen, Beseitigung veralteter Ehedispense und Einführung neuer Hindernisse für „Luxus- und Interessenehen", Neuordnung der kirchlichen Finanzen in Unabhängigkeit vom Staat, Kirchenbann gegen Wucherer, Börsenschieber und Betrüger, Verbilligung der Gerichtskosten, um der kirchlichen Justiz wieder Prestige zu geben (9).

Einheit der Christen

Die Einheit der Christen ist in Spanien ein ebenso ernstes Anliegen wie irgendwo sonst. „Ich wünsche mir, soweit dies ohne Verletzung der Dogmen möglich ist, eine Revision aller jener Normen und Einrichtungen, die die Wiederherstellung der christlichen Einheit erschweren" (2). „Sollte es nicht möglich sein, eine Propaganda Unionis ähnlich der Propaganda Fidei einzurichten, die unerschrocken für die Rückkehr der getrennten Brüder arbeitet?" (1). „O daß doch die Völker nach dem Konzil mehr denn je zuvor in der Kirche den Ort der Gläubigen sähen! O daß sie in ihr mehr den Schatz der ‚Worte des ewigen Lebens' als den Einfluß in irdischen Dingen suchten! O daß doch der Glaube der Kirche und nicht ihre Macht die Aufmerksamkeit derer draußen anzöge!" (10).

Der Laie in der Kirche

Ein Zentralproblem der öffentlichen Meinung in der spanischen Kirche ist die Stellung des Laien; fast alle Stimmen äußern sich dazu. „O daß wir doch nach dem Konzil ein wenig besser wüßten, was ein Laie ist, welche Verantwortung er hat und was seine Mündigkeit bedeuten soll!" (10).

Solange diese Fragen nicht geklärt und die Unterschiede zwischen Laienstand und Säkularinstituten herausgearbeitet seien, könne es keine echte Laienspiritualität geben; so lange würden die Laien den Religiosenstand zu imitieren versuchen, anstatt ihre eigene Würde und ihren eigenen Weg zu erkennen (3, ähnlich 4, 6).

„Möge die Katholische Aktion nicht das sein, als was sie spöttisch definiert wird: die ‚organisierte Einmischung des Pfarrers in das Laienapostolat', sondern der rechte und echte Weg, in feindliche Milieus einzudringen, die dem Klerus verschlossen sind!" (11).

„Viele Probleme des Klerikalismus hätten vermieden werden können, wenn sich die Laien ihres eigenen Wertes innerhalb der Kirche bewußter gewesen wären." Es wird der Vorschlag eines Diakonats von Verheirateten wiederholt, die insbesondere den Religionsunterricht und liturgisch-sakramentale Funktionen übernehmen könnten (8).

„Die reinen Verwaltungsaufgaben der Kirche sollten von Laien übernommen werden, damit sich die Priester voll und ganz ihrem geistlichen Amt widmen können" (13, ähnlich 5 und andere).

„Ich wünschte, die öffentliche Meinung in der Kirche, deren Bedeutung Pius XII. so nachdrücklich betonte, erhielte den nötigen juristischen Rahmen, um volle Wirklichkeit zu werden" (10).

Kirche und Staat

Soweit sich die Stellungnahmen auf das politische Gebiet erstrecken, spiegeln sie eine beträchtliche Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen spanischen Verhältnissen. Erstaunlich ist die Übereinstimmung zwischen den beiden maßgeblichsten Stimmen: einem ehemaligen Franco-Minister und Vatikanbotschafter (2) und einem christlich-demokratischen Oppositionsführer (9, vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 80).

„Die Lehre von den Beziehungen zwischen Kirche und Staat müßte im Einklang mit den neuen geschichtlichen Umständen überprüft werden. Ohne die Notwendigkeit einer harmonischen Zusammenarbeit zwischen beiden Mächten fallenzulassen, müßten Kriterien entwickelt werden, die die gegenseitige Einmischung vermeiden und radikaler die Unabhängigkeit der Kirche gegenüber jeder zeitbedingten Form irdischer Gewalt garantieren. In dieser Linie müßten auch die Vorschriften verschärft werden, die allen Geistlichen die Annahme politischer und administrativer Ämter und die aktive Betätigung in Parteien jeder Art verbieten" (2).

„Die Konkordatsbestrebungen müssen heute das ehrliche Ziel haben, den kirchlichen und den staatlichen Jurisdiktionsbereich vollständig zu trennen, um keinerlei Anlaß zur Verwirrung zu geben" (9).

Das Konzil und die Gläubigen

An einzelnen, aber durchaus typischen Wünschen verdienen noch Erwähnung: eine bessere globale Verteilung des Klerus (6), Hilfsmaßnahmen für Lateinamerika (5), Kanonisierung Pius' XII. (2).

Es handelt sich bei all diesen Stellungnahmen nicht um ausgefeilte theologische Thesen, sondern um Stimmungsäußerungen, die aber gerade deshalb nicht an Gewicht verlieren. Gewiß darf man an ihnen nicht die Ergebnisse des kommenden Konzils messen; aber es verdient doch Beachtung, was das katholische Volk (und nicht nur das spanische) an seiner Kirche für reformbedürftig hält.

Die theologische Begründung solcher Stellungnahmen gab Professor *de Echeverría* (7) in seiner Ansprache auf dem Weltkongreß der katholischen Presse in Santander (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 546): „Gewiß sind die Bischöfe auf dem Konzil nicht die Delegierten ihrer Gläubigen — wohl aber ihre Repräsentanten. Sie personifizieren ihre Kirche; sie haben eine ähnliche Rolle wie der Zelebrant im öffentlichen Gebet, ‚qui agit in persona totius ecclesiae'. Er muß also zwar nicht in juristischem, aber in vitalem Austausch mit seinen Gläubigen stehen, um sich zum Sprecher ihrer Sehnsüchte, Wünsche und Sorgen zu machen."

Die Informationsaufgabe auf dem Konzil

Das Thema dieses vielbeachteten Referats lautete: „Das Konzil und die öffentliche Meinung in der Kirche." Der spanische Kanonist und Publizist behandelte dabei insbesondere die Aufgabe der katholischen Presse. „Der Papst selbst hat erklärt, daß das Konzil der Welt ein solches Schauspiel der Einheit und der Liebe bieten soll, daß sich die Nichtkatholiken zur Kirche hingezogen fühlen. Das kann aber nur erreicht werden, wenn dieses Schauspiel den Massen mitgeteilt, beschrieben wird: in geeigneter Form, einsichtig, wahrheitsgemäß, von der Liebe zur Kirche durchdrungen. Man sieht also, daß eines der Ziele des Konzils vom rechten Funktionieren der Informationen über das Konzil abhängt ... Wir können sicher sein, daß nur eine unbedeutende Minderheit die päpstlichen Dokumente lesen wird. Aber ebenso sicher können wir sein, daß eine unabsehbare Masse das Konzil aus den Schlagzeilen der Zeitungen, den Resümees der Agenturen und den vielleicht provozierenden Foto- und Wochenschaureportagen kennenlernt ... Ob man es will oder nicht: Information wird verlangt, und wenn sie nicht aus sauberen Quellen erhältlich ist, wird man sie anderswo herholen. Da es rund um das Konzil Hunderte von Korrespondenten geben wird, die professionell zur Lieferung von Berichten verpflichtet sind, würde man eine gefährliche Erscheinung heraufbeschwören, wenn man jene links liegen läßt: eine nicht authentische, erschlichene, irreführende Berichterstattung."

Der Referent erinnerte an die kirchliche Terminologie, die zwar in Jahrhunderten sorgsam ausgearbeitet wurde, aber heute nicht mehr recht verstanden wird und die übliche Behandlung in den Agentur- und Redaktionsbüros nur schlecht verträgt. Angesichts dieser Tatsache ist es noch schwieriger, der Aufgabe gerecht zu werden, wie sie Papst Johannes XXIII. gekennzeichnet hat: zwischen der katholischen Kirche und den getrennten Brüdern „die veralteten Vorstellungen, die Vorurteile und wenig höfliche Ausdrucksweise abzutragen, um ein Klima zu schaffen, das der Rückkehr günstig ist und das Werk der Gnade wirksam erleichtert". „Das ist kein leichtes Unterfangen. Obwohl wir in den letzten Jahren wesentlich vorangekommen sind, sind wir doch nach wie vor die Erben langer Jahrhunderte der Polemik und Konfrontierung, die unsere Mentalität und unsere Sprache geprägt haben. Die neue wissenschaftliche Betrachtungsweise ist noch nicht in ganzer Breite durchgedrungen, von vielen konkreten Dingen ganz abgesehen."

Sein Hauptanliegen faßte Echeverría so zusammen: „Nachdem das größte Hindernis für die Einheit aller Christen die heute noch bestehende Atmosphäre der Feindschaft ist, fällt der katholischen Presse die Aufgabe einer unermüdlichen ökumenischen Katechese zu, die zwar nicht von den strengen Positionen des Dogmas abgeht, aber viele andere, nichtdogmatische Hindernisse aus dem Weg zu räumen hat, die uns von dieser Einheit noch trennen."

Ökumenisches Klima in Spanien

Otto B. Roegele schrieb seinerzeit zu diesem Referat: „Mancher Kongreßteilnehmer aus nördlichen Gefilden mag sich dabei gewundert haben, wie zutreffend, wie ausführlich und mit welcher offenkundigen Sympathie einer der bedeutendsten spanischen Kirchenmänner hier die (vorwiegend in Deutschland geführte) Diskussion über das Konzil, seine Funktion für die Wiedervereinigung der getrennten Christenheit und über die Rolle, die der Presse bei alledem zukommt, aufgegriffen und sich zu eigen gemacht hat. Es ist gewiß, daß der Vortrag von Msgr. Echeverría für die Ausbreitung und Fortführung dieser Diskussion in den ‚lateinischen' Ländern bahnbrechende Arbeit vollbrachte" (Rheinischer Merkur, 22. 7. 60).

Professor de Echeverría war auch einer der Hauptreferenten der VIII. Woche für Kanonisches Recht, die im September 1960 in Salamanca stattfand; sie war ganz auf das Konzil ausgerichtet und widmete sich den Fragen einer Revision des kirchlichen Rechtes.

Die Katholische Aktion Spaniens hat den 22. Januar 1961 zum Gebetstag für das kommende Konzil bestimmt, der überall mit Andachten und religiösen Akten begangen werden soll. Wir verweisen im übrigen auf den spanischen ökumenischen Pressedienst, über den wir bereits berichteten (ds. Jhg., S. 58) und von dem inzwischen die zweite Nummer erschienen ist. Deren Leitartikel trägt den bezeichnenden Titel „Die Apologetik als Versuchung". Außer der laufenden Berichterstattung aus der Ökumene werden auch einige Stellungnahmen veröffentlicht, die Kardinal Bea, Msgr. Willebrands und einige evangelische Christen dem Informationsdienst gewidmet haben; ein Methodist hat tausend Peseten gespendet.

Zur Gebetswoche für die Wiedervereinigung im Glauben (18.—25. Januar) hat der Bischof von Segorbe ein Flugblatt veröffentlicht, das außer den täglichen Anliegen ein liturgisches Gebetsformular und eine eigene Litanei enthält.

Verlorener Priesternachwuchs in einer priesterarmen Welt

Msgr. Iribarren, Direktor des Kirchenstatistischen Amtes der spanischen Kirche, hat als eines der Ergebnisse seiner neuen Erhebungen einen Beitrag in der „Ecclesia" (Nr. 1010 vom 19. 10. 60) veröffentlicht. Danach werden alljährlich in Spanien aus Raummangel, Geldmangel oder wegen ungenügender Schul-

bildung der Bewerber rund 3000 Jungen abgewiesen, die in ein Diözesan- oder Ordensseminar eintreten wollen. Selbst wenn man nur einen Anteil von 20 % zugrunde legt, die zum Priestertum gelangen würden, übersteigen 600 verlorengegangene Priesterberufe auf jeden Fall die Zahl sämtlicher Neupriester eines Jahres in ganz Hispanoamerika. „Man muß sich vorstellen, daß sich eine einzige Diözese den mittelalterlichen Luxus leistet, achtzig und selbst hundert Bewerbern die Tore zu versperren, während gleichzeitig die Zahl sämtlicher Priesterseminaristen in Kuba oder Costarica oder Guatemala oder Haiti oder Nicaragua oder Puerto Rico oder Bolivien sich auf weniger als einhundert beläuft! Hier wird die Tatsache vergessen, daß jede Diözese der Welt für das Schicksal der Kirche Christi auf der ganzen Erde verantwortlich ist ... Wenn der Grund für diese Abweisungen unsere Unfähigkeit sein sollte, auseinanderstrebende Wünsche zu koordinieren, oder die Knauserei jener, die nicht geneigt sind, erst zu geben statt zu empfangen, wird der Hohepriester Jesus Christus an dieser unserer Generation eine Menge auszusetzen haben."

Kritische kirchliche Selbsteinschätzung in Portugal

In dem lebendig geführten Kirchenblatt von Porto, „A Voz do Pastor" (vgl. zuletzt Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 251), veröffentlichte der Schriftleiter, P. Domingos de Oliveira Costa Maia, zum Christkönigsfest und Fest der Katholischen Aktion (Nr. 41 vom 29. 10. 60) einen Leitartikel „Portugal: Allertreueste Nation [der alte Ruhmestitel ‚Nação Fidelissima'] oder Missionsland?". Darin wird sehr kritisch die wirkliche religiöse Situation des Landes dargelegt; wir fassen die Kennzeichnung zusammen.

1. Der Anteil der praktizierenden Katholiken liegt „weit unter 50 %" („vielleicht 30 oder 35 %"). „Portugal ist das Land mit dem größten Überfluß jener hybriden Gattung sogenannter ‚nichtpraktizierender Katholiken'."
2. Auch von den praktizierenden Katholiken hat die große Mehrheit ein religiöses Wissen, das diesen Namen nicht verdient. „Trotz der tröstlichen Erneuerung in den letzten dreißig Jahren ist Portugal nach wie vor das Land, in dem das Gros der Bevölkerung auf dem niedrigsten Niveau religiöser Bildung steht."
3. „Abergläubische Ideen und Praktiken vermischen sich in skandalöser Weise mit bestimmten religiösen Äußerungen."
4. Weniger als die Hälfte aller schulpflichtigen Kinder und Jugendlichen — in einigen Altersgruppen nur 5 bis 10 % — erhalten Religionsunterricht.
5. Auf den Universitäten ist Christus ausgeschlossen. „Die gebildeten Kreise zeigen eine oft noch größere religiöse Unwissenheit als das Volk." Religiöse Bücher werden kaum gelesen.
6. „Mit wenigen ehrenhaften Ausnahmen geben die führenden Schichten ein beklagenswertes Beispiel von religiöser Entfremdung oder Religionsfeindschaft. Es fehlen auch jene nicht, die eine gewisse religiöse Praxis mit dem Bruch der Sitten und schreienden sozialen Ungerechtigkeiten vereinen wollen."

Bei der Beurteilung all dessen erinnert das Blatt an die schon mehr als ein Jahrhundert währende systematische Entchristlichungskampagne und an die Tatsache, daß mit Ausnahme von Lateinamerika nirgends in der Welt der Priestermangel so groß ist wie in Portugal. Der Beitrag schließt mit einem „Appell an die schlafende Kirche" und macht Vorschläge, wie dieser Entchristlichung zu begegnen ist.

Aus Amerika

Apostolischer Laieneinsatz in Lateinamerika

Die gesamtamerikanische Hilfe für die Kirche in Lateinamerika, die auf der gemeinsamen Bischofskonferenz in Washington vom November 1959 (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 500) beschlossen wurde, beginnt jetzt nicht nur auf dem Gebiete der Priesterhilfe und der materiellen Unterstützung wirksam zu werden, sondern äußert sich auch in der Vorbereitung eines apostolischen Laieneinsatzes. Das Informationsblatt des CELAM (Nr. 37, August 1960) berichtet darüber folgendes: In einem Schreiben an Kardinal Cushing, Erzbischof von Boston und Präsident der Bischöflichen Kommission für Lateinamerika im NCWC, teilt die Päpstliche Kommission für Lateinamerika unter dem Vorsitz von Kardinal Mimmi einen Plan mit, freiwillige Laienhelfer mit besonderem päpstlichem Auftrag nach Lateinamerika zu entsenden, um „dem tragischen Mangel an Priestern und Ordensleuten" abzuhelfen. Diese Laienapostel sollen zunächst in den Vereinigten Staaten rekrutiert werden. Papst Johannes XXIII. habe dem Plan seine völlige Billigung geschenkt.

Die freiwilligen Helfer sollen in Gruppen von drei bis zehn arbeiten. Jeder verpflichtet sich zu einem Dienst von drei- bis fünfjähriger Dauer. Es steht ihm aber frei, es auch für länger zu tun. Verheiratete und Unverheiratete sind in gleicher Weise willkommen.

Die Durchführung des Planes liegt in den Händen des neuen lateinamerikanischen Büros der NCWC unter Leitung von John J. Considine von Maryknoll, Verfasser des bekannten Buches: „New Horizons in Latin America". P. Considine meint, es bedürfe eines Jahres, um Sprachkurse und andere Unterrichtszweige für die gründliche Vorbereitung der Laienhelfer zu organisieren. Immerhin sei bereits unter den führenden Männern des Klerus und der Laienorganisationen ein reges Interesse wach, so daß man mit einer großen Zahl entschlossener und selbstloser junger Menschen beiderlei Geschlechts für den geplanten Einsatz rechnen könne.

Zur allgemeinen Orientierung der Arbeit erklärt Kardinal Mimmi, daß die lateinamerikanischen Laien selbst zunächst einmal zentrale Brennpunkte in ihren Diözesen schaffen sollen, an denen dann die Mitarbeit der Laienapostel aus dem Ausland mit Rat und Tat ansetzen könnte, um unter der Leitung der Ortsbischöfe und im Einvernehmen mit diözesanen und nationalen Organisationen bei der Heranbildung qualifizierter Führungskräfte mitzuwirken, ohne selbst je die lokale Leitung etwa zu übernehmen.

Die Päpstliche Kommission erwägt, der Organisation, die die freiwilligen Helfer aussendet, auch die Verantwortung für jeden einzelnen zu übertragen; sie hätte also für die Ausbildungs- und Reisekosten aufzukommen und mit den Laienaposteln in Fühlung zu bleiben. Kardinal Mimmi nennt auch die persönlichen Bedingungen für die Mitarbeit: vorbildliches Leben, Fähigkeit, die Glaubenslehre zu verbreiten, Führungseigenschaften, Vertrautheit mit der lateinamerikanischen Kultur, Kenntnis von Spanisch oder Portugiesisch, besondere Ausbildung im Fachgebiet der entsprechenden Gruppe. Angesichts der Bedeutung und Neuartigkeit des Planes schlägt der Kardinal vor, die na-

tionalen Bischofskonferenzen sollten in jedem Land ein Koordinationszentrum für diese Frage schaffen. Im einzelnen nennt der Präsident der Päpstlichen Kommission für Lateinamerika verschiedene Typen solcher apostolischen Laiengruppen, wie sie am vordringlichsten notwendig seien — zugleich ein eindrucksvoller Katalog des Nachholbedarfs der lateinamerikanischen Christenheit: 1. Gruppen von Ehepaaren, die die Grundsätze christlichen Familienlebens vorleben und verbreiten, um so die Voraussetzungen für Priesterberufe zu schaffen. 2. Gruppen von Sachkennern für katholische Caritasarbeit. 3. Katechetisch geschulte Gruppen, die ihrerseits Katechisten ausbilden. 4. Soziologisch gebildete Gruppen, die mit dem städtisch-proletarischen Milieu vertraut sind und dem Kommunismus entgegentreten können. 5. Ländliche Fachgruppen für die Probleme der Landwirtschaft und der ländlichen Kooperativen. 6. Führungskräfte für die Studentenschaft. 7. Fachleute auf dem Gebiet der modernen Publizistik und der Massenkommunikationsmittel. 8. Fachleute für das Unterrichtswesen. 9. Gruppen für den Unterricht in der englischen Sprache, die in Lateinamerika sich wachsender Beliebtheit erfreut.

Daß ein solcher zwar kühner, aber durchaus in der Linie der neueren innerkirchlichen Entwicklung liegender Plan nicht nur für die Vereinigten Staaten gilt, zeigt die Tatsache, daß im April 1960 in Belgien bereits ein eigenes Sekretariat geschaffen wurde mit dem Zweck, apostolisch einsatzbereiten Laien, die nach Lateinamerika gehen wollen, alle notwendigen Informationen zu geben (Boletin Informativo CELAM, Nr. 36, S. 122). Das Sekretariat arbeitet zunächst auf beschränkte Zeit, um Erfahrungen zu sammeln (Brüssel, 79 Rue du Commerce), bürgt aber schon durch den Rang seiner Mitglieder, unter denen sich Abbé Houtart, Direktor des religions-soziologischen Forschungszentrums, Abbé Sireau, Mitbegründer des Collegium pro America latina in Löwen, und andere Fach- und Sachkenner befinden, für den Ernst seines Vorhabens.

Politischer Hirtenbrief der Bischöfe von Puerto Rico erregt Aufsehen

Am 18. Oktober 1960 sind die Bischöfe von Puerto Rico in einem gemeinsamen Hirtenschreiben (wie auch in anderen Verlautbarungen) an die Öffentlichkeit getreten und haben dadurch vor allem in den Vereinigten Staaten beträchtliches Aufsehen erregt, weil der Inhalt der kirchlichen Weisungen ausgesprochen politischen Charakter trug und das aus Anlaß der Präsidentschaftswahlen herrschende Fieber zu steigern geeignet schien. Der indessen gewonnene zeitliche Abstand gestattet uns, das Ereignis mit größerer Ruhe und innerhalb des geschichtlichen Zusammenhanges zu sehen.

Aus der Erbmasse des spanischen Kolonialreiches in Amerika, das zu Ende des 19. Jahrhunderts nur noch Kuba und Puerto Rico umfaßte, haben die Vereinigten Staaten als Sieger die größte der Antillen, Kuba, allmählich in die politische Unabhängigkeit entlassen, während Puerto Rico im Laufe der Zeit als „Commonwealth" oder „Estado asociado" ein besonderes Statut erhalten hat, das bei völliger innerer Selbstverwaltung, staatsrechtlich gesehen, die Züge eines Protektorats trägt. Das kulturelle und religiöse Gepräge der Insel ist jedoch durchaus lateinamerikanisch. Allerdings sind zwei der Bischöfe — der Erzbischof von San Juan und der Bischof von Ponce — nordamerikanische Staatsbürger, und nur der Oberhirte des neuerrichteten Bistums Arecibo ist spanischer Abkunft. Nach alter Übung nehmen die Bischöfe von Puerto Rico auch als Gäste an den nordamerikanischen Bischofskonferenzen teil, ohne freilich formalrechtlich zur Hierarchie der Vereinigten Staaten zu gehören. Auch untersteht die Insel nicht der Apostolischen Delegation von Washington, sondern der Jurisdiktion des in S. Domingo residierenden Nuntius. Das Land zählt 2 352 000 Einwohner, davon sind 2 110 400 Katholiken. Die Gesamtzahl der Priester beläuft sich dabei auf nur 414, unter ihnen ein großer Teil Ausländer. Auf einen Priester entfällt demnach eine Seelenzahl von 5097.

Das Land wird seit langem von dem „Partido Democrático Popular" regiert, dessen Führer Don Luís Muñoz Marín sich am 8. November für eine vierte Periode zur Wiederwahl als Gouverneur stellte. Der tatkräftige Mann hat während seiner bisherigen Regierung versucht, den Problemen seines übervölkerten Landes, das infolge der einseitigen Zuckerproduktion wirtschaftlich schwach ist, durch Industrialisierung, Volksbildung, Förderung der Auswanderung nach dem nordamerikanischen Festland und Geburtenkontrolle beizukommen. Selbst katholisch, wenngleich geschieden, hat er der Gesetzgebung nicht nur hinsichtlich der „Familienplanung" eine liberal-laizistische Richtung gegeben, sondern auch in Fragen des Eherechtes und der Schule.

Nur vor diesem Hintergrund ist der Sturm zu verstehen, den die eingangs erwähnten bischöflichen Kundmachungen hervorgerufen haben. Wiederholt und in aller Schärfe haben sie nämlich ihren Gläubigen *unter Sünde* verboten, der genannten Partei und damit dem Gouverneur ihre Stimme zu geben, und ihnen empfohlen, für die junge Partido de Acción Cristiana zu stimmen. In einer Großkundgebung der katholischen Frauenverbände, an der 60 000 Frauen teilgenommen haben sollen, kam die Gegnerschaft gegen die von der Regierung propagierte Geburtenkontrolle (Aufklärung, Vertrieb antikonzeptioneller Mittel, Sterilisation, Abtreibung auf Grund von sozialer Indikation — alles auf Kosten der Öffentlichkeit) zum Ausdruck, ohne daß freilich das Wahlergebnis den Weisungen der Bischöfe entsprechend ausgefallen wäre. (Bei der Wahl erhielten die Regierungspartei 53 % der Gesamtstimmenzahl, die Annexionisten — sie wünschen den vollständigen Anschluß des Landes an die USA — 250 000 Stimmen, die Acción Cristiana 51 000 Stimmen, das sind 6,3 % der Gesamtstimmenzahl. Ebenfalls unter 10 % blieben die Independisten. Nach puertorikanischem Wahlgesetz müssen beide Parteien sich jetzt auflösen [10-%-Klausel]; vgl. „Neue Zürcher Zeitung", 16. 12. 60.)

Die Stellungnahme der Bischöfe erfolgte zu einem Zeitpunkt, in dem ohnehin das Interesse der Weltöffentlichkeit auf die Vorgänge im karibischen Raum gerichtet war, und erhielt noch eine besondere Note durch die gleichzeitig stattfindenden amerikanischen Präsidentschaftswahlen, bei denen ein Katholik kandidierte. Obwohl die Demokratische Partei der Vereinigten Staaten außer dem Namen mit der populär-demokratischen Partei von Puerto Rico nichts gemein hat, mußte die öffentliche Meinung in den USA stark beeindruckt werden durch die Tatsache, daß die Bischöfe von Puerto Rico den Gegnern des katholischen Kandidaten indirekt ein kräftiges Argument in die Hände spielten, indem sie die „mittelalterlichen Eingriffe der Kirche in den demokratischen Gewissensbereich des Staatsbürgers" anprangern konnten. Senator Kennedy beeilte sich denn auch sofort zu betonen, daß er es als dem demokratischen System völlig zuwider erachte, wenn

Geistliche ihren Gläubigen sagen, wen sie wählen oder nicht wählen sollten. Kardinal Spellman ging noch einen Schritt weiter und erklärte, die katholischen Wähler von Puerto Rico könnten seiner Ansicht nach trotz dem Verbot ihrer Bischöfe ohne Sünde für die inkriminierte Partei stimmen. In ähnlichem Sinn äußerte sich Kardinal Cushing von Boston, während der Apostolische Delegat in Washington, Bischof Vagnozzi, sich für unzuständig erklärte, da Puerto Rico außerhalb seiner Jurisdiktion läge, aber hinzufügte, daß die Bischöfe der Vereinigten Staaten niemals eine solche Stellungnahme beziehen würden. Vatikanische Stellen haben lediglich auf das Recht der Bischöfe hingewiesen, innerhalb ihrer Diözesen jene moralisch-religiösen Weisungen zu geben, die sie für angemessen halten.

Erzbischof Davis von San Juan hat übrigens fast gleichlautend mit dem Apostolischen Delegaten betont, wenn er in Puerto Rico die gleiche Reife voraussetzen könnte wie auf dem amerikanischen Festland, dann hätte er es auch nicht nötig gehabt, ein solches Verbot auszusprechen. So aber sei es für ihn nach zwanzigjährigem vergeblichem Kampf um die Durchsetzung oder wenigstens Respektierung christlicher Grundsätze im öffentlichen Leben eine Gewissenspflicht gewesen.

Interessant ist die fast einhellige, wenn auch mehr oder minder nuancierte Ablehnung des Schrittes der Bischöfe von Puerto Rico durch die katholische Intelligenz in den Vereinigten Staaten. „The Commonweal" (4. und 11. 11. 60) weist darauf hin, daß die Bischöfe zwar die Gewissen der katholischen Staatsbürger so zu bilden hätten, daß diese dann in freier Verantwortung ihr Stimmrecht ausüben könnten, aber das Verbot einer bestimmten Partei stifte Verwirrung in den heiklen Beziehungen zwischen Religion und Politik. Ähnlich äußert sich „America" (5. 11. 60), die führende Zeitschrift der Jesuiten. Es gäbe innerhalb des demokratischen Systems der Vereinigten Staaten hinreichend Freiheitsraum für die kirchlichen Anliegen, und man empfände es fast wie eine „Profanation", wenn die kirchliche Autorität von der Kanzel aus eine Partei oder einen bestimmten Kandidaten verurteile. Das Ereignis von Puerto Rico sei unverständlich innerhalb der angelsächsischen Tradition und nur begreiflich im spanischen Kulturbereich.

Aus den Missionen

Daß sich die Völker in ihrem Streben nach politischer Freiheit nicht von den Absichten leiten lassen, die gegen das Gemeinwohl sind. Missionsgebetsmeinung für Februar 1961

Die Missionsgebetsmeinungen des Jahres 1961 sind sämtlich der Missionsenzyklika *Princeps Pastorum* vom 28. November 1959 entnommen, deren Wortlaut die Herder-Korrespondenz wiedergab (14. Jhg., S. 170—180). Da die Enzyklika die ganze gegenwärtige Missionslage, wie sie sich aus universalkirchlicher Sicht darstellt, einfängt und die Normen zukünftiger Apostolatsarbeit entwickelt, soll durch Vorlage von zwölf großen Aufgaben aus diesem Weltrundschreiben nicht nur das Gebet für die genannten Anliegen geweckt, sondern auch eine verständnisvolle Mitarbeit der Christenheit an ihrer Durchführung gefördert werden.

Die weltpolitische Lage ist gekennzeichnet durch das Selbständigwerden der farbigen Völker, die bisher in irgendeiner Form von den Staaten der westlichen Welt abhängig waren. Da nun die christlichen Missionen gerade in jenen Ländern tätig sind, ist es gegeben, daß sie von den Fieberschauern dieser Entwicklung aufs tiefste erfaßt werden. Diese können zwar nicht das eigentliche übernatürliche Sein der Kirche treffen, wohl aber beeinflussen sie ihr gesamtes Wirken nach außen, und die Christen in den betreffenden Ländern, mögen sie auch eine Minderheit darstellen, leben den Freiheitsdrang und den Freiheitsrausch ebenso mit wie ihre nichtchristlichen Landsleute. Es ist dabei darauf aufmerksam zu machen, daß es sich meist um ein junges Christentum handelt, das im einheimischen Kulturboden noch nicht fest verwurzelt ist. Vor allem gilt dies für das Schwarze Afrika.

Die Kirche bejaht das Recht der Völker auf Freiheit und politische Unabhängigkeit. Grundsätzlich ist ihr Wirken an keine besondere Staatsform gebunden. Wie sie mit den Kolonialmächten zum Wohle des Volkes zusammenarbeitete, ja zusammenarbeiten mußte, bietet sie auch den zur politischen Selbstbestimmung gelangten Völkern ihre Mithilfe bei Schaffung und Erhaltung einer neuen Ordnung an. Die Enzyklika *Fidei Donum* Pius' XII. hat diese Bereitschaft erneut feierlich betont, und jedesmal, wenn ein neues Land vor Erlangung seiner Freiheit stand, hat der örtliche Episkopat ähnliche Erklärungen abgegeben. Die Art dieser Mithilfe erläuterte der Heilige Vater in seiner Rundfunkansprache von Pfingsten 1960 an die Völker, die bisher zu Französisch-Afrika gehörten: „Die Kirche hat von ihrem göttlichen Stifter eine Lehre erhalten, die es ihr gestattet — dabei auf dem sittlichen und religiösen Gebiet bleibend und den bürgerlichen Autoritäten die volle Verantwortlichkeit für ihre Handlungen überlassend —, in glücklicher Weise den schweren Problemen der Menschen zu entsprechen. Sie stellt so in selbstloser Weise und den jeweiligen Bedürfnissen entsprechend sehr nützliche Handlungsgrundsätze für die Entwicklung des persönlichen, Familien-, Berufs-, bürgerlichen und internationalen Lebens zur Verfügung. Diese Normen sind stets von der Achtung der Würde der Person und den Forderungen des Gemeinwohls eingegeben" (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 541).

Diese Bereitschaft zur Mithilfe am Aufbau der neuen Ordnungen kann die Kirche anderseits nicht hindern, warnend ihre Stimme zu erheben, wenn die Freiheit mit sittlich unerlaubten Mitteln und unter Motiven und Bedingungen angestrebt wird, die der Gesamtheit des betreffenden Volkes und eventuell der ganzen Menschheitsfamilie schweren Schaden zufügen. Das gleiche gilt für den Versuch, die gerade errungene Freiheit mit derartigen Mitteln zu festigen. Vielfach betrachten Führer der neuen Staaten solche Warnungen als unerlaubte Einmischung der Kirche in die Politik. Aber als von Gott eingesetzte Schützerin des natürlichen Sittengesetzes darf die Kirche nicht schweigen, wenn dies Gesetz zum Schaden des wahren Gemeinwohls verletzt wird. Den hier drohenden Konflikten kann sie nicht aus dem Wege gehen, muß sie vielmehr in Erfüllung ihrer Sendung und im Gehorsam gegen ihren Herrn auf sich nehmen. Schon die Enzyklika *Fidei Donum* vom Ostertag 1957 warnte vor übereilten und leichtsinnigen Lösungsversuchen des Freiheitsproblems, die letztlich die Völker ins Unglück oder in die Knechtschaft führen. Sie wies dabei auf die Erfahrungen der Kirche in den langen Jahrhunderten hin, in denen sie Völker entstehen und wachsen sah, bzw. an ihrer kulturellen Hebung mitwirkte. Das Weltrundschreiben wendet sich im einzelnen gegen die Anwendung von Gewalt, gegen einen überhitzten

Nationalismus, gegen die Verachtung der echten Werte, die das Kolonialregime, die Einwirkung der westlichen Kultur und vor allem der Missionen brachten, schließlich gegen den Versuch, Staatsideale zu verwirklichen, die anstelle Gottes den allmächtigen totalitären Staat materialistischer Prägung setzen, in dem der einzelne als freie sittliche Persönlichkeit ausgelöscht, die Familie zerstört und die von der Natur vorgezeichnete sittliche Ordnung des Gemeinwesens mit Füßen getreten wird. Die Gedanken jener Enzyklika nahm Johannes XXIII. in der Enzyklika *Princeps Pastorum* auf, als vor allem in Afrika die geistige Entwicklung mehrerer junger Staaten zu Besorgnis Anlaß gab: „Die errungene politische Freiheit kann zu maßlosen Bewegungen führen, die dem gemeinsamen Wohl und Interesse der menschlichen Gesamtfamilie wie auch der Liebe entgegenstehen."

Um die Sicherung des Gemeinwohls im Kongo

Acht Monate später gab das Kongo-Drama eine erschütternde Erläuterung zu den Sorgen der Kirche. Die Vorgänge in diesem Lande sind besonders geeignet, den Sinn der Gebetsmeinung zu erläutern. Pius XII. hatte im Jahre 1955 die Kolonialmächte gemahnt, den zur Unabhängigkeit strebenden Völkern „eine gerechte und fortschreitende politische Freiheit nicht zu verweigern" (AAS XLVIII [1956] S. 40). Belgien hat zweifellos den entsprechenden Willen gehabt, aber es wollte seine Schutzherrschaft noch auf lange Zeit aufrechterhalten und inzwischen die Schutzbefohlenen „paternalistisch" weiterregieren. Da diese Politik auf weite Sicht auch den wirtschaftlichen Interessen Belgiens diente, begegnete sie im „Mutterlande" bis zum Jahre 1959, als die ersten großen Unruhen in Léopoldville ausbrachen, kaum ernsten Widerständen. Die am grünen Tisch ersonnenen Entwicklungspläne sahen lange Entwicklungsperioden vor, die von Stufe zu Stufe die Kongolesen zur „Reife" führen sollten. Der durch dieses Programm bedingte stufenweise Abbau des Paternalismus war dabei das eigentliche Problem, wie er überhaupt das Problem jeder gesunden Erziehung ist. Darüber glaubte man aber sich wenig Kopfzerbrechen machen zu müssen, da man den Zugang zu höherer Bildung absichtlich erschwerte und zunächst auf breitester Basis ein an sich bewundernswertes Volksschulwesen aufbaute, dessen Führung weitestgehend den Missionen anvertraut wurde. Daneben hat Belgien außerordentlich viel vor allem für das Gesundheitswesen des Landes getan. Die Ereignisse des Jahres 1960 haben gezeigt, daß die zivilisatorische Arbeit im Kongo noch lange nicht vollendet ist. In Missionskreisen hat man gesagt, es werde in weiten Gebieten des riesigen Landes noch hundert Jahre dauern, bis dies Ziel erreicht ist. Insofern war das Denken der Belgier gerechtfertigt. Aber das Leben hat seine eigene Gesetzlichkeit. Man kann es nicht wie eine tote Sache steuern. Das einmal geweckte Bildungsverlangen suchte die ihm willkürlich gesetzten Schranken zu durchbrechen. Dazu wurde es immer weniger möglich, die Einflüsse der stürmischen Entwicklung in den übrigen Gebieten Afrikas vom Kongo fernzuhalten. So drängte namentlich in den großen Städten eine Bevölkerungsschicht nach oben, die gerade wegen ihrer Halbbildung zu einer Gefahr für das Gemeinwohl wurde. Die liberal-sozialistische Kammermehrheit in Belgien hat in den Jahren der Regierung van Acker das Ihrige dazu getan, um das vorgesehene Entwicklungsprogramm zu torpedieren, indem sie trotz der dringenden Warnungen der Mission den innerbelgischen Schulkampf in den Kongo übertrug, dadurch sowohl die Autorität der Regierung erschütterte als auch die Vorstellung der Kongolesen von der Harmonie zwischen Staat und Kirche grausam korrigierte und Halb- und Ungebildeten die Entscheidung zwischen „Klerikalismus" und „Antiklerikalismus" zuschob. In einem paternalistischen System darf man die Autorität des Vaters nicht erschüttern, will man nicht das ganze System bloßstellen.

Die katholische Mission im Kongo war gezwungen, zur Förderung ihres Priesternachwuchses das Programm einer dosierten Bildungsvermittlung schon frühzeitig zu durchbrechen, indem sie unter schwierigsten Bedingungen versuchte, einen gründlich geschulten Klerus heranzubilden. Die augenblickliche Zahl von nur 389 einheimischen Priestern läßt Uneingeweihte nicht ahnen, daß Tausende junger Leute während der langen Jahre der Priestervorbildung auf der Strecke blieben, und zwar in den verschiedensten Bildungsstufen, angefangen von den Gymnasialjahren bis zum sog. Großen Seminar. Nur zum Teil gingen diese Leute als Lehrer in die katholischen Schulen oder übernahmen Aufgaben als Katechisten. Der andere Teil erhielt Stellungen in der Verwaltung oder verstärkte die Reihen der unzufriedenen und unzuverlässigen Elemente. Die ehemaligen Seminaristen mit einigermaßen abgeschlossener Gymnasialbildung, die wenigen Absolventen katholischer und staatlicher höherer Schulen sowie die Studenten der beiden noch im Aufbau befindlichen Universitäten sind nebst ein paar Vollakademikern, die im Ausland ihre Studien machten, die einzigen schulisch Durchgebildeten, die im Juli 1960 der einheimischen Regierung zur Verfügung standen. Als Oberst Mobutu die Regierung am 14. September an sich riß und ein Kollegium von „Generalkommissaren" zur Wiederingangsetzung der Verwaltung schuf, mußte er an die Spitze der einzelnen Ressorts Universitätsstudenten setzen. Die überall im Staatsdienst angesetzten ehemaligen Seminaristen besitzen natürlich in technischen Fragen keine Kompetenz. In Kulturfragen steuern sie eindeutig auf Afrikanisierung der Kultur los.

Im Mittel- und Hochschulwesen suchte die katholische Mission im letzten Jahrzehnt ebenfalls, so gut sie es bei den Bindungen an die staatlichen Schulprogramme vermochte, die Starre des vorgeschriebenen Entwicklungsschemas zu brechen, vor allem durch Schaffung einer katholischen Volluniversität in Kimwenza bei Léopoldville, deren hohe Aufbaukosten die belgischen Katholiken übernahmen. Das Wagnis dieser Gründung und ihr Pioniercharakter wird erst heute offenbar, wo die Hochschule („Lovanium") in das siebente Jahr ihres Bestehens tritt und die ersten Doktor-Promotionen vornehmen kann. Zu Semesterbeginn mußte sie einen dringenden Aufruf zum Ausbau des Gymnasialschulwesens erlassen, damit nach der Vollendung der Einrichtungen die Hörsäle einigermaßen gefüllt werden können. Es wäre nun eine falsche Apologetik der Kongo-Mission, wollte man behaupten, ihre Missionare hätten sämtlich die Zeichen der Zeit erkannt. Besonders unter dem älteren Missionspersonal gab es bis zuletzt manche, die geistig die starr paternalistische Politik der Regierung mitmachten und die heute vielleicht zu der Ansicht neigen, daß die Ereignisse die „Unreife" der Kongolesen zeigten, ohne sich darüber klarzuwerden, daß geschichtliche Zwangsläufigkeiten stärker als theoretische Entwicklungsprogramme sind.

Wenn es die Zweckursache der Gemeinschaft ist, das Ge-

meinwohl zu sichern, das die einzelnen für sich nicht erreichen können, so trat die junge Kongo-Republik unter Bedingungen ins Leben, die ihr die ausreichende Sicherung dieses Gemeinwohls aufs äußerste erschwerten.

Das Unglück ging weiter, weil der erste Ministerpräsident Lumumba mit Gewalt und unter bedenkenloser Anwendung auch der unmoralischsten Mittel gegen die Widerstände regionaler Selbständigkeitsbewegungen das unitaristische Prinzip durchzusetzen suchte, dabei seinem Anhang die Führungsrolle zuspielend. Er konnte sich vor seinen Landsleuten nicht darauf berufen, daß er einen Staat übernahm, der von Belgien unter Niederhaltung jedes Regionalismus als eine absolute Verwaltungseinheit regiert worden war. In den letzten Jahren hatten ja die kongolesischen Politiker den Belgiern beharrlich vorgeworfen, die föderalistischen Tendenzen zugunsten einer Schein-Einheit des Landes zu unterdrücken. Schlimmer noch war, daß Lumumba unter dem Einfluß des im Kongo schon sehr tätigen Kommunismus stand und sich von einigen belgischen Antiklerikalen beraten ließ, mit denen er schon seit der Konferenz am runden Tisch zu Brüssel (Januar 1960) in engster Verbindung stand. Diese Belgier „zerrten ihn auf den Weg eines laizistischen Etatismus, dessen Kennzeichen ein der lateinischen Freimaurerei durchaus würdiger, aus der Mode gekommener Antiklerikalismus war" (Agence Fides, Documentazione, 17. 10. 60). Die russischen Kommunisten konnten diesen Weg zunächst ruhig mitgehen, weil er bei der Situation im Kongo mit Sicherheit zur Errichtung der kommunistischen Diktatur führen mußte. Lumumba tat ein übriges, indem er russische Hilfe anrief. Die Russen stellten dann die Transportmittel zu jener Aktion Lumumbas in der Provinz Kasai zur Verfügung, bei der wenigstens 2000 Personen, darunter viele Frauen und Kinder, abgeschlachtet wurden. Die Propaganda seiner Regierung verdammte alles, was die Belgier geschaffen hatten, in Grund und Boden, und Lumumbas Informationsminister putschte über Radio Léopoldville in einer dem Marxismus sehr nahen Sprache das Volk zum Haß gegen die Kirche auf. Gegen die Lügenkampagne der Regierung erhob sich der Weihbischof von Léopoldville, Joseph Malula, in einer energischen Erklärung, aus der uns hier seine Stellungnahme zur Frage des Gemeinwohls interessiert: „Die erlangte politische Unabhängigkeit ist kein Zweck in sich, auch nicht die zu gewinnende wirtschaftliche Unabhängigkeit. Beide müssen der Gesamtentfaltung der menschlichen Persönlichkeit in der Achtung und Freiheit aller dienen. Durch Übernahme der öffentlichen Verantwortlichkeiten haben sich die politischen Führer verpflichtet, dem Lande zu dienen und das Gemeinwohl des ganzen Volkes zu fördern."

Enorme Schwierigkeiten der Führung

Die Ereignisse im Kongo zeigen auch andere Schwierigkeiten, die der Förderung des Gemeinwohls namentlich in den jungen Staaten Afrikas entgegenstehen. Der Schwarze Erdteil ist völkisch und sprachlich so reich gegliedert, und die Stammesordnungen sind gegeneinander so exklusiv, daß die Partikularismen überall in dem Augenblick wieder hervorbrechen, in dem die europäische Schutzmacht sich zurückzieht. Selbst wenn die neue Staatsführung im Kongo sich sofort für den Föderalismus eingesetzt hätte, wäre das Hauptproblem noch zu lösen gewesen, zu dessen Überwindung die belgische Verwaltung kaum Vorbereitung getroffen hatte. Im modernen Staate mit seinen verwickelten und alle Besonderungen übergreifenden Funktionen kann auch bei föderalistischer Verfassung das Gemeinwohl nur gesichert werden, wenn die Staatsbürger gelernt haben, die Rechte und Pflichten der einzelnen Gruppen und Landschaften den Notwendigkeiten des Gesamtstaates unterzuordnen und den Gruppenegoismus aus innerer Einsicht in seine Gefährlichkeit zu überwinden. Dies ist aber nur möglich, wenn die Kolonialmacht sie schon zeitig dazu erzieht, indem sie ihnen nicht nur kurz vor Toresschluß Verantwortung überträgt. Sie müssen lernen, von Stufe zu Stufe in immer weiter ausgreifenden Leitungskörperschaften tätig zu sein. So erhalten auch die Bewohner des Landes einen Anschauungsunterricht in die inneren Notwendigkeiten eines Staates von heute und kommen nicht auf den Gedanken, daß die Kolonialmacht die großräumigen Verwaltungsfunktionen nur schuf, um sie niederzuhalten. Die Kolonialbehörden haben in früherer Zeit leider mit dazu beigetragen, die Stammesgegensätze zu verschärfen, indem sie die einzelnen Stämme, Gruppen, Religionen gegeneinander ausspielten, um Polizeikräfte zu sparen und die Ruhe zu sichern. Wenn in irgendeinem Stammesgebiet Unruhen ausbrachen, pflegte die belgische Kolonialregierung sie zu bekämpfen, indem sie Polizeikräfte herbeiholte, die dem Nachbarstamm angehörten. Diese schufen dann mit eiserner Faust Ordnung. Die vielgerühmte „Pax Belgica" wurde weitgehend auf diese Weise gesichert. Man kann sich nicht wundern, wenn die in den Wahlen vom 22. Mai 1960 erkorenen Volksvertreter sofort im ersten Parlament des freien Kongostaates versagten: „Sie sind in den politischen Kampf eingetreten, ohne ausreichende menschliche Bildung, ohne Erfahrung der Natur und der Tätigkeitsweise eines Staates. Sie ließen sich ferner zu unvernünftigen, gefühlsmäßigen Stellungnahmen verleiten, bisweilen ihre und ihrer Stammesbrüder unmittelbare Interessen mit den Forderungen des Gemeinwohls verwechselnd" (Agence Fides, Documentazione, 17. 10. 60). „Es handelt sich um das Abenteuer eines ganzen Landes, das ohne Führung und Erfahrung tastend seinen Weg sucht" (ebd.).

Wenn es auch wahr ist, daß bisher kein afrikanischer Staat auf die Übernahme der Verantwortung durch die Einheimischen so schlecht vorbereitet war wie der Kongo, so fehlen auch in den ehemals französischen und englischen Gebieten, wo man besser in dieser Hinsicht Vorsorge getroffen hatte, keineswegs ganz die Widerstände des Partikularismus. Eine demokratische Staatsform, wie man sie den zur Unabhängigkeit gelangten Völkern als Rahmen zur Weiterführung der Staatsgeschäfte überantwortete, kann nicht funktionieren, solange ein großer Teil der Staatsbürger noch in der Stammesordnung lebt oder, obwohl schon von der modernen Zivilisation erfaßt, noch im Stammesdenken befangen ist, während der kleinere Teil in den Städten, der Brauchtumsumwelt entfremdet, das Leben der technischen Zivilisation lebt. Die hauchdünne Schicht der Gebildeten kommt so von selbst an die Führung, und die stärkste, am meisten konstruktiv denkende Persönlichkeit unter ihnen entwickelt sich zum Diktator. Das Programm dieser Diktatoren ist, da sie sich nicht auf vorgezeichneten Bahnen bewegen können, eindeutig von ihren eigenen Einsichten und Erlebnissen bestimmt, vor allem von jenen, die sie bei der Berührung mit der westlichen Zivilisation nach der guten und schlechten Seite hin gewannen. Ihr Bestreben ist, möglichst schnell die Nation zu einer gesammelten Kraftanstrengung zu führen, die

den Staat groß und stark macht. Alle Widerstände von Interessengruppen, die dem Zentralismus im Wege stehen oder zu stehen scheinen, werden dann oft unter Verletzung von Grundrechten des einzelnen und der Gesellschaft überrannt, und zwar im Namen einer nationalistischen Ideologie, die ihre sittliche Rechtfertigung weder aus dem natürlichen noch dem christlichen Sittengesetz nimmt, sondern aus einer absolut gesetzten Staatsraison. Diese Haltung führt dann in die gefährliche Nähe des Kommunismus, mit dem sich manche Führer der jungen afrikanischen Staaten gewiß nicht wegen seiner materialistischen Ideologie anfreunden, sondern um politische und wirtschaftliche Hilfe zu erlangen und seine Methoden der Massendisziplinierung unter dem alles beherrschenden Staat bzw. eine Parteidiktatur nachzuahmen. Vorsichtig müssen wir indes in der Beurteilung des „Sozialismus" sein, zu dem sich einige Führer des jungen Afrika bekennen. Sie denken dabei nicht an eine Weltanschauung marxistischer Prägung, sondern nur an eine Rettung des Geistes der alten Stammesordnungen in die neue Kultur hinein, die notwendigerweise die sich auflösenden Stammeskulturen ersetzen muß. Sie lehnen den Individualismus der westlichen Zivilisation ebenso ab wie deren Spätprodukt: die Vermassung. Wenn man das von ihnen gebrauchte Wort „Sozialismus" ganz schlicht in „gemeinschaftsgebundene Ordnung" übersetzt, kommt man ihrem Denken am nächsten.

Es erscheint überhaupt in diesem Augenblick wichtig, die Programme afrikanischer Führer nicht nach ihrem Wortlaut zu beurteilen — sie gebrauchen meist dabei die im Westen geprägten Ausdrücke aus dem politisch-sozialen Bereich —, sondern aus der Psychologie ihres Wollens heraus. Einen Versuch dieser Art hat Dr. Franz Gypkens in den beiden Bändchen „Schwarze Köpfe" und „Schulbeispiel Ghana" (beide im Main-Verlag, Frankfurt a. M. 1960) gemacht. Der Verfasser sucht dort z. B. die scheinbaren Widersprüche in den Reden N'krumahs aufzulösen. Er nennt ihn einen „Diktator aus Vernunft" und bemüht sich, sein Vorgehen als durchaus vernünftig, ja als vereinbar mit christlicher Haltung darzustellen. Eigenartig berührt allerdings N'krumahs Politik in der Kongo-Frage. Mag er der Überzeugung gewesen sein, daß sich hinter dem christlichen Staatspräsidenten Kasawubu Kräfte sammelten, die dem Westen eine Fortsetzung der Kolonialpolitik mit anderen Mitteln ermöglichen wollten, so durfte er weder als Staatsmann noch als Christ (was er nach Gypkens' Behauptung ist) Lumumba doch nicht mehr stützen, als dieser seine politische Unfähigkeit zeigte, seinem Christenhaß die Zügel schießen ließ, statt eines „Sozialismus" den Marxismus zu fördern begann und unter Umgehung der Vereinten Nationen die Russen in den Kongo rief. Ob man, wie Gypkens sagt, für Ghana hoffen kann, wird sich noch zeigen müssen. Am 10. November 1960 brachte „Manchester Guardian Weekly" eine Korrespondenz aus Accra, in der man liest: „Nie hat Ghana es so gut wie heute in den Dingen dieser Welt gehabt, aber ... es hat das kostbarste Gut verloren, für das es kämpfte — seine Freiheit ... Ghana ist erfüllt von Gegensätzlichkeiten. Dies wäre annehmbar, wenn nur nicht die schweigende Hitze eines afrikanischen Mittags an das Schweigen hinter dem eisernen Vorhang erinnerte."

Zu den größten Schwierigkeiten der jungen Staaten bei der gradlinigen Förderung eines echten Gemeinwohls gehört ihre Abhängigkeit von außen. Nur in bescheidenstem Maße können sie das zu ihrer wirtschaftlichen Entwicklung benötigte Investitionskapital selbst aufbringen. Ebenso bedürfen sie ausländischer Spezialisten zur technischen Entwicklung. Allzu groß ist die Gefahr, daß an die Hilfe politische Bedingungen geknüpft werden. Auch wenn keine solchen Bedingungen gestellt werden, bleibt irgendeine Form der Abhängigkeit, selbst wenn die Kapitalien durch eine überstaatliche Organisation gegeben werden, weil das politische Gleichgewicht in der Welt jeden Augenblick gestört werden kann, solange die Ost-West-Spannung nicht behoben ist. Internationale Verwicklungen, auch solche auf begrenztem Raum, können diese jungen Staaten zwangsläufig in das eine oder andere Lager drängen, den Kapitalzufluß hemmen und die Annahme der Hilfe durch die einen kann einen Staat bei den anderen als feindhörig erscheinen lassen. Wenn man dazu bedenkt, daß Rußland und die übrigen kommunistischen Staaten die in die Entwicklungsländer gesandten Techniker, Lehrer usw. zugleich als Propagandisten des Kommunismus ausbilden und daß die Geheimdienste der Großmächte diese Länder überfluten, muß man der Feststellung der Enzyklika *Fidei Donum* zustimmen, „daß die internationalen Ereignisse wegen ihrer allzu häufigen Rückwirkung auf das Leben der einzelnen Völker es selbst den weisesten Staatsführern nicht immer ermöglichen, ihre Bürger zu jener Entwicklung des kulturellen Lebens hinzuführen, die das wahre Wohl der Völker verlangt". Manche der jungen Staaten sind heute direkt Gegenstand von außen geleiteter Gewalttaten gegen die bestehende Ordnung, die von kommunistischer Seite ausgehen. In Kamerun ist eine ganze Region (Bamileke) furchtbar von kommunistischen Stoßtrupps verwüstet worden. Entsetzliche Greueltaten wurden an Gegnern des Kommunismus, besonders an Christen und ihren Priestern, verübt. Seit fast einem Jahr können wegen des Terrors 15 000—20 000 Kinder der Missionsschulen keinen Unterricht mehr erhalten. Größer als alle materiellen Schäden sind hier die geistigen und sittlichen Verheerungen. Der Geist der Gewalt und des Hasses, der Lüge, des Mordes, der Plünderung und der Angriffe auf die Ehre der Frauen werden noch lange ihre Spuren in den Seelen der Bevölkerung zurücklassen. Das Reformwerk des überzeugten katholischen Ministerpräsidenten von Südvietnam ist zur Zeit aufs äußerste bedroht durch die von Nordvietnam und Laos aus eingedrungenen Sabotagetrupps der Kommunisten, die lähmenden Schrecken verbreiten und die Bevölkerung in ihren Dienst zwingen.

Die Gefahren von innen

Die größte Gefahr droht den jetzt zur Freiheit gelangenden Völkern von innen. Die alten Ordnungen waren von religiös-sittlichen Traditionen getragen, die in den gesellschaftlichen Lebensformen ihre Fixierung fanden. Nur deshalb hatten jene Völker durch die Jahrhunderte Bestand und Zusammenhalt, weil in den Stammesordnungen Afrikas und in der hierarchisch gegliederten Gesellschaft Asiens ein gutes Stück religiös sanktionierten Naturrechts seinen Niederschlag gefunden hatte. Im Staat des technischen Zeitalters lösen sich die alten Lebensordnungen auf. Neue Bindungen entstehen, die schleunigst ein sittliches Fundament brauchen, zumal es in den neuen Staaten fortlaufend darum geht, den reibungslosen Übergang vom Alten zum Neuen bei den Massen zu sichern, die in den in den großen Zentren schon weit vorangeschrittenen Umgestaltungsprozeß hineingeworfen werden. Der natio-

nale Gedanke kann, obwohl der Staat einer der Grundwerte im sittlichen Ordnungssystem ist, allein dies Fundament nicht geben, erst recht nicht ein übersteigerter Nationalismus, der den eigenen Staat zum höchsten und einzigen sittlichen Maßstab macht. Daß die kommunistische Ideologie die sittliche Naturordnung vergewaltigt, braucht nicht näher dargestellt zu werden. Es ist merkwürdig, daß so viele Führer der jungen Völker völlig übersehen, daß es eine Naturrechtsordnung gibt und daß in den früheren Formen des Lebens ihrer Nation so viel echte Naturrechtswerte eingebettet waren, die unbedingt in die neuen Verhältnisse unter entsprechender Anpassung hinübergerettet werden müßten. Bedauerlicherweise haben die Völker des Westens in ihrer Kolonialpolitik so oft das Naturrecht mißachtet, daß die Farbigen die Unabdingbarkeit seiner Forderungen nicht leicht erkennen konnten. Auch die abendländischen Lehren des Positivismus und Relativismus sowie die protestantische Erbsündelehre haben dazu beigetragen, eine geschlossene Vertretung der Naturrechtslehre, wie die katholische Kirche sie vertritt, vor den farbigen Völkern zu verhindern. Daß ferner ein Volk ohne Religion der stärksten Antriebe zum sittlichen Handeln entbehrt, ist ebenso den Führern vieler junger Nationen verborgen. Sie sollten sich belehren lassen durch die Worte, die der Ministerpräsident des am 1. Oktober unabhängig gewordenen Nigeria, Alhaji Sir Abubakar Tafawa Balewa, an den Apostolischen Delegaten Msgr. Maury richtete, als dieser den Glückwunschbrief des Papstes überbrachte: „Die Hauptursache der Unruhe in der Welt beruht auf der Tatsache, daß die Menschen, die fähig werden, Raketen zum Monde zu schießen, glauben Gott entbehren zu können. Das ist aber unmöglich. Durch Gottes Kraft und Hilfe habe ich Kraft und Mut in allen Schwierigkeiten gefunden. Ich bin überzeugt, daß keine Nation sich aufbauen kann ohne die Hilfe der Religion. Obwohl ich selber Mohammedaner bin, ziehe ich doch einen guten Christen einem schlechten Mohammedaner vor."

Im Lichte der Sorgen um das Gemeinwohl darf man auch den Kampf der Kirche um die Erhaltung der katholischen Schule in den jungen Staaten sehen. Der Trend, die christlichen Schulen zu verstaatlichen, ist in allen diesen Staaten vorhanden, wenn er auch nicht überall bisher zur Wegnahme der katholischen Schulen führte. Im ehemals anglo-ägyptischen Sudan und in Guinea sind die katholischen Schulen verloren, in Südafrika würgt die Regierung die katholischen Schulen für Schwarze und Mischlinge aus rassenpolitischen Gründen ab. Die Kinder sollen in den Staatsschulen „einen allgemein christlichen Unterricht" erhalten. Auf Ceylon wurden am 1. Januar 1961 alle 2500 Privatschulen, darunter 750 katholische, verstaatlicht und ihr Eigentum entschädigungslos enteignet. Auch im ehemaligen Belgisch-Kongo ist während der Ministerpräsidentschaft Lumumbas schon im Parlament ein Antrag auf die Übertragung der katholischen Schulen an den Staat gestellt worden. Das Anliegen der betroffenen Staaten ist gewöhnlich, in die Herzen der Kinder das Ethos des Nationalismus, so wie es die Führer verstehen, einzupflanzen. Oft wollen sie auch durch die einheitliche Staatsschule separatistische Tendenzen von nationalen Minderheitsgruppen wirksam bekämpfen. Das in die Missionen übertragene Unglück der Glaubensspaltung der Christenheit begünstigt ungewollt die Vereinheitlichungstendenzen der Regierungen auf dem Gebiete der Schule. Diese fühlen sich durch die Vielzahl der Bekenntnisse und die jeweils differenzierte Haltung der Kirchen zu den Fragen des Verhältnisses von Kirche und Staat beunruhigt.

Die katholische Mission kämpft natürlich mit äußerster Entschiedenheit für die Erhaltung ihrer Schulen. Sie glaubt damit auch dem Gemeinwohl bestens zu dienen. Ihre Haltung erläutert sehr gut der Kampf, den die Bischöfe Ceylons führten. In einer öffentlichen Stellungnahme von Ende September 1960 erklärten sie sich für ein nationales Erziehungssystem, in dem nationale Kultur, nationale Bedürfnisse und Bestrebungen sowie nationale Entwicklung ihren Platz finden: „Aber sie sind nicht gesonnen, ein System, das die gesunde moralische Erziehung der Kinder gefährdet, als gesunde nationale Erziehungsweise anzuerkennen. Eine gesunde moralische Erziehung war immer enger verknüpft mit der Religion. Wenn aber die Religion einen wirksamen Einfluß auf die moralische Erziehung haben soll, darf diese nicht von den launenhaften gefühlsmäßigen Einstellungen anderer, auch nicht des Staates, abhängen. Sie muß in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der besonderen Religion vor sich gehen. Religiöse Erziehung in christlichem Sinne besteht nicht in bloßem Unterricht, sie ist Führung auf dem Lebensweg, die ohne religiöse Atmosphäre undenkbar ist. In einer Staatsschule, die allen Religionen offensteht, können die katholischen Kinder dieser religiösen Atmosphäre kaum teilhaftig werden, da es sich dort um verschiedene religiöse Strömungen handelt. Das gilt besonders von Ceylon, wo es grundverschiedene Religionen gibt, die auch unter sich selbst in wesentlichen Punkten voneinander abweichen, was nur Verwirrung hervorrufen kann. Hält man daran fest, daß für religiöse Erziehung religiöse Atmosphäre notwendig ist, so gibt es auch keine andere Wahl, als sich für bestimmte unterschiedliche Institute mit ihrer besonderen gleichartigen religiösen Atmosphäre zu entscheiden. Gerade aus diesem Grunde sind die Bischöfe entschiedene Gegner eines Staatsmonopols für Erziehung, und der katholische Erziehungsrat hat das Minimum verlangt, das den religiösen Hintergrund und Untergrund sichert" (Agenzia Fides, 15. 10. 60).

Der Ministerpräsident Ceylons, Frau Firimavo Bandaranaike, die selbst, obwohl Heidin, eine katholische Schule besuchte und deren beiden Töchter ebenfalls in einer von Schwestern geleiteten Schule erzogen werden, bezeichnete die Bischofserklärung, ohne dabei konkret die Verfasser zu nennen, als einen schlecht angebrachten Brief, der den Versuch darstelle, der Übernahme der Privatschule durch den Staat zu widerstehen. Er verletze deshalb das Gesetz des Landes. Während die Bischöfe über Verletzung fundamentaler Rechte der Bürger Klage führten, forderte Frau Bandaranaike alle, die die Freiheit wirklich lieben, auf, sich zur Abwehr eines Angriffs auf fundamentale Rechte zusammenzuschließen. Einer Bischofsabordnung erklärte sie, in diesem vielrassigen, religiös vielgestaltigen Lande könne für die römischen Katholiken allein keine Ausnahme gemacht werden. Die Regierung sei entschlossen, jede Lage zu meistern, die antinationale und antisoziale Kräfte zu schaffen versuchten, um die Verstaatlichung der Schulen zu verhindern (NCWC News Service, 14. 11. 60).

Will die Kirche nach Kräften verhindern, daß beim Aufbau der jungen Staaten das Gemeinwohl verletzt wird, so bedarf sie vor allem der katholischen Laien. Ihre Ausbildung für apostolische Arbeit vor allem im außerkirchlichen Raum entsprechend den Erfordernissen der Zeit ist deshalb in den Missionen dringendstes Gebot. Zweifach

ist nach der Enzyklika *Princeps Pastorum* die Forderung der Kirche an die Laien zum Dienste am Allgemeinwohl. Sie sollen sich bemühen, beim Aufbau einer neuen Ordnung mit aller Kraft die Ausschaltung der Religion aus dem öffentlichen Leben zu verhindern und so Fehlern vorzubeugen, die später nur mühsam beseitigt werden können. Dann aber müssen die christlichen Gemeinden unmittelbar dafür sorgen, daß wahrhaft christliche Persönlichkeiten öffentliche Ämter bekleiden, die neben einer sachkundigen Bildung die Fähigkeit und den Willen besitzen, ganz besonders in Fragen des Schul- und Bildungswesens, der Sozialhilfe, des Gewerkschaftswesens und der politischen Ordnung christliche Grundsätze zur Geltung zu bringen: „Eine jahrhundertealte Erfahrung lehrt, daß sich so die wirksamste und wirkkräftigste Mitarbeit am Gemeinwohl vollzieht."

Die Missionsgebetsmeinungen des Heiligen Vaters für 1961

Januar: Daß die würdige liturgische Feier des Meßopfers alle Völker zur wahren Kirche Christi führe (Ut digna Sacrificii Altaris liturgica celebratio gentes universas ad veram Christi Ecclesiam adducat).
Februar: Daß sich die Völker in ihrem Streben nach politischer Freiheit nicht von Absichten leiten lassen, die gegen das Allgemeinwohl sind (Ne inter conatus consequendi libertatem politicam populi eo studio ducantur, quod bono communi adversetur).
März: Für eine gründliche und den heutigen Bedürfnissen angepaßte Ausbildung eines zahlreichen einheimischen Klerus (Pro firma atque apta formatione numerosi Cleri autochthonis, hodiernis necessitatibus accommodata).
April: Um eine nachhaltige Förderung von Missionsberufen unter den Gläubigen (Ut vocationes ad exteras Missiones inter christifideles studiose foveantur).
Mai: Daß die religiöse Schulung der Laien für das Apostolat in den Missionen nachhaltig gepflegt werde (Ut religiosa laicorum conformatio ad apostolatum in Missionibus strenue curetur).
Juni: Daß in den Missionsschulen von katholischen Lehrkräften ganze Christen herangebildet werden (Ut in Missionum scholis christiani veri nominis a magistris catholicis educentur).
Juli: Daß die Katholische Aktion und die übrigen Laienvereinigungen den örtlichen Verhältnissen und Anforderungen entsprechend angepaßt werden (Ut Actio Catholica ac laicorum ceterae sodalitates ad locorum condiciones et necessitates congruenter accommodentur).
August: Daß durch die Predigt des Evangeliums und der Lehre der Kirche in den heidnischen Ländern die rechte soziale Ordnung grundgelegt werde (Ut per praedicationem Evangelii ac doctrinae Ecclesiae rectus ordo socialis in nationibus infidelium constituatur).
September: Daß die Glaubensboten die kulturellen Werte der einzelnen Völker pflegen und in kluger Weise mit den Glaubenslehren in Einklang bringen (Ut Evangelii praecones patrimonium cultus atque humanitatis, cuique genti proprium, servent atque cum doctrina fidei sapienter componant).
Oktober: Um wirksame Förderung des Apostolates unter den gebildeten Nichtchristen (Ut apostolatus inter cultiores homines, nondum tamen fidei lumine illustratos, efficacius promoveatur).
November: Daß die Jugend in den Missionen zusammen mit der technischen Ausbildung auch eine gediegene Glaubensschulung erhalte (Ut etiam in technicis excolendis artibus iuvenes in Missionibus spiritu fidei informentur).
Dezember: Daß unter der Leitung der Kongregation der Glaubensverbreitung das Licht des Glaubens in alle Welt hinausgetragen werde (Ut ductu Sacrae Congregationis de Propaganda Fide salutare Evangelii lumen ad extremos usque terminos terrae proferatur).

Ökumenische Nachrichten

Der Anglikanische Primas Dr. Fisher bei Papst Johannes XXIII.

Am 2. Dezember 1960 stattete, wie seit dem 1. November angekündigt, der anglikanische Erzbischof von Canterbury, Dr. Geoffrey Fisher, zugleich einer der sechs Präsidenten des Weltrates der Kirchen, ohne protokollarische Formen Papst Johannes XXIII. einen privaten Höflichkeitsbesuch ab und wurde von ihm in seiner Bibliothek empfangen. Die Unterredung dauerte eine ganze Stunde. In dem Kommuniqué des Vatikans heißt es, der Papst habe Dr. Fisher „herzlich empfangen und sich besonders für die Reise interessiert, die der illustre Gast soeben durch verschiedene Länder des Orients (Jerusalem und Konstantinopel) gemacht hat, wo der Papst sich einst selber einige Jahre aufhielt. Johannes XXIII. erinnerte an seinen großen Vorgänger, Papst Gregor den Großen, der Heilige und berühmte Missionare nach England entsandte." Damit waren amtlich die Grenzen dieser Unterhaltung abgesteckt, von der es hieß, der Papst habe hernach gesagt, man sei vor der Schwelle der Probleme stehengeblieben. Es war auch, wie die Vorgeschichte ergibt, gar nicht beabsichtigt, diese Schwelle zu überschreiten.
Es wurden Geschenke ausgetauscht: der Papst empfing eine künstlerische Wiedergabe der Krönungsfeierlichkeiten von Königin Elisabeth II. in Farbphotos und überreichte seinerseits dem anglikanischen Primas einen Band über die Römische Synode, eine Ausgabe der von ihm als Patriarch von Venedig gehaltenen Reden und — einen Band mit Dokumenten zur Vorbereitung des Ökumenischen Konzils. Das anglikanische Kommuniqué ergänzt: „Seine Heiligkeit drückte dem Erzbischof gegenüber seinen großen Wunsch nach Verstärkung der brüderlichen Gefühle unter allen Menschen und besonders unter allen Christen aus, und der Erzbischof bestätigte aus seiner eigenen Kenntnis und Erfahrung, wie stark und weitverbreitet in vielen Kirchen der Wunsch ist, in diesem Sinne zu handeln."

Der Sinn der Begegnung

Zum Verständnis dieser außerordentlichen Begegnung, der ersten mit einem Primas von England seit dem Bruch Heinrichs VIII. mit Rom, dienen eine Reihe von Erklärungen, die Erzbischof Fisher selber dazu abgab. Beginnen wir mit der letzten, seiner Predigt am Vorabend des Empfangs beim Papst in der anglikanischen Kirche zu Rom. Da sagte er u. a.: nicht die Union der Kirchen, die das Problem der Jurisdiktion aufwerfe, werde von ihm angestrebt, sondern die Einheit der Christen, die eine Sache des Geistes und der gegenseitigen Liebe unter den Kirchen sei. Diese begrenzte Zielsetzung entspricht der überlegten Wahl des Namens „Sekretariat zur Förderung der Einheit der Christen", das von Kardinal Bea geleitet wird; Erzbischof Fisher machte ihm übrigens nach dem

Besuch bei Papst Johannes seine Aufwartung. Dr. Fisher hob in seiner Predigt auch die Unterschiede hervor, die die Anglikanische Kirche von Rom trennen. Sie seien niemals nur doktrinärer Natur gewesen, sondern auch durch die Verschiedenheit der Rasse, des Temperaments und die Leidenschaft zur Freiheit bestimmt.

In einer Predigt zu Jerusalem hatte er sich noch negativer bezüglich einer Union ausgesprochen: „Die volle Einheit des Glaubens liegt in weiter Zukunft und wird vielleicht niemals erreicht durch die streitende Kirche auf Erden, weil Christus allein die Fülle ist." Er wiederholte als Begründung die von Rom abgelehnte Branch-Theorie, nach welcher innerhalb der Einheit des Leibes Christi weiterhin bestimmte Partikularkirchen mit einem Eigenleben zu unterscheiden seien. So war es immer im Osten, und es bestehe kein Grund, warum es nicht immer so bleiben solle. Mit einem Wort, der Primas von England bekannte sich rückhaltlos zur anglikanischen Tradition, für ihn eine Selbstverständlichkeit, da er während seiner ganzen, bald zu Ende gehenden Amtszeit dafür eingetreten ist, die Türen der Anglikanischen Kirche zu den Freikirchen hin weit aufzumachen. Er war es, der die Anerkennung der „Kirche von Südindien" befürwortete und Unionsverhandlungen mit den schottischen Presbyterianern eröffnete. Noch in St. Andrews hat er sich klar zu einer Union mit den protestantischen Gemeinschaften, aber gegen jeden kirchlichen Zentralismus ausgesprochen (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 141).

Um so größeres Aufsehen erregte in manchen kirchlichen Kreisen Englands die Nachricht von dem geplanten Höflichkeitsbesuch beim Papst. Obwohl die Presse zum überwiegenden Teil vernünftig reagierte und dem Vorhaben Beifall zollte, ohne mehr darin zu sehen, als es ist, nämlich ein Schritt zur Verbesserung des Klimas zwischen Rom und Canterbury — und infolgedessen auch zwischen Canterbury und dem Kardinal von Westminster —, gab es doch Gerede, das Erzbischof Fisher in einer witzigen Erklärung vor einer Abordnung der Kirchenparlamente seiner Diözese abtat. Man habe gemeint, er hätte in St. Andrews mit dem Vertreter des Sekretariats von Kardinal Bea, Msgr. Willebrands, ein Komplott ausgeheckt. Als ob der Weltrat der Kirchen der geeignete Ort sei, um Komplotte zu schmieden. Der Plan sei schon sehr viel früher an seinem Schreibtisch in Lambeth-Palace entstanden, da es ihm ja auch nicht ganz an Geist fehle. Er habe ihn dann bedeutenderen Männern der Kirche von England vorgelegt und ihre Zustimmung gefunden. Warum sollten nicht Vertreter der Anglikanischen und der Römischen Kirche einen brüderlichen Gedankenaustausch pflegen? Heimliche Verhandlungen wie die Mechelner Unionsgespräche in den zwanziger Jahren werde es freilich nie mehr geben.

Man könnte ein ganzes Buch füllen mit dem Echo der Weltpresse, angefangen mit dem weitausholenden nüchternen Aufsatz von Roberto Tucci SJ in der römischen Zeitschrift „Civiltà Cattolica", ganzseitig nachgedruckt im „Osservatore Romano" (19. 11. 60), der auch über die lange Reihe von früheren englischen Besuchen bei den Päpsten berichtet, bis zu den Kombinationen der Boulevardpresse, die mangels kirchlichen Sinnes nur in politischen Kategorien von „Gipfelkonferenz" und festen Unionsprojekten sprechen konnte.

P. Tucci trifft die Bedeutung des Besuches vom römischen Standpunkt am besten durch die Feststellung, daß nach Errichtung der katholischen Hierarchie in England 1850 sich ein Sturm gegen diesen „Angriff des Papstes" erhob und der erste katholische Erzbischof von Westminster vom Londoner Pöbel mit Steinwürfen empfangen wurde; und 1896 habe Papst Leos XIII. Entscheidung gegen die Gültigkeit der anglikanischen Weihen (Apostolicae curae) tiefe Bitternis ausgelöst. Diese Zeiten seien vorbei. Es sei ein völlig neues Klima geschaffen, das freilich die fundamentalen Lehrunterschiede nicht aufheben könne.

Das Ziel Canterburys

Dieser Tatbestand ist bedeutend genug, und es werden nun Glaubensgespräche zwischen anglikanischen und römisch-katholischen Theologen ungehindert stattfinden können, ohne daß sie wohl die Kirchenpolitik Canterburys verändern. Man sollte bei dem Besuch von Erzbischof Dr. Fisher nicht nur die Reihenfolge: Jerusalem, Konstantinopel, Rom beachten, sondern vor allem an das Programm des Weltrates der Kirchen denken, der sich vorgenommen hat, „die Kirchen aus ihrer Isolierung herauszulösen und ins Gespräch miteinander zu ziehen" (vgl. ds. Heft, S. 180). Es wäre kaum verantwortlich gewesen, wenn Erzbischof Fisher als einer der Präsidenten des Weltrates nach der Gründung des Sekretariates „zur Förderung der Einheit der Christen" bei den Konzilskommissionen diese Chance des Gespräches nicht ergriffen hätte, eben um Rom aus seiner „Isolierung" zu holen, wie man immer wieder hören kann. Das allein hätte den Besuch vom anglikanischen Standpunkt aus nötig und wertvoll gemacht, und es würde den Männern des Weltrates der Kirchen schon genügen, wenn man diesem Ziel ein wenig näher gekommen wäre.

Es erübrigt sich aber, daran noch weitere Kombinationen zu knüpfen, die weder dem Papsttum noch dem Wesen des Weltrates der Kirchen Rechnung tragen. So war auch nach deutschen Zeitungen „aus nicht-amtlicher, jedoch gewöhnlich gut unterrichteter römischer Quelle zu erfahren, daß der Erzbischof von Canterbury im Blick auf eine Wiederannäherung der getrennten Kirchen von der Bildung einer ‚Konföderation' dieser Kirchen in den jeweiligen Ländern gesprochen habe. Diese Kirchen würden wie bisher autonom nebeneinanderleben und keinerlei Beeinflussung durch Rom erfahren, jedoch unter einem anerkannten Patriarchen stehen, der allein, gewissermaßen als ‚Verbindungsmann', dem Papst in Rom verantwortlich wäre."

Diese verschwommene „Information" ist in sich unverständlich. Soweit es sich um die Mitgliedskirchen des Weltrates handelt, sind sie bereits auch länderweise föderiert und bedürfen keines „anerkannten Patriarchen", der auch noch dem Papst verantwortlich wäre. Sind auch die römisch-katholischen „Kirchen", wenn man so sagen darf, der einzelnen Länder miteinbezogen, so würde das die Auflösung der römisch-katholischen Kirche bedeuten. Aus wirklich einwandfreier römischer Quelle war zu erfahren, ein derartiger Plan sei von Erzbischof Fisher weder beim Papst noch bei anderen amtlichen Stellen der Kurie erwähnt worden, wie der Erzbischof übrigens selber bei seiner Ankunft in London bestätigte. Es kann sich hier nur um mißverstandene Bruchstücke seiner Predigt in Jerusalem handeln, die weitergesponnen und zur Verwirrung der Gemüter in die Öffentlichkeit lanciert worden sind. Die behutsame und realistische Pflege der Einheit der Christen wird durch solche Träume nur von ihren eigensten Aufgaben abgelenkt. (Vgl. den Aufsatz von Kardinal Bea, ds. Heft, S. 190.)

Protestantische Laienaktion in Lateinamerika

Seit 1910 beschäftigt sich der Weltprotestantismus aufmerksam mit Lateinamerika; aber erst seit wenigen Jahren betrachtet er auch offiziell diese von 95 % katholisch getaufter Christen bewohnten Gebiete als eigentliches Missionsland. Er fühlt sich dazu nicht nur berechtigt, sondern in Pflicht und Verantwortung genommen durch die äußeren und inneren Schwächen des katholischen Christentums jener Länder. Während sich jedoch die alten protestantischen Glaubensgemeinschaften vor allem auf die Betreuung ihrer Anhänger unter den Einwanderern beschränkten und darum auch mehr oder minder an die nationalen Minoritäten gebunden blieben, entfalten die neuen sektenartigen Glaubensbewegungen eine mächtige missionarische Wirksamkeit: die Pfingstbewegung, die Adventisten, die aus England stammenden Plymouth-Brüder, die Zentral- und Lateinamerikanischen Missionen und andere haben sich innerhalb des lateinamerikanischen Protestantismus längst die führende Stellung erkämpft. Einem vom Weltkirchenrat in Genf (Documents from the Department on the Laity, Nov. 1960) veröffentlichten Überblick ist zu entnehmen, daß im Jahre 1956 bereits drei Viertel der 6000 protestantischen Missionare in Lateinamerika diesen Gruppen angehörten. Ihre geringere Belastung mit traditionellem theologischem Gepäck und ihre spontanere Begeisterung machten bei ihnen fast aus jedem Mitglied einen praktischen Missionar. Hinzu kommt ihre konsequente Ablehnung jedweden Unterschiedes zwischen bestallten Predigern oder Pastoren und Laien. Bibelkenntnis und persönliches Beispiel sind ihnen Vollmacht genug zu Predigt und Sakramentenspendung. Immerhin bemühen sie sich neuerdings auch um eine bessere missionarische Schulung, um den Zugang zu den gebildeteren Schichten zu gewinnen.

Ihnen ist vornehmlich das rasche Wachstum des Protestantismus im letzten Jahrzehnt zu danken. Das „World Christian Handbook" für 1957 gibt folgende Zahlen:

1949	3820 ausländische Missionare	7160	einheimische Kräfte
1957	6360 ausländische Missionare	14 299	einheimische Kräfte.

Die Gesamtzahl der Protestanten ist zwischen 5 und 6 Millionen anzusetzen — eine bei der vitalen Schwäche der zahlenmäßig um das Dreißigfache überlegenen katholischen Christenheit immerhin beachtliche Minorität, die indessen auch den ausländisch-exotischen Charakter weithin verloren hat, der bislang dem Protestantismus anhaftete.

Trotz ihren Erfolgen machen sich die Protestanten keine Illusion über die Schwierigkeit ihrer Aufgabe. In dem erwähnten Überblick werden u. a. erwähnt die kulturelle Traditionslosigkeit eines evangelischen Christentums inmitten einer vom iberischen Katholizismus geprägten Umwelt, ferner eine gewisse Stagnation innerhalb der Grenzen des Erreichten, dann die finanziellen Schwierigkeiten und die weitgehende materielle Abhängigkeit vom Ausland und schließlich das spannungsreiche Neben- und Gegeneinander der verschiedenen christlichen Bekenntnisse im gleichen missionarischen Umkreis.

Bemerkenswert ist, daß die Protestanten in genauer Entsprechung zu innerkatholischen Entwicklungen die Bedeutung ihrer Aktion im vorkirchlichen Raum deutlich zu erkennen beginnen. Hier besonders öffnet sich für den Laien ein bedeutsames Feld apostolischer Tätigkeit, weniger durch das gepredigte als durch das gelebte Evangelium und durch den liebenden Bruderdienst im Alltag. Bruderschaftsgedanke und praktische Lebenshilfe wirken zusammen in den sogenannten „landwirtschaftlichen Gemeinschaften", in denen Landwirte, Techniker, Ärzte in Ländern wie Costa Rica, Ecuador, Bolivien und Chile dem Landvolk neue Produktionsmethoden, Hygiene und Bildung nahebringen. In Bolivien sind diese Gemeinschaften die Schrittmacher der offiziellen Agrarreform geworden, ebenso in Kuba. Ähnliche Versuche in industrieller Umgebung sind ebenfalls zu verzeichnen, wobei sich bezeichnenderweise die Soziallehre der katholischen Kirche und manche praktische Verwirklichung der Katholischen Aktion als führend und beispielhaft erwiesen haben.

Noch wichtiger ist den Protestanten offenkundig der kulturelle Bereich, weil sie hoffen, auf dem Wege über die höheren Schulen und Universitäten die geistigen Führungsschichten zu erreichen. Der betont angelsächsische Charakter ihrer Hochschulen (Mackenzie-Universität in São Paulo, Candler-Universität in Kuba, Interamerican-Universität in Puerto Rico) übt auf die führende Gesellschaft dieser Länder einen besonderen Reiz aus und wird leicht zum Vehikel für das Credo der Reformation. Durch die protestantisch gesteuerte Christliche Studentenbewegung verfügt der Protestantismus in fast allen lateinamerikanischen Ländern über eine wichtige Organisation der intellektuellen Eliten und damit über ein Instrument zum direkten oder indirekten missionarischen Einsatz.

Aus der totalitären Welt

Das Problem der „religiösen Überbleibsel"

Das Dilemma der atheistischen Ideologen angesichts des Überlebens von Religion und Kirche in den „Ländern des Sozialismus" beschäftigte auch die Verfasser der „Deklaration", die am 7. Dezember 1960 von der Sowjetpresse im Ergebnis der Konferenz aller kommunistischen Parteien der Welt in Moskau veröffentlicht wurde. Zum Schluß der „Deklaration" heißt es, den ideologischen Fragen käme heute besondere Bedeutung zu, da sich die „Klasse der Ausbeuter" angesichts der „Erfolge des Sozialismus" verstärkt bemühe, „die Massen in der geistigen Knechtschaft durch die bourgeoise Ideologie zu halten". Die geistige Befreiung der Volksmassen müsse durch einen entschlossenen Angriff an der gesamten ideologischen Front verwirklicht werden. Gewaltige allseitige Anstrengungen zur kommunistischen Erziehung der Massen seien insbesondere deshalb nötig, weil sich die Überbleibsel des Kapitalismus im Bewußtsein der Menschen auch nach der Errichtung der sozialistischen Gesellschaftsordnung noch lange Zeit halten, wie die geschichtliche Erfahrung zeige.

Die „kapitalistischen Überbleibsel" bereiten den kommunistischen Ideologen Kopfschmerzen besonders unter dem religiösen Aspekt. Solange sich in ihrem Lande die Religion im Bewußtsein der Menschen hält, ist nämlich der Grundansatz des historischen Materialismus zu seiner Religionskritik ständig in Frage gestellt. Ist die Religion tatsächlich nur ein Teil des „ideologischen" Gebäudes, mit dem die Ausbeuterklasse ihre Herrschaft aufrechtzuerhalten trachtet, dann müßte sie in dem Lande, in dem die „sozialen Wurzeln" der Religion längst beseitigt sind, verschwunden sein oder bald verschwinden. Die faktische Lage zwingt aber dazu, die „Zählebigkeit" der „religiösen Vorurteile" (als kapitalistischer Überbleibsel) auch in der sozialistischen Umwelt mit immer denselben Argumenten plausibel zu machen. Hierbei verdeckt die antireligiöse

Propaganda den falschen Grundansatz des klassenkämpferischen Motivs der Religionsbekämpfung höchst dürftig. Wir haben auf die einschlägigen Thesen der antireligiösen Propaganda in diesem Zusammenhang wiederholt hingewiesen.

Die einseitige und falsche Beurteilung der Religion ist auch die Ursache für andere Ungereimtheiten der antireligiösen Propaganda. Eines ihrer oft wiederkehrenden Argumente ist die Behauptung, daß die religiöse Weltanschauung nicht in der Lage sei, im Menschen den Glauben an seine eigenen Kräfte zu wecken, so daß er von vornherein den Kampf für eine Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft als hoffnungslos betrachten müsse. So erklärt das Ende 1959 im sowjetischen Staatsverlag für politische Literatur erschienene „Vademecum des Atheisten", ein umfangreiches Handbuch der antireligiösen Propaganda: „Die Ideologen der Orthodoxie sind der Ansicht, daß der Verlauf des gesellschaftlichen Lebens der Menschen völlig und ganz in der Hand Gottes liegt . . . Somit erzeugt die Orthodoxie im Menschen Passivität . . ., d. h. Eigenschaften, die denjenigen, die von der sozialistischen Gesellschaft herangebildet werden, direkt entgegengesetzt sind. Die Ideologie der Orthodoxie ist rückständig, konservativ; sie ist ein Hemmschuh für die Fortentwicklung der Gesellschaft . . ." (113). An anderer Stelle wird aus der Position der orthodoxen Kirche — der christliche Glaube solle den Menschen vor allem auf das Reich Gottes vorbereiten — derselbe falsche Schluß gezogen: Gleichgültigkeit der Kirche gegenüber den sozialen Verhältnissen (172).

Inzwischen sind diese Stellen aus dem „Vademecum des Atheisten" kritisiert worden. Die von der Akademie der Wissenschaften in Moskau herausgegebene Zeitschrift „Fragen der Philosophie" befürchtet offenbar, daß die erwähnte Charakterisierung der orthodoxen Kirche den Gedanken ihrer Unschädlichkeit für die sowjetische Ideologie und Gesellschaftsordnung nahelegen könnte, und weist in einer Rezension über das „Vademecum des Atheisten" warnend darauf hin, daß die Kirche eigentlich gar nicht so passiv sei. Die Rezensenten berufen sich auf einen (auch von uns seinerzeit erwähnten) Aufsatz im Journal des Moskauer Patriarchats (Nr. 2, 1958; vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 512), in dem die soziale Verantwortung der Christen in bewußter Überwindung der vorwiegend asketischen und spiritualistischen Haltung der russischen Theologie des 19. Jahrhunderts gefordert wurde, und zitieren daraus folgende Stelle: „Als Religion des Geistes und der Wahrheit enthält das Christentum ewige Ideen und wirkt auf direktem oder indirektem Wege auf Fortschritt und Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft ein." „In Wirklichkeit", folgern die Rezensenten, „verhält sich die russische orthodoxe Kirche ganz und gar nicht passiv gegenüber dem gesellschaftlichen Leben und dem sozialen Fortschritt. Auf dem Wege der moralischen Sanktionen der Billigung oder Ablehnung mischt sich die Kirche faktisch in das gesellschaftliche Leben des Landes ein und hat die Möglichkeit, ihren Einfluß auf dieses geltend zu machen" (Voprosy filosofii, Nr. 10, 1960, S. 166).

Sicherlich wird keine der beiden voneinander abweichenden Beurteilungen der wirklichen Haltung der orthodoxen Kirche gerecht; beide gehen von falschen Voraussetzungen aus. Die Forderung der Rezensenten, daß in künftigen Auflagen des „Vademecum des Atheisten" die beanstandeten Fehler zu korrigieren seien, steht im Zeichen der verschärften Religionsbekämpfung in allen kommunistischen Ländern und insbesondere in der Sowjetunion, wo auch die letzten Spuren kirchlicher Einwirkung beseitigt werden sollen. Für die russische Kirche ist das Gefälle von ihrer Charakterisierung im „Vademecum des Atheisten" zur scharfmacherischen Kritik in den „Fragen der Philosophie" ein weiteres alarmierendes Zeichen für die im Gang befindlichen und noch bevorstehenden „gewaltigen Anstrengungen an der ideologischen Front", die, weil die ideologischen Positionen der Kommunisten falsch sind, zur Erreichung des Zieles einer total und absolut säkularisierten Gesellschaft notwendig wieder in die berüchtigten „administrativen Maßnahmen" — wenn auch in verschleierter Form — umschlagen werden.

Die Stimme des Papstes

Zum Beginn der Konzilsvorbereitung

Papst Johannes XXIII. empfing am 14. November 1960 die Mitglieder und Konsultoren aller Vorbereitenden Konzilskommissionen in einer Audienz, die in der Peterskirche stattfand. Mit dieser Audienz wurde die Tätigkeit der Kommissionen eröffnet.

Der Papst hielt dazu die folgende Ansprache, die wir (mit Ausnahme der Zwischenüberschriften) im Wortlaut nach eigener Übersetzung des im „Osservatore Romano" (14./15. 11. 60) veröffentlichten italienischen Originaltextes wiedergeben.

Ehrwürdige Brüder, geliebte Söhne!

Zur Eröffnung dieser feierlichen und eindrucksvollen Versammlung, die das Zeichen gibt zum Beginn einer heiligen Vigil angespannter friedlicher Arbeit für das 2. Ökumenische Vatikanische Konzil, passen auf das vollkommenste die gewohnten Worte aus dem Gebet des Bischofs: „Der Name des Herrn sei gepriesen: unsere Hilfe ist im Namen des Herrn!"

Der Name und die Hilfe des Herrn, die wir anrufen und preisen: was ist wohl gewinnender und rührender?

Unter diesem frohen Leitwort möchten Wir Uns heute mit euch unterhalten in einem ganz vertrauten und schlichten Gespräch, von dem Licht und Glut ausströmen mögen über alles, was jeder von uns schon im Kopf und im Herzen mit sich herumträgt.

Die menschlichen Bemühungen, die unter dem Licht der Gnade von oben eingeleitet worden sind, werden nun schrittweise ihren Fortgang nehmen in dem Maß des Eifers, des guten Willens und der heiligen Anstrengung, die wir in unserer Zusammenarbeit darauf verwenden.

Man sagt gewöhnlich, daß die Unsicherheit, die gewissermaßen geheiligte Erregung des ersten Anfangs, die eine Übung in der Demut ist, sich alsbald in mutige Sicherheit verwandelt, besonders wenn die allmählich fortschreitende

Aufhellung der Horizonte Schritt für Schritt offenbar macht, daß der Herr eingreift, um zu erleuchten, zu ermutigen, weiter voranzuschreiten mit weitem Herzen und bereitwilliger Seele.

Unser gegenwärtiges Konzil empfängt seinen Namen nicht von Jerusalem oder von Nicaea. Aber natürlich beschäftigte sich der bescheidene derzeitige Nachfolger des heiligen Petrus und des Papstes Silvester in seiner Begeisterung für den Plan dieses großen Unternehmens innerlich unter anderem vor allem mit der Betrachtung des geschichtlichen Verlaufs der zwanzig Ereignisse von gleichen und noch größeren Ausmaßen, die in zweitausend Jahren als Marksteine der Hirtensorge der Kirche einander gefolgt sind. Er betrachtete die besonderen und schwierigen Umstände, von denen die Feier dieser denkwürdigen Zusammenkünfte begleitet war, die Schwierigkeiten und Widerstände, denen man begegnete im Wechsel verschiedener Epochen, die bisweilen stürmischer und schwerer waren als die gegenwärtige. Es ist vor allem diese sehr nützliche Arbeit geschichtlicher Bildung, wozu Wir alle einladen möchten, die den besonderen und hohen Auftrag zur unmittelbaren Mitarbeit an diesem 2. Vatikanischen Konzil empfangen haben.

Zu unserer Verfügung stehen die wichtigsten monumentalen Sammlungen der Konzilsakten: die Romana, von Paul V. angeordnet, die Regia von Paris und die Amplissima Collectio von Mansi, die dieser hervorragende Erzbischof von Lucca auf mehr als dreißig große Bände brachte und die dann von Petit und Martin auf sechzig erweitert wurde. Von anderen wertvollen Veröffentlichungen hohen Ranges in vielen Sprachen wollen Wir nicht reden.

Welcher Reichtum an Lehre und Geschichte, leider übervoll von Schwierigkeiten und Gegensätzen, doch immer gekrönt von ruhmreichen Erfolgen!

Loben wir den Herrn, ehrwürdige Brüder und geliebte Söhne; denn bei sachgerechter Würdigung der ersten Eindrücke, die die einfache Ankündigung des Konzils in der ganzen Welt hervorgerufen hat, geben viele Gründe eine Vorahnung und sozusagen einen Vorgeschmack des Schauspiels der unveränderlichen und allzeit blühenden Jugend dieses Meisterwerkes der Erlösertat Christi, das die katholische Kirche darstellt, die er mit seinem Blut erkauft hat (vgl. Apg. 20, 28).

Wiederaufwertung des christlichen Glaubens und Lebens

Noch ein anderer Gesichtspunkt muß hier an der Schwelle der umfangreichen Arbeit hervorgehoben werden, die vor Uns liegt und die Wir sogleich der ganzen Welt vorstellen wollen.

Die Ökumenischen Konzile der Vergangenheit gaben vorwiegend Antworten in den verschiedensten dringenden, die „lex credendi" betreffenden Fragen der reinen Lehre im Hinblick auf Irrlehren und Irrtümer, die in die Alte Kirche des Ostens und des Westens einzudringen versuchten.

In Nicaea wurde die Gottheit des göttlichen Wortes, das zum Heil des Menschengeschlechtes Mensch geworden ist, zur Diskussion gestellt: der Irrtum des Arius. In Ephesus bestand das Hauptanliegen in der Einheit der Person des Wortes in den zwei Naturen und in der Gottesmutterschaft Marias, der Gottesgebärerin. In Chalzedon handelte es sich um andere Streitfragen und Diskussionen in bezug auf die Unterscheidung dieser beiden Naturen. Im 16. Jahrhundert wurde die Verfassung der Kirche von Grund auf in Frage gestellt, und in Trient mußte und konnte man alles auf den alten Grundlagen wiederherstellen: Glauben, Kultus, Sakramente, Disziplin: alles wurde wieder auf ein festes Fundament und in hellstes Licht gestellt. Das 1. Vatikanische Konzil endlich prüfte in dem kurzen Zeitraum, der ihm beschieden war, von neuem gründlich die göttliche Verfassung der Kirche, besonders im Hinblick auf die Unfehlbarkeit des römischen Papstes in Sachen des Glaubens und der Sittlichkeit.

Den Anlaß zur Versammlung der anderen fünfzehn Ökumenischen Konzile, außer den fünf genannten, gaben mancherlei Umstände und die Sorge, gewiß in verschiedenen Punkten die Reinheit der Lehre der Kirche sicherzustellen, doch auch die Gewissen zu stärken und zu lenken, die angesichts religiöser und politischer Ereignisse in verschiedenen Nationen oder Verhältnissen in Verwirrung geraten waren, das aber fast immer unter Bezugnahme auf die höchsten Obliegenheiten des kirchlichen Lehramtes, im Dienste der Ordnung, des Gleichgewichtes und des sozialen Friedens.

In der modernen Epoche einer Welt mit tief veränderten Gesichtszügen, die sich nur mit Mühe gegenüber den Verzauberungen und Gefahren des fast ausschließlichen Strebens nach materiellen Gütern aufrechtzuerhalten vermag, angesichts des Vergessens oder der Schwächung der Grundsätze der geistigen und übernatürlichen Ordnung, die die durchdringende und expansive Kraft der christlichen Kultur durch die Jahrhunderte hindurch kennzeichneten, in der Neuzeit also handelt es sich um mehr als um den einen oder anderen Gegenstand der Lehre oder der Disziplin, den man wieder an die reinen Quellen der Offenbarung und der Überlieferung zurückrufen müßte; es handelt sich um die Substanz des menschlichen und christlichen Denkens und Lebens, deren überzeitliche Treuhänderin und Lehrerin die Kirche ist und die wieder zur Geltung und zum Leuchten gebracht werden muß.

Übrigens ist es sicher eine ernste Sache und auch eine Pflicht, die Irrwege des menschlichen Geistes zu beklagen, der versucht und getrieben wird zum bloßen Genuß der Güter der Erde, die die moderne wissenschaftliche Forschung heute den Kindern unserer Zeit leicht erreichbar macht. Gott verhüte aber, daß wir die Proportionen übertreiben bis zu dem Punkt, daß wir uns glauben machen, Gottes Himmel seien nun endgültig über unseren Häuptern verschlossen, es sei nun wirklich die Finsternis über die ganze Erde hereingebrochen und es bliebe uns nun nichts anderes übrig, als unsern mühevollen Weg mit Tränen zu besprengen.

Christus ist mit uns

Im Gegenteil, wir müssen uns Mut machen!

Christus, der Sohn Gottes und unser Heiland, hat sich nicht entfernt von der Welt, die er erlöst hat. Und die Kirche, die von ihm begründet wurde, die eine, heilige, katholische und apostolische, bleibt für immer sein mystischer Leib, von dem er das Haupt ist, zu dem jeder von uns Gläubigen in Beziehung steht, zu dem wir gehören. Das ist der Angelpunkt, an dem jeder Getaufte festhalten muß: die Zugehörigkeit zur Kirche Jesu ist nicht ein einfaches Merkmal von individuellem Charakter in jedem einzelnen, sondern von eminent sozialem Charakter in allem. Und das ist die Bedeutung der Bezeichnungen „homo catholicus", „orbis catholicus", „ecclesia catho-

lica“: sie wollen aussagen, daß wir, jeder von uns, in Christus Jesus, in der Kirche Jesu wirklich von derselben göttlichen Familie sind, Söhne und Brüder, „die (der Vater) vorher erkannt und vorherbestimmt hat, dem Bilde seines Sohnes gleichförmig zu werden, damit er der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern“ (Röm. 8, 29).
Jeder Gläubige gehört also zu der umfassenden katholischen Gemeinschaft, wie auch jeder Priester und jeder Bischof, jeweils gemäß seinen Aufgaben, und das in der Beziehung zu dem göttlichen Gefüge, das Jesus, der Sohn Gottes und Gründer der Kirche, seiner Stiftung gegeben hat, die für alle und für ewig geschaffen ist.
Ihr versteht, ehrwürdige Brüder und geliebte Söhne, wie diese schlichte Anspielung ihre Antwort findet in den Worten von Einheit, von Liebe und von den erhabenen Tugenden, den „besseren Charismen“, die der heilige Paulus in seinem Brief an die Korinther aufzuzählen bestrebt ist zu gemeinsamer Ermutigung und Erbauung (1 Kor. 12 und 13).
Was sind es doch für großartige, bewegende und erhebende Seiten bei dem unvergleichlichen Apostel der Heiden, ein Echo auf den Wunsch „unum sint“, daß alle eins seien, in der tragischen Leidensnacht des Herrn. Diese Worte klingen herüber aus der Tiefe jener Zeit, hinweg auch über die zahllosen Gruppen, die von der katholischen Einheit getrennt sind und doch danach verlangen, zurückzukehren auf den Spuren des wahrhaftigen „Grundes der Apostel und Propheten, mit Jesus Christus selbst als dem Eckstein, in dem der ganze Bau seinen Halt hat und zu einem heiligen Tempel im Herrn emporwächst“ (Eph. 2, 20).

Die Arbeit der Vorbereitung beginnt

Geliebte Söhne! Was Wir bis hierher in dieser Unserer Ansprache berührt haben, wenn auch nur in kurzen Andeutungen, das leitet über zur Angabe einiger Richtlinien für das praktische Vorgehen bei der Abwicklung der Arbeit, mit der wir heute beginnen. Sie gelten sowohl für die oberste Zentralkommission, deren Vorsitz der Papst führt, als auch für die Koordinierung der anderen Kommissionen oder Arbeitsgruppen, auf denen der gewichtige Anteil an diesem großen Unternehmen lastet, zu dem jeder von euch berufen worden ist von den fernsten Enden her, in einer Gesinnung friedlicher Eintracht und freudiger Begeisterung.
Geliebte Söhne! Als Wir zu Pfingsten dieses Jahres das Motu proprio *Superno Dei nutu* veröffentlichten, war es ein großer Trost, an der vielseitigen und schnellen Ausbreitung des religiösen Eifers zu sehen und vorauszuempfinden, wie die erbauende Lebenskraft geistlicher Energien Unsern Plan und Unser Vorhaben für ein Konzil einer frohen und glücklichen Verwirklichung entgegenführen würde. Wenige Monate später seid ihr nun auf Unsere Einladung hier um Uns versammelt, eine hochansehnliche Schar, hier unter dem Gewölbe des größten Gotteshauses der Christenheit, wie um Uns zu sagen: „wir stehen zu Deiner Verfügung!“
Seid herzlich willkommen und seid gesegnet!
Einige Mitteilungen werden euch jetzt sogleich sehr erwünscht sein. In der Phase der entfernteren Vorbereitung schon ist es möglich gewesen, wertvolles Material für Forschung und Studium zu sammeln und vorzubereiten. Bischöfe, Prälaten, Römische Kongregationen und Universitäten äußerten ihre aufrichtigen, begründeten und eindrucksvollen Wünsche in bezug auf verschiedene Probleme, die unmittelbar einer Lösung bedürfen. Diese ersten Antworten werden zur Zeit in einer mustergültigen Ausgabe gedruckt. Fünf Bände liegen schon vor, ebenso viele erwarten Wir kurz nach Weihnachten.
Aus dieser reichen Fundgrube wurden für die eingehenderen Beratungen die Themen ausgewählt, die am meisten der Beachtung wert schienen. Sie werden jetzt euerer Sachverständigkeit anvertraut, geliebte Söhne, und diese könnte noch andere aufgreifen und behandeln, wenn es nützlich und angebracht erscheint, sie anzuschneiden und vorzutragen.
Unter der weisen und sachkundigen Leitung der jeweiligen Präsidenten sind die Kommissionen und Sekretariate, wie Wir Uns bei den ersten Feststellungen versichert haben, nunmehr für ihre Aufgabe bereit. Sie schenken ihre besondere Aufmerksamkeit den Wünschen und Vorschlägen der Bischöfe, der verehrten Väter der erlauchten Versammlung.
Was wird das für eine schöne Arbeit sein, geliebte Mitbrüder und Söhne!
Bei dem bloßen Gedanken daran schlägt das Herz vor Bewegung höher und dankt dem Herrn für alles, was die heilige Kirche vor dem Angesicht der Welt zu ihrer Erbauung und Ermutigung daraus an Glanz und Schönheit gewinnen wird.

Geduld und Diskretion

Das vorbereitende Studium erfordert natürlich reichlich Zeit, beharrliche Geduld in der Arbeit und den Einsatz der Liebe, die noch an Schönheit gewinnt durch die „besseren Charismen“, die Wir aus dem 13. Kapitel des 1. Briefes des Apostels Paulus an die Korinther schon zitierten. Die unseren Zeiten näherliegende Erfahrung von Trient und dem 1. Vaticanum wird für die Vorschläge, Erörterungen und Entschließungen als Hinweis und Mahnung von Wert sein.
Natürlich wird auch die „Liebe zum Schweigen“, der Sinn für das rechte Maß und die gegenseitige Achtung eine kostbare Zierde der Studien und der Zusammenkünfte sein. Alles auf dem Konzil will umgeben sein von großer Zurückhaltung und Bescheidung jedes Teilnehmers an seinem Platz. Daß die ersten Nachrichten, die in der großen Welt umliefen, auch außerhalb des Raumes der katholischen Kirche seitens der getrennten Brüder Achtung und Aufmerksamkeit gefunden haben, das tröstet Uns ganz besonders und gibt Uns einen Vorgeschmack von der Freude über die Einheit aller, die an Christus glauben, im Sinne seines Herzenswunsches und seiner Bitte an den Vater: „Daß alle eins sein mögen und daß Du sie heiligen mögest in der Wahrheit!“ (Joh. 17, 19).
Das Konzil hat jedoch, wie schon bekannt ist und wiederholt hervorgehoben wurde, eine ihm eigene Begrenzung, als „Stadt auf dem Berge“, sich zunächst ausschließlich mit dem zu beschäftigen, was unsere Mutter, die katholische Kirche, und ihre innere gegenwärtige Organisation betrifft.
„Der Geist des Herrn erfüllt die Erde, und er, der das All zusammenhält, vernimmt jeden Laut.“ Ein großartiges Wort aus dem ersten Kapitel des Buches der Weisheit, wie ja dieses ganze Buch Bewunderung und Ergriffenheit hervorruft. Diejenigen, die zwar mit uns nicht das ganze katholische Glaubensbekenntnis teilen, dennoch aber aufrichtig und vertrauensvoll nach Informationen über die Arbeiten des Konzils verlangen, werden es, wie Wir hoffen wollen, nicht als wenig angebracht und unhöf-

lich empfinden, wenn Wir sie einladen zu warten, bis die durch ihre Zugehörigkeit zu den einzelnen Kommissionen ausgewiesenen Väter und Konsultoren ihre Arbeit vollendet haben und alles gut vorbereitet und besser geordnet ist für derartige Begegnungen auf einer höheren Ebene des Geistes, des Herzens und der übernatürlichen Sicht, auf die sich der Geist des Herrn legen könnte zum Ruhm und zur Liebe Jesu Christi, des Stifters seiner heiligen und ruhmreichen Kirche.
Es ist ja übrigens auch bekannt, daß Wir zur Ergänzung des offiziellen Stabes der zehn Kommissionen, die sich in die Arbeit für das Konzil teilen, die Einrichtung eines besonderen Sekretariates neben den anderen vorgesehen haben, das die Wünsche nach Information von seiten unserer Brüder, die obwohl getrennt — wie man zu sagen pflegt — doch sehr wohl Unserer Achtung würdig sind, wenn sie das Verlangen haben, die Arbeit des Konzils zu verfolgen, im Licht der Wahrheit, nach Maßgabe der Klugheit und mit liebenswürdigem Takt beantworten kann.

Für das Heil, die Freude und den Frieden der Welt

Ehrwürdige Brüder und geliebte Söhne!
Nun möchten Wir dieser Unserer vertraulichen Ansprache noch einige Worte hinzufügen, die unsere Herzen zu Mut und Vertrauen anregen sollen und zum Streben nach jenen christlichen und priesterlichen Tugenden, zu denen das ganze Volk in heilsamer Erbauung aufblicken kann, zur Freude und zum Frieden der ganzen Welt.
Die Feier eines Konzils der katholischen Kirche begreift in sich das Studium eines ganzen Komplexes von Beziehungen auf der Ebene nicht nur der Individuen und Familien, sondern auch aller Nationen, auf denen das Zusammenleben der Menschheit beruht.
Vom Dekalog des Moses bis zu den vier Evangelien empfängt alles seine Kraft von Christus und seiner Kirche, in deren Mitte Jesus nicht aufhört, die großen Worte zu wiederholen: „Ich bin das Licht der Welt. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben" (Joh. 8, 12; 14, 6). Auf sie und auf das, was sie bedeuten, setzen dann das göttliche Siegel die letzten Worte am Schluß des Evangeliums des heiligen Matthäus: „Sehet, ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt" (Matth. 28, 20).
Geliebte Söhne! Als Wir in diesen Monaten einige Abschnitte aus der umfangreichen Literatur zum letzten Ökumenischen Konzil, dem 1. Vatikanischen, durchsahen, das unter Unserem Vorgänger Pius IX. in den Jahren 1869—70 gefeiert wurde, stießen Wir zufällig auf ein Flugblatt, das verfaßt ist von einem der lebendigsten und damals am meisten gefeierten Geister von betontem antirömischem Affekt. Es war mit einer Ironie von schlechtem Geschmack gerichtet an die Bischöfe, die aus der ganzen Welt zur Teilnahme am Vaticanum gekommen waren und die den alten Bischöfen aus dem Osten, die zum ersten Konzil in Nicaea, im Jahre 325, zusammengekommen waren, gegenübergestellt wurden.
„Ihr seid jetzt versammelt zu einem neuen und letzten Konzil in Rom. Jenes erste — das Nicaenum — war die feierliche und verehrungswürdige Taufe des Triumphes und der geordneten Einheit der Religion, die dem Willen der Zeit entsprach. Dieses letzte, das eurige, wird, was ihr auch immer beabsichtigen möget, die unabsehbare Tatsache einer sterbenden Religion bezeugen und damit unvermeidlich auch die nicht mehr ferne Entstehung einer anderen" (aus: Scritti editi ed inediti di G. M., Bd. 86 — Politica Bd. 28 — Imola. Cooperativa Tip. Ed. P. Galeati 1940, S. 241).
Das sind die authentischen Worte des Mißtrauens und der Prophetie.
Aus dem Abstand eines Jahrhunderts können wir uns Rechenschaft geben von ihrer Torheit und von dem, was diese Propheten Baals verdienen — und davon gibt es immer den einen oder andern, dessen Visionen falsch und töricht sind (vgl. Klagel. 2, 14). Lassen wir sie ruhig reden, um uns in Wachsamkeit und Geduld zu üben, damit wir die Frucht der Verheißung erbringen. Wir bleiben dem Wort Christi treu, dem letzten Wort, mit dem Matthäus sein Evangelium beschließt und das die Versicherung des Sieges der Kirche Jesu enthält, unserer Kirche, bis zur Vollendung der Zeiten.
Die heutige Zusammenkunft von Vertretern aus der ganzen Welt ist noch nicht die Eröffnung des neuen Konzils, doch der Beginn und gleichsam die Weihe unserer Bemühungen um eine entschlossene und umfassende Vorbereitung seines Erfolges in der Aufnahme von Kontakten und Einleitung von Studien und Diskussionen zur Erarbeitung einer gesicherten Lehre und Orientierung im Leben.
Habt ihr nicht den Eindruck, eine Stimme zu vernehmen, die von fern zu unseren Ohren und zu unseren Herzen dringt? „Stehe auf, werde Licht, Jerusalem! Denn es kommt dein Licht, und die Herrlichkeit des Herrn geht über dir auf" (Is. 60, 1).
Der alte Isaias liefert uns die Töne für den ersten Triumphgesang, in dem der Widerhall der hellen Begeisterung aus allen Sprachen, Stämmen und Völkern aufklingt.
Wirklich große Dinge — Wir möchten das wiederholen — erwarten Wir von diesem Konzil. Es will eine Erneuerung der Kräfte des Glaubens, der Lehre, der kirchlichen Disziplin, des religiösen und geistlichen Leben erreichen und außerdem einen großen Beitrag leisten zur Wiederbefestigung jener Grundsätze der christlichen Ordnung, die auch den Fortschritten im bürgerlichen, wirtschaftlichen, politischen und sozialen Leben Sinn und Ziel geben. Das Gesetz des Evangeliums muß bis dahin gelangen, daß es alles umschließt und durchdringt, alles, auch das, was uns „vom Tau des Himmels und vom Fett der Erde" (Gen. 27, 28) zufällt. Dahin zu gelangen, das verlangt eine gewissenhafte, hochgemute, lautere Anteilnahme aller Glieder der Gesellschaft — Priestertum und Laienstand, legitime Autoritäten, geistige Leistungen, Arbeit — gesellschaftliche Ordnung, ganz beherrscht von der Sorge um die vollkommene Vereinigung der Beziehungen zwischen Himmel und Erde, zwischen dem unsicheren und gefahrvollen Leben der Gegenwart und dem künftigen ewigen Leben, das so voll von Seligkeit sein wird, wie wir als Menschen und Christen den Gaben der Gnade und Barmherzigkeit des Herrn entsprechen.

Gebet für Kirche und Papst

Ehrwürdige Brüder, geliebte Söhne!
Gestattet Uns in der ungetrübten, stillen Freude über diesen guten Anfang der Konzilsarbeit, die der Sachverständigkeit und auch den guten und weisen Eingebungen von euch allen anvertraut wird, das „sursum corda", das Wir euch allen und jedem einzeln zurufen möchten, die ihr hier persönlich und mit dem Herzen zugegen seid: den Herren Kardinälen, den nahen und wertvollen Mitarbeitern des demütigen Papstes als Bischof der Kirche von Rom und als Hirten der gesamten Kirche; den Patriarchen,

den Erzbischöfen, den Bischöfen der ganzen Christenheit in den verschiedenen Riten und Gegenden der ganzen Welt, den Äbten, den Mitgliedern jeden Ranges aus dem Welt- und Ordensklerus und allen aus dem geistlichen Stande, die zur Teilnahme an Unserer Sorge und als Angehörige des Leibes der allgemeinen Kirche berufen sind, ihren Beitrag an Gebet, an Rat und Tat zu dem großen Ereignis zu leisten, zu dem die Vorsehung des Herrn uns eingeladen oder als Mitarbeiter berufen hat.

Seit der ersten Ankündigung des 2. Vatikanischen Ökumenischen Konzils hat die christliche Welt gespürt, daß ein Strom geistlichen Lebens die Seelen in eine ungewöhnliche Schwingung versetzt.

Bei den lauteren Seelen hat diese Schwingung ihren Schwerpunkt in vertrauensvollem Gebet gefunden, das lieblich im Ohr und im Herzen klingt. Stimmen der Unschuld, Stimmen geweihter Seelen, Stimmen der Leidenden erheben sich von allen Orten der Erde.

In den ersten Jahren der Geschichte der Kirche geschah es, daß der erste Papst, Petrus, der Verfolgung zum Opfer fiel, der Freiheit beraubt und eingekerkert wurde. Das Buch der Apostelgeschichte berichtet ergreifend, wie man in der ganzen Kirche für ihn ohne Unterlaß zu beten begann. Seit zwanzig Jahrhunderten dauert dieses Gebet für das Oberhaupt der katholischen Kirche an. Ihr könnt verstehen, wie es dem Papst Kraft, geistige Sicherheit und Ruhe gibt, daß er sich so von seinen ehrwürdigen Brüdern und geliebten Söhnen in aller Welt gestützt weiß. Dieses Gefühl hält ihn in dauernder Verbindung mit der heiligen allgemeinen Kirche, einer Verbindung des Gebetes, das Antwort gibt auf Gebet, des Leidens, das Antwort gibt auf Leiden.

Gedenken der verfolgten Kirche

Die gütige Vorsehung unseres Herrn hat es gefügt, daß der Bischof von Rom, der seit Jahrhunderten als sein Stellvertreter auf Erden begrüßt wird, sich heute einer persönlichen Freiheit erfreut, die ihm die Ausübung seines heiligen geistlichen Amtes erlaubt, ebenso wie es dem ersten Papst Petrus beschieden war, als er schließlich aus dem Kerker des Herodes befreit wurde.

Aber da ist eine Betrübnis für den Papst, die ständig schwer auf seinem Herzen lastet: die Erinnerung an seine vielen, an die allzu vielen geliebten Brüder im bischöflichen Amt, die hervorragenden Priester und eifrigen Gläubigen, die da und dort in verschiedenen Teilen der Erde leiden unter der Beraubung der menschlichen und religiösen, manchmal sogar der physischen und moralischen Freiheit, und sogar unter Zwangsmaßnahmen, die denen vergleichbar sind, die von den ersten Helden und Märtyrern des Christentums erduldet werden mußten.

Wir wissen, was es bedeutet, mit Christus zu leben, mit seinem Evangelium, mit seinem Kreuz, und was Wir von den Feinden Christi und der christlichen Zivilisation zu erwarten haben. Das macht Uns um so empfindlicher für die Trübsal Unserer Brüder, die weiterhin Bedrängnis erleiden, und stärkt Unsern Wunsch, für sie alle und für die ganze Welt den Anbruch der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Freiheit und des Friedens zu beschleunigen.

Möge die hingabefreudige und besinnliche Arbeit der unmittelbaren Vorbereitung des Ökumenischen Konzils mit dem geordneten und wertvollen Beitrag der Mitarbeiter der zehn Kommissionen und der Sekretariate, die jetzt darangehen, sich der großen Aufgabe zu widmen, die vor einem jeden liegt, immer den Ruf der Kirche vernehmen, die zum Kugelfang der Verfolgung geworden ist. Möge sie mit ihr die Gemeinschaft des Gebetes, der Mühsal und der Verdienste suchen, die den erfolgreichen Ausgang des heiligen Unternehmens gewährleisten, das die Vorsehung uns anvertraut, und für das gegenwärtige und das ewige Leben ihren Lohn finden in Christus Jesus, dem glorreichen und unsterblichen Herrn der Zeiten und der Völker. Amen.

Die Kirche in den Ländern

Die Kirche in Polen im Jahre 1960

Seit dem letzten Bericht über die Lage der Kirche in Polen in dieser Zeitschrift (Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 269) sind die Sorgen um ihre Zukunft im wesentlichen die gleichen geblieben. Die Bischöfe haben ihnen auf ihrer Konferenz in Czenstochau im September 1960 durch einen gemeinsamen Hirtenbrief unverhüllt Ausdruck gegeben. Die Verkündigung dieses Hirtenschreibens von den Kanzeln wurde allerdings im letzten Augenblick auf Ersuchen der Regierung abgesagt. Sie hätte an dem gleichen Sonntag stattfinden sollen, als Gomulka zur Jahresversammlung der Vereinten Nationen nach New York abreiste. Mit Rücksicht auf dieses Ereignis, das sie nicht voraussehen konnten, haben die Bischöfe auf die öffentliche Bekanntgabe ihres Schreibens ganz und gar verzichtet und auch den Wunsch geäußert, daß die ausländische Presse über seinen Inhalt schweigen möge.

Solidarität mit der Nation

Die Solidarität des Episkopates mit den Interessen der Nation und ihrer Vertretung durch die Regierung gegenüber dem Ausland ist durch die weltanschaulichen und kirchenpolitischen Gegensätze nie berührt worden. Das ist ein wichtiger Zug in dem Bild, das die polnische Kirche uns bietet. Er hat gelegentlich Ausdrucksformen gefunden, die für Deutsche schmerzlich sind. Das gilt besonders von gewissen Äußerungen des Kardinals Wyszynski (vgl. seine Predigt vom 17. August in Marienburg; Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 122). Schon früher einmal hat sich der Kardinal nach Mitteilung der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" (16. 3. 60) in seiner Stellungnahme gegen die staatlich geförderte Geburtenkontrolle eines bemerkenswerten nationalen Argumentes bedient, als er fragte: „Wie können wir uns unserer Grenzen und des Friedens in Europa sicher fühlen, wenn 198 Deutsche auf einem Quadratkilometer wohnen und nur 88 Polen? Wenn wir ein starkes Polen wollen, brauchen wir noch weitere 25 Millionen Menschen." Diese Äußerungen werden hier nicht wiedergegeben, um sie zu kritisieren, was allein schon die Erinnerung an die deutsche Schuld gegenüber Polen verbietet, sondern um beizutragen, daß die Worte von Kardinal Döpfner in seiner Predigt vom 16. Oktober 1960 über das deutsch-polnische Verhältnis (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 122) in ihrer Bedeutung voll

gewürdigt werden. Sie sind zwar nicht überall in Polen, aber doch von „Tygodnik Powszechny", der repräsentativen Zeitung der polnischen Katholiken, zustimmend aufgenommen und als Grundlage für eine wirkliche Versöhnung anerkannt worden. Man muß sich aber in Deutschland darüber Rechenschaft geben, daß auch die polnischen Katholiken und, wie man sieht, selbst ihr Primas daran zweifeln, daß die deutsche öffentliche Meinung und die Regierungspolitik mit ihnen übereinstimmen. Es ist sicherlich zunächst eine Aufgabe der deutschen Katholiken, die Tabus abzubauen, die diesen Zweifeln Nahrung geben, und dem mutigen Vorstoß des Berliner Bischofs mehr Resonanz zu verschaffen.

Statt dessen mangelt es in Deutschland nicht an Äußerungen, die wenig Verständnis zeigen für die Situation der polnischen Kirche in der Frage der deutsch-polnischen Beziehungen. Als vor kurzem der Generalvikar des Apostolischen Administrators für das Bistum Ermland, Bischof Wilczynski, in Allenstein, bei der Wiedererrichtung des von Friedrich Wilhelm III. aufgehobenen Kollegiatkapitels in Guttstadt erläuterte, daß er de facto die volle bischöfliche Jurisdiktion über das Territorium der Diözese ausübe, berichtete die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" (22. 11. 60) davon unter der Überschrift „Polnischer Bischof pocht auf Gebietsrechte". Der Inhalt des Berichts rechtfertigt diese Überschrift nicht. Der Bischof hat nach dem Bericht das politische Problem gar nicht erwähnt, sondern nur die kirchenrechtliche Lage dargestellt. Bedingt dürfte die Äußerung des Bischofs dadurch sein, daß der polnische Staat Eigentumsrechte an Kirchenvermögen beansprucht, weil er es als früheres „deutsches Eigentum" betrachtet. Solange man in Deutschland rein kirchliche Maßnahmen oder Äußerungen, die — wie in diesem Falle — ihren guten Grund haben, in so affektgeladener Weise kommentiert, sät man Wind und erntet Sturm.

Auch im Innern hat sich der polnische Episkopat zu Anfang des Jahres bemüht, das Einvernehmen mit der Staatsgewalt wiederherzustellen. Im Januar traf Kardinal Wyszynski mit Gomulka zu einem langen, vertraulichen Gespräch zusammen. Es hatte die Wiederaufnahme der Verhandlungen der Gemischten Kommission im Frühjahr zur Folge. Der Kardinal wies in einem Rundschreiben den Klerus an, die Gläubigen zur Erfüllung ihrer sozialen Pflichten zu ermahnen und besonders vor einem eigennützigen Gebrauch des Streikrechtes zu warnen. Die Kirche unterstützte die Regierung in ihrem Kampf um die Steigerung der Produktion und die zu diesem Zweck notwendige Einschränkung der Lebenshaltung. Sie entsprach dadurch dem Verlangen der Regierung nach intensiverer Erfüllung ihrer „positiven Aufgaben" im Dienste des staatlichen und wirtschaftlichen Aufbaus. Es war vorgesehen, daß auch die Beschwerden der Kirche, von denen noch zu berichten sein wird, entgegenkommend geprüft werden sollten. Zu diesem Zweck wurden zwei Unterausschüsse gebildet.

Unterbrechung der Kontakte zwischen Staat und Kirche

Die Verhandlungen wurden aber am 25. Mai 1960 abgebrochen. Den Grund dafür lieferten die Zwischenfälle in Nowa Huta bei Krakau, für die der staatliche Unterhändler Kliszko die Bischöfe verantwortlich machte. In der marxistischen Musterstadt hatten sich am 27. April katholische Demonstranten gegen die Entfernung eines Kreuzes zur Wehr gesetzt. Das Kreuz stand an dem Platz, der seit langem für den versprochenen, aber immer wieder verzögerten Neubau einer katholischen Kirche vorgesehen war, nun plötzlich aber für ein Schulgebäude in Anspruch genommen werden sollte. Darüber kam es zu größeren Unruhen, zu umfangreichen Verhaftungen und am 14. Mai zu der Anschuldigung Gomulkas, daß die Unruhen durch „von der Kirche aufgehetzte Halbstarke" verursacht worden seien. Die Antwort des Staates bestand im Abbruch der Verhandlungen. Der Zwischenfall von Nowa Huta wiederholte sich übrigens kurz darauf in Grünberg in Schlesien, wo am 30. Mai etwa 5000 Personen gegen die Beschlagnahme eines Hauses demonstrierten, das seit Kriegsende von der Kirche benutzt wurde.

Seit dieser Zeit sind die offiziellen Kontakte unterbrochen. Der Ton der gegenseitigen Verlautbarungen hat sich zunehmend verschärft. Vor allem aber haben die Eingriffe staatlicher oder vom Staat autorisierter Organe in die religiösen Belange so sehr zugenommen, daß auch solche Beobachter, die den Anliegen der Kirche neutral gegenüberstehen, wie die Pariser Zeitung „Le Monde" (18. 11. 60) zu dem Urteil kommen: „Der Staat respektiert die Verpflichtung, die er der Kirche gegenüber eingegangen ist, nicht mehr." Der Geist des Abkommens vom 7. Dezember 1956 (Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 168) scheint sich verflüchtigt zu haben. Die „Neue Zürcher Zeitung" schrieb schon Ende August: „Man kann von einem neuartigen Feldzug sprechen, dessen Regie sich mannigfaltiger Druckmittel, meistens administrativen Charakters, bedient. Verglichen mit den Jahren des Stalinismus sind die jetzt gebrauchten Methoden insofern anders, als die Regierungsbehörden von simplen Polizeimaßnahmen absehen und auch auf eine laute Propaganda verzichten; die Auseinandersetzung vollzieht sich fast unter Ausschluß der Öffentlichkeit."

Der Religionsunterricht

Das sichtbarste Beispiel für die Richtigkeit dieser Beobachtungen bietet der Religionsunterricht in den Schulen. Er ist durch das Abkommen von 1956 garantiert, und daran hat sich de jure nichts geändert. Daß er dennoch in diesem Jahre empfindlich beschränkt worden ist, dafür hat die im Jahre 1957 begründete „Gesellschaft für weltliche Schulen" gesorgt, die „die Erziehung der Jugend im Geiste des weltlichen Moralempfindens" auf ihr Programm geschrieben hat. Nach Angabe ihrer Generalsekretärin Jezierska gibt es im laufenden Schuljahr an rund 5000 Schulen keinen Religionsunterricht mehr, während es vor einem Jahr erst 900 waren. In Polen zählt man insgesamt 17 000 Volksschulen. An den Lehrerbildungsanstalten ist der Religionsunterricht anscheinend überall durch Vorlesungen über Ethik und Religionskunde ersetzt worden. Darüber hinaus berichtete „Trybuna Ludu" (17. 8. 60), daß die „sozialistische Erziehungsrichtung" in diesem Schuljahr allgemein verstärkt wird. Der Erziehungsminister Tulodziecki kündigte die Absicht an, den Unterricht in weltlicher Ethik und Religionskunde allgemein auszubauen. Auch Verteidigungsminister Spychalski befaßte sich mit der Frage der weltanschaulichen Bildung, als er im Mai die politischen Führungsorgane der Armee anwies, für die Verbreitung des materialistischen Gedankengutes unter den Soldaten zu sorgen und die „Reste des Liberalismus politischer und religiöser Prägung" auszumerzen.

Die Geburtenkontrolle

Eine andere pastorale Sorge bereitet den Bischöfen die Intensivierung der Propaganda für Schwangerschaftsunterbrechungen und Empfängnisverhütung. Beides widerspricht den kommunistischen Grundsätzen. Die Legalisierung der „sozialen Indikation" durch das Gesetz vom Jahre 1956 und die Verstärkung der empfehlenden Aufklärung über die Geburtenkontrolle in neuerer Zeit wird als Notmaßnahme begründet. Polen hat nach Albanien die höchste Geburtenrate in Europa. Im letzten Jahr betrug sie 27 pro Tausend, in den Oder-Neiße-Gebieten sogar über 40; in der Bundesrepublik Deutschland dagegen nur etwa 17. Die Bevölkerung Polens wächst jährlich um eine halbe Million Menschen. Um dieses Wachstum aufzuhalten, wurden nach Angabe der Polnischen Presse-Agentur im 1. Vierteljahr 1960 in den Krankenhäusern 37 500 Eingriffe vorgenommen, zu denen noch schätzungsweise 19 000 anderweitig durchgeführte kommen. Das Jahr 1960 werde, wie es in der Meldung heißt, wohl die höchste Zahl dieser Eingriffe ergeben. In der Folgezeit erwartet man, daß die Propaganda für die Empfängnisverhütung ihr Absinken bewirken wird. Der polnische Episkopat hat dagegen das Jahr 1960, das dritte der Novene zur Vorbereitung der Tausendjahrfeier der Christianisierung des Landes, unter das Motto der „Achtung vor dem Leben" gestellt und in Wort und Schrift die Verpflichtungen der Katholiken in dieser Sache überaus eindringlich betont. Er widmete diesem Anliegen den letzten Fastenhirtenbrief, und Kardinal Wyszynski gab diesem Thema in seinen Predigten breiten Raum. Dabei bediente er sich auch des Argumentes, daß Polen 80 Millionen Menschen ernähren könne, und nicht nur die 30 Millionen, die es gegenwärtig zählt. Darauf entgegnete ihm Gomulka in einer Rede vor dem Zentralkomitee der Partei ironisch, die Bischöfe würden vielleicht wunderbare Mittel finden, um die wirtschaftlichen Probleme zu lösen, die eine Bevölkerungsvermehrung in diesem Tempo mit sich bringe. Die Sorgen betreffen den Wohnungsbau, die Produktionssteigerung und den Arbeitsmarkt. Staatlicherseits ist man zwar bereit, anzuerkennen, daß die Kirche ihren Standpunkt nicht zu ändern vermag. Aber man unterstellt der kirchlichen so betonten Abwehr der staatlichen Bestrebungen mangelndes Verständnis für die Gegebenheiten, wenn nicht sogar die geheime Absicht, der Regierung nach Kräften Schwierigkeiten zu bereiten. Man ist der Ansicht, die Kirche müsse sich der Staatsräson wenigstens soweit fügen, daß sie sich der direkten Angriffe gegen die staatlichen Maßnahmen enthält, und sieht in ihrer offenen Sprache einen Beweis dafür, daß sie den Staat nicht loyal unterstützt und so dem Geist der Koexistenz und gegenseitigen Toleranz entgegenhandelt.

Politik der Reibung und des Mißtrauens

Als Verstoß gegen diese Toleranz wird es auch empfunden, daß die Kirche allen Säkularisierungsbestrebungen sehr energisch entgegentritt. Dazu gehören die obligatorische Zivilehe, die Abschaffung hochgeschätzter kirchlicher Feiertage, wie der Feste Epiphanie und Mariä Himmelfahrt, die kürzlich vom Sejm beschlossen wurde, die Entscheidung von Eltern, ihre Kinder vom Religionsunterricht fernzuhalten, und alles, was dazu dienen soll, die Tätigkeit der Kirche auf den Kultus und den Kultraum zu beschränken. Wenn die Kirche alle diese Tendenzen offen beim Namen nennt und die Gläubigen in entschiedener Sprache an ihre Pflichten und an die mit ihnen verbundenen Sanktionen erinnert, dann erscheint das der Gegenseite als Taktik der Einschüchterung, als Wille zur Macht und als Opposition gegen die gesellschaftliche Ordnung des Sozialismus, die die Kirche nur der Form nach anerkannt habe. Man beschuldigt sie eines zweideutigen Verhaltens, das auch den staatlichen Partner berechtige, Mittel anzuwenden, die sich der rechtlichen Kontrolle entziehen. So erweist sich die Theorie, daß man die geistige, weltanschauliche Auseinandersetzung von der faktischen Zusammenarbeit zum beiderseits anerkannten Gemeinwohl trennen könne, immer von neuem als Krisenherd, und das aus dem einfachen Grunde, weil das „Gemeinwohl" nur eine gemeinsame Vokabel für ganz verschiedene inhaltliche Vorstellungen ist.

Selbstverständlich sind diese Vorstellungen nicht ganz und gar disparat. Die Erhaltung des Friedens und der nationalen Selbständigkeit Polens sowie die Entwicklung seiner wirtschaftlichen und seelischen Kräfte liegen allen am Herzen. Aber da der Kommunismus in alledem nur Mittel zur Verwirklichung seiner Idee erblickt und folgerichtig mit ihnen Schritt für Schritt seine innere Macht zu festigen sucht, die sich mit der Vollmacht der Kirche nun einmal nicht verträgt, ist es eine Illusion, in dem „Experiment" der polnischen Katholiken, wie sie selbst es genannt haben, „den Keim einer Verständigung im weiteren Sinne zwischen den beiden gegensätzlichen Lagern" zu vermuten (vgl. Stanislaus Stomma, Der Schatten Winkelrieds, „Die Furche" 15. 8. 59). „Schein und Wirklichkeit" überschreibt der „Osservatore Romano" am 11./12. Juli 1960 seine Bilanz der Lage der Kirche in Polen. In der Tat ist die „Verständigung" am Ende dieses Jahres ferner als an seinem Anfang.

Der Staat läßt die Kirche, soweit die Rücksicht auf die Stimmung des Volkes das gestattet, seine Macht fühlen, wenn er sie auch noch nicht direkt gebraucht. Er droht ihr mit exorbitanten Steuerforderungen, ohne diese im Augenblick zu vollziehen. Er läßt die Frage der Rechte am kirchlichen Eigentum in den annektierten deutschen Gebieten in der Schwebe. Er hat den Bischof von Kielce, Msgr. Kaczmarek, zwar in sein Bistum zurückkehren lassen, behandelt ihn aber wie Luft. Er läßt den Religionsunterricht bestehen, findet aber Mittel und Wege, ihn immer schneller zu erdrücken. Er beunruhigt die Priester- und Ordensseminare durch Kontrolle ihres Unterrichts und ihrer Bibliotheken. Die Zensur überwacht in unberechenbarer Weise alle Publikationen.

Spaltungsversuche unter den Katholiken

Auch der Versuch, die Katholiken und selbst den Klerus zu spalten, ist nicht aufgegeben. H. Stehle bemerkt in einem Bericht, ein hoher Funktionär habe ihm gesagt: „Für uns kann es gar nicht genug Gruppierungen und Gegensätze im katholischen Lager geben" (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2. 6. 60). Die „Pax"-Bewegung, in ihren materiellen Hilfsquellen unerschüttert, setzt ihre Tätigkeit fort. Sie besteht darin, in den Veröffentlichungen und Studienzirkeln im ganzen Lande mit einer geradezu akrobatischen Rhetorik die innere Vereinbarkeit von katholischem Glauben und sozialistischer Gesellschaftslehre zu beweisen und die Leser und Hörer zu überzeugten Sozialisten zu machen. Dabei überbietet man sich in Ehrfurcht vor dem Episkopat und vor der Kirche. Auch

eine Priesterorganisation hat sich wieder aufgetan, und zwar innerhalb der „Caritas", die ja immer noch vom Staat und nicht von den Bischöfen kontrolliert wird. Dieser Priesterzirkel soll etwa 600 Mitglieder haben und gibt ein kleines Monatsblatt heraus. Er ist politisch nicht hervorgetreten, sondern beschränkt sich auf die „Mobilisierung des guten Willens zum Aufbau des Landes" und den Kampf gegen die sozialen Laster. Aber dazu bedarf es ja keiner eigenen Priesterorganisation. Eine solche erinnert schon durch ihre Existenz an die Vorbilder in Ungarn und der Tschechoslowakei. Ihre wahre Bedeutung kann man vielleicht aus einem Rundschreiben des Bischofs Swirski von Siedlce an seinen Klerus (vgl. „The Tablet", 22. 10. 60) erahnen. Der Bischof stellt fest, daß diese vom Episkopat nicht genehmigte Vereinigung die Geistlichen aufgefordert hat, sich in ihren finanziellen Sorgen an sie zu wenden, und ihnen dabei ihre Hilfe angeboten hat, daß sie demnach über erhebliche Mittel nichtkirchlicher Herkunft verfügt. Die angebotene Hilfe, so schreibt der Bischof, ist sicherlich nicht als Almosen für den Klerus gedacht und auch nicht als Anerkennung für sein seelsorgliches Wirken. Sie kann also nur den Preis für etwas anderes darstellen, das die Spender erwarten. Dann heißt es: „Ich unterstelle nicht, daß die Regierung von den Priestern mehr erwartet als eine Haltung des Stillschweigens. Schweigen genügt für ihr Vorhaben, die Kirche zu liquidieren. Da wir aber nicht schweigen dürfen, sondern reden und die Wahrheit verkündigen müssen, ist es klar, daß wir uns in unserer Freiheit nicht dadurch beschränken lassen dürfen, daß wir Geld annehmen und dadurch in gewisser Weise von der Regierung abhängig werden. Die Regierung, die es gibt, wird nicht vergessen, später ihre Rechte aus einem solchen ausdrücklichen oder stillschweigenden Abkommen geltend zu machen, und dann wird es nicht so einfach sein, aus dieser Abhängigkeit den Rückzug anzutreten."

Auch die atheistische Bewegung mit drei Zeitschriften in Warschau, Bromberg und Kattowitz, ebenso wie die Organe der Gesellschaft für Religionswissenschaft und der für die weltlichen Schulen verfolgen ihre Ziele weniger direkt und in positiver Form als vielmehr in Gestalt der Polemik gegen die katholische Kirche, so daß es nicht unberechtigt erscheint, zu sagen, der Kommunismus kämpfe geistig vor allem durch die Mobilisierung aller antiklerikalen, antirömischen und antikirchlichen Affekte, Ressentiments und Personengruppen.

Schlußfolgerungen

Man kann nicht behaupten, daß die katholische Kirche in Polen verfolgt werde oder auch nur ein Glied in der „Kirche des Schweigens" sei. Aber als Katholik kann man sich auch nicht dem Urteil anschließen, das in der westlichen Presse schon fast zu einem Gemeinplatz geworden ist, daß nämlich die Kirche in Polen sich voller Freiheit erfreue. Darunter verstehen die Journalisten und viele westliche Besucher Polens die Möglichkeit zu der Tätigkeit, die sie gern mit dem Wort „religiöse Betreuung" bezeichnen, d. h. zum Kult, zu einer rein spiritualistischen Verkündigung und der öffentlichen Bekundung der Frömmigkeit. Diese Möglichkeiten und sogar noch einige mehr besitzt die Kirche.

Inwiefern man dennoch von Freiheitsbeschränkungen sprechen muß, das zeigen nicht nur die angeführten Tatsachen, sondern auch die grundsätzliche Analyse, die kürzlich Henryk Korotynski in der Wochenschau der Polnischen Presse-Agentur vorgenommen hat. Der Verfasser besitzt als Chefredakteur der großen Zeitung „Zycie Warszawy" eine maßgebende Stimme. Er sagt: Polen ist eine Volksdemokratie. Die Staatsgewalt liegt in den Händen der Partei, und ihr Ziel ist der Aufbau des Sozialismus. In diesem Lande bilden wie in wenigen anderen und in keinem sozialistischen Lande die Katholiken die große Mehrheit. Der Vorgang der Laisierung der Gesellschaft, für den der Sozialismus die wirtschaftlichen, sozialen und ideologischen Vorbedingungen schafft, ist ein Prozeß von langer Dauer. Noch lange werden Kirche und Klerus in Polen existieren. Noch lange werden idealistische und materialistische Weltanschauung sowie Gläubige und Ungläubige Seite an Seite leben. „Unter den gegenwärtigen Umständen" muß der Sozialismus in einer Art und Weise aufgebaut werden, daß die religiösen Bekenntnisse diese Aufgabe möglichst wenig behindern. Man muß bestrebt sein, daß die religiösen Fragen keine Konflikte unter den Arbeitern schaffen und zur Verschwendung sozialer Energie führen. Deshalb solle die Religion nicht verfolgt, sondern ihre philosophische Wurzel ausgerottet werden. Gemäß der in Polen gegebenen Wirklichkeit „hat unsere Partei sich für die Koexistenz des Volksstaates und der Kirche ausgesprochen, eine Koexistenz in einem bestimmten Rahmen, in dem der ideologische Kampf zwischen der materialistischen Weltanschauung der Partei und der religiösen Aktivität der Kirche nicht in einen politischen Kampf ausartet und zur politischen Zerklüftung der Gesellschaft führt" (vgl. „Informations Catholiques", 15. 11. 60). Kann man aber wirklich von Freiheit sprechen, wenn der eine der beiden Partner offen erklärt, er gedenke den andern in der Wurzel auszurotten? Und wenn er den andern daran hindert, seine Freiheit gegen dieses Ziel einzusetzen? Und zwar gerade an der Generation der Zukunft?

Das Schweizer „Vaterland" (26. 10. 60) berichtete von einer großen anonymen Meinungsumfrage der Illustrierten „Za i Przeciw" über die religiöse Einstellung der Jugend. Danach haben sich 78,3 % der befragten jungen Menschen im Alter von 15 bis 24 Jahren als religiös bekannt, nur 4,3 % als atheistisch. Allerdings machen von den ersteren etwa 15 % erhebliche Einschränkungen dogmatischer oder moralischer Art. Dieselbe Enquete fragte auch nach der politischen Gesinnung. Von den 24,4 %, die sich als Kommunisten, Sozialisten oder Demokraten für das Regime aussprachen, bezeichneten sich 29,7 % der jungen Kommunisten, 56,3 % der Sozialisten und 73,5 % der Demokraten als gläubige Katholiken. Aber niemand vermag zu sagen, welchen Substanzwert das Wort „gläubig" im Munde der polnischen Jugend von heute, vor allem in den Städten und im Industriemilieu, besitzt, erst recht unter den Studenten. Es gibt viele Beobachtungen, die darauf schließen lassen, daß die tatsächliche Weltanschauung dieser Kreise der Jugend konformistisch ist und daß sie einfach leben will, daß sie „so gut wie gar keine Weltanschauung mehr hat" (Die Welt, 22. 3. 60).

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Die neuen Rubriken für das Römische Brevier und Missale

Als am 25. Juli 1960 das päpstliche Motu proprio erlassen wurde, das mit den Worten *Rubricarum instructum* beginnt und am 28. 7. im „Osservatore Romano" veröffentlicht wurde, war es verständlich, daß man ihm mit großer Spannung entgegensah: man rechnete mit radikalen Änderungen in Brevier und Missale, entsprechend den Wünschen, welche schon seit Jahren überall in der Welt mündlich und schriftlich geäußert wurden. Andernorts war man jedoch der Meinung, daß vor dem angekündigten Ökumenischen Konzil keine Rede sein könne von eingreifenden liturgischen Veränderungen.
Anfang September erschien die Nummer vom 15. August des Jahrgangs 52 der Acta Apostolicae Sedis, die ganz den neuen Rubrikendekreten gewidmet war (S. 593—740) und die folgenden Hauptteile umfaßt:

1. *Litterae Apostolicae Ioannis PP. XXIII motu proprio die 25 mensis Iulii anni 1960 datae, „Rubricarum instructum": Novum rubricarum Breviarii et Missalis Romani corpus approbatur (593—595).*
2. *Decretum generale Sacrae Congregationis Rituum, diei 26 Iulii anni 1960, quo novus rubricarum Breviarii ac Missalis Romani codex promulgatur, „Novum rubricarum" (596).*
3. *Rubricae Breviarii et Missalis Romani (597—685).* Dieser Hauptteil von 530 Nummern ist der wichtigste; er besteht aus drei Abschnitten: Allgemeine Rubriken — Allgemeine Rubriken des Römischen Breviers — Allgemeine Rubriken des Römischen Missale.
4. *Calendarium Breviarii et Missalis Romani (686—698)* mit Tabellen der liturgischen Tage, der occurrentia und der concurrentia.
5. *Variationes in Breviario et Missali Romano ad normam novi codicis rubricarum (706—721).*
6. *Variationes in Martyrologio Romano (722—729).*
7. *Declaratio Sacrae Congregationis Rituum, diei 26 Iulii anni 1960, de servandis in calendariis particularibus inde ab anno 1961 (730—731).*
8. *Ordinationes Sacrae Congregationis Rituum, diei 26 Iulii 1960, ad librorum liturgicorum editores, circa editiones Breviarii ac Missalis Romani iuxta novum rubricarum codicem conficiendas (732—734).*
9. *Index (735—740).*

Diese ganze Nummer der Acta Apostolicae Sedis ist auch als Einzelausgabe erschienen unter dem Titel *„Sacra Congregatio Rituum, Rubricae Breviarii et Missalis Romani et documenta adnexa, cum indice analytico"*, Typis Polyglottis Vaticanis 1960, 160 S. im Format AAS, 180 S. in 16°. Der analytische Index fehlt in den Acta Apostolicae Sedis.

Als der Wortlaut der Reformen bekannt wurde, war es offenkundig, daß ihnen nicht überall begeistert zugestimmt wurde. Nicht allein gewisse Gruppen, die wegen ihres Hanges zu abwertender Kritik bekannt sind, standen dieser neuen Initiative von „Rom" abweisend gegenüber, sondern es muß zugegeben werden, daß die Haltung allgemein abwartend war. Es stellte sich jedermann aufs neue die Frage: Was bezweckt Rom mit *dieser* Reform in *diesem* Augenblick? Diese allgemeine Unsicherheit erklärt vielleicht auch die Tatsache, daß nach den ersten, meist allgemeinen und oberflächlichen Notizen in der Presse fast nichts mehr erschienen ist. Selbstverständlich werden im Jahr 1961 die Kommentare ausführlicher sein. Die Herder-Korrespondenz hat daher einen Fachmann gebeten, eine Skizze dieser neuesten liturgischen Reformen zu geben, die denen entgegenkommt, die Klarheit und Gewißheit fordern.

I. Was bezweckt diese Reform, und welches sind ihre wichtigsten Leitgedanken?

Zuallererst muß man sich deutlich vor Augen halten, daß diese Reform, wenn man sie so nennen darf, lediglich einen Teil des Breviers und des Missale betrifft, und zwar den Teil der Liturgie, der wiewohl notwendig, durchaus nicht der wichtigste ist. In erster Linie hatte die Ritenkongregation die Absicht, eine Kodifizierung aller Rubriken zu geben, welche von 1568 bis heute im Brevier und im Missale bestehen unter Hinzufügung von Vereinfachungen und Erleichterungen. Da es um die Rubriken geht, entstand der Name „Codex rubricarum", Rubrikenbuch. Dieses Buch ist neu, in erster Linie wegen der Zusammenfassung von vorhandenen einzelnen Dokumenten zu einem Ganzen, in zweiter Linie wegen neuer Veränderungen und umgearbeiteter Systeme, woher der Name „novus rubricarum codex", *neues Rubrikenbuch,* stammt. Außerdem verband die Ritenkongregation eine weitere Absicht damit: In dem neuen Rubrikenbuch hat sie auch Veränderungen hinzugefügt, die über das Gebiet der Rubriken hinausgehen, Veränderungen nämlich, welche nicht allein den Mechanismus, das Räderwerk des äußeren Vollzugs der Liturgie betreffen, sondern welche auch Wesenselemente der Liturgie in Brevier und Missale berühren.
Betrachten wir nun jeden Punkt im einzelnen:

Kodifizierung der Rubriken

1. Betrachten wir nun alle Rubriken, welche von 1568 an bis heute in Brevier und Missale bestehen. Im neuen Rubrikenbuch sind zu einem harmonischen Ganzen folgende Dokumente zusammengefügt: die allgemeinen Rubriken *(Rubricae generales)* des Römischen Breviers (1568) und des Missale (1570);
die Hinzufügungen und Veränderungen *(Additiones et Variationes)* der Rubriken des Breviers (1914) und Missale (1920);
die Vereinfachungen der Rubriken durch das Dekret der SRC vom 23. März 1955 *De rubricis ad simpliciorem formam redigendis*;
alle Dekrete und Antworten der Ritenkongregation, welche das Brevier und das Missale betreffen (von 1588 bis heute).
Was in dieser Beziehung die Päpste Pius V. und Pius X. zustande brachten und Pius XII. vereinfachte, was die Ritenkongregation im Verlauf von fast vier Jahrhunderten an Dekreten herausgab, ist nun in einem Buch harmonisch zusammengefügt. Vor dieser Leistung soll jeder Achtung haben. Der große Vorteil ist nun, daß jeder unmittelbar und mühelos an die Quelle gehen kann, nämlich zu dem einen offiziellen Rubrikenbuch von Brevier und Missale, um sich zu informieren, wie der äußere Vollzug der Liturgie geschehen muß. Man ist nun nicht mehr angewiesen auf Rubriken-Handbücher, in denen Spezialisten für Nichtfachleute die Quellen zu einer brauchbaren Anleitung verarbeiten mußten und worin sich wegen der großen Anzahl von Dekreten nicht selten gegensätzliche

Meinungen finden, die überall berühmt sind wegen der Spitzfindigkeit der Rubrizisten.
Es bedarf keiner Frage, daß neue Rubriken-Handbücher geschrieben werden sollten; sie werden von großem Nutzen sein, vor allem wenn weitere Dekrete in bezug auf das neue Rubrikenbuch veröffentlicht werden. Doch muß der Klerus ausdrücklich wissen, daß das beste Handbuch für Brevier und Missale jetzt das neue Rubrikenbuch ist: Information aus erster Hand ist besser als Berichterstattung aus zweiter Hand. Aus Gewohnheit werden viele auch jetzt auf ein Rubriken-Handbuch warten, das für sie die Materie verarbeitet und verdeutlicht. Der beste Rat, der im Augenblick gegeben werden kann, ist, man möge sich eine Ausgabe des neuen Rubrikenbuches zulegen und vorerst den Kauf einer Bearbeitung zurückstellen. Das neue Rubrikenbuch zeichnet sich aus durch Klarheit, Übersichtlichkeit und unmittelbare Brauchbarkeit für die Praxis.

Veränderungen in den Rubriken

2. Die Rubrikenvereinfachung vom 23. März 1955 mit einer Serie von Dekreten, die sich anschlossen, wurde im neuen Rubrikenbuch in vollem Umfang überprüft, umgearbeitet, verbessert und verdeutlicht. System, Fassung und Terminologie sind in so vielen Punkten verändert und neu redigiert, daß die davor liegenden Dokumente nicht mehr sicher konsultiert werden können, sondern praktisch ganz aufgegeben wurden; aber vieles ist auch beim alten geblieben. Deshalb schreibt das Motu proprio in Nr. 5 vor, daß bei einem Neudruck von Brevier und Missale alle alten Dokumente weggelassen werden müssen und an ihre Stelle das neue Rubrikenbuch treten muß. Der Klerus muß deshalb völlig umlernen in seinem Wissen von den Rubriken, denn dieses hat keine sichere Grundlage mehr. Diese Umstellung wird nicht einfach sein, vor allem nicht für diejenigen, die seit langem vertraut waren mit der Struktur von Brevier und Missale. Ein sorgfältiges Studium des neuen Rubrikenbuches ist unentbehrlich, wenn man sich aufs neue sicher fühlen will. Es ist nun die Frage, ob der größte Teil des Klerus gewillt und imstande ist, sich diesem Studium zu unterziehen. Zweifellos wird ein sorgfältig zusammengestellter jährlicher *Ordo Divini Officii recitandi Sacrique peragendi* ersetzen müssen, was an theoretischer Kenntnis fehlt. Dadurch wird man zwar viel lernen können, doch nicht alles, was eigentlich erforderlich ist.

Privilegien

3. Alle Bestimmungen, Privilegien, Bewilligungen, Gebräuche, welche dem neuen Rubrikenbuch widersprechen, werden widerrufen (vgl. Motu proprio Nr. 4). Diese Bestimmung wird man begrüßen, denn es ist ungesund, wenn vielen Personen oder Gruppen Ausnahmerechte zugebilligt und dadurch eine große Anzahl von Gesetzen tatsächlich zu toten Buchstaben entwertet werden. Beachtet man die veränderten Umstände und das wachsende liturgische Bewußtsein, dann liegt es auf der Hand, daß aufgeräumt werden muß mit veralteten Zuständen und mit Praktiken, von denen man einsieht, daß sie einem wohlgeordneten Vollzug der Liturgie schaden. Natürlich schließt diese Bestimmung nicht aus, daß aufs neue Privilegien usw. bei der Ritenkongregation beantragt werden können.
Es ist merkwürdig, wie hartnäckig der Mensch an seinen Privilegien festhält und wie ungern er eine Gewohnheit aufgibt. Es ist so, als ob er nicht nachdenken möchte über seine althergebrachten Gewohnheiten, in denen er einherschlendert. Es wird deshalb mit Sicherheit ein Streit entstehen in bezug auf das *contra legem* oder *praeter legem* dieser Gewohnheiten, welche man behalten möchte, koste es, was es wolle. Auch wird die neue Rubrikenreform ungünstig beurteilt einzig und allein wegen der Tatsache, daß ein paar Privilegien preisgegeben werden müssen: man betrachtet dies aus dem Gesichtspunkt einiger Kleinigkeiten, welche man aufgeben muß, und ist blind gegenüber dem Gesamtanliegen. Natürlich, es bestehen auch Gewohnheiten, Privilegien usw., welche vernünftig sind und deshalb aufs neue bei der Ritenkongregation beantragt werden sollen. Weil dieser Weg offensteht, ist die Behauptung falsch, daß die radikale Beseitigung von Gewohnheiten, Bewilligungen und Privilegien ein Anschlag auf das Recht der Vielheit in der Einheit ist. Ein günstiges Anzeichen für ein wachsendes liturgisches Bewußtsein wäre es, wenn Bewilligungen, die einem gesunden liturgischen Leben eigentlich schaden, nicht mehr beantragt würden. An deren Stelle sollten Petitionen aus grundsätzlich liturgischer Haltung treten, um manches zu erreichen, das in dem neuen Rubrikenbuch noch nicht realisiert, aber für einen Verstehenden implizite angedeutet ist. So könnte vielleicht nach und nach auf dem Wege über partikuläres Recht verwirklicht werden, was für eine allgemeine Anordnung noch nicht ausgereift ist.

Anpassung an die römische Liturgie

4. Anpassung der übrigen lateinischen Riten und des partikulären Kalendariums und der Proprien an das neue Rubrikenbuch (vgl. auch Motu proprio Nr. 1—3). Auf den ersten Blick scheinen diese Anpassungsverpflichtungen einen unrechtmäßigen Angriff der übermächtigen römischen Liturgie auf die anderen lateinischen Riten und der in der römischen Liturgie verkörperten Einheit auf die Vielfalt darzustellen. Doch ist das nur ein Anschein. Diese Bestimmungen wollen zu einer ernsten Besinnung mahnen. In der universalen römischen Liturgie besteht eine Eigenständigkeit, das „Proprium" der Bistümer und der religiösen Institutionen. Außerdem muß man zugeben, daß es in der Tat nirgends eine einförmige römische Liturgie gibt; denn überall wird diese auf eigenständige Weise gefeiert. Will aber die römische Liturgie nicht auseinanderfallen, dann muß sie darüber wachen, daß ihre Einheit durch die Eigenständigkeit nicht verstümmelt oder versehrt wird. Die Eigenständigkeit muß sich besinnen auf ihren „römischen" Charakter und diesen, sofern es notwendig ist, herstellen. Für alle partikulären Kalendarien und Proprien ist von neuem eine Genehmigung der Ritenkongregation erforderlich. Es versteht sich von selbst, daß auch in diesen Antrag wieder Petitionen und Indulte usw. eingeschlossen werden können. Im neuen Rubrikenbuch findet man eine „Deklaration" in bezug auf das Zusammenstellen von partikulären Kalendarien, in der gleichzeitig noch besondere Instruktionen in Aussicht gestellt sind. Auch von den anderen lateinischen Riten wird Anpassung an das neue Rubrikenbuch gefordert. Bei den verschiedenen Reformen in der römischen Liturgie im Verlauf der letzten Jahre, vor allem bei der Revision der Liturgie der Karwoche, mußte festgestellt werden, daß andere Riten diese Reformen auch zu übernehmen wünschten. Es kam vor, daß von seiten anderer Riten Vorschläge

gemacht wurden, welche einerseits die römischen Reformen opportunistisch vergewaltigten und anderseits dem eigenen Ritus Gewalt antaten auf die Gefahr hin, daß dieser praktisch im wesentlichen aufgehoben wurde. Jetzt wird Anpassung gefordert in allen Dingen, die den anderen lateinischen Riten nicht wesenhaft sind. Um diese Anpassung zu einem glücklichen Ende zu bringen, ist fachmännisches Können erforderlich. Was die sehr alten lateinischen Riten betrifft, z. B. die ambrosianischen und mozarabischen, so ist die Anpassung weniger mühsam. Lateinische Riten, die im späten Mittelalter entstanden sind, werden, da die römische Liturgie den Weg der Säuberung und Wiederherstellung geht, darauf überprüft, ob sie etwa unvollkommene Formen der alten römischen Liturgie darstellen, welche bei Säuberung und Wiederherstellung wieder auf die römische Liturgie zurückkommen, wenn diese nun zu neuem Leben erweckt wird.

Die verschiedenen Ausgaben des Breviers und des Missale

5. Auch jetzt bleiben die vorhandenen Ausgaben des Breviers (gemäß der *editio typica* von 1914) und des Missale (gemäß der *editio typica* von 1920) in Kraft. Sie müssen selbstverständlich gemäß dem neuen Rubrikenbuch angewendet werden. Um dies zu ermöglichen, ist dem neuen Rubrikenbuch das Dokument *Variationes in Breviario et Missali Romano ad norman novi codicis rubricarum* beigefügt, ein Abschnitt von 16 Seiten: 2 Seiten geben die Veränderungen im Kalender an, $13^1/_2$ Seiten behandeln das Brevier und eine halbe Seite die Messe.
Zugleich ist die Erlaubnis gegeben zu der Ausgabe eines neuen Breviers und Missale, in die die neuen Rubriken eingebaut sind (siehe Motu proprio Nr. 4—5); für die Bearbeitung dieser neuen Ausgaben sind spezielle *Ordinationes* dem neuen Rubrikenbuch beigegeben.
Im Zusammenhang mit den Veränderungen im Kalendarium ist auch eine Revision des *Martyrologium Romanum* (römisches Märtyrerbuch) notwendig. Diese wird im Anhang *(Variationes in Martyrologio Romano)* gegeben.
Ein altes Brevier oder Missale kann man also nur in Verbindung mit einem sorgfältig zusammengestellten *„Ordo Divini Officii recitandi Sacrique peragendi"* verwenden, während für das Brevier auch Einschübe erforderlich sind. Diese Situation ist bereits bekannt aus der Zeit zwischen 1955 und 1961. In diesen Jahren war die Forderung nach einer neuen Ausgabe des Breviers allgemein (eine neue Ausgabe des Missale wird weniger gefordert). Nun, da die Veränderungen in den Rubriken noch einschneidender geworden sind, müßten neue Ausgaben wohl genehmigt werden. Allein die praktische Erfahrung kann zeigen, ob ein altes Brevier für den täglichen Gebrauch noch geeignet ist.

Wesentliche Veränderungen

6. Veränderungen, welche Wesenselemente der Liturgie berühren: Es muß jetzt über den schwierigsten Punkt des neuen Rubrikenbuches gesprochen werden.
Es gibt sicher Rubriken, welche das Wesen der Liturgie nicht berühren. Sie befassen sich mit Systematik, Unterteilungen und Gruppierungen, Klassifikationen, Techniken, Übersichten, Aufbau und dgl. Diese Gruppen sind zweifellos von Nutzen für die Zusammenstellung des *Ordo Divini Officii recitandi Sacrique peragendi,* aber sie sind verhängnisvoll, wenn sie richtungsweisende Grundsätze für die liturgische Feier geworden sind. Nach dem Konzil von Trient hat der Rubrizismus eine allzu große Übermacht in der römischen Liturgie eingenommen mit dem Erfolg, daß es in der Feier oft nicht mehr um die Sache selbst geht, sondern um das System. So wurden u. a. Feste nicht mehr beurteilt nach ihrem Inhalt, sondern nach ihrer Klassifikation, so daß es immer mehr vorkam, daß Heilige einen Vorrang hatten gegenüber Christus. Dies führte zu einer bedauerlichen Entwertung des Sonntags, des Tages des Herrn. Es entstand ein unübersichtliches System von Kommemorationen, das dazu führte, daß alle Feste, die auf einen Tag fielen, gefeiert werden mußten, obwohl die Gottesfurcht einen solchen Vollzug nicht verlangt und dadurch auch nicht gefördert wurde. Im Brevier wird das Psalterium laufend durch Feste gestört und die Schriftlesung nicht nach ihrem Inhalt, sondern nach „initia", nach Festen und nach Monatseinteilungen bestimmt. Zu Recht wird der Rubrizismus die Krisis der römischen Liturgie genannt.
Das neue Rubrikenbuch ist eine Verbesserung des im Augenblick geltenden Systems („memoratam vero rubricarum Breviarii ac Missalis emendationem diutius non esse protrahendam"); denn es ist soweit als möglich angepaßt an die rechtmäßigen Bedürfnisse der Liturgie selbst. Wir sagen „soweit als möglich", denn solange Brevier und Missale selbst nicht gründlich revidiert werden, ist eine vollständig befriedigende Lösung unmöglich. In Brevier und Missale aus der Zeit nach dem Trienter Konzil ist doch der äußerliche Rubrizismus so tief in die liturgische Feier selbst eingedrungen, daß eine Rubrikenverbesserung allein die Rettung nicht bringen kann. Die neue Kodifizierung beweist dies, denn es sind noch viele Punkte übriggeblieben, welche wenig oder nichts mit der Liturgie zu tun haben. Vieles, das zu diesem Zeitpunkt (1955 und jetzt) möglich war, wurde bereinigt, z. B. die Verlegung von Schriftlesungen und Hymnen im Brevier, der Ersatz des Johannesevangeliums als letztes Evangelium in der heiligen Messe durch andere Evangelien usw. Andere verwickelte Systeme wurden soweit als möglich vereinfacht, konnten aber nicht ganz beseitigt werden, z. B. das System der Kommemorationen oder das Umlegen von Festen. Andere Systeme scheinen einfacher zu sein, als sie wirklich sind, weil zu viele Ausnahmen erhalten bleiben mußten; hierzu gehören die Vier-Klassen-Systeme für Tage, Feste, Votivmessen und Totenämter, welche die große Grundsatzreform des neuen Rubrikenbuches genannt werden müssen. In der Tat, das neue Rubrikenbuch bringt Aufklärung, aber es kann nicht das geben, was schließlich gewünscht wird, denn dazu ist eine Rubrikenreform nicht in der Lage.
Ein Vergleich mag vieles verdeutlichen. Die Revision der Karwoche, das große Meisterwerk der Ritenkongregation, das immer berühmt bleiben wird, erreicht insgesamt, daß aus den Wesenselementen der Liturgie die Rubriken von selbst harmonischer hervorgehen und daß sie nicht so selbständig geworden sind, daß man sagen muß: „Hier ist eine Rubrik um der Rubrik willen." Nur eine vollständige Reform der Liturgie kann die Krisis, die durch den Rubrizismus entstanden ist, beseitigen. Aber dies ist Aufgabe des Konzils; jetzt wird nur eine Übergangslösung gegeben: „Nach langer und reiflicher Überlegung haben Wir geglaubt (sagt Johannes XXIII. im Motu proprio), daß die fundamentalen Grundsätze einer allgemeinen Erneuerung der Liturgie im kommenden Konzil den Vätern vorgelegt werden müssen, aber daß die bereits be-

kanntgegebene Reform der Rubriken von Brevier und Missale nicht länger zurückgestellt werden sollte."

Auf glückliche Weise hat jedoch das neue Rubrikenbuch einzelne kleine, aber darum nicht weniger wichtige Reformen eingeführt, welche das Wesen der Liturgie betreffen, z. B. verleiht es dem Proprium de tempore ein größeres Gewicht. Es stellt die Sonntagsliturgie wieder her, es nimmt die Kommunion der Gläubigen vollständig in die Meßliturgie auf, es vermeidet unnötige Überlagerungen usw. Zugleich wurden hier und dort Grundsätze formuliert, welche noch nicht praktisch ausgearbeitet sind, aber auf die Zukunft hoffen lassen, z. B. lassen sie die Notwendigkeit des Nebeneinander von verschiedenen Formen erkennen, nach denen das Stundengebet der Kirche ausgeführt werden kann. Ferner betonen sie den Grundsatz verschiedener Formen der Meßfeier, betonen den öffentlichen Charakter der Liturgie mit vollständiger innerer und äußerer Entfaltung; das Streben nach Innerlichkeit und die Aufrichtigkeit in der Erfüllung der liturgischen Pflichten.

Als Übergangsregel kann man das neue Rubrikenbuch „einen guten Schritt vorwärts" nennen, wenn auch der Akzent auf der systematischen äußeren Kodifikation der Rubriken liegt und weniger „Tatsachen" geschaffen werden als fünf Jahre vorher in dem damaligen Dekret zur Vereinfachung der Rubriken. Die Behauptung, daß dies ein Schritt rückwärts sei und eine Neubelebung des Rubrizismus zur Folge habe, kann nicht bewiesen werden und scheint stark übertrieben zu sein.

Verkürzung des Breviers

7. Eine weitere Verkürzung des Breviers wird auch in dem neuen Rubrikenbuch vorgenommen. Es ist wahr, daß für diejenigen Priester, die mitten in der Seelsorge stehen, das Brevier als eine Last angesehen wird, vor allem weil neben dem Brevier noch viele andere Gebetsverpflichtungen bestehen. Um Erleichterung zu bringen, wurde auch jetzt wieder, ebenso wie 1955, der Text des Breviers gekürzt. Am meisten beschnitten wurden die Metten, und dieses Mal wurden die Väterlesungen zum großen Teil entfernt.

Kann man die Kürzung, so wie sie jetzt vorgenommen wird, eine glückliche Lösung nennen? Zuerst muß festgestellt werden, daß die Entfernung aller möglichen Elemente, das Beschneiden von Texten, die Neuordnung von Teilen einer guten Komposition nur schaden können. Was man auch denken mag über einzelne Grundsätze des Breviers des hl. Pius X., z. B. die Neuordnung der Psalmen, es muß zugegeben werden, daß es ein harmonisches Ganzes bildet und das Resultat eines wohlerwogenen, besonnenen Studiums darstellt. Es ist darum verständlich, daß vor allem Spezialisten der Liturgiewissenschaft aus echtem Respekt vor den inneren Qualitäten des Werkes Pius' X. bedauern, was jetzt geschieht. Wenn sie von Verstümmelung des Breviers Pius' X. sprechen, wenn sie protestieren, daß Teile entfernt werden, welche als Wesenselemente des Breviers bezeichnet werden müssen (z. B. das Vaterunser, die Fürbitten), dann sprechen sie so um der Wahrheit willen, welche sie kraft ihres Amtes und namens der Wissenschaft verteidigen müssen.

Die Kürzung des Breviergebetes ist wahrscheinlich nützlich für eine bestimmte Gruppe des Klerus, namentlich für überlastete Seelsorger, und dann noch nicht einmal für alle Tage. Wenn die Texte des Breviers beschnitten werden, wird auch die Gebetszeit derjenigen abgekürzt, die sich aus Berufung voll und ganz dem Chorgebet widmen. Schießt darum diese Kürzung am Ziel nicht vorbei?

Fragt man nach dem tiefsten Grund, warum das Brevier eine Last genannt werden muß für den Klerus, der in der Seelsorge steht, dann muß man sagen, daß die Ursache in der Art der Verpflichtung liegt. Die Teile des Breviers, welche ihrer Art nach zu jedem Priesterleben gehören, sollten durch ein Gesetz streng verpflichtend gemacht werden, während die anderen Teile nicht allgemein freiwillig sein, sondern sich nach den konkreten Möglichkeiten richten und abhängig sein sollten von der inneren Verpflichtung, welche aus dem priesterlichen Geist des Gebetes erwächst. Würde man diesen Weg gehen, dann käme man zurück zu der Praxis in der Zeit Gregors des Großen, welcher nicht selten „der Vater des Breviers" genannt wird; damals gab es einen Unterschied im Stundengebet zwischen dem Anteil des Klerus und dem der Mönche. Diese Lösung würde das Brevier Pius' X. nicht antasten und ebensowenig das Chorgebet, das doch die höchste Form des Stundengebetes der Kirche ist, herunterholen auf das Niveau derjenigen, deren Gebetszeit durch das Apostolat beschränkt ist.

Unter dem Klerus besteht ein Geist des Minimalismus in bezug auf das Gebet. Es gibt Geistliche, die das neue Rubrikenbuch allein begrüßen wegen der Verminderung der Gebetszeit. Diesen Minimalismus will der Heilige Stuhl nicht fördern. Es muß deshalb appelliert werden an den Willen zum Gebet, den jeder Priester notwendig braucht. Darum wird am Schluß des Motu proprio angelegentlichst empfohlen, freiwillig das zu tun, was das Rubrikenbuch aus dem Pflichtgebet weggelassen hat, nämlich die Lesung und die Betrachtung der Schriften der Väter. Auch in radikalen Vorschlägen zu einer Brevierreform hört man die gleichen Töne. Eine Überbelastung an äußeren Pflichten in bezug auf Dinge, die ihrem Wesen nach innerlich sind, schaden der Sache selbst, wie die Erfahrung beweist: für wie viele Priester ist nicht das Beten des Breviers nur noch Bußübung, Erfüllung einer äußeren Pflicht? Weil das Brevier ihnen nichts sagt, haben sie andere Formen des Gebetes ins Leben gerufen, welche ihren inneren Drang, zu beten, befriedigen. Auch diese Formen wurden wieder zu einer äußeren Pflicht mit dem Erfolg, daß das ganze Beten als ein „Pensum", als eine Sklavenarbeit angesehen wird. Auf diese Weise ist eine beunruhigende Krisis im Gebetsleben der Priester entstanden. Eine hartnäckige Verteidigung der bestehenden äußeren Verpflichtung ist lediglich eine Scheinlösung; anderseits wäre aber die Aufhebung jeder Verpflichtung ebenfalls eine fatale Torheit; auch hier gilt: „veritas in medio". Es ist aber nicht einfach, den goldenen Mittelweg zu finden. Es geht hier letzten Endes nicht um die Quantität (mehr oder weniger beten), sondern um die Qualität (besser beten). Es muß eine Antwort gegeben werden auf die Frage, ob vom Klerus beim täglichen Breviergebet in erster Linie die Erfüllung eines bestimmten Gebetspensums verlangt wird, das im Namen der Kirche abgeleistet werden muß, also ein Pensum von Gebetsworten, die, wenn sie gesprochen werden, sicher auch mehr oder weniger in das Innere eindringen, oder ob das Breviergebet zu allererst vielmehr Nahrung sein muß, wodurch das geistliche Leben lebendig gehalten wird.

Das Gebetsleben des Klerus muß gerade in dieser Zeit einer überspannten äußerlichen Aktivität gefördert werden. Auch Kürzungen, wie sie jetzt gegeben werden, be-

absichtigen einzig und allein die Förderung der Gebetsintensität, was man auch denken mag über die angewandte Methode. „Auf väterliche Weise spornen Wir alle an, die gehalten sind, das Officium Divinum zu beten, daß sie, auch wenn das eine oder andere im Officium Divinum abgekürzt wird, dies durch größere Andacht und Ehrerbietung ausgleichen", sagt Papst Johannes XXIII. am Schluß des Motu proprio.

Das Urteil der Bischöfe

8. Im Motu proprio wird erwähnt, daß Pius XII. 1956 die Meinung der Bischöfe über eine liturgische Erneuerung des Breviers erfragt habe. Nachdem er die Antworten der Bischöfe reiflich erwogen hatte, hat er eine Untersuchung angeordnet über eine allgemeine und systematische Erneuerung der Rubriken von Brevier und Missale. Die Frucht dieser Untersuchungen ist das neue Rubrikenbuch. Ob es alle Erwartungen erfüllt, ist eine Frage, welche die Bischöfe sicher beantworten werden, vor allem im Hinblick auf das kommende Konzil. Das neue Rubrikenbuch hat es ihnen jetzt, wo alles übersichtlich geordnet ist, leicht gemacht, sich ein Urteil zu bilden über das Rubrikensystem der römischen Liturgie. Infolgedessen hat diese Reform auch ihren großen Nutzen für die Vorbereitung des Konzils.

II. Kurze Analyse des Hauptteils „Rubricae Breviarii et Missalis Romani"

Es ist bereits gesagt worden, daß dieser Abschnitt der Kern der neuen Rubrikenreform ist. Er beschäftigt sich hauptsächlich mit den äußeren Regeln, also den Rubriken des Breviers und des Missale. Hierüber wird in dieser Analyse nicht gesprochen. Jedoch wird hingewiesen auf einzelne der wichtigsten Punkte, welche für die Liturgie selbst von Belang sind:

1. Die Messen und Offizien des Proprium de tempore haben einen wichtigeren Platz erhalten gegenüber den Heiligenfesten (Proprium Sanctorum). Die Sonntage sind ausschließlich I. oder II. Klasse. Ein Fest I. Klasse hat keinen Vorrang gegenüber einem Sonntag I. Klasse. Desgleichen hat ein Fest II. Klasse keinen Vorrang gegenüber einem Sonntag II. Klasse. Einzelne Feste des Herrn werden wie bisher an einem Sonntag, dem Tag des Herrn, gefeiert: das Namen-Jesu-Fest, das Fest der Heiligen Familie, das Dreifaltigkeitsfest, das Christkönigsfest.

An diesen Tagen werden die verdrängten Sonntage nicht erwähnt, so daß man jetzt sprechen kann von einem Sonntag des Heiligsten Namens Jesu, von einem Sonntag der Heiligen Familie, dem Dreifaltigkeitssonntag, dem Christkönigssonntag.

Für den Fall, daß das Fest der Unbefleckten Empfängnis (8. Dezember) auf einen Sonntag im Advent fällt (I. Klasse), gilt nicht mehr die Regelung von 1955, denn jetzt verdrängt das Marienfest wieder den Tag des Herrn. Wahrscheinlich mußte man den Protesten der glühenden Marienverehrer nachgeben.

Die ganze Fastenzeit ist jetzt von so hohem Rang, daß kein Fest III. Klasse an Werktagen gefeiert werden kann. An sich ist dies eine ausgezeichnete Maßnahme, aber es werden leider Proteste kommen, weil viele Heiligenfeste jetzt praktisch fortwährend oder meist zu einer Kommemoration degradiert werden und weil davon vor allem große Heilige betroffen werden, z. B. Thomas von Aquin (7. März), Papst Gregor der Große (12. März), der hl. Benedikt (21. März), Papst Leo der Große (11. April).

Die Matutin aller Sonntage ist zurückgeführt auf 9 Psalmen und 3 Lesungen (Ostern und Pfingsten bleiben 3 Psalmen und 3 Lesungen vorbehalten). Es ist klar, warum dies geschehen ist: um denen entgegenzukommen, die am Sonntag wenig Zeit haben. Viele werden das bedauern, weil bereits seit Gregor dem Großen der Sonntag besonders geheiligt wird durch 3 Nokturnen. Fachleute wissen, daß eine Entschuldigung wegen des sog. Alters der kurzen Metten von Ostern und Pfingsten nicht stichhaltig ist.

2. Die Eigenmessen der Heiligen (Proprium Sanctorum) kennen neben einigen Festen I. und II. Klasse eine große Gruppe von Festen III. Klasse, worin alle Duplex-, Semiduplex- und Simplex-Feste aufgegangen sind, und eine kleinere Gruppe von Heiligen-„Festen", die auf eine Kommemoration beschränkt wurden. Einige kleinere Korrekturen wurden angebracht, wahrscheinlich als Vorstufe einer zukünftigen umfassenden Reform. So wurde z. B. das Fest der Erscheinung des Erzengels Michael (8. Mai) aufgehoben, aber geblieben ist das merkwürdige Fest I. Klasse der „Dedicatio" des Erzengels Michael (29. September); drei Marienfeste wurden auf eine Kommemoration eingeschränkt, nämlich Maria vom Berg Karmel (16. Juli), Maria von der Erlösung der Gefangenen (24. September) und das Fest der Sieben Schmerzen Mariä in der Passionswoche.

Für die partikulären Kalendarien ist von Belang, daß ihre Feste I. und II. Klasse keinen Vorrang haben gegenüber den Festen I. und II. Klasse des allgemeinen Kalendariums, wohl aber ihre Feste III. Klasse gegenüber den allgemeinen Festen III. Klasse.

Die Feste I. und II. Klasse behalten ihre Matutin von 9 Psalmen und 9 Lesungen; die Feste III. Klasse dagegen bekommen eine Matutin von 9 Psalmen und 3 Lesungen.

3. Die Definition eines liturgischen Tages ist ein typisches Beispiel für eine rubrizistische Definition. „Ein liturgischer Tag ist ein Tag, der durch liturgische Handlungen geheiligt ist, vor allem durch das eucharistische Opfer und durch das Stundengebet der Kirche, das Officium Divinum; er zählt von Mitternacht zu Mitternacht" (Nr. 4). „Die Feier des liturgischen Tages reicht von der Matutin bis zur Komplet. Es gibt jedoch Feiertage, an denen das Stundengebet mit der I. Vesper des vorausgehenden Tages beginnt" (Nr. 5). Weil solche Ausnahmen genau angegeben werden, gibt es keine Mißverständnisse.

Vom „liturgischen" Standpunkt her spielt die Mitternachtsstunde keine Rolle (wohl aber in den kirchenrechtlichen Bestimmungen). Die wichtigsten liturgischen Tage beginnen mit der I. Vesper und enden mit der Komplet. Andere (so z. B. die Vigiltage) beginnen mit der Matutin und enden mit der Non; der größte Teil reicht jetzt von der Matutin bis zur Komplet. Die liturgischen Zeiten (Nr. 71—77) beginnen fast alle mit der I. Vesper und enden nicht selten mit der Non. Wenn nun von der Vigil von Ostern, dem Karsamstag, gesagt wird, daß er kein liturgischer Tag sei (Nr. 28), dann kann dies nur aus der alten Bedeutung des Wortes „aliturgisch" verstanden werden, also ein Tag ohne Feier der heiligen Eucharistie.

Sehr wichtig ist der Hinweis, daß man sich möglichst an die wirkliche Zeit der kanonischen Stunden des Breviergebetes halten solle (Nr. 142). Doch weiß hier der Gesetzgeber, daß dies in der Praxis des modernen Lebens sehr oft nicht möglich ist, so daß er genötigt ist, Ausnahmen zuzulassen (Nr. 143—147). Es ist schon viel erreicht,

wenn Laudes, Vesper und Komplet zu den ihnen zukommenden Zeiten gebetet werden. Diese Anregung des neuen Rubrikenbuches verdient alle Aufmerksamkeit.

Die Bittage

4. Die Bittage (Litaniae minores oder Rogationes) versucht das neue Rubrikenbuch besser an die Wirklichkeit anzupassen (Nr. 87—90). An sich fallen sie nach wie vor auf Montag, Dienstag und Mittwoch vor Christi Himmelfahrt, aber der Bischof kann sie auf geeignetere Tage verlegen. Die eigene Messe wird nur gefeiert in Verbindung mit der Prozession oder mit besonderen Bittgebeten, wenn eine Prozession nicht möglich ist. Die Litanei mit den daran anschließenden Gebeten ist allein vorgeschrieben für die Prozession oder die besonderen Bittgebete.
Die Litanei vom 25. April, welche mit dem Fest des hl. Markus nichts zu tun hat (sie bestand bereits vor Gregor dem Großen wider die heidnischen Feste zu Ehren des Gottes Robigus, des Beschirmers der Landwirtschaft), bleibt mit der Messe verbunden (Nr. 80—86). Wer nicht bei der Prozession oder den besonderen Bittgebeten anwesend ist und unter die Verpflichtung des Breviergebetes fällt, muß die Litanei und die folgenden Gebete doch beten, und zwar auf lateinisch. Er braucht sie nicht auf lateinisch zu wiederholen, wenn er sie während der Prozession oder den besonderen Bittgebeten zusammen mit dem Volk in der Sprache des Volkes betet.

Das Stundengebet

5. Die Einheit des kirchlichen Stundengebetes bleibt erhalten, jedoch wird für die Ausführung ein Unterschied gemacht zwischen Chorgebet, gemeinsamem Rezitieren und Einzelgebet (Nr. 140). Es ist jetzt vorgeschrieben, daß der, welcher das Brevier allein betet, an Stelle von „Dominus vobiscum" sagen muß „Domine, exaudi orationem meam" (Nr. 247).
Wer mit den Problemen im Zusammenhang mit den Vorschlägen für die Brevierreform vertraut ist, versteht, daß das neue Rubrikenbuch keine Lösung geben konnte. Es ist einfach, das Unhaltbare der heutigen Situation zu kritisieren, aber eine redliche Lösung zu geben ist eine äußerst mühsame Aufgabe.
6. Die Antiphonen vor und nach den Psalmen im Brevier müssen jetzt als Ganzes rezitiert werden (Nr. 191). Für denjenigen, der sich kein neues Brevier anschafft, dürfte es nicht so einfach sein, in den kleinen Horen zurechtzukommen, weil dort vor dem Psalm nur der Anfang der Antiphon gedruckt ist.

Die Feier der heiligen Messe

7. Für die Feier der heiligen Messe wurden einige wichtige Bestimmungen getroffen:
In allen gesungenen Messen darf Weihrauch verwendet werden (Nr. 426).
In allen gesungenen Messen läßt der Zelebrant die Teile aus, welche der Diakon, Subdiakon oder Lektor kraft ihres eigenen Amtes singen oder lesen. Der Zelebrant muß dagegen das beten, was das Kyriale und das Meßantiphonar für das Volk und den Chor vorschreiben.
Der Psalm „Iudica" mit seiner Antiphon, die Confessio mit der Absolution und die Gebete „Aufer a nobis" und „Oramus te, Domine" werden weggelassen, wenn andere liturgische Funktionen der Messe unmittelbar vorausgehen (Nr. 424).
Das Ende der Messe wurde für einige besondere Gelegenheiten vereinfacht (Nr. 507—510).
Die Kommunion der Gläubigen ist zeremoniell ein Bestandteil der Messe geworden (Nr. 503), während Mißbräuche in bezug auf das Austeilen der Kommunion ausdrücklich mißbilligt werden (Nr. 502).
Die Predigt ist ausdrücklich als integrierender Teil der heiligen Messe wiederhergestellt, während es verboten ist, zu predigen und gleichzeitig die Messe fortzusetzen (Nr. 474).
Von den 5 Lesungen vor der Epistel am Samstag der Quatembertage dürfen die vier letzten weggelassen werden mit Ausnahme der Konventualmessen und der Messen, in denen Weihen stattfinden (Nr. 468).
Der Gebrauch der „oratio imperata" wurde sehr beschränkt und an besondere Umstände gebunden (Nr. 454 bis 460).
8. Die Votivmessen sind eingeteilt nach dem Vier-Klassen-System. Zur III. Klasse gehören jene Votivmessen, welche im Zusammenhang stehen mit monatlich wiederkehrenden geistlichen Übungen:
Christus Hoherpriester (1. Donnerstag im Monat),
Heiligstes Herz Jesu (1. Freitag im Monat),
Unbeflecktes Herz Mariä (1. Samstag im Monat).
Zur IV. Klasse gehören alle Votivmessen, welche gelesen werden aus einem privaten Anliegen des Zelebranten oder der Gläubigen.
9. Die Messen für Verstorbene sind ebenfalls in das Vier-Klassen-System eingeordnet worden. Die Vorschriften für die Feier der Messe am Begräbnistag und einigen anderen sind etwas gelockert worden, während der Gebrauch der Missa quotidiana de requie beschränkt wurde.

III. Die psychologische Reaktion

Die Revision eines Gesetzbuches ist nicht vollendet mit seiner Neuausgabe. Nach der Promulgation des Gesetzbuches muß das, was darin vorgeschrieben wird, durch die Gemeinschaft praktisch ausgeführt werden. Dies gilt auch für das neue Rubrikenbuch. Deshalb ist die Frage angebracht, wie die Gemeinschaft, und in diesem Fall, wie insbesondere die Hunderttausende von Priestern, die in der ganzen Welt in allen möglichen Wirkungsbereichen stehen, auf die neue Gesetzgebung reagiert haben und noch reagieren werden. Die Bekanntmachung des neuen Rubrikenbuches geschieht in einer Zeit, in der viele internationale Kontakte hergestellt werden. Das hat auch mannigfache Auswirkungen auf liturgischem Gebiet, auf dem die nationalen und regionalen Traditionen und Bräuche eine weit größere Rolle spielen, als die übliche Vorstellung von der „Einheit der katholischen Liturgie" in der lateinischen Kirche es vermuten läßt. Viele dieser Traditionen sind ja auch nicht nur Bräuche, sondern zugleich Ausdrucksformen eines Stils der Frömmigkeit und einer Glaubensschau mit eigenwilligen Akzenten.
Im allgemeinen muß festgestellt werden, daß Unsicherheit, Unruhe und Verwirrung entstanden sind und daß in vielen Kreisen des Klerus erhebliche Besorgnis wahrzunehmen ist. Es ist nicht zu erwarten, daß sich alsbald alles wieder beruhigt haben wird; denn die meisten Priester sind noch im Zweifel, ob sie sich ein neues Brevier anschaffen sollen oder nicht. Weil niemand sagen kann, wie lange das neue Brevier gültig sein wird, scheut man die nicht unerheb-

lichen Kosten. Es kommt noch eine andere Schwierigkeit hinzu. Für die Revision der Proprien müssen noch Richtlinien gegeben werden, und Genehmigungen der Ritenkongregation sind noch erforderlich. Wie lange wird das noch dauern? Diese Frage ist begründet, denn man schafft kein neues Brevier ohne neues Proprium an.

Im Augenblick ist folgende Situation entstanden: Zum drittenmal muß der Klerus Rubriken studieren mit der Aussicht auf eine neue Änderung in naher Zukunft. Aus dieser Lage ist ein ernster Konflikt geworden, der sich wie folgt äußert: Weiß der Gesetzgeber selber wohl genau, was er will? Wie können wir die Rubriken noch ernst nehmen? Warum bereitet uns die Liturgische Bewegung soviel Schwierigkeiten? Warum wird nicht gewartet, bis man mit einer definitiv befriedigenden Lösung hervortreten kann? Wie viele Priester sind in der Lage, sich das Rubrikenbuch zu eigen zu machen nach der Umorientierung vor fünf Jahren? Warum muß so viel Energie aufgewendet werden auf alle möglichen Kleinigkeiten, während doch auch in der Liturgie so große grundlegende Fragen auf eine Lösung harren?

Es dürfte deutlich geworden sein, daß wirklich Unsicherheit, Unruhe und Verwirrung herrschen und daß die Besorgnis verständlich ist. Das schlimmste ist jedoch, daß man auf alle diese sehr ernsten Fragen keine Antwort geben kann, welche die Gemüter beruhigen würde. Dennoch gibt es eine Lösung.

Wenn den Schwierigkeiten, in denen sich der Klerus befindet, ehrliches, aufrichtiges Verständnis entgegengebracht wird, dann bleibt das Vertrauen bestehen, und dann kann sehr vieles erreicht werden bei Menschen, von denen man annehmen darf, daß sie guten Willens sind. Es würde falsch sein, wollte man darauf sinnen, die wirklichen Schwierigkeiten wegzudisputieren mit nichtssagenden Argumenten oder wegzukommandieren mit Äußerungen, welche dem Grundsatz entsprechen würden „Befehl ist Befehl". Rechtschaffene Menschen sind mit vernünftigen Gedanken ansprechbar, d. h., daß sie jede Situation schließlich zu meistern wissen und sich an das anpassen können, was von ihnen verlangt wird, sofern das allgemeine Interesse dies erfordert. Inmitten der Unsicherheit, Unruhe und Verwirrung werden sie den rechten Weg finden. Im Laufe der Zeit wird dann auch die Anerkennung kommen für das Positive, das das neue Rubrikenbuch enthält.

Literatur

Eine ausgezeichnete Abhandlung über das neue Rubrikenbuch schrieb Joseph Loew CSSR im „Osservatore Romano" am 2. September 1960 unter dem Titel „Il Motu proprio ‚Rubricarum instructum' e il nuovo Codice di rubriche per il Breviario e il Messale Romano"; eine deutsche Übersetzung gab der „Heilige Dienst" (14/1960, S. 67—72): „Das Motuproprio ‚Rubricarum instructum' und der neue Kodex der Rubriken für das römische Brevier und Missale". Ein weiterer Artikel von P. Loew, „Der neue Rubrikenkodex", erschien in „Der Seelsorger" (31/1960, S. 64—77).

In der Lateran-Universität zu Rom hielt Kardinal Gaetano Cicognani eine Ansprache: „La promulgazione del Sinodo e la codificazione delle rubriche del Breviario e del Messale romano", welche im „Osservatore Romano" vom 4. November 1960 veröffentlicht wurde.

In den „Ephemerides Liturgicae" (74/1960, S. 217—257) schrieb C. Braga CM einen bedeutenden Kommentar mit dem Titel „In novum codicem rubricarum". Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß diese richtungweisende römische Zeitschrift mit Freimütigkeit alle Fragen behandelt und ihrerseits sehr viele Wünsche formuliert.

Aus der Ökumene

Der Weltrat der Kirchen (WCC) vor der 3. Vollversammlung

2. Struktur und Arbeitsweise seiner Organisationen

Dank der Initiative von Papst Johannes XXIII. und dem Vertrauen, das er in kürzester Zeit weithin, auch bei Oberhäuptern der getrennten christlichen Gemeinschaften gefunden hat, ist die ökumenische Entwicklung in ein Stadium getreten, das direkte amtliche Kontakte zwischen der römischen Kurie und dem Weltrat der Kirchen ermöglicht. Es ist daher an der Zeit, unsere Leser mit der Struktur und Arbeitsweise dieses „Bundes von Kirchen", der zur organischen Einheit strebt, näher bekannt zu machen, zumal da gelegentlich der Wunsch und Plan geäußert wird, die römisch-katholische Kirche könne, unbeschadet ihres Dogmas, dem Weltrat formell beitreten, weil das Dokument von Toronto (1950) über „Die Kirche, die Kirchen und der Weltrat der Kirchen" es den Mitgliedskirchen freistelle, wieweit sie sich gegenseitig als Kirchen im Vollsinne anerkennen wollen (vgl. die Nachweise im 1. Teil dieses Berichtes ds. Jhg., S. 138).

Nun ist aber aus der bisherigen Berichterstattung deutlich geworden, daß der Weltrat der Kirchen energisch über die ekklesiologische Neutralität hinausstrebt und eine bestimmte Idee von Einheit fördert, die schwerlich zum römisch-katholischen Dogma paßt (vgl. außer dem oben erwähnten Bericht auch Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 511 f.). Darin liegt eine große Schwierigkeit, die nicht übersehen werden darf. Die andere wird oft ebensowenig beachtet, daß nämlich die Kurie im Falle eines erwogenen Beitritts zum Weltrat der Kirchen gemäß seiner Verfassung wie jede andere „Kirche", also als eine unter anderen, einen Aufnahmeantrag stellen müßte. Dieser würde dem 90köpfigen Zentralausschuß des Weltrates mit seiner überwiegenden Mehrheit an lutherischen und kalvinistischen Reformationskirchen sowie den Freikirchen bis hin zu den Quäkern und der Heilsarmee, die Sakramente und kanonische Ämter ablehnen, zur Abstimmung vorgelegt werden. Für die Annahme des Antrages wäre eine Zweidrittelmehrheit erforderlich. Es ist aber die Frage, ob die römisch-katholische Kirche, vertreten durch den souveränen Papst, sich einer Beurteilung dieses Gremiums, den von ihm angewandten Kriterien einer „lebendigen Tradition" und etwaigen Bedingungen, wie sie mehrfach angemeldet wurden, aussetzen könnte. Darüber ist hier nicht zu befinden. Die Frage sei nur gestellt, um daran zu zeigen, wie wichtig es ist, vom Weltrat der Kirchen eine angemessene, seinem Wesen gerecht werdende Vorstellung zu haben.

Die föderative Verfassung

Es dürfte bekannt sein, daß der Weltrat der Kirchen eine Föderation darstellt, deren maßgebendes repräsentatives Organ die Vollversammlung mit etwa 500 Delegierten ist (Zusammentritt alle sechs Jahre; vgl. die graphische Dar-

stellung in Herder-Korrespondenz 10. Jhg., Mai 1956, die auch in Herder-Bücherei Nr. 10 „Christen suchen Eine Kirche", S. 101—104, mit der Verteilung der Sitze auf die verschiedenen Konfessionen übernommen worden ist). Die Vollversammlung wählt als Arbeitsorgan den Zentralausschuß, der alljährlich die anfallenden Entscheidungen trifft. Ihre Durchführung liegt in Händen des zwölfköpfigen Exekutivausschusses, dem auch die sechs Präsidenten des Weltrates angehören, und er bedient sich dabei des Generalsekretariats in Genf, das Außenstellen in New York und in Ostasien unterhält. Keinem dieser Organe kommt eine kirchenleitende jurisdiktionelle oder lehramtliche Funktion zu, sie sind also nicht eine „zentralistische Organisation" über den Kirchen.

Um nun die Struktur und Arbeitsweise dieses im einzelnen sehr komplizierten Apparates kennenzulernen, der nach der vorgesehenen Verschmelzung mit dem Internationalen Missionsrat im Dezember 1961 auf der 3. Vollversammlung in Neu Delhi noch komplizierter wird, folgen wir am besten dem Bericht, den der Zentralausschuß in St. Andrews im August 1960 über „Programm und Finanzierung" zur Vorlage an die Vollversammlung angenommen hat (Minutes, Appendix XXV, S. 189—210). Es ist zweckmäßig, von diesem Generalplan auszugehen und nicht von dem Bericht über den Ausbau der von katholischen Beobachtern bevorzugten „Kommission für Glauben und Kirchenverfassung" (Faith and Order, Appendix XXIV, S. 183—189). Auf die Verfassungsänderung nach der erfolgten Integrierung des Internationalen Missionsrates kann hier nicht mehr eingegangen werden, da bereits ausführlich darüber berichtet wurde (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 509 f.).

Die Abteilungen und Kommissionen beim Generalsekretariat

Der Generalplan setzt voraus, daß im Dezember 1961 die Vereinigung mit dem Internationalen Missionsrat von der 3. Vollversammlung angenommen und dann diese bisher getrennte Organisation der Missionsgesellschaften und Nationalen Christenräte in Gestalt einer selbständigen Abteilung (Division) „für Weltmission und Evangelisation" mit eigenem Budget geführt wird. Der lange durchdachte Plan geht aus von der *Aufgabe des Weltrates* der Kirchen, dessen Wesen 1950 in Toronto definiert worden war. Danach ist es „Aufgabe des WCC, den Kirchen in der Erfüllung ihrer gemeinsamen, von Gott gegebenen Berufung in der ganzen Welt zu dienen". Der Weltrat existiert also, um zu dienen und Gelegenheiten zum Zusammenwachsen zu bieten, „aber er ist keine Legislative für die Kirchen". Er ist auf die gemeinsame, gottgegebene Berufung ausgerichtet, und seine Reichweite erstreckt sich auf die ganze Welt, wo das Evangelium zu verkünden ist. Welche Schwierigkeiten diese Evangelisation für das Verhältnis der Kirchen untereinander einschließt, darüber später bei dem Dokument über „Christliches Zeugnis, Proselytismus und religiöse Freiheit" (Appendix XXVII, S. 212—218). „Es ist die Überzeugung der Kirchen im WCC, daß die Einheit in dem Maße wächst, als die Kirchen lernen, ihre Mission gemeinsam zu erfüllen, das heißt, wenn sie ‚voneinander Zurechtweisung empfangen' " (Botschaft der 1. Vollversammlung zu Amsterdam 1948) bzw. „wenn sie miteinander die Erfahrungen der Erneuerung des kirchlichen Lebens durch den Heiligen Geist teilen" (Toronto IV, 8) oder wenn sie „gemeinsam sprechen, sobald vitale Anliegen aller Kirchen und der ganzen Welt auf dem Spiel stehen ... Der Weltrat sucht diese Zusammenarbeit und gegenseitigen Dienst zu fördern, nicht allein im Hinblick auf die Verwirklichung der besonderen Ziele und Betätigungen selber, also nicht nur zum Nutzen des organisatorischen Effekts, sondern auch zum Nutzen tieferer Einheit, auf die sich die Kirchen vorbereiten."

Aus diesem Grunde sei der Weltrat um die „volle Sichtbarmachung der Einheit der Kirche Christi besorgt", eine Aufgabe, die zwar unter die unmittelbare Zuständigkeit der „Kommission Faith and Order" falle, eine Unterabteilung der Studienabteilung, die aber gleichzeitig die Aufgabe des ganzen Weltrates sei. „Im Leben des Weltrates ist diese Sorge um die Einheit im Zusammenhang mit der totalen Berufung der Kirche zu verstehen. Darum wurde von Anfang an erklärt, diese Einheit muß in Verbindung mit der inneren Erneuerung und mit der evangelistisch-missionarischen Aufgabe der Kirche gesehen werden."

Für die Arbeitsweise des Weltrates ergibt sich aus der Grundtatsache, daß er kein Gesetzgebungsrecht über die Mitgliedskirchen ausüben kann und darf, jene eigentümlich ökumenische Weise des Gespräches miteinander. Der Weltrat kann durch den Mund seiner für die jeweiligen Gebiete zuständigen Experten sachkundigen Rat geben. Er kann auch Vorkehrungen für ein gemeinsames Handeln in Fragen gemeinsamer Interessen treffen und in solchen Fragen im Namen der betreffenden Kirchen handeln, soweit eine oder mehrere ihm dazu den Auftrag erteilen (192). Er hat auch die Aufgabe, „die Kirchen aus ihrer Isolierung herauszuziehen und zum Gespräch über Glaube und Verfassung zu führen". Aus allen diesen Aufgaben ergibt sich als Schlußfolgerung eine Arbeitsweise des Rates, der ihn „zum Instrument der Kirchen in ihrem Dienst an der Welt macht".

Mit diesen Grundsätzen ist der Weltrat entstanden und rasch gewachsen. Zu den anfänglichen Tätigkeiten sind einige neue hinzugetreten. Die Bewegung „für Glaube und Kirchenverfassung" ist zur jetzigen Unterabteilung (Departement) der Studienabteilung, „Life and Work" (die Bewegung für praktisches Christentum) ist Unterabteilung „Kirche und Gesellschaft" geworden. Der *Studienabteilung* angeschlossen sind ferner die Departements über rassische und völkische Beziehungen, für missionarische Studien, für das Studium der Evangelisation und das neue Sekretariat für Religionsfreiheit, das 1958 entstand. Eine zweite Hauptabteilung nennt sich *Ökumenische Aktion* mit den Unterabteilungen für Jugend, für Laien, für Zusammenarbeit von Mann und Frau in der Kirche, für Familie und Gesellschaft und dem Ökumenischen Institut in Bossey. Die dritte Hauptabteilung ist die *Zwischenkirchliche Hilfe mit dem Flüchtlingsdienst.* Sie hat ein eigenes Budget. Nach der Einbeziehung des Internationalen Missionsrates wird als vierte Division die Abteilung *für Weltmission und Evangelisation* gebildet, die mit den Unterabteilungen in der Studienabteilung für Mission und für Evangelisation verkoppelt wird. Schließlich gibt es eine eigene Abteilung für Information und eine für die Finanzverwaltung. Einigermaßen selbständig neben dem Generalsekretariat steht die *„Kommission der Kirchen für internationale Angelegenheiten"*, die ihre Interventionen bei drohenden politischen Konflikten und ihre Zusammenarbeit mit den verschiedenen internationalen Organisationen (worüber gesondert berichtet wer-

den soll) in eigenem Namen durchführt, ohne unmittelbar den Weltrat zu engagieren.

Keine Behörden, sondern Initiativbüros

Mit den aufgezählten Büros zur Anregung und zur Beratung — Behörden darf man also nicht sagen — ist die ordentliche Tätigkeit des Weltrates umrissen. Es gibt daneben einmalige außerordentliche Aufgaben, über die von Fall zu Fall entschieden wird. Für das Wachstum des Weltrats ist bestimmend, daß die verschiedenen ihm angeschlossenen Kirchen ganz verschiedene Erwartungen an ihn stellen. Es gibt auch sehr verschiedene Ansichten über die Funktion des Weltrates. Einige fürchten seine Entwicklung zu einer zentralen Bürokratie — obwohl die leitenden Posten wenigstens der Abteilungen häufig, meist alle sechs Jahre wechseln — und neigen dazu, sein Programm zu beschneiden. Andere finden, daß die ökumenische Entwicklung nicht rasch genug voranschreitet. Entsprechend verschieden ist die Fähigkeit und Bereitschaft, das ganze Unternehmen ausreichend zu finanzieren oder gar, die geeigneten Persönlichkeiten für mehrere Jahre zum Dienst in den Abteilungen des Weltrates abzustellen. Dennoch konnte bisher der dynamische Charakter bewahrt werden, weil das Bewußtsein der gemeinsamen Berufung im Wachsen ist. Allerdings, so sagt der Bericht, müsse dieses Wachstum verantwortliche Dimensionen bewahren und dürfe nie das Maß ökumenischen Selbstverständnisses und freiwilliger Solidarität der Kirchen zueinander überschreiten, damit wirklich nur die als nötig erkannten gemeinsamen Berufungen gepflegt werden, die den tatsächlich vorhandenen geistlichen Kräften entsprechen. Danach muß sich wiederum der Einsatz der vollamtlichen leitenden Personen richten. Was auch immer unternommen wird, muß auf der Grundlage einer klaren Konzeption von der Sendung der Kirche in der Welt erfolgen, und der Weltrat selber darf niemals Aufgaben übernehmen, die ebenso oder besser von den Mitgliedskirchen bzw. regionalen Zusammenschlüssen geleistet werden können.
Aus dieser Summe praktischer Weisheiten ergibt sich die erklärte Schlußfolgerung, daß diese noch junge Organisation des Weltrates, die nur funktioniert, weil und insoweit seine Mitglieder initiativ mitarbeiten und den Anregungen ihrer Pioniere in den leitenden Ämtern freiwillig folgen, ihre Aufgaben jeweils entdecken muß. Darum habe sie die Gefahr einer Expansion zu meiden, die in keiner Entsprechung zu ihren geistlichen, menschlichen und finanziellen Kräften steht, wie auf der anderen Seite die Gefahr zu erkennen, daß sie nicht den Notwendigkeiten des Zusammenlebens der Kirchen Rechnung trägt. „Die Furcht vor der Umfänglichkeit darf uns nicht blind machen für die Zeichen der Zeit", die bestimmte Entscheidungen fordern (195).

Beweglichkeit und föderative Zweckmäßigkeit

Der Gliederung der einzelnen Initiativbüros, den Divisions (Abteilungen) und den ihnen unterstellten Departements entspricht nun jeweils eine Kommission aus Experten, die nach Konfessionen und Ländern zusammengestellt sind. Die Mitglieder der Kommissionen sitzen nicht in Genf, sondern am Ort ihres kirchlichen Berufes. Sie sind gutachterlich tätig und treten einmal im Jahr oder in Abständen von zwei Jahren irgendwo zusammen, meist in Verbindung mit Tagungen des Zentralausschusses, um ihre Studienarbeit gemeinsam durchzuführen und zu bestimmten Leitberichten zu verdichten, die dann über den Zentralausschuß bzw. durch die Abteilungen bei den Kirchen in Umlauf gesetzt werden, damit das ökumenische Bewußtsein in den betreffenden Fragen, sei es des Dogmas, der Ordnung der Kirche, der Bedeutung der Laien, der verantwortlichen Geburtenregelung usw. sich weiter ausbildet, um eines Tages in Beschlüssen der Vollversammlung seinen Niederschlag zu finden. Die Genfer Büros mit ihren Außenstellen halten diese selbständige Kommissionsarbeit in Gang. Man sieht daraus, wie tief gestaffelt die ökumenische Arbeit verläuft. Die genannten Kommissionen haben demnach keine Ähnlichkeit mit den Konzilskommissionen der römisch-katholischen Kirche, die von oben her berufen und von oben her straff geleitet werden.
Zur Organisation im einzelnen ist für die verschiedenen Abteilungen folgendes zu bemerken: „Faith and Order", das eine eigene Abteilung werden wollte, unabhängig von der Studienabteilung, bleibt vorerst dieser eingegliedert unter Verstärkung seines Personals und seiner Mittel. Anscheinend ist die Befürchtung noch nicht geschwunden, daß die Kreise, die seit 1927 diese an dogmatischer Klärung interessierte Arbeit tragen, Wege beschreiten könnten, die nicht der Gesamttradition des Weltrates entsprechen und zu sehr auf „hierarchische Institution" abzielen. Im Gegenteil, die Kommission für Glaube und Kirchenverfassung wird in dem neuen Department der Studienabteilung für missionarische Studien und Evangelisation ein wirkungsvolles Gegengewicht innerhalb der Studienabteilung erhalten (vgl. dazu umseitig die Budgetziffern). Das Sekretariat für Religionsfreiheit mit vorerst bescheidenen Mitteln ist zugleich direkt dem Generalsekretär unterstellt, obwohl es im Schema zur Studienabteilung gehört. Man wird ihm erhöhte Aufmerksamkeit widmen müssen, zumal da seine treibende Kraft, Dr. A. F. Carillo de Albornoz, ehemals Jesuit war (bekannt durch seine maßvollen Beiträge in „The Ecumenical Review" über: „Roman Catholicism and religious Liberty", als erweiterte Druckschrift 1959 im Verlag des Weltrates der Kirchen, Genf, erschienen).
Liest man diesen Generalplan unbefangen, so fällt auf, daß „Faith and Order" zwar häufig erwähnt, aber stets mit irgendwelchen Gründen als noch nicht reif zur selbständigen Abteilung behandelt wird, während die neue Abteilung für Weltmission und Evangelisation, ganz abgesehen von ihrem eigenen Budget, das die Mitglieder und Förderer des bisherigen Internationalen Missionsrates speisen, als aufsteigender Stern behandelt wird. In dem künftigen Budget wird auch für die Stellvertretung des Generalsekretärs durch eine erfahrene Persönlichkeit gesorgt, die ihm die Arbeit der Verwaltung und Koordination des ganzen Apparates abnehmen kann. Mehr kann hier vorerst über die Arbeit der einzelnen Abteilungen nicht gesagt werden. Nötig ist noch ein Blick auf die Grundsätze der Finanzierung wie überhaupt auf die Haushaltspläne für 1960 bzw. für 1961, falls die Vereinigung mit dem Internationalen Missionsrat Tatsache wird, woran niemand mehr zweifelt.

Die Haushaltsmittel und ihre Verteilung

Schon in früheren Berichten wurde vermerkt, daß man energisch bestrebt ist, den Anteil der amerikanischen Mit-

glieder von weit über 50 % an der Finanzierung abzubauen und gleichmäßiger zu verteilen. Diese Verteilung bedarf großer Umsicht, da die Mitgliedskirchen sich nicht nur der Größe nach erheblich unterscheiden, sondern auch den Mitteln nach, je nachdem auch, ob sie in einem vorchristlichen oder in einem nachchristlichen Lande existieren müssen. „Die einzig gültige Autorität in dieser Gemeinschaft von Kirchen ist die Heilige Schrift und der Heilige Geist", heißt es in den Grundsätzen für eine Finanzierung, „und der einzig gültige Einfluß ist der des Glaubens, des Verständnisses, des Gehorsams, des Zeugnisses und des Dienstes jener, die an dieser Gemeinschaft teilhaben." Damit soll gesagt sein, daß die Finanzkraft, die Geschichte oder Kultur einer Kirche keinen Ausschlag geben dürfen, wofür die Mittel einzusetzen sind. Ob dieser Grundsatz bei der verzögernden Behandlung von „Faith and Order" wirklich befolgt wird, ist eine Frage, die sich aus den Ziffern ergibt. Neben dem laufenden festen Arbeitsprogramm sind jeweils auch sog. Pionierarbeiten als Versuche vorgesehen, diese aber sollen grundsätzlich von Stiftungen einzelner Persönlichkeiten oder Kirchen getragen werden. Sie dürfen nur erbeten werden in Übereinstimmung mit dem Generalsekretär und dem Leiter der Finanzabteilung. Bei den nachstehenden Ziffern, die den ordentlichen Haushaltsplänen entnommen sind, müssen diese Sondermittel außer Betracht bleiben, wie etwa für den Neubau des Generalsekretariats in Genf oder für die Einrichtung von Predigerseminaren für Lateinamerika.
Der Weltrat hat ziemlich klein angefangen, und man kann nicht sagen, daß sein Budget als Ganzes sprunghaft angewachsen ist. Die Ausgaben betrugen:

1949 Dollar 307 320
1950 Dollar 308 800
1953 Dollar 342 000

Sie stiegen an nach der 2. Vollversammlung in Evanston auf:

1955 Dollar 432 000
1956 Dollar 437 000
1959 Dollar 505 000
1960 Dollar 532 000

Vergleichen wir nun verschiedene Ziffern des Haushaltsplanes für 1960 mit dem Haushaltsplan für 1961 nach Angliederung des Internationalen Missionsrates (Angaben jeweils in Dollar):

	1960	1961
Generalsekretariat in Genf	46 545	66 000
Bücherei	7 735	22 000
Übersetzungsbüro	2 800	11 000
Studienabteilung:		
Abteilungsstab	27 000	26 000
Faith and Order	18 460	42 000
Kirche und Gesellschaft	14 310	28 000
Evangelisation	3 570	28 000
Missionar. Studien (hängt vom Beitrag der Missionskreise ab)	—	—
Religiöse Freiheit	—	14 000
Studienabteilung insgesamt	63 340	152 000

Die Erhöhungen im Bereich der Abteilung „Ökumenische Aktion" sind erheblich geringer. Die Ausgaben beliefen sich insgesamt 1960 auf 149 925 Dollar und werden 1961 196 500 Dollar betragen. Sie sind also höher als die Aufwendungen für die Studienabteilung. Allerdings gehören u. a. 63 000 Dollar (bzw. 75 000 1961) für die Unterhaltung der Ökumenischen Hochschule dazu.

Die Ausgaben für die Unterhaltung des Weltrates der Kirchen ohne die Abteilung für Zwischenkirchliche Hilfe, deren Sonderetat mit 1,1 Millionen Dollar bilanziert, erhöhen sich von 532 000 Dollar im Jahre 1960 auf 751 000 Dollar im Jahre 1961 nach der Fusion. In diesem um rund 220 000 Dollar erhöhten Betrag entfallen an Mehrausgaben auf „Faith and Order" nur 24 000 Dollar, auf die Studienabteilung insgesamt rund 90 000 Dollar. In allen diesen Beträgen ist der Etat der neuen Abteilung „für Weltmission und Evangelisation" noch gar nicht enthalten, da er aus besonderen Quellen des bisherigen Internationalen Missionsrates gespeist wird. Dieser Sonderetat nun bilanziert ausschließlich für die Verwaltungsausgaben beim Weltrat mit 201 000 Dollar. Darin sind keine Aufwendungen für die Missionsunternehmungen enthalten, über die nichts zu erfahren ist. Die Gewichtsverteilung, die natürlich nicht allein an Finanzziffern abzulesen ist, drückt sich darin aus, daß die Abteilung Weltmission rund 50 000 Dollar mehr zur Verfügung hat als die Studienabteilung, und daß „Faith and Order" nur rund ein Fünftel der Aufwendungen der Missionsabteilung zur Verfügung hat. Schon diese Zahlen erklären es, warum der Generalsekretär Dr. Visser 't Hooft in seinem Bericht vor dem Zentralausschuß die katholischen Ökumeniker davor warnte, ihre Aufmerksamkeit so gut wie ausschließlich der Tätigkeit von „Faith and Order" zuzuwenden (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 138).
Zum Schluß sei noch erwähnt, daß der überaus bescheidene Etat der „Kommission der Kirchen für Internationale Angelegenheiten", der ebenfalls gesondert geführt wird, mit 88 647 Dollar bilanziert, wovon auf das Büro in New York 53 000, auf das Londoner Büro 19 000 und auf das Genfer Büro 15 000 Dollar entfallen.

Die Zukunft von „Faith and Order"

Die Kommission „Faith and Order" hatte in St. Andrews einen umfangreichen Bericht über ihren Ausbau in der Zukunft vorgelegt. Er beginnt mit jener Definition von „Einheit" der Kirche, über die hier bereits berichtet wurde (ds. Jhg., S. 140), eine Definition, die zweifellos auch als Captatio benevolentiae für jene Kreise gemeint ist, die „Faith and Order" gerne als zu dogmatisch und katholisch ansehen. Der Bericht fordert ein Hinauswachsen über die in Toronto gezogene Grenze ekklesiologischer Neutralität, er fordert Entscheidungen für mehr Einheit, es sei mehr Sinn für die drängenden Notwendigkeiten der Zeit erforderlich, die Gott noch gibt. Es werden darin die langfristigen Studien der Theologischen Kommission mit ihren Unterkommissionen verteidigt, Studien über „Christus und die Kirche", über „Gottesdienst" und über „Tradition und Traditionen", deren Veröffentlichung bevorsteht und an denen auch katholische Theologen mitgewirkt haben. Es handelt sich dabei um Themen, die aus der Arbeit der 3. Weltkonferenz „für Glaube und Kirchenverfassung" in Lund 1952 hervorgegangen sind. Der Bericht erinnert an die bisher geleisteten Bemühungen, durch regionale Konferenzen der Sache von „Faith and Order" zu dienen, wie etwa durch die Konferenz von Oberlin in USA (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 147 f.). Man kann ihm auch entnehmen, daß „Faith and Order" in der missionarischen Strategie des Weltrates, wenn man so sagen darf, vor allem die bedeutende Funktion hat, die römisch-katholische Kirche aus ihrer „Isolierung" herauszuholen und in die ökumenische Dynamik einzubeziehen,

genauso wie die protestantischen Gemeinschaften, die immer noch außerhalb des Weltrates stehen (187). Angesichts dieser reich entfalteten Bedeutung der Kommission ist die ausführlich begründete Forderung verständlich, daß sie zu einer selbständigen Abteilung (Division) werden müsse, daß sie einen erweiterten Stab in Genf benötige und daß ihr Direktor wenn nicht den Rang eines stellvertretenden Generalsekretärs des Weltrates mit dem Titel eines „Theologischen Sekretärs", so doch wenigstens das Recht erhalten sollte, zum Exekutivstab des Generalsekretärs zu gehören.

In der Aussprache des Zentralausschusses über diesen Plan wurde viel zu seinen Gunsten gesagt, u. a. auch von Bischof Dibelius. Der Leiter der Arbeitskommission von „Faith and Order", die 25 Theologen zählt, Oliver Tomkins, jetzt anglikanischer Bischof von Bristol, machte die Wünsche dadurch noch plausibler, daß er aus dem Bericht unterstrich, „Faith and Order" werde nicht nur Rom aus seiner Isolierung lösen, sondern es werde sich indirekt an der Beratung von entstehenden kirchlichen Unionen wenigstens durch Experten beteiligen, die in eigenem Namen handeln; denn ein direktes Eintreten von „Faith and Order" für solche meist protestantische Unionen wurde seinerzeit von den Orthodoxen entschieden abgelehnt (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 289). Der Londoner Direktor der „Kommission der Kirchen für internationale Angelegenheiten", Sir Kenneth Grubb, gab den nicht überhörten Rat, man solle endlich auch prominente Laien an den Arbeiten von „Faith and Order" beteiligen (21). Bischof Barbieri, Buenos Aires, einer der sechs Präsidenten des Weltrates, begrüßte es, daß die Kommission ihre Studien auch auf den sehr andersartigen lateinamerikanischen Katholizismus ausdehnen wolle, und machte die sensationelle Mitteilung, daß 75 % aller protestantischen Missionare, die in Lateinamerika tätig sind, Gemeinschaften angehören, die nicht zum Weltrat der Kirchen zählen (22).

Beschlossen wurde schließlich, die Definition der Einheit solle auf der 3. Vollversammlung zur Diskussion gestellt werden, der Stab solle erweitert und der Direktor zum Exekutivstab des Generalsekretärs gehören, um das Thema der Einheit wachzuhalten. Die Kommission solle von 100 auf 120 Mitglieder erweitert werden und dürfe 1963 ihre 4. Weltkonferenz abhalten. Eine Umbildung zur selbständigen Abteilung ist nicht vorgesehen. Dagegen wird der Generalsekretär des Weltrates beauftragt, bei seiner Übersendung des Berichtes an die Mitgliedskirchen den Wunsch zu unterstreichen, daß diese in Zukunft auch Laien in die Kommissonen entsenden. An dieser Prozedur ist deutlich zu erkennen, in welcher Weise sich der Ausbau des Weltrates in einer bestimmten Frage vollzieht. Das letzte Wort haben die Mitgliedskirchen, und auf der 3. Vollversammlung des Weltrates in Neu-Delhi, die stark im Zeichen des Unionsgedankens stehen wird, mag es sich entscheiden, ob „Faith and Order" auf Grund seiner bis dahin vorliegenden Veröffentlichungen das Mandat einer selbständigen Abteilung erhält. Immerhin hat diese gute Sache, sicher nicht ohne Einfluß des kommenden Konzils, einen Fortschritt gemacht. Aber einseitige Wege von „Faith and Order" nach Rom hin sind jedenfalls unterbunden.

Evangelisation und religiöse Freiheit

Für eine praktische Zusammenarbeit des Weltrates mit der römisch-katholischen Kirche würde vor allem die Tätigkeit der „Kommission der Kirchen für internationale Angelegenheiten" Anregungen bieten. Darüber soll ausführlich anhand ihrer Leistung bei der z. Z. im Gang befindlichen Lösung der südafrikanischen Wirren berichtet werden (vgl. vorerst den Aufsatz von Brennecke nach Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 144). Diesen Bericht wollen wir abschließen mit einigen Hinweisen auf den revidierten Bericht über „Christliches Zeugnis, Proselytismus und religiöse Freiheit", den der Zentralausschuß entgegennahm, um ihn nunmehr den Mitgliedskirchen zum Studium zuzuleiten, nachdem seit der Tagung des Zentralausschusses in Galyatatö (Ungarn) 1956 daran gearbeitet worden war (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 552).

Zur Ausarbeitung dieses Dokumentes haben mehrere Motive beigetragen: einmal der Ärger der Orthodoxen über die Proselytenmacherei protestantischer Missionen in ihrem Bereich, besonders in Griechenland und im Nahen Osten, sodann die laufenden Beschwerden über mangelnde Toleranz für die Evangelischen in gewissen romanischen und lateinamerikanischen Ländern und schließlich die Lage der Christen in den kommunistischen Herrschaftsgebieten. Der Bericht (Minutes, Appendix XXVII, S. 213 f.) will das Dilemma klären, das zwischen den beiden Polen besteht: dem Recht und der Pflicht des Christen zu einem freimütigen Glaubenszeugnis auf der einen und der Verpflichtung einer ökumenischen Gemeinschaft auf der anderen Seite, die die sichtbare Einheit der Kirche als des Leibes Christi darstellen möchte. Das dahinterstehende ekklesiologische Problem wird späterem Studium vorbehalten. Der Bericht kennt also seine Grenzen. Zunächst klärt er die Begriffe „christliches Zeugnis", „religiöse Freiheit" und „Proselytismus". Dabei wird unter religiöser Freiheit, einem zentralen Anliegen des Weltrates, sowohl die individuelle Gewissensfreiheit verstanden gemäß der UN-Charta wie auch die korporative Freiheit von Kirchen und Gruppen, vor allem auch die Freiheit, die Kirche zu wählen, die man will, und ungestört durch kirchliche Interventionen zu heiraten, wen man will. Die Empfehlungen des Berichtes gehen also sehr weit, obwohl er zugibt, daß der Weltrat keine Autorität hat, ihre Beachtung in den Mitgliedskirchen zu kontrollieren. Die wichtigsten Grundansichten lauten (216):

1. Jeder christlichen Kirche ist nicht nur gestattet, sondern sie braucht das Recht, ihr Zeugnis offen und frei in der Welt zu geben, um Menschen in die Gemeinschaft Gottes, wie er in Jesus Christus offenbart wurde, zu bringen.
2. Der Befehl, die Wahrheit Christi zu bezeugen und andere dafür zu gewinnen, gilt nicht nur gegenüber Nichtchristen, sondern auch für andere Menschen, die keine lebendige Beziehung mehr zu einer christlichen Kirche haben. Kirchen sollten sich freuen, wann immer ein frischer Einfluß den Glauben derer erneuert, die ihrer Hirtensorge anvertraut sind, auch wenn solche Einflüsse von außen her kommen. Solch ein erfrischendes Zeugnis, das in das Leben einer gegebenen Kirche eindringt, sollte allerdings besorgt sein sowohl um die Einheit wie um die Erneuerung dieser Kirche.
3. Sollten Irrtümer oder Mißstände innerhalb einer Kirche dazu geführt haben, daß zentrale Wahrheiten des Evangeliums verdreht oder verdunkelt wurden, und sollte dadurch das Heil der Menschen bedroht sein [ein Vorwurf, der häufig von evangelischen Theologen gegenüber der römisch-katholischen Kirche erhoben wird], so mögen sich andere Kirchen verpflichtet wissen, durch ein glaubwürdi-

ges Zeugnis für die Wahrheit, die aus dem Auge verloren ist, zu helfen. Ihre Freiheit, so zu handeln, muß behauptet werden. Aber ehe sie so weit gehen, eine andere Kirche aufzurichten, müssen sie sich demütig fragen, ob man nicht in der bestehenden Kirche solche Zeichen der Gegenwart des Heiligen Geistes finden kann, daß man einen freimütigen brüderlichen Kontakt und die Zusammenarbeit mit ihnen aufnehmen könnte.

Der Aussprache im Zentralausschuß über diese Gedanken (25) ist zu entnehmen, daß auch die Vertreter der orthodoxen Kirchen damit zufrieden waren, so daß grundsätzlich ihre Bedenken gegen die Gefahr des Proselytismus geschwunden sind. Eine Stellungnahme römisch-katholischer Autoritäten oder Theologen liegt noch nicht vor. Sie würde wahrscheinlich das Problem von den bisher unerledigten „ekklesiologischen Hintergründen" her aufrollen und vom Wahrheitsanspruch des unfehlbaren Lehramtes her beantworten. Jedenfalls ist die Frage einer Zusammenarbeit mit dem Weltrat der Kirchen nur nach sehr eingehender Prüfung seiner Struktur, seiner Arbeitsweise und seiner „lebendigen Tradition" her möglich.

Die Sondervorlage der Kommission über „Religiöse Freiheit" von Dr. Carillo de Albornoz wurde nicht angenommen, weil in ihr die Grenzen dieser Freiheit noch nicht klar genug gezogen worden seien. Sie soll weiter geprüft und durchgearbeitet werden (23).

Das Bildnis

Dom Lambert Beauduin, ein großer Vorkämpfer für die Wiedervereinigung mit der Ostkirche

Vor einem Jahr, am 11. Januar 1960, starb im hohen Alter von 86 Jahren im Kloster Chevetogne (Belgien) Dom Lambert Beauduin, der Gründer des ersten benediktinischen Klosters, das für die Wiedervereinigung der Kirchen arbeitete: Amay-sur-Meuse (seit 1939 nach Chevetogne verlegt), zugleich einer der größten Anreger der Arbeit für die Begegnung mit der Ostkirche überhaupt, zumal durch die von ihm geschaffene Zeitschrift „Irénikon".

Dom Beauduin, der bei uns in Deutschland wenig bekannt geworden ist, gehört zweifellos zu den großen Anregern im kirchlichen Leben der ersten Jahrhunderthälfte. Wenn man überblickt, was für Antriebe von ihm im Laufe eines langen und wechselvollen Lebens ausgegangen sind, kann man verstehen, daß ein Mann wie P. Louis Bouyer vom Oratorium, Professor am Katholischen Institut in Paris, schreiben konnte: „Sehr bald wird alle Welt anerkennen müssen, daß er eine der größten Gestalten der Kirche in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war, vielleicht *die* größte..." (Nachruf auf Dom Beauduin in „La Cité", 16./17. 1. 60). Auf den beiden Gebieten, die ihm am meisten am Herzen lagen: Liturgische Bewegung und Wiedervereinigung mit dem christlichen Osten, hat er fast alles angeregt, was damals noch kaum jemand für möglich hielt, oder er hat es vorhergesagt: er hat die allgemeine Verbreitung der Abendmessen und die Erleichterung des eucharistischen Fastens für notwendig erachtet (1913/14); er hat sich für die Erneuerung der Konzelebration im lateinischen Ritus eingesetzt (1922); er hat als Mittel für die Wiedervereinigung der Christen von Anfang an diejenigen angeraten, die wir heute als die gültigen ansehen: Gebet, Suche nach gegenseitigem Verständnis, Gastfreundschaft gegenüber den Nichtkatholiken, Aufenthalt in östlichen Ländern, Kontakte aller Art auf der Ebene der Hochachtung und Freundschaft, und vor allem die Liturgie.

Herkunft und Werdegang

Dom Lambert Beauduin stammte aus einer begüterten und kinderreichen Industriellenfamilie der wallonischen Landschaft Hesbaye im Bistum Lüttich und wurde zunächst Weltpriester. Als solcher wurde er bereits 1899 einer Gruppe von Arbeiterseelsorgern zugeteilt, die der Bischof von Lüttich, Msgr. Doutreloux, ein persönlicher Freund Papst Leos XIII., im Gefolge von dessen Enzyklika *Rerum novarum* gegründet hatte. Nach dem Tode des Bischofs schlug die Arbeit dieser Seelsorgergruppe jedoch eine etwas andere Richtung ein, und Abbé Beauduin verließ sie, um Mönch zu werden. Er trat in die berühmte Benediktinerabtei Mont César in Löwen ein, legte hier 1907 seine Profeß ab und wurde dann sogleich als Professor der Theologie in der Abtei beschäftigt.

Auf Grund seiner Tätigkeit bei den Industriearbeitern von Lüttich hatte er eine damals noch völlig neue Idee gefaßt — eine im Grunde ganz einfache Idee, wie eben große Ideen einfach zu sein pflegen: seine Idee war die, daß der Glaube im christlichen und auch im weitgehend schon entchristlichten Volk nur erneuert werden könne von der Liturgie her. Die Erneuerung der Liturgie, zumal auch um ihrer unermeßlichen pastoralen Bedeutung willen, war im Jahre 1909, als Dom Beauduin zum ersten Male mit seinen Gedanken hervortrat (er schrieb in diesen Jahren unermüdlich über dieses Thema in den verschiedenen Periodika der Abtei Mont César), ein Fund, eine Eingebung, trotz der Bewegung, die bereits in Frankreich von der Abtei Solesmes ausging und nach Beuron und Maria Laach ausstrahlte: denn die Bewegung von Solesmes galt in erster Linie dem Anliegen, die Liturgie selber im alten Glanz wiederherzustellen und wieder zum Mittelpunkt des Lebens der Kirche zu machen. Das pastorale Anliegen war der besondere Beitrag, den Dom Beauduin zur Liturgischen Bewegung lieferte, zuerst für sein Vaterland Belgien, dann für Frankreich, von woher wieder Ausstrahlungen über die Jugendbewegung — doch erst nach dem ersten Weltkrieg — nach Deutschland gelangten. Alle diese Bewegungen stützten sich im übrigen natürlich auf die Anregungen Pius' X.

Wir wollen jedoch hier Dom Beauduins Rolle als Anreger der Liturgischen Bewegung nur kurz streifen, um in der Hauptsache seine Rolle für die Wiederbegegnung mit der Ostkirche aufzuzeigen. Es sei nur kurz erwähnt, daß er 1911 das erste zweisprachige Missale für Belgien herausbrachte, das sehr bald ein echtes Volksmissale wurde. Dom Beauduin hat dabei immer wieder betont, wie sehr die Liturgie an Glaubensreichtum und Gebetstiefe allen anderen Frömmigkeitsformen überlegen sei. Als er später, nach 1931, in zwanzigjähriger Verbannung in Frankreich lebte, hat er hier mit zu den Gründern des „Centre de

Pastoral Liturgique" und dessen Zeitschrift „La Maison-Dieu" gehört.
Die Liturgische Bewegung in Deutschland, die in gewissem Sinne bereits mit der ersten Ausgabe des römischen Meßbuchs mit deutscher Übersetzung von Anselm Schott im Jahre 1884 begann, ist im großen und ganzen autochthon gewesen. Doch hat sie starke Anregungen von Solesmes aufgenommen, und als die Jugendbewegung nach 1920 der Liturgischen Bewegung den Charakter eines Anliegens des gesamten gläubigen Volkes gab, hat sie sich wiederum Anregungen aus Frankreich geholt (z. B. durch Hermann Platz), und auf diesem Weg sind Impulse, die Dom Beauduin der Bewegung in Frankreich gegeben hat, zweifellos auch zu uns gekommen.

Erste Berührung mit dem Gedanken der Wiedervereinigung der Christen

1921 kam Dom Lambert Beauduin, damals 54 Jahre alt, als Professor für Fundamentaltheologie an das Benediktinerkolleg St. Anselm nach Rom, wo er zwei Jahre lang lehrte. Es waren Jahre entscheidender Begegnungen für ihn. Er traf dort den P. D'Herbigny an, der sich stark für die russischen Fragen interessierte. Und dann lernte er vor allem den Grafen Andreas Scheptyzkij, Metropoliten von Lemberg, kennen, den großen Vorkämpfer einer Unionsbewegung, bei der die Ostkirchen ihren eigenen Ritus, ihre eigene Tradition voll bewahren und in ihrer Würde als den Lateinern gleichstehend anerkannt werden sollten. Dieser Gedanke war in der Westkirche jahrhundertelang verschüttet, und viele politische Umstände hatten dazu beigetragen, daß die östlichen Riten der sogenannten „Unierten" mehr geduldet als gefördert wurden. Nur die Päpste, von Leo XIII. an, hatten hier weiter geschaut. Graf Andreas Scheptyzkij selber hatte sich freiwillig in den Dienst der Ukrainisch-Unierten Kirche gestellt, der sonst fast nur das einfache Volk angehörte, während die vornehmen und reichen Leute seiner damals zu Polen gehörigen Heimat, und auch seine eigene Familie, gewöhnlich aus opportunistischen Gründen, dem lateinischen Ritus beigetreten waren. Der Metropolit Scheptyzkij war 1923 nach Rom gekommen, weil er sich die Vollmacht zur Gründung eines Mönchsordens der unierten Ukrainer holen wollte, da er der Meinung war, eine innere geistige Erneuerung der Ukrainisch-Unierten Kirche sei nicht möglich ohne ein Mönchtum, das ganz in diesem Ritus und in den östlichen Traditionen lebte. Papst Pius XI., mit dem er verhandelte, war diesen Gedanken sehr aufgeschlossen, und aus der Freundschaft Scheptyzkijs mit Dom Beauduin und dem Verständnis und Interesse, das beider Ideen bei Pius XI. fanden, nahm zuerst der Gedanke, daß das Mönchtum überhaupt eine entscheidende Rolle in der Beziehung zwischen dem christlichen Osten und dem christlichen Westen zu spielen berufen sei, Gestalt an. Der Benediktinerorden, der älteste abendländische Mönchsorden, der noch tief in der Tradition des aus dem Orient gekommenen Mönchsideals stand und daher auch in den christlichen Kirchen des Ostens immer noch hohes Ansehen genoß, schien das geeignetste Instrument, um für die Wiedervereinigung der Kirchen des Ostens und des Westens zu arbeiten.
Schon in diesem Jahr, 1923, begann Dom Beauduin, in Rom sein Projekt einer Klostergründung für die Arbeit zur Wiedervereinigung auszuarbeiten, dessen Grundgedanke wiederum einfach und großartig war: nicht Studium und Werbung allein, sondern zugleich die lebendige Ausübung der östlichen Liturgie würde die Grundlage bilden, von der aus das Verständnis der Ostkirche gewonnen werden sollte.

Die Gespräche von Mecheln

Dom Beauduins erste konkrete Aktion auf dem Gebiet der Wiedervereinigung der Christen spielte sich jedoch in einem kurzen und verborgenen Zwischenspiel in einem anderen Zusammenhang als dem der Annäherung zwischen der West- und der Ostkirche ab.
In jenen Jahren, zwischen 1921 und 1925, fanden unter Leitung des großen belgischen Kardinals Mercier in Mecheln die berühmten „Conversations de Malines" statt, bei denen es um die Probleme einer Wiederaufnahme der Anglikaner in die katholische Kirche ging. Mercier, der Dom Beauduin von seinen Anfängen an geschätzt und gefördert hatte und ihm in Freundschaft verbunden war, forderte den Mönch auf, ihm ein Gutachten über die Frage des *Palliums* — des besonderen Abzeichens der Metropoliten — zu verfassen. Das Pallium wird vom Papst persönlich verliehen; doch mehrere anglikanische Metropoliten erhoben den Anspruch, es rechtmäßig zu tragen. Dom Beauduin, der damals bereits tief in den Fragen der Wiedervereinigung mit der Ostkirche steckte, schrieb nun in bezug auf das Pallium eine Studie, in der die Situation der alten Kirche von England und die der östlichen Patriarchate miteinander verglichen wurden. Diese Studie brachte ganz neue Gesichtspunkte ins Spiel, und sie begeisterte den Kardinal. Bei der vierten Tagung der „Mechelner Gespräche" 1925 verlas Kardinal Mercier dieses Referat, ohne den Namen des Verfassers zu verraten. Es hatte den bezeichnenden Titel „L'Église anglicane unie, non absorbée". Das Referat machte damals den Eindruck einer revolutionären Tat: es wurde von manchen Seiten scharf angegriffen, andere nannten es einen Versuchsballon. Tatsächlich hat es aber eine entscheidende Bresche in die bis dahin herrschenden Vorstellungen von der Wiedervereinigung der getrennten Kirchen mit Rom geschlagen, und — wie Dom Olivier Rousseau es in seinem Nachruf in „Irénikon" (1. Trimester 1960, S. 6) ausdrückt — „man kann sagen, daß sich von da an etwas in der Theologie der Annäherung geändert hat".
Die Mechelner Unionsgespräche — die auf anglikanischer Seite von Lord Halifax, dem Führer der Anglokatholiken, geleitet wurden — sind damals an der Frage der Gültigkeit der anglikanischen Weihen und der des Primats des Papstes gescheitert. Dom Lambert Beauduins Erkenntnisse wenden sich von jetzt an dem christlichen Osten zu. Kardinal Mercier ist kurz darauf, im Januar 1926, gestorben.

Die Gründung des Klosters Amay, heute Chevetogne

Im Jahre 1924 schrieb Papst Pius XI. einen Brief an den damaligen Abt-Primas der Benediktiner, Fidelis v. Stotzingen, in dem er dem Benediktinerorden den offiziellen Auftrag erteilte, für die Wiedervereinigung mit der Ostkirche zu arbeiten. Heute ist es (wie Dom Olivier Rousseau in seinem Nachruf in „Irénikon" sagt) „kein Geheimnis mehr, daß die Bewegung, die Pius XI. im Benediktinerorden anregte, nicht den Abt-Primas v. Stotzingen zum Vorkämpfer hatte, sondern Dom Beauduin selber, der, von Kardinal Mercier dazu ermutigt, dem Heiligen Vater das Programm des zu verwirklichenden Werkes zukom-

men ließ. Darum kam es auch ihm zu, es auszuführen." Er hat die großen Linien in einer kleinen Broschüre „Une œuvre monastique pour l'Union des Églises" meisterhaft vorgezeichnet; sie wurde dann 1926 in Form eines Kommentars zum Brief des Papstes im Verlag des neu gegründeten Klosters Amay veröffentlicht.

Die Gründung des Klosters Amay-sur-Meuse, heute Chevetogne, und kurz darauf die der Vierteljahrsschrift „Irénikon", die das Kloster bis heute herausgibt und deren Bedeutung stetig zugenommen hat, liegen heute 35 Jahre zurück. Man kann wohl sagen, daß, wenn auch die Kirche selber die Sehnsucht nach einer Wiedervereinigung mit dem christlichen Osten nie verloren hat, doch die Breite des christlichen Volkes bis in die (auch theologisch) gebildetsten Kreise hinauf dieses Anliegen in den letzten Jahrhunderten vollkommen aus dem Auge verloren hatte und vom Wesen des östlichen Christentums überhaupt keine Vorstellung mehr besaß. Erst der große Strom russischer Emigranten, der sich seit dem Jahre 1921 nach Westeuropa ergoß, hatte einen Kontakt mit der echten russischen Frömmigkeit möglich gemacht, bei dem sich jedoch die westliche Christenheit im großen und ganzen äußerst reserviert verhielt. Die große russische Literatur, die damals von allen Gebildeten in den immer zahlreicheren Übersetzungen gelesen wurde, gibt von der russischen Frömmigkeit ein zwar hinreißendes, doch auch sehr schillerndes Bild. Was die Ostkirche ist, welche Schätze sie bewahrt oder geschaffen hat, wußten zu dieser Zeit nur ganz vereinzelte, und von einer Möglichkeit der Wiedervereinigung ahnte der Durchschnittskatholik nichts. Heute erfüllt die Sehnsucht nach Wiedervereinigung aller Christen die ganze Welt, und zumal eine Begegnung mit der Ostkirche, eine Annäherung und schließliche Versöhnung ist heute ein Wunsch, der zahllose Herzen erfüllt, allen voran das des jetzigen Papstes, Johannes' XXIII. Daß diese Gedanken aus einem winzigen Beginn zu einer rasch immer weiter um sich greifenden Strömung geworden sind, dazu hat Dom Beauduins Werk entscheidend beigetragen. Heute, nach dem zweiten Weltkrieg, hat auch Dom Beauduins Orden in vielen Ländern und Klöstern die Arbeit für die Wiedervereinigung aufgenommen.

Die letzten Päpste und der christliche Osten bis zu Pius XI.

Im Jahre 1893 fand ein Eucharistischer Weltkongreß in Jerusalem statt, ein Ereignis, das für das Wiedererwachen des Interesses für den christlichen Osten von unübersehbarer Bedeutung war. Historisch-politische Vorgänge hatten diesen Kongreß überhaupt erst ermöglicht: durch den langsamen Zerfall des Türkischen Reichs, das jahrhundertelang fast alle christlichen Kirchen des Nahen und Mittleren Orient beherrscht hatte, war die — politische — Orientfrage langsam immer aktueller geworden. Die Kontakte mit den Christen dieser Länder wurden zahlreicher, insbesondere durch die Pilgerfahrten ins Heilige Land und das Eindringen verschiedener Missionsgesellschaften in den Orient.

Zum ersten Male fand nun ein Eucharistischer Weltkongreß auf ostkirchlichem Boden statt und brachte die Katholiken des Abendlandes mit Angehörigen der Unierten Kirchen des Orients zusammen. Dabei ergaben sich auch vielfache Berührungen mit den nichtkatholischen östlichen Kirchen, die Gemeinden in Jerusalem hatten. Allen Beteiligten, sowohl im Osten wie im Westen, hinterließ dieser Kongreß einen tiefen Eindruck.

Papst Leo XIII. hat die Bedeutung dieses Eucharistischen Kongresses für das Problem der Wiedervereinigung der Christenheit, das ihm bereits sehr am Herzen lag, in seiner Weitsicht sogleich erkannt, und er erkannte auch schon, daß die katholische Kirche die Methoden, mit denen sie den getrennten Christen des Ostens entgegentrat, ändern müsse. In seiner Enzyklika *Orientalium dignitas* von 1894 erinnerte Leo XIII. die im Orient arbeitenden Missionare daran, daß sie unter den östlichen Christen nur als „Hilfskräfte" zu arbeiten hätten. Er verbot ihnen unter schwerer Strafe (ipso facto suspensio a divinis), die Ostchristen zum römischen Ritus herüberzuziehen, und legte ihnen ans Herz, die einheimischen christlichen Institutionen mit allen Mitteln zu fördern.

Leo XIII. sah auch bereits die besondere Aufgabe des Benediktinerordens bei der Begegnung zwischen östlicher und westlicher Frömmigkeit. „Vor ihnen haben die Orientalen eine große Hochachtung, weil sie Männer des Gebets und der Liturgie geblieben sind und weil ihr Ursprung auf so viele Jahrhunderte zurückgeht", sagte er in einer Ansprache vor dem römischen Kolleg St. Anselm im Jahre 1893. Das Griechische Kolleg in Rom übertrug er 1897 der Leitung der Benediktiner, die dort die Seminaristen des griechischen Ritus heranbilden sollten. Griechische liturgische Bücher waren schon ein paar Jahrzehnte früher von einem Benediktiner, dem Kardinal Pitra, in Rom herausgegeben worden (zuerst 1864 und 1868). Insbesondere war dann durch den belgischen Benediktiner Dom van Caloen, der eine Reise ins Heilige Land machte und zwischen 1886 und 1889 in Rom Beziehungen zum albanischen Klerus in Sizilien aufnahm, der dem byzantinischen Ritus angehört, und Bekanntschaft mit anderen Christen östlicher Tradition schloß, die Aufmerksamkeit des Ordens allmählich wieder auf den christlichen Osten gelenkt worden.

Es war dann die Liturgische Erneuerung durch Pius X. (auf der auch Dom Beauduins erste bahnbrechende Tätigkeit fußte), die durch ihre Rückwendung zu den Quellen, durch ihr Studium der Tradition auch die Kenntnis der Überlieferungen des christlichen Ostens wiederbelebte.

Doch erst Pius XI. machte den entscheidenden Schritt durch jenen Brief an den Abt-Primas der Benediktiner, *Equidem verba*, in dem er den Gedanken Leos XIII. fast wörtlich wieder aufnahm: „Wer könnte bei diesem Werk der Wiederherstellung der Einheit nützlicher sein als die abendländischen Mönche . . .? Der Mönchsstand kommt aus dem Osten; er stand schon vor der schmerzlichen Trennung der Kirchen in wunderbarer Blüte, insbesondere in der Nachfolge des heiligen Benedikt, den auch die Orientalen als den Vater des abendländischen Mönchstums aufs tiefste verehren. Zudem hat dieser Orden die von den Vätern überlieferten Vorschriften, die Liebe zur heiligen Liturgie und die meisten der uralten Überlieferungen des mönchischen Lebens getreu bewahrt. Das alles macht die Benediktiner für das Apostolat im Osten und die Wiedervereinigung mit unseren getrennten Brüdern in besonderer Weise geeignet."

Die Ausstrahlungen von Amay / Chevetogne und „Irénikon"

Als im April 1926 die erste Nummer der neuen Zeitschrift „Irénikon" erschien, eröffnete sie Dom Lambert Beauduin mit einem Einführungswort, in dem er als die

Aufgabe der Zeitschrift sowohl wie des Klosters nannte: „Man muß im Abendland eine Strömung von Unionsgedanken ins Leben rufen, eine Atmosphäre der Sympathie und des Verständnisses schaffen, die Menschen guten Willens zusammenführen, kurz, eine mächtige Bewegung zur Wiedervereinigung der Kirchen auslösen ... Zweifellos müssen alle an diesem großen Werk mitarbeiten, Gläubige, Priester und Ordensleute; aber Pius XI. hat einen besonderen Aufruf an die Mönche des Abendlands ergehen lassen, weil das monastische Leben, das den beiden Kirchen gemeinsam und älter ist als alle Trennung, gleichsam den Punkt des geringsten Widerstandes für ein echtes gegenseitiges Verständnis der Kirchen darstellt ...“

„Die Mitglieder unserer neuen monastischen Gründung sollen sich bemühen, durch das Gebet, durch eine Arbeit psychologischer Anpassung, durch ein vertieftes Studium der gesamten religiösen Literatur des Ostens, durch das Apostolat, kurz durch die Gesamtheit ihrer monastischen Tätigkeit Spezialisten in diesen Fragen zu werden. Doch ein solches Werk kann sich nicht auf eine Elite beschränken. Wenn sich die ‚Verbindungsagenten‘ auch eine größere Kompetenz aneignen sollen, so können sie doch den östlichen Christen als Einzelgänger, als Dilettanten des Orientalismus erscheinen; ihre Arbeit muß vielmehr den Gefühlen der gesamten abendländischen Christenheit entsprechen. Sie müssen die Wortführer und Boten einer Wiedervereinigung sein, die die ganze katholische Familie glühend ersehnt. ‚Irénikon‘ soll diesen Kontakt schaffen und die Gläubigen mit der Unionsarbeit der Mönche verbinden ...“

Die Gründung Dom Beauduins war daher — wie Dom Rousseau schreibt — eine doppelte: erstens die eines Klosters, das für die Wiedervereinigung betet und dessen ganze Arbeit so ausschließlich wie möglich dem intellektuellen und spirituellen Eindringen in den Geist der nichtkatholischen Christenheiten dienen soll; und zweitens die einer Schar von treuen Freunden, die die Schätze dieser Christenheiten in sich aufnehmen sollten in dem Maße, wie sie entdeckt würden, und die selber dazu beitragen sollten, die Ausstrahlung des Klosters an die weiterzugeben, die dafür empfänglich wären.

Eben durch diese zweite, an die erste gebundene „Gründung“ hat Amay / Chevetogne seinen großen Beitrag zur Begegnung der Gläubigen des Westens mit dem Wesen der Ostkirche und zur Wiedererweckung und wachsenden Bedeutung der allgemeinen Sehnsucht nach der Einheit der Christen in der katholischen Welt geliefert. Übrigens wurden sehr bald auch die anderen getrennten Christenheiten in die Arbeit des Klosters und der Zeitschrift mit einbezogen.

Die Mönche von Amay nahmen sofort auch Kontakt mit dem großen Strom russischer Emigranten nach der russischen Revolution auf. Dom Beauduin liebte von Anfang an die enge Beziehung der russischen Frömmigkeit zum Erlösungsmysterium, die Bedeutung, die in ihr die Auferstehung Christi hat, ihre Liebe zur Liturgie. Diese Begegnung mit der authentischen orthodoxen Frömmigkeit gab ihm die entscheidende Erkenntnis ein, daß man diese Welt nur verstehen könne, wenn man völlig in sie eintritt. Darum ermutigte er von Anfang an seine Mönche, in die östliche Liturgie einzudringen, indem sie sie selber aktiv vollzögen. Er richtete in seinem Kloster eine Kapelle für den byzantinischen Ritus ein, in der einige seiner Mönche nach und nach dazu übergehen konnten, die Liturgie nach östlichem Ritus zu feiern.

Man muß bedenken, wie neu und unerhört das alles damals war. Aber von hier aus hat es sich ausgebreitet, auch, indem andere Strömungen sich mit dieser vereinten, insbesondere die Idee der Weltgebetsoktav für die Wiedervereinigung im Glauben, an der sich heute, jedes Jahr vom 18. bis zum 25. Januar, viele Kirchen und Konfessionen der westlichen Welt beteiligen.

Die Arbeit für die Kenntnis und die Annäherung an den christlichen Osten in der katholischen Kirche hat naturgemäß verschiedene Formulierungen gefunden. Manche davon waren so geartet, daß sie die orthodoxe Welt eher abstießen als anzogen. Die Arbeit der Benediktiner Dom Beauduins hat sich von Anfang an von diesem Fehler völlig frei gehalten. Das beweist u. a. ein Aufsatz Dom Beauduins, der im Jahre 1930 in „Irénikon“ veröffentlicht worden ist. Darin heißt es:

Es kommt darauf an, „vor allem eine Atmosphäre zu schaffen, die dem gegenseitigen Verständnis und der gegenseitigen Hochachtung günstig ist; sich auf allen Gebieten des religiösen Denkens und Lebens einer Bemühung um Anpassung zu unterziehen; das Wesentliche des Christentums aus den legitimen ethnischen und historischen Formen, die es im Laufe der Zeit angenommen hat, herauszulösen, um seine ganze ursprüngliche Stoßkraft zu bewahren und es für alle Kulturen und alle Zivilisationen annehmbar zu machen, denn ‚die Kirche Christi ist weder lateinisch noch griechisch noch slawisch, sondern allgemein‘; kurz, sich in Geduld, Liebe und Demut einer Arbeit psychologischer Art hinzugeben, einer Arbeit, die dazu dienen soll, die Vorurteile zu zerstreuen und zwischen Osten und Westen die leuchtenden Durchbrüche des Vertrauens und der Liebe zu öffnen.“

„Später, in der von der Vorsehung bestimmten Stunde, wenn sich die Frage der hierarchischen und sichtbaren Einigung erhebt, wird man dann auf beiden Seiten feststellen, daß sie schon zu drei Vierteln verwirklicht ist; und Gott wird das Übrige tun.“

„Zweifellos ist der Endpunkt für jeden Katholiken die von Christus gewollte Einheit der Lehre und der Hierarchie. Aber dieser Endpunkt erscheint, menschlich gesprochen, unerreichbar. Eine unabsehbare Zone voller Abgründe und Sumpflöcher, voller vielhundertjähriger Hindernisse trennt ihn vom Ausgangspunkt. Und an diesem Punkt stehen wir: wir müssen also ausgleichen, abtragen, Brücken bauen, Pionierarbeit leisten, kurz Zugangswege, Verbindungsstraßen schaffen, damit zur Stunde der Vorsehung die menschlichen Hindernisse sich nicht den göttlichen Absichten entgegenstellen.“

„Das Abendland ist also zu einer moralischen und intellektuellen Arbeit aufgerufen. Die schließliche Wiedervereinigung, die noch fern ist, muß vorbereitet werden durch wechselseitige Aufklärung über die Lehre, durch loyalen und aufrichtigen Meinungsaustausch und vor allem durch einen hochherzigen Liebesaufschwung, der die bisher mißtrauischen und entfremdeten Herzen einander näherbringt.“

In diesem Text findet sich kein einziges Wort, das heute überholt wäre. Die Unionsarbeit der letzten Jahrzehnte, insbesondere aber der Geist, in dem Dom Beauduin wirkte und der die Arbeit der Mönche von Amay / Chevetogne erfüllte, hat im Bereich der Theologie zweifellos am tiefsten die Ekklesiologie berührt. Sie ist einerseits durch das tiefere Eindringen in das Wesen der Ostkirche — d. h. der alten Schwesterkirche —, anderseits durch das Problem der Wiedervereinigung als solches in neue Bahnen gelenkt

worden. „Das ekklesiologische Denken richtet sich heute viel mehr als früher nicht nur auf eine weniger juridische und mehr spirituelle Konzeption der Kirche" — heißt es in dem Vorwort zu der großen Aufsatzsammlung in zwei Bänden, die Chevetogne zum Gedächtnis des Schismas von 1054 im Jahre 1954 veröffentlicht hat —, „sondern auch auf eine sorgsame Definierung der eschatologischen Gegebenheiten. Das Israel der zwölf Stämme, die zwölf Apostel als Grundpfeiler der Kirche, die die zwölf Stämme Israels richten, sind unter ökumenischem Gesichtspunkt betrachtet worden: Man kann weder Christus noch die Gruppe der Apostel noch die Kirche teilen . . ."

Schwierigkeiten und Exil

Dom Beauduins neue Gründung Amay stand von 1926 an der Aufnahme von Novizen offen, und bald fanden sich die ersten Berufungen ein. Dom Beauduin fand auch die Mittel, eine Bibliothek aufzubauen, die alle für die neue Arbeit unerläßlichen Werke enthielt: die großen Diktionäre, die Sammlungen der griechischen, lateinischen, orientalischen, syrischen Kirchenväter, Mansis „Amplissima Conciliorum Collectio" u. a.

Aber sein neues und ungewohntes Werk fand naturgemäß auch eine starke Gegnerschaft, die Dom Beauduin schon 1928 veranlaßte, um die Erlaubnis nachzusuchen, die Leitung seines Werks in andere Hände zu legen. Der Heilige Stuhl gab seiner Bitte nach anfänglicher Weigerung auch nach: Dom Théodore Belpaire, damals ganz junger Profeß, wurde als Prior von Amay bestätigt. Trotzdem wurde Dom Beauduin 1931 auf unbegrenzte Zeit von den Seinen entfernt und verbrachte dann zwanzig Jahre im Exil, meist in Frankreich. Nicht daß seine Doktrin je suspekt gewesen wäre: es waren andere Schwierigkeiten, in denen er sich verfing. Seine Lehre und ihre Formulierung galt immer als völlig katholisch und wohltätig. Aber es entstanden materielle Schwierigkeiten, und vor allem wurde der Nachwuchs nicht genügend streng ausgewählt. Das Programm war zu ausgedehnt, da Dom Beauduin das gesamte Einheitsstreben der getrennten Christen nicht aus dem Auge verlieren wollte. Entscheidend war aber das mangelnde Verständnis und die fehlende Protektion von seiten der höchsten Stellen seines Ordens. Zunächst ging er — in den Jahren 1929/30 — auf Reisen in die Länder des christlichen Ostens, die dem Europäer zugänglich waren: ziemlich lange war er in Prag, bereiste dann Rumänien und Bulgarien, Ägypten, Palästina, den Libanon, die Türkei, Griechenland und den Athos und nahm überall Kontakt mit den katholischen und den orthodoxen Kreisen dieser Länder auf (früher, in der Vorbereitungszeit seiner Gründung, war er bereits einmal, 1925, im Osten gewesen, um den Metropoliten Scheptyzkij zu besuchen). In Konstantinopel sprach er Ende Januar 1930 vor einer Anzahl katholischer und orthodoxer Würdenträger, darunter dem Apostolischen Nuntius Erzbischof Angelo Rotta, von seinem Werk und seinem Programm und hinterließ einen tiefen Eindruck. Doch nach seiner Rückkehr nach Amay wurde er schon bald nach Rom zitiert, um sich gegenüber neuen Anschuldigungen zu rechtfertigen, und nicht viel später mußte er Amay verlassen. Erst 1951, fast 80jährig, konnte er in sein — inzwischen nach Chevetogne verlegtes — Kloster zurückkehren, um hier seine letzten Lebensjahre, von Freundschaft und Verehrung umgeben, zu verbringen.

Während der zwanzig Jahre seines Exils hatte er keinen festen Sitz. Er lebte in den verschiedensten Klöstern in Straßburg, Paris, En-Calcat, Cormeilles-en-Parisis und Chatou, wo er jahrelang Hauskaplan eines Frauenklosters war. Hier in Frankreich wirkte er vor allem wieder auf dem Gebiet der Liturgischen Bewegung. Aber er hatte auch Gelegenheit, eine Reihe von Vorkämpfern der Wiedervereinigung kennenzulernen, darunter den Abbé Couturier, an dessen Zusammenkünften er regelmäßig teilnahm und der seinerseits Oblate von Amay wurde: Abbé Couturier, der der Idee der Gebetswoche für die Wiedervereinigung im Glauben in Frankreich entscheidend zum Druchbruch verhalf, so daß sie hier heute allgemein gefeiert wird, arbeitete völlig im gleichen Geiste wie Dom Beauduin, trotz der großen Verschiedenheit der Temperamente des dynamischen Mönchs und des dem mystischen Leben zugewandten Priesters. In Paris nahm er enge Beziehungen zu den dortigen orthodoxen Kreisen, besonders denjenigen um das Institut St. Sergius, und zu dem katholischen Kreis der „Istina" auf. Überall, wohin er kam, bei den zahllosen Einkehrtagen, die er hielt, bei seinen Vorträgen, wirkte er als unerschöpflicher Anreger. Unter denen, die sich seine Gedanken zu eigen machten und seither viel für ihre Verbreitung getan haben, befindet sich u. a. auch Yves Congar OP.

Die letzten Lebensjahre

Als Dom Lambert Beauduin im Jahre 1951 nach Chevetogne zurückkehren konnte, war er bereits 78 Jahre alt. Er litt unter fortschreitender Paralyse der Beine und konnte in seinen letzten Lebensjahren keinen Schritt mehr gehen; doch geistig blieb er bis zuletzt vollkommen frisch und aufgeschlossen. Diese Jahre brachten ihm noch, nach den langen Jahren der Prüfungen, einige große Freuden: zunächst die Beweise von Freundschaft und Verehrung aus der ganzen Welt anläßlich seines 80. Geburtstags 1953. („Ich bin an solche Lobsprüche gar nicht gewöhnt", sagte er schmunzelnd angesichts des Regens von Gratulationen und Ehrungen, „ich habe immer nur Prügel bekommen.") Eine weitere große Freude war für ihn die Vollendung der byzantinischen Kirche neben dem Kloster Chevetogne im Jahre 1957. Da Chevetogne sich immer mehr zu einem Ort der Begegnung entwickelt hat, wo Christen der verschiedensten Kirchen und Konfessionen einander freundschaftlich treffen, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben, und — man kann wohl ohne Übertreibung sagen — wo viele Tausende im Laufe der Jahre vorbeigekommen sind, genügte die provisorische byzantinische Kapelle im Innern des Klosters nicht mehr, um der westlichen Christenheit eine wahre Anschauung und wirkliches Kennenlernen der östlichen Liturgien zu ermöglichen. Der neue Bau ist eine geräumige Kirche russischen Stils mit Krypta (äußerlich sehr unauffällig gehalten): die Ikonostase, die mit Fresken bedeckten Wände, der dreiteilige Altarraum, alles entspricht der Bauart der Ostkirche und den Erfordernissen der Liturgie, die hier sowohl in kirchenslawischer wie in griechischer Sprache und Gesangsweise gefeiert wird. Die Kirche wird im Sommer viel besucht — und erstaunlicherweise auch von der Dorfbevölkerung sehr geschätzt (das ist das Verdienst eines hervorragenden Pfarrers!).

Aber die größten Freuden kamen zuletzt. Die erste davon war die Wahl Papst Johannes' XXIII. Dom Beauduin kannte den jetzigen Papst schon seit langen Jahren. Er hatte ihn bereits in seinen römischen Jahren kennengelernt,

war dann, als Erzbischof Roncalli Apostolischer Delegat in Bulgarien war, mehrere Male sein Gast in Sofia gewesen und hatte ihn 1930, als Roncalli Belgien besuchte, bei sich in Amay empfangen. In den Annalen des Klosters findet sich unter den Ehrengästen vom 13./14. September 1930 verzeichnet: „Msgr. Roncalli, Nuntius in Bulgarien und Freund von Dom Lambert." Sie begegneten sich auch später noch häufig. Und wie sehr der heutige Papst in der Begegnung mit dem christlichen Osten aus dem gleichen Geist heraus denkt wie Dom Beauduin, beweisen die Worte, die er als Kardinal-Patriarch von Venedig noch 1957 auf dem Unionskongreß von Palermo äußerte: „Der größte Mangel der Unionsarbeit in der gegenwärtigen Stunde ist der, daß sie noch zu wenig in der Masse verbreitet ist, die doch imstande wäre, sie zu begreifen. Mein alter belgischer Freund, der Benediktiner Dom Lambert Beauduin, sagte schon 1926, als ich am Beginn meiner Tätigkeit für die Zusammenarbeit im Nahen Osten stand: ‚Man muß im Abendland zugunsten der Wiedervereinigung der getrennten Kirchen eine Bewegung schaffen, die der der Glaubensverbreitung entsprechen sollte.' Ich war damals gerade damit fertig geworden, das ‚Werk der Glaubensverbreitung in der Welt' auf Veranlassung des neuen Papstes Pius' XI. wieder neu zu konstituieren. Und ich glaube, wir müssen zu dem Gedanken Dom Lambert Beauduins zurückkehren." — Der Gedanke Dom Beauduins aber bedeutete, daß die Wiedervereinigung der getrennten Kirchen nicht in den Bereich der Glaubensverbreitung gehöre, sondern eigene, andere Wege in einer anderen eigenständigen Koordination brauche, nämlich der einer „Bewegung der Wiedervereinigung der Kirchen".

Als Papst Johannes dann kurz darauf auch noch das Konzil ankündigte, war Dom Lambert außer sich vor Freude. Er hatte den Konzilien von jeher eine besondere Bedeutung beigemessen, sie gründlichst studiert und nie aufgehört zu bedauern, daß das Erste Vatikanische Konzil unvollendet abgebrochen werden mußte und gleichsam einen verstümmelten Kirchenbegriff zurückließ. Als Dom Beauduin von der Ankündigung des Konzils erfuhr, rief er aus: „Wir müssen in diesem Augenblick alle andere Arbeit liegenlassen und uns ganz auf das Konzil konzentrieren." Noch in seiner letzten Zeit wiederholte er: „Ich tue nichts anderes mehr als für das Konzil beten."

Charakterbild

Was hat Dom Lambert Beauduin zu dem gemacht, der er war? Der Nachruf, den ihm die von ihm gegründete Zeitschrift „Irénikon" widmete und die ihr heutiger Chefredakteur Dom Olivier Rousseau, einer der treuesten Freunde und Mitarbeiter des Verstorbenen, geschrieben hat, gibt ein kurzes lebendiges Bild seiner Eigenart: „Die Kirche Christi war für ihn alles ... Er besaß eine sehr klare Erkenntnis von dem spirituellen Gleichgewicht, das jeder Christ braucht, der auf dieser Erde lebt und wirklich in Christus inkorporiert ist, vom Wort Christi und von der Bedeutung der apostolischen Überlieferung, von den großen Definitionen der Konzile, von der entscheidenden Bedeutung der Gültigkeit der Sakramente, von dem Glanz der himmlischen Liturgie, von der die irdische ein Abbild sein soll, und er fürchtete alles, was auch nur den geringsten Mißklang in diese Harmonie bringen könnte. Sein ganzes Apostolat bestand darin, diesen Geist des Gleichgewichts einzuflößen, gegen jede Abweichung zu kämpfen, die seiner Entfaltung und Entwicklung schädlich sein könnte, da solche Entartungen oder Übertreibungen nur zu oft in der Geschichte nicht nur zu Häresie und Schisma, sondern auch zur Schwächung der echten Frömmigkeit oder ganz einfach zu Entchristlichung geführt haben. Diese intuitive Einsicht hatte etwas Charismatisches... sie hatte auch etwas Geniales. Die Eigentümlichkeit des Genies, sagt man, besteht darin, daß es die Bedürfnisse einer Zeit schon lange vorher erahnt. Dom Beauduin hat 25 bis 30 Jahre vor den anderen die wahren Heilmittel für die Leiden der christlichen Gesellschaft erkannt ..."

Ein dynamischer Mensch, schlagfertig und oft sehr ungeschminkt in seinen Antworten, mit herzhaftem Lachen, aber von größter Güte und Rücksicht, mit der Gabe, seine Gedanken durchsichtig und klar zu Papier zu bringen, war er eben auf Grund dieser seiner Natur und der Neuheit seiner Ideen doch auch viel angefeindet und mißverstanden worden. Wen sollte das wundern? Doch durfte er so lange leben, daß er schließlich noch sah, daß seine Saat so reiche Früchte gebracht hat, wie sie selten ein Mensch am Ende eines wechselvollen Lebens vor sich gesehen hat.

Aktuelle Zeitschriftenschau

Theologie

BEA, Kardinal Augustin. *A proposito della visita di S. G. Il Dott. Fisher.* In: La Civiltà Cattolica Jhg. 111 (1960) Heft 4 S. 561—568.

Mit Rücksicht auf die „hohe Bedeutung" des Besuches von Erzbischof Fisher von Canterbury bei Papst Johannes XXIII., eine Bedeutung, die durch verschiedenartige Übertreibungen in der Presse entstellt worden sei, macht der Leiter des „Sekretariats zur Förderung der Einheit der Christen" wichtige grundsätzliche Ausführungen über die Aufgabe der Kirche, die die Mutter aller gültig Getauften ist, die Einheit auf „die volle Integrität des katholischen Dogmas" zu gründen und doch gegenüber den getrennten Christen, die der Papst nicht umsonst „Brüder" und seine „Söhne" nenne, die Liebe der Mutter walten zu lassen; diese dürfe nicht mit der zu vermeidenden „gefährlichen Konfusion ... eines gewissen falschen Irenismus" verwechselt werden. Als „die einzige wahre Kirche Christi" habe die Mutter gegenüber allen ihren Kindern höchste Verantwortung, die sie in diesem Falle zu einer „notwendigen Reserve" verpflichtet habe. Das Verdienst für den Wechsel des Klimas zwischen der Anglikanischen Kirche und dem Primat käme der freien Initiative des Erzbischofs Fisher zu.

COUR, Raymond F., CSC. *The Political Teaching of Pope Pius XII.* In: The Review of Politics Bd. 22 Nr. 4 (Oktober 1960) S. 482—495.

Das politische Denken Pius' XII. wird in drei Problemkreisen untersucht: Demokratie, Kirche und Staat, Internationale Gemeinschaft. Der Verfasser kommt zu dem Schluß, daß zwar keine absolut neuen Wahrheiten dargeboten werden, aber die politische Doktrin Pius' XII. trotzdem im ganzen etwas Neues sei, dem Vergleichbares in den bisherigen päpstlichen Äußerungen nicht zur Seite stehe.

DUFF, Edward, SJ. *Church-State in the American Environment. An Historical and Legal Survey.* In: Social Order Bd. 10 Heft 9 (November 1960) S. 385—402.

In der Monatsschrift des sozialwissenschaftlichen Instituts der amerikanischen Jesuiten gibt der Herausgeber einen Überblick über die Entwicklung des katholischen Verständnisses von Kirche und Staat in den USA und ihre Widerspiegelung in der öffentlichen Meinung. Er stellt fest, daß es keine den modernen Bedingungen entsprechende theologische Lehre vom Verhältnis von Kirche und Staat und von den bürgerlichen Freiheitsrechten gibt — weder auf katholischer noch auf protestantischer Seite — und fordert die „Ausarbeitung einer befriedigenden Theologie der religiösen Toleranz", die sich auf die katholische Lehre von der Freiheit des Glaubensaktes, vom Wesen und Bereich des Staates, vom Primat des individuellen Gewissens und von den Modalitäten apostolischer Aktion stützt, die der Kirche in dieser Zeit möglich sind.

FINÉ, Heinz, SJ. *„Der Ort der Erquickung".* In: Geist und Leben Jhg. 33 Heft 5 (1960) S. 335—348.

An Hand des im Meßkanon für die Verstorbenen erwähnten locus refrigerii wird die sprachliche Eigenart der urchristlichen Eschatologie entfaltet, deren Vorstellungen heute fremd bleiben. Die Umwandlung des urchristlichen Begriffes über Irenäus und Tertullian habe aus „Erquickung" im lateinischen

Sprachgebrauch so etwas wie „Abkühlung" gemacht und die spätere Liturgie geprägt, in welcher der Begriff der „ewigen Ruhe" für den heutigen Menschen mehr bedeute.

GILOTH, Peter. *Kirche an der Schwelle der Zukunft:* In: Hochland Jhg. 53 Heft 2 (Dezember 1960) S. 97—106.

Ausgehend von den Unbehagen vieler Katholiken gegenüber dem Münchener Eucharistischen Kongreß — ein Gefühl, hinter dem vielfach ein unguter Individualismus und eine weltabgewandte Esoterik stehe, aber auch Unsicherheit, ob dieser Weg der Kirche in der modernen Welt der richtige sei —, entwickelt der Verfasser die zwei verbreitetsten Formen kirchlichen Selbstverständnisses von heute: das biblische und das konstantinische. Beide beantworten die Frage, wie die Kirche ihren Auftrag erfüllen soll, unterschiedlich. Die Anhänger der konstantinischen Konzeption verstehen die Kirche als einen Machtträger, wobei das Ringen um die Macht heute in das innerkirchliche Leben umgeschlagen sei, die anderen verlangen von der Kirche, Amtsträgern und Laien, ein Umdenken aus biblischem Geiste.

LECLER, Joseph. *L'œuvre ecclésiologique du Concile du Vatican.* In: Etudes (Dezember 1960) S. 289—306.

Der Aufsatz enthält eine übersichtliche Darstellung der Vorarbeiten zur Ekklesiologie für das 1. Vatikanische Konzil, die damals teils wegen des vorzeitigen Endes, andernteils wegen der Änderung des modus procedendi in den Akten begraben wurden, nun aber Ansatzpunkte für das kommende Konzil enthalten. Diese Übersicht ist für eine erste Information von Wert.

RAHNER, Karl, SJ. *Theologie der Macht.* In: Catholica Jhg. 14 Heft 3 (1960) S. 178—197.

Eine in der katholischen Moraltheologie seltene, ja einzigartige Analyse des zwielichtigen Faktums der Macht, die in drei sich steigernden Thesen vorgetragen wird: 1. Macht, so wie sie ist, als Phänomen der Sünde und Schuld, hätte eigentlich nicht sein sollen. 2. Macht ist zugleich auch Gabe Gottes zum Schutz des Lebens und der Freiheit. Gewaltlosigkeit ist kein christliches Prinzip. Das Problem ist ihre richtige Dosierung. 3. In ihrer konkreten Ausübung kann sie sowohl zum Heil als zur Verdammnis dienen. Da die Erfüllung des Naturrechts auf die Dauer ohne Gnade nicht gelingt, bedarf die Ausübung der Macht, die eigentlich ihr Wirken durch Liebe und das Erwecken der Einsicht überwinden sollte, einer sehr harten Selbsterforschung, ob man sich nicht betrügt und bereits ihren faktischen Besitz als göttliche Legitimation betrachtet. Was hierzu gesagt wird, ist tiefster christlicher Realismus und läßt den so häufigen und oft unfruchtbaren Formalismus der katholischen Moral weit hinter sich, so tief, daß man sich unwillkürlich fragt, ob der Verfasser auch die Ausübung kirchlicher Macht mitbedacht hat.

SCHLIER, Heinrich. *Die Einheit der Kirche nach dem Neuen Testament.* In: Catholica Jhg. 14 Heft 3 (1960) S. 161—177.

Mit neuer Eindringlichkeit exegesiert der Verfasser sein Lieblingsthema, setzt aber, wie es scheint, die Akzente mehr auf die Einheit des Heiligen Geistes, die Liebe und die Charismata, ohne die Einheit der Jurisdiktion und des Glaubens als gehorsamer Preisgabe des sichtsicheren Denkens zu vernachlässigen. Somit ist die Einheit eine in Christus vorgegebene, eine gegenwärtige und nicht erst zukünftige, eine konkretgeschichtliche, ja gesellschaftliche und eine vom einzelnen Christen immer von neuem zu ergreifende. „Der Heilige Geist wohnt nur im *einen* Tempel Gottes."

SEMMELROTH, Otto, SJ. *Glauben wir noch an den Teufel?* In: Geist und Leben Jhg. 33 Heft 5 (1960) S. 348—359.

Von der zurückhaltenden Lehrverkündigung der Kirche aus wird dargelegt, daß die Bejahung des Teufels als Gegenstand der Offenbarung Gottes ein Teil der Hingabe an Gott ist. Der Teufel wird als Geschöpf Gottes, als personale Wirklichkeit und als „Legion" an Hand der Heiligen Schrift erwiesen. Gott habe die Teufel geschaffen, „aber er schuf sie nicht als Teufel".

Kultur

ALTMANN, Rüdiger. *Bildung und Organisation.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 3 (Dezember 1960) S. 190—199.

Dieser bedeutsame Beitrag behandelt die seit der Jahrhundertwende veränderte „Soziale Bildungsarbeit" in den Einrichtungen der Erwachsenenbildung von heute, die von der modernen organisierten Gesellschaft bestimmt ist. Heute wird Erwachsenenbildungsarbeit von allen Verbänden betrieben, weil die moderne pluralistische Gesellschaft zugleich auf innerverbandliche Integration angewiesen ist — eine Folge der Interdependenz aller Gruppen und Lebensbereiche. Die Verbände brauchen „Ordnung", Aktivität, Engagement und bewußte Anpassung von seiten ihrer Mitglieder. In einer Gesellschaft, in der der einzelne außerdem ständig unter dem pausenlosen Einstrom von Informationen steht, die die Urteilsfähigkeit lähmen, kann Bildungsarbeit ihre Ziele nur erreichen, wenn sie massiv vereinfacht. Sie muß Wesentliches von Unwesentlichem trennen. „Sie kann die Struktur der Industriegesellschaft sichtbar und den Menschen in der Organisation auf die Möglichkeiten seines Handelns aufmerksam machen . . . Sie ist ein neuer Modus von Öffentlichkeit, eine neue Möglichkeit der Teilnahme des einzelnen als urteilsfähige Person."

BARAGLI, Enrico, SJ. *Morale e censure nel cinema americano.* In: La Civiltà Cattolica Jhg. 111 Nr. 2651 (3. Dezember 1960) S. 483—497.

In diesem ersten Aufsatz einer Serie, die dem Studium der Filmmoral in den Vereinigten Staaten gewidmet werden soll, schildert der Verfasser die Anfänge einer ethischen Reaktion seitens der Öffentlichkeit und der öffentlichen Gewalt und die Kollisionen mit der Filmindustrie, die schließlich in den zwanziger und dreißiger Jahren zu Vereinbarungen über eine Kontrolle führten. Abgesehen von dem speziellen Interesse, ist der Aufsatz ein Beispiel für Möglichkeit und Grenzen gesellschaftlicher Intervention aus Motiven des Glaubens.

ESPIAU DE LA MAISTRE, André. *Das Vermächtnis des Charles Péguy.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 15 Heft 12 (Dezember 1960) S. 760—772.

Der Verfasser stellt sich insbesondere zwei Fragen: Bricht jetzt, nach Erscheinen der Werke Péguys in Deutschland, dessen Stunde auch in Germanien an, und vermag Péguy für die besondere Ausprägung des Christentums in unserer Zeit einen positiven Beitrag zu leisten? Nach gängigen Vorstellungen können beide Fragen nicht bejaht werden. Péguy war ganz eingebettet in die französische Kultur, für ihn hatte Frankreich mehr als eine natürliche Sendung, sein Verhältnis zu allem Deutschen war weit weniger entwickelt als das Claudels. Seine Beheimatung in der Kirche war nach seiner Rekonversion sicher echt, doch lebte er in ihr als Randexistenz, bedingt durch seine Ehe und sein Verhältnis zur Philosophie Bergsons. Dennoch lebt sein Werk aus einer Hoffnung, die auf die Hoffnung hofft, aus einer tiefen Sorge um Schicksal und Heil der Menschheit, die uns heute sehr verwandt ist.

GEHLEN, Arnold. *Kunstkritik nach Generallinie.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 15 Heft 12 (Dezember 1960) S. 753—759.

Die Möglichkeit der Kunstkritik als eine „öffentlich geäußerte, mit deutlichen Argumenten verfahrende Beurteilung von Kunstwerken", verbunden mit dem Recht zur Kritik, ist in unserer Zeit abgelöst worden vom Urteil der Experten, die die Rangklassen für die Öffentlichkeit festlegen. Sie sind engagiert, und doch bleibt ihr Urteil hinter verschlossenen Türen. Sie können es nicht wagen, die Wahrheit einem zahlungskräftigen Kunden, dem Staat, zu sagen. Solche Urteile erhielten Beifall von der falschen Seite. Die Kritik ist ferner auch unmöglich geworden durch die moderne Kunst selbst. Das informale, abstrakte Bild hat keinen Gegenstand und damit keinen Ansatz für ein Vokabular kritischer Aussage. Mit der beginnenden Rückkehr zum Sujet mag sich das ändern. Kritik könnte dann wieder nützlich sein, für das Publikum, vor allem für den Künstler.

KOHLER, D. *L'esprit maternel.* In: Chronique sociale de France Jhg. 68 Nr. 7 (15. November 1960) S. 423—470.

In drei von Kohler eingeleiteten Abhandlungen wird das Thema des mütterlichen Instinktes oder, wie man es hier treffender zu formulieren glaubt, des mütterlichen Geistes in seinen physiologischen (Bounoure) und psychologischen (Buytendijk) Gründen und soziologischen Auswirkungen aus völkerkundlicher Sicht (Goetz) erörtert. Soziologisch oder sozialpsychologisch ist auch die Intention: das Phänomen der Tendenz zur Dominanz der Mutter in der Kulturentwicklung der Familie in der westlichen Welt („Quasi-Matriarchat" in der Gesellschaft in USA) zu untersuchen.

MACDONALD, Dwight. *Masscult and Midcult II.* In: Partisan Review Bd. 27 Nr. 4 (Herbst 1960) S. 589—631.

In diesem zweiten Teil seiner Untersuchung über die kulturelle Situation in den USA gibt der Verfasser eine Beschreibung des „Midcults": er ist eine Zwischenform zwischen der Hochkultur und Massenkultur (Masscult). „Er gibt vor, die Standards der Hochkultur zu respektieren, verwässert und vulgarisiert sie jedoch." Als Beispiel für „Midcult" werden analysiert: Hemingways „Der alte Mann und das Meer", Thorton Wilders „Unsere kleine Stadt", Archibald MacLeishs „J. B." und St. V. Benéts „John Brown's Body". In seiner Prognose weist der Verfasser auf eine „kürzliche Entdeckung" der Kulturproduzenten hin: daß die Masse, das eine große Publikum, in eine Anzahl kleinerer spezialisierter Publiken aufspaltbar sei, die kommerziell immer noch interessant sind, so daß für sie „Qualitäts"-Taschenbücher, Musikplatten, Studiokinos usw. hergestellt werden können.

SCHMÖKEL, Hartmut. *Ex oriente lux.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 15 Heft 12 (Dezember 1960) S. 741—752.

Ein Überblick über die Ausgrabungen und Funde der letzten drei Jahre in Vorderasien. Schmökel berichtet über Dorak (Nordwesttürkei), das hethitische Chattuscha (Osttürkei), das biblische Chazor (Nordpalästina), Gibeon (bei Jerusalem), Hebra am Toten Meer, Nimrud (Assyrien), Dokan (Südkurdistan), Hassanlou (Urmiasee), Nippur (südöstlich von Bagdad), Warka (Uruk). Hauptgräber an diesen Stätten waren Amerikaner, Deutsche und Einheimische.

La Sexualité. In: Esprit Jhg. 28 Nr. 289 (November 1960).

Grundlage dieses Sammelheftes im Umfang von 300 Seiten bildet eine von der Redaktion veranstaltete Umfrage bei Ärzten, Psychologen, Philosophen, Theologen (Henry, de Lestapis, Marc Oraison, Dumas), Repräsentantinnen der Frauenwelt und weiteren Sachverständigen, die sich auf den Komplex der Sexualität in seinem ganzen Umfang erstreckt. Die Antworten werden durch eine Reihe thematischer Beiträge ergänzt. Es kommen sehr viele Gesichtspunkte und weltanschaulich verschiedene Meinungen zu Wort, die im Ganzen eine sehr breite phänomenologische Basis für die notwendige theologische Aufarbeitung abgeben.

Soziales und soziales Leben

CALVEZ, Jean-Yves, und PERRIN, Jacques. *L'obéissance au pouvoir politique.* In: Revue de l'Action populaire Nr. 143 (Dezember 1960) S. 1157—1168.

Die Aufgabe, den bürgerlichen Gehorsam ethisch zu begründen, muß sich mit dem Einwand auseinandersetzen, daß der Staat von heute mehr ein Schauplatz ständigen Ringens zwischen rivalisierenden gesellschaftlichen Machtgruppen ist als eine über ihnen stabilisierte Autorität, wie ihn die römische und die christliche Staatsphilosophie voraussetzt. Dem Gehorsam scheint deshalb das wachsame Mißtrauen koordiniert werden zu müssen, das die praesumptio iuris zugunsten des Staates sehr relativiert. Diese von der Theologie noch sehr unsicher aufgenommene Frage (vgl. die Erklärung der französischen Bischöfe zu Algerien, Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 103) wird hier umrissen.

FOGARTY, Michael P. *The Rhythm of Change.* In: The Review of Politics Bd. 22 Nr. 4 (Oktober 1960) S. 451—465.

Fogarty stellt die Frage, ob in der geschichtlichen Entwicklung ein bestimmter Rhythmus aufeinanderfolgender Phasen zu erkennen ist (hinter der die nur angedeutete Frage steckt, ob dieser Rhythmus der geschichtlichen Trends nicht zu beeinflussen, d. h. aber zu beschleunigen ist). Die Sozialwissenschaften haben für Gruppen und Individuen sogenannte „Lern-Kurven" herausgearbeitet, d. h. Kurven, die anzeigen, daß die Bewältigung neuer Situationen einem bestimmten Rhythmus bzw. Muster folgt. Fogarty versucht für die Sozialgeschichte Englands im industriellen Zeitalter ein der „Lern-Kurven-Theorie" ähnliches Muster herauszuarbeiten. Der liberalen Phase von 1760—1880, die in zwei kleineren Phasen vor sich ging (Entwicklung neuer Prinzipien — Anwendung und Beherrschung) folgte die „managerial

phase", deren erster Abschnitt bis 1940 reichte und in deren zweiten wir uns jetzt befinden.

GEIGER, Willi. *Die Koalitionsfreiheit.* In: Die neue Ordnung Jhg. 14 Heft 6 (Dezember 1960) S. 429—439.

Eine Untersuchung über Art. 9 Abs. 3 betr. Recht auf Koalitionsfreiheit von Arbeits- und Wirtschaftsverbänden. Dieses Recht betreffe nicht nur die bestehenden Arbeitgeberverbände und Gewerkschaften, sondern garantiert Freiheit, solche Vereinigungen unter Wahrung bestimmter Bedingungen zu gründen. Entsprechend der historischen Entwicklung sind die Berufsverbände privatrechtliche Organisationen. Die wichtigsten von ihnen haben aber Öffentlichkeitscharakter, sie sind sog. beliehene Verbände des Privatrechts, sie sind damit nicht mehr ausschließlich im Privatrecht beheimatet. Der Staat hat daher auch Macht über die Beliehenen, er hat sie trotz der institutionalen Garantie zu überwachen. Der einzelne kann gegen sie, genauso wie gegen den Staat, seine im Art. 9 Abs. 3 festgelegten Koalitionsrechte wahrnehmen. Geiger behandelt abschließend die Drittwirkung des Grundsatzes der Koalitionsfreiheit sowie Streik und Aussperrung, die nach ihm als wesentliche Attribute der Berufsverbände durch Art. 9 Abs. 3 institutional garantiert sind.

KURTH, Wilhelm. *Arbeitsproduktivität — Löhne — Preise.* In: Die neue Ordnung Jhg. 14 Heft 6 (Dezember 1960) S. 421 bis 428.

Der Verfasser behandelt an Hand des „Memorandums über die Lohn- und Preisentwicklung" der Deutschen Bundesbank (Januar 1960) und des Gutachtens des Wissenschaftlichen Beirates beim Bundeswirtschaftsministerium (21. 1. 1960) die Abhängigkeit zwischen Löhnen und Preisen sowie die Bedeutung der gesamtwirtschaftlichen Faktoren für die Richtigkeit der These von der Preisneutralität einer an die Produktivitätsentwicklung gebundenen Lohnpolitik.

LEIBER, Robert, SJ. *Reichskonkordat und Ende der Zentrumspartei.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 3 (Dezember 1960) S. 213—223.

In Auseinandersetzung mit Morsey, „Die deutsche Zentrumspartei", aber auch mit anderen Autoren, belegt Leiber aus Kenntnis der römischen Situation im Jahre 1933: 1. Das Ja der Zentrumspartei zum Ermächtigungsgesetz ist nicht unter vatikanischem Druck gegeben worden; 2. Die Kurie hat niemals die Zentrumspartei gedrängt, sich aufzulösen; 3. Der Anstoß, ein Konkordat zwischen der NS-Regierung und dem Vatikan abzuschließen, ging von deutscher Seite aus. Die Ratifizierung des Reichskonkordates im September 1933 erfolgte auf Wunsch des deutschen Episkopates. „Nicht das Reichskonkordat hat die Opposition gegen das NS-Regime von seiten der Katholiken unmöglich gemacht. Diese Verantwortung fällt auf das Ja zum Ermächtigungsgesetz und die Erklärung der Fuldaer Bischofskonferenz, die man in gewissem Sinne als die erste Folge jenes Ja bezeichnen kann. Vielleicht waren beide Stellungnahmen nicht zu umgehen . . ."

MARLÉ, René. *Y a-t-il un irrédentisme allemand?* In: Etudes (Dezember 1960) S. 307—320.

Der Aufsatz untersucht mit wohltuender Objektivität das deutsch-polnische Verhältnis und kann als französischer Kommentar zu der Rede des Kardinals Döpfner am St. Hedwigstag verstanden werden, die den deutschen Katholiken zweifellos eine sehr ernste und dringende Pflicht auferlegt. Mit Recht wird hier gezeigt, daß der Kirche in dieser Sache eine sittliche und pädagogische Aufgabe zufällt, die wegen ihrer Unpopularität nur von ihrer Autorität erfolgreich in Angriff genommen werden kann.

Aspetti della crisi francese attorno al processo Jeanson e alla guerra d'Algeria. In: Questitalia Jhg. 3 Nr. 31 (Oktober 1960) S. 21—36.

„Réseau Jeanson" ist seit dem im Oktober beendeten Prozeß vor dem Pariser Militärgericht das Stichwort für den Aufstand von Franzosen gegen den Terror in Algerien. Während die französische Presse sehr zurückhaltend sein mußte, zeigt diese Kritik des Prozesses und der seitherigen Vorgänge, namentlich auch um das Manifest der 122, ganz offen die ethische Bedenklichkeit der französischen Position und so auch des bürgerlichen Gehorsams ihr gegenüber (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 102).

Chronik des katholischen Lebens

CAVALLI, Fiorello, SJ. *Solidarietà cattolica per la ripresa religiosa nell'America Latina.* In: La Civiltà Cattolica Jhg. 111 Nr. 2650 (19. November 1960) S. 379—393.

In Lateinamerika fehlen nach einer Schätzung Papst Pius' XII. etwa 130 000 Priester, um eine normale Seelsorge sicherzustellen. Selbst für die dringendsten Nöte genügt der Einsatz der Orden nicht. So kam es zu verschiedenen Projekten für die ständige oder vorübergehende Entsendung von Weltpriestern, vor allem aus Spanien, aber auch aus anderen europäischen Ländern sowie zur Errichtung von Ausbildungsstätten für Theologen, die bereit sind, als Weltpriester nach Südamerika zu gehen. Über die Einzelheiten wird hier berichtet.

GLORIEUX, Achille. *Correspondance romaine.* In: Chronique sociale de France Jhg. 68 Nr. 7 (15. November 1960) S. 471 bis 482.

Msgr. Glorieux, jetzt Sekretär der Konzilskommission für das Laienapostolat, bietet hier einen sehr sachkundigen Überblick über Aufbau, Geist und Probleme der Katholischen Aktion in Italien in den letzten Jahren. Besonders wertvoll ist die ausführliche Dokumentation aus mündlichen und schriftlichen Äußerungen des Papstes, die ganz allgemein seine Intentionen bezüglich des Laienapostolates genau erkennen lassen: Koordination und Verinnerlichung.

GOZZINI, Mario. *Der Laie und die Kirche.* In: Orientierung Jhg. 24 Nr. 22 (30. November 1960) S. 241—244.

„Theologisch wie praktisch stellt die Grenzziehung zwischen den Aufgaben des Klerus und der Laien ein noch recht dunkles und wenig erforschtes Problem dar." Der Verfasser zeigt das am Beispiel der italienischen Katholiken. Bei ihnen könne von einem Reifen der Laien zum Vollalter Christi und damit zur Übernahme ihrer Pflichten, der Heiligung der Welt (Pius XII.), nicht gesprochen werden. Obgleich sie die politische Macht ausüben, sind sie kulturell inferior, da es ihnen an religiös-theologischer Bildung fehlt — die Chancen des Religionsunterrichtes wurden in den letzten dreißig Jahren vertan. Italien hat weder eine theologische Fakultät, noch habe es eine schöpferische theologische Literatur. Trotz der wenig erfreulichen Zustände gebe es kleine Gruppen und Kreise, die der italienischen Kirche eine bessere Zukunft versprechen.

SCHÜRMANN, Walter. *Unterschiede bei der Kirchensteuer.* In: Die Aussprache Jhg. 10 Heft 11 (November 1960) S. 360 bis 368.

Im Auftrag des Arbeitskreises Hessen in der Arbeitsgemeinschaft Selbständiger Unternehmer e. V. hat der Verfasser die unterschiedliche Behandlung zwischen Gesellschaftern von Personengesellschaften (KG) und solchen von Kapitalgesellschaften in Sachen Kirchensteuer untersucht. Die Benachteiligung der Personengesellschaft gegenüber der Kapitalgesellschaft durch die Kirchensteuer hat Kirchenaustritte von seiten der Benachteiligten zur Folge, die diesen Schritt teilweise später durch freiwillige Spenden an die Kirche zu kompensieren suchen. Ein zweiter Weg, auf dem man sich den überhöhten Kirchensteuern entzieht, ist die Umwandlung der Personengesellschaft in eine Kapitalgesellschaft. Abschließend macht der Verfasser Vorschläge, wie man die als ungerecht empfundene Mehrbelastung der Personengesellschaften auf ein rechtlich vertretbares Maß reduzieren kann.

Chronik des ökumenischen Lebens

BEAUPÈRE, René, OP. *Foi et Constitution 1959.* In: Istina Jhg. 7 Nr. 1 (Januar/März 1960) S. 63—94.

Ein sehr ausführlicher Bericht über die vielfältigen Arbeiten der Arbeitskommission von „Faith and Order" auf Grund der Protokolle der Tagung von Spittal 1959 mit einer ergänzenden Würdigung der Initiativen von Bischof Lesslie Newbigin (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 511 f.), unter Heranziehung des Berichtes über „Die Zukunft von Faith and Order" (vgl. ds. Heft, S. 183). Der Verfasser verbirgt nicht seine Enttäuschung über die noch sehr unausgereiften Studiendokumente zu den bearbeiteten theologischen Themen.

GROSCHE, Robert. *La situation œcuménique en Allemagne.* In: Istina Jhg. 7 Nr. 1 (Januar/März 1960) S. 7—16.

Dieser Aufsatz über neue Entwicklungen der ökumenischen Lage in Deutschland auf theologischem Gebiet leitet ein weitgehend dem deutschen Protestantismus gewidmetes Heft ein, in dem anschließend Thomas Sartory OSB über „L'esprit de l œcuménisme en Allemagne" (S. 17—36) über günstige Faktoren für eine Annäherung der Konfessionen und ungünstige berichtet, mit besonderer Heraushebung der Spiritualität der hl. Therese von Avila, die er mit Luthers „allein" vergleicht. Msgr. Wolfgang Haendly, Berlin, berichtet über „Catholiques et protestants dans l'Allemagne centrale", und im Dokumententeil berichtet der lutherische Pfarrer Kurt Schmidt-Klausen über „Les courants catholisants dans le Protestantisme allemand" (S. 43 bis 58), d. h. die hochkirchliche Bewegung, die Berneuchener und die „Sammlung".

MARSCH, Wolf-Dieter. *Evangelische Theologie vor der Frage nach dem Recht.* In: Evangelische Theologie Jhg. 20 Heft 11 (November 1960) S. 481—510.

Nach einer sehr lehrreichen Übersicht über die vielseitigen Bemühungen in der EKD, durch Kommissionsarbeiten von Theologen und Juristen sowie durch Staatskirchenverträge eine biblische Erneuerung des Kirchenrechts zu erarbeiten — wofür alle Literaturnachweise gegeben werden —, versucht der Verfasser die derzeitigen Tendenzen systematisch zusammenzufassen, mit dem Vorbehalt freilich, „daß es *die* evangelische Lehre vom Recht nicht geben kann". In der Rezeption des antiken Naturrechtes sieht er etwas durchaus Legitimes. Der Aufsatz verdient ein aufmerksames Studium.

MÜLLER-SCHWEFE, Hans Rudolf. *Reform des theologischen Studiums.* In: Die Deutsche Universitätszeitung Jhg. 15 Heft 11 (November 1960) S. 3—5.

Drei Problemkreise des derzeitigen (evangelisch) theologischen Studiums behandelt der Autor: 1. die Vorbildung zum Studium; 2. den Studiengang; 3. die Bildungsziele. Zu 1. Die Höhere Schule ist heute nicht mehr in der Lage, ausreichend geschulte junge Leute dem Theologiestudium zuzuführen. Die Studenten sind z. T. nicht hochschulreif, die meisten haben kein Griechisch gelernt, auch fehlt es an anderen Voraussetzungen. Ein Propädeutikum, das diese Mängel beseitigt, erscheint daher unerläßlich. Zu 2. Die Studenten lernen in den Disziplinen das Notwendige, sind aber durch die Spezialisierung der theologischen Fächer im Ganzen der Theologie nicht mehr genügend zu Hause. Dieser Mangel fällt auf die Professoren zurück. Die Verzweckung auch des akademischen Denkens ist ganz besonders für den Theologen gefährlich. Es kann nur paralysiert werden durch ein intensives Leben des Studenten mit seiner Kirche. Um dieses kümmern sich aber die Fakultäten nicht. Zu 3. Das Ziel der Studenten ist, Pfarrer zu werden. Die Examina zeigen, daß Exegese im allgemeinen gut beherrscht wird, Kirchengeschichte und Dogmatik einigermaßen, die Dinge der Praktischen Theologie schlecht. Eine Verlängerung des Studiums ist daher nicht zu umgehen.

HEYL, Cornelius Frhr. v. *Konzentrationstendenzen im Weltkirchenrat . . .* In: Lutherischer Rundblick Jhg. 8 Heft 4 (November 1960) S. 180—199.

Für ein fachmännisches Studium der ökumenischen Frage wäre diese grimmige Kritik eines Altlutheraners an der neuesten Entwicklung des Weltrates der Kirchen seit St. Andrews mit seinen „subtheologischen" Praktiken dringend anzuraten, zumal da der Verfasser sie aus den einschlägigen Zeitschriften belegt, besonders die systematische Unterdrückung einer theologischen Klärung durch „Faith and Order", für dessen Veröffentlichungen einfach keine Mittel da sind.

Vorschau auf das Rundfunkprogramm

Wir weisen unsere Leser auf folgende religiös, weltanschaulich und kulturell bedeutsame Sendungen hin

1. Januar (Sonntag)

8.00 Zeit und Ewigkeit, *M. Rössler* (MÜ II)
8.00 Aus dem Nachlaß des Arbeiterpriesters Henri Perrin, *O. v. Nostitz* (WDR)
9.33 Porträt der Lyrikerin A. v. Droste-Hülshoff, *R. Hagelstange* (FRA)
10.30 Rückblick auf die Jahresbuchproduktion 1960, *Wolfdietrich Rasch* (SWF)
11.00 Betrachtung zur Lebensführung, *J. Rausch* (BRE)
11.00 Wir Deutschen und die Juden, *C. Schmid* (STU II)
11.15 Gegenwart des Kreuzes, *H. U. v. Balthasar*, (SWF II)
12.00 Der historische Jesus (I), *F. Mußner* (FRA II)
12.45 Neujahrsgrüße von H. Giesen und Karl Fürst zu Löwenstein (SFB)
14.45 Über die Gelassenheit, *H. J. Baden* (SWF)
20.00 Die Könige Israels und die Königsherrschaft Gottes, *C. Westermann* (SFB II)
20.30 Gedanken zum Jahreswechsel, *G. Mann* (MÜ II)
20.40 Trösterin Philosophie, *R. Nitsche* (ÖRW III)
21.15 Zauber- und Segenswünsche, *W. Bergengruen* (SWF)
22.25 Die Wiederentdeckung der Astrologie, *O. Schatz* (ÖRS)
22.30 Deutsche Neujahrsgedichte von Opitz bis Wilhelm Lehmann (SWF II)
22.45 Am ersten Tag des Jahres, *E. Schaper* (BRE II)

2. Januar (Montag)

10.45 Die Aufgabe der Frau in unserer Zeit, *J. Bodamer* (STU)
15.00 Zum Thema Jugendliteratur, *U. Walberer*, (ÖRW II)
17.45 Schulf. Auf den Spuren des Apostels Paulus: Von Tarsus nach Antiochia (SWF II)
20.00 2000 Jahre Gajus Julius Cäsar, sein Bild in Drama und Weltliteratur (RIAS II)
20.10 Die Gefahren der Publizität, *H. Schelsky* (SAA II)
20.15 Der Mensch in der Sicht des Psychologen, *P. Matussek* (MÜ)
21.05 Die Grundprobleme der Geschichtsphilosophie von Plato bis Hegel, *G. Mann* (MÜ II)
22.45 Folklore aus aller Welt, *H. Bachor* (SWF II)

3. Januar (Dienstag)

15.00 Schulf. Karl Heinrich Waggerl erzählt und liest (SFB)
15.00 Schulf. Albert Camus: Leben und Werk (RIAS II)
16.45 Das Kind ist der König Amerikas, *H. D. Kley* (WDR)
17.45 Politische Entwicklung Europas und Amerikas im 19. Jahrhundert, *G. Mann* (SWF II)
22.00 Über die Toleranz, *L. v. Reinken* (BRE II)
22.20 Dichter über Dichtung, *B. Allemann* (FRA)

4. Januar (Mittwoch)

14.35 Das liturgische Gespräch als Ursprung des Dramas, *A. C. Kutschera* (ÖRW II)
14.45 Schulf. Aussätzigenfürsorge in Äthiopien (SWF)
16.45 Das indische Schulwesen, *V. N. Sharma* (BRE)
17.30 Mit Mikrofon und Kamera durch die „Polnischen Westgebiete", *P. Aurich* (STU)
18.00 Erzbischof Nathan Söderblom — ein Wegbereiter der Ökumene, *O. Dibelius* (MÜ)
18.00 Schulf. Bernhard von Clairvaux (SAA II)
18.40 Die Erforschung der belebten Natur, *H. Tuppy* (ÖRL III)
20.00 Umgang mit der Bibel, *C. Westermann* (SFB II)
21.15 Über die Gesetze des richtigen Denkens, *J. Kraft* (MÜ II)
21.25 Die Rolle des Ostblocks in den Entwicklungsländern, *H. Bräker* (SFB II)
22.15 Neoafrikanische Lyrik und Prosa, *J. Jahn* (BRE)
23.15 Last und Vorteil des Erbes der Kolonialherrschaft, *K. H. Pfeffer* (SFB)

5. Januar (Donnerstag)

9.00 Schulfunk Franz von Assisi (SAA)
9.00 Schulf. Die Predigt des hl. Bernhard (FRA)
14.45 Buchbespr. W. Faulkner: Das Haus (WDR I)
15.00 Schulf. Christine von Schweden (SFB)
15.30 Schulf. Christus: Lamm Gottes oder Opfer der Juden? (FRA)
15.45 Der Essay in unserer Zeit, *F. Taucher* (ÖRW)
16.30 Zum 65. Todestag von Paul Verlaine, *B. Kahr* (ÖRW)
16.45 Toumliline, ein christliches Kloster im islamischen Land, *A. Hilckman* (SWF)
19.05 Der Strukturwandel bei Arbeitern, Angestellten und Beamten, *H. P. Barth* u. *H. Th. Risse* (MÜ II)
20.00 Konrad Adenauer — Legende und Wirklichkeit, *H. Hausen* (RIAS)
21.00 Die Universität Leipzig, *H. Helbig* (BRE)
22.15 Die Verantwortung der Meinungsbildner, *W. Dirks* (SWF)
22.30 Albert Camus' dichterischer Weltentwurf, *H. Krüger* (RIAS II)

6. Januar (Freitag)

8.00 Deutsche Auswandererseelsorge, *F. Oertel* (MÜ II)
8.15 Die Legende von den Heiligen Drei Königen, nach den Texten des Johannes von Hildesheim aus dem Jahr 1477 (SWF II)
9.05 Hugo v. Hofmannsthal und das Problem der Sprache, *W. Höck* (MÜ)
10.00 Krankheitsverhindernde und krankheitsdisponierende Faktoren der technischen Zivilisation, *K. Saller* (BRE)
10.00 Naturwissenschaft und Humanität, *A. Portmann* (STU)
11.00 Wir Juden und die Deutschen, *M. Brod* (STU II)
11.15 Gegenwart der Welt, *H. U. v. Balthasar* (SWF II)
15.00 Der Briefwechsel zwischen Reinhold Schneider und Leopold Ziegler, *H. M. Jürgensmeyer* (STU II)
15.20 Afrikanische Dichter lesen (MÜ II)
18.00 Felix Timmermans: Das Triptychon der Heiligen Drei Könige (ÖRT)
19.45 Gedanken zum Erscheinungsfest, *H. Bannach* (STU)
21.00 Über das Vorlesen, *S. von Radecki* (SWF)
22.40 Im Dunkel von Nazareth, *F. Mauriac* (SWF II)
23.00 Vom Olymp zum Berge Zion, *W. Weischedel* (SFB)

7. Januar (Samstag)

9.30 Mozarts Leben im Spiegel der Familienbriefe, *H. Graeser* (FRA II)
18.00 Ist die Schöpfungsgeschichte noch aktuell? *J. Riede* (BRE)
18.30 Schulf. Weltwirtschaftskrise 1929/30 (BRE II)
21.45 Martin Luther in katholischer Sicht: das Urteil der Psychologen, *Th. Sartory* (SWF II)

8. Januar (Sonntag)

8.00 Hörsp. Douglas Hyde: Der Räuberhauptmann Gottes, *W. Schmitz-Bunse* (MÜ II)
8.15 Die Qumran-Texte und das Täuferkloster, *W. Böld* (SAA II)
9.30 Die Parteidichtung der Sowjetzone, *R. Jung* (WDR)
9.33 Porträt des Lyrikers Heinrich Heine, *H. Kesten* (FRA)
9.45 Vertrauen und Mißtrauen, *H. Suso Braun* (ÖRT)
10.00 Wer kennt Gott? *J. Freitag* (MÜ)
10.00 Die freie Berufswahl — ihre Chancen und ihr Mißbrauch, *H. Wenke* (STU)
10.30 Der Wandel der menschlichen Welt, *E. Fink* (SWF)
11.00 Versuch einer Charakterisierung des Jüdischen, *H. G. Adler* (STU II)
11.15 Christus, unser Schicksal, *R. Greve* (SWF II)
11.30 Das Weltbild des Chemikers, *H. D. Hardt* (SAA)
11.45 Alttestamentliche Prophetie: 1. Schicksal oder Anrede? *W. Zimmerli* (SWF II)
12.00 Die Hoffnung auf Koexistenz, *R. Fiedler* (SAA II)
12.00 Der historische Jesus (II), *F. Mußner* (FRA II)
21.30 Ein mexikanischer Don Camillo, *J. Norman* (SFB)
22.25 Das Abstrakte, *W. Riemerschmid* (ÖRW)

9. Januar (Montag)

9.20 Schulf. Arzt im Nordeis (MÜ)
14.35 Konfuzius und seine Widersacher, *D. Leslie* (ÖRW II)
14.45 Schulf. Auf den Spuren des Apostels Paulus: VonTarsus bis Antiochia (SWF)
15.30 Schulf. Weißer Geist und schwarze Haut (FRA)
16.45 Franz Xavier, *W. Augustiny* (BRE)
18.15 Aus der Geschichte der Päpste: Pius IX., *F. Ansprenger* (SFB)
18.30 Schulf. Ursprung des lateinischen Kirchengesangs (FRA II)
20.20 Die Degradierung der Sprache, *J. Rausch* (BRE II)
20.30 Herodot — Vater der Historiker, *O. H. Dangel* (ÖRW III)
21.05 Der Sinn der Geschichte, *A. J. Toynbee* (MÜ II)
21.40 Lyrik aus Ost- und Mitteldeutschland (SFB)
22.30 Eine Analyse der Massenpresse, *H. Prescher* (SWF)
22.40 Briefwechsel zwischen David F. Strauß und Friedrich Theodor Vischer (MÜ II)

10. Januar (Dienstag)

9.05 Schulf. Das Menschenbild der Renaissance, *E. Schenner* u. *P. Pichl* (ÖRF II)
15.00 Schulf. Stufen deutscher Dichtung (SFB)
15.30 Entwicklungsgebiete in Europa: Süditalien (FRA)
16.00 Zum 10. Todestag von Sinclair Lewis (ÖRW II)
17.45 Neue Religionen in Japan, *E. Benz* (SWF II)
19.20 Buddhistische Meditation und Christentum, *H. Dumoulin* (WDR)
20.00 Begegnungen mit bedeutenden Zeitgenossen, *K. Fuß* (FRA II)
21.00 Zum 10. Todestag von Sinclair Lewis, *J. Bab* (RIAS II)
21.05 Wie alt ist der erste Mensch? *H. Schirmbeck* (MÜ II)
22.00 Das Recht auf Bildung, *L. v. Reinken* (BRE II)
22.15 Schulreform und „ethische Brigaden" in der Sowjetunion, *H. v. Ssachno* (WDR)
22.20 Politische Prognostik von Rousseau bis Roosevelt, *H. Kesting* u. *R. Koselleck* (FRA)

11. Januar (Mittwoch)

14.35 Das Turiner Grablinnen war nie echt, *J. Bauer* (ÖRG II)
15.00 Schulf. Der Kreisauer Kreis (RIAS II)
15.30 Schulf. Don Bosco (FRA)
16.45 Der moderne Mensch und die Verkündigung (SFB)
17.45 Buchbespr. E. Stammler: Protestanten ohne Kirche, *H. Schauder* (SWF II)
18.00 Die Laien und das kommende Konzil, *M. v. Galli* (MÜ)
18.45 Buchbespr. Wesen und Aufgabe der Frau, *W. Dirks* (SWF II)
19.15 Eine Epoche der Kirche in Jugoslawien, *P. Jung* (SAA)
21.15 Cuba mit oder ohne Castro, *E. Vacek* (BRE)
21.45 Vom Bantu-Kral zum Lehrstuhl, *A. v. Haller* (FRA)
23.15 Die wirtschaftliche Entwicklung Afrikas im Spannungsfeld zwischen Ost und West, *H. Bräker* (SFB)

12. Januar (Donnerstag)

16.00 Das Problem der Meditation, *F. Knilli* (ÖRW II)
16.45 Der Turm zu Babel, *G. Reutter* (BRE)
18.40 Geistiges Rußland an der Wende des Jahrhunderts, *D. Tschizewskij* (ÖRV III)
18.45 Herausgefordert zur Brüderlichkeit, *L. Waltermann* (FRA II)
20.00 Kranke Künstler und ihr Werk, *E. Pable* (ÖRK II)
20.00 Imperialistische Tendenzen in der farbigen Welt, *R. Jacobs* (SFB II)
21.00 Die Universitäten in Rostock und Greifswald, *W Andreas* (BRE)
22.15 Untersuchung über das Verhältnis von Wissenschaft und Moral, *H. Schirmbeck* (SWF)

13. Januar (Freitag)

15.30 Schulf. Carlo Levi: Christus kam nur bis Eboli (FRA)
18.15 Juden und Christen im Gespräch, *H.-J. Schoeps* (SFB)
19.30 Zum 20. Todestag von James Joyce, *R. M. Lonsbach* (WDR)
21.00 Wie Gandhi zum Mahatma wurde, *F. Kraus* (SWF)
21.20 Das Problem des Wohlstands in der UdSSR, *W. Horst* (MÜ II)
21.45 Welchen Sinn kann das jüdisch-christliche Gespräch für Christen haben? *K. H. Rengstorf* (STU II)
22.30 Über Freimaurer, Schlaraffen, Rotarier und Lions, *K. Katz* (STU)
22.45 Imperialismus in Ost und West, *Th. Schieder* (SWF II)
23.15 Nihilismus — was heißt denn das? *H. Snell* (SFB)

14. Januar (Samstag)

8.45 Athos, der heilige Berg der Ostkirche (I), *Th. Sapper* (ÖRW)
8.45 Schulf. Ein Tag im Athen des Perikles (MÜ II)
9.30 Mozarts Leben im Spiegel der Familienbriefe (FRA II)
10.15 Schulf. Entscheidung zu christlicher Tat: Charles de Foucauld (STU)
14.00 Kaiser und Zar als Nachbarn in Polen, *H. Uhlig* (MÜ II)
17.00 Schulf. Probleme der Entwicklungsphasen (SWF II)
17.40 Von Büchern und Schriftstellern, *P. Bamm* (RIAS II)
18.00 Camus und die Christen, *H. E. Bahr* (BRE)
18.45 Junge Menschen äußern sich über ihre Lektüre (FRA II)
19.05 Die europäische Priesterfrage, *P. Jung* (SAA)
20.10 Die Französische Revolution, *H. G. Adler* (WDR II)
21.45 Martin Luther in katholischer Sicht: das Urteil der Historiker, *Th. Sartory* (SWF II)
22.00 Dichter sehen ein Stück Weltgeschichte, *S. Dobretsberger* (ÖRL III)

15. Januar (Sonntag)

8.00 Josef Kardinal Mercier — ein Wegbereiter der kirchlichen Einheit, *H. Tüchle* (MÜ II)
9.00 Der Weg zu uns selbst, *H. Hartmann* (SAA II)
10.00 Die Verwandten des Herrn, *J. Freitag* (MÜ)
10.00 Neue Wege der Erforschung menschlicher Erbleiden, *H. Laven* (STU)
10.30 Der Wandel der menschlichen Welt, *E. Fink* (SWF)
11.00 Die vier Zeitalter der abendländischen Kunst, *H. Sedlmayr* (SAA)
11.00 Rasse, Volk, Religion, *W. Dirks* (STU II)
11.15 Nur der Ehrfürchtige findet den Herrn, *R. Greve* (SWF II)
11.45 Alttestamentliche Prophetie: 2. Gottesdienst und Gehorsam, *W. Zimmerli* (SWF II)
19.30 Literatur und Manierismus, *F. Usinger* (SFB)

16. Januar (Montag)

10.40 Schulf. Der hl. Vinzenz von Paul, *E. Hollergschwandtner* (ÖRF II)
17.00 Schulf. Die Entstehung unseres Weltbildes (STU II)
17.15 Das geistige Antlitz des russischen Judentums, *R. Hurwicz* (SFB II)
18.40 Wozu ist Philosophie gut? *A. Silva-Tarouca* (ÖRG III)
20.00 Das Land der Griechen — klassische Vorstellungen und moderne Wirklichkeit (RIAS II)
20.10 Religiöse Einstellung zum Frieden, *M. Matsushita* (SAA II)
20.30 Jugendf. Demokratisierung der Hochschule (SWF II)
21.05 Das Verständnis der Geschichte im Griechentum und im Christentum, *R. Bultmann* (MÜ II)
22.00 Leopold von Ranke, *W. Bußmann* (RIAS)
23.00 Wie modern ist eine Literatur? *W. Hilsbecher* (STU)

17. Januar (Dienstag)

16.00 Wallenstein — Dichtung und Wahrheit, *G. Wagner* (ÖRL II)
16.45 Unglauben des Ungeistes, *R. Röhricht* (STU)
17.45 Italien und der neue Kirchenbau, *L. Zahn* u. *A. Henze* (SWF II)

18. Januar (Mittwoch)

10.40 Heinrich Seuse — ein Mensch unter Gottes läuternden Händen, *U. Plotzke* (MÜ)
11.15 Minderheiten in Asien, *H. Koller* (SWF II)
15.45 Zum 130. Todestag von Achim v. Arnim, *V. Reichert-Heidt* (ÖRW)
17.00 Schulf. Anne Frank (STU II)
18.00 Was sollten wir ändern im Blick auf die anderen Christen? *M. v. Galli* (MÜ)
21.15 Ist das Schöne schön? *G. Schmidt* (MÜ II)
21.30 Von der Demokratie zur Technokratie, *M. Kuhn* (MÜ)
21.45 Afrikanische Pressefreiheit. *A. v. Haller* (FRA)
22.25 Die Bedeutung der Arbeit in der modernen Welt, *O. Schatz* (ÖRS)
23.15 Die algerische Tragödie, *D. Wulf* (SFB)

19. Januar (Donnerstag)

15.00 Schulf. Die Gründung der SED (SFB)
15.45 Der Essay in unserer Zeit, *F. Tauchner* (ÖRW)
16.00 Vom Weltziel der Technik, *H. Dettelbach* (ÖRG II)
16.45 Gallarate — Stätte des Geistes und der Begegnung, *A. Hilckmann* (SWF)
18.40 Der hl. Benedikt und seine Söhne, *B. Guth* (ÖRW III)
18.45 Gegen die Krankheiten in der Welt, *J. Leppich* (FRA II)
20.30 Deutsche Publizistik im Widerstand: die FAZ 1933—1943, *H. Diel* (SWF II)
22.15 Bemerkungen zu einer Anthologie mitteldeutscher Autoren, *P. Jokostra* (SWF)

20. Januar (Freitag)

9.00 Schulf. Carlo Levi: Christus kam nur bis Eboli (FRA)
9.00 Schulf. Am Morgen des 9. November (SWF)
14.45 Die Universität Breslau, *A. Teuber* (SWF II)
21.45 Welchen Sinn kann das christlich-jüdische Gespräch für Juden haben? *E.-L. Ehrlich* (STU II)
22.10 Herkunft und Funktion der Sachliteratur, *J. G. Leithäuser* (SFB II)
22.25 Kriegsgefangenenliteratur, *E. Franke-Grieksch* (ÖRK)
22.30 Über Statik und Dynamik als soziologische Kategorien, *Th. W. Adorno* (STU)
22.45 Stilwandel des Imperialismus in Ost und West, *Th. Schieder* (SWF II)

21. Januar (Samstag)

9.30 Mozarts Leben im Spiegel der Familienbriefe, *H. Graeser* (FRA II)
21.45 Martin Luther in katholischer Sicht: das Urteil der Theologen, *Th. Sartory* (SWF II)

22. Januar (Sonntag)

8.00 Die Nachfolge Christi, *M. Peitz* (MÜ II)
8.15 Der Sinn der Arbeit, *A. S. Tarouca* (SWF II)
8.30 Über das Beten, *F. Tanner* (MÜ II)
9.45 Die Zunge ist ein Feuer, *H. Suso Braun* (ÖRT)
10.00 Die Duldsamkeit, *J. Freitag* (MÜ)
11.00 Jüdische Auffassungsweisen des Judentums, *K. Wilhelm* (STU II)
11.15 Der Herr im Zeugnis seiner Werke, *R. Greve* (SWF II)
11.45 Alttestamentliche Prophetie: 3. Konservativ oder revolutionär, *W. Zimmerli* (SWF II)
12.00 Der Mensch und seine Schuld, *W. Sucker* (FRA II)
13.30 Wegbereiter der christlichen Einheit: John Henry Kardinal Newman, *H. Fries* (MÜ II)
18.45 Teilhard de Chardin, *P. Sackarndt* (FRA II)
21.15 Das moderne Element der Dichtung, *R. Hagelstange* (SWF)
21.45 Junge spanische Dichtung, *G. W. Lorenz* (FRA II)

23. Januar (Montag)

10.15 Schulf. Anne Frank (STU)
15.30 Schulf. Das deutsch-französische Verhältnis heute (FRA)
17.45 Schulf. Auf den Spuren des Apostels Paulus: Von Ephesus nach Philippi (SWF II)
18.15 Ideologie contra Glauben: Die ersten Widersacher, *H. G. Müller* (SFB)
20.15 Die ungenutzten Freiheiten, *Th. Eschenburg* (MÜ)
21.05 Menschliche Freiheit und historischer Sinnzwang, *Th. Litt* (MÜ II)
22.00 Virchow und seine Zeitgenossen, *H. Frh. v. Kreß* (RIAS)
22.30 Prüderie, Moral und das Glück unserer Mitmenschen, *P. Jung, H. Rothe* u. *G. Szczesny* (SWF)

24. Januar (Dienstag)

9.00 Schulf. Entwicklungsgebiete in Europa: Griechenland (FRA)
15.30 Schulf. Entwicklungsgebiete in Europa: Jugoslawien (FRA)
16.45 Vom Geist des Glaubens, *U. Schmidhäuser* (STU)
20.45 Der Staat und die Parteien, *Th. Eschenburg* (STU)
22.25 Die Stellung der Arbeit unter den Werten des Lebens, *O. v. Nell-Breuning* (ÖRS)
22.30 W. Kayser: Wie haben wir Dichtung zu werten (RIAS)

25. Januar (Mittwoch)

9.00 Schulf. Der Fund von Wadi Qumran (SAA)
10.15 Schulf. Der hl. Vinzenz von Paul (ÖRF II)
10.40 Der falschverstandene Arzt, *J. Bodamer* (MÜ)
18.00 Wegbereiter der christlichen Einheit: Pastor Marc Boegner, *H. Stempel* (MÜ)
22.00 Zur Situation an den österreichischen Hochschulen und Universitäten, O. Schatz (RIAS)
21.15 Über die Verbindlichkeit literarischer Urteile, *W. Jens* (MÜ II)
22.30 Buchbespr. Neue Taschenbücher, *F. Schonauer* (MÜ II)

26. Januar (Donnerstag)

10.00 Schulf. Die letzten Tage der Reichskanzlei (RIAS)
10.45 Krankheit anders gesehen, *K. Würzburger* (STU)
16.45 Über die Gültigkeit dogmatischer Aussagen, *H. Diem* (SFB)
18.40 Kunst und Soziologie — Kunstsoziologie, *R. König, A. Silbermann* u. *C. H. Bachmann* (ÖRT III)
20.30 Probleme und Fragen der modernen Dichtung, *H. Schirmbeck* (SWF II)
21.15 Zum 80. Todestag von F. M. Dostojewski (RIAS II)
22.00 Der Kommunismus heute (RIAS)
22.15 Sigmund Freud in seinen Briefen, *H. Neumann* (SWF)

27. Januar (Freitag)

17.40 Die Kirche in der Welt, *K. Rudolf* (ÖRW II)
21.00 Das moderne Element der Dichtung, *R. Hagelstange* (SWF)
21.45 Rehabilitierung der Pharisäer, *K. Schubert* (STU II)
22.45 Der Imperialismus im Zeitalter der neuen Massenbewegungen, *Th. Schieder* (SWF II)

28. Januar (Samstag)

8.45 Athos, der heilige Berg der Ostkirche (II), *Th. Sapper* (ÖRW)
19.05 Gewissenserforschung eines mittelmäßigen Christen, *P. Jung* (SAA)

29. Januar (Sonntag)

10.00 Der Anspruch Christi, *E. Schmitt* (MÜ)
11.00 Christliche Wurzeln des Antisemitismus, *H. J. Kraus* (STU II)
11.45 Alttestamentliche Prophetie: 4. Schwärmerei oder Hoffnung, *W. Zimmerli* (SWF II)
12.00 Der Mensch und seine Schuld, *W. Sucker* (FRA II)
21.45 Martin Luther in der Sicht katholischer Ökumeniker, *Th. Sartory* (SWF II)

30. Januar (Montag)

9.00 Schulf. Das deutsch-französische Verhältnis (FRA)
20.15 Politische Tabus, *Th. Eschenburg* (MÜ)
21.05 Geschichtsphilosophische Perspektiven im Atomzeitalter, *A. Toynbee* (MÜ II)
22.30 Thomas Mann und Deutschlands Niederlage, *A. Kantorowicz* (SWF)

31. Januar (Dienstag)

9.00 Schulf. Entwicklungsgebiete in Europa: Jugoslawien (FRA)
9.40 Ist Altwerden Verdienst? *W. v. Hollander* (FRA)
16.45 Buchbespr. Zum Verständnis der Ostkirche (STU)
20.00 Naturwissenschaften machen Geschichte, *C. Hinshelwood* (FRA II)
22.20 Rückblick auf 15 Jahre Automation, *H. Schirmbeck* (FRA)

(BRE) Radio Bremen; (FRA) Hessischer Rundfunk Frankfurt; (MÜ) Bayerischer Rundfunk München; (NDR) Norddeutscher Rundfunk; (ÖRF) Österr. Rundfunk; (ÖRG) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Graz; (ÖRK) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Klagenfurt; (ÖRL) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Linz; (ÖRS) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Salzburg; (ÖRT) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Tirol; (ÖRW) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Wien; (RIAS) RIAS Berlin; (SAA) Saarländischer Rundfunk; (SFB) Sender Freies Berlin; (STU) Süddeutscher Rundfunk; (SWF) Südwestfunk; (WDR) Westdeutscher Rundfunk

HERDER-KORRESPONDENZ

Fünftes Heft — 15. Jahrgang — Februar 1961

Man unterrichtet die Menschen durch das Wort Gottes, aber man rettet sie durch das Leiden.

Antoine Chevrier

Die Familien mögen in den Gefahren des heutigen Fortschrittes durch die Glaubenslehre und durch häufigeren Sakramentsempfang gestärkt werden. Allgemeine Gebetsmeinung für März 1961

1. Die Sorge um die Erhaltung der Familie ist eine der größten der Kirche in dieser Zeit. Es ist zugleich die Sorge um die menschlichen Fundamente der Kirche. Sie veranlaßt die Bischöfe, die Katholische Aktion und die christlichen Parteien zu vielfältigen Maßnahmen im Bereich politischer und sozialer Lebensgestaltung (vgl. Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 435). Von diesen soll aber hier nicht die Rede sein. Denn die Gebetsmeinung des Heiligen Vaters ist auf die eigentlich kirchlichen Heilsmittel gerichtet, ohne die auch die gesetzgeberischen Maßnahmen der Staaten keine bleibende Frucht tragen würden. Was aber die Wirkung dieser übernatürlichen Kräfte problematisch macht, ist das Versacken der natürlichen Familienordnung. Weihbischof J. Zimmermann, Augsburg, schrieb zum Familiensonntag dieses Jahres über den drohenden dreifachen Bankerott der christlichen Familie. Die Zeichen stünden auf Sturm. Er nannte den Zusammenbruch der elterlichen Autorität über die Kinder, das Fehlen des Lehramtes in der Familie und des Bewußtseins priesterlicher Verantwortung der Eltern für die Kinder. Das Erwecken der geistlichen Kräfte zur Erhaltung oder Wiederherstellung der Familienordnung kann leider die gesunde natürliche Ordnung nicht ersetzen, es muß jedoch zu ihrer Regenerierung beitragen. Die Familie muß heute mit vollem Bewußtsein aus dem Glauben gewollt, sie muß gleichsam von oben her als eine Gabe Gottes recht empfangen und dementsprechend von den Eltern geführt werden.

Die Quelle aller Gefahren ist nicht so sehr der heutige Fortschritt einer technischen Gesellschaft und die auf immer größere Konsumsteigerung bedachte Wirtschaft — von daher kommen die Versuchungen —, die Gefahr erwächst wie immer vor allem aus dem irrenden Herzen der Gläubigen und der fehlenden Glaubensmitte von Ehe und Familie. Es mangelt weithin an Klarheit über die Rangordnung der natürlichen und der geistlichen Werte und daher an innerer Bereitschaft, ein Leben aus dem Glauben zu führen, statt ein ungeordnetes Leben durch Erfüllung religiöser Pflichten stundenweise zu kompensieren. Diese Unklarheit beginnt schon mit der Vorbereitung einer Eheschließung und Gründung einer Familie. Sie wird in der Regel zunächst als ein natürliches Anliegen betrieben, und die Schaffung ausreichenden Wohlstandes der Ehepartner mit allem technischen Hausrat vom Waschautomaten bis zur Musiktruhe gilt als unentbehrliche Voraussetzung, die beide Eheleute oft zu jahrelangen Abzahlungen verpflichtet und von der Bildung einer neuen Keimzelle des Volkes Gottes inmitten der Kirche, das heißt von der Erweckung neuen Lebens ablenkt, Die Liturgie des Ehesakramentes mit der Brautmesse wird mehr als feierlicher Rahmen hingenommen, statt daß man sie als lebendiges Wort Gottes zur Ausrichtung des ganzen Lebens hört und im Herzen bewegt. Das gemeinsame Leben ist schon vorweg nach weltlichen Bedürfnissen derart festgelegt, daß die Aussaat der Liturgie auf dürren Boden fällt und keine Frucht bringt.

2. Die Gebetsmeinung setzt, wie es scheint, die Kraft der Liturgie bei der Gründung einer christlichen Familie voraus und spricht daher von einer Stärkung der Familie durch die Glaubenslehre und häufigeren Sakramentsempfang. Eine Umfrage bei Pfarrern und Seelsorgern würde indessen ergeben, daß diese Voraussetzung weithin nicht mehr gilt, bei uns in Deutschland sowenig wie in Frankreich oder gar Italien (vgl. das Sonderheft der Herder-Korrespondenz zum Eucharistischen Weltkongreß 14. Jhg., S. 441, 473, 475 und 481). Anläßlich einer Allgemeinen Gebetsmeinung, die noch von Pius XII. für September 1959 aufgegeben war: „In den Familien möge apostolische Gesinnung gepflegt werden" (Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 505 f.), wurde ausführlich dargelegt, daß und warum die Gründung und Führung einer christlichen Familie unter den heutigen Verhältnissen an sich schon eine apostolische Tat ist. Sie setzt einen wissenden apostolischen Geist und lebendigen kirchlichen Sinn voraus, der gemeinhin gerade in Ehefragen am wenigsten erwartet werden kann (was allein schon die Mischehenstatistik beweist). Der Katechismusunterricht und die Christenlehre oder die schwach besuchten Kurse der religiösen Erwachsenenbildung sind durchaus nicht mehr das sichere Fundament der Lebensführung, sondern sie dienen im wesentlichen zur besseren Erfüllung der religiösen Pflichten gemäß den fünf Kirchengeboten, d. h. praktisch zur Pflege eines kirchlichen Minimalismus und eines Kompensationschristentums neben den Ansprüchen des vergötterten Lebensgenusses.

Dem Anliegen des Papstes wie der Bischöfe kann wohl nur noch dadurch Rechnung getragen werden, daß eine allmähliche zielbewußte „Umerziehung", eigentlich Missionierung der Gläubigen, und zwar zunächst derer erfolgt, die gerne bereit sind, sich ihr zu unterziehen. Das würde eine neue Inanspruchnahme des Pfarr- und Seelsorgsklerus erfordern, die kaum durchführbar sein dürfte. Wer also soll diese unaufschiebbare Arbeit leisten? Das vermag freiwilliger Eifer der Laien selber, vorausgesetzt, daß ihnen unsere katholischen Verleger die richtigen Bücher in einer dem Leben abgelauschten und dem Leben folgenden Sprache zu erschwinglichen Preisen in die Hand geben. Ob die Schriftenstandbroschüren an den Kirchen-

türen das allein vermögen, sei dahingestellt. Für den Selbstunterricht in katholischer Glaubenslehre gilt im übrigen das Gegenteil dessen, was an dieser Stelle über die Allgemeine Gebetsmeinung vom Lesen der Heiligen Schrift in den Familien gesagt werden mußte: es ist ein ernster Mangel, daß wir nicht in jeder Sprache einen einzigen maßgebenden Text des Neuen Testaments haben, es ist aber ratsam, Glaubenslehren für Laien in größter Mannigfaltigkeit, je nach dem Bildungsstand und der sozialen Schichtung der Leser, anzubieten, und zwar nicht nur Handbücher zum Nachschlagen, sondern spannungsvolle Lebensbücher. Die Werbung versteht es, für all und jedes den Bedarf zu wecken, warum nicht auch für einen lebendigen Glauben, mit dem man in dieser, gerade in der heutigen Welt ein Christ sein kann? Selbstverständlich ist es die naheliegendste Aufgabe der katholischen Sonntagsblätter, sich der aktuellen Glaubenslehre anzunehmen und nicht nur für Erbauung und fromme Unterhaltung zu sorgen. Zwischen den Extremen von läppisch und Leppich gibt es ein weites Feld der via media, das man nicht allein erfolgreichen Rundfunkpredigern überlassen sollte.

3. Eine den erwachsenen, von der Welt angefochtenen Menschen neu ergreifende, eine — sagen wir es ruhig — Bekehrung wirkende Glaubenslehre, die für das Leben in der Welt geschrieben ist und nicht nur eine Wiederholung des Kinderkatechismus darstellt, ist die wichtigste Voraussetzung dafür, daß dieser Mensch für sein Familienleben nach einer Stärkung auch durch häufigeren Empfang der Sakramente verlangt. Freilich sollte man neben dem Beiwort „häufiger" das andere Wort „tiefer" mitdenken. Was damit gemeint ist, wurde mehrfach bei früheren Gebetsmeinungen Pius' XII. erörtert, die einzelne für das Familienleben wichtige Sakramente behandelten: „Die Gläubigen mögen die heilige Eucharistie gleichsam zur Mitte ihres Lebens machen" (für November 1956, in Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 1) mit der Ergänzung: „Durch eine vertiefte eucharistische Erziehung möge die Zahl der Priesterberufe vermehrt werden" (für April 1958, in Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 249) sowie: „Das Bußsakrament möge in seiner Heilsbedeutung richtig erkannt und oft empfangen werden" (für April 1957, in Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 249). Bei allen diesen Anliegen mußte in Übereinstimmung mit dem kirchlichen Lehramt und sachverständigen Pastoraltheologen festgestellt werden, daß es sowohl an einer reifen Bußgesinnung wie an einer ernsten und wirksamen Kommunionaszese fehlt, zumal deshalb, weil die Pastoral immer noch zu ausschließlich moralisiert und an die Vernunft- und Willenskraft der Gläubigen appelliert, während das Verlangen nach der Einung mit dem pneumatischen Leibe des verklärten Christus und einem wahrhaft geistlichen Leben gering ist. Es wird nicht genügend geweckt und durch einen lebendigen Glauben, der ansteckend wird, genährt. Aber nur ein kräftig entfaltetes Gnadenleben, das einen häufigen Sakramentsempfang nicht als Pflicht ableistet, sondern als Quelle des Lebens aufsucht, ist den Gefahren des heutigen Fortschritts gewachsen. Und auch dieses Gnadenleben darf nicht bürgerlich-individualistisch mißverstanden oder auf religiöse Absonderlichkeiten abgelenkt werden. In der Gnade Christi leben schließt die Gemeinschaft mit dem Nächsten und die Mitwirkung am Sühne- und Erlösungswerk Christi, also das Mit-Leiden, ein. Das ist eine sehr andere Welt als religiöse Pflichterfüllung oder Pflege mannigfacher Andachten und Gebräuche. Unter der Einwirkung dieses Lebens wird die Gemeinschaft der Familie etwas anderes als eine Versorgungs- oder Wohlstandsgemeinschaft. Sie ist dann wieder die Keimzelle für das Wachstum des Volkes Gottes und die Heranbildung priesterlicher Berufungen, d. h. von Weihepriestern und priesterlichen Laien, die einander in die Hände arbeiten.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Akademietagung in Königstein: Wesen und Werden der Kultur

Unter dem Titel „Wovon die Menschen leben — Vom Wesen und Werden der Kultur" hatte die Rabanus-Maurus-Akademie, die katholische Akademie in Hessen, vom 4. bis 6. November 1960 in das „Haus der Begegnung" in Königstein zu einer Tagung eingeladen, die sich mit grundsätzlichen und aktuellen Fragen der Kultur befaßte. Einleitend erklärte der Leiter der Akademie, Georg *Gebhardt*, bei der Konzipierung der Veranstaltung habe man sich vom Gedanken leiten lassen, daß nach dem Zeugnis der Geschichte und den Forschungsergebnissen bekannter Kulturphilosophen und -historiker jede echte Kultur von einer zentralen geistigen und geistlichen Sinnmitte her lebe, von der her die formende Kraft auf die verschiedenen Kulturbereiche ausstrahle. Man müsse daher den primären Sinn der Tagung in einer Besinnung auf diese Sinnmitte unserer heutigen Kultur sehen, erst sekundär in Überlegungen über Desiderata heutiger bundesrepublikanischer Kulturpolitik.

Die Christlichkeit Europas

Der Münchener Ordinarius für Philosophie und derzeitige Präsident der „Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie in Deutschland", Prof. Helmut *Kuhn*, stellte in einem ersten Vortrag die Frage nach der Christlichkeit Europas. In welchem Sinn läßt sich von einem christlichen Ursprung des Abendlandes sprechen? Die Geschichte zeigt, daß unsere Kultur Tochter der antiken Zivilisation ist. Priester und Mönche, die die Völker Nordeuropas als Lehrer in die Schule nahmen und ihnen Wissen und Künste brachten, vermittelten diese in einem durch den Glauben geformten Geiste. Neben der antiken Tradition vermittelten sie die Welt der Bibel, jedoch beides keineswegs scharf voneinander getrennt. König David steht neben Agamemnon, Ovid neben Isaias. Immer ist der Geist dieser Fusion jedoch durch die Christlichkeit bestimmt. Man darf sagen: Die Macht, die die klassische Tradition des Wissens und Könnens aufrechterhielt und weitergab, war das Mönchtum. Die göttlichen Gaben des Glaubens werden vermittelt mit hoher menschlicher Gabe des vernünftig gebändigten und verfeinerten Lebens. Aus Heiden werden Christen, aus Barbaren Gesittete.

Die spätere reformatorische und nachreformatorische Kritik wendet sich gegen diese letztlich ununterscheidbare Einheit des griechisch-römischen zivilisatorischen Erbes und der christlichen Glaubensbotschaft mit dem Vorwurf der Paganisierung der Kirche und der Verderbnis des Christentums. Diesem Vorwurf ist ein katholisches und zugleich abendländisches Prinzip entgegenzusetzen, das Newman klassisch formuliert hat (Critical and Historical Essays 12 Milman's Christianity, London 1871, II. Bd. p. 331/34); es besagt bekanntlich, daß Samen der

Wahrheit sich auch bei den Heiden finden, die die Kirche aufnehmen konnte und auch unbefangen aufnahm. Wer sagt: Werft das Griechische fort, um das Christliche in Reinkultur zu erhalten, sagt: werdet Barbaren, um Christen sein zu können.

Diese Christlichkeit des abendländischen Ursprungs ist nun nicht, wie viele nach Reformation und Glaubenskriegen in der modernen Demokratie glauben, durch die Geschichte überholt, sondern in uns selbst auch heute noch gegenwärtig. Die Seele des Abendlandes ist eine anima christiana. In ihr, im einzelnen wie in den Völkern, ist auch heute die Spannung lebendig zwischen dem „Eines ist not — Trachtet nach dem Reiche Gottes!" und anderseits der irdischen Sorge für eine politische Lebensordnung und wirtschaftliche Gütermehrung. Zutiefst wissen wir: Die Welt selber ist nicht ein letztes, aber sie ist mit in die Verwahrung zu nehmen. Dies wird in wechselnder Gestalt u. a. am politischen Problem der Herrschaft oder der Souveränität, am Verhältnis weltlicher und geistlicher Macht, Kaisertum — Papsttum, deutlich. Nach Reformation, Religionskriegen, Absolutismus, im Zeitalter der Demokratie hält das gleiche Problem heute unter dem Titel „Freiheit" die Welt in Atem. Diese Auseinandersetzung geht um den Menschen, der zugleich einer politischen Zwangsordnung und einer geistlichen Ordnung angehört, wobei diese jener die letzten Normen bietet. Die Kirche verteidigt heute im Namen des Gewissens, im Namen der europäischen Kultur die Gewissensfreiheit als die Freiheit, in der alle Freiheiten wurzeln, gegen den übermächtigen Anspruch der politischen Instanzen, den totalitären Staat. Was aber ist diese Macht? Ist der Kommunismus nicht selber Erzeugnis unserer abendländischen Welt?

Das neuzeitliche Europa hat sich in das Europa verwandelt, wie wir es heute kennen. Die Lebensgewohnheiten haben sich tiefgreifend geändert. Der Globus ist Schauplatz einer okzidentalisierten Welt, einer vereinten Menschheit, die wiederum in ihrer Mitte durch den Kommunismus, die erfolgreichste aller abendländischen Häresien, auseinandergebrochen ist. Drastische geistige und gesellschaftliche Umwälzungen sind zu verzeichnen. So z. B. ist die Klasse des Homo eruditus oder Homo literatus als Klasse dahin. Der isolierte einzelne hat Mühe, sein Personsein in der Massengesellschaft zu behaupten.

Wie stimmt diese, vom Menschen geschaffene Welt zu der christlichen Grunderfahrung und der aller Religion, daß der Mensch im Grund von sich aus nichts vermag, daß vielmehr alles Vollbringen am Ende Gabe, alle Freiheit letztlich Gehorsam ist?

Was besagt Christlichkeit in der Modernität? Zwei Deutungen der Modernität, beide echte Verführungen, werden dem Christen heute angeboten; zur ersten: die Überwindung der Geschichte und Tradition durch totale Säkularität. Wir sollen, so raten die Verführer dem Christen, ein uneingeschränktes Ja zum Credo unserer meisten Zeitgenossen sagen, das lautet: Wissen ist Macht, Wissen unterwirft die Natur, gestaltet die Gesellschaft, die Geschichte, den Menschen selbst. Ein Ja zur totalen Säkularisierung: „Trachtet zuerst nach dem Reiche des Menschen", zur totalen Idolatrie, der Selbsterhöhung des Gottes unbedürftigen Menschen. Dieser Weg ist jedoch, so halten wir entgen, unvereinbar mit Philosophie und Christentum. Die experimentelle Wissenschaft verkennt, maßlos wie sie ist, ihre Grenzen. Heute stehen wir vor dem Chaos möglicher Selbstvernichtung.

Die andere Verführung heißt: Durchgang durch die totale Entfremdung. Wir sollen einsehen, daß die moderne Entwicklung nichts als bloßer Irrtum und radikal abzulehnen ist. Aber auch diese Ablehnung ist, so werden Vernunft und Glaube uns sagen, letztlich Anmaßung, Verzweiflung und Mangel an Gottvertrauen, auch wenn die moderne Geschichtsphilosophie die Zerfallenheit mit der modernen Welt uns als tiefsinnig erscheinen lassen will und uns die totale Wendung am Nullpunkt der Geschichte predigt, dabei aber die Magier der modernen totalitären Idolatrie erwartet, ja nur um so sicherer herbeiruft.

Welchen Weg soll der Christ gehen? Das erste Gebot für ihn heißt, sich von der Faszination befreien, als ob die Modernität ein blockhaftes Ganzes sei und als ob das von der Technik fabrizierte „Reich des Menschen" wie ein Fatum über uns komme. Das zweite: sich die Freiheit der Unterscheidung zu wahren zwischen Mittel und Zweck, Antrieben und Produkten, Deutung und Realität der Technik. Wir wissen oder sollten wissen, die heutige Zeit ist nicht ein neuer Tag der Weltgeschichte, sondern entsteht aus der unveränderlichen Situation des Menschen. Der Christ von heute leidet wie eh und je die Leiden der Zeit mit im Wissen, daß die Geschichte nicht die Stätte des absoluten Glücks oder Unglücks ist. Er ist so gefeit gegen den Optimismus des Fortschrittglaubens wie die Hysterie der Kulturuntergangspropheten.

Kultur und Kulturpolitik nach Auffassung des demokratischen Sozialismus

Der SPD-Bundestagsabgeordnete Chefredakteur Ulrich *Lohmar,* der erst in letzter Minute für den verunglückten Dr. Heinz Küppers vom DGB eingesprungen war, beschränkte sich darauf, die Aufgaben heutiger Kulturpolitik nach Auffassung seiner Partei darzulegen, und blieb damit, entgegen der weiterzielenden Absicht der Veranstalter, in dem Rahmen, wie er aus dem Parlament und dem Parteischrifttum bekannt ist. So mußte die die Veranstalter besonders interessierende Frage offenbleiben, ob man in der SPD eine über die Fragen der Tagespolitik hinausgehende bzw. diese tragende Konzeption vom Wesen der Kultur finden könne.

Nach Lohmar muß jede Kulturpolitik die Bundesrepublik zu einem Modell für den getrennten Teil des Vaterlandes gestalten. Sie muß die Gängelung des einzelnen seitens des Staates als des modernen Mäzens der Kultur vermeiden, darf aber auch nicht den dezentralisierenden Kräften des Föderalismus anheimfallen. Ein Schwerpunkt und „Instrument des Koexistenzkampfes" ist heute die auswärtige Kulturpolitik. Ihr sollte die Bundesrepublik mehr als bisher Aufmerksamkeit und Mittel zuwenden, vor allem in den Entwicklungsländern, in der Betreuung auswärtiger Studenten usw. Angesichts der Situation der auswärtigen Kulturpolitik sei die Frage zu stellen, ob man nicht so etwas wie einen auswärtigen Kulturrat schaffen solle. Innerstaatlich sei die Errichtung eines Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung zu überlegen, dem sich heute sechs konkrete Aufgaben stellen würden: Feststellung des Bedarfs der Forschung und Lehre und Beschaffung der nötigen Mittel, Überwindung des Status quo, Gründung neuer Universitäten (zunächst weniger Modelluniversitäten), Beseitigung des Mangels an Hochschullehrern, Bau von Studentenwohnheimen, Studienförderung durch Stipendien usw. Zu erwägen wäre weiter (über einen Staatsvertrag) die Schaffung eines Bil-

dungsrates, um sich über Inhalt und Umfang der Kultur- und Bildungspolitik in den Ländern zu verständigen. In seinen abschließenden Bemerkungen unterstrich Lohmar noch den ernsten Willen der SPD nach echter Partnerschaft mit den Kirchen gemäß dem Godesberger Programm und die Verfassungstreue der SPD, betonte die Auffassung der Freiheit als einer inhaltlich gefüllten Freiheit und bezeichnete den Staat nicht als Träger, sondern als Förderer der Kultur.

Kultur und Kulturpolitik im leeren Raum

Der Mitherausgeber der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" Karl *Korn* bot in seinem Vortrag „Kultur und Kulturpolitik im leeren Raum" eine geistreiche und nachdenklich stimmende Analyse unserer heutigen Situation, brillant formuliert, mit einer Fülle von Beobachtungen, Feststellungen und Schlaglichtern, die sich der Möglichkeit des Referierens mehr oder weniger entziehen. Korn blendete zunächst zur Ausgangslage von 1945 (dem „Jahre 0") zurück und schilderte die Entwicklung unserer Kultur bis 1950, die er als noch unbürokratisch und deutlich intellektuell-literarisch akzentuiert charakterisierte. Als erstrebenswertes Ziel sah man damals nach dem Untergang des Dritten Reiches einen „schwachen" Staat, dessen wesentlicher Inhalt die Kultur sein sollte. Im ganzen stand ein apokalyptisches Pathos über diesen Jahren. Nach 1948 jedoch „rückt der Geist in den Hintergrund, Röpke und Eucken werden die Propheten", ein hemmungsloser wirtschaftlicher Taumel beginnt, alle machen mit. Aus der Kultur wird inzwischen Kulturkritik, und d. h. Konsumentenkritik. Warum aber dann dieses verbreitete Unbehagen über die Entwicklung, warum das Lamento? Die Ursachen sind mannigfache: der Zweifel an der Sinnerfülltheit des Kulturbetriebs, das Wissen um den Mangel an wirklicher kultureller Prägekraft, die problematische gesellschaftliche Basis unserer Kultur, das Fehlen wirklich begründeter, tragfähiger und auch allgemein anerkannter moralischer Normen, eines „Gesinnungskodex", der uns hilft, den Wohlstand in kultivierten Besitz zu verwandeln, die geheime Angst, wieder in Not zu geraten und in den Tagen der Fülle Wesentliches versäumt zu haben. Der Vortragende unterließ es, Rezepte für eine mögliche Wendung der Dinge anzubieten. Hinter dem im ganzen düsteren, mit Ironie und geheimer Resignation gemalten Bild erhob sich über den nachdenklichen Hörer unüberhörbar die Zentralfrage: Wie soll diesem weithin entseelten, von den einen mit Verachtung bedachten, von den anderen krampfhaft bejahten Gesellschaftskörper wieder eine lebendige Seele, eine das Ganze durchformende Seele, zu eigen werden?

Die Katholiken und die Freiheit der Kultur

An diesem Punkt der Überlegungen stand der Vortrag des Chefredakteurs dieser Zeitschrift, Karlheinz *Schmidthüs*, als eine Reflexion einerseits über das katholische Verständnis von Freiheit und Kultur, anderseits über zwei wesentliche, jedoch heute bedrohte Orte kultureller Freiheit. (Dieser Bericht hat leider nicht genug Raum für eine detaillierte Wiedergabe des ganzen gedanklichen Filigrans.)

Was meint Freiheit? Freiheit ist die Natur des Menschen (als eines kreatürlichen Wesens) als aufgegebene Selbstverwirklichung, und die Natur des Menschen ist die Freiheit zur Selbstverwirklichung, so wie sie aufgegeben ist. Sie wird aktualisiert innerhalb des vorgegebenen Raumes der Schöpfung mit ihren Wesenheiten, Naturen, Strukturen, Beziehungen. Als solche ist sie auf Erkenntnis, Wahrheit, Ordnung angelegte Geistnatur; zugleich die Voraussetzung und Basis menschlicher Kulturfähigkeit, die die Welt zur Transzendenz hin übersteigt.

Kultur läßt sich definieren als das Gesamt der Gestaltungs- und Verwirklichungsvorgänge des Menschen innerhalb der Welt und Gesellschaft von der manuellen Tätigkeit bis zum Kult und zur Gottesverehrung. Nach ungebrochener abendländischer Tradition kommt dem kontemplativen Leben der höchste Rang und die höchste schöpferische Potenz im kulturellen Leben zu. Die Theorie oder Kontemplation gibt der Vita activa immer wieder Richtung und Sinnerfüllung.

Die uns heute geläufige Unterscheidung von Kultur und Zivilisation begreift Kultur in einem engeren Sinne als das Gesamt der höheren geistig-sittlichen Tätigkeiten in Forschung, Wissenschaft, Literatur und Kunst, Zivilisation dagegen als Inbegriff aller Tätigkeit, Einrichtungen und Produkte, die der Daseinsbewältigung, Daseinserleichterung und Daseinssicherung dienen. (Wir müssen es uns leider gerade hier versagen, die aufschlußreichen Konsequenzen, die der Redner aus dieser Distinktion zog, wiederzugeben.) Mit der genannten Unterscheidung ist hingedeutet auf die Tatsache, daß es relativ eigenständige und eigengesetzliche Sachbereiche gibt, die aber wiederum ihre letzte Zweckbestimmung vom übergreifenden Sinn der Gesamtkultur erhalten, welcher Sinn in der Heilsgewinnung des Menschen liegt. Von hier wird auch verständlich, daß die Kirche als Heilsanstalt göttlicher Stiftung, insofern Entscheidungen von religiös-sittlicher Relevanz zu fällen sind, in die Kultursachbereiche hineinspricht.

Wie steht es heute um die Verklammerung von Kultur und Zivilisation oder des geistig-kulturellen und des praktisch zivilisatorischen Lebens? Ist das autonome Denken des neuzeitlichen Menschen mit seinen immanenten geschlossenen Systemen überhaupt noch offen, sein Geist noch frei für die Empfängnis des Wehens und Ordnens durch den Geist von oben her? Zweifellos neigt unser Denken weithin zu einer Verschließung gegen die Transzendenz des übergreifenden Seinszusammenhanges. Dieser Befund des Denkens erhält seine Bestätigung in den empirischen Analysen heutiger Soziologen wie Freyer, Voegelin, Riesman, Gehlen oder auch schon bei Marx. Die akademische Freiheit, ein exemplarischer Fall der geistigen und kulturellen Freiheit, der Sache nach die institutionalisierte Möglichkeit der Wahrheitssuche und Wahrheitsvermittlung in Forschung und Lehre und Ort der Sinngebung für die funktionalen Seiten der Gesellschaft, ist heute vielfach bedroht durch das Überwuchern der Ausbildungsforderungen, des an der Konsumkraft orientierten Sozialprestiges, also vom inneren Elan der Lehrenden und Studierenden selber her.

Ein sozusagen antipodischer Ort kultureller Freiheit ist das Haus und der Haushalt mit seiner Freiheit der Bestimmung über Lebensführung, Gütererwerb, Güterauswahl, die heute unter der nivellierenden Wirkung der Wohlstandsgesellschaft fast unmöglich ist. Erhöhung des Konsums ist die soziale Forderung schlechthin von heute, sozialer Zwang. Man kann den paradoxen Satz wagen: Der freie theoretische Geist und der gute, der Selbstbestimmung seiner Lebensform und Lebenshaltung fähige Haushalter sind die Schlüsselfiguren unserer kulturellen Freiheit.

Politik und Kultur

Während Politik sich als Staatskunst und Förderung des Gesamtwohls bestimmen lasse, mit Tatsachen rechnen und Tatsachen schaffen, die Freiheit sichern müsse und dabei auf Zwangsmittel angewiesen sei, so führte der nordrhein-westfälische Kultusminister, Werner *Schütz,* in seinem Vortrag über „Politik und Kultur" aus, sei Kultur das Reich der Freiheit, in dem es um die Werte des Wahren, Guten, Schönen und Heiligen gehe, um ein zweckfreies Reich, in dem sich der Mensch in der Welt selbst darstelle. Kultur begreife die Überlieferung als tätige Form mit in sich. Der Staat habe die Kultur zu schützen, zu fördern, ihre Freiheit zu wahren und auf eigene Wertungen zu verzichten. Für den Staatsmann lägen die Schwierigkeiten heute darin, daß er einer Vielfalt kulturellen Lebens mit divergierenden Auffassungen Rechnung tragen müsse. Er habe es bei seinen katholischen Staatsbürgern und der katholischen Kirche, die Kultur und Heil zwar nicht identifiziere, aber auch nicht voneinander trennen lasse, die vielmehr beanspruche, Wertmaßstäbe zu verkünden, mit einem anderen Selbstverständnis zu tun als z. B. im evangelischen Raum. Dort fänden sich sehr unterschiedliche Auffassungen bis zu der, daß es nicht Sache des Glaubens sei, Kultur zu schaffen (E. Brunner), daß Politik und Kultur außerhalb des Heilsraums blieben. Anderseits sehe man evangelischerseits in der Kultur vielfach auch so etwas wie eine Einheitsklammer über den konfessionellen und weltanschaulichen Besonderungen. In den weiteren Ausführungen des Ministers wurden die ganzen Schwierigkeiten des praktischen Kulturpolitikers in einem pluralistischen und föderalistischen Staatswesen deutlich, was die Schulpolitik, das rechte Verständnis von Toleranz, das Elternrecht usw. angeht. Kulturpolitik müsse sich daher vor allem davor hüten, Kultur organisieren zu wollen. Kultur müsse wachsen, Politik werde gemacht.

Kultur und Kult

Eine Meditation des geistlichen Direktors beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken, Pfarrer B. *Hansslers,* über das Thema „Kultur und Kult" beendete die Tagung. Es ist an dieser Stelle unmöglich und widerspricht auch dem Wesen einer Meditation, die vom begnadeten Augenblick lebt, in kurzen Worten den ganzen Reichtum der Gedanken auch nur andeutungsweise wiederzugeben. Die Meditation war der Versuch, von Schriftstellern des Alten und Neuen Testamentes ausgehend, die letzte innere Einheit von Kultur und Kult aufzuweisen. Nur ein Eindruck sei vermerkt: Das Wort Gottes ist von überzeitlicher Wahrheit und eben deshalb von frappierender Aktualität und wirklichkeitsaufschließender Kraft auch und erst recht für die Sorgen und Nöte unserer Tage. Das gefüllte Schweigen der Teilnehmer war auf seine Weise ein beredter Dank für diese Gabe.

Aus dem Vatikan

Kardinals-ernennungen

Papst Johannes XXIII. hat nach Ankündigung am 16. XII. 60 in dem Konsistorium vom 16. Januar 1961 vier neue Kardinäle ernannt:

Joseph Elmer Ritter, Erzbischof von Saint Louis in den Vereinigten Staaten. Erzbischof Ritter ist 1892 geboren und wurde 1933 Weihbischof von Indianapolis. 1946 wurde er Erzbischof seiner jetzigen Diözese. Er ist Mitglied der geschäftsführenden Kommission des amerikanischen Episkopates und besonders als Verteidiger der Gleichberechtigung der Rassen hervorgetreten.

José Humberto Quintero, Erzbischof von Caracas, der Hauptstadt von Venezuela. Im Jahre 1902 geboren, wurde er 1953 Weihbischof von Merida und am 1. September 1960 in sein gegenwärtiges, kirchenpolitisch besonders wichtiges Amt berufen.

Luis Concha Cordoba, Erzbischof von Bogotá, der Hauptstadt von Kolumbien. Er wurde dortselbst 1891 als Sohn eines späteren Präsidenten der Republik geboren und 1935 Bischof von Manizales. 1959 wurde ihm das Erzbistum Bogotá verliehen. Seine besondere Initiative gilt dem Priestermangel in Südamerika.

Giuseppe Ferretto, Titularerzbischof von Sardica und Assessor der Konsistorialkongregation. Der Erzbischof ist 1899 in Rom geboren, war am Generalvikariat von Rom tätig, von wo er zur Konsistorialkongregation kam, an der er seit 1950 sein gegenwärtiges Amt bekleidet. Zu seiner Tätigkeit gehört die Leitung der muttersprachigen Seelsorge in der ganzen Welt, die seit der Konstitution *Exul familia* dieser Kongregation insgesamt unterstellt ist. Die Bischofsweihe empfing Erzbischof Ferretto im Jahre 1958.

Das Amt des katholischen Journalisten

Papst Johannes XXIII. empfing am 4. Dezember 1960 die Mitglieder des italienischen katholischen Presseverbandes, die sich zu ihrem zweiten Nationalkongreß in Rom eingefunden hatten. Der Heilige Vater widmete seine Ansprache der sozialen Funktion des Standes der katholischen Journalisten, aus der sich sowohl das erforderliche Ethos als auch der Anspruch auf eine entsprechende äußere Anerkennung ergeben. Unverkennbar ist der Zusammenhang zwischen dieser Rede und der Weihnachtsbotschaft (vgl. dieses Heft, S. 221). Beide Dokumente zeigen die Sorge des Papstes um die geistige Substanz unserer Gesellschaft, die zutiefst auf der Wahrheit unserer Denknormen beruht, für die die Organe der öffentlichen Meinung einen großen, wenn nicht heutzutage den größten Teil der Verantwortung tragen.

Wir geben den Hauptteil der Ansprache nach dem „Osservatore Romano" (5./6. Dezember 1960) in eigener Übersetzung wieder.

Nachdem der Heilige Vater seine Hochachtung vor dem schweren Amt der Presse bekundet und die Gefahren und Mängel auf diesem Gebiet als sehr ernst bezeichnet hatte, erörterte er im einzelnen folgende Themen:

Die berufliche Vorbereitung

Euere berufliche Vorbereitung, geliebte Söhne, muß gesehen werden im Zusammenhang mit dem weiten Umfang und der Bedeutung der Mission, die ihr erwählt habt. Keine Aufgabe kann man improvisieren, das wißt ihr sehr gut. Wenn für jeden Beruf mit sozialer Verantwortung lange und harte Jahre einer eigenen theoretischen und praktischen Vorbereitung üblich sind, so muß das auch für die Journalisten von Engagement gelten. Auch einen Journalisten improvisiert man nicht. Damit er in den Besitz jener Gesamtheit von Qualitäten gelangt, die ihm seinen Dienst leicht und fruchtbar machen, ist eine Lehrzeit notwendig, zumal wenn ihr bedenkt, daß er das Zartgefühl des Arztes, die Vielseitigkeit des Schriftstel-

lers, die Umsicht des Juristen und das Verantwortungsbewußtsein des Erziehers braucht.
Eine solche Weite der Interessen und Horizonte verlangt daher gründliche Vorbereitung. Es genügt also nicht, zu wissen, wie man sich Informationen beschafft und wie man sie weitergibt. Man muß sich auf die Methode und die Techniken der Information verstehen und dabei keine Zeit verlieren mit unnützem Hören und Lesen, um mit feinem Spürsinn die Kunst der Wahl, der Auslese und der Aufmachung von Nachrichten zu handhaben.
Eine solche Vorbereitung fordert reichliche materielle Möglichkeiten. Daher ist die wirtschaftliche Gegenleistung eine Pflicht. Es ist notwendig, daß die Mitarbeiter der Zeitungen ihren gerechten Lohn erhalten, ungeachtet der Armut an finanziellen Mitteln, unter der die katholische Presse leidet; denn sie kommt nicht in den Genuß der außerordentlichen finanziellen Zuwendungen, zu denen die Parteipresse oder die sogenannte neutrale Presse leichten Zugang haben. Immer noch sind die Anregung und der Rat Unseres unsterblichen Vorgängers Leo XIII. gültig: „Alle, die wirklich und von Herzen wünschen, daß die religiösen und bürgerlichen Anliegen wirkungsvoll von fähigen Schriftstellern vertreten werden und gedeihen, mögen sich angelegen sein lassen, die Fruchtbarkeit ihres Wissens und Geistes freigebig zu fördern. Je wohlhabender einer ist, um so mehr Mittel lasse er ihnen aus seinem Besitz zukommen" (Enz. *Etsi Nos* vom 15. Februar 1882, Acta Leon. III, 12).
Man soll also geben und die gute Sache unterstützen. Wenn man in dieser Beziehung eine ideale und voll befriedigende Lage erreicht hat, dann soll man sich aber vor bloßer Berufsroutine hüten. Diese Haltung, die die Dinge nur unter wirtschaftlichem und technischem Gesichtspunkt als korrekte Erfüllung des Arbeitssolls betrachtet, wird, auch wenn sie ehrenhaft ist, ihre Aufgabe nicht erfüllen, wenn sie nicht fundiert und zugleich veredelt wird durch den Geist des Gebetes und der Liebe und durch den Antrieb apostolischen Wirkens. Das gibt eueren einzelnen Taten vor Gott Schönheit und Verdienst, besonders jenen, aus denen sich euere tägliche Berufsarbeit zusammenwebt.
Sehet also zu, daß das erste, das euch am Herzen liegt, euere Berufsvorbereitung sei, und zwar in dem Vollsinn der Harmonie zwischen natürlichen Gaben, technischen Voraussetzungen und der Berufsgesinnung, Gutes zu tun, um Gott zu gefallen nach dem Apostelwort: „So sollt ihr Gottes würdig wandeln zum vollen Wohlgefallen, sollt fruchtbar sein an allen guten Werken und wachsen in der Erkenntnis Gottes" (Kol. 1, 10).

Zusammenarbeit und brüderliche Koordinierung

Die zweite Erwägung will die große und unerläßliche Pflicht der Liebe betonen. Zum Abschluß des denkwürdigen 28. Oktober 1958 habt ihr in den Pressekommentaren zur Wahl des neuen Papstes als erste den Ton gelegt — und ihr tut es immer wieder — auf das Wort „liebet einander", das Uns in dem Augenblick von den Lippen kam, als Wir die Last auf Uns nahmen, die Gottes Wille Uns auferlegt hatte, jenes Wort, das Uns als eine heilige Verpflichtung vor und über allen anderen Plänen für nützliche Vorhaben und überlegte Maßnahmen am Herzen liegt.
Die Liebe! „Es ist das Gebot des Herrn, das Gebot des Herrn", so sagte der Apostel der Liebe, der heilige Evangelist Johannes, ohne Unterlaß.
Diese Liebe enthält für euch die sanfte Einladung, untereinander einig zu sein im Glauben und im Wirken, in den Überzeugungen und Idealen, in den Anstrengungen und im kämpferischen Einsatz.
Seid einig, helft den gläubigen und überzeugten Katholiken, untereinander einig zu bleiben und Vertrauen zu haben zur Soziallehre der Kirche und zu ihrer Gesetzgebung, die durch die Erfahrungen vieler Jahrhunderte geläutert ist, sie kennenzulernen und sie tiefer zu erfassen. Unterstützet sie dabei, daß sie sich immer mehr von der christlichen Weise zu denken, zu werten und zu entscheiden durchdringen lassen unter Überwindung der Versuchungen zur Absonderung, zum Ressentiment und zum Interessenegoismus, daß sie sich nicht täuschen lassen vom Gaukelspiel falsch verstandener Freiheit, die keine Mahnung und Disziplin mehr erträgt.
Versteht Uns richtig. Die Ehrfurcht, die Wir denen schulden, die die volle christliche und katholische Reife nicht erlangt haben und auf der Schwelle des Heiligtums stehen, gestattet Uns keine gefährlichen Zugeständnisse, Kompromisse, Verzichte, die das heilige Erbe der Wahrheit und der Gerechtigkeit im Evangelium schädigen.
Die schwerere Gefahr, der ein Teil Unserer Söhne ausgesetzt ist, liegt in folgendem: in der, Wir wiederholen das, Unfügsamkeit gegenüber einer gemeinsamen Disziplin, die zur Toleranz und Gleichgültigkeit wird gegenüber den Irrtümern und gefährlichen Einstellungen auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens, in der Politik wie in der Unterhaltung, in der Literatur wie in der religiösen Praxis. Ihr werdet es auch verstehen, die Wachsamkeit zu wecken gegenüber jenem Geist der Welt, den die geistigen Strömungen und modernen Gewohnheiten vermitteln, die jede Möglichkeit benutzen, um die Gesellschaft dem Einfluß des Evangeliums Christi, der Lehre der Kirche, der ewigen Werte der göttlichen Wahrheit, der Liebe, der Reinheit und des Apostolates, die der Schmuck der christlichen Zivilisation sind, zu entziehen. Diese Bewegungen spielen sich auf als Verteidiger einer nicht näher geklärten Freiheit, aber sie sind bereit, diese der Kirche zu verweigern, wenn sie den ihr anvertrauten Schatz der Offenbarungswahrheiten oder das Erbe sittlicher Gesundheit verteidigen muß. Sie vertreten die Trennung und Unabhängigkeit der Kirche von der bürgerlichen Gewalt, sind aber ständig am Werk, um sie in jeder ihrer Tätigkeiten einzuengen und die Schatten des Verdachtes und des Mißtrauens darauf zu werfen. Ihr Wirken könnte man mit jenem vergleichen, das Manzoni sehr fein beschreibt, wo er von der Macht des Bösen spricht, „das beschimpfen kann und sich dann beleidigt nennt, verhöhnen und dafür Rechenschaft fordern, in Schrecken setzen und sich beklagen, unverschämt und untadelig sein" (I Promessi sposi, Kap. VII).
Gegenüber solchen Haltungen ist mehr denn je die Einigkeit vonnöten zur Verteidigung und Unterstützung der Verteidigung von Wahrheit, Gerechtigkeit, Ehrenhaftigkeit mehr noch als derjenigen von Religion und Evangelium. Groß, liebe Söhne, ist euere Aufgabe auch in dieser Hinsicht, und sie verdient alle Ermutigung und Stärkung. Also seid einig. Es ist der Papst, der euch darum bittet im Namen dessen, der für die Einheit aller seiner Gläubigen gebetet hat, „daß alle eins seien", auch und vor allem in Hinsicht auf das Ziel, das Wir beschrieben haben: „Daß alle eins seien, wie Du, Vater, in mir bist und ich in Dir, daß auch sie in Uns eins seien" (Joh. 17, 21).

Christliches Empfinden

Schließlich braucht ihr ein tiefes christliches Empfinden, das jede euerer Tätigkeiten durchdringen soll und mit Liebenswürdigkeit und Takt jenen „Wohlgeruch Christi" (vgl. 2 Kor. 2, 15) verbreitet, der allem den richtigen Ausdruck gibt. Christliches Empfinden in allem und für alle, damit alle erfaßt werden von dem Zeugnis, dessen Aufrichtigkeit mit Respekt und dessen geistige Klarheit verbunden ist mit der Reife der Gedanken und ihrer Formulierung.

Wir nehmen die Gelegenheit dieses Treffens im vertrauten Kreis wahr, um euch zu gestehen, daß Wir bei Durchsicht von Zeitschriften und Zeitungen oft fühlbar peinlich berührt sind von einer phrasenhaften Redeweise, die bald eng, schwülstig und voller Übertreibung, dann wieder bissig, aggressiv und unnütz polemisch ist. Das ist das Symptom einer Sitte, die überall eingedrungen ist, manchmal sogar in die Anzeigen und Berichte von sportlichen Veranstaltungen oder ländlichen Heimatveranstaltungen.

Der katholische Journalist muß sich vor einer solchen Denk- und Schreibweise hüten, bei der der natürliche Sinn für Höflichkeit und gute Erziehung ebenso verdorben wird wie für die christliche Methode, die mit gewinnender Vornehmheit überzeugen will, die mit Argumenten wirbt und nicht mit Suggestionen.

Das Empfinden, von dem Wir sprechen, bekundet sich in der Wiedergabe oder Nichtwiedergabe eines vorliegenden Berichtes und der Umstände eines heiklen und verwirrenden Ereignisses. Darin folgt es dem Urteil des guten Gewissens und nicht mehr oder weniger schuldhaften Zwecken.

Es zeigt sich auch in der Zurückhaltung vor Lobeshymnen, besonders gegenüber lebenden Personen, und darin, daß es nicht alle Verdienste einer einzigen Seite und Organisation zuschreibt, sondern das Aufbauende anzuerkennen weiß, wo immer es sich darbietet, um auf diese Weise fruchtbare Kontakte zu ermutigen und zu festigen. Es lehrt auch, die Geschichte unserer Vorgänger in die Hand zu nehmen und die Lehren der Vergangenheit nicht zu vergessen und alle wertvollen Zeugnisse des menschlichen Geistes im Lauf des Völkerlebens zu würdigen.

Christliches Empfinden! Ihr habt wohl verstanden, daß es darauf ausgeht, die umfassenden Ausdrucksweisen des Wahren, des Guten und des Schönen ins rechte Licht zu setzen, die Klang und Farbe annehmen in der Natur, in der Musik, in den Denkmälern der Literatur und der Kunst. Wir wiederholen das, geliebte Söhne, mit den Worten väterlicher Ermunterung, die Wir am 18. Oktober 1959 an euere Kollegen von „L'Avvenire d'Italia" richteten: „Erziehet die Leser zur Wertschätzung dessen, was wahr, gut und schön ist. Bemüht euch, das Material euerer Darstellungen zu befruchten aus den unerschöpflichen Quellen der Wahrheit, Schönheit und Güte, die aus der Darstellung der verschiedenen Epochen der Geschichte, der Welt der Kunst und der Dichtung, den Eroberungen der Wissenschaft, dem wunderbaren Leben des Universums, den Fahrten der Entdecker und Missionare entspringen" (Discorsi Bd. I, S. 486).

Welch unerschöpfliche Quelle der Anregung für den Journalisten und des Vergnügens für seine Leser entspringt aus diesem gemeinsamen Erbe der ganzen Menschheit, das allzuoft vernachlässigt wird, um dem Flitter des Tageskrams und dem vergänglichen Klatsch Platz zu schaffen. Ohne mit Gelehrsamkeit zu prunken, was unpassend wäre für eine Zeitung, die als Informationsquelle und zu freundlicher Unterhaltung in aller Hände kommt, ist es dennoch möglich, aus einem so großen Panorama lebensvoller, interessanter und gefälliger Wirklichkeiten immer neue und lebensvolle Anregungen zu schöpfen.

Der Papst schloß mit der Mahnung, daß die katholischen Journalisten über den bedrückenden Alltagsschwierigkeiten im Blick auf ihre hohe Aufgabe und Wirkmöglichkeit den Mut behalten möchten, und versicherte sie mit seinem Segen seiner ganzen persönlichen Anteilnahme an ihrer wichtigen Tätigkeit.

Ergänzungen der Konzilskommissionen

Folgende Berufungen in die Vorbereitenden Kommissionen für das Konzil hat der Papst ausgesprochen:

Mitglied der Zentralkommission: Julius Kardinal Döpfner, Bischof von Berlin;

Mitglieder der Theologischen Kommission: Msgr. Pietro Pavan und Agostino Ferrari Toniolo („Osservatore Romano", 30. 12. 60).

Grundsätze für Auswahl und Bildung des Priesternachwuchses

Die Päpstliche Studienkongregation hat aus Anlaß des dreihundertjährigen Todestages des heiligen Vinzenz von Paul ein Rundschreiben an den Episkopat gerichtet. Es nimmt die dem Klerus gewidmete Seelsorge- und Reformarbeit des Heiligen zum Anlaß, um an gewisse Grundsätze für die Auswahl und Bildung des Priesternachwuchses zu erinnern, die trotz des Nachwuchsmangels nicht aufgegeben werden dürfen.

Unter keinen Umständen, sagt das Rundschreiben, dürfen zur Weihe Kandidaten zugelassen werden, die den menschlichen und übernatürlichen Ansprüchen nicht voll genügen, mit der Begründung, daß wenigstens für die Spendung der Sakramente gesorgt werden müsse. „Diese vom Nützlichkeitsdenken bestimmte Auffassung vom Priestertum stellt eine Verleugnung des innersten Wesens der Berufung und des priesterlichen Dienstes dar; denn wenn es auch wahr ist, daß die Sakramente ihre Wirksamkeit nicht von der Güte des Priesters herleiten, so ist es nicht weniger wahr, daß der Fortschritt des christlichen Lebens tief verbunden ist mit der Heiligkeit der Diener Gottes." Die Zulassung „auch nur von Mittelmäßigen" ist nicht zu verantworten. Übrigens müsse man sich an die ganz allgemeine Erfahrung halten, daß „die Geschicke der Institutionen mehr von der Qualität als von der Zahl ihrer Glieder abhängen".

Maßgebend muß der oberste Grundsatz sein, daß nur derjenige Priester werden darf, der dazu von Gott berufen ist. Auswahl und Bildung des Nachwuchses müssen versuchen, die Berufungen sicher zu erkennen und mit den richtigen Mitteln zu fördern. Die Zulassung zu den Weihen fordert von den dafür Verantwortlichen die auf positiven Gründen beruhende moralische Sicherheit, daß die Kandidaten würdig sind. Bei dieser Beurteilung ist nach den Regeln des moraltheologischen Tutiorismus zu verfahren.

Die Priesterbildung muß versuchen, den individuellen Anlagen gerecht zu werden, darf aber nicht darauf verzichten, daß die Kandidaten sich „auch in kleinen Dingen" der Disziplin einer klugen Regel fügen, die ihr tägliches Leben normiert. Das ist notwendig wegen der emotional bedingten Unbeständigkeit der Jugend, aber auch, weil es der sicherste Weg ist, „sich gediegene und

tief verankerte Gewohnheiten anzueignen", die die Freiheit des Gewissens nicht beeinträchtigen, sondern im Gegenteil gegenüber dem Einfluß von Trieben und Launen bestärken.

Eine andere Gefahr liegt darin, daß „ein Windstoß des Naturalismus auch in manches kirchliche Erziehungsinstitut eingedrungen ist". Eine „kräftige Spiritualität" im Sinne des heiligen Vinzenz muß den Verzicht und das Opfer verlangen. Die Loslösung des künftigen Priesters von der Familie und den Gütern der Erde, der Kampf gegen die Trägheit und gegen den Hochmut, die Hingabe des Willens, die Buße und die Liebe zum Kreuz sollen ihn vorbereiten für „die vollständige Entblößung des eigenen Geistes, um völlig den Geist Christi besitzen zu können". Das ist nicht so zu verstehen, daß die Gnade gegen die Natur ausgespielt werden dürfte. „Man pflegt nicht ohne Berechtigung zu betonen, daß die Erzieher in unseren Seminarien, bevor sie an die Formung zum Priester denken, zuerst ehrenwerte Menschen erziehen" müssen. Das Unnatürliche ist keine Tugend. Aber man darf auch nicht einem „allzu optimistischen Begriff der menschlichen Natur" huldigen und muß deshalb „die Gegensätzlichkeit betonen, die der Erlöser zwischen seinem Geist und dem der Welt aufstellte".

Diese Erkenntnisse finden vor allem zwei konkrete Anwendungen. Die Priesterbildung muß der Konzentration auf das Wesentliche des Berufes dienen und darf nicht einem geschäftigen und zerfahrenen Aktivismus Vorschub leisten. Sie muß deshalb auch in einer Atmosphäre der Sammlung und Stille vor sich gehen. Sie muß ferner die Kandidaten des Priestertums in einer gewissen Abgeschiedenheit mit dem Geiste Jesu Christi erfüllen und versuchen, sie zu seinen Freunden werden zu lassen, ehe sie sie hinaussendet. Sie darf deshalb nicht die jungen Kleriker „Proben unterziehen, die im Mißverhältnis zu ihren Kräften stehen". „Ein Seminar ist keine Schule der Anwendung, noch weniger eine Palästra mit riskanten und gefährlichen Übungen; sondern nur ein Ort für eine tiefe geistliche und intellektuelle Formung."

Aus Süd- und Westeuropa

Die Auswirkungen des französischen Schulgesetzes

Wie die Herder-Korrespondenz berichtet hat (vgl. 14. Jhg., S. 205, 401, 499, und ds. Jhg., S. 58), befinden sich die freien katholischen Schulen in Frankreich in einer tiefen Umgestaltung ihres Verhältnisses zum Staat, deren erste Auswirkungen jetzt sichtbar werden.

Mit dem Schulgesetz, das am 24. Dezember 1959 vom Parlament verabschiedet wurde und am 31. Dezember in Kraft getreten ist, wollte Staatspräsident de Gaulle eine der großen Streitfragen, die das französische Volk politisch entzweien, aus der Welt schaffen. Die religionslose Schule ist das Tabu des Laizismus, und der Laizismus fermentiert die Parteien der Linken, hat aber auch bei vielen Anhängern von de Gaulle den Nimbus einer unaufgebbaren nationalen Errungenschaft. Anderseits ist das politische Selbstbewußtsein der Katholiken so erstarkt, daß ihre Forderungen nicht übergangen werden können, und diese beziehen sich ebenfalls mit Nachdruck auf eine Gestaltung des Schulwesens im Sinne der kirchlichen Lehre.

Angesichts dieser Kampfstimmung konnte das Gesetz nicht mehr versuchen als einen Kompromiß, der keine Seite voll zufriedenstellt. Wie schon berichtet wurde, hat es bei den Laizisten die heftigste Opposition ausgelöst. Die Bischöfe haben zwar Vorbehalte ausgesprochen, sich jedoch entschieden, von den gesetzlichen Möglichkeiten für ihre Schulen Gebrauch zu machen.

Das Gesetz sieht vier Möglichkeiten vor, zwei extreme und zwei mittlere. Die freien Schulen können auf Antrag in das staatliche Schulsystem übernommen werden und als freie zu bestehen aufhören. Sie können aber auch auf jede Unterstützung durch den Staat verzichten und dafür eine sehr weitgehende Autonomie in bezug auf Lehrkräfte und Unterricht behalten. Diese an und für sich ideale Möglichkeit ist aber wegen finanzieller Schwäche nur für die wenigsten katholischen Institute zu verwirklichen, schon gar nicht für diejenigen, die allgemein zugänglich sind und daher nicht auf wesentliche Geldunterstützung durch die Eltern ihrer Schüler rechnen können.

Ihnen wurde die Möglichkeit angeboten, ein Vertragsverhältnis mit dem Staat einzugehen. Dieses Verhältnis hat zwei Spielarten. Der einfache Kontrakt bietet den Schulen Staatszuschüsse etwa in Höhe der laufenden Personalkosten und unterstellt sie einer lockeren, im wesentlichen auf das pädagogische Niveau und die Finanzgebarung beschränkten staatlichen Kontrolle. Der andere Status, der als contrat d'association bezeichnet wird, legt die Schulen auf das staatliche Unterrichtsprogramm und auf eine staatliche Qualifikation der Lehrkräfte fest, gewährt dafür aber einen Staatszuschuß, wie ihn die staatlichen Schulen erhalten. Diese Vertragsform soll nach dem Gesetz für die höheren Schulen und Fachschulen die Regel sein. Für sie ist der einfache Kontrakt erschwert. Er bedarf der Genehmigung durch einen Ausschuß.

So vielfältig diese Möglichkeiten für den zukünftigen Status der freien Schulen sind und so fair sich die Bedingungen ausnehmen, die genausoviel an staatlicher Hilfe bieten, wie sie an Kontrolle und Einfluß beanspruchen, so unbestimmt ist das eigentliche Gesicht der staatlichen Intervention. Hierin liegt das Risiko für die katholischen Vertragspartner und die Zweideutigkeit der Kompromißformel: Eine Lehranstalt, die mit dem Staat kontrahiert, „behält einerseits ihren Eigencharakter, erteilt jedoch anderseits ihren Unterricht in totaler Respektierung der Gewissensfreiheit. Alle Kinder ohne Unterschied ihrer Überzeugung und Glaubenszugehörigkeit haben Zutritt zu einer solchen Anstalt." Wie diese Formulierung lautet, geht sie der Entscheidung aus dem Weg und überläßt sie der Interpretation durch die ausführenden Organe oder zukünftige Regierungen. Die Bischöfe haben deshalb verlangt, der Begriff „Eigencharakter" müsse in jedem einzelnen Vertrag genau umschrieben werden. Dagegen hat das Erziehungsministerium in einer Ausführungsverordnung vom 17. November 1960 erklärt: „Es ist davon abzusehen, in den Vertrag eine Formel aufzunehmen, die den konfessionellen Charakter des Unterrichts erwähnt und dadurch der in Artikel 1 des Gesetzes vom 31. Dezember 1959 gewährleisteten Gewissensfreiheit entgegensteht. Allenfalls kann gestattet werden, ohne Kommentar auf Artikel 1 des Gesetzes (dessen Formulierung oben genannt wurde) Bezug zu nehmen." Das heißt die Entscheidung hinausschieben.

Trotz dieser Klausel haben die Bischöfe ihre Zustimmung zu dem Vertragssystem aufrechterhalten. So haben sich denn auch die meisten katholischen Schulen dafür entschieden. Nach einer Mitteilung des Generalsekretariates der Vereinigung freier Unterrichtsanstalten haben 11 526 nichtstaatliche Institute einen Vertrag beantragt. Von

10 401 freien Volksschulen haben 82 die Assoziation und 10 295 den einfachen Vertrag gewünscht. Von 1650 höheren Schulen wollen 283 assoziiert werden und 566 in einen freien Vertrag eintreten; bei den Berufsschulen sind es 85 und 215 (vgl. die Zahlenangaben über die katholischen Schulen in der Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 206).
Manche Äußerungen von verantwortlichen Persönlichkeiten auf katholischer Seite lassen vermuten, daß für das risikoreiche Engagement mit dem Staat nicht allein wirtschaftliche Nöte ausschlaggebend waren, sondern auch der Wille zur geistigen Konkurrenz in der Schule. Die Bedingungen dafür sind nach dem neuen Gesetz nicht ungünstig. Die freien Schulen werden keine schweren Geldsorgen mehr haben. Aber sie werden beweisen müssen, daß sie auch inmitten einer pluralistischen Gesellschaft, die sich ihnen durch das staatliche Lehrprogramm aufnötigt, mit ihren Bildungs- und Examensergebnissen bestehen.

Das Stenonius-Institut für Europäische Priesterhilfe in Maastricht

Am 19. Oktober 1960 wurde vom Bischof von Roermond, Peter J. A. Moors, die „Stenonius-Stiftung: Institut für Europäische Priesterhilfe" ins Leben gerufen. Zum Sitz dieser Stiftung wurde die Stadt Maastricht bestimmt.

Die Vorgeschichte

Die Idee, zugunsten der notleidenden Diözesen eine gegenseitige Priesterhilfe zu entwickeln, wurde zum erstenmal vom Erzbischof-Koadjutor von Wien, Dr. Franz Jachym, auf dem Wiener Katholikentag im Jahre 1952 ausgesprochen. Bahnbrechend für diesen Gedanken war dann vor allem der Kongreß über die europäische Priesterfrage, der im Oktober 1958 unter dem Vorsitz von Erzbischof-Koadjutor Jachym tagte (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 319—325). Die Priesternot wurde dort von einem sachkundigen Gremium erörtert, und Erzbischof Jachym selber zeigte in einer meisterhaften Rede die Motive und die Möglichkeiten einer gegenseitigen Hilfe auf. Dieser Gedanke entspricht der geschichtlichen Entwicklung der Kirche und ergibt sich heute infolge der europäischen Einheitsbestrebungen fast zwangsläufig. Der Kongreß wurde daher auch mit der Resolution geschlossen, es solle nach geeigneten Mitteln gesucht werden, durch die gegenseitige seelsorgerische Hilfsaktionen zwischen den verschiedenen Diözesen und Klöstern in Gang gebracht werden könnten. Als geeignete Mittel wurden vor allem angegeben: Adoptionen priesterarmer Diözesen durch „priesterreiche" Diözesen; die Hilfe von Orden und Kongregationen gegenüber ihren Mitbrüdern in Ländern, die nur wenig Priesterberufe aufweisen; die Errichtung von überdiözesanen Seminaren in Ländern und Gebieten, wo verhältnismäßig sehr viel geistliche Berufe vorhanden sind, zur Vorbereitung auf die Seelsorge in europäischen geistlichen Notstandsgebieten.
Professor J. J. Dellepoort, Breda (Niederlande), der als Sekretär diesen Kongreß organisiert hatte, gründete dann im April 1959 das Sekretariat für die europäische Priesterfrage. Zweck dieses Sekretariates war die konkrete Vorbereitung der Hilfe für die europäischen Notstandsgebiete. Eine unmittelbare Folge dieser Gründung war die Planung eines Informations- und Orientierungszentrums, das in einem der Länder, die noch viele Priesterberufe zählen, errichtet werden sollte. Anläßlich eines Besuches von Erzbischof Jachym in den Niederlanden im Jahre 1960 wurde beschlossen, dieses sogenannte Europäische Priesterseminar in den Niederlanden zu gründen, und zwar in der Stadt Maastricht, die wegen ihrer geographischen Lage als internationaler Knotenpunkt zu diesem Zweck sehr geeignet schien. Am 19. Oktober 1960 erfolgte dann die offizielle Gründung des Institutes für Europäische Priesterhilfe in dieser Stadt.

Ziel und Aufgaben des Institutes

Zweck dieses Institutes ist es, ein Informations- und Orientierungszentrum für jene Priesterkandidaten zu sein, die bereit sind, als Priester in einer Diözese (oder in einem Kloster) in den Notstandsgebieten (unter seelsorglichem Aspekt) zu arbeiten. Selbstverständlich ist dabei die Aufmerksamkeit mehr auf die gegenseitige Hilfe von Diözesen als auf die von Klöstern und Orden bzw. Kongregationen gerichtet, weil letztere ihre eigenen internationalen Organe haben. In besonderen Fällen ist das Institut jedoch bereit, auch für bestimmte Klöster zu vermitteln. Die Kandidaten müssen die höhere Schule absolviert und Abitur gemacht haben; sie werden möglichst bald in die betreffende Diözese oder ins betreffende Kloster geschickt. Deshalb dauert der Lehrgang des Instituts nur ein Jahr und zählt zwei Semester.
Genaugenommen kann also bei der Maastrichter Gründung nicht von einem eigentlichen Priesterseminar gesprochen werden. Die Kandidaten haben schon ein Knabenseminar oder eine andere höhere Lehranstalt besucht und absolvieren dann die höheren Studien in dem Lande, der Diözese oder dem Kloster, wo sie einmal als Priester wirken wollen. An diesem Grundsatz wird nach Möglichkeit festgehalten, da man so die Gewißheit hat, daß die Kandidaten auf diesem Wege am besten in die Mentalität des betreffenden Volkes hineinwachsen und die von ihnen verlangte Anpassung gewinnen werden. Das Institut für Europäische Priesterhilfe ist daher zur Seelsorge in priesterarmen europäischen Diözesen als eine Vermittlungszentrale zu betrachten, in der Kandidaten, die sich anbieten, auf ihre Eignung geprüft werden und wo sie zugleich einen vorbereitenden Lehrgang durchmachen, bevor sie in die ausländischen Priesterseminare gehen, um dort Philosophie und Theologie zu studieren. Ausnahmsweise ist das Institut auch zur Vermittlung bereit, wenn der Kandidat das Abitur noch nachholen muß, da dieses namentlich in den deutschen Diözesen von allen Priestertumskandidaten verlangt wird. Zu diesem Zweck können die Jungen die Abschlußklasse des Hendrik-van-Veldeke-Kollegs in Maastricht besuchen.

Teilnehmer

Schon bevor das sogenannte Europäische Seminar eröffnet wurde, hatte sich infolge mehrerer Veröffentlichungen in der Presse eine Anzahl Kandidaten gemeldet, und daher konnten bereits im Oktober 1960 fünfzehn Kandidaten in ausländische Diözesen und Klöster geschickt werden: sieben in die Erzdiözese Wien, einer in das Benediktinerstift Melk (Österreich), einer zu den Kalesanktiner-Patres in Wien, vier in die Diözese Essen, einer in die Erzdiözese Köln und einer in die Diözese Hildesheim. Im Europaseminar in Maastricht wohnen zur Zeit zehn Kandidaten; außerdem steht das Institut in Verbindung mit vierundzwanzig anderen Jugendlichen, die jetzt noch ihre Studien

auf einem Knabenseminar, einer Anstalt für Spätberufe oder einem Gymnasium machen oder noch beruflich tätig sind. Insgesamt hat das Institut für europäische Priesterhilfe also schon Kontakt mit etwa 50 Personen, die mehr oder weniger dafür begeistert sind, einmal als Priester in einem seelsorglichen Notstandsgebiet Europas zu arbeiten. Der größere Teil dieser Kandidaten besteht bis jetzt noch aus Niederländern; es haben jedoch auch schon einige junge Männer aus Irland und Belgien Erkundigungen beim Institut eingezogen.

Wenn das Institut entsprechend seiner Gründungsidee wirklich eine Anstalt europäischer Prägung wird und sich zu einem Austauschzentrum zwischen den priesterarmen und priesterreichen Gebieten Europas entwickelt, so wird es gewiß einen beträchtlichen Beitrag zur Entwicklung und Stärkung des europäischen Gedankens leisten. Der internationale Charakter des Institutes wird daher in nächster Zukunft aufs stärkste betont werden.

Der Lehrplan

Der Lehrplan des Institutes umfaßt zunächst Kurse für Fortgeschrittene in den Landessprachen, die die Kandidaten für ihr späteres Wirken benötigen. Für die kleine Gruppe der Kandidaten, die jetzt schon aufgenommen worden sind, wurden daher Kurse im Deutschen, Französischen und Schwedischen eingerichtet. Der Lehrplan geht ferner von der Erwägung aus, daß eine Einführung in die Kirchen- und Kulturgeschichte des betreffenden Landes überaus wichtig ist. Auf diese Weise kann nachgeholt werden, was den Kandidaten auf den höheren Schulen im Rahmen der landeseigenen Schulpläne nur in sehr beschränktem Ausmaß oder überhaupt nicht geboten wurde. So werden die Vorbedingungen dafür geschaffen, daß die Kandidaten später als Seelsorger im fremden Lande auch mit den gebildeten Schichten leichter Verbindung aufnehmen können. Aus demselben Grunde wird auch ein Kursus über die aktuellen Probleme des kirchlichen Lebens in den betreffenden Ländern gegeben; dazu kommen regelmäßig Gastdozenten aus den interessierten ausländischen Diözesen, um die Kandidaten näher über die seelsorgerischen Probleme dieser Gebiete zu orientieren. Auf diese Weise will die Leitung des Institutes die Kandaditen mit der seelsorgerischen Wirklichkeit der Länder und Diözesen, wo sie später arbeiten möchten, vertraut machen, damit ihnen Enttäuschungen erspart bleiben und sie ihre Entscheidungen immer wieder überprüfen können. Als weiterer Beitrag zur Allgemeinbildung wird allen Kandidaten noch ein Kursus in der empirischen Soziologie und Sozialpsychologie geboten wie auch ein Wiederholungskursus im Lateinischen, vornehmlich an Hand von Texten altchristlicher Schriftsteller. Außerdem werden sie von einem Sachverständigen regelmäßig einigermaßen über die europäischen Probleme und Institutionen (Europarat, EWG usw.) orientiert. So hofft man Priester heranbilden zu können, die vom europäischen Gedanken durchdrungen sind und die die Aufgaben der Kirche in dieser Zeit der europäischen Integration verstehen und mit erfüllen können.

Schließlich wird den Kandidaten, wenn es einigermaßen möglich ist, die Gelegenheit geboten, noch bevor sie endgültig nach ihrem Bestimmungsort übersiedeln, in ihrer Wahl-Diözese eine Probezeit zu machen als Hilfskraft in einer Pfarrei, in der Jugendbewegung oder in verwandtem Rahmen.

Das Sekretariat für Europäische Priesterhilfe

Damit ist jedoch die Aufgabe des Institutes noch nicht erschöpft: außer dem Europaseminar beherbergt es als zweites Organ das Sekretariat für Europäische Priesterhilfe für die auswärtigen Verbindungen. Dieses Sekretariat nimmt Fühlung mit den kirchlichen Behörden, mit Priesterseminaren, Knabenseminaren und anderen höheren Lehranstalten wie auch mit der katholischen Presse in Ländern auf, die viele Priester- und Ordensberufe aufweisen. Es sorgt für die Bildung der rechten Einstellungen, leitet die Werbung und unterhält auch die Kontakte mit denjenigen, die das Europaseminar schon absolviert haben und jetzt im Ausland ihre Priesterstudien machen. In diesem Sinne will das Maastrichter Institut auch zur Heimat aller ehemaligen Schüler werden, wo sie ihre Erfahrungen denjenigen weitergeben können, die nach ihnen gekommen sind.

Um den Gedanken der gegenseitigen Europäischen Priesterhilfe zu verstehen, veranstaltete das Sekretariat unlängst, am 3., 4. und 5. Januar 1961, in Maastricht für alle Interessenten, vor allem aber für Jugendliche, Orientierungstage über die Priesternot in Deutschland, Österreich und Skandinavien. Ferner wird es im Laufe des Jahres 1962 eine zweite internationale Aussprache über die europäische Priesterfrage durchführen, die ganz der Priesterausbildung in den verschiedenen Ländern gewidmet sein wird.

Die Finanzierung all dieser Projekte macht den Organisatoren große Sorgen. Grundsätzlich werden diejenigen Diözesen, in welchen die Kandidaten später arbeiten, das Europaseminar finanziell unterstützen. Nicht alle jedoch werden im entsprechenden Ausmaß dazu imstande sein. Die Ausrüstung der Kandidaten wird außerdem dauernd finanzielle Opfer fordern. Für die Arbeit des Sekretariates ist man fast ausschließlich auf Privatunterstützung angewiesen. An die Freigebigkeit der niederländischen Katholiken hat man schon mit Erfolg appelliert, aber ihre Hilfe allein reicht nicht aus. Eine wahrhaft intereuropäische Hilfe wird nötig sein, damit das Institut seine Ziele entsprechend verwirklichen kann. (Spenden sind zu richten an die „Twentse Bank" in Maastricht mit dem Vermerk: zugunsten des Sekretariates für Europäische Priesterhilfe.)

Vorstand und Leitung des Instituts

Zum Schutzpatron des Institutes wurde Niels Stensen (1638—1686) gewählt, der große europäische Priester des 17. Jahrhunderts. Der Vorstand des Institutes setzt sich zusammen aus: M. Jenneskens, dem Dechanten von Maastricht, dem Regierungspräsidenten der Provinz Limburg, F. Houben, W. Freiherr Michiels van Kessenich, Bürgermeister von Maastricht, und G. Dahmen, Gerichtsrat in Maastricht; weiter vertritt Erzbischof-Koadjutor Franz Jachym im Vorstand das internationale Konsortium, einen Beratungsausschuß, zu dem die Vertreter der teilhabenden Diözesen gehören. Auf Antrag des Vorstandes der Stiftung gehören diesem Konsortium ferner an: der Vorsitzende der Stiftung, M. Jenneskens, der Direktor des Institutes, Dr. J. J. Dellepoort, J. L. M. de Lepper, Regens des Knabenseminars „Ypelaar" der Diözese Breda, P. B. Wessels, Professor der Universität Nymwegen, und Prof. Dr. J. Kerkhofs SJ, Löwen. Vorsitzender dieses Konsortiums ist Erzbischof-Koadjutor Franz Jachym.

Die Leiter des Institutes für Europäische Priesterhilfe sind:

J. J. Dellepoort, Direktor; P. Clodoald OFM, Spiritual; J. Peters, als Studienleiter des Europaseminars. Der letztere wohnt bei den Studenten, und ihm ist außer der Leitung der Studien auch die Verwaltung anvertraut.
Das Europaseminar hat seinen Sitz in Maastricht, Grote Stokstraat 53. Das Sekretariat für Europäische Priesterhilfe, das den allgemeinen Briefwechsel besorgt, befindet sich ebenfalls in Maastricht, Kapoenstraat 4 b.

Aus der totalitären Welt

Jugoslawien im Rückblick auf 1960

Auch wenn man besonders an die kirchlichen Verhältnisse in Jugoslawien denkt, fällt ein Rückblick über das Jahr 1960 zunächst auf das soziale und politische Feld.
Es sind zehn Jahre vergangen, seitdem durch die Einführung der Arbeiterselbstverwaltung wenigstens auf dem Gebiet der gewerblichen Wirtschaft der Weg zu demokratischen Formen beschritten wurde. Zwar handelt es sich dabei nicht um eine genossenschaftliche Wirtschaft. Aber die Arbeiter werden doch durch materielle Beteiligung am Betriebsergebnis, und zwar sowohl am Gewinn als auch an einem eventuellen Verlust, in ihrem persönlichen Interesse angesprochen. Ihre gewählten Vertreter haben auch im Rahmen der naturgemäß noch recht eng gehaltenen staatlichen Produktionsnormen einen tatsächlichen Einfluß auf die Betriebsführung und -gestaltung. Dieser Ansatz zu einer freien Binnenwirtschaft hat einen Aufschwung zur Folge gehabt wie in keinem andern rein europäischen kommunistischen Lande, und dieser Aufschwung ist dem Lebensstandard zugute gekommen, wenn man von der Landwirtschaft absieht. Aber auch die Bauern sind von der Zwangskollektivierung verschont geblieben. Diese Erfolge haben eine zuversichtliche Stimmung hervorgerufen und das Ansehen des Regimes wie auch die labile Einheit unter den verschiedenen Völkern dieses Staatswesens gefestigt.
Die Ansätze zu einer Wirtschaftsdemokratie machen das Besondere des jugoslawischen Weges zum Sozialismus aus und werden seitens der Partei als Verwirklichung der marxistischen Theorie vom Absterben des Staates aufgefaßt und wohl auch als Ausdruck eines starken Selbstvertrauens auf die eigene Kraft, die sich auf dem Felde des ureigensten Anliegens des Sozialismus, der sozialen Umgestaltung, bewährt habe. Sei es doch gelungen, die Massen der Arbeiter davon zu überzeugen, daß sie die Besserung ihrer Lage der sozialistischen Gesellschaftsordnung verdanken.
Gegen Ende des vergangenen Jahres hat Tito für 1962 eine neue Verfassung angekündigt, in deren Mittelpunkt der „Mensch als Produzent und Verwalter" stehen soll, während der Staat sich darauf beschränken wird, die Wirtschaft zu koordinieren, statt sie zu dirigieren. Diese Verfassung soll den inneren Aufbau des sozialistischen Staates abschließen und das Werk Titos krönen.
Selbstverständlich ist diese wirtschaftliche und soziale Liberalität nicht als politische und ideologische Preisgabe der kommunistischen Macht gedacht. Das Schicksal des Rebellen Djilas beweist das, auch wenn der Montenegriner am 20. Januar 1961 vorzeitig aus dem Zuchthaus Sremska Mitrovica — freilich mit Bewährungsfrist — entlassen worden ist. Die zeigt, daß die Macht möglichst wenig auffällig demonstriert werden und durch ihre bloße Präsenz im Hintergrund wirken soll. Sie hat ihr kämpferisches Gehaben abgelegt und gibt sich die Miene großer Sicherheit in bezug auf die Einstellung der Bevölkerung.
Das hat auch seine Auswirkungen auf das Verhältnis zur katholischen Kirche. Dieses hat sich seit dem Tode von Kardinal Stepinac am Anfang des letzten Jahres äußerlich so weit entspannt, daß die Aufnahme von Kontakten mit dem Ziel eines Modus vivendi möglich wurde. Die jugoslawischen Bischöfe haben der Regierung am 8. Oktober 1960 ein Memorandum von achtzehn Punkten übergeben, das die Anerkennung der Verfassung und die Bereitschaft zur Mitwirkung an den Interessen der staatlichen Gemeinschaft zum Ausdruck bringt und die wesentlichen Wünsche der Kirche an die Regierung ausspricht. Dazu gehören vor allem die volle Freiheit für den kirchlichen Religionsunterricht außerhalb der Schule, der zwar gemäß dem Religionsgesetz von 1953 gestattet ist, aber von den lokalen Behörden vielfach verhindert wird, ferner die volle kirchliche Pressefreiheit, die Rückgabe des nach dem Krieg enteigneten Grundstückvermögens der Kirche, soweit es sich um dringend benötigte Gebäude handelt, und endlich die Ausschaltung der sogenannten patriotischen Priestervereinigungen aus den Beziehungen zwischen Staat und Kirche. Das Memorandum ist von der Regierung auch beantwortet worden, jedoch anscheinend nicht in einer voll befriedigenden Form. Der Besuch der Erzbischöfe von Agram und Belgrad im November in Rom hat bisher keine Klärung der Lage gebracht. Die mehrfach geäußerten Vermutungen über die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und Jugoslawien oder auch nur über eine direkte Verhandlungsaufnahme, etwa durch Entsendung eines Apostolischen Delegaten, haben sich bisher nicht bestätigt. So bleiben die Wünsche, die die Bischöfe als ihre dringendsten Sorgen in bezug auf das Verhältnis zwischen Staat und Kirche geäußert haben, vorläufig unerfüllt. Die Kirche kann ihrer Aufgabe der Verkündigung nur beschränkt nachkommen, und die Gläubigen, vor allem die Werktätigen in den Städten und die Jugend, müssen schwere Hemmungen überwinden, wenn sie, ihrer religiösen Überzeugung entsprechend, sich am kirchlichen Leben beteiligen wollen.

Aus Amerika

Agrarreform in Lateinamerika

Das Interamerikanische Sekretariat für die Katholische Aktion hat für eine in Mexiko-City abgehaltene Studienwoche (26. November bis 4. Dezember) einen Bericht ausgearbeitet, aus dem hervorgeht, von welch großer Bedeutung eine grundsätzliche Sozialreform und vor allem Agrarreform unter der klärenden und helfenden Führung der Kirche für ganz Lateinamerika wäre. Noch immer leben 50 % der Bevölkerung auf dem Lande, ohne daß die landwirtschaftliche Produktion eine zureichende Ernährungsgrundlage böte, weil es sich zum größten Teil um Ausfuhrprodukte wie Kaffee und Zucker handele. Die Bevölkerung sei in den letzten zehn Jahren um 45 %, die Nahrungsmittelerzeugung hingegen nur um 32 % gestiegen, woraus sich eine latente und wachsende Hungersituation ergebe. Das Grundübel seien Latifundien einerseits, Minifundien anderseits. Von den 30 Millionen Landarbeitern seien 24 Millionen als Landproletariat zu bezeichnen; das bedeute, mit ihren Familien, 100 Millionen Menschen oder die Hälfte der Gesamtbevölkerung Lateinamerikas. Die Untersuchung stellt fest, daß z. B. in Brasilien 1‰

(= 62000 Personen) der Bevölkerung 60 % des bebaubaren Landes besitze, von dem nur 4 % in Produktion stehe. In Kolumbien hätten nur 5 von tausend Landarbeitern eigenen Grund und Boden. In Guatemala und Venezuela seien 70 % des Landes in den Händen von 2 % der Bevölkerung. Nach einem Hinweis auf die besonderen Schwierigkeiten, die sich aus den großen Entfernungen, den mangelnden Verbindungen, der geringen Zahl von Ärzten und der unzureichenden Versorgung mit Schulen ergeben, stellt der Bericht abschließend fest, daß die Lebensbedingungen von 80 % der lateinamerikanischen Landbevölkerung schlechthin menschenunwürdig seien, was über kurz oder lang schwerwiegende Folgen haben müsse.

Das Beispiel von Kuba hat indessen gezeigt, welch revolutionärer Zündstoff in solchen Zuständen aufgespeichert liegt; wenngleich die Bedingungen von Land zu Land verschieden sind, ist das Unbehagen überall das gleiche. Es besteht die Gefahr, daß im Ausland wegen der mehr ins Auge fallenden großen Industrialisierungsunternehmen das Kernproblem Lateinamerika übersehen wird: die Frage der Landreform, die zugleich ein wirtschaftliches und soziales Problem ist und eine dauernde Einladung an die kommunistische Propaganda darstellt, die in Industrie- und Landproletariat mit gleicher Aussicht auf Erfolg eingesetzt wird.

Ein Hirtenbrief des kolumbianischen Episkopats

In diesem Zusammenhang ist der gemeinsame Hirtenbrief des kolumbianischen Episkopats zur Frage der Agrarreform vom 12. September 1960 als wichtiges Dokument zu werten. Die Bischöfe haben dabei naturgemäß die besonderen Verhältnisse ihres Landes im Auge, entwickeln dabei aber allgemein gültige Grundsätze. Das Rundschreiben beginnt mit einem Hinweis auf die unbestreitbare Notwendigkeit einer Agrarreform und beruft sich auf ein Wort Pius' XII. über die Bedeutung der Landwirtschaft für die menschliche Kultur. Mängel in der Agrarstruktur Kolumbiens, die schließlich auch ungünstig auf die Industrialisierungsbestrebungen wirken, seien vor allem: ungerechte Besitzverteilung, Unsicherheit der Pachtverträge, mangelnde Beteiligung der Landarbeiter an der Produktion, Lücken in der Gesetzgebung bezüglich herrenloser Ländereien, auf denen sich Latifundien ohne Rechtsgrundlage bilden, Fehlschätzungen und daraus folgende ungerechte Steuerveranlagungen, und vor allem spekulative Wertsteigerungen von Grund und Boden in Stadtnähe. Daraus ergebe sich ein bedenkliches Wachstum eines Landproletariats ohne Aufstiegsmöglichkeit und unter unwürdigen Lebensbedingungen.

Das Dokument mahnt darum dringend, eine Agrarreform energisch und entschlossen anzupacken, dabei aber die Regeln der Klugheit nicht zu vergessen. Die Bischöfe ermuntern alle, die sich dieser Aufgabe widmen, glauben aber, ihnen ein Wort der Orientierung schuldig zu sein. Die Kirche könne sich an diesem Problem, das in sich technischer Art und als solches außerhalb ihres Lehrauftrages sei, nicht uninteressiert zeigen, weil damit naturrechtliche Fragen und moralische Folgen verbunden seien, für die sie sich verantwortlich fühle. Wiederum unter Berufung auf Pius XII. warnen die Bischöfe vor demagogischen und überstürzten Reformen, die nur schaden würden, und empfehlen ein organisches und elastisches Vorgehen anstelle einer grundsatzstarren Gesetzgebung vom grünen Tisch.

Reform, Privateigentum und Staat

Besonders wichtig sind die Äußerungen zur Eigentumsfrage. Reform heißt hier nicht Aufhebung des Privateigentums, sondern im Gegenteil: Ausdehnung der Wohltaten des Privateigentums auf die größtmögliche Zahl von Personen. Man müsse einen Mittelweg zwischen einer rein individualistischen und einer kollektivistischen Tendenz finden. Beide habe die Kirche verurteilt. Hingegen bedeute die Verteidigung des Privateigentums durch die Kirche zugleich die Wahrnehmung der Rechte des Eigentümers und der Gesellschaft. Die soziale Funktion des Eigentums wird besonders eingeschärft. Das Schreiben geht dann ganz konkret auf bestimmte Fragen der kolumbianischen Wirklichkeit ein mit der Absicht, bestimmte Schlagworte dem demagogischen Mißbrauch zu entziehen. So wird deutlich gesagt, daß ein Latifundium sich nicht mechanisch nach Quadratmetern oder -kilometern bemessen lasse und nicht schon wegen seiner Ausdehnung an sich ein Übel sei, sondern nur dann, wenn das Land nicht entsprechend nutzbar gemacht werde oder wenn die Produktionsmethoden zur Entstehung eines Landproletariats oder zur Landflucht führen. Das Minifundium, der Zwergbesitz, stelle ein anderes Problem dar, das nicht etwa durch Enteignung oder Kollektivierung, sondern durch Flurbereinigung einerseits und Schaffung von Arbeitsplätzen anderseits zu lösen sei. Den Bischöfen schwebt dabei als Ideallösung der Familienbesitz vor, der, nach einem Wort Pius' XII., dem landwirtschaftlichen Betrieb seine besondere wirtschaftliche und soziale Bedeutung verleiht. — Auf die damit verbundenen Fragen des bäuerlichen Erbrechtes geht das Hirtenschreiben allerdings nicht ein. Der Abschnitt schließt mit einer Warnung vor übereilter und überspitzter Mechanisierung landwirtschaftlicher Betriebe und seinen schädlichen Folgen auf ökonomischem und menschlichem Gebiet.

In einem neuen Abschnitt wendet sich das Dokument der Rolle des Staates zu: „Der Staat ist zwar nicht die einzige, aber doch die wichtigste Instanz für die Durchführung der Agrarreform. Er muß durch seine Beamten und Fachgremien die technischen Vorstudien machen lassen, ihre Durchführung sichern, die Mittel dafür bereitstellen, soweit sie nicht von Privatpersonen oder halböffentlichen Institutionen gegeben werden. Das gemeinsame Wohl muß dabei die Norm des staatlichen Vorgehens sein, nicht etwa Privatinteressen. Der Staat muß sich seiner subsidiären Funktion bewußt bleiben, getreu der weisen Mahnung Pius' XI.: die Mission des Staates sei zu überwachen, zu leiten, auf Ausführung zu drängen und zu strafen; denn nur so sei die Gefahr einer Aufsaugung der Gesellschaft durch den Staat zu vermeiden . . ."

Der Staat „muß also den wertvollen und unersetzlichen Beitrag der Gesellschaft zum Zuge kommen lassen, Einzelpersonen und Fachgruppen anhören und sie entsprechend ihrer Zuständigkeit berücksichtigen, um so den Erfolg der Reform am sichersten zu garantieren. Vor allem ist ein großer Aufklärungs- und Erziehungsfeldzug notwendig, bei dem alle Bürger großzügig mitwirken müssen, um den gerechten und wichtigen Sinn der Reform dem Volk verständlich zu machen, zumal sie zum Wohl des Vaterlandes und des Nächsten — aber eigentlich auch zum eigenen Wohl — manches Opfer vom einzelnen oder von bestimmten Gruppen verlangen wird.

Damit soll aber keineswegs dem Staate das Recht eines direkten Eingreifens bestritten werden, wenn Gründe

dafür vorliegen." Das Recht zu solcher Intervention wird mit Zitaten aus *Quadragesimo anno* ausdrücklich begründet. Beispiele für solche Eingriffe werden im folgenden genannt: der Staat könne durch ein bestimmtes Steuersystem die Agrarstruktur im Sinne der geplanten Reform verändern, vorausgesetzt, daß ein solches System nicht auf eine ungerechtfertigte Enteignung hinausläuft. Aber auch die Enteignung sei möglich, wenn das Gemeinwohl es erfordere. Allerdings wird die Pflicht einer gerechten Entschädigung eingeschärft. Auch die Gesetzgebung über die landwirtschaftlichen Pacht- und Lohnverträge müssen nach den Grundsätzen der sozialen Gerechtigkeit von Staats wegen neu geregelt werden.

Die Bischöfe versäumen nicht, auf die Notwendigkeit noch anderer Maßnahmen hinzuweisen, so zum Beispiel auf die Erhaltung und Steigerung der Produktivität der Böden durch Bekämpfung von Raubbau, Erosion und durch Bodenverbesserung und Anreicherung. Vor allem setzen sie sich für gerechte Kreditgebarung, besonders für den Kleineigentümer, ein — etwas, was in Lateinamerika bisher fast unbekannt ist. Auch wird auf die Dringlichkeit hingewiesen, für Verbesserung des Straßennetzes zu den Absatzmärkten, für Bewässerung hier, für Trockenlegung dort und für die Schaffung von Industrien zur Verwertung landschaftlicher Produkte zu sorgen. Ein besonderes Anliegen der Bischöfe ist die Erziehung der Landjugend und die Erwachsenenbildung und damit die Integration menschlicher Werte zum Heil und Nutzen der Gesamtbevölkerung.

Die Reform als Schrittmacher der Gerechtigkeit

„Wir wünschen", so schließt das Schreiben, „daß die Landreform einen Schritt vorwärts zu einem Leben in wahrer Gerechtigkeit und Liebe bedeute bei sinnvoller Anteilnahme von Stadt und Land an den Errungenschaften der modernen Technik: Gesundheit, saubere und angemessene Wohnung, Erziehung und soziale Sicherheit müssen der kolumbianischen Landbevölkerung garantiert werden als Unterpfand von Ruhe und Frieden, die in unseren Tälern und Gebirgen jenes freundliche Klima christlicher Brüderlichkeit wieder ausbreiten, wie es noch vor nicht langen Jahren über unserem sonnigen Lande fruchtbar waltete." (Hier spielen die Bischöfe deutlich auf die bürgerkriegsähnlichen Zustände an, die nun schon seit langem und, trotz einer gewissen Befriedung, noch immer in manchen Provinzen andauern, wobei die kriegführenden Banden sich immer wieder aus dem besitzlosen Landproletariat rekrutieren.)

„Die gebieterische Notwendigkeit einer gerechten Agrarstruktur kann nicht ohne den Opfergeist von vielen und den begeisterten Einsatz aller erreicht werden. Dazu muß die christliche Liebe den Impuls geben, die denn auch die Zusammenarbeit aller lebendigen Kräfte des Landes verlangt. Sie alle rufen wir sehr eindringlich auf zu diesem Kreuzzug zur Rettung des Bauernstandes."

Das vorliegende Dokument bleibt zwar im Grundsätzlichen, wird aber dabei durchaus konkret und sachangepaßt, ohne über die kirchliche Weisungsbefugnis in Fragen der irdischen Ordnung hinauszugehen. Damit scheint es typisch für die Art und Weise, wie die Kirche gerade wegen ihrer Omnipräsenz in Lateinamerika ihre Verantwortung auszuüben hat, wobei freilich notwendig wäre, daß eine einflußreiche, religiös und sozial geschulte Laienschaft diesen Weltauftrag nun wirksam durchzuführen vermöchte.

Aus den Missionen

Die gründliche und den heutigen Bedürfnissen angepaßte Ausbildung eines zahlreichen örtlichen Klerus in den Missionsländern. Missionsgebetsmeinung für März 1961

Am 24. November 1960 wurde in ganz Vietnam (einschließlich des kommunistisch beherrschten Nordvietnam) unter einer katholischen Gemeinschaft von über 1,5 Millionen Seelen die ordentliche Hierarchie eingerichtet und damit nicht nur die äußere Organisation dieser Kirche zum Abschluß gebracht, sondern auch der letzte Schritt getan, um ihr Fortleben aus eigener Kraft und im eigenen nationalen Kulturboden so weit zu sichern, als dies irgendwie möglich ist. Unter Schaffung von drei neuen Diözesen sind drei Erzbistümer und 17 Bistümer errichtet worden, von denen nur noch zwei unter Leitung eines Ausländers stehen. Alle drei Erzbischöfe und 15 Bischöfe sind Landeskinder.

Vietnam ist das 38. Missionsland, das seit 1886 (Indien) die ordentliche Hierarchie erhielt. Das Provisorium der Apostolischen Vikariate und Präfekturen, d. h. der vorläufig im Auftrag des Papstes als des obersten Hirten der Kirche verwalteten Gebiete, das in seinem Ursprung durch das Versagen des spanisch-portugiesischen Missionspatronats ausgelöst wurde, in manchen Gebieten unter dem Einfluß der Kolonialsituation sowie der mangelnden Akkommodation an die örtlichen Kulturen allzulange fortbestand und der äußeren juridischen Struktur der Missionskirche fast das Gepräge gab, weicht in den entwickelten Kirchen immer schneller der endgültigen Gründung selbständiger Bischofskirchen, die heute schon in der großen Mehrheit der über 700 Missionssprengel eingerichtet sind. Es erscheint aber notwendig, dieses System für missionarische Neuanfänge in irgendeiner Form beizubehalten, um einen planvollen Aufbau der Missionskirchen unter Mithilfe der Gesamtkirche zu sichern.

Keine der in den letzten Jahrzehnten errichteten Missionshierarchien ist aber bisher aus der Oberaufsicht der Kongregation der Glaubensverbreitung entlassen und der Konsistorialkongregation unterstellt worden, weil in ihnen nach dem Urteil Roms „der Missionszustand noch andauert". Wenn wir uns daran erinnern, wie lange noch die Kirche der Vereinigten Staaten und der nördlichste Teil Deutschlands der Propaganda unterstanden und daß Australien noch heute zu ihrem Amtsbereich gehört, darf es uns nicht wundern, wenn die unfertigen Missionskirchen in der Welt der farbigen Völker, die alle noch der Hilfe der altchristlichen Länder bedürfen, noch für längere Zeit unter der Obhut des kirchlichen „Missionsministeriums" bleiben. Diese jungen Kirchen haben zudem in der größeren völkischen Gemeinschaft, der sie eingeordnet sind, noch sehr große Aufgaben der äußeren Mission zu erfüllen, mit denen sie nicht allein fertig werden, geschweige daß sie sich kraftvoll am Weltapostolat außerhalb ihres Landes beteiligen können, wie es doch die Aufgabe selbständig gewordener Kirchen ist. Es sei hier nur auf die oben genannte Kirche Vietnams hingewiesen, in der 1,5 Millionen Christen 27 Millionen Nichtchristen gegenüberstehen.

Das böse Erbe der Geschichte

Während nun manche der Missionskirchen jüngst relativ schnell die endgültige Kirchenorganisation erhielten — in weiten Teilen Schwarzafrikas nach kaum einem Jahrhundert Missionsarbeit —, wurde in dem eben genannten

Vietnam die Hierarchie erst 345 Jahre nach Gründung der Mission durch den Jesuiten Alexander de Rhodes geschaffen. Woher diese Verzögerung? Sicherlich rührt sie nicht von mangelndem Eifer in der Heranbildung eines einheimischen Klerus her. Es gibt wenige Missionen, die von Anfang an so zielstrebig auf dieses Ziel losgingen. Kurz nach Beginn seines Apostolats wählte de Rhodes, sich der Gesellschaftsstruktur des Landes anpassend, aus den Reihen vornehmer Katholiken, die er für das Laienapostolat geschult hatte, Katechisten aus, die einen Eid des Gehorsams, der Armut und der Keuschheit ablegten. Später hoffte er aus ihren Reihen Priester formen zu können. Die ersten Priester des Landes wurden tatsächlich so gewonnen und neun Jahre nach Ankunft der beiden ersten Apostolischen Vikare (1659) geweiht, denen Rom folgende Instruktionen mit auf den Weg gegeben hatte: „Diese Hl. Kongregation zur Ausbreitung des Glaubens schickt euch vor allem deshalb als Bischöfe in diese Gebiete, damit ihr junge Männer unterrichtet und sie so auf das Priestertum vorbereitet, ja sogar auf den Empfang der Bischofswürde." Priester sind wirklich in dieser Mission trotz blutigster Verfolgungen immer wieder herangebildet worden. Hunderte starben für den Glauben. In Zeiten, in denen kein ausländischer Missionar ins Land kommen konnte, blieben sie die Hirten ihrer verfolgten Herde. Ihre wissenschaftliche Ausbildung war lange mangelhaft, aber ihr Seeleneifer, ihre Treue zur Kirche blieb vorbildlich. Heute zählen Nord- und Südvietnam über 1500 einheimische Priester (81 % aller Priester des Landes), aber der erste wirklich einheimische Bischof des Landes wurde erst 1933 von Pius XI. geweiht. Zwar erhielt Cochinchina im Jahre 1691 einen Bischof asiatischer Rasse, aber er war Sohn eines philippinischen Vaters und einer siamesischen Mutter, und im übrigen blieb diese Ernennung eines Asiaten zum Bischof in Indochina ein absoluter Einzelfall.

Ist es wirklich in 300 Jahren Indochina-Mission unmöglich gewesen, dem Lande Bischöfe des eigenen Volkes zu geben? Missionsgeschichtsschreiber machen es sich wohl zu leicht, wenn sie das unter Hinweis auf die immerwährenden Verfolgungen und (nach Proklamation der Glaubensfreiheit) die Widerstände der französischen Kolonialregierung behaupten. Wird hier nicht die ganze Unfreiheit sichtbar, in die die Kirche von der Zeit der spanisch-portugiesischen Conquista bis zu der des modernen Kolonialismus hinsichtlich der Gründung vollständig einheimischer Kirchen hineingezwungen wurde? Es ist dabei noch besonders zu unterstreichen, daß die Verfolgungen in Vietnam nur zum kleineren Teil auf Widerständen der Diener einheimischer Religionen beruhten, zum weitaus größeren Teil aber der Tatsache zugeschrieben werden müssen, daß das Christentum als die Religion der fremden Eroberer angesehen wurde. Seine Bekämpfung geschah also aus vorwiegend politischen Gründen, zumal ein Apostolischer Vikar (Msgr. Pigneau de Behaine) zu Ende des 18. Jahrhunderts sich mit Erfolg bemühte, einen jungen Mann, den er später zum katholischen Glauben zu bekehren hoffte, auf den Thron von Cochinchina zu bringen. Dieser Mann wurde dann aber zu einem der heftigsten Kirchenverfolger.

Die Kulturgestalt der in europäischem Kulturgewand eindringenden christlichen Religion — eine im Anfang der Mission unvermeidliche Situation — trug dazu bei, im Geiste der einheimischen Bevölkerung das Christentum mit der französischen Expansion in jenen Gebieten zu assoziieren, und es war eine neue Tragik für die Missionskirche, daß seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die inzwischen zur Herrschaft gelangten Franzosen in Indochina einerseits in wachsendem Maße dem aus Frankreich importierten Antiklerikalismus freies Spiel gaben, anderseits die Entwicklung einer selbständigen einheimischen Kirche aus politischen Gründen hemmten. Das letztere hatte dann hinwiederum zur Folge, daß sich die einheimischen Katholiken beim Absinken der französischen Macht im zweiten Weltkrieg mit den Kommunisten an die Spitze der Freiheitsbewegung schwangen, um sich freilich später von ihnen zu trennen und dann von ihnen grausam verfolgt zu werden. Es ist ein halbes Wunder, daß in dieser mehrhundertjährigen Verquickung von religiöser und politischer Sphäre im Leben der Kirche der christliche Glaube seine Lebenskraft nicht verlor und daß vor allem der Klerus treu zur Fahne des Glaubens stand. Das Beispiel Indochina zeigt, welchen Schwierigkeiten sich die Kirchenleitung in den Kolonialgebieten gegenübergestellt sah, wenn sie die Normen für die Gründung einheimischer Kirchen des Jahres 1659 durchführen wollte.

Das Ergebnis der Bemühungen der 1622 gegründeten römischen Kongregation der Glaubensverbreitung waren im Fernen Osten nur zwei einheimische Bischöfe, die zu Ende des 17. Jahrhunderts lebten, der oben erwähnte Bischof in Cochinchina und ein chinesischer Bischof. Es wäre nun eine falsche Apologetik, wollte man behaupten, daß Rom sich der Übermacht der Verhältnisse nicht gebeugt hätte. Um die Existenz der jungen Kirchen nicht noch mehr zu gefährden, fand es sich schließlich mit der Lage ab. Es ist dies klar ersichtlich aus einem Vorgang des Jahres 1787. Damals legte der Sekretär der Propagandakongregation Msgr. Borgia den Kardinälen dieser Kongregation eine Studie über die Notwendigkeit vor, den einheimischen Klerus auch zum Episkopat zu führen. Die Kongregation entschied aber, es sollten keine Neuerungen („Nihil innovandum") eingeführt werden. Eine entsprechende Denkschrift aus dem Jahre 1818 wurde gleichfalls negativ beschieden (vgl. dazu den Artikel von Remigio Musaragno, dem wissenschaftlichen Mitarbeiter des Internationalen Sekretariats des Priestermissionsbundes, über die Missionsinitiativen Gregors XVI. [1831—1846] im „Osservatore Romano" Nr. 131 vom 5. 6. 60). 27 Jahre nach diesem Vorgang befaßte sich dann Papst Gregor XVI. erneut mit dem Problem „und löste es in der Instruktion *Neminem profecto* vom 23. November 1845 endgültig zugunsten des einheimischen Klerus (mit Einschluß des Episkopats). Es war ein für jene Zeit mutiges und feierliches Dokument, das sich über die übliche Verwaltungspraxis der Propaganda Fide erhob." Im ersten Teil des Dokuments wird gezeigt, daß die missionarische Ausbreitung sich stets auf zwei Prinzipien stütze: die Vermehrung der örtlichen Kirchen und die Einrichtung des einheimischen Klerus. Im zweiten Teil gibt die Instruktion u. a. Normen für die Aufteilung der Territorien und die Errichtung der Hierarchie mit möglichst einheimischen Bischöfen. Der in Seminarien ausgebildete Klerus sei stufenweise (über die Stellung des Generalvikars) zum Episkopat zu führen.

Dennoch sollte es noch einmal fast 75 Jahre dauern, bis es die gänzlich sich wandelnde Weltlage der Kirche gestattete, einheimische Kirchen nach urkirchlichen Grundsätzen überall zu gründen. Doch auch hier konnte man nur schrittweise vorgehen. Der Widerstand der Kolonialmächte blieb stark und wurde zum Teil erst durch den Abbau der Missionsprotektorate von seiten der Kirche überwunden. Die öffentliche Meinung in Europa war nur

langsam zu der neuen und zugleich wirklich katholischen Sicht der Dinge zu bekehren. Schließlich kostete es einige Mühe und Geduld, um auch hie und da in den ausländischen Missionsklerus eingedrungene Infektionen nationalistischer Art oder Überlegenheitskomplexe rassischer und kultureller Natur zu beseitigen. Die ersten Missionsenzykliken dieses Jahrhunderts sprechen für den, der sie wirklich zu lesen versteht, hier eine deutliche Sprache.

Ausführung des Programms von 1659 in der Gegenwart

Heute betrachtet man es als selbstverständlich, daß der örtliche Klerus möglichst bald in die Leitungsposten jeder Mission vorrückt und daß dann der fremde Klerus ihm nur Helferdienste leistet. Heute versteht man auch besser, warum Benedikt XV. schon vor 41 Jahren forderte, daß die Ausbildung der einheimischen Missionspriester so vollkommen und umfassend sein müsse, wie sie den Priestern bei den (westlichen) Kulturvölkern gegeben zu werden pflegt. Wie sollten diese sonst ihren Völkern in dem geistigen und sozialen Umbruch sowie im Zusammenprall der Kulturen den Weg des Glaubens zeigen können? Wie sollten speziell die Priester Afrikas in der überstürzten Evolution des Erdteils den zur Reife drängenden Kirchen Führer sein können, damit sie in der werdenden neuen Gesellschaftsordnung um die Durchsetzung christlicher Grundsätze ringen und ihren Beitrag zum Aufbau einer christlich beeinflußten Eigenkultur leisten? Wie sollten sie sonst befähigt sein, in der gesamten Weltmission neben die Missionare weißer Rasse zu treten oder sie sogar gänzlich abzulösen, wo jene nicht mehr geduldet oder erwünscht sind? Es sei hier nur auf Indien hingewiesen, wo die Politik der Regierung in der großen Linie darauf gerichtet ist, die westlichen Missionare aussterben zu lassen. Möglicherweise müssen hier 1700 Priestermissionare in einer Generation ersetzt werden, während gleichzeitig der indischen Kirche in Fernasien und vielleicht auch bald in Ostafrika neue Aufgaben zuwachsen. Manche Länder des südostasiatischen Raumes, die Missionare aus dem Westen nur ungern sehen bzw. ihre Zureise zahlenmäßig beschränken, würden Glaubensboten aus Indien oder von den Philippinen unbedenklich annehmen.

Die motorischen Kräfte der katholischen Mission in der Welt der Farbigen sind indes fast überall noch die weißen Missionare. Sie bilden die Stoßtruppe, das „spearhead" des nach außen gerichteten Apostolats. Die inneren Notwendigkeiten und die missionspolitische Lage der Kirche von heute erfordern aber vielerorts eine glatte Umstellung dieser Situation. Die Einrichtung der ordentlichen Hierarchie bereitet diese Umstellung vor, indem sie die neuen Diözesen, ungeachtet des vorläufigen Verbleibs unter der Aufsicht der Propagandakongregation, auf der ganzen Linie zur Betätigung der Selbstverantwortung für das Apostolat in ihrem Rechtsbereich, zur Mitverantwortung für das Gesamtwohl der Kirche in ihrem Land und auch zur solidarischen Mitverantwortung an der Seite des Weltepiskopats für die gesamte Weltmission aufruft. Umfang und Begrenzung dieser Verpflichtung hat die Enzyklika *Fidei Donum* (1957) prägnant dargestellt. Trotz ihrer noch bestehenden äußeren und inneren Unfertigkeit dürfen die jungen Kirchen mit der Entfaltung des Missionsgeistes nicht zögern. Die Kirche der ersten Jahrhunderte hätte ihre erstaunliche Ausbreitung im ganzen Mittelmeerbecken und darüber hinaus nie bewerkstelligen können, wenn ihre Bischofsgemeinden mit der Gründung neuer Bischofskirchen gezögert hätten, bis sie selbst alle Bedingungen erfüllten, die wir heute stellen, um eine Missionskirche als vollentwickelt zu betrachten. Sollen aber die neuen Bischofskirchen ihre Funktion im eigenen Heimatapostolat und in der Weltmission erfüllen, so bedürfen sie eines zahlreichen und bestens vorgebildeten Klerus, dem man von vorneherein eine klare Sicht geben muß, daß jeder Priester kraft seiner Weihe Priester für die ganze Kirche ist, und wir dürfen ihm keinen Anlaß geben, irgendwie diese dem Priestertum wesentliche universalkirchliche Berufung zu übersehen.

Schwierigkeiten bereitet hier noch immer die Terminologie der Bezeichnung des Klerus der jungen Kirchen. Das Wort „eingeborener Klerus" wird von den Priestern farbiger Rasse als beleidigend empfunden, weil es nach ihrer Meinung an die Kolonialmentalität und die Überlegenheitsvorstellungen der Weißen über die Farbigen erinnert. Entschuldigend bemerkt die Enzyklika *Princeps Pastorum*, die Päpste und die kirchlichen Dokumente hätten den Ausdruck in der Vergangenheit niemals benutzt, wenn sie der Auffassung gewesen wären, das Wort habe beleidigenden oder diskriminierenden Charakter. Es ist im Vokabular der kirchlichen Dokumente gestrichen, findet sich aber noch immer in manchen unserer Missionszeitschriften und auch Kirchenzeitungen. Der Ersatz des Wortes durch die Bezeichnung „einheimischer Klerus" hat nun auch nicht den Beifall der Missionsländer gefunden, offenbar deshalb nicht, weil wir auch unseren europäischen Klerus nicht „einheimischen Klerus" nennen. Man wittert auch hier wieder den Überlegenheitskomplex der Weißen. In Rom geht man nun dazu über, in lateinischen Texten das Wort „indigena" durch das dem Griechischen entnommene Wort „autochthon" zu ersetzen. Auch der lateinische Text unserer Gebetsmeinung geht diesen Weg. Das Wort „autochthon" ist in der wissenschaftlichen Literatur der modernen Kulturen der westlichen Welt nicht unbekannt, wird aber kaum volkstümlich werden. Übersetzt man es mit „örtlich", so ist es im Deutschen zu allgemein, um das in Frage stehende Anliegen stets prägnant wiederzugeben. Besser ist die Bezeichnung „im Lande geborener" Klerus. Sie hat aber den Nachteil, etwas umständlich zu sein und die flüssige sprachliche Darstellung in Texten zu hemmen, in denen sich der Ausdruck oft wiederholt (wie in dieser Arbeit). Das Problem geht übrigens auch das „Päpstliche Werk für den einheimischen Klerus" („Pontificum Opus a Sancto Petro Apostolo pro Clero indigena") an. Wir müssen es ernst nehmen, weil es die Priester Asiens und Afrikas ernst nehmen. Seine Lösung wird zusätzlich dadurch erschwert, daß selbst der Ausdruck „Missionsländer" bei den Farbigen Mißvergnügen hervorruft, weil sie auch diesen Begriff mit den Abwehrhaltungen gegen den Kolonialismus geistig verbinden.

Kann man unbedenklich von ausländischen und im Lande selbst beheimateten Priestern sprechen, so muß man die Frage stellen, ob man unter den heutigen Umständen der Missionen ebenso sorglos eine Unterscheidung zwischen ausländischem und örtlichem „Klerus" machen darf. Der Klerus ist als Stand eine Einheit, die sich nach religiösen Lebensformen aufgliedert, die auch im Kanonischen Recht ihren Ausdruck finden. Aber die Unterscheidung nach rein geographischen bzw. herkunftmäßigen Gesichtspunkten ist eine für diesen Stand rein äußerliche Unterscheidung, deren dauernde Betonung das Zusammenwachsen der beiden Priestergruppen in der gemeinsamen Arbeit beim Aufbau neuer Kirchen erschweren kann. Noch weniger angebracht erscheint die Unterscheidung zwischen „Missionsklerus" und „lokalem Klerus" innerhalb der Mis-

sion, weil sie den im Lande geborenen Priestern die Auffassung nahelegt, sie seien nur ein „Hilfsklerus" oder bestenfalls nur für die Seelsorge der schon geformten Christengemeinden bestimmt. Noch im Beginn des 20. Jahrhunderts ließen tatsächlich die missionierenden Orden im allgemeinen die einheimischen Priester zu eigentlicher Missionsarbeit nicht zu. Aus der Geschichte der größten afrikanischen Missionsgesellschaft (Weiße Väter) berichtet der derzeitige Provinzial ihrer deutschen Provinz, P. Dr. Franz Gypkens, in seinem Buch „Schwarze Köpfe" (Main-Verlag, Frankfurt a. M. 1960): „Grundsätzlich sollten (damals) die afrikanischen Priester die Seelsorge der von den Weißen Vätern missionierten Gebiete übernehmen, sie sollten die Verwalter und Pfarrer sein, während sich die Weißen Väter nur als die Pioniere und Eroberer betrachteten." Heute besteht natürlich nicht mehr eine solche Ordnung, und Rom hat verschiedentlich erklärt, daß in den Gebieten der Mission alle Priester Missionspriester seien.

Das Bemühen um zahlreiche Priester in den jungen Kirchen

Über das stetige Wachstum der Zahl der Priester aus den Missionsländern, das als „wunderbar" bezeichnet wird, hat die Enzyklika *Princeps Pastorum* Zahlenangaben gemacht, auf die hier verwiesen werden darf (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 172). Die Agenzia Fides zählte in ihrer Ausgabe vom 8. 10. 60 allein für die Gebiete Asiens und Afrikas, die unter Jurisdiktion der Propaganda Fide stehen, 7369 dort geborene Priester, das sind 33,5 Prozent aller 21 915 Priester dieser Erdteile im gleichen Jurisdiktionsbereich. Die Priester in den kommunistisch besetzten Territorien sind hier nicht mitgerechnet. Die Zahl der autochthonen Bischöfe in Asien und Afrika (mit Ausschluß der unter roter Herrschaft stehenden Länder) wird zum gleichen Zeitpunkt mit 101 angegeben. Bis zum 1. Januar 1961 erhöht sie sich auf 106. Damit wird heute schon fast ein Drittel der Bistümer und Apostolischen Vikariate des genannten Bereiches von Bischöfen des eigenen Volkes geleitet. Prozentual steigt die Zahl der einheimischen Bischöfe schneller an als die Zahl der einheimischen Priester. Dieser Prozeß wird sich noch weiter beschleunigen, da innerkirchliche und politische Notwendigkeiten dazu drängen. Das Päpstliche Werk für den einheimischen Klerus unterstützte im Vorjahr 114 Priesterseminare in den Missionen, von denen 95 in Propaganda-Gebieten lagen. Alle diese Seminare zählten im gleichen Jahre 5316 Alumnen. Dasselbe Werk sorgte für 328 sogenannte Kleine Seminare, in denen zukünftige Priester den Gymnasialstudien obliegen. In diesen Schulen weilten 25 169 Schüler. In welcher Progression sich der Fortschritt hier vollzieht, zeigt ein Vergleich der Zahl der Alumnen und der Schüler mit denen des vorhergegangenen Jahres. Es ergibt sich ein Plus von 280 Alumnen und 1886 Angehörigen der Kleinen Seminare. Tatsächlich ist das Mehr nicht erheblich, wenn man bedenkt, daß es sich auf insgesamt 442 Bildungsstätten verteilt. Der Zugang von 2000 neuen Schülern stellt indes das genannte Päpstliche Werk vor sehr schwere Probleme. Es kann selbst diesem bescheidenen Rhythmus mit seinen Mitteln nicht folgen. Die Missionsträger verfügen auch nicht über die Finanzen, um wesentlich mehr für die Vorbildungsstätten zu geben, als sie es jetzt schon tun. Stellenweise versuchen deshalb die Seminarleiter, die Angehörigen der Schüler zu einer Beihilfe heranzuziehen. Das System hat sich z. B. in Kenia bewährt und auch erzieherisch gewirkt. Überall ist es aber in den Entwicklungsländern noch in keiner Weise anwendbar. Für die Seminarien gab das Päpstliche Werk im Vorjahr 6,2 Millionen Dollar aus (vgl. auch Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 540).

Im Schwarzen Afrika erscheint zur Zeit die schnelle Förderung der Heranbildung afrikanischer Priester besonders dringlich. Sie kann aber aus begreiflichen Gründen nicht forciert werden, um so weniger, als fast vier Fünftel der vorhandenen schwarzen Priester erst nach 1940 geweiht wurden. Es fehlt also an erfahrenen Führern des jungen Klerus. Zudem ist die Zahl der afrikanischen Priester in vielen Ländern doch noch sehr klein. Erst um das genannte Jahr 1940 herum hatte die Mehrzahl der afrikanischen Länder ihre ersten eigenen Priester, und es gibt heute noch einige wenige, die keinen besitzen. Zwar zählten die Kleinen Seminare Afrikas (im Amtsbereich der Propaganda Fide) 15 176 Schüler und 1633 Alumnen. Aber wie viele davon werden ihr Ziel erreichen? In „Les Missions Catholiques" (1, 1959) brachte Michel Robert eine Studie über die Zahl der afrikanischen Priester, über die man in den nächsten 15 Jahren verfügen könnte. Er ging dabei von der Zahl der Seminaristen des Jahres 1957 (1480 Alumnen und 8100 Gymnasiasten) aus. Nach einer Faustregel über die Beharrlichkeit dieser jungen Leute im Beruf berechnete er, daß von den Gymnasiasten nur 10 Prozent nach 7 Jahren Studien ins Seminar eintreten und daß von den Alumnen nach achtjähriger Vorbereitung nur 50 Prozent zum Priestertum gelangen. Unter Zugrundelegung dieser Abgänge errechnet Robert für 1973 im Schwarzen Afrika 2930 Priester. Läßt man bis dahin die ausländischen Priester arbeiten und dürfen sie nachher noch ihren schwarzen Amtsbrüdern helfen, so wird dies eine schöne Zahl sein. Geschieht dies nicht, so kann man sich vorstellen, welchen Schwierigkeiten die Kirche in den kommenden 14 Jahren in Afrika hinsichtlich Seelsorge und Mission begegnen wird! Auch ein heldenhaftes Bemühen um die zahlenmäßige Vermehrung des afrikanischen Klerus kann die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die außerkirchliche, profane Evolution in Afrika der innerkirchlichen weit voraus eilt. Die Kirche kann dafür kein Tadel treffen, da sie ihre Aufgabe nie verwirklichen könnte, wenn sie ihre Klerusvorbildung nun auch überstürzen würde. Sie muß alles tun, was vernünftigerweise getan werden kann, sich im übrigen aber der Vorsehung anheimgeben.

Um die geeignete Vorbildung

Das zweite große Anliegen der Gebetsmeinung ist die den heutigen Bedürfnissen angepaßte solide Vorbildung der einheimischen Priester. Es ist über dieses Thema seit Jahrzehnten vieles und wertvolles gesagt und geschrieben worden, oft zu einer Zeit, wo man nicht ganz ahnen konnte, vor welche Probleme sich die Priester Asiens und Afrikas heute gestellt sehen. Die Mission hat es dankbar begrüßt, daß die Enzyklika *Princeps Pastorum* autoritativ den Fragenkreis unter dem Gesichtswinkel der Notwendigkeiten der Stunde angriff. Kein Missionar wird heute, wo die Priester der farbigen Rasse beschleunigt die Leitung der Missionen übernehmen müssen, in Zweifel setzen, daß ihre Ausbildung auf religiös-aszetischem wie auf intellektuellem Gebiete absolut zur Höhe der Ausbildung in den altchristlichen Ländern des Westens geführt werden muß. Die Fähigkeit der Angehörigen der farbigen Rassen zur Aufnahme solcher Bildung wird

heute, wo die Beweise an den kirchlichen Studienanstalten in den Missionen und in Rom in Hülle und Fülle vorliegen, auch nicht mehr ernstlich bestritten. Wie bei uns gibt es in den Seminarien der Missionen neben einer großen Zahl von Durchschnittsbegabungen auch hervorragend begabte Menschen. Wenn die Talente nicht immer gleich zur Entfaltung kommen, kann man sich darüber vor allem bei solchen Schülern nicht wundern, deren Eltern noch in einfachsten Kulturverhältnissen leben und denen die vielfältigen Anregungen von außen fehlen, in denen unsere Seminaristen von Kindheit an aufwachsen. Das lange Studium ist natürlich für junge Menschen, denen die Freiheit des Buschlebens im Blute steckt, hart, aber sie bringen aus ihrem einfachen Leben auch die Härte mit, die Schwierigkeiten zu meistern. Im übrigen stammen durchaus nicht alle Seminaristen aus dem Busch. Eine solche generelle Vorstellung gehört zwar zu den Elementen des volkstümlichen abendländischen Missionsbildes von einst, entspricht aber nicht der Wirklichkeit. Bei Hochkulturvölkern mit verbreiteter Schulbildung bringen die Seminaristen die gleichen Voraussetzungen zum Studium mit wie unsere Gymnasiasten. Die Seminarerziehung kann nicht gekürzt werden, wenn die zukünftigen Priester den gleichen Bildungsstand haben sollen wie Tausende ihrer Altersgenossen, die sich heute in den Entwicklungsländern zum höheren Studium drängen. Sie kann auch deshalb nicht gekürzt werden, weil die jungen Priester in der Zeit eines ungeheueren geistigen, sozialen und kulturellen Umbruchs nur mit allerbester Vorbereitung Führer ihres Volkes auf religiös-sittlichem Gebiet sein können.

„Zweifellos muß aber die Ausbildung des Klerus jeweils den besonderen Verhältnissen angepaßt werden, die in den verschiedenen Ländern und bei den verschiedenen Völkern gegeben sind" (*Princeps Pastorum*). Hier wird das schwere und vielgestaltige Problem der Anpassung berührt, das gerade die Missionsseminarien heute beschäftigt. Wie sehr man mit diesem Problem ringt, zeigt das überaus lesenswerte Werk von P. Dr. Adelrich Morant OSB „Die philosophisch-theologische Bildung in den Priesterseminarien Schwarz-Afrikas" (Schöneck-Beckenried, Schweiz, 1959), das eigene Erfahrungen des Autors bei der Seminarerziehung in Kamerun mit den Erfahrungen von 29 afrikanischen Seminarien zu einer wissenschaftlich durchformten Gesamtschau vereint und eine Fülle praktischer Vorschläge macht. Es bedarf also nicht eines Alarmrufes, wie ihn jüngst ein europäischer Priester-Ethnologe ausstieß, der in der Stimmung des „Kehre wieder, Afrika" von einer Besuchsreise nach Afrika zurückkam und mit Vehemenz die Seminarerziehung als absolut europäistisch anprangerte. Die Ethnologen haben einen geschärften Blick für die Urwerte dieser Völker, die in die neue Lebensordnung unbedingt hinübergerettet werden müßten. Es ist auch Tatsache, daß die europäischen Priesterbildner in Afrika bisher durchweg zu wenig ethnologisch geschult waren. Aber anderseits gestaltet sich das neue Afrika gewiß nicht nach den Wünschen der Ethnologen. Die Kirche muß den Gegebenheiten auch in der Priesterbildung Rechnung tragen. Westliches und afrikanisches Denken ringen hier miteinander, und die Entwicklung geht irgendwie in Richtung einer Synthese beider Strömungen. Wie alle Pläne von Missionaren zunichte wurden, neubekehrte afrikanische Stämme von der Umwelt der eindringenden technischen Zivilisation abzuschirmen, so kann auch nicht der Versuch Erfolg haben, die Seminarien zu einer Art Naturschutzpark zu machen, in dem die Übernatur auf eine Lebens- und Gesellschaftsordnung aufgepfropft wird, die die Seminaristen beim Verlassen des Studienhauses nicht mehr vorfinden.

Die Anpassungsfrage

Bei Beurteilung der Anpassungsfrage in den Seminarien muß man, um zu einem gerechten Urteil zu kommen, sich folgendes vor Augen halten: Vor allem in den Ländern einfacher Kulturstufe ist der Organismus der jungen Seminaristen den Anforderungen der Seminarordnung besonders auf geistigem Gebiete nur gewachsen, wenn man bei aller Angleichung an örtliche Verhältnisse in Nahrung, Kleidung und Wohnung eine gewisse Angleichung an abendländische Verhältnisse vornimmt. Was das Bildungsgut der Seminaristen anbetrifft, so muß man zuerst in Rechnung setzen, daß bisher die Seminaristen selbst eine weitgehend abendländische Bildung wollten. Würde man sie ihnen verweigert haben, so hätten sie darin den Versuch gesehen, sie kulturell niederzuhalten und aus ihnen einen Klerus zweiter Klasse zu formen. Da ferner die Mission im Anfang immer im Kulturgewand der missionierenden Kirche auftritt, konnten die Missionare bei der Priesterbildung dem Unterricht zunächst keine Lehrbücher zugrunde legen, die im Geiste vollendeter Anpassung geschrieben waren. Auch sie selbst waren entweder bei allem Bemühen nicht tief genug in die örtliche Geistesartung und Geisteswelt eingedrungen, um den Lehrstoff wirklich anpassen zu können, oder sie waren von der Größe des Problems nicht wirklich ergriffen, weil sie meinten, die europäisch-westliche Kultur werde Weltkultur werden. Erst mit wachsender zeitlicher Dauer der Missionierung kann überhaupt eine solche Anpassung Gestalt annehmen, und hier ist es zu bedauern, daß unter dem Einfluß des Europäismus in den Hochkulturländern des Ostens eine notwendige Akkommodation trotz verschiedener Ansätze nicht systematisch durchgeführt wurde.

Anderseits setzen die kirchlichen Forderungen hinsichtlich des Inhalts der philosophisch-theologischen Bildung und der Form seiner Übermittlung (lateinische Sprache und entsprechende Begriffswelt) einer radikalen Anpassung unübersehbare Grenzen. Die Frage, ob dem theologischen Unterricht eine andere Philosophie als die des hl. Thomas zugrunde gelegt werden könnte, kommt trotzdem nicht zur Ruhe. Unter den Theologen gibt es hier drei Richtungen. Die eine bejaht, die andere verneint diese Möglichkeit. Eine dritte Richtung sieht die Lösung in der Bereicherung der von der Kirche geschützten Philosophie durch wertvolle Elemente anderer Kulturen. Sie betrachtet mit der Enzyklika *Humani Generis* (1950) die Grundprinzipien dieser von der Kirche selbst bei der Definition ihrer Dogmen verwendeten Philosophie als unantastbares Geistesgut der Gesamtmenschheit, dessen Verständnis für Menschen aller Kulturen offengelegt werden kann, läßt aber eine weite Möglichkeit für eine Weiterentwicklung dieser Philosophie in anderen Kulturen zu, dementsprechend auch die Bildung neuer theologischer „Schulen". Auf das vielschichtige Problem kann hier nicht näher eingegangen werden. Noch jüngst ist es in einem sehr lesenswerten großen Aufsatz (Roberto Masi, Lo sviluppo della teologia nei Paesi di Missione, „Osservatore Romano", 16. 12. und 21. 12. 60) behandelt worden. Auf jeden Fall können diese Probleme, bevor sie klar gelöst sind, nicht in den Handbüchern der Missionsländer die Grundlage zu selbständigen Neugestaltungen

bilden. Eine andere Frage ist, ob die noch fast ausschließlich in den Missionen verwendeten europäischen Handbücher inhaltlich nicht stärker den Bedürfnissen der Missionen angepaßt werden müssen. Bisher war ihre Verständlichmachung fast ausschließlich dem Einfühlungsvermögen der Professoren überlassen, wenn man von einigen Werken absieht, zu deren besten die Fundamentaltheologie und die dreibändige Dogmatik des deutschen Franziskaners Maurus Heinrichs gehören, die eine erste Anpassung für den chinesischen Kulturraum versuchten.

Bei ihrem Widerstand gegen eine radikale Anpassung wird die Kirche auf diesem Gebiete auch von dem Verlangen getragen, beim jungen Klerus der Missionsländer die geistige Verbindung mit dem Gesamtleben der Kirche nicht gefährlich zu lockern und ihm das Verständnis für die kirchliche Überlieferung (in weitestem Sinne genommen) zu sichern. Er kann sonst die ersehnten Beiträge zur religiösen Weiterentwicklung der Gesamtkirche im Sinne jenes „Gebens und Nehmens" der alten und jungen Kirchen nicht leisten, die Pius XII. als das Kennzeichen der Beziehungen der Einzelkirchen in der neuen Epoche der Kirchengeschichte bezeichnete. Keinesfalls aber dürfen die Seminaristen ihrer angestammten Kulturwelt entfremdet werden. Diese von hervorragenden Missionaren westlicher Herkunft immer wieder hervorgehobene Gefahr ist so groß, daß die Enzyklika *Princeps Pastorum* erneut darauf hinweisen wollte. Die Seminaristen müssen auch ihre Muttersprache so gut beherrschen, daß sie an ihrer Weiterbildung entsprechend den Erfordernissen der kulturellen Entwicklung ihrer Länder in Wort und Schrift mitwirken können. Sie leisten damit auch der Glaubensverkündigung einen unersetzlichen Dienst. Ethnologische und religionswissenschaftliche Vorlesungen sollten ebenfalls nicht fehlen. In den allermeisten Seminarien Indiens hat man inzwischen Kurse über indische Philosophie aufgenommen. Die zu wissenschaftlicher Arbeit qualifizierten Priester gehen heute teilweise nach der Priesterweihe zur Fortsetzung ihrer Studien in die Ewige Stadt, teilweise erwerben sie an Päpstlichen Fakultäten der Missionsländer akademische Grade. Die Einrichtung solcher Stätten für höhere theologische Bildung ist heute vor allem in Afrika eine absolute Notwendigkeit, wo bisher nur im Kongo („Lovanium") eine solche Bildungsstätte geschaffen wurde.

Die Schicht dieser hochgebildeten Priester wird ihren Beitrag dazu leisten, daß man in den Seminarien von der bloßen „Handbuch-Theologie" abkommt, daß die freilich unerläßlich bleibenden Handbücher eine eigene kulturelle Note erhalten, daß schließlich die theologische Akkommodation wenigstens vorbereitet wird. Diese Aufgabe kann allerdings nur von Priestern in Angriff genommen werden, die das geistige Erbe der abend- und morgenländischen Kirche voll beherrschen. Der chinesische, indische, afrikanische usw. „Thomas von Aquin" wird von den Anhängern einer umfassenden Akkommodation ersehnt. Aber es ist vielleicht noch verfrüht, um solche theologischen Genies zu beten, denn die Kulturen der Missionsländer sind in einem Umformungsprozeß begriffen, dessen Endgestalt noch nicht abzusehen ist, und nach einer mehrhundertjährigen Periode europäistisch gefärbter Missionsarbeit kommen die jungen Kirchen noch nicht zur rechten Klarheit über Notwendigkeit und Umfang einer wirklichen Akkommodation. Der mehr den unmittelbaren Forderungen des christlichen Lebens dienenden Anpassung und zugleich den Aufgaben einer wirksamen Seelsorge- und Missionsarbeit sollen nach dem Willen der Enzyklika *Princeps Pastorum* Bildungszentren dienen, die für in- und ausländische Priester, eventuell unter Zusammenfassung der Kräfte mehrerer kirchlicher Gebiete, der Möglichkeit eines umfassenden Ideen- und Erfahrungsaustausches dienen.

In der praktischen Akkommodation wird man ein gutes Stück weiterkommen, wenn die Mahnungen der Enzyklika *Princeps Pastorum* befolgt werden, die Seminaristen nicht in Ausbildungsstätten zu erziehen, die von ihrer sozialen Umwelt zu sehr abgesondert sind, und den Seminarunterricht nach Möglichkeit jetzt schon Priestern anzuvertrauen, „die sich durch ihre Tugend und ihre pädagogische Fähigkeit dazu eignen, ihren Landsleuten auf dem Wege zum Priestertum Lehrer und Führer zu priesterlicher Vollkommenheit zu sein". Ein weiteres Mittel, die Akkommodation zu beschleunigen, ist nach dem Willen der Enzyklika, daß man die Priester zur Verantwortung und Initiative erzieht und „sie nach Maßgabe der Klugheit in den Genuß der erlaubten Freiheit des Denkens und Handelns kommen läßt". Die größte Gefahr für den Mißbrauch dieser Freiheit sind heute, vor allem in Afrika, die politischen Leidenschaften eines überhitzten Nationalismus und das Aufleben des Tribalismus, die auch in die Stille und den Frieden der Seminarien einzudringen suchen und unter dem jungen Klerus um Gefolgschaft werben. Das wirksame Gegenmittel gegen diese Gefahr ist die Erziehung der Priesterkandidaten zu einem weltkirchlichen Denken, das eine gründliche Kenntnis der Angelegenheiten, Verhältnisse und Bedürfnisse der Gesamtkirche bedingt und von der Liebe zur Gesamtheit der Christgläubigen geleitet und getragen wird. Denn „auf dieser Liebe gründet die Kirche Gottes, und um ihretwillen heißt sie in Wahrheit ‚katholisch'" *(Princeps Pastorum).*

Der Hunger in der Welt: Hilfe der österreichischen Katholiken für Korea, Indonesien, Afrika und Indien

Im Jahre 1958 rief die Katholische Frauenbewegung Österreichs erstmalig zu einem „Familienfasttag" in der Fastenzeit auf (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 533), um in einer Gesellschaft wachsenden Wohlstandes und materieller Interessen die Christen auf die Not der unterentwickelten Länder aufmerksam zu machen und zu einem fühlbaren Opfer zugunsten dieser Länder zu veranlassen. Die dadurch ermöglichte Hilfe sollte eine strukturelle Hilfe sein, d. h., es sollten nicht einfach Lebensmittel und Kleider verteilt, sondern dauernde Einrichtungen geschaffen werden, welche die soziale und wirtschaftliche Struktur des Landes verbessern. Die Hilfe sollte ferner einer großen Aktion zugewendet werden. Die Wahl fiel auf Korea (Südkorea).

Die Aktion erbrachte 1958 2,8 Mill. Schilling, 1959 4,3 Mill., 1960 6,9 Mill., also insgesamt 14 Mill. 1961 wird die Aktion zum vierten Male durchgeführt werden (am 24. Februar).

Über die Verwendung der Gelder 1958 und 1959 wurde bereits berichtet (Bau bzw. Ausbau von Spitälern und Waisenhäusern und Betreuung eines Lepradorfes, in welchem drei österreichische Krankenschwestern tätig sind).

Mit den Geldern von 1960 wurde folgendes geschaffen: in Pusan eine Siedlung von 50 Einfamilienhäusern für Flüchtlinge aus Nordkorea; ebenfalls in Pusan wurde das 1959 begonnene Waisenhaus fertiggestellt; in Söul ein Heim für Kriegerwitwen (des Krieges 1950/53) samt Schnei-

der- und Strickerwerkstätte; in Taegu wurde das Altersheim erweitert und der 1959 begonnene Spitalbau fortgesetzt; in Chonju ein Spital (erster Bauabschnitt); ein weiteres Lepradorf wurde medizinisch betreut und wirtschaftlich gefördert.
Ferner wurden Gelder zur Ausbildung von Fachkräften in Korea und Europa aufgewendet. In Österreich studieren gegenwärtig 22 Koreaner mit Stipendien dieser Aktion (und anderen Geldern). Im Gefolge dieser Aktionen konnten Kontakte zwischen koreanischen Waisenhäusern und österreichischen Jugendgruppen sowie zwischen koreanischen und österreichischen Pfarren hergestellt werden.
Für 1961 ist geplant:
1. *Wirtschaftliche* Hilfe: in Chonju der Ankauf eines bisher nicht bebauten Grundstückes und die Ansiedlung von 25 Familien sowie die Errichtung eines landwirtschaftlichen Musterbetriebes; in Pohang die Errichtung einer Fischereigenossenschaft und ihre Ausstattung mit seetüchtigen Booten, modernen Geräten und einer Konservierungsanlage; in Taegu die Übernahme der Lohn- und Gehaltskosten zur Inbetriebnahme einer Druckerei.
2. Hilfe zur Verbesserung der *Gesundheit:* Innenausstattung des Spitals von Taegu; Erweiterung des Spitals in Söul; Fertigstellung des Spitals in Chonju (1960 begonnen); Erweiterung des 1960 fertiggestellten Waisenhauses in Pusan und Errichtung eines Ambulatoriums zur Betreuung des Armenviertels, in welchem sich das Waisenhaus befindet; Betreuung von sechs weiteren Lepradörfern in der Umgebung von Taegu.
3. Hilfe für *fachliche* Ausbildung: Lehrwerkstätten in Söul und Taejon; weitere Stipendien für koreanische Studenten in Europa (zu den bisherigen 30).
Der „Familienfasttag" ist aber nicht die einzige Aktion der österreichischen Katholiken für die unterentwickelten Länder.
Die Katholische Männerbewegung hat, wie berichtet, die Aktion Flores unternommen. Diese ist nun abgeschlossen und hat 2,5 Mill. Schilling erbracht. Die Gelder wurden für den Ausbau von Spitälern verwendet.
Die Katholische Landjugend Österreichs hat im vergangenen Jahr 1,1 Mill. Schilling gesammelt, um in der Diözese Karema in Tanganjika ein Ausbildungszentrum für Katechisten („Katechisten-Dorf") zu errichten. Das Projekt umfaßt das eigentliche Schulgebäude und vierzig Häuser, in welchen die Katechisten mit ihren Familien — es werden nur verheiratete Männer aufgenommen — während ihrer zweijährigen Ausbildung wohnen werden. Für dieses Dorf, das auch eine Landwirtschaft haben wird, werden vier Österreicher nach Karema gehen, zwei Burschen als Fachkräfte für Landwirtschaft und Handwerk, eine Krankenschwester und eine Hauswirtschaftslehrerin, welche für die Frauen der Katechisten entsprechende Kurse halten werden.
Die Katholische Jungschar hat mit ihrer „Sternsingeraktion" zu Dreikönig 1960 nicht weniger als 3,8 Mill. Schilling gesammelt. Als sie 1955 damit begann, konnte sie bloß 42 000 Schilling zusammenbekommen. 1956 waren es schon 139 000.—, 1957 449 000.—, 1958 1,2 Mill., 1959 2,7 Mill., zusammen 8,35 Mill. Die Summen wurden hauptsächlich zum Ankauf von Fahrzeugen, unter anderem für ein Schiff auf dem Tschuapa im Kongo, das ca. 1 Mill. Schilling kostet und bald fertig sein wird, und zum Teil für Kirchen, Priesterseminarien, Schulen und Spitäler sowie für Katechisten- und Lehrergehälter und für Studenten, die in Europa studieren, verwendet (insgesamt für 100 verschiedene Missionsstationen). Für 1961 ist eine zusammengefaßte Hilfe für Kerala (Südindien) geplant: in zwei Städten je ein Waisenhaus in Verbindung mit einer technischen Schule und Kleinindustrie.
Von diesen strukturellen Hilfen sind die Aktionen der Caritas zu unterscheiden, die wesentlich Notstands- und Katastrophenhilfen waren. Auch hierüber liegen noch keine vollständigen Angaben vor, da jede Diözese selbständig handelt. Über die Zentralstelle gingen 600 000 Schilling (u. a. für Chile, Algerien, Tibet, Mexiko), die Wiener Caritas brachte 850 000 Schilling auf (für Marokko, Agadir im besonderen, Kongo, Japan).
Ferner haben die österreichischen Bischöfe in ihren Diözesen gesonderte Aktionen durchgeführt. Bischof Rusch hat in Tirol und Vorarlberg eine Million Schilling für Indien gesammelt, Bischof Laszlo im Burgenland 600 000 Schilling. Die Zahlen aus den anderen Diözesen liegen noch nicht vor, werden sich aber in ähnlicher Höhe (zum Teil höher, da es sich um größere Diözesen handelt) bewegen.

Ökumenische Nachrichten

Mißklänge zur Weltgebetsoktav für die Wiedervereinigung

Zum erstenmal seit vielen Jahren wird die Weltgebetsoktav für die Wiedervereinigung der Christen von der „Evangelischen Kirche in Deutschland" (EKD) nicht in der 3. Januarwoche, sondern in der kommenden Pfingstwoche gehalten. Anlaß dazu gab eine Empfehlung der „Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Deutschland", die die EKD mit den Freikirchen vereint. Nach einer Auskunft des Kirchenpräsidenten D. Martin Niemöller habe das Zusammentreffen der evangelischen Gebetswoche mit der katholischen Gebetsoktav vom 18.—25. Januar „fast nirgends zu evangelisch-katholischen Berührungen geführt". Es sei also nicht richtig, wenn katholischerseits behauptet werde, die EKD habe „achtzehn Jahre Gemeinsamkeit beendet". Maßgebend für die Terminänderung sei lediglich die Tatsache gewesen, daß die Evangelische Allianz, die erste ökumenische Vereinigung evangelischer Christen, seit über hundert Jahren ihre Gebetswoche in der ersten Januarwoche begehe. Dieses nahe Nebeneinander sei in den Gemeinden als störend empfunden worden.

„Realistisches Beten"

Der Weltrat der Kirchen bzw. die für die Durchführung der Genfer Weltgebetsoktav zuständige Kommission „für Glaube und Kirchenverfassung" (Faith and Order) hat jedoch an dem seit 1920 übernommenen Termin vom 18. bis 25. Januar festgehalten. Während im vergangenen Jahr das Thema für dieses gemeinschaftliche Beten „Die Ortsgemeinde als ökumenischer Mikrokosmos" war und als Text der 1. Korintherbrief Kapitel 12 zugrunde gelegt wurde, freilich ohne die dogmatischen Präzisionen des Apostels Paulus über das gemeinsame apostolische Hirtenamt zu übernehmen (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 168), wurde für dieses Jahr das Generalthema der 3. Vollversammlung des Weltrates der Kirchen gewählt: „Ich bin das Licht der Welt." Der Sekretär der Kommission „Faith and Order", Dr. Keith R. Bridstone, hat in seinem Begleitschreiben zu den Texten für die Gebetsoktav zum „realistischen Beten" aufgefordert: „Wir müs-

sen uns mit den harten Realitäten der unvereinbaren Differenzen auseinandersetzen, die die Kirchen im Glauben und in der Verfassung trennen ... Wenn dieser dogmatische Realismus und diese Integrität in unserem Gebet nicht vorhanden sind, wird es bald zur schwachen und geschmacklosen Sentimentalität ... So paradox es scheint, selbst dann bleibt das Gebet gemeinsam, wenn es verschiedenartige Ziele verfolgt und von verschiedenartigen Voraussetzungen ausgeht."

Eine Durchsicht der Texte, die für die verschiedenen „Kirchen" auf verschiedene Tage verteilt sind, gibt einen Eindruck davon, was hier unter Realismus verstanden wird. Am 1. Tag mit dem Anliegen „Die Einheit aller Christen" wird als Lesung Johannes 1, 1—14 zugrunde gelegt. In der anschließenden Meditation heißt es dann u. a.: „Die neue kirchengeschichtliche Situation, in welche die Kirche hineingerufen wird, ist ein Zeichen dafür, daß sie Leben aus Christus hat. Unsere Furcht vor Veränderung und Erneuerung des Lebens sowie unser Festhalten an äußeren vertrauten Formen um der Sicherheit willen sind Zeichen für die Knechtschaft des Todes ..." Mit dieser sicher weithin richtigen Unterstellung sind aber alle die schwerwiegenden dogmatischen Hemmungen etwa der Lutheraner oder gewisser anglikanischer Kreise gegen den protestantischen Unionismus nicht berührt, als ob es sie nicht gäbe und nur menschliches Sicherheitsbedürfnis die volle Einigung hinderte.

Rom und Golgatha

Sehr merkwürdig ist am 3. Tag die Behandlung des Anliegens: „Die Römisch-katholische Kirche." Als Schriftlesung dient ein Abschnitt aus der scharfen Auseinandersetzung Jesu mit dem Judaismus, die sich zu dem Vorwurf steigerte, der Vater der Juden sei der Teufel. Man beschränkt sich aber auf diese Verse Joh. 8, 12 und 25—30. Die Meditation weist darauf hin, daß der Weg zur Einheit nur durch das Kreuz führt, und die abschließende Oration lautet: „O Gott, lehre uns, den auferstandenen Herrn zu bekennen. Bewahre uns vor der Versuchung, Golgatha immer wieder zu umgehen. Wir glauben, daß das Kreuzesopfer deines Sohnes allein der vollkommene Preis für das Heil der Welt ist. Darum hilf uns, es dankbar anzunehmen in Jesus Christus, unserem Herrn. Amen." Da diese Versuchung, Golgatha zu umgehen und das Kreuzesopfer nicht allein für die Erlösung der Welt genügen zu lassen, nur bei der römisch-katholischen Kirche Erwähnung findet, muß angenommen werden, die Millionen Beter sollen darin unterwiesen werden, daß diese allen Christen eigentümliche Versuchung eine römisch-katholische Spezialität sei, die sie an der Vereinigung mit den anderen Christen hindere. Ein eigentümlicher Realismus, der an allen Problemen primitiv vorbeigeht und das innerste Geheimnis der katholischen Liturgie, das eine Kreuzesopfer, verkennt. Und das nach dem Eucharistischen Weltkongreß in München!

Am 5. Tage wird in der Meditation den Lutheranern und Reformierten vorgehalten: „Es ist nicht Aufgabe der Kirche, sich in ständiger Unruhe nur um das Heil ihrer Glieder zu sorgen, sondern sie soll an ihre Sendung denken, die der ganzen Welt gilt. Die Ökumenische Bewegung ist nicht deshalb so bedeutungsvoll, weil Einheit eine verwaltungsmäßige Vereinfachung bedeutet oder weil sie das Gewissen der Christen beruhigt, sondern weil Gott seiner Kirche die Rettung der ganzen Welt anvertraut hat."

Noch schärfer werden die Freikirchen angefaßt, denen es, wenn man der Meditation glauben soll, vor allem an der gegenseitigen Liebe fehlt.

Kardinal Bea, Leiter des Sekretariats zur Förderung der Einheit der Christen, warnte zur Gebetsoktav die Katholiken vor einer mit Kompromißlosigkeit in Lehrfragen verbundenen „Verhärtung der Herzen". Man dürfe „das außerordentlich Gute" bei den getrennten Christen nicht abstreiten oder sich zum Richter über ihre Verantwortung machen. Die geschichtlichen Tatsachen seien so komplex, daß sie sich einem rein menschlichen Urteil entziehen.

Evangelische Kirche gegen Flucht aus der Sowjetzone

Zum Jahresende 1960 erließ die Synode der Evangelischen Kirche der Union, die außer den Landeskirchen von Rheinland, von Westfalen und Berlin auch die Landeskirchen der Sowjetzone umfaßt, nach langwierigen ernsten Beratungen eine alarmierende Kanzelerklärung „an die Christen in der DDR". Sie beginnt mit Dank gegen Gott, „daß wir in beiden Teilen unseres Landes unter seiner Herrschaft stehen ... und daß er so viele Menschen bereit gemacht hat, in der DDR zu bleiben ... Wir sehen aber auch mit Sorgen, wie viele die DDR verlassen haben oder nur widerwillig in ihr bleiben". Die Synode kenne die Gründe der Bedrängnis und habe sich an die Regierung gewandt. Den Gemeinden aber wird mit Worten der Heiligen Schrift, die an die Kreuzesnachfolge erinnern, zugerufen:

„Auch in der DDR stehen alle Menschen, die mächtigen und die ohnmächtigen, in der Hand des Auferstandenen ... Wer sich durch Menschengewalt oder Furcht vor Menschen, durch eigene Wünsche oder Sorgen von dem lebendigen Gott wegdrängen läßt, sehe zu, daß er nicht ins Verderben gehe.

Auch in der DDR will Gott alle die überreich segnen, die sein Urteil auf Golgatha als ihr alleiniges Heil annehmen und darum, wenn es sein muß, in Verzicht und Leiden dem Gekreuzigten willig nachfolgen. Wer meint, Gott müsse ihm ein gutes Leben garantieren, und wer die Last seines Lebens nur mit Murren trägt oder eigenmächtig abschüttelt, geht von seinem Erretter weg.

Auch in der DDR, wo man in der Kirche so vieles zerbricht, schenkt uns der Herr die Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern, die miteinander beten, sich gegenseitig helfen und zusammen Gott preisen. Wer diese Gemeinschaft im Namen Jesu Christi geringachtet, sie nicht täglich sucht oder gar verläßt, behält ein leeres Herz und bleibt allein.

Auch in der DDR hat Gott einem jeden von uns an seinem Arbeitsplatz Menschen zur Seite gestellt, denen wir dienen sollen und an die wir gebunden sind. Wer dagegen in die Sorge um sich selbst und seine Familie versinkt und darum ohne Rücksicht über seine Mitmenschen hinweggeht oder sie verläßt, verleugnet die Liebe.

Auch in der DDR hat uns Gott zu Trägern seines Lichtes gemacht und zu Boten seiner Wahrheit berufen, damit durch unser Wort und Leben viele Menschen zu Gott kommen. Wer diesen Auftrag nicht annimmt oder sich ihm entzieht, wird Gott nicht entrinnen."

Anschließend werden an alle Betroffenen Bitten und Mahnungen gerichtet: „An die Pfarrer, Katecheten und alle anderen kirchlichen Amtsträger: Gott wird euer Bleiben segnen. Ihr macht euch schuldig vor Gott, wenn ihr euren Dienst hier nicht treu verseht oder ihn eigenmächtig

verlaßt...“ Ärzte, Lehrer, Professoren, auch die Werktätigen werden ermahnt, ihren Posten nicht zu räumen. Die Eltern sollen ihre Familien nicht durch Weggabe der Kinder in die Bundesrepublik ohne äußerste Not zerreißen. Alle mögen bedenken, daß sie durch ihren Weggang andere in Versuchung bringen, an Christus und seiner Gemeinde irre zu werden.

„Einer neuen Form von Kirche entgegen“

Über die zugrunde liegenden Vorgänge, zu denen auch die bis vor staatliche Gerichte getragenen Disziplinarfälle eigenmächtig geflohener Pfarrer gehören, unterrichten zwei Dokumentationen, die eine unter dem Titel „Christliche Existenz in der DDR“ im „Informationsblatt der niederdeutschen lutherischen Landeskirchen“ (2. Novemberheft 1960, S. 356 f.), die andere „Pfarrerflucht aus Mitteldeutschland“ im „Deutschen Pfarrerblatt“ (1. Dezember 1960, S. 576 f.). Die erste Dokumentation beginnt mit einem Lagebericht, den der neue Vorsitzende der kirchlichen Ostkonferenz, Bischof D. Krummacher, vor der Landessynode der Evangelischen Kirche in Pommern gegeben hat. Darin heißt es, an 40 Orten des (sehr zusammengeschmolzenen) Kirchengebietes von Pommern könne keine geordnete Christenlehre mehr erteilt werden, und zwar an zwölf Orten aus Mangel an Katecheten, an 28 Orten aus Mangel an kirchlichen Räumen. „Wir gehen einer neuen Form von Kirche entgegen, deren Gestalt wir noch nicht kennen, in der es aber heute schon des persönlichen Entschlusses und Bekenntnisses bedarf, wenn man seine Kinder taufen und konfirmieren, wenn man sich kirchlich trauen und seine Verstorbenen christlich begraben läßt...“

Was die Jugendweihen betrifft, bleibe es bei dem Nein der Kirche, aber die Zeit zu einer Neuordnung der Konfirmation sei noch nicht gekommen, und keine Gliedkirche solle sich durch vorzeitige Schritte aus der Gesamtkirche lösen. Der Strukturwandel in der Landwirtschaft mit der Vollsozialisierung gefährde die Menschen auch seelisch, aber „die Kirche blickt vorwärts und sieht es heute als ihre Aufgabe an, unseren Bauern immer wieder sagen zu müssen, daß der Acker auch bei großen gesellschaftlichen Veränderungen dennoch immer Gottes Acker bleibt... und wir es Gott schuldig sind, für die Einbringung der Ernte zu sorgen“. Zur Frage des politischen Gehorsams erklärte der Bischof: „Es ist unserer Kirche offenbar bisher noch nicht gegeben, vor Christen und Nichtchristen und auch vor den Männern des Staates ganz verständlich zu machen, daß hier eine ganz schmale, haarscharfe Grenze verläuft zwischen dem Ja eines Christen zu dieser Welt, zum Beruf und zur Arbeit in einer sozialistischen Gesellschaft, auch zwischen dem Ja zur Obrigkeit nach Römer 13 und auf der anderen Seite dem Nein, von dem es Apostelgeschichte 5 heißt: ‚Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen‘...“ Im Miteinander und im Gegenüber eines sozialistischen Staates und einer Kirche, die in der Nachfolge Christi stehen wolle, gehe es nicht um ein mehr oder weniger freundliches politisches Verständnis für den sozialistischen Gesellschaftsaufbau: „Die Kirche Christi kann keinem Staat, weder im Osten noch im Westen, bescheinigen, daß sein Handeln und Tun, seine Gesellschaftsordnung und seine weltpolitischen Pläne dem christlichen Glauben entsprechen. Denn die Zeit, in der die christliche Kirche das politische Handeln vielfach mit einem christlichen Mantel verbrämte, sollte doch für Christen und Nichtchristen zu Ende sein.“ Zur Fluchtbewegung nahm er eine ähnliche Stellung ein, wie sie dann von der Synode beschlossen worden ist.

Um die Bauernflucht

Zu der besonderen Frage der Bauernflucht veröffentlicht das „Informationsblatt“ eine Statistik, aus der hervorgeht, daß von den 2 479 567 mitteldeutschen Flüchtlingen, die von 1949 bis 1960 die Sowjetzone über die Notaufnahmelager verlassen haben, rund 178 200 aus der Landwirtschaft herkommen und davon wieder 22,9 v. H. Selbständige. Für 1959 wurden in der ersten Jahreshälfte 918 selbständige Bauern als flüchtig gezählt, für 1960 in dem gleichen Halbjahr bereits 2715.

Zur kirchlichen Lage der Dorfgemeinden nach der Kollektivierung schreibt ein mitteldeutscher Pfarrer, daß man die Auswirkungen noch nicht übersehen könne und daß man sie noch nicht verarbeitet habe. Man dürfe sich vor allem nicht der Illusion hingeben, die Sozialisierung könnte wieder rückgängig gemacht werden. Wichtiger als die organisatorischen Veränderungen sei für die künftige Seelsorge das gemeinsame Leben oder, wie Ulbricht es nennt, das sozialistische Leben. Die besondere Schwierigkeit für alle Betroffenen liege darin, daß rein wirtschaftliche Maßnahmen mit der ganzen Last einer atheistischen Weltanschauung befrachtet werden: „Unsere Kirche und wir Pastoren haben der ganzen Entwicklung in unsern Dörfern verhältnismäßig hilflos gegenüberstehen müssen.“ Die Kirchenleitungen hätten den Staat auf das Unmenschliche seines Vorgehens deutlich genug hingewiesen, aber man habe dann auch gesehen, daß, bei allem Leid bis zur Verzweiflung, manche Bauern nach Überwindung des ersten Schocks sich auf die neue Lage eingestellt haben, die einen aus echter Verantwortung für Grund und Boden und für die Ernährung des Volkes, die anderen, um unter veränderten Umständen ihr Schäfchen ins trockene zu bringen. „An ein Überleben im Blick auf eine kommende Wiedervereinigung denken unsere Gemeindeglieder heute weniger. Da haben sie nur noch wenig Hoffnung... Daß hier der letzte Grund ihres Lebens in Frage gestellt wird, ist ihnen über all den Aufgaben des Tages nicht deutlich geworden. So ist es in unseren Dörfern nicht etwa zu einer großen Bewegung hin zum Worte Gottes gekommen. Es hat auch diesmal Pastoren gegeben, die ihren Segen den staatlichen Maßnahmen gaben und z. T. in einer geradezu beschämenden Weise Bibelworte dafür mißbrauchten.“

In der Darstellung überwiegt der Eindruck, daß Kirche und Pfarrer der geistlichen Bewältigung der Lage hilflos gegenüberstehen, besonders wenn sie um Rat angegangen werden, ob sich ein Bauer zum Amt eines Brigadeführers freiwillig melden soll. In jedem Falle werde der kirchliche Dienst in Zukunft wesentlich erschwert, eine Christenlehre für die Jugend sei überhaupt in Frage gestellt. Den Bauersfrauen, die auf einmal aus der Einheit von Familie, Hof und Arbeit gerissen werden, habe man überhaupt noch nicht helfen können, dieses Leben zu meistern.

Um die Pfarrerflucht

Das notvollste Kapitel dieser Dokumentationen ist die Pfarrerflucht, eine bisher noch vereinzelte Erscheinung, die aber tiefgreifende Folgen zeitigt. Das „Deutsche Pfarrerblatt“ bringt einige Fälle als „Prozeßbericht“. Die Betreffenden wurden seinerzeit durch Disziplinarverfahren

ihrer Landeskirche wegen Untreue und Bruch des Ordinationsgelübdes verurteilt und nicht einmal auf Wartegeld gesetzt, sie dürfen von Landeskirchen im Westen nicht wieder ins Pfarramt gebracht werden. Da ihre Fluchtgründe durch Bundesnotaufnahmeverfahren anerkannt wurden, haben sie die Kirche verklagt und bekamen vom Berliner Landgericht Recht. An dieser Stelle scheint das schwer errungene Eigenrecht der Kirche durchbrochen zu werden. Die Evangelische Kirche der Union hat versucht, dem einen Riegel vorzuschieben. Man verfährt nach dem verständlichen Grundsatz, daß ein Pfarrer, selbst wenn er mit seiner Familie in Gefahr steht, verhaftet zu werden, nicht eigenmächtig sich absetzen darf: „Nur nach Freigabe seiner Heimatkirche soll ein geflohener Pfarrer wieder eine Pfarrstelle in der Bundesrepublik erhalten." Die Berichte einiger Pfarrer über ihre Fluchtgründe und die Lage in der Sowjetzone lassen erkennen, daß die Mißstimmung über den Standpunkt der Kirchenleitungen groß ist. Wie auch die eingangs zitierte Kanzelerklärung erkennen läßt, wird bei der rein biblischen Argumentation übersehen, daß der evangelische Pfarrer Familienvater sei und den Einwirkungen seiner Frau unterliege. „Wo wird überhaupt in der Schrift verlangt, daß ein Christ freiwillig die Verhaftung suchen und sein Selbstopfer erzwingen soll?" Die Pfarrfrau sei oft am Ende ihrer Kraft. „Ist es nicht höchste Zeit, wenn unser ganzes Christentum nicht in Gefahr kommen und zur Unglaubwürdigkeit verurteilt werden soll, daß unsere abgekämpften Amtsbrüder und Schwestern abgelöst werden? Kann man von ihnen verlangen, daß sie sich verbluten? Was sich bisher abgespielt hat, wurde ‚das Stalingrad der Kirche' genannt."

Man erfährt aus den Dokumenten der betroffenen Pfarrer, daß daran gedacht werden müsse, dem Pfarrer der Zone eine zweite Berufsausbildung zu geben, damit er von einem bürgerlichen Beruf leben könne. Die Gehälter reichen nicht mehr aus. Man erfährt ferner, daß es besonders aktive und erfolgreiche Pfarrer sind, die zur Flucht schreiten. Die Legalität der kirchlichen Disziplinargesetze werde den Tatsachen nicht mehr gerecht, vor allem nicht dem Lebensbedürfnis der Familie des Pfarrers. In einer Zuschrift liest man, daß der Pfarrer zunächst seiner Frau verbunden sei und dann erst der Gemeinde.

Am Schluß der Dokumente bringt das „Deutsche Pfarrerblatt" eine Stellungnahme des leitenden Kirchenjuristen der EKD, Oberkirchenrat Friedrich Merzyn, Hannover. Seine Argumentation gibt den Standpunkt der kirchlichen Legalität wieder und schildert die Verfahrensweise der Disziplinargerichte. Man habe bisher festgestellt, daß eine unmittelbare Bedrohung der Pfarrer gar nicht vorgelegen habe, d. h., die kirchliche Feststellung tritt in Widerspruch zu den Verfahren der Notaufnahmelager. Vom Pfarrer wird schlechthin Treue verlangt. Seine Kapitulation im Osten mache ihn für eine Tätigkeit im Westen unglaubwürdig. Ein eigener Bericht stellt die ausreichende Versorgung der Ruheständler, Witwen und Waisen aus der Sowjetzone klar.

Es kann hier nicht auf alle die bemerkenswerten und lebenswahren Einzelheiten eingegangen werden. Die Dokumente zeigen jedenfalls, daß „die neue Form der Kirche von morgen" unter großen Schmerzen geboren wird. Die evangelischen Kirchenleitungen und der theologische Nachwuchs wurden bereits vor die Frage gestellt, ob der kirchliche Dienst in der Sowjetzone auf die Dauer durchgeführt werden kann, wenn man nicht von dem Ideal einer frühgeschlossenen und kinderreichen Ehe der Vikare Abschied nimmt. Die Not zwingt zu einer neuen theologischen Besinnung über das kirchliche Amt, dessen Träger vielleicht „um des Himmelreiches willen" eine biblischere Form ihres Apostolats werden finden müssen, wenigstens für eine längere Übergangszeit. Außerdem zwingt diese Not zum Nachdenken, ob der innere Widerstand gegen die Entmenschung des Menschen allein mit „evangelischen Räten" aufrechterhalten werden kann und ob nicht doch ein Analogon zur katholischen Soziallehre, d. h. die Behauptung eines rechten Menschenbildes, erforderlich ist. Fragen, die während des Kirchenkampfes unter dem Nationalsozialismus aufbrachen und dann nicht mehr zu Ende gedacht werden konnten, weil die Befreiung, kirchlich gesehen, fast zu früh kam, müssen nunmehr im Osten weitergeführt und zur Lösung reifgelitten werden. Das ist die Lehre dieser ergreifenden Dokumente.

Krise der kirchlichen Situation in der Sowjetunion

Die Kommunisten sind dabei, die wahren Intentionen des so oft gerühmten Musters der ideologischen Koexistenz von materialistischem Staatswesen und religiösem Glauben zu enthüllen.

Man hat inzwischen gesehen, was die Koexistenz bedeutet. In der Diskussion um die offizielle Schlußresolution der Moskauer Konferenz aller kommunistischen Parteien der Welt vom vergangenen Dezember konnten die sowjetischen Genossen, um ihren Führungsanspruch gegenüber den Chinesen nicht aufgeben zu müssen, nicht umhin, gerade den Thesen über die Koexistenz schärfere Akzente zu geben, die im übrigen der Sache nach nichts Neues sind. In der Deklaration hieß es über die „friedliche Koexistenz von Staaten mit verschiedener Gesellschaftsstruktur", sie sei eine „Form des *Klassenkampfes* zwischen Sozialismus und Kapitalismus". „Unter den Bedingungen der friedlichen Koexistenz ergeben sich günstige Möglichkeiten zur Entfaltung des Klassenkampfes in den kapitalistischen Ländern ..." „Die friedliche Koexistenz von Staaten mit verschiedener Gesellschaftstruktur bedeutet nicht eine friedliche Aussöhnung der sozialistischen mit der bourgeoisen Ideologie, im Gegenteil, sie macht eine Verstärkung des Kampfes der Arbeiterklasse, aller kommunistischen Parteien für den Sieg der sozialistischen Ideen zur Voraussetzung. Doch sollen die ideologischen und politischen Streitigkeiten unter den Staaten nicht auf kriegerischem Wege entschieden werden" (Izvestija, 7. 12. 60).

Diese Thesen sind höchst instruktiv und belehren uns darüber, daß auch die „Koexistenz" mit Kirche und Religion stets nur als eine „Form des Klassenkampfes" aufgefaßt worden ist, der den Gegner von innen aufweichen soll. Wie schonungslos und kompromißlos letztlich der Klassenkampf zu führen ist, hat Lenin ausführlich gewiesen.

So scheint jetzt die religiöse Frage in Sowjetrußland im Rahmen der gesamten Verschärfung des Ideologiebetriebes in ein kritisches Stadium zu treten. An den ideologischen Fronten ballen sich schon seit einiger Zeit unheildrohende Wolken zusammen, auf der ganzen Linie: von der individuellen Bearbeitung des schlichten Gläubigen in Stadt und Land durch den antireligiösen Parteiagitator bis hinauf zur gespannten Atmosphäre in den Beziehungen zwischen dem Patriarchat und den Kreml-Machthabern. Alles ist in Bewegung geraten. Wenn nicht alles täuscht, droht Rußland erneut die Nacht der Religionsverfolgung. Den zu erwartenden Beteuerungen der Gewissensfreiheit, der Freiheit des Kults und ähnlicher Parolen, die

die Kommunisten in solchen Fällen zu lancieren pflegen, muß die Öffentlichkeit in den freiheitlichen Ländern mit Verständnis und Klugheit begegnen.

Die ideologische Parteiführung ist besonders alarmiert durch den nicht einzudämmenden religiösen Einfluß in einem Teil der Jugend. In der Bekämpfung aller dem feindlichen Westen und der bourgeois-kapitalistischen Vergangenheit zugeschriebenen Mängel und Laster der Jugend wird die Religion mit diesen auf eine Stufe gestellt und in einen ursächlichen Zusammenhang gebracht. „Die ideologischen Scharmützel toben, der Reinigungsprozeß in unserer Gesellschaft ist in vollem Gang. Da sind die Helden der Komsomol-Bauten, Menschen, die das Neuland unter den Pflug nahmen und die Raketen zu den Sternen steigen ließen. Aber es gibt bei uns auch leichtsinnig und verschwenderisch Dahinlebende, platte Nihilisten. Leute, die Gott anbeten. Solche, die den Staat bestehlen. Der Schlick und Schimmel der alten Welt versucht sich der Jugend anzuheften. Im Geläut der Glocken von Zagorsk [gemeint ist das berühmte Dreifaltigkeitskloster bei Moskau], in den anreißerischen Umschlagseiten der überseeischen Zeitschriften, in der jesuitischen Predigt der Zeugen Jehovas, im Geraune der Radiosender mit verdächtiger russischer Aussprache — überall ist das betäubende Gift, das für die unerfahrene, reine Jugend zubereitet ist" (Komsomolskaja Pravda, 18. 3. 60). Das Versagen sogar höchster Komsomol-Instanzen, die beispielsweise jungen Leuten, die sich auf Befragen ausdrücklich zum religiösen Glauben bekennen, den Eintritt in den Komsomol nicht verwehrten, wird als „kampfloser Rückzug" an der ideologischen Front beklagt. Die „Komsomolskaja Pravda" vom 12. 4. 60, die einen solchen Fall berichtet, stellt die bemerkenswerte Betrachtung an: „Aber wie kann denn überhaupt ein Gläubiger (in diesem Fall der Schüler Sascha Turkin) in das Lager der Gottlosen gehen wollen? Gerade das ist es nämlich, daß Sascha in den Komsomolzen seiner Klasse keine militanten Atheisten und Ideenstreiter sah. Er wußte, daß er es nicht nötig haben wird, seine Anschauungen preiszugeben ... Für ihn gab es nicht das Dilemma: entweder der Komsomol oder Gott ..."

Mißtrauen und Feindseligkeit herrscht in der Parteiführung ferner angesichts der zunehmend selbstbewußten, ihrer Stellung im Volke sicheren Haltung der Kirche, von der nicht nur das Anathema des Patriarchen über die Renegaten und seine Rede vom 16. 2. 60 Zeugnis geben (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 363; ds. Jhg., S. 68), sondern auch andere Äußerungen von Bischöfen, die inzwischen entfernt oder verbannt worden sind. Daß die Partei angesichts dieser Lage zu handeln entschlossen ist, wird ihr auch von einer anderen Seite her eingegeben. Vielleicht liegen hier überhaupt die ausschlaggebenden Motive. Gemäß der dogmatischen Auffassung von der Verflechtung der materiellen Basis mit dem ideologischen Überbau und der gleichzeitig immer wieder betonten Forderung, das Aussterben der alten Ideologie nicht etwa passiv abzuwarten, muß man etwas Entscheidendes tun, um der jetzt offiziell angebrochenen Periode des „entfalteten Aufbaus des Kommunismus" die richtige ideologische Weichenstellung zu geben. Schließlich kann man auch den chinesischen Genossen die tatsächliche Überlegenheit und Fortschrittlichkeit des Moskauer Kommunismus viel besser beweisen, wenn man ideologisch reinen Tisch macht und radikal die letzten Spuren der Religion und der Religiosität beseitigt.

Religionssoziologie als Kampfmittel

Aber gibt es davon wirklich nur noch letzte Spuren? Um dies zu erkunden, das heißt, um den ideologischen Gegner vor dem Endkampf seiner Stärke, Zahl und Eigenart nach abzutasten, hat man, wie wir schon feststellten, seit zwei Jahren die Religionssoziologie (oder, wie Antoine Wenger in „La Croix" vom 19. 6. 60 treffend bemerkte: eine Antireligionssoziologie) wieder zu Ehren kommen lassen. Neben den von uns schon gemeldeten religionssoziologischen Untersuchungen im Gebiet Tambov, die vorwiegend den Sekten galten (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 264—268), arbeitete im Jahre 1959 eine zweite Expedition der Akademie der Wissenschaften (diesmal ausgerüstet vom Ethnographischen Institut) in den Gebieten am Oberlauf der Wolga von Kalinin, Kostroma, Jaroslavl bis Gorkij. Der Parteiauftrag war eindeutig: „Die richtigen Mittel und Wege zur schnellsten Überwindung der religiösen Überbleibsel lassen sich nur dann finden, wenn es bekannt ist, in welchen Formen und in welchem Milieu sie sich noch erhalten haben und welches die Gründe ihrer Zählebigkeit sind." Die in der Parteizeitschrift „Kommunist" (Nr. 8, 1960) gegebene Analyse einiger Untersuchungsergebnisse ist bestrebt, den religiösen Inhalt der vorgefundenen Riten, Gebräuche usw. zu bagatellisieren. Und doch hebt sie deren Schädlichkeit und Gefahr hervor. Solche auf den ersten Blick inoffensive Dinge wie Ikonen, Taufen und andere Riten seien im Grunde für die kommunistische Ideologie höchst *feindliche* Befunde und Akte. Trotz der nach kommunistischer Manier üblichen Beteuerung, daß natürlich die Masse der Bevölkerung längst jeden Glauben abgelegt habe, drängt sich der Eindruck auf, daß hier auf dem Lande die Gläubigen in der Mehrzahl sind. In der antireligiösen Propaganda hat das viel berufene „wissenschaftliche" Argument anscheinend völlig versagt, warum würde sonst so nachdrücklich die Entwicklung neuer antireligiöser Propagandamethoden gefordert, die das ästhetische und emotionale Empfinden der Menschen durch bürgerliche Ersatz-Zeremonien von den kirchlichen Festen und Riten ablenken sollen? Die Schlußfolgerung des Berichts im „Kommunist" läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: Der Kampf gegen die Religion solle *militanten* Charakter bekommen. „Jeder Kommunist ist verpflichtet, militanter Atheist zu sein." Ein grelles Schlaglicht auf die tatsächlichen Verhältnisse hinsichtlich der Gewissens- und Religionsfreiheit in der Sowjetunion wirft eine der Schlußbemerkungen: „Unzulässig ist es, wenn einzelne Vertreter der dörflichen Öffentlichkeit in der irrigen Annahme, daß man mit der Vergangenheit schon fertig ist, im Verhältnis zu den religiösen Überbleibseln die Haltung der Nichteinmischung einnehmen und absichtlich daran vorbeisehen, wenn in den Familien der Kolchosbauern religiöse Riten praktiziert werden und sogar einige Dorfaktivisten daran teilnehmen" (a. a. O., S. 95).

Antireligiöse Propaganda ...

Der Großangriff durch die praktische antireligiöse Arbeit und Propaganda wird indes immer stärker und umfangreicher vorgetragen. Aus ideologischen Rechenschaftsberichten erfährt man, daß die antireligiöse Propaganda immer enger und organischer mit der gesamten Parteiarbeit verflochten wird. Viele städtische und Rayonkomitees der Partei, heißt es in einem Bericht aus dem Gau Stavropol, haben ständige atheistische Seminare

geschaffen. Die atheistischen Lektoren werden besonderen Fakultäten der Abenduniversitäten des Marxismus-Leninismus zur Ausbildung überwiesen („Kommunist", Nr. 14, 1960, S. 125). Die immer wieder wegen innerer Widerstände und Gleichgültigkeit hinausgeschobene Einführung antireligiöser Vorlesungen im Hochschulwesen ist nun Realität geworden. Seit dem Unterrichtsjahr 1959/60 werden an den Hochschulen des Landes Einführungskurse über die Grundlagen des „wissenschaftlichen Atheismus" gelesen. In der Vorbereitung der entsprechenden Lehrbücher steht die Ukraine an erster Stelle („Voprosy filosofii", Nr. 10, 1960, S. 168). Der Staatsvertrag für politische Literatur kündigt für 1961 eine umfangreiche Literatur für den antireligiösen Agitator und Propagandisten an (hierunter bereits die 2. Auflage des „Vademecum des Atheisten", vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 166). In der Tagespresse scheint man wieder etwas vorsichtiger mit antireligiösen und antikirchlichen Artikeln zu sein. Dafür ist die Polemik in den ideologischen Organen intensiver denn je. Neben der Sorge, dem Sowjetmenschen die „Verfälschungen der Theologen" klarzumachen, die den Quell der Moral und Sittlichkeit in Gott verlegen (Buchankündigung in „Novye knigi", Nr. 1, 1961), steht weiter der Versuch im Vordergrund, die Unvereinbarkeit von Wissenschaft und Religion zu beweisen. Das loyale Verhalten der Russischen Orthodoxen Kirche zum Sowjetstaat und ihre „äußerlich tolerante Haltung zur Wissenschaft" ändern nichts am „reaktionären und zutiefst antiwissenschaftlichen Wesen der Ideologie der heutigen Orthodoxie", liest man in einer „wissenschaftlichen Konsultation" in den „Voprosy filosofii" (Nr. 11, 1960, S. 117—123). Als Beweis dient dem Autor das Bestreben der orthodoxen Kirche, ihre auf der Bibel gründende Lehre „völlig unangetastet" zu bewahren. „Wenn die Geistlichkeit auch zur Zeit nicht offen gegen die Wissenschaft auftritt, so werden doch allein durch die Verteidigung und Predigt der orthodoxen Lehre schon die Grundlagen für den Kampf gegen alle materialistischen Schlußfolgerungen der heutigen Naturwissenschaft gelegt." Ein von uns schon früher hervorgehobenes Novum ist es, daß in derlei Aufsätzen in letzter Zeit auf bestimmte Stellen aus der neuesten theologischen Literatur eingegangen und diese mit Angabe des Fundorts im Journal des Moskauer Patriarchats zitiert wird. So hat sich die Kirche immerhin eine Behandlung ihrer Positionen in aller Öffentlichkeit erkämpfen können. Ein entsprechendes Eingehen der theologischen Autoren auf ihre atheistischen Gegner im Journal des Moskauer Patriarchats ist natürlich untersagt. In der erwähnten „Konsultation" in den „Voprosy filosofii" werden mehrere Aussagen des Patriarchen Alexius, des Metropoliten Nikolaj und anderer geistlicher Autoren angeführt, um das „hartnäckige Festhalten" der Orthodoxen an ihren Glaubenspositionen zu illustrieren, so zum Beispiel auch die Worte des 1944 verstorbenen Patriarchen Sergius (aus dem 1947 im Verlag des Moskauer Patriarchats erschienenen Buch, Patriarch Sergius und sein geistliches Erbe, S. 401): „Nicht in der Anpassungsfähigkeit der Kirche an die neuzeitlichen Forderungen, nicht in der Einschränkung ihres Ideals und nicht in der Änderung ihrer Lehre und ihrer kanonischen Regeln, sondern darin, daß man unter den heutigen Bedingungen des kirchlichen Lebens und den jetzigen Umständen es versteht, in den Herzen unserer Gemeinde das ganze frühere Feuer des Gotteseifers zu entzünden und zu bewahren, und die geistliche Herde auf der Höhe des materiellen Fortschritts lehrt, den wahren Sinn des Lebens trotzdem im Jenseits zu sehen und nicht hienieden" — darin sei nach Sergius der Fortschritt für die Kirche zu sehen.

. . . und Schikanen

Wie in der Alltagspraxis der „Klassenkampf" gegen die Religion neuerdings wieder geführt wird, zeigte das Randalieren aufgeputschter Jugendlicher, die am letzten Osterfest den Gottesdienst in der Kiewer St.-Vladimir-Kathedrale störten („Frankfurter Allgemeine Zeitung", 21. 4. 60). Immer heftiger werden die Polemiken der Sowjetpresse gegen die Klöster. Radio Moskau meldete die Schließung von zehn ukrainischen Klöstern in den letzten zehn Jahren. In derselben Sendung wurde die orthodoxe Geistlichkeit beschuldigt, den kommunistischen Aufbau zu stören (Oepd, 4. 11. 60). Den von uns früher gemeldeten Fällen von Maßregelungen einzelner höherer Geistlicher folgten inzwischen zahlreiche andere. Am 8. 7. 60 meldete die „Izvestija" die Verurteilung des Erzbischofs Hiob von Kazan zu drei Jahren Gefängnis und Vermögenseinziehung wegen Steuerhinterziehung. In Wirklichkeit war er, wie behauptet wird, das Opfer neuer Schikanen der Behörden, die plötzlich die bisherige Praxis der Abrechnung von Reisegeldern in steuerlicher Hinsicht nicht mehr anerkannten. Der tiefer liegende Grund seiner Verhaftung liegt natürlich darin, daß der Erzbischof, wie die „Izvestija" berichtete, „in seinen Predigten gegen die in Sünde verstrickten Gottlosen wetterte" und sich weigerte, den Gläubigen die Dokumente des Friedenskämpferkongresses bekanntzugeben. Auch sagt ihm das sowjetische Regierungsorgan deutsche Sympathien während des Krieges nach.

Auch die Gewerkschaften werden die Zügel zu straffen haben. Das Gewerkschaftsorgan „Trud" forderte den Ausschluß aller Geistlichen, „jener Müßiggänger, die vom religiösen Betrug leben", die sich in den letzten Jahren in die Gewerkschaften hätten einschleichen können (Bulletin de la Paroisse de l'Assomption, Nr. 12, 1960, nach SOEPI, 21. 10. 60).

Absetzung des Metropoliten Nikolaj

Ein Ereignis, das auch weite Kreise im Westen hat aufhorchen lassen, war die Ablösung des Metropoliten Nikolaj — wie es hieß, „auf eigene Bitte". Am 21. 6. 60 wurde er von der Leitung des Außenamts des Patriarchats entbunden und von dem bisherigen Archimandriten Nikodim (Rostov) ersetzt, der zum Bischof von Podolsk geweiht wurde (JMP, Nr. 7, 1960). Schließlich wurde er am 19. 9. 60 auch seines Postens als Oberhaupt der Moskauer Eparchie enthoben. Sein Nachfolger hierin ist der bisherige Metropolit Pitirim von Leningrad (JMP, Nr. 10, 1960, S. 4).

Daß diese Umbesetzungen im Zusammenhang mit starken Bewegungen oder womöglich tiefgreifenden Veränderungen in der Kirchenführung stehen, beweist die ebenfalls am 19. 9. vom Patriarchen Alexius verfügte Neubildung der Redaktion des Journals des Moskauer Patriarchats. Als Redakteur wurde bisher nur ein anonymes Redaktionskollegium genannt, als verantwortlicher Redaktionssekretär zeichnete A. V. Vedernikov. Die neue Besetzung sieht folgendermaßen aus: Vorsitzender des Redaktionskollegiums: Bischof Nikodim (Leiter des Außenamts und zugleich Leiter der Verlagsabteilung des Patriarchats);

verantwortlicher Redakteur: A. F. Schischkin; Redaktionssekretär: A. V. Vedernikov; Mitglieder des Red.-Kollegiums: Erzpriester V. M. Borovoj, Erzpriester V. D. Spiller, ferner N. P. Ivanov, E. A. Karmanov, P. V. Uržumcev und A. S. Bujevskij (vgl. JMP, Nr. 10, 1960, S. 5, 80).

Erfolgte die Ablösung des Metropoliten Nikolaj auf Druck der Sowjetbehörden? Man wird diese Frage nicht eindeutig beantworten können, solange kein Einblick in die tatsächlichen Kompetenz- und Machtverhältnisse bei der Besetzung der höchsten kirchlichen Ämter möglich ist. Aber es ist bekannt, daß Nikolaj der markanteste Vertreter des Kompromisses und der Zusammenarbeit mit der Sowjetregierung war. Warum sollte der Kreml gerade ihn zum Rücktritt veranlaßt haben — es sei denn, um den Patriarchen der gewichtigen Stütze Nikolaj, der allein durch die Friedensbewegung über zahlreiche internationale Verbindungen verfügte, zu berauben und ihn völlig zu isolieren. Eine aus angeblich zuverlässiger Quelle stammende Information in der russischen Emigrantenzeitung „Possev" vom 7. 1. 61 besagt, daß der Patriarch Alexius das Problem der künftigen Beziehungen zur Sowjetmacht vor den Hl. Synod brachte und daß außer dem Metropoliten Nikolaj sämtliche Mitglieder des Synods sich für einen entschlosseneren, härteren Kurs gegenüber dem Staat aussprachen. Hiernach sei Nikolaj vom Synod ausgeschlossen worden. Falls die Dinge so liegen, erklärt sich die Eile des Synods bei der Entfernung Nikolajs sicherlich auch dadurch, daß man ihn als möglichen Nachfolger des greisen Patriarchen ausschalten wollte. In seiner Eigenschaft als Metropolit von Kruticy, also des Vorstehers der Moskauer Eparchie, wäre er aller Voraussicht nach Patriarchatsverweser und Kandidat für den Patriarchenthron geworden, wobei er die Unterstützung des weltlichen Regimes gehabt hätte. Aber gerade durch diese Beziehungen ist er in den Augen des Kirchenvolks kompromittiert. Die Kirche fühlt die Kraft, sich von den notorischen Kollaborateuren befreien zu können. Keinesfalls können wir aber mit „Possev" übereinstimmen, wenn die Entfernung Nikolajs, der inzwischen nach Suchum in Georgien geschickt wurde (Georgien untersteht kirchlich-jurisdiktionell nicht dem Moskauer Patriarchat) als ein „Affront für die Sowjetregierung" gewertet wird. Das lag zweifellos nicht in der Absicht des Synods und nicht auf der Linie der christlichen Demut des Patriarchen Alexius.

Expansion der Auslandsbeziehungen

Während so die Kirche im Sowjetstaat schweren Zeiten entgegengeht, hat sie nach außen hin allem Anschein nach ihre Möglichkeiten festigen und erweitern können, so daß ihre Lage im Licht eines immer stärker werdenden „dialektischen Widerspruchs" erscheint, der nicht davon überdeckt werden kann, daß auch beim diesjährigen Neujahrsempfang im Kreml wieder Vertreter der Geistlichkeit zugegen waren („Pravda", 2. 1. 61).

Der Exarch des Moskauer Patriarchen in Westeuropa wurde am 5. 1. 60 zum Metropoliten erhoben (JMP, Nr. 2, 1960, S. 27). Ihm unterstehen jetzt zwei Vikarbischöfe. Laut Beschluß des Hl. Synods vom 30. 6. 60 wurde ein besonderes Exarchat in Mitteleuropa gebildet, an dessen Spitze der in Ost-Berlin residierende Bischof Johannes steht (JMP, Nr. 8, 1960, S. 4). Die Exarchate in Westeuropa und Nordamerika versuchen mit Nachdruck, die gesamte russische Emigration kirchlich wieder an Moskau anzuschließen. „O Orthodoxos Paratiritis" vom November 1960 (Nr. 488) sprach von einer „strategischen Umbesetzung der kirchlichen Kader im Mittleren Osten" und führt alle Maßnahmen auf eine systematische Aktivität des kommunistischen Regimes zurück.

Das karge Verlagswesen des Patriarchats konnte um eine jährliche Publikation, „Theologische Arbeiten", bereichert werden, deren 1. Band 1960 erschienen ist. Das Jahrbuch soll Probleme der dogmatischen und Moraltheologie, der Kirchengeschichte, Liturgie, Patrologie, kirchlichen Kunst und andere Fragen, „die mit dem Leben der Orthodoxen Kirche und den Belangen des religiösen Bewußtseins zusammenhängen", behandeln. Das Ziel ist laut einem kurzen Vorwort zum 1. Band, „dem religiösen Bewußtsein die geistigen Schätze der Orthodoxie zu erschließen, die theologischen Kreise der brüderlichen orthodoxen Kirchen und anderer christlicher Konfessionen mit den Ergebnissen unseres vaterländischen theologischen Denkens vertraut zu machen, den theologischen Gesichtskreis der Zöglinge unserer geistlichen Schulen und der Geistlichkeit der Russischen Orthodoxen Kirche zu weiten, den Erfahrungs- und Wissensaustausch zwischen unseren Theologen zu entwickeln und überhaupt dem theologischen Schaffen in der Russischen Kirche förderlich zu sein." Es fällt auf, daß von den fünf Arbeiten des 180 Seiten umfassenden ersten Heftes ein Aufsatz der altkatholischen Bewegung gewidmet ist.

Patriarch Alexius hat eine „Kommission für zwischenchristliche Verbindungen" ins Leben gerufen, deren Mitglieder er am 28. 8. 60 ernannte. Den Vorsitz führt der Metropolit Pitirim von Leningrad. Kommissionsmitglieder sind: Bischof Nikodim von Podolsk (Vorsitzender des Außenamts), Bischof Pimen von Dmitrov (Geschäftsführer des Patriarchats), der Exarch für Mitteleuropa in Ost-Berlin, Bischof Johannes, ferner Bischof Sergius von Belgorod, Erzpriester V. M. Borovoj (stellv. Leiter des Außenamtes), Erzpriester K. I. Ružickij (Rektor der Moskauer Geistlichen Akademie), Prof. N. D. Uspenskij (Geistliche Akademie Leningrad) (JMP, Nr. 9, 1960, S. 5; vgl. Oepd, 9. 12. 60). Die Bildung der Kommission zeigt das lebhafte Interesse des Patriarchen an Kontakten mit der Weltchristenheit.

Nach dem Treffen von Vertretern der Russischen Kirche mit dem Weltrat der Kirchen in Utrecht 1958 (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 94) konnte in den vergangenen zwei Jahren die in Utrecht abgesprochene Kontaktnahme mit der Ökumenischen Bewegung ungestört vor sich gehen. Beobachter der Russischen Kirche waren bei den Sitzungen des Zentralausschusses auf Rhodos (1959; vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 10, 23) und in St. Andrews (1960; vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 138 ff., 180 ff.) anwesend. Russische Vertreter weilten mit einem Informationsauftrag ihrer Kirche an den Sitzen der Ökumenischen Bewegung in Genf (1959) und New York und nahmen als Beobachter an den Sitzungen der Kommissionen für Glaube und Kirchenverfassung und für internationale Angelegenheiten teil. Eine Delegation des Weltkirchenrats unter Führung des Generalsekretärs stattete im Dezember 1959 dem Patriarchat einen zweiwöchigen Besuch ab. Eine sehr freundlich und positiv gestimmte Botschaft sandte der Patriarch am 29. 7. 60 an den in St. Andrews tagenden Zentralausschuß (JMP, Nr. 9, 1960, S. 3—4; Oepd, Nr. 33, 1960). Alexius versichert hier dem Weltrat, daß seine Kirche die Bewegung der getrennten westlichen und östlichen Christen zur kirchlichen Einheit aufmerksam verfolge und „hoffnungsvoll dem Tag ent-

gegensieht, da sie der Fülle des Glaubens teilhaftig werden". Ihre Beobachter nähmen an der Sitzung des Zentralausschusses teil, um den Patriarchen durch Übermittlung der Unterlagen der Konferenz in die Lage zu versetzen, seinerseits der christlichen Vereinigung förderlich zu sein. Die Lösung der aktuellen Weltprobleme hängt nach Ansicht des Patriarchen wesentlich auch von der Einheit der Christen ab. „Möge der Herr neue Apostel entstehen lassen, die die Welt wieder mit dem höchsten Licht der Wahrheit Christi erleuchten, daß am Ende die ganze bisher gespaltene christliche Welt gemäß dem unverbrüchlichen Wort des Evangeliums im Geist und in der Wahrheit einmütig Gott gehorsam sein möge und daß alle Gläubigen die Einheit im Glauben erzielen mögen und zusammen dem Vater, dem Sohne und dem Heiligen Geist, der wesensgleichen und unteilbaren Dreieinigkeit die Ehre geben."

Die Reise des Patriarchen Alexius

Sicherlich stand auch die Reise, die Patriarch Alexius Ende November bis Ende Dezember 1960 mit großem Gefolge in die Länder des östlichen Mittelmeeres unternahm, um die orthodoxen Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem zu besuchen, im Zusammenhang mit den weltweiten christlichen Einheitsbestrebungen. Die oft hervorgehobene Tatsache, daß er mit einem Regierungsflugzeug reiste, besagt gar nichts, denn im sowjetischen Wirtschaftssystem gehört jedes Flugzeug dem Staat. Natürlich mußte die Sowjetregierung der Reise ihre Aufmerksamkeit schenken, da sie gerade der Haltung der vom Patriarchen besuchten Länder größtes Gewicht beimißt. So erschienen die Sowjetbotschafter zum Empfang an den Flugplätzen, der sowjetische Generalkonsul in Istanbul wohnte dem vom Patriarchen zusammen mit dem Ökumenischen Patriarchen zelebrierten Weihnachtsgottesdienst bei. Daß der Kreml diese Reise für seine Politik gegenüber den griechisch-orthodoxen Kirchen des Orients auszunützen trachtete, wie die „Weltwoche" vom 23. 12. 60 schrieb, ist nichts Neues. Aber die Athener „Ekklesia" (1. 12. 60) ist eher berufen, die eigentlichen Ziele des russischen Patriarchen zu erläutern. Sicherlich sind sie in dem Bestreben zu suchen, durch den persönlichen Kontakt die Gemeinschaft aller orthodoxen Kirchen, das Bewußtsein ihrer Einheit und der Notwendigkeit stärkerer interorthodoxer Zusammenarbeit zu fördern. Der nicht veröffentlichte Gedankenaustausch zwischen den Patriarchen von Konstantinopel und Moskau über die panorthodoxe Konferenz ist wohl auch nach ihrer Verschiebung fortgesetzt worden (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 115).

Ohne Zweifel hat Alexius anderseits auch seine Reise dazu benutzt, einer bestimmten Linie in den interorthodoxen Auseinandersetzungen über die Prinzipien der christlichen Einigungsbestrebungen Nachdruck zu verleihen. Es ist durchaus möglich, daß sein ursprünglich wohl gar nicht vorgesehener Besuch in Athen die griechische Kirche in ihrer „katholischen" Grundkonzeption der christlichen Vereinigung bestärken wollte. Vielleicht hat er deshalb auch dem Ökumenischen Patriarchen Athenagoras, dessen Stellung in der Ökumenischen Bewegung für viele Griechen allzu protestantenfreundlich ist, seine Besorgnisse über eine mögliche Verwässerung der orthodoxen Glaubenspositionen zum Ausdruck gebracht. Auch der Besuch beim Patriarchen von Konstantinopel in Istanbul war anfangs nicht vorgesehen. Der Patriarch von Konstantinopel hat in seiner Weihnachtsbotschaft den Besuch des russischen Patriarchen „in demütiger Dankbarkeit" als einen Beitrag zu der von ihm vor Jahresfrist initiierten christlichen Vereinigungsbewegung gewertet und dabei auch den Besuch des Erzbischofs von Canterbury sowie die Errichtung einer Kongregation für kirchliche Beziehungen durch den „Primas des Stuhls von Rom" genannt (Oepd, 6. 1. 61). Alexius' Reise ist auch als ein Manöver gedeutet worden, „dem vom Vatikan unternommenen Versuch für ein besseres Verständnis zwischen den christlichen Kirchen entgegenzuarbeiten" („Weltwoche", 23. 12. 60). Wie verhält sich aber dazu die Tatsache, daß er am 27. 11. 60 in Alexandrien einer Liturgie des mit Rom unierten maronitischen Ritus beiwohnte? („The Tablet", 17. 12. 60.) Und warum veröffentlichte das JMP (Nr. 8, 1960) ein Interview mit dem als russophil bekannten Metropoliten Elias vom Libanon, der den jetzigen Papst aus persönlicher Kenntnis heraus als „frommen, verständnisvollen und das Heiligtum der Orthodoxie verehrenden Menschen, der aufrichtig die kirchliche Vereinigung wünsche", charakterisierte? Wenn schließlich Patriarch Alexius in Damaskus durch den Leiter des Außenamts (Bischof Nikodim) erklären ließ, nach Auffassung der Russischen Kirche käme bei den Vereinigungsbemühungen nur etwas heraus, wenn Papst Johannes XXIII. sich im voraus bereit erkläre, mit den Oberhäuptern anderer christlicher Kirchen auf gleichem Fuß zu verhandeln (Oepd, 16. 12. 60), so entspricht dies durchaus der Haltung aller orthodoxen Patriarchen des Ostens.

In dem schweren Gang, der dem russischen Patriarchen bei der Auseinandersetzung mit dem Regime bevorsteht, hat er sich jedenfalls des Verständnisses und der Rückendeckung der östlichen Orthodoxie versichert, auf deren Reaktionen Moskau immer sehr hellhörig ist.

Das Geheimnisvolle und Rätselhafte an der Orientreise des Patriarchen steht im engsten Zusammenhang mit der zwielichtigen Lage der Kirche in der Sowjetunion. Vor den Augen der Weltöffentlichkeit lassen es die Kommunisten noch zu — und fördern es vielleicht —, daß die im zweiten Weltkrieg wiederaufgenommene Linie der Einordnung der russischen Kirche gemäß ihrer hervorragenden nationalen Bedeutung weitergeführt wird. In der Innenpolitik sind die Verdienste der Kirche um das nationale Wohl vergessen, man glaubt, ihrer in dieser Hinsicht nicht mehr zu bedürfen. Aber die Machthaber schneiden sich ins eigene Fleisch. In das durch die Bedrängung und Unterdrückung der Kirche entstehende Vakuum strömt mit unheimlicher, elementarer Gewalt der finstere Strom des russischen Sektenwesens ein, das zur Zeit eine riesige Ausbreitung erfährt (vgl. „Ekklesia", 20. 12. 60). Vom Standpunkt der Kommunisten aus dürfte die „religiöse Betäubung" der Massen in dieser Gestalt weitaus gefährlicher sein als der sich den fanatischen und primitiv-abergläubischen Sekten gegenüber recht zahm ausnehmende Ritualismus und die gemäßigte Haltung des Großteils der orthodoxen Bevölkerung. Es ist durchaus möglich, daß die orthodoxe Kirche, wie in den zwanziger und dreißiger Jahren, noch an einem gewissen Kompromiß und Ausgleich mit dem Staat festhält, weil sie immer noch hofft, durch Zugeständnisse eine Position zu erlangen, die ihr gestattet, die Sektenbewegung aufzuhalten und abzufangen, die ihr zweifellos ein noch größeres national-kulturelles und geistiges Desaster erscheint als der dialektische Materialismus, dessen ideologische Positionen immer mehr ins Wanken geraten.

Starker geistlicher Nachwuchs

Bei der heutigen Auseinandersetzung sind der Kirche neue Kräfte durch die sich wieder dem Glauben und dem geistlichen Beruf öffnende jüngere Generation zugeflossen. Der neue Leiter des Außenamts, Bischof Nikodim, der laut „O Orthodoxos Paratiritis" (Nr. 488) Arabisch spricht und als Vertreter des Moskauer Patriarchen beim Patriarchat Antiochien und Leiter der russischen Geistlichen Mission in Palästina die Probleme des Nahen Ostens gut kennenlernen konnte, ist erst 31 Jahre alt. Daß jüngere Leute zur Verfügung stehen, ist nicht zuletzt eine Folge des nach dem zweiten Weltkrieg wieder aufgebauten geistlichen Schulwesens. Der Zustrom ist so stark, daß nicht alle Bewerbungen berücksichtigt werden können. Es sind sogar Fernkurse eingerichtet worden. Und schon meldete sich der Moskauer Rundfunk mit bissigen Denunziationen der Leiter der Geistlichen Akademien und Seminare. Ihnen wurde vorgeworfen, den Studenten die Lektüre zeitgenössischer Literatur verboten zu haben und alle Mittel zu gebrauchen, um eine echte Erziehung der Jugend zu behindern (Oepd, 4. 11. 60). Beunruhigung in kirchlichen Kreisen rief ferner ein Artikel der „Izvestija" vom 14. 10. 60 hervor, in dem die Geschichte des Sportstudenten Valerian, der zum geistlichen Beruf umsatteln wollte, mit bissigen Seitenhieben auf die pädagogischen „Fehler" aller an seinem Schicksal Beteiligten geschildert wird. Valerians Vater, Ingenieur, hat anscheinend bis vor kurzem einen höheren Offiziersrang in der Armee bekleidet. So wie sein Fall vor die Öffentlichkeit gezerrt wurde, wird künftig je nach den Umständen jeder angehende Seminarist öffentlich gebrandmarkt werden, sei es in der zentralen Presse oder in Provinzblättern. Fürwahr, der junge Geistliche in der Sowjetunion nimmt von Anfang an das Märtyrertum auf sich! Mit aller Sicherheit ist damit zu rechnen, daß sich der Druck und die Schikanen der Sowjets jetzt gegen die Akademien und Seminare der Orthodoxen Kirche richten werden, wenn hier nicht bereits Entwicklungen im Gange sind, von denen die Öffentlichkeit nicht unterrichtet ist. Ein Charakteristikum der Gesamtsituation besteht gerade darin, daß die großen Zentren Moskau und Leningrad im allgemeinen von direkten Ausschreitungen und „administrativen Maßnahmen" gegen die Kirche verschont bleiben, nicht zuletzt wegen des Fremdenverkehrs.

Ruhig und besonnen steuert der greise russische Patriarch das Schiff seiner Kirche der Brandung entgegen. Gerade in letzter Zeit hat das JMP erneut an die von Alexius schon früher gegebenen Richtlinien für Einhaltung der kirchlichen Disziplin erinnert. Im vollen Bewußtsein der gefährdeten Lage der Kirche sagte der Patriarch am 10. 7. 60 in seiner Ansprache an den neugeweihten Bischof Nikodim, den neuen jungen Leiter des Außenamtes: „In dir, geliebter Bruder, wohnt jetzt diese göttliche Gabe, diese Kraft von oben, mit der einen Hirten der Kirche keinerlei Schwierigkeiten und irdische Prüfungen ... schrecken können" (JMP, Nr. 8, 1960, S. 5).

Aus der jüdischen Welt

Wer ist Jude? Wir haben an dieser Stelle bereits öfters über die immer wieder aufbrechenden Gegensätze zwischen den sogenannten Laizisten und den Vertretern des orthodoxen Judentums in Israel berichtet (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 166f., 216f.; 13. Jhg., S. 341f.). Diese Gegensätze wurden auch in den letzten Monaten nicht verringert. Sie sind so grundsätzlicher Natur und greifen so sehr an die Wurzel des Herkömmlichen und in vieler Hinsicht ja auch des zukünftigen Judentums, daß ihre wahren Ursachen nur selten ausgesprochen und manchmal sogar verleugnet werden. Sie werden nur an Symptomen sichtbar, an Randerscheinungen, die dem Außenstehenden zuweilen lächerlich erscheinen.

Die Frage, wer als Jude zu gelten hat, hat in den letzten Jahren sowohl die Gemüter als auch die Gesetzgeber bewegt. Nach zahlreichen Auseinandersetzungen hat sich nun, was die Gesetzgebung bzw. die Ausführungsbestimmungen des Innenministeriums betrifft, die Ansicht der Orthodoxie durchgesetzt, daß als Jude nur zu gelten hat, wer auch nach dem jüdischen Religionsgesetz Jude ist. Die Regierung hat sich wohl zu diesem Schritt entschlossen, um einen Bruch zu vermeiden zwischen der nationalen Gemeinschaft und der „Glaubensvolksgemeinde", die das Judentum bisher immer war. Die Stipulierung einer jüdischen Nation nach neuzeitlichen Gesichtspunkten scheiterte in diesem Punkte an der Realität des jüdischen Daseins als Glaubensvolk — obgleich der überwiegende Teil dieses Volkes nur noch sehr wenig glaubt. Daß hierdurch mehreren Tausend Juden das Recht, sich Jude zu nennen, abgesprochen wird, wird wohl als das kleinere Übel betrachtet, um so mehr, als sie sich (und dieses dürfte die persönliche Meinung des Ministerpräsidenten Ben Gurion sein) dieses Recht durch ein Bekenntnis zur Glaubensgemeinschaft erwerben können. Manche mögen auch eine gewisse Berechtigung darin sehen, daß die historische Schicksalsgemeinschaft die Glaubensgemeinschaft ist und daß die Gemeinschaft mit jenen, die auf Grund ihrer Abstammung und nicht ihrer Zugehörigkeit in den letzten Jahrzehnten das Schicksal aller Juden teilten, eine erzwungene Gemeinschaft war. Jene sollten sich nun, so mögen viele denken, der Gemeinschaft des Glaubensvolkes anschließen.

Ein sehr großer Teil der israelischen Bevölkerung dürfte die Entscheidung der Regierung nicht billigen. Das liegt nicht zuletzt daran, daß die meisten Israelis sich in dieser Sache eher von Gefühlen leiten lassen oder von Argumenten, die in einem Nationalstaat ihre volle Gültigkeit hätten, die aber auf die besonderen Verhältnisse in Israel und dem jüdischen Volke nicht anwendbar sind. Die Glaubensvolksgemeinschaft, hier repräsentiert durch die orthodoxe jüdische Gemeinde, kann ihren totalen Anspruch auf die Angehörigen des Volkes nicht aufgeben, ohne sich selbst aufzugeben. Sie kann so auch nicht ihren Anspruch auf jene aufgeben, die sich nur zum „Volk" oder zur „Nation" zählen wollen, ohne zur Gemeinschaft des Glaubensvolkes zu gehören. Ein solches Volk würde auch niemals jüdisch sein, sondern im besten Falle eine Gemeinschaft israelischer Staatsbürger, und das möchten in Wirklichkeit noch nicht einmal die Agnostiker unter den Israelis.

Die neuen Ausführungsbestimmungen

Nach den neuen Ausführungsbestimmungen des Innenministeriums vom März 1960 sind folgende Personen als jüdisch in die Standesamtsregister einzutragen: Wer von einer jüdischen Mutter und einem nichtjüdischen Vater abstammt, wird unter der Rubrik Volkszugehörigkeit und Religionszugehörigkeit als Jude eingetragen. Kinder einer nichtjüdischen Mutter folgen der Religions- und Volks-

zugehörigkeit der Mutter oder werden unter einer anderen nichtjüdischen Religions- und Volkszugehörigkeit nach Wunsch der Eltern eingetragen. Weigern sich die Eltern, eine nichtjüdische Religion für die Kinder anzugeben, dann wird die Rubrik Volkszugehörigkeit frei gelassen und unter der Rubrik Religion eingetragen: Mutter Nichtjüdin, Vater Jude. Ein Jude, der einer anderen Religionsgemeinschaft beitritt, enthält einen entsprechenden Vermerk in der Identitätskarte, die Rubrik Volkszugehörigkeit wird nicht ausgefüllt.

Diese Bestimmungen werden auch auf die Einwanderungsgesetze angewandt. Nach dem Gesetz besitzt jeder Jude das „Recht auf Heimkehr", hat also einen legitimen Anspruch darauf, sich in Israel niederzulassen. Dieses Recht wird nun jenen Juden verweigert, die der jüdischen Religionsgemeinschaft nicht mehr angehören, weil sie eine andere Religion angenommen haben, d. h. also allen Christen jüdischer Abstammung. Nach den neuen Bestimmungen kann allen Personen die Aufenthaltserlaubnis in Israel entzogen werden, die vor ihrer Einwanderung hinsichtlich ihrer Abstammung oder Religionszugehörigkeit falsche Angaben gemacht haben. Es scheint sehr fraglich, ob diese Bestimmungen je in ihrer ganzen Schärfe angewandt werden, denn die meisten israelischen Juden dürften auf Ausweisungen, wenn sie nicht gerade einen wirklichen Betrüger treffen, sehr negativ reagieren. Ob den Judenchristen das „Recht auf Heimkehr" wirklich verweigert wird, ist ungewiß (nach einer Nachricht, die wir noch nicht prüfen konnten, soll vor einiger Zeit einem Judenchristen die Niederlassung in Israel verweigert worden sein).

Die neuen Bestimmungen werden einigen Tausend israelischen Bürgern, die teils mit Juden verheiratet sind, teils aus Mischehen stammen, Schwierigkeiten bereiten und sie vor die Initiative stellen, der jüdischen Glaubensgemeinschaft formal beizutreten oder aber immer wieder darauf gestoßen zu werden, daß sie keine vollwertigen Mitglieder der jüdischen Volksgemeinschaft sind. Besonders aber die Konvertiten, die nun durch ihre Identitätskarten gezeichnet sind, werden größten Schwierigkeiten ausgesetzt sein, sofern sie nicht darauf verzichten, ihren Religionswechsel anzumelden, was in der Regel wohl auch unterlassen wird (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 167).

Der bei weitem größere Teil der israelischen Bevölkerung ist gerne bereit, einem Nichtjuden nachzusehen, daß er kein Jude ist, und wird ihm unter Umständen sogar besondere Sympathien entgegenbringen, weil er dennoch unter Juden lebt. Eine Konversion zum Christentum jedoch wird selten auf Verständnis stoßen. Sie gilt den meisten als ein Verrat am Judentum.

Die liberale Presse hat die neuen Bestimmungen zum Gegenstand heftiger Angriffe gemacht und immer wieder darauf hingewiesen, daß es Juden, selber Opfer zahlloser Verfolgungen, nicht anstehe, diskriminierende Unterschiede zwischen Juden, Halbjuden oder getauften Juden zu machen. Diese Begründung jedoch, sosehr sie für die humanitäre Gesinnung eines großen Teiles des Volkes spricht, geht letzten Endes an der eigentlichen Frage vorbei. Sie erfolgt in der Absicht, eine Atmosphäre religiöser Toleranz zu schaffen (und manchmal ganz einfach deshalb, um den orthodoxen Juden eine unmenschliche Gesinnung nachzusagen). Es wird hier immer wieder übersehen, daß die Forderung einer Religionsgemeinschaft oder die Forderungen Gottes an den Menschen sich um der Toleranz willen schlecht aufheben lassen.

Einwände der liberalen Juden

Sehr viel schwerwiegender als die von allgemeinen humanitären Gesichtspunkten her argumentierenden Laizisten sind die Einwände der Liberalen und Reformjuden (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 31 ff.). Juden, die einer Reformgemeinde angehören, gelten zwar auch den orthodoxen Juden kraft ihrer Abstammung als Juden, ein Teil der rituellen Handlungen jedoch, die in den Reformgemeinden vorgenommen werden, werden von den orthodoxen Juden nicht anerkannt, weil sie den Vorschriften des Ritualgesetzes nicht entsprechen. So schreibt nun der „London Jewish Chronicle" zu Recht, daß die Bestimmungen des Innenministeriums mehr Probleme schaffen als lösen, denn wer soll nun bestimmen, welche Mutter jüdisch ist? Und wenn man nach der Mutter fragt, so muß man doch zwangsläufig auch nach der Großmutter mütterlicherseits fragen usf., und was soll geschehen, wenn z. B. die Mutter nicht jüdischer Abstammung war und in eine jüdische Reformgemeinde aufgenommen wurde und nach Ansicht des israelischen Rabbinats (das orthodox ist) nicht als Jüdin zu betrachten wäre? Soll man den Kindern, die aus dieser Ehe hervorgehen, nun die Einwanderung nach Israel verweigern?

Die Bekehrungsaktion

Seit mehreren Jahren schon bemühen sich Organisationen des orthodoxen Judentums in Israel und auch Einzelpersonen um die Bekehrung derjenigen Personen zum Judentum, die aus Mischehen zwischen Juden und Nichtjuden stammen oder die mit Juden verheiratet sind und innerhalb der jüdischen Gemeinschaft leben, ohne nach dem Religionsgesetz Juden zu sein. Man scheute sich zuweilen auch nicht davor, einen ziemlich massiven moralischen und manchmal auch materiellen Druck auf diejenigen auszuüben, die von sich aus nicht die Absicht haben, die jüdische Religion anzunehmen, sei es, weil sie ohnehin nichts glauben, sei es, weil sie Christen sind. Die „Bekehrungsaktion" hat in den letzten Jahren in Israel ziemlich unliebsames Aufsehen erregt (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 167). Tatsächlich ist jede Bekehrung zum Judentum, die nicht aus religiöser Überzeugung erfolgt, ungültig, und auch diejenigen, die eine Person in die jüdische Religionsgemeinschaft aufnehmen, von der sie wissen, daß sie nicht die Absicht hat, nach dem jüdischen Religionsgesetz zu leben, machen sich einer schweren Sünde schuldig.

Es wäre falsch, die Bekehrungsaktion als bloße Proselytenmacherei anzusehen. Ihre Initiatoren haben derartige Absichten nicht. Es geht ihnen darum, die Einheit von Volksgemeinschaft und Glaubensvolk zu wahren. Sie müssen immer wieder auf die Gefahr hinweisen, die daraus entsteht, wenn wirkliche Juden und nur scheinbare Juden miteinander leben. Die Abstammung ist nun einmal ein entscheidender Faktor im jüdischen religiösen Leben, und man ist nur Jude kraft dieser oder der formellen Annahme des Judentums. Wird die Gruppe der „Volksjuden" in Israel zu groß, so daß eine mit der Zeit nicht mehr kontrollierbare Vermischung stattfände, dann würde dies in den Augen der orthodoxen Juden dem Untergang des Judentums gleichkommen, weil man nicht mehr sagen könnte, wer nun wirklich und rechtmäßig Nachkomme Abrahams ist und wer nicht. Das israelische Rabbinat hat auch des öfteren darauf hingewiesen, daß es im Zweifels-

falle eine totale Spaltung der Nation vorziehe. Diese gefährliche Situation mag die sonst gar nicht bekehrungsfreudige Orthodoxie dazu bewogen haben, als Ultima ratio diejenigen, die als Juden unter Juden leben wollen, ohne von Religions wegen Jude zu sein, vor die peinliche Alternative zu stellen, das Judentum anzunehmen oder Fremdlinge zu bleiben. Eine gar nicht unähnliche Situation hat sich bekanntlich ja schon einmal zur Zeit Esras ergeben.

Die Aussicht, daß das jüdische Volk so weit gespalten werden kann, daß Juden keine Juden mehr heiraten können, ja daß die Gemeinschaft zwischen großen Teilen des jüdischen Volkes überhaupt aufgehoben würde, hat auch solche Politiker wie Ministerpräsident Ben Gurion, der der jüdischen Orthodoxie nicht gerade freundlich gesinnt ist, dazu bewogen, hier manches nachzusehen, obgleich er als Regierungschef eines demokratischen Staates, der jedem Bürger seine religiöse Freiheit und auch die Freiheit, keine Religion zu haben, garantiert, nicht umhin kann, die Rechte *aller* Bürger des Staates zu schützen. (Die Vorwürfe, die ihm von manchen gemacht wurden, er hätte seine Prinzipien um der Erhaltung der Regierungskoalition willen verkauft, sind in dieser Form sicher nicht gerechtfertigt.)

Die Bekehrung Jugendlicher

Großes Aufsehen erregte in und außerhalb Israels die Bekanntgabe der Alijath-Hanoar im Februar 1960, daß 80 Jugendliche, die von dieser Organisation betreut werden, sich der Beschneidung unterzogen haben. Dies war der Erfolg einer Bekehrungsaktion, in der zugegebenerweise niemand bekehrt wurde. (Angeblich wurden bisher ca. 450 Jugendliche, die von dieser Organisation betreut werden, beschnitten.)

Nach einer nicht unbedingt zuverlässigen Meldung der Zeitung „Haarez" (8. 2. 60) sollen 23 der Kinder „Christen" (d. h. christlicher Abstammung, aber nicht unbedingt getauft) gewesen sein.

Die Alijath-Hanoar ist eine Institution der Jewish Agency, die 1933 in Deutschland von Frau Dr. Recha Freier gegründet wurde (später wurde die Leitung Henrietta Szold übertragen) und deren Aufgabe es war, jüdischen Jugendlichen aus Deutschland, später aus der ganzen Welt bei ihrer Emigration nach Palästina bzw. Israel zu helfen. Die Alijath-Hanoar unterhält in Israel ein großes Heimschulnetz, in dem Kinder und Jugendliche ausgebildet werden. Sie ist zionistisch, aber parteipolitisch ungebunden. Die Jugendlichen haben die Wahl, in religiösen Heimschulen oder auch in linkssozialistischen Kibbuzim untergebracht zu werden. Der jetzige Direktor der Alijath-Hanoar, Mosche Kol, ist führendes Mitglied der progressiven Partei, die alles andere als religiös orientiert ist.

Auf einem Bankett anläßlich des Abschlusses dieser jüngsten Bekehrungsaktion, an der auch Kultminister Toledano teilnahm, rechtfertigte sich Mosche Kol gegen die heftigen Angriffe in einem Teil der israelischen Presse mit der Erklärung, daß die Alijath-Hanoar nicht die Absicht habe, Kinder, deren Eltern sich der Beschneidung widersetzten, aus ihren Schulen und Heimen auszuschließen, daß man jedoch die Eltern zu einem Einverständnis zu bewegen suche, um den Kindern unnütze, aber unvermeidliche Schwierigkeiten zu ersparen.

Zweifellos hatte die Leitung der Alijath-Hanoar, deren Direktor man gewiß keine religiöse Unduldsamkeit nachsagen kann, das, was man die „besten Absichten" nennen möchte. Das schließt allerdings nicht aus, daß sie in dieser Hinsicht einem politischen oder materiellen Druck der religiösen Institutionen ausgesetzt war. Ob diese Übertritte zum Judentum auch nur mehr als einen Schein der Gültigkeit haben, kann man dem Urteil und dem Gewissen des Rabbinats überlassen. Sehr wahrscheinlich ist diese Gültigkeit nicht.

Die Frage, die in vielen Leitartikeln und Leserbriefen der israelischen Presse gestellt wurde, was wohl die israelischen Juden sagen würden, wenn man jüdische Kinder aus gleichen Gründen zur Annahme der Taufe überredet hätte, zeugt zwar von einem vernünftigen Urteil, geht aber eben doch am Kern der Dinge vorbei. Die Alijath-Hanoar erzieht die ihr anvertrauten Jugendlichen schlecht und recht als Juden, Zionisten und israelische Staatsbürger. Sie läßt sie je nach ihrem Wunsch oder dem der Eltern orthodox, sozialistisch oder gemäßigt religiös, aber immer als Juden erziehen. Wenn Mosche Kol glaubt, daß es für ein jüdisches Kind oder doch für eines, das als solches gelten soll, eben um Unklarheiten zu beseitigen, besser ist, sich der Beschneidung zu unterziehen, so könnte man das etwa mit dem Fall vergleichen, daß der Leiter einer auch nur nominell christlichen Schule die Eltern ungetaufter Heidenkinder dazu überredet, ihre Kinder taufen zu lassen, damit sie nun als Christen gelten, gleichgültig, was sie glauben. Wer seine Kinder dagegen christlich erziehen lassen will, dürfte sie nicht der Alijath-Hanoar überantworten. (Hierbei müssen wir leider jene Fälle außer acht lassen, in denen Kryptochristen, denen die materiellen Möglichkeiten fehlten, ihre Kinder in anderen Institutionen erziehen zu lassen, diese der Alijath-Hanoar überließen. Daß diese Kinder Christen sind, ist niemandem bekannt. Wäre es überhaupt jemandem bekannt, so hätte sie unter normalen Umständen die Alijath-Hanoar nicht aufgenommen.)

Die Stimme des Papstes

Die Weihnachtsbotschaft Papst Johannes' XXIII.

Der Heilige Vater richtete am 22. Dezember 1960, 20 Uhr, über den Rundfunk und das Fernsehen seine Weihnachtsbotschaft an die Gläubigen in aller Welt. Sie war der Wahrheit und dem Frieden gewidmet. Der italienische Urtext wurde im „Osservatore Romano" (24. Dezember 1960) veröffentlicht und ist hier in eigener Übersetzung wiedergegeben. Die Zwischenüberschriften sind der Originalwiedergabe entnommen.

„Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit" (Joh. 1, 14).
Ehrwürdige Brüder und geliebte Söhne, überall in der ganzen Welt: Gruß und Apostolischen Segen!

Der Prolog zum vierten Evangelium

Möget ihr Unsern Wunsch für ein gesegnetes Weihnachtsfest so aufnehmen, wie Wir ihn euch entbieten!
Er wird angeregt von der ersten Seite des Evangeliums des heiligen Johannes, von seinem Prolog mit dem Leitmotiv der erhabenen Dichtung, die das Geheimnis und die Tatsache der innigen und heiligen Verbindung verherrlicht, die das Wort Gottes mit den Menschenkindern, der Himmel mit der Erde, die Ordnung der Natur mit der Gnade eingegangen sind. Sie wirft ihren Schein und entfaltet ihren Triumph über die Geister von Anbeginn der Zeiten bis zu deren Vollendung.
„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott. Alles ist durch es geschaffen worden. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen, und das Licht leuchtet in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht begriffen" (Joh. 1, 1 3—5).
Da war ein Mensch mit Namen Johannes, um Zeugnis für das Licht zu geben; er war nicht das Licht, sondern nur ein Zeuge, der einlud, das Licht aufzunehmen. Mit einem unaussprechlichen Zug göttlicher Herablassung nahm das Wort Gottes die menschliche Natur an und begann, auf der Erde unter den Menschen zu wohnen und vertraulich mit ihnen umzugehen.
Alle, die es erkannten und in ihm das Wort Gottes aufnahmen, das Mensch geworden war — nennen Wir seinen heiligen und gebenedeiten Namen: Jesus Christus, Sohn Gottes und Sohn Mariä —, wurden seiner persönlichen Gottessohnschaft angegliedert. „Er gab ihnen die Macht, Kinder Gottes zu werden." Deshalb wurden sie als seine Brüder anerkannt und zu Erben der Ewigkeit auserwählt.
Mit diesem schlichten und grundlegenden Anruf der Lehre und der Geschichte kommt die Botschaft von Weihnachten und von Bethlehem zu uns. Geheiligte Worte sind es, die wie in einer schönen Symphonie immer wiederkehren, liebliche Anmut ausströmen und dann zur Fülle einer so großen Komposition anschwellen, wie sie das dreifache Drama der Schöpfung, der Erlösung um den Preis des Blutes Christi und der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche darstellt. Alles das wird angeboten zu göttlicher Belehrung und Heiligung des irdischen Lebens für die Seelen und für die Völker, die daraus Nutzen zu ziehen verstehen.
Da ist zuerst die Herrlichkeit des himmlischen Vaters im Abglanz seines Sohnes, die uns einlädt zur Bewunderung der unaussprechlichen Beziehungen zwischen den Personen der Heiligsten Dreifaltigkeit. Und dann ist der Evangelist, der andere Johannes, bemüht, zu uns zu sprechen von den Werken der Dreifaltigkeit zum Wohl der Menschen, der Kirche, des mystischen Leibes Christi, und der einzelnen Seelen: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen."

Gnade und Wahrheit

Bei diesen Worten hält der Prolog inne. An dieser Stelle bricht er aus in den feierlichen Ruf: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen."
Welche Herrlichkeit? Die Glorie des Wortes, das da war „am Anfang und vor aller Zeit" und das in seiner Menschwerdung als eingeborener Sohn des Vaters „in der Fülle der Gnade und Wahrheit" erschien. Beachtet genau diese beiden denkwürdigen Worte: Gnade und Wahrheit!

Gnade

Das Wort „Gnade" ist das erste, das auf den Lippen des Engels erscheint, als er Maria das göttliche Geheimnis ankündigt. Es bedeutet die Fülle der Gnade: „Gegrüßet seist du, voll der Gnade." Es wiederholt sich dann in dem Heiligen Buch in verschiedener Tönung, immer als Ausdruck der Güte und des Wohlwollens.
„Wie kostbar ist Dein Erbarmen, o Herr!", so singt der Psalmist mit zärtlichem Anschlag, der das Herz rührt, „die Menschenkinder flüchten sich in den Schatten Deiner Flügel; sie berauschen sich an der Fülle Deines Hauses, und der Strom Deiner Wonnen stillt ihren Durst. Ja, bei Dir ist die Quelle des Lebens; in Deinem Licht werden wir das Licht schauen. Bewahre, o Herr, Deine Gnade denen, die Dich kennen, und gewähre Deine Gerechtigkeit denen, die rechten Herzens sind" (Ps. 35, 8—11).
Wie gern würden Wir mit euch lange von dieser Gnade sprechen, von dieser Güte, von diesem Erbarmen!

Wahrheit

Doch, geliebte Söhne, Wir müssen euch gestehen, daß Unser Sinnen sich vor allem zur Wahrheit hingezogen fühlt, und zwar um so mehr, als die Erfahrung des Seelsorgerlebens immer deutlichere Beispiele liefert für das, was vor allem wichtig und der Vertiefung bedürftig ist. Wo der heilige Augustinus für das göttliche Wort, das zu Bethlehem erschienen ist, einen Namen sucht, da nennt er es geradeheraus und spontan „die Wahrheit". Ist es doch der Eingeborene des Vaters, der den Reichtum seiner Natur strahlen läßt zur Erleuchtung aller Kreatur, sichtbar und unsichtbar, körperhaft und geistig, menschlich und übermenschlich (vgl. De Trin. 15, 11; PL 42, 1071).
Die beiden Testamente enthalten die Verkündigung einer Lehre, deren Ursprünge in der Ewigkeit liegen. Diese ist der Inbegriff und die Kristallisation der Wahrheit. Sie leuchtet durch alle Jahrhunderte und scheint auf vor dem Menschen, der als das Meisterwerk und als der Priester des sichtbaren Alls gilt. Sie ist lebendig in ihrem Gehalt an Wegweisung für alle Fortschritte der zwiefachen, natürlichen und übernatürlichen Ordnung.
Die ersten Worte des Alten Testamentes beschreiben tatsächlich die Ursprünge der Welt; die letzten des Neuen Testamentes, „Komm, Herr Jesus", sind die Zusammenfassung der Geschichte, des Gesetzes und der Gnade.
Für die Seelen, die von Gott geschaffen und einer ewigen Bestimmung vorbehalten sind, ist die Erforschung und Entdeckung der Wahrheit etwas Natürliches. Sie ist der erste Gegenstand der inneren Tätigkeit des menschlichen Geistes.
Warum spricht man von Wahrheit? Weil sie eine Mitteilung Gottes ist. Zwischen dem Menschen und der Wahrheit besteht nicht nur einfach eine zufällige, sondern eine notwendige und wesentliche Beziehung.

Wahrheit im Menschen und im Christen

Diese Wahrheit, die aus dem göttlichen Wort hereinbricht, die die Vergangenheit ins volle Licht setzt, mit ihrem Strahl die Gegenwart belebt, sie ist wie der Atemhauch, der die Gewißheit gibt, daß wir auch

in Zukunft leben werden, bis hinaus über das letzte Erscheinen Gottes hinieden, zum Jüngsten Gericht, das über das ewige Schicksal eines jeden Menschen entscheiden wird.

Dieses belebende Strahlen und Schwingen ist in der physischen Welt zu spüren, aber mehr noch in der geistigen, die sich kundtut und erfahren läßt im Leben des Menschen; leuchten doch auf seinem Antlitz die Linien Gottes: „Das Licht Deines Angesichtes ist über uns gezeichnet, o Herr" (Ps. 4, 7). Und so ist die Wahrheit Quelle der Freude für jede Seele: „Du legtest Freude in mein Herz" (ebd.).

Aber wichtiger ist es, zu sehen und sich zu merken, daß die Befähigung zur Erkenntnis der Wahrheit seitens des Menschen eine heilige und sehr schwere Verantwortung darstellt, mit dem Plan des Schöpfers, des Erlösers und des Seligmachers mitzuwirken. Noch weit mehr muß man das vom Christen sagen, der mittels der Gnade der Sakramente sichtbar das Zeichen seiner Zugehörigkeit zur Familie Gottes trägt. Hier liegt und erhebt sich die höchste Würde und Verantwortung, die dem Menschen auferlegt ist, und das ist in noch erhabenerer Weise von jedem Christen zu sagen, daß er dem Sohne Gottes Ehre machen soll, dem fleischgewordenen Worte, das die Gesamtheit des menschlichen Wesens und der sozialen Ordnung belebt.

Jesus opferte dreißig Jahre des Schweigens den Menschen zur Nachahmung, damit sie lernen sollten, in ihm die Wahrheit zu schauen, und drei Jahre unermüdlichen und überzeugenden Lehrens, damit sie darin Beispiel und Wegweisung für das Leben fänden.

Das göttliche Buch reicht hin, um uns mit dieser Lehre zu erfüllen und an ihr aufzurichten.

Die Vereinigung mit Christus, dem Herrn und Meister, wie er sich nannte, ist darum der Triumph der Wahrheit, die Wissenschaft der Wissenschaften, die Lehre der Lehren.

Der Evangelist Johannes sagte von ihm, den beide Testamente als das Wort Gottes ins Licht heben: „Das Gesetz wurde durch Moses gegeben; durch Jesus Christus ist die Gnade und Wahrheit geworden" (Joh. 1, 17). Ein anderes Mal wiederholte der göttliche Lehrer: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir folgt, der wandelt nicht in der Finsternis" (Joh. 8, 12).

Geliebte Söhne! Was ist dieses Licht, wenn nicht die Wahrheit?

In den Büchern des Alten Testamentes ist die Bezugnahme auf die Wahrheit geläufig.

Der Psalmist ruft die Wahrheit in vielen Wiederholungen an. „Dein Erbarmen und Deine Wahrheit hielten mich immer aufrecht, o Herr" (Ps. 39, 12). „Die Wahrheit und das Gericht waren und sind immer bei Dir" (vgl. Ps. 88, 15). „Deine Wahrheit umgibt mich wie ein Schild" (vgl. Ps. 90, 5). „Deine Gerechtigkeit Deine Gerechtigkeit in Ewigkeit, und Dein Gesetz ist Wahrheit" (Ps. 118, 142). „O Herr, die Wahrheit besteht in Ewigkeit" (Ps. 116, 2). „Die Wahrheit gereicht allen zum Gewinn, die sie zu gebrauchen wissen" (Ekkli. 27, 10). „Alle Wege des Herrn sind Wahrheit" (vgl. Ps. 118, 151). „Der Herr liebt die Wahrheit, die Gnade und die Herrlichkeit" (vgl. Ps. 83, 12).

Das achte Gebot

Wie schön ist in diesem Licht die Einladung an den Menschen, mit seinem Nächsten immer die Wahrheit zu reden, wie mächtig und furchterregend das Gebot, niemals wider seinen Nächsten die Unwahrheit zu sprechen: „Du sollst kein falsches Zeugnis geben wider Deinen Nächsten!" (Ex. 20, 16), und an der Schwelle der Haustür nach der Wahrheit und in der Gesinnung des Friedens zu sprechen: „Redet die Wahrheit ein jeder mit seinem Nächsten, nach Wahrheit und dem Richterspruch des Friedens richtet in eueren Toren" (Zach. 8, 16).

Der heilige Kirchenlehrer Petrus Canisius hat in seiner berühmten „Summa Doctrinae Christianae" (Authoritatum Sacrae Scripturae et Sanctorum Patrum quae in Summa Doctrinae Christianae Doctoris Petri Canisii theologi Societatis Jesu citantur et nunc primum ex ipsis fontibus fideliter collectae ipsis Catechismi verbi subscriptae sunt. Venetiis, ex Bibl. Aldina, 1571, S. 141), die ganzen Generationen als Katechismus diente, die negative und die positive Seite dieses Gebotes mit eindringlichen und überzeugenden Worten dargelegt.

Zum Negativen: Verboten ist jede falsche und irreführende Aussage, durch die vor Gericht und auch außerhalb des Gerichtes der gute Ruf des Nächsten in irgendeiner Weise bloßgestellt werden könnte, wie es geschehen kann „durch Ohrenbläser, Neider, böse Zungen, Verleumder und Schmeichler". Verboten ist jede Lüge und jeder Mißbrauch der Sprache wider den Nächsten, und das in demselben Maß und Ton wie die drei Gebote, die diesem vorausgehen, das heißt nicht töten, nicht Unkeuschheit treiben, nicht stehlen.

Positiv dagegen wird gerühmt, daß man vom Nächsten gut und höflich spricht, zu seiner Verteidigung und seinem Vorteil, „ohne Täuschung, Verstellung und Hinterlist".

Die ganze Lehre ist geschöpft aus dem Alten Testament, das überreich ist an Hinweisen auf das Thema der Wahrheit im Dienste der Unschuld, der Gerechtigkeit und der Liebe.

Und im Neuen Testament, im Evangelium und in den Apostelschriften, was für eine Belehrung über die Schönheit, das Wesen, die erhabene Weisheit der Wahrheit und des Gebotes des Herrn, wenn man sie erfaßt und lebt!

Wenn wir uns wieder dem Worte des heiligen Evangelisten Johannes zuwenden, dann fesselt uns die Haltung Jesu gegenüber denjenigen, deren Bekehrung ihm gelungen war: „Wenn ihr in der Wahrheit bleibet, seid ihr wahrhaft meine Jünger. Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen" (Joh. 8, 30—32). Aber die fesselnde Unterredung nimmt eine furchterregende Wendung, sobald Jesus seine Fragesteller zu Folgerungen führt, die jeden Leugner der erkannten Wahrheit entmutigen.

„Ihr nennt euch Söhne Abrahams. Dann tut auch Abrahams Werke. Ich weiß aber, daß ihr mich zu töten sucht, weil ich euch die Wahrheit gesagt habe, die Wahrheit, die ich von Gott selber weiß. Wenn Gott euer Vater wäre, würdet ihr auch mich lieben, weil ich von Gott komme, der mich gesendet hat. Ihr dagegen seid Söhne des Teufels und wollt die Wünsche von ihm erfüllen, der euer Vater ist."

Als sie diese Worte hörten, sagt der heilige Johannes, hoben diese Unglücklichen Steine auf, um sie auf Jesus zu werfen. Aber er verbarg sich und ging aus dem Tempel fort (Joh. 8, 39—59). Es bewahrheitete sich, was im Psalm geschrieben steht: „Liebet den Herrn, ihr alle seine Getreuen; denn der Herr sucht die Treue und vergilt reichlich denen, die mit Hochmut handeln" (Ps. 30, 24). Wie geschrieben steht im Buch der Sprüche: „Erwerbt die Wahrheit, und verkauft nicht die Weisheit" (vgl. Spr. 23, 23). Und weiter unten: „Eine lügenhafte Zunge liebt die Wahrheit nicht" (ebd. 26, 28). Und schließlich noch:

„Wer bei Gericht parteiisch ist, der wird auch für ein Stück Brot die Wahrheit verraten" (ebd. 28, 21).

Im Denken, Reden und Tun die Wahrheit ehren

Und nun der Mensch, der Gläubige im Angesicht der Wahrheit, die sich mit Milde und Festigkeit durchsetzt.
Die Worte Christi stellen wirklich jeden Menschen vor seine Verantwortung, die Wahrheit anzunehmen oder abzulehnen. Sie laden einen jeden mit gewinnendem Nachdruck ein, zur Wahrheit zu stehen, die eigenen Gedanken mit Wahrheit zu nähren und gemäß der Wahrheit zu handeln.
Diese Glückwunschbotschaft, die Wir euch entbieten möchten, ist deshalb ein feierlicher Aufruf, in ihr zu leben im Sinne der vierfachen Pflicht, die Wahrheit zu denken, zu ehren, zu sagen und zu tun. Diese Pflicht ergibt sich klar und unbestreitbar aus den Worten der Heiligen Schrift, an die Wir erinnert haben, Worten, in deren Eindringlichkeit und Ernst das Alte und das Neue Testament voll übereinstimmen.
Es geht also vor allem darum, die Wahrheit zu denken, klare Vorstellungen zu haben von den großen göttlichen und menschlichen Wirklichkeiten, der Erlösung, der Kirche, der Moral und dem Recht, der Philosophie und der Kunst. Richtige Begriffe zu haben oder zu suchen, sie zu bilden mit Gewissenhaftigkeit und in der rechten Gesinnung.
Leider erlebt man fast täglich eine unglaubliche Leichtfertigkeit bei der Wiedergabe oder Erörterung von Themen, und das in einer Weise, die, gelinde ausgedrückt, die Unzulänglichkeit der Urheber beweist. Deshalb haben Wir unlängst in einer Ansprache, die der Erhaltung der Familie gewidmet war, die Aufforderung ausgesprochen, daß „alle, die den Willen und die Möglichkeit haben, die öffentliche Meinung zu beeinflussen, stets der Klärung, nicht der Verwirrung der Ideen, der Rechtschaffenheit, der Ehrfurcht" dienen mögen (Ansprache an die Römische Rota vom 25. Oktober 1960, AAS 52, 1960, S. 901; vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 121).
Die Wahrheit ehren! Das ist eine Einladung zu leuchtendem Vorbild auf allen Gebieten des persönlichen, familiären, beruflichen und sozialen Lebens. Die Wahrheit macht uns frei (vgl. Joh. 8, 32). Sie adelt den, der sie offen und ohne Menschenfurcht bekennt. Warum also Angst haben, ihr Ehre zu erweisen und zu Achtung zu verhelfen? Weshalb sich herbeilassen zu Anpassungen des eigenen Gewissens durch Annahme von Kompromissen, die mit dem praktischen Christenleben in schreiendem Widerspruch stehen, während doch allein derjenige, der die Wahrheit hat, überzeugt sein darf, daß er das Licht besitzt, das alle Finsternis zerstreut, und die hinreißende Kraft, die die Welt verwandeln kann? Nicht nur der ist schuldig, der bewußt die Wahrheit entstellt, sondern ebenso auch, wer sie durch die Zweideutigkeit seiner Haltung verrät, weil er fürchtet, nicht auf der Höhe und modern zu erscheinen.
Also die Wahrheit ehren mit der Festigkeit, dem Mut und der Besonnenheit desjenigen, der starke Überzeugungen besitzt.
Dann die Wahrheit sagen. Ist nicht die Mahnung der Mutter an ihr Kind, sich vor Lügen zu hüten, die erste Schule der Wahrheit, und macht sie nicht aus einer Gewohnheit, einem von Jugend an geübten Brauch eine zweite Natur, die den Grund legt für den Ehrenmann, den vollendeten Christen des schlagfertigen und freimütigen Wortes, der, wenn notwendig, auch den Mut zum Märtyrer und Bekenner hat? Das ist das Zeugnis, das der Gott der Wahrheit von jedem seiner Söhne fordert.
Und schließlich die Wahrheit tun. Sie ist das Licht, in das die ganze Persönlichkeit eintauchen muß und die den einzelnen Handlungen des Lebens den Ton angibt. Sie ist die Liebe, die den Antrieb gibt, das Apostolat der Wahrheit auszuüben, die Kenntnis von ihr zu verbreiten, ihre Rechte zu verteidigen, die Seelen, besonders die offenen und hochherzigen Seelen der jungen Menschen, dafür bereit zu machen, daß sie sich von ihr bis in die letzten Fasern durchdringen lassen.

Der Gegen-Dekalog

Die Wahrheit denken, ehren, sagen und tun! Wenn man diese Grundforderungen des menschlichen und des christlichen Lebens ausspricht, dann steigt aus dem Herzen eine Klage auf die Lippen: Wo bleibt auf Erden die Achtung vor der Wahrheit? Stehen wir nicht bisweilen oder gar sehr oft vor einem frechen und schamlosen Gegen-Dekalog, der das „Nein" abschafft, das in allen fünf Geboten des Herrn, die auf das „Ehre Vater und Mutter" folgen, den klaren und deutlichen Anweisungen vorausgestellt ist? Verläuft das Leben vor unseren Augen nicht praktisch in der vorbedachten Übung des Gegenteils: fünftens — töten, sechstens — Unkeuschheit treiben, siebtens — stehlen, achtens — falsches Zeugnis geben, wie in einer teuflischen Verschwörung gegen die Wahrheit?
Und doch besteht für immer in seiner Klarheit und Gültigkeit das Gebot des göttlichen Gesetzes, das dem Moses auf dem Berge gegeben wurde: „Du sollst kein falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten" (Ex. 20, 16; Deut. 5, 20). Dieses Gebot, ebenso wie die anderen, lebt mit allen seinen Folgerungen, den positiven und den negativen: der Pflicht der Wahrhaftigkeit, der Redlichkeit, der Aufrichtigkeit, die in der „Angleichung des Urteils an die Wirklichkeit" (S. Th. I q. 16 art. 1 c.; vgl. Avicenna Metaphys. tract. VIII cap. 6) besteht. Anderseits die traurige Möglichkeit und die noch traurigere Tatsache der Lüge, der Heuchelei, der Verleumdung bis zur Verdunklung der Wahrheit.
Es ist unser Los, zwischen zwei Auffassungen von menschlichem Zusammenleben zu existieren. Da ist auf der einen Seite die Wirklichkeit der Welt, wie Gottes Plan sie uns zur Forschung, Ergründung und Verwirklichung aufgibt; auf der anderen — Wir scheuen uns nicht, es zu wiederholen — die Fälschung dieser Wirklichkeit, leicht gemacht durch die Technik und moderne, modernste menschliche Kunstgriffe.
Angesichts des vierfachen Ideals, die Wahrheit zu denken, zu ehren, zu sagen und zu tun, und des täglichen Schauspiels von offenem oder getarntem Verrat an diesem Ideal kann das Herz seine Angst nicht bezwingen, und Unsere Stimme zittert.
Allem und allen zum Trotz „bleibt die Wahrheit des Herrn in Ewigkeit" (Ps. 116, 2), und sie will immer strahlender vor den Augen leuchten, um von den Herzen vernommen zu werden.
Bei manchen ist wohl das Empfinden verbreitet, daß die Welt im Augenblick wieder einmal bange Stunden durchlebt. Aber die Geschichte der Vergangenheit hat schlimmere gekannt. Ungeachtet der geräuschvollen oder verschlagenen Stimmen der Gewalttätigen sind Wir ganz sicher, daß der geistige Sieg Jesus Christus gehören wird, der „am Holze hängt".

Angstvolle Stunden

Die immer ernstere Wahrnehmung des Sturmes, der über einigen Gegenden der Welt tobt und die soziale Ordnung, vor allem aber viele mehr schwache und unsichere als böswillige und verdorbene Geister, bedroht, drängt Uns, in diesem Weihnachtsaufruf Unser Wort an diejenigen zu richten, die die höchste Verantwortung für die öffentliche und soziale Ordnung tragen, und sie im Namen Christi einzuladen, sie möchten die Hand aufs Herz legen und sich Ehre machen in diesen Tagen allgemeiner Gefahr. In Wahrheit handelt es sich doch um die Sache aller, und alle Unterschiede zwischen den Großen des Lebens und den Kleinen müssen verschmelzen in einmütiger und gemeinsamer Anstrengung.

Wir wollen deshalb Unsere priesterlichen Arme erheben zu den obersten Trägern der Verantwortung an der Spitze der politischen Organisationen, zu den Oberhäuptern der Staaten und der regionalen oder kommunalen Verwaltungen, aber auch zu allen insgesamt: zu den Erziehern, den Eltern und Lehrern, zu allen Arbeitern des Kopfes, der Faust und des Herzens, zu den Verantwortlichen für die öffentliche Meinung, und zu ihnen ganz besonders; denn diese wird ja gebildet oder mißbildet durch Presse, Rundfunk und Fernsehen, durch den Film, durch Wettbewerbe und Ausstellungen aller Art, literarische und künstlerische — zu den Schriftstellern, Künstlern, Produzenten, Regisseuren und Bühnenbildnern.

An alle Unsere Söhne, und zumal an jene, die durch eine besondere Sendung berufen sind, für die Wahrheit Zeugnis abzulegen, an alle, die gesonnen sind, ihr persönliches und ihr familiäres Leben im heiligen Licht der christlichen Lehre zu führen, an sie alle richten sich Unsere Gedanken, die Uns ganz spontan von Herzen kommen, und Wir sind gewiß, daß sie von den redlichsten und aufrichtigsten Geistern nachdenklich aufgenommen werden.

Geliebte Söhne! Nein! Niemals gebt euch her zur Verfälschung der Wahrheit! Habt Abscheu davor!

Bedienet euch nicht dieser wunderbaren Gaben Gottes, des Lichtes, der Töne, der Farben und ihrer technischen und künstlerischen Verwendungsweisen im Druck, im Zeitungswesen, in Hör- und Schaudarbietungen, um die natürliche Neigung des Menschen zur Wahrheit zu vergewaltigen; denn auf ihr bauen sich sein Adel und seine Größe auf. Bedient euch ihrer nicht, um die noch unfertigen oder schwankenden Gewissen zu ruinieren.

Habt einen heiligen Schrecken davor, die Saat auszustreuen, die die Liebe entweiht, die Familie auflöst, die Religion verspottet und die Fundamente der sozialen Ordnung erschüttert, welche sich auf die Beherrschung der selbstsüchtigen Triebe und auf die einträchtige Brüderlichkeit und die Achtung der Rechte jedes einzelnen gründet. Im Gegenteil, wirket zusammen, damit die Luft, die wir atmen, immer reiner und immer freier wird von den Bazillen, deren erste Opfer die Unschuldigen und die Schwachen sind. Bietet euer Wissen auf, um mit freudiger Ausdauer und unermüdlicher Anstrengung die Vorbedingungen zu schaffen für bessere, gesündere, gerechtere und gesichertere Zeiten.

Unerschütterliches Vertrauen

Geliebte Söhne! Von neuem werden wir hingezogen zu dem Schauspiel von Bethlehem, zum Lichte des fleischgewordenen Wortes, zu seiner Gnade und Wahrheit, die alle für sich gewinnen will.

Das Schweigen der Heiligen Nacht und die Betrachtung jener Szene des Friedens sind beredt. Wenden wir uns nach Bethlehem mit ungetrübtem Blick und offenem Herzen.

Aus der Nähe dieses Wortes Gottes, das für uns Mensch geworden ist, aus der Nähe dieser „Güte und Menschlichkeit unseres Gottes und Erlösers" (vgl. Tit. 3, 4) wollen Wir nun noch ganz besonders mit großer Achtung und Zuneigung Unsere Blicke lenken auf die höchsten Repräsentanten der öffentlichen Gewalten, die in mannigfachen Formen verteilt sind auf die verschiedenen Schlüsselstellungen der Erde, auf die Träger der Verantwortung für die Erziehung der künftigen Generationen und für die öffentliche Meinung. Wir wollen einen jeden ermutigen, mit immer reiferem Gewissen die eigenen Aufgaben und Verantwortungen auf sich zu nehmen und aufrichtig und mutig auf seinem Platz zu stehen.

Wir vertrauen auf Gott und auf sein Licht. Wir vertrauen auf die Menschen guten Willens und sind zufrieden, daß Unsere Worte in allen gerecht empfindenden Herzen den Pulsschlag mannhafter Großmut anregen.

Zuweilen geschieht es, daß eine leise Stimme in sozusagen prophetischem Klang an Unser Ohr dringt und Uns eine übertriebene Furcht einflüstern möchte, wie sie dann schwache Vorstellungskräfte erhitzt.

Der heilige Matthäus, der erste Evangelist, erzählt uns von Jesus, daß er am Abend eines anstrengenden Tages sich allein auf einen Berg zurückzog, um zu beten. Das Schifflein der Seinen war auf dem See zurückgeblieben und wurde von Winden hin und her geworfen. Nachts stieg Jesus leichten Fußes auf die Wogen hernieder und rief mit lauter Stimme: Habt Vertrauen und fürchtet euch nicht; denn ich bin es. Herr, wenn Du es bist, sprach Petrus, dann mache, daß ich über das Wasser zu Dir kommen kann. Und Jesus sprach zu ihm: Komm! Petrus stieg aus der Barke und wollte sich an die Seite des Meisters begeben. Aber bei der Heftigkeit des Windes bekam er Angst, begann zu sinken und schrie: Herr, rette mich! Jesus reichte ihm sogleich die Hand, zog ihn empor und sprach zu ihm: Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt? Und als alle auf dem Schifflein versammelt waren, hörte der Sturm auf (Matth. 14, 22—32).

Geliebte Söhne! Auch in der Nacht auf dem See ist diese Episode von bezaubernder Durchsichtigkeit. Der demütige Nachfolger des heiligen Petrus empfindet bis jetzt keine Versuchung, zu erschrecken. Wir fühlen uns im Glauben stark, und an der Seite Jesu können Wir nicht bloß den kleinen See in Galiläa, sondern alle Meere der Welt überqueren. Das Wort Jesu genügt zur Rettung und zum Sieg.

Dies ist eine der schönsten Seiten des Neuen Testamentes. Sie ist ermutigend und voll glücklicher Verheißung. In dieser Schau wollen Wir Unsere Weihnachtsbotschaft beschließen mit zwei Worten des Alten Testamentes, um das Thema des Gesprächs zusammenzufassen, das Uns die Freude bereitete, das Herz des Vaters und Hirten vor den geistlichen Söhnen aufzutun.

Es ist der letzte Moment der Begegnung zwischen dem heiligen König Ezechias und Isaias, dem größten Propheten von Israel. Dieser hatte ihn erschreckt mit den Drohungen einer nicht mehr fernen Invasion und unermeßlicher Ruinen. Da gab ihm der König Ezechias zur Antwort:

„Gut ist das Wort des Herrn, das du mir berichtet hast. Allein mir genügt der Friede und die Wahrheit für meine Jahre" (Is. 39, 8).

Hirtenworte in die Zeit

Die Silvesterpredigt Kardinal Wendels

Am 31. Dezember 1960 hielt der Erzbischof von München und Freising, Joseph Kardinal Wendel, vor ca. 10 000 Gläubigen im Münchener Liebfrauendom seine traditionelle Silvesterpredigt. Nach Gottes unerforschlichem Ratschluß sollte sie das letzte Wort des Bischofs an seine Gemeinde sein. Die Predigt ist zugleich des Kardinals Vermächtnis und Auftrag für alle deutschen Katholiken. Sie hat folgenden Wortlaut:

Das Jahr 1960 geht zu Ende. Es wird ein denkwürdiges Jahr in der Geschichte unserer Stadt bleiben. Drei Ereignisse haben diesem Jahr ein besonderes Gepräge gegeben. Das erste Ereignis war die Münchener Mission im Frühjahr dieses Jahres. Das zweite Ereignis war der Eucharistische Weltkongreß um die Mitte des Jahres. Das dritte Ereignis war die furchtbare Flugzeugkatastrophe, die auf das Ende des Jahres die Schatten des Todes und die schwarze Trauer legte.

„Der Herr kommt." So stand auf den Plakaten zu lesen, die an den Anschlagsäulen der Stadt den Beginn der Münchener Mission ankündigten. Es sollte ein Anruf sein, in der Hast und Unrast des Alltags den Herrn der Tage nicht zu vergessen, den Herrn der Zeit und der Ewigkeit; an sein Kommen zu denken und ihm entgegenzugehen im Lichte seiner Wahrheit, auf dem Wege seines Willens, belebt und gestärkt von seiner Gnade, sicher geleitet von der mütterlichen Hand seiner Kirche.

Der Herr ist nahe, das haben wir mit einer ungeahnten Überzeugungskraft beim Eucharistischen Weltkongreß erfahren. In diesen Tagen haben wir die Nähe des Herrn geradezu gespürt. Seine persönliche Nähe im Geheimnis der heiligen Eucharistie und seine geheimnisvolle Gegenwart in der Wirklichkeit seiner Kirche. Ja, der Herr ist nahe. Er ist unter uns.

Und doch bleibt das Wort vom Kommen des Herrn wahr. Der Herr kommt in neuer Weise zu jedem Menschen, wenn seine Zeit zu Ende ist. Der Herr kommt am Ende aller Zeiten für die gesamte Menschheit als Richter und Vollender. Diesen Tag seines endgültigen Kommens vergleicht der Herr mit dem Blitz, der plötzlich aufflammt und von einem Ende des Himmels zum anderen leuchtet (Luk. 17, 24). Dieser Tag wird schrecklicher sein als der 17. Dezember, an dem 49 Menschen in Feuerflammen ihr irdisches Leben verloren. Das Unglück kam wie der Blitz vom Himmel. Wohl keiner hatte in diesem Augenblick an das Kommen des Herrn gedacht.

Auch der 17. Dezember hat dem Jahre 1960 ein Zeichen eingebrannt, das dieses Jahr uns und dem kommenden Geschlecht denkwürdig machen muß.

Wir stehen am Ende des Jahres 1960. Drei Ereignisse haben dieses Jahr denkwürdig gemacht. Wir dürfen also dieses Jahr nicht gedankenlos in der Vergangenheit untergehen lassen. Nein, wir wollen uns heute am Silvesterabend noch einmal unsere Gedanken machen über die Münchener Mission, über den Eucharistischen Weltkongreß und über die Flugzeugkatastrophe des 17. Dezember.

Gedanken zur Münchener Mission

Missionen sind keine Alltagserscheinungen. Seit dem Jahre 1926, also seit 34 Jahren, ist in München für das ganze Stadtgebiet keine Mission mehr gewesen. Missionen sind auch heute noch außergewöhnliche, von Gott geschenkte Gnadentage. Tage, in denen Gott das Licht seiner Wahrheit für die Augen des Glaubens heller leuchten und die Quellen seiner Gnade für das Leben der Seelen reicher fließen läßt. Aber auch während einer Mission kann das Ohr dem Wort der Offenbarung und das Auge dem Licht der ewigen Wahrheit sich verschließen. Auch während einer Mission wird niemand gezwungen, aus den Quellen des Erlösers zu schöpfen. Leider hat auch die Münchener Mission gezeigt, daß viele ihre Freiheit zum Guten weniger gebrauchen, als sie die Freiheit zum Bösen mißbrauchen. Es ist offenbar geworden, wie weit das Leben aus dem Glauben abgestorben ist und wie viele Christen nur noch den Namen haben, daß sie leben, in Wahrheit aber tot sind (vgl. Offb. 3, 1).

Nicht wenige haben allerdings durch die Mission den Glauben wiedergefunden und sind zum Leben mit der Kirche wiedererwacht. Ich bin überzeugt, daß auch in diesen Fällen im Himmel mehr Freude war über einen Sünder, der Buße tat, als über 99 Gerechte, die glaubten, der Buße nicht mehr zu bedürfen (Luk. 15, 7) und darum die Mission entbehren zu können. Auch solche Selbstgerechte waren da. Nicht wenige, die der Kirche nicht fernstehen wollen, die sich in ihrer Art der Kirche gegenüber besonders verantwortlich dünken, haben die Mission nicht mitgemacht, haben sich über die Mission erhaben gefühlt. Ich möchte über den Einzelfall nicht urteilen. Ich kann aber nicht umhin, auf eine Fehlhaltung hinzuweisen, die, zu einem guten Teil auf Vor- und Fehlurteile gestützt, manche Kreise innerhalb der Kirche erfaßt hat und sie einer nicht zu übersehenden Gefährdung aussetzt. Sicher wäre solchen Christen das schlichte Eingehen und Sich-Vertiefen in die wirkliche Welt des Glaubens heilsamer als das ständige Sichstoßen an Unzulänglichkeiten manchmal sehr peripherer Art, die bei allen Einrichtungen dieser Welt, auch bei der Kirche, soweit sie eine irdische Gestalt hat, vorhanden sind. Vielleicht ahnen diese geistig oft sehr wachen Christen gar nicht, wie sehr sie durch ihre immer so negativ in die Erscheinung tretende Haltung zur Kirche das Licht, das sie läutern wollen, verdunkeln und das Gute, dem sie dienen wollen, lähmen oder schon im Keim ersticken.

Verwirrung und Verwilderung des Geistes

Was die Welt von heute braucht, bei der oft unglaublichen Verwirrung der Geister und der erschreckenden Verwilderung der Sitten, ist sichere Klarheit und starke sittliche Festigkeit.

Wie weit die Verwirrung der Geister geht und wie sehr sie der fortschreitenden sittlichen Verwilderung — sei es in der brutalen Form der Gasse, sei es in der verfeinerten Form der Gesellschaft — Vorschub leistet, dafür einige Hinweise.

Wir feiern alljährlich Weihnachten. In den meisten Häusern wird der Christbaum angezündet, und in sehr vielen ist auch noch Platz für das Christkind in der Krippe. Sowohl im vorigen Jahr wie in diesem Jahre wurden ausgerechnet zu Weihnachten und, wie im vorigen Jahr sogar ein Kritiker meinte, für den Weihnachtstisch Bücher ange-

priesen, die für Christus und die Christusbotschaft ein Schlag ins Gesicht sind. Sie gleichen den Schergen des Herodes, die das göttliche Kind suchten, um es zu töten, und viele unschuldige Kinder mordeten. Daß solche Bücher von Menschen geschrieben werden, ist für die gesittete Menschheit beschämend. Daß sie aber gedruckt, beschlagnahmt, wieder freigegeben, übersetzt, für den Weihnachtstisch empfohlen und gekauft werden, ist für alle Beteiligten noch viel beschämender. Und wenn man darüber keine Scham mehr empfindet, dann ist das nur ein Zeichen dafür, wie weit die Schamlosigkeit schon geht.

In einem Film wurde eine brutale Vergewaltigungsszene gezeigt. Der Staatsanwalt hat diesen Teil des Films beschlagnahmt. Drei Richter haben die Beschlagnahmung wieder aufgehoben und die Szene, die eine Münchener Zeitung das Widerlichste nennt, was einem jemals auf der Leinwand begegnet ist, zur Vorführung freigegeben. In der Begründung der Freigabe heißt es unter anderem: Die Ausführlichkeit der Vergewaltigungsszene solle offensichtlich das Gegengewicht darstellen zu der späteren Tötung der Verbrecher durch den Vater des geschändeten Mädchens und diese Tötung dem Besucher billigenswert machen.

Man muß sich fragen: Wie können Richter, die die Vergewaltigung eines Menschen genauso wie die eigenmächtige Tötung eines Menschen von Rechts wegen verurteilen müssen, im Film die Vorführung eines Verbrechens freigeben, weil offensichtlich dadurch dem Beschauer eine andere Gewalttat billigenswert gemacht werden soll?

Zur gleichen Zeit mußten sich in Freiburg Richter — nicht im Film, sondern in Wirklichkeit — mit einem Sittlichkeitsverbrecher und Mörder befassen und haben ihn verurteilt. In Bremen hat dann nach einer dpa-Meldung ein Kaufmann ein Sittlichkeitsverbrechen in seiner Wohnung wieder gefilmt. An das Verbrechen und den Mord Jugendlicher in München anfangs Dezember erinnere ich.

Werden uns durch solche Tatsachen die Augen nicht aufgerissen, daß wir endlich sehen, wohin diese Wege führen? Wer aber trägt die Verantwortung? Sicher die Erwachsenen mehr als die Jugend.

Geradezu beschwörend hat der Heilige Vater in seiner Weihnachtsansprache [vgl. ds. Heft, S. 221] seine priesterlichen Hände zu den Höchstverantwortlichen in den Regierungen und in den Verwaltungen der Staaten, der Bezirke und der Städte, zu den Eltern und Lehrern und ganz besonders zu den Verantwortlichen, die durch Presse, Rundfunk, Fernsehen und Film die öffentliche Meinung bilden oder verbilden, zu den Schriftstellern, Künstlern, Produzenten, Regisseuren und Bühnenbildnern erhoben und ihnen gesagt: Habt einen heiligen Schrecken davor, jene Saat auszustreuen, die die Liebe entweiht, die Familien auflöst, die Religion verspottet und die Fundamente der sozialen Ordnung erschüttert, die sich auf die Beherrschung der egoistischen Triebe stützt und auf die einträchtige, das Recht eines jeden wahrende Brüderlichkeit. Arbeitet vielmehr mit, um die Luft, die wir atmen, immer reiner und weniger verderbt zu machen, deren erste Opfer sonst die Unschuldigen und Schwachen sind.

Auch die Münchener Mission hat sich dieses hohe Ziel gesetzt. Erreicht ist es noch nicht. So bleibt es also unsere Aufgabe auch im kommenden Jahr. Man hat gemeint, die Münchener wollten kein neues München, sie wollten beim alten München bleiben. Ja aber sicher beim guten alten München, und dann, meine lieben Münchener, dürfte auch manches wieder erneuerungsbedürftig sein.

Etwas von dem, was wir als neues München bezeichnen, haben wir in den Tagen des Eucharistischen Weltkongresses erlebt. In diesen Tagen des Kongresses hatte unsere Stadt einen wirklichen Wandel erlebt. Nicht nur, daß viele Gäste gekommen waren, nicht nur, daß große und erhebende Feiern gehalten wurden, nein, die ganze Atmosphäre in der Stadt war eine ganz andere geworden, war reiner, war froher, war zufriedener. Das haben wir alle gespürt. Das haben alle, die nach München gekommen waren, so wohltuend empfunden. Und doch haben alle in diesen Tagen Opfer bringen und die meisten auf viele Annehmlichkeiten verzichten müssen. Man war geduldig miteinander, man war höflich zueinander. Man nahm Unzulänglichkeiten ruhig hin, ohne zu schimpfen. Man kam sich in Liebe zuvor. Einer trug des anderen Last (vgl. Gal. 6, 2). Der Glaube ist in der Liebe wirksam geworden (Gal. 5, 6). Ich brauche Einzelheiten nicht aufzuzählen, ihr habt sie selbst vielfältig erlebt. Gewiß, es waren nur acht Tage. Aber sollte es unmöglich sein, sich auch längere Zeit um eine solche Haltung zu bemühen und sich in einer solchen Haltung zu begegnen? Das ist mein Gebot, daß ihr einander liebet (Joh. 15, 12). Und wo Liebe ist und Güte, da ist Gott.

Wir haben schon öfter von der Altargemeinschaft gesprochen, die unter Christen zu einer Lebensgemeinschaft führen soll. Das Erlebnis des Eucharistischen Weltkongresses gibt uns zu denken. Nicht zu leicht dürfen wir ein solches Ziel als unmöglich bezeichnen. Auch wenn es schwerfällt, wollen wir uns darum bemühen. Zunächst gilt es, diese Aufgabe in der Familie zu lösen. Dann werden wir sie vielleicht auch in der Nachbarschaft und in der Verwandtschaft in Angriff nehmen können. Auch im Rahmen der Pfarrei, der Pfarrfamilie, wäre es schön und erstrebenswert, wenn diejenigen, die sich am Tische des Herrn gemeinsam treffen, auch außerhalb der Kirche sich mitunter zum gemeinsamen Tisch zusammenfänden. Die Agapen haben ein Beispiel gegeben. Das Reichen der Hände am Sonntag beim Friedensgruß der heiligen Messe könnte eine wirksame Mahnung werden, zu gegenseitigen Handreichungen während der Woche sich bereit zu finden und nicht im Streit, sondern im Frieden miteinander zu leben. Christliche Altargemeinschaft — christliche Lebensgemeinschaft — ein neues München — eine bessere Welt!

Die Ziele sind zu hoch, als daß man sie von heute auf morgen erreichen könnte. Sie sind aber so wertvoll und so groß, daß man sich um sie auch auf eine lange Zukunft hin bemühen muß. Bemühen sage ich, selbst wenn wir sie auf dieser Erde nie ganz erreichen werden. Wir wissen, daß nur ein Leben aus dem Glauben und ein Leben in der Liebe Gottes Aussicht bieten, in diesem Bemühen nicht zu versagen. Darum kommt und seht, wie gut der Herr ist. Kommt und eßt das Brot, das er uns reicht und das sein Fleisch ist für das Leben der Welt.

Mit großer Sorge muß es uns auch in dieser Sicht erfüllen, wenn die Schule, in der das Leben aus dem Glauben und das Leben in der Liebe Gottes in der Gesamterziehung der Kinder nach dem Willen der Eltern gepflegt und gefestigt werden soll, d. h. die Bekenntnisschule, immer wieder offenen und versteckten Angriffen ausgesetzt ist. In Bayern will die überwältigende Mehrheit der katholischen Eltern für ihre Kinder die Bekenntnisschule. Die Bekenntnisschule aber verlangt, wenn sie in ihrem Wesenskern nicht zerstört werden soll, den bekenntnismäßig gebil-

deten Lehrer und Erzieher. Es muß niemand an einer Bekenntnisschule Lehrer werden. Wer aber an einer Bekenntnisschule wirken will, muß den dazu erforderlichen Bildungsgang durchmachen. Das bayerische Lehrerbildungsgesetz, das dieser Tatsache Rechnung trägt, ist erst vor zweieinhalb Jahren im Landtag einstimmig bei nur zwei Stimmenthaltungen von den Abgeordneten aller Parteien verabschiedet worden. Das Gesetz sieht auch die Möglichkeit der Errichtung einer simultanen Pädagogischen Hochschule vor, falls eine genügende Zahl von Lehrerstudenten sich meldet, die dann allerdings auch nur an einer Gemeinschaftsschule, soweit Bedarf ist, verwendet werden können. Daß bei der relativ kleinen Zahl der Gemeinschaftsschulen gegenüber der weitaus überwiegenden Zahl der Bekenntnisschulen in Bayern dafür die größte Pädagogische Hochschule nicht in Frage kommen kann, dürfte einleuchtend sein.
Man glaubte, mit dem Gesetz eine befriedigende Lösung der Lehrerbildung gefunden zu haben, und begrüßte sie. Was hat man nun mit der geplanten Geheimbefragung der Lehrerstudenten unter anderem auch über simultane oder bekenntnismäßige Lehrerbildung bezwecken wollen? Will man den Kampf schon wieder beginnen, statt die hochschulmäßige Lehrerbildung sich in Frieden entwickeln zu lassen? Es war gut, daß hier ein Ordnungsruf ergangen ist. Wir wollen hoffen, daß alle Einsichtigen dem Frieden und der Ordnung das Wort reden.

Gedanken zum 17. Dezember

Wir können diese Silvesterbetrachtung nicht schließen, ohne nochmals unsere Gedanken zu der Katastrophe des 17. Dezember zu lenken. Wir haben der Toten in Ehrfurcht gedacht. Wir haben ihre Seele in der Gedächtnisfeier des Todes Christi dem barmherzigen Gott empfohlen. Die Hinterbliebenen haben wir unserer Teilnahme, unseres Trostes und unserer Hilfe versichert. Den Verletzten wünschen wir Linderung ihrer Schmerzen und baldige, gute Heilung ihrer schweren Wunden. — Wir danken dem Heiligen Vater für seine väterliche Teilnahme. Wir danken dem Legaten des Heiligen Vaters beim Eucharistischen Weltkongreß, Kardinal Testa, für sein mitfühlendes Wort. Uns selbst soll das Ereignis des 17. Dezember eine ernste Mahnung sein, die uns sagt: Es ist immer besser, mit Gott auf vertrautem Fuß zu stehen, als sich nur auf den Menschengeist zu verlassen und auf die Werke von Menschenhand sein ganzes Vertrauen zu setzen. Das gilt auch von den großen technischen Errungenschaften und von einem, wie manche meinen, unbegrenzten Fortschrittsglauben. Auch die Technik und der Fortschritt haben ihre Grenzen, die der Herr ihnen setzt. Unbegrenzt, unendlich ist nur Er. Dienet dem höchsten Herrn! Diese Wahrheit hat uns die Mission gepredigt. In dieser Wahrheit hat uns der 17. Dezember bestärkt. Laßt uns erkennen, was uns zum Heile ist!
Eine zweite Mahnung: Seid wachsam; denn ihr wißt nicht den Tag, an dem der Herr kommt (Matth. 24, 42). Haltet euch bereit; denn der Menschensohn kommt zu einer Stunde, da ihr es nicht vermutet (Matth. 24, 44). Selig die Knechte, die der kommende Herr wachend findet (Luk. 12, 37).
Eine dritte Mahnung: Übet die Liebe und hütet den Frieden! Wartet nicht bis zum Grab, um dann den ewigen Frieden zu wünschen! Christus hat uns das Gebot der Liebe gegeben (vgl. Joh. 13, 34). Christus hat uns das Beispiel der Liebe gegeben (vgl. Joh. 13, 1—15). Haltet sein Gebot! Folgt seinem Beispiel! Laßt euch an der echten gegenseitigen Liebe als seine Jünger erkennen!
Und noch eine letzte Mahnung des 17. Dezembers: Es ist höchste Zeit, daß alle Gutgesinnten sich erheben, um alle gebotenen Mittel anzuwenden, damit die Bande frommer Scheu und heiliger Ehrfurcht sich nicht noch weiter lösen und die Herzenshärte, ja die Herzensroheit noch weiter um sich greife. Die Ehrfurcht vor dem Tod und den Toten, aber auch die Ehrfurcht vor dem Leben und den Lebenden müssen der Neugier und Sensationslust wieder die Grenzen klar und eindeutig setzen. Mehr will ich zu diesem Punkt in dieser Stunde nicht sagen.
Laßt uns dem Herrn danken für das Jahr 1960 und all die großen Gnaden, die er uns in diesem Jahr geschenkt hat!
Ein herzliches Vergelt's Gott möchte ich auch in dieser Stunde noch einmal allen sagen, die uns beim Eucharistischen Weltkongreß so viel Unterstützung und Hilfe gegeben haben: den Regierungen von Bund und Land, der Landeshauptstadt und ihren Behörden, den unzähligen Helferinnen und Helfern und dann allen Münchenern.
Jetzt laßt uns den Herrn bitten um seinen Segen für das neue Jahr. In Gottes Namen soll das Jahr 1961 beginnen. Procedamus in pace in nomine Christi — Laßt uns im Frieden voranschreiten in diesem Jahre im Namen Christi. Amen.

Die Kirche in den Ländern

Die Kirche im Kongo

Die Lage der Mission Ende 1960 — Chancen und Aufgaben

Am 30. Juni 1960 wurde (Belgisch-)Kongo unabhängig. Wenn man auch dem neuen Staat mancherlei Schwierigkeiten und Engpässe für die erste Phase seiner Unabhängigkeit vorausgesagt hatte, so übertraf die Wirklichkeit der letzten sechs Monate alle — auch die pessimistischsten Erwartungen. Zerstörung, Plünderung, Mord waren an der Tagesordnung. Durch die Politik des ersten, inzwischen abgesetzten Ministerpräsidenten Patrice Lumumba wurde der kalte Krieg in das Land eingelassen. Die Folge davon war der Abfall der reichsten Provinz Katanga von der Republik. Die UN mußten eingreifen, um die wildesten Auswüchse der Anarchie zu verhindern. Zerwürfnisse der UN-Truppen und ihrer Administration mit den einheimischen Militärs folgten. Monatelang hatte das Land zwei Regierungen, beide gleich ohnmächtig, da die Macht — jedenfalls in der Hauptstadt Leopoldville — bis Ende des Jahres in den Händen Mobutus lag. Inzwischen ist die politische Unrast ein wenig abgeklungen, weniger als Ergebnis von Einsicht als von Erschöpfung. Die Anarchie hat der Apathie Platz gemacht. Erstere kann jedoch jederzeit wiederkehren. Wie war das alles möglich?

Man hat mehrere Gründe dafür angeführt: vor allem die politische Unreife der Kongolesen und die Politik der Belgier in der Vergangenheit (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 159f.). Einigermaßen verstehen kann man das, was im Kongo geschah, nur, wenn man die Geschichte des riesigen Landes bei solchen Überlegungen mitberücksichtigt.

Die Geschichte des Landes

Für einen Durchschnittseuropäer ist es schon schwierig, die zwei Staaten Kongo-Brazzaville und Kongo-Leopoldville auseinanderzuhalten oder zu wissen, daß der Bakongostamm nicht nur in diesen zwei nun unabhängig gewordenen Staaten, sondern auch in den portugiesischen Gebieten Cabinda und Nord-Angola seßhaft ist. Es könnte sich eines Tages sehr wohl herausstellen, daß für die Bakongo eine Neugründung ihres schon im 13. Jahrhundert mächtigen Königreiches politisch attraktiver ist als die politische Realität der heutigen beiden Kongo-Staaten.

Erst in den letzten 15 Jahren haben die Paläontologen festgestellt, daß im heutigen Kongogebiet vor vielen Jahrtausenden mehrere Kulturen existiert haben, die mit dem Zurückgehen des äquatorialen Urwaldes tiefer ins Innere des Kontinentes eindringen konnten und durch dessen Wiedervordringen (in feuchteren Klimaperioden) dort isoliert wurden. Das Steinzeitalter hat in diesen Gebieten die Jahrtausende überdauert und ist hie und da erst durch den Kontakt mit den Europäern zum Abschluß gekommen. Bis vor einigen Generationen wurden in dem südlichen Kongobecken, in Kasai und Katanga, noch steinerne Beschneidungsmesser benutzt, während in anderen Gebieten das Auto schon zum Straßenbild zu gehören anfing. Der Historiker wundert sich über die mannigfaltigen Unterschiede zwischen den zahlreichen Stämmen und Völkern des Kongostaates nicht. Er kennt die Unterschiede zwischen den matrilinearen und den patrilinearen Bantu im Osten des Kongos; er weiß um die hamitischen und nilotischen Völker, die im 11. Jahrhundert aus dem Norden in das Kongogebiet eindrangen, und er kennt die Eroberungen der Watussi und die im Kongogebiet gegründeten Staaten der Sudanstämme. Dieses bunte Mosaik der Völker und Stämme behielt auch seinen dynamischen Charakter, nachdem die Europäer — Portugiesen, Niederländer, Brasilianer und schließlich Franzosen (Brazza) und Engländer (Stanley) — das Kongogebiet entdeckten, durchforschten und ihm seine koloniale Gestalt gaben. Nachdem König Leopold II. 1876 die Association Internationale Africaine gegründet hatte, unterschrieben immer mehr Könige und Häuptlinge der Völker und Stämme des 4000 km langen Kongoflusses die Souveränitätsübergabe ihrer Gebiete an die Association und schafften damit allmählich die administrative Einheit des späteren belgischen Kongo. Aber weder die Konvention von Berlin (1885) noch die Anerkennung des Kongogebietes als Hausmacht des belgischen Königs durch 13 europäische Staaten und die USA waren imstande, die administrative Einheit auch zu einer wirklichen nationalen und sozialen Einheit zu machen. Durch die andauernden Stammeskriege, die nicht gerade zimperlichen Methoden bei der Unterdrückung zahlreicher Aufstände und die Anwendung eines unbarmherzigen Kolonialstrafgesetzes verlor die Bevölkerung der Kolonie bis zu deren Übernahme durch den belgischen Staat mehrere Millionen Menschen. Heute ist die Bevölkerung des Kongos noch bedeutend kleiner als um 1900.

Ursachen für die fehlende Einheit

Wenn die Einheit des Kongostaates bis zum heutigen Tage eine Fiktion geblieben ist, so hat das mehrere Gründe:

Erstens handelt es sich um ein Gebiet mit einer Oberfläche von 2 345 410 qkm, d. h., das neue Staatengebilde ist fast so groß wie Deutschland (Bundesrepublik und Sowjetzone), Polen, Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien, Griechenland, Österreich, Schweiz, Frankreich und die Beneluxstaaten (2 368 135 qkm) zusammen. Die Bevölkerung zählt nur etwa 14 Millionen Menschen, spricht jedoch etwa 200 Sprachen, die zu neun vollkommen voneinander verschiedenen Sprachgruppen gehören. Zweitens gehören diese Menschen, von den relativ zahlreichen (39,4 %) Katholiken abgesehen, vielen, ganz verschiedenen religiösen Gruppen innerhalb des Animismus an, die alle ihre verschiedenen Sitten, Traditionen und sozialen Einrichtungen haben (aus ihnen entwickeln sich eine immer steigende Anzahl von religiösen Sekten [Kibangismus, Kintuadismus, Mpadismus usw.], die zum Teil einen religiösen, häufiger aber einen sozialen und vor allem politischen Charakter haben). Aus beiden Voraussetzungen erklärt sich die Verschiedenheit der Meinungen, Ambitionen und Zielsetzungen, das ganze feindliche Klima innerhalb dieser Völkermischung, das unter belgischer Herrschaft lange Zeit sich in der Öffentlichkeit nicht zeigen konnte. Obwohl der Afrikaner viel „wandert", ist der Kontakt zwischen den Stämmen und Völkern gering geblieben, sie stehen sich gegenseitig im Grunde mißtrauisch gegenüber. Die modernen Industrialisierungs- und damit einhergehenden Verstädterungsprozesse haben die alten sozialen Strukturen noch immer nicht endgültig durchbrechen können. Die Wanderung sehr vieler Afrikaner zu den industriellen Arbeitsstätten ist in den meisten Gebieten, auch im Kongo, zeitlich befristet. Sobald der Afrikaner glaubt, daß er genug verdient hat, oder sobald er ein gewisses Alter erreicht hat und nicht mehr voll arbeitsfähig ist, geht er in die Heimat, in seine Familie, sein Dorf, zu seinem Stamm zurück. Die Bevölkerung einer Stadt wie Leopoldville ist nicht nur so außerordentlich jung wegen hohen Geburtenziffern, sondern auch durch die ständige Zuwanderung der jungen und die ständige Abwanderung der älteren Generation. Die einheitliche Struktur des Kongo ist im Grunde genommen immer eine vom Kolonialherrn auferlegte administrative geblieben; für den Afrikaner bleibt das Dorf und der Stamm der Hort seiner sozialen Sicherheit.

Kommen die Stämme durch die moderne Entwicklung miteinander in Berührung, so entstehen Spannungen, die häufig auf Standesunterschieden beruhen. In Südafrika fühlen sich die Zulu über die von ihnen „Mädchen" genannten Swasi sehr erhaben. In Ostafrika betrachten sich die Hamiten den Sudanesen und Bantuvölkern gegenüber als die Aristokraten. Seit dem 30. Juni sind Meldungen in der Weltpresse über die Gegensätze zwischen Lulua und Baluba in der kongolesischen Kasaiprovinz an der Tagesordnung. Der Streit zwischen diesen beiden Gruppen ist schon sehr alt. Die Lulua sind Jäger und fühlen sich von den später nach Kasai eingewanderten agrarischen und händlerischen Baluba bedroht. Die ehemaligen Herren des Landes hat es immer empört, sehen zu müssen, daß die eifrigen und tüchtigen Baluba von den Weißen in ihren Betrieben und Büros angestellt wurden. Die Gegensätze werden sich, nachdem die Weißen gegangen sind, vermut-

lich noch lange halten und viele Menschenleben fordern. Denn die Baluba wehren sich selbstverständlich; sie rächen sich auch heute für die vielen Demütigungen, die sie von den Luluas empfangen haben, nachdem das große Balubareich — vom Tanganjikasee bis tief nach Angola hinein — zugrunde gegangen war. Jetzt müssen sie lernen, zusammenzuarbeiten und mit den Lulua, mit den Lunda in Katanga, mit den Bakongo in Leopoldville und so vielen anderen Völkern in einem Staat zu leben.

Die Leistungen der Kirche

Ob die schwierige Geburt des Kongostaates gelingt, inwieweit der neue Staat wirklich lebensfähig wird, hängt heute zum großen Teil von der Kirche im Kongo ab.

Der Kongo gehört zu den Ländern Afrikas, in denen mehr als ein Drittel der Bevölkerung Katholiken sind. Die belgischen Missionare haben mit Hilfe von Priestern und Ordensleuten anderer Länder eine großartige Leistung im Dienste der Weltkirche vollbracht. Von den nahezu 14 Millionen Einwohnern des Landes bekennen sich über 5,5 Millionen oder fast 40 % zum katholischen Glauben. Der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung schwankt zwischen 10,8 % (in der Apostolischen Präfektur Kole [Kasai]) und 81,0 % (im Bistum Sakania [Katanga]). Das Land ist in sechs Kirchenprovinzen aufgeteilt und zählt insgesamt 32 Erzdiözesen und Diözesen, außerdem sieben Apostolische Vikariate. Am 30. Juni waren insgesamt 3293 Priester im Kongo tätig, von denen 586 (17,8 %) Einheimische waren. Auch nach der Unabhängigkeit bleibt also auf längere Zeit die Hilfe der missionarischen Kirche für den Kongo unerläßlich. 600 Priesterseminaristen und 3760 Schüler in den Knabenseminaren sichern den Priesternachwuchs. Ferner arbeiten im Kongo nahezu 1500 Ordensbrüder und 4400 Ordensschwestern, von denen bereits 27,9 bzw. 27,0 % einheimische Kongolesen sind. Ein Heer von 25 000 Katechisten steht den Priestern in ihrer Arbeit zur Seite.

Die Tatsache, daß am Tage der Unabhängigkeit die Afrikanisierung der „Kader" in der Kirche bedeutend weiter fortgeschritten war als die des zivilen Apparates, wo sie nahezu völlig fehlte, ist geeignet, den ungünstigen Eindruck, den die tatsächlich lange Zeit bestehende enge Verbindung zwischen Kirche und dem belgischen Staat auf den Kongolesen gemacht hat, bedeutend abzuschwächen. Sie wird sich für die Arbeit der Kirche segensreich auswirken.

Eindrucksvoll sind die Leistungen der Kirche auf dem Gebiet des Unterrichtes und der Erziehung. Von den 26 500 Volksschulen gehören über 15 000 der katholischen Mission an. Wenn auch viele Schulen seit den Wirren nach dem 30. Juni in Schwierigkeiten geraten waren, haben doch die meisten ihre Tätigkeiten wieder aufnehmen können, weil fast alle Schulbrüder und Schwestern geblieben waren oder von der Bevölkerung zurückgerufen wurden. Das katholische Schulwesen wird für den ganzen Kongo einheitlich verwaltet und durch das gut eingearbeitete Bureau d'Enseignement Catholique, Leopoldville, koordiniert.

1932 wurde eine technische Schule für Hilfsagraringenieure, 1936 eine für Hilfsärzte und 1947 eine Schule für Handel und Administration gegründet, alle durch die Universität Löwen. Die Schulpolitik der Belgier erlaubte es leider erst sehr spät, zu spät, eine Universität zu gründen. Das geschah erst 1956. Die Lovanium-Universität gehört jedoch jetzt schon zu den besten Afrikas; sie zählt sechs Fakultäten. Sie soll mit 300 Studenten inzwischen ihre Arbeit wieder aufgenommen haben.

Die Kirche während der Unruhen

Man gewinnt den Eindruck, daß die Kirche im allgemeinen die Unruhen der letzten Monate gut überstanden hat. Selbstverständlich konnte es nicht ausbleiben, daß im Zuge der heftigen Reaktionen der schwarzen Bevölkerung auf die Entmachtung der Weißen auch hie und da Vertreter der Kirche oder kirchliche Institutionen belästigt wurden und zu Schaden kamen. Mehrere Ordensschwestern verließen vorübergehend das Land. Aber die Ausschreitungen hatten sicher nicht dasselbe spektakuläre Ausmaß wie im Januar 1959, als vor allem die Missionsgebäude und -institutionen in Leopoldville und Elisabethville arg mitgenommen wurden.

Von den europäischen Bischöfen wurden Msgr. Scalais, Erzbischof von Leopoldville, Msgr. Lefebvre, Bischof von Kikwit, und Msgr. van Cauwelaert, Bischof von Inongo, alle in der Provinz Leopoldville, durch Haussuchungen von Soldaten Lumumbas belästigt. Msgr. van Cauwelaert wurde, wie auch die Patres und Schwestern der Mission, von den Soldaten drangsaliert. In Bakwanga wurden über tausend Balubas, die sich in die Missionsschule und in die Kirche geflüchtet hatten, von den Soldaten der Kongoarmee ermordet. Im allgemeinen gewinnt man den Eindruck, daß bei den Belästigungen und Morden auch politische und rassistische Motive stark mitspielten. Einige prominente katholische Laien, wie Makoso, Chefredakteur des katholischen „Courrier d'Afrique", und Bolikango, Präsident des „Parti d'Union National", wurden verhaftet. Msgr. N'Kongolo, Bischof von Luebo, wurde ebenfalls von den Lumumbatruppen verhaftet und nach Luluaburg überbracht, weil er bei dem Sicherheitskommissar der Kasai gegen das Massaker von Bakwanga protestiert hatte. Später wurde er freigelassen; er floh nach Leopoldville, von wo er wahrscheinlich ins Ausland gegangen ist, weil er wiederholt von der Polizei gesucht wurde. Schließlich wurde bekannt, daß am 18. Oktober ein Priester der Diözese Luluaburg, Thomas Beya, ermordet wurde, weil er sich weigerte, Namen und Stammeszugehörigkeit seiner Lehrlinge bekanntzugeben.

Im allgemeinen scheinen jetzt alle Missionen, ausgenommen in Südkasai und Nortkatanga, wieder zu arbeiten. In den genannten Gebieten sind es vor allem die Diözesen Kabinda, Kongolo und Teile der Diözese Kamina, die am meisten gelitten haben. Die UN-Behörden haben anfangs Dezember angeordnet, daß sämtliches technisches Personal belgischer Staatsangehörigkeit noch vor Neujahr Kamina verlassen soll. Diese Maßnahme bezieht sich auch auf die zwölf Ordensschwestern, die im Spital und in der Frauenklinik ihren Dienst versahen, sowie auf die sechs Schwestern, die im Schuldienst standen. Ob auch die beiden Franziskaner der Mission weggehen müssen, ist noch ungewiß. Es besteht Hoffnung, daß sie bleiben können.

Im südlichen Kasai zeichnet sich unter den Katholiken des Balubastammes, die mit den anderen Stämmen sehr verfeindet sind und auch von den weißen Priestern nichts mehr wissen wollen, die Tendenz ab, eine eigene nationale Balubakirche aus Teilen der Diözesen Luluaburg und Kabinda zu gründen.

Am 1. September 1960 wurde das Permanente Komitee der Bischöfe im Kongo von Erzbischof Scalais in Leopold-

ville zusammengerufen, um die Lage der Kirche zu prüfen. Es wurde beschlossen, daß nach Möglichkeit alle sozialen Werke der katholischen Aktion und alle Schulen ihre Tätigkeit wieder aufnehmen sollten. Alle Priester, Missionare und Religiosen wurden aufgefordert, ihre Arbeit fortzusetzen und der Bevölkerung zu helfen, auch in den meist abseits gelegenen Orten, um den christlichen Unterricht und die Betreuung der Kranken sicherzustellen. Das Komitee der Bischöfe beschloß während dieser Sitzung die Gründung einer „Caritas Congo" als nationale Zweigstelle der Caritas Internationalis. Inzwischen wurde in Leopoldville die 27. Pfarrkirche der Seelsorge übergeben. Die Kirche arbeitet also weiter.

Vordringliche Aufgaben

Will die Kirche auch im Kongo zum Lebensprinzip der Gesellschaft werden, so stellen sich ihr heute vornehmlich folgende Aufgaben:
Sie muß jede Verquickung ihrer Sendung mit den Interessen der Weißen vermeiden. Es wurde in der Vergangenheit, wenn auch oft unbewußt, viel zu oft der Eindruck erweckt, daß die Interessen des Staates die der Kirche seien und umgekehrt. Von der Religion hieß es bei vielen Schwarzen: „Makambo ya mindele wana: Das ist eine Angelegenheit für die Weißen."
Die Kirche muß jetzt darangehen, sich in der afrikanischen Welt zu integrieren. Daher müßte in Zukunft auf spekuläre „Missionsviertel" mit eindrucksvollen Schulen, Klöstern und Anstalten verzichtet werden. Sie waren Fremdkörper in der Schwarzen Welt; sie erweckten den Eindruck einer Exterritorialität der Religion. Die Institutionalisierung der Kirche stand immer ihrer Pastoralfunktion im Wege. Das von Europa übernommene starre Pfarreiprinzip in den Großstädten des Kongo, das auf dem besten Wege war, sich zu entwickeln, muß in kritischer Weise neu studiert und zugunsten einer optimalen Seelsorge neu gestaltet werden. (Das gilt übrigens nicht nur für Leopoldville oder Elisabethville, sondern auch für Brüssel und München.) Tatsächlich zeigen die Großstädte im Kongo schon alle beunruhigenden Symptome einer modernen Entchristlichung. In mehreren Großstadtpfarreien ist der Anteil noch praktizierender Katholiken auf 15 bis 20 % der gesamten katholischen Erwachsenenbevölkerung zurückgegangen. Eine Neuverteilung der Priester wird dabei nicht zu umgehen sein. Zu viel noch bleiben die Missionare im Urwald sitzen. Die Kompetenzverteilung zwischen Bischöfen und Oberen der Missionsorden und -kongregationen ist in diesem Zusammenhang wahrscheinlich reformbedürftig, zumal die Ordensoberen oft in Europa verbleiben.
Nur die einheimischen Priester können auf lange Sicht wirksam die Frohbotschaft den Bantuseelen verkünden, weil sie diese Seelen am besten kennen. Die westliche Zivilisation hat die in ihrem tiefsten Wesen familiale Sozialstruktur der Bantu erschüttert: die Menschen sind katholisch geworden, die Familienstruktur und das traditionelle Milieu sind aber heidnisch geblieben. Man hat den Kongolesen den Katechismus von Mecheln beigebracht, aber vergessen, daß dieser am Ende einer langen Entwicklung steht und von einem Geist beherrscht wird, der den Bantumenschen vollkommen fremd ist. Zu oft wurde vergessen, daß am Anfang der Heilsgeschichte, die in Christus seine Erfüllung erfahren hat, die Gottesbotschaft des Alten Testamentes steht. Das Zeugnis mehrerer Kenner der afrikanischen Seele bestätigt, daß die einheimischen Afrikaner am besten in den Geist der Religion Christi durch das Alte Testament eingeführt werden, durch die Geschichte des Stammvaters Abraham, dessen Nachkommen, das Volk Gottes; diese Welt des Clans, des Stammes, kennen die Afrikaner.
Placidus Tempels OFM hat vor mehreren Jahren in Katanga auf Grund seiner jahrelangen Erforschung der Kultur, der Mentalität und der Philosophie der Bantuvölker die religiöse Bewegung der Jamaa gegründet, eine katholische Sekte innerhalb der Kirche, die auf dem Familienprinzip der Bantu beruht. Jamaa bedeutet in der Kisuahelisprache Familie. Die Katechese der Jamaa geht von den religiösen Begriffen des Lebens, der Fruchtbarkeit und der Liebe aus. Gott ist der Ursprung des Lebens, er ist Fruchtbarkeit und Liebe. Der Mensch ist die Frucht der Fruchtbarkeit Gottes auf Erden, es ist auch seine Aufgabe, fruchtbar zu sein, sowohl körperlich als auch geistlich. Die geistliche Fruchtbarkeit ist die wichtigere, weil sie keine Grenze hat. Die Liebe Gottes, verstanden als die fruchtbare Liebe Gottes im Schoße der Dreifaltigkeit, muß vom Manne auf seine Frau, seine Kinder und im geistlichen Sinne alle Mitmenschen übertragen werden.
Vielleicht ist die Jamaa eine der möglichen und wesentlichen Antworten auf die Frage, wie das Bedürfnis des schwarzen Menschen nach einer echten christlichen Religiosität erfüllt werden kann. Die vom Westen importierte formale Struktur der Kirche geht an der Wirklichkeit der afrikanischen Gesellschaft vorbei. Diese Wirklichkeit in der Kirche zu beheimaten, wird die Aufgabe der afrikanischen Kirche sein.

Fragen des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens

Die katholische Erwachsenenbildung in der Bundesrepublik

Die Saarbrücker Tagung der Bundesarbeitsgemeinschaft für katholische Erwachsenenbildung

Die Vertreter der katholischen Erwachsenenbildung in der Bundesrepublik Deutschland trafen sich vom 24. bis 26. Oktober 1960 in Saarbrücken. Die Vorsitzenden der regionalen Zusammenschlüsse (Landesarbeitsgemeinschaften und Diözesangemeinschaften), die Vertreter der Arbeitsgemeinschaft der katholisch-sozialen Bildungswerke, die Leiter der katholischen Akademien, Vorsitzende der Mütterschulen, Eheseminare, der großen Verbände und des katholischen Büchereiwesens (Borromäusverein und St.-Michaels-Bund) berieten über Probleme der politischen Bildung. Insgesamt repräsentiert die katholische Erwachsenenbildung rund 1000 Erwachsenenbildungseinrichtungen und 8000 Büchereien, diese mit einem Buchbestand von 6,8 Mill. Bänden. Neben dem weltanschaulich neutralen „Deutschen Volkshochschulverband" ist die „Bundesarbeitsgemeinschaft für katholische Erwachsenenbildung"

der größte Zusammenschluß von Erwachsenenbildungseinrichtungen in der Bundesrepublik Deutschland. In den etwas mehr als drei Jahren seit seinem Bestehen hat sich dieser Zusammenschluß große Beachtung in der Öffentlichkeit erringen können. Die Anliegen der katholischen Erwachsenenbildung werden durch die regionalen Zusammenschlüsse auf Landesebene und durch die Bundesarbeitsgemeinschaft auf Bundesebene und im Ausland vertreten. Das wissenschaftliche „Institut für Erwachsenenbildung" in Münster, welches die Zeitschrift „Erwachsenenbildung" sowie eine Schriftenreihe „Beiträge zur Erwachsenenbildung" seit fünf Jahren herausgibt, arbeitet eng mit der Bundesarbeitsgemeinschaft zusammen. Dieses Institut hielt seine Jahresversammlung in Verbindung mit der Jahrestagung der Bundesarbeitsgemeinschaft für katholische Erwachsenenbildung.

Wie der Präsident der Bundesarbeitsgemeinschaft, Direktor Bernhard *Hanssler,* im Verlauf der Saarbrücker Tagung betonte, hat sich der Zusammenschluß der katholischen Erwachsenenbildungseinrichtungen und des katholischen Büchereiwesens sowohl nach innen wie nach außen sehr bewährt. Das Ziel der katholischen Erwachsenenbildung, so betonte Hanssler, sei das Zwiegespräch des Glaubens mit der modernen Welt. Von daher gesehen, sei die Bildungsarbeit den Fragen unserer Zeit zugewandt, immer jedoch orientiert an der Wahrheit und an den Normen, die der Glaube setzt. Bildung könne den Glauben nicht ersetzen, sondern schöpfe immer wieder aus dem Quellgrund der ewigen Wahrheit. In einer Zeit, die vom Zerfall der Ideologien gekennzeichnet werde, sei der Glaube aufgerufen. Der katholischen Erwachsenenbildung erwachse gerade aus dieser Situation eine besondere Aufgabe. In einem kurzen Überblick über die Vorgänge des vergangenen Jahres erinnerte Präsident Hanssler an die politischen Auseinandersetzungen in verschiedenen Ländern der Bundesrepublik und vor allem an die Diskussion um das Gutachten „Zur Situation und Aufgabe der deutschen Erwachsenenbildung", das der „Deutsche Ausschuß für das Erziehungs- und Bildungswesen" im April 1960 veröffentlicht hat. Die Diskussionen, die die Sprecher der katholischen Erwachsenenbildung sowohl mit den Vertretern der staatlichen Öffentlichkeit wie mit dem Deutschen Volkshochschulverband führen mußten, hätten dazu beigetragen, das Selbstverständnis der katholischen Erwachsenenbildung zu profilieren und die Öffentlichkeit mit dem Tatbestand vertraut zu machen, daß es im Bildungsbereich nicht nur *eine* Form und nicht nur eine *neutrale* Form der Erwachsenenbildung geben könne. In den vergangenen Jahren seien in fast allen Ländern der Bundesrepublik Landeszusammenschlüsse der katholischen Erwachsenenbildung gebildet worden (mit Ausnahme des Saarlandes und Schleswig-Holsteins), die heute Gesprächspartner der Kulturverwaltungen neben den neutralen und evangelischen Organisationen sind.

Von der „politischen Bildung" zum politischen Engagement

Die Saarbrücker Zusammenkunft stand unter dem Thema „Politische Bildung". Die besondere Bedeutung politischer Bildung für den Bestand unserer Demokratie macht auf die unmittelbar politische Bedeutung auch katholischer Erwachsenenbildung aufmerksam. Dieser Aspekt wurde nach mehreren Seiten hin untersucht und dargelegt. Es galt, sowohl den Zusammenhang aufzuzeigen, der sich zwischen der Erwachsenenbildung und dem politischen Geschehen in der Bundesrepublik allgemein ergibt, wie auch das Selbstverständnis der katholischen Erwachsenenbildung im Gesamt der Bemühungen um eine anerkannte und gelebte Demokratie zu verdeutlichen. Dem erstgenannten Anliegen kommt besondere Bedeutung zu im Hinblick auf die Notwendigkeit, die demokratische Gesellschaftsstruktur zu einer anerkannten und angenommenen Form des politischen Daseins zu bringen, was um so wichtiger ist, als diese immer wieder im In- und Ausland in Frage gestellt wird. Das zweite Anliegen betrifft ein für die kulturpolitische Entwicklung der Bundesrepublik typisches Problem, das freilich nur schwer und zögernd eingesehen wird, nämlich die Sorge, daß das Freiheitsverständnis in einer pluralistischen Gesellschaft nicht in einen Minimalismus oder Indifferentismus absinkt unter dem Stichwort der Gemeinsamkeit aller Bemühungen im Bereich der Erwachsenenbildung.

Das Thema der Jahrestagung der katholischen Erwachsenenbildung war insofern auch von Bedeutung, als hier noch einmal deutlich gemacht werden konnte, daß politische Bildung ihre eigentliche Aufgabe erst dann erfüllt, wenn sie von der Wissensvermittlung zum politischen Engagement, zur Beteiligung an unserer Gesellschaft führt. Eine solche Zielsetzung geschieht jedoch sinnvoller in jenen gewachsenen Gemeinschaften, wie sie in konfessionellen Gruppierungen, in gesellschaftlich verankerten Gruppen usw. gegeben ist. Gerade dieser Übergang von der Theorie in die Praxis wird nur sehr schwer geleistet, wenn politische Bildung nur eine gesellschaftlich nicht verankerte und verwurzelte Wissensvermittlung von Techniken des politischen und demokratischen Lebens bleibt. Man hat in den letzten Jahren immer wieder die Meinung gefördert, daß überkonfessionelle und überparteiliche Gremien und Bildungsgemeinschaften der Gesellschaft, in der wir leben, am ehesten entsprächen. Zuletzt hat der „Deutsche Ausschuß für das Erziehungs- und Bildungswesen" durch sein Gutachten „Zur Situation und Aufgabe der deutschen Erwachsenenbildung" in der gleichen Richtung argumentiert. Diese Meinung wird in der katholischen Erwachsenenbildung nicht nur für falsch, sondern auch für sehr gefährlich gehalten, weil sie schließlich zu der Ansicht führen muß, daß gesellschaftliche und politische Betätigung etwas von der politischen Bildungsarbeit völlig Getrenntes sei, und sie außerdem zu der Auffassung hinführt, daß gesellschaftliche und politische Betätigung abseits der konfessionellen und religiösen Begründung und Verankerung politischen Handels verlaufen könnte.

Die Bedeutung der kirchlichen Soziallehre für die politische Erwachsenenbildung

In dem Eröffnungsvortrag der Saarbrücker Tagung ging der Direktor des Franz-Hitze-Hauses in Münster, Albrecht *Beckel,* von einigen wesentlichen Inhalten der katholischen Soziallehre aus, um von dorther das Verständnis der politischen Bildung für die katholische Erwachsenenbildung zu erläutern. Diese in der religiösen Grundüberzeugung wurzelnde Anschauung politischer Bildungsarbeit machte Beckel anschaulich an einigen Beispielen. So etwa könne der Staatsbegriff der katholischen Soziallehre mit seinem spezifischen Autoritätsverständnis befruchtend in unsere demokratische Bewußtseinsbildung eingebracht werden. Der Redner verwies auf eine Reihe grundsätzlicher Schwierigkeiten, die sich aus dem formalisierten

Demokratie-Verständnis ergeben. Die Verwendung des Terminus „Einheit von Regierenden und Regierten" werde zu Recht von den meisten als utopisch oder zumindest als von dem Eigenerlebnis der Demokratie weit entfernt erlebt. Diese Einheit von Regierten und Regierenden sei in Wirklichkeit kaum anzutreffen und auch nicht nachvollziehbar. Die demokratische Bewußtseinsbildung ziele aber gerade darauf hin, das politische Verständnis in eine Mitbeteiligung und Mitverantwortung zu überführen. Statt dieser Formel schlug Beckel einen aus der katholischen Soziallehre entnommenen Satz vor, der von der „Herrschaft unter Mitbeteiligung der Beherrschten" spricht. Von dieser Grundeinstellung aus würden die Möglichkeiten und auch die Grenzen der Beteiligung sichtbar, die insbesondere für eine über den Bereich kommunaler Mitarbeit hinausgehende staatspolitische Beteiligung gelten. Die Demokratie könne schließlich theoretisch nicht so dargeboten werden, als ob es in ihr das Phänomen der Herrschaft nicht gäbe oder geben dürfte.

Die Orientierung der politischen Bildung an der katholischen Soziallehre dürfe jedoch, so meinte Beckel, nicht dazu verführen, die katholische Soziallehre wie ein Rezept zur Erkenntnis und Lösung politischer Tages- und Verfahrensfragen zu verfälschen. Die katholische Soziallehre sei durch eine große Offenheit gegenüber der Eigenständigkeit der Völker und ihrer Geschichte gekennzeichnet. Die politischen Ordnungsvorstellungen, die Art und Weise der Verwirklichung politischer Notwendigkeiten usw., seien jedoch immer wieder an der Lehre der katholischen Kirche zu messen und zu orientieren.

Gerade die Erwachsenenbildung habe Veranlassung, auf diese über die politische Technik hinausragende Begründung der Politik hinzuweisen und aufmerksam zu machen. Es könne zwar nicht abgestritten werden, daß in der katholischen Erwachsenenbildungsarbeit diese Begründungen oder die Übermittlung der katholischen Lehre vom Menschen, von der Gemeinschaft und vom Staat in breiterem Umfang dargeboten werden als die praktischen Fragen der Tagespolitik. Darin könne unter Umständen ein Versäumnis liegen. Jedoch habe die katholische Erwachsenenbildung guten Grund, diese ihre Arbeit als politische Bildung anzusehen. Jede Verwurzelung des Menschen und seines Gemeinschaftsverständnisses im Religiösen und Ethischen müsse schließlich der Politik und dem Staate zugute kommen.

Modernes Selbstverständnis und demokratischer Staat

Der zweite Tag der Beratungen der katholischen Erwachsenenbildung brachte ein Referat von Prof. G. *Möbus* über „Politisches Bewußtsein in der demokratischen pluralistischen Gesellschaft".

Professor Möbus machte den Versuch, den historisch gewachsenen und sozial faktischen Kern der politischen Bewußtseinslage unserer Zeit herauszuarbeiten. Zwei Prinzipien seien hier wirksam: das Prinzip der Freiheit und das Prinzip der Verfügungsgewalt über ein relativ großes Stück Welt. Die Freiheit, die heute wirksam sei, sei weder philosophisch noch etwa theologisch oder religiös begründet. Das die Grundbefindlichkeit des heutigen Menschen stark beeinflussende Freiheitsempfinden sei ein Nebenprodukt der relativen Autonomie sehr verschiedener und vieler Gruppen der Gesellschaft. Diese auf Malinowskis Erklärung der multiplen Autorität zurückweisende Darstellung schafft zwar einen größeren Raum persönlicher Freiheit, geht aber Hand in Hand mit einem allgemeinen Autoritätsschwund, den Möbus als einen Teil der modernen Emanzipationsbewegung bezeichnete. Der in einer nachfolgenden Diskussion als bewußt bezeichnete Verzicht auf eine tiefere Begründung des Freiheitsverständnisses wurde von dem Redner mit dem Hinweis begründet, daß die Bewußtseinslage des modernen Menschen solche Motivationen nicht mehr kenne und realisiere.

Was Möbus die Verfügungsgewalt des heutigen Menschen über ein relativ großes Stück Welt nannte, verglich er erstaunlicherweise mit den Gegebenheiten vorindustrieller Verhältnisse. Durch diesen Vergleich wollte er klarmachen, daß dem einzelnen heute de facto etwa soviel Macht über einen Ausschnitt Welt gegeben sei, wie sie früher Königen und Fürsten vorbehalten war. Die Bewußtseinslage des heutigen Menschen glaubte Möbus dementsprechend auch mit dem für Könige vorbehaltenen „legibus solutus" umschreiben zu können. Die ständig mit der Bewußtseinslage heutiger Menschen konfrontierten Erwachsenenbildner widersprachen in der Diskussion dieser Behauptung sehr stark. Denn die Tatsache, daß jedem heute dieses Maß an Verfügung gegeben sei, lasse ja das Erlebnis dieser Macht in der von Möbus dargelegten Form überhaupt nicht aufkommen. Es sei denn auf der Folie historischer (und damit sehr leicht verzerrter) Vergleiche, die dem einzelnen jedoch gar nicht zugänglich seien.

Auf Grund einer solchen Charakterisierung des Menschen, seiner Befindlichkeit, muß — wie Möbus ausführte — die Ordnungsfunktion des Staates vom einzelnen her als Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit charakterisiert werden. Auch dann, wenn von Demokratie gesprochen werde, sei die politische Freiheit im heutigen Empfinden persönlich freiheitseinschränkend. Das Wesen des Politischen meint nach Möbus den Bestand einer Gesamtordnung zur Hervorbringung einer Gesamtleistung. Es sei schließlich diese Gesamtleistung, die die Anwendung von Macht und Gewalt rechtfertige und notwendig mache. Einwendungen hiergegen seien — so meinte Möbus — im Grunde apolitisch. Bei einer derartigen Begründung des Wesens des Politischen verwundert es nicht, daß Möbus den Staat an der Verkehrsordnung exemplifizierte, ein Vergleich, der zwar häufig angestellt, aber dennoch außerordentlich gefährlich ist. Möbus glaubte, es sei für unsere Situation charakteristisch, daß eine ständige Konfliktstiftung zwischen der individuellen, der sozialen und der politischen Existenz und Bewußtseinslage stattfinde. Diese Konfliktstiftung werde dann zu einem Zwangsempfinden, wenn die Konflikte nicht mehr als Gesetzmäßigkeiten, sondern als Beeinträchtigungen angesehen würden.

Bei einer solchen Betrachtungsweise konnte es nicht verwundern, daß die Erwachsenenbildung in ihrer Aufgabenstellung gesehen wurde als ein Medium, das die Übernahme der Realität des Politischen ständig zu betreiben habe, und zwar nicht nur insofern, als diese Realitäten zur Kenntnis gebracht werden, sondern auch die Einsicht und Wertschätzung dieses Tatbestandes in der Erwachsenenbildung zu leisten sei.

Sosehr der Versuch des Redners, eine einfache Faktenanalyse zu geben, anerkannt wurde, so wenig konnte seine Definition des Politischen und seiner Aufgabenumschreibung der Erwachsenenbildung befriedigen. Die Anwesenden machten mit Recht darauf aufmerksam, daß die Auffassung von politischer Bildung in der Erwachsenen-

bildung, wie sie der Redner vorgetragen habe, schließlich nur noch als Sonderzweig der Werbung und staatlichen Propaganda angesprochen werden könne. Das, was Möbus meine, sei doch die Vermittlung bestimmter bürgerlicher Einsichten und die Einübung bürgerliche Tugenden. Solche seien aber nicht durch die bloße Wertschätzung des Faktischen zu leisten, sondern vor allem in der Übersetzung ethischer und religiöser Grundüberzeugungen in das tägliche Verhalten.

Eine Ortsbestimmung katholischer Erwachsenenbildung

Der dritte Redner auf der Jahrestagung der Bundesarbeitsgemeinschaft für katholische Erwachsenenbildung 1960 war der Kulturreferent im Zentralkomitee der deutschen Katholiken Alois *Schardt*. Das Referat über den „Gesellschaftlichen Ort der katholischen Erwachsenenbildung" war als ein Versuch anzusehen, die bisherige Diskussion um die Aufgabenstellung und Situation der Erwachsenenbildung, wie sie durch das Gutachten des „Deutschen Ausschusses für das Erziehungs- und Bildungswesen" ausgelöst wurde, zusammenzufassen. Die gesellschaftliche Ortsbestimmung der katholischen Erwachsenenbildung sei von zwei Seiten her zu sehen: einmal unter dem Gesichtspunkt der Selbstbestimmung der katholischen Erwachsenenbildung und zum zweiten aus dem Blickwinkel der anderen Organisationen, die sozusagen eine Fremdbestimmung dieser Unternehmung versuchten. Nach einer allgemeinen Betrachtung über die sehr verschiedene Verwendung des Begriffes „Gesellschaft" und die sich daraus ergebenden Schwierigkeiten kam der Redner auf den Zusammenhang zwischen Erwachsenenbildung und Gesellschaft zu sprechen. Er glaubte die Erwachsenenbildung geradezu als ein Spiegelbild dieser vielfältigen Bedeutung des Begriffes Gesellschaft ansprechen zu müssen. Zumindest sei die Erwachsenenbildung von den Vorgängen, die heute als gesellschaftliche, zeitgeschichtliche, geistige und politische Vorgänge bezeichnet würden, zuinnerst betroffen. Sie sei sowohl in ihrer Themenstellung von diesen Vorgängen bestimmt wie auch selbst ein Kind dieser gesellschaftlichen Situation. Auf Grund dieser engen Verzahnung sei es nicht verwunderlich, daß die Aussagen über die Erwachsenenbildung ähnlich disparate Züge hätten wie die Auffassungen über die Gesellschaft im allgemeinen. Ein treffendes Beispiel hierfür sei das Gutachten des Deutschen Ausschusses zur Erwachsenenbildung, in welchem zwar sehr viel über die Bildung und über den religiösen Kern aller Bildung gesprochen werde, in dem aber die Ortsbestimmung der katholischen Erwachsenenbildung nicht gelungen sei. Einige Feststellungen des Gutachtens jedoch seien heute Allgemeingut, so z. B. daß es in einer Gesellschaft, die wie die unsrige verfaßt ist, keine einheitliche Erwachsenenbildung und keine einheitliche Bildungsidee geben könne, oder die Feststellung, daß die staatliche und politische Behandlung der Erwachsenenbildung auf Grund dieser Vorgänge noch nicht befriedigend gelöst sei. Der im Gutachten und von einigen Politikern bis heute angebotene Definitionsversuch des Verhältnisses von Staat, Erwachsenenbildung und religiöser Bildung sei von der katholischen Erwachsenenbildung abgelehnt worden. Es könne unmöglich richtig sein, wenn der Deutsche Ausschuß der überkonfessionellen Bildungsarbeit eine größere staatliche Nähe zuschreibe als der Bildungsarbeit, die von konfessionellen Gruppierungen getragen werde. Hieran sei vor allem eine unglückselige Terminologie schuld, die versuche, zwei Grundrichtungen der Erwachsenenbildung herauszuarbeiten. Die meisten Politiker und Bildungstheoretiker hätten sich fälschlich daran gewöhnt, von einer „freien" Erwachsenenbildung zu sprechen — gemeint sei damit die überkonfessionelle Arbeit des Volkshochschulverbandes — und von einer „gebundenen" Erwachsenenbildung, die sozusagen als Sammelbegriff für alles außerhalb dieser Organisation verwandt würde. Diese Auffassung sei von den Sprechern der katholischen Erwachsenenbildung in der Vergangenheit mit stichhaltigen Argumenten angegriffen und zurückgewiesen worden. Schardt erinnerte daran, daß im Vordergrund dieser polemischen Auseinandersetzung mit dem Gutachten des Deutschen Ausschusses die unmögliche Terminologie von „frei" und „gebunden" gestanden habe. Er glaube aber, es sei an der Zeit, von dieser Zweiteilung, die auch gleichzeitig ein gegensätzliches Denken befördere, einmal abzugehen. Er bot eine Dreiteilung der Erwachsenenbildung an, die sich aus folgenden Überlegungen ergebe: die „gebundene" Erwachsenenbildung, wie sie im Gutachten des Deutschen Ausschusses angesprochen werde, sei eine Sammelbezeichnung von Bindungsgraden und Bindungsmöglichkeiten, die miteinander nicht verglichen werden könnten. So etwa würden die Bildungsunternehmungen von Sozialgemeinschaften wie DGB und Bauernverband unterschiedslos mit solchen der Kirchen verglichen. Das einer Zweiteilung der Erwachsenenbildung in „freie" und „gebundene" zugrunde liegende Denkschema sei völlig falsch. Es werde zwar häufig angewandt und führe im politischen Bereich dazu, die Kirche als Bildungsmacht neben der Gewerkschaft oder den Unternehmervertretungen zu betrachten. Für eine Betrachtung der Bildungs- und Kulturgesellschaft sei damit im Grunde genommen aber keine Lösung angeboten. Die kirchliche Bildungsarbeit sei mißverstanden, wenn sie angesehen werde als eine Interessenvertretung neben anderen Interessenvertretungen mit sogenannten sozialem oder politischem Akzent. Wenn sich ein Teil der Arbeiter heute in Gewerkschaften oder im DGB zusammenschließe und dort sozial betonte Bildung treibe, so sei damit keineswegs ein so bildungslegitimer und bildungsfähiger Kreis umschrieben, wie wenn die Konfessionen ihren Bildungsauftrag erfüllen. Das Gutachten des Deutschen Ausschusses spreche in seinem bildungstheoretischen Teil zwar außerordentlich positiv von der religiösen Bildung und auch religiösen Bindung, die den Kern jeglicher Bildungsarbeit ausmache. Eine sinnvolle Übertragung dieser Grundeinsicht auf die gesellschaftliche Situation der Erwachsenenbildung in der Bundesrepublik werde jedoch nicht geleistet. Den Grund für diese eigenartigen Folgerungen des Deutschen Ausssschusses glaubte Schardt in der falschverstandenen Terminologie zu sehen. Denn eine derartig summarische Bezeichnung aller nicht im Volkshochschulverband stehenden Bildungsorganisationen, wie sie das Gutachten mit dem Begriff „gebundene" übernehme, müsse schließlich zu Verzerrungen führen.

Dreiteilung der Erwachsenenbildung

Der Redner schlug vor, eine Dreiteilung der Erwachsenenbildung vorzunehmen. Demzufolge hätten wir zunächst eine überkonfessionelle und religiös nicht akzentuierte Erwachsenenbildung, wie sie etwa im Deutschen Volkshochschulverband vorhanden sei. Zum zweiten nehmen die konfessionellen Bildungsorganisationen einen besonderen und mit anderen nicht vergleichbaren Platz ein. Und zum dritten gebe es eine sogenannte gruppen-

spezifische Bildungsarbeit, die sich an bestimmte Sozialgemeinschaften oder sonstige Gruppierungen anlehne. Diese grundsätzliche Dreiteilung der Erwachsenenbildung habe zunächst den Vorteil, daß man aus dem antinomischen Denken von „freier" und „gebundener" Erwachsenenbildung herauskomme. Zum andern aber lasse eine solche Dreiteilung soviel Freiheit, daß die wechselseitige Zusammenarbeit der verschiedenen Gruppen untereinander durchaus gegeben und möglich sei. So etwa könnten bestimmte Gruppierungen der Arbeiterbildung sich sowohl an die konfessionell neutrale Arbeit der Volkshochschule wie auch an die konfessionell bestimmte Bildungsarbeit der beiden Kirchen anlehnen. Hierfür gebe es bereits eine Reihe von Beispielen und verschiedene organisatorische Zusammenschlüsse: zwischen dem Deutschen Gewerkschaftsbund und dem Deutschen Volkshochschulverband die Arbeitsgemeinschaft „Arbeit und Leben" wie auch die DGB-Kurse bei den Dominikanern in Walberberg, in der katholischen Erwachsenenbildung die Arbeiterbildung der Vereine, die Sozialen Seminare, die „Kommende" in Dortmund und analoge Vorgänge in der evangelischen Arbeiterbildung, die eng mit den evangelischen Akademien verzahnt sei. Eine ähnliche Anlehnung wäre im Bereich der ländlichen Bildungsarbeit festzustellen, die ja auch bestimmte gruppenspezifische Charakteristika trage. Diese Dreiteilung befördere darüber hinaus vor allem die Kooperationsfähigkeit der verschiedenen Erwachsenenbildungseinrichtungen untereinander. Das Verhältnis zum Staat aber, das der Deutsche Ausschuß auf Grund der Zweiteilung zu einer Rangstufe in der Erwachsenenbildung umgedeutet habe, könne bei diesem Vorschlag nicht entstehen. Der Staat habe ein Interesse an der gesamten Erwachsenenbildung, das ja gerade auch auf den politischen Bildungseffekt dieser Arbeit zurückzuführen sei (vgl. das Referat von Beckel). Die Freizügigkeit der Koalition verschiedener Gruppen innerhalb der Erwachsenenbildung mache auch für die staatlichen Stellen möglicherweise schneller einsichtig, daß sie nicht Prädikate innerhalb der Erwachsenenbildung zu verteilen hätten. Die Gesellschaft, die die Erwachsenenbildung als freie Unternehmung „veranstaltet", existiere schließlich nicht oberhalb oder außerhalb von konfessionellen und weltanschaulichen Gruppierungen und manifestiere sich nicht nur in überkonfessionellen Zusammenschlüssen. Sie sei vielmehr gekennzeichnet durch das Beieinander Verschiedener. Daß gerade in der konfessionellen Bildungsarbeit das, was wir die Freiheit nennen, eine sittliche Begründung erhalte und auf diese Weise Verbreitung finde, sei ein Interesse, das vor allem der Staat habe und das der Staat als Aufgabe an die Erwachsenenbildung formulieren müsse. Wenn die „freie" Erwachsenenbildung immer wieder betone, daß sie ihrerseits durchaus auf eine Verwurzelung der Bildung in „letzten" Begründungen (wenn auch ohne Akzent) Wert lege, so stütze sie sich ja auf den gleichen Grundsatz. Es sollte aus diesem Grunde, so fuhr Schardt fort, Schluß gemacht werden mit der Rangstufung innerhalb der Erwachsenenbildung, und es sollte von staatlicher Seite bei Förderungsvorhaben anerkannt werden, daß diese Gesellschaft eine in verschiedenen Gruppierungen existierende pluralistische Gesellschaft ist, ohne zu einer „überkonfessionell" monistischen werden zu sollen. Was der Staat billigerweise von der Erwachsenenbildung verlangen könne, sei, daß sie allgemeine Richtlinien aufstelle, die das Spezifikum der Erwachsenenbildung vor anderen Schulungsaufgaben einsichtig mache. Der Staat trete schließlich der gesamten Gesellschaft gegenüber. Wenn er sich an der Erwachsenenbildung engagieren wolle, so habe er sich an ihr insgesamt zu engagieren. Die Kriterien dieses Engagements könnten aber nicht im Parteiergreifen für die eine oder andere Richtung der Erwachsenenbildung liegen.

Die Erwachsenenbildner stimmten dieser Dreiteilung, die von Schardt vorgeschlagen wurde, zu, wenn auch eine terminologische Festlegung der drei verschiedenen Gruppen nicht erreicht werden konnte. Darüber hinaus wurde lebhaft begrüßt, daß von der Erwachsenenbildung selbst dem Staate Richtlinien angeboten werden, nach welchen er seine Förderung sinnvoll vornehmen kann. Die katholischen Erwachsenenbildner werden von sich aus zu einer solchen Richtlinie Vorschläge machen.

In der Diskussion wurde noch einmal auf die Ulmer Konferenz der Kultusminister vom vorigen Jahr hingewiesen, in der der Versuch gemacht wurde, mit nur einem Partner der Erwachsenenbildung, nämlich dem Deutschen Volkshochschulverband und dem Kommunalen Büchereiverband, Richtlinien über die Förderung und Aufgabenstellung der Erwachsenenbildung auszuarbeiten. Die katholischen Erwachsenenbildner waren der Meinung, daß für die staatliche Förderung der Erwachsenenbildung die übrigen Partner zu hören seien. Um für dieses Gespräch gerüstet zu sein, wurde beschlossen, demnächst von katholischer Seite aus Vorschläge für eine Rechtsgrundlage der Erwachsenenbildung auszuarbeiten und anzubieten.

Der Entwurf des Arbeitsgesetzbuches der „DDR"

Am 15. November 1960 veröffentlichte das Zentralorgan der SED „Neues Deutschland" den Entwurf des Arbeitsgesetzbuches der „DDR". Dieser Entwurf wurde von einer Kommission ausgearbeitet, in der Ulbricht persönlich den Vorsitz führte. Im Leitartikel des „Neuen Deutschland" vom 15. November 1960 bezeichnete der Vorsitzende der kommunistischen Einheitsgewerkschaft (FDGB), Herbert Warnke, diesen Entwurf als ein Lehrbuch der gesamten deutschen Arbeiterklasse.

Rechtliche Fixierung der schon bestehenden Praxis

Der Sache nach ist in den 153 Paragraphen dieses Gesetzentwurfes nichts erschütternd Neues aufgeführt, denn entsprechend der kommunistischen Methode geht ja die Praxis der Fixierung eines Gesetzes voraus, was auf diesen Fall angewandt bedeutet, daß vieles, vor allem das Wesentliche des neuen Gesetzes bereits seit längerer Zeit praktiziert wird. Für die Menschen in der SBZ ist somit der Inhalt dieses Gesetzentwurfes der Sache nach nicht neu. Durch diesen neuen Gesetzentwurf wird lediglich in umfassender Weise die vielfach bereits bestehende Praxis rechtlich fixiert bzw. werden die zahlreichen Einzelverordnungen ihrem Inhalt nach in das neue Gesetz übernommen. Trotzdem darf man die praktische Bedeutung nicht unterschätzen, daß nunmehr die geschaffenen kommunistischen Arbeitsverhältnisse rechtlich umfassend verankert und gefestigt werden sollen.

Die jetzt in den mitteldeutschen Betrieben und in der Öffentlichkeit inszenierte „Diskussion" des Arbeitsgesetzbuch-

Entwurfs ist sachlich gesehen bedeutungslos, denn in dieser gesteuerten „Diskussion" kann nichts am grundlegenden kommunistischen Gehalt des Gesetzentwurfes zugunsten der Arbeitenden geändert werden. Die inszenierte „Diskussion" ist nur eine Theatervorstellung, bei der nach außen hin der Eindruck entstehen soll, daß die arbeitenden Massen aktiv an der Formulierung des Gesetzes beteiligt gewesen seien.
Das geplante Arbeitsgesetzbuch der „DDR" ist von den kommunistischen Machthabern dazu gedacht, die bestehenden Machtverhältnisse in den Betrieben noch fester und einheitlicher rechtlich zu fundieren und die Arbeitenden noch umfassender für die kommunistischen Ziele einzuspannen und noch mehr zu kommunistischen Untertanen zu machen.

Pflichten der Arbeitnehmer und Rolle der Gewerkschaft

Bezeichnend ist, daß in den ersten drei Kapiteln zum Teil in sehr detaillierter Form die Pflichten der Arbeitnehmer aufgeführt sind, wobei trotz allem Gerede von sozialistischer Demokratie das Streikrecht der Arbeitenden mit keiner Silbe erwähnt wird. Die Rolle der kommunistischen Einheitsgewerkschaft (FDGB) wird in diesem Arbeitsgesetzbuch-Entwurf sehr stark mit einer umfangreichen Aufgabenstellung als Handlanger der kommunistischen Partei- und Staatsinteressen verankert.
In § 12 wird z. B. den betrieblichen Gewerkschaftsleitungen u. a. folgende Aufgabe gestellt:
„(1) Die betrieblichen Gewerkschaftsleitungen organisieren die aktive Mitwirkung aller Werktätigen in der Produktion und an der Leitung des Betriebes und erziehen sie zu einem hohen sozialistischen Bewußtsein.
(2) Die betrieblichen Gewerkschaftsleitungen haben insbesondere das Recht:
1. den sozialistischen Wettbewerb, die sozialistische Gemeinschaftsarbeit, die Ständigen Produktionsberatungen und die Plandiskussion zu organisieren, an der Ausarbeitung der betrieblichen Pläne teilzunehmen und deren Verwirklichung zu kontrollieren;
2. die Neuerermethoden durchzusetzen, die Arbeitervorschläge zu fördern sowie bei der Qualifizierung der Werktätigen mitzuwirken;
3. die Betriebs- und Abteilungskollektivverträge sowie sonstige rechtlich vorgesehene betriebliche Kollektivverträge mit auszuarbeiten, abzuschließen und deren Verwirklichung zu kontrollieren . . ."
Diese vermeintlichen „Rechte" sind in Wirklichkeit meist bei den Arbeitern unliebsame Verpflichtungen. In den Produktionsberatungen und Plandiskussionen kann man auch nur über die besten Methoden zur Durchführung der gestellten Aufgaben sprechen, eine Kritik grundlegender Art ist unzulässig. Auch aus § 13 ergibt sich klar die dem FDGB zugewiesene Büttelrolle bei der Verwirklichung der kommunistischen Wirtschaftspläne. Während die Verpflichtungen zugunsten des kommunistischen Staates relativ ausführlich und konkret formuliert sind, werden die Ansprüche und Rechte der Werktätigen zumeist nur relativ unbestimmt erwähnt. Im § 13 heißt es:
„(1) Der Betriebskollektivvertrag ist eine Vereinbarung zwischen dem Betriebsleiter und der Betriebsgewerkschaftsleitung zur allseitigen Erfüllung der Betriebspläne. Er ist eine wichtige Grundlage der politisch-ideologischen, wirtschaftlichen und kulturellen Arbeit sowie der sozialen Betreuung der Werktätigen im Betrieb.
(2) Er enthält die Verpflichtungen zur maximalen Steigerung der Arbeitsproduktivität,
Durchsetzung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts,
Entwicklung des sozialistischen Wettbewerbs und der sozialistischen Gemeinschaftsarbeit,
Einführung fortschrittlicher Arbeitsmethoden in der Produktion,
Entwicklung der Massenbewegung der Neuerer, Rationalisatoren und Erfinder,
Durchsetzung des sozialistischen Leistungsprinzips, besonders der technisch begründeten Arbeitsnormen,
Festigung der sozialistischen Arbeitsdisziplin,
Berufsausbildung und Qualifizierung,
Verbesserung des Gesundheits- und Arbeitsschutzes, der kulturellen und sportlichen Betätigung der Werktätigen sowie ihrer sozialen Betreuung . . ."

Der „sozialistische Wettbewerb"

In § 15 wird auch die bereits bestehende Praxis der sogenannten sozialistischen Wettbewerbe, dieser Methode zur Auspumpung der Arbeitenden, rechtlich verankert. Es heißt in diesem Paragraphen:
„(1) Der sozialistische Wettbewerb ist die umfassendste Form der Masseninitiative zur Steigerung der Arbeitsproduktivität. Die Teilnahme am sozialistischen Wettbewerb ist für jeden Werktätigen eine Ehrensache.
(2) Die Gewerkschaften organisieren den sozialistischen Wettbewerb und mobilisieren die Werktätigen zur Teilnahme am Wettbewerb. Sie sorgen dafür, daß der Kampf um den wissenschaftlich-technischen Höchststand und die allgemeine Anwendung bewährter Neuerermethoden seinen Hauptinhalt bilden, der sozialistische Wettbewerb öffentlich geführt und ausgewertet wird sowie die Erfahrungen der Besten allen Werktätigen vermittelt werden. Sie organisieren die gegenseitige sozialistische Hilfe . . ."

Die „sozialistischen Brigaden"

Seit etwa 1957 wurden in der Sowjetzone auf Weisung der SED sogenannte sozialistische Brigaden ins Leben gerufen. Ziel dieser Brigaden war, die Arbeiter nicht nur zu guten Produktionsleistungen zu verpflichten, sondern auch über ihren Dienst hinausgehend zu einer sogenannten sozialistischen Lebensweise. Das bedeutet, daß sich die Angehörigen einer sozialistischen Brigade auch zu bestimmten sozialistischen Taten außerhalb ihrer Arbeitszeit und ihres Betriebes in der Öffentlichkeit bzw. in ihrer Familie verpflichten, z. B. zur Ableistung einer bestimmten Zahl von Aufbauschichten, zu regelmäßiger Teilnahme an den Übungen der Betriebskampfgruppe, zur Teilnahme an atheistischen Riten, wie sozialistische Eheschließung, sozialistische Namensgebung bzw. Jugendweihe der Kinder. Die Angehörigen einer sozialistischen Brigade sollen auch nach den zehn Geboten der sozialistischen Moral leben, die Ulbricht großmäulig auf dem V. Parteitag der SED verkündete und die gewissermaßen das Gegenstück zu den Zehn Geboten Gottes darstellen sollen.
Oftmals wurden andere Brigaden bzw. Arbeiter zum Eintritt in die sozialistischen Brigaden gleichsam durch Stockschläge auf den Magen gezwungen, weil die kommunistischen Betriebsleitungen nur mit sozialistischen Brigaden Verträge zur Arbeit im Leistungs- (sprich: Akkord-) lohn abschlossen. Die anderen verdienten dann im Zeitlohn bedeutend weniger, solange sie sich nicht den sozia-

listischen Brigaden anschlossen und zu einem sozialistischen Leben verpflichteten.
In § 16 des Arbeitsgesetzbuch-Entwurfes sind diese Brigaden nun rechtlich fixiert:
„(1) Die Brigaden der sozialistischen Arbeit und die Brigaden, die den Titel ‚Brigade der sozialistischen Arbeit' erringen wollen, kämpfen um die maximale Steigerung der Arbeitsproduktivität, vor allem durch Entwicklung und Anwendung der fortgeschrittensten Technik und der produktivsten Arbeitsverfahren. Indem sie den Grundsatz ‚sozialistisch arbeiten, lernen und leben' verwirklichen, vervollkommnen sie die sozialistischen Beziehungen der kameradschaftlichen Zusammenarbeit und gegenseitigen Hilfe, entfalten sie die Fähigkeiten ihrer Mitglieder und erziehen sie zu sozialistischen Menschen . . ."
Die Verankerung dieser Brigaden im Arbeitsgesetzbuch-Entwurf läßt darauf schließen, daß künftig in noch größerem Ausmaße Werktätige in die sozialistischen Brigaden gepreßt werden sollen, daß auch die Christen bedrängt werden, sich im Sinne des sozialistischen Lebensstils zur Teilnahme an atheistischen Riten zu verpflichten. Unnachsichtig sollen doch die „rückständigen" Elemente von den fortgeschrittenen zu einer sozialistischen Lebensweise erzogen werden.

Einschränkung der Freizügigkeit

Arbeitsrechtlich wird nun auch vorgesehen, daß die Arbeiter bis zu drei Kalendermonaten im Jahr und die Angestellten ohne zeitliche Begrenzung eine andere als die vereinbarte Arbeit im Betrieb bzw. in einem anderen Betrieb des Ortes zugewiesen erhalten können (§ 22). Vorgesehen ist auch laut § 23:
„In gesetzlichen Bestimmungen und Rahmenkollektivverträgen kann festgelegt werden, daß Werktätigen Arbeit an einem anderen Ort bis zur Dauer von 6 Monaten (bei Lehrern bis zum Ende des Schuljahres) zugewiesen werden kann."
In der Praxis gab es schon bisher derartige Methoden, doch nun sollen sie ihre rechtliche Verankerung finden. Dies ist ein Ausdruck für die Einschränkung der Freizügigkeit, für die Tatsache, daß der Arbeitende im „Arbeiter- und Bauernstaat" zum Staatszubehör erniedrigt wird und von den kommunistischen Planern kaltschnäuzig als Arbeitskraft verplant werden kann.

Sozialistische Arbeitsdisziplin

In verschiedenen Paragraphen wird die sozialistische Arbeitsdisziplin verankert, durch die die Betriebe in der SBZ zu kommunistischen Kasernen entwickelt werden sollen. In § 105 heißt es:
„(1) Die sozialistische Arbeitsdisziplin äußert sich im bewußten Handeln der Werktätigen zur Durchsetzung der gemeinschaftlichen Interessen aller Werktätigen in der sozialistischen Gesellschaft. Sie beruht auf der grundsätzlichen Übereinstimmung der Interessen der Gesellschaft und des einzelnen und umschließt die kameradschaftliche Zusammenarbeit, die gegenseitige Hilfe und Achtung sowie die gewissenhafte Erfüllung aller Arbeitsaufgaben zur Verwirklichung der Betriebspläne. Sie ist eine entscheidende Grundlage der sozialistischen Organisation der Arbeit.
(2) Die Werktätigen sind insbesondere verpflichtet,
a) ihre Arbeitsaufgaben ordnungs- und fristgemäß zu erfüllen;
b) das sozialistische Eigentum zu mehren und es vor Beschädigung und Verlust zu schützen;
c) die Arbeitszeit und die Produktionsmittel voll zu nutzen, Geld und Material sparsam zu verwenden und Qualitätsarbeit zu leisten;
d) die Bestimmungen über den Gesundheits- und Arbeitsschutz einzuhalten;
e) die ihnen zur Erfüllung ihrer Arbeitsaufgaben vom Betriebsleiter erteilten Weisungen zu befolgen."
Verstöße gegen die Normen kommunistischer Arbeitsdisziplin sollen durch öffentliche Kritik, Lohnabzug, Disziplinarmaßnahmen oder gar Strafen geahndet werden. So lautet z. B. der § 50:
„Ausschußarbeit und Qualitätsminderung sind zum Gegenstand der öffentlichen Kritik in den Gewerkschaftsgruppen zu machen. Werktätige, die Ausschuß oder Qualitätsminderung schuldhaft verursachen, können materiell und disziplinarisch zur Verantwortung gezogen werden. Das gilt insbesondere für Angestellte, die durch fehlerhafte Arbeit Ausschuß oder Qualitätsminderung in der Produktion verursachen."
Der § 108 besagt sogar:
„(1) Wenn ein Werktätiger seine Arbeitspflichten schuldhaft verletzt, ist der Betriebsleiter berechtigt, eine der folgenden Disziplinarmaßnahmen auszusprechen:
Verweis,
strenger Verweis,
fristlose Entlassung.
. . ."

Konfliktkommissionen

Bezeichnend ist auch die Aufgabenstellung der Konfliktkommissionen, die in den §§ 140 und 141 formuliert ist. So heißt es in § 140:
„(1) In den sozialistischen Betrieben werden als gesellschaftliche Organe Konfliktkommissionen gewählt. Sie dienen der gegenseitigen Erziehung der Werktätigen zur Einhaltung der Gebote der sozialistischen Moral und zur bewußten Einhaltung des sozialistischen Rechts. Sie entscheiden auf der Grundlage der arbeitsrechtlichen Bestimmungen . . ."
Die zehn Gebote Ulbrichts sind für die Konfliktkommissionen die verbindliche Norm der Moral. Alle, die ihnen zuwiderhandeln, können zur Verantwortung gezogen werden, womit jeder einzelne zum Objekt intensiver kommunistischer Erziehungsarbeit werden kann, wenn er gegen die kommunistischen Moralnormen verstößt.

Freistellung von der Arbeit

Im Gesetz ist auch ein Abschnitt über die Freistellung von der Arbeit vorgesehen. Obwohl schon bisher danach verfahren wurde, ist der Wortlaut dennoch interessant. Es heißt im § 76 u. a.:
„(1) Eine Freistellung von der Arbeit erfolgt
a) zur Wahrnehmung staatlicher und gesellschaftlicher Funktionen, deren Erfüllung während der Arbeitszeit erforderlich ist,
b) bei Delegierung zu Konferenzen und Tagungen der Parteien und Massenorganisationen.
Für die Dauer der Freistellung wird ein Ausgleich in Höhe des Durchschnittsverdienstes gezahlt.
(2) Eine Freistellung von der Arbeit erfolgt
a) zur Teilnahme an Lehrgängen zur politischen und fachlichen Weiterbildung, bei denen eine ganztätige Freistellung erforderlich wird,

b) zur Teilnahme an Lehrveranstaltungen und Prüfungen im Fern- und Abendstudium . . .“

Während diese Regelung allgemein recht großzügig für kommunistische Institutionen bzw. für die SED-hörigen Blockparteien angewandt wird, gibt es für kirchliche Veranstaltungen, Tagungen usw. in keinem Fall ein diesbezügliches Entgegenkommen. Angesichts des Bekenntnisses der Regierung der „DDR“ zum dialektischen Materialismus als Staatsweltanschauung ist dies jedoch logisch und durchaus folgerichtig.

Ziel des Arbeitsgesetzes

Insgesamt gesehen ist der Arbeitsgesetzbuch-Entwurf ein Ausdruck für die Methoden der Unterwerfung der Arbeitenden unter die kommunistischen Planziele. Es klingt wie Hohn, wenn man dieses Dokument noch als beispielhaft für die gesamte deutsche Arbeiterschaft ausgibt. Es gibt in diesem Gesetzentwurf nicht eine nennenswerte den Werktätigen zugute kommende Neuerung, im Gegenteil, es gibt direkte Verschlechterungen, z. B. gesetzliche Verankerung der Sechs-Tage-Woche (gegen Fünf-Tage-Woche) und Urlaubskürzung. Obwohl der Sache nach der Gesetzentwurf nichts grundlegend Neues enthält, was nicht schon irgendwie praktiziert wurde, ist er doch dazu geeignet, als relativ geschlossenes Gesetzwerk die Werktätigen zu einer strengen kommunistischen Arbeitsdisziplin zu zwingen, sie durch die kommunistischen Gewerkschaften noch umfassender kommunistisch zu erziehen und von ihnen Taten für den Kommunismus zu erpressen. Doch Freunde kann die SED mit diesem Dokument bei freiheitlich denkenden Werktätigen nicht gewinnen.

Aktuelle Zeitschriftenschau

Theologie

BARTZ, Wilhelm. *Le magistère de l'Eglise d'après Scheeben.* In: Revue des Sciences Religieuses T. 34 (1960) S. 309—327.

In einem Sonderheft über „L'Ecclésiologie au XIXe siècle“ weist der Trierer Fundamentaltheologe erneut auf den sakramentalen Charakter authentischer Lehrverkündigung der lehrenden Kirche hin, die aber nicht der hörenden Kirche lediglich gegenüberstehe. Nach Scheeben wirke der Heilige Geist auch in dem Glaubenssinn der Gläubigen in beratender Mission, aber in relativer Unabhängigkeit. Für die Aussprache mit den getrennten Christen über die Stellung des Laien in der Kirche seien hier wichtige Fragen einer Lösung zugeführt.

HACKER, Paul. *Magie, Gott, Person und Gnade im Hinduismus.* In: Kairos Jhg. 2 Heft 4 (1960) S. 225—233.

Die Magie bestimmt seit ältesten Zeiten die Hinduweltanschauung. Sie will über die unpersönlichen Mächte, die das Dasein regieren, verfügen. Sie versucht das durch die Askese, den Wahrheitszauber, den Fluch oder die Wunschgewährung. Durch alle diese Formen wird etwas dadurch erzwungen, daß etwas in Bewegung gesetzt wird. Hacker bezeichnet diesen Glauben an die direkten Übergänge zwischen Psychischem und Materiellem mit psychologischem Substantialismus. In ihm sind magischer Impersonalismus und ein gewisser Personalismus wirksam. Letzterer ist jedoch nur bei der frühen Bhakti so weit entwickelt, daß man von einem echten Ansatz zur Ethik im Hindusismus sprechen könne. Im allgemeinen verbleibt der Hinduismus im Monismus: er glaubt nicht an Gott, sondern an den Lehrer, den Buddha; Gott hingegen will er erkennen. Der Glaube ist hier nur eine Vorstufe zur Gnosis.

KEMPF, Friedrich, SJ. *Untersuchungen über das Einwirken der Theologie auf die Staatslehre des Mittelalters.* In: Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte Bd. 54 Heft 3/4 (1959) S. 203—233.

Der Kirchengeschichtler der Gregoriana gibt hier eine ausführlichere kritische Übersicht über das bedeutende Werk von Ernst E. Kantorowicz, The King's Two Bodies. A Study in Mediaeval Political Theology (Princeton University Press 1957), das, ausgehend von der Zwei-Körper-Lehre der Tudorzeit, deren geistigen Untergrund und deren Ursprünge im Mittelalter untersucht.

KENNY, J. P., SJ. *The age of confirmation.* In: Worship Bd. 35 Heft 1 (Dezember 1960) S. 4—14.

Der Verfasser untersucht die Gründe, die für und gegen einen möglichst frühen Termin der Firmung sprechen. Die Spendung der Firmung nach der Erreichung des „Alters der Vernunft“ stammt wahrscheinlich aus dem Frankreich des 18. Jahrhunderts. Kenny spricht sich dafür aus, „daß die Firmung vor der ersten heiligen Kommunion gespendet wird, damit die Kinder den Heiligen Geist in sich haben mögen, um sie zu Christus hinzuführen. Der Heilige Geist allein kann die vollkommene Vorbereitung auf Christus in der hl. Kommunion sichern.“

MARLÉ, René. *Deux importantes publications sur le Concile.* In: Etudes Bd. 308 Nr. 1 (Januar 1961) S. 61—69.

Marlé setzt die beiden Konzilsbücher von Erzbischof Jaeger und von Professor Küng in einen Zusammenhang derart, daß Küng, wie er meint, die Gedanken von Jaeger weiterentwickle. Beide Werke dienen dazu, aus dem Vielerlei der Mutmaßungen und Wünsche, die im voraus mit dem Konzil verbunden werden und zum Teil unrealistisch sind, eine Formel oder doch leitende Ideen herauszuarbeiten, in denen sich die Notwendigkeiten unserer Zeit kristallisieren. Es sind die Ideen der Einheit und der Katholizität der Kirche in ihrer Beziehung zueinander.

McCOOL, Francis J., SJ. *The Preacher and the historical Witness of the Gospel.* In: Theological Studies Bd. 21 Nr. 4 (Dezember 1960) S. 517—543.

Der Abhandlung liegt die Beobachtung zugrunde, daß heute zwischen der kerygmatischen und der exegetischen Behandlung der Evangelien eine Diskrepanz besteht, die Gefährdungen des Glaubens ermöglicht. Der Begriff der „Geschichtlichkeit“ wird dort und hier verschieden verstanden, und das kann die Glaubwürdigkeit der Quellen unserer Verkündigung beeinträchtigen. Die exegetischen Normen der Enzyklika *Divino afflante spiritu* werden in ihrer Bedeutung für die Verkündigung näher untersucht. Das Heft enthält abschließend einen Beitrag von Avery Dulles SJ., der dasselbe Problem in Hinsicht auf den Protestantismus behandelt.

MÜLLER-ERB, Rudolf. *Über den Schwund des eucharistischen Lebens.* In: Lebendige Seelsorge Jhg. 12 Heft 1/2 (1961) S. 1 bis 13.

Der Verfasser geht von der Tatsache aus, daß 70 bis 80 Prozent der getauften Katholiken in Deutschland nicht mehr überzeugte Christen sind, auch wenn sie noch praktizieren. Den Hauptgrund für diesen stummen Abfall sieht er in unserem Gottesdienst. Er sei verfangen in historischen Leitbildern (nach Form und Sprache), er sei in sich so geschlossen, daß er den Weg in die Welt nicht mehr öffne. Daher wirke er museal, seine Erhabenheit habe etwas von der Majestät des Todes. Abschließend bietet der Verfasser einige Überlegungen, auf welchem Wege man den „Gottesdienst ohne Liebeszeugnis in der Welt“ überwinden könne.

RAHNER, Karl, SJ. *Über das Geheimnis.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 4 (Januar 1961) S. 241—252.

Rahner stellt vier Sätze über das Geheimnis, wie es in der katholischen Theologie verstanden wird, auf. 1. Das Geheimnis ist — für uns (wir haben uns selbst erst begriffen, wenn wir diesen Satz als die Wesensaussage über uns selbst hören); 2. Das Geheimnis ist das Endgültige (und so die Seligkeit des Menschen); 3. Das Geheimnis ist der Grund der Wirklichkeit, des Geistes und seiner Freiheit (es kann zum Protest reizen; für den, der sich ihm anvertraut, ist es der einzige Friede); 4. Das Geheimnis ist uns in der Gnade Christi absolut und nicht überbietbar nahe geworden als die versöhnend bergende Liebe. — Wenn auch die Erklärung zum vierten Satz fragmentarisch bleiben muß, so läßt sie doch erkennen, worauf es ankommt: „Das Christentum ist eigentlich das ganze Einfache und Selbstverständliche. Denn das einzig Selbstverständliche ist das Geheimnis, weil alle Erklärung letztlich nur die Begründung im Abgrund des Geheimnisses sein kann, das wir auch Gott nennen.“

RANWEZ, Pierre, SJ. *Parents et prière familiale.* In: Lumen Vitae Bd. 15 Nr. 4 (4. Vierteljahr 1960) S. 661—669.

Ranwez gibt hier praktische Anleitungen zur Belebung des Familiengebetes im Sinne einer echten gemeinsamen Aussprache vor Gott. Sie setzen allerdings Familien und besonders Eltern von religiöser Intelligenz voraus, gedeihen wohl auch nur allmählich und bei ernstem Bemühen. Doch wird die Schwierigkeit, sich um eine Bereicherung des Familiengebetes zu mühen, in zahlreichen Fällen dadurch belohnt, daß es auf diese Weise überhaupt erhalten bleibt oder wieder in Übung kommt.

SCHLIER, Heinrich. *Über die christliche Existenz.* In: Geist und Leben Jhg. 33 Heft 6 (1960) S. 434—443.

Christliche Existenz ist gleich dem „In-Christus-Sein“ des Apostels Paulus im Opfer-Christi-Leben, das sich durch den Heiligen Geist in dem konkreten Anwesen, seiner Kirche, erschließt und durch Glaube, Liebe und Hoffnung, aber stets durch die Einheit dieser drei Charismen, vollzogen wird. Der Glaube sei nicht von Wissenschaft und Technik, sondern vom Herzen her gefährdet, das sich der Welt, statt ihrem Erlöser hingibt.

URS VON BALTHASAR, Hans. *Kerygma und Gegenwart.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 16 Heft 1 (Januar 1961) S. 9 bis 15.

Urs von Balthasar nennt drei zentrale Aspekte des immer gleichen Kerygmas: Auferstehung (als Antwort auf das „mögliche Ganz-sein-Können“ des Menschen), Versöhnung mit Gott, Erfüllung der Verheißung (die geschichtsphilosophische Seite des Kerygmas). Unsere Gegenwart, vor der das Kerygma steht, ist von einem anthropozentrischen Denken gezeichnet, d. h., sie sucht die Elemente der „Antwort“ in den Elementen der „Frage“, sie verzichtet also auf Metaphysik und ersetzt sie durch Anthropologie und Tiefenpsychologie. Trotz dieser generellen Gegenspannung stellt der Ver-

fasser im einzelnen fest: Bezüglich der Frage des „Ganz-sein-Könnens" steht das Denken heute weitgehend in einer Offenheit alttestamentlicher Art: Gott wird vorausgesetzt für das Heil des Menschen. Nur der Weg zu ihm bleibt dunkel. Zum anderen zeichnen sich neue Möglichkeiten für eine „Versöhnung" mit Gott ab, über die Tiefenpsychologie hinaus, Meditation, Wege nach innen werden gesucht. Noch nicht geleistet ist freilich dieser Stoß ganz in die Tiefe. Das geschichtstheologische Moment kommt in einem neuen Verständnis von „Kirche" zum Tragen: Kirche, die die Menschheit umspannt.

WEIGEL, Gustave. *Theologie und Freiheit.* In: Dokumente Jhg. 16 Heft 6 (Dezember 1960) S. 417—426.

In diesem inneren Dialog zwischen dem Theologen und dem modernen Nichtkatholiken, der besorgt ist um die Wahrung und Rettung der Freiheit vor jedem, auch einem vermeintlichen Zugriff der Kirche, zeigt der Verfasser, ausgehend von der Wahlfreiheit, daß Freiheit Selbstbejahung ist, daß das Selbst dreifach strukturiert ist und daß die Bejahung auf diese Struktur bezogen sein muß. Von dieser Basis aus wird eine Theologie der Freiheit entwickelt, die vor allem geschichtlich bestimmt ist, d. h. unter der Auswirkung und ständigen neuen Einwirkung der Erbsünde steht. Das Trachten der Kirche nach der Freiheit gilt nicht nur der Freiheit der Kirche, sondern nicht weniger der Freiheit der Menschen, weil die Kirche menschlich ist und ihre Freiheit als einen Teil der menschlichen Freiheit insgesamt betrachtet.

Ein ökumenisches Konzil. In: Anima Jhg. 15 Heft 4 (Dezember 1960).

Dieses Sonderheft über das Thema des Konzils will vor allem der Vorbereitung des kommenden Ereignisses in der Seelsorge und Verkündigung dienen, damit es von der Glaubensfreudigkeit der Gesamtheit getragen und der Boden für seine Auswirkung geschaffen werde; denn bis jetzt denken doch wohl die meisten Gläubigen: Uns geht das nichts an. Das Heft bietet in zwölf Beiträgen ein vielseitiges und interessantes Material zur Veranschaulichung der Konzilsgeschichte, der kirchlichen Bedeutung und der Aktualität des kommenden Konzils, aber auch wichtige und neue Gesichtspunkte zu seiner mutmaßlichen Thematik.

I Concili nella vita della Chiesa. In: Vita e Pensiero Jhg. 43 Nr. 12 (Dezember 1960).

Das Heft enthält die vollständigen Texte der Vorträge auf der Sommertagung der Katholischen Universität Mailand, die dank den Persönlichkeiten der Referenten zu den wichtigsten bisherigen Konferenzen über das Konzil gehört. Wiedergegeben sind die Referate von Kardinal Montini, Erzbischof von Felice, Burkhard Schneider SJ, Prof. Guzzetti, Colombo und Boyer sowie Msgr. Castellano.

Le devoir d'état. In: Christus Bd. 8 Nr. 29 (Januar 1961).

Der Begriff Standespflicht wird in der Verkündigung vielfach nur in der Verbindung mit gewissen moralischen, nach der positiven Seite nicht sehr inhaltsreichen Normen verwendet, stößt aber anderseits auf die Schwierigkeiten, die sich der christlichen Auffassung des beruflichen, öffentlichen und familiären Lebens aus dem Prozeß der Säkularisierung und Funktionalisierung entgegenstellen. In den Aufsätzen dieses Heftes wird mit biblischen, ethischen, pastoralen und soziologischen Erwägungen versucht, die Fülle und Dynamik einer an der Standespflicht orientierten Lebensführung und Spiritualität aufzuweisen.

Le Réalisme de la Foi. In: La Vie Spirituelle Nr. 467 (Dezember 1960).

In sechs Aufsätzen von Theologen aus dem Dominikaner- und dem Benediktinerorden wird die Möglichkeit der Realisierung des Glaubens, anders ausgedrückt, einer wirklichkeitsgerechten Spiritualität des Laien, besonders des werktätigen Laien, behandelt, und zwar in einer für die Seelsorge sehr ergiebigen Weise. Das Heft ist eine Fundgrube für Verkündigung und Seelenführung.

Kultur

BECKER, Hellmut. *Rechnungsprüfung und Kulturpolitik.* In: Merkur Jhg. 14 Heft 12 (Dezember 1960) S. 1180—1191.

„Rechnungsprüfung dient der Selbstkontrolle der staatlichen Ausgabenwirtschaft. Kulturpolitik will den kulturellen Bereich gestalten, soweit es dabei des Staates bedarf." Beide berühren sich heute fortgesetzt, da die Finanzkraft auf den Staat konzentriert und die Kultur auf die Gesamtheit des Volkes bezogen ist. Beide geraten aber ständig in Konflikte und Spannungen, weil ihre Voraussetzungen zu verschieden sind. Becker zeigt das an Beispielen aus Schule, Theater, Jugendarbeit. Die Unzulänglichkeit der Kategorien der staatlichen Abrechnungshöfe für etwas, was seinem Wesen nach ständig über gezogene Grenzen hinausstrebt — geistiges Leben —, stammt nicht erst von heute, sie ist in der Kameralistik angelegt. Die heutige Verwaltung weiß das, begrenzt daher ihre Prüfungsaufgaben, freilich nur nach Zahl und Radius, nicht jedoch nach Fragestellungen. Die in ihren Aufgaben überforderte und in ihren Methoden unangepaßte Rechnungsprüfung soll heute einem Bildungswesen helfen, das in seiner Planung erst in den Anfängen steht. Becker glaubt aus dieser Schwierigkeit herauszukommen, wenn die Rechnungshöfe sich auch in kulturellen Fragen gemischter Kommissionen bedienen würden.

BÖHM, Anton. *Erbe der Jugendbewegung.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 16 Heft 1 (Januar 1961) S. 29—43.

Der Untertitel des Beitrages lautet: „Ein Rückblick auf Österreich am Beispiel des Bundes Neuland". Böhm berichtet aus persönlicher Erinnerung über die Geschichte und Entwicklung der österreichischen Jugend zwischen den Kriegen, angefangen von den Versuchen der Jugend- und Schuldemokratie (nach 1918) über die Jugendbewegung, Jungenschaftsbewegung bis zum bitteren Ende in der HJ. Das Fühlen, Streben, Wollen der damaligen Jugend war im Grunde rein, wenn auch notwendig ambivalent. Es hat einen dauernden positiven Ertrag abgeworfen. Wenn auch das autonome Jugendreich scheiterte, so hat es doch der Liturgie, Pastoral, auch der theologischen Wissenschaft (durch Fragestellungen) viele Anregungen vermittelt. Gleiches gilt für den sozialen Sektor. Die nationale Problematik, die diese Jugend damals bewegte, ist freilich überholt.

BÜCHNER, Franz. *Bedarf die Wissenschaft der zentralen Planung?* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 4 (Januar 1961) S. 264—272.

Büchner setzt sich hier mit den Empfehlungen des Wissenschaftsrates für seinen Bereich, den der medizinischen Wissenschaften, auseinander. Nach einer Kritik an der Zusammensetzung der Wissenschaftskommission des Wissenschaftsrates (eindeutige Überlegenheit der Wirtschafts- und wirtschaftsnahen Wissenschaften) stellt er sich vorbehaltlos hinter die Empfehlung, für die deutsche Universität sei eine neue Kategorie von Forschern und Lehrern, die sog. wissenschaftlichen Räte und Abteilungsvorsteher, zu schaffen. Bedenken meldet er hingegen an gegen eine Vermehrung der Lehrstühle, sehr schwere Bedenken gegen die Empfehlung der Bildung von „wissenschaftlichen Schwerpunkten".

KISHITANI, Shôko. *Die Psyche der japanischen Sprache und die europäische Denkweise.* In: Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft Jhg. 44 Heft 4 (Oktober 1960) S. 271—281.

Diese vergleichende Sprachstudie (zwischen dem Japanischen und dem Deutschen) führt sehr tief in das ganz andersartige Verstehen und Begreifen des Japaners ein. Die japanische Sprache kennt nicht das Wort, demzufolge auch nicht Subjekt, Numerus, Genus, nahezu keinen der westlichen grammatischen Begriffe, weil sie nicht unterscheiden will, sondern Beziehungen ausdrückt. Sie versucht alles in eine Kontinuität zu bringen. Für sie ist Gott als Person nur sehr schwer vorstellbar. Gott ist für sie Beziehung; daher ist Gott mit dem Geschöpf identisch, und wiederum identisch mit Gott ist der Ausdruck der Beziehungen zwischen Gott und dem Geschöpf, d. h. die Sprache.

Eucharistische Kunst. Sammelheft von Das Münster Heft 11/12 (1960).

In einem weiteren Doppelheft berichtet „Das Münster" ausführlich über die Münchener Ausstellung „Eucharistia", die II. Biennale Christlicher Kunst der Gegenwart in Salzburg (Hugo Schnell) und über „Kirchenbau der Gegenwart" (2. Teil „Innenausstattung"), ebenfalls eine Ausstellung, die im Rahmen des Eucharistischen Weltkongresses veranstaltet wurde. Besonderen Wert hat die Bilddokumentation der „Eucharistia", in der zahlreiche Stücke, alle aus dem deutschen Sprachgebiet, zum erstenmal wiedergegeben werden. Den Kommentar, der besonders auf den religiösen Gehalt der Werke eingeht, schrieb Gislind Ritz. (Das Heft ist im Verlag Schnell & Steiner, München, erschienen und kostet 4.70 DM.)

Polistisches und soziales Leben

HEER, Friedrich. *Demokratie und Denunziation.* In: Gewerkschaftliche Monatshefte Jhg. 12 Heft 1 (Januar 1961) S. 5—13.

Am Beispiel Reinhold Schneiders entwickelt Heer die inneren Zusammenhänge zwischen Gesellschaft und Denunziation. „Der Kahlschlag im Wald der deutschen Freiheit 1945—1960" sei mit Hilfe dieses Mittels außerordentlich erfolgreich gewesen — in allen Parteien, gesellschaftlichen Groß- und Kleingruppen. Die Öffentlichkeit interessiere sich nicht für die durch Rufmord oder Totschweigen „Abgeschossenen". Das Fundamentaldogma der Denunziation laute heute in Deutschland: „Opposition ist nur legal . . . und erlaubt gegen den gemeinsamen Feind und Gegner. Wer nicht mitsammelt . . ., der zerstört." Ausgebildet sei die Denunziation geschichtlich durch die christlichen Kirchen. Für den Bestand der Demokratie sei jedoch die schrankenlose Anwendung dieses Mittels tödlich.

KÖNIG, René. *Jugendlichkeit als Ideal moderner Gesellschaften.* In: Universitas Jhg. 15 Heft 12 (Dezember 1960) S. 1289 bis 1296.

Wenn auch Jugend und Alter naturgesetzte Zustände sind, so unterliegen doch beide kulturgeschichtlich starken Einwirkungen. König zeigt, wie das Mittelalter vom Alter bestimmt wurde, wie sich noch im 17. Jahrhundert oder später im viktorianischen Zeitalter die Jungen, ja sogar die Kinder bewußt alt gaben bzw. geben mußten. Erst nach dem ersten Weltkrieg setzte sich „Jugend" als Stil allgemein in den westlichen Gesellschaften durch. König begründet diesen Vorgang mit der steigenden Lebenserwartung. Bei einer heute gültigen Lebenserwartung von 66 bis 70 Jahren kann man sich mit 50 nicht „alt" geben. Für die mittleren Lebensalter mußte daher ein neuer Lebensstil gefunden werden, der zudem geeignet schien, um das in der industriellen Arbeitswelt härter gewordene Leben „durch eine ästhetische Transfiguration, die von einer Hoffnung oder auch von der Wirklichkeit einer ungewöhnlich verlängerten Jugend getragen wird", erträglich zu machen.

LAURENT, Ph. *La profession et son bien commun.* In: Revue de l'Action populaire Nr. 144 (Januar 1961) S. 5—18.

Die Kirche hat die Idee der berufsständischen Ordnung der freien Gesellschaft nicht aufgegeben, weil sie in ihr die einzige Möglichkeit sieht, der Tendenz zur Funktionalisierung und Totalisierung des Staates von der Gesellschaft her kraftvoll zu begegnen. Laurent verdeutlicht diese Notwendigkeit, indem er die Beziehungen zwischen einer solchen Ordnung und dem Gemeinwohl konkreter und allseitiger untersucht, als das in der katholischen Sozialphilosophie geschehen kann.

LUCCY, William L., SJ. *The election and after.* In: Social Order Bd. 10 Nr. 10 (Dezember 1960) S. 435—441.

Diese Untersuchung über die Präsidentschaftswahlen prüft u. a. auch die Frage nach dem Einfluß, den die Religion Kennedys auf das Ergebnis gehabt hat. Wahrscheinlich hat Kennedy leichte Vorteile dadurch gehabt, 1. weil viele Katholiken das Stigma beseitigt sehen wollten, ein Katholik könne nicht Präsident werden, 2. weil auch andere Minderheiten (ganz deutlich z. B. die Juden, aber auch viele Neger) das Dogma zu durchbrechen wünschten, nur ein Protestant angelsächsischer Abstammung könne Präsident werden, 3. weil auch viele Protestanten aus Opposition gegen eine solche von ihnen für unamerikanisch gehaltene These für Kennedy stimmten. Doch hat sich keine Blockbildung in der katholischen Wählerschaft ergeben, was u. a. dadurch bewiesen wird, daß bei den gleichzeitigen Senatswahlen in Staaten, wo Kennedy den Sieg errang, katholische Senatorenkandidaten gegen Protestanten unterlagen. Zu ähnlichen Ergebnissen wie Luccy kommen auch die meisten anderen Wahlkommentare.

PETOR, Hannah. *Probleme der Masseneinwanderung nach Israel.* In: Schweizer Monatshefte Jhg. 40 Heft 10 (Januar 1961) S. 984—988.

Die jüdische Bevölkerung in Israel stieg von 650 000 Personen (1948) auf zwei Millionen (1960). Dieses Wachstum hat für den jungen Staat eine Anzahl Integrationsschwierigkeiten aufgeworfen, die nicht nur wirtschaftlicher Art sind. Die meisten von ihnen sind in bemerkenswerter Weise gelöst worden. So gelang es, die Bevölkerung gleichmäßig über das ganze Land zu verteilen (heute sind 20 % der Bevölkerung Bauern). Wohnung, sanitäre Versorgung wurden für alle geschaffen. Die Erziehung der jemenitischen, afrikanischen und irakischen Juden zu einer echten Anerkennung ihrer staatsbürgerlichen Pflichten war im allgemeinen erfolgreich. Man hat den Leuten ihre Sprache gelassen. So werden heute in Israel neben der offiziellen hebräischen Sprache 20 weitere Sprachen (außer den verschiedenen Dialekten) gesprochen. Geleistet wurde das alles durch eine ungewöhnliche Intelligenz, den Willen, das Land zur Heimat zu machen, und die Hilfe der Juden in aller Welt.

PUNG, Robert, SVD. *Kirche und Rassenproblem in den USA.* In: Orientierung Jhg. 24 Nr. 23/24 (15. Dezember 1960) S. 259 bis 260.

Die Zahl der katholischen Neger in den USA betrug 1960 616 000 (von insgesamt 18 Millionen). Bei diesem schwachen Anteil ist es verständlich, daß die USA-Neger die katholische Kirche immer als die „Kirche des Weißen Mannes" betrachtet haben. Bis 1930 habe sich der Episkopat der Südstaaten kaum um die Farbigen gekümmert. Die weißen Katholiken waren genauso wie die weißen Nichtkatholiken Segregationisten. Diese Einstellung sei auch heute noch weit verbreitet. „Der vielleicht entscheidendste Grund für die Fehlhaltung vieler weißen Katholiken ist das Beispiel, das die Priester und Ordensleute ihm gaben . . ." Doch habe sich in den letzten Jahren dank der entschlossenen Stellungnahmen des Episkopates und der Arbeit der Missionsgesellschaften vieles gebessert.

SZENTIRMAI, Alexander. *Staatskirchenrecht des Kommunismus.* In: Österreichisches Archiv für Kirchenrecht Jhg. 11 Heft 4 (1960) S. 264—284.

Die Nachweise der Handhabung kommunistischer Rechtsauffassung, die weitgehend die Unterdrückung der Bourgeoisie zum Ziele hat, beschränkt sich auf die Länder Osteuropas und stellt hier eine teilweise Übernahme und Fortbildung des vorgefundenen russischen bzw. josefinischen Staatskirchenrechtes fest, das je nach politischen Zwecken gehandelt wird, ohne grundsätzlich das oberhirtliche Recht des Papstes in Frage zu stellen. Der Wert des Aufsatzes liegt besonders im Nachweis der Rechtsquellen und der einschlägigen Literatur der Oststaaten.

VON OPPEN, Dietrich. *Angst vor der Macht.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 16 Heft 1 (Januar 1961) S. 17—28.

Der Verfasser untersucht zunächst einige Definitionen und Aussagen über die Macht, die der Wirklichkeit heutiger Machtstrukturen nicht mehr gerecht werden. Macht gründet heute nicht mehr in der Verantwortlichkeit der Institution, sondern der Person. Die Institutionen als Machtkontrollen, dadurch zugleich selbst Machtfaktoren, entgehen dem gegenseitigen Kräfteverschleiß nur dann, wenn Macht dialogisch entwickelt und ausgeübt wird. Diese Form von Machtausübung ist die heute am verbreitetsten. Damit disziplinierte personale Aufgeschlossenheit gesichert werde, denn von ihr lebt diese Macht, müssen die Kräfte aktiviert werden, die zu Nüchternheit, Freiheit und personaler Verantwortung führen. Dies sind vornehmlich solche des Glaubens und der Religion.

Algérie, Guerre et Paix. In: Esprit Jhg. 29 Nr. 291 (Januar 1961).

Hier wird auf dieses Sammelheft hingewiesen, da es reiches Material bietet, um sich ein Urteil über das Algerienproblem zu bilden, das ja nicht nur ein französisches oder außenpolitisches ist, sondern geradezu ein Schulbeispiel für die vielfältigen und gegensätzlichen Gesichtspunkte, die bei einer naturrechtlichen Betrachtung politischer Gegebenheiten berücksichtigt werden müssen.

Chronik des katholischen Lebens

DREHER, Bruno, und EBERBACH, Heinz. *Bericht über die Tagung „Soldat und Liebe".* In: Militärseelsorge Jhg. 3 Heft 2 (Dezember 1960) S. 116—132.

Die Zeitschrift des katholischen Militärbischofsamtes veröffentlicht einen sehr instruktiven Bericht über eine von der Katholischen Akademie der Diözese Rottenburg und der Evangelischen Akademie Bad Boll gemeinsam durchgeführte Tagung, in dem die Ergebnisse der Referate und Diskussionen über die Möglichkeiten einer sexuellen Erziehung in der Bundeswehr kurz und präzis zusammengefaßt werden.

HILLIG, Franz, SJ. *Der Geist des Prado.* In: Geist und Leben Jhg. 33 Heft 6 (1960) S. 416—427.

Eine eindrucksvolle Darstellung von Leben und Sendung des ehrwürdigen Antoine Chevrier (Lyon) in unserer Zeit sowie von der Wirksamkeit des „Prado", der für alle Priester und Seelsorger ein neues biblisches Priesterideal bedeute, um durch Armut die Verfallenheit des Menschen an den Weltgeist zu heilen; zugleich die Vorgeschichte für die 1947 in der Konstitution *Provida Mater Ecclesia* bestätigte Gründung der Weltlichen Institute.

ROUSSEAU, O., OSB. *Un homme d'Église, Dom Lambert Beauduin, initiateur monastique.* In: La Vie spirituelle Bd. 104 Nr. 468 (Januar 1961) S. 45—64.

In Ergänzung zu dem Bildnis, das die Herder-Korrespondenz (ds. Jhg., S. 185) dem großen Vorkämpfer für die Wiedervereinigung mit der Ostkirche widmete, wird auf diese Würdigung verwiesen, in der auch die vielfältigen und fruchtbaren Anregungen dargestellt werden, die ihm das liturgische und monastische Leben verdankt.

Le Centenaire du Prado. In: Chronique sociale de France Jhg. 68 Nr. 8 (15. Dezember 1961).

Das Sammelheft ist zum Gedächtnis des hundertjährigen Bestehens dem „Prado" gewidmet. Diese in Lyon beheimatete, aber über zahlreiche Diözesen Frankreichs und seiner Missionsgebiete verbreitete Genossenschaft von Weltpriestern, Laien und Schwestern widmet sich im Geiste ihres Gründers Antoine Chevrier als eine Gemeinschaft von Armen der Seelsorge unter den Armen. Seit kurzer Zeit ist sie in den Status eines Weltlichen Instituts erhoben. Sie ist einer der hervorragendsten unter den für Frankreich so charakteristischen Versuchen milieugerechter Seelsorge und Spiritualität.

Chronik des ökumenischen Lebens

BRUNNER, Peter. *Der Lutherische Weltbund als ekklesiologisches Problem.* In: Lutherische Rundschau Jhg. 10 Heft 3 (November 1960) S. 279—300.

In Auseinandersetzung mit Siegfried Grundmanns „Der Lutherische Weltbund" (1957) rollt der Verfasser im Zuge seiner auf Lehreinheit und Lehramt zielenden Arbeiten alle die prinzipiellen Fragen auf, die diese föderative Vereinigung lutherischer Kirchen durch ihre verfassungsmäßige Verpflichtung auf die Augustana invariata und ihre Praxis stellt, und deckt die unhaltbaren Widersprüche auf, mit einer Gründlichkeit, die, wie die anschließenden Stellungnahmen zahlreicher lutherischer Theologen aus Skandinavien und den USA zeigen, nicht immer verstanden und auch nicht für nötig gehalten wird. Dennoch dürfte dieser Anstoß von Brunner wesentlich dazu beitragen, daß der Weltbund aus einer fast uferlosen Problematik, die hier entfaltet wird, künftig dahin gedrängt wird, der Frage, was „Lutherische Kirche" ist, standzuhalten, schon allein, wie Brunner bemerkt, im Hinblick auf die möglicherweise eintretende Notwendigkeit, als „Kirche" zum Konzil des Papstes lehrhaft Stellung zu nehmen (S. 298). Für katholische Theologen ist diese Aussprache eine Fundgrube für Erkenntnisse ökumenischer Methodik.

HÜBNER, Friedrich. *Die Einheitsgestalt der Kirche.* In: Informationsblatt Jhg. 10 Nr. 1 (Erstes Januarheft 1961) S. 3—9.

Der ökumenische Referent des Lutherischen Kirchenamtes verbindet mit einer positiven Beurteilung der Ergebnisse von St. Andrews, der Tagung des Zentralausschusses des Weltrates der Kirchen, eine ernste Frage, wohin die neue Formel ökumenischer Einheit (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 140 f.) führen soll, und stellt für die 3. Vollversammlung des Weltrates in Neu-Delhi die Forderung auf, nicht einem undogmatischen föderalistischen „Rätesystem" zu verfallen, sondern die konfessionellen Hauptgruppen der Christenheit klarer und fester zu gliedern.

LEUBA, Jean Louis. *In welchem Sinn haben evangelische Christen die römisch-katholische Kirche ernst zu nehmen?* In: Materialdienst Jhg. 11 Nr. 6 (November/Dezember 1960) S. 101—107.

Der bedeutende Vortrag des Taizé nahestehenden reformierten Theologen schiebt unübertrefflich klar alle vordergründigen Unterschiede beiseite und führt das Kontroversgespräch auf die einzig entscheidende Frage des kirchlichen Lehramtes, mit der These, daß die grundverschiedenen Anliegen keine letzte Alternative seien. Die Frage wird nach drei Seiten hin offensiv gegen die evangelische Vernachlässigung des Lehramtes geführt — bei allen Vorbehalten gegen die katholische Praxis: in bezug auf die Bibel, in bezug auf den unlöslichen Zusammenhang von Wahrheit und rechtlicher Einheit und in bezug auf die Unfehlbarkeit dogmatischer Aussagen. Anhand dieser fundamentalen Analyse wird das Dilemma des Weltrates der Kirchen sichtbar, dessen Mitglieder sich institutionell darin gebunden haben, daß kein verbindliches Lehramt sein darf.

MEISTER, Johannes. *Begegnung mit Rom.* In: Informationsblatt Jhg. 9 Nr. 24 (2. Dezemberheft 1960) S. 381—388.

Als sachkundiger Sprecher für Catholica prüft der Verfasser neuere katholische Werke zur Frage der Tradition (Geiselmann, Konzil von Trient; Bacht, Tradition und Lehramt) und andere kontroverstheologische Neuerscheinungen auf ihre echte Bereitschaft zum Gespräch wie auf die Grenzen eines möglichen Gespräches, die in der Tatsache des letztentscheidenden kirchlichen Lehramtes liegen.

POPAN, Flaviu. *Der Priester in der Orthodoxen Kirche Rumäniens.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 4 (Januar 1961) S. 272—287.

Der sehr aufschlußreiche, wenn auch vielfach nur in Andeutungen sprechende Bericht behandelt die Lage der orthodoxen Priester in Rumänien. Obwohl hier das kirchliche Leben nicht allzu stark geknebelt ist und die Beziehungen zwischen Staat und Kirchenführung gut sind (letztere sind strenge Konformisten), sind die Priester und Mönche vielen Schwierigkeiten bei ihrer Arbeit unterworfen. Da sie auf sozialem Felde und in der Öffentlichkeit nicht mehr wirken dürfen (trotz ihrer Verpflichtung, als Bürger dem Staat zu dienen), pflegen sie zunehmend das geistliche Leben, wobei sie heute weitgehend auf die religiöse Literatur der katholischen Kirche zurückgreifen. Der Beitrag behandelt auch die Ausbildung der Priesterseminaristen und der sog. Kantoren.

Das lutherische Bischofsamt in Afrika. In: Lutherische Rundschau Jhg. 10 Heft 3 (November 1960) S. 379—394.

Unter „Länderberichten" findet sich ein erstaunliches Votum zugunsten einer bischöflichen Verfassung der „Evangelischen Kirche von Nordwest-Tanganjika" mit anschließendem Diskussionsbericht des Theologischen Ausschusses des Lutherischen Kirchenbundes von Afrika. Dieses sog. „Bukoba-Paper" entfaltet, der modernsten neutestamentlichen Exegese folgend, die Herkunft des Bischofsamtes, ja sogar eines gesamtkirchlichen Bischofsamtes, aus den neutestamentlichen Schriften und verfolgt ebenso unbefangen dieses Bischofsamt bis in die römisch-katholische und die anglikanische Lehrentwicklung, um es zum Schluß in lutherischer Präzision zu behaupten, darin wohl über das bekannte lutherische Gutachten über die Apostolische Sukzession hinausgehend (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 362 f.). Ein beachtliches Dokument ökumenischer Lebendigkeit.

Vorschau auf das Rundfunkprogramm

Wir weisen unsere Leser auf folgende religiösen, weltanschaulich und kulturell bedeutsamen Sendungen hin

1. Februar (Mittwoch)

9.00 Schulf. Dichter verändern die Welt (SAA)
17.45 Christliche Gedanken zur Zeit, *O. B. Roegele* (SWF II)
18.00 Wegbereiter der christlichen Einheit: J. W. Visser 't Hooft, *H. H. Walz* (MÜ)
20.00 Vom Freiheitsstreben junger Menschen in der Zone (SFB II)
23.15 Südafrika, *F. Bondy* (SFB)

2. Februar (Donnerstag)

15.45 Der Essay in unserer Zeit, *F. Taucher* (ÖRW)
16.00 Fünfhunderttausend Jahre Mensch, *Th. Nielsen* (ÖRV II)
16.30 Zum 180. Geburtstag von Adalbert von Chamisso, *V. Reichert-Heidt* (ÖRW)
16.45 Zivilcourage in unserer Zeit, *H. Bauer* (SWF)
18.40 Die Wissenschaft von den Kulturen, *A. Hilckmann* (ÖRW III)
18.45 Das rechte Wort, *H. Gerber* (FRA II)
19.05 Gibt es noch ein Proletariat? *H. P. Barth* u. *H. Th. Risse* (MÜ II)
20.30 Eine Analyse der Massenpresse, *H. Prescher* (SWF II)
21.00 Die Universität Jena, *E. Maschke* (BRE)
22.00 Adalbert Stifter und das sanfte Gesetz, *J. Strelka* (FRA II)

3. Februar (Freitag)

10.00 Krankheit und Verantwortung, *F. Laubenthal* (BRE)
10.40 Schulf. Pestalozzi — sein Leben und Wirken (ÖRF II)
14.35 Die Illusion einer öffentlichen Meinung, *H. Schelsky* (ÖRW II)
15.00 Schulf. Das Menschenbild des Barocks (ÖRF II)
17.15 Die antike Tragödie im technischen Zeitalter, *S. Kienzle* (ÖRW III)
19.05 Buchgemeinschaften und ihre Leser, *W. R. Langenbucher* (MÜ II)
21.20 Voraussetzungen des Dritten Reiches, *W. Conze* (MÜ II)
21.45 Das Alte Testament, die Juden und die Christen, *H. W. Wolff* (STU II)
22.10 Der Ghostwriter — Schlüsselfigur oder Randerscheinung in der modernen Literatur? *R. Guthmann-Güttler* (SFB II)
22.45 Der Imperialismus des Sowjetreiches, *Th. Schieder* (SWF II)
23.00 Die deutschen Kriegsbücher und ihre Autoren I, *G. Ledig* (SFB)

4. Februar (Samstag)

20.30 Zum 400. Geburtstag von Francis Bacon, *E. Randak* (ÖRW III)
21.45 Die Wunder Jesu: Die theologische Problematik, *R. Renner* (SWF II)
22.30 Der Roman — kein Ende von der Krise, *H. Eisenreich* (MÜ II)

5. Februar (Sonntag)

8.00 Der Arbeiterpriester Henri Perrin, *E. Martin* (MÜ II)
8.30 Wozu Theologie? *R. Röhricht* (MÜ II)
9.33 Der Lyriker C. F. Meyer, *G. Neumann* (FRA)
10.00 Der Jüngerberuf, *E. Schmitt* (MÜ)
10.30 Kunstgeschichte auf neuen Wegen, *H. Sedlmayr* (SWF)
11.00 Historische Vorurteile und ihre Überwindung, *R. Pfisterer* (STU II)
11.15 Die Liturgische Bewegung — Worum es geht, *E. Walter* (SWF II)
11.45 Gott — wie finde ich ihn? *W. Busch* (SWF II)
12.00 Christliche Bilderverehrung, *Urban Rapp* (FRA II)
13.15 Besuch in Tunesien, *T. Maus* (WDR)
20.45 Grundzüge und ideologische Bestandteile der nationalsozialistischen Außenpolitik, *W. Bußmann* (SFB II)
21.45 Die Zerstörung des Romans, Gespräch mit William Faulkner (FRA II)

6. Februar (Montag)

8.50 Wir selber bauen unsere Ehen, *H. Moritz* (SAA)
10.40 Schulf. Leo Tolstoi (ÖRF II)
14.35 Die Anpassung an die Massenkommunikationsmittel, *H. Schelsky* (ÖRW II)
15.45 Tiefenpsychologie und Geistesgeschichte, *F. Schulze—Maizier* (SWF)
18.15 Leo XIII., *F. Ansprenger* (SFB)
20.15 Der Mensch in der Sicht des Soziologen, *R. König* (MÜ)
20.25 Warum gibt es keine Arbeiterdichtung mehr? *W. Teich* (BRE II)
20.50 Dichtung zwischen den Weltkriegen, *L. Kuntz* (WDR)
21.05 Der Sinn der Geschichte, *K. Popper* (MÜ II)
22.30 Von Pamphleten und Pamphletisten, *B. Müller* (SWF)
23.00 Zum 70. Geburtstag von Georg Britting, *F. Knöller* (STU)

7. Februar (Dienstag)

9.00 Schulf. Die weißen Mönche (SAA)
9.05 Schulf. Das Menschenbild des Barocks (ÖRF II)
15.00 Schulf. Der französische Impressionismus (RIAS II)
15.45 Zum 85. Geburtstag von Else Lasker-Schüler, *F. Knilli* (ÖRG)
16.45 Drei Jahre Gefängnis in Rot-China, *D. van Coillie* (STU)
17.05 Die Literatur der Réfugiés von 1685, *W. Alff* (WDR)
20.00 Die Sprache des Dramatikers, *P. Willems* (BRE II)
20.00 Zur Psychologie des Künstlers, *H. Krüger* (FRA II)
22.25 Die Arbeit als Therapie, *Th. Inig* (ÖRS)

8. Februar (Mittwoch)

10.40 Das Glück der Bücher, *H. J. Baden* (MÜ)
15.00 Schulf. Als Student in Warschau (RIAS II)
17.15 Geist und Form des barocken Romans, *E. Thurnher* (ÖRT II)
17.45 Tatkraft und Seinskraft, *H. Schomerus* (SWF II)
18.00 Die Aufgabe des Christen im Atomzeitalter, *M. Schmaus* (MÜ)
19.15 Kardinal Stepinac, *P. Jung* (SAA)
20.00 Politische Prognostik von Rousseau bis Roosevelt, *H. Kesting* u. *R. Kosellecck* (FRA II)
21.00 Medizin — Glaubenssache? Ein Gespräch zwischen Betroffenen (SFB II)
22.00 Savigny und die Historische Schule, *U. v. Lübtow* (RIAS)
22.15 Deutsche Lyrik 1961, *H. Bienek* (BRE)
22.15 Der Trend zur Ordnung, *W. Pons* (SAA)
22.20 Die Krise der Sprache in unserer Zeit, *E. Franzen* (MÜ II)
23.15 Geschichte und Entwicklung des belgischen Kongo, *F. Bondy* (SFB)

9. Februar (Donnerstag)

15.45 Das neue japanische Familienrecht, *S. v. Wittek* (ÖRT)
18.40 Was ist ein Intellektueller? *K. Thieme* (ÖRL III)
18.45 Stirbt die Dankbarkeit? *H. Storck* (FRA II)
20.00 Die Tragik des letzten deutschen Papstes — Leben Adrians VI., *A. Baier* (ÖRS II)
20.45 Sigmund Freud, *E. Simon* (STU)
22.00 Die Aufgaben der Weltgesundheitsorganisation, *J. S. Peterson* (FRA II)
22.15 Sigmund Freud in seinen Briefen, *H. Naumann* (SWF)

10. Februar (Freitag)

14.35 Information als Produktion und Konsum, *H. Schelsky* (ÖRW II)
15.00 Schulf. Bruce Marshall (ÖRF II)
15.00 Schulf. Liturgie — gelebter Glaube in der Ostkirche (FRA II)
17.45 Schulf. Bettina Brentano (SWF II)
18.15 Juden und Christen im Gespräch, *H. Levin* (SFB)
21.20 Hauptprobleme des Nationalsozialismus, *W. Conze* (MÜ II)
21.30 Das Wort und die Dichtung, *W. Schadewaldt* (SFB II)
22.00 Sigmund Freud — Leben und Werk, *O.-W. Haseloff* (RIAS)
22.30 Eine Reise durch das Gebiet der Science Fiction, *A. Tamin* (STU)
22.45 Was bedeutet Leben unter dem Gesichtspunkt der biologischen Chemie? *A. Butenandt* (SWF II)

11. Februar (Samstag)

8.45 Athos, der heilige Berg der Ostkirche, *Th. Sapper* (ÖRW)
14.00 Der sozialistische Roman (MÜ II)
18.30 Schulf. Der Staatsstreich gegen Preußen 1932 (BRE II)
19.05 Die Welt im Umbruch, *H.-W. Jäger* (SAA)
20.00 Ist der einzelne überfordert? Eine Diskussion zwischen E. Franzen, O. v. Nell-Breuning, H. Kilian u. K. W. Böttticher (MÜ II)
21.45 Die Wunder Jesu: Die Heilung, *R. Renner* (SWF II)

12. Februar (Sonntag)

8.00 Ein Neger in Europa. *M. Horatczuk* (MÜ II)
9.35 Abraham a Sancta Clara (MÜ II)
10.00 Blind und sehend, *E. Schmitt* (MÜ)
10.30 Gut und Böse als Problem der Theodizee und Moral I, *K. Löwith* (SWF)
11.00 Über die Schwermut, *L. Rinser* (BRE)
11.00 Psychologische Momente im Antisemitismus, *O. Brachtfeld* (STU II)
11.15 Die Liturgische Bewegung — Wo stehen wir heute? *E. Walter* (SWF II)
11.45 Die Hölle — gibt es das? *W. Busch* (SWF II)
12.00 Katholische Marienverehrung, *O. Semmelroth* (FRA II)
13.15 Moskauer Sonntag, *H. P. Kley* (WDR)
22.00 Die wirtschaftlichen und sozialen „Erfolge" des Dritten Reiches, *K. C. Thalheim* (SFB II)

13. Februar (Montag)

14.15 Das Autoritätsgläubige in uns selbst, *P. Arnsberg* (FRA II)
14.35 Die Unangreifbarkeit der Publizisten, *H. Schelsky* (ÖRW II)
17.15 Jiddisch — Kultur und Literatur, *J. Wulf* (SFB II)
21.05 Vom Sinn der Geschichte in der Bibel, *H. U. v. Balthasar* (MÜ II)

14. Februar (Dienstag)

9.05 Schulf. Bruce Marshall (ÖRF II)
16.45 Das Schulwesen in der UdSSR, *W. Berger* (BRE)
22.00 Die Sprache des Lyrikers, *R. Hartung* (BRE II)
24.00 „Jetzt heißt's wieder fromm sein", *C.-Th. Schultz* (SWF)

15. Februar (Mittwoch)

8.45 Gedanken zur Fastenzeit, *H. Fries* (STU)
10.00 Schulf. Peter Dörfler: Das Geheimnis des Fisches (RIAS)
10.40 Am Tor der 40 Tage, *H. Suso Braun* (MÜ)
11.15 Island, das Land der Überraschungen, *E. Daudistel* (SWF II)
17.45 P. Alban Dold zum Gedächtnis, *P. Paulus Gordan* (SWF II)
18.00 Die Ökumene vor großen Aufgaben, *H. Lilje* (MÜ)
20.00 Die Selbstaufhebung der Philosophie, *J. v. Kempski* (FRA II)
21.15 Ist das Schöne schön? *G. Schmidt* (MÜ II)
21.45 Moskau — das dritte Rom, *R. Fiedler* (WDR)
22.05 Über den Sinn der Fastenzeit, *Th. Kampmann* (MÜ)
22.20 Der Verbrecher in der modernen Literatur, *C. Hohoff* (MÜ II)
23.15 Die Transformation der afrikanischen Gesellschaft, *P. Coulmas* (SFB)

16. Februar (Donnerstag)

16.00 Qumran — das Kloster am Toten Meer, *O. H. Klingele* (ÖRT II)
16.45 Gottfried Benn in englischer Sicht, *O. Paetel* (SWF)
18.45 Grenzen und Möglichkeiten der evangelischen Beichte, *H. G. Oxenius* (FRA II)
19.05 Ärzte im Dienst an Entwicklungsländern, *O. Jäger* (MÜ II)
20.00 Die Jugendopposition im Dritten Reich (BRE II)
20.00 Georg Britting zum 70. Geburtstag (FRA II)
20.45 Die Bedeutung von Anlage und Umwelt, *K. Holzschuh* (SWF)
21.00 Die Universität Breslau, *H. Aubin* (BRE II)
22.00 Hermann Broch und das Menschenrecht, *J. Strelka* (FRA II)

17. Februar (Freitag)

10.00 Strukturwandel der Krankheit, *F. Deich* (BRE)
14.35 Die Gefahren der Publizität, *H. Schelsky* (ÖRW II)
14.45 Schulf. Bettina Brentano (SWF)
21.00 Zum 70. Geburtstag von G. Britting, *F. Knöller* (SWF)
21.20 Wirkung und Nachwirkung des Dritten Reiches, *W. Conze* (MÜ II)
21.45 Christanisierung des Alten Testamentes, *P. Winter* (STU II)
23.00 Die deutschen Kriegsbücher und ihre Autoren II, *G. Ledig* (SFB)

18. Februar (Samstag)

20.00 Unter Millionen einsam, *H. Schirmbeck* (MÜ II)
20.10 Wie sollen Erwachsene gebildet werden? *W. Dirks* (WDR II)
21.45 Die Wunder Jesu: Erscheinung auf dem Meer, *R. Renner* (SWF II)
22.00 Zum 10. Todestag von André Gide, *B. Kahr* (ÖRW III)
23.45 Aus der Welt des Glaubens, *J. Richter* (BRE)

19. Februar (Sonntag)

8.00 Aus den Aufzeichnungen des französischen Dominikaners Jacques Loew, *J. Laubach* (MÜ II)
8.15 Sonntag und Freizeit (SAA II)
8.30 Haushalter Gottes in schwerer Zeit: Landesbischof Meiser, *F. Thumser* (MÜ II)
9.33 Porträt des Lyrikers Detlev von Liliencron, *G. v. d. Vring* (FRA)
9.45 Wie oft soll man beichten? *A. Holl* (ÖRW)
10.00 Brauchen wir Leitbilder für die junge Generation? *H. Thielicke* (STU)
10.00 Wahre und falsche Frömmigkeit, *A. Fleischmann* (MÜ)
10.30 Gut und Böse als Problem der Theodizee und Moral II, *K. Löwith* (SWF)
11.00 Die Weltbedeutung des Judentums, *H. Gollwitzer* (STU II)
11.15 Die Liturgische Bewegung — Was wir erwarten, *E. Walter* (SWF II)
11.45 Hat das Beten Zweck? *W. Busch* (SWF II)
12.00 Katholische Marienverehrung, *O. Semmelroth* (FRA II)
21.05 Zum 10. Todestag von André Gide, *R. Krämer-Badoni* (MÜ II)
21.15 Auflösung und Verfall des Rechts im Dritten Reich, *E. Fraenkel* (SFB II)

20 Februar (Montag)

10.00 Schulf. Vom amerikanischen zum russischen Bürgerkrieg (SFB)
10.45 Die Ehe als Lebensgemeinschaft in Krise und Bewährung, *A. Ch. Hofmann* (STU)
14.30 Schulf. Nicolaus Cusanus (SAA)
14.45 Schulf. Auf den Spuren des Apostels Paulus: Von Athen nach Korinth (SWF)
17.15 Erziehungsprobleme in neuer Sicht, *H. Sprenger* (ÖRL II)
18.15 Die Aufklärungszeit, *J. Fasbender* (SFB)
20.00 Die Schriftsteller und der Kommunismus, *J. Rühle* (RIAS II)
21.30 Ist Thomas von Aquin noch aktuell? Ein Gespräch mit P. Engelhardt, R. Spiecker, Ch. Wagner (MÜ II)
23.00 Die Zeitgenossen und der Kunstverstand, *R. Krämer-Badoni* (STU)

21. Februar (Dienstag)

9.00 Schulf. Nicolaus Cusanus (SAA)
9.00 Schulf. Der Nürnberger Prozeß (FRA)
15.30 Schulf. Entnazifizierung (FRA)
16.45 Das schwerhörige Gewissen, *H. Fischer-Barnicol* (STU)
17.45 Die Zukunft der Freiheit, *H. Steinhausen* (SWF II)
18.00 Volkshochsch. Nationalismus — wieder modern? (SFB II)
22.20 Vom Unbehagen an der Kultur, *E. W. Eschmann* (FRA)
22.25 Freizeit — wozu? *H. Thielicke* (ÖRS)

22. Februar (Mittwoch)

10.40 Der Dulder Job, *J. M. Nielen* (MÜ)
17.45 Die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, *L. Seehaus* (SWF II)
18.00 Steuern, Entwicklungshilfe und Almosen, *O. Jandl* (MÜ)
20.00 Wenn sie den Krieg gewonnen hätten . . ., *Ph. Marnix* u. *K. Spontheimer* (SFB)
21.15 Über die Verbindlichkeit literarischer Urteile, *W. Jens* (MÜ II)
21.30 Brauchen wir Leitbilder für die junge Generation? *H. Thielicke* (STU II)
23.15 Die Sprachen-Tragödie in Afrika, *P. Coulmas* (SFB)

23. Februar (Donnerstag)

10.45 Das Leiden Christi und der Christen, *F. Henne* (STU)
15.00 Schulf. Die Sowjetunion im 2. Weltkrieg 1939/40 (SFB)
15.30 Schulf. Das Ermächtigungsgesetz (FRA)
15.45 Die Familie in unserer Zeit, *O. B. Roegele* (ÖRL)
16.45 Die gute deutsche Zeitschrift, *F. Schulze-Maizier* (SWF)
18.35 Job und Arbeitsmoral, *K. Bauer-Debois* (ÖRL)
18.40 Sprache und Wirklichkeit, *C. Graf Podewils* (ÖRS III)
20.45 Franz Rosenzweig, ein Porträt, *H. Levin* (STU)
22.00 Der Kommunismus heute (RIAS)
22.15 Der literarische Aktivismus, *P. Förtner* (SWF)

24. Februar (Freitag)

9.00 Schulf. Leon Uris: Exodus (FRA)
15.00 Schulf. Glaube und Toleranz (FRA II)
15.30 Schulf. Stefan George und das Germanentum (FRA)
21.45 Das Gesetz und die Freiheit, *W. Zimmerli* (STU II)
22.25 Neue spanisch-amerikanische Lyrik, *E. Franke-Gricksch* (ÖRK)
22.00 Bildung und Demokratie, *Th. Ellwein* u. *P. Fürstenau* (SFB II)
23.15 Das Christusbild in der Sicht jüdischer Autoren, *H. Adler* (SFB)

25. Februar (Samstag)

14.00 „Neue deutsche Literatur" in der Sowjetzone (MÜ)
15.40 Literatur von der Stange? Ein Rundgespräch über die Buchgemeinschaften (STU)
17.00 Indisches Tempelleben, *H. D. Kley* (FRA II)
17.00 Erziehung zum selbstverantwortlichen Handeln, *J. P. Ruppert* (SWF II)
20.00 Die Ohnmacht des Christen, *F. Heer* (MÜ II)
21.45 Die Wunder Jesu: Die Speisung, *R. Renner* (SWF II)

26. Februar (Sonntag)

9.33 Porträt des Lyrikers Stefan George, *W. Schmiele* (FRA)
11.00 Notizen aus Israel, *H. Flügel* (STU II)
11.15 Hemmende und treibende Faktoren der Liturgischen Bewegung, *E. Walter* (SWF II)
11.45 Das Menschengesicht als Spiegel, *H. J. Baden* (SWF II)

27. Februar (Montag)

20.45 Der Pluralismus bestimmt die Vergangenheit und Zukunft Europas, *F. Sternberg* (STU II)

28. Februar (Dienstag)

9.00 Schulf. Die Entnazifizierung (FRA)
16.45 Das heilige Fasten, *H. Fischer-Barnicol* (STU)
17.45 Die Tragik des modernen Menschen, *H. Steinhausen* (SWF II)
22.20 Wirkung und Verantwortung des Schriftstellers in der Gesellschaft, *W. Bökenkamp* (FRA)
22.45 Zur Psychologie der literarischen Ex-Kommunisten, *H. Krüger* (STU)

(BRE) Radio Bremen; (FRA) Hessischer Rundfunk Frankfurt; (MÜ) Bayerischer Rundfunk München; (NDR) Norddeutscher Rundfunk; (ÖRF) Österr. Rundfunk; (ÖRG) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Graz; (ÖRK) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Klagenfurt; (ÖRL) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Linz; (ÖRS) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Salzburg; (ÖRT) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Tirol; (ÖRW) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Wien; (RIAS) RIAS Berlin; (SAA) Saarländischer Rundfunk; (SFB) Sender Freies Berlin; (STU) Süddeutscher Rundfunk; (SWF) Südwestfunk; (WDR) Westdeutscher Rundfunk

HERDER-KORRESPONDENZ

Sechstes Heft — 15. Jahrgang — März 1961

Ach, ich weiß es ja, wie oft die Kirche nicht nur sich, sondern auch dem Herrgott im Lichte steht. Hier aber beginnt die Unermüdlichkeit und die Treue. Bethlehem war schließlich auch kein Palast, sondern ein Stall. Gott ist in seinen Ordnungen. Und wie die Kirche nur zu bejahen und auszuhalten ist im Gehorsam gegen Gott den Herrn, genauso wird Gott der Herr nicht im Ungehorsam sein. Und wer den Gehorsam gegen Gott im Verhältnis zur Kirche vollzogen hat, darf auch den prüfenden Blick auf die Wirklichkeit der Kirche richten.

Alfred Delp

Dem Priestermangel möge durch die Hilfe, die die Katholische Aktion und die übrigen Laienvereinigungen dem hierarchischen Apostolat leisten, entsprechend begegnet werden. Allgemeine Gebetsmeinung für April 1961

1. Vom wachsenden Priestermangel ist seit vielen Jahren auch in dieser Zeitschrift geschrieben worden, und alle Bischöfe und Priestererzieher beschäftigen sich intensiv mit der Frage, an der Spitze die Päpste (vgl. besonders Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 249). Es ist auch niemandem zweifelhaft, daß die Beseitigung dieses Mangels, der in Ländern wie Portugal, Österreich und ganz Lateinamerika ernste Ausmaße hat, in erster Linie Sache der Hierarchie ist, auch der Priester selber, die vorhandene Berufungen wachsamer aufspüren und fördern sollten. Bemerkenswert an dieser Gebetsmeinung des Papstes ist nun, daß die Verantwortung auch den Laien auferlegt wird, und zwar, wie es scheint, der organisierten Form des Laienapostolats. Das ist nicht nur auffallend, es ist auch merkwürdig. Denn es besteht ebensowenig Zweifel daran, daß Priesterberufe eine Gnade sind, für die eigentlich nur gebetet werden, die aber nicht organisiert werden kann. Das brachte Erzbischofkoadjutor Franz Jachym auf dem Kongreß über die europäische Priesterfrage 1958 in Wien deutlich zum Ausdruck (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 319 ff.). Er wies allerdings auch darauf hin, daß die nahezu gesetzmäßige Abhängigkeit der Priesterberufe von gesellschaftlichen Faktoren, vom sozialen Milieu, nicht verkannt werden dürfe, und Kanonikus Boulard warf vor diesem Kongreß das umfassende Problem, das hier den Laien zur Lösung aufgegeben ist, mit der Feststellung auf, es gebe keine wirkliche Abhilfe für den Priestermangel außer einer echten Wiederverchristlichung, „einem aufgeklärten, lebendigen Christentum, das fest und sicher in der Gegenwart steht". Es wurde in Wien sogar gesagt, daß in einem entchristlichten Klima auch das religiöse Elternhaus nicht mehr so fruchtbar für den Priesterberuf ist. Die Intensität des katholischen Lebens setzt wiederum eine intensive Pastoral voraus statt einer extensiven, es sei denn, der Papst erwarte die Christusförmigkeit des Lebens von der begnadeten Initiative der Laien, was immerhin möglich ist, auch wenn ihnen z. B. bei der Vorbereitung des Ökumenischen Konzils keine sichtbare Bedeutung eingeräumt wurde. Das widerspricht jedoch nicht der Vermutung, daß das Konzil seinerseits den Laien eine neue und schwere Verantwortung für die Kirche zusprechen wird, die nicht geringere Initiative verlangt, als sie seit langem von den Laien der getrennten christlichen Gemeinschaften im Rahmen der Ökumenischen Bewegung ausgeübt wird. Ja man wird sagen dürfen, an eine Wiedervereinigung im Glauben ist so lange überhaupt nicht zu denken, als die sehr regsamen Laien unter den getrennten Christen nicht sehen, wo denn die kirchliche Verantwortung der katholischen Laien ihren Platz hat. Die vorliegende Gebetsmeinung zeigt ein wenig von der hohen Mitverantwortung der katholischen Laien für die Kirche in ihrem innersten Bereich, für die Erweckung des priesterlichen Apostolats.

2. Es kann und soll hier nicht noch einmal wiederholt werden, was schon früher über die einzelnen Erscheinungen des Priestermangels berichtet worden ist. Denn es geht hier nur um seine Überwindung durch die Mithilfe der Laien, und zwar in organisierter Form. Das heißt offenbar, es wird von der Katholischen Aktion, die unmittelbar ein Instrument der Hierarchie darstellt und über die hier nichts Näheres gesagt zu werden braucht, und von den übrigen Laienvereinigungen, die neben der Katholischen Aktion ein berechtigtes Eigenleben führen, erwartet, daß sie etwas Wirksames zur Wiederverchristlichung des Lebens tun, damit ein günstigeres Milieu für Priesterberufe entsteht. Man wird nicht leugnen können, daß die Katholische Aktion und andere Laienvereinigungen besonders in Italien, in Frankreich und in den USA bedeutende Leistungen aufzuweisen haben, wenigstens das völlige Abgleiten des Lebens in den nackten Materialismus aufzuhalten und Dämme eines gelebten Glaubens zu errichten, auch Maßnahmen und Gesetze im politischen Bereich zum Schutz der christlichen Familie, zur Bewahrung oder Einrichtung von Bekenntnisschulen und zur Zügelung der unbeschränkten Wirtschaftsfreiheit durch gewisse Rücksichten auf die katholischen Soziallehren. Das alles muß gesehen und anerkannt werden. Aber wenn man auf-

merksam in die Zeit schaut und ebenso aufmerksam auf die Stimme der Bischöfe hört, von dem Jammer und der Not des Seelsorgsklerus ganz zu schweigen, dann ist nicht zu übersehen, daß die sehr begrenzte Dynamik der Katholischen Aktion in keiner Weise gegen die Dynamik des technischen Zeitalters aufkommt. „Wiederverchristlichung" ist wohl ein Ziel, das man nicht aufgeben darf, aber die Kirche kann nicht so lange warten, bis dieses Ziel auch nur im bescheidensten Umfange verwirklicht ist, um wieder zu einer ausreichenden Zahl von Priestern zu kommen. Also bleibt gar nichts anderes übrig, als die Zielsetzungen zu ergänzen. Die Gebetsmeinung enthält sich dabei aller Weisungen und Vorschriften, sie sagt lediglich, die Katholische Aktion und die übrigen Laienvereinigungen sollten dem Priestermangel unter der Führung der Hierarchie „entsprechend" begegnen. Was heißt „entsprechend"? Das sollte uns die Erleuchtung des Gebetes sagen, denn es handelt sich um eine Gebetsmeinung. Da helfen keine Handbücher der Katholischen Aktion und katholischer Soziallehren, und noch weniger hilft es, daß wir warten, bis uns unsere Bischöfe die erforderlichen Weisungen erteilen. Leider sind wir an dieses gouvernementale Zuwarten allzusehr gewöhnt, vor allem in Deutschland. Die Weisung ist gegeben in dieser Gebetsmeinung des Papstes! Die Grenzen des Problems sind auch abgesteckt: Priesterberufe sind Gnade und nicht organisierbar — man kann lediglich in bestimmten Berufen, wie z. B. dem des Religionslehrers an der Unter- und Mittelstufe, den Laien einsetzen, damit Priester frei werden, und dafür können Laien sehr viel tun; und auf der anderen Seite sind christliche Milieus unbedingt erforderlich, in denen nicht nur mittelmäßige, sondern ausgesprochen gute und echte Priesterberufungen erwachsen, auf die allein die Kirche Wert legt (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 199). In diesem abgesteckten Rahmen muß also die Lösung gesucht werden.

3. In welcher Richtung könnte etwa eine Lösung gefunden werden? Wohlgemerkt, das ist in erster Linie eine Frage an die verantwortlichen Laien, wenn auch unsere Bischöfe und Priester dieses Gespräch aufmerksam mithören werden, um daraus ihre Folgerungen zu ziehen. Wir Katholiken, besonders in Deutschland, sind heute recht stolz darauf, daß uns seit einer Generation der Durchbruch aus dem katholischen Getto gelungen ist und die Kirche heute nicht nur in den Seelen der Katholiken erwacht, sondern auch für die getrennten Christen anfängt, das erhobene Zeichen unter den Völkern zu werden. Es wird niemanden geben, der diesen Durchbruch bedauert oder nur einen einzigen Schritt wieder zurückgehen möchte. Das muß vorausgeschickt werden, um das Folgende recht zu verstehen. Um diese Überwindung des katholischen Gettos durch eine offene Katholizität durchhalten zu können, ist außerdem und in wesentlicher Ergänzung dazu eine Intensivierung der Pfarrgemeinden um Kernzellen lebendiger Katholiken nötig. Der Eifer der Gläubigen darf nicht nur auf den häufigeren Empfang der Sakramente, das Studium der Heiligen Schrift und lebendiger Glaubenslehren gelenkt werden, wovon die Gebetsmeinungen der letzten Zeit handelten. Das sind unerläßliche Voraussetzungen einer Erneuerung. Dieser Eifer darf noch weniger in die alten Schläuche des überkommenen katholischen Vereinswesens gefüllt werden, da würde er sehr bald erlöschen. Wir kommen um eine Frage nicht herum, die ja keineswegs neu ist. Man kann sie von zwei Seiten her angehen, von der Urkirche her und von den heutigen Sekten her. Es ist doch nicht zu leugnen, daß die Urkirche sich inmitten eines ausgesprochen unchristlichen Milieus ausgebreitet und ausreichende Priesterberufungen hervorgebracht hat, und nicht nur Priesterberufungen, sondern auch Laienberufungen, wovon der 1. Korintherbrief des Apostels Paulus einiges zu berichten weiß. Diese Erscheinung, die eine starke Initiative der Laien verrät, erklärt sich nicht nur aus der Tatsache, daß die heilige Eucharistie die Mitte des Lebens der Gläubigen war, wovon eine Gebetsmeinung Papst Pius' XII. handelte. Sondern neben den gottesdienstlichen Versammlungen standen die Glaubensversammlungen der Gemeinde, in denen man seine Glaubenserfahrungen miteinander austauschte und sich auch durch begnadete und befähigte Laien erbauen ließ, Glaubensversammlungen, die nicht spezialisiert waren nach Naturständen und weltlichen Berufen. Genau diese urchristliche und apostolische Erscheinung finden wir bei den Sekten, und dieses brüderliche Zusammensein, das den überholten Individualismus und die Einsamkeit des Christenlebens überwindet, macht viele Sekten auch für unsichere Katholiken so anziehend, mit Recht. Die entsprechende Erscheinung im großen finden wir in den vielseitigen Erscheinungen der Ökumenischen Bewegung, die ihrerseits auf Kenner eine eigentümliche Anziehungskraft ausübt. Warum gibt es diese Form des Zusammenseins in der Pfarrgemeinde bzw. in den Dekanaten nicht in der katholischen Kirche? Fehlt es an Laien, die dafür Interesse haben? Vielleicht auch das, weil sie zu sehr daran gewöhnt sind, nur ihre religiösen Pflichten zu erfüllen. Fehlt es nicht vielleicht auch am Verständnis des Klerus, der hier und da noch daran gewöhnt ist, alles selber machen zu wollen, und dem lebendige und verantwortungsbewußte Laien irgendwie unbequem sind. Dann wäre hier der Ansatz zum Nachdenken und zum Beten, ja zur Umkehr.

4. Hier scheint sich ein Weg zu öffnen, um in organisierter Form, wenn auch nicht auf Befehl, nicht überall und nicht durchweg mit gleichem Erfolg, ein durch und durch christliches Milieu, ja Widerstandszentren gegen den um sich greifenden Weltgeist in der Kirche zu schaffen, und zwar sofort oder in absehbarer Zeit. Aber es bedarf doch einiger Bemerkungen über den Sinn dieser „Glaubensversammlungen", die ja nicht der Anbetung, sondern der gedanklichen Durchdringung des Alltags der Christen dienen sollen. Da ist die nächste Frage, die nicht nur dem Klerus, sondern auch verantwortungsbewußten Laien sehr zu schaffen macht: Können Laien, deren ganze Lebensformung heute ja nicht mehr von der Kirche, sondern von der Welt gegeben wird, überhaupt noch über die rechte Weise des Christseins miteinander sprechen? Haben sie eine eigene, aus dem Leben des Laien erwachsene Sprache, ihre Glaubenserfahrungen oder auch nur ihre Glaubenssorgen auszudrücken? Steht ihnen nicht nur immer wieder die angelernte Sprache der geistlichen Literatur zur Verfügung, die eine Sprache aus einer anderen Welt ist? Erfahrungen, die in dieser Richtung gemacht wurden, geben zu denken, und sie stellen unsern katholischen Publizisten die Aufgabe, den katholischen Laien zu einer eigenen Sprache zu verhelfen. Die andere, wohl noch ernstere Frage ist diese: Können unsere Gläubigen überhaupt verstehen und einsehen, daß ihre Weise des naiven Mitmachens mit einer technischen Konsumwelt, die reinster Materialismus ist, genau auf das gleiche hinausläuft, was der Apostel Paulus den Korinthern als Götzendienst vorwarf? Nur ist heute das Götzenopferfleisch nicht mehr der Stier aus dem Tempel der Demeter, dessen Fleisch auf

den Markt kommt, sondern dieses Götzenfleisch hat andere Namen und Erscheinungen. Die modernen Götzentempel sind vielfach die Filmateliers, die Automobilfabriken, die Schallplattenfirmen, die Modeateliers, Stätten der Verherrlichung des gottlosen Menschen oder eines Menschen, der neben seiner Selbstverherrlichung sicherheitshalber auch noch dem Herrgott eine Stunde der Woche und einige Münzen opfert. Kann man das unsern Gläubigen klarmachen? Und zwar so, daß man nicht von oben herunter, aus einer von ihnen nicht gelebten Welt, zu ihnen spricht? Auch diese Frage fällt letzten Endes den katholischen Publizisten und Schriftstellern zur Last, aber auch den Lehrern, besonders an den Volksschulen. Und erst in der Aussprache von Mensch zu Mensch über diese Fragen, die die täglichen Lebensentscheidungen betreffen, kann dann auch den Eltern die Frage vorgelegt werden: Warum lebt ihr so, daß eure Söhne keine Lust am Priestertum haben, und warum haltet ihr eure Söhne von Priesterberufen ab, aus Angst, sie könnten ebenso versagen wie ihr selber? Glaubensversammlungen dienen in erster Linie der konkreten Selbstbesinnung der Laien auf ein christliches Leben, und wenn sie das richtig tun, ist auch die „entsprechende" Hilfe gegeben, die dem hierarchischen Apostolat für die Erweckung von mehr Priesterberufungen geleistet werden muß. Das Leben des Christen „in Christus" ist nicht nur Gottesdienst und Andacht, es ist auch ein entfaltetes Leben in brüderlicher Gemeinschaft, in der einer vom andern lernt und Erbauung erfährt, in der auch der Klerus vom Laien lernt, wenn auch nicht gerade Dogmatik. Die Frist zur Beschreitung dieses Weges ist kurz. Wenn wir diesen Weg nicht finden und erklären: „Das können wir Katholiken nicht!", dann sollten wir den Traum einer Wiedervereinigung im Glauben aufgeben und das Feld der Ökumenischen Bewegung räumen. Es wäre sehr verkehrt, auf „einen günstigen Ausgang des Konzils" zu warten. Es ist, wie immer wieder gesagt werden muß, unser aller Sache, die wir vom Papst gerufen worden sind, für einen günstigen Ausgang des Konzils das Menschenmögliche, ja mehr, das nur der Gnade — durch unsere Bereitschaft — Mögliche zu tun.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Dritter Fastenaufruf der deutschen Bischöfe „gegen Hunger und Krankheit in der Welt"

Wie in den beiden letzten Jahren (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 242 bis 244, und 14. Jhg., S. 269) hat der deutsche Episkopat auch in diesem Jahr die Gläubigen zu einer Fastenaktion aufgefordert, deren Ertrag mithelfen soll, Hunger, Krankheit und Not in Asien, Afrika und Lateinamerika zu überwinden. Das gemeinsame Hirtenwort wurde am 29. Januar bzw. 5. Februar 1961 in allen Kirchen verlesen. Es hat folgenden Wortlaut:

Seitdem ihr in den beiden vergangenen Jahren dem Rufe eurer Bischöfe zu einem Fastenopfer für die Hungernden und Kranken mit so großer Opferfreudigkeit gefolgt seid, sind in der Welt große Veränderungen vorgegangen. Zahlreiche Völker haben ihre staatliche Selbständigkeit erlangt. Aber mit Schmerzen sehen wir, daß viele von ihnen von wachsenden politischen und sozialen Unruhen ergriffen werden und daß sie noch nicht in der Lage sind, aus eigener Kraft ihre sozialen und wirtschaftlichen Probleme zu lösen. Wie sehr bewahrheitet es sich, daß nur die Gerechtigkeit und die helfende Liebe, nicht aber der Haß unter den Rassen und Klassen eine bessere Welt aufbauen können.

Ihr habt in den beiden letzten Jahren mit eurem Fastenopfer ein Zeugnis solcher brüderlicher Liebe zu den notleidenden Menschen gegeben und dadurch, wenn auch in bescheidenem Maße, zum Aufbau einer neuen und gesunden Ordnung in diesen Ländern beigetragen. Mit eurer Gabe konnte in Afrika, Asien und Südamerika in vielen Notsituationen und Katastrophenfällen unmittelbar und schnell Hilfe gebracht werden. So habt ihr die Not der Opfer der großen Erdbeben in Chile und Agadir und der von Taifunen und Überschwemmungen in Indien, Pakistan und Hongkong Heimgesuchten gelindert. Noch dauerhafter aber wirkt eure Gabe dort, wo die notleidenden Menschen durch Ausbildung und Anleitung befähigt werden, sich selbst, ihren Familien und ihren Landsleuten zu helfen. So konnten aus euren Gaben 41 landwirtschaftliche Ausbildungsstätten, 26 Handwerkerschulen, 94 Krankenhäuser und Krankenstationen, 16 Krankenpflegeschulen, 23 Haushaltungsschulen errichtet oder weiter ausgebaut werden. An 13 Plätzen wurde das so lebensnotwendige Wasser durch Brunnenbohrungen beschafft. Tausende von Aussätzigen werden Hilfe in ihrem Leiden und ein menschenwürdiges Leben durch das große Aussätzigenzentrum finden, das euer Opfer bei Madras in Indien ermöglicht hat. An 14 anderen Orten in Brasilien und Afrika, in Korea und Vietnam und auf den Philippinen konnte den Aussätzigen spürbar geholfen werden.

Mit Dankbarkeit gegen Gott dürfen wir auch feststellen, daß eine große Zahl hochherziger Menschen aus allen Berufen — Handwerker, Ärzte, Landwirte und Lehrer, Krankenpflegerinnen und Ingenieure — sich für dieses große Werk christlicher Bruderliebe in den Entwicklungsländern zur Verfügung gestellt haben. Allein 50 junge Katholiken aus unserem Vaterland haben im vorigen Jahr ihren Dienst in einigen Ländern Afrikas, in Indien und Pakistan, in Neuguinea und anderen Gebieten begonnen. Wir sind sicher, daß die selbstlose Hilfe dieser Menschen eure Gabe zu einem leuchtenden Zeichen christlicher Bruderliebe vor denen machen wird, die den Herrn als den Urquell aller Liebe noch nicht kennen. Wir wollen ihm, der uns die Kraft zu diesem weltweiten Werk des Friedens gegeben hat, von Herzen danken. Nach all dem Furchtbaren, das zu unseren Lebzeiten in der Welt geschehen ist und noch geschieht, dürfen wir uns demütig darüber freuen.

Mit Freude stellen wir auch fest, daß unser ganzes Volk, daß Staat und Wirtschaft immer stärker die Verpflichtung zu selbstloser Hilfe für die notleidenden Völker erkennen.

Trotz all dieser guten Bemühungen ist unsere Gabe nicht weniger dringend geworden. Immer noch wächst die Not stärker als alle Hilfsmaßnahmen. Immer noch sterben jährlich fast 40 Millionen Menschen an den Folgen des Hungers. Zwei Drittel aller Menschen, die geboren werden, erreichen nicht einmal das 30. Lebensjahr. Von 900 Millionen Kindern in der Welt leben 500 Millionen im Elend, unterernährt, krank, obdachlos, ohne Schulunterricht. Im Schwarzen Afrika sterben die Hälfte der Kinder, ehe sie 15 Jahre alt werden. In manchen Gebieten der Erde kommt auf 100 000 Menschen nur ein einziger Arzt oder eine Krankenschwester, während in Deutschland für die gleiche Zahl von Menschen 135 Ärzte zur Verfügung stehen. 1200 Hilferufe, die uns Bischöfen aus aller Welt

zugegangen sind und für die wir mehr als 250 Millionen DM nötig hätten, geben ein eindringliches Bild dieser Not. Nicht einmal ein Drittel der Bitten konnten wir bis jetzt erfüllen. Wir dürfen die anderen zwei Drittel, die um unsere Hilfe gebeten haben, nicht von unserer Tür weisen. Wir müssen zudem in der kommenden Zeit mithelfen, den Menschen, die in Not sind, jene Schulbildung und jenes Wissen und Können zu vermitteln, das sie notwendig brauchen, um mit ihren Familien menschenwürdig leben zu können. Unsere Unterstützung muß auch den Menschen zuteil werden, die sich um den Aufbau einer gesunden und den Erfordernissen dieser Länder gemäßen gesellschaftlichen Ordnung bemühen.

Gewiß ist es bei der unübersehbaren Not in der Welt unmöglich, *allen* Hilfe zu bringen, die der Hilfe bedürfen. Aber weil die Not so unermeßlich ist, müssen wir Christen alles tun, was in unseren Kräften steht. Der Herr wird uns einst nicht fragen, ob wir *allen* geholfen haben, sondern ob wir denen geholfen haben, denen wir helfen konnten. Er ist es ja selbst, der uns in jedem Kranken und Hungernden begegnet.

Liebe Brüder und Schwestern, wir Bischöfe rufen euch heute zum dritten Mal zu einem Opfer für die Hungernden. Schränkt euch in den heiligen 40 Tagen zwischen Aschermittwoch und Ostern freiwillig ein, damit ihr denen beistehen könnt, die das ganze Jahr hindurch selbst das Allernotwendigste entbehren müssen. Bringt vom ersten Tag der Fastenzeit an ein wirkliches Opfer. Spart in dieser Zeit im Geist der Buße und Nächstenliebe in euren Familien, und legt das Ersparte zusammen mit einer angemessenen Gabe von eurem Überfluß dann am Passionssonntag vor den Altar des Herrn. Tragt wie Simon von Cyrene unserem Herrn das Kreuz nach, indem ihr den Kreuzträgern von heute, den Notleidenden aller Nationen und Hautfarben und Religionen, zu Hilfe kommt. Denkt daran: Wenn ihr euer Brot mit den notleidenden Brüdern des Herrn teilt, dann wird Er euch im österlichen Mahl um so reichlicher an der Fülle Seiner Liebe teilhaben lassen; denn was ihr dem Geringsten Seiner Brüder getan habt, das habt ihr Ihm getan.

Weihnachtsseelsorgertagung in Wien 1960: Die Kirche und die Mächte der Welt

Die Weihnachtsseelsorgertagung 1960 (27.—30. 12.), die wie alle früheren Tagungen vom Österreichischen Seelsorge-Institut unter der Leitung von Prälat Dr. Karl *Rudolf* durchgeführt wurde, hatte zum Thema: „Die Kirche und die Mächte der Welt" unter dem besonderen Aspekt der „Seelsorge von morgen". Die Teilnehmerzahl betrug gegen 400.

Kirche als öffentliches Gewissen

Den Eröffnungsvortrag am Abend des 27. 12. hielt der Erzbischof von Wien, Franz Kardinal *König*, über „Funktion und Aufgabe der Kirche inmitten der Mächte der Welt". Die Kirche, so führte er aus, ruft immer wieder die vom Menschen und von gesellschaftlicher Willkür unabhängigen Rechtsgrundsätze und ihre allseitige Geltung in Erinnerung. Sie trägt damit entscheidend bei zur Erhaltung der Demokratie, die heute nach dem Urteil vieler Wissenschaftler und Publizisten (u. a. Gaetano Mosca und Walter Lippmann) durch den Verfall der Begriffe von Recht und Freiheit sehr gefährdet ist und nur durch eine Besinnung auf die grundlegenden Rechtsprinzipien gesichert werden könne. Die Kirche hat überhaupt die Aufgabe, das öffentliche Gewissen zu sein, damit Gerechtigkeit und Gemeinwohl gewahrt bleiben; denn besonders in der heutigen Form der Demokratie mit ihren Parteien und Interessenverbänden, wo jeweils die stärkeren Verbände ihre Interessen durchsetzen, werden Gerechtigkeit und Gemeinwohl vielfach verletzt. Die Kirche nimmt die pluralistische Struktur unserer Gesellschaft zur Kenntnis und tritt für die Freiheit des Individuums und der Familie und für die Autonomie der öffentlich-rechtlichen Institutionen und Berufsstände ein. Die Kirche setzt sich des weiteren für die rechte Rangordnung der Werte ein und wendet sich damit gegen die Tendenz, Wohlstand und Konsum als die Höchstwerte anzusehen. Die Kirche hat die Gewissen wachzuhalten für die Werte, die für die Zukunft des Gemeinwesens wichtig sind: insbesondere im Bereich der Familienpolitik und Kulturpolitik (derzeit fehlen hier überall die notwendigen Mittel) wie auch gegenüber der sozialen Gerechtigkeit, auch im Blick auf die unterentwickelten Länder. Eine weitere Funktion der Kirche ist es, angesichts der technischen Entwicklung die sittlichen Kräfte zu stärken, da heute die Gefahr besteht, daß der Mensch an seiner Technik zugrunde geht. Und nicht zuletzt ist die Sorge um die Jugend ein Anliegen der Kirche; wenn heute in weiten Schichten ein Wert-Nihilismus herrscht, so ist vor allem das schlechte Beispiel der älteren Generation daran schuld. Wenn sich im Mittelalter, so schloß Kardinal König seinen Vortrag, der Staat gegenüber der Kirche verpflichtet fühlte und damit der „weltliche Arm" der Kirche war, so sind es heute die Laien, die das öffentliche Leben formen und führen.

Anschließend gab Prälat Dr. Rudolf einen Rückblick auf die vergangenen Weihnachtsseelsorgertagungen — ein erster Anfang war im Jahre 1923, die erste Tagung wurde 1931 durchgeführt — und zeigte im einzelnen, wie die Themen dieser Tagungen den besonderen Zeitanliegen entsprachen.

Die drei folgenden Tage begannen jeweils mit einer Morgenbetrachtung, gehalten von P. Dominikus Thalhammer SJ, Wien. Dann folgten die Referate: zwei am Vormittag, eines oder zwei am Nachmittag. Für Diskussionen, die im Programm vorgesehen waren, blieb nur in seltenen Fällen Zeit. (Der Zeitmangel und Zeitdruck wachsen sich allmählich auf den Weihnachsseelsorgertagungen zu einer chronischen Erscheinung aus. Täglich drei bis vier Referate von jeweils ein bis eineinhalb Stunden Dauer sind einfach zuviel, zumal die Referenten bestrebt sind, ihre Themen möglichst umfassend auszubauen.)

Die Bedeutsamkeit des geschichtlichen Handelns

Den ersten Vortrag hielt Univ.-Prof. Hermann *Volk*, Münster, über „Weltgeschichte (Menschheitsgeschichte) als Heilsgeschichte". Prof. Volk entwickelte den Gedanken, daß der Sinn der Dinge — entscheidend dafür der Bezug zu Gott — und damit das Heil des Menschen nicht als feste Größe vorgefunden wird, sondern erst im Ablauf der Geschichte gewonnen und realisiert werden muß. Dadurch erhält das geschichtliche Handeln eminente Bedeutung. Geschichte ist nicht Entwicklung — denn durch Entwicklung kommt kein neuer Sinn dazu —, sondern actus humanus, in welchem der Mensch immer neu Antwort gibt und sich selbst verantwortet. Diesen Grundgedanken führte der Vortragende näher aus an den fünf theologischen Tatsachen: Kreatürlichkeit des Menschen,

Gnade, Sünde, Erlösung und Letzte Dinge. Er gab dabei eine ganze Dogmatik mit sehr prägnanten und vielfach neuen Formulierungen (worüber in gedrängter Form zu berichten allerdings kaum möglich ist).

Lebendige Glaubensverkündigung — Korrektur von Einseitigkeiten

Wesentlich einfacher und bescheidener in der Zielsetzung war das folgende Referat von Prof. Damasus *Zähringer* OSB, Salzburg, über „Die Kirche des 20. Jahrhunderts — Chancen und Gefahren". Wenn man heute soviel Kritik übt und von der Kirche Beweglichkeit und Anpassung an die Zeit fordert, so habe dies seine Grenzen, da ja die Kirche Christus darzustellen hat. Was das Lehramt betrifft, so kann die Kirche oft nicht anders, als — im Gegensatz zum heutigen Relativismus — ein Ärgernis zu sein. Der Verkünder der Offenbarungswahrheit muß sich aber immer prüfen, ob er die Wahrheit liebend und lebendig verkündet, aus der Ergriffenheit des Herzens und aus einem inneren Schatz, der aus der Meditation gewonnen wird und der vom Zeugnis des Lebens begleitet ist. Ein zweites Ärgernis der Kirche entsteht im Bereich des Hirtenamtes. Denn die Kirche ist die gegenwärtige Autorität Christi, und wer heute Anspruch auf Autorität erhebt, stößt auf Widerspruch. Anderseits muß sichtbar werden, daß die Autorität der Kirche eine Autorität der Liebe ist. Beim dritten Amt der Kirche, dem Priesteramt, muß entgegen der heutigen Sucht nach Publizität betont werden, daß die Aufgabe der Kirche, zu konsekrieren und zu absolvieren, eine Aufgabe im verborgenen ist. Was die Praxis des sakramentalen Lebens der Gläubigen angeht, bestehe heute die Gefahr, daß gegenüber dem opus operatum die persönliche Entscheidung des Gläubigen in den Hintergrund tritt und daß beim Sakramentenempfang zuviel Routine herrscht. Das gelte auch für die Beichtpraxis.

Schlüsselbegriff Technik

Zum Thema „Fortschritt und Technik" führte Philipp *Dessauer*, München, aus, daß es neben dem Streben nach technischem Fortschritt immer auch einen Widerstand gegen den Fortschritt gegeben habe, aus der Ahnung heraus, daß mit der technischen Erfindung etwas ins Rollen kommt, das vom Menschen nicht mehr aufgehalten werden kann. Technik ist natürlich eine große, eine herrscherliche Möglichkeit für den Menschen und zugleich eine Aufgabe von ungeheurer Verantwortung. Denn der Mensch kann die Erde auch verderben, wie schon die Apokalypse sagt, und wird sie verderben, und das geht an die Wurzeln des Menschseins. In der Hand des Kommunisten, der den Marxismus konsequent zu Ende denkt, ist die Technik die Möglichkeit, die Erde und den Menschen total umzugestalten, wofür er Millionen Menschen opfert. In Karl Marx, der bekanntlich jüdischer Herkunft war, lebte etwas vom Geiste der alten Propheten: die flammende Überzeugung vom Heil, das kommen wird. Es gibt die Meinung, daß sich der Mensch im Zuge einer Evolution in seinem Wesen derart verändern könne, daß ein neuer Menschentypus entsteht: demgegenüber ist dem Christen durch die Schrift garantiert, daß kein solcher Menschentypus entstehen wird, der über den von Christus repräsentierten Typus hinauswächst, sondern daß die Identität des Menschen bleiben wird.
Vor der Übermacht des Technischen braucht der Mensch den Raum des Heiligen (den die Technik überhaupt nicht darstellen kann) und den Raum der Kultur, wo es noch echte Daseinsfreude gibt, wo die Liebe gepflegt wird und wo man noch Zeit hat. Es ist bezeichnend, daß im zunehmendem technischen Fortschritt dem Menschen die wirkliche Zeit als eine Kette von Gegenwärtigkeiten immer mehr abhanden kommt. Es hat wohl seinen guten Grund, daß die Kirche nicht zuviel Technik in den Kirchenraum hineinläßt.

Um die richtige Bewertung der Materie

Eine bedeutsame naturphilosophische und im zweiten Teil theologische Betrachtung war das Referat von Univ.-Prof. Michael *Marlet* SJ, Nimwegen, über „Die Materie". Prof. Marlet faßte Materie nicht als abstrakte Materie im Sinn des aristotelischen Gegensatzpaares Materie und Form, sondern als konkrete, durchgeistigte, beseelte Materie. Als in der Diskussion ein Teilnehmer bemerkte, daß diese Auffassung von Materie eine gewisse Annäherung an den dialektischen Materialismus bedeute, bestätigte ihm dies der Vortragende und betonte, daß man Geist und Materie nicht so auseinanderreißen dürfe, wie dies in der Tradition der griechischen Philosophie der Fall ist. Prof. Marlet sprach von einem Prinzip der Gestaltung und einem Prinzip der Entfremdung und Intentionalität, das in der Materie wirksam sei. Doch wurde dem Berichterstatter und, wie die Diskussion zeigte, auch manchem Tagungsteilnehmer nicht recht klar, was darunter zu verstehen sei, auch nicht nach einer Antwort des Vortragenden. So bleibt der Bericht über den Vortrag notwendig fragmentarisch. Immerhin entstand der Eindruck, daß es sich hier um einen Versuch handelt, der wert ist, näher bedacht zu werden. Im theologischen Teil betonte der Vortragende, daß der Eintritt Christi in unsere materielle Welt die außerordentliche, die hohe Bedeutung der Materie erkennen lasse. Auch in der kommenden Verklärung der Welt, die wir durch unser Tun vorbereiten sollen, bleibe die Materie bestehen.

Gerechte Güterverteilung

Im völligen Kontrast zu diesem Thema führte der anschließende Vortrag von Anton *Burghardt*, Wien, „Die Verteilung der Güter", in die Welt der konkreten materiellen Güter unseres Wirtschaftslebens. Die Frage der Güterverteilung ist bekanntlich, wie Burghardt betonte, von größter ethischer Bedeutung und damit ein Anliegen der Kirche. Grundlage der Güterverteilung muß die Leistung sein, doch reicht dieses Prinzip nicht zur Verwirklichung der Gerechtigkeit aus: es muß das Prinzip der elementaren Bedarfsdeckung dazukommen, wie es sich im Gegensatz zum liberalen Prinzip der bloßen Leistung und Gegenleistung in unserer Zeit immer stärker durchgesetzt hat. Die elementare Bedarfsdeckung ist eine Verpflichtung der Gesellschaft, wobei der Begriff Existenzminimum keine starre Größe ist, sondern mit den allgemeinen Konsumchancen der Gesellschaft wächst. Man dürfe die immer größer werdende Zahl der alten Leute nicht in die Kümmerzonen des Lebens verweisen. Anderseits sei zu bedenken, ob es richtig ist, arbeitsfähige Leute mit 55 Jahren aus dem Arbeitsprozeß auszuscheiden, wie es heute geschieht.
In der Frage Entproletarisierung und Neuverteilung des Eigentums wandte sich Burghardt gegen jeden „Methoden-Monismus". Das Lohnarbeitsverhältnis könne man nicht

abschaffen, da man ja nicht zu kleingewerblichen Betriebsformen zurückkehren könne. Die Löhne müßten so hoch angesetzt werden, daß die Arbeiter Eigentum erwerben können. Daneben sei auch an die Ausgabe von Belegschaftsaktien zu denken. Schließlich dürfe nicht vergessen werden, daß in jedem Wirtschaftssystem Leistungsanreize vorhanden sein müssen.

Angesichts dieser Probleme wird die Kirche darauf verweisen, erstens, daß Wohlfahrt und Freiheit zugleich gesichert werden müssen; zweitens, daß eine gerechte Abgeltung der Leistung erfolgen muß (auch zu hohe Löhne verstoßen gegen die Gerechtigkeit); und, drittens, daß es auf die Wirkung für den Menschen ankommt und nicht auf das Verteilungssystem an sich. Wir sollten uns nicht von vornherein auf eine Privateigentumsordnung oder auf eine mehr sozialistische Ordnung festlegen, sondern jeweils realistisch die Auswirkung prüfen. Die Christen sollten überhaupt, so meinte Burghardt, manche sozialistische Grundanliegen mehr als bisher beachten.

Friedensbemühung und Aufgeschlossenheit gegenüber anderen Überzeugungen

Das Thema „Der Friede" hatte Friedrich *Heer,* Wien, übernommen. Er begann mit dem Hinweis auf das buddhistische Weltkonzil 1956, auf welchem die Überzeugung ausgesprochen wurde, daß der Buddhismus zur Verkündigung des Weltfriedens berufen sei; denn das Christentum habe nur Kriege hervorgebracht und sich außerstande gezeigt, die Völker und Kulturen miteinander zu versöhnen. Heer wandte sich gegen die „Kriegstheologie" des christlichen Abendlandes, angefangen vom Zeitalter Konstantins (ohne die von den Theologen entwickelte Unterscheidung vom gerechten und ungerechten Krieg zu würdigen), und wandte sich besonders heftig gegen jede Rechtfertigung von Atomrüstung und Atomkrieg (ohne auf die Folgen einzugehen, die angesichts des aggressiven Kommunismus ein Verzicht auf entsprechende Verteidigung notwendigerweise nach sich zieht. In dieser Frage sind bekanntlich Katholiken wie Protestanten geteilter Meinung. Der Mangel an Zeit verhinderte eine Diskussion über diese Frage. Sicherlich hätte sich gegen Heer heftiger Widerspruch erhoben).

Im weiteren forderte Heer von den Christen eine wesentlich größere Aufgeschlossenheit für Begegnung mit Menschen anderer Glaubensüberzeugungen. Die meisten Christen bewegen sich noch in einer geschlossenen Welt, ähnlich der geschlossenen Welt des „Roten Friedens", in welcher der Außenstehende als Feind bekämpft, doch nicht kennengelernt und nicht ein Gespräch mit ihm gesucht wird. Diese Haltung, die, wie Heer meint, zutiefst aus der eigenen Unsicherheit komme, versage aber in dem neuen Weltalter, in welchem wie noch nie in der Geschichte alle Völker und Kulturen und Glaubensüberzeugungen aufeinanderprallen. Heer übte heftige Kritik an der Kirche und bezog sich dabei stark auf Gedanken, die Alfred Delp SJ in dem Buch „Im Angesicht des Todes" entwickelt hat.

Die Haltung der Aufgeschlossenheit sei auch entscheidend für die Friedensarbeit. Nur Menschen dieser Aufgeschlossenheit können schöpferische Friedensbringer sein. Der Konflikt zwischen katholischer Kirche und Kommunismus ist unlösbar und muß ertragen werden, wie alle großen Konflikte ertragen werden müssen, damit sie fruchtbar werden können. Vielleicht wird es einmal eine echte Begegnung mit dem kommunistischen russischen Menschen geben, ähnlich wie es heute ein Gespräch zwischen Katholiken und Protestanten gibt, nachdem dies jahrhundertelang unmöglich schien. (Die notwendige Selbstbehauptung unserer Welt gegenüber dem Kommunismus als Voraussetzung für eine eventuelle echte Begegnung in der Zukunft kam bei diesen Überlegungen entschieden zu kurz; es entstand der Eindruck, daß Recht und Unrecht etwa gleichermaßen auf beiden Seiten liegen.)

Das folgende Referat „Der Tod und das Ende der Zeiten", gehalten von Univ.-Prof. Josef *Ratzinger,* Bonn, war wieder ein rein theologisches Thema. Zum „Ende der Zeiten" führte der Vortragende aus, daß die Worte Jesu von den Vorzeichen des Endes, falschen Messiassen, Kriegs- und Hungersnöten, und anderseits das Wort, daß die Menschen essen und trinken werden, wenn das Ende kommt, nur scheinbar ein Widerspruch sind. Denn die genannten Zeichen gelten für jede Zeit; das Ende ist unberechenbar, Endzeit ist immer. Im persönlichen Tod kommt dieses Ende der Zeiten auf uns zu. Prof. Ratzinger kennzeichnete in sehr feiner Weise die rechte Haltung des Christen gegenüber dem Tod: ihn nicht zu einer Tat umbiegen wollen, sondern frei werden von seinem Selbstbehauptungswillen und sich fallen lassen in Gottes Hand.

Die moderne Lebensgier

Der letzte Tag führte wieder ganz in die Probleme unserer Zeit. Anton *Böhm,* Köln, sprach über den „Hunger nach dem Leben". Er faßte die vielen offen zu Tage liegenden Erscheinungen dieses elementaren Lebenstriebes zusammen: das Wegschieben des Gedankens an den Tod (Sterben im Spital, ohne Anwesenheit der Angehörigen); das auffällige Interesse an den Fortschritten von Medizin und Hygiene (im geheimen wird die ewige Jugend und die Abschaffung des Todes erhofft); die vielfachen Anstrengungen, die Langeweile zu vertreiben, die sich aus der Erleichterung und Glättung des Lebens auf Grund der zivilisatorischen Fortschritte ergibt; die maßlose Verehrung von Filmstars und Sportgrößen, um in der Identifizierung mit ihnen dem eigenen Leben gleichsam eine zweite Dimension zu geben; die große ausgebaute Reiseindustrie mit ihren Möglichkeiten, in rascher Folge Erlebnisse zu konsumieren und aus dem verfestigten Lebensraum des normalen Lebens in die vermeintliche Fülle des Lebens auszubrechen; das Streben nach Rauschzuständen; der Kult der Sexualität, auch in der Literatur. Böhm schilderte dies alles sehr einprägsam und mit vielen interessanten Nebenbemerkungen. Doch der Lebenstrieb, so setzte er fort, erreicht sein Ziel nicht, wofür es zwei unwiderlegliche Zeichen gibt: die Unersättlichkeit des Strebens, die immer in Unzufriedenheit mündet, und die Verzweiflung in ihren verschiedenen Formen. Hier zeigt sich, daß unsere Zivilisation ambivalent ist: Denn neben dem Lebenstrieb hat sie einen Todestrieb in sich (Betonung der Sinnlosigkeit des Lebens, Verwüstung der Landschaft, Weiterschreiten zu immer größeren Möglichkeiten der Zerstörung, Verzicht auf Nachkommenschaft). Wenn sich die Philosophie heute stärker mit dem Problem des Lebens beschäftigt, so bekundet sich darin, daß man die extreme Gefährdung des Lebens in unserer Zeit stärker spürt.

Der Christ wird angesichts der Tatsachen des maßlosen Lebenstriebes darauf verweisen, daß die Menschen ein immer reicheres und ein unaufhörliches Leben im Grunde deshalb wollen, weil das Leben von Gott her auf Glück

und Ewigkeit angelegt ist. Es wird die Aufgabe des Christen sein, den suchenden Menschen diese Wahrheit aufzuschließen und den blinden Lebenstrieb zum erleuchteten Lebenswillen zu führen, der seine wahre Bestimmung erkennt.

Staat und Demokratie

Das nächste Referat war dem Thema „Der Staat" gewidmet. Der Vortragende, Univ.-Prof. Johannes *Messner*, Wien, konnte aus dem großen Fragenkomplex natürlich nur einige auswählen. Zur Frage Demokratie und Kirche legte er folgende Gedanken dar: Demokratie kann definiert werden als der Staat, dessen Führung unter dem entscheidenden Einfluß der öffentlichen Meinung steht. Diese wieder ist der Inbegriff der Wahrheits- und Wertüberzeugungen der Gesellschaft, soweit sie auf die Staatsführung einwirken; sie haben zum Fundament religiöse und sittliche Überzeugungen. Indem nun die Kirche die religiösen und sittlichen Überzeugungen der Staatsbürger bildet, wirkt sie auf den Staat ein und ist in diesem Sinn eine politische Macht. Man tue den Politikern vielfach Unrecht, wenn man von ihnen einfach fordert, dieses und jenes zu tun; man müßte vielmehr das öffentliche Gewissen stärken, damit die Politiker den entsprechenden Rückhalt haben.

Unsere Demokratie als eine Herrschaft der Parteien, die gerne andere Kräfte ausschließen und den Staat unter sich aufteilen, befindet sich z. T. im Widerspruch zur Verfassung und z. T. zu den sittlichen Grundprinzipien des demokratischen Gemeinwesens. Trotzdem muß man sagen, daß das Gemeinwohl, nach Leo XIII. die oberste Norm des staatlichen Handelns, noch nie in der Sozialgeschichte so gut verwirklicht war wie heute.

Ein weiterer Gedanke: das Wort „Freie Kirche im Freien Staat", das heute bei uns gilt, könne nicht bedeuten, daß der Staat keine religiöse Existenz hat. Der Staat ist ja nicht bloß Apparat, sondern Gemeinschaft. Daher müßte z. B. im österreichischen Staat zum Ausdruck kommen, daß die Bevölkerung Österreichs zu ca. 90 % katholisch ist. Die Entideologisierung, die heute vielfach gefordert wird, würde bedeuten, alle sittlichen Grundüberzeugungen aufzugeben. In England und Amerika gibt es dieses Problem nicht, da alle Staatsmänner gewisse Grundüberzeugungen von einem christlichen Staat haben, was in gemeinsamen Gottesdiensten und Gebeten bei der Parlamentseröffnung zum Ausdruck kommt. Unsere politische Geschichte ist jedoch von Liberalismus und Marxismus bestimmt.

Zur Frage Kirche und Staat äußerte Prof. Messner eine Besorgnis: Die Kirche habe zwar, als sie ihre Geistlichen aus der Parteipolitik zurückzog, das damals Notwendige getan; anderseits habe sie sich dadurch selbst aus dem staatlichen Bereich hinausmanövriert, wodurch eine Lücke entstanden sei. Denn die Politiker, die sich als Funktionäre allmählich in der Partei hinaufarbeiten, haben nie Zeit gehabt, sich um die sittlichen Grundfragen zu kümmern, und sind zu sehr Vertreter ihrer Interessengruppen und ihres Wahlkreises geblieben. Die Katholische Aktion habe diese Lücke nicht ausgefüllt. Man müsse sich heute neu darauf besinnen, daß die Kirche das öffentliche Gewissen ist und wie sie es ist. Es wäre Aufgabe der Katholischen Aktion — eine Aufgabe auf lange Sicht —, über gelegentliche Erklärungen hinaus eine wirksame Publizität zu erreichen und eine Führungsschicht für das öffentliche Leben heranzubilden, weil wir sonst den Auseinandersetzungen der Zukunft nicht gewachsen sind.

(Der Vorwurf gegen die Katholische Aktion, im politischen Raum versagt zu haben, war bekanntlich eine Haupttriebkraft für die Entstehung der „Arbeitsgemeinschaft katholischer Verbände". In der Diskussion wurde den Ausführungen Messners über die Katholische Aktion widersprochen und darauf hingewiesen, daß die Katholische Aktion viele Menschen herangebildet habe, die später in politischen Führungsstellen gearbeitet haben. Auch die Katholische Sozialakademie bilde eine Führungsschicht aus. Das „Unbehagen" über zu geringen Erfolg sei heute eine allgemeine Erscheinung und kein Spezifikum der Katholischen Aktion.)

Aufgaben gegenüber den unterentwickelten Ländern

Das letzte Referat der Tagung lautete: „Der Hunger und der Überfluß" in der modernen Welt, d. h. die wirtschaftliche und soziale Situation in den „reichen" westlichen Industriegesellschaften und die in den außereuropäischen Notstandsgebieten sowie ihr Verhältnis zueinander. Der Referent, Franz *Greiner*, Freiburg i. Br., zeigte an Hand der letzten Jahresberichte der FAO und der GATT die krassen Unterschiede zwischen den beiden Blöcken von Reich und Arm in der Welt auf, behandelte dann die von diesen internationalen Organisationen geforderten Änderungen, vor allem der Erwerbsstruktur in den Entwicklungsländern, und gewann so die Voraussetzungen, um die Bedeutung des seit Jahren anhaltenden Konflikts zwischen Neosozialisten und Neoliberalen in der Frage der Entwicklungs*theorie* für die Katholiken herauszustellen: Erst nach gründlichem Aufarbeiten der empirischen Daten und ihrer Berücksichtigung in einer elastisch gehaltenen Entwicklungskonzeption kann überhaupt Entwicklungs*politik* mittels der vorhandenen internationalen und nationalen Organisationen einigermaßen erfolgreich betrieben werden.

Zum anderen entwickelte der Referent aus der Kontroverse zwischen New Orthodoxy (Neosozialisten) und Mont-Pelèrin-Gesellschaft (Neoliberale) die Bedeutung der sog. metaökonomischen Werte (Röpke) für eine partnerschaftliche Zusammenarbeit zwischen Westen und Nichtwesten. Ein Konsens zwischen diesen Werten, wie in der Wertfrage überhaupt, bestehe heute zwischen Westen und Nichtwesten noch nicht. Er ließe sich um so leichter erreichen, je bewußter die westlichen Gesellschaften sich der wesenhaften Zwecke der internationalen Gesellschaft seien. In dem Dilemma, daß einerseits der „Überfluß des Westens" die Voraussetzung zur Überwindung der internationalen Not bildet und anderseits der gleiche Überfluß, nicht als quantifizierbare Größe, sondern als soziales Phänomen, heute nahezu identisch mit gesellschaftlicher Ziellosigkeit ist, die nachhaltig Einstellung und Verhalten des einzelnen bestimmt, sah Greiner eines der schwersten Handikaps für die Verwirklichung einer neuen gerechten internationalen Ordnung.

Abschließend verglich der Referent die Möglichkeiten der Katholiken zur Bewältigung der internationalen sozialen Frage mit ihren bis jetzt erbrachten Leistungen. Bei unverhältnismäßig günstiger Ausgangsposition (Entschlossenheit der kirchlichen Führung, sicherer sozialer Doktrin, beträchtlichem Potential an opferfreudigen Gläubigen, einer z. T. hervorragend ausgebauten Infrastruktur für Hilfen, über die Mission) sei trotz rühmlicher Ausnahmen das Potential der Kirche insgesamt — in dieser Frage — fast überhaupt noch nicht zum Tragen gekommen: Die

materiellen Leistungen der Katholiken für die indirekte Mission (mittels Entwicklungshilfen) machen noch keine 20 % der von den Protestanten jährlich gespendeten Summen aus; die kirchliche Führung, von einzelnen Episkopaten abgesehen, greife zu selten Sachfragen auf; eine Neufassung der sozialen Enzykliken auf dem Hintergrund der in Arm und Reich geteilten Welt stehe nach wie vor aus; bis heute gebe es noch keine zentrale Stelle in der Kirche, die das überreiche Erfahrungsmaterial der Mission — in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht — systematisch aufarbeite und auswerte (eine Aufgabe, die vielleicht das Löwener Zentrum „World Justice" übernehmen könnte). Auf der unteren Ebene seien die Versäumnisse nicht weniger beträchtlich. Kaum eine internationale katholische Organisation treibe systematisch Researcharbeit; um die z. T. hervorragenden Arbeiten katholischer Sozialwissenschaftler für die praktische Hilfe heute fruchtbar werden zu lassen, fehlen bis jetzt die dazu unerläßlichen Apparaturen. Dadurch bedingt, bliebe die kirchliche Soziallehre im luftleeren Raum hängen.

Der Mangel an qualifizierten Katholiken, das Ergebnis einer verfehlten Einstellung der katholischen Gesellschaft gegenüber den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften gerade in den wirtschaftlich und sozial integrierten Gesellschaften, wirke sich heute dahin aus, daß in den entscheidenden Gremien der internationalen und nationalen „Entwicklungs"organisationen kaum je ein überzeugter Katholik anzutreffen sei (mit Ausnahme der UNESCO). Man müsse ernsthaft prüfen, ob die Organisationsstrukturen unserer katholischen Verbände, die im 19. Jahrhundert geschaffen worden sind, für Aufgaben geeignet seien, die sich von denen des vergangenen Jahrhunderts grundlegend unterscheiden. Mit einem ständigen Verbreitern dieser Organisationen sei es heute nicht mehr getan.

Doch selbst wenn es den Verbänden gelänge, Stil und Arbeitsweise in Übereinstimmung mit den neuen Aufgaben zu bringen, bestünde kein Grund zur Annahme, die Katholiken könnten allein mit der sozialen Frage unseres Jahrhunderts fertig werden. Daher, so schloß der Redner, brauche es Menschen, überzeugte qualifizierte Katholiken, die in die internationalen Organisationen gingen und dort aus katholischem Geist arbeiteten und entschieden, eine langfristige Aufgabe, die sich die Katholiken soviel kosten lassen sollten, wie sie wert ist.

Aus dem Vatikan

Ergänzungen der Konzilskommissionen

Nach Meldungen des „Osservatore Romano" hat Papst Johannes XXIII. folgende Ernennungen für die Vorbereitenden Kommissionen ausgesprochen:

Konsultor der Zentralkommission: Primo Principi, Erzbischof von Tiana und Sekretär der Kongregation für die Verwaltung von St. Peter in Rom;

Konsultoren der Theologischen Kommission: Raimond Sigmond OP und Gustav Gundlach SJ;

Mitglied der Kommission für die Disziplin von Klerus und Volk: Roberto Ronca, Erzbischof von Lepanto;

Konsultor der Kommission für die Orientalischen Kirchen: Rev. Johannes Gerhard A. M. Remmers;

Mitglied der Kommission für das Laienapostolat: Erzbischof Gilla Vincenzo Gremigni, Bischof von Novara (sämtlich „Osservatore Romano" 19. 1. 61).

Konsultoren der Kommission für die Disziplin von Klerus und Volk: Carlo P. Greco, Bischof von Alessandria, und Giovanni Francesco Motte OFM;

Mitglied der Kommission für die Ordensleute: Hieronymus Gassner OSB;

Konsultoren der Kommission für die Ordensleute: Andreas Guay (Oblate) und Gerardo Escudero (Claretiner);

Mitglieder der Kommission für das Laienapostolat: Msgr. Ferdinando Prosperini und P. Giuseppe Menichelli (Kongregation der Missionen);

Mitglied des Sekretariates für die Einheit der Christen: Gerhard M. F. van Velsen, Bischof von Kroonstad, und Abt Leo v. Rudloff OSB;

Konsultor des Sekretariates für die Einheit der Christen: Rev. Petrus Michalon (Sulpizianer)

(sämtlich „Osservatore Romano" 23./24. 1. 61).

Regeln für ökumenische Kontakte

In einem vielbeachteten Aufsatz in der Zeitschrift „La Civiltà Cattolica" (Jhg. 111, Nr. 2652, 17. 12. 60), der auch im „Osservatore Romano" nachgedruckt wurde, hat Kardinal Augustinus Bea aus Anlaß des Besuchs des anglikanischen Erzbischofs von Canterbury einige theologische Prinzipien dargelegt, die für solche Kontakte wie denen zwischen dem Papst und dem Oberhaupt einer vom Apostolischen Stuhl getrennten Kirche maßgebend sind. Aber darüber hinaus können sie, wie der Kardinal sagt, dienlich sein, „in ähnlichen Fällen auch persönlich Haltungen einzunehmen, die den Geboten des eigenen Glaubens entsprechen".

Der erste Grundsatz der persönlichen Festigkeit im Glauben schließt die Verpflichtung ein, die Unantastbarkeit des ganzen katholischen Dogmas sicherzustellen, weil es die Offenbarungswahrheit ausdrückt. Die Einheit ist gemäß den Worten Pauli begründet in der „Einheit des Glaubens und der Erkenntnis des Sohnes Gottes" (Eph. 4, 13). Diese Verpflichtung erklärt die von jeher überkommene Strenge der Kirche in Sachen der Lehre. Diese Strenge ist nur der Ausdruck der Liebe zur Wahrheit, die Christus uns so sehr ans Herz gelegt hat.

Besondere Aufmerksamkeit hat das gefunden, was Kardinal Bea über den Grundsatz der Liebe schreibt, der in den Kontakten mit den getrennten Christen zu beachten ist. Es handelt sich nicht nur um die Liebe, die wir als Christen allen Menschen schulden, sondern um die im eigentlichen Sinne dieses Wortes „brüderliche" Liebe zwischen Christen, die Brüder sind. Die Enzyklika *Mediator Dei* stellt ausdrücklich fest, daß alle gültig Getauften kraft der Taufe Glieder des mystischen Leibes Christi werden, wenn auch der Ausübung ihrer Gliedschaftsrechte Hindernisse gesetzt sind, die durch das Kanonische Recht umschrieben werden.

Man habe wohl, so fährt Kardinal Bea fort, nicht immer genügend aufmerksam beachtet, daß der Papst alle von der katholischen Kirche getrennten Christen gebeten hat, sie als Brüder und Söhne ansprechen zu dürfen. Das entspricht unserer Auffassung von der Kirche als unserer Mutter, die alle ihre Kinder mit mütterlicher Liebe umgibt. „Wenn ein Kind, aus welchen Gründen auch immer, die eigene Mutter nicht kennt und deshalb auch nicht anerkennt, so hört diese deshalb doch nicht auf, seine Mutter zu sein, noch auch hört das Kind auf, die Frucht ihres Leibes zu sein. Die Mutter kann also gar nicht anders als für das Kind mit der Glut eines mütterlichen Herzens empfinden. So hört auch die Kirche nicht auf, für ihre

Kinder, wenn sie auch äußerlich von ihr getrennt sind, eine zarte und innige Liebe zu hegen, die man niemals verleugnen darf."

Diese beiden Grundsätze machen die Begegnung mit Repräsentanten anderer Kirchen zu einem Ereignis, das sehr viel Takt fordert. Im Bewußtsein ihrer Verantwortung für das Vermächtnis der Offenbarung hat die Kirche nicht nur kein Recht zu dogmatischen Kompromissen, sondern sie muß auch jede mißverständliche Sprache vermeiden. Sie darf weder Verwirrung noch Illusionen stiften und deshalb nicht einer irenischen Haltung zuliebe darauf verzichten, die Glaubensverschiedenheiten zu präzisieren. Anderseits verpflichtet die Liebe sie, jede Brüskierung der getrennten Brüder zu vermeiden und ihnen, wie der Papst selbst sagte, mit vollendeter Höflichkeit zu begegnen.

Die Vereinigung dieser beiden Pflichten kann nur glücklich gelingen, wenn bei derartigen Begegnungen eine große Zurückhaltung gegenüber der Öffentlichkeit gewahrt wird. Es geht keineswegs nur um den Austausch humaner Höflichkeiten, sondern um Kontakte, die beiderseits im Geiste Christi gesucht und vollzogen werden. Das allein schon verbietet jede Profanierung und läßt sich auch nicht mit politischen Gesprächen vergleichen, selbst wenn diese diskretesten Charakter haben. Solche geheiligten Ereignisse sind keine Sache für die Neugier. Es geht um die Einheit des Glaubens, die nur kompromittiert wird, wenn man sie mit spektakulären Gesten demonstriert oder vortäuscht. Noch einmal muß man sich hier die Situation einer Mutter vergegenwärtigen, die die ersten Begegnungen nach so langer Trennung ganz gewiß nicht der Öffentlichkeit preisgeben wird und die sich selbst voller Sorge die Frage stellt, „ob sie immer genügend Geduld, Klugheit und Liebe in der Erziehung und Führung ihrer Kinder aufgebracht habe und ob sie nicht mit einem höheren Maß von Heiligkeit, mit mehr Gebet und Opfer die furchtbare weltweite Trennung hätte vermeiden können". Das sind die Fragen, die sich die Kirche stellt, und darum begrüßt sie mit Freude, aber, wie es sich gehört, mit einer verhaltenen Freude jedes Zeichen der Sehnsucht nach Wiederherstellung der Einheit.

Es läßt sich, wie Kardinal Bea weiter ausführt, allerdings nicht bestreiten, daß bei solchen Ereignissen wie dem Besuch des anglikanischen Primas auch die Öffentlichkeit ein legitimes Verlangen nach Information hat. „Die Frage der Einheit der Christen, die infolge der Anstrengungen der Ökumenischen Bewegung, der katholischen sowohl wie der nichtkatholischen, immer offenbarer geworden ist, ist wirklich viel zu wichtig für den Frieden und die Einheit der heutigen Welt, als daß die weite Öffentlichkeit sich daran desinteressieren könnte. Man muß es dem Ermessen, dem Takt und der Klugheit derjenigen, die auf Grund ihres Amtes die Zusammenhänge kennen, überlassen, wie weit sie in der Information glauben gehen zu können."

Zum Schluß seines Aufsatzes hebt der Kardinal die Bedeutung des Besuches hervor, die er vor allem darin sieht, daß die Begegnung eine neue Atmosphäre offenbar macht und versinnbildet. Sicher werde sie Früchte tragen. Aber man müsse das Anliegen der Wiedervereinigung und alles, was damit zusammenhängt, immer von neuem der Gnade Gottes anvertrauen und sich vor eiligen Urteilen und Prognosen hüten.

Die „neue Atmosphäre" liegt, wie man aus den Ausführungen von Kardinal Bea folgern darf, vor allem in dem Bemühen, bei der Bezeugung des eigenen Glaubens gegenüber Andersgläubigen der brüderlichen Liebe den ihr gebührenden Rang zu geben. Diese Liebe hat der Kardinal von den rein humanen Formen der mitmenschlichen Begegnung abgehoben. Er fordert mehr, als daß man sich im interkonfessionellen Gespräch der Höflichkeit befleißigt. Wenn man die Feststellung, daß wir Brüder in Christus sind, so unzweideutig versteht, wie der Papst selbst sie nach den Andeutungen des Kardinals verstanden wissen will, dann muß in der persönlichen Begegnung mit den nichtkatholischen Christen das Bewußtsein vorwiegend sein, daß sie mit uns an dem gleichen Erbe teilhaben und von Gott, unserm Vater, von Christus, unserm Haupt, und von der Kirche, unserer Mutter, mit derselben Liebe betrachtet werden wie wir. Liebe aber setzt die unumschränkte Achtung vor der Überzeugung des andern und die vorbehaltlose Ehrfurcht vor seiner Person voraus. Eine „Brüskierung", von der Kardinal Bea verlangt hat, daß sie vermieden wird, eine Brüskierung von Brüdern ereignet sich nicht erst, wenn man persönlich unhöflich wird. Es gibt auch eine sachliche Brüskierung, und man darf sie vielleicht dann als gegeben betrachten, wenn Überzeugungen oder Gefühle, die dem einen Bruder besonders am Herzen liegen, vom andern mit einer Sachlichkeit oder gar mit einer oberflächlichen Sachlichkeit erörtert oder beurteilt werden, die einen kalten, schneidenden oder überheblichen Ton an sich hat. Das ist besonders verletzend, wenn diese Urteile Personen betreffen, die dem andern verehrungswürdig sind. Diese Unterscheidung von Person und Sache, von Irrtum und Irrenden, wird wohl nicht immer genügend bedacht. Wo der eine im Urteil über Personen nur eine sachliche Feststellung zu treffen glaubt, da fühlt der andere seine persönliche Verehrung verletzt. So geht es uns als Katholiken, wenn wir gewisse protestantische Redeweisen über Maria vernehmen, die nach Meinung unserer getrennten Brüder nur sachliche Feststellungen enthalten. So ergeht es ihnen, wenn sie Katholiken in einer für sie demütigenden Weise über die Reformatoren sprechen hören. Das sollte vermieden werden, zumal der Papst selbst darum gebeten hat, daß man aufhören möge, historische Prozesse über das Faktum der Trennung aufzuziehen.

Die Rede von Erzbischof Parente

Es hat deshalb beträchtliches Aufsehen erregt, daß der zweithöchste oder, nach dem Papst, der dritthöchste Würdenträger in der Verwaltung des Heiligen Offiziums, Erzbischof Parente, der Assessor dieser Kongregation, in einer Rede über die Notwendigkeit des kirchlichen Lehramtes auf der Konzilswoche der Päpstlichen Lateranuniversität (im Wortlaut veröffentlicht im „Osservatore Romano", 16. 11. 60) von „einer heute herrschenden Mode des Versuchs, selbst Luther zu rehabilitieren", gesprochen hat und diesem Versuch mit sehr scharfer Sachlichkeit entgegentrat. Selbstverständlich sind die Ausführungen des Prälaten, wiewohl sie für ein katholisches Auditorium bestimmt waren, der gesamtkirchlichen Öffentlichkeit bekannt geworden. Wie sie dort interpretiert worden sind, zeigt der Artikel „Luther und der Erzbischof. Das Ringen um die Vorentscheidungen für das Konzil" von Joseph Schmitz van Vorst („Frankfurter Allgemeine Zeitung", 5. 12. 60). Sie werden in Beziehung zu „Vorentscheidungen" für das Konzil gesetzt, womit das Konzil von vornherein kompromittiert würde. Auch auf katholischer Seite haben diese Gedankengänge von

Msgr. Parente eine recht strenge Kritik gefunden in einer Betrachtung von Robert Rouquette in der französischen Jesuitenzeitschrift „Études" (Januar 1961, S. 111—113). „Die harte Polemik, die Kardinal Pizzardo (in seiner Eröffnungsrede zu der genannten Woche) als überholt bewertete, nimmt darin einen wesentlichen Platz ein." Rouquette kritisiert die Ausführungen des römischen Erzbischofs sowohl über Luther persönlich wie auch über die seitherige Entwicklung des europäischen Geistes als summarisch, ungenügend nuanciert und ebenso ungenügend in dem Verdammungsurteil en bloc. Sachlich betont Rouquette, daß Msgr. Parente mit Recht die Gefahr der Autonomie des Geistes unserer Zeit hervorgehoben habe. Es gebe aber auch eine andere Gefahr, daß nämlich der Spielraum des Rechtes auf das persönliche Urteil, auch im Raum des Religiösen, durch den Appell an die jederzeitige Unterwerfung eingeengt werde. „Der Köhlerglaube war nie das Ideal des Katholizismus." Rouquette beendet seine Kritik mit der Forderung: „Die Aufrechterhaltung einer Dialektik zwischen Autonomie und Heteronomie ist notwendig, wenn man mit den Protestanten ins Gespräch kommen will und ihnen begreiflich machen will, daß der Katholizismus weder mit einer Verstümmelung der geistigen Freiheit verbunden ist noch mit einer passiven und blinden Unterwerfung unter ein willkürliches Lehramt."

Aus Süd- und Westeuropa

Künstliche Befruchtung als Experiment

Durch die kommunistische Zeitung „Paese Sera", die diese Nachricht weltanschaulich im Sinne des Materialismus auszubeuten versuchte, wurde die Öffentlichkeit über ein biologisches Experiment von Professor Petrucci in Bologna unterrichtet, das zu einer Stellungnahme herausfordert.

Professor Petrucci hat ein menschliches Ei, das bei der Operation einer Patientin entfernt wurde, in einer Glasvitrine unter möglichst natürlichen Bedingungen konserviert und mit Spermien, die seinem Laboratorium zwecks einer Fruchtbarkeitsuntersuchung zur Verfügung standen, künstlich befruchtet. Die Befruchtung gelang, und der Embryo blieb 29 Tage am Leben. Da er zu diesem Zeitpunkt schwere Mißbildungen zeigte, brach Petrucci das Experiment ab.

Das Experiment hatte, nach Aussage seines Urhebers, nicht den Zweck, einen Homunculus zu züchten. Die Lebensbedingungen, die der Embryo im Mutterleib vorfindet, sind nach Ansicht der Fachleute nur im allerersten Lebensstadium, aber unter gar keinen Umständen für die gesamte Entwicklungsdauer bis zur Lebensfähigkeit mit künstlichen Mitteln herstellbar. Professor Petrucci kam es vielmehr darauf an, die Verwendbarkeit embryonaler Gewebe für Hauttransplantationen, insbesondere bei schweren Verbrennungen, zu untersuchen und zu diesem Zweck auch zu erforschen, ob sich ein Embryo künstlich zu einer größeren Masse entwickeln läßt. Außerdem wollte er durch Aufnahmen des Experimentes ein Demonstrationsstück für den bevorstehenden Kongreß der Gesellschaft für wissenschaftliche Photographie herstellen. Das Experiment selbst ist übrigens nicht neu. Schon 1944 hat Dr. John Rock von der Harvard-Universität mit künstlichen Befruchtungen außerhalb des menschlichen Leibes erfolgreich experimentiert, und in letzter Zeit hat Dr. Landrum Shettles von der Columbia-Universität über Versuchsreihen dieser Art in einer Monographie berichtet. Neu ist nur die lange Lebensdauer, die Petrucci erreicht hat. Sie ist um ein Vielfaches länger als bei den früheren Versuchen. Allerdings haben die französischen Biologen Jean Rostand und Étienne Wolf erklärt, die Photographien hätten sie nicht eindeutig davon überzeugt, daß es sich tatsächlich um einen menschlichen Embryo gehandelt habe, doch die amerikanischen Versuche in mehr als tausend Fällen und die Versicherungen von Petrucci dürften ausreichen, diese Tatsache als gegeben anzunehmen.

Das Experiment stellt sowohl ein theologisches als auch ein ethisches Problem. Beide sind in mehreren Aufsätzen des „Osservatore Romano" (14., 15., 16./17. Januar 1961) und des „Osservatore della Domenica" (22. Januar 1961) erörtert worden.

Das theologische Problem liegt in der Behauptung, die gelungene künstliche Befruchtung außerhalb des Mutterleibes und das dabei erzeugte Leben eines menschlichen Embryos, das fast einen Monat andauerte, stelle die Glaubenslehren über die Entstehung des Menschen in Frage. Denn das Leben sei in diesem Experiment doch mechanisch erzeugt und erhalten worden, also ohne Zutun von Vater und Mutter, und demnach wohl erst recht ohne das Zutun des Schöpfers, dem wir die Entstehung des individuellen menschlichen Lebensprinzips, der Seele, zuschreiben.

Auf diese Behauptung erwidert Professor Roberto Masi im „Osservatore Romano": „Das Experiment besteht im wesentlichen darin, daß die männlichen und weiblichen menschlichen Keimzellen außerhalb ihres natürlichen Ortes vereinigt wurden und der daraus entstandene Embryo zur Entwicklung gebracht wurde. Man darf nicht vergessen, daß die Keimelemente dem menschlichen Leibe entnommen wurden, wo sie entstanden und für die Befruchtung bereit waren. Der eigentliche Ursprungsort des Embryos, der außerhalb des menschlichen Leibes entwikkelt wurde, bleibt also in jedem Falle der menschliche Leib, und auch die Entwicklung selbst ist denselben natürlichen Kräften zuzuschreiben, die in der natürlichen Zeugung und Entwicklung menschlicher Wesen wirksam sind. Im Endergebnis hängt also die Entwicklung des Embryos auch dann von den natürlichen Kräften ab, wenn er in ein Milieu verpflanzt wird, das nicht sein natürliches, wenn auch diesem ähnlich ist."

Von theologischem Interesse ist allerdings auch die weitere Frage, die der Chefredakteur des „Osservatore Romano", Raimondo Manzini, gestellt hat: „Was war das für ein Lebewesen?" War es ein Mensch? Zwar werden viele Biologen und auch Philosophen oder Theologen, denen die naturhaften Fundamente des katholischen theologischen Denkens fremd sind, für diese Frage kaum Verständnis haben. Die katholische Theologie sieht sich aber aus Sorge um das individuelle Heil und wegen der unvertretbaren Heilsfunktion der Kindertaufe genötigt, über die spezifische Natur des menschlichen Embryos nachzudenken. Wenn man nämlich ein einziges Lebensprinzip im Menschen annimmt und dieses in der geistigen Seele erblickt, dann muß auch ein menschlicher Embryo als Mensch betrachtet werden, selbst wenn man über den Zeitpunkt, mit dem sein Eigenleben beginnt und sich von dem des mütterlichen Organismus unterscheidet, kein absolut sicheres Wissen hat. In ihren praktischen Folgerungen bezüglich der Schwangerschaftsunterbrechung und der intra-uterinen Taufe setzt die Theologie die Wahrscheinlichkeit voraus, daß der göttliche Akt der Erschaffung der individuellen Seele mit der Zeugung zusammenfällt.

Es ist aber doch wohl eine Frage, ob die von Petrucci experimentell vorgenommene Zellvereinigung überhaupt als menschliche Zeugung bezeichnet werden kann; denn diese ist doch ein personaler Akt und nicht nur ein biologischer Vorgang. Es ist auch nicht gut vorstellbar, daß Gott, der durch die Erschaffung der persönlichen Seele diesem personalen Akt seine Vollendung gibt, einem zu wissenschaftlichen Zwecken sozusagen synthetisch im Laboratorium konstruierten Embryo eine Seele verleiht! In diesem Falle wären ja doch die „Eltern" nicht mehr Urheber des Lebens und in der Form der Wirkursache daran beteiligt, sondern, sit venia verbo, nur noch durch die Hervorbringung der dazu notwendigen stofflichen Elemente „in ordine causae materialis". In dieser Debatte hat man die Theologen, die sich derartige Gedanken machen, schon an den Fall Galilei erinnert und freut sich auf den Zeitpunkt, da sie, wenn schon nicht die technische Erzeugung der Lebenselemente, so doch diejenige des menschlichen Organismus selbst als Tatsache werden hinnehmen müssen. Man wird sich gedulden können. Einstweilen bezeichnen auch die Biologen die Idee, daß man eines Tages den Menschen in der Retorte züchten werde, als baren Unsinn.

Die moralische Qualifikation des Versuches von Petrucci fällt in Anbetracht der Weisungen, die Papst Pius XII. in seinen beiden Reden vom 29. September 1949 über das Problem der künstlichen Befruchtung (vgl. Herder-Korrespondenz 4. Jhg., S. 113 f.) und vom 19. Mai 1956 über Fruchtbarkeit und Sterilität in der Ehe (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 462 ff.) gegeben hat, eindeutig negativ aus. Es reicht hin, aus der zweiten Rede folgenden Satz zu zitieren: „Was die künstliche menschliche Befruchtung ‚in vitro' betrifft, genügt es, zu sagen, daß sie als unmoralisch und absolut unstatthaft zu verwerfen ist." Die Begründung dafür liegt in der göttlichen Anordnung, daß der einzige legitime Ort neuen menschlichen Lebens in der Ehe zu sehen ist. Gegenstand des Ehevertrages aber ist, wie der Papst in derselben Rede ausführte, nicht „das Kind", sondern es sind „die ‚natürlichen Akte', die imstande und dazu bestimmt sind, neues Leben zu zeugen. Daher muß man von der künstlichen Befruchtung sagen, daß sie das Naturgesetz verletzt und dem Recht und der Sitte widerspricht" (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 464). Diskutabel ist nur eine künstliche Nachhilfe durch den Arzt zum natürlichen ehelichen Befruchtungsvorgang. Nun hat Petrucci allerdings geltend gemacht, daß sein Experiment gar nicht einer künstlichen Züchtung menschlichen Lebens diente, sondern dermatologischen und allgemein diagnostischen Zwecken. In der letztgenannten Rede des Papstes wird aber erneut darauf hingewiesen, daß auch die Wissenschaft für ihre guten Zwecke nur sittlich einwandfreie Mittel gebrauchen darf. Die technische Hervorbringung einer Vereinigung menschlicher Keimzellen ist nach der oben zitierten Entscheidung kein solches Mittel, sei es, weil man sie — wenigstens möglicherweise — doch als menschliche Zeugung anzusehen hat, sei es, weil die Keimzellen, namentlich die Samenzellen, kaum anders als auf unnatürliche Weise (vgl. ebenfalls die Papstrede, Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 464) gewonnen werden können und für einen solchen Gebrauch nicht bestimmt sind.

Einem letzten Mißverständnis, dem auch Petrucci zum Opfer gefallen ist, muß vorgebeugt werden. Der Gelehrte hat sich darüber beklagt, daß der „Osservatore Romano" ihm zwar bestätigt habe, daß seine Versuche nichts gegen Gott oder die Religion beweisen; dennoch habe er sie als unmoralisch qualifiziert. Dieser Einwand Petruccis ist geradezu ein Schulbeispiel für die Schwierigkeit, der die Kirche begegnet, wenn sie den Menschen, und man darf wohl sagen auch den Gelehrten unserer Tage, eines der wichtigsten ihrer ethischen Prinzipien verständlich machen will: den Satz über das Verhältnis zwischen Zwecken und Mitteln. Viele werfen der Kirche vor, sie habe, wenigstens zu gewissen Zeiten, gelehrt, daß der Zweck die Mittel heilige, und sind nicht imstande, zu begreifen, daß es nach kirchlicher Lehre Mittel gibt, die durch keinen Zweck geheiligt werden können, weil sie ihrer Natur nach unsittlich sind. Man könnte davon eine lange Liste aufstellen; hier aber haben wir es mit einem solchen Mittel zu tun. Das Mittel, das Petrucci verwendet hat, ist nicht erlaubt, und zwar nicht deshalb, weil er böse Absichten damit verfolgte, sondern weil er durch seinen Gebrauch die Befugnis überschritten hat, die der Schöpfer dem Menschen in bezug auf seinen Leib gegeben hat.

Probleme zwischen Kirche und Staat in Spanien

Carlos Santamaría, der über Spanien hinaus bekannte Laientheologe, Pax-Christi-Sekretär und Begründer der „Internationalen Katholischen Gespräche von San Sebastián" (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 109), hat einen Beitrag „Die Katholiken im gegenwärtigen Spanien" verfaßt, der im Mai 1960 im französischen Bulletin der Pax Christi erschien und in der Nummer der „Informations Catholiques Internationales" vom 15. 10. 60 abgedruckt wurde. Er nennt die positiven Erscheinungen im spanischen Katholizismus: die reiche materielle und moralische Unterstützung durch den Staat, den Bau großer Seminarien, das Anwachsen der Priesterberufe, die Entwicklung neuer Apostolatsformen, die ersten Früchte einer liturgischen Renaissance und einer besseren religiösen Bildung.

Zum überwiegenden Teil jedoch spricht Santamaría von den Schwächen und Bedrohungen, die Grund für ernste Sorgen der spanischen Kirche seien. Er weist darauf hin, daß zwanzig Jahre nach dem Ende des „heiligen Krieges" Sieger und Besiegte einander noch immer in unversöhnlichen Fronten gegenüberstehen und eine wahre Versöhnung nie zustande gekommen ist. Er nennt drei große Probleme, die auch die Kirche aufs stärkste betreffen: die soziale Ungerechtigkeit, den staatlichen Zentralismus und die Beziehungen zwischen Kirche und Staat. „... Wenn die Forderungen der Gerechtigkeit und Liebe nicht großzügig verwirklicht werden, wird die wirtschaftlich-soziale Umwandlung mit Gewalt erfolgen — und diese Gewalt wird nichts Christliches an sich haben ... Es muß gesagt werden, daß die Zahl der Antiklerikalen und der erklärten Atheisten noch nie so groß war. Vor allem in der Universitätsjugend gibt es viele, die sich zum Unglauben bekennen. Die Anhänger einer Trennung zwischen Kirche und Staat scheinen mir immer zahlreicher zu werden. Ein großer Teil der öffentlichen Meinung klagt ungerechterweise die Kirche an und macht sie für alle politischen Mängel verantwortlich ..." Der Verfasser spricht von der Unterdrückung jeder Opposition und Regierungskritik und vom absoluten Fehlen der Presse- und Vereinigungsfreiheit.

Dieser Artikel hat in offiziellen Kreisen Spaniens verständlicherweise einiges Aufsehen erregt. Sein Abdruck in der angesehenen französischen Zeitschrift soll (nach KNA) mit die Ursache gewesen sein, warum die für die zweite

Novemberhälfte 1960 angesetzte XX. Soziale Woche Spaniens mit dem Thema „Information in der gegenwärtigen Gesellschaft" kurzfristig und ohne Angabe plausibler Gründe abgesagt wurde (Santamaría wäre einer der vier Hauptredner gewesen).

Die Gärung im Baskenland

Die Hauptursache für diese überraschende Absage dürfte in der akuten kirchlichen Gärung zu suchen sein, die wir in dem vorausgegangenen Bericht geschildert haben (vgl. ds. Jhg., S. 74ff.). Die Unruhen haben seitdem noch weitere Wellen geschlagen. Nuntius Antoniutti (den man völlig zu Unrecht einen Integralisten nennen würde) redete bei mehreren offiziellen Ansprachen den nordspanischen Geistlichen, die in einem offenen Brief gegen die Politik des Regimes und das Bündnis der Kirche mit ihm protestiert hatten, sehr ernst ins Gewissen. Priestern und Gläubigen stehe es nicht an, mit Schriftsätzen ihren kirchlichen Oberhirten zu nahe zu treten, am wenigsten unter dem Schleier der Anonymität. Wenn ein Priester seinen Vorgesetzten etwas zu sagen habe, habe er sich an seinen Bischof zu wenden, nicht aber vertraulich Mitteilungen in die Öffentlichkeit zu tragen oder gar den Gegnern in die Hände zu spielen, so daß sie in zweifelhaften Organen verbreitet werden.
Bischof Gúrpide von Bilbao ließ seinem ersten Hirtenbrief (a. a. O. S. 78) Ende November einen zweiten folgen, „Über die Freiheit der Kulte und die Trennung von Kirche und Staat". Dieser schließt mit folgender Zusammenfassung: „Kirche und Staat sollten sich nicht voneinander trennen, sondern einander helfen ... Die wirtschaftliche und administrative Trennung von Kirche und Staat kann man verteidigen; dagegen ist die moralische Trennung ein Irrtum, eine Häresie ..."
Die scharfe Reaktion der angesprochenen Bischöfe in der von allen Tageszeitungen veröffentlichten Erklärung (a. a. O. S. 78) hatte nicht zur Beruhigung beigetragen, sondern eher noch stärkeren Widerspruch herausgefordert. Die Initiatoren des ersten Manifests verfaßten ein zweites, mit dessen Unterzeichnung weitere baskische Priester und Laien (gerüchtweise sprach man sogar von 10000) aus ihrer Reserve hervortraten. Das Schriftstück, das insbesondere in den Provinzen Guipúzcoa und Bilbao verbreitet wurde, forderte zweierlei: 1. die Veröffentlichung des ersten Briefes, „weil die gegen ihn verhängte und öffentlich verbreitete Zurechtweisung eine große Gewissensverwirrung verursacht hat"; 2. die Kennzeichnung jener Punkte, die „heftige Vorwürfe gegen die Kirche" enthalten haben sollen.
Der Bischof von San Sebastián, der 66jährige Katalane Jaime Font Andreu, antwortete mit einer ungewöhnlich scharfen Erklärung, die am 3. Dezember 1960 an auffallender Stelle in allen Tageszeitungen, dagegen nicht in der offiziellen „Ecclesia" und anderen kirchlichen Zeitschriften veröffentlicht wurde. Nach Meinung des Bischofs verberge das neue Manifest unter dem Deckmantel eines vorgetäuschten Respektes eine boshafte Haltung. Wahre Katholiken seien streng verpflichtet, die Entscheidungen der kirchlichen Hierarchie in aufrichtiger Ergebenheit zu beachten, anstatt von ihren Oberhirten Rechenschaft zu fordern. „Alle Geistlichen der Provinz Guipúzcoa, die diesen Schriftsatz unterzeichnen oder sich ihm anschließen, laufen ipso facto Gefahr, von ihren priesterlichen Funktionen suspendiert zu werden."

Katholische Arbeiterbewegung und Syndikate

Die Kontroverse zwischen den staatlichen Einheitsgewerkschaften (Syndikaten) und den Arbeiterverbänden der Katholischen Aktion (HOAC) dauert schon viele Jahre (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 381, und 11. Jhg., S. 80). Die Syndikate beanspruchen ein sozialpolitisches Monopol, und die HOAC beharren auf ihrem Recht, die sozialen Lehren und Forderungen der Kirche in der Gesellschaft und vor dem Staat zu vertreten.
Auch in dieser Frage haben sich die Fronten neuerdings versteift. In der Madrider Syndikatszeitung „Pueblo" war kürzlich zu lesen: „Tatsache ist, daß die HOAC ganz offenkundig eine zweite Gewerkschaft außerhalb des Gesetzes der gewerkschaftlichen Einheit bilden." Die HOAC haben jetzt etwa 6000 Mitglieder und erfreuen sich eines von Jahr zu Jahr größeren Ansehens, während die Syndikate bei all ihren Leistungen als ein Zwangsinstrument des Regimes betrachtet werden. Der Bischof der Kanarischen Inseln hat schon vor Jahren in einem öffentlichen Hirtenbrief ihre Unvereinbarkeit mit der katholischen Soziallehre behauptet. Heute fürchten die Syndikate, daß ihnen im Falle eines Umsturzes die Arbeitermassen restlos verlorengehen und zu anderen Gruppen überlaufen.
Bei den Syndikatswahlen des Jahres 1960, bei denen wie alle drei Jahre wiederum rund 445000 Delegierte und Funktionäre zu wählen waren, wurden die Kandidaten der HOAC systematisch benachteiligt und durch staatlichen Druck oder Prozesse ausgeschaltet. Die vier Arbeiterverbände der Katholischen Aktion (männliche und weibliche HOAC, männliche und weibliche Arbeiterjugend) richteten daraufhin einen gemeinsamen Beschwerdebrief an den Falange- und Syndikatsminister („Ministro Secretario General del Movimiento y Delegado Nacional de Sindicatos") José *Solís Ruiz*.
Dieser antwortete am 10. und 15. Oktober 1960 mit Briefen an den Erzbischof von Toledo und Primas von Spanien, Enrique Kardinal *Pla y Deniel*, in dessen Eigenschaft als Präsidenten der Katholischen Aktion. In diesen Briefen sprach er den HOAC das Recht zur Kritik an einer öffentlichen Institution rundweg ab. Gleichzeitig erschien ein 300 Seiten umfassendes Werk, in dem mit einer Zusammenfassung seiner Reden und Artikel unter dem Titel „Neues spanisches Zusammenleben" (Nueva Convivencia Española) diese monopolsyndikalistische Doktrin ausgebreitet wird.

Ein Brief des Kardinalprimas

Die Antwort des Kardinalprimas erfolgte unter dem Datum des 15. November mit einem sehr ausführlichen, 2500 Wörter umfassenden Schreiben an Minister Solís Ruiz. Fest steht — entgegen dem Korrespondentenbericht von Gottfried Grosse alias Enrique Barth —, daß der Kardinal den Briefwechsel mit der äußersten Diskretion behandelte und daß er nicht durch kirchliche Stellen in die Öffentlichkeit drang. Dagegen hat der Minister Kopien der Briefe zusammen mit den erforderlichen Verhaltensmaßregeln an die Gouverneure der 50 spanischen Provinzen gerichtet; dadurch gelangte der Wortlaut der kirchlichen Antwort auch in die Öffentlichkeit und hat international beträchtliches Aufsehen erregt. Eine erste Zusammenfassung brachte die „New York Times" vom 2. Januar 1961; in den darauffolgenden Tagen kamen die weltlichen und kirchlichen Nachrichtenagenturen nach.

Der Kardinalprimas gibt in seinem Brief zunächst seiner „Überraschung" Ausdruck angesichts der Weigerung des Ministers, „den HOAC eine juristische Personalität zuzuerkennen und ihnen irgendeine Antwort zu geben". Ohne auf die Details der vergangenen Syndikatswahlen einzugehen, entwickelt der Kardinal dann seine grundsätzliche Stellungnahme. „Sie wissen wohl, daß die spanischen Syndikate stets und bis heute Gegner außerhalb Spaniens haben, die sie für nicht im Einklang mit der kirchlichen Soziallehre halten ... Ich für meinen Teil habe vor der Regierung, vor den Bischöfen und vor den HOAC stets darauf bestanden, daß die Zusammensetzung der spanischen Syndikate aus Arbeitern und Unternehmern und ihr obligatorischer Charakter nicht gegen die kirchliche Soziallehre verstoßen, vorausgesetzt, daß sowohl Arbeiter wie Unternehmer authentisch vertreten sind ... Nach vielen Berichten, die nicht nur aus den HOAC, sondern von den Arbeitern in unseren Diözesen allgemein kamen, haben aber die Arbeiter in den spanischen Syndikaten keine ausreichende Vertretung."

„Die kirchliche Hierarchie ist den Syndikaten nie feindlich gegenübergestanden, sondern hat sie durch die Ernennung von geistlichen Diözesanbeiräten unterstützt, was nicht auf Initiative der Kirche, sondern auf Ersuchen des daran interessierten Staates geschah ... So wie nun der Staat offizielle Syndikate organisiert hat, mußte auch die Kirche apostolische Vereinigungen schaffen: die Arbeiterverbände (wie auch die Unternehmerverbände) der Katholischen Aktion ... Unglücklicherweise gibt es ja außerordentlich viele Industriearbeiter, die nicht praktizieren und der Kirche absolut fernstehen."

„Konflikt zwischen Kirche und Staat"

Der Kardinalprimas zitiert dann Art. 34 des spanischen Konkordats von 1953 (vgl. Herder-Korrespondenz 8. Jhg., S. 21 ff.): Die Vereinigungen der Katholischen Aktion Spaniens können unter der unmittelbaren Abhängigkeit von der kirchlichen Hierarchie ihr Apostolat frei entfalten; für Tätigkeiten anderer Art haben sie sich in den Schranken der staatlichen Gesetzgebung zu halten. „Es wäre eine sehr irrige Auslegung dieses Artikels, wollte man ihn so verstehen, daß sich das Apostolat der Katholischen Aktion generell darauf zu beschränken habe, die Frömmigkeit im innerkirchlichen Raum anzuregen und zu pflegen ... Die Mission der Katholischen Aktion liegt generell außerhalb des Gotteshauses; das Apostolat der HOAC schließt notwendig die Propaganda der kirchlichen Soziallehre und die Beschäftigung mit sozialen Problemen ein ... Solange man das nicht versteht, versteht man überhaupt nicht, was Katholische Aktion heißt."

„Kann man, nachdem der erwähnte Artikel im spanischen Konkordat einmal besteht, die Personalität der HOAC in Spanien noch bestreiten? Das würde einen echten Konflikt zwischen Kirche und Staat hervorrufen ... Haben sich die HOAC nicht darauf beschränkt, eine Bittschrift an die zuständige Autorität, nämlich an den Nationaldelegierten der Syndikate, zu richten? Oder erkennt die Syndikatsorganisation ein Petitionsrecht nicht an? Dann wären die Syndikate ein totalitäres Regime wie das Hitlers oder der Sowjets."

„Welch schmerzlicher Kontrast!"

„Sowohl der erste wie der jetzige Präsident der HOAC sind kostenlos in die USA eingeladen worden, um die Arbeiterorganisationen jenes Landes zu besuchen. Welch schmerzlicher Kontrast! Spanien ist einer der wenigen konfessionellen Staaten der Welt und hat für viele Bereiche unter katholischen Gesichtspunkten ein Musterkonkordat — aber man schmälert, ja bestreitet die Personalität der HOAC, man stellt sie in Rundschreiben des Falange- und des Innenministeriums als verdächtig hin, man belästigt ihre Leiter mit polizeilichen Untersuchungsverfahren, man bestraft sie für das, was sie in Veranstaltungen unter Anwesenheit des Diözesanbischofs sagen oder nicht sagen [vgl. ds. Jhg., S. 77], und man verhindert ihre Veranstaltungen, wie kürzlich in einem Dorf der Provinz Almería, ohne daß man sie eines Vergehens oder einer Unehrerbietigkeit hätte beschuldigen können ... Ein bescheidenes Blättchen der HOAC von Toledo präsentierte der staatlichen Zensur kürzlich ohne Angabe der Herkunft einen Artikel, der dem Organ der Syndikate entnommen war. Die Zensur strich ihn und genehmigte ihn erst, nachdem die Quelle vorgezeigt wurde."

„Die gegenwärtigen Beziehungen zwischen Staat und HOAC sind äußerst gefährlich. Jüngste Beispiele von Konflikten zwischen Kirche und Staat in einigen Ländern — mit schwerwiegenden Auswirkungen auch in weltlicher Hinsicht — begannen mit Konflikten zwischen den Regierungen und Verbänden der Katholischen Aktion ... Ich halte Ew. Exzellenz für einen Realisten, der weiß: Man kann in Spanien 1960 nicht so vorgehen wie 1940.

Der Kardinalprimas zitiert abschließend Art. 16 des spanischen Grundgesetzes (Fuero de los Españoles) von 1945: „Für erlaubte Ziele und innerhalb der von den Gesetzen abgesteckten Grenzen können sich die Spanier frei vereinigen und zusammenschließen."

Falsche Kommentare

Die „New York Times" hat gewiß recht, wenn sie in ihrer Meldung schrieb: „Im offiziell katholischen Spanien ist der Kardinalprimas nach Franco die Persönlichkeit mit dem höchsten Ansehen und der höchsten Autorität. Seine Warnung wird deshalb für sehr bedeutungsschwer gehalten." Es ist aber ein völlig ungerechtfertigter Sensationalismus, wenn andere Blätter von einem „öffentlichen Bruch nach 25 Jahren der Zusammenarbeit", vom „Signal für eine taktische Neuorientierung des hohen Klerus" sprachen. In der Haltung des 84jährigen Kirchenfürsten bedeutet der Brief keine Wandlung und schon gar keinen Bruch. Wie selbst in den vergangenen Jahrgängen der Herder-Korrespondenz leicht nachzuprüfen ist, war die Stellungnahme des spanischen Primas immer eindeutig und wurde mehr als einmal klar und kritisch ausgesprochen. Neu ist höchstens die Schärfe der Formulierungen, mit der nach der jüngsten Zuspitzung der Dinge der kirchliche Standpunkt vertreten wird, und neu ist es, daß solche Dinge an die Öffentlichkeit geraten. Sowohl für die Zuspitzung wie für die Indiskretion trägt aber Schuld nicht die Kirche, sondern ein Falangepolitiker.

Dessen Motive sind schwer einzusehen. Er müßte doch wissen, daß die Falange und ihr Minister ohnehin nicht mehr sehr hoch im Kurs stehen und sich keine Reibereien mit anderen Gruppen und Tendenzen leisten dürfen. Normalerweise hätte man erwarten müssen, daß Solís Ruiz von seinem allmächtigen Staatschef zurückgepfiffen würde; das scheint jedoch nicht sofort der Fall gewesen zu sein. Erst Ende Januar trat der Minister seinen Canossagang ins Erzbischöfliche Palais in Toledo an.

Die nachfolgende Pressepolemik

Auf Betreiben von Alberto Martín Artajo, 1945—1957 Außenminister in der Regierung Franco, heute Verlagsdirektor der „Editorial Católica" mit der Tageszeitung „Ya" und weiteren katholischen Blättern, kam es am 5. Dezember zu einer Aussprache zwischen Syndikatsminister Solís Ruiz und den Präsidenten der vier Arbeiterbände der Katholischen Aktion; das einzige Ergebnis war eine Präzisierung der beidseitigen Standpunkte.

Um so überraschter war man, als tags darauf die Zeitung „Ya" einen Leitartikel unter dem Titel „Willkommene Zusammenarbeit" veröffentlichte. (Die Zeitung, deren Verlag unter der Leitung des Bischofs von Málaga, Dr. Ángel Herrera Oria, steht, ist eigenartigerweise in jüngster Zeit mehr zu einem Sprachrohr des Regimes als der Kirche geworden; die Hintergründe dafür sind unbekannt geblieben.) Ohne die Streitpunkte auch nur zu erwähnen, legte der Kommentar die jeweiligen Aufgabenbereiche der Syndikate und der Katholischen Aktion dar und schloß: „Wenn man die Dinge so klarstellt, ist leicht einzusehen, daß jeder der beiden Organismen sein spezifisches Tätigkeitsfeld hat; wenn er es nicht überschreitet, ist eine Opposition oder ein Kampf gegeneinander unvorstellbar: sind doch die letzten Ziele in sozialer, patriotischer und religiöser Hinsicht in Spanien die gleichen, so daß die positive und reale Zusammenarbeit nicht nur beiden nutzt, sondern der nationalen Gemeinschaft im ganzen zugute kommt."

Die Syndikatszeitung „Pueblo" griff diesen Kommentar begeistert auf und antwortete am 8. Dezember mit einem Leitartikel unter dem vielsagend abgewandelten Titel „Eine Basis für die gewünschte Zusammenarbeit". Die Zusammenarbeit sei für die Syndikate „achtenswert und willkommen"; freilich könne alles, was auf dem Gebiet des kirchlichen Apostolats das Zeitlich-Materielle berühre, „sehr gut und sehr angemessen den rechten Weg durch die Syndikate gehen, ohne daß sich dann die Probleme einer Duplizität der Tätigkeit ergeben". Nach Meinung des „Pueblo" zeigen die Verbände der spezialisierten Katholischen Aktion das eindeutige Bestreben, „ihre Aktivität über die Grenzen ihrer Verfassung hinaus auszudehnen".

Protest und Richtigstellung

Die Antwort auf diese Leitartikel erfolgte durch einen Offenen Brief, den die Präsidenten der männlichen und weiblichen Arbeiterjugend, José Antonio Alzola und Inés Carrasco, unterzeichneten. Seine Veröffentlichung im „Pueblo" wurde durch Drohungen mit „sonstigen Maßnahmen" erzwungen, „die im Weigerungsfall im Einverständnis mit der kirchlichen Hierarchie ergriffen werden". So ergab sich das in der spanischen Presse einmalige Schauspiel, daß ein offizieller Kommentar (dessen Abfassung dem Falangeminister selbst zugeschrieben wird) durch eine mehr als drei Spalten umfassende Erklärung berichtigt werden mußte.

Darin heißt es: „Es ist irrig, zu behaupten, daß der apostolische Auftrag in bezug auf das materielle Leben durch eine weltliche Organisation erfüllt werden kann ... Die Arbeiterbewegungen der Katholischen Aktion waren nie, sind nicht und werden nie sein eine ‚konkrete Pflanzstätte' für irgendeine Gewerkschaft oder politische Partei, sei sie nun katholisch oder nicht ... Für alle, für absolut alle spanischen Arbeiter fordern wir das Recht zurück — man beachte das wohl —, an den Verantwortungen der Syndikatsorganisation teilzunehmen, ohne daß man ihnen bei der Wahl oder in ihrer Tätigkeit Schwierigkeiten bereitet ... Die Arbeiterverbände der Katholischen Aktion haben mit den Leitartikeln in ‚Ya' und ‚Pueblo' nicht das geringste gemein. Sie haben bis zur Stunde nicht bemerkt, daß ihre soziale Arbeit besser anerkannt würde; diese Arbeit üben sie im Rahmen der von der Hierarchie gesteckten Grenzen aus, wonach sie weder Gewerkschaften noch bloße Bruderschaften sind, sondern die Soziallehre der Kirche zu verteidigen und zu verbreiten und für ihre Anwendung in der Praxis zu sorgen haben."

„Pueblo" fügte der Veröffentlichung (29. 12. 60) ein redaktionelles Nachwort an, das nochmals den Syndikatsstandpunkt wiederholt. Bei „Ya" dauerte es noch fünf Tage länger, bis die Berichtigung der JOC publiziert wurde (3. 1. 61); hier folgte der Kommentar, daß nach Meinung der Redaktion zwischen dieser Richtigstellung und dem ursprünglichen Leitartikel kein Widerspruch bestehe.

„Keinerlei Zusammenarbeit"

Noch schärfer äußerte sich die JOC in der Januarnummer ihres Verbandsorgans „Juventud Obrera": „Bis zum gegenwärtigen Augenblick hat es keinerlei Art der Zusammenarbeit zwischen der Syndikatsorganisation und den Verbänden der spezialisierten Katholischen Aktion gegeben ... Die spanische Hierarchie stellt unter anderem drei Forderungen für die Gewerkschaftsorganisation, wenn sie wie im Fall Spaniens vom Staat eingesetzt ist: den Verzicht auf jede politische Tätigkeit, die echte Repräsentation und die volle Unabhängigkeit ihrer Arbeit."

Aufschlußreich ist noch der Kommentar der offiziellen kirchlichen Wochenschrift „Ecclesia" (7. 1. 61): „Mehr als um eigentliche Zusammenarbeit zwischen Katholischer Aktion und Syndikaten handelt es sich um eine gegenseitige Anerkennung ihrer Personalität und der jeweiligen Kompetenzen. Je besser die Syndikate arbeiten, desto geringer ist die Gefahr und Versuchung, sie eines Tages durch etwas anderes zu ersetzen. Je mehr Kraft die apostolischen Verbände entwickeln, desto größer ist der Kreis der aus ihnen hervorgehenden Menschen, die gewerkschaftliche oder anderweitige Verantwortungen übernehmen können. Man muß hier auch, wie bei vielen anderen Dingen, an die Rolle der öffentlichen Meinung erinnern, und es ist unumgänglich notwendig, hier jede Art von Konfusion zu vermeiden."

Die Syndikate in der Sicht Francos und der internationalen Gewerkschaften

Mitten in diese Auseinandersetzungen kam die traditionelle Neujahrsbotschaft General Francos (im vollständigen Wortlaut in allen Zeitungen vom 30. 12. 60). Aus den langen Ausführungen sei der folgende einschlägige Abschnitt übernommen, der zugleich sehr typisch das Selbstverständnis des spanischen Staatschefs widerspiegelt: „Mit einer Vorwegnahme von zwanzig Jahren standen wir als Avantgarde am Scheideweg der historischen Strömungen, so daß wir ganz zwangsläufig auf die Feindschaft unserer Gegner und selbst auf das Unverständnis derer stoßen mußten, die natürlicherweise unsere Freunde sein müßten. Daraus erklärt sich die Einmaligkeit der Situationen, die wir durchstehen mußten. Aber der Himmel wollte die Redlichkeit unserer Vorsätze und die Opfer des spanischen

Volkes belohnen, und heute können wir feststellen, daß wir mit unserer organischen Demokratie und unserem nationalen Syndikalismus Lösungen gefunden haben, die den Bedürfnissen der modernen Welt genau angepaßt sind ... Der Syndikalismus selbst muß zur verantwortlichen Plattform der politischen Entscheidungen und Initiativen des Staates gemacht werden ..."

In einer gemeinsamen Erklärung des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften und des Internationalen Bundes Christlicher Gewerkschaften (Brüssel, 23. 12. 60) protestieren beide Verbände gegen das „totalitäre Polizeiregime General Francos", gegen dessen Unterstützung durch demokratische Regierungen und internationale Institutionen und „insbesondere gegen die angebliche spanische Syndikatsbewegung, die in Wirklichkeit nur ein Instrument der an der Macht befindlichen Partei ist, um die Arbeiter zu kontrollieren". „Die Regierung General Francos verschärft noch heute, nach mehr als 20 Jahren, ihre Polizeimaßnahmen und antigewerkschaftlichen Verfolgungen; sie verurteilt führende Gewerkschaftler wegen Taten, die während des Bürgerkrieges begangen wurden; sie behandelt den Streik als militärische Rebellion und läßt durch Kriegsgerichte die Arbeiter aburteilen, die sich gegen die von Tag zu Tag schlechtere wirtschaftliche Lage, gegen die zunehmende Arbeitslosigkeit und das wachsende Elend der Arbeiterschaft wehren."

Ein Schulkonflikt?

Ein neuer Konflikt scheint sich auf dem Gebiet des Schulwesens herauszubilden. Die spanische Regierung hat ein neues Gesetz erlassen, wonach nur mehr staatlich geprüfte Lehrkräfte an höheren Schulen angestellt werden dürfen. Auf einer Tagung der kirchlichen Schulen Anfang Januar 1961 in Madrid beschloß der Vorstand, das Gesetz nicht anzuerkennen und zu ignorieren; den Ordensoberen und Schulleitern wurde dies in einem vertraulichen Rundschreiben mitgeteilt. In einem am 26. Januar verteilten Flugblatt gab aber das Studentensyndikat den Inhalt des Rundbriefes bekannt und griff ihn als „Aufruf zum Widerstand gegen ein vom Staatschef erlassenes Gesetz" scharf an. Hinter dem Flugblatt stehen nicht nur Syndikatskreise, sondern auch viele aus der akademischen Lehrerschaft, die sich durch die Einstellung nicht staatlich geprüfter Lehrkräfte benachteiligt fühlen. 80 % der höheren Schulen Spaniens liegen in den Händen der Kirche.

Den Entwurf eines neuen spanischen Pressegesetzes (vgl. ds. Jhg., S. 75) haben die drei Bischöfe — von Málaga, Ciudad Real und Lugo —, die Mitglieder der dafür eingesetzten staatlichen Kommission sind, einmütig als „weltanschaulich unannehmbar" abgelehnt. Sie haben wissen lassen, daß sie der nächsten Ausschußsitzung, in der der Gesetzentwurf gebilligt werden soll, fernbleiben werden.

Internationale Katholische Organisationen (OIC) gründen eigenen Ausschuß für das Ökumenische Konzil

Das Ständige Komitee der Internationalen Katholischen Organisationen (OIC), das Anfang 1961 in Paris tagte, gab seiner Sorge darüber Ausdruck, daß die Internationalen Katholischen Organisationen nicht zu den vorbereitenden Arbeiten für das Ökumenische Konzil eingeladen worden seien. Außerdem wurde bedauert, daß viele Mitglieder der vorbereitenden Komitees sich die Tätigkeit und die Erfahrungen der OIC nicht genügend zunutze machten. Aus diesem Grund wurde bei der Tagung ein aus 15 Personen bestehender Ausschuß gegründet, dessen Aufgabe es ist, alle Informationen und Angaben der OIC zu sammeln, die für die offiziellen Vorbereitungsausschüsse des Ökumenischen Konzils von Nutzen sein könnten. Dieser „Konzilsausschuß" der Internationalen Katholischen Organisationen steht unter Leitung von Fräulein M. M. C. Vendrik (Niederlande). Geistlicher Berater ist Msgr. Dr. A. Ramselaar (Niederlande).

Aus Amerika und Australien

Schwerer Konflikt zwischen Staat und Kirche in Haiti

Immer wieder erweisen sich die Inselstaaten des Karibischen Meeres politisch und religiös als Unruheherde. Nach Kuba, Puerto Rico und Santo Domingo ist nun in Haiti ein seit langem schwelender Konflikt zwischen der Regierung und der katholischen Kirche zum offenen Ausbruch gekommen. Die Beziehungen waren seit der Ausweisung zweier französischer Priester und der nur in letzter Minute rückgängig gemachten Verhaftung des Erzbischofs François Poirier der Hauptstadt Port-au-Prince im August 1959 gespannt geblieben (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 59 f.). Ende November 1960 wurde dann Erzbischof Poirier ausgewiesen und in einem Flugzeug kurzerhand nach seinem Heimatland Frankreich befördert. Er habe, so hieß es, kommunistische Studenten mit Geld unterstützt ...

Im sichtlichen Bemühen, die Dinge nicht zum Äußersten kommen zu lassen, begnügte sich der Vatikan mit einem Protest und ernannte den Weihbischof der Hauptstadt, Msgr. Remy Augustin, den ersten aus Haiti stammenden Bischof, zum Administrator der zeitweilig ihres Oberhirten beraubten Erzdiözese.

Nun ist auch Msgr. Augustin am 9. Januar 1961 nachts verhaftet und am folgenden Tag im Flugzeug außer Landes geschafft worden. Mit ihm wurden noch vier französische Priester, darunter der Generalvikar der Erzdiözese, ausgewiesen. Die Regierung behauptet, der Weihbischof habe bei einer Reise nach Venezuela und Argentinien mit exilierten Haitianern gesprochen, gegen das Regime konspiriert und sich dadurch gegen das Konkordat vergangen. Dazu erklärt Msgr. Augustin in New York, wo er Asyl gefunden hat, er habe lediglich seine Pflicht als Bischof getan und sich nicht in politische Angelegenheiten gemischt. Zugleich wird gegen die französischen Priester die Beschuldigung erhoben, sie betrieben politische Intrigen und hielten das Volk in religiöser Versklavung und geistigem Kolonialismus. — Am 10. Januar wurde schließlich auch „La Phalange", die einzige katholische Tageszeitung des Landes, geschlossen.

Der Heilige Stuhl hat daraufhin durch Dekret der Konsistorialkongregation vom 14. Januar erklären lassen, daß alle, die an der Ausweisung der Bischöfe mitgewirkt haben, gemäß den Bestimmungen des kanonischen Rechts der Exkommunikation „latae sententiae" verfallen seien, d. h. die vom Gesetz angedrohte Strafe ohne weiteres verwirkt hätten. Der Präsident der Republik wird nicht ausdrücklich genannt, ist aber als Hauptschuldiger und Letztverantwortlicher ohne Frage mitbetroffen. Eine ähnliche Maßnahme ist seinerzeit anläßlich der Vertreibung zweier argentinischer Prälaten unter Perón 1956 erfolgt.

Es ist nicht leicht, die Hintergründe der Krise klar zu erkennen. Wie es scheint, liegt den Ereignissen ein Schul-

konflikt zugrunde. Präsident Duvalier (seit 1957, mit sechsjähriger Amtszeit) versucht offenbar, die Staatsuniversität und das höhere Schulwesen, das bisher zum größten Teil von Ordensleuten getragen wird, in Staatshände hinüberzuspielen. Das hat zunächst zur Schließung der Universität und dann zu Studenten- und Schülerstreiks geführt, in lateinamerikanischen Ländern immer ein ernstes Alarmsignal für die Regierung. Die große Masse der zu 80 % aus Analphabeten bestehenden schwarzen Bevölkerung ist an dem Konflikt an sich unbeteiligt, wenngleich zu vermuten ist, daß der Präsident sich der Zustimmung der Masse sicher genug fühlt, um sein Programm gegen die schmale Schicht der Mulatten und Intellektuellen durchzusetzen. In die Glut der ursprünglich aus lokalen Gründen entstandenen Opposition blasen jedoch zweifelsohne sowohl Castro-Anhänger wie Kommunisten, so daß es in dieser Verwirrung der Regierung jedenfalls leicht gemacht wurde, alte Rechnungen zu begleichen und ihre kirchlichen Gegner zu kompromittieren. Vielleicht ist auch das soziale Unbehagen wegen der schlechten Kaffee-Ernte des letzten Jahres und die latenten Spannungen mit der östlich angrenzenden Dominikanischen Republik für die Regierung ein Anlaß zu gegen die Kirche gerichteten Ablenkungsmanövern. Trotz dem Exkommunikationsdekret dauern die diplomatischen Beziehungen zwischen dem Vatikan und der Regierung von Haiti einstweilen fort, so daß die Möglichkeit besteht, die zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen. Die Wiederkehr des religiösen Friedens ist für die durch den bisher unausrottbaren animistischen Kult des „Wodu", durch Sektenpropaganda, soziales Elend und kulturelle Not sowie durch den Priestermangel geschwächte katholische Christenheit der Republik dringend zu wünschen: bei einer Gesamtbevölkerung von annähernd 3 500 000 Einwohnern verfügen die 2 700 000 Katholiken nur über 464 Priester, im Durchschnitt also über einen Priester für je 5800 Gläubige.

Wie KNA (7. 2. 61) mitteilt, mußte am 6. 2. wiederum ein Bischof Haiti verlassen. Die Ausweisungsorder traf am 3. 2. den Bischof von Les Gonaives, P. S. J. M. Robert. Bischof Robert ist gebürtiger Franzose. Dem Ausweisungsbefehl ging am gleichen Tag ein Zwischenfall voraus, bei dem etwa 50 Demonstranten ins bischöfliche Haus eindrangen und dort ein Lebensmittel- und Schulmateriallager der Caritas verwüsteten.

Eine neue Form ökumenischer Zusammenarbeit

In vielen Überlegungen und Gesprächen über die Wiedervereinigung der Christenheit kehrt der Gedanke wieder, daß die Kirchen, solange die dogmatischen Gegensätze die Wiederherstellung der vollen Einheit verbieten, wenigstens in der Verteidigung des gemeinsamen christlichen Erbes gegenüber den Mächten der Zeit und in seiner Verwirklichung im gesellschaftlichen Leben zusammengehen sollten, um dadurch in aller Öffentlichkeit ein gemeinsames Zeugnis für Christus abzulegen. Wie oft hat auch Papst Pius XII. an eine solche sichtbare Zusammenarbeit appelliert! Aber selbst diese Form einer öffentlichen Zusammenarbeit scheint noch so vielen Schwierigkeiten zu begegnen, daß man nicht sehr viel davon merkt. Zwar arbeiten die Vertreter der Kirchen auf vielen Gebieten zusammen oder in engem Kontakt miteinander, so in der Caritas aller Zweige, im Kulturleben, in manchen gesellschaftspolitischen Aktionen, neuerdings auch in den Akademien. Aber diese Kontakte bleiben in der Regel im verborgenen, und deswegen fehlt ihnen das so wichtige gemeinsame Zeugnis vor aller Welt. Aus diesem Grunde ist es der Beachtung wert, daß zweimal im Abstand von vierzehn Tagen der Erzbischof von Sydney, Kardinal Gilroy, der anglikanische Erzbischof derselben Stadt, Hugh Gough, und der Präsident des Rates der Kirchen von New South Wales, Dr. E. H. Watson, für die evangelischen Kirchen, mit einem gemeinsamen Hirtenwort vor die Öffentlichkeit Australiens getreten sind. Diese Gemeinsamkeit hat einen überaus starken Eindruck gemacht. Beim erstenmal handelte es sich um eine gemeinsame Weihnachtsbotschaft rein geistlichen Inhaltes, die den Offenbarungscharakter der Menschwerdung Christi darlegte. Beim zweitenmal verkündigten die Oberhirten der christlichen Gemeinschaften gemeinsam die Botschaft des Evangeliums gegenüber den Erscheinungen unserer Zeit, gegenüber „dem Babylon der tausend Stimmen, die still oder laut die Existenz Gottes und die Gültigkeit seiner Gebote leugnen". Sie setzten sich auseinander mit den Werten von heute, dem Wohlstand, der Macht, dem Prestige und dem Genuß, und zeigten das Verbindende zwischen den auch heute geschätzten Idealen der Kameradschaft und Hilfsbereitschaft und christlicher Vollkommenheit.

Aus den Missionen

Um nachhaltige Förderung von Missionsberufen unter den Gläubigen. Missionsgebetsmeinung für April 1961

Die Maßnahmen der Kirchenleitung zur beschleunigten Einrichtung der ordentlichen Hierarchie in Asien und Afrika — am 3. Januar 1961 waren von den 731 der Propagandakongregation unterstellten Missionssprengeln nur noch 260 im Auftrag des Papstes direkt verwaltete Apostolische Vikariate, Präfekturen oder selbständige „Missionen" —, die Ernennung asiatischer und afrikanischer Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, die stetig, wenn auch langsam ansteigende Zahl der einheimischen Hilfskräfte (Priester, Ordensfrauen, Brüder): alles dies könnte im Bewußtsein unserer Katholiken in den westlichen Ländern den Gesamteindruck erwecken, als ob die Missionshilfe der altchristlichen Kirchen einer wachsenden Entlastung entgegensehe. Eine solche Zuversicht wäre aber nur gerechtfertigt, wenn die jungen Kirchen in absehbarer Zeit ohne die personelle und materielle Hilfe der westlichen Welt sich innerlich entfalten und auch nach außen ausbreiten könnten. Dies ist aber so wenig der Fall, daß Rom die Christenheit unablässig bittet, gerade in dieser für die Zukunft der Missionen so entscheidenden Zeit die ausländische Hilfe nicht zu vermindern, sondern zu verstärken.

Zweifellos sind die jetzt sich häufenden tiefgreifenden Änderungen in der kirchlichen Struktur der Missionsgebiete der eigentliche Ansatzpunkt für eine Selbstbeteiligung der jungen Kirchen an der Weltmission im Rahmen der Gesamtkirche, aber vorläufig nicht mehr als dies. Alle diese Kirchen haben weder das entscheidende Problem ihrer Anpassung an die Eigenkulturen ihrer Länder bewältigt, noch sind sie ohne fremde Hilfe in der Lage, ihre Seelsorge entsprechend den Forderungen der neuen Zeit zu gestalten und die Auseinandersetzung mit den einströmenden modernen Weltanschauungen achristlicher oder antichristlicher Art erfolgreich zu führen. Vor allem

fehlt es ihnen an einer breiten Schicht gebildeter Laienapostel, die imstande sind, den Aufbau der neuen Staats- und Sozialordnungen christlich zu beeinflussen. Wenn ganze Länder jetzt nacheinander eine einheimische Hierarchie mit einheimischen Erzbischöfen und Bischöfen erhalten, so dürfen wir uns dadurch nicht zu einer falschen Optik der missionarischen Wirklichkeiten verleiten lassen. Es handelt sich bei unseren Heidenmissionen zunächst nur um 30—40 Millionen Katholiken, die in ganz ungleicher Verteilungsdichte über die halbe Welt hin leben und die heute zum großen Teil in schwere Selbstbehauptungskämpfe verwickelt sind, die den stärkeren Zuwachs von Bekehrungen in Asien schon abgestoppt haben und in Afrika wahrscheinlich (siehe Kongo!) auch bald abstoppen werden. Wenn die Christenzahl in den sog. Missionsgebieten während der letzten Jahrzehnte um viele Millionen anwuchs, so darf dabei auch nicht der außerordentlich große Bevölkerungszuwachs in der farbigen Welt übersehen werden, an dem die katholischen Gemeinden Anteil hatten. In dem Augenblick, wo der große Konvertitenzustrom aufhört oder die Kirche in Verfolgungen gerät, wird sich ganz klar zeigen, daß die Missionskirche prozentual durch das Wachstum der nichtchristlichen Bevölkerung überflügelt wird.

Es ist gerade in der Agenzia Fides (18. 1. 1960) eine Gesamtstatistik der Katholiken in den der Propaganda Fide unterstellten Missionen nach dem Stand vom 30. Juni 1959 erschienen. Bei Wertung der Zahlen beachte man wohl, daß China, Nordkorea und Nordvietnam in die Berechnung nicht eingeschlossen sind, weil über diese Gebiete seit langem keine zuverlässige Statistik mehr geführt werden kann. Bei einer Bevölkerung von 804 820 000 Seelen zählt man in dem von der Statistik erfaßten Bereich nur 9 706 142 Katholiken und immerhin 542 554 Katechumenen. Die Katholiken bilden also hier nur 1,2 Prozent der Gesamtbevölkerung. Macht man nun den Versuch, die oben ausgeklammerten kommunistischen Länder, deren Kirchen ebenfalls der Propaganda Fide unterstehen, der Berechnung anzugliedern, und schätzt man für diese Länder ganz grob 570 Millionen Einwohner und — sehr optimistisch — 2,5 Millionen Angehörige der Kirche des Schweigens, so wären in den der Kongregation der Glaubensverbreitung unterstehenden Bereichen Asiens von fast 1,5 Milliarden Menschen nur 12,2 Millionen = 0,83 Prozent katholisch. Was immer man von den Kirchen Asiens erwartet: jedermann sieht, daß sie das Missionswerk auch in Zukunft nicht wirksam ohne die Hilfe der altchristlichen Kirchen fortführen können.

Für Afrika hat die Enzyklika *Fidei Donum* die Notwendigkeit der ausländischen Hilfe so eindringlich dargestellt (vgl. Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 474 bis 480), daß hier darauf nicht zurückgekommen zu werden braucht. Wenn allerdings Asien und Afrika sich vollständig den westlichen Missionaren verschlössen, dann ständen die jungen Kirchen dieser Erdteile vor ungeheueren Aufgaben. Die Zahl nichtwestlicher Missionare, die heute diesen Kirchen zur Verfügung gestellt werden könnten — es kämen hier vor allem die Philippinen und Angehörige der nichtweißen Gruppen Nord- und Lateinamerikas in Frage —, ist zu gering, um ins Gewicht zu fallen. Zudem beginnen sich die Philippinen erst langsam auf ihre Missionspflicht zu besinnen, während die Kirche Lateinamerikas mit der eigenen Rettung beschäftigt ist und heute der organisierten Hilfe der Christenheit Europas und Nordamerikas dringend bedarf. Sie wird ihr sogar in dem Maße gegeben, daß durch die kommunistische Verfolgung freigewordene Missionskräfte Asiens sich zu einem kleineren Teil der religiösen Rettungsarbeit in diesem Erdteil zuwandten, statt irgendwo in Asien ihr Werk fortzusetzen. Man kann ihnen deshalb keinen Vorwurf machen, weil die vielfach durch Einreisebeschränkungen gehemmten großen Asienmissionen im Augenblick der Chinakatastrophe nicht in der Lage waren, alle dort freiwerdenden Kräfte anzusetzen.

Es wäre allerdings eine falsche Missionsstrategie, würde man wegen der sich versteifenden Missionslage in Asien und Afrika nun diese Erdteile vorübergehend als eine Art von „Nebenkriegsschauplätzen" der Weltmission betrachten, um alle Kraft auf die religiöse Hilfe für Lateinamerika zu konzentrieren. Abgesehen davon, daß wir nicht wissen, ob diese Erneuerungsarbeit an einem ganzen Drittel der Katholiken der Welt in naher Zukunft ungestört vonstatten gehen kann und ob ausländische Missionskräfte, gegen die schon der dort wachsende Kommunismus hetzt, noch überall unbeschränkt eingesetzt werden können, ist der bestimmende Faktor der Weltgeschichte in naher Zukunft der afro-asiatische Raum, vor allem Asien, um dessen Seele zu ringen die Kirche keinen Augenblick nachlassen kann. Daß es zu einer allgemeinen Behinderung westlicher Missionare in Asien und Afrika kommen wird, wäre nur dann zu erwarten, wenn Asien und Afrika gänzlich kommunistisch würden. Bei der nicht mehr rückgängig zu machenden Abhängigkeit der Völker voneinander in der zusammenwachsenden Welt bedeutet dies zugleich, daß auch die westliche Welt und damit die Kirche im Westen in Ketten gelegt würde. In einer solchen Perspektive an der Ausbreitung des Christentums zu arbeiten, hieße von vorneherein, an den gesunden Kräften der Menschheit verzweifeln und damit die Missionsinitiative tödlich lähmen. Mehr noch: es wäre ein Verzicht auf den Glauben an die Weltsendung der Kirche, an die sieghafte Kraft des Christentums, an die Macht der Gnade. Ohne einen übernatürlich begründeten Optimismus wäre auch in der Vergangenheit Mission unmöglich gewesen. Man denke nur an die Zeit vor etwa 130 Jahren, als nach der Periode eines eisigen Rationalismus und den Erschütterungen der Französischen Revolution, die sich über ganz Europa und darüber hinaus bemerkbar machten, die Weltmission der Kirche auf einem Trümmerfeld zerstörter Hoffnungen gleichsam neu beginnen mußte.

Heute ist nun die ganze Welt Schauplatz eines gigantischen Kampfes der Weltanschauungen geworden. Die geistige Rüstung der Kirche zur Erfüllung ihrer Weltaufgabe ist ungleich größer als am Beginn des 19. Jahrhunderts, wie ernst man auch die Entchristlichung Europas werten mag. Die Missionsarbeit vollzieht sich nun im Gegensatz zu damals schon in einer zusammengewachsenen Welt und steht deshalb Tag für Tag in dieser globalen Auseinandersetzung. Sie muß damit rechnen, daß sie im Hinundherwogen des Kampfes Länder verliert, aber auch Länder gewinnt. Alle Tore schließen sich nicht zugleich, und es tun sich dauernd auch neue auf. Die Missionare werden nie arbeitslos werden. Es leben mitten in dem geistigen Weltringen von heute noch weit über eine Milliarde Menschen, an die die christliche Botschaft herangetragen werden kann und muß. Deshalb bezeichnete es der Kardinalpräfekt der Propaganda in einer Rede vor der Fordham-Universität zu New York im Sommer 1960 als unerfindlich, warum selbst in katholischen Blättern die Errichtung der Hierarchie in den Missionsländern

dahin kommentiert wurde, daß die Missionsära der Kirche nun zu Ende gehe. Ganz im Einklang mit der letzten Missionsenzyklika erklärte dann Kardinal Agagianian: „Wie nie zuvor bedürfen wir heute der Missionspriester, Ordensmissionare und Laienhelfer."

Die neuen Erfordernisse bei der Förderung von Missionsberufen

Wenn auch die Missionslage ergibt, daß diese vielen Missionare noch für lange Zeit vorwiegend aus der westlichen Welt kommen müssen, so sollte man doch schon jetzt auch in den jungen Missionskirchen mit aller Kraft die Entwicklung von Missionsberufen fördern, d. h. hier von Missionaren, die außerhalb ihres eigenen Landes und Kulturbereichs sich an der Weltmission beteiligen, mögen es jeweils zunächst auch nur wenige sein. Die Bischöfe von Nigeria haben im Vorjahr in einem Kollektiv-Hirtenschreiben eigens darauf hingewiesen, es sollten wenigstens einige Berufe speziell zur Verbreitung des Glaubens außerhalb Afrikas vorbereitet werden. Zwischenstufen für die Beteiligung der jungen Kirche an der universalen Missionsaufgabe gibt es genug in fast allen Ländern Asiens und Afrikas, da die einheimischen Apostolatskräfte, wenn sie schrittweise die fremden Glaubensboten beiderlei Geschlechts ablösen, gezwungen sind, auch unter Menschen anderer Sprachen und Kulturen zu arbeiten. In Europa beginnt man heute erst damit, sich Rechenschaft über die verwirrende Mannigfaltigkeit der Völker, Sprachen und Kulturen zu geben, die in den afrikanischen Ländern gefunden werden, die bisher von europäischen Mächten als eine politische und verwaltungsmäßige Einheit regiert wurden. In den sog. Regionalseminaren zur Heranbildung von Priestern begegnen sich fast stets viele dieser Kulturen. Es findet hier nicht nur ein geistiger Angleichungsprozeß statt. Diese Seminare erziehen die jungen Menschen allein durch die völkische Zusammensetzung, ihr Denken über die Stammesgrenzen hinaus zu weiten. Dies bedeutet aber eine außerordentliche Hilfe zur Erfüllung der Aufgabe, ihren Blick allmählich universalkirchlich zu orientieren. Eine weitere Hilfe bedeutet der intensive Kontakt mit der Gesamtkirche. Es genügt hier nicht die Fühlungnahme der jungen Kirchen mit einer westlichen Teilkirche. Bei der Analyse der kirchlichen Lage im Kongo hat man festgestellt, daß die dortigen Katholiken, durch die Verhältnisse dazu verführt, sich allzu einseitig auf die Kirche Belgiens eingestellt hatten, die in engster Verbindung mit der Kolonialmacht die überwältigende Mehrheit der Missionare stellte. Sie sahen die katholische Kirche mehr als eine statische denn eine dynamische Größe von Weltformat. Die riesige Ausdehnung des Gebietes, das in sich weitgehend von äußeren Einflüssen abgesperrt wurde, begünstigte diese Entwicklung außerordentlich. In allen Missionsländern ist heute das große Problem, wie man den Katholiken den erobernden, apostolisch-missionarischen Geist vermitteln kann. Die Geschichte der Kirchengründungen im Kolonialzeitalter kann hier manche Fehlentwicklung erklären: die hemmenden Einflüsse der Kolonialregierungen, die mangelnde Akkommodation usw. Ein Blick auf die unierten und nichtunierten Kirchen des Nahen Ostens und Indiens zeigt indes, daß hier noch andere Faktoren mitspielten: die Umklammerung durch den Islam im Vorderen Orient, das Kastensystem, die Ritenpolitik der lateinischen Kirche gegenüber den Orientalen — in neuester Zeit die Verfolgungen durch den Kommunismus und der Druck einheimischer nationalistischer Kräfte, die so manche junge Kirche zur Verteidigung gegenüber lebensbedrohenden Kräften zwingen.

Die theologische Bildung in den Priesterseminarien der Missionen läßt auf dem Gebiete der Vermittlung eines missionarischen Geistes oft ebenfalls Wünsche offen. Dies erscheint weniger verwunderlich, wenn man daran erinnert, daß zum Unterricht in den Seminarien noch meist westliche Lehrbücher benutzt werden. Die Erfahrung im Westen hat gezeigt, daß man den dogmatischen Universalismus der Kirche in den Priestervorbildungsanstalten lehren kann, ohne die tiefsten praktischen Folgerungen daraus zu ziehen und dabei auch dem Missionsgedanken mit allen seinen Forderungen, Problemen, Verwirklichungen den entsprechenden Raum zu geben. Es ist das große Verdienst der Missionswissenschaft und des Priestermissionsbundes, hier auf eine Neuausrichtung des Unterrichts gedrängt zu haben. Die für die Priesterbildung in der Heimat zuständigen römischen Kongregationen wünschen seit ein paar Jahrzehnten eine ausreichende Unterweisung der Theologiestudierenden in missionswissenschaftlichen Fragen. Findet diese Unterweisung dann in den Lehrbüchern der Dogmatik, der Moral, des Kirchenrechts, der Pastoraltheologie, der Kirchengeschichte ihren Niederschlag, so werden auch die Missionen daraus Nutzen ziehen, sei es daß sie die gleichen Lehrbücher benutzen, sei es daß die Versuche gelingen, mit Hilfe der abendländischen Vorlagen neue, der Eigenart großer Kulturen angepaßte Lehrbücher zu schreiben. Der Nutzen wird um so größer sein, als die Enzyklika *Princeps Pastorum* für alle katholischen Missionsseminarien ausdrücklich Lehrgänge über die verschiedenen Zweige der Missionswissenschaft vorschreibt. Wenn nichts den universalkirchlichen Geist so sehr stärkt als die Beschäftigung mit den großen Fragen der Ausbreitung der Kirche, dann dürfen wir hoffen, daß auch der örtliche Klerus in den Missionen von diesem Geiste tiefer durchdrungen wird, ihn in der Predigt und Katechese weiterträgt und so auch zur Wekkung von echten Missionsberufen in den jungen Kirchen beiträgt. Auch eine vorläufig kleine Schar von Missionaren und Missionsschwestern aus der farbigen Welt könnte dem Apostolat in manchen Gebieten den Weg bahnen, in denen heute eine bloß aus Weißen zusammengesetzte Missionsgruppe höchstens Mißtrauen erweckt, wenn nämlich einzelne dieser Kräfte in aus Weißen und Farbigen gebildeten Pioniergruppen sich betätigten. Die internationalen großen Orden gehen zum Teil schon diesen Weg. Vielleicht ist dies auch die Form, in der nach Abklingen der Rassengegensätze, die das Ende der Kolonialära kennzeichnen, allgemein missioniert werden muß. Zugleich würde damit auch der übernationale Charakter der christlichen Botschaft aufs eindrucksvollste bekundet.

Die westlichen Missionare in den bestehenden jungen Kirchen der farbigen Welt treten jetzt sehr schnell unter die Apostolatsverantwortung örtlicher Bischöfe und örtlicher Priester. Die Ausübung ihres Berufs erfordert in der spannungsgeladenen Atmosphäre der Evolution ein besonders hohes Maß von Takt, Geduld, psychologischer Einfühlung, absoluter Dienstbereitschaft. Nicht nur die Heranbildung der zukünftigen Missionare muß auf die Erziehung zu Tugenden gerichtet sein, die dieser Situation entsprechen. Auch die Werbung für den Missionsberuf darf, wenn sie wahr und echt sein soll, den in Afrika und Asien wirkenden westlichen Missionar nicht in der roman-

tischen Sicht darstellen, in der ihn früher das katholische Volk sah. In einer an die Jugend gerichteten Sondernummer „Appell" der holländischen Zeitschrift „De Katholieke Missien" (Oktober 1960) berührte P. Piet Tiet SVD in mutiger Weise diesen Fragenkreis. Der Artikel trug den bezeichnenden Titel „baardenaf" (Die Bärte sind gefallen). Mit aller falschen Missionsromantik aufräumend, zeigt der Verfasser, selbst Missionar in einem afrikanischen Entwicklungsland, die schwierige seelische Lage, in der sich der westliche Missionar befindet. Er ist nicht mehr der große Mann, der Held von einst, der Pionier, der unter gewaltigen physischen Anstrengungen Zivilisationsarbeit leistet, allen Gefahren der Natur trotzt und mit der Kraft einer autoritären Persönlichkeit (äußeres Zeichen der Bart!) der menschlichen Umwelt den Stempel seines überlegenen Geistes und Willens aufprägt. Heute ist er von seinem Piedestal heruntergestoßen. Als Fremder lebt er unter den Bürgern der neuen Gemeinschaften, die in allem selbst bestimmen wollen, deren Diener er in allem sein soll, deren — psychologisch begreifliches — übersteigertes Selbstbewußtsein ihm oft „auf die Nerven geht". Er muß sich damit bescheiden, in das neue Werden geduldig und entsagend den christlichen Samen einzustreuen, um die Ernte anderen zu überlassen. Die psychischen Spannungen machen ihn viel früher urlaubsreif als den Pioniermissionar von einst, der seine Persönlichkeit und seine eigene Art ungehemmt entfalten konnte. „Darum wird der Mangel an Missionaren heute viel peinlicher empfunden als früher." In einer rechten Krisenstimmung greift er schließlich zum alten, verrosteten Missionskreuz in seinem Koffer. Es gibt ihm Klarheit: Am Kreuze hängt der göttliche Sämann, ein „Fremder", der Liebe säte, die alles überwindet, und der will, daß sein Gesandter, der Missionar, eben dieses entsagungsvolle Werk fortsetze. In neuem, schönstem Licht erscheint dem Missionar nun sein Beruf, der menschlich so Schweres von ihm verlangt, und er sagt sich, daß er, wenn er es noch einmal zu tun hätte, seine Vorbildung ganz auf die Entwicklung seines Menschseins zum „Vollalter Christi" ausrichten würde. Dieses Idealbild des Missionars erscheint ihm echter, weil christusförmiger und damit missionarischer.

Wie kann man nun eine Jugend, die zweifellos dem „Missionar mit dem Bart" ihre natürliche Sympathie zuwendet, für den „Missionar ohne Bart" begeistern, sie, deren vitaler Lebensdrang sich auf die Betätigung anderer Tugenden richtet, als sie vom derzeitigen Missionar gefordert werden? Unsere katholischen Jugendbildner müssen sich mit der Frage auseinandersetzen. Es scheint, daß die Liebe zu diesem Berufsideal nur auf dem Boden eines wirklich universalkirchlichen Denkens und einer tiefen Erfassung des Wesens des Missionsvorgangs erwachsen kann. Das universalkirchliche Denken ist bei der Elite katholischer Jugend in stetem Wachstum begriffen. Ob gewisse romantische Vorstellungen über den Missionsberuf in der gleichen Jugend im selben Tempo abgebaut wurden, ist eine offene Frage. Auf jeden Fall müssen die Grundgedanken über das Wesen des Missionsvorgangs, die in den vier Jahrhunderten der europäischen Expansion nach Übersee verwischt oder vernebelt wurden, in aller Klarheit unter das christliche Volk und besonders unter die Jugend gebracht werden. Diese Grundgedanken sind in den fünf Missionsenzykliken, die seit 1919 erschienen, in aller Deutlichkeit herausgearbeitet worden. Man hört selten, daß sie zum Gegenstand von Erörterungen in Jugendstunden und Katechesen gemacht werden. Die Missionswissenschaft hat die hier behandelten Fragen vertieft, und die jetzt auch in deutscher Übersetzung im Verlag Friedrich Pustet, Regensburg, erschienene neue Missionsgeschichte des Nimwegener Professors Dr. Alphons Mulders kann mit großem Nutzen herangezogen werden, um ein geschichtliches Begreifen der Missionsprobleme von heute zu erleichtern. Wenn unsere katholische Jugend die Missionstätigkeit unter den Völkern als einen jeweils vorübergehenden Zustand in einem großen übernatürlich-natürlichen Werdeprozeß und die Stellung des Missionars in diesem Prozeß erkannt hat, wird sie sich durchaus für die Aufgabe begeistern können, Sämann göttlichen Samens in die Völker und Kulturen zu sein. Im übrigen bedarf das Bild, das Piet Tiet vom Missionar unserer Zeit entwarf, einer gewissen Ergänzung, die es dem Aktivismus der Jugend näher führt. Immer mehr entwickelt sich in dieser Übergangsperiode die Tätigkeit des westlichen Missionars in den jungen Kirchen zur Ausübung eines Spezialistentums auf Gebieten, in denen die örtlichen Kräfte ihre eigene derzeitige fachliche Unzuständigkeit freimütig erklären, angefangen von einer christlich inspirierten „Entwicklungshilfe" bis zum Aufbau moderner Caritas-, Sozial- und Seelsorgseinrichtungen bzw. wissenschaftlicher Institute. Ein Blick auf das Missionsfeld von heute zeigt, wie sehr diese Arbeit von den örtlichen Kirchen geschätzt wird, wenn sie mit Takt und psychologischem Verstehen geleistet wird. Um diesen Bedürfnissen Rechnung zu tragen, fördern die Missionsinstitute heute bei ihren jugendlichen Mitgliedern schon frühzeitig entsprechende Begabung und Neigung zu bestimmten Spezialisierungen. Es werden hier in gleicher Weise wissenschaftliche und praktische Tätigkeiten ins Auge gefaßt, so daß jeder nach Anlage, Neigung, eventuell vorberuflicher Ausbildung Verwendung finden kann.

Einige aktuelle Fragen

Über die allgemeinen Gesichtspunkte zur Frage der Förderung der Missionsberufe ist schon im Vorjahr bei Erläuterung der Gebetsmeinung für August 1960 (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 435—439) gehandelt worden. Es sei hier indes auf einige Probleme hingewiesen, die eine gewisse Aktualität für sich beanspruchen können.

Seit dem Aufruf der Enzyklika *Fidei Donum* an die Diözesen der altchristlichen Welt, den Missionsgebieten zur Erfüllung bestimmter Aufgaben auf begrenzte Zeit Priester der eigenen Diözesen zur Verfügung zu stellen, tritt die Frage der Hergabe von heimatlichen Priestern, die echten Missionsberuf haben, zu dauernder Tätigkeit im Missionswerk stark in den Hintergrund. Und doch wünscht die Kirche, daß jüngere Priester, die wahren Beruf zum Missionsapostolat in sich fühlen, dieser Berufung folgen. Sie haben Recht und Pflicht dazu. Vier Missionsenzykliken haben in dieser Sache den Bischöfen unserer Diözesen klare Normen gegeben. *Maximum illud* (1919) fordert, daß Missionsberufe unter dem Klerus zu fördern seien; *Rerum Ecclesiae* (1926) sagt, man dürfe unter keinen Umständen solche Neigungen und Wünsche hindern; *Fidei Donum* (1957) schreibt, Missionsberufe im Klerus seien in jeder Weise zu wecken; *Princeps Pastorum* schließlich sagt: „Wenn auch die Oberhirten der ältesten Diözesen durch Priestermangel beunruhigt sind, so mögen sie doch jene fördern und in ihrem Vorhaben bestärken, die die göttliche Berufung zum Missionar verspüren ... Für diesen

Verlust, den sie für die Sache Gottes erleiden, werden recht bald himmlische Geschenke kommen." Auch für die Priestervorbildungsanstalten unserer Diözesen gilt die Forderung, daß man Missionsberufe nicht an der Erreichung ihres Zieles hindern, sie vielmehr fördern soll — selbst wenn ein großes Priesterseminar heute eine ganze Flucht nicht besetzter Zimmer aufweisen sollte. Wenn die Kongregation für die Seminarien und Universitäten seit 1932 dem Priestermissionsbund zur missionswissenschaftlichen Schulung der Alumnen die Tore der Priestervorbildungsanstalten öffnete, so tat sie dies gewiß in erster Linie, um dem zukünftigen Priester der Heimat eine universalkirchliche Blickweitung zu ermöglichen und ihn auch hinsichtlich der Erfüllung seiner Pflichten in der Förderung der Missionsbewegung pastoraltheologisch zu schulen, aber sie war sich wohl bewußt, daß die Beschäftigung der Seminaristen mit der Missionsfrage auch zur Weckung von Missionsberufen führen könnte, und sie hat sich hier entschlossen die Gedankengänge Benedikts XV. und Pius' XI. zu eigen gemacht, daß der Verlust solcher junger Menschen für die Heimatseelsorge im Endergebnis für die Weckung von neuen Priesterberufen der Heimat einen Gewinn darstellt.

Eine ähnliche Erscheinung, wie wir sie in unseren altchristlichen Diözesen in Form einer Blickverschiebung vom Ganzheitsopfer des Weltpriesters zum befristeten Einsatz für die Missionen erleben, zeigt sich auch in der Frage der Laienberufe. Auch hier ist die zeitlich begrenzte Hilfe von qualifizierten Kräften notwendig und von der Enzyklika *Fidei Donum* anerkannt, gelobt und als absolut förderungswürdig erklärt worden. Dementsprechend bemüht man sich allenthalben, diese Hilfe zu organisieren und die Freiwilligen sachgemäß zu schulen. Die Aufgaben der Entwicklungshilfe stehen dabei im Vordergrund, sind aber nur ein Teilgebiet des großen Bereiches, in dem die zeitlich befristete Mitarbeit der Laien am Aufbau der jungen Kirchen erwünscht ist. Die Laienhilfe für die Missionen als Lebensberuf tritt dagegen zur Zeit etwas in den Hintergrund, obwohl sie als das große Ideal eines missionarisch begeisterten Laientums gepriesen wurde. Praktisch kann sie nur in Gesellschaftsformen mit entsprechenden religiösen Bindungen erfolgen. Wir haben eine kleine Zahl von Frauen-Gemeinschaften dieser Art, die sich wohlgemerkt nicht als Säkularinstitute, sondern als Zusammenschlüsse von Welt-Laien organisiert haben. Einzelne davon, wie die Internationalen Katholischen Missionshelferinnen, entwickeln sich prächtig und sind eine wirksame Hilfe für die Missionskirche. Diese Gemeinschaften sammeln eine Elite und formen sie entsprechend. Sie sollten noch viel mehr Berufe anziehen. Männliche Berufe solcher Art sind selten. Sie neigen, wenn sie ehelos bleiben wollen, zu der Bindungsform der Säkularinstitute hin. Eine Weihe ganzer Familien an das Missionswerk auf Lebenszeit ist nicht praktikabel. Hier ist die befristete Bindung vorzuziehen. Tatsächlich häufen sich die Fälle, in denen auch Familien im Rahmen von Gesellschaften zur Aussendung von Laien in die Missionsländer gehen, um dort für eine Reihe von Jahren mit der Mission zu arbeiten. Ein solcher befristeter Einsatz schließt natürlich nicht aus, daß der Vertrag verlängert wird und daß schließlich daraus praktisch ein Lebensberuf der Familienhäupter wird.

Die Frage der Mehrung der weiblichen Missionsordensberufe ist im Vorjahr in der Herder-Korrespondenz (14. Jhg., S. 435 ff.) eingehend behandelt worden. Ein Beweis dafür, daß die missionierenden Frauengenossenschaften vom Rückgang der weiblichen Ordensberufe weniger oder gar nicht getroffen werden, besonders wenn sie internationalen Charakter tragen, ist eine Statistik der Steyler Missionsschwestern (Steyler Missionschronik 1960/61, S. 204). Von 1900 bis 1960 ist die Mitgliederzahl der Gesellschaft von Jahrzehnt zu Jahrzehnt stark gestiegen. Betrug die Zahl der Professen im Jahre 1900 93, so im Jahre 1960 4023. Austritte nach der Profeß sind selten. Wie uns geschrieben wurde, sind die Schwestern jeder lauten Berufswerbung abhold. Sie gewinnen ihren Nachwuchs weitgehend aus den Reihen jener jungen Mädchen, die irgendwie mit dem Leben, dem Geist und der persönlichen Haltung der Mitglieder in Berührung kamen. Die Schwestern erhalten eine sehr gute religiöse Bildung und reifen so zu guter religiöser Selbständigkeit. Um Mitglieder zu gewinnen, bedarf es also nicht unbedingt der Werbemethoden amerikanischer Genossenschaften, über die P. Adelhard Kaspar OSB in „Erbe und Auftrag" (Nr. 6, 1960) ein im ganzen sehr günstiges Urteil abgab, während Fulton J. Sheen (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 439) sie einer strengen Kritik unterzog, weil sie sich weltlicher Lockmittel bedienten und die Herbheit der Kreuzesnachfolge nicht in den Vordergrund stellten. P. Kaspar hebt hervor, daß fast alle Werbebilder amerikanischer Genossenschaften „die Ordensleute mit gelöstem Lächeln zeigen". Man wird hier unwillkürlich an die Propagandateams der „Moralischen Aufrüstung" erinnert.

Über den rapiden Rückgang der Brüderberufe und dessen mutmaßliche Ursachen hat die Herder-Korrespondenz im Jahre 1954 (8. Jhg., S. 224—226) einen ausführlichen Bericht gebracht. Bei einer Analyse neuester Statistiken scheint sich nun zu ergeben, daß die Lehrbrüderorden (die im deutschen Sprachbereich wenig in die Erscheinung treten) bisher von dem Rückgang am wenigsten betroffen sind. Ihre Mitgliederzahl wird mit rund 45 000 angegeben, von denen starke Gruppen in den Missionen wirken. Ihr Ansehen ist unerschüttert. Sie gewinnen auch in den Ländern der farbigen Welt allmählich guten Nachwuchs. In ihren Reihen befinden sich Tausende von Akademikern mit staatlichen Prüfungen für das höhere Schulwesen. Schwieriger ist die Nachwuchslage bei den Orden, die sich der Krankenpflege und Sozialberufen widmen. Der Beruf des Bruders in den Priestergemeinschaften hat in den letzten Jahrzehnten am meisten unter der Abwertung gelitten, die ihm seitens der katholischen öffentlichen Meinung zuteil wurde. Man ist nun versucht, an die Möglichkeit einer Wendung zu glauben, wenn man Berichte über ein Ansteigen der Brüderberufe in manchen Missionsländern, aber auch in der altchristlichen Welt liest. Interessant sind hier Mitteilungen seitens der Steyler Missionsgesellschaft, die bekanntlich der Ausbildung ihrer Brüder stets große Sorgfalt schenkte und die — was wenig bekannt ist — in den Jahren von 1889—1917 und 1923—1939 mehr Brüder als Patres zählte. Nach einer vom Missionsdienst SVD in Rom am 18. August 1960 veröffentlichten Statistik stieg die Zahl der Steyler Missionsbrüder in der Welt von 1947 bis 1959 zwar nur um 6,5 Prozent, die Zahl der Brüdernovizen aber um 182 Prozent. Die Zahl der Kandidaten, die nach Abschluß der Volksschule als Lehrlinge zu den Missionsbrüder-Meistern kommen, um später selbst Missionsbruder zu werden, nahm sogar um 735 Prozent zu. Die größte Novizenzahl (62) weist Deutschland auf, es folgen USA, Holland und Indonesien. Bei den Brüderkandidaten steht Indonesien mit 128 an der Spitze, knapp dahinter die USA, während Deutschland

mit 72 an dritter Stelle folgt. Die Steyler Genossenschaft zieht heute aus 34 Ländern ihren Brüdernachwuchs. Die nichteuropäischen Novizen machen bereits 47 Prozent der Gesamtzahl aus.

An dem Rückgang der Brüderberufe in ihren Reihen trugen manche Priesterkongregationen insofern auch selbst Mitverantwortung, als sie es nicht verstanden, das Problem zu lösen, einerseits dem allgemeinen Bildungsbedürfnis der Brüder entgegenzukommen, anderseits aber zu verhüten, daß die Brüder bei wachsender Bildung in ungesunder Weise nach dem Priestertum strebten und dadurch das innere Gleichgewicht in den Funktionen einer Priestergemeinschaft störten. Die Lösung des Problems wird jetzt immer mehr in der Richtung gesucht, daß man den Brüdern auf der Grundlage ihrer Begabung und Neigung eine volle Bildung gibt und sie dann entsprechend beschäftigt. Sie arbeiten dann in dem Beruf, den sie sonst auch in der Welt ergriffen hätten. Die dadurch erzielte Berufsbefriedigung im Orden, zusammen mit der gleichen sozialen Stellung aller Mitglieder der Ordensfamilie, hemmt das Entstehen von Ressentiments, die meist an der Wurzel des späteren ungestümen Drangs zum Priestertum stehen. Es braucht dabei nicht ausgeschlossen zu sein, daß man in besonders gelagerten Fällen Brüdern mit abgeschlossener Gymnasialbildung nachträglich den Weg zum Priestertum freigibt.

Der Generalobere der Gesellschaft Jesu gab vor ein paar Jahren Richtlinien für eine zusätzliche Ausbildung der Brüder. Ein ganzer Studientag pro Woche wurde eingeführt, an dem die Brüder Vorlesungen über Kirchengeschichte, Fundamentaltheologie, Fragen der Dogmatik und Einführung in die Heilige Schrift erhalten. Der General schärfte den Oberen weiter ein, „den jüngeren Brüdern die kulturelle Bildung zu vermitteln, über die die besten Handwerker des Landes verfügen. Wenn sie dazu begabt sind, soll man sogar noch weiter gehen." Es wird ferner die Möglichkeit geboten, die Grundlagen dieser oder jener Fremdsprache, Maschinenschreiben und Stenographie zu erlernen. Schwierige Handwerke sollen die Jesuitenbrüder möglichst an Fachschulen erlernen. Nach Abschluß der zwei Noviziatsjahre werden die Brüder zwei bis drei Jahre auf die Fachausbildung verwenden, an die sich fünf Jahre Praxis anschließen.

Es wird heute in den Orden mehr denn je Wert darauf gelegt, die echte Gemeinschaft der Priester und Brüder auf der Ebene des Berufsstandes (des Ordenslebens) zu verwirklichen und die Stellung des Priesters in der Kommunität nur da herauszuheben, wo es das Amt des Priesters verlangt. Bei der Werbung wird deshalb betont, daß in der klösterlichen Gemeinschaft kein Unterschied zwischen beiden Gruppen gemacht wird. Die verschiedene Arbeit diene dem gleichen Ziel: der Verherrlichung Gottes. Das Experiment in einigen Benediktinerklöstern, unter Zurückgreifen auf die Urtradition des Ordens Laienmönche aufzunehmen, die den Priestern an Rang gleichgestellt sind, zielt ebenso in die gleiche Richtung wie die entsprechenden Ordnungen in einigen Klöstern beschaulicher Orden, die für Einheimische in den Missionen gegründet wurden.

F. Helbo SJ berichtete im „Bulletin de l'Union Missionnaire du Clergé" (Brüssel, Oktober 1960) über Reformpläne, die heute gemeinsam von den belgischen Kongregationen unternommen werden, um die menschliche Situation des Bruders im Innern der Gemeinschaft zu verbessern und zu einer Lebensform zu kommen, in der der Unterschied zwischen Priestern und Nichtpriestern, soweit das Kommunitätsleben in Frage kommt, nicht zu einer Art von Klassen-Abstufung führt.

Hinsichtlich der menschlichen Situation soll der junge Bruder nicht einfach mit irgendeinem Amt traditioneller Art (Pförtner, Koch, Sakristan usw.) betraut werden, vielmehr soll ihm nach Eignung, Fähigkeit und Neigung der Zugang zu jeder Funktion ermöglicht werden, die nicht das Priestertum verlangt (technische Funktionen, Verwaltungstätigkeit, Unterricht). Die menschliche Entfaltung wird der geistlichen Entfaltung und der Beharrlichkeit im Beruf zugute kommen. Zum Zwecke dieser Entwicklung sind zum Postulat nur Leute von wahrhaft menschlichem Wert zuzulassen. Technische Vorbildung vor dem Eintritt in den Orden (eventuell Diplom) ist dabei sehr erwünscht. Der Kandidat soll aber dann auch später sich in diesem früheren Beruf weiter betätigen können. In Durchführung dieser Richtlinien studieren schon eine Anzahl von Brüdern verschiedener Kongregationen an technischen Schulen und Universitäten. Es handelt sich bei diesen Reformen nicht darum, das Leben der Brüder „weltläufiger" zu machen. Die religiöse Weihe bleibt das Wesentliche. Ihr ist alles andere unterzuordnen.

Unter Hinweis auf das Leben der Klöster in frühester Zeit, in der von 100 Ordensleuten einer Gemeinschaft meist nur sechs oder sieben Priester waren, will man ferner die im Laufe der Geschichte eingetretene soziale Differenzierung zwischen Priestern und Nichtpriestern nach außen und innen zur Einheit der Gemeinschaft zurückführen. Die Aufgabe braucht zu ihrer Erfüllung Zeit. Sie wird in dem Maße leichter, als von unten ein Stamm gebildeter, ja hochgebildeter Brüder nachwächst und diese Brüder auch eine theologische Grundbildung erhalten, wie sie einzelne belgische Kongregationen ihren Brüdern schon geben. Man hat die Beobachtung gemacht, daß diese noch im ersten Stadium befindlichen Reformen nicht nur zum Abbau von eingewurzelten Vorurteilen im Volk beitrugen, sondern auch zu einem progressiven, fühlbaren Anwachsen der Brüderberufe in den letzten Jahren führten, wenn auch die Zahl der Eintretenden, absolut genommen, noch zu gering ist. Die Missionen, deren Wirken ohne Brüdermissionare aufs schwerste gehemmt ist, sehen dem Ausgang der neuen Experimente mit größtem Interesse entgegen. Denn sie stehen vor der unmittelbaren Aufgabe, selbst eine Laienbrüderschar heranzubilden, die die örtlichen Priester in jeder Hinsicht entlastet und auch als Katecheten Verwendung finden kann.

Das Pan-Afrika-Seminar der Pax Romana in Léopoldville

Vom 23. Dezember 1960 bis 5. Januar 1961 fand im Lovanium (Kongo) das zweite Pan-Afrika-Seminar der Pax Romana statt. Rund 80 Teilnehmer aus 18 afrikanischen Universitäten waren zusammengekommen, um nicht so sehr interessante Referate zu hören als vielmehr selbst Wege für eine intensive Gruppenarbeit zu finden. Eine Entwicklung fand hier ihren Abschluß, die mit dem ersten Pan-Afrika-Seminar 1957 in Accra begonnen hatte: damals wurde der Anstoß dazu gegeben, an allen afrikanischen Universitäten Studentengruppen zu bilden; im Sommer 1960 baten als letzte Gruppen die von Addis Abeba und Monrovia um ihre Aufnahme in die Pax Romana.

Allerdings waren die Gruppierungen afrikanischer katholischer Studenten zunächst selten mehr als Treffpunkte für

Freizeitgestaltung. Es fehlte nicht nur an Ideen, sondern auch an der Einsicht, daß eine katholische studentische Gemeinschaft auch Erziehungs- und Bildungsaufgaben hat. Dazu kam, daß im Schwarzen Afrika kein einziger hauptamtlicher Studentenseelsorger zur Verfügung stand. Die Ausnahme ist Südafrika, das über einen hauptamtlichen Seelsorger verfügt; der südafrikanische katholische Studentenverband arbeitet (nicht nur deswegen allerdings) ausgezeichnet und hat seine Gruppen an allen „weißen" und der einzigen „schwarzweißen" Universität in Roma, Basutoland (die Universitäten für die Schwarzen sind so gut wie abgeschnitten von der Außenwelt; die Regierung läßt Kontakte mit internationalen Studentenverbänden nicht zu). Eine Ausnahme in anderem Sinne ist die aktive und gutgeformte Gruppe an der Universität Khartoum, in der alle 30 katholischen Studenten dieser Institution regelmäßig zusammentreffen (im ganzen hat die Universität 1400 Studenten).

Bei den Teilnehmern des Seminars machte sich deutlich bemerkbar, daß ihnen außer einer Fachausbildung auf einem sehr eng umgrenzten Gebiet wenig mehr Möglichkeiten zur Bildung zur Verfügung stehen. In der einen oder anderen Gruppe werden jährlich einmal Exerzitien abgehalten; aber das ändert nichts daran, daß ihre religiöse Bildung einem Kinderwissen entspricht. In dieser Angelegenheit wurde im Verlauf des Treffens von seiten der Studenten scharf kritisiert, daß ihnen der katholische Glaube nur von seiner negativen, der Verbotsseite her in den katholischen Schulen beigebracht worden sei; wieder und wieder betonten Teilnehmer dieses Seminars (Katholiken!), sie seien antiklerikal eingestellt (was mindestens bedeutet, daß sie jedem Priester mit Mißtrauen begegneten). Es mag auf eine derartige Haltung zurückzuführen sein, daß in Arbeitsgruppen dann wiederholt eine entschiedene Trennungswand zwischen priesterlichem und Laienapostolat gezogen wurde und es lange brauchte, bis ein echter Geist brüderlicher Zusammenarbeit zwischen Priestern und Laien herrschte.

Am Anfang stand, dem Bildungsgrad der Seminarteilnehmer entsprechend, eine Woche der Wissensvermittlung. Mittelpunkt dieses ersten Teiles des Treffens waren zwei je fast drei Stunden dauernde Referate: in dem einen setzte sich Professor James Stewart aus Roma, Basutoland, mit der Frage auseinander, wie man sein eigenes Staatsbild formt, wie man in Afrika einen Staat aufbaut und wie man schließlich dafür sorgt, daß jeder Bürger des Staates diesen Staat mit seiner ganzen Kraft trägt. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen stand allerdings immer wieder die ganz praktische Frage: Afrika braucht uneigennützige Politiker, es hat deren gar zu wenige; Afrika braucht ganz einfache zum Dienst bereite Menschen, Afrikaner mehr noch als „europäische Hilfstruppen". Professor Stewart nahm damit nur auf, was der kongolesische Weihbischof Malula am Eröffnungstag dem Seminar mit auf den Weg gegeben hatte, als er vor der Gefahr des selbstsüchtigen und verantwortungslosen Staatsbeamten und gebildeten Staatsbürgers warnte.

Um die wirtschaftliche Entwicklung drehte sich das zweite Hauptreferat (P. Turin, Dakar, Mitarbeiter von „Économie et Humanisme"). P. Turin, der in verschiedenen afrikanischen Regierungen bei der Entwicklung von wirtschaftlichen Plänen beteiligt war, plädierte für die Planwirtschaft auf allen Gebieten; nur so sei Afrika davor zu bewahren, wirtschaftlich von Europa abhängig zu bleiben; nur so sei es für Afrika schließlich möglich, in kurzer Frist gesunde Staaten zu schaffen. Eine Zusammenarbeit der afrikanischen Staaten, zunächst in den Regionen wenigstens, sei auf die Dauer unbedingt notwendig. Aber auch hier lag der Tenor wieder auf dem Problem, daß derartige Pläne von den natürlichen Voraussetzungen — etwa gar der einzelnen Stämme — ausgehen müßten, daß überall der Mensch es sei, der zähle, der die Wirtschaftsplanung tragen müsse.

Dr. Nicolas Toufic aus Bamako faßte alle Diskussionen und die kleineren Referate zu praktischen Fragen (jugendliche Arbeitslosigkeit, Jugendfürsorge, freiwilliger Arbeitsdienst, die Rolle von Rundfunk und Zeitung, die kirchlichen Autoritäten in Afrika, die Arbeit in den Studentengruppen) zusammen und zeigte am Gleichnis des mystischen Leibes Christi die verantwortliche Stellung des afrikanischen Studenten in der Kirche und in seinem Kontinent.

Die zweite Woche sah die Teilnehmer des Seminars nicht mehr in der Hörsaal-Atmosphäre; nun waren sie das Forum, das die praktische Arbeit der verschiedenen Studentengruppen beriet und festlegte. Kurzgespräche über methodische Fragen leiteten die einzelnen Tage ein (Gruppenleiterschulung, das Problem berufsethischer Bildung, die Mitarbeit in neutralen Verbänden u. ä.). Die Studentenpfarrer hatten ein eigenes Treffen, das sich vor allem mit Fragen der Liturgischen Bewegung (und den zahllosen Widerständen, auf die man bisher bei der Diskussion und bei der Einführung lebendigerer Liturgie gestoßen sei) sowie mit dem Bereich der Bibelarbeit beschäftigte; bei der Überlastung der — wie gesagt — nebenamtlichen Studentenpfarrer wird leider aus diesem fruchtbaren Gespräch kein dauernder Kontakt werden, obwohl dieser dringend notwendig ist.

Das Seminar endete mit einem ganzen Tag Arbeit an einer Reihe von Beschlüssen, die den Gruppen eine Art Richtlinie bei ihrer Arbeit sein, gleichzeitig aber auch nach außen hin eine Richtung zeigen sollen. Zu Fragen der politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung wurde hier sehr konkret Stellung genommen (vorrangig war die Forderung nach einer festgefügten demokratischen Ordnung und gegen eine zu enge Verbindung mit einem der beiden die Welt dominierenden Machtblöcke; „Afrika muß seinen eigenen Beitrag liefern zur internationalen Gemeinschaft"; am Ende stand die Mahnung, über allen materiellen Problemen die geistige und religiöse Entwicklung Afrikas nicht zu vergessen). Kein Wort wurde übrigens gesagt über irgendwelche Hilfsforderungen an nichtafrikanische Nationen; alle Beschlüsse drehten sich nur darum, dem afrikanischen katholischen Studenten seinen verantwortlichen Platz innerhalb seiner Gemeinschaft zu zeigen .So bewies also das Seminar den Willen, den Weg zur Eigenständigkeit Afrikas zu bereiten.

Das unabhängige Nigerien und die Kirche

Am 1. Oktober 1960 wurde die Föderation Nigerien an der afrikanischen Westküste selbständig, nachdem sie etwa 80 Jahre lang eine englische Kolonie — die größte englische Kolonie in Afrika — gewesen war. Nach afrikanischem Maßstab ist Nigerien nicht groß: 13 andere afrikanische Staaten haben eine größere Oberfläche; es zählt aber immerhin mehr Quadratkilometer als die Bundesrepublik, die Beneluxländer und Frankreich zusammen (878 500 qkm). Dagegen ist Nigerien nach afrikanischem Maßstab sehr dicht bevölkert: flächenmäßig nicht

die Hälfte des Kongos, zählt es fast dreimal so viele Menschen (35,3 Millionen) wie (Belgisch-)Kongo und ist auf der Welt die vierzehntgrößte Nation. Die Bevölkerung Nigeriens nimmt jeweils in drei Jahren um 2 Millionen zu.

Nach den bitteren Erfahrungen im Kongo ist mancher Europäer geneigt, sich besorgt zu fragen, ob Nigerien für die Unabhängigkeit „reif" ist oder ob man ein zweites Kongo zu befürchten habe. Die Antwort darauf darf wohl lauten, daß Nigerien, Afrikas größtes Experiment, natürlich Schwierigkeiten haben wird wie jeder junge Staat, aber die Reifeprüfung vielleicht besser als mancher europäische Staat bestehen wird. Tatsächlich scheint Nigerien für die Unabhängigkeit gut gerüstet zu sein, erstens dank der Einsicht der britischen Kolonialmacht, die den Unabhängigkeitsbestrebungen seit mehreren Jahren entgegengekommen ist und das Land auf den 1. Oktober 1960 vorbereitet hat, und zum zweiten dank der Eigenschaften der Nigerier, die die afrikanische Tugend der Freundlichkeit mit einem Drang zum Maßhalten und fairplay im demokratischen Spiel zu verbinden verstehen. Wie stark die Stammesvorurteile, wie groß die Unterschiede, z. B. auf religiösem Gebiet, in Nigerien auch sein mögen, gerade durch die relativ hohe Bevölkerungsdichte hat man gelernt, einander in Frieden zu lassen — es gibt selbstverständlich Ausnahmen —, und — durch die politische Entwicklung des letzten Jahrhunderts bedingt — gelernt, sich mehr oder weniger mit der „Nation" Nigerien identisch zu fühlen. Durch die relativ hohe Anzahl gebildeter Führer und Parteiführer ist man zur Überzeugung gekommen, daß auch andere Stämme und Religionen wertvolle Eigenschaften besitzen können. Eine solche Entwicklung unterscheidet sich wesentlich von denen in anderen, dünn besiedelten Gebieten Zentralafrikas, in denen der einzelne seine Sicherheit, seine „Social Security" naturgemäß in dem kleinen Kreis seiner Familie, seines Klans sucht und findet und bis in die jüngste Zeit allen anderen mißtrauisch und feindselig gegenüberstand. Die besonderen Bedingungen sind es, die in Nigerien das Zusammenspiel zwischen Einheimischen und Kolonialmacht so fruchtbar gestalteten.

Die regionalen Sonderentwicklungen

Durch den Berliner Vertrag von 1885 wurde der Süden von Nigerien, 1900 auch der Norden zum britischen Protektorat erklärt. Von Anfang an behielten die Engländer die Einteilung des Landes in eine Nord- und Südprovinz bei, um 1939 auch den großen Unterschieden im südlichen Teil durch die Schaffung einer Südwest- und Südostprovinz gerecht zu werden. Dadurch wurde in der kolonialen Zeit der natürlichen Struktur des Landes, die sehr alt ist, auch administrativ-verwaltungstechnisch Rechnung getragen, wodurch die vielleicht wichtigste Voraussetzung für das reibungslose Funktionieren der Föderation Nigerien geschaffen wurde. Die Dreiteilung Nigeriens beruht auf den Stammesunterschieden der einzelnen Provinzen, verbunden mit unterschiedlichen Sozialstrukturen (wirtschaftlich, politisch, kulturell) und verschiedenen Religionen. Letztere bestimmen heute weitgehend Stand und Zukunftsperspektive der katholischen Mission.

Der Norden

Im Norden bestand seit dem 10. Jahrhundert eine Föderation von Hausa-Staaten, die vom 14. Jahrhundert an muslimisch missioniert wurden. Die Nordprovinz ist bis zum heutigen Tag eine Welt für sich und wahrscheinlich eines der letzten Reservate eines streng hierarchisch geordneten, in sich geschlossenen Lebens. Nordnigerien ist das Land der Könige, Sultane und Emire. Als islamisches Land mit engen Beziehungen zur arabischen Hochkultur am Südrand des Mittelmeeres sind heute noch eine ganze Reihe der nordnigerischen Herrscher auch Gelehrte und religiöse Führer. Nordnigerien ist zum überwiegenden Teil agrarisch und einer der größten Produzenten von Erdnüssen auf dem Weltmarkt.

Die politische Emanzipation Nigeriens fand im Norden ihren Ausdruck in der politischen Partei NPC, dem „Northern People's Congress", die der Sultan von Sokoto, Sir Ahmadu Bello, anführt. Der NPC beherrscht nicht nur das Parlament der Nordprovinz, sondern auch im föderalen Parlament die größte Anzahl Mandate, weil die Nordregion bevölkerungsmäßig die größte Nigeriens ist. Auch der Ministerpräsident von Nigerien, Sir Abubakar Balewa, ist Mitglied des NPC.

Der Süden

Ist der Norden Nigeriens gewissermaßen vorläufig noch als eine statische Agrargesellschaft zu betrachten, mit einer großen Anzahl Analphabeten (98—99 % der Bevölkerung) und echt föderaler Staatsstruktur, so ist der Süden dynamisch, modern: auf dem Wege zu einem Zivilisationsgebilde westlicher Prägung. Hier entstand eine Schicht, die den politischen Ehrgeiz entwickelte, es dem Westen gleichzutun. In der Folge dieser Entwicklung hielten 1922 in der südlichen Region zum erstenmal gewählte Afrikaner in gesetzgebende Organe Einzug; bereits 1957 übten hier Afrikaner die meisten Funktionen der Exekutive aus.

Diese „westliche" Entwicklung des Südens zeichnet sich vorläufig am stärksten im Südwesten ab, im Gebiet der Yoruba-Stämme. Das Gebiet der Yorubas ist der wirtschaftlich am meisten entwickelte Teil Nigeriens (Kakao, Kautschuk, Anfänge von Industrialisierung) und steht auch auf dem Gebiet des Unterrichtswesens an der Spitze des Landes. Die Religion der Yorubas ist der Animismus. Die protestantische (anglikanische) Mission hat aber beträchtliche Erfolge erzielt.

Der politische Führer der Südwestprovinz ist der Führer der sehr aktiven Action Group (AG), Obafemi Awolowo; er leitet die Opposition im föderalen Parlament. Awolowo ist ein Jurist der Londoner Universität und gehört der Methodisten-Kirche an.

Im Südosten des Landes leben die Ibos, wohl die freiheitlichsten Stämme Nigeriens; sie haben nie eine andere soziale Organisation als die des Stammes gekannt. Dadurch waren sie in etwa befähigt, die Formaldemokratie westlicher Prägung zu übernehmen. Ihre Wirtschaft steht hinter der der Yorubas im Südwesten zurück, aber sie entwickelt sich rasch (wichtigstes Produkt: Palmenöl). Hier, im Südostteil, liegen die Hauptpositionen der Mission. Politisch sind die Ibos in dem National Council of Nigeria and the Cameroons organisiert, deren Leiter Nnamdi Azikiwe, Doktor der Anthropologie und Philosophie, ist. Azikiwe wurde Präsident des Ministerrats der Nigerischen Föderation.

Die Kirche in Nigerien

Die Kirche Nigeriens konnte im Unabhängigkeitsjahr des Landes ihr hundertjähriges Jubiläum feiern. Zwar be-

fanden sich einige Priester unter den Portugiesen, die 1472 nach Lagos kamen, aber weder ihre Arbeit noch die der von den Portugiesen später entsandten Missionare hatte bleibende Folgen. Die Gegenkräfte, Sklavenhandel, Stammeskriege, die große Sterblichkeit unter den Missionaren, ließen alle Versuche, die im Laufe von vier Jahrhunderten durch Kapuziner, Jesuiten, Karmeliter, Dominikaner gemacht wurden, scheitern. Erst 1860 gelang es den Priestern der Société des Missions Africaines, die moderne Mission aufzubauen. Der italienische Pater Borgheso fand in Lagos eine Gruppe mehrerer Tausende von befreiten Negersklaven aus Brasilien vor, die den christlichen Glauben in einer primitiven Form bewahrt hatten und von einem Laien „Padre Antonio" geführt wurden. Diese Gruppe bildete den Kern der jungen Kirche in Nigerien. 1878 wurde von den „brasilianischen" Katholiken die Kathedrale von Lagos gebaut. Eine erste Schule (mit portugiesischer Unterrichtssprache) wurde gegründet. Von dieser Zeit an drangen die Missionare immer mehr ins Landesinnere vor. Dies ging nur unter erheblichen Opfern vor sich: bis 1900 etwa betrug die mittlere Arbeitsfähigkeit eines Missionars im Inland noch keine drei Jahre. Dennoch gewann die Kirche im westlichen Gebiet von Südnigerien im Laufe der Jahrzehnte ihren organisatorischen Unterbau. 1883 wurde das Apostolische Vikariat der Beninküste gegründet, 1884 die Apostolische Präfektur Ober-Niger, die später in das Apostolische Vikariat Westnigerien (jetzt: Diözese Benin City) umgewandelt wurde. 1928 zählte dieses Vikariat 26 000 Katholiken, heute sind es schon 280 000. 1889 folgte die Errichtung der Apostolischen Präfektur Nieder-Niger (die heutige Erzdiözese Onitsha). Obwohl sich die kirchliche Organisation regelmäßig weiterentwickelte, blieb die Zahl der Bekehrungen eher bescheiden. Dies dürfte u. a. auf die Tatsache zurückzuführen sein, daß die evangelische Missionierung in diesem Gebiet früher begann und in diesem von den Engländern verwalteten Gebiet gute Chancen hatte. Heute zählt der Südwesten Nigeriens etwa 800 000 Protestanten gegen ungefähr 300 000 Katholiken.

Viel größer war der Einfluß der Kirche in Ostnigerien, vor allem seitdem der Ire Msgr. Shanakan die Gründung zahlreicher Schulen einleitete. Das Priesterseminar der Erzdiözese Onitsha, 1924 errichtet, stellte 1930 den ersten autochthonen Priester Nigeriens, den jetzigen Auxiliarbischof der Erzdiözese, John Anyogu. 1953 und 1957 wurden zwei weitere Nigerier zum Bischof geweiht, und die Zahl der einheimischen Priester nimmt immer mehr zu. 1959 zählte Nigerien 165 einheimische Seminaristen. In Ostnigerien hat die Zahl der Katholiken die Million überschritten; 400 000 Katechumenen bereiten sich auf die Taufe vor. Die zwei größten Diözesen des Ostens, zugleich die größten des ganzen Landes, sind die Erzdiözese Onitsha mit über 300 000 Katholiken und 114 000 Katechumenen und die Diözese Owerri mit etwa 500 000 Katholiken. Das Anwachsen der Kirche in diesem Gebiet ist vor allem den Tausenden irischen Missionaren zu verdanken, die im Laufe der Zeit nach Nigerien entsandt wurden. Heute machen die Iren mehr als Dreiviertel der in diesem Land tätigen Missionare aus.

Im Norden, wo der Islam die vorherrschende Religion ist und Zweidrittel der Bevölkerung ausmacht, sind die Katholiken nur eine kleine Minderheit. Erst 1907 konnte die Mission dort Fuß fassen, und der Prozeß der Christianisierung der 4 000 000 Nichtmuslimen geht sehr langsam voran.

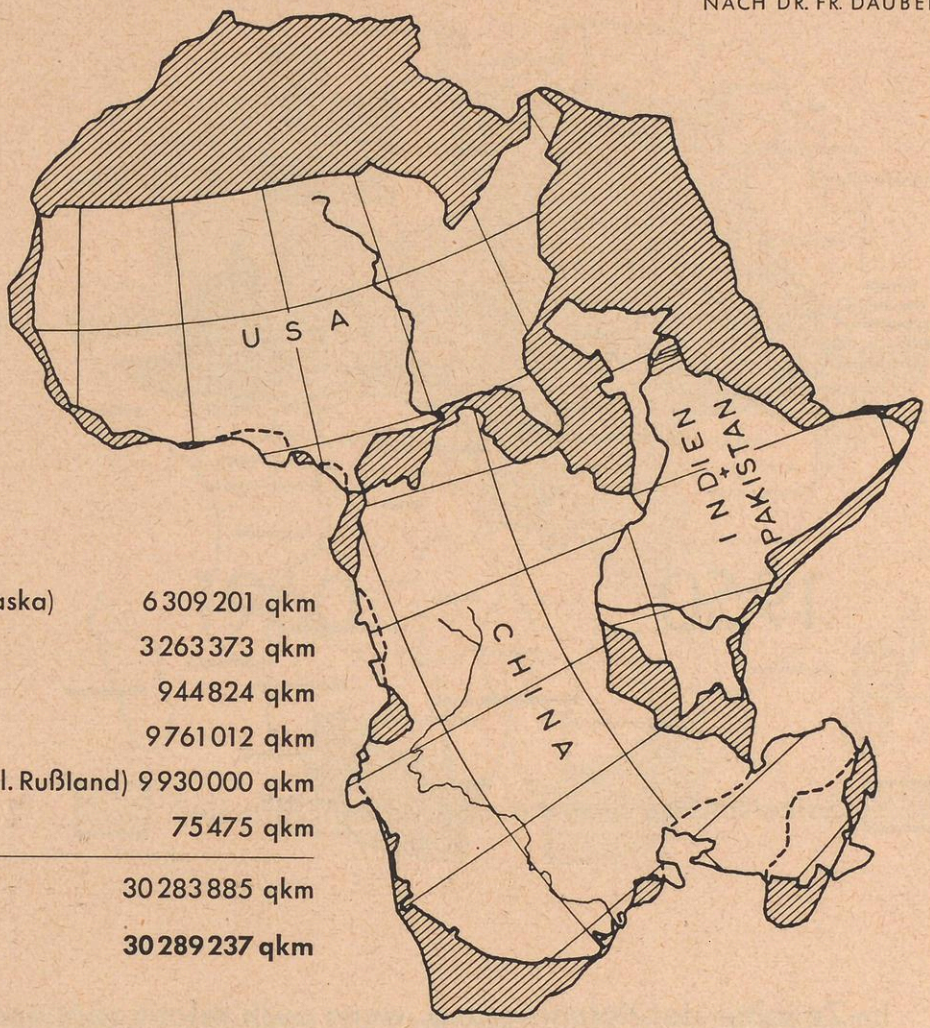
1950 wurde in ganz Nigerien die Hierarchie errichtet. So zählt die katholische Kirche im Augenblick der Unabhängigkeit des Landes drei Kirchenprovinzen: Kaduna im Norden (Suffragandiözesen: Jos und Oturkpo) mit insgesamt 100 000 Katholiken; die Kirchenprovinz Lagos (Suffragane: Benin City, Ibadan und Ondo) mit 300 000 Katholiken und Onitsha (Suffragane: Buea, Calabar, Ogaja, Owerri und Umuahia) mit 1 200 000 Katholiken. Außerdem gibt es noch fünf Apostolische Präfekturen (Kabba, Maiduguri, Oyo, Sokoto und Yola). Nach neuesten Angaben der Propaganda Fide zählt Nigeria 556 000 Katechumenen. Diese Zahlen lassen einen gewissen Optimismus bezüglich der Zukunft der Kirche in Nigerien berechtigt erscheinen; freilich nur dann, wenn in absehbarer Zeit die Zahl der Priester zunimmt. Zur Zeit sind nur 776 Priester in Nigerien tätig, d. h., ein Priester hat 2850 Katholiken und Katechumenen zu pastorieren. Die Anzahl der einheimischen Priesterberufe in Nigerien ist verhältnismäßig gering. Andere Faktoren, wie der Islam im Norden, die ungleiche Verteilung der Katholiken über das Land (absoluter Schwerpunkt im Südosten), die geringe Anzahl Katholiken unter den politischen und sozialen Führerschichten, die Schwäche des katholischen Mittelschulunterrichts, geben Anlaß zur Besorgnis über die zukünftige Entwicklung der Kirche. Demgegenüber stehen die positiven Faktoren, wie die Tatsache, daß die Katholiken einen verhältnismäßig großen Einfluß in den am meisten modernisierten Gebieten haben, sowie ihr großer Anteil an den Volks- und Mittelschulen (ungefähr 4000 mit 500 000 Schülern). Die katholische Presse entwickelt sich günstig. Es erscheinen jetzt neben der Monatsschrift „Catholic Life" für ganz Nigerien der zweimal im Monat herausgegebene „The Leader" für Ostnigerien und die Wochenschrift „The Catholic Herald". 1960 wurde in Ibadan die neue Buchdruckerei der St.-Petrus-Claver-Sodalität eingeweiht; sie druckt die neue katholische Wochenschrift „The Independent" für Nord- und Westnigerien. Das Erscheinen der Zeitung gab dem Premierminister Abubakar Balewa Anlaß zu schreiben: „Was die Missionare auf allen Gebieten für die Entwicklung Nigeriens getan haben, kann nicht überschätzt werden, und ich hege die feste Hoffnung, daß ‚The Independent' diese Arbeit weiterführt und die geistige Erziehung der Katholiken wie aller seiner Leser in Nigerien fördert."

„Ohne Religion kann keine Nation bestehen"

Die Bischöfe Nigeriens veröffentlichten aus Anlaß der Unabhängigkeitserlangung einen gemeinsamen Hirtenbrief, in dem sie darauf hinwiesen, daß ein guter Christ notwendigerweise auch ein guter Staatsbürger sein müsse und daß die Katholiken sich allen gerechten Gesetzen zu unterwerfen hätten. Als sich kurz vor Mitternacht am 30. September 1960 die Oberhäupter der drei großen Religionsgemeinschaften in Nigerien in Lagos zu öffentlichem Gebet versammelten, verlas Erzbischof Taylor von Lagos ein Gebet, das Papst Johannes XXIII. eigens für Nigerien verfaßt hat. Und als der päpstliche Vertreter, Erzbischof Maury, dem Premierminister ein Glückwunschschreiben des Heiligen Vaters überreichte, erklärte dieser bewegt, die Hauptursache der Weltwirren sei darin zu finden, daß die Menschen glaubten, sich an Gottes Stelle setzen zu können. Ohne Religion könne keine Nation bestehen. Er ziehe einen guten Christen einem schlechten Muslimen vor.

Der Riesenkontinent Afrika

NACH DR. FR. DAUBENTON



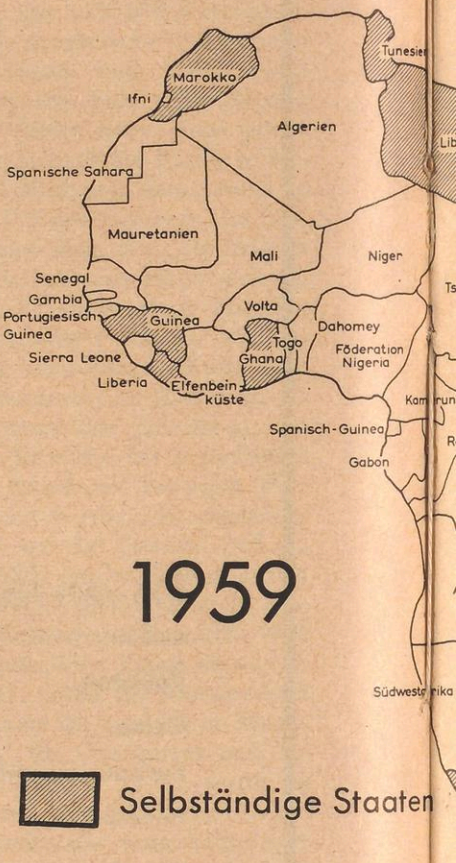
USA (ohne Alaska)	6 309 201 qkm
Indien	3 263 373 qkm
Pakistan	944 824 qkm
China	9 761 012 qkm
Europa (einschl. Rußland)	9 930 000 qkm
Panamá	75 475 qkm
Summe	30 283 885 qkm
Afrika	**30 289 237 qkm**

Die ungeheure Ausdehnung Afrikas zeigt diese Karte, in der auf der Fläche des Kontinents die Länder USA, Indien, Pakistan und das kontinentale China eingezeichnet sind. Es bleibt dann noch genügend Raum für ganz Europa (einschließlich europäischem Rußland) und für ein Gebiet in der Größe Panamás oder Ceylons oder Österreichs.

ZU SEITE 4 Afrika ist nach Ozeanien der am dünnsten besiedelte Kontinent (Ozeanien 2 Einwohner/qkm, Afrika 8, Amerika 9, Asien ohne Rußland 59, Europa ohne Rußland 85). Die Bevölkerungsdichte ist in den einzelnen Ländern sehr verschieden; sie schwankt zwischen 0,2 (Spanisch-Sahara) und 88,6 (Ruanda-Urundi). Die ungeheuere Wüstenfläche im ganzen Norden und der dichte Dschungel im Inneren machen eine Besiedlung sehr schwierig, wenn nicht unmöglich. Die dichtestbesiedelten Gebiete sind meist an den Küsten gelegen, von wo aus auch die Kolonialisierung erfolgte.
Mit Ausnahme des kleinen Ruanda-Urundi hat kein afrikanisches Land eine Bevölkerungsdichte von mehr als 40 Einwohner/qkm (zum Vergleich: China 69, Österreich 84, Schweiz 126, Bundesrepublik Deutschland 210, Japan 248, Niederlande 345).

Afrikas Weg aus der

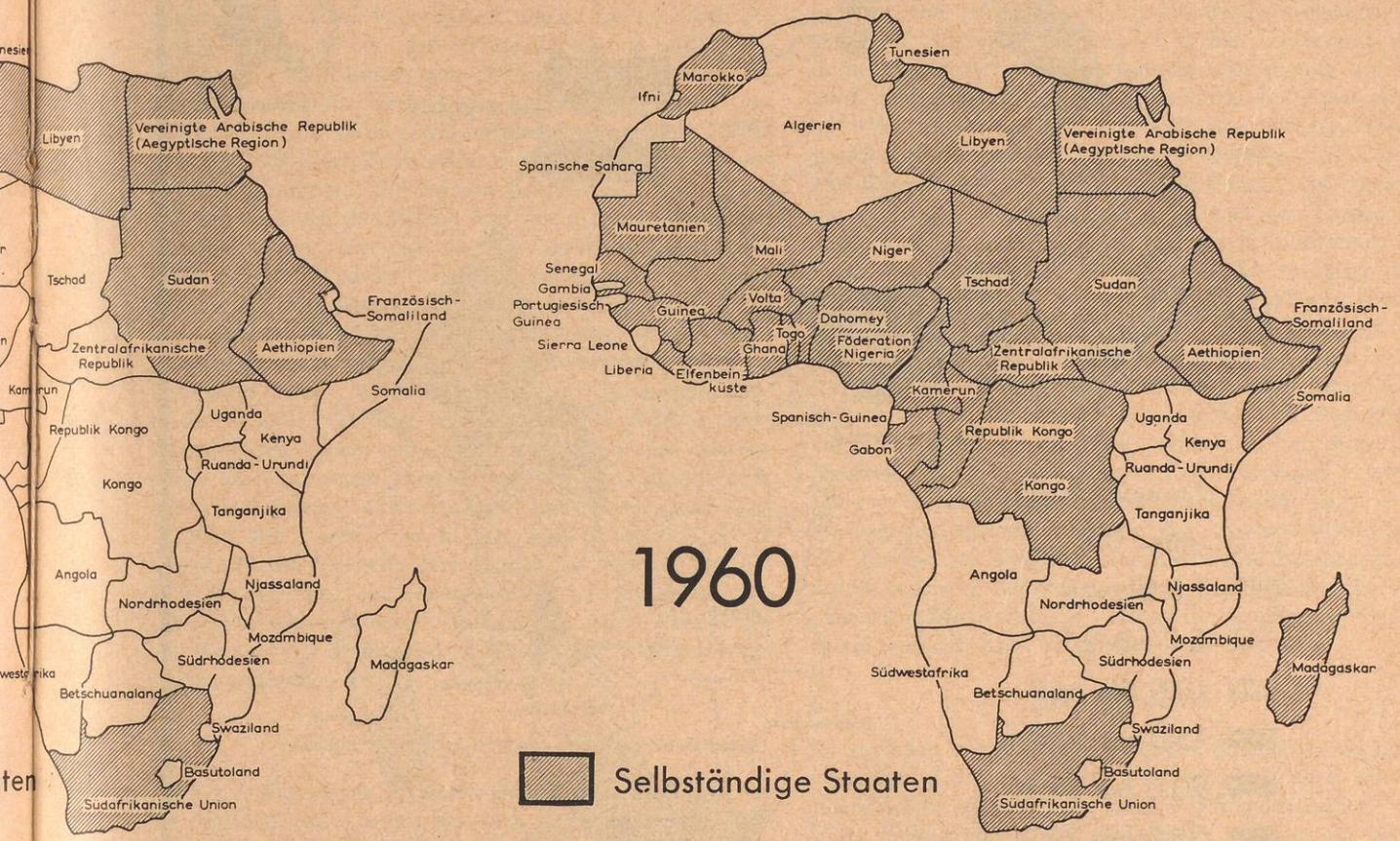




Im Zeitalter der Kolonisierung, wenn auch relativ spät und anfangs nur oberflächlich von den Küstenzonen her, wurde nahezu ganz Afrika von den verschiedenen europäischen Kolonialmächten unterworfen. Während des ganzen 19. Jahrhunderts waren lediglich zwei Staaten unabhängig: **Äthiopien** und (seit 1847) **Liberia**. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden nur weitere zwei Staaten selbständig: die **Südafrikanische Union** (1910) und **Ägypten** (1922); in der Südafrikanischen Union ist aber bis heute die farbige Mehrheit der Bevölkerung staatsbürgerlich und sozial diskriminiert.

Im Jahr 1951 erlangte ein weiteres Land die Eigenstaatlichkeit: **Libyen**. Dann erhöhte sich das Tempo der Entkolonialisierung rapide: 1956 **Sudan, Tunesien** und **Marokko**, 1957 **Ghana**, 1958 **Guinea**. 1960 wurde mit Recht das Jahr Afrikas

er Kolonialherrschaft

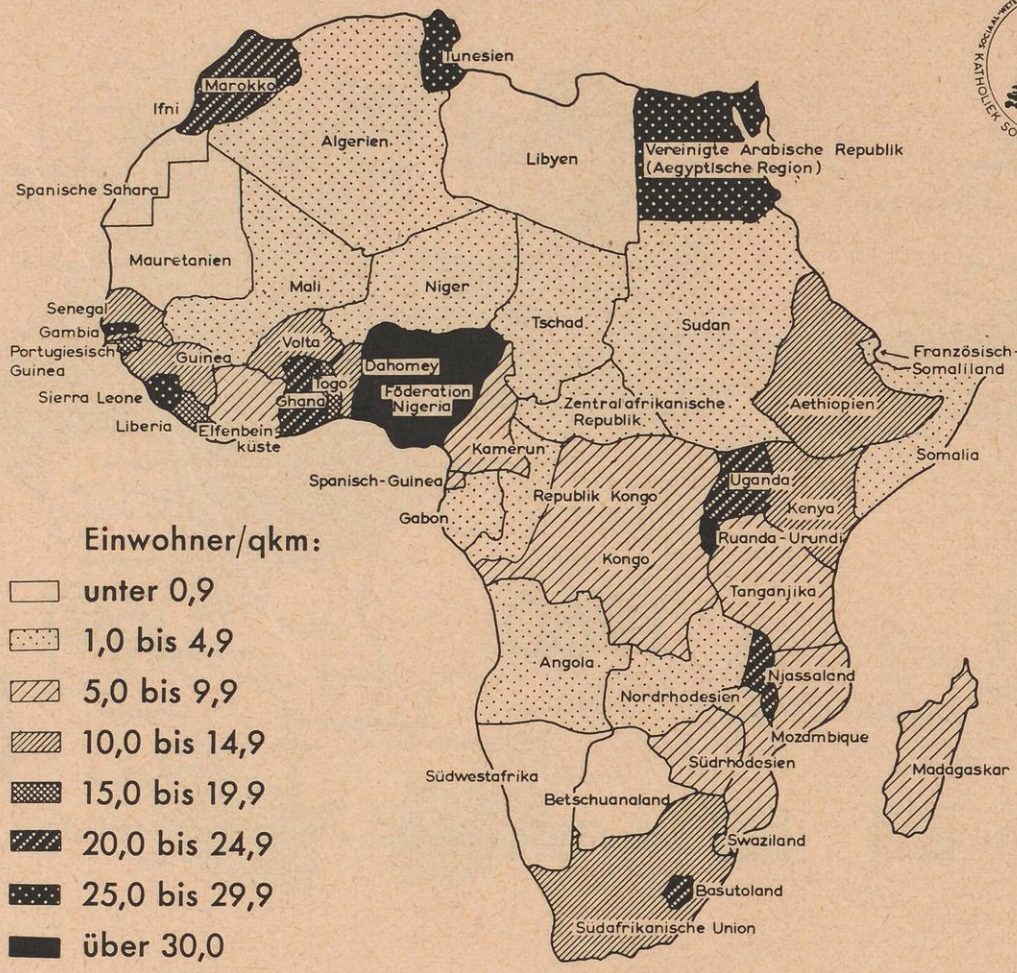


genannt, denn in diesem einen Jahr erhielten nicht weniger als 17 ehemalige Kolonien die politische Unabhängigkeit:

1. Januar	**Kamerun**	5. August	**Volta**
27. April	**Togo**	6. August	**Elfenbeinküste**
20. Juni	**Senegal**	11. August	**Tschad**
20. Juni	**Mali**	13. August	**Zentralafrikanische Republik**
25. Juni	**Madagaskar**	15. August	**Kongo** (ehem. Französisch-)
30. Juni	**Kongo** (ehem. Belgisch-)	17. August	**Gabon**
1. Juli	**Somalia**	1. Oktober	**Nigerien**
1. August	**Dahomey**	28. November	**Mauretanien**
3. August	**Niger**		

SOZIOGRAPHISCHE BEILAGE Nr. 13 ZUR HERDER-KORRESPONDENZ

Afrikas Bevölkerungsdichte



	Einwohner	Einw. je qkm
Ruanda-Urundi	4 800 000	**88,6**
Föderation Nigeria	34 000 000	**38,7**
Sierra Leone	2 100 000	**29,0**
Gambia	290 000	**27,0**
Ägypten	25 100 000	**25,1**
Tunesien	3 900 000	**25,0**
Uganda	5 860 000	**24,1**
Marokko	10 000 000	**22,2**
Njassaland	2 780 000	**21,9**
Basutoland	665 000	**21,9**
Ifni	40 000	**20,8**
Ghana	4 910 000	**20,7**
Togo	1 100 000	**19,4**
Liberia	1 880 000	**17,0**
Portugiesisch-Guinea	565 000	**15,6**
Dahomey	1 713 000	**14,8**
Swaziland	237 000	**13,6**
Äthiopien	15 000 000	**12,7**
Volta	3 326 000	**12,1**
Südafrikanische Union	14 680 000	**12,0**
Senegal	2 270 000	**11,5**
Kenia	6 450 000	**11,1**
Guinea	2 600 000	**10,6**
Tanganjika	9 160 000	**9,8**

	Einwohner	Einw. je qkm
Madagaskar	5 180 000	**8,9**
Mozambique	6 300 000	**8,2**
Kamerun	3 400 000	**7,9**
Spanisch-Guinea	220 000	**7,9**
Elfenbeinküste	2 485 000	**7,7**
Südrhodesien	2 730 000	**7,0**
Kongo	13 750 000	**5,9**
Algerien	10 400 000	**4,7**
Sudan	11 500 000	**4,6**
Angola	4 440 000	**3,6**
Nordrhodesien	2 360 000	**3,2**
Mali	3 708 000	**3,1**
Somalia	1 950 000	**3,1**
Französisch-Somaliland	64 000	**2,9**
Republik Kongo	760 000	**2,2**
Tschad	2 574 000	**2,0**
Niger	2 435 000	**2,0**
Gabon	4 700 000	**1,8**
Zentralafrik. Republik	1 120 000	**1,8**
Libyen	1 154 000	**0,7**
Südwestafrika	539 000	**0,7**
Mauretanien	650 000	**0,6**
Betschuanaland	337 000	**0,5**
Spanisch-Sahara	50 000	**0,2**

Ökumenische Nachrichten

Arthur M. Ramsey, der 100. Erzbischof von Canterbury

Der derzeitige Primas der Kirche von England, der Erzbischof von Canterbury, Geoffrey Fisher, gab am 17. Januar vor der Synode seiner Kirchenprovinz bekannt, daß er am 31. Mai 1961, „zum rechten Zeitpunkt", zurücktreten werde. Zwei Tage darauf wurde bereits durch die Königin Elisabeth II. der jetzige Erzbischof von York, Dr. Arthur M. Ramsey, zum Nachfolger Dr. Fishers ernannt. Aus diesem Wechsel, der überraschend schnell geschah, wird mit Recht geschlossen, daß sowohl der Rücktritt des 74jährigen Erzbischofs von Canterbury noch vor seiner Orientreise, die ihn am Schluß auch nach Rom führte, samt der Nachfolge mit der Königin und dem Premierminister, die nach der Verfassung das Recht zur Ernennung der Bischöfe haben, besprochen und vorbereitet worden ist. Alle Beteiligten halten es für richtig, daß die britische Kirchendelegation auf der bevorstehenden 3. Vollversammlung des Weltrates der Kirchen in Neu-Delhi im Dezember dieses Jahres von dem jetzt 56jährigen Erzbischof Ramsey geführt wird, der ein erfahrener Vorkämpfer der Arbeit von „Faith and Order" ist und zugleich den hochkirchlichen Flügel der Anglokatholiken führt. In England, in der ganzen Ökumene wie im Vatikan ist man sich darüber im klaren, daß Erzbischof Fisher seinem Nachfolger mit dem Besuch bei Papst Johannes XXIII. den Weg hat ebnen wollen. Die Frage ist nur, inwieweit dieser Wechsel im anglikanischen Primat als ein Wechsel des ökumenischen Kurses der Anglikanischen Kirche anzusehen ist.

Einheit und Einheit ist zweierlei

Als Dr. Fisher seinen Rücktritt ankündigte, machte er vor der Synode von Canterbury auch bemerkenswerte Ausführungen über seinen Besuch beim Papst, die die hier gegebene Deutung bestätigen (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 163). Er sagte: „Ich halte es für wichtig, immer zu unterscheiden, was der Papst unter den Zeichen der Einheit (unity) versteht und was ich die Zeichen des Einverständnisses (union) nenne, dieser anderen Form der Vereinigung (association), die ich die Einheit im Geist, eine Bruderschaft des Heiligen Geistes genannt habe, in welcher nicht die Sorge um die formulierte Lehre, die Kirchenleitung und die Kirchenordnungen den Vorrang hat, sondern das Zusammenleben in den Aufmerksamkeiten (courtesies) des Reiches Gottes, wie sie unser Herr geoffenbart hat. Welches Wort auch immer gebraucht wird, es ist notwendig, zu erkennen, daß zwischen den beiden Ideen von Einheit eine saubere Unterscheidung gewahrt wird" (vgl. hierzu auch Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 98). Dennoch fügte Dr. Fisher hinzu: „Meiner Ansicht nach ist die Schaffung des neuen Sekretariates unter Kardinal Bea durch den Papst ein glänzendes Beispiel solcher Einheit im Geiste." Als Ergebnis seines Besuches beim Papst habe er von vielen Seiten Zustimmungen erhalten, die damit rechnen, daß eines Tages die Befreiung von den bestehenden Hindernissen, Unaufmerksamkeiten und der Isolierung kommen werde („Church Times", 20. 1. 61; vgl. auch die Ausführungen von Kardinal Bea, ds. Heft, S. 248).

Erzbischof Arthur Michael Ramsey wurde als Sohn eines angesehenen Kongregationalisten geboren. Der spätere Erzbischof Fisher hat ihn einst konfirmiert und dann auch seine Prüfung zum Kaplan abgenommen. Der junge Ramsey wählte die wissenschaftliche Laufbahn und wurde 1940 Professor für Theologie in Durham. In dieser Zeit reiften seine Studien des Neuen Testaments zu Erkenntnissen, die ihn bald zum Sprecher der Anglokatholiken machten, jener Gruppe innerhalb der Kirche von England, die in weitgehender Anlehnung an die katholische Liturgie und Sakramentenlehre ein starkes Gegengewicht gegen ein Abgleiten zu den Freikirchen bildet und auch immer innerhalb der Ökumenischen Bewegung auf ein gutes Verhältnis zu Rom und der Orthodoxie gedrungen hat. Mit dieser Einstellung wurde Ramsey der Hauptsprecher der Anglikaner in der Bewegung „für Glaube und Kirchenverfassung" (Faith and Order) und bereitete die 1. Vollversammlung des Weltrates der Kirchen in Amsterdam und vor allem die Weltkirchenkonferenz von Faith and Order 1952 in Lund vor. Unmittelbar nach Lund wurde er Bischof von Durham und 1956 Erzbischof von York. Ramsey ist ein ebenso tiefer Theologe wie brillanter Prediger. Sein starkes Bewußtsein vom katholischen Erbe der Kirche von England hat ihn jedoch nicht gehindert, das Experiment der „Kirche von Südindien" zu unterstützen. Er ist sicher weniger als Dr. Fisher der Meinung, daß die Endlösung der ökumenischen Frage in Unionsversuchen ohne dogmatische Klarheit liegt, er ist im Gegenteil der Überzeugung, daß das katholische Erbe der Kirche von England, der historische Episkopat mit der Erneuerung der dogmatischen Katholizität, die entscheidende Mittlerrolle im Weltrat der Kirchen zur Orthodoxie wie nach Rom hin spielen wird.

Ein neuer Kurs?

Es ist schwer vorauszusagen, welchen Kurs er im einzelnen einschlägt. Sicher ist, daß er alles versuchen wird, um der Kommission „für Glaube und Kirchenverfassung" den Platz einzuräumen, den sie erstrebt und der ihr bisher noch vorenthalten wurde (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 183). Ebenso sicher dürfte sein, daß seine langjährigen persönlichen Beziehungen zu Msgr. Willebrands, dem leitenden Mitarbeiter von Kardinal Bea im Sekretariat zur Förderung der Einheit der Christen, sich dahin auswirken werden, daß vom Stuhl von Canterbury nicht mehr so unfreundliche Äußerungen über Rom fallen, wie man sie früher gelegentlich aus dem Munde von Dr. Fisher hat hören müssen. Sicher ist auch, daß Erzbischof Ramsey sehr viel anziehender für die katholischen Ökumeniker ist als sein Vorgänger. Und gerade deshalb wird man in Canterbury damit rechnen, daß Erzbischof Ramsey als anglikanischer Hierarch ohne Preisgabe der anglikanischen Tradition das erklärte Ziel des Weltrates der Kirchen und der Bewegung von „Faith and Order" leichter verwirklichen wird als Dr. Fisher, nämlich Rom aus seiner Isolierung zu lösen und ins ökumenische Gespräch hineinzuziehen. (Vgl. die von Erzbischof Ramsey mitverfaßte Schrift „Catholicity"; Herder-Korrespondenz 6. Jhg., S. 314.)

„Jesus Christus, das Licht der Welt"

Unter diesem Titel, zugleich das Generalthema der 3. Vollversammlung des Weltrates der Kirchen in Neu-Delhi, hat die Genfer Informationsabteilung das Vorbereitungsheft in 20 Sprachen und in 500 000 Exemplaren verschickt. Vergleicht man es mit den entsprechenden Heften für die 1. Vollversammlung 1948 in Amsterdam oder für die

2. Vollversammlung 1954 in Evanston, so ist schon rein äußerlich ein Wandel wahrnehmbar. Dieses Heft ist offensichtlich nicht nur für Theologen und Pfarrer, es ist für die wachen Christen in den Gemeinden bestimmt. Darum hält es die rechte Mitte zwischen einem gut illustrierten Werbekatalog oder Almanach, der die verschiedenen Tätigkeiten des Weltrates der Kirchen anschaulich belegt, und einem erwecklichen, sorgfältig aufgebauten und durchdachten Unterrichtsbuch, das in die Glaubensfragen der Ökumenischen Bewegung einführt, um zum Schluß auch die Organisation des Weltrates bildlich darzustellen.

Nach dem Vorwort des Generalsekretärs, Dr. Visser 't Hooft, ist das 80 Seiten starke Heft eine Einladung an die Gemeinden, durch geistiges Mitarbeiten und Mitbeten an der 3. Vollversammlung teilzunehmen. Der erste lehrhafte Teil ist „ein Gespräch" über das Generalthema, das Jesus als das Licht der Welt abhebt von andern Lichtern der Religionen, denn Neu-Delhi liegt mitten im Heidentum, abhebt auch von der heutigen Verfinsterung der Welt. Schon hier klingt an, daß die Kirche ein Apostolisches Bekenntnis hat: „Sie faßte die apostolische Botschaft und Tradition [!] kurz zusammen, die sowohl durch das mündliche Wort als auch in Gestalt der ‚Schrift' (des Alten Testaments) weitergegeben worden war . . ." (9). Sodann wird diese Botschaft in acht Bibelarbeiten anhand verschiedener Stellen der Heiligen Schrift exegetisch und katechetisch entfaltet. Die erste dieser Bibelarbeiten handelt von der „Herrlichkeit Gottes" (nach Ez. 1, 1 und 1 Mos. 1, 1—14). Sie schließt wie alle anderen mit Fragen, die von der Botschaft ins Leben hineinführen, ähnlich unserm neuen Katechismus, nur sind es Fragen an erwachsene und wachsame Christen. Die zweite Bibelarbeit lautet „Tagesanbruch" (nach Is. 9, 1—7 und Luk. 4, 14—30), die dritte handelt davon, daß „Der König ein Knecht" ist (nach Is. 49, 1—7 und Phil. 2, 1 bis 18), die vierte heißt: „Das Licht der Menschen" (Joh. 1, 1—18), die fünfte: „Der Sieg des Lichtes" (Joh. 12, 20—36 und Kol. 1, 9—20) mit der Frage u. a.: „Was für Arten des Widerstandes gegen Christus gibt es in deinem Leben und in deiner Gemeinde . . .?" Die sechste Bibelarbeit handelt vom „Dienst der Versöhnung" (2 Kor. 4, 1—6 und 5, 14—21), die siebente lautet: „Gerechtigkeit und Liebe" (nach Is. 58, 1—12 und 1 Joh. 1, 5 bis 2, 11), und die achte schließlich behandelt „Die Stadt der Herrlichkeit", das neue Jerusalem (nach Apok. 21, 1—5; 21, 22 bis 22, 5 und Matth. 5, 14—16), u. a. mit der Frage: „Ist eure Kirchengemeinde solch eine ‚Stadt auf dem Berge'. . .?"

Gedankenführung zur Einheit der Kirche

An diese acht Bibelarbeiten (S. 13—32) schließt eine Reihe von Kapiteln an, die unmittelbar in die Fragen einführen, mit deren Lösung sich der Weltrat der Kirchen zu befassen hat. Dabei wird jeweils am Rande auf diejenige Bibelarbeit verwiesen, die den biblischen Hintergrund der Frage geöffnet hatte, eine ausgezeichnete Methode des Ansprechens und Anregens. Als erstes wird „Der Weg" der Christenheit besprochen, der in der ganzen Welt durch eine Krise führt, und den besonderen Finsternissen nachgespürt, die die Botschaft des Evangeliums verdunkeln, z. B. der fehlenden Einheit der Kirche, die durch uneingestandene Selbstgefälligkeit und Trägheit der Kirchen nicht sichtbar wird. Es wird den verschiedenen Erscheinungen des Leidens nachgegangen, aber auch der Ausbreitung von Naturwissenschaft und Technik, die zum Götzendienst verleitet, zu einem weltlichen Materialismus mit religiösem Mäntelchen. Es wird keiner dieser modernen Lebensnöte der Christen ausgewichen, und sie kommen in einer Sprache zu Wort, die aus dem Leben der Laien stammt. Die Betrachtung endet wieder beim Umdenken über die Kirche, ihrer Pflicht zur Mission.

Die nächste lehrhafte Betrachtung handelt vom „Zeugnis" in der Welt Gottes durch das Volk Gottes, einem Zeugnis, das Einheit fordert, wenn es Glauben finden soll. Es werden offen die Hindernisse angesprochen, die unsere moderne Lebensweise diesem Zeugnis in den Weg stellt. Eine dritte Betrachtung handelt vom „Dienst", der Diakonie in der modernen Welt des Industrialismus bis zu den Fragen der Familienplanung. Sie schließt thematisch mit der These: zur Erfüllung dieses Dienstes an der Welt „ist es nötig, daß das ganze Volk Gottes eins ist", eins auch auf der Ebene des Ortes, nicht nur oben auf dem Gipfel. Damit ist die Gedankenführung zur Mitte des Heftes vorgestoßen, zum Kapitel „Einheit".

Diese Betrachtung geht aus von der Ortsgemeinde und dem unsinnigen Konkurrenzkampf der Denominationen an ein und demselben Ort. „Wir haben es zugelassen, daß die Uneinigkeit der Welt auch die Kirche spaltet." In sehr offenherzigen Feststellungen werden „Befürchtungen und Hoffnungen" im Hinblick auf die wiederherzustellende Einheit der Kirche ausgesprochen, und jeder Leser wird vor die Frage gestellt: „Welches sind Ihre Überzeugungen?" An dieser Stelle wird der empfindliche Mangel des Heftes, der ein Mangel des Weltrates selber ist, greifbar deutlich. Der aufgewühlte Leser, dessen Gewissen bis zum äußersten beunruhigt worden ist, wird vor theologische Probleme gestellt, die er gar nicht bewältigen kann. Er wird in Unsicherheiten geführt, die nicht mehr das Licht Jesus Christus, sondern die „Finsternis" seiner kirchlichen Theologen ausstrahlen. Daran kann auch die Tatsache nichts ändern, daß dieser intensive „ökumenische Fragebogen" mit dem Vorschlag der Kommission von „Faith and Order" endet, wie man sich dort die künftige Einheit der Kirche vorstellt, einem Vorschlag, der hier ausführlich zitiert und erörtert worden ist (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 140f.). Das Zitat schließt mit der Frage: „Welches halten Sie jetzt als ein Ergebnis Ihrer Studien und Ihrer Gespräche für die nächsten Schritte, die Sie persönlich zu gehen haben?" (56) bzw.: „Welcher Appell liegt darin für Ihre eigene Gemeinde?" Es ist keine Frage, daß dieses im besten Sinne pastoral gemeinte und in vieler Hinsicht gelungene Heft in einem doch wohl unfruchtbaren pastoralen Dilemma endet. Es wird auch durch die ausführlichen Informationen über den Weltrat der Kirchen, die dann folgen, nicht überwunden.

Dieses Bedenken gilt um so mehr, als den Lesern in der Darstellung des Weltrates folgende Entschuldigung für seine Existenz zugemutet wird: „Die Kirchen, d. h. Christi Volk, gesammelt in den verschiedenen Gemeinden und Gemeinschaften, haben den Ökumenischen Rat (= Weltrat der Kirchen) geschaffen . . . um ihn eines Tages abschaffen zu können. Er lebt, um zu sterben. Wenn die Kirchen sich jemals mit ihm zufriedengeben oder nur darum besorgt sind, ihn zu verewigen, werden sie der himmlischen Schau ungehorsam. Der Ökumenische Rat ist gleichsam die Stiftshütte eines wandernden Volkes. Er soll ihm nur so lange dienen, bis Gott seine Verheißung und seinen Plan mit diesem Volk wahrmacht, daß sie alle in ihm und für ihn eins seien" (62).

Der russische Patriarch in Athen und Istanbul

Aus dem inzwischen zugänglich gewordenen Material über den Besuch des russischen Patriarchen Alexius in Athen (Dezember 1960) geht hervor, daß der griechische Erzbischof Theoklet keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um eindringlich die Einheit der Orthodoxie „unter der Heiligen Kirche von Konstantinopel" zu unterstreichen. Vereint unter dem kanonischen Ehrenprimat des Patriarchen von Konstantinopel sei die Orthodoxie berufen, eine wichtige Rolle in den gesamtchristlichen Einheitsbemühungen zu spielen. Mit der russischen Schwesterkirche sei man nicht nur im Glauben an Christus verbunden, sondern auch durch das Leiden um Christi willen. Theoklet sprach lobend vom „frommen und christusliebenden russischen Volk", und Alexius zeigte sich stark beeindruckt von der bei diesem ersten Besuch eines russischen Kirchenoberhaupts in Griechenland erfahrenen Identität von Volk und Kirche in Griechenland. Während er vor seiner Abreise noch eine Botschaft an Kirche und Volk Griechenlands richtete, konnte er seine Delegation aus begreiflichen Gründen lediglich als Vertretung der russischen Kirche, nicht etwa des christlichen russischen Volkes bezeichnen.

Wie zu erwarten war, erwähnten beide Kirchenoberhäupter mehrmals das Problem der Erhaltung des Friedens. Alexius bezeichnete es als Aufgabe der orthodoxen Kirche, durch die hohen geistigen und moralischen Prinzipien der Kirche zur Wiederherstellung des „einen gesegneten Friedens" beizutragen. Im offiziellen Kommuniqué heißt es, beide Primaten sehen in der sakramentalen Einheit ihrer Kirchen ein Unterpfand des Erfolges ihrer Bemühungen um den Frieden im Namen Christi und für die Herrschaft der Liebe in der Welt.

Patriarch Alexius sprach den Wunsch aus, daß sich die Einheit beider Kirchen nicht allein in den Gebeten und Kanones zeige, sondern daß sie sich — wie er mehrfach anregte — auch in verstärkten wissenschaftlichen, kirchlichen und persönlichen Kontakten mit der griechischen Kirche weiterentwickle. Diese Kontakte würden dazu beitragen, die orthodoxen Kirchen des Ostens und die christlichen Kirchen des Westens einander zu nähern. Praktische Wege eines wissenschaftlich-theologischen Austausches zwischen der russischen und griechischen Kirche zu ermitteln, forderte Alexius vor den Professoren der Theologischen Fakultät Athen („Ekklesia", 1. 1. 61).

Während Alexius — wenigstens den offiziellen Verlautbarungen zufolge — die Hinweise des griechischen Erzbischofs auf die durch den Ehrenprimat Konstantinopels repräsentierte Einheit der Orthodoxie nicht beantwortete, ließ er sich kurz zuvor in Istanbul in einem Sinne vernehmen, der beweist, daß die heutige Moskauer Kirche weder ihre Ursprünge noch die Stellung Konstantinopels in der Gesamtorthodoxie vergessen hat. Schon die der Tradition entnommenen offiziellen Anreden waren bezeichnend; während der ökumenische Patriarch Athenagoras I. den russischen Patriarchen „Seligster, heiligster und in Christus sehr geliebter Bruder" betitelte, wandte sich Alexius an ihn mit der Anrede „Eure Heiligkeit, in Christus geliebter, heiligster Herr".

Athenagoras lobte die Glaubenstreue, Besonnenheit und Erfahrung des russischen Patriarchen, erwähnte die Verdienste, die Heiligen und Märtyrer der russischen „Tochter"-Kirche, welche eben deshalb von der „Mutterkirche", vom „heiligen apostolischen, ökumenischen Thron" mit dem Patriarchentitel für ihren Primas „emanzipiert" und mit der ersten Stelle nach den vier alten östlichen Patriarchen geehrt worden sei.

Alexius versicherte dem ökumenischen Patriarchen (er bediente sich auch dieses Titels, der die Ansprüche des Stuhles von Konstantinopel auf die Führung der Weltchristenheit symbolisiert), daß die russische Kirche nicht vergesse, daß der Glaube aus Byzanz gekommen sei und daß sie sich voller Dankbarkeit der „mütterlichen Sorge" der Kirche von Konstantinopel und des historischen Tages entsänne, da diese als „Mutterkirche" der russischen Kirche die Autokephalie *verliehen* habe.

Es bedürfte einer eingehenden Analyse, um die bei diesem ersten historischen Besuch eines russischen Patriarchen beim ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel gebrauchten Titel, Anreden und historischen Anspielungen und Reminiszenzen nach ihrem traditionellen und intendierten Gehalt hin zu untersuchen. Eines aber erscheint sicher: Alexius hat in Istanbul die gesamtorthodoxen Beziehungen nicht durch ein Herausstellen der besonderen Rolle des Moskauer Patriarchats kompliziert — so wenig wie er es auch kurz danach in Athen tat —, sondern in der Verantwortung des Führers der größten autokephalen Kirche nach Wegen gesucht, die zur Einheit der Orthodoxie und darüber hinaus zur Einheit der Weltchristenheit führen. Sein Besuch, sagte er in Istanbul, gelte den gemeinsamen Gebeten für den Frieden in der Welt und für die Einheit aller Kirchen. „Wir wissen, daß die Orthodoxe Kirche der Menschheit das Wort des Friedens bringen und sie von der Sorge um ihr zukünftiges Schicksal befreien kann" (Apostolos Andreas, 4. 1. 61).

Erste Bilanz der ökumenischen Kontakte des Moskauer Patriarchats

Unter der neugeschaffenen Rubrik „Aus dem Leben der andersgläubigen Konfessionen" berichten im Journal des Moskauer Patriarchats (Nr. 11, 1960, S. 63—78) die vom Moskauer Patriarchat seinerzeit entsandten Beobachter über die Sitzung des Zentralausschusses des Weltrats der Kirchen in St. Andrews (16.—24. 8. 60). Die beiden Beobachter der russischen Kirche waren Erzpriester Vitalij Borovoj, Dozent an der Leningrader Geistlichen Akademie und Mitglied des Außenamts des Patriarchats, und Viktor Aleksejev, Referent im Außenamt. Ihr sechzehn Seiten langer Bericht zeugt von dem lebhaften Interesse, mit dem jetzt die Moskauer Kirche die Entwicklungen und Tendenzen in der Gesamtchristenheit verfolgt.

Nachdem die Beobachter der russischen Kirche auch schon den Sitzungen des Zentralausschusses auf Rhodos (1959) sowie einer Vollsitzung der Kommission Faith and Order und verschiedenen Sitzungen des Arbeitskomitees der Kommission für internationale Angelegenheiten beigewohnt hatten, verdient die Bilanz, die sie über die ersten Erfahrungen mit den Arbeiten des Weltrats nunmehr vorlegen, größte Beachtung. Das vordringlichste Problem stellt sich ihnen dar in der Forderung nach einer taktischen und methodischen Aktionseinheit aller orthodoxen Kirchen im Verhältnis zu den anderen Konfessionen, insbesondere zum Katholizismus und Protestantismus. Der Standpunkt der Orthodoxie, die sich mit der Gesamtheit aller autokephalen orthodoxen Kirchen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als die Eine, Heilige, Katholische und Apostolische Kirche erkenne, müsse für die anderen christlichen Kirchen auch durch das Medium jeder ihrer einzelnen, nach innen hin selbständig verwalteten Kirchen

klar erkennbar sein, so daß künftig Gespräche und Verhandlungen mit einer bestimmten autokephalen Kirche identisch mit einer entsprechenden Kontaktnahme zur Gesamtorthodoxie würden.
Mit Befriedigung stellen die Beobachter der russischen Kirche fest, daß dieselbe einmütige Auffassung über die Notwendigkeit einer allorthodoxen Einheit auch bei allen Orthodoxen festzustellen war, mit denen man auf Rhodos, in Athen, Saloniki usw. ins Gespräch kam. Die heutige Situation fordere gebieterisch ihre Verwirklichung.

Die Stimme des Papstes

An das Konsistorium

Am 16. Januar 1961 erhob Papst Johannes XXIII., wie bereits gemeldet (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 197), vier neue Kardinäle zu ihrer Würde. Er richtete an das Geheime Konsistorium, das zu diesem Zweck einberufen worden war, folgende Ansprache, die wir in eigener Übersetzung nach dem im „Osservatore Romano" (vom 16./17. Januar 1961) veröffentlichten Text wiedergeben:

Ehrwürdige Brüder!

Die große Freude, die Wir jedesmal empfinden, wenn Wir euch um Uns versammelt sehen, wird heute dadurch erhöht, daß das Konsistorium mit dem Beginn des neuen Jahres zusammenfällt. So bietet sich Uns eine willkommene Gelegenheit, euch, Unseren hervorragendsten Mitarbeitern in der Leitung der heiligen Kirche, die Befürchtungen und die Hoffnungen mitzuteilen, die Uns am Anfang dieses Jahres bewegen.
Es sind die Befürchtungen und Hoffnungen des Vaters und Hirten, der alles in seinem Herzen trägt, was alle Unsere Söhne bewegt, so wie es ihre Lebensverhältnisse oder ihre inneren Erfahrungen mit sich bringen. Wir können das Pauluswort auf Uns anwenden: „Freuet euch mit den Fröhlichen, und trauert mit den Traurigen" (Röm. 12, 15).
Zu allen Zeiten waren Freuden und Tränen, waren Furcht und Hoffnung im Menschenherzen beisammen. Aber selten spitzte sich ihr Gegensatz so zu wie in unserer Gegenwart, und zwar nicht nur in jedem Volk und in allen Bereichen der menschlichen Gesellschaft, sondern sogar in jeder Familie und in jedem einzelnen Menschen.
An erster Stelle umschließen Unsere Gedanken alle Unsere Söhne in allen Völkern. Doch ganz natürlich wendet sich die besondere Liebe des Vaters jenen zu, die verfolgt werden, weil sie entschlossen sind, Christus und seiner Kirche die versprochene Treue unversehrt zu bewahren. Wie euch bekannt ist, sind in großen Ländern und Völkern Verfolgungen und Unterdrückungen im Gange. Die Freiheit, soweit sie diesen Namen verdient, wird beschnitten. Sehr viele Unserer Söhne sind bedrückt von schwerer Sorge und bitterer Traurigkeit. Ihr werdet den Schmerz, den Wir darüber empfinden, besser begreifen, als Wir ihn in Worten ausdrücken können.
Aus anderen Nationen erreichen Uns Klagen und Beschwerden der Oberhirten über Behinderungen, die eine wirksame Tätigkeit der Kirche zu beeinträchtigen suchen, besonders dadurch, daß sie die Arbeit blühender Schulen auf gesetzlichem Wege schwächen, einschränken oder nahezu unterdrücken. Diese Schulen sind die Frucht langjähriger mühe- und sorgenvoller Einsatzbereitschaft der Missionare und dienten nur dem Ziel, die Jugend in den Wissenschaften und Fertigkeiten zu bilden und besonders, sie zu einem vollkommenen Leben zu erziehen.
Es fehlt auch nicht an Ursachen bedrückender Sorge in jenen Völkern, wo die rechtmäßige Freiheit der Kirche unbeeinträchtigt und unbestritten ist. Dort breitet sich, um nur Beispiele zu nennen, der Geist des Materialismus täglich weiter aus. Ins Große wächst die Zahl derer, die sich unlauteren Vergnügungen hingeben. Die Integrität der Familien, die sittliche Gesundheit des Volkes und namentlich der Jugend ist bedroht.
Aber wenn auch täglich neue Sorgen auf Uns zukommen, wollen Wir, gestützt durch die Hilfe Christi, den Blick auf Besseres wenden. Wie sollten Wir nicht Hoffnung schöpfen, wenn Wir Unser Vertrauen auf den allmächtigen Gott setzen, der die Herzen aller Menschen lenkt, auch wenn er ihnen ihre volle Freiheit läßt? Warum sollten Wir auch nicht vertrauen auf die Kraft und den Erfolg des Wirkens rechtschaffener Menschen, die überall auf Erden für Gerechtigkeit und Wahrheit kämpfen?
Wir kennen zu gut den Eifer und die Energie der Bischöfe, die hervorragende Tüchtigkeit der Priester, die Gewissenhaftigkeit der Ordensleute und Ordensfrauen und endlich das hochherzige und mutige Wirken der Laien auf vielen Gebieten, wo ihre Mitarbeit beansprucht wird. Das alles ist Uns bekannt und erfreut Unser Herz wie das Schauspiel eines blühenden Frühlings. Was Unsere Söhne aufweisen an religiösem Eifer und brüderlicher Eintracht, besonders aber auch an Gehorsam gegen die Hirten der Kirche und unentwegter Treue gegen den Apostolischen Stuhl, das gibt Uns die Hoffnung, es werde dahin kommen, daß die Beschwerden und Leiden, an denen eine so große Zahl Unserer besten Söhne zu tragen hat, schließlich einmal allen Völkern den Weg zu Ruhe und Frieden bereiten.
Wir haben soeben den Frieden erwähnt. Im Frieden sollen alle guten Wünsche zusammengefaßt sein, die Wir zu Beginn des neuen Jahres für die ganze menschliche Gemeinschaft hegen.
Aber leider kann die Friedenssehnsucht aller Völker nicht ganz Herr werden über die bedrückende Angst, daß die spannungsreichen Konflikte der Völker zum Ausbruch von Katastrophen führen. Der heitere Himmel, der da und dort für kurze Zeit sein Antlitz zeigte, hat die allgemeine Enttäuschung, die darauf folgte, nur noch bedrükkender werden lassen. Es ist sogar dahin gekommen, daß das liebliche Wort „Friede" in seinem Sinn verfälscht und nicht dazu gebraucht wird, die Eintracht der Geister zu pflegen, sondern die gegenseitige Feindschaft zu schüren.
Wir hoffen und beten täglich zu Gott, es möge Wirklichkeit werden, wenn erst den Völkern, die nach Freiheit und Selbstbestimmung streben, Genüge getan sein wird, daß dann die reicheren Völker den bedürftigen zu Hilfe kommen, daß die mächtigeren die schwächeren beschützen, daß diejenigen, die die Fortschritte der Zivilisation in höherem

Grade besitzen, denen ihre Unterstützung leihen, die das gebührende Niveau des Wohlstandes noch nicht erreicht haben, und daß schließlich allen Menschen zu Bewußtsein kommt, wie sehr sie durch die Bande der Bruderschaft verbunden sind, da sie doch alle Söhne desselben liebevollen Vaters im Himmel sind.

Nun aber lenkt diese euere erlauchte Versammlung Unsere Gedanken auf die heilige Kirche, die zärtliche Mutter aller Katholiken, von der alle Völker, wenn sie endlich in den Genuß eines friedlicheren Zeitalters gelangen wollen, Erleuchtung, Anregung und Hilfe benötigen.

Die Kirche bemüht sich ja auf Grund ihrer ursprünglichen Sendung um nichts anderes als um das wahre Wohl ihrer Kinder und möchte sowohl die einzelnen Menschen als auch die Völker daran beteiligen. Im Hinblick auf diese Bemühungen nimmt das Ökumenische Konzil einen hervorragenden Rang ein. Zu seiner Vorbereitung leisten mit Gottes Gnade und Hilfe hervorragende Persönlichkeiten nicht nur aus der Heiligen Stadt, der Hauptstadt der katholischen Welt, sondern fast aus dem gesamten Erdkreis auf Grund Unserer Wahl hervorragende Arbeit, und zwar im Geist einer Eintracht des Denkens und Wollens, von der man einen in jeder Hinsicht glücklichen Ausgang dieser schwerwiegenden Sache erhoffen darf.

Mit vollem Recht erwartet die Kirche Christi von diesem Ereignis reiche Früchte, nämlich daß es der Sache der Wahrheit diene, daß es ein Zeugnis der christlichen Liebe erbringe, daß es ein Beispiel gebe für jenen brüderlichen Frieden, den diese erhabene Stätte der katholischen Einheit, die durch das Andenken des Apostelfürsten geheiligt ist, von hoher Kanzel aus allen Völkern feierlich verkündigt.

Die Bedeutung dieses Ereignisses fordert von Uns auch, daß Wir ein aufmerksames Ohr haben für die bisher allerdings nur in seltenen Fällen dissonanten Stimmen, die in dieser Angelegenheit aus den verschiedenen Teilen der Welt zu Uns dringen. Auch diese Stimmen bringen in der Verschiedenheit der Ansichten eine gemeinsame und respektvolle Erwartung zum Ausdruck. Deshalb können Wir mit gutem Recht mit dem Psalmisten singen: „Freude und Wonne läßt Du an mein Ohr dringen" (Ps. 50, 10).

Da Wir von den freudigen Dingen sprechen, wollen Wir nicht verschweigen, welche Freude Uns in den letzten Tagen der Besuch bei den Ämtern der Römischen Kurie bereitete. Es war Uns eine Genugtuung, mit eigenen Augen von den Leistungen Kenntnis zu nehmen, durch die ein so hervorragender Stab von Geistlichen, unterstützt von einer Anzahl von Laien, Uns bei der Leitung der Kirche behilflich ist. Wir haben es als recht und billig angesehen, durch diese Bekundung Unseres Wohlwollens und Unserer Hochschätzung jene fleißige, kluge und pflichttreue Arbeit zu vergelten, die Wir aus langer eigener Erfahrung kennen.

Der Heilige Vater kam dann auf den unmittelbaren Anlaß des Konsistoriums zu sprechen und gedachte der im letzten Jahr verstorbenen Kardinäle. Zu den neuen Kardinalsernennungen sagte er:

Bei der Ernennung neuer Kardinäle haben Wir Uns von der Erwägung leiten lassen, hervorragende Prälaten auszuzeichnen, die in verschiedenen Ämtern der Römischen Kurie oder in der Leitung der ihnen anvertrauten Diözesen klug und tatkräftig gewirkt haben, und nach Möglichkeit im Heiligen Kollegium ein lebendiges Bild der Kirche zur Darstellung zu bringen, die allen Völkern gehört und alle mit derselben Liebe und Sorge umgibt. Daher haben Wir sie aus den verschiedensten Ländern des Erdkreises erwählt.

Der Heilige Vater erwähnte dann noch mit einem besondern Wort die erstmalige Erhebung eines Kardinals aus Venezuela und nahm anschließend die Promulgation der vier neuen Mitglieder des Kardinalskollegiums vor.

Hirtenworte in die Zeit

Die niederländischen Bischöfe über die Bedeutung des Konzils im Leben der Kirche und jedes einzelnen Gläubigen

Ein gemeinsamer Hirtenbrief des niederländischen Episkopats — der sich aus einem Erzbischof (Kardinal Alfrink von Utrecht) und sechs Bischöfen zusammensetzt — hat den niederländischen Gläubigen zu Weihnachten 1960 das Wesen eines Konzils in der Gesamtstruktur der Kirche und die Art, wie jedes Glied der Kirche von diesem Ereignis mit einbezogen wird, in so bedeutender Weise dargelegt, daß wir den Hirtenbrief, von einigen unwesentlichen Kürzungen zumal im ersten Teil abgesehen, im Wortlaut (in eigener Übertragung) wiedergeben. (Das Original, Het Concilie, ist broschiert erhältlich beim Verlag N. V. Gooi & Sticht, Hilversum, Postbus 17, zum Preis von hfl. 1.35.)

Nach einem kurzen Rückblick auf die Konzilsankündigung und die bisherigen Vorbereitungsarbeiten erklären die niederländischen Bischöfe:

Wir sind davon überzeugt, daß das gläubige Volk durch Gebet ebenso wie durch Besinnung auf den Glauben und auf die heutige Lebenssituation das Seinige zum Gelingen dieses Konzils beitragen muß. Wir begreifen, daß die Fruchtbarkeit des Konzils von der Hingabe der Bischöfe und derer, die als Mitarbeiter zur Vorbereitung berufen worden sind, abhängt. Diese letzteren sind jedoch direkt oder indirekt auf das gesamte gläubige Volk angewiesen.

Eben darum halten Wir es für Unsere Pflicht, euch alle zum Gebet und zur gläubigen Besinnung auf die heilige Aufgabe der Kirche in dieser Welt anzuspornen, in einem Geist, der nicht durch eine rein menschliche oder sündig schwache Gesinnung bestimmt wird, sondern durch das gläubige Wissen um das, was die Kirche mit ihrer hierarchischen Ordnung und ihrem gläubigen Volk nach Gottes Vorbestimmung in dieser Welt kraft ihrer Berufung zustande bringen soll. Daher schien Uns der Augenblick gekommen, in großen Linien den Raum abzustecken, in dem sich eure Gespräche, eure Schriften und euer Denken über das kommende Konzil — die Wir aufs lebhafteste ermutigen wollen — halten müssen, wenn sie echt kirchlich heißen sollen. Natürlich sind auch Wir davon überzeugt, daß man dem geschichtlichen Ereignis eines Konzils auch auf rein profaner Ebene gegenübertreten kann: sozio-

logisch oder ethnographisch, kulturphilosophisch oder religionsgeschichtlich usw. Doch soll sich jeder dann der Beschränktheit des Gesichtspunkts bewußt bleiben, von dem aus solche wissenschaftlichen Betrachtungen aufgebaut werden, sich der Tatsache bewußt bleiben, daß dabei gerade der eigentliche Kern eines seinem Wesen nach religiösen Heilsmysteriums außer acht gelassen wird. Was anderseits jedoch nicht hindert, daß solche profanwissenschaftlichen und partiellen Untersuchungen in der Gesamtheit einer *gläubigen* Auffassung vom Konzil uns die konkrete geschichtliche Art und Weise sehen lassen, in der der Heilige Geist in der noch auf Erden pilgernden Kirche „die Wahrheit und Liebe bewahrt", festigt und immer mehr erhellt, so daß wir alle „allseits auf den hin wachsen, der das Haupt ist, Christus" (Eph. 4, 15—16) ...

Das Reich Gottes und die Kirche

Der Hirtenbrief spricht dann zunächst von der Ankündigung des Reiches Gottes auf Erden durch die Propheten des Alten Testaments und die Sichtbarwerdung der Gnade in der Welt in Jesus Christus.

Doch Jesus war nicht allein die Offenbarung der Herrschaft Gottes. Er war durch seinen liebenden Gehorsam gegenüber dem Vater ... zugleich der volle Durchbruch der positiven Anerkennung der Herrschaft Gottes durch den Menschen in dieser Welt ... In Christus hat die Rettung bringende „Herrschaft Gottes" einen gehorsamen Menschen geformt und damit das Reich Gottes zur vollen Offenbarung gebracht, und in und durch Christus wird die Kirche geformt zu einem gehorsamen Gottesvolk, in dem das Reich Gottes in dieser Welt sichtbar bleibt. Das gläubige Volk „kennt" das Reich Gottes, weil es in der Kirche stets in der Nähe von Gottes Herrschaft lebt. In der Kirche ist das Reich Gottes uns also ständig nahe in einer sichtbaren Gestalt ...

Gewiß, diese irdische Nähe des Reiches Gottes ist noch sakramental, in Zeichen eingehüllt. Das weist darauf hin, daß die Kirche noch unterwegs ist. Kirche und Reich Gottes fallen noch nicht vollkommen zusammen. Die Kirche ist das Gottesreich im Werden. Darum gilt auch uns, den Gliedern der Kirche, noch die Mahnung: „Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe" (Luk. 12, 32). Jedem von uns ist es denn auch klar, daß die Sichtbarkeit der Gnade von uns allen ständig verdunkelt wird. Das Alte besteht noch neben dem Neuen fort. Darum ist die Kirche nicht nur eine Gegebenheit, sondern für uns alle eine tägliche Aufgabe und Verantwortung. Sie ist noch nicht das triumphierende Zeichen von Gottes siegreicher Gnade. Sie ist das demütige Zeichen dieses christlichen Sieges, in die Gestalt einer Dienstmagd gekleidet. Sie ist unterwegs zur Verherrlichung; erst im verherrlichten Leib offenbart sich die Gnade in sichtbarer Makellosigkeit ...

Priester und Laien

Von der irdischen Glaubensgemeinde sagt der heilige Paulus: „Jedem wird die Offenbarung des Geistes gegeben, damit er damit Nutzen stifte" (1 Kor. 12, 7). „Es gibt verschiedene Gnadengaben" (1 Kor. 12, 4—6, 14—26, 28—30). Jeder wird „von Gott" auf seinen eigenen bestimmten Platz „in der Kirche gestellt" (1 Kor. 12, 27) ... Auf besondere Weise ist sowohl in den Leitern oder der Geistlichkeit wie auch im kirchlichen Gottesvolk die Herrschaft Gottes durch Christi Geist so nahe, daß sie hier und jetzt erfahren wird: in ihrer Ganzheit ist die Kirche die sichtbare Machtkonzentration der Überwindungsgnade Christi, die gleichwohl auch außerhalb dieser Kirche wirkt, um alle zur Fülle Christi und seiner Kirche zu führen.

So ist die Kirche gleichsam die „irdische Niederlassung" des Reiches Gottes, der göttlichen Herrschaft, die uns in den Machtbezeigungen Christi und in seiner gehorsamen Unterwerfung unter den Vater nahe gekommen ist. Eben darum sind alle, die zur Kirche gehören, „Mitarbeiter am Reich Gottes" (Kol. 4, 11). Denn der verherrlichte Herr bewirkt nun seit seiner Verherrlichung durch die sichtbare Tätigkeit der Kirche, was er während seines irdischen Lebens durch die sichtbare Tätigkeit seiner geschichtlichen Menschheit tat. Solange Christus geschichtlich unter uns weilte, trat man in das Reich ein, indem man in der Menschheit Jesu gläubig das Heilswirken Gottes erkannte und sich im Gehorsam der Heilstätigkeit unterwarf, die er in und mittels seiner sichtbaren Menschheit vollzog. Jetzt treten wir in das Reich Gottes ein, indem wir die Heilswirklichkeit Christi gläubig in den sichtbaren Handlungen der Kirche, des „Leibes des Herrn", anschauen und uns in aktiver Teilnahme gläubig dem Heilswirken unterwerfen, das Er durch seine sichtbaren kirchlichen Handlungen vollzieht: im Wort, im Sakrament und in der Hirtenleitung und Verwaltung der Kirche ...

Priester und Laien, Klerus und Volk gehören zu diesem einen großen Zeichen, das als wirkende Gnade sichtbar in dieser Welt aufgerichtet worden ist: durch sie alle, Priester und Laien, wird das Reich Gottes sichtbar und hörbar gemacht wie durch eine einladende, Glauben weckende Kraft. In der persönlichen aktiven Teilnahme an diesem Zeichen, das Christi Gnade als Gabe sichtbar uns allen entgegenbringt, kommunizieren wir mit Christus, unserm Heil. Die kirchliche Unterscheidung zwischen Laien und Klerus kann man darum nicht mit der Tatsache stützen, daß der Klerus für das Reich Gottes Sorge tragen muß, während die Laien als passiver Gegenstand dieser Sorge durch eine weltliche Aufgabe gekennzeichnet wären. Sosehr der Laie auch durch die Taufe, d. h. seine Einverleibung in die Kirche, den Auftrag miterhält, sein innerweltliches menschliches Handeln in seine Gnadengemeinschaft mit Gott in Christus einzubeziehen, so kann die kirchliche Unterscheidung zwischen Laien und Geistlichkeit doch einzig auf die innere Struktur der übernatürlichen Gemeinschaft gegründet werden, die die Kirche ist. Gerade weil es in der Kirche eine *Gemeinschaft* von Gläubigen, von Laien gibt, ein Volk Gottes, braucht die Kirche Leiter dieses Volkes, eine hierarchische Ordnung ... Als Getaufte haben die Laien genauso wie der Klerus eine kirchlich-sakrale Aufgabe. Aber der Klerus erfüllt diese Aufgabe als Autorität und grundsätzlich in lehrender, leitender, priesterlich heiligender Tätigkeit, während die Laien die gleiche kirchliche Sorge um das Reich Gottes in sich tragen sollen, jedoch als Volk Gottes, ohne autoritative Funktion und daher auch ohne Amtspriestertum. Auch die Laiengemeinschaft gehört folglich zu der geschichtlichen, greifbaren Erscheinungsform der Erlösungsgnade, nämlich zur irdischen Kirche. Durch ihre Einverleibung in die Kirche oder ihre Taufe erhalten die Laien daher Anteil an dieser wesentlichen Funktion der Kirche: sie erhalten den Auftrag, in ihrem ganzen Leben der gläubigen Gnadengemeinschaft mit Christus eine sichtbare Gestalt zu geben. Darum ist jeder Getaufte mitverantwortlich für die Kirche und für ihre Funktion als Zeichen inmitten dieser Welt.

Die Einheit von Glaube, Hoffnung und Liebe in der Kirche ist nicht nur eine Frage des inneren Lebens; diese Einheit wird verkörpert in der äußeren Glaubensgemeinschaft unter Leitung des apostolischen Amtes der Hierarchie. Die Einheit der Kirche als Gemeinschaft der Liebe, die ihren Grund in der Einheit des Glaubens hat, ist darum eine geistig-religiöse Wirklichkeit, die wesentlich in der äußeren Gestalt einer sichtbaren Einheit verkörpert ist, in der die kirchliche Autorität und das Gottesvolk jedes seinen eigenen Platz und seinen aktiven Auftrag besitzen.

Auf Grund dieses Platzes, der dem Laien in der Kirche zukommt, müssen wir feststellen, daß die hierarchische Leitung, wie sie in prägnanter Weise in einem Konzil zum Ausdruck kommt, ohne den besonderen Beitrag der Laien undenkbar ist. Das wird sich aus dem Folgenden ergeben.

Der Glaubenssinn der Kirchengemeinschaft und die hierarchische Leitung

Offenbarung und Glaube

Die Offenbarung Gottes in Christus ist die persönliche Selbsthingabe des lebendigen Gottes, der sich innerlich zu erkennen und zu erleben gibt in einer persönlichen Gebärde, in der er dem Menschen entgegentritt, ihn einladet zu einer Lebensgemeinschaft mit ihm selber. Darum umfaßt die Heilswirklichkeit der Offenbarung, als an Menschen gerichtet, nicht nur die geschichtlich datierbaren Heilstaten Gottes (die „öffentliche Offenbarung"), sondern auch ein inneres Sprechen Gottes in und mittels der Glaubensgnade, oder „das Licht des Glaubens", durch das wir das gnadenvolle Heilsangebot Gottes auch persönlich mit unserm Herzen vernehmen können. Dies ist die „Salbung unseres Herzens", von der der Apostel Johannes spricht und die es möglich macht, daß „der Glaube, der vom Hören kommt", oder die verkündigte Heilswahrheit auch mit gläubigem Herzen vernommen werden kann (1 Joh. 2, 20—27). „Alle werden Lehrlinge Gottes sein" (Joh. 6, 45). Im Anschluß an die Schrift und mehrere Kirchenväter sprechen die großen mittelalterlichen Theologen, u. a. der heilige Kirchenlehrer Thomas, im gleichen Geiste über „einen inneren göttlichen Instinkt, der uns zu glauben einlädt" (Komm. zu Joh. 6, lectio 5; auch Summ. Theol. II-II, q. 2, a. 9, ad 3). Auch frühere Kirchenversammlungen sprechen von einer „inneren Triebkraft und Erleuchtung" (Denz., n. 178 und 1791). Wunderbar ist diese Gestalt des christlichen Glaubens! Gottes gnädiges Eingreifen in die Geschichte, das in der Person und im Leben des Gottmenschen seinen Höhepunkt erreichte, wird für uns Menschen verständlich durch das öffentliche Wort der von Gott inspirierten Propheten. Und zum Schluß wird durch die persönliche Gnade des Glaubenslichtes das Herz jedes Gläubigen für den Sinn dieser Offenbarung geöffnet. So war es im Alten Testament und zu Jesu Zeit, so ist es auch heute noch im Raum der prophetischen Kirche. Die Offenbarung lebt in Christus als dem Haupt der Kirche, seines Leibes, fort; und durch ihre prophetische Sendung erhellt die Kirche deren Inhalt, und dank des Lichts der inneren Glaubensgnade vernehmen wir innerlich von Gott her, was wir in der äußeren kirchlichen Wortverkündigung vernehmen...

Der Glaubenssinn

Die kirchliche Tradition lehrt einstimmig, daß die Treffsicherheit dieses Glaubenslichtes als Ausdruck des heilsamen Wirkens des Heiligen Geistes in uns von sich aus unfehlbar ist. Eine Glaubensauffassung, die wirklich vom Glaubenssinn eingegeben wird, kann nicht falsch sein. Die Schwierigkeit liegt jedoch darin, daß nicht alle Auffassungen der einzelnen Gläubigen wirklich dem Glaubenssinn entspringen. „Es ist immer möglich", sagt Thomas, „daß ein gläubiger Mensch aus menschlichem Irrtum etwas eine Glaubenswahrheit nennt, aber daß das auf Grund des Glaubenslichtes geschieht, ist unmöglich" (II-II, q. 1, a. 3, ad 3). Es bleibt also immer noch zu beurteilen, ob, was in der kirchlichen öffentlichen Meinung lebt, wirklich der Ausdruck des Glaubenssinns und damit unfehlbar ist. Die nötige Kraft der Glaubensgnade, verstärkt durch die christliche Liebe, hat gleichsam nur eine bescheidene, verborgene Funktion. Sie ist ein göttliches Drängen des Heiligen Geistes, das uns in Erinnerung bringen will, was Christus tat und lehrte, ein Drängen, das in die ganze konkret-menschliche Psyche eingehüllt bleibt, in der allerlei Gegenströmungen, Vorurteile, anders gerichtete Einflüsse, menschliche und selbst sündige Gedanken das reine Wirken des Glaubenslichtes und seiner sanft lenkenden Orientierung überdecken können. Das Glaubenslicht, die Salbung des Geistes Christi, fährt dennoch fort, seine richtunggebende Aufgabe treu zu erfüllen, aber Jahrhunderte können darüber hingehen, bis das gläubige Auge das Geoffenbarte hinreichend lauter und hell zu erkennen vermag. Eben dadurch, daß der Glaubenssinn mit den auseinanderstrebenden Faktoren des menschlichen Bewußtseins und des menschlichen Lebens verflochten ist, wird die Allmählichkeit, das tastende und zögernde Fortschreiten der kirchlichen Glaubenstradition verständlich. Doch wenn auch auf dem Umweg über vielleicht bizarre Kurven, wird der Glaubenssinn sein Glaubensurteil immer sicherer und deutlicher aussprechen. Eben darum kann die konkrete Glaubensauffassung eines einzelnen Gläubigen uns niemals als Garantie des rechten Glaubens und des für das kirchliche Leben Guten und Heilsamen ausreichen. In erster Instanz werden wir daher an die *kollektive* Glaubensauffassung der gesamten kirchlichen Glaubensgemeinschaft verwiesen.

Sosehr das Wachstum des kirchlichen Glaubens auch unter dem Einfluß starker religiöser Persönlichkeiten steht, es ist doch ein Gemeinschaftswerk. Es handelt sich um eine sehr langsame Reifung im Schoße der ganzen Kirchengemeinschaft. Innerhalb dieser Gemeinschaft existieren allerlei Einflüsse, die aufeinander einwirken. Meinungen, Mutmaßungen und theologische Einsichten entstehen, sie werden der Gemeinschaft zur Kenntnis gebracht, und auch andere beschäftigen sich damit. Es entsteht ein andauernder Reibungs- und Aussonderungsprozeß, an dem alle Gläubigen ihren Anteil haben: die sakramentale Praxis, die Volksfrömmigkeit, die verschiedensten kirchlichen Bewegungen, die theologische Besinnung, die besondere Geistesrichtung eines bestimmten Volkes, ein anders orientiertes Empfinden z. B. bei Geistlichen und Laien, all diese Faktoren spielen beim Wachstum des Glaubenslebens mit. Bei und in dem allem „wirkt" unbemerkt das Glaubenslicht, anfangs schüchtern und undeutlich; aber in dem verwickelten Reifungsprozeß wird es allmählich immer stärker vernehmbar, bis alle Stimmen zusammenkommen und im Schoße der kirchlichen Glaubensgemeinschaft die feste Überzeugung reift, daß eine bestimmte Auffassung wirklich der Ausdruck dessen ist, was die Kirche schon lange lebte und was seinen Ursprung in der Heilstat oder dem Wort Christi hat. In diesem allmählichen Gärungs-

prozeß werden also die entgegenwirkenden Faktoren nach und nach ausgeschaltet, und zugleich wird in der theologischen Besinnung die richtige Formulierung gefunden, die der Kirche ohne Worte schon lange auf den Lippen lag. Wenn wir dann wirklich vor einer kollektiven Auffassung der gesamten kirchlichen Glaubensgemeinschaft stehen, ist diese nicht nur rechtens, sondern auch faktisch unfehlbar. „Der Glaube der universellen Kirche ... kann sich nicht irren", formulierte der hl. Thomas diese Auffassung der gesamten Glaubenstradition (II—II, q. 2, a. 6, ad 3).

Der kollektive Glaubenssinn und die kirchliche Autorität

Die Schwierigkeit liegt jedoch darin, daß es nie völlig deutlich ist, ob und wie wir es mit einer einstimmigen Glaubensüberzeugung der gesamten Kirche zu tun haben. Die Beurteilung des Vorhandenseins einer einmütigen Glaubensüberzeugung und des positiven Inhalts derselben kann keiner natürlichen oder wissenschaftlichen Instanz überlassen werden. Hier muß eine Autorität auftreten, die ihre Vollmacht nicht von irdischen Instanzen, nicht einmal von der Glaubensgemeinschaft, die die Kirche ist, empfängt. Wir haben bereits gesagt, daß Christus hierfür vorgesorgt hat durch die kirchliche Autorität der Hierarchie: den Papst als Haupt des Apostelkollegiums des Weltepiskopats. Kraft der Geistesgabe des Amtes und der Unfehlbarkeit, die damit verbunden ist, kann allein die kirchliche Lehrautorität auf unfehlbare Weise feststellen, ob eine bestimmte kollektive Glaubensauffassung des gläubigen Volkes auch wirklich eine aus dem Glaubensbewußtsein hervorgegangene ist, ob sie, mit anderen Worten, auf den Glaubenssinn zurückgeht, der wesentlich unfehlbar ist. Darum ist der Weltepiskopat in Glaubensgemeinschaft mit dem Papst der endgültige Richter über den Glauben: die Norm und der Richter unseres Glaubenslebens. Nicht als ob die Lehrautorität einfach zu konstatieren hätte. Nicht nur die allmähliche Glaubensreifung stand unter der beständigen Leitung und Korrektur der Hierarchie, sondern der endgültige Spruch der Lehrautorität ist wirklich ein *Urteil*, das kraft der Gabe der Unfehlbarkeit den Inhalt des Glaubens scharf umschreibt, präzisiert und festlegt und auch aus diesem Glaubensurteil heraus die notwendigen kirchlichen Anordnungen trifft.

Aus alledem wird deutlich, daß die päpstliche Amtsunfehlbarkeit nicht von der Totalität des Glaubens, in den Christus sie gestellt hat, losgelöst werden kann. Durch das vorzeitige Abbrechen des Ersten Vatikanischen Konzils macht die alleinige Dogmabestimmung der päpstlichen Unfehlbarkeit den Eindruck, völlig zusammenhanglos zu sein. Tatsächlich liegt diese persönliche Unfehlbarkeit mit eingebettet in die amtliche Unfehlbarkeit des Weltepiskopats, die ihrerseits wieder mitgetragen wird durch den unfehlbaren Glauben der gesamten Glaubensgemeinschaft.

Die Art und Weise, in der nun die kirchliche Lehrautorität über die Glaubensauffassungen des gläubigen Volkes urteilt und ihr Urteil in der Form von Bestimmungen und Richtlinien zu erkennen gibt, sind sehr auseinanderlaufend.

Schon in der gewöhnlichen Glaubensverkündigung des Episkopats, so wie diese den Gläubigen durchweg durch den Priester erreicht, offenbart sich das „ordentliche Lehramt" der Kirche. Und das Erste Vatikanische Konzil hat bestimmt, daß, was einmütig durch den Weltepiskopat in Glaubensgemeinschaft mit dem Papst verkündigt wird, der unfehlbare Ausdruck des Glaubens der gesamten Kirche ist. Natürlich ist es auch hier nicht leicht, festzustellen, inwieweit diese Einmütigkeit in der täglichen Glaubensverkündigung des Weltepiskopats vorhanden ist. Darum bestimmte das Kanonische Recht, daß diese Einmütigkeit „manifest sein muß" (can. 1323 CIC, n. 3), ehe wir von einer unfehlbaren Wahrheit sprechen können. Daraus folgt, daß praktisch die einzige und vollkommene Sicherheit, die wir über eine Glaubenswahrheit besitzen, der außerordentliche Spruch der Kirche ist: sei es in einer feierlichen Ex-cathedra-Verkündigung des Papstes, sei es durch eine feierliche Verkündigung eines Ökumenischen Konzils oder einer Versammlung des Weltepiskopats zusammen mit dem Papst. Es ist daher lehrreich, in der Geschichte zu lesen, wie die Bischöfe, ihrer Vollmacht im eigenen Bistum bewußt, sich zu gleicher Zeit deutlich ihrer Kollegialität mit den anderen Bischöfen und schließlich mit dem Papst bewußt blieben. Gerade aus diesem Bewußtsein ihrer wesentlichen Kollegialität und ihrer gemeinsamen Sorge für die gesamte Kirche erwuchs zumal im 3. und 4. Jahrhundert ihr Bedürfnis nach Allgemeinen Konzilien, um über schwebende Fragen endgültige Entscheidungen zu treffen...

Das Ökumenische Konzil

Der Glaubenssinn und das Konzil

Vor diesem Hintergrund wird es uns deutlich, was ein Ökumenisches Konzil ist. Was sich im Leben des Gottesvolkes unter der täglichen Leitung des in Lehramt, Hirtenamt und Herrscheramt wirkenden Weltepiskopats in Gemeinschaft mit dem Papst mehr oder weniger unbemerkt abspielt, erhält auf einem Konzil eine besondere, ausdrückliche Form. Eine Allgemeine Kirchenversammlung ist also eine Konzentration der sichtbaren Gnadenwirkung des Heiligen Geistes, die das Haupt der Kirche, Christus, auf uns herabsendet. Der Heilige Geist bringt uns „in Erinnerung", was Christus getan und gelehrt hat, als er noch auf Erden weilte. In dieser Beziehung ist das Konzil gleichsam ein Sakrament: ein heiliges Zeichen des Wirkens des Heiligen Geistes in der Lehrautorität und der Hirtensorge der Kirche. Strenggenommen ist das Konzil darum Sache der kirchlichen Hierarchie, und nur dieser: es handelt sich ja um ein autoritatives, prophetisches, hirten- und lehramtliches Urteil, eine Äußerung der Vollmacht, an der daher auch grundsätzlich nur die teilnehmen, die Träger des jurisdiktionellen Amtes der Kirche sind, nämlich die Hierarchie, die durch die Gnadenkraft, die Christus dem Amt stets beigibt, das Unterscheidungsvermögen besitzt, um die kollektiven Glaubensauffassungen des gläubigen Volkes von irdischen Erwartungen und menschlichen, bisweilen sündigen Einflüssen zu unterscheiden. Durch dieses Unterscheidungsvermögen als Gabe des Geistes bestimmt sie nicht allein die Glaubenswahrheit, sondern sie präzisiert außerdem auch die Kirchenstruktur, sie leitet das kirchliche liturgische Leben und umgrenzt die christlichen Forderungen bei unserer Konfrontation mit dieser Welt und ihren Lebensproblemen...

Die Bischöfe empfangen ihre Vollmacht von Christus, nicht von den Gläubigen; aber als Bischöfe sind sie, umgeben vom Kollegium ihrer Priester, als „Diener Gottes" (2 Kor. 6, 14) und „Diener der Glaubensgemeinschaft" (vgl. Eph. 4, 12) die Widerspiegelung des Glaubens ihrer Kirche. Gerade als Bischof dieser bestimmten Kirche gehen sie alle zum Ökumenischen Konzil: in jedem von ihnen

wird die Stimme der ganzen Glaubensgemeinde hörbar, für die er Sorge trägt, eine Stimme, die er — im Anschluß an den gesamten Weltepiskopat — selber bereits beurteilt, geleitet und begleitet, geläutert, korrigiert und ermuntert hat. Mit diesem Resultat meldet sich jeder von ihnen bei der allgemeinen Kirchenversammlung an, wo dann die Stimmen der anderen Kirchen gehört werden, wie Papst Johannes XXIII. die Bistümer nach dem Brauch der Schrift wieder zu nennen pflegt. Gemeinsam, stark nicht aus eigener Kraft, sondern durch das Charisma des Heiligen Geistes, können sie dann beschließen, was für das kirchliche Leben heilsam ist ... Ihrerseits richten die versammelten Bischöfe sich nach der Richtschnur des apostolischen Glaubens, wie dieser in der Schrift, im apostolischen Bewußtsein und im gegenwärtigen Leben der gesamten Kirche lebendig ist; sie müssen ja „auf dem Fundament der Apostel bleiben und den Glauben der Väter festhalten", wie der hl. Athanasius schrieb (De Synodis, 54; PG 26, col. 789), „das Pfand bewahrend, das ihnen anvertraut worden ist" (1 Tim. 6, 20; 2 Tim. 1, 14). Aus diesem Glaubensbewußtsein heraus urteilen sie kraft der Geistesgabe ihres Amtes in einer unfehlbaren Weise über unsere Art, die Probleme zu betrachten, die unser gläubiges Dasein in dieser Welt uns stellt. In ihrem Urteil urteilt der verherrlichte Christus, erklärte bereits Papst Cölestin, „die Versammlung der Bischöfe ist ein Zeugnis der Gegenwart des Heiligen Geistes" (Epist. 18, 1; PL 50, col. 505).
Notwendigerweise sucht das Konzil also Anschluß an das allgemeine kirchliche Glaubensbewußtsein und an die öffentliche Meinung, die bei den Gläubigen gegenüber der neuen Lebensproblematik herrscht. In Glaubenseinheit mit dem Papst wird der Weltepiskopat alles, was bei den Gläubigen lebt und sich regt, auf seinen authentisch christlichen Wert hin beurteilen. Diese Versammlung wird untersuchen, was in alledem an echter Verarbeitung durch den Glauben vorhanden ist, und dies abgrenzen gegenüber den Auffassungen, die nicht aus dem Glauben kommen, sondern rein menschlich, bisweilen sogar sündig sind ... So sind die konziliären Verkündigungen und Beschlüsse das mächtige Ergebnis des Zusammenwirkens des aktiven Glaubens der gesamten Glaubensgemeinschaft, des Papstes, der Bischöfe, der Priester und Laien, mit dem prüfenden, präzisierenden und korrigierenden Urteil der von Gott inspirierten Hierarchie. Auf Grund dieser innigen Gemeinschaft können wir sagen, daß die ganze gläubige Kirche sich in den Entschließungen eines Allgemeinen Konzils äußert: „dann beschlossen die Apostel und die Ältesten *mit der ganzen Gemeinde* (Kirche) ..." (Apg. 15, 22). Der Weltepiskopat lehrt ja „in medio ecclesiae", inmitten der „Amen" rufenden „großen Versammlung".
Eben um dieses von der Gnade geleitete Aufspüren des Hauchs des Geistes Gottes im Leben der Kirche zu erleichtern, hat Papst Johannes XXIII. darum gebeten, daß Laien und Priester, Ordensleute und Bischöfe von allen Enden der Welt, wo der Glaube an Christus lebendig ist, ihre Wünsche und Hoffnungen vorlegen. Das Vorlegen dieser Wünsche geht aus der heute lebendigen Gestalt der gesamten Glaubensgemeinschaft hervor, die glühend danach verlangt, der Kirche auch äußerlich einen evangelischen Glanz und Schimmer zu geben, so daß es möglich wird, in dieser Kirche leichter die makellose Braut zu erkennen, die Christus sich erworben hat. Und so soll auf dem Konzil schärfer und ausdrücklicher zum Bewußtsein gelangen, was der Heilige Geist selber im Leben der Kirche zu verstehen gibt.

Doch nicht nur vor und während, sondern auch nach dem Konzil sind alle Gläubigen ganz persönlich durch dieses Konzil mitbetroffen. Wenn das Konzil bei der Gemeinde keinen Widerhall findet, hängt es gleichsam in der Luft. Als Heilsgeschehen kommt das Konzil erst dann völlig zu seiner Vollendung, wenn es vom Volk angenommen wird und im Leben der Kirche zur Wirkung gelangt ... Die Entschließungen der Allgemeinen Kirchenversammlung würden unfruchtbar sein, wenn sie nicht mit Glauben und Liebe von der ganzen Glaubensgemeinschaft als wirkende Lebenskraft angenommen würden. Die Erwartungen sind hochgespannt, doch auch ein Weltepiskopat hat seine Grenzen. Ein Konzil ist ganz und gar Menschenwerk und zugleich doch auch ganz und gar Werk des Geistes Christi: es handelt sich um eine charismatische Leitung gläubigen menschlichen Handelns. Wunder kann man daher von einem Konzil nicht erwarten. Obwohl jedes Konzil einen Wendepunkt und eine Lebenserneuerung in der Kirche bedeutete, weckte es doch auch Enttäuschungen. Unsere Zeit ist nicht für alles reif. Auch die Kirche ist noch unterwegs, auf dem Weg zu ihrer himmlischen Gestalt. Und das bedeutet auch, daß sie noch in der Zeit steht und nur in geschichtlicher Gebrochenheit zu der vollen Ausgestaltung dessen aufsteigt, was sie an Gnadenfülle und Glauben in sich trägt.

Konzil und Liturgie

Eben weil wir gläubig erfassen, daß Gottes Kraft „sich in der Schwachheit vollendet", können wir ein Ökumenisches Konzil in seiner tiefsten mystischen Gestalt sehen, nämlich als ein bittendes Sich-Beugen vor Gott, als gottesdienstlichen Akt, der in der liturgischen Mysterienfeier des eucharistischen Opfers stattfindet. Ja „nicht aus Eigenem und gleichsam aus uns selbst sind wir geeignet, etwas zu beurteilen, sondern unsere Eignung kommt aus Gott. Er hat uns zu Dienern des Neuen Bundes geeignet gemacht" (2 Kor. 3, 5—6). Darum ist das Konzil gleichzeitig auch ein großes Gebet. Ein Bittgebet, doch auch ein Gebet des Dankes und der Erkenntlichkeit, denn „die Gnade ... macht auch den Dank überfließen, zur Verherrlichung Gottes" (2 Kor. 4, 15). Eben darum muß ein Konzil zuallererst durch euer betendes Mitleben vorbereitet und begleitet werden, damit das sanfte Drängen des Heiligen Geistes von den versammelten Bischöfen so rein wie möglich aufgefangen und erlauscht werden kann ... Die Unfehlbarkeit, die dem Weltepiskopat in Glaubensgemeinschaft mit dem Papst auf Grund des Amtes zukommt, schließt ein, daß menschliche geschichtliche Taten von innen her durch Gottes Geist ergriffen werden. Um ihrer Menschlichkeit willen teilen diese geschichtlichen Taten in und trotz ihrer Unfehlbarkeit die Unvollkommenheit des Menschlichen. Das Ergebnis eines Konzils ist immer gut. Aber es hätte auch besser sein können. Eben durch das Gebet schützen wir uns gegen die Unvollkommenheit und Beschränktheit aller menschlichen Dinge und bitten den allmächtigen Gott, seine Gnade möge in dieser menschlichen Beschränktheit triumphieren.

Das Konzil angesichts der aktuellen Probleme

Halten wir uns diese katholische Auffassung vom Konzil vor Augen, so dürfte es deutlicher geworden sein, daß euer Interesse an dem kommenden Konzil dadurch nicht gebremst oder gedämpft, sondern im Gegenteil intensiviert

und gleichzeitig in eine religiös gerichtete, kirchliche Perspektive gerückt wird. Wir, eure Bischöfe, haben darum in diesen Monaten der Vorbereitung auf das Konzil wirklich euer aller Mitwirken nötig. Dabei wenden wir uns nicht in erster Linie an eure Zuständigkeit als Laien oder eure theologische Fachkenntnis, sondern in erster Linie an den Reichtum eurer realen Mitgliedschaft in der kirchlichen Glaubensgemeinschaft, durch die ihr alle mit die aktiven Träger des kirchlichen Glaubens seid. Nur innerhalb dieses persönlichen Reichtums eurer gläubigen Mitgliedschaft in der Kirche erhalten auch eure Zuständigkeiten als Laien und die Beiträge der Theologen ihren vollen aufbauenden Wert in bezug auf das kommende Konzil. Für eine Anzahl von Problemen wird eure Zuständigkeit um Rat gefragt. Die Kirche steht ja augenblicklich einer reich abgestuften Reihe von Problemen in lebendiger Konfrontation gegenüber.

Es handelt sich zunächst um innerkirchliche Probleme. Gefordert wird eine pastorale Anpassung des Apostolats von Priestern und Laien an die veränderten Zeitumstände. Diese Anpassung kann zudem nicht durchgeführt werden ohne eine richtige, aus dem Glauben hervorgehende Auffassung von der Struktur der Kirche. Was darin von Christus selber für alle Zeit, wenn auch für Wachstum und allmähliche Entfaltung zugänglich, festgelegt worden ist, muß unterschieden werden von dem, was darum herum geschichtlich gewachsen ist und vielleicht auf Formen vergangener Kulturen zurückgeht. Ebenso wirft die aktive Teilnahme der Gläubigen an der liturgischen Feier des Mysteriums verschiedene Probleme auf, und nicht minder die Katechese und die Predigt. In einer Kirche, die eine Weltkirche ist, tauchen außerdem allerlei Fragen auf, die einerseits auf rein regionaler Ebene keine definitive Beantwortung erfahren können und die doch anderseits wieder in jeder Kirchenprovinz anders liegen. Dadurch stellt sich das Problem nicht allein des dogmatischen Verhältnisses, sondern auch des menschlichen Verhaltens, der „public relations", zwischen den Bischöfen, die unmittelbar durch Christus selber an die Spitze ihrer Glaubensgemeinde gestellt sind, und dem Oberhirten, der, ebenfalls auf Grund göttlicher Anordnung, die zentrale oberste gesetzgebende Instanz der Gesamtkirche ist. Außerdem wäre die Gemeinschaft der Bischöfe nicht wirklich lebendig, wenn sie zwar alle in Gemeinschaft mit dem Papst stünden, aber nicht in lebendiger Wechselbeziehung untereinander und mit dem gläubigen Volk. Ferner stellen sich auf Grund medizinischer, psychologischer, soziologischer und anderer neuer Gegebenheiten auch allerlei Probleme für die katholische Moral, von denen nicht wenige bis heute auf eine sichere christliche Lösung warten.

Dazu kommt die Konfrontation der katholischen Kirche mit den nichtkatholischen christlichen Kirchen derer, die, wie Papst Johannes XXIII. sich ausdrückt, auch „den Ehrennamen Christen" tragen. Mehr denn je lebt in allen Christen die Sehnsucht nach einer auch sichtbaren Glaubenseinheit. Auch angesichts des Erwachens der vielen zurückgebliebenen Völker, die nun auf breiter Front mit dem westlichen Christentum in Berührung kommen, ruft die Tatsache der gespaltenen Christenheit schwierige Probleme hervor, gerade weil die Ausdruckskraft des Großen Zeichens, das unter den Völkern aufgerichtet ist und alle zum Glauben einladen soll, durch die Spaltung in der Christenheit verdunkelt wird. Im Christentum können die anderen nicht genügend sehen, was sie sehen müßten, um zur Einheit zu gelangen. Uns Katholiken ist denn auch der Auftrag gegeben, aus unserer Kirche wirklich einen Raum zu machen, in dem alle leben können, in dem unsere getrennten Brüder die Vollendung dessen finden können, woraus sie als aus einem teuren christlichen Erbe ihre christliche Spiritualität schöpfen. Und diese Spiritualität kann ihrerseits die katholische Spiritualität antreiben. Zugleich treten in unserer Zeit internationaler Beziehungen und Gespräche mit Andersdenkenden und Andersgläubigen Fragen im Zusammenhang mit den großen Weltreligionen auf. Hier warten allerlei Probleme missiologischer Art auf Antwort.

Außerdem liegen Probleme in der Konfrontation der Kirche mit der innerweltlichen Lebensordnung, vor allem mit den berechtigten irdischen Erwartungen, deren sich die Menschheit in unserer Zeit bewußt geworden ist. Jetzt da die Geschichte zum ersten Mal eine große Weltgeschichte geworden ist und eine weltumspannende Ordnung der zeitlichen Gesellschaft angestrebt wird, erhält zum ersten Mal in der Kirchengeschichte auch die Katholizität oder Universalität der christlichen Caritas ihre größte Chance, mit moderner efficiency in tatkräftige Fruchtbarkeit umgesetzt zu werden. Die Entdeckungen der Technik öffnen unserm irdischen Leben eine neue Dimension und stellen uns vor die Frage, wie in der Perspektive des „Einen, was not tut", auch der profane Lebensauftrag von der katholischen Lebensaufgabe her als eine besondere Formgebung gesehen werden kann, ohne daß wir uns dabei einer rein weltlichen Lebenshaltung mitschuldig machen ...

Die „Ökumene"

Wir haben nur einen Griff in die Problemfülle getan, die sich heute der Kirche stellt, wie dies u. a. aus den Forderungen und Wünschen hervorgeht, die von allen Enden der Welt zur Vorbereitung des Konzils nach Rom eingesandt worden sind. Aber schon daraus mag man erkennen, wie sehr der Beitrag aller Gläubigen notwendig ist, um für dies alles die richtigen Lösungen zu finden und die besten praktischen Anordnungen für die Zukunft zu treffen. Dabei dürfen wir uns über die Tatsache freuen, daß das Zweite Vatikanische Konzil das erste sein wird, auf dem wir der geographischen Katholizität der Kirche schon ganz nahe kommen. Darum darf das kommende Konzil in besonderer Weise „ökumenisch" genannt werden. „Ökumene" bezeichnete in der griechisch-römischen Welt, in der die alte Kirche lebte, die ganze bewohnte Erde, wobei man faktisch an die Grenzen des damaligen Kaiserreichs dachte... In den altkirchlichen Kreisen erhielt die „Ökumene" zugleich einen religiösen Hintergrund: sie ist die bewohnte Erde, insofern diese unter Gottes Herrschaft steht und ihm dient. Als dann Spaltungen die Kirche zerrissen, waren auf den großen Kirchenversammlungen viele Bischöfe aus großen Gebieten des Reichs der „Ökumene" nicht mehr vertreten. Dadurch erlitt das Wort „ökumenisch" eine Verschiebung: aus einem vorwiegend geographischen wurde es ein dogmatischer Begriff. Ein Konzil wurde fortan „ökumenisch" genannt, wenn es sich als Versammlung aller Bischöfe in Glaubensgemeinschaft mit dem Papst an die gesamte Kirche richtete. So betrachtet, ist die „Ökumene" eine Geistgabe der Kirche, die ihr Christus mitgegeben hat. Da nun aber in unserer Zeit zum ersten Mal in der Geschichte der kirchlichen Konzilien Bischöfe aus allen Teilen der Welt anwesend sein werden, erhält die geographische Ökumenizität außerdem eine neue und realere Bedeutung. In bezug auf unsere weltliche Gestalt

des Christentums darf man hiervon wohl einen glücklichen und hoffnungsvollen Beitrag erwarten. Sosehr wir uns jedoch darüber auch freuen, so empfinden wir doch zu gleicher Zeit nur um so schmerzlicher, daß die unverlierbare Geistgabe der „Ökumene", die darin besteht, daß die eine Kirche Christi zu Beginn und im Vollwuchs das Haus aller Menschen ist, dennoch in ihrer sichtbaren Einheit durch die Spaltungen in der Christenheit verdunkelt ist. Dieses Heimweh aller Christen nach der sichtbaren Einheit bildet daher für das kommende Konzil den Hintergrund all seiner Erneuerungsversuche, damit die Kirche, das von Christus in dieser Welt geplante „Große Zeichen", wahrhaft sichtbar und greifbar als die deutlich zu erkennende eine Braut Christi unter uns stehen möge.

Konzil und Lebenserneuerung

Gerade darum kann die allgemeine Kirchenversammlung des Weltepiskopats nicht das gesamte Werk vollbringen, das not tut. Sie ist nur ein neues Drängen, eine Beseelung. Vollendet kann dieses gewaltige Werk nur durch das gläubige Vertrauen auf das evangelische Leben aller Katholiken werden. Vor allem in einer Zeit wie der unsern . . ., in der der Rhythmus des jagenden Lebens uns keine Ruhe zur Besinnung läßt und die stillen Tugenden der christlichen Demut und Selbstverleugnung ebenso wie Gebet und Kontemplation entwertet zu werden drohen, in solch einer Zeit wie der unsern wird von uns Katholiken mehr denn je gefordert, daß die christliche Heiligkeit nach dem Evangelium, „Gott über alles zu lieben, mit unserem ganzen Wesen, mit unserm ganzen Herzen und mit allen unsern Kräften, und den Nächsten wie uns selbst", sichtbare Gestalt in unser aller Leben gewinnen soll. Das Leben „nach den evangelischen Räten", das nach kirchlicher Tradition „Stand der Vollkommenheit" genannt wird, wird eben darum, wenn auch vielleicht in anderer äußerer Form als früher, auch fernerhin eine wichtige Rolle im modernen Wiederaufleben des wahrhaft lebendigen Christentums zu spielen haben, wenn dieses Leben wirklich innerlich und konsequent gelebt werden soll: es muß für uns alle eine unaufhörliche Ermahnung bleiben, die laut verkündet, daß die Kirche, wie sehr sie auch in dieser Welt inkarniert ist, doch „nicht von dieser Welt" ist und sehnsüchtig ausschaut nach der Wiederkunft ihres Herrn in Macht und Herrlichkeit.

Glaubenseifer und Kritik der Gläubigen

Aus eurem Eifer, die Kirche zu dieser strahlenden Gestalt zu erheben, von der Papst Johannes XXIII. sagt, sie werde „eine sanfte Einladung" für andere sein, verstehen wir auch die Freimütigkeit, mit der Gläubige gewisse Mängel in der Kirche anklagen. Daß in der Kirche Raum für eine „öffentliche Meinung" ist, wurde von höchster Stelle ausdrücklich durch Papst Pius XII. bekräftigt („Osservatore Romano", 18. 2. 50 [Herder-Korrespondenz 4. Jhg., S. 316]). Auch euch können und wollen wir dieses Recht nicht absprechen. Die Kirche wird das Licht der faktischen geschichtlichen Wahrheit nicht scheuen, auch wenn dies vielleicht weniger angenehm sein sollte. Doch dann muß eure Kritik auch kompetent sein. Vor allem in Fragen, die mit dem Glaubensinhalt in enger Beziehung stehen, kann einzig der Gläubige, der die Fragen gewissenhaft untersucht hat, eine gerechte Kritik üben, ohne Gefahr zu laufen, verhängnisvolle Fehler zu begehen. Die katholische Kritik wird nicht allein von Wahrheitsliebe getragen, sondern auch von Verantwortungsbewußtsein und von dem Bewußtsein, daß das Auffinden der Wahrheit stets eine mühsame Eroberung ist, bei der niemand sich vermessen auf eine Art „plötzlich eingegebenen Wissens" berufen kann. Das Auffinden der Wahrheit erfordert stets Sachkenntnis. Nur die Liebe macht zudem noch aus der Wahrheit ein Licht. Darum soll sich eure Kritik nicht nur durch Kompetenz auszeichnen, sondern auch frei von Bitterkeit und Ressentiment sein und nicht in den beleidigten Ton verfallen, der aus einem Minderwertigkeitsgefühl entspringt. Die katholische Kritik ist eine Äußerung wirklicher Liebe zur Kirche. Sie kennt keine Anmaßung, sondern vielmehr Sorge um die Kirche, ja sie kann mit einer gewissen christlichen Traurigkeit Hand in Hand gehen . . .

Die geduldige Mutter Kirche

Von einer mit Sorgen beladenen, aber an einer zwanzig Jahrhunderte alten Erfahrung reichen Kirche können wir keine übereilten Taten und Beschlüsse erwarten. Nicht ein Konzil, sondern Christus hat mit seiner Frohbotschaft die große Wende in der Weltgeschichte gebracht. Auf diese einzige und unwiederholbare Heilstat greift die Kirche in mütterlicher Sorge für uns alle immer wieder zurück, um in aller Not „Heilung zu bringen" (Apg. 28, 27). Mit diesem Gedanken an die Sorge einer Mutter, wie der hl. Augustinus sie beschrieb (De mor. eccl. I, 30, 63; PL 32, col. 1336/37), wollen wir dieses Hirtenschreiben beschließen:

O Mutter Kirche, die Kinder unterweisest du kindlich, die Jungen kräftig, die Alten sanft; und jeden von ihnen nicht nur nach der Reife seines Lebensalters, sondern auch nach der Reife seines Fassungsvermögens . . . Unaufhörlich lehrst du uns, wem Ehre und Ehrerbietung zukommen, wem Achtung und Ehrfurcht, wem Mahnung und Warnung, Züchtigung und Tadel . . . du machst uns deutlich, daß nicht alles allen zukommt, jedoch allen Liebe und niemandem Unrecht.

Bernhard Kardinal Alfrink, Erzbischof von Utrecht
J. W. M. Baeten, Bischof von Breda
M. A. Jansen, Bischof von Rotterdam
P. A. Nierman, Bischof von Groningen
W. M. Bekkers, Bischof von 's Hertogenbosch
Dr. J. A. E. van Dodewaard, Bischof von Haarlem
P. J. A. Moors, Bischof von Roermond

In einem Nachwort bemerken die Bischöfe: „Wir danken Prof. Dr. E. Schillebeeckx OP von der Universität Nimwegen und der Kommission für die Zusammenarbeit der Apostolate, zu denen gehören: die St.-Willibrord-Vereinigung, der Päpstliche Priestermissionsbund, das Apostolat der Wiedervereinigung und das Gebetsapostolat, für die hervorragenden und wertvollen Dienste, die sie uns bei der Zusammenstellung des Textes dieser Broschüre geleistet haben."

Mission und Einheit

Eine Lehre von der Kirche als Communio

Die bedeutenden Anstrengungen, die in den letzten Jahren katholische Theologen gemacht haben, um die Lehre von der Kirche zu vertiefen, werden von zwei einander entsprechenden Anforderungen beflügelt: von den Berichten unserer Missionare, von denen jüngst der Eichstätter Kongreß über Missionskatechese einen starken Eindruck vermittelt hat (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 35 f.), und von den Gesprächen unserer führenden Theologen mit den getrennten Christen zum besseren Verständnis der Ökumenischen Bewegung und ihrer Anliegen, deren Keimzelle wiederum die Verantwortung der Mission für Heil und Ordnung der Welt gewesen ist. Am weitesten vorangeschritten scheint in der Verarbeitung beider Anforderungen für eine Lehre von der Kirche das Studienzentrum der französischen Dominikaner in Paris „Istina". Es war ursprünglich für Kontakte mit der Orthodoxie gedacht, hat aber dann immer mehr den unlösbaren Zusammenhang des gesamten ökumenischen Problems erkannt und auch das Studium des Weltrates der Kirchen in seine Arbeit einbezogen. Die Jahrgänge der Zeitschrift „Istina", über deren Veröffentlichungen die Herder-Korrespondenz seit vielen Jahren in der Zeitschriftenschau laufend berichtet, geben von dieser Arbeit Zeugnis. Unter den wertvollsten Aufsätzen befanden sich die ekklesiologischen Versuche von M.-J. *Le Guillou* OP, dem engsten Mitarbeiter von C. Dumont OP, Direktor der „Istina". Dieser noch verhältnismäßig junge Mitarbeiter legt jetzt eine Zusammenfassung seiner Erkenntnisse vor unter dem Titel: „Mission et Unité. — Les Exigences de la Communion" (2 Bde., Édition du Cerf. Paris 1960). Das Werk ist doppelt wertvoll, weil es, obschon von einem einzigen Autor verfaßt, den Ertrag der Arbeit eines echten theologischen Teams darstellt, das seine denkerische Leistung aus ständigen Erfahrungen speist und aufeinander abstimmt, eine nicht häufige Erscheinung theologischer Forschung.

Der Weg zur „katholischen Fülle"

Das Werk weist folgende Gliederung auf: der 1. Band heißt „Die christlichen Gemeinschaften und die gegenwärtige Lage" und hat zwei Teile. Der erste stellt „die Glaubensgemeinschaften der Reformation und die Ökumenische Bewegung" dar (S. 19—129). Dabei liegt das Gewicht auf den letzten hundert Jahren. Der Bericht führt im 4. Kapitel zu den ökumenischen Versuchen einer Theologie der Kirche als missionarischer Gemeinschaft, woran sich eine kritische Würdigung des ökumenischen Phänomens vom katholischen Standpunkt anschließt: „Die Versuchungen der Ökumenischen Bewegung". Der zweite Teil ist den orthodoxen Kirchen im Verhältnis zur modernen Welt und den anderen christlichen Gemeinschaften gewidmet (S. 133—222). Der Abschluß des 1. Bandes gibt — etwas zu kurz — die Bestimmung dessen, was angesichts der dargelegten kirchengeschichtlichen Tatbestände nun als „katholische Fülle" anzusehen ist. Jedes Kapitel weist einen großen wissenschaftlichen Apparat im Anhang aus.

Der 2. Band hat den Titel: „Die katholische Kirche und ihre Sendung im Hinblick auf die getrennten Gemeinschaften". Er enthält die systematische Analyse, die wiederum in zwei Teilen gegeben wird. Der erste Teil lautet: „Kirche und Einheit" (S. 13—155) und untersucht die verschiedenen Abspaltungen seit den Monophysiten auf ihre dogmatischen Intentionen, sodann die verschiedenen Phasen der Auseinandersetzung mit diesen Spaltungen von der polemischen Kontroverse über die historische Kritik bis zur Symbolik und Konfessionskunde, um davon wiederum die neue Form des ökumenischen Dialogs abzuheben. Auf dieser Grundlage wird im 3. Kapitel die katholische Kirche, die einzige wahre Kirche, in ihrer Sorge für die getrennten Gemeinschaften und in ihrer versöhnenden Sendung dargestellt, ein ganz neuer ekklesiologischer Aspekt, wie er soeben auch in einem weiteren Aufsatz von Kardinal Augustin *Bea:* „Der Katholik vor dem Problem der Vereinigung der Christen" (vgl. „La Civiltà Cattolica", Nr. 2654, 1961, S. 113—129), aufgegriffen und bestätigt worden ist. Die Kirche, so sagt Kardinal Bea, ist zwar die Verwirklichung der von Christus gewollten und vorgezeichneten Einheit, Einheit der Lehre, der Leitung und der Heilsmittel, „aber die Einheit ist noch nicht vollendet". Oder wie Le Guillou es im einzelnen entwickelt: Das Wesen der Kirche ist Mission, ist das Einsammeln auch der Getrennten zur Fülle echter Communio, und zwar durch Eintritt in den ökumenischen Dialog.

Dieser Leitgedanke, das eigentliche Thema des Buches, wird im 2. Teil des 2. Bandes unter dem Titel: „Mission und Communio" (S. 156—270) ausführlich begründet. Der nachfolgende Bericht beschäftigt sich daher nur mit diesem Hauptabschnitt und setzt beim 4. Kapitel „Mission und ökumenischer Dialog" ein (S. 117). Im voraufgehenden Kapitel waren die Gründe aufgezählt, die die römisch-katholische Kirche von einer unmittelbaren Teilnahme an der Arbeit des Weltrates der Kirche vorerst abhalten bzw. welche sonstigen begrenzten oder indirekten Möglichkeiten der Zusammenarbeit es bisher schon gab und künftig in verstärktem Maße geben kann.

Die Mission der Versöhnung im ökumenischen Dialog

Es ist keine Frage: Wer daran gewöhnt ist, die Lehre von der Kirche nur als ein Thema der Dogmatik zu behandeln, und wer seit der Veröffentlichung der Enzyklika Papst Pius' XII. *Mystici Corporis* nicht genügend beachtet hatte, daß dieses dogmatisch-exegetische Lehrschreiben in engstem Zusammenhang zu verstehen ist mit den zahlreichen grundsätzlichen, meist zu Weihnachten ergangenen Ansprachen des Papstes, die sich an das Gewissen *aller* Christen wandten und alle an seine Hirtenstimme zu gewöhnen suchten, nicht ohne Erfolg, wie hier einmal berichtet wurde (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 207 f.), wem also dieses Werden eines neuen, eben missionarischen Kirchenbewußtseins schon unter Pius XII. nicht geläufig ist, der wird von vornherein gegen das Werk von Le Guillou einwenden, er habe sich zu sehr in die Abhängigkeit des missionarischen Gedankens der Ökumenischen Bewegung begeben. Der Verfasser würde das nicht bestreiten, im Gegenteil, er hält das Eingehen auf den Missionsgedanken der Ökumene für höchst notwendig und sofort zu realisieren, allein schon deshalb, weil nach dem Zusammenschluß des Weltrates der Kirchen mit dem Internationalen Missionsrat (vgl. Herder-Korrespondenz

14. Jhg., S. 509 f.) diese gewaltige religiöse Wirklichkeit eine gefährliche Dynamik gegen die katholische Kirche z. B. in Lateinamerika entfalten dürfte, wie er warnend bemerkt, um dann katholische Befürchtungen, wie sie u. a. von P. Rouquette SJ und P. Charles Boyer SJ geäußert worden sind (119), zu widerlegen. Für ihn, der die Dinge nicht nur theologisch, sondern missionarisch sieht, ist gerade der möglicherweise heraufziehende Konflikt mit dem zur Mission ansetzenden Weltrat der Kirchen der Anlaß zur Prüfung der Frage, ob die katholische Kirche für die unvermeidliche und in jedem Falle von dem Missionsauftrag Christi geforderte Auseinandersetzung theologisch ausreichend gerüstet ist, nicht um den Angriff abzuwehren, sondern um ihn zu überflügeln. Er nennt auch den Grund seiner Sorge: daß unserer Theologie die Dynamik des Wortes Gottes nicht vertraut ist, im biblischen Sinne des Begriffes.

Um zu zeigen, was es bedeutet, das Zeugnis von der Kirche nicht innerhalb eines geschlossenen und abstrakten Lehrsystems der Dogmatik, sondern in biblischer Terminologie zu geben, entwirft Le Guillou eine kurze Skizze von der Kirche als der Mittlerin des Wortes Gottes, von der Kirche, die gemäß Ephes. 4 immer im Wachsen ist und deren Leben Generation für Generation ein sich ausdehnendes Ostern darstellt. Diese Kirche fügt nicht etwa ihre eigene Mittlerschaft derjenigen Jesu Christi hinzu, sondern macht sie nur sichtbar und führt sie in seinem Namen aus (136), völlig unterworfen dem Wirken des Heiligen Geistes und seiner Dynamik, völlig dessen bewußt, daß die Einheit der Kirche nicht eine gegebene und verfügbare Größe ist, sondern in dem unaufhörlichen Wirken Gottes gründet, der diese Welt zu Christus ruft: „Die Einheit und die Sichtbarkeit der Kirche sind nicht gegeben mit dem Anfang der missionarischen Aktion, sondern mit ihrem Ziel: sie werden die Antwort Gottes auf die Treue seiner Kirche sein. Wir stehen also vor einer Ekklesiologie der Kirche im Werden, vor der Logik einer geistlichen Communio im Werden, einer immer größeren Sichtbarkeit nach dem Maß der Treue gegenüber dem Heiligen Geist . . .“ (139). Diese Konzeption schließt nicht aus, daß die theandrische Struktur der Kirche von Anfang an gegeben ist, aber doch auf ihre eschatologische Sendung hin, freilich in der geordneten Teilnahme an der königlichen Autorität Christi durch das apostolische Hirtenamt unter dem Primat des Papstes (142), worin sich die katholische Konzeption vom missionarischen Sein der Kirche radikal von der analogen Konzeption des Weltrates der Kirchen unterscheidet: Die katholische Kirche *ist* das erhobene Zeichen, aber gerade in der Begegnung mit der Ökumenischen Bewegung, nicht nur mit den Heiden; der Weltrat dagegen beteuert, daß er zu sterben habe (vgl. ds. Heft, S. 266).

Eine vollständige katholische Ekklesiologie

Alle Darlegungen des Buches gipfeln in der theologischen Aufgabe, das Wesen der geistlichen Communio vollständig zu klären, und zwar möglichst gemeinsam im ökumenischen Dialog. Denn um diese Gemeinschaft mit Christus kreisen aller Bemühungen, die Glaubensspaltung zu lösen. Darum trägt das 5. Kapitel den Titel: „Kirche und Communio“. Auch dieses Kernproblem geht Le Guillou nicht abstrakt an. Er berichtet zunächst, was die Communio, „das Herzstück der Ekklesiologie der Vätertradition“, in den Jahrhunderten vor dem großen Schisma als gemeinsame ostkirchliche wie lateinische Erfahrung bedeutet hat, ausgehend von der Koinonia im Neuen Testament, die zugleich Agape, Symphonia und Eirene einschließt. Danach ist für alle Väter die Kirche zuerst Gemeinschaft des Glaubens, sie ist zweitens sakramentale Gemeinschaft unter dem Bischof, drittens Gemeinschaft des Dienens in brüderlicher Liebe, viertens eine strukturierte Gemeinschaft durch die Mittlerfunktion der Bischöfe, durch die das Element der Autorität auch im jurisdiktionellen Sinne hinzukommt — übrigens, wie von den Evangelischen gern übersehen wird, auch in den Briefen des Apostels Paulus, auch im 1. Korintherbrief, und gerade hier. Die kollegiale Gemeinschaft sämtlicher Bischöfe um den Nachfolger Petri drückt sichtbar die Gemeinschaft der gesamten Kirche aus und überliefert sie. Sie hält vor allem die Gemeinschaft mit den Aposteln aufrecht, deren Botschaft normativen Charakter hat, und sie dient ausschließlich dazu, das Königtum Christi zu bezeugen. Ihren rechtlichen Gesamtausdruck findet sie in den Ökumenischen Konzilien. In den ersten Jahrhunderten der Kirche war es unbestritten, daß wer Gemeinschaft mit dem Bischof von Rom hielt, in Gemeinschaft mit der ganzen Kirche stand.

Der theologische Hintergrund dieser Gemeinschaft war die trinitarische Ekklesiologie des lebendigen Wortes Gottes und des Heiligen Geistes (165). Sie war eine durch und durch missionarische Ekklesiologie. Das Gemeinsame des ostkirchlichen wie des lateinischen Kirchenbewußtseins jener Zeit bestand darin, daß die Kirche zugleich Institution und verborgenes Mysterium blieb. Von dieser Kirchenauffassung der Väter setzte sich der Westen ab und vollzog eine besondere Entwicklung, die dem Osten fremd und unverständlich ist.

Die einseitige westliche Ekklesiologie

Le Guillou geht nun — auch hier in den Spuren seines Lehrers Congar — der besonderen Entwicklung der lateinischen Kirche nach und sagt, der Westen habe ein besonders klares Bewußtsein von der einen Seite der Communio entwickelt, nämlich vom außersakramentalen Charakter der Jurisdiktionsgewalt (171), dieser besonderen hierarchischen Form der mutua subministratio, die der Osten bei seiner großen Empfindlichkeit für den sakramentalen Charakter der Communio nicht mitgemacht und nicht verstanden habe: die Entwicklung zur Lehre von der Kirche als einer societas perfecta, notwendig geworden im Kampf um die Freiheit der Kirche von den weltlichen Machthabern. „Man muß freilich loyalerweise anerkennen, daß diese Theologie der Communio ein Risiko enthält: Das Niveau der äußeren und sichtbaren Communio kann die Tendenz haben, sich in einseitiger Weise selbst zu bestätigen und schließlich die beiden anderen wichtigsten Ordnungen der Communio (Glaube und Sakramente) etwas im Schatten zu lassen“ (173). Die großen Theologen der Hochscholastik hätten das nicht getan, aber seit dem 13. Jahrhundert trete diese äußere juridische Konzeption der Communio stark hervor, um in Bellarmin die apologetische Waffe gegen die Bestreitung einer notwendigen sichtbaren Einheit der Kirche durch die Reformation zu liefern und damit bis heute das ärgste Hindernis für einen fruchtbaren ökumenischen Dialog zu bilden (176). Im Anschluß daran gibt Le Guillou die Leitlinien der modernen katholischen Ekklesiologie, die diese Einseitigkeit wieder zurechtzurücken versucht, so daß die Kirche als *Zeichen* der eigentlichen sakramentalen Communio ver-

standen wird. Er verweist dafür u. a. auf O. Semmelroth SJ: „Die Kirche als Ursakrament" (182) und auf die Theologie des Laientums von Congar.

Um nun die Ansatzpunkte für eine „vollständig-katholische" Ekklesiologie zu finden, gibt der Verfasser der Reihe nach Überblicke über die Kirchenlehre der Orthodoxen seit dem Can. 28 von Chalkedon, der den Bischof von Byzanz neben den Bischof von Rom stellt (vgl. dazu eine Studie der „Istina" zum „katholischen Gespräch mit den Orthodoxen über den Primat des Papstes"; Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 471, besonders S. 474; auch die neueste Verwendung dieses Can. 28 in der orthodoxen Diskussion um das Konzil des Papstes: Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 115 f.), mit besonderer Berücksichtigung der neueren Theologie des Sobornost. Darauf folgt eine Skizze der lutherischen wie der kalvinischen Kirchenlehre, denen gemeinsam ist, daß sie das Mysterium und die Sichtbarkeit der Kirche auseinanderreißen. Hier hätte man wohl mehr auf die Anstöße der kirchengeschichtlichen Situation und auf allgemeine geistesgeschichtliche Hintergründe eingehen sollen (z. B. die Reifung der menschlichen Personalität seit dem Ausgang des Mittelalters), die ja auch missionarisch bewältigt werden müssen. Ein kurzer Abschnitt behandelt die doppelgesichtige Kirchenlehre der Anglikaner, die sowohl „katholisch" wie „evangelisch" sein möchte, konnte aber naturgemäß nicht mehr auf die neue Lage eingehen, die seit dem Besuch des Erzbischofs von Canterbury, Dr. Fisher, bei Papst Johannes XXIII. und durch die Wahl eines Anglokatholiken zum Nachfolger entstanden ist (vgl. dazu ds. Heft, S. 265). Der anschließende Abriß einer im weiteren Sinne ökumenischen Ekklesiologie, nämlich der des Weltrates der Kirchen, leidet an dem Mangel, daß hier die neue Formel von Faith and Order über die projektierte „Einheit" der Kirche noch nicht erscheint. Der Verfasser hat diesen Mangel in der Form behoben, daß er nachträglich dem 2. Bande ein 7. Kapitel angehängt hat, das sich mit der Vorlage von Faith and Order in St. Andrews über die „Einheit" befaßt, leider nur mit dem Faith-and-Order-Dokument, statt auch mit den Beschlüssen des Zentralausschusses im ganzen, mit seiner „lebendigen Tradition", auf die Dr. Visser 't Hooft ausdrücklich an die Adresse der katholischen Ökumeniker hingewiesen hatte (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 139 f.). Auf die besondere Auseinandersetzung mit der Formel von St. Andrews, bei der Le Guillou mit Recht die Vernachlässigung der Legitimität der kirchlichen Ämter vermißt, braucht in diesem Bericht nicht eingegangen zu werden, weil sie den ekklesiologischen Entwurf des Verfassers nicht verändert.

Am Schluß seines 5. Kapitels, das nun seine Beantwortung im 6. Kapitel über „Fülle der Katholizität" finden soll, kommt der Verfasser zu folgendem Ergebnis: „Am Ende dieser langen und nützlichen ekklesiologischen Studie wird es klar, daß es immer die Verweigerung eines Elementes der Autorität innerhalb der Communio als mystischer Bruderschaft war, die alle diese Widerstände (gegen Rom) beherrscht." Diese Beobachtung ist treffend. Und es ist sicher ein beachtenswerter Rat, wenn Le Guillou fortfährt, der ökumenische Dialog sollte sich künftig auf den Begriff und die Wirklichkeit der Communio konzentrieren, die das Herz des Neuen Testamentes und das Herz der Vätertradition sei, zugleich auch ihre eschatologische Zukunft. Dabei wird die Ausübung römischer Autorität, die ihre Ablehnung nach sich zog, bedacht werden müssen.

Was ist Fülle der Katholizität?

Wären die ekklesiologischen Vorstudien von Le Guillou vollständig, so müßten die Folgerungen die Lösung enthalten. Aber schon bei der zu kurzen Analyse der protestantischen Kirchenlehren vermißt man ein entscheidendes Element, das nur aus dem reifen Personbewußtsein des Zeitalters ganz zu verstehen ist und das in der Formel Luthers von der „Freiheit eines Christenmenschen" bis in unsere Tage virulent ist. Damit wiederum hängt zusammen die Abneigung weniger gegen „ein Element der Autorität" in der Communio als vielmehr die Aversion gegen ihre gesetzliche Garantie. Mit dem hl. Thomas zu sprechen, der ja das Problem des Evangeliums als der Lex nova gesehen und klar formuliert hat (vgl. S. Th. I 2, 106 a 1—2 und 108 a 1 ad 2), käme es darauf an, zu sehen, daß dieses neue Gesetz primo, hauptsächlich, die in das Herz geschriebene Gnade des Heiligen Geistes ist, die allein rechtfertigt, und secundario, erst in zweiter Linie, das geschriebene Gesetz der Kirche, das für alles zum Empfang der Gnade Nötige sorgt. Darum nennt Thomas dieses neue „Gesetz" des Evangeliums nach Paulus das „Gesetz der Freiheit", weil es uns befähigt, die Gebote aus einem „inneren Instinkt der Gnade" zu erfüllen, also in Freiheit und spontan (vgl. dazu auch G. Söhngens thematische Schrift „Gesetz und Evangelium"). Es geht um diese, vom Protestantismus vielleicht auch immer wieder enthusiastisch mißverstandene Spontaneität, die es z. B. erwirkt, daß in dem Monstregebilde des Weltrates der Kirchen dennoch alles einen guten Weg geht, weil der *freiwillige* brüderliche Zusammenhalt sein Werk tut und weil diese Communio — Rom fürchtet, das Rom des Gesetzes und der Autorität im gesetzlichen Sinne. Ist dieses Element in der Ekklesiologie der getrennten Christen nicht verstanden — es ist ohne Zweifel sehr schwer zu verstehen —, dann ist die gesuchte „Fülle der Katholizität" unvollständig konstruiert.

Mit Rücksicht auf die Orthodoxen . . .

Le Guillou beginnt sein entscheidendes Kapitel mit der Feststellung, daß die Chance eines wirksamen ökumenischen Dialoges auf katholischer Seite davon abhänge, ob es gelingt, eine authentische Theologie der Communio zu entwickeln. Er meint, man könne dann den Orthodoxen wie den Protestanten je ihre besonderen Anstöße nehmen, indem man ihre wahren Anliegen berücksichtige. Was schlägt er dafür vor? Zunächst die bekannte Forderung einer Aufwertung des Bischofsamtes (vgl. dazu den Bericht in Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 188 f.: „Was ist ein Bischof?"), sodann eine Korrektur der Ausübung des päpstlichen Jurisdiktionsprimats (nicht seiner Unfehlbarkeit), die ihn, wie schon Scheeben lehrte, nicht nur als das äußere, sondern auch als das innere Prinzip der Communio verständlich macht. Es wird hier auf ein Wort Pius' XII. in der Enzyklika *Fidei donum* von 1957 verwiesen, das das Zusammenwirken von Papst und Bischöfen kennzeichnet, auch auf Vorschläge von G. Dejaifve SJ und L. M. Dewailly, die alle darauf hinauslaufen, das Verhältnis von Papst und Bischöfen spiritueller zu fassen, Vorschläge, die allerdings sehr in der Sphäre der Begrifflichkeit bleiben und sich weder zu rechtlichen Formulierungen verdichten noch das besondere Problem der Kurie des Papstes berühren. Hier hängt nun wirklich alles an der Konkretheit der Gedanken, wenn sie die Sache fördern sollen.

Ein weiterer Vorschlag geht von der Voraussetzung aus, daß die Bischöfe auch ihr Volk personifizieren und repräsentieren, also sollten sie den Dialog mit den Laien pflegen, da der Heilige Geist zugleich in den Laien wirksam sei, Gedanken, die ebenfalls von Scheeben vorgedacht, aber nicht immer genug beachtet worden sind, auch von den Laien nicht, denn sonst hätten sie nicht auf dem 2. Laienweltkongreß Papst Pius XII. mit einer Frage aufsitzen lassen, die ihnen damals gestellt war (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 110). Es finden sich dann einige nicht neue Gedanken vom Abbau des römischen Zentralismus, einer größeren Selbständigkeit regionaler Bischofskonferenzen wie etwa der CELAM in Lateinamerika, was sicher auf den Osten seine Wirkung tun werde. „Wir können nicht gut vom Osten die Preisgabe seiner kollegialen Tradition verlangen, ... die einem wesentlichen Aspekt der Kirche entspricht ... Es besteht kein Zweifel, daß ein großer Schritt zur Überwindung des Schismas getan würde, wenn — unbeschadet der Ausübung des Primats — dieses kollegiale Prinzip tatkräftig auch im Schoße der katholischen Kirche als ganzer wieder aufgewertet würde" (238). Soweit die Rücksicht auf die Orthodoxen.

... und auf die Protestanten

Den Protestanten, deren Sinn für das brüderliche Gespräch anerkannt und gerühmt wird, legt Le Guillou zunächst die entscheidende katholische Frage richtig vor: ob sie auch in der von Christus gegebenen Einheit der Kirche, die sie sichtbar machen wollen, die Apostel ernst genommen haben, denn die Kirche als Mission setzt die Kirche der Apostel durch die Kontinuität mit der Inkarnation fort (239 f.). Aber diese Frage, meint der Verfasser, sollte den Akzent auf den dynamischen Charakter der Kirche legen, die immer noch im Wachsen und im Werden ist, und zwar durch den Primat des Wortes Gottes und der Evangelisation. „Eine ganze Theologie des Wortes Gottes steht hier in Frage!" (241). In diesem Punkte dürfte Le Guillou einiggehen mit den Forderungen des Eichstätter Kongresses für Missionskatechese. Er meint aber mehr, er meint ein Überdenken der ganzen Dogmatik von der Heiligen Schrift und der Vätertradition her. Dann würden auch die Evangelischen eher den Ort der theologischen Vernunft im Hören des Wortes Gottes finden, die intellektuelle Systematisierung der Offenbarung. „Die theologische Diskussion mit den getrennten evangelischen Brüdern kann nicht zu einer Einrichtung von Wert werden, wenn sie nicht erkennen, daß unsere Theologie in beständiger Kontinuität mit dem Worte Gottes steht." Sie würden dann auch entdecken, daß der Gebrauch philosophischer Kategorien immer der theologischen Sprache, gemäß den Anforderungen des Mysteriums, untergeordnet bleibt. Sicher ein entscheidender Gesichtspunkt, der weithin schon erkannt und praktiziert wird.

Heikler ist das Problem der *Tradition* und der *Dogmenentwicklung,* auf die Le Guillou nun zu sprechen kommt (249). Man könne weder den Orthodoxen noch den Protestanten gegenüber gar zu primitiv mit dem Bilde vom Samenkorn arbeiten, wenn man den normativen Charakter des apostolischen Glaubens übersieht. Er schlägt darum mit Ch. Baumgarten und anderen vor, zu unterscheiden:
1. die konstitutive apostolische Tradition, die sich objektiviert im lebendigen Gedächtnis der universalen Kirche;
2. die aktive Tradition des Lehramtes, die die apostolische Tradition bewahrt und auslegt und sich ihr unterordnet;
3. die objektiv gegebene Tradition in den Quellen der Offenbarung (verbum scriptum et verbum traditum), durch welche das Lehramt sich mit der konstitutiven apostolischen Tradition in Verbindung hält kraft der Gegenwart des Heiligen Geistes. Er fügt hinzu, daß die Tradition in erster Linie und prinzipiell nicht vom Lehramt oder der kirchlichen Tradition konstituiert wird, sondern von der konstitutiven Tradition des Glaubens, der vom Gedächtnis der Kirche als Braut Christi empfangen wird (251).

Auf die Orthodoxen angewandt, würde das heißen: es genügt nicht, zu sagen, man müsse die Orthodoxen zur Anerkennung des römischen Primats führen. Man muß versuchen, in ausreichendem Maße ihre Tradition kennenzulernen, um die wahren Gründe ihrer Weigerung zu erfahren. Wenn die Glaubensentwicklung, wie immer wieder zu betonen sei, gebunden war an die missionarische Perspektive, der sich die Kirche gegenübersieht, so ist es klar, daß das Verständnis für diese Entwicklung nur von einer Begegnung mit identischen Missionsproblemen herkommen kann, denen heute alle christlichen Gemeinschaften ausgesetzt sind und sie nötigen, sich zusammenzusetzen, um über das Mysterium der Kirche nachzudenken. Le Guillou schließt das Kapitel über die katholische Fülle mit einer sehr wichtigen Feststellung: Die christlichen Gemeinschaften finden sich heute in einer integralen kirchlichen Erfahrung einander konfrontiert. Es handele sich nicht mehr um eine Konfrontation mit einem bestimmten Dogma, sondern in radikaler Weise mit der Erfahrung der Katholizität in ihrer ganzen Fülle. Darum sei die Begegnung der katholischen Kirche mit den getrennten Gemeinschaften ein Appell, ihre eigene Katholizität und ihren ganzen Dynamismus zu entfalten.

Zur Beurteilung der „Fülle"

Wer das bedeutende Werk von Le Guillou, bedeutend allein schon durch seine Zusammenschau der ekklesiologischen Probleme mit allen wissenschaftlichen Belegen, als fertige Lehre von der Kirche glaubt lesen zu können, findet nicht, was er sucht. Wer aber in der Arbeit an der noch unvollendeten Lehre von der Kirche diese zahlreichen Denkanweisungen und Erfahrungen auf sich wirken läßt, wird vor viele neue Aspekte und vor eine Reihe schwerster Aufgaben gestellt. Wir nannten an anderer Stelle das Buch im besten Sinne eine Denkanweisung für eine Lehre von der Kirche. Daß man so viele Gesichtspunkte beachten und erkennen muß, um zu einer vollständig katholischen Lehre von der Kirche zu gelangen, ist allein schon eine heilsame Frucht der Lektüre dieser Teamarbeit, ein Begriff, der dem Verfasser nichts wegnimmt, sondern seiner Arbeit das volle Gewicht zuerkennen soll, das ihr zukommt. Eigentlich wäre mit dem Hinweis auf seinen Gedankenzusammenhang die Aufgabe des Berichterstatters erschöpft. Aber da dieser Bericht in den Zusammenhängen weiter um sich greifender Berichte vorgelegt wird, die ähnlich wie Le Guillou der möglichen Lösung für eine katholische Fülle nachsinnen, ist eine methodische Frage nicht zu umgehen, die Frage nämlich, ob der verwendete Begriff der „Fülle", der eine gewisse Ähnlichkeit mit dem früher in der Ökumenischen Bewegung verwendeten Begriff der Synthese hat, theologisch schon das leistet, was man ihm zutraut.

Unbestreitbar ist die These richtig, daß die Lehre von der Kirche aus ihrem missionarischen Aspekt von jeher und in

der heutigen Weltlage neu durchdacht werden sollte. Le Guillou hat hier von den Lehrmeistern der Ökumenischen Bewegung gelernt, und das ist kein Nachteil. Die Zeiten sind vorbei, wo wir meinten, man könne oder dürfe von den getrennten Christen nichts lernen. Ist aber auch das Ziel der missionarischen Verantwortung angemessen erkannt, wenn man unterstellt, daß die Fülle, an sich ein bestimmter neutestamentlicher Begriff, und die Communio in dieser Fülle von allen Beteiligten kirchlicher Gemeinschaften als etwas Gemeinsames verstanden wird? Es sei hier auf einen lutherischen Beitrag zum Eucharistischen Weltkongreß verwiesen, der den spekulativen Begriff der Fülle, wie er katholischerseits verwendet wird, als eine im Widerspruch zum Neuen Testament stehende „Schwärmerei" ablehnte (Friedrich Rießbeck; vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 144). Die dort vorgebrachten Argumente waren einigermaßen primitiv. Aber sie haben auf einen kritischen Punkt verwiesen, der unser ekklesiologisches Selbstbewußtsein empfindlich trifft. Einmal wäre zu prüfen, ob für die gemeinte Fülle auch alle Lebenselemente christlicher Communio erfaßt sind. Es wurde oben gesagt, inwiefern das noch nicht der Fall zu sein scheint.

Sodann aber wäre zu prüfen, ob nicht ganz verschiedene Begriffe von Fülle in Geltung sind, neben dem katholischen z. B. der ökumenische. Der scheidende Erzbischof von Canterbury hat selber darauf hingewiesen (vgl. ds. Heft, S. 265). An einem Beispiel aus der Chemie sei veranschaulicht, was hier gemeint ist. Es gibt z. B. das periodische System der Elemente. Es wurde anfangs unvollständig entdeckt und eigentlich postuliert, man fand dann aber nach und nach tatsächlich die fehlenden Elemente des gedachten Systems. Ist das die Fülle? Nein, nur ein System der Vollständigkeit, denn die Fülle wäre das Vorkommen dieser Elemente in der Welt, von der man immer noch nicht weiß, was sie eigentlich zusammenhält. Und zur Ergänzung: es gibt organische Stoffe, die die gleiche Anzahl von Atomen an Kohlenstoff, Sauerstoff usw. in ihrer Formel aufweisen und die sich völlig ungleich sind, und zwar nur deshalb, weil ein Atom von einer Stelle an eine andere geraten ist. Mit diesen Vergleichen soll folgendes methodisch zu dem Entwurf von Le Guillou, der etwas Bestechendes an sich hat, gefragt werden: Kann der theologische Begriff der katholischen Fülle einfach als bekannt vorausgesetzt und mit dem analogen, aber doch wesentlich verschieden aufgefaßten, weil auf *andere Existenzweise* gründenden Begriff der einen oder anderen Gruppe der getrennten Christen ohne weiteres gleichgesetzt werden? Bedürfte er nicht einer dogmatischen Explikation? Sie ist um so nötiger, als der Rat des Verfassers, alle am ökumenischen Gespräch Beteiligten sollten sich gemeinsam beim Begriff und der Wirklichkeit der Communio engagieren, ein sehr guter und sicher von vielen gutgeheißener Rat ist.

Fragen des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens

Soziale Schichtung und kirchliches Verhalten in der Großstadt

Im Juli 1960 wurde in dieser Zeitschrift der erste Teil einer soziologischen Studie über den Katholizismus in Europa veröffentlicht (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 443). Zur Ergänzung und Vertiefung der Daten, die in jener Studie enthalten sind, hat die Internationale Föderation katholischer Sozialforschungsinstitute (FERES) an Beispielsfällen mehrere typische soziale Erscheinungen untersucht, die das kirchliche Leben stark beeinflussen, wiewohl sie selbst keine religiösen Phänomene sind. Diese Untersuchungen betreffen die Situation der katholischen Intelligenz, die soziale Schichtenbildung in der Großstadt, die innereuropäische Wanderung, die Struktur eines rückständigen Agrargebietes und die Integration einer europäischen Stadt von internationalem Gepräge. Es handelt sich durchweg um soziale Vorgänge, die geeignete Modelle der Umschichtung und Umwandlung der Bevölkerung bieten, wie sie seit dem Krieg in Gang gekommen ist. Dieser Prozeß vollzieht sich in allen Ländern des freien Europa und überspült mehr und mehr ihre Grenzen. Er bringt die Gesellschaft in eine Bewegung von solchem Ausmaß, daß sie die Strukturveränderungen der frühkapitalistischen Zeit in bezug auf die Zahl der betroffenen Menschen, die Revolution ihrer Lebensformen und die internationalen Auswirkungen in den Schatten stellt und ein neues Zeitalter einleitet. Diese Bewegung geht an der Kirche nicht spurlos vorüber und stellt sie vor die Frage einer großzügigen Anpassung.

Es ist Aufgabe der soziologischen Forschung, diese Bewegungs- und Umschichtungsprozesse zu analysieren, wobei sie mit einer möglichst genauen Bestandsaufnahme der einfachen, zahlenmäßig erfaßbaren sozialen Tatsachen beginnt. Selbstverständlich kann sie darin nicht mehr leisten als das, was für eine Typologie dieser Vorgänge erforderlich ist, an exakt durchleuchteten Beispielen durch nüchterne Zahlen darstellen, und das ist eine Methode, die dem Leser zwar eine Unmenge von Mosaiksteinchen, nach allen Seiten geordnet, auf den Tisch legt, ihm dann aber die Mühe läßt, sich selbst ein Bild zu machen. Die Berichte über die sechs Monographien der FERES, die in unserer Zeitschrift erscheinen sollen und deren erster hier vorgelegt wird, wollen versuchen, diese Mühe zu vereinfachen.

München als typische Großstadt

In einer dieser Monographien wird soziographisches Material zum Zweck einer genaueren Fixierung des kirchlichen Großstadtproblems vorgelegt. Die Großstadt ist der Brennpunkt vieler Zeiterscheinungen, die das kirchliche Leben beeinflussen, und zwar überwiegend zu seinem Schaden oder mindestens als Gefahren. In ihrem Raum entfaltet das moderne Erwerbsstreben mit dem wilden Konsumhunger, der ihm in unserer Gegenwart seine besondere Note gibt, die stärkste Dynamik. Auf ihrem Boden treibt die Kultur unserer Zeit mit allem, was sich dafür ausgibt, die bezauberndsten, aber auch die verlockendsten Blüten und bietet alle Reize auf, um Geist und Sinne des Menschen an- und aufzuregen, zu befriedigen oder auch zu betören. Die Großstadt ist der Schauplatz für das gespenstische Tempo des Lebens, das den Menschen von sich selbst und von Gott hinweg zu entführen trachtet; sie ist auch immer noch der breite Strand, an den die Masse menschlicher Not und Verzweiflung angeschwemmt

wird, und das wogende Meer, dessen Schicksalswellen die einen steil nach oben tragen und die anderen in die Tiefe reißen. Hier branden die Gegensätze unserer Zeit, die weltanschaulichen und die religiösen, die politischen und die sozialen, hart gegeneinander. Immer noch bleibt wahr, daß die Großstadt ein Schmelztiegel ist, der die natürlichen Bindungen der Familie, der Nachbarschaft und anderer überschaubarer Ordnungsgebilde auflöst und die Menschen als beziehungslose Individuen zu Massen zusammenschmilzt, es sei denn, daß sich in ihrem Strukturwandel neue Zellkerne bilden, die die Fähigkeit zu organischer Angliederung besitzen.

Die Umschichtung der Menschen in der Agglomeration, in dem Konglomerat der Großstädte ist unter allen ihren Merkmalen vielleicht das am meisten typische, jedenfalls ist sie unter ihnen verhältnismäßig leicht und genau soziographisch zu erfassen. Deshalb bildet sie in der vorliegenden Untersuchung den Ansatzpunkt für die Analyse der kirchlichen Verhältnisse, und dieser Ansatzpunkt wird sich als fruchtbar erweisen.

Daß man gerade München als Beispiel auserwählt hat, mag auf den ersten Blick nicht ganz einleuchten. In der Tat hat ein zufälliger Umstand dabei mitgewirkt. Diese Stadt war nämlich in den Jahren 1958 und 1959 im Rahmen der Vorbereitungen zur Münchener Gebietsmission (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 439) Gegenstand einer umfangreichen pastoralsoziologischen Untersuchung, die sich auf die Bevölkerung und soziale Struktur, die pfarrlichen Verhältnisse, den Gottesdienstbesuch und das katholische Vereinsleben erstreckte. Aber München empfahl sich auch aus sachlichen Gründen. Es ist die drittgrößte und die jüngste Millionenstadt der Bundesrepublik mit der absolut höchsten Zahl katholischer Einwohner. Darin wird es im ganzen deutschsprachigen Bereich nur noch von Wien übertroffen. München zählt rund 800 000 Katholiken. Außerdem ist es im Gegensatz zu den bezüglich des katholischen Bevölkerungsanteils vergleichbaren Großstädten des rheinisch-westfälischen Raums oder anderer europäischer Ballungszentren als einzige ausgeprägte Großstadt inmitten eines weiten ländlichen Einzugsgebietes gelegen, hebt sich also in seinem großstädtischen Charakter besonders betont heraus. Es ist wirtschaftlich und kulturell eine echte Metropole, ein beherrschender Mittelpunkt. Über seine kulturelle Bedeutung braucht nichts gesagt zu werden. Aber auch die industrielle Entwicklung der Stadt seit der Jahrhundertwende und besonders nach dem zweiten Weltkrieg hat ein ungewöhnliches Tempo. Im September 1956 wurden nicht weniger als 80 000 Erwerbstätige aus anderen Gemeinden gezählt, die dort als Pendler ihrer Arbeit nachgehen. Außerdem ist München die „Hauptstadt des deutschen Fremdenverkehrs". „In einem Maße und einer Komplexität wie nur noch wenige andere Städte gehört München zu den pulsierenden und gestaltenden Konzentrationspunkten des sozialen Lebens in Deutschland." Jeder, der das München der Vorkriegszeit kennt und die Stadt beim ersten Besuch in den letzten Jahren nicht mehr wiedererkannte, wird die Richtigkeit dieser Behauptung bestätigen.

Aber die bayerische Hauptstadt ist nicht nur in ihrer gegenwärtigen Gestalt für die große Mehrzahl der Zentren des Wirtschaftswunderlandes typisch, sie zeigt auch in ihrer Entwicklung alle Züge, die für die deutschen Großstädte charakteristisch sind. In der ersten Phase dieser Entwicklung von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum ersten Weltkrieg nahm die Zahl der Einwohner durch Zuwanderung, Eingemeindungen und Geburtenüberschuß mit großer Schnelligkeit zu. Das Tempo des Wachstums verlangsamte sich zwischen den beiden Kriegen, doch bekam die Stadt durch weitere Eingemeindungen zu dieser Zeit ihren heutigen Gebietsumfang. Im letzten Krieg ging die Zahl der Einwohner infolge der Zerstörungen und der Bombengefahr ungefähr auf die Hälfte zurück.

Nach dem Krieg strömten die verdrängten Einwohner wieder herein. Diesem Rückstrom folgte seit 1950 und bis heute anhaltend die Zuwanderung im Gefolge des wirtschaftlichen Aufschwunges und der Umsiedlung von Heimatvertriebenen in einem Ausmaß, daß München schon 1957 in die Reihe der Millionenstädte einrückte.

Auch der kirchliche Aspekt dieser Bevölkerungsbewegung ist typisch. Nur eine Minderheit der Katholiken nimmt am kirchlichen Leben teil. Besonders die Masse der Erwerbstätigen steht abseits und bleibt sowohl den sonntäglichen Gottesdiensten als auch allen anderen Formen kirchlicher Bindung und Betätigung fern, so daß die für Großstädte typische Verhaltenstendenz „von der Gewohnheit zur freien Wahl" (Elisabeth Pfeil) bestätigt wird. Besonders beachtenswert sind die Unterschiede der einzelnen Schichten und Gruppen in ihrem Verhalten gegenüber der Kirche.

Die Verteilung der Bevölkerung im Stadtgebiet

Auch in München zeigt sich nach dem Kriege die für die Großstadt typische Tendenz zur Verminderung der Wohndichte im Stadtkern, der mehr und mehr zur City geworden ist. Im innersten Teil der Stadt wohnten im Jahre 1875 etwa 50 000 Menschen; 1958 dagegen erst wieder oder nur noch 17 500, und im Radius von 5 Kilometern um die Frauenkirche hat die Wohnbevölkerung seit 1925 nur um 4 % zugenommen. Auch diese Zunahme ist nur durch die Notlage am Wohnungsmarkt verursacht. Aus einstmals dichtbesiedelten innerstädtischen Wohngebieten drängt die eingesessene Bevölkerung hinaus, und sie halten ihre Einwohnerzahl nur auf Grund der Zuwanderung von außen. Dabei spielt neben der Stadtlage auch der Anspruch an den Wohnungskomfort eine Rolle, den die alten Miethäuser nicht mehr befriedigen.

Die Zunahme der Münchener Bevölkerung insgesamt beruht seit dem Krieg fast ganz und gar auf der Zuwanderung von außen. Zwischen den beiden Weltkriegen hielten sich Zuwanderung und Abwanderung ungefähr das Gleichgewicht. Seit 1950 wanderten Jahr für Jahr zwischen 60 000 und 80 000 Menschen ein, während nur etwa 40 000 aus München fortzogen. Dieser anormale Überschuß erklärt sich nicht allein aus dem wirtschaftlichen Aufschwung. Einen wesentlichen Anteil daran haben die Heimatvertriebenen und Evakuierten, die im und nach dem Kriege wegen der Wohnungsverhältnisse zunächst irgendwo auf dem Lande untergebracht worden waren, dann aber aus Erwerbsgründen nach München drängten. Soweit ihnen das nicht gelang, suchten sie im weiteren Umkreis der Stadt vorläufig Unterkunft und gingen als Pendler ihrem Beruf nach. Im Jahre 1939 wurden in München 13 000 auswärtige Erwerbstätige gezählt; 1950 waren es schon 44 000, und Ende 1956 war ihre Zahl einschließlich einiger tausend Schüler und Lehrlinge auf 86 000 angewachsen, die mit ihren Familien die Wohndichte in weitem ländlichem Umkreis um die Stadt vermehrt haben.

Die Geburtenziffer fiel in München nach 1950 für die Dauer eines halben Jahrzehnts auf 10 pro Jahr und tausend Einwohner. Sie sank unter die Höhe der Sterbeziffer,

die zwischen 11 und 12 pro Tausend schwankte. Erst seit 1956 liegt die Zahl der Geburten wieder ein wenig höher als die der Sterbefälle. Doch bedarf diese allgemeine Rechnung der Differenzierung. Die Höhe der Geburten in den Jahren 1956 bis 1958 zeigte in den einzelnen Stadtbezirken Unterschiede zwischen 8,7 und 20 pro Jahr und tausend Einwohner. Sie erreichte ihre Spitzen in den Außenbezirken im Norden, Nordwesten, Süden und Osten der Stadt, die überwiegend von Arbeitern bewohnt werden, zugleich aber auch eine sehr erhebliche Zahl von Eigentumswohnungen und Siedlungshäusern aufweisen. Dagegen liegt die Geburtenziffer in den inneren Zonen unter dem Stadtdurchschnitt. Es liegt nahe, die Erklärung dafür zu suchen in dem erheblich höheren durchschnittlichen Alter der Bewohner der inneren Stadt, den dort besonders beengten Wohnungsverhältnissen und der noch ungeregelten oder ungefestigten Existenz vieler Zugezogener. Unter den sozialen Schichten weisen die der Landwirte, der höheren Beamten und der Arbeiter den höchsten Geburtenanteil auf. Auch das bestätigt den Eindruck, daß die sozialen und die Wohnungsverhältnisse in einer positiven Korrelation zur Geburtenhäufigkeit stehen.

In bezug auf die Verteilung der Bevölkerung über die Stadt hin und die Dichte der Besiedlung lassen sich vier um den Mittelpunkt gelagerte konzentrische Kreise ziehen. Um die nur noch schwach bewohnte City legt sich ein ziemlich geschlossener Ring äußerst dichter Bebauung und Bewohnung, die, wie schon gesagt wurde, nach außen hin an Dichte zuzunehmen im Begriff steht. Dieser Ring schließt in sich die früheren Vororte Schwabing, Neuhausen, Schwanthalerhöhe, Sendling, Giesing, Haidhausen und Au.

Um diese geschlossene Ballung legt sich ein Kreis, der durch eine aufgelockertere Bebauung sein Gesicht erhält. Die Bezirke dieses Ringes sind zum Teil erst später eingemeindet worden und haben noch Elemente eines spezifischen Gepräges bewahrt. Zu ihnen gehören Bogenhausen, Nymphenburg, Pasing und das Waldfriedhofviertel. Um diesen Ring legt sich als vierte und äußerste die Randzone der Stadt. Die in ihr gelegenen Siedlungsbezirke heben sich noch ganz deutlich voneinander ab und besitzen noch einen Charakter lokaler Eigenständigkeit. Zu ihnen gehören die Orte Solln, Hadern, Aubing, Neuaubing, Lochhausen, Allach, Feldmoching, Freimann, jeweils in sich geschlossene Siedlungen, zum Teil mit einem Siedlungskern sehr alten Ursprungs. Allerdings geht ihre Eigenständigkeit mehr und mehr dadurch verloren, daß die Bautätigkeit in diesen Orten besonders lebhaft ist und sich in der Richtung auf die Innenstadt bewegt, so daß ihr Anschluß an das geschlossene Wohngebiet der inneren Ringe unvermeidlich wird. Das bedeutet, daß die großstädtische Zusammenballung der Bevölkerung immer mehr auch die Außenbezirke erfaßt und ihren Charakter bestimmt. Auch dort gehen die heute noch sichtbaren ländlichen Eigenarten, wie etwa ein ausgeprägtes Gemeindebewußtsein, lokale gesellschaftliche Gruppierungen, Zusammenleben mehrerer Generationen unter einem Dach, immer mehr zurück. Es bilden sich auch in dieser äußersten Zone dank den günstigeren Baulandverhältnissen und der dadurch bedingten regen Tätigkeit von Siedlungsgesellschaften schon jetzt einige Ballungszentren mit einer Siedlungsdichte, die der in der inneren Stadt nicht nachsteht, so z. B. in den Bezirksteilen Ludwigsfeld und Harthof, auch in dem früher schon sehr dicht besiedelten Obergiesing.

Die Verteilung der Bevölkerung über das Stadtgebiet ist viel mehr, als man annehmen möchte, in ständigem Fluß auf Grund der innerstädtischen Wanderung. Dieses ist keine typische Nachkriegserscheinung, sondern spielte auch schon vor dem Krieg eine große Rolle. In den Jahren von 1930 bis 1933 zogen jährlich 140 000 bis 145 000 Menschen, also fast der fünfte Teil der Einwohner, innerhalb der Stadt um. Nach dem Krieg war die Zahl dieser Umzüge infolge des absoluten Wohnungsmangels viel geringer, ist aber seit 1950 wieder in ständigem Steigen begriffen. In den letzten Jahren stieg die Zahl der innerstädtischen Wanderer auf jährlich 80 000 bis 110 000 Personen, also auf etwa 10 % der Gesamtbevölkerung, und man kann voraussagen, daß sie sich immer mehr erhöhen wird, je mehr der Wohnungsmangel beseitigt wird. Die Tendenz der Umzüge nimmt eindeutig überwiegend die Richtung von innen nach außen. In die inneren Stadtteile rücken diejenigen nach, die von außerhalb nach München zuziehen.

Die Gründe für einen Wohnungswechsel sind meist wohl die folgenden: der Zug zur besseren Wohnlage und Wohnung, das Ausweichen aus einem Wohnblock minderen Komforts oder Ansehens, das Heranrücken an den Arbeitsplatz oder sonstige Rücksichten auf die Verkehrslage, manchmal auch auf die veränderten Familien- oder Einkommensverhältnisse, schließlich der Erwerb von Wohnungseigentum. Jedenfalls handelt es sich bei einem bedeutenden Teil der Binnenwanderer nicht nur einfach um einen Wohnungswechsel, sondern zugleich auch um eine soziale Veränderung. Allerdings steht der Prestigecharakter, der früher vielen einzelnen Wohnvierteln oder Vororten anzuhaften pflegte, im Begriff, sich zu nivellieren. Es gibt zwar noch eine im allgemeinen Bewußtsein verwurzelte Bewertungsskala, tatsächlich aber ändert sich der Bebauungscharakter vieler Gegenden, so daß sie sich angleichen und fast sämtlich Angehörige der verschiedensten Schichten beherbergen.

Die Herkunft der Münchener Bevölkerung

Die vorliegende Untersuchung gibt keine Auskunft darüber, ob München auch in bezug auf die landsmannschaftliche Zusammensetzung seiner Bevölkerung, gemessen an deren Geburtsorten, eine typische Großstadt ist; im allgemeinen begegnet man ja der Annahme, zu einer Großstadt gehöre auch ein sehr hoher Prozentsatz von Einwohnern, die von überallher in sie verschlagen wurden; doch München ist auch heute noch in besonders ausgeprägter Weise bayerisch oder sogar oberbayerisch. Über die genaue landsmannschaftliche Zusammensetzung seiner Bevölkerung gibt es zum Vergleich zwei Statistiken aus den Jahren 1900 und 1950. Gebürtige Münchener waren im Jahre 1900 36,1 %, im Jahre 1950 sogar 44,5 %. Anders verhält es sich mit den aus Bayern Zugewanderten. Ihr Anteil ist von 52,3 % (1900) auf 32,2 % gefallen. Aus anderen Gebieten stammten um die Jahrhundertwende 11,6 %, im Jahre 1950 dagegen 13,8 %, zu denen noch weitere 9,5 % aus dem Ausland oder mit ungeklärter Herkunft kommen, im ganzen also 23,5 %. Bei denen, die aus Bayern nach München zuwandern, ist ein bedeutendes Übergewicht des weiblichen Geschlechts festzustellen: 28,9 % Männer, dagegen 35 % Frauen. Das wird vor allem darauf zurückgeführt, daß die Arbeitsgelegenheiten für Frauen in der Großstadt vielfältiger und die Bedingungen günstiger sind als anderswo. Die Zahl der Hei-

matvertriebenen ist im Zeitraum zwischen 1950 und 1959 von 85 500 auf 160 000, die der Zuwanderer aus der sowjetisch besetzten Zone von 27 000 auf über 50 000 gestiegen, so daß in München eine Großstadt der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge existiert. Ihr Bevölkerungsanteil beträgt 15 % und 6 %. Die landsmannschaftliche Verteilung auf die einzelnen Stadtbezirke ist nur annähernd zu schätzen, abgesehen von dem verhältnismäßig hohen Anteil der Vertriebenen in bestimmten Außenbezirken, der mit den staatlichen Bauprogrammen zusammenhängen dürfte. Im Rahmen der pastoralsoziologischen Untersuchung vor der Mission, bei der zehn ausgewählte Pfarreien genau durchforscht wurden, schwankte der Anteil der gebürtigen Münchener zwischen 33 und 48 %, erreichte also nirgends die Majorität. Der Anteil der gebürtigen Bayern hielt sich zwischen 66 und 87 %, im Durchschnitt betrug er 70 %. Was die verschiedenen landsmannschaftlichen Gewohnheiten und Verhaltensweisen betrifft, so fehlen die Unterlagen für ein sicheres Urteil. Im kirchlichen Leben sind sie aber deutlich wahrnehmbar. Auch das Verhältnis zwischen der sozialen Schichtung und der Herkunft der Bevölkerung ist, abgesehen von den Heimatvertriebenen, statistisch nicht erfaßt.

Die berufliche Gliederung

Die früher übliche Einteilung der Gesellschaft in drei Schichten und die Zurechnung der Unternehmer, freien Akademiker und höheren Beamten zur Oberschicht, der Gewerbetreibenden, Beamten und Angestellten zur Mittelklasse und der Arbeiter zur Unterschicht reicht als Strukturmodell heute nicht mehr aus und trifft weithin auch gar nicht mehr zu. Vor allem die Berufsgruppe der Angestellten ist in allen Schichten vertreten und doch anderseits wieder nicht durch genügend eindeutige soziologische Merkmale in sich selbst geprägt, als daß man sie als eine eigene Schicht der Gesellschaft bezeichnen und behandeln könnte. Auch die Zugehörigkeit zur Gruppe der Selbständigen ist kein soziales Schichtmerkmal. Ebenso ragen beträchtliche Teile der Arbeiterschaft hinsichtlich ihrer Berufstätigkeit und ihres Einkommens in die Mittelschicht hinein. Auch wenn man außer diesen beiden Merkmalen das soziale Prestige, die Selbsteinschätzung oder auch die Einschätzung seitens der Allgemeinheit heranziehen wollte, käme man über Mutmaßungen nicht hinaus. Aber die soziologische Wissenschaft hat bisher noch kein brauchbares neues Strukturmodell entwickelt, mit dessen Hilfe die Gesellschaft als ganze gegliedert werden könnte, und daher sind auch die Rubriken der Statistik unzulänglich.

Nach ihrer sozialen Stellung haben die einzelnen sozialen Gruppen der Münchener heute noch etwa den gleichen Anteil an der Gesamtbevölkerung wie vor 25 Jahren. Veränderungen seit der letzten Volkszählung von 1950 sind allerdings mangels Unterlagen nicht berücksichtigt. Damals gliederten sich die Einkommensbezieher wie folgt: Selbständige 10,8 %, mithelfende Familienangehörige 2,9 %, Beamte 5,5 %, Angestellte 22,6 %, Arbeiter 38,1 %, selbständige Berufslose 20,1 %. Unter den letzteren machen Rentner und Pensionäre 78 % aus. Sieht man von dieser Gruppe der Berufslosen ab, dann gliedert sich die verbleibende Gruppe der erwerbstätigen Einkommensbezieher in 17,2 % Selbständige und mithelfende Angehörige, 6,8 % Beamte, 28,3 % Angestellte und 47,7 % Arbeiter. Der Anteil der Arbeiter lag vor dem Kriege ein wenig höher, bei knapp 50 %. Unter den Selbständigen waren etwas mehr als die Hälfte Inhaber nicht landwirtschaftlicher Einmannbetriebe, ein Drittel beschäftigten höchstens drei abhängige Arbeitskräfte, nur jeder hundertste leitete einen Betrieb mit mehr als fünfzig Personen. Unter den Selbständigen wurden 570 Landwirte gezählt. Von den Arbeitern waren 48,8 % gelernte, 19,3 % angelernte, 16,3 % ungelernte, 0,5 % landwirtschaftliche, 7,4 % im Haushalt beschäftigte und 7,7 % sonstige.

Der weibliche Anteil betrug unter den gelernten Arbeitern 19 %, unter den angelernten 38 % und unter den ungelernten 46 %. Auch unter den Angestellten fiel der Anteil der Frauen mit steigender Einkommenshöhe von 50 auf 17 und in der oberen Schicht auf 11 %. Insgesamt stellten sie bei den Selbständigen 24,3 %, bei den mithelfenden Angehörigen 84,2 %, bei den Beamten 11,8 %, bei den Angestellten 49,9 % und bei den Arbeitern 35,6 %, im ganzen gerechnet 38,3 % der Erwerbstätigen. Von diesen Frauen waren 56,4 % ledig, 29,3 % verheiratet, 8,4 % verwitwet und 5,9 % geschieden. Von den Ehefrauen halfen rund 25 % im Familienbetrieb mit; fünfzig Prozent entfielen etwa zu gleichen Teilen auf die Tätigkeit in der Berufsgruppe Handel und Verkehr, hauptsächlich im Angestelltenverhältnis, und auf Industrie und Handwerk, wo die Frauen überwiegend als Arbeiterinnen beschäftigt waren; das letzte Viertel verteilte sich auf Büro- und Verwaltungsberufe, zu einem geringeren Teil auf Tätigkeiten im Haushalt und in sozialen, intellektuellen, künstlerischen und technischen Diensten. Insgesamt waren 24,5 % aller Ehefrauen berufstätig. Wenn man allerdings aus den Erhebungen der pastoralsoziologischen Untersuchung der zehn Pfarrgemeinden einen allgemeinen Schluß ziehen darf, dann hat sich dieser Prozentsatz seit 1950 beträchtlich erhöht und dürfte jetzt 30 % übersteigen. Bemerkenswert ist dabei ein doppelter Zusammenhang: die außerhäusliche Berufstätigkeit der Ehefrauen hängt eng mit den Berufen ihrer Ehemänner zusammen. Die meisten von ihnen kommen aus der Arbeiterschaft; mehr als 40 % aller Arbeiterfrauen gehen einem Beruf nach. Das erklärt sich natürlich aus den Einkommensverhältnissen und dem Verhältnis zwischen den Einkünften der Ehemänner und den Konsumansprüchen. In geringerem Maß sind die Frauen der Angestellten und der Selbständigen, diese meist als mithelfende Angehörige, und am wenigsten die Beamtenfrauen berufstätig. Die zweite Korrelation besteht zwischen der Berufstätigkeit der Ehefrauen und der ihrer Ehemänner, sie liegt meist in derselben Schicht.

Eine Differenzierung der einzelnen Wohnviertel und Stadtzonen nach der sozialen Stellung ihrer Einwohner ist nur in der sehr groben Unterscheidung zwischen Arbeiter- und bürgerlichen oder mittelständischen Vierteln möglich. Auch dann noch trifft sie mehr das äußere Gesicht als die tatsächliche Zusammensetzung der Bevölkerung. Der Anteil der Arbeiter an der Wohnbevölkerung beträgt selbst in dem alten Villenviertel Bogenhausen 25 % und in ausgesprochenen sogenannten Arbeitervierteln in den Randzonen nicht mehr als 75 %. Genau genommen, kann man also nicht schlechthin von Arbeitervierteln, sondern nur von Bezirken mit überwiegend arbeiterständischer Bevölkerung sprechen, wobei allerdings zuzugeben ist, daß auch schon das bloße Überwiegen den Charakter der Bezirke prägt und ihre Einordnung in der öffentlichen Meinung bestimmt. Unter diesen Voraussetzungen kann man sagen, daß es in München eine zusammenhängende Zone von Arbeiterbezirken gibt, die den gesamten nörd-

lichen, östlichen und westlichen Stadtrand durchzieht und in unmittelbarem Anschluß von dort in bestimmte Sektoren der Innenstadt hineinreicht. Daraus ergibt sich, daß man ebenso von einem zusammenhängenden Gebiet bürgerlich-mittelständiger Wohnungen sprechen kann. Wiewohl diese Kennzeichnung, wie schon gesagt wurde, statistisch betrachtet nur sehr eingeschränkt richtig ist, bestätigt sie sich doch durch die Koinzidenz mit anderen sozialen Merkmalen, wie der Geburtenhäufigkeit, der landsmannschaftlichen Gruppierung, dem Altersaufbau und der Siedlungsstruktur, so sehr, daß man die ökologischen Zonen weitgehend unter den Begriff einer „zone humaine" bringen kann.

Soziale Schichtung und Konfessionszugehörigkeit

Eine Übersicht über das Verhältnis von sozialem Stand und Konfessionszugehörigkeit vermittelt am einfachsten ein statistisches Schaubild nach der Volkszählung von 1950:

Erwerbspersonen (nach ihrer sozialen Stellung im Beruf)	Anteil bei den			
	Kath.	Evang.	Nicht-christen	Frei-denkern
Selbständige	12,7 %	14,7 %	39,8 %	20,2 %
mithelf. Angehörige	3,9	2,9	5,7	2,4
Beamte	7,1	6,1	0,6	5,5
Angestellte	26,4	35,6	23,0	34,6
Arbeiter	49,9	40,7	30,9	37,3
	100,0	100,0	100,0	100,0

Danach ist der Anteil der Arbeiter unter den Katholiken besonders hoch. Untersucht man diesen Anteil noch genauer, dann stellt sich heraus, daß er sich auch innerhalb der Arbeiterschaft nach unten zu verstärkt. Unter den angelernten und erst recht unter den ungelernten Arbeitern ist er höher als unter den Facharbeitern. Ebenso steht es bei den Angestellten und Beamten. Soweit sie katholisch sind, ist der Prozentsatz derjenigen, die den unteren Stufen angehören, erheblich größer als bei den anderen Konfessionen, bei denen der Anteil der Beamten und Angestellten in den höheren Rängen wesentlich höher liegt als bei den Katholiken. Wieder einmal steht man hier vor dem Phänomen der „sozialen Inferiorität" der Katholiken. Zu ihrer Begründung im vorliegenden Falle will die Untersuchung die von Max Weber und R. H. Tawney her bekannten Zusammenhänge zwischen dem Geist des Kapitalismus und der protestantischen Ethik ebenso wie die von Müller-Armack festgestellten Beziehungen zwischen der größeren Ortsgebundenheit der Katholiken und dem langsameren Aufstieg nicht ganz von der Hand weisen. Doch drängt sich noch eine andere Beobachtung auf. In den Jahrzehnten der starken Zuwanderung nach der Jahrhundertwende sind aus den nichtbayerischen Gebieten vor allem Nichtkatholiken mit qualifizierter beruflicher Ausbildung nach München gekommen und haben die Chance der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt genutzt. Dagegen waren in den Zuwanderungsströmen aus den katholischen Gebieten Bayerns mit eindeutig landwirtschaftlichem Charakter vor allem beruflich nicht besonders vorgebildete Personen enthalten, die sich deshalb auch in der Stadt in die Breitenschicht einordnen mußten. Das ist eine Hypothese, aber wahrscheinlich der beste Versuch einer Erklärung.

Das Wohnungseigentum

Die soziale Bedeutung des Wohnungseigentums besteht heute nicht mehr darin, daß es Wohlhabenheit ausdrückt wie ehedem der Besitz von Miethäusern oder einer Villa, sondern daß es zu einem der wichtigsten Maßstäbe für das Streben nach sozialer Stabilität geworden ist, wofür oftmals stärkste Opfer gebracht werden, die Rückschlüsse auf die menschliche Art und den Charakter der Familien zulassen. Insofern ist dieses Streben auch für die Seelsorge von besonderem Interesse.

Leider gibt es keine Münchener Statistik über die soziale Schichtenzugehörigkeit der Wohnungseigentümer. Dagegen ist das Verhältnis zwischen Wohnungseigentümern und Wohnungsmietern für die einzelnen Stadtteile bekannt. Wie zu erwarten, ist der Prozentsatz derer, die ihre Wohnung zu Eigentum haben, in der inneren Stadt am geringsten. Dort beträgt er nicht mehr als 2 bis 5 %. Auch im Neubau hat sich allein schon wegen der teuren Bodenpreise das mehrgeschossige Miethaus behauptet. Dagegen steigt der Prozentsatz der Eigentumswohnungen sogleich mit der Auflockerung der Siedlungsweise gegen die äußeren Bezirke hin, um in den äußeren Randgebieten eine Höhe von 30 bis 45 % aller Wohnungsinhaber zu erreichen. Besonders bemerkenswert ist daran, daß auch die überwiegend von Arbeitern bewohnten Randgebiete keine Ausnahme machen. Der soziale Wohnungsbau hat demnach zur Bildung privaten Wohnungseigentums entscheidend beigetragen.

Die Konfessionszugehörigkeit der Münchener Bevölkerung

Der dritte Teil der Untersuchung, von der hier berichtet wird, ist gewissen religiösen und kirchlichen Phänomenen gewidmet, und zwar vorzugsweise den Zusammenhängen zwischen sozialer Schichtung und der Beteiligung am kirchlichen Leben. Eine Vorbemerkung möge über die religiöse Zusammensetzung der Gesamtbevölkerung unterrichten. München war bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts eine rein katholische Stadt. Erst 1801 erhielt der erste evangelische Bewohner das Bürgerrecht. Heute sind neben den beiden christlichen Konfessionen alle überhaupt bekannten Denominationen, Konfessionen, Gemeinschaften und Sekten in München ansässig. Sie sind zum Teil durch Abspaltungen entstanden, in erheblichem Ausmaß aber auch durch die Gründung von seiten zugewanderter Einwohner aus dem In- und besonders aus dem Ausland. Der Anteil der katholischen Einwohnerschaft ist langsam, aber beständig zurückgegangen. Er fiel von 88 % (1871) auf 84 % (1900), 79 % (1939) und 76,4 % im Jahre 1950. Dieser Rückgang ist geringer als in anderen einst ganz katholischen deutschen Großstädten, weil die Masse der Zuwanderer immer aus den katholischen Gebieten Bayerns hereinströmte. Das gilt auch noch heute. Hieraus ist es auch zu erklären, daß 1950 von den männlichen Einwohnern nur 74,4 %, von den weiblichen dagegen 78,1 % katholisch waren. Der katholische Anteil stellt sich bei den in München Geborenen auf 84,2 %, bei den Zuwanderern auf 72,5 %, bei den Vertriebenen, die in der Stadt ansässig geworden sind, auf 61,9 %. Alle Teile der Stadt haben eine religiös gemischte Wohnbevölkerung. Aber diejenigen, deren Einwohnerzahl in den letzten Jahren relativ am stärksten zugenommen hat, haben den geringsten katholischen Bevölkerungsanteil mit weniger als 70 %. Ebenso variiert dieser Anteil, wenn man die bevorzugten Wohngegenden der inneren Stadt und die vorwiegend bürgerlichen Außenbezirke den anderen gegenüberstellt. Dann spiegelt er deutlich die bereits dargestellte Zugehörigkeit zu den niederen und zu den gehobenen Schichten wider.

Schichtenzugehörigkeit und Beteiligung am kirchlichen Leben

Über die Beziehungen zwischen dem sozialen Standort der heutigen Menschen und ihrer inneren Einstellung zu Religion und Kirche weiß die Soziologie bisher sehr wenig, und selbst wenn man nur auf das äußere Verhalten schaut, ist das Erfahrungswissen über diese Zusammenhänge noch sehr fragmentarisch. Max Weber, der dem Bauerntum nur eine bescheidene Rolle zuerkannte, was die tragende Kraft seiner Religiosität angeht, sah im Bürgertum die stärksten religiösen Kontraste und hielt das Kleinbürgertum für die Kernschicht der Gläubigen in den christlichen Kirchen. Diese Ansicht wirkt in der Soziologie in Deutschland heute noch nach (Elisabeth Pfeil in dem von Gehlen und Schelsky herausgegebenen Handbuch).

Die französischen soziologischen Felduntersuchungen zeigen für Frankreich ein anderes Bild: ein verschwindend geringes Maß religiöser und kirchlicher Beteiligung in der proletarischen und in der kleinbürgerlichen Schicht, ein kontinuierlich steigendes, je mehr man nach oben kommt, das höchste unter den „bourgeois", das heißt den Unternehmern, freien und akademischen Berufen sowie unter den Landwirten. Wenn man daraus eine Hypothese ableiten will, dann lautet sie: Je höher der Bildungs- und Ausbildungsstand einer Schicht und je stärker sie mit ihrem Prestige und materiellem Komfort in die bürgerliche Gemeinschaft integriert ist, um so fester ist auch ihre kirchliche Bindung.

Der Gottesdienstbesuch am Sonntag

Im ganzen genommen, haben die Münchener spezifizierten Zählungen der Besucher der Sonntagsgottesdienste das bestätigt, was man heute ganz allgemein über den Gottesdienstbesuch zu wissen glaubt: Der Prozentsatz der Gottesdienstbesucher bewegt sich zwischen 15 % und 50 %. Die extremen Sätze sind selten, der Durchschnitt liegt bei 25 % bis 30 %. Den niedrigsten Besuch verzeichnen die ausgesprochenen Arbeiterpfarreien, den höchsten die Pfarreien mit Gemeinden, deren Kern aus Beamten und Angestellten besteht. Die Zahl der weiblichen Gottesdienstbesucher ist wesentlich höher, in München 36 % gegen 23,6 % bei den Männern. Der höhere Anteil des weiblichen Geschlechts ist bei allen Familienständen, Herkunftsgruppen, Altersstufen und Berufen zu verzeichnen, selbst schon bei den Kindern. Der Altersanteil ist bei den Schulkindern hoch, fällt bei den Jugendlichen, erreicht zwischen zwanzig bis vierzig Jahren den tiefsten Stand und steigt dann kontinuierlich bis ins hohe Alter. Die verwitweten und ledigen Frauen stellen unter den Erwachsenen den relativ stärksten Teil der Gottesdienstbesucher, die Geschiedenen und die ledigen Männer den geringsten. Die Teilnahme der Eheleute steigt mit dem Alter. Die landsmannschaftliche Herkunft spielt, wenigstens in der ersten Generation, eine große Rolle. Die gebürtigen Niederbayern und Oberpfälzer übertreffen bei weitem die geborenen Münchener. In der Innenstadt wählen die Besucher in beträchtlicher Zahl ihre Kirche. Die Bahnhofsgottesdienste werden, besonders von Jugendlichen, gut besucht.

Wie zwischen den Geschlechtern, Altersstufen und Familienständen, besteht auch zwischen den Angehörigen der verschiedenen Berufsgruppen ein starker Unterschied in der Teilnahme am Gottesdienst. Wie die Kinder, so nehmen auch die älteren Schüler überdurchschnittlich daran teil, jedoch immer weniger, je älter sie werden. Aber weit geringer ist die Teilnahme der gleichaltrigen Lehrlinge, von denen nur etwa jeder vierte noch zur Sonntagsmesse geht. Hierbei spielt neben dem Berufsmilieu wohl auch das Beispiel der Eltern eine Rolle, das in den Schulen noch durch den Einfluß des Religionslehrers aufgewogen wird. Die geringe Beteiligung der mittleren Jahrgänge bedeutet unter sozialem Gesichtspunkt, daß die Erwerbstätigen nur schwach, die Rentner und Pensionäre dagegen stärker im Gotteshaus vertreten sind. Die Hausfrauen erscheinen zahlreicher als die berufstätigen, die ledigen und verwitweten Frauen in größerer Zahl als die verheirateten.

Die Annahme einer besonders regen Beteiligung der bürgerlichen Schicht, je mehr sie den oberen Rängen angehört, die in Frankreich festgestellt wurde, trifft für München nicht zu. Von den Erwerbstätigen stellt die Mittelschicht der Arbeitnehmer, bestehend aus Angestellten, Beamten und qualifizierten Arbeitern, das Hauptkontingent der Gottesdienstbesucher. Aus der Beamtenschaft wird eine überdurchschnittliche Teilnahme der Lehrer und der ledigen Beamtinnen festgestellt. Am geringsten ist die Beteiligung bei den Selbständigen und bei den Arbeitern, von denen durchschnittlich nicht mehr als 10 % bis 20 % gezählt wurden. Es ergibt sich demnach das Bild, daß die Erwerbstätigen, die nach der herkömmlichen Einteilung zur Oberschicht und zur Unterschicht gerechnet werden, am wenigsten am kirchlichen Leben teilnehmen. Die Selbständigen sind allerdings eine zu undifferenzierte statistische Gruppe, als daß man über ihre Beteiligung eine brauchbare Feststellung treffen könnte. Bei den Arbeitern dagegen läßt sich erkennen, daß diejenigen, die eine gehobene Position einnehmen, und überhaupt die handwerklich ausgebildeten Facharbeiter weit mehr den Gottesdienst besuchen als die ungelernten Arbeiter.

Die Indifferenz so verschiedener gesellschaftlicher Gruppen wie der Selbständigen und der Arbeiter hat auch verschiedene Ursachen. Bei den Selbständigen ist eine liberale Einstellung unverkennbar, die auch in den politischen Wahlen zugunsten der FDP zum Ausdruck kommt. Das Interesse am materiellen Wohlstand scheint so beherrschend, daß es geistige Bindungen und ein positives Verhältnis zu geistigen Werten in den Hintergrund gedrängt hat. Im Unterschied zu der Situation in Frankreich scheint dieses deutsche Bürgertum noch keine innere Form gefunden zu haben.

Die wichtigste Ursache für die Zurückhaltung der Arbeiterschaft darf in einem überlieferten Mangel an Kontakt zur Kirche gesehen werden. Die Ressentiments aus der Zeit des Klassenkampfes sind noch nicht überwunden. Dazu kam damals, daß die rapide Bevölkerungszunahme die Kirche nicht auf ihrem Posten gefunden hat, die Mammutpfarreien entstehen ließ, in denen keine Möglichkeit eines Kontaktes und Gemeindebewußtseins bestand. Die Untersuchung verweist zu dieser Sache auf eine wichtige Studie des Münchener Dompfarrers Abenthum über die Seelsorgslage Münchens im 19. Jahrhundert. Eine weitere Ursache vermutet man darin, daß die Arbeiter von den Formen der Gottesdienstgestaltung und überhaupt des kirchlichen Lebens sich nicht angesprochen fühlen. Darüber gibt es, abgesehen von einigen Erhebungen in Frankreich, keine empirischen Befunde. Es würde sich wohl lohnen, dieser Vermutung nachzugehen und Stimmen aus der Arbeiterschaft über dieses Thema zum Sprechen zu bringen.

Beobachtungen über das kirchliche Vereinswesen

Von den traditionellen kirchlichen Männer- und Frauenvereinen bemerkt die vorliegende Studie, daß sie großenteils überaltert sind und den Charakter einer kirchlichen Honoratiorenvereinigung tragen, jedenfalls den sozialen Umschichtungen nicht gefolgt sind. Dagegen lassen kirchliche Vereinigungen auf beruflicher Grundlage, wie die Kolpingfamilie und das Werkvolk, eine Anziehungskraft auf weitere Kreise erkennen. Die apostolische Wirkkraft ist am stärksten spürbar bei den modernen Vereinigungen, wie der Legion Mariens, dem Wohnviertelapostolat oder den Familiengruppen Unserer Lieben Frau. Die Teilnahme der verschiedenen sozialen Schichten zeigt etwa dasselbe Bild wie der Gottesdienstbesuch. Die Mittelschicht der Angestellten und Beamten stellt das stärkste Kontingent. Die Selbständigen sind, soweit sich die Mitgliedschaft im wesentlichen auf Beitragszahlung oder jedenfalls nicht auf persönlichen Einsatz erstreckt, besser vertreten als beim Besuch des Gottesdienstes. Die Arbeiter sind, abgesehen von der Kolpingfamilie, sehr schwach beteiligt, auch in den Frauenvereinen. Von den Mitgliedern des Werkvolkes sind weniger als die Hälfte Arbeiter.

Zusammenfassend stellt die Untersuchung fest: „daß weder die in sozialökonomischer Hinsicht exponierte bürgerliche Schicht noch die im Gefüge der sozialen Schichtung zahlenmäßig dominierende Arbeiterschaft die besonders aktiven Mitglieder der Kirchengemeinden stellt. Die unselbständige Mittelschicht, die im Zuge der Ausbildung der modernen Gesellschaftsstruktur immer stärker angewachsen ist und im Zeichen der weiteren technischen Entwicklung ein noch größeres Gewicht erhalten dürfte, ragt vielmehr ebenso im kirchlichen Leben hervor, wie sie auch im sozialen Leben eine besondere Position einnimmt."

Aktuelle Zeitschriftenschau

Theologie

BEA, Augustin Kardinal. *Il Cattolico di fronte al problema dell'Unione dei Christiani.* In: La Civiltà Cattolica Jhg. 112 Nr. 2654 (21. Januar 1961) S. 113—129.

In Fortführung seiner Bemühungen, die Grundlinien eines neuen katholischen Ökumenismus zu klären (vgl. ds. Heft, S. 248), lehnt der Verfasser die Behandlung der getrennten Christen als bloßer Häretiker oder Schismatiker ebenso ab wie ein reines Verstehen, das sie mit der Kirche gleichstellt. Mit dem hl. Augustinus sagt er, die Irrtümer seien zu hassen, aber die Irrenden zu lieben. Die objektiven Grundlagen dieser Liebe der Kirche werden hauptsächlich gemäß der Enzyklika *Mystici Corporis* aus der Zugehörigkeit aller rite Getauften zur Kirche entwickelt, so daß die Kirche sich niemals an ihnen desinteressieren, sondern sich nur ihrer liebevoll annehmen könne. Die von Christus gestiftete Einheit der Kirche — Einheit der Lehre, der Leitung und der Heilsmittel — sei zwar wesentlich gegeben, aber noch nicht abgeschlossen und vollendet (vgl. den Bericht „Mission und Einheit" ds. Heft, S. 276 f.).

BOSIO, Giuseppe, SJ. *A proposito dell'esperimento di Bologna.* In: La Civiltà Cattolica Jhg. 112 Nr. 2655 (4. Februar 1961) S. 268—275.

Der Aufsatz enthält die bisher gründlichste Darlegung der theologischen Qualifikation des Experimentes von Petrucci mit der künstlichen Züchtung eines menschlichen Embryos in der Retorte (vgl. ds. Heft, S. 250). Da die Stellungnahme der Kirche schon jetzt herhalten muß, um ihre wissenschaftliche Rückständigkeit zu exemplifizieren (besonders in Italien), ist diese Replik wichtig.

CARPENTIER, R., SJ. *Le primat de l'amour dans la vie morale.* In: Nouvelle Revue théologique Jhg. 93 Nr. 1 (Januar 1961) S. 3—24.

Dieses Axiom, an und für sich auf der Basis des christlichen Glaubens evident, kann in der moraltheologischen Anwendung zu einer nichtssagenden Formel werden oder im Gegenteil die situationsethische Auflösung des Inhaltes des göttlichen Gesetzes rechtfertigen. Carpentier versucht, den Sinn dieses Prinzips, vor allem in der Konfrontierung mit neueren Einwänden, mehr zu determinieren, das heißt, die Beziehungen zwischen dem religiösen und dem moralischen Grundwert und beider zur Gnade zu erhellen.

FILTHAUT, Theodor. *Liturgische Erneuerung und ökumenische Aufgabe.* In: Liturgisches Jahrbuch Jhg. 11 Heft 1 (1961) S. 9—24.

Diese tiefe und angreifende Studie fordert mit zwingenden Gründen eine biblische Verkündigung für die Liturgie und ein Ernstmachen mit der Verkündigung des Wortes Gottes in der hl. Messe, von deren Notwendigkeit und von deren für Evangelische anstößigem Fehlen die meisten Priester nichts zu ahnen scheinen. Man müsse wieder lernen, das Wort Gottes zu hören. Auch sollte für eine sichtbare und würdige Aufbewahrung der Heiligen Schrift im Gotteshaus gesorgt werden. An der Glaubensspaltung werde jeder schuldig, der sie gleichgültig weiterbestehen läßt.

GILLEMAN, G., SJ. *Morale chrétienne en notre temps.* In: Lumière et Vie Bd. 9 Nr. 50 (November/Dezember 1960) S. 55—82.

Zum Eintritt in das zehnte Jahr ihres Bestehens greift die Zeitschrift das Thema wieder auf, mit dem sie begonnen hat: die christliche Lehre, besonders in ihrer Dialektik zwischen Welt, Zeit, Geschichte und den Letzten Dingen, dem Ewigen. Vor allem die Moraltheologie steht unter dem Gesetz dieser Spannung, in die sich der moderne Mensch, auf der Flucht vor dem Metaphysischen und dem Übernatürlichen, nicht mehr einfügen will. Gilleman untersucht die Grundlage, von der aus diese Wissenschaft einen solchen Menschen wieder zu erreichen sucht: das Gesetz der Liebe, das fähig ist, den Ring zu sprengen, der den Menschen gegen das Transzendente abschließt.

MAERTENS, Th. *La Vigile Pascale est-elle en perte de vitesse?* In: Paroisse et Liturgie Jhg. 43 Nr. 1 (Januar 1961) S. 1—10.

Der Verfasser findet in der Geschichte der Osterfeier die Indizien, die das Nachlassen der Teilnahme an der erneuerten Osternachtfeier erklären und auch erkennen lassen, wie dieser bedauerlichen Tatsache entgegengewirkt werden kann. Er unterscheidet in der Geschichte eine sakramentale, eine symbolische, eine historizistische und eine folkloristische Phase, von denen allein die erste dem Mysterium und der Glaubenswilligkeit gerecht wird. Daraus lassen sich Hinweise für die pastorale Praxis gewinnen.

MUSSNER, Franz. *Der „historische Jesus".* In: Trierer Theologische Zeitschrift Jhg. 69 Heft 6 (November/Dezember 1960) S. 321—337.

Gegenüber den neu aufgetauchten Fragen nach dem „historischen Jesus", veranlaßt durch Rekonstruktionsversuche von E. Stauffer und anderen, stellt der Verfasser klar, daß wir Jesus als den Christus immer nur durch die Glaubenszeugnisse der Evangelien haben. Das Argument, daß sein Leben nicht messianisch gewesen sei, besagt nur, daß sein eigenes Messiasverständnis nicht dem spätjüdischen und dem des Volkes entsprochen hat. Gerade darin ergreifen wir einen historisch gesicherten Tatbestand, auch darin, daß über sein Wirken verschiedene Aussagen möglich sind und vorliegen. Der Grund unseres Glaubens sei zwar nicht der „historische Beweis", sondern das Zeugnis des Heiligen Geistes, aber dieses gehe vom geschichtlichen Jesus aus.

OESTERREICHER, John M. *Papal Teaching on the Jews. Reviewed for Chair of Unity Octave.* In: The Catholic Messenger (Davenport, Ia) (26. Januar 1961) S. 7.

Der Direktor des Instituts für Jüdisch-Christliche Studien der Seton Hall University in Newark (N. J.) und Herausgeber der „Bridge"-Jahrbücher (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 423 f.) gibt in dieser in der St.-Patricks-Kathedrale, New York, anläßlich der Chair of Unity Octave gehaltenen Ansprache eine kurze eindringliche Darstellung der Äußerungen der letzten Päpste über das Verhältnis zwischen Christen und Juden, die nach ihm in den Worten gipfeln, mit denen Johannes XXIII. eine jüdische Abordnung aus den USA begrüßte: „Ich bin Josef, euer Bruder." In ihnen spiegelt sich der ganze Wandel, den das christlich-jüdische Verhältnis in unserer Zeit durchgemacht hat und der nur zu vergleichen ist mit dem Wachsen des „ökumenischen" Geistes in der Christenheit.

PEREGO, Angelo, SJ. *Esiste un sostitutivo del battesimo per la giustificazione dei bambini?* In: Divinitas Jhg. 4 Heft 3 (Dezember 1960) S. 561—574.

In dieser Frage, die in weiten Kreisen der Gläubigen und deshalb auch in der Seelsorge immer wieder hohes Interesse findet und in den letzten Jahren eine erhebliche Zahl von Publikationen angeregt hat, deren wichtigste hier zitiert werden, neigt der Verfasser zu der Ansicht, die in der Theologie an Stimmen gewinnt, es gebe für Kinder gläubiger Eltern, die ohne deren Schuld vor der Taufe sterben, einen Ersatz für sie im votum der Kirche und der Eltern.

PIN, Emile, SJ. *Dix ans de sociologie religieuse. 1950—1960.* In: Revue de l'Action populaire Nr. 145 (Februar 1961) S. 217 bis 229.

Der Bericht gibt eine gut informierende, wenn natürlich auch nicht vollständige Übersicht über die Forschungszentren und wichtige Publikationen auf diesem jüngsten Gebiet der Theologie. Darüber hinaus aber faßt er auch die Ergebnisse der letzten zehn Jahre unter inhaltlichen Gesichtspunkten zusammen, skizziert ihre Bedeutung und Problematik und beschäftigt sich auch mit wesentlichen Einwänden und Zweifeln.

RATZINGER, Joseph. *Christozentrik in der Verkündigung.* In: Trierer Theologische Zeitschrift Jhg. 70 Heft 1 (Januar/Februar 1961) S. 1—14.

Gegenüber einer fast schon modischen Rede von christozentrischer Verkündigung stellt der Verfasser klar, daß damit keine affektive Darstellung der Person Christi gemeint sein könne, vielmehr gelte sie dem Christus totus, caput et membra, sie sei ferner trinitarisch und die Auslegung des Weges der christlichen Existenz durch Christus im Geist zum Vater, also nicht Darstellung eines doktrinären Systems, sondern Einübung in die christliche Wirklichkeit, deren Kern die Eucharistie ist. Sie sei schließlich heilsgeschichtliche Verkündigung von Abraham bis auf den heutigen Tag.

ROMEO, Antonino. *L'Enciclica Divino Afflante Spiritu e le „opiniones novae".* In: Divinitas Jhg. 4 Heft 3 (Dezember 1960) S. 387—456.

In der Zeitschrift der Römischen Theologischen Akademie entgegnet der Verfasser auf den Aufsatz von Luigi Alonso Schökel „Dove va l'esegesi cattolica?" (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 45), um zu zeigen, daß jene Enzyklika keine neue Entwicklung der katholischen Exegese eingeleitet hat, weil es eine solche wegen der Traditionsgebundenheit nicht geben kann. Bestürzend an diesem Aufsatz ist erstens der verletzende Ton der Polemik gegen einen Confrater, der immerhin Dozent am Päpstlichen Bibelinstitut ist, hier aber wissenschaftlich hingerichtet und in seiner Rechtgläubigkeit angegriffen wird, zweitens der Ruf nach der Zensur (also ob man in Rom und im Episkopat schliefe), drittens die Verdächtigung anderer Gelehrter wie Jean Lavie und Teilhard de Chardin und der nordamerikanischen, französischen und deutschen exegetischen Zeitschriftenliteratur. Innerhalb der katholischen Theologie seien Bestrebungen am Werk, die die Fundamente des Glaubens gefährden! Dieses alles als erster Artikel in einer Festschrift für Kardinal Ruffini. Es kann kaum ausbleiben, daß dieser Aufsatz, der ja bei den Theologen in und außerhalb der Kirche zu diesem Zeitpunkt schon bekannt ist, die schlimmsten Befürchtungen hinsichtlich einer rabies theologica erweckt, von der man glaubte, es gäbe sie nicht mehr. Das ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt mit dem Ursprungsort Rom überaus bedauerlich.

SEMMELROTH, Otto, SJ. *Die gottmenschliche Wirklichkeit des Glaubens.* In: Trierer Theologische Zeitschrift Jhg. 69 Heft 6 (November/Dezember 1960) S. 338—354.

Diese Analyse des Glaubens stellt neben den beiden menschlichen Komponenten der Erkenntnis und der Entscheidung, beide an ein Gegenständlichwerden der Offenbarung im Lehrwort der Kirche gebunden, vor allem die göttliche Komponente, die Gnade, ins rechte Licht und nimmt an herrschenden Vorstellungen vom Glaubensakt, bei dem die Gnade nur „behilflich" sei, zwei wesentliche Korrekturen vor, denen die irrige Anschauung zugrunde liege, daß die Gnade eine Art Medizin sei. Die Organe der Kirche, die den Glauben der Apostel empfangen hat und weiterverkündet, sind gehalten, das Wort Gottes selber zum Sprechen zu bringen, so daß der Glaubende den sprechenden Gott ungegenständlich erfährt, indem er auch im Herzen von Gott berührt wird.

STEPHAN, Otto. *Papst, Bischof, Konzil.* In: Münchener Theologische Zeitschrift Jhg. 11 Heft 4 (1960) S. 248—261.

Ein Bericht über „die Interpretation der Vatikanischen Konzilserklärungen in der neueren Theologie", angefangen bei M. Scheeben und seiner Bearbeitung durch W. Bartz bis zu scharf abgelehnten Versuchen von Küng und Schütte. Das Anliegen des Verfassers ist es, aus der Literatur das nicht gegeneinander aufrechenbare Verhältnis der Jurisdiktionsgewalt von Papst und Bischöfen zu klären.

VOLK, Hermann. *Die Einheit der Kirche und die Spaltung der Christenheit.* In: Catholica Jhg. 14 Heft 4 (1960) S. 241—269.

Dieses kräftige Ernstnehmen der optimalen reformatorischen Position führt den Verfasser zu einer Umreißung der Einheit der Christenheit als Aufgabe der Kirche, nun aber nicht nur in allgemeinen Zügen, die Papst und Konzil angehen, sondern ganz konkret habe der Ortspfarrer und die Ortsgemeinde, in der die Kirche präsent ist, das Wesentliche des Katholischen auszuweisen. Die reformatorische Frage nach dem Hauptanliegen der Heiligen Schrift müsse erkannt und auch in Kult und Pastoral beantwortet werden, vor allem durch die Vermeidung der „Gesetzlichkeit", besonders in der Beichtpraxis, die glaubt, Gott genügen zu können, wenn man etwas für ihn tut, aber sich selbst dabei schont.

L'Ecclésiologie au XIXème siècle. In: Revue des Sciences Religieuses Jhg. 34 Nr. 2/4 (2./4. Vierteljahr 1960).

Die Straßburger Theologische Fakultät hat in diesem zusammengefaßten Bande ihrer Zeitschrift die Vorträge und Extrakte aus der Diskussion veröffentlicht, die auf ihrem Symposion vom 26. bis 28. November 1959 über die Ekklesiologie des 19. Jahrhunderts dargeboten wurden. Es sind im ganzen 13 Vorträge. Unter ihnen mögen nur hervorgehoben werden der von Congar, weil er die Ekklesiologie von der Französischen Revolution bis zum Vaticanum in interessanter geistesgeschichtlicher Parallelisierung ganz unter das Leitmotiv der Autorität gestellt sieht, der von Geiselmann, worin am Fall Möhler die Dialektik des papalen und des episkopalen Prinzips beleuchtet wird, und schließlich der von Latreille über die Entwicklung der kirchlichen Staatslehre. Daraus schon wird deutlich, was auch für andere Beiträge gilt, daß dieses Werk in Hinblick auf das Konzil von Bedeutung ist.

Priez sans cesse. In: La Maison-Dieu Nr. 64 (4. Vierteljahr 1960).

Zum Zeitpunkt der Rubrikenreform ist dieses Heft mit seinen geschichtlichen, theologischen und asketischen Beiträgen dem Breviergebet gewidmet, und zwar unter dem Gesichtspunkt des immerwährenden Gotteslobes der Kirche in Verbindung mit ihrem Haupt. Das Brevier ist mehr als das „offizielle, amtliche" Gebet, mehr als eine Funktion der Kirche, es ist ein Teil ihrer Substanz, Erfüllung des Gebotes des Herrn, ohne Unterlaß zu beten, das die Kirche als seinen Leib angeht. In der nicht sehr reichen Literatur über die Theologie des Breviers bietet dieses Heft dem Priester eine fruchtbare Ergänzung, und einzelnes daraus ist unmittelbar anregend für sein tägliches Breviergebet.

Philosophie

VON DER GABLENTZ, Otto Heinrich. *Politische Wissenschaft und Philosophie.* In: Politische Vierteljahresschrift Jhg. 1 Heft 1 (Oktober 1960) S. 4—11.

Von der Gablentz zeigt, daß in der politischen Wissenschaft Fragen gestellt werden, die von der Philosophie beantwortet werden müssen: ihre Objekte sind von der Anthropologie, ihre Methoden von der Erkenntniskritik und die Maßstäbe ihres Urteils von der politischen Ethik zu bestimmen. Voraussetzungsloses „Verstehen" politischer Phänomene gibt es nicht. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch Giovanni Sartori (im gleichen Heft, S. 12 bis 22). Beide Beiträge eröffnen die neue Zeitschrift der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft (viermal jährlich, je 104 S., Jahrespreis 28.— DM, Preis des Einzelheftes 8.— DM, Westdeutscher Verlag, Köln/Opladen).

WILLAM, Franz Michael. *Newman, ein „Aristoteles der Neuzeit".* In: Hochland Jhg. 53 Heft 3 (Februar 1961) S. 240—248.

Die Kenntnis der bislang unbekannten Tagebuchnotizen Newmans gestattet uns heute, die Denkansätze und ihre Entwicklung zu verfolgen, die zu Newmans „Grammatik der Zustimmung" geführt haben. Letztere gründet auf den Probabilitätenbeweis der originären aristotelischen Erkenntnislehre, der durch die fünfteilige Interpretation Ciceros verlorengegangen war. Er wurde von Whately und Newman wieder neu entdeckt, nicht von Lukasiewicz. „Beim Probabilitätenbeweis bleibt das Ergebnis in den besten Fällen um einen infinitesimalen Grad hinter einer absoluten Gewißheit zurück" (Newman 1879), ein Ergebnis, das ganz in der Nähe von Heisenbergs Gesetz der Unschärferelation und des Wahrscheinlichkeitssatzes von C. F. v. Weizsäcker (in der empirischen Wissenschaft) stehe.

Kultur

DE ROSA, Giuseppe, SJ. *Un attacco massiccio alla scuola cattolica.* In: La Civiltà Cattolica Jhg. 112 Nr. 2654 (21. Januar 1961) S. 130—147.

Im Dezember 1960 haben mehrere Abgeordnete der Democrazia Cristiana im italienischen Parlament einen Gesetzentwurf zur finanziellen Unterstützung der Privatschulen eingebracht, der eine Welle der Entrüstung im gesamten Laizismus von rechts bis links ausgelöst hat. Mit den Einwänden setzt sich De Rosa auseinander. Sein Artikel ist lesenswert, weil er so ziemlich alles behandelt, was von verschiedenen Gesichtspunkten für und gegen die Staatssubvention vorgetragen werden kann.

WEISENBERG, Charles M. *Teaching Machines.* In: The Commonweal Bd. 73 Nr. 18 (27. Januar 1961) S. 454—456.

Der Verfasser berichtet von einer, nach ihm in Modellen schon ziemlich weit vorangetriebenen Entwicklung im amerikanischen Schulwesen: der Automation des Unterrichts bzw. den „Unterrichts-Maschinen", von denen einige Typen beschrieben werdern. Sie sind, wie ein Pädagoge meinte, vorerst noch „eine technische Methode ohne eine Philosophie ihrer Anwendung". „Der Gedanke, die bequemen und vertrauten Unterrichtsmethoden aufzugeben, erschreckt einige, für andere ist er etwas Wesentliches, Aufregendes und voll von Verheißungen für die Zukunft."

Politisches und soziales Leben

BRINKLEY, George A. *The „Withering" of the State under Khrushchtew.* In: The Review of Politics Bd. 23 Nr. 1 (Januar 1961) S. 37—51.

Nach Lenin geschieht das „Absterben" des Staates im Kommunismus durch eine allmähliche Entwicklung, nach Stalin durch einen dialektischen Sprung. Brinkley will zeigen, daß Chruschtschow, obwohl theoretischer Leninist, eine Synthese beider Auffassungen sucht. „Die Aufgaben der öffentlichen Verwaltung sollen ihren politischen Charakter dadurch verlieren, daß die Angelegenheiten der Gesellschaft direkt vom Volke betrieben werden." So werden zur Heranbildung des kommunistischen Menschen Hilfsbrigaden der Volksmiliz und eine Art Gerichtshöfe von Parteigenossen gebildet, die die kommunistische Moral und ihre Durchsetzung überwachen und erzwingen sollen. Also nicht Erzwingung der Gesetzesbeobachtung durch Staatsorgane, sondern des kommunistischen Verhaltens durch Volksorganisationen. Die Neuerung scheint also doch mehr in der Schaffung neuer „Transmissionsmittel" für die Partei zur Übertragung ihres Willens auf die Massen zu bestehen.

BRUGAROLA, Martín, SJ. *La cooperición y las ideologias.* In: Razón y Fe T. 163 F. 1 Nr. 756 (Januar 1961) S. 9—24.

Brugarola behandelt das Verhältnis der modernen Ideologien zum Genossenschaftsgedanken. Der frühe Reformsozialismus (Fourier, Saint-Simon, Blanc, Proudhon, Owen) geht von der realistischen Konzeption des kooperativen Gedankens aus: Menschen in Not ist zu helfen — die Genossenschaft ist für den Menschen da, er überspannt aber den Ansatz, indem er den abhängigen Arbeiter und kleinen Unternehmer an die Stelle des Kapitalisten setzen will. Die Anarchisten hingegen sehen in der Genossenschaft die Zelle der autonomen Wirtschaft, die über dem Staat steht, der Staat darf keinen Einfluß auf die Genossenschaft nehmen. Die Stellung der Sozialisten gegenüber den Kooperativen war lange Zeit schwankend; sie sahen, nachdem sie diese Wirtschaftsform besonders in den Konsumgenossenschaften anerkannt hatten, in ihr ausschließlich ein Mittel zur Stärkung der Partei. Für die Kommunisten sind Kooperativen nur eine Etappe zur totalitären Wirtschaft. Brugarola skizziert schließlich auch die Programme des integralen Kooperativismus (Rochdale, die Hamburger und die Nimes-Schule) und faßt schließlich die päpstlichen Verlautbarungen zur Genossenschaftsfrage zusammen: Die Kirche begünstigt alle genossenschaftlichen Wirtschaftsformen, sofern sie im Dienste der menschlichen Person stehen.

HYDE, Douglas. *Communist Revival and Christian Opportunity.* In: Blackfriars Bd. 42 Nr. 489 (Februar 1961) S. 52 bis 60.

Die englische KP gewinnt wieder an Mitglieder (in 3 Monaten des Jahres 1960 um 5 %); ebenso steigt die Mitgliederzahl der Jungkommunistenliga und die Bezieherzahl des „Daily Worker". Die Zunahme unter den Jungkommunisten stammt ebenso aus Jungarbeiterkreisen wie aus studentischen und intellektuellen Kreisen. Der Protest gegen den Materialismus, die Zufriedenheit und politische Apathie der Gesellschaft führt die besseren von ihnen, die keine Halbstarken werden, in den Kommunismus. Entsprechend betont die Partei stark ihre ethischen Forderungen an eine Gesellschaft, „in der der Werbeetat des Unileverkonzerns mit 83 Millionen Pfund doppelt so hoch ist wie der Betrag, den die Regierung für koloniale Entwicklung und Wohlfahrt aufwendet". Die Christen sind dagegen mit ihren Verurteilungen der Übel in unserer Gesellschaft so zahm, daß es eher scheint, sie hätten sich mit ihnen abgefunden.

NEUNDÖRFER, Ludwig. *Office and service.* In: Social Compass Jhg. 7 Heft 4 (1960) S. 283—298.

In diesem Vortrag, gehalten auf dem Deutschen Soziologenkongreß in Berlin 1959, behandelt Neundörfer unter rein soziologischen Gesichtspunkten die Funktion der Kirche in der modernen Gesellschaft. Die Kirche bietet danach nicht nur eine geistliche Hilfe jedem einzelnen ihrer Glieder, sondern sie führt auch das Leben des einzelnen in eine Gemeinschaft. Trotz der ständigen Veränderungen und Fluktuationen, die mit dem modernen Sozialleben verbunden sind, nehmen die Gläubigen regelmäßig an den sonntäglichen Gottesdiensten teil. Diese Kontinuität der Gemeindefeier bedeutet unter sozialen Gesichtspunkten einen ungewöhnlich stabilisierenden Faktor in der mobilen Gesellschaft.

SCHAUFF, Johannes. *Die landwirtschaftliche Erschließung Lateinamerikas und der Beitrag Europas.* In: Die neue Ordnung Jhg. 15 Heft 1 (1961) S. 46—57.

Nach einer Abgrenzung der besonderen Situation Lateinamerikas als „Entwicklungsland" (gegenüber Asien und Afrika) analysiert Schauff die derzeitige Situation und Problematik der südamerikanischen Länder bezüglich Einwanderung, Kolonisation, Agrarreform, der landwirtschaftlichen Produktionssteigerung und der handelspolitischen Hilfen. Die fast unnatürliche Interesselosigkeit Europas, insbesondere der Bundesrepublik, gegenüber den lateinamerikanischen Entwicklungsaufgaben müsse abgebaut werden. Die Gefahr, daß durch Versäumnisse des Westens hier Wege eingeschlagen werden, die im Totalitarismus enden, sei zu groß, als daß man die notwendigen Vorarbeiten noch länger aufschieben dürfte. Schauff schlägt vor: Schaffung einer unabhängigen „Consulting-Gesellschaft" für den agrarischen Sektor, intensive Vorbereitung der deutschen Auslandsvertretungen durch das AA, Einbeziehung der Erfahrungen der christlichen Mission, Ausbau und Neuschaffung agrarwissenschaftlicher Lehrstühle, Intensivierung der Zusammenarbeit mit der FAO.

STARK, T. *The Family abandoned by a mitgrant.* In: Migration News Jhg. 10 Nr. 1 (Januar/Februar 1961) S. 7—14.

Eines der großen Sozialprobleme moderner Wanderung ist die Zerreißung der Familie. Dadurch, daß die Einwanderungsgesetzgebungen für die Familie noch wenig aufgeschlossen sind, ergeben sich viele Möglichkeiten für jene, die ihre Familienangehörigen absichtlich verlassen wollen oder die ihre zurückgelassenen Familien vergessen, nachdem sie ihre wirtschaftlichen Ziele im Immigrationsland nicht erreicht haben und so auf die schiefe Bahn gekommen sind. Welche rechtlichen Möglichkeiten bestehen nun für die verlassenen Familienangehörigen, ihre Ansprüche an den Ernährer durchzusetzen? Stark antwortet: in der Praxis bis heute keine. Wohl existieren zwei Konventionen aus dem Jahre 1956 bzw. 1958. Erstere versucht einen Rechtsweg festzulegen zwischen Ländern mit civil law und solchen mit common law. Aber die Konvention ist von den wichtigsten Common-law-Ländern nicht unterzeichnet worden. Die zweite Konvention ist ein intereuropäisches Abkommen. Es ist unterzeichnet von den Niederlanden, ratifiziert nur von Österreich, steht also ebenfalls nur auf dem Papier.

VITO, Francesco. *Quelques problèmes au sujet de la transformation économique, sociale et culturelle des Nouveaux États Africains.* In: Justice dans le Monde / World Justice T. 2 Nr. 2 (Dezember 1960) S. 147—161.

Die Frage, die sich für Afrika heute stellt, laute nicht: Kolonialismus oder Dekolonialisierung?, auch nicht: langsame oder schnelle Dekolonialisierung?, sondern: Dekolonialisierung, was aber dann? Vito glaubt, daß die Frage der kolonialen Vergangenheit und der ihr zugrunde liegenden Mentalitäten samt ihren afrikanischen Gegenreaktionen am ehesten gelöst werden wird, wenn ein neues partnerschaftliches Verhältnis zwischen Europäern und Afrikanern verwirklicht werde. Dies ist jedoch nicht nur eine Frage des guten Willens. Exaktes Wissen tue not über die Eigenarten der afrikanischen Völker, nicht global, sondern möglichst differenziert. Nur auf diese Weise könne die Gefahr der Zerstörung afrikanischer Traditionen durch die notwendige Übernahme europäischer Technik und Wirtschaft eingedämmt werden.

Chronik des katholischen Lebens

BARNES, Samuel H. *Quebec Catholicism and Social Change.* In: The Review of Politics Bd. 23 Nr. 1 (Januar 1961) S. 52 bis 76.

Der französisch-kanadische Katholizismus entsprach der traditionellen Gesellschaftsstruktur und sieht sich mit der wachsenden Industrialisierung und Verstädterung denselben Problemen gegenüber wie der europäische Katholizismus im 19. Jahrhundert. Barnes analysiert die Reaktionen der Kirche in der Entwicklung der Soziallehre und der Arbeiterorganisationen, die bestimmt waren von der am französischen Beispiel orientierten Besorgnis, die Arbeitermassen zu verlieren. Dabei kam es zu scharfen Konflikten zwischen den traditionellen und den neuen Tendenzen. Die Kirche muß einen Ausgleich zwischen diesen widerstrebenden Interpretationen katholischer Soziallehre finden. Expansive Wirtschaft und Mobilität der Gesellschaft schwächen den Konflikt ab, aber sie bewirken zunehmende Säkularisierung des Lebens, durch die ohnehin die Autorität der Kirche vermindert wird.

BÖCKENFÖRDE, Ernst-Wolfgang. *Der deutsche Katholizismus im Jahre 1933.* In: Hochland Jhg. 53 Heft 3 (Februar 1961) S. 214—239.

In einem gut dokumentierten Beitrag behandelt der Verfasser das Verhältnis der deutschen Katholiken, besonders des Episkopates, zu den Nationalsozialisten im Jahre 1933. Die Schwenkung der Bischöfe — nach dem eindeutigen und mehrfach ausgesprochenen Verbot des Nazismus für die Katholiken — gegenüber der neuen Regierung erklärt der Verfasser aus dem Kulturkampfbewußtsein der Katholiken, denen über 50 Jahre ein Konkordat zwischen Reich und Kurie vorenthalten worden war, und aus einer „ungeschichtlichen naturrechtlichen Staatslehre". Dazu komme noch als wesentlicher Antrieb der „tiefverwurzelte Antiliberalismus, ... der dem katholischen Denken seit dem neunzehnten Jahrhundert eigen war und wohl bis heute eigen ist".

DE VRIES, Wilhelm. *Die innerkirchliche Lage der christlichen Gemeinschaften in Israel.* In: Orientierung Jhg. 25 Nr. 2 (31. Januar 1961) S. 19—21.

Ein Überblick über die fünf christlichen Gemeinschaften (ohne das Dutzend protestantischer Denominationen im Heiligen Land). De Vries schildert die Spannungen der Gruppen untereinander und beklagt namentlich die Zurücksetzung der Griechischen Unierten gegenüber den Lateinern. Die sowjetische Propaganda unter den Griechisch-Orthodoxen sei beträchtlich, die ihrerseits durch Rivalitäten zwischen ihren griechischen und arabischen Mitgliedern geschwächt ist.

STELZMANN, Rainulf. *Die katholische Kirche in Nordamerika und ihr Erziehungssystem.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 5 (Februar 1961) S. 348—366.

Die sehr gut dokumentierte Bestandsaufnahme der katholischen Erziehungseinrichtungen (von der Elementarschule bis zur Universität) bietet zahlreiches Material über Organisation, Methodik, Verwaltung, Fächerpläne und Unterricht. Sie entwickelt die Ziele der katholischen Schulpraxis: Anpassung an die Tendenzen und Bestimmungen des staatlichen Schulsystems; Betonung des spezifisch Katholischen; Vertiefung des amerikanischen Gedankengutes, und gewinnt so die Probleme, vor denen die Katholiken in den USA heute stehen.

Le Concile oecuménique et l'évangélisation du monde. In: Le Christ au Monde Bd. 6 Nr. 1 S. 18—33.

Im Hinblick auf die Weltmission, die durch die geschichtliche Situation der Emanzipation der farbigen Völker in einer geradezu providentiellen Weise zu einem der wichtigsten, wenn nicht überhaupt zum wichtigsten Thema des Konzils wird, untersucht der Aufsatz in weitem Überblick die Disproportion der personellen und materiellen Kräfte, die von der Kirche in der Mission und in der christlichen Heimat eingesetzt werden. Wie kann das geändert werden? Ist nicht der zentralistische Dirigismus des Missionswesens, so viele Vorteile er organisatorisch zu bieten scheint, zuletzt doch auch ein Hindernis, da er naturgemäß auch die Verantwortung für die Missionen letztlich dem Apostolischen Stuhl allein aufbürdet?

Chronik des ökumenischen Lebens

BAUM, Gregory. *Protestants and Natural Law.* In: The Commonweal Bd. 73 Nr. 17 (20. Januar 1961) S. 427—430.

Baum setzt sich vor allem mit den protestantischen Einwänden gegen das Naturrecht auseinander, die leugnen, daß der göttliche Imperativ sich in der Struktur von Gottes Welt und der des menschlichen Herzens ausdrücke, oder die mit der „Life & Work"-Konferenz von 1937 zwischen Zweckethik und einer Inspirationsethik unterscheiden. Katholische Darlegungen geben häufig den Eindruck, Sittlichkeit sei Gehorsam gegen unpersönliche Gesetze und es könne eine natürliche Sittlichkeit ohne Beziehung auf Jesus Christus geben. Jedoch wird Wissen um das Naturrecht im menschlichen Herzen nicht rational aus einer Definition der Menschennatur abgeleitet, sondern ist Erkenntnis per inclinationem (nach Maritain). Ferner ist alle Ordnung in der Welt auf einen Bundesschluß Gottes mit seinem Volk vom noachitischen Bund bis zum Neuen Bund begründet, besteht also nicht vom Menschen, sondern von Gott her.

THURIAN, Max. *L'Unité visible des Chrétiens — La Tradition.* In: Verbum Caro Nr. 57 (1961) S. 3—98.

Dieses Sonderheft bestreitet ausschließlich der bekannte Theologe der Brüder von Taizé und Berater des Generalsekretariates des Weltrates der Kirchen. Der erste Beitrag über die sichtbare Einheit der Christen (3—48), teilweise in „The Ecumenical Review" veröffentlicht, behauptet, daß keine kirchliche Struktur die sichtbare Einheit garantieren könne, wenn nicht der Heilige Geist ständig angerufen und in einem Leben der Aufopferung betätigt wird. Der Beitrag über Tradition bereitet das Gespräch mit der katholischen Kirche vor, wie Le Guillou OP es meint (vgl. ds. Heft, S. 276 f.), verwendet auch einen Begriff der „Fülle", nimmt die Apostel und ihren Dienst der Überlieferung ernst, meint aber, die Heilige Schrift könne nur ganz verstanden werden in der Communio *aller* Kirchen.

WOLF, Hans Heinrich. *Towards an ecumenical Theology.* In: The Ecumenical Review Vol. 13 Nr. 2 (Januar 1961) S. 215 bis 227.

Der Leiter der Ökumenischen Hochschule zu Bossey bei Genf umreißt hier Grundlinien und Aufgaben einer ökumenischen Theologie, die wesentlich auf der Heiligen Schrift beruht und in der Form des Dialogs der Kirchen verläuft, die sich gegenseitig besser zu verstehen haben. In das Programm wird auch einbezogen eine Bewußtmachung der philosophischen und anthropologischen Prämissen, die den theologischen Aussagen vorausliegen und unnötige Trennungen hervorrufen.

Vorschau auf das Rundfunkprogramm

Wir weisen unsere Leser auf folgende religiösen, weltanschaulich und kulturell bedeutsamen Sendungen hin

1. März (Mittwoch)

10.00 Schulf. Literarisches Leben vor 1848 (SFB)
11.15 Die Ausgrabungen in der Etruskerstadt Spina, *M. Keller* (SWF II)
17.00 Schulfunk Hilfe für Entwicklungsländer (STU II)
17.45 Zur Fastenaktion der deutschen Katholiken (SWF II)
18.00 Grundfragen christlicher Kulturpolitik, *H. J. Baden* (MÜ)
21.15 Über die Gesetze des richtigen Denkens (MÜ II)
22.15 Die Gestalt des Leidenden in der modernen Literatur, *H. Krüger* (SAA)
23.05 Die Aufgaben der Soziologie, *O. Stammer* (SFB)

2. März (Donnerstag)

9.00 Schulf. Weltproblem Entwicklungshilfe (SAA)
10.40 Schulf. Naturwissenschaft und Religion (ÖRF II)
14.45 Schulf. Die Auslandssender unter dem NS-Regime (SWF II)
15.00 Schulf. v. Thadden-Trieglaff: Vom Rittergut zum Kirchentag (SFB)
15.45 Der Essay in unserer Zeit, *F. Taucher* (ÖRW)
20.30 Die Asiaten und wir, *H. Fischer-Barnicol* (SWF II)

3. März (Freitag)

10.00 Über die Wahrheit zwischen Arzt und Kranken, *E. Stransky* (BRE)
15.00 Schulf. Hilfe für Entwicklungsländer (STU)
15.00 Schulf. Das Menschenbild der Aufklärung (ÖRF II)
21.00 Saudi-Arabien — Wiege des Islam, *J. Pechel* (SWF)
21.20 Die französische Literatur im 20. Jahrhundert I, *G. Marcel* (MÜ II)
21.45 Jüdischer und christlicher Erlösungsglaube, *O. Michel* (STU II)
22.30 Tradition und Problematik der ungarischen Gegenwartsliteratur, *E. Schag* (STU)
22.45 Die Obrigkeit im Alten Bunde, *E. Przywara* (SWF II)

4. März (Samstag)

17.40 Die seelische Veränderung im Alter, *M. Bürger* (BRE II)
18.00 Wir Deutschen und die Juden, *H. Gollwitzer* (BRE)
18.15 Jesus starb anders als Sokrates, *D. Sölle* (WDR)
18.30 Schulf. Die Affäre Röhm 1934 (BRE II)
20.30 Fortschritt in der Geschichte, *A. Hilckmann* (ÖRW III)
20.30 Der Weltkommunismus hofft auf die farbigen Völker, *R. Fiedler* (WDR)
21.45 Die Angst vor morgen, *P. J. Rzitka* (SWF II)

5. März (Sonntag)

8.15 Christen und Juden in brüderlicher Begegnung, *W. Brandt* (SAA II)
8.15 Toleranz und Zivilcourage, *A. S. Tarouca* (SWF II)
9.00 Erinnerungen an das Ghetto, *H. Adler* (SAA II)
10.00 Seliges Hören, *K. Forster* (MÜ)
10.00 Das Automatische in der Sprache, *F. Martini* (STU)
10.30 Deutschland und die Juden, *J. Funkenstein* (SWF)
11.00 Der Chassidismus und die Krise des abendländischen Menschen, *M. Buber* (STU II)
11.15 Was ist wandelbar an den Konzilien? *M. v. Galli* (SWF II)
11.45 Flucht in die Maske, *H. J. Baden* (SWF II)
12.30 Das Gesicht Israels, *H. Petor* (MÜ II)
18.00 Israel, Christus und wir, *Stauffer* (WDR)
20.45 Bürde und Würde der Einsamkeit, *R. Nitsche* (ÖRW II)
21.15 Die Opfer der Zeitgeschichte: Europa und Deutschland, *F. Zipfel* (SFB II)
21.15 Warum Krieg? Der Briefwechsel zwischen S. Freud und A. Einstein, *E. Kock* (STU)

6. März (Montag)

10.00 Schulf. Rußland und Amerika: Die ungleichen Bundesgenossen (SFB)
10.15 Schulf. Hilfe für Entwicklungsländer (STU)
10.45 Über das Vertrauen, *J. Rausch* (STU)
15.00 Schulf. Wir und unsere jüdischen Mitbürger (RIAS II)
16.45 David Livingstone — ein Abenteurer für Gott, *W. Augustiny* (BRE)
17.05 Sprachlicher Bedeutungswandel, *H. G. Adler* (WDR)
17.15 Über die Technik des Sprechens und des Vortrags, *H. G. Marek* (ÖRK II)
17.45 Schulf. Auf den Spuren des Apostels Paulus: Von Jerusalem nach Rom (SWF II)
18.00 Schulf. Engagierte Literatur: Tendenz und Engagement (SAA II)
18.15 Pius X., *F. Ansprenger* (SFB)
18.40 Die Philosophie im gegenwärtigen Polen, *M. Rieser* (ÖRW III)
20.15 Der Mensch in der Sicht des Philosophen, *H. Kuhn* (MÜ)
20.25 Monologe der Weltliteratur, *H. Schwarz* (BRE II)
21.00 Über die deutschen Juden, *M. Horkheimer* (WDR)
21.05 Der Beitrag des Judentums zur europäischen Kultur I, *K. Vogel* (MÜ II)
21.30 Der Gedanke des Menschlichen in unserer Zeit, *F. O. Bollnow* (SFB)
23.05 Yiddische Erzähler, *J. Wulf* (STU)

7. März (Dienstag)

9.05 Schulf. Das Menschenbild der Aufklärung (ÖRF II)
15.00 Der Göttinger Dichterbund (BRE)
16.45 Misereor — eine späte Hoffnung, *H. Fischer-Barnicol* (STU)
17.45 Kulturarbeit in den Ghettos, *J. Wulf* (SWF II)
19.20 Die Mahlfeier und ihre liturgische Ausgestaltung, *R. Pircher* (WDR)
20.30 Sigmund Freud in seinen Briefen 1873 bis 1939, *H. J. Merkelbach* (SAA)
21.05 Polnisches Schicksal im polnischen Gedicht, *Th. Röttger* (MÜ II)
22.00 Das Publikum und seine Dichter, *G. Wunberg* (BRE II)
22.20 Die Kunstpolitik des Nationalsozialismus, *H. Brenner* (FRA)
22.25 Vom Arbeiter zum Mitarbeiter, *A. Tautscher* (ÖRS)

8. März (Mittwoch)

14.45 Schulf. Indianermission in Ecuador (SWF)
16.30 Frauen in der deutschen Widerstandsbewegung, *A. Czettritz* (SAA)
16.45 Wer ist schuld am Tode Jesu? *H. H. Schrey* und *F. Bargebuhr* (SFB)
17.15 Die Bewältigung der Gegenwart in der modernen Volkskunde, *L. Schmidt* (ÖRW II)
18.45 Kann man 14jährige politisch erziehen? *Th. Ellwein* (FRA II)
19.15 Die Unabhängigkeit Kameruns und die Zukunft der Kirche, *P. Jung* (SAA)
20.00 Wer wird die 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts beherrschen? *F. Sternberg* (FRA II)
21.30 Das Automatische in der Sprache, *F. Martini* (STU II)
21.45 Als Seelenarzt in Indien, *E. W. Eschmann* (FRA)
22.15 Die ungarische Gegenwartsliteratur, *K. v. Konkoly* (BRE)
23.15 Das Problem der gesellschaftlichen Schichtung, *H. P. Bahrdt* (SFB)

9. März (Donnerstag)

9.00 Schulf. Indianermission in Ecuador (SWF)
15.00 Schulf. Die Kirche in der Verfolgung: Dietrich Bonhoeffer (BRE)
16.30 Provinz und Welt in der deutschen Dichtung, *G. Gaiser* (ÖRS)
18.40 Der geistige Standort eines deutschen Juden, *P. Arnsberg* (FRA II)
20.15 Bildungsgeschichte ohne Judentum? *H. G. Adler* (WDR)
20.30 Über das Verhältnis von Wissenschaft und Moral, *H. Schirmbeck* (SWF II)
21.00 Die Universität Berlin, *H. Wenke* (BRE)
21.10 Das große Tabu — Die Juden unter uns, eine Diskussion (MÜ)
22.15 Über den Haß, *M. Sperber* (SWF)

10. März (Freitag)

17.15 Ist Autorität noch zeitgemäß? *K. Bauer-Debois* (ÖRL II)
18.15 Juden und Christen im Gespräch, *H. Köhler* (SFB)
20.00 Israel — Brücke zwischen Abendland und Morgenland, *P. Herz* (RIAS II)
21.20 Die französische Literatur im 20. Jahrhundert II, *G. Marcel* (MÜ II)
21.30 Wir Juden und die Deutschen, *M. Brod* (SAA)
21.45 Paulus und Israel, *E. Käsemann* (STU II)
22.45 Obrigkeit im Neuen Bunde, *E. Przywara* (SWF II)

11. März (Samstag)

9.00 Schulf. Die Heimkehr der Juden nach Israel (BRE)
18.00 Historische Vorurteile und ihre Überwindung, *R. Pfisterer* (BRE)
18.30 Schulf. Die ersten Konzentrationslager (BRE II)
18.55 Die Gefangenen- und Gefängnisliteratur der Gegenwart, *E. Pablé* (ÖRK III)
19.05 Gemeinschaft zwischen Juden und Christen, *P. Jung* (SAA)
21.45 Täter des Worts, *H. Heuer* (SWF II)
22.00 Über das Diabolische in der Dichtung, *H. Haselbach* (ÖRK III)

12. März (Sonntag)

7.30 „Er ist des Todes schuldig", *D. H. Goetz* OP (ÖRW II)
8.00 Aus den Fastenhirtenbriefen 1961 (MÜ II)
9.33 Stefan George, ein Porträt, *W. Schmiele* (FRA)
9.45 Die Lehre des Konfutse, *F. Vogler* (SWF)
10.00 Schulf. Der Freiheitsbegriff bei Schiller (FRA II)
10.00 Die Not der Welt, *K. Forster* (MÜ)
11.00 Über das Opfer, *H. R. Müller-Schwefe* (BRE)
11.00 Jüdische Fragen um Jesus Christus, *Schalom Ben-Chorin* (STU II)
11.15 Konzilserwartungen: Ein Wort an die Defaitisten und eines an die Schwärmer, *M. v. Galli* (SWF II)
11.45 Das Antlitz der Heiligen, *H. J. Baden* (SWF II)
12.00 Die Diakonie im sozialen Zeitalter, *W. Rathgeber* (FRA II)
12.00 Kommt die Weltrevolution? *R. Fiedler* (SAA II)
17.30 Buchbespr. Sir Anthony Eden: Memoiren 1945—1957 (SWF)
18.45 Buchbespr. Rolf Italiaander: Die neuen Männer Afrikas, *R. Krämer-Badoni* (FRA)
21.15 Zeitgeschichte — Inhalt und Anspruch, *P. E. Schramm* (SFB II)

13. März (Montag)

15.00 Schulf. Franz Kafka (ÖRF II)
15.30 Schulf. Die UN (FRA)
17.15 Jüdische Fragen um Christus, *Schalom Ben-Chorin* (SFB II)
18.40 Die gegenseitigen Beziehungen von Wissenschaft und Weltanschauung, *R. Schwarz* (ÖRS III)
20.15 Der Staat und das organisierte Interesse, *Th. Eschenburg* (MÜ)
21.05 Der Beitrag des Judentums zur europäischen Kultur II, *J. Bodamer* (MÜ II)
22.30 Arno Schmidt oder Die gefährliche Wirklichkeit, *F. Kölling* (SWF)

14. März (Dienstag)

9.00 Schulf. Auf den Spuren des Apostels Paulus: Von Jerusalem nach Rom (SWF)
16.45 Das glaubwürdige Zeugnis, *H. Fischer-Barnicol* (STU)
16.45 Friede und Sicherheit — Eine Parole des Antichrist, *W. Stählin* (STU)
17.15 Kirche und industrielle Gesellschaft, *J. Schasching* (ÖRT II)
17.45 Schuldgefühl in der modernen Psychologie, *A. Maass* (SWF II)
18.40 Gibt es denkende Wesen auf anderen Sternen? *W. Büdeler* (ÖRW III)
20.00 Medizin und Philosophie, *F. Curtius* (FRA II)
22.20 Die Kunstpolitik des Nationalsozialismus, *H. Brenner* (FRA)
22.25 Sinn der Arbeit in der modernen Industriegesellschaft (ÖRS)

15. März (Mittwoch)

9.20 Schulf. Franz von Assisi (MÜ)
10.00 Schulf. Dichtung um die 48er Revolution (SFB)
10.40 Heilung aus dem Glauben, *A. Schräder* OFM (MÜ)
15.30 Schulf. UNICEF (FRA)
17.45 Gegen Hunger und Krankheit in der Welt, *H. Fischer-Barnicol* (SWF II)

18.00 Gemeinde nach dem Gottesdienst, *E. zur Nieden* (MÜ)
20.00 Rückblick auf 15 Jahre Automation, *H. Schirmbeck* (FRA II)
22.15 China auf dem Weg zur Weltmacht, *F. Sternberg* (SWF)
22.15 Antriebskräfte der modernen Revolution, *P. Coulmas* (BRE)
22.20 Die literarische Opposition, ein Gespräch zwischen Hans Magnus Enzensberger und Johannes Gaitanides (MÜ II)
23.15 Probleme der Mitbestimmung im Sozialismus der Gegenwart, *K. L. Shell* (SFB)

16. März (Donnerstag)

9.00 Schulf. Beruf und Job (SAA)
15.00 Schulf. Gottfried Wilhelm Leibniz (RIAS II)
16.00 Der Christ in der Revolte, *M. Peitz* (ÖRS II)
16.45 Die Kunst der Biographie, *A. Natan* (SWF)
18.45 Was denken wir heute über den historischen Jesus? *G. Bornkamm* (FRA II)
20.30 Prüderie, Moral und das Glück unserer Mitmenschen, *P. Jung, H. Rothe* u. *G. Szczesny* (SWF II)
21.30 Die Wandlung der mitteldeutschen Universität, *H. Stolte* (BRE)
22.15 Der Wettlauf zwischen Moskau und Peking, *F. Sternberg* (SWF)

17. März (Freitag)

9.00 Schulf. HJ im Volkssturm (SWF)
10.00 Schulf. Jugend im Dritten Reich (SFB)
17.15 Haben wir zuviel Freizeit? *A. Waitusch* (ÖRW II)
19.05 Asien hat viele Himmel, *G. Kahn-Ackermann* (MÜ II)
21.20 Die französische Literatur im 20. Jahrhundert, *G. Marcel* (MÜ II)
21.45 Mein Knecht — Vom jüdischen Leiden, *K. Thieme* (STU II)
22.15 Indien will im Zeichen der Freiheit siegen, *F. Sternberg* (SWF)
22.30 Ludwig Wittgenstein oder Der Selbstmord der Philosophie, *A. Fabri* (STU)
22.45 Obrigkeit in der Reformation, *E. Przywara* (SWF II)

18. März (Samstag)

8.45 Schulf. Franz von Assisi (MÜ)
10.00 Schulf. Max Mell: Das Apostelspiel (ÖRF II)
18.00 Von Elend, Hunger und Krankheit in der Welt und einer christlichen Antwort, *H. Th. Riese* (BRE)
20.00 Der alte Mensch in der modernen Welt, *H. Krüger* (MÜ II)
21.45 Gedanken zur christlichen Mission, *J. Rzitka* (SWF II)

19. März (Sonntag)

8.00 Zum 15. Todestag von Clemens August Kardinal von Galen, *F. Oertel* (MÜ II)
8.15 Das tiefste Geheimnis, *M. Pribilla* (SWF II)
8.30 Aktion „Sühnezeichen", *G. Aberle* (MÜ II)
10.00 Sterben und Fruchtbarkeit, *K. Forster* (MÜ)
11.00 Bekenntnis zu Jesus Christus, *K. Rahner* (STU II)
11.15 Die Laien und das Konzil, *M. v. Galli* (SWF II)
11.45 Das Gesicht Christi, *H. J. Baden* (SWF II)
13.30 Paulus-Gedenkstätten in Rom I, *L. Rinser* (MÜ II)

20. März (Montag)

17.40 Vom kulturellen Leben eines Benediktinerklosters im 18. Jahrhundert, *A. Goldmann* (STU)
20.15 Über politischen Stil, *Th. Eschenburg* (MÜ)
21.05 Der Beitrag des Judentums zur europäischen Kultur III, *O. W. Haseloff* (MÜ II)
23.00 Versuch einer Sinnbestimmung des modernen Irrationalismus, *W. Schmiele* (STU)

21. März (Dienstag)

9.20 Schulf. Vom Orden der Grauen Brüder (MÜ)
16.45 Das Spiel vom Antichrist, *W. Stählin* (STU)
20.45 Hilfe für Entwicklungsländer, ein Gespräch (STU)
22.25 Hat unsere Bildung noch eine Zukunft? *R. Schwarz* (ÖRS)

22. März (Mittwoch)

17.15 Der älteste christliche Wortschatz im Deutschen, *J. Knobloch* (ÖRT II)
17.45 Glauben Sie an Gott? *K. Colberg* u. *A. Sommerauer* (SWF II)
18.00 Nächstenliebe im Betrieb, *F. Hengsbach* (MÜ)
21.15 Über die Verbindlichkeit literarischer Urteile, *W. Jens* (MÜ II)
20.00 Der Übersetzer und die Idee der Weltliteratur, *H. Rüdiger* (FRA II)
21.45 Plauderei über die Vorurteile, *R. Schenck* (FRA)
23.15 Menschenbildung oder gesellschaftliches Aufstiegsprivileg? *F. Borinski* (SFB)

23. März (Donnerstag)

18.40 Die Arbeitswoche und der Sonntag, *R. Guardini* (ÖRL III)
19.05 Gibt es noch ein Proletariat? *B. Lutz* u. *Th. Risse* (MÜ II)
22.15 Kritik, Selbstkontrolle und Zensur in der Demokratie, *W. E. Süskind* (SWF)

24. März (Freitag)

17.30 Glaube und Zukunft, *F. Heer* (WDR)
17.40 Der Palmsonntag in volkstümlicher Sicht, *W. Baur* (STU)
21.20 Die französische Literatur im 20. Jahrhundert, *G. Marcel* (MÜ II)
21.45 Die Schuld am Kreuz, *F. X. Arnold* (STU II)
22.00 Junge österreichische Dramatiker. Eine Bilanz, *H. Gerstinger* (ÖRG III)
22.30 Das Problem der berufstätigen Frau — Illusion und Wirklichkeit, *M. Gerhardt* (STU)
22.45 Obrigkeit in der katholischen Lehre, *E. Przywara* (SWF II)

25. März (Samstag)

8.15 Schulf. Die Geschichte des Atombegriffs (MÜ)
18.15 Genialität und Heiligkeit, *M. Seckler* (WDR)
20.00 Und am Ende: das große Fragezeichen, *C. Amery* (MÜ II)

26. März (Sonntag)

8.00 Eine Betrachtung zum Palmsonntag, *E. Schaper* (MÜ II)
8.15 Die religiöse Neugier, *H. J. Baden* (SWF II)
8.30 Im Schatten von Golgotha, *W. Schricker* (MÜ II
10.00 Die Befreiung der Theologie durch das neue Raumdenken, *M. Reding* (STU II)
10.30 Über das Wesen der Macht, *B. Welte* (SWF)
11.00 Die Propheten im Visavis zu Juden und Christen, *C. Westermann* (STU II)
11.15 Der offenbare und verhüllte Herr, *P. Plotzke* (SWF II)
11.45 Gnade allein, *H. Bornkamm* (SWF II)
12.00 Der Sendungsanspruch Jesu von Nazareth, *A. Vögtle* (STU II)
13.30 Paulus-Gedenkstätten in Rom II, *L. Rinser* (MÜ II)

27. März (Montag)

17.15 Heiliger Berg dreier Religionen, *F. Fischer* (ÖRW II)
18.40 Metaphysik — eine Wissenschaft? *E. Coreth* (ÖRT III)

28. März (Dienstag)

10.00 Griechische Ostern (SWF II)
17.45 Schuld und Sünde in moraltheologischer Sicht, *L. Weber* (SWF II)
19.20 Pater Lombardi und seine „Bewegung für eine bessere Welt", *F. Schmal* (WDR)

29. März (Mittwoch)

17.15 Soziologisches aus dem Alten Testament, *W. Kornfeld* (ÖRW II)
17.45 Der heilige Berg Sion, *P. Hieronymus* (SWF II)
18.00 Gemeinde nach dem Gottesdienst, *E. zur Nieden* (MÜ)
20.00 Die Armen Christi, eine religionsgeschichtliche Erinnerung, *A. Andersch* (FRA II)
21.45 Der Todestag Jesu Christi, eine religionswissenschaftliche Untersuchung, *K. E. Wilken* (FRA)

30. März (Donnerstag)

15.20 Schulf. In der Synagoge (FRA)
18.05 Evangelische Abendfeier zum Gründonnerstag, Ansprache H. Krimm (STU)
18.30 Jüdisches Passahfest, Ansprache I. E. Lichtigfeld (FRA II)
20.30 Wie steht es mit unserem Religionsunterricht? *B. Müller* (SWF II)
22.15 Aus dem Leben eines Arbeiterpriesters, *H. Mekelbach* (SWF)

31. März (Freitag)

8.05 Vom Sinn des Kreuzes, *W. Kramp* (MÜ)
9.00 Geistige Verbundenheit unter dem Kreuz, *H. J. Baden* (SWF II)
10.00 Evangelische Feierstunde zum Karfreitag, Ansprache G. Hildmann (MÜ)
11.15 Gekreuziget, gestorben und begraben, *P. Plotzke* (SWF II)
11.45 Glaube allein, *H. Bornkamm* (SWF II)
12.00 Die Leidensgeschichte: Verurteilung und Kreuzweg (MÜ)
14.45 Die Leidensgeschichte: Kreuzigung und Tod (MÜ)
16.00 Katholische Feierstunde zum Karfreitag, Ansprache H. Fries (MÜ)
17.30 Und das Blut soll ein Zeichen sein, *B. Müller* (SWF II)
20.00 Kirche und Synagoge im Nationalsozialismus, *E. Lange* (STU)
21.00 Einigung der Kirche katholisch und evangelisch (SWF II)
22.45 Obrigkeit überhaupt, *E. Przywara* (SWF II)

(BRE) Radio Bremen; (FRA) Hessischer Rundfunk Frankfurt; (MÜ) Bayerischer Rundfunk München; (NDR) Norddeutscher Rundfunk; (ÖRF) Österr. Rundfunk; (ÖRG) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Graz; (ÖRK) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Klagenfurt; (ÖRL) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Linz; (ÖRS) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Salzburg; (ÖRT) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Tirol; (ÖRW) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Wien; (RIAS) RIAS Berlin; (SAA) Saarländischer Rundfunk; (SFB) Sender Freies Berlin; (STU) Süddeutscher Rundfunk; (SWF) Südwestfunk; (WDR) Westdeutscher Rundfunk

HERDER-KORRESPONDENZ

Siebtes Heft — 15. Jahrgang — April 1961

Wir mögen als Christen noch so großartige Leistungen zum Wohl der Menschheit vollbringen und selbst in kirchlichen Werken stehen; zur Erlösung und gnadenhaften Vollendung der Welt tragen wir nur soweit bei, als wir die Welt zuvor mit Christus erlitten haben.

Friedrich Wulf SJ

In der Kraft des Heiligen Geistes möge die religiöse Gleichgültigkeit überwunden werden. Allgemeine Gebetsmeinung für Mai 1961

1. Im Monat des Pfingstfestes ruft der Heilige Vater die ganze Kirche auf, die Kraft des Heiligen Geistes zur Überwindung der religiösen Gleichgültigkeit zu erflehen. Diese um sich greifende Erscheinung, die hier sowohl am Beispiel der Münchener Volksmission wie an ihrer pastoralsoziologischen Auswertung erschreckend deutlich wurde (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 439 f., und ds. Jhg., S. 280 f.), kann in der Tat nur durch den Heiligen Geist gebannt werden. Aber es ist leichter, das zu begreifen, als die rechte Erkenntnis dessen zu gewinnen, was religiöse Gleichgültigkeit ist, und vor allem, welche Ursachen sie hat. Darüber wird es sehr verschiedene Meinungen geben, zumal da es auch sehr verschiedene Formen der religiösen Gleichgültigkeit gibt. Wir wollen hier von dem Problem der völlig Abständigen wie auch der sog. Saisonkatholiken absehen, die nur einmal im Jahr obenhin ihre Pflicht erfüllen, und uns nur mit den Christen beschäftigen, die sich noch für gut katholisch halten. Die einfachste Meinung über ihre Gleichgültigkeit macht dafür den wachsenden Materialismus, die antichristliche Genußsucht oder die Ablenkung des begeisterungsfähigen Menschen auf die Wunder der Technik verantwortlich. Das Leben in „dieser Welt", johanneisch gesprochen, wächst sich, so scheint es, bei sehr vielen Menschen, auch bei Christen, zu einer Art Religion aus, ja zu wahrer Besessenheit. Zahlreiche kostspielige Bedarfsartikel technischer Vollkommenheit üben eine geradezu magische Wirkung, besonders auf junge Menschen, aus, und ihr Besitz erscheint vielen so unentbehrlich, daß sie große Opfer dafür bringen. Diese Begehrlichkeit lenkt natürlich vom christlichen Glauben ab, der ohne die Bereitschaft zum Leiden und ohne das Bewußtsein, daß wir hier ein Pilgerleben führen, sterilisiert wird. War das jedoch nicht immer so? Schon das Brotwunder Jesu reizte das Volk, ihn zum König auszurufen und in einen Aufstand gegen die Römer zu verwickeln, weil es billig satt geworden war (Joh. 6, 15 und 26). Die Hohenpriester und Schriftgelehrten sahen bestimmt eine religiöse Gleichgültigkeit gegenüber dem Gesetz des Moses darin, daß das Volk einem Wundertäter und — wie sie meinten — einem Gotteslästerer nachlief, der sich mit Sündern und Unreinen einließ; eigentlich wurden sie in diesem Urteil durch Jesus selbst insofern bestätigt, als er von einem solchen Mirakelglauben auch nicht viel gehalten hat (Joh. 2, 23—24).

Die Annahme, daß der zunehmende Wohlstand eine religiöse Gleichgültigkeit hervorruft, ist jedoch einseitig. Sie wird z. B. durch die Beobachtung widerlegt, daß unter den katholischen Kanzeln ein ausgesprochener Hunger nach dem Eigentlichen und Wesentlichen erwacht ist. Man will keine frommen Reden mehr hören, sondern das Wort Jesu Christi, wie unlängst Balthasar Fischer über die Würzburger Tagung der Homiletiker von 1960 berichtet hat (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 84). Sie wird erst recht widerlegt durch das rapide Wachstum der Sekten und weltanschaulichen Konventikel. Diese Tatsache gibt offenkundig zu der Vermutung Anlaß, daß etwas an der Liturgie und Pastoral der Kirche, auch an der Lebensweise der praktizierenden Katholiken zum Aufkommen einer Gleichgültigkeit gegenüber der Offenbarung Gottes gerade bei solchen Menschen beiträgt, die ein Verlangen nach anregender Nahrung für ihren Glauben spüren. Die Zahl der Suchenden ist groß! Dieser Frage sei hier ein wenig nachgegangen.

2. Die Entstehung religiöser Gleichgültigkeit unterliegt zum guten Teil, abgesehen von der sündhaften Gottentfremdung des Menschen überhaupt, ähnlichen Bedingungen wie jede andere Form der Gleichgültigkeit. Als erstes wäre zu nennen eine Ermüdung durch nicht notwendige Wiederholungen. Dahin gehören z. B. auch die während jedes Kirchenjahres gleichbleibenden Lesungen und Evangelien, die mit der Zeit, besonders wenn man sie gewohnheitsmäßig vorliest, den Hörern so gewohnt werden, daß sie sie nicht mehr wirksam hören, zumal da häufig die Predigt keinen Bezug darauf nimmt oder nicht nehmen kann, weil sie infolge amtlicher Verlautbarungen ausfallen muß. Wer aber nicht mehr aufmerksam hört, weil er die Sache schon so gut kennt oder zu kennen meint, fühlt sich nicht persönlich getroffen. Überdies entsteht der falsche Eindruck, daß die Heilige Schrift mit den in der Liturgie gebotenen Texten erschöpft sei und es sich erübrigt, sie näher zu studieren. Eine andere Abnutzung der Aufmerksamkeit bewirkt ein eintöniger Moralismus, der auch von unseren Moraltheologen bekämpft wird. Er redet an vitalen Fragen der Wirklichkeit des Menschen vorbei und führt ihr nicht die übernatürlichen Kräfte zu, die heute mehr denn je benötigt werden, um nicht nur „mit Hilfe

der Gnade" recht brav zu sein, einer Gnade, die als zusätzliche Unterstützung von Vernunft und Wille mißverstanden wird, sondern um Christus zu lieben und dem Nächsten mit der Liebe Christi zu dienen.

Dazu kommt die häufige Lebensfremdheit der pastoralen Sprache, wenn sie sich entweder in dogmatischen Abstraktionen oder in blumigen Sentimentalitäten ergeht, so daß sie als hohl empfunden wird. Überhaupt ist es fraglich, ob rein deskriptive Aussagen und korrekte Lehrformeln über Glaubenswahrheiten und Glaubenserfahrungen, die im theologischen Schulbetrieb ihren Sinn haben, zur Betroffenheit des Hörers führen können, besonders wenn sie in den Analogien eines vortechnischen Zeitalters steckenbleiben, also das intensive dynamische Lebensgefühl des modernen Menschen, der in der Welt stärksten Eindrücken bis zur Überreizung ausgesetzt ist, gar nicht mehr berühren. Dann kann auch keine erhöhte Lautstärke und kein Poltern auf der Kanzel den verlorenen Kontakt wiederherstellen, er unterbricht dann völlig. Ein weiterer Faktor etwa für die religiöse Gleichgültigkeit vieler Männer ist eine vorwiegend auf Frauen und Kinder abgestellte Frömmigkeit, die dem Mann keine Chance gibt, seine eigenen Gaben der Verantwortung zu üben. Er fühlt sich weder getroffen noch gefordert, es sei denn zu den kirchlichen „Berufungen", unter denen leider immer noch vorwiegend die Berufung zum Priester- oder Ordensstand gemeint wird, als ob es keine anderen christlichen Berufungen in der Welt des Laien gäbe. Gefährlich ist vor allem, wenn man die Gläubigen zu einer Frömmigkeit erzogen hat und sie darin bewahren möchte, die neben dem wirklichen Leben im Vollzug gesetzlich verstandener religiöser Pflichten besteht; denn sie läßt die irrige Vorstellung aufkommen, man könnte ein abwegiges Leben durch vorübergehende und billige fromme Übungen kompensieren. Dieser verlockende Minimalismus ist oft die schiefe Ebene zur vollendeten Gleichgültigkeit.

Anderseits ist es nicht damit getan, daß man die Gläubigen plötzlich aus ihren Gewohnheiten aufstöbert und mit Ansprüchen konfrontiert, denen sie infolge ihres verkümmerten Glaubenslebens gar nicht gewachsen sind, weil sie nicht von Kind an gelernt haben, die konkreten Verknüpfungen mit ihrem gelebten Leben zu finden, und weil viele junge Menschen heute keine rechte Vorstellung von elementaren Begriffen der Moral haben, wie man z. B. in Berufsschulen bemerkt. Sie wissen nicht, was Ehrlichkeit, Treue, Achtung vor Eltern und Vorgesetzten ist, von Keuschheit im Sinne bürgerlichen Anstandes ganz zu schweigen, so sehr werden sie von einem rein funktionalen Denken in Gebrauchswerten beherrscht. Mit moralischen Analphabeten aber kann man keine Glaubensgeheimnisse besprechen, ohne völlig mißverstanden zu werden. Ein trauriges Beispiel dafür ist das gern gesetzlich vorgetragene Verständnis der Ehe als Sakrament. Gewiß, die Ehe von Christen ist heilsontologisch Sakrament auf Grund der Taufe. Aber dieses Sakrament kann zum existentiellen Vollzug nur kommen, wenn die Taufe nicht als legale Zwangsjacke erfahren wird, die gesetzliche Folgen hat, sie muß vor allem in der Reife des Glaubens gelebt werden, und zwar in der Einheit mit den Sakramenten der Firmung, der Eucharistie und der Buße. Das Sakrament der Ehe ist eine Gnadengabe, die aber ein Leben in der Gnade und einen lebendigen und geübten kirchlichen Sinn voraussetzt. Sonst wird die dogmatisch richtige Aussage, daß die Ehe das Geheimnis der Liebe Christi zur Kirche abbildet, unversehens zur Lebenslüge; denn die Ehe tut das tatsächlich weithin nicht, weil die Liebe Christi in den Eheleuten nicht lebendig ist. Die Folgen dieser ausgesprochenen Misere lesen wir Jahr für Jahr an den Statistiken ab über die zunehmenden Mischehen und den ihnen eigenen oft unvermeidlichen Abfall vom Glauben und von der Kirche. Ein legalistisches Reden vom Sakrament der Ehe, das nicht an die wirkende Liebe Christi in den Gläubigen anknüpfen kann, erzeugt auf die Dauer Widerstand, Gleichgültigkeit und sogar Haß. Andere nicht weniger verhängnisvolle Beispiele könnte man den Praktiken des wirtschaftlichen Lebens entnehmen, das weitgehend mit einer grotesken Selbstverständlichkeit neben den einschlägigen Geboten herläuft. Und wenn dann die Bischöfe ihre warnende Stimme erheben, wird ihr Wort kaum verstanden. Denn ein Bischof ist in der Meinung vieler eigentlich nur dazu da, um Priester zu weihen und Kinder zu firmen oder gewisse schwere Absolutionen zu erteilen. Als den maßgebenden Lehrer der Gläubigen, dessen Stimme die Seinen ständig führt, kennt man den Bischof weithin gar nicht mehr. Also geht sein sorgenvolles Wort an den Hörern vorbei. Wenn sie ihr Kreuz zu seinem Segen gemacht haben, ist von dem Verlesenen das meiste schon vergessen.

3. Die Anrufung des Heiligen Geistes zur Überwindung der religiösen Gleichgültigkeit müßte diese und andere ihrer Ursachen mitbedenken, die in zahllosen Berichten hier seit vielen Jahren aus allen Ländern vorgebracht worden sind. Ihre massierte Zusammenstellung mag etwas schokkierend wirken. Aber es hat keinen Sinn, darüber zu schweigen in einem Augenblick, da die ganze Kirche auf das kommende Konzil hinzuleben hat. Die kirchliche Mitverantwortung für die Gleichgültigkeit geht indessen noch viel weiter. Sie steht seit langem unter der Frage, ob die Wirklichkeiten des modernen Lebens auch nach ihren positiven Tendenzen genügend ernst genommen werden, um die Menschen daraufhin anzusprechen. Welche in der technischen Selbstentfaltung der Menschen zutage tretenden Antriebe und Ziele sind hier gemeint? Zunächst sei betont, daß an keine Idealisierung des technischen Menschen gedacht wird, dessen tiefe Gefährdung durch den „technischen Geist" als bekannt vorausgesetzt wird, seit Papst Pius XII. warnend davon gesprochen hat. Aber die Gefahr der Vergötzung der Technik ist um so größer, wenn Theologen und Seelsorger zum technischen Rausch und Selbstgefühl nur eine negative, moralisierende Haltung einnehmen. Man sollte auch erkennen, daß die wissenschaftliche Forschung, die nach vollkommener Erkenntnis strebt, nur durch hohe, wenn auch oft einseitige Tugenden gelingt. So wie der Apostel Paulus den Wettkampf im Stadion als Gleichnis für das entsagende Leben des Christen wählte, steckt auch in der welthaften Sachlichkeit moderner Entdeckungen zur Lebensbewältigung manches Gleichnishafte für ein höheres Leben der Liebe. Pius XII. sagte in seiner Weihnachtsansprache von 1953 über den technischen Geist, daß „der technische Fortschritt von Gott kommt und auch zu Gott führen kann" (Herder-Korrespondenz 8. Jhg., S. 168). Was allerdings Gnade und Erlösung ist, kann nicht aus den von der Wissenschaft erschlossenen Kraftquellen auch nur annähernd erklärt werden, denn diese natürlichen Gaben kann sich der Mensch durch Intelligenz, Fleiß und Opfer erwerben, die Gnade dagegen nicht. Aber die Wirkungen der Gnade von der Heiligung bis zur Heiligkeit und Auferstehung können sehr wohl in ihrem dynamischen Charakter bildhafter erklärt werden. Gerade weil es z. B. gelungen ist, durch

hohen Energieaufwand die physikalische Schwerkraft der Erde zu überwinden, kann wieder das Verständnis dafür geweckt werden, was es bedeuten würde, auch die moralische, besser gesagt, die sündhafte Schwerkraft der Eigensucht durch Gnade zu überwinden. Selbst die modernen Formen des Arbeitsteams, die zu größten Leistungen führen, haben in einer dem Individualismus verfallenen, im Grunde unchristlichen Frömmigkeit neuen Zeugniswert für etwas von dem, was seit jeher in der Kirche unter Koinonia oder Communio verstanden worden ist. Auch hat Pius XII. oft genug darauf hingewiesen, daß das Heranwachsen der Menschheit zu einem politisch-wirtschaftlichen Kosmos — trotz der Ost-West-Spannung — für alle Christen, deren Glaubensbewußtsein in der Pfarre oder der Diözese steckengeblieben ist, ein einzigartiges Analogon der Katholizität anbietet, so wie einst die alte Kirche am politischen Begriff der Ökumene des Römischen Reiches ein Leitbild ihrer damaligen Katholizität abgelesen hat. Die Anrufung des Heiligen Geistes zur Überwindung der religiösen Gleichgültigkeit kann wohl nicht gut erhört werden, wenn nicht auch im Heiligen Geiste die Gegenwart des Schöpfergottes in seinen vom Menschen gewirkten Werken voll erkannt wird. Sonst schaltet der angeborene religiöse Sinn des modernen Menschen in tragischer Irrung von der scheinbar nichtssagenden und als antiquiert empfundenen Kirche auf die Wunder der technischen Welt um. Diese Verirrung aber könnte der Kirche zur Last gelegt werden.

4. Eine letzte Frage, die hiermit aufs engste zusammenhängt, betrifft die Sache selbst: was denn an Stelle der religiösen Gleichgültigkeit, die ja teilweise auf einer berechtigten Entfremdung gegenüber religiösen Gewohnheiten beruht, für eine „Religion" treten soll? Diese Frage rührt in keiner Weise an die göttliche Offenbarung oder an Lehre und Kult der Kirche, wohl aber an manche zeitbedingten Erscheinungsformen, die vermutlich auch auf dem kommenden Konzil einer Nachprüfung unterzogen werden, Formen und Übungen, auch sog. religiöses Brauchtum, die einem neuen Welt- und Lebensgefühl zum Opfer gefallen sind, so daß die geschichtliche Wirklichkeit der katholischen Religion weithin zu einer Lebensform bestimmter sozialer Stände geworden ist, wie die große Untersuchung über „Der Katholizismus in Europa" im Sonderheft der Herder-Korrespondenz zum Eucharistischen Weltkongreß (14. Jhg., S. 443 ff.) auf vielfältige Weise belegt hat. Die Überwindung der religiösen Gleichgültigkeit kann also nur den ewigen Quell der christlichen Botschaft zum Ziele haben, nicht aber eine Rückkehr zu alten Traditionen, die zu sehr vom Geist bestimmter Jahrhunderte geprägt bleiben und die im einzelnen hier aufzuführen sich erübrigt. Der Heilige Geist ist der Geist der Wahrheit, d. h. der Gotteswirklichkeit, von ihm hat Christus verheißen: „Er wird *mich* verherrlichen, weil er von dem *Meinigen* nehmen und es euch kundtun wird!" (Joh. 16, 14). Die Überwindung der religiösen Gleichgültigkeit kann darum nicht von peripherischen Formen der Frömmigkeit aus erfolgen, sondern nur von ihrer Mitte. Die Frage, die sich demnach aus dieser Allgemeinen Gebetsmeinung ergibt, läßt sich dahin zusammenfassen: Ist schon alles geschehen, um den Gleichgültigen die Mitte des katholischen Glaubens in einer Haltung zu verkünden, die ebenfalls von dieser Mitte her bestimmt wird? Erst wenn diese ernste Frage voll und ganz bejaht werden könnte, wäre es erlaubt, über die hartnäckig Gleichgültigen den Stab zu brechen, und nicht einmal dann. Denn das Gebet *gegen* die religiöse Gleichgültigkeit muß immer ein Gebet *für* die Gleichgültigen sein. Das ist gewiß nach dem Sinn Papst Johannes' XXIII.

5. Erfahrene Seelsorger werden einwenden, alle Bemühungen seien umsonst, solange die Menschen nicht mehr den Tod ernst nehmen. Ihre Gleichgültigkeit gegen Gott und die Kirche komme von der Meinung, mit dem Tode, dessen Furchtbarkeit sie selten zu sehen bekommen, sei alles für sie zu Ende. An dieser Erfahrung ist viel Wahres. Und doch wäre es verfehlt, die Überwindung der religiösen Gleichgültigkeit mit den veralteten Missionspredigten zu beginnen, die alle Schrecken der Hölle für die Verstorbenen ausmalen. Die Lebenden würden dann allenfalls die Religion als eine zusätzliche Lebensversicherung schätzen. Wo gibt es in den Evangelien Anhaltspunkte dafür, daß Christus den Glauben an seine Person mit Hilfe der Angst vor dem Tode und seinen Folgen psychologisch zu erzwingen suchte? Wohl warnt er einmal die gläubig Gewordenen und die Gerechten, sie sollten im Blick auf das Endgericht jetzt schon in der Liebe wandeln. Aber der wesentliche Inhalt seiner Botschaft und seines Wirkens ist die Wahrheit und das Leben, Gnade und Heilung. Daß die Gleichgültigen kaum den Tod selber und nicht mehr das fürchten, was ihm folgt, ist sicher auch darauf zurückzuführen, daß viele Gläubige ihr Leben nicht auf den Tod hin führen, sondern mit dieser Welt eifrig bemüht sind, ihn zu kaschieren und zu übermalen oder totzuschweigen. So wird das Kreuz Christi, das Zeichen des Heils, als Garantie der Lebenssicherheit mißbraucht und gibt den Gleichgültigen ein Ärgernis. Da hilft nur eins, daß der Heilige Geist diesen Mißbrauch als Sünde aufdeckt (Joh. 16, 8—9). Darum wollen wir besonders beten.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Der Beitrag der Ordensschulen zur Glaubenserziehung

Am 3. und 4. Januar 1961 fand im Provinzial-Mutterhaus der Schwestern Unserer Lieben Frau in Mülhausen, Kreis Kempen, die Haupttagung der Ordensschulen statt. Die Zusammenkunft stand unter der Leitung von Bischof Dr. Johannes Pohlschneider von Aachen als dem Referenten der Bischofskonferenz und von Generalsekretär Dr. Paul Westhoff von der „Bischöflichen Zentrale für Ordensschulen" in Köln. Anwesend waren über 200 Schwestern, Rektorinnen und Lehrkräfte von weiblichen Ordensschulen.

Nachdem die vorhergehende Jahrestagung den Akzent mehr auf die Bedeutung des Musischen für die Mädchenbildung und die Aufgaben der Frau in der modernen technisierten Welt gelegt hatte (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 565 f.), sollte diesmal in vier Referaten unter dem Gesamtthema „Zur Theologie der katholischen Erziehung" die religiöse Fundierung aller Erziehungsarbeit aufgezeigt werden. Die Referenten und ihre Themen waren:

Prof. Josef Solzbacher, Köln: „Geborgenheit und Wagnis im katholischen Erziehungsraum",

Oberstudienrat Josef Haefner, Köln: „Der Priester in der Schule — Die Schule als Zelle des Corpus Christi Mysticum",

Prof. Gustav Siewerth, Aachen: „Die katholische Schule als Zentrum gläubiger Ausstrahlung in die Welt",
Prof. Hermann Volk, Münster: „Die gläubige Interpretation des menschlichen Daseins als Aufgabe des Erziehers".

Vom unmündigen Kindergehorsam zum Glaubensgehorsam

Wenn wir Geborgenheit sagen, schwinge immer ein Gefühl von Gefährdung mit, erklärte Prof. *Solzbacher,* und den bergenden Ort zu erreichen koste immer Kampf und Mühe. Es bestehe auch das Risiko, daß der Zufluchtsort keine Geborgenheit bieten könne. Geborgenheit setze aber auch das Bewußtsein der Freiheit voraus, denn ein aufgezwungener Schutz sei nur eine mehr oder weniger zu rechtfertigende Schutzhaft. Das Gefühl der Geborgenheit könne nur dann zustande kommen, wenn der Schutz voll Vertrauen erbeten, wenigstens aber dankbar angenommen und in freiem Entschluß behalten werde. Für den gläubigen Katholiken stehe es fest, daß der katholische Erziehungsraum die denkbar größte Geborgenheit objektiv zu bieten vermag, die überhaupt einem Menschen auf Erden geschenkt werden könne. Aber bis zuletzt bleibe auch die Gefährdung durch mancherlei Versuchung bestehen. Das Dogma bewahre zwar den Erzieher vor Unsicherheit und Irrwegen, aber es sei nicht einfach, den Zögling vom unmündigen Kindergehorsam zu dem völlig andersgearteten Glaubensgehorsam zu führen. Es müsse die eigene Verantwortlichkeit geweckt und dem Zögling zum Bewußtsein gebracht werden, daß Gottes religiös-sittliche Forderungen Ausdruck heilbringender Liebe seien. Man finde hier bei Jugendlichen leichter Verständnis, wenn man auf den auch noch den Erwachsenen bindenden Ordnungsgehorsam in Staat und Kirche, in Familie, Gruppe und Gemeinde hinweise. Solzbacher schloß seine Ausführungen mit dem Hinweis auf die Liebe, in der allein es letztlich möglich sei, das Spannungsverhältnis von Geborgenheit und Wagnis im katholischen Erziehungsraum zu bändigen.

Als einziger Referent der Tagung kam Oberstudienrat Josef *Haefner* aus der Praxis der höheren Schule. Seinen Ausführungen über den dreifachen Sendungsauftrag des Religionslehrers — als Lehrer, Hirte und Priester — lagen eigene Unterrichtserfahrungen zugrunde. Religionsunterricht, führte Haefner aus, sei ein echtes Stück Seelsorge und habe wie diese die Pflicht, sich in die zeitgeschichtlich und standesmäßig verschiedene Denkgewohnheit und Geisteshaltung der Gläubigen einzufühlen und die Wahrheiten und Pflichten des christlichen Glaubens in der Hülle der jeweiligen Lebensumstände aufzuweisen. Dieses Ziel müsse hier mit schulischen Mitteln zu erreichen versucht, der Schüler immer wieder zum Mitdenken und Durchdenken angeleitet werden. Die Fachsprache der Theologie sei in die lebendige Sprache der Gegenwart zu übersetzen, wobei der Religionslehrer mit der Werttafel der heutigen Jugend vertraut sein müsse. Mit der Vermittlung des Glaubensgutes allein sei es nicht getan. In seiner Hirtensorge müsse er die Jugendlichen stark machen für die Auseinandersetzungen mit den vielfältigen Strömungen in der Umwelt des Alltags. Es sei auch Aufgabe des Religionslehrers, betonte Haefner im weiteren, eine Brücke zu schlagen zwischen der Gläubigkeit des Katechismus und der verschiedenartigen Geisteskultur der Welt. Dazu gehöre das Aufspüren gebildeter Laien von geistiger Bedeutung und deren Eingliederung in die Phalanx laienapostolischer Arbeit nach dem Willen der Kirche. Die Betreuung angehender Theologen und des Ordensnachwuchses dürfe nicht unterschätzt werden. Da der Religionslehrer als Priester immer wieder vom Altar in die Schule komme, sei es wichtig, daß auch sinnfällig der ganze Religionsunterricht eindeutig vom Altar ausgehe. Die Schulmesse solle daher kein peripheres Anhängsel sein, sondern bei richtiger Gestaltung ein kräfteverbindender und kräfteauslösender Mittelpunkt der schulischen Arbeit, der den theoretischen Gewinn des Unterrichts in warme Lebenswirklichkeit umsetzen hilft.

Auf die Überlastung, die der Gesellschaftsprozeß mit seiner Arbeitsdynamik, seinem Lebensanspruch, seiner Reiz- und Anregungsfülle wie seinem Konsum mit sich bringt, wies Prof. Gustav *Siewerth hin.* (Sie lasse den Binnenraum der Kleinfamilie mehr und mehr als den einzigen Ort menschlichen Gemeinschaftslebens mit tieferer gemüthafter Bindung erscheinen.) Außerdem geselle sich zu einer liberalen Unverbindlichkeit der Gesinnung ein psychologischer Individualismus, der in allen Fällen des Versagens der Familie eine erschreckende Vereinsamung der Kinder und Jugendlichen zu Folge habe. In dieser Situation gewinne die Schule eine wachsende Bedeutung. Sie sei, so sie sich recht versteht und der Erfüllung ihrer Aufgabe gewachsen ist, in sich selbst ein Lebenszentrum, ein Zentrum, weil sie ein versammelnder wie ein ausstrahlender Ort des Lebens sei. Natürliches Strahlungsfeld der Schule sei die Familie, aber über die Familien und Kinder ströme die Schule Leben und Anregungen, sittliche und geistige Kräfte aus in alle Bereiche, und diese tiefe Beeinflussung gehöre zu ihrem Auftrag. Wenn man bedenke, daß nahezu 50 Prozent der Erwachsenen ihr Interesse am Glauben, ihre entschiedene Teilnahme am kirchlichen Leben nach ihrem eigenen Bekenntnis nicht der Sorge für ihr persönliches Seelenheil, sondern der Verantwortung für das Heil und die seelische Wohlfahrt der Kinder verdanken, verstehe man, daß die Schule ihren Erziehungsauftrag nicht nur im Hinblick auf das Kind zu erfüllen habe. Die katholische Schule werde ihrer Aufgabe aber erst dann gerecht, wenn sie nicht nur ordentliche und gebildete junge Menschen entläßt, sondern wenn sie in Erfüllung ihrer universalen und vielseitigen Bildungsaufgabe die Glaubensentscheidung in sich vertiefender Erkenntnis in persönlicher Begegnung mit dem Erlöser aktualisiert, wenn sie die Glaubensfreude steigert und jene Mündigkeit und Festigkeit des Glaubensurteils anstrebt, das durch die Erscheinungen unserer verworrenen Welt nicht beirrt wird und fortgesetzt im Studium nach Vertiefung und Bewährung drängt.

Einheit von fünf theologischen Aussagen

Den Schlußvortrag hielt Prof. Hermann *Volk.* Der frühzeitige Schluß der Tagung zwang den Redner, seinen Vortrag sehr zu straffen und zu kürzen, was um so bedauerlicher war, als es das tragende Referat der ganzen Tagung hätte sein müssen. Volk ging davon aus, daß die katholische Schule von der Überzeugung lebe, es könne dem Menschen zu seinem Christwerden hier ein entscheidender Dienst geleistet werden. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen stand dann die Frage nach dem Sinn des Lebens, die weit schwieriger sei als die Frage: Was ist der Mensch? Da aber der Glaube den Anspruch erhebe, dem

Menschen eine glaubwürdige Interpretation seines Daseins zu ermöglichen, könne der Erzieher, wenn er sich auf den eigentlichen Glaubensinhalt besinne, der Jugend diese Frage beantworten. Es komme aber darauf an, daß auf jedes Element der Wirklichkeit folgende fünf theologischen Aussagen angewandt werden: 1. Der Mensch ist Gottes Geschöpf; 2. er ist auf die Gnade hin geschaffen; 3. er lebt aber in der Sünde „dieser Welt" (Joh. 12, 31; 14, 27); 4. er bedarf der Erlösung, deren Frucht wir an Christus selbst ablesen können (Verähnlichung und Vereinigung mit Christus); aber Christus tut nichts von dem, was wir tun können; 5. und er erwartet die eschatologische Vollendung der Welt. (Vgl. dazu H. Volk, Was ist der Mensch? In „Wort und Wahrheit", 11. Jhg., S. 493 bis 509.) Der Erzieher müsse sich daher bewußt sein, daß er nicht ohne weiteres das Erlebnis seiner eigenen Glaubenserfahrung, die nach den Orden verschieden ist, zur Grundlage für den anderen machen könne, wie ja auch der Glaubensakt als solcher nicht weitergegeben werden könne, sondern eine innere Gnade vorausgesetzt werden müsse.

Am Tag zuvor hatte Bischof Pohlschneider dem Päpstlichen Werk der Glaubensverbreitung in Aachen Gelegenheit gegeben, in drei Kurzreferaten über „Apostolat und Förderung der Mission an der katholischen freien Schule" die Tagungsteilnehmer zur Mitarbeit aufzufordern. Msgr. Heinrich Goertz sprach über „Die Kernaufgabe Weltmission", Bruno Güthoff CSSp über „Die Weltmission in der Katechese", und der Pressereferent Kurt Vaessen behandelte „Die Weltmission in der Publizistik für die Jugend".

Gegenwärtiger Stand der Ordensschulen . . .

Die Tragweite der Tagung und der Themen sowie ihrer Grundgedanken ergibt sich aus der großen Verbreitung der Ordensschulen in der Bundesrepublik Deutschland, wobei der Schwerpunkt in den Ländern Bayern und Nordrhein-Westfalen liegt. Die katholischen Lehrorden arbeiten sowohl in den allgemeinbildenden Schulen, wie Volks-, Sonder-, Real-(Mittel-)Schulen und höheren Lehranstalten, als auch in den berufsbildenden Schulen, Handels-, Fach-, Haushaltungs- und Landfrauenschulen. Nach einer in der Schulausstellung anläßlich des Eucharistischen Weltkongresses in München gezeigten Statistik gibt es in der Bundesrepublik gegenwärtig 471 Schulen, die von katholischen weiblichen Orden getragen werden. Diese Privatschulen sind fast ausnahmslos Mädchenschulen mit 87164 Schülerinnen; lediglich in einigen Volks- und Mittelschulen werden von den weiblichen Orden auch Jungen (471 Schüler) unterrichtet. Wesentlich niedriger ist der Anteil der Männerorden auf dem Privatschulsektor. In ihren 99 Schulen, die zum Teil auch dem Ordensnachwuchs dienen, beträgt die Schülerzahl 18832. Mit den Ordensschulen sind auf Grund ihres eindeutig katholischen Charakters und des gleichen Erziehungsziels die katholischen freien (privaten) Schulen zu nennen. Im Bundesgebiet (außer Bayern) gibt es zur Zeit 87 katholische Privatschulen. Träger dieser Schulen sind nicht Orden, sondern meist Bistümer, Kirchengemeinden, katholische Schulvereine oder Stiftungen. Vielfach sind auch an diesen Schulen Ordensfrauen als Lehrkräfte beschäftigt. Die nachfolgende Statistik zeigt den derzeitigen Stand der angeführten Schulen:

	Schulen	Schüler	Schülerinnen	Ordens-Lehrkräfte	weltliche Lehrkräfte
Bayern:					
Frauenorden	196	—	29576	1040	400
Männerorden	38	7163	—	260	100
übriges Bundesgebiet:					
Frauenorden	275[1]	471	57588	1904	2127
Männerorden	61	11669	—	504	357
zusammen	570	19303	87164	3708	2984
kathol. freie (priv.) Schulen (ohne Bayern)	87[2]	8130	10613	243	783
insgesamt	657	27433	97777	3951	3767

[1] davon 55 Handels- und Fachschulen und 68 Haushaltungs- und Landfrauenschulen.
[2] davon 11 Fachschulen und 6 Haushaltungsschulen.

Zählt man dazu die in den bisherigen Zahlenangaben nicht enthaltenen 38 Schulen katholischer Träger in Bayern mit rund 7000 Schülern, ergibt das einen Bestand von insgesamt 695 katholischen freien (privaten) Schulen mit rund 132000 Schülern und Schülerinnen, wobei den größten Anteil die höheren und Mittelschulen stellen.

Die Privatschulen sind, da sie freie Schulen sind, in der Auswahl ihrer Schüler grundsätzlich frei. Eine Beschränkung besteht hier nur insofern, als bei der Auswahl der Schüler eine Sonderung nach den Besitzverhältnissen der Eltern nicht gefördert werden darf. In der Regel nehmen die katholischen Privatschulen entsprechend ihren besonderen Erziehungszielen nur katholische Schüler in ihre Anstalten auf, die Aufnahme evangelischer Schüler bleibt auf Ausnahmefälle beschränkt, z. B. wenn am Schulort keine andere Schule der betreffenden Art vorhanden ist. Ein direkter Zwang zur Aufnahme nichtkatholischer Schüler wird in keinem Bundesland ausgeübt.

. . . und ihre Probleme

Ein Vergleich der Zahlenangaben für die Lehrkräfte führt auf die Frage des Ordensnachwuchses hin. Der Mangel an geeignetem Nachwuchs zwingt fast alle Ordensschulen, weltliche Lehrkräfte in ihren Anstalten zu beschäftigen. Aber auch hier reicht der Nachwuchs kaum mehr aus. Dieser Personalmangel, der ja auch an den öffentlichen Schulen immer spürbarer wird, gibt Anlaß zu ernster Sorge.

Nicht minder groß sind in manchen Ländern die finanziellen Lasten. Grundsätzlich erhalten diejenigen Privatschulen, die als „Ersatzschulen" genehmigt sind, in allen Bundesländern eine allerdings nach Art und Höhe unterschiedliche Finanzhilfe. Die Grundlage für die Genehmigung von Privatschulen gibt das Grundgesetz Artikel 7. Es gewährt zwar das Grundrecht zur Errichtung einer Privatschule, eine Verpflichtung der Länder zur finanziellen Hilfe der Privatschulen ist dort nicht ausdrücklich normiert. Diese Verpflichtung ergibt sich aber aus dem Staatsinteresse an der Unterhaltung der Privatschulen und der daraus folgenden Konsequenz, daß sich ein sozialer Rechtsstaat der notwendigen Daseinsvorsorge für die gemeinnützigen Privatschulen nicht entziehen darf. Die Hilfspflicht des Staates ist demnach mehr als ein nobile officium, sie ist eine Rechtspflicht.

Gegenwärtig unterstützen vor allem die Länder Nordrhein-Westfalen und Hamburg die „Ersatzschulen" in etwa ausreichender Höhe. Auch in anderen Ländern, z. B. in Bayern, Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Niedersachsen, wird eine fühlbare staatliche Beihilfe ge-

geben, während in einigen anderen Ländern, besonders in Hessen, die staatliche Finanzhilfe als noch völlig unzureichend bezeichnet werden muß. In einzelnen Fällen kam es daher mangels ausreichender Hilfe schon zur Schließung von Privatschulen.

Zu den ständigen Problemen, mit denen sich auch die Ordensschulen auseinandersetzen müssen, gehören nicht zuletzt die Erziehungsprobleme, die sich aus der sozialen Umschichtung weiter Bevölkerungsteile, aus den Folgen der raschen technischen Entwicklung sowie aus den zahlreichen Gefahren ergeben, denen sich die Jugend körperlich und geistig allenthalben ausgesetzt sieht. Hauptaufgabe aber bleibt es, die Schuljugend im katholischen Geist zu erziehen und sie in allen Fächern nach den katholischen Bildungsidealen zu unterrichten. Die meist den weiblichen Ordensschulen angeschlossenen Internate ermöglichen hier eine weitere Vertiefung der Erziehungsarbeit. Ein Arbeitskreis für freie katholische Schulen erarbeitet fortlaufend für die Kernfächer die Grundlagen und Grundsätze echt katholischen Unterrichts. Die wichtigsten Probleme werden dann auf den Jahrestagungen der Ordensschulen angesprochen und in Vorträgen und Diskussionen eingehend behandelt.

Die weiblichen Ordensschulen im Bundesgebiet (ohne Bayern) sind zusammengeschlossen in der Bischöflichen Zentrale für Ordensschulen, Köln, Marzellenstraße 32. Ihr ist als selbständige Sektion die Bischöfliche Zentrale für katholische freie (private) Schulen verwaltungsmäßig angegliedert. Für Bayern besteht eine eigene Ordensschulzentrale in München, Maxburgstraße 2. Für die katholischen Männerordensschulen gibt es die Direktorenvereinigung deutscher Ordensgymnasien und Ordensinternate in Knechtsteden bei Neuß 2. Diese Schulorganisationen stehen untereinander in enger Zusammenarbeit, sind aber im übrigen selbständig.

Christlich-jüdisches Gegenüber. Fünftes Trikonfessionelles Gespräch in Berlin

Das fünfte Trikonfessionelle Gespräch (vom 24.—27. Februar 1961) in der Evangelischen Akademie Berlin galt dem christlich-jüdischen Gegenüber durch zwei Jahrtausende (vgl. auch die Berichte über die früheren Tagungen; Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 463; 14. Jhg., S. 338). Vom Apostelkonzil bis zu Agobard von Lyon führte der erste Vortrag (von Prof. Karl Thieme), worin die „Spaltung unter den Juden" (Joh. 10, 19), die durch die auf Grund Konzilsbeschluß praktisch unbeschränkte Zulassung unbeschnittener „Heiden" (-Christen) als „Miterben der Verheißung" Israels (Eph. 3, 6) ausgelöst und durch Gamaliels II. „Exkommunikation" der sog. „Nosrim" (d. h. Judenchristen) vollendet wurde, eingehend analysiert, in der Spannung des 1. Jahrtausends das defensive Moment (kirchlicher Sorge vor jüdischem Proselytismus) dominierend gezeigt, aber trotzdem beklagt wurde, daß ihnen gegenüber der Geist der Bergpredigt und der augustinischen Auslegung des väterlichen Ja zum „älteren Bruder" des Verlorenen Sohns so selten aufleuchtete. Noch weit düsterer war das Bild, das Dr. W. Eckert OP, Walberberg, vom Fortgang der nächsten 500 Jahre bieten mußte: „Geehrte und geschändete Synagoge", da ja leider nicht nur von respektvoller Sicht der Partnerin an Kirchenportalen und in Hoheliedkommentaren, sondern auch von tausendfältiger Folter und Massenmord zu sprechen war. Dieses Dunkel dauerte (nach allzu rasch vorübergegangener Aufhellung in einer Jugendschrift) in Luthers Sicht der Juden an, die von Pfarrer Martin Stöhr vorbildlich unapologetisch behandelt wurde. Wie verständnislos auch noch im 19. Jahrhundert die Verteidiger eines „christlichen Staates" den Juden gegenüberstanden, zeigten mit sorgfältigen Quellenbelegen E. L. Ehrlich („Emanzipation und christliches Abendland") sowie Prof. Walter Holsten in der Analyse Adolf Stoeckers, während die Ansätze einer positiveren Würdigung in der heilsgeschichtlichen Theologie J. v. Hofmanns, C. E. Luthardts und des streitbaren Überwinders der Ritualmordlüge, F. Delitzschs, von Vikar Barkenings gezeigt wurden. Bis in die Gegenwart hinein führte der Bericht von Prof. G. Harder über das Evangelisch-jüdische Gegenüber seit 1945, der eindrucksvolle Aufweis einer grundlegenden Wende, „Juden vor dem Problem der Christenfrage" von H. L. Goldschmidt, und schließlich P. Paul Démanns Bericht über das katholisch-jüdische Gegenüber, der für die baldige Buchausgabe der einleitenden Vorträge des erstmals von rund hundert Teilnehmern, darunter nicht wenigen Pfarrern und Lehrern, mitgetragenen Gesprächs vorgesehen ist.

Kardinal König über das kommende Konzil

Vor der Arbeitsgemeinschaft katholischer Journalisten in Österreich sprach am 30. Januar 1961 in Wien Kardinal Franz König über „Hoffnung und Mitsorge um das Konzil". Wir geben die Ansprache — von einzelnen geringfügigen Kürzungen abgesehen — im Wortlaut wieder:

Wenn wir unser Augenmerk dem angekündigten Zweiten Vatikanischen Konzil schenken, müssen wir feststellen, daß das Weltinteresse am Konzil zurückgegangen zu sein scheint. Es gibt dafür verschiedene Gründe:

1. Die mit der ersten Ankündigung gegebene Hochspannung und Erregung kann nicht lange durchgehalten werden.

2. Die Erwartungen der Weltöffentlichkeit und die Absicht des Papstes lassen sich, wie sich immer mehr zeigt, nicht auf einen Nenner bringen. Die Weltöffentlichkeit meinte, im kommenden Zweiten Vatikanischen Konzil die Einigung der Christenheit als erstes und nächstes Ziel zu sehen. Der Papst aber spricht von mehreren Stufen und Etappen, die nicht auf einmal durch ein einziges Konzil bewältigt werden können. Zuerst muß sich die Kirche auf sich selbst besinnen, sich innerlich erneuern, menschliche Hindernisse beseitigen, um dann leichter und wesentlich mit den getrennten Brüdern sprechen zu können.

3. Eine Abnahme des Interesses ist aber nicht überall festzustellen. Auffallend ist, daß es innerhalb der katholischen Kirche mehr der Fall ist als außerhalb. Vielleicht kommt es auch daher, daß viele Katholiken selber die Tragweite einer solchen Kirchenversammlung noch nicht ganz erfaßt haben.

4. Von den Orthodoxen hingegen kann man sagen, daß sie mit einer freundlichen Kritik und in einem so großen Umfang die Entwicklung der Dinge verfolgen, so daß sie, rein materiell gesehen, meist über die katholische Beschäftigung mit den Konzilsfragen hinausgehen. Auf seiten der Anglikaner und Protestanten ist eine größere Zurückhaltung und Reserve festzustellen, obwohl die ausgelösten Diskussionen sehr große Wellen geschlagen haben und das Interesse anhält. Der Besuch des eben zurückgetretenen anglikanischen Erzbischofs von Canterbury in Rom hat über den Kreis der anglikanischen Kirche hinaus größtes Aufsehen erregt und die Aufmerksamkeit selber wieder-

um in ganz starkem Maße auf das Konzil gelenkt. Außerhalb der Christenheit läßt sich im Bereich der großen Weltreligionen bis jetzt keine nennenswerte Spur von Interesse erkennen.

Die Vorbereitungen auf das Konzil sind aber bereits in vollem Gange: 10 Kommissionen und zwei Sekretariate arbeiten mit etwa 700 Mitgliedern und Konsultoren aus der ganzen Welt seit Ende des letzten Jahres an den ihnen gestellten Aufgaben. Zum erstenmal in der Geschichte der Kirche ist ein eigenes Sekretariat eingerichtet für die Einheit der Christen. Gegenüber den früheren Konzilen darf heute schon gesagt werden, daß die Art der Vorbereitung wie die Art der Einberufung neu ist. Wichtig ist auch die Feststellung, daß diese vorbereitenden Körperschaften vollkommen verschieden und unabhängig sind von den vatikanischen Kongregationen.

Aus persönlichen Berichten weiß ich, daß eine Anzahl der Experten in den Vorbereitenden Kommissionen fast ausschließlich für das Konzil arbeitet. Sie werden vom Papst mit großem Optimismus und Eifer angespornt. Die nach Rom gereisten Berichterstatter der „Informations Catholiques Internationales" (1961, S. 7) sprechen von einem „Enthousiasme communicatif", von einer herzlichen Atmosphäre des Vertrauens und der Offenheit. Man könne alles sagen und über alles sprechen.

Gegenüber den Vorbereitungen auf das Erste Vatikanische Konzil im Jahre 1868/70 besteht ein sehr bedeutsamer Unterschied. Damals rief die Ankündigung eine tiefgreifende Bewegung der Geister hervor, wie sie die Geschichte nur selten zu verzeichnen hat. Auf der einen Seite war es Freude und Hoffnung, auf der anderen Seite zeigten sich Unbehagen, Furcht, Argwohn und Zorn. Gleichgültig sind damals nur wenige geblieben. Innerhalb der katholischen Kirche selber zeigten sich tiefe Gegensätze, und die Schriften, die damals zum Konzil erschienen, waren innerhalb kurzer Zeit unübersehbar.

Heute ist die Situation eine ganz andere: Die katholische Christenheit ist einheitlich und geschlossen für das Konzil, die Staatsregierungen halten sich wohlwollend neutral. Gegenkräfte sind kaum spürbar. Angesichts der in Bewegung geratenen großen Weltreligionen, angesichts der eins werdenden Welt wird aber besonders auch die Zerrissenheit der Christen als ein schweres Ärgernis empfunden, wie es uns Prof. Ohm in seiner Veröffentlichung „Asiens Kritik am abendländischen Christentum" gezeigt hat. Die Herausforderung der gesamten Christenheit durch den Kommunismus, die gemeinsame christliche Abwehrfront gegen gemeinsame Feinde, die Zersetzungsgefahr der Sekten lassen den Blick, die Sehnsucht nach der verlorengegangenen christlichen Einheit stärker hervortreten und im kommenden Konzil ein großes Zeichen der Hoffnung sehen.

Was steht bei dem Zweiten Vatikanischen Konzil auf dem Spiel? H. Küng, ein Schweizer Theologe, der nach seinen Studien an der Gregoriana in Rom mit 32 Jahren schon einen Lehrstuhl an der Theologischen Fakultät in Tübingen innehat und der ein ausgezeichnetes Buch über das Konzil und die Wiedervereinigung geschrieben hat, meint: „Das Konzil wird entweder die Erfüllung einer großen Hoffnung oder eine große Enttäuschung sein." Daß es eine große Enttäuschung werden könnte, kann und will ich nicht glauben. Selbst wenn es gar nicht zur formellen Abhaltung der ökumenischen Versammlung käme, so wären die vielen Diskussionen, Tagungen, Begegnungen, Veröffentlichungen, die durch die Ankündigung ausgelöst oder verstärkt worden sind, allein schon ein großer Erfolg.

Hochgespannte Erwartungen zu erfüllen ist immer schwer. Das Konzil wird sie nicht alle erfüllen können. Aber alle Anzeichen, die Art und Weise der Vorbereitung, besonders die liebenswürdige und initiative Persönlichkeit eines Johannes XXIII. sprechen dafür, daß auch der Abschluß des Konzils kein Ende, sondern die erste Stufe einer neuen, weitreichenden Entwicklung auf das ersehnte Ziel der christlichen Zusammenarbeit und Trachten nach Einheit sein wird.

Es steht viel auf dem Spiel

Es steht ohne Zweifel sehr viel auf dem Spiel, für die katholische Kirche wie für die getrennten Brüder, die den Namen Christi tragen. Es handelt sich dabei nicht so sehr um das Prestige, um die Weltgeltung der Kirche. Es geht um Dinge, die nicht nur für den gläubigen Christen, sondern auch für den Ungläubigen, für jedermann bedeutsam sein müssen:

In einer Welt, in der ein eiserner Vorhang die zerrissene und gespaltene Welt symbolisiert, sind alle Kräfte ein Segen — wo immer sie herkommen mögen —, die imstande sind, rassische, staatspolitische, nationale Gegensätze zu überbrücken, miteinander zu versöhnen. Das Zweite Vatikanische Konzil wird zeigen, daß in der katholischen Kirche, in der gesamten Christenheit die zuwenig beachteten Kräfte schlummern, solche Gegensätze und Spannungen zu lösen, die kein Philosoph, kein Techniker oder Soziologe auflösen kann. Der Eucharistische Weltkongreß in München war ein Beispiel hierfür.

Der Glaube an Jesus den Herrn und die Verbundenheit mit seiner Kirche ist eine geistige Macht, die den Frieden unter den Völkern stiftet, den Menschen in seiner Freiheit und Würde beschützt. Diese Dinge gehören zwar nicht zum Programm des Konzils, aber sie werden und sollen eine eindrucksvolle Manifestation des Konzils sein.

Schließlich stellen wir noch die Frage: Zeigen sich Mängel im jetzigen Vorbereitungsstadium, die später das Konzil belasten und behindern werden?

Dies ist eine große und ernste Sorge vieler Katholiken. Bis jetzt ist wohl noch alles offen und alles möglich. Aber es könnte vielleicht nicht an Kräften fehlen, es könnten Einflußnahmen sichtbar werden, die den Gang der Dinge nach ihren etwas zu engen menschlichen Wünschen lenken wollten. Möglich wäre es, daß einzelne Kommissionen durch ihre Arbeitsweise und Organisation die Richtung des Konzils beengen und beeinflussen könnten. Ob das tatsächlich der Fall ist, kann erst später beurteilt werden. Es ist die Sorge vieler, daß in dieser Hinsicht eine solche Beeinflussung nicht geschehe.

Eine offizielle Einschaltung der Laien, besonders der großen katholischen internationalen Organisationen, halte ich für wünschenswert, denn sie repräsentieren heute den weltlichen Arm der Kirche. Daher hielt ich es für zweckmäßig, daß sie in einer noch zu bestimmenden offiziellen Form in der Vorbereitung vertreten sind.

Die Konzilsthemen

Auf Grund der Vorschläge der Bischöfe und aller übrigen, die gefragt worden sind, dürften die Ergebnisse in folgender Richtung zu erwarten sein:

1. Die Erneuerung oder, wie man heute sagt, die Aufwertung des Bischofsamtes, ohne damit das Recht des Petrusamtes beschneiden zu wollen, ist ein von allen Seiten ge-

äußerter Wunsch; denn die von Christus festgelegte Kirchenverfassung ist petrinisch und apostolisch. Damit wird auch den interdiözesanen Arbeiten und Plänen, den nationalen Bischofskonferenzen eine größere Bedeutung zu kommen als bisher. Rom selbst hat im Falle von Südamerika auf eine sogenannte kontinentale Bischofskonferenz gedrängt. Damit hängt zusammen eine stärkere Betonung des Subsidiaritätsprinzips in der Kirche, das heißt keine Vermehrung der Zentralisierung, sondern Betonung der Dezentralisation.

2. Davon dürfte sich ableiten eine größere Weitherzigkeit in der Liturgie und der Sprache.

3. Eine Reform des Kirchenrechtes, des Index und der Bußpraxis.

4. Eine Intensivierung der Seelsorge durch eine weiträumig geplante Verteilung des Klerus.

5. Eine stärkere Ausarbeitung des Laienrechtes.

Erst auf Grund einer Kirchenreform, wie wir sie heute in etwa vermuten können, wird nach der Meinung des Papstes die Vorstufe geschaffen, um ein besseres und wesentlicheres Gespräch mit unseren getrennten Brüdern führen zu können.

Die römische Kirche erlebt zur Zeit eine Periode der theologischen und liturgischen Blüte, wie uns der orthodoxe Theologe Georgij Florowskij bestätigt (Una Sancta XIV, 1959, S. 173 f.). Aber diese neue Bewegung, Symptom und Unterpfand der lebendigen und schöpferischen Tätigkeit, hat bei weitem noch nicht die ganze Kirche erfaßt und ist noch nicht in alle ihre Schichten eingedrungen. Die Konzilsvorbereitung soll, um nochmals auf den Wunsch des Orthodoxen hinzuweisen, theologisch leidenschaftslos und parteilos sein; was leider von der Vorbereitung beim Ersten Vatikanischen Konzil nicht gesagt werden kann. Es ist zu wünschen, daß die vorbereitenden Arbeiten für das Konzil auf das Niveau des gegenwärtigen theologischen Denkens innerhalb der katholischen Kirche gebracht werden. Die Vielgestaltigkeit und die ganze Spannkraft dieses Denkens und die geistigen Erfahrungen, sogar außerhalb der römisch-katholischen Kirche, sollten mit weisem Spürsinn bei den Vorbereitungsarbeiten einkalkuliert werden.

Was aus dem Konzil wird, liegt letztlich in Gottes Hand. Der Katholik weiß aber, daß das Vertrauen in Gottes Führung ihn nicht davon entbindet, selber tätig zu sein und selber seine Mitarbeit zu leisten. Die Ziele des Konzils werden jetzt in der Zeit der Vorbereitung gesteckt. Darum ist das, was jetzt geschieht oder nicht geschieht, so bedeutsam. Das Konzil scheint nach außen hin eine Sache des Papstes und der Bischöfe zu sein; in Wirklichkeit ist es eine Angelegenheit der gesamten katholischen Kirche, das heißt aller Gläubigen.

Mahnen, Drängen, Informieren

Abschließend wandte sich der Erzbischof an die versammelten Journalisten und sagte: „Wenn Sie etwas über das Konzil zu sagen haben, dann warten Sie nicht auf den Bischof, nicht auf eine Nachricht aus Rom ... Mahnen Sie, wo Sie glauben mahnen zu müssen. Drängen Sie, wo Sie glauben drängen zu müssen. Informieren Sie, wo immer sich eine Möglichkeit bietet, die Welt und die Katholiken über das Konzil zu informieren. Berichten Sie aber auch über alles, was das Volk und was die Gläubigen vom Konzil erwarten."

Aus dem Vatikan

Ergänzungen der Konzilskommissionen

Papst Johannes XXIII. hat ernannt zum Berater der Zentralkommission: Francesco Carpino, Titularerzbischof von Sardica, Assessor der Konsistorialkongregation;

Mitglieder der Kommission für die Disziplin von Klerus und Volk: Msgr. Valerian Meystowicz und Alessandro Gottardi;

Mitglied der Ordenskommission: Joseph Urtasun, Erzbischof von Avignon;

Mitglied der Kommission für Studien und Seminare: François Marty, Erzbischof von Reims;

Konsultor der Kommission für Studien und Seminare: Msgr. Arthur Pitton;

Konsultor der Kommission für die Missionen: Secondo Garcia, Bischof und Apostolischer Vikar von Puerto Ayacucho;

Mitglieder der Kommission für das Laienapostolat: Msgr. Gottfried Dossing und Msgr. Wilhelm Bokler;

Mitglied des Sekretariates für die Einheit der Christen: Rev. Gustave Thils;

Konsultoren des Sekretariates für die Einheit der Christen: Msgr. John Oesterreicher und P. Stephan Diebold (Kongregation der Missionen). (Sämtliche nach „Osservatore Romano", 15. 2. 61.)

Mitglieder der Zentralkommission: Clemente Kardinal Micara, Generalvikar von Rom, und Luigi Kardinal Traglia, Pro-Generalvikar von Rom („Osservatore Romano", 19. 2. 61).

Mitglied der Kommission für die Disziplin von Klerus und Volk: P. Wilhelm Möhler (Pallottiner);

Konsultor der Ordenskommission: P. Giovanni Mix (Resurrektionist);

Mitglieder der Kommission für Studien und Seminare: Vincenzo Jacono, Titularbischof von Patara, und Francesco Bertoglio, Titularbischof von Paro;

Konsultor der Kommission für Studien und Seminare: Rev. José M. Albareda-Herrera (Opus Dei);

Konsultor der Kommission für das Laienapostolat: P. Peter Richards (Passionist);

Mitglied des Sekretariates für die Einheit der Christen: Msgr. Heinrich Ewers („Osservatore Romano", 24. 2. 61).

Mitglied der Theologischen Kommission: Maurice Roy, Erzbischof von Québec;

Konsultoren der Theologischen Kommission: P. Ernst Vogt SJ, Rektor des Päpstlichen Bibelinstitutes in Rom, P. Philippus a SS. Trinitate (Unbeschuhter Karmelit), P. Narciso Garcia (Claretiner);

Konsultor der Kommission für die Bischöfe und Diözesen: Leo R. Smith, Weihbischof von Buffalo;

Mitglieder der Kommission für die Sakramente: Msgr. Jacques Denis, P. Antoine Delchard SJ, P. Giovanni Visser (Redemptorist) und P. Antonio Peinador (Claretiner);

Konsultor der Kommission für Studien und Seminare: P. Laureano Suarez (Piarist);

Konsultoren der Kommission für die Missionen: Celestin J. Damiano, Erzbischof und Bischof von Camden, P. François Legrand (Missionar von Scheut) und Luigi Bisoglio (Kongregation der Missionen);

Konsultoren der Kommission für das Laienapostolat: Msgr. Edouard Bourgeois und William F. Kelly;

Mitglied des Sekretariates für die Einheit der Christen:

Thomas Holland, Bischof-Koadjutor von Portsmouth („Osservatore Romano", 2. 3. 61).
Mitglied der Kommission für Bischöfe und Diözesen: Jean Villot, Erzbischof und Koadjutor von Lyon;
Konsultoren der Kommission für die Disziplin von Klerus und Volk: Rev. Hugo Aufderbeck und Giovanni Catti;
Mitglieder der Kommission für die Liturgie: Simon K. Landersdorfer, Bischof von Passau, Msgr. Enrico Cattaneo und P. Aimon M. Roguet OP;
Konsultoren der Kommission für die Liturgie: Msgr. Ernesto Moneta Caglio und Rev. Balthasar Fischer;
Konsultoren der Kommission für Studien und Seminare: Msgr. Erich Kleineidam und Rev. Luigi Bettazzi;
Konsultor des Sekretariates für publizistische Fragen: Msgr. Arthur Ryan;
Konsultoren des Sekretariates für die Einheit der Christen: Rev. Werner Becker (Oratorianer) („Osservatore Romano", 12. 3. 61).

Neue Richtlinien Kardinal Beas

Augustin Kardinal Bea, Leiter des Sekretariats für die Einheit der Christen, hat in letzter Zeit mehrere Erklärungen über mögliche Fortschritte zur Vorbereitung einer künftigen Wiedervereinigung abgegeben, aus denen wir die wichtigsten Gesichtspunkte hier zusammenfassen, damit sie nicht in Vergessenheit geraten (vgl. auch Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 248 f.).
Zunächst ist ein Fernsehinterview nachzutragen, das der Kardinal während der Weltgebetsoktav dem Chefredakteur von „La Croix", P. Wenger, über die Möglichkeiten einer Zusammenarbeit des Vatikans mit dem Weltrat der Kirchen gegeben hat. Der Kardinal erklärte darin, gegen eine solche Zusammenarbeit bestünden keine grundsätzlichen Schwierigkeiten, „insofern nämlich, als der Weltrat der Kirchen keine Lehren vertritt, die mit dem katholischen Dogma unvereinbar sind". Aus diesem Grunde erwähnte wohl der Kardinal nicht die Arbeit von „Faith and Order", wo solche dem katholischen Dogma fremden Lehren über die Einheit der Kirche in St. Andrews wieder vertreten wurden (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 140 f.). Er wies aber auf Gebiete hin, „die den Glauben nicht direkt berühren: soziale Tätigkeit, Caritas, Wirken für den Frieden". Er nannte ausdrücklich die Fragen des Atomkrieges und der Abrüstung.
Man wisse ja nun, fuhr der Kardinal fort, daß das kommende Konzil kein Unionskonzil sein werde, es könne aber auf lange Sicht die Wiedervereinigung durch Klärung mancher Mißverständnisse erleichtern und auch „gewisse Vorbedingungen der Einheit schaffen durch Lösung von Fragen . . ., die nicht das Glaubensgebiet betreffen" (Gebrauch der Muttersprache im Gottesdienst, Aufnahme von Chorälen der getrennten Christen, Kommunion unter beiderlei Gestalt).

Warum ein Lehrgespräch schwierig ist

Für ein offizielles Lehrgespräch bestehen nach Ansicht von Kardinal Bea grundsätzliche Schwierigkeiten. Eine davon betreffe die Verschiedenheit der Auffassung von der Kirche. Während es nach katholischer Lehre für die Kirche wesentlich ist, „daß die Bischöfe ihre Vollmacht in ununterbrochener Sukzession von den Aposteln herleiten, für ihre Gläubigen verbindliche Lehrgewalt besitzen und sie im Gewissen sowohl in bezug auf die Lehre als auch in bezug auf das praktische Verhalten in Sachen des Glaubens und der Moral verpflichten können, werden alle diese Elemente von evangelischer Seite abgelehnt". Die Schwierigkeit sei darum um so größer, weil die katholische Kirche „auf der anderen Seite keinen gleichartigen Gesprächspartner hat". Einzelne evangelische Theologen könnten diesen Mangel nicht ersetzen, da hinter ihnen keine verbindliche kirchliche Autorität stehe. Daher könne man nur „in inoffiziellen Gesprächen die Unterschiede der Lehre klären".

Positive dogmatische Möglichkeiten

Sehr bedeutsame Ausführungen zur positiven Ergänzung machte der Kardinal in einem Vortrag vom 30. Januar in Genua über „Das Konzil auf dem Wege der Protestanten" (abgedruckt im „Osservatore Romano", 1. 2. 61). Darin würdigte der Kardinal zunächst die Bedeutung des Besuches von Erzbischof Dr. G. Fisher beim Papst, eines Besuches, der inzwischen das Ergebnis gezeitigt hat, daß die Anglikanische Kirche in der Person von Kanonikus Bernhard Cl. Pawley einen ständigen Vertreter beim Sekretariat des Kardinals Bea ernannt hat. Er wird sein Amt nach Ostern antreten.
Sodann stellte der Kardinal abermals die Frage, was das Konzil für eine künftige Union tun könne. Eine erste Möglichkeit, so sagte er, „ist schon die Erklärung jener Dogmen, die den nichtkatholischen Christen am meisten Schwierigkeiten bereiten". Er weist darauf hin, daß die getrennten Brüder seit Jahrhunderten unter vielerlei philosophischen Einflüssen gestanden haben, die ihre Mentalität und Terminologie so geprägt haben, „daß es für sie oft sehr schwer ist, die in der traditionellen Sprache der Kirche ausgedrückten dogmatischen Lehren genau zu begreifen. Hier kann das Konzil da und dort eine nützliche Arbeit der Klarstellung leisten . . ." Als besondere Punkte, in denen diese Auslegungsarbeit dringlich ist, nannte der Kardinal die Unfehlbarkeit der Kirche und ihres sichtbaren Oberhaupts, des Nachfolgers Petri, auch ihre hierarchische Struktur, das Verhältnis zwischen Papst und Bischöfen, die Stellung und Funktion der Laienschaft in der Kirche und die Wirksamkeit der Sakramente. Schon die Enzyklika Papst Pius' XII. über den mystischen Leib Christi habe zu erklären gewußt, „daß die Kirche nicht nur jene juristische Körperschaft darstellt, die die Protestanten als der Idee Christi in der Bibel entgegen ablehnen; aber anderseits wird auch aus der Lehre vom mystischen Leib klar, daß die Kirche ein wohlgeordneter und geregelt tätiger Organismus sein muß".

Anpassung des Kirchenrechts

Eine andere Möglichkeit eröffne sich in der Zeitanpassung des Kirchenrechts. Es gebe ein göttliches, und darum unveränderliches Recht, wie z. B. den Bestand des Episkopats und des Primats in der Kirche, die Unauflöslichkeit der Ehe. Daneben gebe es andere Gesetze menschlichen Ursprungs, „die bloße Ergebnisse der Lage und Bedürfnisse anderer, früherer Zeiten, darum für den modernen Menschen heute schwer verständlich sind. Deshalb die Aufgabe der Zeitanpassung der kirchlichen Disziplin an die Bedürfnisse und die Mentalität unserer heutigen Zeit." Papst Johannes XXIII. habe in seiner Enzyklika *Ad Petri Cathedram* ausdrücklich davon gesprochen, auch Pius XII. habe die Aufgabe gesehen und erklärt: „Es braucht einfach Mut dazu."

Zur Ernennung des Bischofs von Brixen zum Apostolischen Administrator von Trient

Papst Johannes XXIII. hat mit Dekret der Konsistorialkongregation vom 10. Februar 1961 den Bischof von Brixen, Dr. Josef Gargitter, zum Apostolischen Administrator der Erzdiözese Trient ernannt. Das Ernennungsdekret wurde am 20. Februar nach der Rückkehr von Bischof Gargitter von einem längeren Aufenthalt in Rom bekanntgegeben. Bischof Gargitter hatte in Rom an einer Tagung der Konzilskommission für die Bischöfe und die Leitung der Diözesen, deren Mitglied er ist, teilgenommen. Am vorausgehenden Samstag war Bischof Gargitter vom Papst in Privataudienz empfangen worden.

Wie zu erwarten war, hat die Ernennung von Bischof Gargitter über die Grenzen der beiden betroffenen Diözesen hinaus Aufsehen erregt und nicht nur in den Südtiroler Zeitungen, sondern auch in der Presse des Auslandes ein lebhaftes Echo gefunden.

Das Interesse der lokalen und internationalen Presse hatte vornehmlich zwei Gründe: Erstens erfolgte die Ernennung gerade zu einem Zeitpunkt, an dem das Problem Südtirol als europäisches Politikum, bedingt durch die Ereignisse während der letzten Monate, im Vordergrund stand. Zweitens stellt die Ernennung des Bischofs von Brixen zum Apostolischen Administrator der Nachbardiözese auch rein kirchlich ein außergewöhnliches Ereignis dar, dies um so mehr, als die Übernahme der Regierungsgewalt nicht auf einen bestimmten Zeitraum beschränkt wurde und mit dem Tode des Erzbischofs de Ferrari nicht automatisch erlischt. Die wenn auch nur vorübergehende Vereinigung zweier Diözesen unter der Leitung eines Bischofs bedeutet für die moderne kirchliche Praxis eine Ausnahme, die durch Hinweise auf ähnliche Ereignisse in früheren Zeiten keine genügende Erklärung findet. Dieser Ausnahme kommt um so mehr Gewicht zu, als es sich um zwei Diözesen handelt, die in einem politischen Brennpunkt stehen und dazu noch eine sehr verschiedenartige Struktur aufweisen.

Das Gebiet der heutigen Diözese Brixen umfaßt den Südtiroler Rest der ehemaligen Großdiözese Brixen, die neben dem Südtiroler Gebiet auch noch den größten Teil von Nordtirol und ganz Vorarlberg umfaßte. Es zählt heute nicht mehr als 110 000 Katholiken, von denen der weitaus größere Teil der deutschen Bevölkerungsgruppe angehört. Die Erzdiözese Trient hat etwa 630 000 Katholiken und umfaßt neben dem rein italienischsprachigem Gebiet der Provinz Trient auch den größeren Teil der ehemals rein deutschen Provinz Bozen mit den beiden wichtigen Städten Bozen und Meran.

Im Jahre 1956 wurde für den deutschen bzw. für den Südtiroler Anteil der Erzdiözese Trient ein eigener Weihbischof mit Sitz in Bozen in der Person von Msgr. Heinrich Forer ernannt. Diese Ernennung hat damals in Italien und Österreich und vor allem in Südtirol selbst nicht weniger Staub aufgewirbelt als die Ernennung des Bischofs von Brixen zum Apostolischen Administrator von Trient. In dem damaligen Ernennungsdekret hieß es nämlich, die Konsistorialkongregation behalte sich die Übertragung weiterer Rechte „einschließlich der Rechte und Pflichten eines Residential-Bischofs" an den neuernannten Weihbischof vor. Den örtlichen Stellen war damals klar, daß die Ernennung im Zusammenhang stand mit der Absicht des Vatikans, eine Neuregelung der Diözesanverhältnisse im Gebiet der oberen Etsch herbeizuführen. Die Übertragung der in Aussicht gestellten Rechte an den neuen Weihbischof ließ jedoch bis heute auf sich warten. Wir erwähnen dieses Ereignis deswegen, weil es offenbar mit der jetzigen Ernennung von Bischof Gargitter in einem ursächlichen Zusammenhang steht, ein Umstand, der in den Pressemeldungen meist übersehen worden ist.

Reaktionen

Im Lande selbst war die Reaktion unterschiedlich. Die Bozener italienische Tageszeitung „Alto Adige" nannte die Ernennung von Bischof Gargitter einen „Blitz aus heiterem Himmel" und brachte damit, wenn auch in verhaltener Form, den Unmut gewisser italienischer Kreise in Bozen und Trient zum Ausdruck. Die Ernennung eines deutschsprachigen Bischofs zum Apostolischen Administrator eines mehrheitlich italienischen Gebietes, gerade in einer Zeit, in der sich die Schwierigkeiten zwischen den beiden Volksgruppen immer mehr verschärfen, hat in diesen Kreisen befremdend gewirkt. Die übrige italienische Presse äußerte sich vorsichtiger und mit jenem Anflug von Respekt, mit dem die nichtkatholisch orientierte Presse Italiens kirchlichen Ereignissen zu begegnen pflegt (vgl. „La Stampa", 20. 1. 61, und „Corriere della Sera", 21. 1. 61). Im wesentlichen enthielt man sich einer eigenen Stellungnahme und begnügte sich mit dem Hinweis auf die maßvolle Haltung des Brixner Bischofs im Südtirolkonflikt; man vergaß auch nicht, zu bemerken, daß diese Haltung bei den „Kleriko-Nationalisten auf beiden Seiten des Brenners" auf Widerstand gestoßen sei („La Stampa", 21. 2. 61). Von zurückhaltender Sachlichkeit ist der Kommentar der deutschsprachigen Südtiroler Tageszeitung „Dolomiten". Sie hebt unter Hinweis auf das Ernennungsdekret den rein kirchlichen Charakter des Ereignisses hervor und betont das Ansehen, das der Bischof im Lande und bei der Kurie genießt („Dolomiten", 20. 2. 61). Die APA erwartet sich von der Ernennung des Bischofs eine Verstärkung seines mäßigenden Einflusses auf die Lage in Südtirol. Die übrige deutschsprachige Presse, so die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" und die „Neue Zürcher Zeitung", betonen die hohe Wertschätzung von Bischof Gargitter durch den gegenwärtigen Papst und die Tatsache, „wie die katholische Kirche ihre Würdenträger allein auf Grund der Begabung ohne Rücksicht auf Herkunft und Volkszugehörigkeit ausbildet" (Neue Zürcher Zeitung, 23. 2. 61). Die hier gestreiften Hinweise haben zweifelsohne alle ihre Richtigkeit. Doch dürfte für die Entscheidung der Kurie eine Reihe von Faktoren bestimmend gewesen sein, die sich freilich entsprechend den delikaten politischen und kirchlichen Verhältnissen in diesem Gebiet nicht so leicht feststellen lassen.

Gründe

Zunächst ist ohne Zweifel das hohe Ansehen von Bischof Gargitter nicht nur in seiner eigenen Diözese, sondern auch bei der römischen Kurie für dessen Ernennung entscheidend gewesen. Der neue Apostolische Administrator, der bereits im Alter von 35 Jahren zum Bischof von Brixen ernannt worden war, hat seither sehr segensreich für die religiöse Erneuerung seiner Diözese gewirkt, besonders durch die Reorganisation der verschiedenen kirchlichen Verbände und durch seine Bemühungen um die religiöse und menschliche Bildung der Erwachsenen, die

in einem Lande wie Südtirol, das sich in einem verspäteten, aber raschen gesellschaftlichen und religiösen Umbruch befindet, von besonders weittragender Bedeutung ist. Dabei hat er sich mit Erfolg bemüht, sich aus den verschiedenen politischen Strömungen im Lande herauszuhalten, ohne dabei auf wiederholte Hinweise auf das Recht des Eigenlebens der deutschsprachigen Bevölkerung zu verzichten. Mit viel Energie bemühte er sich um die Besserung der sozialen Verhältnisse in Südtirol. Sein Sozialhirtenbrief vom vorigen Jahr legt für diese Bemühungen Zeugnis ab. Er gibt darin nicht nur die Mittel an zur Überwindung der schwierigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse im Lande, sondern warnt zugleich beide Volksgruppen vor jeder Form des Extremismus. Es muß jedoch vermerkt werden, daß der Bischof dabei nicht die uneingeschränkte Zustimmung der deutschen Bevölkerung und besonders der Jugend fand. Die „Neue Zürcher Zeitung" trifft den Nagel auf dem Kopf, wenn sie schreibt: „Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Scharfmacher diesseits und jenseits des Brenners mit der Einstellung Msgr. Gargitters unzufrieden sind." Im Hinblick auf die gespannten Verhältnisse im Lande war das hohe Ansehen des Bischofs für dessen Ernennung jedoch ohne Zweifel entscheidend. Diese Vermutung findet übrigens eine Bestätigung in einem Schreiben des verstorbenen Kardinals Mimmi an den bisherigen Erzbischof von Trient, in dem der Kardinal auf „die besonders schwierigen Verhältnisse" und die „betonte Trennung zwischen den ethnischen Gruppen" hinweist.

Kenner der Verhältnisse nennen jedoch noch einen weiteren Umstand. Das hohe Alter und die lange Krankheit des Erzbischofs de Ferrari erlaubten diesem nicht mehr die volle Ausübung seiner pastoralen Verpflichtungen. Bei den besonderen Verhältnissen in der Diözese, in der der deutsche und der italienische Teil mit jeweils voneinander unabhängigen Generalvikaren an der Spitze ein fast unabhängiges Dasein führen, bedeutet dies auf längere Zeit einen Schaden für das religiöse Leben. Die Kurie kennt den neuen Apostolischen Administrator als überaus energischen Bischof, der beim Volk sich Achtung zu verschaffen und beim Klerus sich durchzusetzen versteht. Wenngleich er die beiden bisherigen Generalvikare der Erzdiözese in ihren Ämtern bestätigt hat, weisen einige Neuernennungen darauf hin, daß sich die Kurie darin nicht getäuscht hat.

Ein letzter, rein sachlicher Grund muß genannt werden. Die Kurie wollte offenbar mit dieser Ernennung der Neuordnung der Verhältnisse und Grenzen der beiden Diözesen näherkommen. Das Gebiet des ehemaligen deutschen und italienischen Tirol ist heute kirchlich in drei Teile geteilt: das Erzbistum Trient, das Bistum Brixen und die Apostolische Administratur Innsbruck-Feldkirch. Innsbruck-Feldkirch umfaßt den österreichischen Teil der früheren Diözese Brixen. Es untersteht direkt der Leitung des Apostolischen Stuhles. Vor der Errichtung einer eigenen Diözese ist man bisher offenbar aus Rücksicht auf die ehemaligen politischen Grenzen zurückgeschreckt. Schwieriger noch ist eine Neuregelung der Verhältnisse in den beiden Südtiroler Diözesen. Die Trennung des kleinen Landes in zwei Diözesen bringt aber manche Nachteile für das kirchliche Leben mit sich. Durch die Zusammenlegung des ehemals rein deutschen Gebietes zu einer einzigen Diözese ließen sich Kräfte sparen und die kirchliche Verwaltung vereinfachen.

Der erste Versuch einer solchen Zusammenlegung geht bereits auf die zwanziger Jahre zurück. Der Versuch scheiterte aber damals am Widerstand der italienischen Regierung.

Die Ernennung von Weihbischof Forer zum Weihbischof in Bozen wurde als ein weiterer Versuch in dieser Richtung verstanden. Wie schon erwähnt, haben sich die Erwartungen aber nicht erfüllt. Mangel an Bereitschaft gewisser weltlicher und kirchlicher Kreise war dabei ohne Zweifel ausschlaggebend. In der Bestellung des Bischofs Gargitter zum Apostolischen Administrator von Trient darf man wohl einen weiteren Schritt des Vatikans erblicken, zu einer Neuregelung zu kommen. Wenigstens ergibt sich auf diese Weise die Möglichkeit einer engeren Zusammenarbeit zwischen den deutschen kirchlichen Stellen in Brixen und Trient, unbeschadet der Interessen der italienischen Bevölkerung in den beiden Diözesen.

Die italienischen Bischöfe und die „apertura a sinistra"

Die Auseinandersetzung um die „apertura a sinistra" in Italien ist seit Sommer vorigen Jahres in ein neues Stadium getreten. Zwei Ereignisse waren dafür entscheidend: die Bildung der neuen Regierung unter Fanfani und der Ausgang der Gemeindewahlen im November vergangenen Jahres. Fanfani gelang die Bildung der Regierung nach einer der längsten Regierungskrisen und nach dem Sturz Tambronis durch die eigene Partei, nachdem die Parteien der Mitte durch die Ereignisse von Genua, wo sich äußerste Linke und äußerste Rechte im Straßenkampf gegenüberstanden, gewarnt waren. Nach der Niederlage Fanfanis vor zwei Jahren und dem darauffolgenden Verzicht auf die Führung der Partei war dessen Rückkehr an die Regierung nicht ohne Überraschungen und Vorbehalte vor sich gegangen. Die Not der Zeit veranlaßte aber offenbar auch die Liberalen, die traditionellen Gegner der christlich-demokratischen Linken, zwischen zwei Übeln das geringere zu wählen. Fanfani hatte seinen Standort schon immer auf dem linken Flügel der Partei, wenngleich er nach wie vor aus taktischen Gründen um einen Ausgleich zwischen rechts und links bemüht war. Es besteht jedoch kein Zweifel, daß Fanfani und seine Parteigänger die Zeit für gekommen sehen, nach einer wenn auch bloß taktischen Unterstützung durch die Linkssozialisten Ausschau zu halten. Fanfani ist offenbar geneigt, einen Schritt weiter zu gehen als sein Parteifreund Moro, der gegenwärtige Parteisekretär der Democrazia Cristiana. Ob Fanfani und seine Anhänger auf die demokratische Ehrlichkeit der Nenni-Sozialisten große Stücke halten, darf wohl in Frage gestellt werden. Entscheidend für ihre Haltung dürfte allein die Tatsache sein, der sich in Italien niemand — auch nicht die Katholiken — entziehen kann, daß eine wenigstens stillschweigende Unterstützung durch die Nenni-Sozialisten die conditio sine qua non für eine regierungsfähige Mehrheit darstellt.

Das zweite Ereignis bildete das Ergebnis der Gemeindewahlen vom November vorigen Jahres. Wie erwartet, brachten diese zwar keine großen Verschiebungen in den Gemeinden Italiens mit sich, immerhin aber doch ein leichtes Ansteigen der äußersten Linken mit geringen Verlusten der Parteien der Mitte. Trotz der geringen Verschiebungen wirkte das Wahlergebnis wie ein Schock, nicht zuletzt auf die italienischen Katholiken und die Hierarchie. Das weitere Ansteigen der Linksparteien, vor allem der Kommunisten, schien unaufhaltsam. Man glaubte, daß die

Kommunisten der Machtergreifung um einen weiteren Schritt nähergekommen seien.

Die Wahlergebnisse gestalteten die Bildung der „giunte" gerade in den großen Städten Italiens äußerst schwierig. Die Parteien der Mitte verfügten in vielen Städten über keine ausreichende Mehrheit. Man darf der Democrazia Cristiana nicht den Vorwurf machen, sie habe sich leichtfertig zur Bildung von Stadtausschüssen mit Unterstützung der Nenni-Sozialisten entschlossen. Wenn sie sich dennoch dazu entschloß, so deswegen, weil man eine wenigstens stillschweigende Unterstützung durch sie einer kommissarischen Stadtverwaltung vorzog. So kam es zu den bekannten Linkskoalitionen u. a. in Mailand, Genua und Florenz.

Das dritte Ereignis, das in derselben Richtung liegt, ist der Rücktritt der Regionalregierung in Sizilien am 1. März 1961. Diese kam als Nachfolgerin der Rechts-Links-Koalition Milazzos (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 416 ff. und 518) an die Macht. Sie setzte sich zusammen aus christlichen Demokraten, Monarchisten, Liberalen und Neofaschisten unter der Leitung des unabhängigen Barons Majorana, eines ehemaligen Milazzianers. Der Grund für die Regierungskrise in Sizilien ist bei der Democrazia Cristiana selbst zu suchen. Diese wollte offenbar klare Verhältnisse schaffen und nach einer Koalition der Mitte streben. Dies ist verständlich, da die bisherige Regierung nach zwei Seiten hin gebunden war. Unter Milazzo hatten sich die Kommunisten nicht nur in der Verwaltung und den verschiedenen wirtschaftlichen Körperschaften festgesetzt, sondern auch die meisten Sitze in den Parlamentsausschüssen erobert. So war die gesetzgeberische Tätigkeit der Regierung durch die Ausschüsse blockiert. Auf der anderen Seite war die Unterstützung der Neofaschisten auf die Dauer unerwünscht, weil sie das Ansehen der Regierung kompromittierte.

Bereits anläßlich der Gemeindewahlen im November hatte Generalsekretär Moro in Aussicht gestellt, klare Verhältnisse zu schaffen, indem er ankündigte, die Democrazia Cristiana würde sich künftighin jeder Zusammenarbeit mit Links- und Rechtsextremisten entziehen. Diesen Wunsch wiederholte Moro vor kurzem vor dem Nationalrat der Partei. Die Fanfani-Gruppe und die Gewerkschaftler innerhalb der Partei erfüllten — wahrscheinlich etwas voreilig — den Wunsch und weigerten sich, weiterhin an den Sitzungen des Regionalausschusses teilzunehmen. Daraufhin reichten die Vertreter der Neofaschisten ihre Demission ein.

Wie sich die Dinge weiter entwickeln werden, läßt sich schwer voraussagen. Moro will offenbar sein Versprechen wahr machen und zur Bildung einer Regierung der Zentrumsparteien nach römischem Muster auffordern. Doch dürfte die „Neue Zürcher Zeitung" recht behalten, wenn sie meint, es sei ein „frommer Wunsch, wenn Moro den Zusammenschluß der demokratischen Mitte in Aussicht nimmt" (Neue Zürcher Zeitung, 5. 3. 61). Tatsächlich würde eine solche Koalition selbst unter Einschluß der Milazzianer, der indessen fraglich bleibt, über keine ausreichende Mehrheit verfügen. Das Verhalten der Fanfani-Gruppe und der christlichen Gewerkschaftler legt die Vermutung nahe, daß die Linke innerhalb der Democrazia Cristiana entschlossen ist, wenn nötig auch mit Unterstützung der Linkssozialisten, eine Koalition einzugehen. Dies würde bedeuten, daß die Zusammenarbeit mit der Linken von der Gemeindeebene auf die Regionalebene übertragen würde.

Entsprechend dieser Entwicklung in der Democrazia Cristiana und in den Ausschüssen wuchs in letzter Zeit der Widerstand der italienischen Bischöfe, die hierin von der Katholischen Aktion unterstützt werden, gegen jede Form der Zusammenarbeit mit der Linken. Aus der Fülle der kirchlichen Stellungnahmen seien hier drei besonders hervorgehoben, die jeweils einen ganz bestimmten Bezug zu den erwähnten Ereignissen haben.

Die Stellungnahme Kardinal Montinis ...

Als erster nahm der Erzbischof von Mailand, Kardinal Montini, in einem Hirtenschreiben vom 4. Juni 1960 gegen eine mögliche Öffnung nach links Stellung (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 543 f.). Der Erzbischof erinnerte an das Dekret des Heiligen Offiziums gegen den Kommunismus, das auch jetzt noch uneingeschränkte Geltung habe. Auf die konkrete Situation eingehend, meinte der Kardinal, eine Öffnung nach links könne „im gegenwärtigen Augenblick und in der zur Zeit beabsichtigten Form" von der Kirche nicht gebilligt werden; denn dieser Weg könne dazu führen, „daß diejenigen sich der Demokratie bemächtigen könnten, die ihre erklärten Feinde sind".

Der Hirtenbrief erschien übrigens in der Zeit des Übergangs von Tambroni zu Fanfani. Er gestattet deshalb auch einen indirekten Schluß auf die Haltung der Kirche gegenüber den einzelnen Flügeln innerhalb der christlichen Demokraten selbst. Dieser Zusammenhang und der Wortlaut des Briefes, in dem der Kardinal ausdrücklich auf „die eventuellen politischen Folgen" seines Schreibens hinwies, lassen erkennen, daß sich die Kirche gegenüber der politischen Entwicklung in Italien nicht mehr nur mit grundsätzlichen Stellungnahmen begnügt.

... und die des sizilianischen Episkopats

Ein weiterer Vorstoß der Kirche erfolgte mit der Erklärung der sizilianischen Bischöfe vom 22. Februar 1961. Die Erklärung, die im „Osservatore Romano" (23. 2. 61) auszugsweise veröffentlicht wurde, umfaßt folgende Punkte:

1. Die sizilianischen Bischöfe verurteilen unter Hinweis auf die Ermahnungen des Heiligen Stuhles und der italienischen Bischöfe den Kommunismus und „dessen Verbündete, die Sozialistische Partei Italiens und die Christlich-soziale Union Siziliens".
2. Sie mißbilligen die Bildung von Ausschüssen unter Mitwirkung der Linken in den Gemeinden und der Region, weil diese „weder nützlich noch notwendig" seien.
3. Eine eventuelle künftige Nützlichkeit oder Notwendigkeit würde die Bildung solcher Ausschüsse niemals rechtfertigen, „sofern dies zur Aufgabe von Prinzipien und zur Verwischung von Grundsätzen" führen müßte.
4. „Die Erzbischöfe und Bischöfe Siziliens werden deshalb ihr Verhältnis zu den verschiedenen Stadtverwaltungen und den politisch-sozialen Bewegungen der Katholiken von der Beachtung oder Nichtbeachtung dieser Erklärung abhängig machen."

Durch die in dieser Erklärung ausgesprochene Bezugnahme auf die politischen Verhältnisse und die Tatsache, daß die in Frage kommenden Parteien ausdrücklich genannt werden, unterstreichen die Bischöfe ihre Verpflichtung, jede Schwenkung nach links in Sizilien zu verhindern. Unter

Beachtung des Zeitpunktes, an dem die Erklärung abgegeben wurde, drängt sich die Vermutung auf, daß die bischöfliche Erklärung — wenigstens indirekt — die Krisenmacher vom linken Flügel zur Ordnung rufen und die Regierung Majorana retten wollte.

Die ausdrückliche Nennung auch der „christlich-sozialen" Milazzianer unterstreicht die Sorge der Bischöfe um die politische Einheit der Katholiken.

Die kaum verhüllte Drohung an die Democrazia Cristiana, ihr im Falle des Zuwiderhandelns die Unterstützung zu entziehen, stellt in ihrer Art ein Novum für das Verhältnis von Kirche und Democrazia Cristiana dar, das unter Umständen weitreichende Folgen haben könnte. Offenbar handelt es sich hier um einen letzten Versuch, einerseits die Linke abzuwehren, anderseits die Einheit der katholischen Front zu erhalten.

Die Auseinandersetzung zwischen Kardinal Siri und Generalsekretär Moro

Dieser Auseinandersetzung folgte bald eine weitere. Vor Beginn der Tagung des Nationalrates der Christlichen Demokraten richtete Kardinal Siri als Vorsitzender der zuständigen Bischofskommission ein Schreiben an Generalsekretär Moro. Das Schreiben, das ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war, wurde u. a. auch vom „Quotidiano", dem offiziellen Organ der Katholischen Aktion Italiens, im Wortlaut veröffentlicht. Der Brief, dessen Inhalt sich im wesentlichen mit der Erklärung der sizilianischen Bischöfe deckt, schließt wie folgt: „Im Namen Gottes fordere ich Sie auf, von Ihrer Verantwortung Gebrauch zu machen."

Trotz dieses beschwörenden Tones hat sich der Nationalrat der Partei für die Weiterführung der Koalitionen mit der Linken ausgesprochen. Er hat es zunächst auch sorgfältig vermieden, den Bischöfen gegenüber Stellung zu nehmen. Erst am 3. März erschien im „Popolo" ein Leitartikel aus der Feder des Generalsekretärs, in dem er klarzustellen versucht, daß es sich bei den Koalitionen in den Gemeinden nur um eine administrative und keine politische Zusammenarbeit mit der Linken handelt. Von einer „apertura a sinistra" könne deswegen noch gar keine Rede sein. Zudem seien weitere Verhandlungen von der Zusicherung folgender Garantien abhängig: Verteidigung der Demokratie gegen alle Totalitarismen, Treue zu den außenpolitischen Verpflichtungen Italiens, Einbeziehung Italiens in den freien Westen, „Anerkennung der religiösen und moralischen Traditionen des italienischen Volkes". In dieser „politischen Klarstellung" ist ohne Zweifel ein Einlenken der Partei gegenüber den Bischöfen festzustellen. Was Moro von einer politischen Zusammenarbeit fordert, ist ungefähr das gleiche, was auch die Bischöfe fordern. In der Klarstellung von Moro ist aber kein Nachgeben der Partei im Hinblick auf die „administrative" Zusammenarbeit mit der Linken festzustellen.

Der Episkopat ist sich hingegen bewußt, daß sich besonders in Italien eine Trennung zwischen administrativer und politischer Zusammenarbeit nicht durchführen läßt und daß durch ein Nachgeben auf Gemeindeebene der Linken auch auf politischer Ebene der Boden bereitet würde. Eine wirkliche Klärung wäre nur zu erwarten, wenn Nenni die gewünschten Garantien tatsächlich gäbe. Das kann sich dieser aber im Hinblick auf die Wähler und die eigene Partei kaum leisten.

Der portugiesische Episkopat vor den nationalen Problemen

Der Erzbischof von Lissabon, Kardinalpatriarch Cerejeira, hat am 30. Januar 1961 an den Präsidenten der USA einen Brief gerichtet, der sich auf den politischen Piratenstreich des portugiesischen Oppositionspolitikers Henrique Galvão (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 310) auf dem portugiesischen Luxusdampfer „Santa Maria" bezieht. Der Brief hat folgenden Wortlaut:

„Indem ich an die Grundsätze der Gerechtigkeit und Humanität und an die edlen Gefühle des nordamerikanischen Volkes appelliere, dessen würdiger Präsident Ew. Exzellenz ist, bitte ich Sie im Namen des ganzen portugiesischen Episkopats, Verfügungen zu treffen, daß zusammen mit den Passagieren der ‚Santa Maria' auch jenen Angehörigen der Besatzung die volle Freiheit der Ausschiffung gegeben wird, die das Schiff zu verlassen wünschen. Die amerikanischen Behörden sollten garantieren, daß niemand von der Besatzung zum Verbleiben auf dem Schiff gezwungen wird. Die Besatzung der ‚Santa Maria' besteht gänzlich aus Portugiesen, die unsere geistlichen Söhne sind, und wir haben die Pflicht, ihnen in einem so schwerwiegenden Augenblick, der für sie tragische und fatale Folgen haben kann, beizustehen."

Der handgeschriebene Brief wurde vom Sekretär des Patriarchen dem amerikanischen Botschafter in Lissabon zur Weiterleitung übergeben. Es ist wohl das erstemal in der Geschichte der neueren Zeit und ohne diplomatische Parallele, daß sich ein katholischer Kirchenfürst offiziell und unmittelbar an ein fremdes Staatsoberhaupt wendet. Die „New York Times" (31. 1. 61) schrieb dazu: „Das Ansuchen Kardinal Cerejeiras ist nur der Höhepunkt einer Flut von Appellen, die der US-Botschaft aus ganz Portugal zugegangen sind."

Die portugiesischen Kolonien

Seit den in den Vereinten Nationen vorgetragenen Angriffen gegen die portugiesische Kolonialpolitik geht durch das Land eine Welle des Nationalismus, der sich auch der Episkopat nicht ganz entziehen konnte. Die drei Metropoliten (von Braga, Lissabon und Évora) haben nach einer gemeinsamen Sitzung in Lissabon am 13. Januar 1961 eine Verlautbarung veröffentlicht, in der es heißt:

„Im Bewußtsein ihrer pastoralen Verantwortung erinnern die Metropoliten die Gläubigen daran, daß ihnen die offensichtlichen Pläne Gottes mit dem portugiesischen Vaterland anvertraut sind. Die providentielle Linie unserer Geschichte machte uns seit vielen Jahrhunderten zu Werkzeugen des Herrn in der Evangelisierung eines beträchtlichen Teiles der Welt in Amerika, Afrika, Asien und selbst Ozeanien. Und die Kirche hat diese Mission immer bestätigt ... Die Ausdehnung des portugiesischen Vaterlandes über die verschiedenen Teile der Welt gehorchte von Anfang an einem Ideal der menschlichen Verbrüderung innerhalb der christlichen Kultur ... Christliche Kultur bedeutet: Ehrfurcht vor der menschlichen Würde, Wiedereinsetzung des Naturrechts, Aufrichtung der Autorität, Garantie für Recht und Freiheit, Förderung von Wirtschaft und Zivilisation, Unterdrückung von Aberglaube und Furcht, Verbrüderung der Rassen und Kulturen, Schutz der Schwachen. Die Bewahrung und Weiterentwicklung der Erbschaft, die Portugal nach der Meinung des ganzen Volkes von der Vorsehung anvertraut worden ist, liegt im Sinn seiner Geschichte und hat die Bedeutung

und den Wert eines Dienstes am Menschen, an der Familie, an der Gesellschaft, an der Ordnung, an der Kultur, am Fortschritt und an der Welt. In dieser Stunde, in der das Abendland in der Anarchie von Ideen, im Zweifel gegenüber Rechten und Pflichten, in der Faszination von Mythen, im Zusammenbruch der moralischen Tabus des Dekalogs, im Irrewerden an gerechten Grundsätzen aus unreifer Großzügigkeit, in der Unterschätzung der christlichen Werte und dem Verzicht auf ihre Verteidigung sein Selbstbewußtsein verloren zu haben scheint, ist sich Portugal seiner evangelisatorischen und zivilisatorischen Mission bewußt. Es leidet, wenn es sieht, wie diese Mission verkannt und mißachtet wird, und es ist sogar versucht, ihr untreu zu werden. In dieser schweren Stunde der Nation erheben wir unsere Herzen und unseren Geist zu Gott. Seit den ersten Zeiten der Kirche ist es Tradition, für die staatliche Autorität zu beten, die zum Schutz und zum Fortschritt des Gemeinwohls eingesetzt ist. In allen heiligen Messen wird täglich für jene gebetet, denen die schwere Bürde aufgeladen ist, über das nationale Interesse und die nationalen Pflichten zu wachen . . ."

Aus den Missionen

Daß in den Missionen die religiöse Schulung der Laien zum Apostolat nachhaltig gepflegt werde. Missionsgebetsmeinung für Mai 1961

Die verhältnismäßig geringe apostolische Aktivität der Laien in den Missionen ist eine Erscheinung, die besonders jenen Besuchern aus europäischen Ländern auffällt, die selbst in apostolischen Bewegungen führend tätig sind. Msgr. Cardijn, der gewiß nicht blind ist gegenüber dem Versagen von Massen katholischer Laien in der altchristlichen Welt, war bei den weltweiten Reisen, die er zur Gründung und Entfaltung der Christlichen Arbeiterjugend machte, von dieser Erscheinung so beeindruckt, daß er öfter erklärte: „Die Laien (in den Missionen) sind nicht apostolisch eingestellt." Die Enttäuschung über den Mangel apostolischen Elans bei den Laien ist um so größer, als man sich vor der Abreise nach Übersee vorgefaßte Begriffe geformt hatte: Die Missionen sind erobernde Kirche, deshalb im Gegensatz zur altchristlichen Welt, in der das Christentum sich mühsam gegen den Säkularisierungsprozeß verteidigt und auf Erneuerung sinnt, in ihrem ganzen Geist und in allen ihren Gliedern dynamisch. Man hat erhofft, sich an taufrischem, sendungsbewußtem Glauben erlaben zu können. Und nun stellt man — wenigstens bei oberflächlichem Hinsehen — fest, daß eigentlich nur der Klerus mit seinen Hilfskräften erobernd tätig ist, und dies auch nur in geringem Umfang, weil er durch die Seelsorge übermäßig beansprucht wird, während die Masse der Katholiken sich nur „betreuen" läßt. Katecheten, Schulfachleute, Theologen aus dem Westen, die das Schulwesen der Missionen studieren, fanden, daß es auf allen Bildungsstufen zu wenig Bedacht nehme, eine apostolische Geisteshaltung zu formen. Eine führende Persönlichkeit aus der kirchlichen Sozialarbeit, die jüngst nacheinander eine Reihe von großen Missionszentren Asiens kennenlernte, brachte als Gesamteindruck mit, daß die Missionen vom Klerus noch immer patriarchalisch regiert würden und daß die Mission Kirche neben dem Volk sei. Man beginne, vielfach zu spät, sich umzustellen. — Für Afrika wurde in den letzten Jahren von Missionswissenschaftlern öfter hervorgehoben, daß die Glaubensboten, vor allem die älteren Missionare, sich schleunigst von dem System des Paternalismus lösen müßten, da seine Zeit vorbei sei, und ein Priester, der sich in Europa mit großem Erfolg viele Jahre um eine sinnvolle Koordinierung des akademischen Laienapostolats in Übersee mit jenem der altchristlichen Länder bemüht hatte, stellte vor einiger Zeit in einer Versammlung von Fachleuten des Missionswesens fest, daß die aus den farbigen Ländern kommenden katholischen Studenten meist ohne apostolischen Geist nach Europa kämen, weil man sie nicht zur Übernahme von Verantwortung erzogen hätte. Die Missionen seien noch zu sehr klerikalisiert, um einer echten Laienbewegung Raum geben zu können.

Äußere Hindernisse für die Entwicklung des Laienapostolats

In diesen Äußerungen muß man, um das Problem des Laienapostolats genauer analysieren zu können, mehrere Elemente klar unterscheiden. Zunächst die Einwirkung von außen. Die tiefgehende geistige, soziale und politische Umstellung in den Missionsländern verändert die hierarchischen Lebensordnungen von einst, in denen die Mission tätig war und an die sich die Glaubensboten aus äußerer und innerer (religiöser) Notwendigkeit anpassen mußten. Diese Lebensordnungen hatten, wie jede Sozialordnung, ihre Mängel. Aber es konnte nicht Aufgabe der Kirche sein, sie zu revolutionieren, vielmehr sie apostolisch zu durchdringen, damit sie sich christlich umformten. In den streng hierarchisch gegliederten Gesellschaften war zwar ein begrenztes Laienapostolat möglich, aber nicht ein solches in den Formen, wie sie unsere moderne westliche Lebensordnung gestattet und fordert. Vor allem war es jeweils begrenzt durch Gruppe, Stamm, Kaste usw. Der Priester nahm in der hierarchisch geordneten Gesellschaft, deren Spitze er vor allem zu gewinnen suchte, eine ehrenvolle Stellung ein, weil diese Gesellschaft stets ihre letzte Sinngebung aus religiös-sittlichen Ordnungsprinzipien erhielt. Die Gefahr bestand für ihn darin, daß er in seinem Verhalten der wachsenden Reife seiner Schutzbefohlenen zu christlichen Persönlichkeiten nicht genügend Rechnung trug und ihre apostolische Eigenverantwortung nicht entsprechend förderte. Diese Gefahr war um so größer, als die Kolonialmächte überall die Autorität des weißen Mannes stärkten und sie nach ihren Anschauungen auch vom Missionar herrscherlich ausgeübt wissen wollten. Schließlich war auch das westliche Überlegenheitsgefühl, dessen Korrelat die Geringachtung der örtlichen Kulturen in den Missionsländern war, eine ständige Versuchung für die Glaubensboten, das bequeme patriarchalische System routinemäßig durchzuhalten, als schon die ersten Anzeichen kommender großer sozialer und politischer Veränderungen sichtbar wurden. Mit der Übergangszeit seelsorglich fertig zu werden war eine überaus schwierige Aufgabe. Die älteren Missionare, vielfach verstreut auf dem Lande lebend, konnten sich kein rechtes Bild von der Entwicklung und ihrem voraussichtlichen Endstadium machen. Während in den Städten die Evolution schnell fortschritt, blieb auf dem Lande alles beim alten. Erst allmählich machte sich der Einfluß der modernen Stadtzivilisation auf dem Lande bemerkbar. Zwei völlig verschiedene Seelsorgssysteme mußten in jeder Mission angewandt werden, eines für die von der westlichen Zivilisation erfaßten Städte, das sich unseren westlichen Seelsorgsformen annäherte, eines für die noch patriarchalisch geordneten ländlichen Gebiete, das im wesentlichen tradi-

tionell war. Als nun die Städte anwuchsen und die Bewältigung immer neuer Sozial- und Seelsorgsprobleme gefordert wurde, mußte man immer mehr Priester vom Lande in die Städte ziehen. Diese brauchten viel Zeit, sich umzustellen, und den älteren von ihnen gelang dies nicht mehr hinreichend. Immer schneller aber stellten sich auch auf dem Lande die Umstellungsprobleme, und hier fehlte es dann an sachkundigen Priestern, nachdem die dynamischsten und anpassungsfähigsten schon von den Städten in Anspruch genommen waren. Unter solchen Verhältnissen mußte es äußerst schwierig, ja unmöglich sein, einheitliche Normen für das Laienapostolat auszuarbeiten und sich dabei der von den Kirchen des Westens eifrig angebotenen Rezepte zu bedienen.

Die sich überstürzenden Unabhängigkeitsbewegungen in den Ländern der farbigen Welt brachten dann neue Probleme. Wenn die Kirche im Ausbau des Laienapostolats zu „fortschrittlich" war, geriet sie in Konflikt mit den Kolonialmächten, von denen sie weithin abhängig war. Eine umfassende Ausbildung zum Laienapostolat konnte aber nicht umhin, alle die Grundsatzfragen von Persönlichkeitsrecht, Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung zu behandeln, deren freimütige Erörterung den Kolonialregierungen höchst unangenehm sein mußte. So war es den Missionen der Kolonialära sehr schwer gemacht, vom Boden eines behördlich gehandhabten und gehüteten patriarchalischen Systems aus das Laienapostolat der neuen Zeit vorzubereiten. Am leichtesten war dies noch möglich, wo, wie in den englischen Kolonien oder in Teilen Französisch-Westafrikas, die Regierungen das unabänderlich Kommende etappenweise selbst mit vorbereiten halfen, am schwierigsten in Gebieten, in denen unkluges Zögern zu einem abrupten Umbruch führte. Ein Schulbeispiel für die politischen Schwierigkeiten, die eine Kolonialregierung gegen Versuche zur Bildung „mündiger" Christen in einem noch nicht für mündig erklärten Volke bis kurz vor der Erklärung der Unabhängigkeit machte, ist Madagaskar. Man stelle sich auch vor, was heute in Angola, das die Portugiesen als „überseeische Provinz des Mutterlandes" mit Klauen und Zähnen zu verteidigen bereit sind, geschähe, wenn dort die durch den accordo missionario eng an den Kolonialstaat gebundene Kirche aus dem „System" ausbräche und versuchte, die einheimischen Laienchristen geistig auf die volle Übernahme der Funktionen eines modernen Laienapostolats in einem unabhängigen Angola vorzubereiten! Die Verhältnisse in Südrhodesien und der Südafrikanischen Union sind allzu bekannt, so daß hier nicht dargelegt zu werden braucht, warum der Aufbau eines wirksamen Laienapostolats der Nichtweißen dort auf außerordentliche Schwierigkeiten stößt.

Außer den Erschwernissen, die von dem Umbau bzw. der Auflösung der hierarchisch geordneten Gesellschaftsstrukturen ausgingen, muß man also alle die äußeren Hemmungen, die der Geist und die Praxis des Kolonialsystems der Entwicklung eines echten Laienapostolats bereiteten, wohl erwägen, wenn man ein kritisches Urteil über die Frage des Laienapostolats in den Missionen fällen will. Es wird dann klarer, warum die Kirche in der laienapostolischen Bewegung der Missionen mit den entsprechenden Bewegungen in Europa und Nordamerika nicht einfach gleichziehen konnte. Dann versteht man auch, daß die Kirche der zum Teil sehr plötzlich selbständig gewordenen Länder nicht sogleich über ein Laienapostolat verfügte, wie sie es lebensnotwendig brauchte. Es fehlte die äußere Möglichkeit seiner organischen Entwicklung. Schließlich darf man nicht vergessen, daß in den Missionen 35—40 Millionen Katholiken, von denen viele Millionen Christen der ersten Generation sind, einer teilweise ungeheueren heidnischen Übermacht gegenüberstehen, die einer Entfaltung der Kirche vielgestaltigen Widerstand entgegensetzt. Die Einzelkirchen lebten zudem bisher in großer Streuung über halb Asien und über ganz Afrika hin, ohne gegenseitige direkte Fühlungnahme. Die Kolonialmächte trugen mit dazu bei, die an sich schon vorhandene geographische Isolierung der Kirchen durch ihre Politik, die eigenen Kolonien von jenen anderer Nationen abzuschirmen, zu verschärfen. Wenn der universalkirchliche Geist an der Wurzel eines seiner Aufgaben bewußten Laienapostolats liegen muß, so war es schwer, diesen Geist zu fördern, falls man den Christen das Erlebnis dieser Universalität nicht vermitteln konnte. Man muß die Akten des ersten asiatischen Kongresses für das Laienapostolat (Manila 1955) lesen, um zu verstehen, was es für die Abgesandten des südostasiatischen Raumes bedeutete, sich zusammen mit Vertretern der Katholischen Aktion aus dem Abendlande erstmalig als Glieder einer weltweiten Kirche begreifen zu lernen. Selbst in Afrika, wo die jungen Kirchen raummäßig sehr viel enger zusammenleben, kommt es jetzt erst zu einer zaghaften Annäherung der Kirchen, nachdem die von den Kolonialmächten gezogenen politischen Grenzen aufgeweicht werden und der Kontinent von einem Einheitsstreben erfaßt ist, das freilich noch im Kampfe mit einer Unzahl von Partikularismen liegt.

Damit sind die äußeren Schwierigkeiten für eine gesunde Entfaltung des Laienapostolats nicht erschöpft. Das Problem der Bildung einer religiösen Elite ist um so schwieriger zu lösen, je geringer der allgemeine Bildungsstand der Massen und je kleiner die Kirchengemeinschaft in einer Nation ist. In nur wenigen Missionen verfügt die Kirche über eine stärkere Bildungsschicht. In Asien ist dies durch die Widerstände bedingt, die eine kulturbewußte geistige Aristokratie dem Eindringen des Christentums entgegenstellte. In Afrika beträgt die Zahl der Gebildeten überhaupt vorläufig erst wenige Prozente der Gesamtbevölkerung. Die große Schar der Katholiken, die nur durch die Volksschulen der Mission gingen, kann sich sicher auch an fruchtbarem Apostolat beteiligen, desgleichen die Analphabeten. Schwieriger wird ihre Verwendung im spezialisierten Apostolat, wie es die Missionen heute brauchen. Auf jeden Fall verlangt die Schulung zum Apostolat in den Missionen sehr viel mehr Zeit und Geduld als in den altchristlichen Ländern. Die überlasteten Missionare werden geneigt sein, ihre Katechisten mit dem größten Teil dieser Bildungsarbeit zu belasten. Sie sehen anderseits ein, daß die Katechisten in den meisten Missionen nicht den Bildungsstand haben, um dieser Aufgabe gewachsen zu sein. Man muß also Katechistenschulen einrichten, die eine mehrjährige Ausbildung vermitteln. Aber woher sollen die Gelder für den Unterhalt dieser Schulen kommen? Die Lösung der hier sichtbaren Aufgabe ist besonders dringend in Gebieten, in denen die katholische Schule der Kirche genommen ist. Im übrigen kann der Katechist wohl eine gewisse apostolische Grundbildung vermitteln, nicht aber an die Spitze einer laienapostolischen Bewegung treten, die den Priestern helfen will. Denn obwohl man ihn als Laienapostel bezeichnen darf, weil er Laie ist, so übt er seine Tätigkeit doch im Sektor der Hierarchie als Organ des Priesters, als sein „verlängerter Arm" aus. Die Bestrebungen, mit der Erteilung der niederen Weihen und eventuell der Diakonatsweihe in den Missionen, wo die

Not an Priestern am größten ist, den ersten Versuch zu machen, und zwar bei Katechisten, unterstreichen die Tatsache, daß der Katechist priesterliche Hilfsfunktionen ausübt. Letzten Endes muß sich also das Laienapostolat auf Laienchristen außerhalb der Sphäre der Hierarchie stützen, und hier beginnt von neuem das Problem der Elitebildung, zu dessen Lösung ausländische Berater beitragen können, ohne aber selbst die Führungsfunktion zu übernehmen.

Heidnische Umwelt

Die Frage, wie man die katholische Missionsschule, die heute fast überall durch den Anspruch der neuen Staaten auf das Erziehungsmonopol bedroht ist, so gestalten kann, daß den katholischen Schülern dort apostolischer Geist eingeimpft wird, berührt ein weiteres Element äußerer Erschwerung der Apostolatserziehung. In der nächsten Missionsgebetsmeinung („Daß in den Missionsschulen von katholischen Lehrkräften ganze Christen herangebildet werden") wird auf diese Frage noch näher einzugehen sein. Die Schule sollte ein Apostolatsmittel sein und nahm deshalb, besonders in Gebieten mit noch kleinen Christengemeinden, mehr heidnische als katholische Schüler auf, die dann durch den Geist der Schule zur Annahme des Christentums bewogen oder wenigstens zu einer objektiven Würdigung bzw. zu einer wohlwollenden Haltung gegenüber der Kirche geführt werden sollten. Die aus heidnischer häuslicher Umwelt kommenden katholischen Kinder lebten also auch in der christlichen Schule in enger Berührung mit der heidnischen Umwelt. Dies erforderte, wenn man den katholischen Geist der Erziehung sichern wollte, eine sehr sorgfältige Auswahl bzw. Heranbildung der Lehrkräfte, soweit sie nicht Priester und Ordensleute waren. Aber auch die besten katholischen Lehrer mußten Schwierigkeiten empfinden, in Schulen mit überwiegend nichtchristlichen Kindern der christlichen Minderheit eine erfolgreiche katholische Ganzheitserziehung zu geben. Was hier notwendigerweise versäumt wurde, konnte auch durch das Elternhaus nicht gutgemacht werden, da die Eltern, vor allem in Afrika, die religiöse Erziehung ihrer Kinder meist ganz der Schule überlassen, nicht aus mangelndem gutem Willen, sondern weil sie aus der Welt der Stammeskulturen kommen, in denen die Erziehung der Jugend durch die objektive Einordnung in das Sozialgefüge des Stammes geschieht. Die hier angedeuteten Erziehungsprobleme potenzieren sich in den höheren Schulen, in denen man vor allem in Asien für den Unterricht in den weltlichen Schulfächern eine große Zahl heidnischer Lehrer beschäftigen muß, weil christliche Kräfte nicht in ausreichender Zahl zur Verfügung stehen. Die so wichtige nachschulische religiöse Weiterbildung der Jugend, vor allem ihre Anleitung zu praktischer apostolischer Betätigung, ging wegen des Mangels an geeignetem Personal und an Mitteln weithin über die Kräfte der Mission, besonders in Gebieten, wo die christlichen Kirchen eine Art von Schulmonopol (Belgisch-Kongo!) hatten und nur mit Anspannung aller Kräfte, selbst unter Vernachlässigung wichtiger Seelsorgsaufgaben, durch Eröffnung stets neuer Schulen dem wachsenden Bildungsbedürfnis und den Forderungen der Regierungen nach schnellster Ausbreitung des Schulwesens genügen konnten. So verließen Hunderttausende von Jugendlichen die christlichen Schulen, ohne in den kritischen Entwicklungsjahren eine den Notwendigkeiten entsprechende religiöse Weiterbildung zu erhalten. Die neuen Staaten der farbigen Welt, die sich formal meist als religiös neutrale moderne Staaten konstituieren, wenn sie nicht gar einer totalitären Ideologie huldigen, sind wenig geneigt, die Schule privaten Schulträgern zu überlassen, wenn sie diese Schulen auch notgedrungen in einer Übergangszeit dulden. Man muß fast überall mit gesteigerter Einwirkung der Staaten auf die Schulprogramme rechnen, besonders in Hinsicht auf die Durchsetzung eines neuen, von eigenen Kulturvorstellungen bestimmten Nationalismus, in dem sich auch das Bestreben geltend macht, neubelebte heidnisch-religiöse Vorstellungen und Traditionen zur Untermauerung der nationalen Ideologie wieder wirksam werden zu lassen. Immer zahlreicher entstehen auch Staatsschulen, die als religiös-neutrale Schulen eingerichtet werden. Vielfach beschränkt man schließlich die Freiheit der christlichen Schulen in der Aufnahme der Schüler. Die christlichen Schulen werden in den Verteilungsplan der Unterrichtsanstalten eingeordnet und aufgefordert, in ihrem Einzugsgebiet alle Schüler jeden Bekenntnisses aufzunehmen. Dies alles ist geeignet, den Funktionswert der christlichen Schulen im Sinne christlicher Ganzheitserziehung für die katholischen Kinder einzuschränken. Wenn diese Schulen dann noch, wie jetzt auf Ceylon, mit einem Federstrich beseitigt werden, muß die Missionskirche ihr ganzes Apostolatssystem überprüfen. Die Liturgie, die Katechese im Kirchenraum und das Elternhaus sind dann als die Schwerpunkte der Apostolatserziehung auszubauen. In den Schulen frei werdende Kräfte müssen sich der nachschulischen Erziehung stärker annehmen. Alle noch in den Staatsschulen gegebenen Möglichkeiten zur Ausübung christlichen Einflusses sind zu nutzen. Dazu gehört vor allem, daß man qualifizierte junge Männer und Frauen, die man sonst für die Tätigkeit an christlichen Schulen vorbereitet hätte, veranlaßt, an den staatlichen Seminarien die Lehrbefähigung für den Unterricht an diesen Schulen zu erwerben. Die Schulpolitik der Regierungen darf auf keinen Fall zu einer Getto-Haltung der Katholiken führen.

Innere Hindernisse für die Entwicklung des Laienapostolats

Neben den äußeren Hindernissen für die Entwicklung des Laienapostolats in den Missionen stehen die inneren. Hier sind zunächst die Hemmungen zu nennen, die der Klerus in den Missionen hat, wenn es sich darum handelt, den Laien Selbstverantwortung im Apostolat zu übertragen. Die Kirche kam in die meisten der modernen Missionen nur mit ihren hierarchischen Vertretern, nicht etwa gleichzeitig mit einer Gruppe von Laienaposteln. Zu den hierarchischen Vertretern rechnen wir hier auch die Angehörigen der Orden, die zwar auch Laien in ihren Reihen zählten, die aber keine Welt-Laien waren. Die Kirche erschien dementsprechend nur in ihrer geistlichen Führungsschicht. Die Missionare kamen als Glaubensboten, aber sie brachten die Kultur ihrer Heimat mit, die von den vorgefundenen Kulturen sehr verschieden war. Es stellte sich das Problem der Anpassung einer in einer fremden Kultur hochentwickelten Kirche an hochentwickelte oder an Primitivkulturen. Die Anpassung an die Hochkulturen gelang nicht. Die Gründe dafür gibt die moderne Missionsgeschichte. Die Anpassung an die Primitivkulturen wurde gelöst, indem man die Naturvölker zur europäischen Zivilisation emporzog. Und da die Kirche in die Hochkulturen nicht eindringen konnte, blieb nichts anderes

übrig, als diese mit unzureichenden Konzessionen an die kulturelle Umwelt weiter in ihrem europäischen Gewande zu verbreiten. Man tat dies mit gutem Gewissen, da man die christlich-europäische Kultur für die beste der Welt hielt, der sich die übrigen Kulturen beugen würden. Erst später, sehr spät drang ein vertieftes Bewußtsein über die Problematik dieser Haltung in die Führungskreise der Mission ein, als nämlich die europäische Zivilisation sich immer mehr von ihrer christlichen Wurzel loslöste und man gleichzeitig die nichtchristlichen Kulturen besser kennenlernte. Die ungelöste Akkommodationsfrage und die reichlich komplizierte sichtbare Gestalt der Kirche ermöglichten es nicht, bald das priesterliche Apostolat mit einem Kranz von Laienhelfern zu umgeben, die sicher und ohne Gefahr der Irrung den Glauben in die fremde Umwelt trugen. Wenn man den Missionschristen die Methoden der Ausbreitung der Kirche im Mittelmeerbecken als Beispiel des Laienapostolats vorhält, so muß man ihnen eigentlich auch die Schwierigkeiten nennen, die der Nachahmung dieses Beispiels durch sie im Wege stehen. Auf jeden Fall haben die oben angedeuteten Umstände der modernen Missionierung die Entwicklung des Laienapostolats bis heute außerordentlich gehindert. Und so kam es denn auch, daß der Klerus durch das von ihm entwickelte Katechistensystem nicht die Entlastung im Apostolat fand, die er eigentlich benötigte.

Ein zweites Element hemmender Art für die Entwicklung des Laienapostolats war in sehr vielen Missionen die Aussicht, durch Gewinnung der Führungsschichten, der Stammeshäuptlinge usw. das ganze Volk bzw. den ganzen Stamm zum Christentum bekehren zu können. Wenn dies gelang, so brauchte man keine Kräfte mehr, um den Glauben zu verbreiten, sondern nur, um die soziale Gefolgschaft der Bekehrten im Glauben zu unterrichten. Alle diese Methoden versagen heute, wo sich die alten gesellschaftlichen Gliederungen auflösen. Diese Auflösung geschieht aber in einer Zeit ungeheuerer geistiger Gärung und unter revolutionären Begleiterscheinungen. Die Christen sind geistig oft nicht genügend vorbereitet und reif genug, um unter diesen Umständen zuverlässige freiwillige Helfer der Missionare zu sein, zumal ein oft methodisch und didaktisch anfechtbarer Katechismusunterricht in den Massen-Katechumenaten offenbar nicht in die Tiefe drang. Es sei hier gestattet, ein paar Zitate aus der Enzyklika *Princeps Pastorum* (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 175) aneinanderzureihen: „Es ist wesentlich, daß die Kirche überall, wo sie mit ihrer Mission Erfolg hat, sich auch in der ganzen Fülle ihrer Struktur darstellt, zu der ja nicht nur die verschiedenen Grade der Hierarchie gehören, sondern auch der Stand des Laien ... Zu diesem Zwecke genügt es nicht, die Menschen in den jungen christlichen Gemeinden nur zum Glauben zu bekehren und sie nach der Taufe in großen Zahlen in die Kirchenbücher einzutragen. Unter allen Umständen müssen sie eine christliche Erziehung erhalten, die den Verhältnissen und der Zeit angemessen ist und sie befähigt, je nach ihrer Eignung die Aufgaben zu übernehmen, die für das Wohl und Wachstum der Kirche in Gegenwart und Zukunft von Wert sind ... Ein Unterricht und eine Erziehung im Christenglauben, die sich darauf beschränken würden, die Gläubigen Katechismusformeln zu lehren und mit den wichtigsten sittlichen Geboten sowie ihrer Anwendung summarisch bekannt zu machen, ohne ihnen den Weg zur Erfüllung zu zeigen ..., kommt in die große Gefahr, der Kirche ein träges Volk zuzuführen.

Die Kirche der Missionen braucht heute überall nicht nur einheimische Priester, sondern ebenso helfende Laien, um diese Zeit des Umbruchs überstehen zu können. Manche Missionare möchten angesichts gewisser revolutionärer Haltungen der Laien und trüber Erfahrungen mit der geistigen Standfestigkeit der Christen am liebsten wieder patriarchalisch regieren. Aber jeder Versuch dieser Art macht die Lage nur schlimmer und den betreffenden Missionar unmöglich. Die Kirche der Missionen muß heute Volkskirche werden und darf nicht Kirche neben dem Volk bleiben. Die großen Zahlen schrumpfen vielfach zusammen. Im Kongo sind beträchtliche Gruppen der Christen unter dem Einfluß der Ereignisse religiös abständig geworden. Die Masse tut es nicht, man muß Qualitätschristen bilden, auch wenn die kirchliche Statistik eines Missionslandes nicht mehr jährlich den Zuwachs von Hunderttausenden verzeichnet.

Das ungelöste Akkommodationsproblem

Soll die Kirche aber Volkskirche werden und Laienapostel bilden, die aus der Fülle eigenen religiösen Erlebens, den Priestern vorausgehend und sie begleitend, den Glauben in die Seelen und in ihr Volkstum, ihre Kultur pflanzen helfen, so muß die heikle Frage der Anpassung, die schwierigste aller aktuellen Missionsfragen, besser gelöst werden als bisher. Auch das spezialisierte Apostolat der Legion Mariens, der Christlichen Arbeiterjugend usw., das mit Hilfe einheimischer Kräfte in sehr vielen Missionen unter Anpassung an das konkrete Leben auf begrenztem Raum prächtige Erfolge errang, kann nicht zum echten Durchstoß der Kirche in die Lebensordnungen führen, wenn den örtlichen Kirchen in ihrer kulturellen Gestaltung nicht größere Freiheit gegeben wird. Es muß zu denken geben, wenn auf dem zweiten Pan-Afrika-Seminar der Pax Romana (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 261) in Léopoldville, an dem katholische Studenten aus vielen afrikanischen Ländern teilnahmen, ein Redner (vgl. „Allgemeine Sonntagszeitung", 29. 1. 61) erklärte, Afrika sei viel zu religiös, um je dem Kommunismus verfallen zu können. Die Intelligenz habe aber, sei es durch europäisierende Mission, sei es durch liberal dargebotene Wissenschaft, den Boden der ursprünglichen, tiefen Religiosität unter den Füßen verloren. Ganz ähnlich äußerte sich Reginald Keßler OP aus Bukavu im Kongo nach seiner Teilnahme an der Afrikawoche der Deutschen Afrikagesellschaft (1960), die Stimmungen seiner afrikanischen Freunde wiedergebend: „Hat man einmal das Glück, zum afrikanischen Menschen nähere Beziehungen zu haben, ist man erschüttert, heute überall in seinem Verkehr mit uns Weißen das Mißtrauen feststellen zu müssen; denn von Natur ist der Afrikaner nicht mißtrauisch und verschlossen, sondern er mißtraut nur dem, vor dem er Angst hat. Warum aber hat der Afrikaner Angst vor uns? Die Psychologen sagen, Angst entsteht in einer feinfühlenden Seele, die sich nirgends gesichert und geborgen weiß. Und das trifft für den afrikanischen Menschen zu, den die europäischen Wirtschafts- und Sozialordnungen, aber auch ein zu europäisches Christentum völlig entwurzelt haben ..." (Die katholischen Missionen 1 [1961] S. 20). Der neue Generalobere der Gesellschaft für auswärtige Missionen zu Paris, Maurice Queguiner, bisher in führender Stellung am Internationalen Katholischen Koordinationszentrum zur UNESCO tätig, gab im Januar-März-Heft 1961 der Zeitschrift „Les Missions Catholiques" eine

eindringliche Analyse der Probleme des Intellektuellenapostolats in den Missionen und bemerkte dabei u. a.: „Die Missionare sind gewiß ... Träger des authentischen, aber in besonderen partikulären Formen inkarnierten Christentums. Rituelle Sprachen und Haltungen, Art des Empfindens und Formen des Betens, Art der Gedankenführung und ästhetischer Geschmack: es handelt sich um einen ganzen Lebensstil, dessen Züge wechseln könnten, ohne daß dabei die Substanz angegriffen würde ... Einer Geisteshaltung verhaftet und von einer Kultur geprägt, die seit Jahrhunderten vom Evangelium durchdrungen wurde, werden sie instinktiv dazu geführt, beides zu vermengen. Die Folge ist, daß sie mit der Frohbotschaft eine Kultur vorstellen und unbewußt auferlegen, die den nichtchristlichen Völkern fremd ist, d. h. ein Gesamt von Dingen, dessen Beziehungen zum Christentum rein akzidentell sind. Da nun dieses Äußere der Religion — das, vermittels dessen sie übertragen und zum Ausdruck gebracht wird — offenbar das am meisten Sichtbare ist, empfinden die Nichtchristen darob einen Schock, der sie davon abhält, in der Erforschung einer Wirklichkeit weiterzuschreiten, die ihnen die äußeren Erscheinungen verhüllt, statt sie zu enthüllen. Deshalb trennt die Enzyklika *(Princeps Pastorum)* einmal wieder mehr das Christentum von jeder geschichtlichen oder möglichen Kultur und drängt darauf, daß man systematisch alle Folgerungen aus dieser Stellungnahme zieht."

Kehren wir noch einmal zur Betrachtung der Lage im Kongo zurück, der augenblicklich im Mittelpunkt der Weltsorgen und auch der Sorgen der Kirche steht. Das Problem der Anpassung in diesem Lande wurde schon in der Herder-Korrespondenz (ds. Jhg., S. 231) prägnant gestellt. Hören wir nun noch einige Zitate aus einem Artikel der Agenzia Fides (Documentazione Nr. 27, S. 163—168), der inzwischen weite Verbreitung fand. Er trug den Titel: „Was wird aus der katholischen Kirche im Kongo?" Es sei dabei bemerkt, daß die Propagandakongregation für den Inhalt der Veröffentlichungen der Agentur die Verantwortung übernimmt. In einem Unterabschnitt „Die Zeit der Besinnung" heißt es dort: „Die Kirche in Afrika ist sich selbst ein Zeichen des Widerspruchs. Ihrem Auftrag nach katholisch und universal als der Leib des einzigen Christus und Herrn, kam sie, nach westlicher Art gekleidet, nach Afrika. Es mußte dies so sein, wollte sie ihre Botschaft in menschlichen Ausdrucksformen übermitteln. Aber dabei geschieht es, daß der Afrikaner, um sich den Geist der katholischen Kirche und ihre Ausdrucksformen anzueignen, versucht, wie die Okzidentalen zu denken; daß er ihre Riten und Gesänge, ihre Sprache und ihr Denksystem übernimmt, und zwar derart stark, daß es bei ihm gleichsam zu einer Persönlichkeitsspaltung kommt. Auf der einen Seite steht sein christliches Leben, auf der anderen sein tägliches Leben inmitten seiner afrikanischen Brüder. Die gebildeten Katholiken des Kongo empfinden mehr und mehr diese Kluft und leiden innerlich darunter ... Und wenn man der Kirche vorwirft, die Persönlichkeit der Afrikaner verwirrt zu haben, fühlen sie wohl, daß die Antwort nicht einfach ist ... Sie wird erst an dem Tage gegeben werden, wo sie als Katholiken ihren Brüdern das Gelingen der Gestaltung und Ausstrahlung einer wirklichen afrikanischen Persönlichkeit zeigen können." Es kann uns unter diesen Umständen nicht wundern, wenn der Verfasser feststellt, daß die verschiedenen Bewegungen Katholischer Aktion bei Jugend und Erwachsenen keine Zugkraft hätten und mehr oder weniger am Rande des Lebens blieben, zumal sie noch völlig von der Initiative der Europäer abhingen. Der Abschnitt des Artikels schließt mit der Forderung: „Tiefe Anpassung an die afrikanische Seele, Bildung einer wirklichen afrikanischen Laienelite: das sind die vordringlichen Anliegen und Aufgaben der katholischen Kirche im Kongo."

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick nach Indien. Die in Bombay erscheinende katholische Wochenschrift „The Examiner" öffnete in den letzten Monaten des Jahres 1960 ihre Spalten einer Diskussion über die Anpassungsfrage. Der letzte Leserbrief zu dieser Frage („Indischer Katholizismus", 3. 12. 60) enthielt den Satz: (Obwohl ich erst elf Jahre in Indien, und zwar in engster Berührung mit Hindus lebe) „kann ich wohl sagen, daß es hier in Kirche und Klerus nichts gibt, das nicht indischer Kultur und indischem Erbe und damit dem indischen Volk fremd wäre". In der gleichen Nummer nimmt Dom Beda Griffiths OSB, der durch einen Aufsatz über indischen Katholizismus und indische Kultur die Kontroverse ausgelöst hatte, abschließend zu dem Thema Stellung. Die neuen ökonomischen, sozialen, politischen und kulturellen Bedingungen Indiens seien einfach das Produkt der großen kosmopolitischen Zivilisation, die sich über die ganze Welt ausgedehnt habe. Die Anpassung daran sei mehr oder weniger ein Problem für die ganze Kirche. Der Hinduismus habe durch den Einbruch dieser Zivilisation gelitten, versuche aber schon, sich ihr anzupassen. Hinter dieser äußeren Entwicklung indes stehe die Seele Indiens unverletzt, die große Hindu-Kulturtradition, die der Kirche eine Anpassungsaufgabe stelle, wie sie ihr nur in den ersten Jahrhunderten des Imperium Romanum gestellt gewesen sei. Ohne die Lösung dieser Aufgabe — der Verfasser zitiert hier das Werk des Schweizer Gesandten in Delhi, Dr. Cuttat, „Die Begegnung der Religionen" — sei Indien nie bekehrbar.

Wenn man das Problem der Aktivierung der Laien in den Missionen unter solchen Gesichtspunkten überdenkt, muß man zu der Auffassung kommen, daß dort die wichtigste Voraussetzung für ein erfolgreiches Laienapostolat die Inkarnation des Glaubens in den Kulturen ist. Fehlt diese, so können kein methodisch noch so guter und inhaltlich auf die lebendige Vermittlung der Frohbotschaft ausgerichteter Katechismusunterricht, keine noch so gute Organisation des Apostolats, keine Bildung von Aktionszellen in den Pfarreien, kein Umwelt- und Sozialapostolat letzte und dauernde Durchschlagskraft haben. Zur Lösung dieser Frage ist aber nicht der einzelne Missionar imstande und berufen. Hier ist die Kirche selbst angesprochen, und sie wird in dieser Frage von seiten der Mission zweifellos auch auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil angesprochen werden.

Ökumenische Nachrichten

Der neue Rat der EKD

Die gesamtdeutsche Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, die wie die vorhergehende im Jahre 1960 (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 311 f.) in Berlin-Spandau tagte, und zwar vom 12.—17. Februar, war seit der ersten Synode nach der Gründung in Bethel (1949) die dritte, die nach Ablauf der sechsjährigen Legislaturperiode einen neuen Rat, das oberste Exekutivorgan der EKD, und einen neuen Präses der Synode, zugleich Mitglied des Rates, zu wäh-

len hatte. Als 1955 bei der Neuwahl des Rates in Espelkamp (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 305 f.) Präses G. Heinemann durch Prof. C. v. Dietze ersetzt wurde und Kirchenpräsident Niemöller seinen Platz im Rat wie als Leiter des Kirchlichen Außenamtes schon vorher unter Protest geräumt hatte, konnte in den wachsenden Spannungen infolge politischer Auffassungen die Kontinuität aufrechterhalten werden, weil sowohl Bischof Dibelius zum Vorsitzenden des Rates wie Landesbischof Lilje zu seinem Stellvertreter wiedergewählt wurden. Das war diesmal nicht möglich, denn Dibelius wollte sich aus Rücksicht auf sein hohes Alter nicht mehr zur Wiederwahl stellen. Außerdem wäre nach den internen Regeln für die Ablösung im Vorsitz, der zwölf Jahre von einem Mitglied der Evangelischen Kirche der Union ausgeübt worden war, der Lutheraner und Repräsentant der VELKD Hans Lilje an der Reihe gewesen, die Spitze zu übernehmen.

Aber diese Entscheidung wurde erschwert bzw. praktisch unmöglich gemacht, weil das Regime der Sowjetzone seit langem den Druck nicht nur gegen Dibelius, sondern erst recht gegen den sog. „Nato-Bischof" Lilje verschärft hatte. Es war zu befürchten, daß bei einer in Pankow als Provokation angesehenen Wahl die weithin schon vorbereitete Zerreißung der EKD nicht mehr aufzuhalten gewesen wäre, zumal da Ulbricht drei Tage vor Beginn der Synode wilde Angriffe gegen die „Natopolitiker im bischöflichen Gewande" aus der Bundesrepublik ausgesprochen hatte.

Einheit als status confessionis

Die Aufgabe der Synode war daher ganz eindeutig: alles zu tun, um die Einheit der EKD zu erhalten und keine billigen Vorwände zu ihrer Spaltung zu geben. Diese in vieler Hinsicht fragwürdige Einheit wurde diesmal geradezu zum status confessionis. So kam es, daß die zu erwartenden und üblichen Spannungen auf der Synode einen disziplinierten Verlauf nahmen bzw. hinter verschlossenen Türen ausgetragen wurden. Da die Presse reichlich über diese Seite der Synode berichtet hat, kann hier bis auf das sachlich notwendige Maß darauf verzichtet werden. Doch mag ein Wort zum Verständnis dieser Spannungen dienlich sein. Wer vom hierarchischen Begriff der katholischen Kirche her die Probleme der EKD beurteilt, wird ihnen nie gerecht. Die EKD ist keine Kirche, sondern nur ein Bund von konfessionell verschiedenen Kirchen; sie hat auch kein Lehramt und keine hierarchische Autorität mit verbindlicher Jurisdiktion. Sie ist daher jedesmal gezwungen, anstehende Entscheidungen in dem 120-köpfigen Gremium der Synode auszudiskutieren. Es ist keine Phrase, wenn dann solche Entscheidungen als ein Geschenk hingenommen werden. Dieses Verfahren, das größte Freiheit ermöglicht, erfordert aber auch eine hohe Übung brüderlicher Disziplin. Wer dafür keinen Sinn hat, sollte sich einmal fragen, wohin wir kämen, wenn auf katholischen Synoden keine hierarchische Autorität über die auch bei uns obwaltenden Gegensätze entschiede. Wer das ein wenig durchdenkt, gewinnt auch Verständnis für die hohen menschlichen Leistungen freiwilliger Disziplin, die immer wieder die EKD-Synoden auszeichnen.

Die politische Belastung der Synode trat am ersten Tage anläßlich des Eröffnungsgottesdienstes in der Ostberliner Marienkirche in Erscheinung. Am Brandenburger Tor wurden auf Grund einer Schwarzen Liste die Bischöfe Bender, Halfmann, Haug, Jacobi, Lilje und Wester sowie Präses Beckmann, ferner der Präsident der Kirchenkanzlei Brunotte und der Präses der Synode, v. Dietze, sowie andere westdeutsche Synodalen von der Volkspolizei zurückgewiesen. Militärbischof Kunst konnte passieren. Mit Rücksicht auf die Lage hatten der Regierende Bürgermeister W. Brandt und Bundesminister Ernst Lemmer auf die Teilnahme am Eröffnungsgottesdienst verzichtet, Bundestagspräsident Gerstenmaier war am Erscheinen verhindert. Die zurückgewiesenen westdeutschen Synodalen mußten daher in der Spandauer Stiftskirche einen eigenen Gottesdienst abhalten. Der Gottesdienst in der vollbesetzten Marienkirche, den Landesbischof Noth hielt, verlief ohne Störungen.

Am nächsten Tage begründete der Synodale Heinemann im Plenum der Synode einen Protest gegen die Behinderung des gemeinsamen Gottesdienstes am Vortage, und Bischof Krummacher, Greifswald, gab eine grundsätzliche Erklärung ab, die sich auf Artikel I der Grundordnung der EKD berief, wonach „in der Evangelischen Kirche in Deutschland die bestehende Gemeinschaft der deutschen evangelischen Christenheit sichtbar wird". Dazu sagte er:

„Diese sichtbare Einheit der evangelischen Christenheit in ganz Deutschland ist für uns, unsere Gliedkirchen und unsere Gemeinden als Geschenk Gottes unaufgebbar. Die politischen, gesellschaftlichen und staatlichen Unterschiede können uns nicht trennen, weil die Gemeinschaft des Glaubens an den Herrn Jesus Christus stärker ist als alle Verschiedenheiten des öffentlichen Lebens. Wir haben einen gemeinsamen Auftrag Gottes an unserem zerrissenen Volk und sind zu gemeinsamem Dienst aneinander gebunden . . . Die Glaubwürdigkeit und Freiheit kirchlicher Entschlüsse im Osten und Westen unseres geteilten Vaterlandes sind untrennbar verbunden mit der Einheit und Gemeinschaft unseres kirchlichen Lebens . . ." Die Wochenzeitung „Christ und Welt" (17. 2. 61) bemerkte zu dieser mutigen Erklärung: „Der Rubikon ist überschritten", eine gemeinsame Glaubensentscheidung aller mitteldeutschen Bischöfe sei gefallen, was auch kommen mag. Am folgenden Tage sprach sich der Generalsekretär des Weltrates der Kirchen, Dr. Visser 't Hooft, der als Gast an der Synode teilnahm, im Namen des Weltrates für das Recht der EKD auf Wahrung ihrer Einheit aus.

Aus dem Abschiedsbericht von Bischof Dibelius

Bischof Dibelius gab diesmal seinen letzten Rechenschaftsbericht, der zugleich eine Art kirchenpolitisches Testament darstellt. Er ging zurück bis auf die Vorbereitungen zur Gründung der EKD im Jahre 1946 mit all den konfessionellen Schwierigkeiten, die durch die vorausgehende Gründung der Vereinigten evangelisch-lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) entstanden waren. Er sagte es als Mann der Union ganz offen: „Das war keine Integration aus freudiger Zusammenarbeit der Landeskirchen!" Um so mehr sei er stolz darauf, daß trotz der konfessionellen Schwierigkeiten, die es z. B. unmöglich machen, daß Rat oder Synode der EKD in Bekenntnisfragen Entscheidungen treffen können, die Einheit erhalten geblieben und die Zusammenarbeit im Rat einmütiger geworden sei. Er kam sodann auf die besonderen Schwierigkeiten zu sprechen, die das theologische Denken (unter Einfluß von Karl Barth) in den letzten zwölf Jahren mit sich gebracht und das zu den bekannten Spannungen in der Frage des Friedens, der

Aufrüstung, der Kriegsdienstverweigerung und der Atomwaffen geführt habe, Spannungen, die bis in die Verwaltung der Sakramente hineinreichen; denn es gebe Pfarrer, die zwar anderer Leute Kinder auf Verlangen taufen, ihre eigenen Kinder aber nicht mehr taufen, weil sie die bewußte Glaubensentscheidung des Erwachsenen über die Kindertaufe stellen. Dibelius sagte, man habe es im Rat so gehalten, daß man soweit als möglich andersdenkende Brüder nicht majorisiert habe. Es gebe auch keine kirchliche Richtung, die nicht im Rat wenigstens einen Freund und Fürsprecher habe. Allerdings sei dies Verfahren für die Schlagkraft des Rates eine ungeheure Hemmung gewesen, so daß er seiner öffentlichen Verantwortung nicht in dem erforderlichen Ausmaß habe entsprechen können.

Dibelius scheute sich nicht, die negative Seite der inneren Zerrissenheit zu kennzeichnen: „Wir sollten in den mancherlei theologischen und kirchenpolitischen Kreisen einmal darüber nachdenken, wieweit die von uns erarbeiteten Worte, Kundgebungen und Resolutionen heute noch in den freien Raum der Welt hinausdringen und wieweit sie in einem kirchlichen Getto steckenbleiben." Es sei ein Glück, daß die Gemeinden von den extremen theologischen Thesen, die auf den Synoden zur Sprache kämen, völlig unberührt blieben. „Ich würde dies alles nicht sagen, wenn ich nicht zu sehen glaubte, daß aus dieser Selbstüberschätzung der theologischen Meinungsbildung nun doch eine schwere Gefahr für unsere Gesamtkirche heranwüchse, und zwar deshalb, weil die Freudigkeit zur verfaßten Kirche darüber verlorenzugehen droht." Er wolle die Entwicklung der Theologen nicht schelten, aber das müsse er leider feststellen, es gehe „ein Zug zum Intellektualismus" durch die lebende Generation der Theologen, ein Zug zur „Religion ohne Entscheidung". So könne man die Gefahren, die von außen drohen und den Ordnungen der Kirche eine politische Lebensordnung mit atheistischen Weihestunden entgegensetzen, nicht bestehen.

„Und was geschieht in solcher Stunde? In einer der östlichen Gliedkirchen hat die Synode zur Konfirmationsfrage einen Beschluß gefaßt, der die Konfirmation in ihrem bisherigen Sinne praktisch abschafft. Derselbe Geist, der an der Preisgabe der Konfirmation beteiligt ist, macht sich nun auch an die Taufe heran." Eine wachsende Zahl von Pfarrern weigere sich, die eigenen Kinder zu taufen, weil sie täglich mit ansehen, wie viele Eltern gar nicht daran denken, ihre Kinder christlich zu erziehen, was sie bei der Taufe versprochen haben, und daß unter dem Diktat eines kommunistischen Regimes eine christliche Erziehung fast unmöglich wird. Sie wollen — in der Sprache der dialektischen Theologie — „ein Zeichen aufrichten" und die Christen auf eine Zukunft vorbereiten, die andere Wege des Glaubenszeugnisses suchen werde. Es gehe aber nicht an, daß Pfarrer in einer Zeit, da die Kirche zu einem Kampf auf Tod und Leben gefordert sei, die eigene private theologische Ansicht über die Ordinationsverpflichtung der Kirche stellen und mit den Sakramenten „nach ihrem Belieben umspringen". Er, Dibelius, bekenne sich nach wie vor zur einen, heiligen, allgemeinen Kirche, wie sie ihm in der Kirche von Fleisch und Blut, nämlich der evangelischen Kirche, gegeben sei. „Deshalb ist meine Theologie eine Theologie der Dankbarkeit."

Nach einem Überblick über die kirchenpolitischen Fragen der Berichtszeit und die modernen Aufgaben der Seelsorge formulierte Bischof Dibelius am Schluß seinen Wunsch dahin: „Jetzt beginnt die dritte Epoche der EKD . . ., jetzt sollte nicht länger das Verwalten im Vordergrunde stehen, sondern die Leitung, die die Stimme der evangelischen Christenheit Deutschlands im öffentlichen Leben laut werden läßt . . ." (Evangelische Welt, 16. 2. 61).

Die Wahlen

Wie immer, so wurde auch diesmal für die Neuwahlen ein Nominierungsausschuß gebildet, der die Aussprache über die Kandidaten im geheimen durchführte und dann einen ausgereiften Vorschlag präsentierte. Der erste Wahlakt galt dem neuen Präses der Synode. Einmütig wurde Ministerialrat Dr. Puttfarcken, Wiesbaden, Jurist und Leiter der Personalabteilung im hessischen Justizministerium, gewählt, ein gebürtiger Rheinländer aus Düsseldorf. Nach sechsmaliger Vertagung der Synode gelang es auch, die Liste der weiteren 11 Ratsmitglieder vorzulegen, deren Wahl mit Zweidrittelmehrheit erfolgen muß. Gewählt wurden Landesbischof Haug, Stuttgart (mit 134 von 146 abgegebenen Stimmen), Dr. Heinemann, Essen (132), Bischof Krummacher, Greifswald (141), Landesbischof Lilje (128), Präses Mager, Dresden (137), der reformierte Moderator Niesel (122), Oberkirchenrat Riedel, München (135), Präses Scharf, Berlin (140), Landessuperintendent Smidt, Detmold (125), und Präses Wilm, Bielefeld (135). Dagegen erhielt der thüringische Landesbischof Mitzenheim, Eisenach, der auf der Liste stand, nur 76 Stimmen und wurde später gegen den lutherischen Bischof von Mecklenburg, Dr. Beste, ersetzt. Dieser Zwischenfall war ziemlich ernst. Mitzenheim ist bekannt geworden durch seine reichlich konformistische Haltung gegenüber dem Regime von Pankow, und die Zonenpresse hat seine Wahlniederlage entsprechend verurteilt. Dr. Beste aber ist wie Präses Scharf einer der ältesten Vorkämpfer der Bekennenden Kirche in seiner Heimat.

Die größte Schwierigkeit bildete wie schon 1949 in Bethel die Wahl des Ratsvorsitzenden, obwohl er im Grunde keine hierarchische Funktion hat und wirklich nur dem Rat vorsitzt. Dem Anspruch der VELKD für Bischof Lilje stand von vornherein die politische Lage im Wege. Es konnte sich also nur darum handeln, wer diesmal mit ähnlichen Rücksichten, wie sie schon in Bethel vorherrschten, aus den Kirchenführern der Ostzone genommen würde. Bischof Krummacher hatte große Chancen. Er kommt wie Dibelius aus der Kirchenverwaltung. Aber dann setzte sich die Kandidatur von Pfarrer D. Kurt Scharf durch, Präses der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg, der also mit einem Bein in West-Berlin und mit dem anderen in der Zone steht, so daß er bei seinen verhältnismäßig guten Beziehungen zu Pankow die größte Chance hat, in seiner Person die Einheit der EKD zu gewährleisten. Freilich kam er erst im vierten Wahlgang durch, nachdem er noch im dritten keine Zweidrittelmehrheit, sondern nur 109 Stimmen erhalten hatte. Diese Mehrheit kam erst zustande, als Landesbischof Lilje freiwillig auf seine Kandidatur verzichtete und sich mit dem stellvertretenden Vorsitz begnügte. Dieser Verzicht ist gewiß ein Akt der Bescheidenheit und des politischen Realismus, er ist aber sicher auch auf Garantien gegründet, die der VELKD durch den neuen Vorsitzenden Präses Scharf vorher gegeben werden mußten.

Die Wahl von D. Scharf ist ein Ergebnis kluger Berechnung der kirchenpolitischen Chancen, sie stellt aber auch einen tiefen Einschnitt in der Entwicklung der EKD dar. Bei ihrer Gründung kamen die Männer der Bekennenden

Kirche zu kurz, zum Teil deshalb, weil sie nicht zur Stelle sein konnten, und es überwogen die Einflüsse der Männer der alten kirchlichen Tradition. Jetzt ist mit Präses Scharf der ehemalige Vorsitzende des Bruderrates der Bekennenden Kirche von Brandenburg an die Spitze getreten. Er repräsentiert seit 1933 eine lebendige Tradition besonderer Art. 1902 als Sohn eines Buchhändlers in Landsberg a. d. Warthe geboren, machte er sein theologisches Studium ohne besonders auffallende Merkmale durch. Im Kirchenkampf stand er seinen Mann mit allen Leiden, die dazugehören, immer lauter und bescheiden, immer ohne unnötigen Radikalismus zu allem bereit. So ist er auch der Theologie seines Freundes Heinrich Vogel, des Freundes von Karl Barth, nie verfallen, steht ihr aber offener gegenüber als Dibelius. Während dieser zwar kein hierarchisches Amt, doch hierarchische Gaben in reichem Maße besaß, hat Scharf nicht einmal den Willen, hierarchisch aufzutreten. Er wird einen neuen Stil der Leitung in die EKD bringen. Man wird abwarten müssen, wie er sich auswirkt und wie er den Lutheranern der VELKD gefällt.

Entschließungen der Synode

Obwohl wenig Zeit neben der Hauptaufgabe der Neuwahlen blieb, konnte die Synode in einigen wichtigen Sachfragen wenigstens vorläufige Entscheidungen treffen. Der Vorsitzende des Ausschusses für Atomwaffenfragen, Prof. Raiser, mußte berichten, daß man über die Positionen und Gegensätze von 1958 noch nicht hinausgekommen sei (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 415—419). Der Ausschuß erhielt das Mandat, weiterzuarbeiten. Der Ausschuß für die Frage der Konfirmation hat sich damit begnügt, zum Kurztreten zu raten und neue Vorschläge für eine gemeinsame Regelung zu erarbeiten. Auf Vorschlag von Präses Wilm wurde anläßlich der Vorkommnisse von Hamburg eine klare Entschließung gegen die medizinische Tötung unheilbar Kranker angenommen. Auch wurde das Gerichtsverfahren gegen den ehemaligen SS-Führer Eichmann in Israel zum Anlaß einer Entschließung gewählt, in der es u. a. heißt, die Gemeinden möchten dafür beten, „daß unser deutsches Volk in der erneuten Begegnung mit diesen furchtbaren Geschehnissen den Anruf Gottes vernehme ... Alle überlebenden Deutschen, die in urteilsfähigem Alter die Greuel der Judenverfolgung miterlebt haben, auch die, welche jüdischen Mitbürgern in Bedrängnis beigestanden haben, müssen vor Gott bekennen, durch ihren Mangel an wachsamer und opferbereiter Liebe mitschuldig geworden zu sein."
Eine weitere Erklärung betraf die nicht zum Schweigen kommende Frage des Schutzes der Kriegsdienstverweigerer: „Wenn nach gliedkirchlichen Ordnungen Pfarrer oder besondere Beauftragte der Gliedkirchen der EKD als Beistände für Wehrdienstverweigerer aus Gewissensgründen auftreten, handeln sie im Rahmen kirchlicher Zuständigkeit." Schließlich wurde beschlossen, die Aktion „Brot für die Welt" alljährlich zu wiederholen.

Die Moskauer Patriarchatszeitschrift polemisiert gegen den Vatikan

Mit einer seit längerem nicht mehr vernommenen Schärfe hat ein im Novemberheft des Journals des Moskauer Patriarchats erschienener Artikel den Vatikan und seine Tätigkeit als Zentrum des „politischen Katholizismus" angegriffen (JMP Nr. 11, 1960, S. 40—47).

Der Autor wiederholt die aus der antireligiösen und außenpolitischen Propaganda der Sowjets stammenden und hinlänglich bekannten Vorwürfe und Beschuldigungen an die Adresse Roms und entwirft ein düsteres Bild von der Tätigkeit des Vatikans, der für die Entfesselung der beiden Weltkriege, für die politischen Spannungen des kalten Krieges, Begünstigung der kapitalistischen Ausbeutung der Menschen und für die Unterdrückung der Kolonialvölker mitverantwortlich gemacht wird.
Das Ziel des Artikels ist es offenbar, dem Ansehen des neuen Papstes Johannes XXIII. entgegenzuwirken. Wohl habe Johannes XXIII. mit seinen ersten Maßnahmen und Aufrufen den Eindruck eines „guten Hirten aller Menschen" hervorrufen wollen, und der Autor kann nicht umhin, die Appelle des Papstes für den Frieden und die christliche Wiedervereinigung und seine „freundschaftliche Haltung" der Orthodoxen Kirche gegenüber zu erwähnen — ein Zeichen dafür, wie weit diese päpstlichen Appelle gewirkt haben. Aber, versichert er warnend, „wir verhalten uns auch dem Papst Johannes XXIII. gegenüber zurückhaltend, ungeachtet des friedliebenden Charakters seiner Erklärungen". Nicht nur die Kardinalsumgebung des Papstes und die Tätigkeit der Kurie gäben zu dieser Reserve Anlaß, sondern der Papst selbst, der, wenn man seine Weihnachtsbotschaften von 1958 und 1959 aufmerksam studiere, letztlich doch nicht den Eindruck mache, daß er den „aggressiven politischen Kurs des Vatikans" aufgeben wolle, obwohl gewisse Anstalten zu einer Reorganisation und Gesundung des Kardinalskollegiums getroffen worden seien. „Gesetzgebung und Propaganda des Vatikans verhalten sich weiterhin feindlich gegen den heiligen Kampf der Menschheit für einen dauerhaften Frieden auf Erden und für gegenseitige Völkerfreundschaft."
Mit gewissen Ansätzen bemüht sich der Verfasser auch um eine theologische Begründung seiner antirömischen Ausfälle. Die Errichtung der „gerechten Gesellschaft" suche der Vatikan durch die Prinzipien der christlichen Bruderliebe und auf der Grundlage der Transzendenz und Übernatürlichkeit der menschlichen Persönlichkeit zu verwirklichen, die deren einzig wahrer Maßstab seien. Das Wesen des Menschen läge — nach Auffassung des Vatikans — jenseits der einseitigen Schau der nichtkirchlichen Sozialisten (sic), und die Menschheitsgeschichte könne ihre Rechtfertigung nur in Gott dem Schöpfer finden, weshalb das öffentliche Leben auf keiner anderen Grundlage errichtet werden könne als auf den göttlichen Geboten der Liebe zu Gott und zu den Nächsten.
In der Tat sei der Mensch nach christlicher Lehre ein Geschöpf Gottes, und — so fügt der Autor hinzu — in ihrer Gesamtheit bilden die Menschen eine große göttliche Familie. Da Gott der Vater *aller* Menschen ist, müsse sich die christliche Nächstenliebe allumfassend auf *alle* Menschen erstrecken, so daß wir uns auch der Irrenden in Liebe anzunehmen hätten und keinen Haß gegen sie hegen. In der wiederholten Hervorhebung dieser Liebespflicht *allen* Menschen gegenüber kommt der Vorwurf ans Licht, den der Verfasser, hierin mit den „nichtkirchlichen Sozialisten" einig, an das Oberhaupt der Römischen Kirche richten zu müssen meint. Das Verhalten des Vatikans — so etwa die gegen den Kommunismus gerichteten Dekrete Pius' XII. — bedeutet ihm einen Bruch der allgemeinen christlichen Liebe zu den Menschen. Aber er übersieht geflissentlich oder kann es wegen mangelhafter

Information nicht wissen, daß sich Pius XII. ausschließlich gegen die christus- und menschenfeindlichen Ideologien und Systeme wandte, nie aber gegen die von ihnen beherrschten Menschen. „Wir wissen die Völker von den Ideologien zu unterscheiden, die ihnen aufgezwungen wurden", sagte Pius XII. in einer Ansprache vom November 1950. „Wir haben zwar gewisse Ideologien verworfen und verurteilt, aber damit haben wir weder gegen gewisse Völker noch gegen gewisse Staaten als solche gehandelt, sondern wir haben nur von den irrigen Meinungen gewarnt, die den Begriff des ewigen Gottes auf dem Erdkreis auslöschen und den christlichen Glauben zerstören wollen und die sich zur Verwirklichung dieser gottlosen Absicht politischer Parteien bedienen" (Pius XII., Von der Einheit der Welt, Herder-Bücherei, Bd. 8, S. 85). Gerade im Hinblick auf die Koexistenz hat Pius XII. in seiner Weihnachtsbotschaft von 1954 die einzelnen *Menschen* als die einzig mögliche Basis bezeichnet. „Man hofft tatsächlich, daß die heutige Koexistenz die Menschheit dem Frieden näherbringt. Um aber diese Erwartung zu rechtfertigen, muß es irgendwie eine Koexistenz in der Wahrheit sein. Doch läßt sich aus der Wahrheit eine Brücke zwischen diesen beiden getrennten Welten nur errichten, wenn sie sich auf die in der einen und der anderen Welt lebenden Menschen stützt, nicht aber auf ihre Regierungsform oder gesellschaftlichen Systeme" (ebd.).

Die Bedeutung des oben nur andeutungsweise referierten Artikels im JMP ist zunächst darin zu erblicken, daß er die kurz zuvor im JMP veröffentlichte recht positive Äußerung des Metropoliten Elias vom Libanon über den heutigen Papst desavouiert (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 218) und die bei vielen Orthodoxen vorhandenen Sympathien für die Person des Papstes und etwa vorhandene Tendenzen einer Annäherung an die westliche Schwesterkirche in der Frage der christlichen Einheit zu zerstören sucht. „Christ und Welt" vom 3. 3. 61 bezeichnete dieses „jüngste Manöver über das Moskauer Kirchenblatt" als den ersten Versuch, unzeitgemäßen Konfessionshader wiederaufleben zu lassen. In dem zeitlichen Zusammenfallen mit neuen Maßnahmen gegen die katholische Kirche in einigen Ostblockstaaten („Christ und Welt", 3. 3. 61) zeigt sich ein direkter Zusammenhang mit der allgemeinen Sowjetpolitik. Hierbei gewinnt die Persönlichkeit des Autors erhöhte Bedeutung. Es ist dies der erste Artikel, mit dem sich A. F. Schischkin, nach der von uns gemeldeten personellen Umbesetzung im Moskauer Patriarchat (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 216) der neue verantwortliche Redakteur des JMP, auf den Seiten dieser Zeitschrift in seiner neuen Eigenschaft zu Worte meldet. Tendenz und Bedeutung jenes personellen Revirements sind somit zu einem Teil einsichtbar geworden. Es hat nicht den Anschein, daß die von A. F. Schischkin vertretene Linie diejenige des Patriarchen ist. Man muß annehmen, daß auch in der Frage der Beziehungen zu den anderen christlichen Kirchen und hinsichtlich des Problems der christlichen Wiedervereinigung innerhalb des Moskauer Patriarchats zwei entgegengesetzte Richtungen bestehen. Blättert man im Novemberheft des JMP einige Seiten weiter, findet man in einem Aufsatz des Exarchen für Mitteleuropa, Bischof Johannes, Worte des Patriarchen Alexius, die von einem ganz anderen Geist zeugen als die von A. F. Schischkin heraufbeschworenen antirömischen Vorurteile und Ressentiments.

Ungeklärt bleibt jedenfalls für den ausländischen Beobachter, inwieweit Schischkin mit seiner antirömischen Polemik direkte Aufträge des politischen Regimes erfüllt oder ob sich hier, begünstigt durch die sowjetische Politik, latent in der Orthodoxie vorhandene antiwestliche und antirömische Tendenzen melden, die in letzter Zeit zurückgehalten worden waren. „Christ und Welt" meldete aus Rom, man sei in vatikanischen Kreisen der Auffassung, daß der Angriff des Moskauer Patriarchats gegen die Römische Kirche nur unter schwerem Druck zustande gekommen ist.

Aus der totalitären Welt

Thesen der Ost-CDU über ihre kulturpolitische Arbeit

Am 26. Januar 1961 erschienen im Zentralorgan der Ost-CDU „Neue Zeit" unter der Überschrift „Für eine sozialistische Nationalkultur" Thesen zur kulturpolitischen Arbeit dieser pseudo-christlichen Partei. Diese Thesen sind ein weiterer Beweis für die völlige Einfügung und Unterordnung der Ost-CDU unter den Willen der kommunistischen Staatspartei. Während im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens die Ost-CDU im wesentlichen vor allem in politischen Fragen zum stetigen Nachgeben gezwungen war, wird sie seitdem selbst in weltanschaulichen Fragen sowie in allen kulturellen Problemen genötigt, von der Verteidigung ihres eigenen Standpunktes abzugehen, ja jeden Vorbehalt gegen die kommunistische Politik auf allen Gebieten aufzugeben. Die Ost-CDU soll nach dem Willen der kommunistischen Machthaber keinerlei Widerstand gegen die Durchführung der sozialistischen Kulturrevolution und der Revolution auf dem Gebiet der Ideologie leisten, ja sie soll, soweit wie irgend möglich, ohne ganz ihre Scheinphysiognomie als „christliche" Partei zu gefährden, die kommunistische Kulturrevolution unterstützen. Der Zustimmung der Ost-CDU zur Jugendweihe seit dem Jahre 1957/58, der Anerkennung des dialektischen Materialismus als fortschrittlichster Wissenschaft folgte nun auch auf kulturellem Gebiet eine völlige Kapitulation, ja das aktive Eintreten der Ost-CDU-Führung für die kommunistische Kulturpolitik.

Der „gesellschaftliche Auftrag" der Ost-CDU

Das Dokument über den „gesellschaftlichen Auftrag" der Ost-CDU lautet folgendermaßen:

„Der gesellschaftliche Auftrag der Christlich-Demokratischen Union besteht darin, gemeinsam mit allen demokratischen Kräften unter der Führung der Partei der Arbeiterklasse die christliche Bevölkerung der Deutschen Demokratischen Republik auf den Sieg des Sozialismus und auf den konsequenten Kampf gegen die Atomkriegspolitik des klerikalen Militarismus zu orientieren. Zu diesem gesellschaftlichen Auftrag gehört auch die Aufklärung der Christen in der Bundesrepublik über das Wesen der nationalen Politik unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates mit dem Ziel, ihre Kräfte für das Ringen um die Verständigung der Deutschen untereinander, für die Konföderation und damit die Wiedergeburt unserer Nation in einem demokratischen und friedliebenden gesamtdeutschen Staat zu gewinnen."

In dieser Aufgabenstellung ist klar die Handlangerrolle der Ost-CDU gegenüber der kommunistischen Partei- und Staatsführung ausgedrückt. Die Christen sollen unter Verzicht auf elementare Rechte der Glaubens- und Gewissensfreiheit sich willig in den kommunistischen Staat einfügen und diesen atheistischen Weltanschauungsstaat noch aktiv unterstützen, ja darüber hinaus sogar für dessen Ausbreitung in die Bundesrepublik wirken.

Eindeutiges Bekenntnis zur „sozialistischen kulturellen Umwälzung"

Die Ost-CDU begründet diese Unterordnungspolitik mit folgenden Worten und einem großen Ulbricht-Zitat:

„Bei ihrer Mitarbeit am Aufbau des Sozialismus geht die CDU von der Übereinstimmung zwischen den gesellschaftlichen Prinzipien des Sozialismus und den ethischen Grundforderungen des Christentums aus. Hierzu heißt es in der programmatischen Erklärung des Vorsitzenden des Staatsrates vom 4. Oktober 1960: ‚Das Christentum und die humanistischen Ziele des Sozialismus sind keine Gegensätze. Nur ist das Christentum, einst als Religion der Armen und des Friedens begründet, seit Jahrhunderten von den herrschenden Klassen mißbraucht worden. Heute wird es in Westdeutschland von den Kräften des Militarismus diesmal für die menschenfeindliche Atomrüstungspolitik mißbraucht. Die alte Sehnsucht der christlich gesinnten Bevölkerung, die sich in der Botschaft: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen äußert, kann ihre Erfüllung nur durch die Verwirklichung der hohen Ideen des Humanismus und Sozialismus finden!' "

Der Ost-CDU dürfte die doppelzüngige kommunistische Verhaltensweise gegenüber Kirche und Religion nicht unbekannt sein. Zwar will die kommunistische Staatsführung einen Kulturkampf vermeiden, besser gesagt, sie möchte, daß ihr aus christlichen Kreisen möglichst wenig Schwierigkeiten bei der Verwirklichung ihrer Politik gemacht werden, doch ist die parteiinterne Einschätzung, die zum Maßstab des heutigen kommunistischen Handelns geworden ist: „Die Kirche ist der letzte organisierte Feind in der DDR" (vgl. Herbert Prauß: „Doch es war nicht die Wahrheit", Morus-Verlag, Berlin, S. 222).
Doch übersieht die Ost-CDU die antikirchliche Haltung des ostzonalen Staates und ist auf ihren Verrat an christlichen Grundsätzen noch stolz, denn sie stellt in den Thesen fest:

„Damit stellt zum erstenmal eine Partei christlicher Menschen in unserem Vaterland die politisch-moralische Einheit des Volkes und die Einheit seiner nationalen Kultur über enge partikulare Interessen. Diese Haltung der CDU entspricht ihrer Verantwortung für den gesellschaftlichen Fortschritt und für den Aufbau einer dauerhaften Friedensordnung in der Welt. Sie stellt damit die Anwendung der im politisch-ideologischen Kampf errungenen Überzeugung dar, daß erst im Sozialismus die christlichen Grundforderungen der Friedensliebe und der Nächstenliebe mit allen gesellschaftlichen Konsequenzen verwirklicht werden können."

Die Ost-CDU bekennt sich eindeutig zur sozialistischen kulturellen Umwälzung, die ihrem Inhalt und Wesen nach religions- und kirchenfeindlich ist, die die Freiheit und Würde jedes einzelnen Menschen verletzt und beschneidet und die jeden einzelnen im Kollektiv gleichschaltet und unterordnet (z. B. Zwangskollektivierung). Sie übernimmt es sogar, die kommunistische Kulturpolitik als modern und zutiefst humanistisch auszugeben.

„Ziel und Mittelpunkt unserer kulturellen Umwälzung ist der neue, sozialistische Mensch. Er wächst in der sozialistischen Gemeinschaftsarbeit zu einer Haltung echter Mitmenschlichkeit, gegenseitiger brüderlicher Hilfe und Solidarität. Das durch die Verantwortung für den anderen und für die Gesellschaft bestimmte Bild des sozialistischen Menschen berührt sich so mit der christlichen Auffassung vom Menschen. ‚Auch in der Entwicklung der sozialistischen Moral bestätigt sich unsere Erkenntnis, daß der Sozialismus der Humanismus unserer Epoche ist und den Forderungen christlicher Friedens- und Nächstenliebe in der Praxis Rechnung trägt' (Entschließung des 10. Parteitages)."

„Politischer Klerikalismus"

Nach diesen Worten müßte der Kommunismus die beste Gesellschaftsordnung für jeden Christen sein. In den Thesen findet sich nicht einmal eine Nuance von Distanzierung gegenüber kommunistischer Kulturpolitik; dagegen wird mit aller Kraft die Kulturpolitik der Bundesrepublik, die zum bedeutenden Teil von Christen geprägt wird, übel verleumdet. Als Hauptschlagwort wird von der Ost-CDU die kommunistische Legende vom politischen Klerikalismus benützt.
Es heißt in den Thesen:

„Die Haupttendenz des kulturellen Lebens in dem von der Adenauer-CDU regierten klerikal-militaristischen Obrigkeitsstaat in Westdeutschland ist die des politischen Klerikalismus. Sie realisiert sich einerseits im Bestreben, das kulturelle Leben zu militarisieren und zu klerikalisieren, was sich besonders deutlich im Schulwesen der Bundesrepublik zeigt. Andererseits ist ihre Verwirklichung mit einem wachsenden Terror gegen die humanistischen Kräfte in der westdeutschen Intelligenz, zumal unter den christlichen Kulturschaffenden, verbunden.
Mit der Militarisierung geht eine Zentralisierung des westdeutschen Kulturlebens zum Zwecke seiner Gleichschaltung mit dem psychologischen Krieg gegen den Sozialismus Hand in Hand. Das zeigt sich besonders an der Einrichtung zentraler Kulturabteilungen in den Bonner Innen-, Außen- und Kriegsministerien."

Es lohnt nicht, über diese Thesen mit denen zu streiten, die die völlige Knebelung der geistigen Freiheit in der SBZ tolerieren. Die Flüchtlingszahlen aus der SBZ sind nur ein Beweis dafür, wo wirklich Terror und Gleichschaltung praktiziert werden. Die gesamte Kulturpolitik in der SBZ ist doch von der SED völlig gleichgeschaltet worden, alles in der Kunst und Kultur soll dem SED-Standpunkt nützen, eine der wesentlichen Aufgaben kommunistischer Kulturpolitik ist es, die Menschen zum Klassenhaß und Klassenkampf zu erziehen. Während in der SBZ das gesamte Kulturleben hochgradig zentralisiert ist und die staatsbeherrschende SED das gesamte öffentliche Leben durchdringt, werden die schwachen Ansätze einer Zentralisierung in der Bundesrepublik diffamiert.
Weiter heißt es in den Thesen der Ost-CDU:

„Indem sich die Tendenz des politischen Klerikalismus im Kulturleben Westdeutschlands mit den Tendenzen der Amerikanisierung, der Barbarisierung und der geistigen Nivellierung verbindet, wird deutlich, daß im klerikal-militaristischen Obrigkeitsstaat politische Reaktion, geistige Unterdrückung und moralischer Verfall zusammengehören."

„Der Christlich-Demokratischen Union erwächst in diesem Zusammenhang die wichtige Verpflichtung, gemeinsam mit allen anderen demokratischen Kräften den Antihumanismus in der Kulturpolitik des den Bonner Staat durchdringenden politischen Klerikalismus sichtbar zu machen und zu bekämpfen."

Die Ost-CDU stellt sich damit die Aufgabe, mit den kommunistischen Zwecklügen vom politischen Klerikalismus in Westdeutschland in christlichen Kreisen für die Kommunisten nützliche Infiltrationsarbeit zu leisten, Verwirrung zu stiften und zu spalten.

Spaltungsversuche

In dem Thesenabschnitt die „Aufgaben der CDU" sind zwei Punkte hervorhebenswert:

„Im einzelnen kommt es dabei darauf an:
a) mitzuhelfen, daß sich in den vollgenossenschaftlichen Dörfern ein vielseitiges sozialistisches Kulturleben entwickelt, . . .
e) in kirchlichen Kreisen Verständnis für unsere große Kulturbewegung zu wecken."

Das moderne Bauernlegen in der SBZ, das eine Verletzung elementarer Menschenrechte darstellte, wird akzeptiert, und man stellt sich die Aufgabe, durch kommunistisch ausgerichteten Kulturzauber Unrecht vergessen zu machen und abzulenken. Außerdem soll die Ost-CDU die kirchlichen Kreise zum Nutzen der Kommunisten spalten und den christlichen Widerstandsgeist gegen die kommunistische Politik lähmen.

Mit folgenden Feststellungen versucht die Führung der Ost-CDU eine sowohl den kommunistischen Herren als auch den noch christlichen Elementen in der Ost-CDU und der Bevölkerung irgendwie Rechnung zu tragen.

„Die christlichen Kulturschaffenden können nur dann auf die Entwicklung des Bewußtseins christlicher Menschen in der DDR einwirken, wenn sie bewußt und parteilich unser Ringen um den Frieden, die Probleme des sozialistischen Aufbaus und unseres nationalen Kampfes gestalten. In der Förderung einer von christlichen Motiven und Ausgangspositionen bestimmten Kunst, in der Friedensliebe, Brüderlichkeit und Menschenwürde, der gemeinsame Kampf aller humanistischen Kräfte, sowie Wert und Bedeutung unserer sozialistischen Aufbauarbeit gestaltet werden, sieht die Christlich-Demokratische Union eine wichtige Aufgabe auf kulturpolitischem Gebiet. Gleichzeitig würdigt unsere Partei das künstlerische Schaffen im sakralen Bereich (Kirchenmusik, Literatur mit religiöser Thematik, kirchliche Kunst und kirchliches Kunsthandwerk usw.). Dieser sakralen Kunst ist in der Deutschen Demokratischen Republik in gleichem Maße Raum gegeben wie der Verkündigung des Evangeliums."

Die Ost-CDU steht stets vor der schwierigen Aufgabe, sich trotz aller Preisgabe und allem direkten Verrat christlicher Grundsätze in der Politik noch eine christliche Fassade zu bewahren, um nicht vollends selbst als Satellit bedeutungslos zu werden. Die SED-Führung hat im übrigen ja auch der Ost-CDU die spezifische Aufgabe gestellt, in christlichen Bevölkerungskreisen mit christlicher Terminologie zugunsten des kommunistischen Staates zu wirken.

Bezeichnend ist, daß die Ost-CDU der „DDR" noch bescheinigen muß, daß sakrale Kunst und die Verkündigung des Evangeliums noch in gewissen Grenzen geduldet werden, wobei sie darüber hinwegtäuschen muß, welch wirklichen Einschränkungen für christliche Verkündigung und christliche Lebensweise in der Öffentlichkeit bestehen.

Der Sache nach sind die neuen kulturpolitischen Thesen der Ost-CDU nichts grundlegend Neues, sie enthalten keine Kursänderung, schon vorher wurde dieser kulturpolitische Kurs gesteuert; dennoch sind diese Thesen eine bedeutsame Plattform, die die Ost-CDU noch fester an das kommunistische Regime binden wird. Die Thesen sind ein Ausdruck dafür, daß die Ost-CDU keine eigene christliche Kulturpolitik zu betreiben gewillt ist, daß man ihre Kulturpolitik bestenfalls als eine christlich getarnte Variante der kommunistischen Kulturpolitik der SED und des ostzonalen Staates ansehen kann.

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Die Konzilsvorbereitungen in Zahlen

Die christliche Welt bringt den Vorarbeiten für das Zweite Vatikanische Konzil das größte Interesse entgegen. Sie hofft aus innerstem Herzen, daß das Konzil, wiewohl es nicht ausdrücklich und unmittelbar der Union dienen kann, sondern der Ergänzung der kirchlichen Lehre und der Reform der Kirche gewidmet werden soll, dennoch der Wiedervereinigung aller Christen in der Gemeinschaft des Glaubens und des kirchlichen Lebens den Weg bereiten möge.

Der Charakter des Konzils

Was seine Thematik betrifft, so ist diesmal, wie Kardinal Montini gelegentlich gesagt hat, keine einzelne dogmatische Streitfrage zu entscheiden. Deshalb ist es nicht wahrscheinlich, daß dogmatische Definitionen vorgenommen werden, die neue Gegensätze zwischen den Christen schaffen oder bestehende vertiefen könnten. Eher ist zu vermuten, daß das Konzil versuchen wird, manche dogmatische Lehren, die auf die getrennten Christen besonders anstößig wirken, in einen so umfassenden Zusammenhang mit den gemeinsamen christlichen Glaubensüberzeugungen zu bringen, daß ihr Sinn und ihre Folgerichtigkeit deutlicher zutage treten, so daß sie nicht mehr das gegenseitige Verständnis barrikadieren. Kardinal Bea hat das mehrfach angedeutet (vgl. ds. Heft, S. 297).

Auch die allgemeine und alltägliche Glaubensverkündigung, die Theologie und der sensus fidelium haben dem Konzil keine doktrinären Sachverhalte anzubieten, die einer konziliaren Entscheidung bedürftig oder aus innerer Notwendigkeit dafür reif wären. Es gibt gewisse mariologische Anliegen, die von manchen Kreisen mit frommem Eifer und zuweilen in einer recht kämpferischen Art und Weise vorgetragen werden. Aber daß sie nicht konzilsreif sind, dürfte durch die Verhandlungen der mariologischen Kongresse (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 134—148) bestätigt worden sein. Es ist auch nicht unehrerbietig, die Ansicht zu äußern, daß diese Anliegen am Maßstab des obersten Gesetzes der Kirche gemessen werden müssen: salus animarum suprema lex. Ganz naiv darf man glauben, daß die Mutter Gottes die letzte ist, die sich an Huldigungen freuen würde, die mit einer Vertiefung der Abneigung oder des Mißtrauens zwischen den Christen erkauft würden. Die Liebe und Verehrung, die ihr entgegengebracht werden, bedürfen keiner Bestätigung in dieser Form.

aggiornamento

Für den Verhandlungsstoff des kommenden Konzils hat der Papst selbst einen vortrefflichen Ausdruck geprägt. Der Heilige Vater sprach von einem „aggiornamento", einer umfassenden Anpassung der Kirche an unsere Zeit. Ein gewaltiges Vorhaben! Es beschwört die Erinnerung an die Tridentinische Reform herauf, die der Kirche — damals gegen alle Hoffnung — die Kraft gegeben hat, vierhundert Jahre Neuzeit zu bestehen. Wenn auch die Dogmen ihrer Substanz nach irreformabel sind, hat es dennoch einen guten Sinn, von einer zeitgerechten Anpassung, einem aggiornamento, der kirchlichen Lehre zu sprechen. Dabei ist nicht an den klassischen Begriff der Dogmenentwicklung in Richtung auf eine immer genauere Präzision der Aussagen und Explikation der Offenbarungsgehalte zu denken, sondern heutzutage mehr denn je

an „die Rückführung der Vielfalt der Glaubensaussagen auf ihre letzten Strukturen, in deren Glaubensverständnis unter Umständen das alles umfassende und überwältigende Mysterium Gottes für uns heute machtvoller anwesend ist als dort, wo der Geist nur in die Vielfalt der Einzelsätze und ihre immer weitere Unterscheidung ausgeht" (Karl Rahner, Schriften zur Theologie, Bd. 4, S. 40). Aggiornamento bedeutet dann soviel wie Integration der singulären Dogmen. Im Hinblick auf das Konzil bietet sich als Beispiel dafür die Integration der ekklesiologischen Lehren an, zu der Pius XII. den Weg beschritten hat. Wenn hier, um den Ausdruck Rahners zu wiederholen, die letzten Strukturen hervorgehoben werden, dann hat das nicht nur den Wert einer geschlosseneren, schlichteren und erhabeneren Konzeption, sondern sehr wahrscheinlich auch wichtige praktische Folgen. Die Lehre greift hier ins Leben herein, und darum geht es ja bei dem aggiornamento in erster Linie. Wenn man bei dem eben erwähnten Beispiel bleibt, so wäre einerseits an den Zusammenhang zwischen den Papstdogmen des 1. Vatikanischen Konzils und dem kirchlichen Zentralismus zu erinnern und anderseits auf die Chancen zu hoffen, die eine Integration der Lehre von der Kirche, namentlich in Hinsicht auf das Bischofsamt und den Laienstand, einer konsequenteren Verwirklichung des Subsidiaritäts- und Solidaritätsprinzips, also einer stärkeren Entfaltung der horizontalen Dimension in der Kirche bieten könnte. Diese ist so wichtig für die äußere Mission wie für die christliche Durchdringung der Welt, die uns unmittelbar umgibt.

Eine sanfte Einladung

Papst Johannes XXIII. hat noch einen andern Aspekt der voraussichtlichen Thematik des Konzils hervorgehoben. Er erwartet von ihm eine Selbstdarstellung der Kirche, die auf die Menschen und menschlichen Gemeinschaften unserer Tage die Wirkung einer Einladung haben könnte. Das Konzil soll um Vertrauen werben, und die Kirche soll sich als die Stadt auf dem Berge erweisen, die nicht nur weithin leuchtet, sondern in der Ratlosigkeit und Bedrohtheit unserer Zeit auch Zuflucht anbietet.

Wenn das Konzil diese Aufgabe erfüllen will, werden hohe Anforderungen an seine Sprache gestellt werden. In ihr muß die schlichte Eindringlichkeit des Evangeliums Widerhall finden und die subtile, aber auch abstrakte Formulierungskunst der Juristen und Theologen auf das unbedingt notwendige Mindestmaß beschränkt werden. Noch viel wichtiger ist es aber, daß die Welt aus der Verkündigung des Konzils die Liebe heraushört, die allein imstande wäre, ihr den Charakter einer Einladung zu geben. Kardinal Montini hat gesagt, das Konzil werde gegen niemanden gerichtet sein. Das kann nicht heißen, daß es darauf verzichten wird, die Wahrheit gegenüber dem Irrtum abzugrenzen. Aber es soll nach seiner Ansicht ohne Polemik und so geschehen, daß die Wahrheit selbst überzeugt. Die Absicht, das Konzil zu einer „sanften Einladung", wie der Papst sich ausdrückte, zu machen, läßt es als sicher erscheinen, daß man sich nicht in Detailfragen verlieren, sondern alle Kraft auf wichtige und entscheidende Themen konzentrieren wird, die nicht so sehr nach den Paragraphen neuer Gesetze als vielmehr nach großzügigen Richtlinien rufen.

Wenn das Konzil sich nun aber wirklich der Welt von heute verständlich machen und ihr Vertrauen gewinnen will, dann ist es notwendig, von vornherein eine Atmosphäre des Vertrauens herzustellen. Dazu gehört nach den heute üblichen Vorstellungen eine gewisse Offenheit und Publizität. Bei einer Umfrage von „Témoignage Chrétien" hat sich herausgestellt, daß es für eine wirklich lebendige Anteilnahme der Gläubigen bisher einfach an sachlicher Nahrung fehlt. Wie sollte man sich auch wirklich für etwas interessieren können, wenn man gar nicht weiß, worum es denn konkret nun eigentlich geht? Und wie soll die katholische Presse dieses Interesse wachrufen und wachhalten, wenn sie im wesentlichen auf vage und höchst allgemeine Spekulationen angewiesen ist und vom „Osservatore Romano" fast nur mit einer Zeremonialberichterstattung versorgt wird, deren Sinn und Nutzen nicht recht zu begreifen ist. Man wüßte statt dessen in der katholischen Welt lieber etwas mehr über den Inhalt der Antworten der Bischöfe auf die Rundfrage aus Rom und ihre Vorschläge sowie die Studien und Voten der katholischen Universitäten und Fakultäten, die durch das Amtsgeheimnis versiegelt sind, und erst recht über die Stellungnahme der Römischen Kongregationen. Niemand wird bezweifeln, daß nicht alles aus der Vorbereitung des Konzils veröffentlicht werden kann. Aber es ist zu wünschen, daß man das aggiornamento in Rom mit einer ernsthafteren Unterrichtung der katholischen Welt beginnen möge.

Die Konzilsvorbereitung

Da die Berichterstattung über die Personen, die an der Vorbereitung des Konzils beteiligt werden, bisher fast das einzige konkrete Thema bildet, über das man in Rom der Welt Genaueres mitteilt, ist es nicht zu verwundern, daß die katholische Presse diese Maßnahmen nach allen denkbaren Gesichtspunkten analysiert, um daraus etwas zu erraten. Aber der Mangel an sachlichen Informationen nötigt dazu, die Konzilsberichterstattung unter einem Gesichtspunkt zu beginnen, den wir in dieser Zeitschrift nicht für den glücklichsten halten. Denn die Personenfrage ist geeignet, Rivalitäten, besonders auch nationale Rivalitäten, Ressentiments, dunkle Vermutungen hinsichtlich sachlicher Tendenzen „gewisser Kreise" und allerlei Klatsch zu begünstigen. Aber man kann aus Rom nicht mehr berichten, als Rom mitteilt. Wie groß das Interesse für die personelle Zusammensetzung der Arbeitsgruppen ist, die das Konzil vorzubereiten haben, zeigen die ausführlichen Berichte und Analysen in den „Informations catholiques internationales" (Nr. 135, 1. 1. 61). Über das Kardinalskollegium und die Römische Kurie in ihren Beziehungen zum Konzil bietet auch die Wochenschrift „Katholiek Archief" (8. 7. 60) instruktive und vielseitige Informationen. Eine offene und kritische Stellungnahme zu der Verteilung der Sitze an die Mitglieder, Berater und Konsultoren unter geographischem Gesichtspunkt und im Vergleich zu Statistiken über das kirchliche Leben (Zahl der Katholiken, der Welt- und Ordenspriester, missionarische Stärke oder Schwäche der einzelnen Länder) hat J. Kerkhofs SJ in der Zeitschrift „Streven" (April 1960) veröffentlicht.

Die Personalstatistik

Auch in dem hier folgenden Bericht soll eine statistische Übersicht über die Vorbereitenden Kommissionen und Sekretariate gegeben werden, der ein geographisches und ein kirchlich-ständisches Ordnungsprinzip zugrunde liegt. „Geographisch" heißt, daß die Mitarbeiter nach Ländern, Ländergruppen und Erdteilen in absoluten und Verhält-

niszahlen geordnet, „ständisch", daß sie nach ihrem Stand in der Kirche unterschieden werden. Unsere Übersicht stützt sich auf die am 7. Dezember 1960 veröffentlichte und vom Sekretariat der Zentralkommission herausgegebene Namensliste der „Pontificie Commissioni Preparatorie del Concilio Ecumenico Vaticano II", die allerdings leider in ihren Angaben über die einzelnen Personen nicht gleichmäßig genau und vollständig ist. Die nachträglichen Berufungen bis Mitte Februar 1961 wurden nach den Angaben des „Osservatore Romano" berücksichtigt. Da auch nach Abschluß des Manuskriptes noch einige Ernennungen vorgenommen wurden und inzwischen auch bereits der eine oder der andere Mitarbeiter durch den Tod ausgeschieden ist, wie soeben Kardinal Mimmi, ist unsere Statistik nicht bis auf die letzte Zahl genau. Sie kann auch nichts aussagen über den Werde- und Bildungsgang oder die wissenschaftlichen und sonstigen Leistungen der einzelnen Persönlichkeiten, die ihre Bedeutung innerhalb der Arbeitsgruppen charakterisieren würden. Dennoch soll versucht werden, aus der Zusammensetzung dieser Gruppen gewisse Schlüsse sachlicher Art zu ziehen und zu erkunden, ob sich nicht auch schon in der Auswahl der Personen eine gewisse „Weichenstellung" erkennen läßt, wie es die Zeitschrift „Wort und Wahrheit" (Januar 1961, S. 2) genannt hat. Bei diesen Schlußfolgerungen wird man sich auch der wenigen sonstigen Nachrichten und Mitteilungen bedienen müssen, die vor allem aus bischöflichen Munde über die mutmaßlichen Verhandlungsgegenstände gemacht worden sind (vgl. dazu besonders Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 269 und ds. Heft, S. 295).

Die Herkunft der Mitarbeiter am Konzil

Zu unserer ersten Tabelle (vgl. unten) ist eine erläuternde Bemerkung notwendig. Die Bezeichnung „Stadt Rom" ist teils mehr und teils weniger aufschlußreich als die anderen. Wer in Rom lebt und wirkt, braucht nicht notwendig Mitglied oder Berater einer der Behörden der päpstlichen Kurie zu sein. Dennoch werden die in Rom ansässigen Mitarbeiter des Konzils wohl ohne Ausnahme persönliche Beziehungen zu diesen Behörden oder einzelnen ihrer Mitglieder unterhalten. In besonderer Weise dürfte das zutreffen für die Mitglieder der Päpstlichen Universitäten, Institute und Akademien und der Generalleitungen der Orden und Ordenskongregationen. Die „römischen" Mitarbeiter des Konzils sind ferner zwar zum größten Teil, doch nicht alle Italiener, sondern sie repräsentieren ihrer Herkunft nach die meisten größeren Länder der katholischen Welt. Wenn sie auch wohl zum größten Teil seit langer Zeit in Rom leben, das

Geographische Übersicht nach größeren Regionen	Kardinäle und Patriarchen	Erzbischöfe und Bischöfe	Weltpriester	Ordensleute	Mitglieder	Berater und Konsultoren	Gesamt
A Stadt Rom							
I. Sekretäre der Kom. und Sekretariate		2	2	7	(11)		11
II. Präsidenten, Mitglieder und Konsultoren	21	29	51	149	142	108	250
B Europa		(1)	(1)				(2)
I. Nordwesteuropa	7	30	44	30	60	53	113
II. Südwesteuropa	4	51	41	36	77	55	132
III. Osteuropa	1	13	4	2	10	10	20
	12	95	90	68	147	118	267
C Amerika							
I. Nordamerika	5	26	7	17	23	32	55
II. Mittelamerika	1	9			6	4	10
III. Südamerika	4	23	5	2	16	18	34
	10	58	12	19	45	54	99
D Asien							
I. Vorderer Orient	4	9	1	6	13	7	20
II. Ostasien	4	16	2	6	14	14	28
	8	25	3	12	27	21	48
E Ozeanien	1	7	3	1	3	9	12
F Afrika	4	16	1	2	16	7	23
insgesamt:	56	232	162	258	393	317	710

Prozentsätze und Verhältniszahlen

Rein geographisch gesehen stellen die Stadt *Rom* und das *übrige Europa* 36,5% + 37,5% = 74% der Angehörigen der erfaßten Vorbereitungskommissionen und -Sekretariate bei nur 41% der Katholiken. Die außerrömischen europäischen Mitarbeiter stehen im Verhältnis zur Katholikenzahl von 267:210 Millionen oder 1:786500. (Vgl. ds. Seite oben rechts.)

[= 2 Sekretäre von Kommissionen bzw. Sekretariaten]

Der amerikanische Kontinent weist dagegen einen gewaltigen Unterschied auf. 14% Angehörige der Vorbereitungsgremien kommen auf 43% der Katholiken = 99 : 220 Millionen oder 1 : 2222000.

In *Asien* entsprechen sich die Prozentsätze 7%:7%, d. i. 48:39 Millionen oder 1:812500.

Ozeanien (Annuario Pontificio rechnet dazu u. a. Australien, Melanesien, Neuguinea etc., Neuseeland) weist das Verhältnis von 2%:4% auf, d. i. 12:21 Millionen oder 1:1750000.

Ähnlich liegen die Zahlen für *Afrika*. 3%:5%, d. i. 23:25 Millionen oder 1:1087000.

Das Durchschnittsverhältnis ist 710:509 Millionen oder 1:717000.

auf alle seine Bewohner, zumal aber auf die Geistlichen und Ordensleute, einen unwiderstehlichen Einfluß ausübt, so heißt das doch nicht, daß sie deswegen den Kontakt mit ihrer ursprünglichen Heimat verloren haben müßten. In vielen Fällen dürften ihre Heimatländer gerade in diesen Männern sehr gewichtige Anwälte haben. Und ebenso ist es ein Vorurteil, dem man nicht ohne Beweise nachgeben darf, daß die Kurialbeamten und „römischen" Konzilsarbeiter italienischer Herkunft die Probleme der Weltkirche nur nach dem Schema der kirchlichen Verhältnisse Italiens zu begreifen vermögen. Das kirchliche Rom ist gewiß sehr italienisch, aber doch wohl von einer katholischen Universalität seiner Geisteshaltung wie nicht so leicht eine andere Stadt dieser Erde. Selbst die kuriale Tradition, die ihre Angehörigen, gleichviel welcher Herkunft, vielleicht noch einheitlicher prägt, als das geistige Klima Roms und Italiens es vermag, läßt den Individualitäten einen größeren Spielraum, als viele Außenstehende meinen. Sonst wäre das kuriale Rom nicht ein so klassisches Feld der Diplomatie. Das starke Übergewicht der Römer bei der Vorbereitung des Konzils für sich allein rechtfertigt noch nicht die Annahme, daß sie als eine geschlossene Phalanx zur Verteidigung der Bastionen eines unterscheidungslosen Traditionalismus antreten werden.
Auch die Repräsentanten der Missionsländer sind nicht ohne Einschränkungen mit deren einheimischen Bewohnern zu identifizieren; denn sie sind ja zu einem großen Teil als Missionare aus der Welt Europas und Amerikas gekommen. Sosehr und solange sie nun auch mit ihrer neuen Heimat verbunden sein mögen, so wenig haben sie doch das Erbe ihrer Herkunft einfach abgelegt. Aber diese unwägbaren Momente kann die Statistik nicht erfassen.

Die Zusammensetzung der Konzilskommissionen

Eine tabellarische Gesamtübersicht soll nun die Angaben, die in der obigen ersten Tabelle gemacht wurden, näher aufgliedern, wie das die Überschriften der einzelnen Spalten angeben (vgl. Tabelle S. 316—319).
Die Kommissionen und Sekretariate zur Vorbereitung des Konzils setzen sich zusammen aus den Präsidenten, den Mitgliedern und den Konsultoren. Letztere führen in der Zentralkommission die Amtsbezeichnung „Berater" (consiglieri). Die Präsidenten sind der Person nach identisch mit den Leitern der entsprechenden Kongregationen der Römischen Kurie. Nur insoweit, als den Konzilskommissionen und -sekretariaten keine ordentlichen Dienststellen der Kurie entsprechen, sind ihre Präsidenten neue Männer.
Die Sekretäre der Kommissionen gehören dem Kreis der Mitglieder an. Sie haben keine besondere amtliche Autorität, aber ihre Aufgabe, die Arbeiten der eigenen Kommission zu koordinieren und mit den anderen Organen der Konzilsvorbereitung in Verbindung zu halten, verleiht ihnen von selbst ein besonderes Gewicht. Die Stellung und Bedeutung der beratenden Mitarbeiter ist durch keine allgemeine Geschäftsordnung schematisch geregelt. Soweit bekannt, haben sie nicht nur Gutachten abzugeben, wenn sie gefragt werden, sondern dürfen auch ihrerseits Vorschläge machen und zu Vorlagen Stellung nehmen. Sie nehmen auch, freilich ohne Stimmrecht, an den Sitzungen ihrer Kommission teil. Jede Kommission hat ihr eigenes Büro mit vorläufig je einem Minutanten und einem Schreiberarchivisten. (Die Zentralkommission ist allerdings stärker besetzt.)
Von den zwölf Kommissionen haben elf und von den drei Sekretariaten haben zwei die Materie des Konzils vorzubereiten. Die Kommission für das Zeremoniell und das Sekretariat für Verwaltungsangelegenheiten befassen sich mit dem äußeren Ablauf des Konzils.
Die Kommissionen und Sekretariate sind voneinander unabhängige Arbeitsgruppen. Sie müssen selbstverständlich untereinander Fühlung halten, zumal dann, wenn ihre Sachbereiche sich überschneiden. Für diese Zusammenarbeit scheint es vorläufig noch keine formellen Regeln zu geben. Auch hier zeigt sich, daß der Entwicklung jeweils angemessener Arbeitsmethoden viel freier Raum gegeben ist. Als übergeordnete Instanz verfolgt die Zentralkommission ihre Arbeiten. Sie kann sich disponierend einschalten oder auch Ratschläge erteilen und koordiniert die Ergebnisse, um sie dann ihrem Präsidenten, dem Papst, vorzulegen, damit dieser selbst die Verhandlungsthemen für das Konzil und die Art ihrer Vorlage bestimme. Die Zentralkommission legt auch die äußerst wichtige Geschäftsordnung des Konzils fest, von der zum guten Teil nicht nur die Ergiebigkeit der Verhandlungen abhängen wird, sondern auch das Maß des Einflusses, das den einzelnen Konzilsvätern eingeräumt werden wird. Die Zusammensetzung der Zentralkommission entspricht der Größe ihrer Verantwortung. Zu ihren Mitgliedern gehören die Präsidenten der übrigen Kommissionen und Sekretariate, weitere Kurienkardinäle, die Vorsitzenden der regionalen Bischofskonferenzen, Patriarchen der unierten Ostkirchen und die höchsten Oberen der vier großen Ordensfamilien. Die Kontinente sind in dieser Zentralkommission so vertreten, daß man von einer wirklichen Repräsentation der Weltkirche sprechen kann. Die „Berater" sind dagegen zum überwiegenden Teil die Sekretäre (bzw. Assessoren) der römischen Kongregationen oder anderer hoher Kurialbehörden. Daß gerade in dieser Kommission die Römische Kurie ein starkes Übergewicht besitzt, ergibt sich nicht nur aus den Zahlen, sondern auch daraus, daß diejenigen Kardinäle, die zugleich die Leitung einer Kommission und der entsprechenden Kurienkongregation innehaben, schon durch die überlegene Kenntnis der Materie an Einfluß den anderen Mitgliedern überlegen sein dürften.
Die Zuständigkeit der verschiedenen Kommissionen und Sekretariate ist von unterschiedlichem Umfang und Gewicht. Während einige ein ziemlich genau umrissenes Sachgebiet haben, greifen andere ihrer Natur nach in die verschiedensten Bereiche ein. Die umfassendste Zuständigkeit besitzt zweifellos die erste unter den zwölf, die Theologische Kommission, die sich mit der Glaubens- und Sittenlehre zu beschäftigen hat. Es gibt kaum eine Konzilsmaterie, die nicht auch doktrinäre Aspekte hätte und deshalb auch unter dieser Rücksicht vorbereitet werden müßte. Auch die Kommission für die Ostkirchen dürfte es als ihre Aufgabe ansehen, die gesamte Konzilsmaterie in Hinsicht auf ihre Auswirkungen auf die Ostkirchen zu prüfen. Ähnliches gilt vielleicht auch für die Kommission, die sich mit den äußeren Missionen zu befassen hat. Die Sekretariate haben, wie schon durch die andere Benennung angedeutet wird, Arbeitsgebiete, die in den traditionellen Kongregationen keine rechte Parallele haben. Man nimmt vielfach an, daß sie vielleicht einmal zur Bildung eigener Behörden führen können. (Das gleiche gilt für die Kommission für das Laienapostolat.) Das eine von ihnen soll, wenn man seine Aufgabe etwas vereinfachend kennzeichnen darf, die Auswirkungen des Konzils und seiner Objekte auf die getrennten Christen kontrollieren, das andere die Möglichkeiten der Kommunikation zwischen Kirche und Welt studieren.

Stand: 15. Febr. 1961	1 Zentralkommission				2 Theologische Kommission			3 Kommission der Bischöfe			4 Kom. für die Disziplin von Klerus u. Volk			5 Religiosen-kommission			6 Sakramenten-kommission			7 Kommission für Liturgie			8 Kom. für Studien und Seminare		
Präsident	Papst Johannes XXIII.				Kard. Ottaviani			Kard. Mimmi † jetzt Marella			Kard. Ciriaci			Kard. Valeri			Kard. Aloisi Masella			Kard. Cicognani, G.			Kard. Pizzardo		
Sekretär	Erzbischof Felici				Tromp SJ			Erzb. Gawlina			Berutti OP			Rousseau OMI			Bidagor SJ			Bugnini Laz			Mayer OSB		
M = Mitglieder K = Konsultoren B = Berater	Kard. u. Patr.	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute
	M B	M B	M B	M B	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K
Rom	20 *1*	1 1 *16*	*6*	4 *6*		4 *1*	8 *11*	1	1	1 *6*	1	7 *1*	6 *4*		*1*	16 *16*		*4*	5 *5*		2	1 *4*		5 *1*	6 *1*
Europa																									
Belgien	1					2 *1*		1	*1*	*1*	1	1						1		1		1 *2*			
Dänemark		1																							
Deutschland	2				2	1 *3*		1					1			*2*		1	*1*	*1*	1 *4*	*1*	1	1 *3*	
England (mit Schottland)	1	1						1				*1*									1				
Holland	1															2						*1*			
Irland	1							1			1				*1*					*1*					
Luxemburg																									
Österreich	1						*1*						*1*							1	*1*	1		*1*	
Schweiz		1				1						*1*		*1*							*1*		1		
Frankreich	1				1	1 *4*	*3*	3	1		2	1		1		1 *1*		*1*		1	*3*	*1*	4 *1*	2	1 *4*
Italien	1				1	2	*2*	3 *1*		*1*	3	*1*	1 *3*	2		*1*	1 *1*			1	3 *1*	1 *1*	5 *2*	3 *3*	*1*
Portugal	1																								
Spanien	1						1 *1*	1 *1*					1	1		*1*	2	*1*	*1*	1	*1*	*1*	2	1	*1*
Griechenland																									
Jugoslawien		1			1						*1*	*1*					1				1				
Polen	1					1					*1*									*2*					
Ungarn		1																				*1*			
Ukraine					1 (lebt in Deutschland)																				
Amerika																									
Kanada	2	1			1		*1*	1 *1*									*1*					*2*			
Mexiko	1	1						*1*															*1*		
USA	2	1			2	1	*3*	1 *3*			1 *1*					*2*		1			1 *1*	*1*	1 *1*	1 *2*	
Dominikanische Republik		1															*1*								
Guatemala																							*1*		
Haiti		1																							
Honduras																									
Karibien (Brit.)		1																							
Kuba	1										*1*														
Port of Spain		1																							
S. Salvador		1																							
Argentinien	1							1			*1*						*1*								
Brasilien	1				1		*1*	*1*					*1*				1 *1*				1				
Bolivien		1																							
Chile		1									*1*												*1*		
Ekuador	1													*1*											
Kolumbien		1						*1*										1			*1*				
Paraguay		1																							
Peru		1																*1*							
Uruguay	1										*1*														
Venezuela		1																							

9			10			11			12			13			A	B	C	D	E	F	G	
Kom. für die Ostkirchen			Kom. für die Weltmission			Kom. für das Laienapostolat			Sekr. für Presse, Rundfunk, Fernsehen u. Film			Sekr. für die Einheit der Christen			Summe							
Kard. Cicognani, A. G. Welykyi Bas			Kard. Agagianian Erzb. Mathew			Kard. Cento Msgr. Glorieux			Erzb. O'Connor Msgr. Deskur			Kard. Bea Msgr. Willebrands			12	1					13 (13)	
Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Kard. u. Patr.	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Insges. Mitgl.	Insges. Berater u. Konsultoren		
M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K								
5	2 *2*	7 *7*	2	1 *1*	13 *10*	2	5 *2*	5 *3*	1	3	4 *1*		2 *1*	2 *2*	20 *1*	13 *16*	36 *15*	73 *76*	142	*108*	250	Rom (einschl. Präsidenten)
		1					1	*1*				1			1	4	5 *2*	1 *5*	11	*7*	18	*Europa*
			1													2			2		2	Belgien
		1	1	*1*	2	1	2	1	1	*2*		1	*4*	1 *1*	2	8 *1*	6 *16*	5 *6*	20	*24*	44	Dänemark
1									1		*1*	1	*1*	1 *1*	1	5	1 *2*	1 *2*	8	*4*	12	Deutschland
	1			*1*			1	1			*1*	1	*1*		1	1	1 *3*	3 *2*	6	*5*	11	England (mit Schottland)
					1										1	2 *1*	*1*	*1*	3	*3*	6	Holland
										1							1		1		1	Irland
							1		1						1	2	1 *2*	1 *2*	5	*4*	9	Luxemburg
					1					*1*		1	*1*			3 *1*	1 *4*	*1*	4	*6*	10	Österreich
																						Schweiz
1		1				1	2 *2*		1		1 *1*	1		2	1	16 *1*	7 *10*	4 *12*	27	*24*	51	Frankreich
	1 *1*	*2*	1			3	2			1			*1*		1	20 *4*	12 *7*	2 *11*	35	*22*	57	Italien
						1				*1*					1	*1*	*1*		1	*2*	3	Portugal
							1		1						1	9	2 *2*	2 *5*	14	*7*	21	Spanien
	1	*1*															*1*	*1*		*2*	2	Griechenland
						1										4 *1*	1 *1*		5	*2*	7	Jugoslawien
						1			*1*						1	*5*	1		2	*5*	7	Polen
																1		*1*	1	*1*	2	Ungarn
1 (lebt in USA)																2			2		2	Ukraine
									1					*1*	2	3 *3*		*4*	5	*7*	12	*Amerika*
								1							1	1 *2*		1	3	*2*	5	Kanada
1		*1*				2	1		*3*	*1*					2	9 *8*	4 *3*	*12*	15	*23*	38	Mexiko
																						USA
																						Dominikanische Republik
																1 *1*			1	*1*	2	Guatemala
																1				*1*	1	Haiti
																1			1		1	Honduras
				1												*1*				*1*	1	Karibien (Brit.)
																1			1		1	Kuba
															1	*1*			1	*1*	2	Port of Spain
																1			1		1	S. Salvador
																1			1		1	
															1	1 *2*		1	2	*3*	5	Argentinien
										1					1	2 *3*	1	*2*	4	*5*	9	Brasilien
																1 *1*			1	*1*	2	Bolivien
						1										2 *2*			2	*2*	4	Chile
						1									1	*1*			1	*1*	2	Ekuador
											1					1 *1*	1 *2*		2	*3*	5	Kolumbien
																1			1		1	Paraguay
																1 *1*			1	*1*	2	Peru
															1	*1*			1	*1*	2	Uruguay
				1												1 *1*			1	*1*	2	Venezuela

	1				2			3			4			5			6			7			8		
	Zentralkommission				Theologische Kommission			Kommission der Bischöfe			Kom. für die Disziplin von Klerus u. Volk			Religiosen-kommission			Sakramenten-kommission			Kommission für Liturgie			Kom. für Studien und Seminare		
Präsident	Papst Johannes XXIII.				Kard. Ottaviani			Kard. Mimmi † jetzt Marella			Kard. Ciriaci			Kard. Valeri			Kard. Aloisi Masella			Kard. Cicognani, G.			Kard. Pizzardo		
Sekretär	Erzbischof Felici				Tromp SJ			Erzb. Gawlina			Berutti OP			Rousseau OMI			Bidagor SJ			Bugnini Laz			Mayer OSB		
M = Mitglieder K = Konsultoren B = Berater	Kard. u. Patr.	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute
	M B	M B	M B	M B	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K
Asien																									
Irak	1																			1					
Jordanien	1																								*1*
Libanon	2							2			1						1								
Israel																									
Syrien																									
Burma		1																							
Ceylon		1																							
China	1 (lebt in USA)																								
Indien	1																			*1*			1		
Indonesien		1																							
Japan	1										*1*														
Korea		1																							
Pakistan		1																							
Philippinen	1										*1*											*1*			
Vietnam		1																							
Ozeanien																									
Australien	1							*2*													*1*				
Melanesien																									
Neuguinea		1																							
Neuseeland		1																							
Afrika																									
Ägypten	2																								
Dahomey																									
Elfenbeinküste		1																							
Ghana																									
Kongo		2																		1					*1*
Madagaskar		1																							
Mozambique	1																								
Senegal		1																							
Südafrikanische Union		1																							
Tanganjika	1																								
Tunesien		1																							

Die Theologische Kommission

Die Theologische Kommission erhält ihr Gepräge durch die wissenschaftliche Bedeutung und Ausrichtung ihrer Mitarbeiter. Wenn man daraus Schlüsse auf ihre Verhandlungsgegenstände ziehen darf, dann wird in ihren Beratungen die Lehre von der Kirche, von den Offenbarungsquellen der Heiligen Schrift und Überlieferung in ihrem Verhältnis zum kirchlichen Lehramt und von der christlichen Gesellschaftsordnung eine besondere Rolle spielen. Es wird allgemein damit gerechnet, daß unter den ekklesiologischen Themen die Theologie des Bischofsamtes den ersten Platz einnimmt; sie ist ja auch im Hinblick auf das aggiornamento von höchster Bedeutung. Auch die Themen des Laienapostolates werden von dieser Kommission theologisch zu fundieren sein.

9 Kom. für die Ostkirchen			10 Kom. für die Weltmission			11 Kom. für das Laienapostolat			12 Sekr. für Presse, Rundfunk, Fernsehen u. Film			13 Sekr. für die Einheit der Christen			A	B	C	D	E	F	G	
															Summe							
Kard. Cicognani, A. G. Welykyi Bas			Kard. Agagianian Erzb. Mathew			Kard. Cento Msgr. Glorieux			Erzb. O'Connor Msgr. Deskur			Kard. Bea Msgr. Willebrands										
Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Kard. u. Patr.	Erzb. u. Bisch.	Weltgeistliche	Ordensleute	Insges. Mitgl.	Insges. Berater u. Konsultoren		
M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K	M K								
																						Asien
1															1	2			3		3	Irak
		3													1			*4*	1	*4*	5	Jordanien
1		*1*					1								2	4 *1*	1	*1*	7	*2*	9	Libanon
	1															*1*				*1*	1	Israel
1		1														1		1	2		2	Syrien
																1			1		1	Burma
								1								1		*1*	1	*1*	2	Ceylon
															1				1		1	China
3	*1*				*1*	*1*									1	4 *2*	*1*	*1*	5	*4*	9	Indien
																1			1		1	Indonesien
					1	*1*									1	*2*		*1*	1	*3*	4	Japan
					1											1		*1*	1	*1*	2	Korea
																1			1		1	Pakistan
			1		*1*					*1*					1	*2*	*1*	*2*	1	*5*	6	Philippinen
																1			1		1	Vietnam
																						Ozeanien
				1		*1*			*1*	*1*					1	*4*	*3*		1	*7*	8	Australien
					1													*1*		*1*	1	Melanesien
																1			1		1	Neuguinea
						1										1 *1*			1	*1*	2	Neuseeland
																						Afrika
2	*1*										*1*				2	2	*1*	*1*	4	*2*	6	Ägypten
						1										*1*				*1*	1	Dahomey
																1			1		1	Elfenbeinküste
			1													1			1		1	Ghana
																3		*1*	3	*1*	4	Kongo
																1			1		1	Madagaskar
															1				1		1	Mozambique
																1			1		1	Senegal
																						Südafrikanische
						1						1				2 *1*			2	*1*	3	Union
			1			*1*									1	*2*			1	*2*	3	Tanganjika
																1			1		1	Tunesien
															56	232	162	258	393	317	710	

Was die Sittenlehre betrifft, dürften sozialethische Fragen den Vorrang haben. Ist doch allein schon der Begriff der christlichen Gesellschaftslehre voller Probleme. Unter den Kategorien dieser Disziplin verlangt die der sozialen Gerechtigkeit dringend nach einer weiteren Anpassung; denn sie hat seit *Quadragesimo anno* internationale Dimensionen erreicht und steht heute sowohl unter sozialem Aspekt in dem Thema der Entwicklungsländer wie auch unter politischem Gesichtspunkt als Frage nach dem Selbstbestimmungsrecht. Es ist allerdings fraglich, inwieweit das Konzil eine genügend realistische Soziallehre formulieren kann, ohne sich gegen die Intention des Papstes zu sehr in Einzelfragen zu verlieren. Vielleicht wird man klarer darüber urteilen können, wenn die angekündigte Sozialenzyklika zum Jubiläum von *Quadragesimo anno* und *Rerum novarum* erschienen sein wird. Vielleicht wird das

Konzil auch einem Beispiel von Trient folgen und sich darauf beschränken, Richtlinien für einen später zu erarbeitenden Sozialen Katechismus zu geben. Das legt sich auch nahe, wenn man an die komplizierten Fragen aus dem Bereich des Sozialismus als eines gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnungssystems denkt, die sich heute sowohl in den Ostblockländern als auch in den Entwicklungsgebieten stellen. Mit einer summarischen Verurteilung des Kommunismus aus weltanschaulichen Gründen sind diese Fragen nicht erledigt.

Aus den Berufungen in die Theologische Kommission könnte man auch folgern, in welchen Ländern nach höchster Meinung die Zentren der kirchlichen Wissenschaft zu suchen sind: nächst Rom selbst (24 Mitarbeiter) liegen sie offenbar in Frankreich (9), Deutschland (6), den Vereinigten Staaten (6), den Provinzen Italiens (5), in Belgien (3), Spanien (2) und Kanada (2). Während der südamerikanische Kontinent auch noch zwei Vertreter hat, sucht man vergebens nach Namen für Mittelamerika, Asien und Afrika, sofern diese nicht vielleicht unter den Mitarbeitern aus Rom verborgen sind. Auffallend ist der starke Anteil der Ordensangehörigen unter den Theologen, doch auch unter ihnen sind nicht alle auserwählt worden, die nach der Bedeutung ihrer theologischen Leistung dazu berufen schienen.

Bischöfe und Diözesen

In der Kommission für die Bischöfe und Diözesen haben die Bischöfe, wie sich das von der Sache her nahelegt, eine runde Zweidrittelmehrheit. Nach Rom sind in dieser Kommission besonders Italien und Frankreich stark berücksichtigt worden. Man vermutet, daß die pastoralen und rechtlichen Verhältnisse der Oberhirten sowohl nach oben, zum Papst und der Römischen Kurie, wie auch seitwärts zum Episkopat derselben Region oder Nation oder Ländergruppe hin und schließlich nach unten besonders im Hinblick auf eine stärkere Koordinierung des Welt- und Ordensklerus überprüft werden. Denn den Problemen der modernen Seelsorge wird weder ein allzu ausgeprägter Zentralismus noch ein wuchernder Diözesanpartikularismus gerecht, und auf der unteren Ebene erweist sich das Pfarrprinzip immer mehr als zu starr.

Klerus und Volk

Die Kommission für die Disziplin des Klerus und des christlichen Volkes hat wohl eine umfassendere Aufgabe zu bewältigen, als ihre Benennung vermuten läßt. Das zeigt die Berufung namhafter Kanonisten und Pastoraltheologen und von Männern aus der Praxis der Seelsorge. Wahrscheinlich darf man sagen, daß hier das Problem der zeitgerechten Seelsorge in seinem ganzen Umfang zur Debatte gestellt werden wird. Eine der größten Sorgen liegt in dem Priestermangel, der innerhalb der Kompetenz dieses Gremiums dazu nötigt, sich über einen rationelleren Einsatz und über einen nötigenfalls überdiözesanen Ausgleich der vorhandenen Kräfte Gedanken zu machen. Seit langem wird in der Theologie auch über die Möglichkeiten zu einer Wiederbelebung des Diakonates gesprochen, die besonders zur Vermehrung des Kräftepotentials in den Missionen geeignet sein könnte, vielleicht aber auch in Rückbesinnung auf den Diakonat in der Urkirche zur Entfaltung eines neuen spezifischen Zweiges des Klerus mit besonderen Aufgaben führen könnte. Das brauchte und sollte kein Klerus zweiter Klasse werden. Es hat in der Kirche früher einmal den Diakonat als Dauerfunktion von hoher Bedeutung gegeben bis hinauf zu den Archidiakonen der Diözesen und Kardinaldiakonen der Römischen Kurie, deren Reihe mit Antonelli schließt. In der gegenwärtigen Struktur ist der Diakonat, wiewohl sakramentalen Charakters, doch zu einer bedeutungslosen Durchgangsstufe geworden. Sollte die Kraft dieses Sakramentes nicht mehr nutzbar gemacht werden können, als es zur Zeit geschieht?

In bezug auf die Seelsorge sind heute viele Fragen offen und in den letzten Jahren reichlich diskutiert worden. Zu ihnen gehören vor allem die zeitgerechte Sonntagsgestaltung und die Neubelebung einer über die im Beichtsakrament noch erhaltenen Rudimente hinausgreifenden christlichen Buße. Das sind der Sache nach Ansatzpunkte für die Seelsorge. Was ihre Form betrifft, so scheinen besonders die religiöse Unterweisung und eine stärker nach den Milieus der heutigen Gesellschaft differenzierte Seelsorge, darunter vor allem die Seelsorge an der „Wandernden Kirche", einer konziliaren Weisung bedürftig.

In der Zusammensetzung dieser Kommission sind die europäischen Länder, und zwar die romanischen (12 Mitarbeiter) vor dem germanischen Nordwesten (7), gut bedacht worden. Aber auch Amerika ist mit 7 Vertretern zugegen, und der Vordere Orient und Fernostasien sind nicht übergangen. Die eigentlichen Missionsländer im übrigen kommen aber mit ihren seelsorglichen Anliegen naturgemäß in der Kommission für die Missionen auf ihre Rechnung.

Die Ordensgemeinschaften

Die Belange der Ordensgemeinschaften werden in der Ordenskommission vorwiegend von römischen Vertretern wahrgenommen. Verständlicherweise stellen die Generalleitungen, die ja zumeist in der Ewigen Stadt ihren Sitz haben, die große Mehrheit der Mitarbeiter. Ihnen folgen in der zahlenmäßigen Stärke die Vertreter aus romanischen Ländern (8), die ungefähr ebenso stark vertreten sind wie die ganze übrige katholische Welt zusammen (9). Asien und Afrika sind durch dort Ansässige nicht vertreten. Beachtlich ist es, daß sich unter den Mitarbeitern dieser Kommission auch ein Schulbruder und zwei Mitglieder des Säkularinstitutes „Opus Dei" befinden.

Die große Zahl der weiblichen Orden und Schwesternkongregationen hat nur in einigen wenigen Ordensvisitatoren unmittelbare Sachwalter. Doch dürfte das Konzil nicht vorübergehen können an der Frage der Reorganisation und Reform der Frauenklöster, die ja seit Jahren viel erörtert wird und zu deren Lösung schon unter dem Pontifikat Pius' XII. einige bescheidene, aber nicht recht durchgedrungene Ansätze unternommen wurden. Ob der Nachwuchsmangel, unter dem vor allem die caritativen weiblichen Orden zum Schaden ihrer unersetzlichen Dienste so sehr zu leiden haben, durch Reformen ihrer Konstitutionen und ihrer zum Teil den dienstlichen Belastungen der Schwestern nicht mehr angemessenen Lebensregeln behoben werden kann, müßte wohl erwogen werden.

Die männlichen Ordensgemeinschaften haben besonders unter den Laienbrüdern einen zum Teil sehr fühlbaren Mangel an Nachwuchs. Dadurch wird die Frage aufgeworfen, ob das Verhältnis zwischen ihnen und den priesterlichen Ordensmitgliedern in seiner wenig demo-

kratischen Struktur wirklich vom Wesen des Ordenslebens her erhalten werden muß.
Auch die Ausbildung der Ordensleute dürfte einen Gegenstand der Verhandlungen bilden. Ihr vielseitiger und für die Kirche so wichtiger Einsatz für unentbehrliche Dienste verlangt eine berufliche Vorbereitung nach den Maßstäben unserer Zeit. Er ruft nach einer Rationalisierung in der Art, daß gewisse Ausbildungseinrichtungen von mehreren oder vielen Orden gemeinsam geschaffen und gebraucht werden. Schließlich dürften mehrere Kommissionen des Konzils sich mit einer Rationalisierung der Zusammenarbeit zwischen Ordens- und Weltklerus zu befassen haben.
An dieser Stelle soll die Mitarbeit der Ordensleute an der Vorbereitung zum Konzil noch ein wenig genauer analysiert werden. Wie sich schon aus den beiden ersten Tabellen ergibt, ist sie in sämtlichen Arbeitsgruppen zahlenmäßig recht bedeutend. Das würde nochmals bestätigt werden, wenn man nachrechnete, wie viele Bischöfe aus dem Ordensstande kommen. Es ist von Interesse, zu untersuchen, wie die einzelnen Orden und Ordensfamilien zahlenmäßig an der Konzilsarbeit beteiligt sind (vgl. die untenstehende Tabelle).
Den Hauptanteil der Mitarbeiter stellen, wie zu erwarten, die großen Ordensfamilien der Heiligen Benedikt, Dominikus, Franziskus und Ignatius. Wir fassen in der Statistik die verschiedenen Zweige der Benediktiner und Franziskaner zusammen, um das Bild überschaubar zu gestalten. Die Ordensleute, die nicht zu einer dieser vier großen Gruppen gehören, von den Regularkanonikern bis zu den Mitgliedern der Säkularinstitute, fassen wir aus demselben Grunde in einer Rubrik zusammen. Sie sind mit 41,2 % in der Minderheit gegenüber 58,8 % Angehörigen der vier großen Ordensfamilien. (In der folgenden Tabelle entsprechen die Kolonnenziffern dem Tabellenkopf auf S. 316—319.)

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	S
Söhne des hl. Benediktus	1 *2*	*2*	*1*	1	2 *2*	1 *1*	1 *7*		*2*	2 *1*			1 *1*	28
Dominikaner	1 *2*	4 *3*		1	1	1 *2*	*2*	1 *2*	*1*	1 *1*	*2*	*2*	*2*	29
Söhne des hl. Franz	1 *1*	2 *5*	*1*	2 *3*	4 *3*	2 *2*	*1*	1 *1*	1 *3*	3 *2*		*2*	*1*	41
Jesuiten	1	2 *5*	1 *1*	2 *1*	1	*2*	1 *2*	2 *3*	4 *2*	3 *5*	4 *1*	2 *1*	1 *2*	49
zusammen	4 *5*	8 *15*	1 *3*	6 *4*	8 *5*	4 *7*	2 *12*	4 *6*	5 *8*	9 *9*	4 *3*	2 *5*	2 *6*	147
Andere Orden u. ordensähnliche Priestervereinigungen	*1*	1 *8*	*5*	1 *4*	9 *17*	1	3 *4*	4 *1*	4 *8*	6 *8*	3 *2*	3	2 *3*	98
Schulbrüder				1	1									2
Mitglieder von Säkularinstituten					1 *1*			*1*						3
insgesamt	4 *6*	9 *23*	1 *8*	8 *8*	19 *23*	5 *7*	5 *16*	8 *8*	9 *16*	15 *17*	7 *5*	5 *5*	4 *9*	250

Die Sakramente

Die Sakramentenkommission hat sich mit der kirchenrechtlichen Ordnung des sakramentalen Lebens zu beschäftigen. Die verschiedenen Reformen der rechtlichen Bedingungen für den Empfang der heiligen Kommunion, die wir in den letzten Jahren erlebt haben, zeigen, wie sehr die Kirche gemäß ihrem Grundsatz „sacramenta propter homines" bemüht ist, den Änderungen der Lebensverhältnisse Rechnung zu tragen. Die Tatsache, daß zur Mitarbeit in dieser Kommission eine Reihe von Fachleuten auf den Gebieten des Eherechts berufen worden sind, macht es wahrscheinlich, daß die rechtlichen Bestimmungen über die Ehehindernisse und den Eheprozeß überprüft und möglicherweise vereinfacht werden. Es ist wohl kaum zuviel gesagt, daß die Dispensationen von Ehehindernissen zum Teil nur noch Formalitäten sind. Auf dem Gebiet der Eheprozesse ist es sicherlich ein Mißstand, daß sie wegen ihrer langen Dauer mannigfache Gefahren verursachen.
Das Bußsakrament oder vielmehr die durch eine lange Tradition erprobte, aber auch routinierte gegenwärtige Gestalt seiner Handhabung, vor allem bei der österlichen Beichte, erweckt ein gewisses Mißbehagen und wird vielleicht weniger in der Literatur als um so mehr und sorgenvoller in zahllosen mündlichen Unterhaltungen zwischen den Seelsorgern erörtert (vgl. die Umfrage der Herder-Korrespondenz „Die liturgische Erneuerung des Bußsakramentes"; 13. Jhg., S. 297). Wird das Konzil dazu das Wort ergreifen?
In engem Zusammenhang hiermit stehen die Probleme, die das kirchliche Strafrecht der Seelsorge stellt. Es ist ebenso unübersichtlich, wie seine klassischen Strafen in einer säkularisierten Gesellschaft unwirksam geworden sind. Während die Verweigerung der Lossprechung in der Beichte auch heute noch tiefen Eindruck macht, insoweit sie den Ausschluß von der Vergebung der Sünde und von der Kommunion in ihrer eucharistischen Form nach sich zieht, hat die Exkommunikation als Zensur wohl kaum noch eine abschreckende und noch weniger die durch sie als poena medicinalis beabsichtigte heilsame Wirkung. Wo sie automatisch mit gewissen Tatbeständen verbunden wird (poena latae sententiae), stiftet sie vielleicht mehr Verwirrung als Besserung. Man braucht als Beispiel dafür nur die Anwendung dieser Strafe auf die Begünstigung des Kommunismus oder auf gewisse Vergehen gegen das kirchliche Bücherverbot zu nennen. Praktisch scheint sie heute nur noch den Charakter einer feierlichen Warnung der Kirche zu haben. Ob aber für diesen Zweck das Rechtsmittel einer Strafe, die keine fühlbare Wirkung mehr haben kann, geeignet ist, darf bezweifelt werden. Jedenfalls klaffen hier Gesetz und Wirklichkeit besonders sichtbar auseinander.
Unter den übrigen Sakramenten scheinen besonders der richtige Zeitpunkt und die seelsorgliche Gestaltung der Firmung für eine konziliare Richtlinie reif zu sein.

Die Liturgie

Auch für die Fragen der Liturgie ist eine eigene Kommission geschaffen worden. Bezeichnenderweise ist ihr Bereich gegenüber dem der ihr entsprechenden römischen Ritenkongregation eingeschränkt; denn zu deren Zuständigkeit gehören auch die Kanonisationsprozesse. In der liturgischen Bewegung unserer Tage begegnen sich recht unterschiedliche Tendenzen. Die Zusammensetzung dieser Kommission erweckt den Eindruck, daß den verschiedenen Richtungen der katholischen Frömmigkeit und liturgischen Konzeption entsprochen werden soll. Mit einer klaren Vorstellung von der „pastoralen Liturgie" dürften die deutschen Vertreter (7) einen beträchtlichen Einfluß ausüben können, der wohl auch durch die 5 Franzosen, die Mitarbeiter aus den anderen Ländern deutscher Sprache und nicht zuletzt von seiten der Missionen unterstützt werden wird. In bezug auf die liturgische Entwicklung steht die allgemeine Frage im Vordergrund, wie die Gesichtspunkte der Einheit und der Vielfalt der Völker, Sprachen und Mentalitäten sowie des Brauchtums und der Überlieferungen am besten harmonisch verbunden werden können. Der Sache nach steht die Reform der liturgischen Sprachen, der Bücher und des Heiligenkalenders wahrscheinlich zur Verhandlung.

Das Bildungswesen

Sehr umfangreich sind die Angelegenheiten der Kommission für die Studien und Seminare; denn in ihre Zuständigkeit fällt nicht nur die Ausbildung der Theologen und die theologische Wissenschaft mit ihren Institutionen, sondern das gesamte katholische Schul- und Bildungswesen vom Kindergarten bis zu den Katholischen Akademien. Wenn man das bedenkt, legt sich auf diese Kommission eine sehr große Verantwortung. Unter den Persönlichkeiten, die sie zu tragen haben, sind auffallend viele Italiener (14), ferner 12 Franzosen, 6 Nordamerikaner, 5 Deutsche und 4 Spanier. In diese Kommission wurde als Konsultor der einzige Mitarbeiter berufen, der nicht Theologe, wenn auch Angehöriger eines Säkularinstitutes ist, Professor Vito, Rektor der Katholischen Universität Mailand. Wahrscheinlich wird diese Kommission sich vor allem mit der Ausbildung der Theologen beschäftigen. Dabei steht sowohl die „ratio studiorum", die Methode der theologischen wissenschaftlichen Ausbildung, als auch die Vorbereitung für die Seelsorge im praktischen Sinne zur Debatte. Es ist nicht bekannt, inwieweit auch die Fragen der katholischen Schule, des Privatschulwesens, der Lehrerbildung, des Religionsunterrichtes, der Erwachsenenbildung oder so grundsätzliche Probleme wie die Strategie zur Verwirklichung des Elternrechtes oder die eines katholischen Bildungsprogrammes aufgegriffen werden. Sie berühren sich ja sehr eng mit dem Sachbereich des Laienapostolates.

Die Ostkirchen

Die Kommission für die Ostkirchen muß naturgemäß von den Repräsentanten der Ostkirchen geführt werden. Der Vordere Orient stellt 9 Mitarbeiter, Indien 4, Ägypten 3. Insgesamt 12 bzw. 13 Vertreter kommen aus Europa, vor allem aus Italien. Es ist diese Kommission, der eine besondere Verantwortung im Hinblick auf die Wiedervereinigung zufällt, und damit vor allem werden ihre Sorgen zu denen der Gesamtkirche.

Die amtliche Reihenfolge durchbrechend, erwähnen wir hier sogleich das Sekretariat für die Einheit der Christen, das wie kaum eine andere Arbeitsgruppe in der Weltöffentlichkeit Interesse findet. Aus der Verteilung der Zuständigkeiten ergibt sich, daß dieses Sekretariat sich vor allem mit dem Protestantismus beschäftigen wird. Das bestätigt sich bei einem Blick auf seine Zusammensetzung. 19 seiner Mitarbeiter kommen aus denjenigen Ländern, in denen das Zusammenleben und das Zusammenwirken evangelischer und katholischer Christen immer mehr als eine beiderseits empfundene Aufgabe unserer Zeit nicht nur gewertet, sondern auch geübt oder erfüllt wird und wo die Annäherung praktisch die größten Fortschritte gemacht hat.

Das Laienapostolat

Die Kommission für das Laienapostolat gehört zu den Arbeitsgruppen, die bisher kein Gegenstück in der Kurie haben. Deswegen bereitet es Schwierigkeiten, ihre Tätigkeit vorauszusehen. Nicht ohne schwere Enttäuschung hat die katholische Welt zur Kenntnis genommen, daß die Laien von der unmittelbaren Teilnahme an der Beratung der Dinge, die sie angehen und für die sie sich nach dem Konzil engagieren sollen, ausgeschlossen worden sind. Denn diese Kommission hat es ja nicht mit der Theologie des Laienstandes zu tun, die in den Zuständigkeitsbereich der Theologischen Kommission gehört, sondern mit dem praktischen Laienapostolat. Die internationale Vereinigung der katholischen Organisationen hat auf die unerwartete Exklusion aber ohne Verärgerung reagiert und in vorbildlicher Weise ihre Bereitschaft zum Ausdruck gebracht, in jeder Form mitzuarbeiten, die von der Leitung der Kirche vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt noch gewünscht werden könnte. Sie hat zu diesem Zweck einen eigenen Ausschuß gegründet, der unabhängig von der offiziellen Konzilsvorbereitung den Kommissionen und besonders der Kommission für das Laienapostolat Anregungen übermitteln soll und für Informationen zur Verfügung stehen will (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 255). Immerhin sind die katholischen Organisationen durch ihre geistlichen Leiter oder Berater auch in der offiziellen Kommission für das Laienapostolat vertreten.

Wenn man die grundsätzliche Frage nach der Stellung des Laien in der Kirche und einer Kodifizierung seiner Rechte und Aufgaben beiseite lassen würde, ergäbe sich als Gegenstand konziliarer Beratung zunächst der Komplex aller Probleme, die mit der Gestaltung des katholischen Organisationswesens zusammenhängen, das ja in jedem Lande andere Formen hat und dessen Kreuz wohl überall in den Schwierigkeiten der Zusammenarbeit liegen dürfte, und in allen Rivalitäten, die ihr entgegenstehen.

Doch darüber dürfen die eminenten sachlichen Probleme nicht zu kurz kommen, vor die das Laienapostolat gestellt ist. Es sind caritative, soziale, politische und vor allem solche der internationalen Zusammenarbeit. Von den Laien wird erwartet, daß sie in allen Institutionen und auf allen Sachgebieten des öffentlichen und gemeinschaftlichen Lebens die Botschaft der Kirche in die Tat umsetzen oder nach Kräften um eine solche Verwirklichung bemüht sind. Deswegen kann die Kommission, die dieses Anliegen zu vertreten hat, von dem schließlich der praktische Effekt des aggiornamento abhängen wird, nicht umhin, alle Lehren und Weisungen des Konzils, die sich auf die Dinge dieser Welt beziehen, auch ihrerseits zu erwägen. Und es

sind ja gerade solche Stellungnahmen, die die Welt von dem Konzil erwartet! Damit sie dann aber nicht auf dem Papier stehenbleiben, liegt es in der Natur der Sache, daß man die katholische Laienwelt rechtzeitig hört, und dazu erscheint diese Kommission berufen und von der Sache her verpflichtet.

Sie wird sich ferner darüber Rechenschaft ablegen müssen, daß ein Apostolat der Laien die Laien voraussetzt, die dazu geeignet und bereit sind. Wir sind noch nicht so weit, daß überall von einer echten apostolischen Laienbewegung größeren Ausmaßes gesprochen werden kann. Das werden auch imponierende Zahlenangaben über die Mitglieder katholischer Aktionen und Organisationen nicht verschleiern. Es handelt sich bisweilen um eine ziemlich passive und nominelle Mitgliedschaft und um Organisationen von Kommandostäben mit wenig schlagkräftigen Milizen, die auch da und dort noch so sehr nach patriarchalischen Vorbildern organisiert und übrigens zum Teil auch in der Reaktion gegen totalitäre Gegenspieler ausgebildet worden sind, daß alle Veranlassung gegeben ist, ihre Entwicklung zu apostolischen Bewegungen mündiger Laien zu überlegen. Das ist im tiefsten natürlich eine Aufgabe der vieldiskutierten „Spiritualität" und der übrigen geistigen Bildung der gläubigen Laien. Aber es gehört dazu auch der Mut, ihnen praktisch die Selbständigkeit einzuräumen, die prinzipiell schon lange zugestanden wird, und zunächst einmal klar zu sagen, wie die Kirche diese Selbständigkeit konkret und real verstanden wissen will. Das ist kein Risiko. Wie sich schon jetzt zeigt, sind die Laien gegenüber dem kommenden Konzil von großer Ehrfurcht und einem Geist des Gehorsams erfüllt, wie das weder vor Trient noch vor dem Ersten Vaticanum der Fall war. Aber es ist demütigend und wenig ermutigend für sie, wenn ihnen in der Praxis des kirchlichen Apostolats, auch sofern es nicht hierarchischer Natur (actio catholica), sondern „weltlich" (actio catholicorum) ist, nicht überall die Stellung von Partnern eingeräumt wird. Es ist in erster Linie die Aufgabe des Klerus und der Hierarchie, die Ressentiments abzubauen, die das gegenseitige Verhältnis belasten.

In naher sachlicher Beziehung zu der Materie dieser Kommission steht die Aufgabe des Sekretariates der Presse und des Schauspiels, wie es nunmehr genannt wird. Es soll Richtlinien für das Verhalten und die Tätigkeit der Katholiken und der Kirche in bezug auf alle heutigen Kommunikationsmittel erarbeiten und setzt sich im wesentlichen aus geistlichen Fachleuten auf diesen Gebieten zusammen.

Kurie und Konzil

Überblicken wir zum Schluß noch einmal die Zahlen der zweiten Tabelle, dann stellen wir unter geographischem Gesichtspunkt eine Dreigliederung fest: Rom und die europäisch-amerikanischen Länder stellen je mehr als ein Drittel der Mitarbeiter an den Konzilsvorbereitungen, die übrige Welt den Rest. Das entspricht im ganzen dem Kräftegewicht der Kirche in sich selbst und im Verhältnis zur übrigen Menschheit.

Diese Verteilung macht aber noch eine andere Einteilung der Konzilsmitarbeiter sichtbar, wiewohl sie statistisch nicht genau zu erfassen ist. Wenn es erlaubt wird, sich nochmals der Kürze wegen profaner Ausdrücke zu bedienen, kann man unterscheiden zwischen den Mitarbeitern von der Front des kirchlichen Lebens, wozu wir die Ortsordinarien, Wissenschaftler und Seelsorger rechnen, und denen, die aus den Stäben oder vom „Apparat" herkommen. Zur zweiten Gruppe gehören vor allem die römischen „Generalstäbler". Die starke und in qualitativer Hinsicht noch stärkere Position dieser Männer steht im Begriff, zum Kern einer Legende zu werden, und bietet reichlichen Stoff für allerlei Konzilsgeflüster, das allerdings, soweit man sieht, kein verärgertes, bitteres oder bösartiges ist. Immerhin hat dies dem Ressentiment gegen den römischen Zentralismus Auftrieb gegeben. Es ist an den „Römern" selbst, solchen Gefühlen die Nahrung zu entziehen. Ein Mittel dazu wäre sicherlich eine bessere und ernsthaftere Information über die Sache. Seit langem wird ein Pressebüro angekündigt, das hierin eine segensreiche Tätigkeit entfalten kann, wenn es rechtzeitig kommt und wenn es etwas zu sagen weiß.

Man erwartet wohl besonders Auskünfte über die drei Dinge, die am wichtigsten zu sein scheinen: das Selbstverständnis der Kirche, ihre Stellung zur Ökumene in jeder Hinsicht und die Frage der Laien.

Fragen des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens

Die Kirche in einer internationalen Stadt

Auf den folgenden Seiten soll, wie das vorige Heft der Herder-Korrespondenz (vgl. S. 280) es ankündigte, von einer weiteren Untersuchung der Internationalen Föderation katholischer Sozialforschungsinstitute (FERES) berichtet werden. Die Untersuchung hat zum Gegenstand „die soziale und kirchliche Integration in einer international geprägten Stadt". Sie wurde unter Leitung von Linus Grond OFM durchgeführt und trägt streng soziographischen Charakter. Sie beruht auf statistischem Material, beschränkt sich in ihrem Urteil hauptsächlich auf dessen Auswertung und hält sich an ein konkretes Modell, die Stadt Genf.

Im Unterschied zu München, über das im letzten Heft berichtet wurde, ist Genf eine international geprägte Großstadt. Jede größere Stadt in Mitteleuropa beherbergt heute eine beträchtliche Zahl von Bewohnern fremder Herkunft, aber nicht jede wird in ihrem Antlitz von ihnen bestimmt und in ihrem Wesen umgeprägt, und nicht jede wird ihren fremdländischen Bewohnern zur Heimat und vermag sie, wie die Soziologen sagen, zu integrieren. Es gibt Städte, die vom Fremdenverkehr überflutet und von Ausländern besonders gern besucht werden, wie Salzburg, Heidelberg oder Luzern. Aber trotz des Fremdenstroms, der sich zuzeiten über sie ergießt und mancherlei soziale und kirchliche Probleme schafft, sind sie doch Städte von ausgesprochen heimatlichem Gepräge, und nicht zuletzt deswegen üben sie ihre Anziehungskraft aus. Es gibt heute außerdem eine ganze Anzahl von Städten, die starke ausländische Garnisonen und in ihrem Gefolge ein Heer ausländischer Zivilisten beherbergen. Auch sie haben ihre eige-

nen Probleme. Aber diese sind von anderer Art als das der Integration; denn die ausländischen Militärangehörigen bilden eine im wesentlichen geschlossene Gruppe mit nur oberflächlichen Kontakten zur Zivilbevölkerung, die in diesen Städten beheimatet ist. Auch die europäischen Universitätsstädte werden von einer steigenden Zahl fremder Studenten besucht. Doch sie werden besonders betreut, und ihr Aufenthalt ist vorübergehend.

Die Frage der Integration entsteht erst dann, wenn Menschen fremder Herkunft, Nationalität oder Rasse als einzelne oder mit ihren Familien ohne eine solche Gruppenbindung, wie die Militärzugehörigkeit oder die Hochschule sie schaffen, aus persönlichen, zumeist wohl beruflichen Gründen, für längere Zeit oder gar für immer sich in der Fremde niederlassen und darauf angewiesen sind, am gesamten gesellschaftlichen Leben ihrer neuen Umgebung teilzunehmen, mit anderen Worten, dort eine neue Heimat zu finden. Es muß nicht immer eine endgültige Heimat sein. Zahlreich sind Grenzfälle wie der Fall der Saisonarbeiter. Aber auch hier schon stellt sich das Problem einer vorübergehenden Beheimatung. Wenn die Zahl solcher Menschen ein für die Gesellschaft beträchtliches Ausmaß erreicht, wird die Frage der Integration zu einer für unsere Zeit besonders charakteristischen sozialen Frage. Wie wenig sie gelöst ist, das zeigen die vielfältigen Klagen über schlechte Aufnahme, abweisende Behandlung und menschliche Gleichgültigkeit gegenüber diesen Fremden; anderseits über die Überfremdung, die manchen europäischen Landstrichen oder Städten drohe.

Dennoch wird die Zuwanderung von Ausländern im Zuge der wirtschaftlichen, kulturellen und schließlich auch politischen Verflechtung der europäischen Staaten unaufhaltsam steigen, ja dies ist geradezu ein Programmpunkt der europäischen Integration, die den Angehörigen aller beteiligten Völker allmählich in allen Ländern dieselben Lebens- und Arbeitsbedingungen bieten soll, wie sie die jeweils einheimische Bevölkerung hat. Ein gewisser Bevölkerungsausgleich wird sich nicht nur als Folge der zunehmenden Integration ergeben, sondern bildet eine der Voraussetzungen für die Stärkung der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Kraft unseres Erdteils. Seine Probleme decken sich zum Teil mit denen der Binnenwanderung und überlagern sie, besonders dort, wo das Heimatgefühl einen so regionalen Charakter hat wie in Bayern oder in der Schweiz. Das Tessin hat eine stärkere Affinität zur Lombardei als zu Zürich und Oberbayern eine innigere, wenn auch in der ersten Nachkriegszeit getrübte, zu Tirol als zu Friesland. Ähnliches mag auch für Genf in seinem Verhältnis zu den benachbarten Gegenden Frankreichs gelten. Deshalb eignet es sich so gut für eine Studie über die Verflechtung von Binnenwanderung und Auslandswanderung. Als Sitz verschiedener großer internationaler Organisationen zieht es überdies nicht nur Angehörige benachbarter Länder in seinen Bann, sondern ist eine kosmopolitische Stadt im wahrsten Sinne. Wenn auch die Zahl seiner Einwohner zu gering ist, als daß man es eine Weltstadt nennen könnte, so verstärkt doch gerade deswegen der relativ hohe Anteil von Ausländern das weltbürgerliche Gepräge dieser Stadt. Heute noch ist sie einzigartig in Europa. Aber man muß sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß das Problem einer übernationalen Integration sich noch in diesem Jahrzehnt sehr vielen anderen Großstädten und Industriegebieten stellen wird. Deshalb lohnt es sich, die Frage am Genfer Modell zu studieren.

Daß diese Frage besonders die Kirche angeht, braucht kaum erst gesagt zu werden. Die Kirche will ja doch allen Gläubigen ohne Unterschied ihrer Volks- und Rassenzugehörigkeit Heimat bieten. Seit dem ersten Pfingstfest und seitdem der Apostel Paulus ausgesprochen hat, daß die natürlichen Unterschiede in die höhere Einheit des Glaubens „integriert" werden (vgl. Gal. 3, 28), setzt sie ihre besondere Ehre darein. Die Geschichte der neuzeitlichen Wanderungen bestätigt ihre Verdienste. In zahllosen Fällen hat die Kirche den Auswanderern in ferne Länder und Kontinente die erste Zuflucht geboten, ihnen die Heimat ersetzt, den Übergang zum neuen Leben ermöglicht oder erleichtert und zugleich geholfen, die Treue zum eigenen Volkstum zu bewahren. Jetzt wird sie auch mitten in Europa vor diese Aufgabe gestellt. Dadurch gewinnt das Genfer Beispiel auch ein besonderes kirchliches Interesse.

Die demographische Situation im Kanton Genf

In dem kleinen Gebiet des Kantons Genf, das nur 279 qkm umfaßt und 0,67 % des Schweizer Territoriums ausmacht, wohnen nach der Statistik von 1959 247 882 Einwohner, 4,7 % der Gesamtbevölkerung. In etwas mehr als hundert Jahren hat die Einwohnerschaft sich vervierfacht, allein in den letzten vierzehn Jahren hat sie um 32,5 % zugenommen. Von diesen 60 798 neuen Einwohnern ließen sich 37 767 in der Stadtgemeinde Genf nieder. Verhältnismäßig noch höher war die Zunahme in den Vororten. Es handelt sich dabei um fünfzehn selbständige Gemeinden, die aber praktisch zur Stadt gehören. In den übrigen neunundzwanzig Gemeinden des Kantons, die noch ausgesprochen Bauerndörfer sind, war die Bevölkerungszunahme seit dem Kriegsende nur halb so groß wie in den Vororten der Stadt Genf. Heute wohnen 228 000 Menschen, fast 92 % der Kantonsbevölkerung, in der Stadt und ihren Vororten.

Die große Zunahme der Bevölkerung in den letzten hundert Jahren beruht ausschließlich auf der Zuwanderung; denn im Durchschnitt sind in diesem Kanton jährlich 117 Personen mehr gestorben, als geboren worden. Seit 1955 ist allerdings ein geringfügiger Geburtenüberschuß zu verzeichnen. Genf ist danach ein Schulbeispiel für die Entwicklung der modernen europäischen Großstädte, die nur auf Grund der Zuwanderung wachsen. In bezug auf das Ausmaß der Zuwanderung allerdings übertrifft es sie fast alle, ebenso in bezug auf die Zahl der Zuwanderer ausländischer Herkunft, wenn man sie im Verhältnis zur Zahl der Einheimischen betrachtet. Und noch eine besondere Note hat die Genfer Einwanderung, die gerade im Hinblick auf das Problem der Integration interessant ist. Die Zuwanderer aus den anderen Schweizer Kantonen sind ebenfalls in einem gewissen Sinne „Ausländer". Im juristischen Sinne gibt es keine Schweizer Nationalität; diese ist vielmehr an das Heimat- und Bürgerrecht in einer bestimmten Gemeinde und über diese in einem Kanton gebunden. Wenn man in einen andern Kanton übersiedelt, muß man dort eine Niederlassungserlaubnis beantragen, mit der nur zum Teil die Gleichberechtigung mit den einheimischen Kantonsbürgern verbunden ist. Dabei handelt es sich keineswegs nur um eine juristische Caprice. Zwischen den Schweizer Kantonen und ihren Bürgern bestehen größere Unterschiede, als der Nichtschweizer annimmt. Sie haben auch heute noch sehr wirksame geschichtliche, geographische, landsmannschaftliche,

charakterliche, religiöse und besonders auch sprachliche Gründe. Diese alle spielen für die Integration eine Rolle, zumal da Genf als die am meisten nach Frankreich hin orientierte Stadt der Schweiz anzusehen ist. Ungeachtet seines französischen Charakters, hat es aber unter seinen Einwohnern, soweit sie Schweizer sind, nicht weniger als 60,3 % Bürger anderer Kantone. Es sind vor allem die Industrialisierung, die Genfer Banken und die Niederlassungen der internationalen Organisationen, die diese Einwanderung begünstigen, welche sich freilich überwiegend aus den benachbarten Kantonen Waadt, Freiburg, Wallis, Neuchâtel und Bern nach Genf ergießt.

Der Anteil der Ausländer in der Stadt Genf betrug im Jahre 1950 18,3 % der Gesamtbevölkerung. Früher war er noch höher, im Jahre 1910 erreichte er mit 40,4 % seine Spitze. Aber auch noch heute dürfte wohl kaum eine andere Stadt in Europa so viele Ausländer in ihren Mauern haben. Selbst in der gastfreundlichen Schweiz folgen die anderen bekannten Städte in weitem Abstand. In St. Gallen gibt es 10,3 % Ausländer, in Zürich und Basel 8,3 %, in Luzern 6,1 % und in Bern 4,9 %. Auch die Herkunft der Ausländer hat sich seit dem ersten Weltkrieg stark verändert. Während früher die Franzosen der Zahl nach weitaus in Führung lagen, zählt man in Genf in der Statistik von 1959 18 481 Italiener, 12 536 Franzosen, 3823 Deutsche, 10 833 sonstige Europäer und 6360 Ausländer aus der übrigen Welt. Zugunsten der Franzosen wirkt sich allerdings die Tatsache aus, daß sie leichter und in größerer Zahl als die übrigen Ausländer das Genfer Bürgerrecht erwerben.

Der internationale Bevölkerungsstrom nach Genf beruht seit den zwanziger Jahren vor allem auf zwei Ursachen. Wiewohl der Sitz des neuen Völkerbundes, der Vereinten Nationen, nach dem zweiten Krieg von Genf nach New York verlegt wurde, befinden sich auch heute noch zahlreiche Amtssitze internationaler Organisationen in der Stadt, so das Europäische Büro der UN, die Weltgesundheitsorganisation, das Internationale Arbeitsamt, das Internationale Komitee des Roten Kreuzes und die Internationale Liga der Rotkreuzvereine, das Zwischenstaatliche Komitee für europäische Auswanderung und andere, insgesamt mehr als dreißig Organisationen, nicht eingerechnet die zahlreichen nichtstaatlichen internationalen Zentralstellen. Die zweite Ursache der internationalen Zuwanderung liegt in der stetig steigenden Bedeutung Genfs als eines Wirtschaftszentrums, die zu einem gewissen Teil durch die Anwesenheit so vieler Weltorganisationen bedingt ist. Aber daneben breitet sich in diesem Gebiet auch eine beträchtliche Konsumgüterindustrie aus, und die Stadt braucht immer mehr Einwanderer, um die Nachfrage nach Arbeitern und Angestellten zu befriedigen. Aus steuerlichen Gründen haben außerdem zahlreiche ausländische Großfirmen in Genf große Niederlassungen errichtet, und aus dem gleichen Grunde wird die Stadt von vielen Privatpersonen als Wohnsitz gewählt. Ihre Bedeutung spiegelt sich darin wider, daß in Genf nicht weniger als 48 Konsulate gezählt werden.

Die hohen Zahlen der Zuwanderer geben aber noch keinen Begriff von dem Ausmaß der Bevölkerungsfluktuation, die sich hinter ihnen verbirgt; denn sie registrieren ja nur die Differenz zwischen Zu- und Abwanderung. Im Jahre 1959 wanderten 9861 Schweizer in Genf ein und 7668 von dort aus. Fast doppelt so groß war die Bewegung unter den Ausländern; 17 759 zogen zu und 12 986 zogen weg. Die Beweglichkeit der Genfer Wohnbevölkerung drückt sich demnach aus in mehr als 49 000 Umzügen über die Grenzen des Kantons, von denen 1217 auf Genfer Bürger entfallen. Dazu kommen, wenn man die unvollständigen Statistiken durch Schätzungen ergänzt, noch rund 3000 Umzüge pro Monat innerhalb des Kantons. Insgesamt veränderten also wahrscheinlich mehr als 85 000 Personen, ein rundes Drittel aller Einwohner, in einem einzigen Jahr ihren Wohnsitz bzw. ihre Wohnung. Ja, wenn man die Wohnungsänderungen in allen Gemeinden des Kantons zusammenzählt, sind es sogar mehr als 100 000 Personen, 42 % der Einwohner. Man kann also mit vollem Recht von einer Stadt in ständiger Bewegung sprechen.

Die konfessionelle Struktur

Bis vor einiger Zeit war die Schweiz auch in Hinsicht auf ihre konfessionelle Struktur als ein konservatives Land bekannt, und die Unterscheidung zwischen evangelischen und katholischen Kantonen hatte angesichts der Zahlenverhältnisse volle Berechtigung. Aber seit hundert Jahren ist die konservative Struktur der Schweiz auf allen Gebieten in eine Bewegung gekommen, die weder aufzuhalten noch viel weniger umzuwenden ist. Das gilt für den staatsrechtlichen, administrativen und wirtschaftlichen Bereich ebenso wie für die noch tiefer ins menschliche Leben eingreifenden Bewegungen demographischer, sozialer, kultureller und auch religiöser Natur. Im Jahre 1860 wohnten 86,4 % aller Schweizer in ihrem Heimatkanton, 1900 waren es noch 70 %, 1950 dagegen nur noch 61,1 %. Die wirksamste Ursache dieser Veränderung liegt selbstverständlich in der intensiven Industrialisierung dieses Landes. Als Beispiel für die konfessionelle Strukturänderung mag dienen, daß die Zahl der Katholiken im Kanton Zürich 1860 4,2 % betrug, im Jahre 1950 dagegen 24,9 %, in der Stadt Basel, die ja zugleich Kanton ist, stieg der Prozentsatz in der gleichen Zeit von 24 % auf 31,3 %, in Schaffhausen von 5,8 % auf 21,6 %, während er in Luzern von 98 % auf 85,1 % und in Zug von 96,9 % auf 84 % zurückging; diese beiden Kantone nämlich sind als einzige von den ursprünglich katholischen stark industrialisiert worden, während die übrigen bis heute fast ausschließlich bäuerlich geblieben sind.

In Genf ist die Tendenz zur konfessionellen Vermischung schon früh zutage getreten. Die Stadt Kalvins bot schon 1850 so vielen Katholiken eine Heimat, daß ihr Anteil 46,4 %, im Jahre 1870 sogar 51,3 % betrug. Der hohe Anteil der Katholiken an der Bevölkerung dieser ursprünglich so betont protestantischen Stadt ist natürlich zu einem wesentlichen Teil auf die Zuwanderung aus dem Ausland zurückzuführen. Die schweizerischen Einwohner waren noch 1900 zu 70 % evangelisch. Aber die Einwanderung aus dem Ausland hat noch einen anderen Aspekt von großer religiöser Bedeutung. Im Jahre 1959 wurden in Genf nicht weniger als 21 186 konfessionslose Einwohner gezählt, nicht weniger als 8,5 % der Gesamtbevölkerung. Mit guten Gründen ist zu vermuten, daß die Ausländer einen sehr hohen Anteil in dieser Gruppe haben. Die Katholiken bildeten im Jahre 1959 mit 110 007 Personen die größte religiöse Gruppe im Kanton, gefolgt von 108 242 Protestanten, den erwähnten 21 186 Konfessionslosen, 3737 Juden und 4710 Einwohnern sonstiger Bekenntnisse. Die Genfer Katholiken sind zu einem besonders hohen Prozentsatz Einwanderer oder deren Abkömmlinge. Anders gesehen, war und ist die Einwanderung nach Genf eine mehrheitlich katholische, wenn auch nicht mehr

so ausschließlich wie in den vergangenen Zeiten, als die Franzosen in ihr weitaus dominierten. Im Jahre 1950 waren von den in Genf lebenden Ausländern 22758, 64,7 %, katholisch, dagegen nur 7442, 21,2 %, evangelisch. Dieses Zahlenverhältnis wird durch die Entwicklung im letzten Jahrzehnt bestätigt. Wenn man also ganz allgemein von einer Überfremdung der Stadt Genf sprechen kann, dann gilt das besonders von der katholischen Bevölkerung der Stadt. Im Jahre 1950 kamen auf 85856 Katholiken 22758 Ausländer, und deren Anteil hat seither noch zugenommen, wenn es mangels statistischen Materials auch nicht möglich ist, genau zu sagen, um wieviel.

Wendet man, um diese Zunahme zu ermitteln, indirekte Berechnungsmethoden an, dann kommt man zu einem auffallenden Ergebnis. Der Ansatzpunkt für eine solche Berechnung ist das konfessionelle Verhältnis in den Herkunftsländern der Einwanderer. Man sollte annehmen können, daß die Konfessionsanteile unter den in Genf einwandernden Ausländern ungefähr jenem Verhältnis entsprechen. Doch das ist nicht der Fall! Bei Anwendung dieser Methode hätte es im Jahre 1950 ungefähr 26000 katholische Ausländer in Genf geben müssen, tatsächlich waren es aber nur 22758, wie oben gesagt wurde. Sollte man die fehlenden unter der Gruppe der Konfessionslosen zu suchen haben? Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ursprünglich katholische Zugezogene den Wechsel des Milieus, der durch den geschichtlich protestantischen Charakter der Stadt Genf noch unterstrichen wird, zum Anlaß genommen haben, auch formell ihre Zugehörigkeit zur katholischen Kirche aufzugeben, da ihnen das in diesem Fall sehr leicht gemacht war. Freilich ist auch zu bedenken, daß der historische Charakter von Genf geeignet sein könnte, besonders evangelische Einwanderer anzuziehen, was für die eingewanderten Niederländer sogar statistisch nachweisbar ist. Aber das entkräftet nicht ganz die Vermutung, daß die Zugezogenen aus denjenigen Ländern, in deren Statistiken die Bewohner mehr oder weniger automatisch als Katholiken geführt werden, wenn sie sich nicht ausdrücklich zu einer anderen Konfession bekennen, also die Einwanderer aus Frankreich, Italien, Spanien, nicht nur vereinzelt ihre kirchliche Bindung lösen. Wenn man diese Vermutungen unterstellt, dürfte es heute in Genf etwa 33000 katholische Ausländer geben.

Die katholische Seelsorge im Kanton Genf

In der Stadt Genf gab es im Jahre 1956 16 Gotteshäuser mit regelmäßigem Gottesdienst, darunter 13 Pfarrkirchen, je eine Kirche für die Deutschen und die Italiener und eine weitere Kapelle. Sie dienten 69000 Katholiken. Im Durchschnitt gerechnet, entfiel also eine Kirche auf 4312 Gläubige. In der Region der Vororte standen 15 Kirchen und Kapellen für 17000 Besucher zur Verfügung, in den Landgemeinden 20 für 13000 Gemeindemitglieder. Vier Jahre später war die Anzahl der Gläubigen pro Kirche in der Stadt schon auf 4700, in der Vorortzone auf 1600 gestiegen, in den Landgemeinden dagegen zurückgegangen. Inzwischen nämlich war die katholische Bevölkerung Jahr um Jahr gewachsen, und zwar im ganzen letzten Jahrzehnt um eine durchschnittliche Jahresrate von 2683 Gläubigen. Der Zuwachs in den letzten neun Jahren beträgt 28,1 %. Verhältnismäßig am stärksten und schnellsten wächst die katholische Bevölkerung in den äußeren Zonen der Stadt und in den Vororten. Auch in Genf zeigt die City die Tendenz zur Bevölkerungsabnahme. Berücksichtigt man die ungleichmäßige Zunahme in den verschiedenen Zonen, dann ergibt sich, daß eine Reihe in den stark wachsenden Zonen gelegener Pfarreien den Zuwachs seelsorglich nicht verkraften kann. Das um so weniger, wenn man sich daran erinnert, daß jeder zweite oder dritte Genfer Einwohner im Lauf eines Jahres seine Wohnung wechselt oder fort- bzw. neu zuzieht. In jedem Jahre also kommen und gehen 57000 Katholiken.

Die Krise der Pfarrseelsorge

Diese Zahl demonstriert nüchtern und brutal die Erkenntnis, daß das territoriale Pfarrprinzip für die seelsorgliche Erfassung der Großstadtbevölkerung nicht mehr ausreicht, und zwar nicht nur, weil die integrierenden Faktoren des nachbarschaftlichen und gemeindlichen Zusammenlebens, die dieses Prinzip voraussetzt, in der modernen Großstadt an und für sich schon stark an Bedeutung verloren haben, sondern weil sie bei einer derartigen Mobilität, bei einem so rapiden Wechsel der Gemeindemitglieder überhaupt nicht zur Auswirkung kommen. In jedem zweiten oder dritten Fall kommt es gar nicht dazu, daß der neue Einwohner sich einlebt.

Man muß sich daran gewöhnen, daß die Großstadt aus einem geographischen Gebilde immer mehr zu einem funktionalen wird, das heißt zu einer Ansammlung der verschiedensten Lebensbeziehungen und Lebensmilieus, denen die Bewohner und diejenigen, die Tag für Tag herein- und wieder hinausströmen, jeweils mit einem Teil ihres Lebens und Interesses verhaftet sind. Der Mensch und insbesondere der Großstädter von heute ist nicht mehr wie einst auf dem Dorf oder in der Kleinstadt als Bürger in seinem Wesen zu definieren. Viel wichtiger sind andere Gesichtspunkte. Er ist Arbeitskraft, Betriebsangehöriger, Verkehrsteilnehmer, Nutznießer verschiedenster öffentlicher und privater Dienste, Marktfaktor, Steuerzahler und vieles andere. In Hinsicht auf den für die Seelsorge nach dem Territorialprinzip allein entscheidenden Faktor des Wohnens ist aus dem Bürger früherer Zeiten der, wie man am Genfer Beispiel sieht, mehr oder weniger flüchtige Einwohner geworden. In kirchlicher Sprache ausgedrückt heißt das, aus dem Gemeindemitglied oder gar Pfarrkind ist der Kirchgänger geworden. Das gilt natürlich nur für jeden zweiten oder dritten, aber wichtig ist daran vor allem, daß diese Menschen gerade den Altersstufen und sozialen Schichten angehören, die der Seelsorge besonders bedürfen, weil sie am wenigsten aus eigener Initiative zur Kirche halten und kommen. Die Kirche muß sich einer Gesellschaft anzupassen suchen, in der Beweglichkeit im oben skizzierten Sinne zu einem der mächtigsten Lebensgesetze geworden ist. Ja man muß diese Feststellung noch ergänzen und ihre Wichtigkeit akzentuieren, indem man sagt: Die moderne Desintegration und Funktionalisierung des Lebens und die moderne Mobilität steigern einander. Je weniger der Mensch eine Heimat hat, um so mehr sucht er sie woanders, und je mehr er herumzieht, um so weniger findet er sie.

Diese Tatsachen führen in der modernen Großstadt zur Bildung sehr verschiedener und getrennter sozial-kulturell-ler Gruppen und Schichten, die weniger durch stabile Formen zusammengehalten oder in Kontakt gehalten werden als durch eine gewisse Atmosphäre, die ein jeweiliges Wert- und Normbewußtsein erzeugt. Auf ihm beruht die starke Beeinflussung des individuellen Verhaltens des

modernen Großstadtmenschen, das einer zwar unsichtbaren, doch darum nicht weniger wirksamen sozialen Kontrolle, ja einem gewissen Zwang unterliegt. Diese Milieuzugehörigkeit übt eine stärkere Wirkung aus als die Zugehörigkeit zu den objektiven und klassischen Gemeinschaften des Staates, der Kirche und in vielen Fällen sogar der Familie.

Daraus zieht Grond eine religiöse Folgerung, mit der er das Problem der Anpassung der Seelsorge sehr treffend formuliert hat. Sie dient der Erläuterung der Hoffnungen, die Papst Johannes XXIII. mit dem Konzil verbindet. Grond schreibt: „In religiöser Hinsicht hängt die Anteilnahme (soweit feststellbar) der einzelnen sozial-kulturellen Gruppen oder Klassen davon ab, ob und inwiefern diese sich an eine konfessionelle Struktur anpassen und sich integrieren können. Dies ist nur dann der Fall, wenn diese Struktur zu dem sozialen Wert- und Normensystem der betreffenden Gruppen paßt oder wenn es gelingt, Struktur und System miteinander in Einklang zu bringen."

Diese Frage ist natürlich an das die Seelsorge beherrschende Pfarrprinzip zu richten. „Die entscheidende Frage ist die, ob und inwieweit die Pfarrei den sozial-kulturellen Auffassungen der verschiedenen sozialen Gruppen tatsächlich entspricht." Die Pfarrei ist eine alte und ehrwürdige Institution der Kirche. In ihr wird auch ein für jede Gesellschaft wesentliches Element verkörpert, die räumliche Konkretisierung. Aber damit ist nicht gesagt, daß die Pfarrei, so wie sie heute als seelsorgliches Prinzip gehandhabt wird, den Bedürfnissen der desintegrierten und mobilisierten industriellen Gesellschaft voll gerecht wird. Das mag an zwei Beispielen verdeutlicht werden.

Die Arbeiter und die Intellektuellen in der Seelsorge

Mit der Gruppenbezeichnung „Arbeiter" und „Intellektuelle" soll keine soziale Klassifizierung vorgenommen, sondern nur ein Hinweis auf zwei Typen gegeben werden, die das gesellschaftliche Bild von heute besonders sichtbar bestimmen und daher zum Beispiel für Überlegungen dienen können, die zum Zweck der seelsorglichen Anpassung sehr viel differenzierter angestellt werden müssen, als es hier geschieht.

Der „Arbeiter" wird hier, sicher nicht adäquat, aber doch wohl treffend, ins Auge gefaßt als der Mensch, der wesentlich lebt in dem ihn unmittelbar umgebenden Wohn- und Arbeitsmilieu und der in diesem engen Rahmen sein Bedürfnis an menschlichen Beziehungen erfüllt. Die Kirche begegnet diesen Menschen in Formen, die ihr Mißtrauen wecken. Die Pfarrei trägt, wie oben schon mehrfach gesagt wurde, einen bürgerlichen Charakter. Wenn sie eine typische Großstadtpfarrei ist, dann übergreift sie einerseits das dem Arbeiter vertraute Milieu seines Wohnviertels und vermag ihm anderseits nicht an seine Arbeitsstätte zu folgen. Sie stellt ihn in ihrer Verkündigung und in ihrem pfarrlichen Leben und Sorgen vor Phänomene, zu denen er aus seinem persönlichen Erleben keine bewegende Beziehung hat. Sie spricht ihn in seiner Erlebnissphäre nicht wirklich an, sondern teils über ihn hinweg und andernteils zuwenig aus der Nähe zu seinen Erlebnissen im Betrieb.

Die Intellektuellen, worunter sowohl die Akademiker als auch die Menschen in höherer sozialer Verantwortung verstanden sein sollen, empfinden die Pfarrei vielfach als zu engräumig. Sie denken und leben in den größeren Dimensionen, die sich aus ihren Kontakten mit der Wissenschaft, dem geschäftlichen Leben, der Politik und den modernen Informationsmitteln ergeben, und betrachten daher die Kirche, so wie sie sich ihnen von den Aspekten der Pfarrei her darstellt, als eine uninteressante und überholte kleinbürgerliche Idylle. Sie fühlen sich vor allem peinlich berührt durch den Anspruch der Pfarrei, eine Form sozialer Integration sein zu wollen. Ihre Wünsche an die Kirche gehen ganz und gar nicht in dieser Richtung, auf die viele Pfarrer sie in verzweifeltem Bemühen hinlenken möchten, sondern sie verlangen nach Weisungen zur Lösung ihrer intellektuellen und ethischen Fragen und nach Gottesdiensten, die in ihrer Gestalt und in ihrem Vollzug den Ansprüchen genügen, die sie im übrigen gesellschaftlichen Leben zu stellen gewohnt sind. Es wäre ungerecht, diese Einstellung rundheraus als Snobismus abzuurteilen. Unter diesen Katholiken sind viele, die zwar nicht in ihrer Pfarrei, aber sehr gewiß in der Weltkirche beheimatet und ihr tief verbunden sind. Sie sind zwar laue Pfarrkinder, aber sehr vitale Glieder der katholischen Kirche. Sie widerlegen durch ihr Dasein die theoretisch immer noch offizielle These, daß der gute Katholik vor allem in seiner Pfarrei eine Säule des guten Beispiels sein müsse, eine These, die freilich in der Praxis sehr großzügig travestiert wird. Die in der industriellen Gesellschaft übliche Abwerbung tüchtiger Kräfte oder repräsentativer Figuren ist im kirchlichen Bereich nicht ungewöhnlich.

Die Pfarreistruktur entspricht am besten den religiösen Lebensformen des Mittelstandes, und das, so darf man hier hinzufügen, wird dadurch bestätigt, daß der Kern sehr vieler Pfarrgemeinden im wesentlichen aus den Kreisen des Mittelstandes, der mittleren Angestellten und Beamten, der qualifizierten Arbeiter, der mittleren Gewerbetreibenden, Rentner und Pensionäre gebildet wird. Die Münchener Enquete hat das eindrucksvoll dargetan.

Die Genfer Verhältnisse

Auch in Genf bestätigt sich der Eindruck, daß die Pfarrstruktur der Seelsorge wegen ihrer Eigenart den modernen großstädtischen Verhältnissen, zumal dann, wenn sie so prägnant sind wie in dieser Stadt, nicht mehr zu genügen vermag.

Die Pfarreien in ihrem einheimisch traditionellen Gepräge haben weder die Zeit noch die innere Kraft zur Verfügung, die nötig wäre, um die neuankommenden und oft nur flüchtig auf diesem Territorium Wohnung nehmenden Menschen zu integrieren. In Genf wird das besonders deutlich, soweit es sich um Ausländer handelt. Welche Rolle die Muttersprache im religiösen Leben des Menschen spielt, das braucht nicht ausgeführt zu werden. Aber das Wort „Muttersprache" hat hier nicht nur eine linguistische Bedeutung. Auch wenn die Muttersprache die gleiche ist, die der Einwanderer an seinem Zielort vorfindet, empfindet er doch das Bedürfnis, sein religiöses Leben so zu gestalten, wie er es in seiner Heimat gekannt hat und gewohnt war. In diesem Zusammenhang ist bemerkenswert, daß es in Paris eine schweizerische katholische Seelsorge auch für die Schweizer französischer Sprache gibt und daß die Tessiner in Bern und Zürich von der italienischen Seelsorge mitbetreut werden. Was Deutschland angeht, wäre in diesem Zusammenhang wohl zu erwähnen, daß die einmalige Chance der Nachkriegszeit zu einer Vereinheitlichung des kirchlichen Lebens in

Ritus, Kirchengebet und Kirchengesang nicht voll ausgenutzt worden ist.

Die Pfarreien in Genf bekommen aber auch besonders empfindlich die Fluktuation der Großstadtbevölkerung zu spüren, während sie doch gemäß der Tradition ihre Angehörigen in einer Weise ansprechen, als hätten diese in der Pfarrgemeinde ihre bleibende Heimat auf Erden gefunden. Der Pfarrer spricht ja von „unseren" Kindern, Familien, Alten, Kranken, Toten, von „unseren" Pfarrsorgen, religiösen und seelsorglichen Anliegen, Festtagen und Ereignissen, aber auch materiellen Nöten und Errungenschaften bis hin zu „unseren" Glocken und Kindergärten. Die typischen Großstadtverhältnisse rauben solchen Worten und seelsorglichen Einstellungen in den Ohren vieler jede Resonanz. Als vorübergehende Gäste dieses Bezirks ist ihnen die nahegelegene Kirche genauso oder nicht viel mehr ihre eigene Sache wie die übrigen öffentlichen Einrichtungen und Dienste der Stadt. Man beansprucht sie und bezahlt sie wohl auch, aber man fühlt sich ihnen nicht verbunden. Ganz besonders zeigt sich das in Genf bei den beiden Typenschichten, die schon vorhin als charakteristisch für die mobile Gesellschaft von heute angesprochen wurden.

Die große Zahl der Arbeiter, besonders der nicht ganz seßhaften oder durch ihren Arbeitszweig an häufigen Wechsel gewöhnten, wie der Bauarbeiter und der Angehörigen des Gaststättengewerbes, wird durch die Pfarreien nur in ganz geringem Maß erfaßt, und zwar sowohl quantitativ wie qualitativ. Das gleiche trifft zu für die Genfer Bewohner in gehobener Stellung, zumal für diejenigen, die bei den internationalen oder überkantonalen politischen und wirtschaftlichen Stellen tätig sind, und besonders für die Ausländer unter ihnen. Sie sind den Dimensionen des pfarrlichen Horizontes nicht nur wegen ihrer meist fremden Herkunft, sondern auch wegen ihres völlig anderen Erlebnis- und Erfahrungsraums völlig überhoben und finden kein Verhältnis zu ihm. So ergibt sich die betrübende Tatsache, daß die in den Pfarreien angesessenen Katholiken und die Zugereisten kontaktlos nebeneinander herleben. Von einer Katholizität im täglichen Leben ist weder bei den einen noch bei den anderen die Rede. Auch wenn man neben dieser ganz offensichtlichen Tatsache den Gottesdienstbesuch zum Maßstab der religiösen Integration macht, ist das Ergebnis nicht besser. Der Besuch der Sonntagsmesse liegt bei den Männern in der Höhe zwischen 10% und 20%, bei den Frauen zwischen 20% und 32%, bei den Arbeitern noch weit darunter, und selbst bei der Jugend, die in den Genfer Pfarreien aufwächst, ist sie nicht höher.

In einer so kosmopolitischen Stadt wie Genf hat man selbstverständlich schon seit langem Seelsorgseinrichtungen für die verschiedenen ethnischen Gruppen geschaffen. Von der Seelsorge für die Deutschen und Italiener war schon kurz die Rede. Neuerdings wurde sie auch auf die englisch Sprechenden, die Spanier, Polen, Ungarn und Niederländer ausgedehnt.

Die deutschsprachige Seelsorge, die nicht als Personalpfarrei, sondern als vielseitiges institutionelles Zentrum aufgebaut ist, hat es mit einer besonders starken Fluktuation ihres Kirchenvolkes zu tun. Die deutschsprachigen Schweizer akklimatisieren sich, wenigstens äußerlich, sehr rasch an die französische Umgebung und bedienen sich daher auch überwiegend bald der gottesdienstlichen Gelegenheiten in den französischen Kirchen. So hat die deutsche Seelsorge in ausgeprägter Weise den Charakter eines Auffangszentrums für die eben ankommenden oder nur für kurze Zeit in Genf weilenden Ausländer deutscher Sprache, die meist in jüngerem Alter sind, allein stehen und noch keine stabile Existenz begründet haben.

Die italienische Gemeinde ist eine Personalpfarrei und gemäß den Bestimmungen der Konstitution *Exul Familia* zuständig für die Betreuung aller Italiener in Genf bis zur dritten Generation der Einwanderer. Von den 18000 Italienern, unter denen allerdings etwa 4000 Saisonarbeiter sind, besuchen ungefähr 1700 die sonntäglichen Gottesdienste ihrer Pfarrkirche, und 5000 empfangen dort die Ostersakramente. In den übrigen Kirchen der Stadt gehen schätzungsweise etwa 1500 sonntags zum Gottesdienst. Für diese schlechte Beteiligung werden in unserer Enquete allerdings nicht nur die italienischen Gläubigen verantwortlich gemacht, sondern auch die ungenügende personelle Besetzung der italienischen Pfarrei mit nur drei Priestern, die zudem der materiellen Sorge für ihre Landsleute beträchtliche Kraft und Zeit widmen müssen. Hier tritt eine sehr wichtige Folgeerscheinung des Pfarrprinzips markant hervor: die ungleichmäßige Verteilung des Klerus.

Die Seelsorge für die etwa 3000 spanisch sprechenden Katholiken fristet als Institution eine recht kümmerliche Existenz und erreicht nur etwa 500 des ihr Anvertrauten, in den Sonntagsgottesdiensten sogar nur etwa 200. Die spanisch sprechenden Einwanderer sind meist in sehr vorübergehenden und untergeordneten Funktionen beschäftigt. Auch die übrigen ethnischen Seelsorgseinrichtungen erfassen verhältnismäßig wenige der ihnen Anvertrauten. Von einer Integration in das kirchliche oder sogar in das soziale Leben auf dem Weg über diese Seelsorge kann kaum die Rede sein.

Die Untersuchung von Grond enthält sich der Vorschläge für kirchliche Entscheidungen, die einer besseren Integration der Gläubigen in der Kirche dienen könnten. Sie zeigt aber, daß die Pfarreien und die Einrichtungen für eine ethnische Seelsorge in ihrer bisherigen Form dieser Aufgabe in einer besonders typischen Großstadt, die als Modell für kommende Verhältnisse dienen kann, nicht gewachsen sind. Sie zeigt mithin in großer Deutlichkeit eine Situation, die nach dem aggiornamento ruft, das Papst Johannes XXIII. dem Konzil zur Aufgabe gemacht hat. Sie müßte, ebenso wie die Münchener Enquete, von der in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift berichtet wurde, Beachtung finden in den Vorarbeiten des Konzils, die sich mit der Seelsorge in Klerus und Volk beschäftigen. Denn diese Arbeiten stehen ja doch vor der großen Frage: Wie kann der Klerus heute den veränderten sozialen Verhältnissen gerecht werden, den Veränderungen, von denen zum Beispiel die große Bevölkerungsbewegung in den Zentren Europas ein so eindrucksvolles Bild gibt? Viele Bestimmungen des Kirchenrechts und Methoden der Seelsorge, unter ihnen das Pfarrprinzip in seiner derzeitigen Gestalt, sind auf eine stabile Ordnung zugeschnitten, wie sie im Mittelalter relativ stark verwirklicht war. Wenn man die Großstadt von heute sieht, wie sie in den beiden Berichten über München und Genf erscheint, fühlt man sich dem Zeitalter des heiligen Paulus näher als unserer jüngeren Vergangenheit. So bieten beide Untersuchungen ein kleines Bild, an das sich eine große Frage knüpft.

Aus der Ökumene

Bewährung oder Scheitern des Weltrates der Kirchen in Südafrika?

Keine Einheit der Christen in der Rassenfrage

In Südafrika bereitet sich, wie es scheint, eine unaufhaltsame Tragödie vor: 1. die politische Tragödie der herrschenden Mehrheit der ehemaligen Buren, die seit der Machtübernahme im Jahre 1948, besonders aber seit 1958, eine entschiedene Politik der Apartheid, d. h. der Ausgliederung der schwarzen Bantu- und Mischbevölkerung in sog. Gebiete eigenständiger Entwicklung, betreibt und sich in Gegensatz sowohl zum Britischen Commonwealth wie zur ganzen übrigen Welt setzt — je selbständiger die freien afrikanischen Staaten werden, um so mehr und um so aussichtsloser; und 2. ein Dilemma der christlichen Gemeinschaften, die im Weltrat der Kirchen seit 1948 einen kühnen Versuch wagen, durch ihren Einfluß, wo immer er wirksam wird, politischen Konflikten entgegenzuwirken und für Gerechtigkeit einzutreten.

Während aber die zahlenmäßig geringe Minderheit von rund 600 000 Katholiken in einer Bevölkerung von gut 3 Millionen Weißen, davon die Hälfte Mitglieder der Niederländisch-Reformierten Kirchen, und fast 15 Millionen Farbigen durch die Stimme ihrer Bischöfe zu scharfer Ablehnung der Apartheid geführt wird (vgl. dazu die Missionsgebetsmeinung für September 1959; Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 524—528; dort auch die politische Entwicklung), sind die nichtkatholischen Gemeinschaften in verschiedener Hinsicht tief gespalten. Nur acht von ihnen gehören dem Weltrat der Kirchen an: die Anglikanische Kirche, die Kongregationalistische Vereinigung, die Methodisten, die Niederländisch Gereformeerde Kirche der Kapprovinz, desgleichen die von Transvaal, die Niederländisch-Reformierte Kirche von Afrika, die Presbyterianische Kirche der Bantu und die Presbyterianische Kirche von Südafrika. Andere Gruppen, darunter vor allem die reformierten Burenkirchen von Oranje und Natal, gehören dem Weltrat nicht an, und sie sind es, die neuerdings im Dienste der nationalistischen Regierung die übrigen Niederländischen Kirchen zum Austritt aus dem Weltrat bewegen, weil dieser sich mit der Vermittlungskonferenz von Johannesburg (7.—14. Dezember 1960) in rein politische Fragen eingemischt und die Politik der Apartheid kritisiert habe. Es scheint, daß der so günstig angelaufene Vermittlungsversuch des Genfer Generalsekretariats keinen konstruktiven Beitrag zur Lösung der Rassenfrage erbringt, um die sich das Referat „Kirche und Gesellschaft" der Studienabteilung des Weltrates durch eigene südafrikanische Studien bemüht hat, und daß in dieser kritischen Frage kaum ein Minimum ökumenischer Einheit gewahrt werden kann. Damit würde im Hinblick auf die 3. Vollversammlung des Weltrates in Neu-Delhi, die im Bereich der farbigen Christen stattfindet, eine peinliche Lage heraufbeschworen werden.

Die Vorgeschichte der Genfer Vermittlung

Über die politische Vorgeschichte der Apartheidspolitik ist in der oben zitierten Missionsgebetsmeinung das Nötigste gesagt worden; darüber hinaus unterrichtet ein sehr ausführlicher Aufsatz von C. Montague Woodhouse: „Apartheid, das Problem Südafrikas" im „Europa-Archiv" (10. 1. 61, S. 1—30). Wir müssen uns hier auf das eigentlich ökumenische Problem beschränken, über dessen Vorgeschichte der mehrfach erwähnte Aufsatz von Missionsdirektor Gerhard Brennecke: „Südafrika — Probefall der ökumenischen Gemeinschaft" in der „Ökumenischen Rundschau" (Oktober 1960, S. 172—193) berichtet hat. Ferner ziehen wir die Dokumente der ökumenischen Konferenz von Johannesburg heran.

Brennecke ist noch mehr als Woodhouse im Zweifel, ob die Nationalpartei der Südafrikanischen Union angesichts der freien Staaten Afrikas und ihres wachsenden Einflusses in der UN mit ihrer Politik der Schaffung sog. eigenständiger Bantustaaten Erfolg haben wird, zumal da diese Politik nicht ganz ehrlich ist, denn sie will letztlich die Oberherrschaft der Weißen und die wirtschaftliche Ausnutzung der unentbehrlichen schwarzen Arbeitskräfte erhalten. Fatal an der Regierungspolitik sei, daß sie sich auf christliche Grundsätze des burischen Kalvinismus alter Prägung stützt, nämlich auf eine Rechtfertigung der weißen Vorherrschaft aus der mißverstandenen Bibel, die heute schon von vielen Theologen der niederländischen Kirchen in Südafrika aufgegeben worden ist. Die Mitgliedskirchen des Weltrates in Südafrika, teilweise angelsächsischer Herkunft und darum gegen die Apartheid, teilweise burischer Herkunft und darum nationalkirchlich eingestellt, stehen von jeher zueinander in Gegensatz. Der erste Versuch, 1936 einen Christian Council zu bilden, schlug alsbald fehl, weil die Afrikaans (d. h. die Buren) das Englische als Umgangssprache ablehnten. Beide hatten das geschichtliche Erbe des Burenkrieges nach einer Generation noch nicht bewältigt. Selbst nach der Gründung des Weltrates der Kirchen konnte man das Wort Ökumene in Südafrika noch nicht aussprechen. Erst 1949 wurde ein neuer Versuch mit einer Tagung des Christian Council in Rosetteville über das Thema „Christliche Bürgerschaft in einer vielrassigen Gesellschaft" gewagt, aber das Jahr darauf traten die reformierten Kirchen auf einem nur von Weißen besuchten Kongreß in Bloemfontain zusammen.

Während in Rosettenville in britischen Gedankengängen die allmähliche Überleitung der weißen Vorherrschaft in eine Partnerschaft mit den Farbigen gefordert wurde, nicht Apartheid, sondern Eintracht, glaubten die Reformierten auf dem Kongreß in Bloemfontain aus der Bibel eine totale Apartheid zur Erhaltung der weißen Zivilisation, mit der sie unbesehen das Christentum gleichsetzten, begründen zu können. Dieser fundamentale Gegensatz führte auch auf der 2. Vollversammlung des Weltrates der Kirchen in Evanston zu scharfen Aussprachen. Aber schon auf einer gemeinsamen Konferenz niederländischer und englischsprechender Kirchen in Pretoria über die Rassenfrage zeigte sich 1953, daß die Reformierten nicht mehr so sehr theologisch als mit praktischen Gründen für die Apartheid eintraten. Der reformierte Professor für systematische Theologie Keet durfte sogar den Satz wagen: „Ich bin überzeugt, daß die Theologie meiner Kirche in den Fragen der Apartheid absolut falsch ist." Damals stand er ziemlich allein; inzwischen ist die ökumenische Besinnung gewachsen.

Damals war bereits der erste klare Hirtenbrief der katholischen Bischöfe veröffentlicht, der in Anerkennung der Schwierigkeiten die Achtung der unverletzlichen Grundrechte der menschlichen Person forderte. Die ökumenischen Gemeinschaften gingen dagegen sehr langsam tastend vor. Sie mußten überhaupt erst einmal versuchen, im Gespräch miteinander zu bleiben. Im Jahre 1954 trat in Johannesburg eine „Mehr-rassische Konferenz kirchlicher Führer" zusammen. Unter den ca. 160 Teilnehmern waren diesmal ein Drittel Schwarze. Von reformierter Seite waren nur die beiden Kirchen von Transvaal und Kap offiziell beteiligt, Natal hatte Beobachter entsandt, die Kirche des Oranje-Freistaates hatte sich ferngehalten. Das Thema hieß: „Das Reich Gottes in einem vielrassischen Südafrika." Brennecke sagt, das wichtigste an dieser Konferenz war, daß sie überhaupt stattfand und daß man erklärte: „Wir anerkennen einander als Brüder in Christus und bekennen unsere Einheit in ihm." Man beschloß lediglich, miteinander in Verbindung bleiben zu wollen und einen Fortsetzungsausschuß zu bilden. Aber diese Fortsetzung wollte nicht recht zustande kommen.

Da griff zum erstenmal das Generalsekretariat des Weltrates der Kirchen vermittelnd ein und bildete durch das Referat „Kirche und Gesellschaft" eine Kommission aus Kreisen des Christian Council und der reformierten Kirchen zur Durchführung einer Studienarbeit in Südafrika. Ihre Ergebnisse wurden im Dezember 1959, also bereits nach dem verschärften Apartheidkurs der Regierung Verwoerd, einer neuen gemischten Konferenz aus weißen und schwarzen Kirchenmännern in Johannesburg vorgelegt unter dem Thema „Christliche Verantwortung gegenüber Gebieten des raschen sozialen Umbruchs". Die Vertreter der Bantu-Kirchen und der Mischlingsgemeinden waren als gleichberechtigte Partner anwesend. Man kam aber nicht viel weiter als zu dem Beschluß, einen Ökumenischen Rat für Südafrika zu bilden. Zwei Jahre vorher hatte bereits der zweite grundsätzliche Hirtenbrief der katholischen Bischöfe zur Rassenfrage die Politik der Apartheid mit scharfen Worten verurteilt und sogar das Prinzip als schlecht bezeichnet, und das Jahr darauf hatte Erzbischof Hurley von Durban eine geradezu prophetische Warnung an die Adresse der reformierten Christen ergehen lassen, mit dem Hinweis, daß die Entwicklung in Afrika nur noch wenige Jahre Frist zur Umkehr gebe (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 527 f.).

Dieses Nebeneinander ist nicht unwichtig, denn der zunehmende Widerstand anglikanischer Kirchenführer gegen die Regierungspolitik, der dann im Mai 1960 zur Ausweisung des anglikanischen Bischofs von Johannesburg, Ambrose Reeves, führte, ist sicher nicht ohne Zusammenhang mit der Haltung des katholischen Episkopats. Wenn die Dinge so weitertreiben sollten und der Weltrat der Kirchen in Südafrika scheitert, dann wäre nach dem neuen Kurs von Canterbury möglicherweise damit zu rechnen, daß sich eine anglikanisch-katholische Einheitsfront bilden könnte. Aber wir greifen der Entwicklung vor.

Das Eingreifen des Weltrates 1960

Während der Vorbereitungen zur Bildung eines Ökumenischen Rates für Südafrika kam es im März 1960 zu den bekannten Unruhen, die am 9. April zu einem Attentat auf Premierminister Verwoerd führten. Die scharfe Sprache der anglikanischen Bischöfe ließ die Gegensätze zu den Reformierten neu aufleben. Da entschloß sich das Genfer Generalsekretariat, den beigeordneten Generalsekretär Dr. Bilheimer zweimal zu Konsultationen nach Südafrika zu entsenden. Ein Austritt der Anglikanischen Kirche von Südafrika aus dem Weltrat stand im Bereich des Möglichen. Die Beteiligten, nämlich die acht Gliedkirchen des Weltrates, fanden sich bereit, sich im Dezember 1960 im Beisein einer Delegation des Weltrates unter Führung von Dr. Visser 't Hooft wieder an einen Tisch zu setzen. Die christliche Verantwortung stand auf dem Spiel. Der Kommission, die Anfang Dezember abreiste, gehörten ferner an der Vorsitzende des Zentralausschusses, Dr. Franklin Clark Fry (Lutheraner), das reformierte Mitglied des Zentralausschusses D. Wilhelm Niesel vom Rat der EKD, Dr. Bilheimer und je ein führender Kirchenmann aus Nigeria, Ceylon und den USA.

Die Zusammenkunft wurde dadurch erleichtert, daß elf niederländisch-reformierte Theologen in Südafrika ein Buch: „Verspätete Aktion" mit einer deutlichen Ablehnung der Apartheidspolitik veröffentlichten, unter ihnen wieder Professor Keet von der Universität Stellenbosch. Allerdings wurde das Buch von der Kirchenleitung der Niederländisch-Reformierten Kirche verurteilt. Immerhin, die Konferenz trat am 7. Dezember in Johannesburg zusammen und veröffentlichte am 14. Dezember drei Dokumente nach einem vorangegangenen freien Meinungsaustausch. Dr. Visser 't Hooft machte den Mangel an menschlichem Kontakt weitgehend verantwortlich für die Fehllösungen des Rassenproblems. Dr. Fry betonte bei Beginn der Verhandlungen: „Dies ist kein Tribunal, vor dem diese oder jene Kirche gebeten wird, Rechenschaft abzulegen. Genausowenig will der Weltrat durch die Entsendung von sieben Vertretern auch nur den leisesten Versuch machen, Druck auf diese Kirche auszuüben. Wir kommen als Brüder zusammen, um gemeinsam ein Gegenwartsproblem zu erörtern. Bindend für uns alle ist dabei das Evangelium. Niemals wird irgendeine Kirche gezwungen werden, eine Entscheidung zu treffen, die ihren eigenen Überzeugungen widerspricht." Er sprach damit nur das Grundprinzip der Verfassung des Weltrates der Kirchen aus, der keine kirchenleitenden Befugnisse und kein Aufsichtsrecht über seine Mitglieder besitzt.

Tatsächlich gelang es, Übereinstimmung in einer Reihe wesentlicher Probleme zu erzielen, wie der offizielle Bericht lautet, jedoch nicht in der Frage der Apartheidspolitik. Prüfen wir die Dokumente.

Die Dokumente von Johannesburg

Der Weltrat der Kirchen kann zwar mit seinen Organen keine juridische oder lehramtliche Autorität über seine Mitgliedskirchen ausüben, aber angesichts seines bevorstehenden missionarischen Auftretens im asiatischen Raum entgeht er nicht der Verpflichtung eines gewissen Prestiges, und zwar gerade in der südafrikanischen Rassenfrage, in die auch 40 000 Inder verwickelt sind. Er muß seine moralische Autorität unter Beweis stellen. Seine Delegation, die international zusammengesetzt war, mußte darauf hinwirken, daß ein bestimmtes Maß christlicher Grundsätze für die Lösung der Frage vereinbart und öffentlich dokumentiert wurde. Sie mußte das auch deshalb, weil hier der wachsame und unerschrockene katholische Episkopat zum Schrittmacher in der Bezeugung des Sittengesetzes geworden ist und die afrikanischen Christen wie Heiden

auf diese Stimme der Hirten hören. Wieweit entspricht das vereinbarte Hauptdokument, das die Übereinstimmungen fixiert, den aus der Lage erwachsenen Anforderungen?

Die Präambel sagt, die Konferenz habe „unter dem Heiligen Geist" danach getrachtet, die komplexen Probleme der menschlichen Beziehungen in Südafrika zu verstehen „und miteinander unsere gemeinsame Aufgabe und Verantwortung im Lichte des Wortes Gottes zu diskutieren. Unsere gottesdienstliche Gemeinschaft, unser Bibelstudium, unsere Diskussionen und unsere persönlichen Kontakte haben uns dazu geführt, unsere verschiedenen Überzeugungen und Handlungen besser zu verstehen und zu würdigen. Unsere nächste Aufgabe besteht darin, unseren Kirchen zu berichten, denn wir sind uns bewußt, daß die letzte Bedeutung unserer Zusammenkunft im Zeugendienst und in den Entscheidungen der Kirche selbst liegt, wie sie sich aus den Beratungen ergeben.

Das Hauptthema lautete: ‚Die christliche Haltung zur Frage der Rassenbeziehungen'. Einmütig verwerfen wir alle ungerechte Diskriminierung. Ungeachtet dessen wurden weit unterschiedliche Überzeugungen in der Frage der Apartheid zum Ausdruck gebracht. Sie reichen auf der einen Seite bis zu dem Urteil, daß die Apartheid grundsätzlich unannehmbar ist, dem christlichen Auftrag widerspricht und in der Praxis undurchführbar ist, bis zu der Überzeugung auf der anderen Seite, daß eine Politik der Differenzierung vom christlichen Standpunkt aus vertreten werden kann, daß sie die einzige realistische Lösung der Probleme der Rassenbeziehung darstellt und daher den Interessen der verschiedenen Bevölkerungsgruppen am besten gerecht wird."

Ungeachtet dieser Verschiedenheiten hat das Dokument einige Übereinstimmungen formuliert, wonach die Kirche Jesu Christi auf Grund ihres Wesens und Auftrages um das Wohl aller Menschen, der einzelnen wie auch der Glieder sozialer Gruppen besorgt ist: „In ihrem sozialen Zeugnis muß die Kirche alle Haltungen, Kräfte, politischen Formen und Gesetze, die das Leben des Volkes angehen, berücksichtigen; aber die Kirche muß auch bekunden, daß das letzte Kriterium allen sozialen und politischen Handelns das Prinzip der Heiligen Schrift ist, das allen Menschen ein ihrer gottgegebenen Berufung würdiges Leben zugesteht." An diese einleitenden Feststellungen schließt sich ein „Aufruf an unsere Kirchen und an alle Christen" mit 17 Punkten, aus denen wir die wichtigsten zitieren.

Christliche Grundsätze

Der erste erkennt an, „daß alle Rassengruppen, die ständig in unserem Lande leben, Teil der Gesamtbevölkerung sind, und wir betrachten sie als einheimisch. Mitglieder aller dieser Gruppen haben dasselbe Recht, ihren Beitrag zur Bereicherung des Lebens ihres Landes zu leisten und an der Verantwortung, den Pflichten und Privilegien, die sich daraus ergeben, Anteil zu haben." Es wird darauf hingewiesen, daß die gegenwärtige Spannung weitreichende geschichtliche Ursachen habe, für die alle Gruppen verantwortlich sind, und daß die Lage in Südafrika durch den Niedergang der Macht des Westens beeinflußt werde. Unter 5 heißt es dann: „Die Kirche als Leib Christi ist eine Einheit, und innerhalb dieser Einheit ist die natürliche Mannigfaltigkeit unter den Menschen nicht aufgehoben, sondern geheiligt." Punkt 6 zieht daraus die Folgerungen: „Keiner, der an Jesus Christus glaubt, darf auf Grund seiner Farbe oder Rasse aus irgendeiner Kirche ausgeschlossen werden. Die geistliche Einheit aller Menschen in Christus muß sichtbaren Ausdruck in der gottesdienstlichen Gemeinschaft und im Zeugendienst, in der Brüderlichkeit und in Gesprächen über Fragen gemeinsamen Interesses finden." Punkt 7 macht für das Wiederaufleben heidnischer Stammesbräuche die Enttäuschung über die westliche Zivilisation verantwortlich.

„9. Unsere Diskussionen haben gezeigt, daß zwischen den verschiedenen Rassengruppen, aus denen sich unsere Bevölkerung zusammensetzt, kein genügender Gedankenaustausch und keine genügenden Verbindungen bestehen. Besonders wichtig ist, einen besseren Kontakt zwischen der Regierung und den von der nichtweißen Bevölkerung Südafrikas anerkannten Führern herzustellen. Die Rassentrennung, die keine wirkliche Gesprächsmöglichkeit zwischen den einzelnen Gruppen kennt und diskriminiert, führt die betroffenen Gruppen in Bedrängnis." Es wird aber nicht gewagt, die Freilassung der verhafteten Bantuführer zu fordern. Unter 10 wird festgestellt, daß die Bibel keine Grundlage für das Verbot von Mischehen liefert, aber auch geraten, gewisse Faktoren, die gegen solche Eheschließung sprechen, zu berücksichtigen. Unter 11 wird auf die zersetzenden Auswirkungen der Wanderarbeit für das afrikanische Leben hingewiesen, unter 12 werden die zu niedrigen Löhne für die farbigen Arbeiter beanstandet, die ihnen einen Lebensstandard unter der Mindestgrenze einer gesunden Lebensführung aufzwingen. Punkt 14 fordert menschenwürdige Bedingungen für die Bewohner der Bantugebiete, und Punkt 15 erklärt: „Wir sind der Überzeugung, daß die Würde jedes erwachsenen Menschen das Recht einschließt, wo immer er auch seinen Wohnsitz haben möge, Land zu besitzen und an der Regierung seines Landes teilzunehmen; und daß aus diesem Grunde eine Politik, die den nichtweißen Einwohnern auf die Dauer das Recht streitig macht, mit der Regierung des Landes, dessen Staatsbürger sie sind, zusammenzuarbeiten, nicht gerechtfertigt werden kann." Dieser die Apartheid am schärfsten treffende Punkt findet unter 16 eine Ergänzung: „Wir sind der Überzeugung, daß es keine prinzipiellen Einwände gegen die direkte Vertretung der farbigen Bevölkerung im Parlament geben kann. Wir geben der Hoffnung Ausdruck, daß die Anwendung dieses Prinzips in absehbarer Zukunft in Betracht gezogen werden möge." Zum Schluß wird die Übersteigerung des Nationalismus verurteilt.

Praktische Folgerungen

Ein 3. Abschnitt des Hauptdokumentes fordert eine baldige gerichtliche Untersuchung der Vorgänge bei den Unruhen vom Frühjahr 1960 und gerechtes Verfahren vor Gericht gegenüber den Verhafteten. Ferner wird ausdrücklich den „Indern und anderen Asiaten in Südafrika" versichert, daß sie auf der Konferenz nicht vergessen worden sind. Die Konferenz dringt sodann auf Freiheit des Gottesdienstes, Freiheit für die Predigt des Evangeliums, direkte Aussprache der Kirchen untereinander, ehe sie öffentlich gegeneinander Vorwürfe erheben und künftige Zusammenarbeit, um 1. eine konstruktive christliche Haltung gegenüber separistischen Strömungen zu finden (gemeint sind die etwa 1300 neuen Sekten in Südafrika!), 2. die Bantu-Bevölkerung zu erziehen (es wird aber nicht die Wiederherstellung des aufgelösten kirchlichen Schulwesens verlangt!), 3. die nichtweißen Führerkräfte für

verantwortliche Stellungen in allen Lebensgebieten auszubilden, 4. die Aufmerksamkeit der afrikanischen Bildung und der Verteilung christlicher Literatur und 5. auch dem Begriff verantwortlicher christlicher Gesellschaft in allen Gebieten Südafrikas zuzuwenden, die Reservate inbegriffen, 6. dem Einfluß des Islam auf Südafrika zu widerstehen.
In einem einzigen Abschnitt wird die Regierung von Südafrika direkt angesprochen. Es wird ihr die Einsetzung einer repräsentativen Kommission zur Überprüfung des Systems der Wanderarbeit empfohlen, um die Zerstörung des Familienlebens der Farbigen zu verhindern.

Reformierte Vorbehalte

Überblickt man die einzelnen Punkte dieses Dokumentes, so ist unverkennbar, daß es in vieler Hinsicht den Stellungnahmen der katholischen Bischöfe nahekommt, aber es bleibt im ganzen doch recht vorsichtig, und es wird leider um seine Wirkung auf die Regierung gebracht, weil es zwei Annexe hat, die reformierte Ablehnungen bzw. Vorbehalte aussprechen. In einem Dokument II haben die Vertreter der Niederländisch-Reformierten Kirche in Afrika, die allerdings nur 182 000 Mitglieder zählt und die kleinste der drei reformierten Teilnehmerkirchen darstellt, sich ausdrücklich von der voraufgehenden Entschließung distanziert: „Es liegt uns daran, deutlich zum Ausdruck zu bringen, daß nach unserer Überzeugung die getrennte Entwicklung die einzige richtige Lösung unserer rassischen Probleme ist. Wir verwerfen deshalb jede Art von Integration als eine Lösung dieses Problems. Das erreichte Übereinkommen enthält so weitreichende Feststellungen, daß wir uns nicht in der Lage sehen, das Dokument zu unterzeichnen ..." An dieses ausdrückliche Nein zum Ergebnis der ökumenischen Konferenz schließt sich ein formulierter Dank an die Regierung von Südafrika „für alle positiven Schritte, die sie unternommen hat, das Problem zu lösen und das Wohl der verschiedenen Gruppen zu fördern. Die Niederländisch-Reformierte Kirche wird wie in der Vergangenheit auch in der Zukunft die Verantwortung auf sich nehmen, vor Regierung und Volk in Übereinstimmung mit Gottes Wort Zeugnis abzulegen." Nach Abschluß der Konferenz wurde von Mitgliedern der Genfer Delegation erklärt, man dürfe diese Distanzierung einer kleinen Kirche nicht überschätzen. Es darf aber nicht vergessen werden, daß die Regierung auch noch die moralische Unterstützung der größeren reformierten Kirchen von Natal und Oranje hat, die überhaupt nicht dem Weltrat der Kirchen angehören und jetzt die ihm noch angehörenden reformierten Kirchen zum Austritt bewegen möchten.
In einem Dokument III formulieren die Delegierten der Niederländisch-Reformierten Kirche der Kapprovinz und der von Transvaal einen wichtigen politischen Vorbehalt. Er lautet: „Wir erkennen mit tiefer christlicher Teilnahme die Belange der verschiedenen Bevölkerungsgruppen an sowie die Tatsache, daß die Kirche dazu Stellung nehmen muß. Wir möchten betonen, wie in der Präambel bereits zum Ausdruck gebracht, daß eine Politik der Differenzierung vom christlichen Standpunkt vertreten werden kann, daß sie die einzige realistische Lösung des Problems der Rassenbeziehungen darstellt und daher dem Interesse der verschiedenen Gruppen der Bevölkerung am besten gerecht wird. Wir betrachten die Erklärung, die von der Versammlung angenommen worden ist, nicht als im Prinzip unvereinbar mit dieser Feststellung." Man kann es drehen, wie man will, eine Abschwächung, ja eine Durchlöcherung der in Dokument I vorgetragenen christlichen Grundsätze ist damit zweifellos ausgesprochen. Das gilt besonders für den ausdrücklich angeführten Punkt 15 des Aufrufes. Dazu heißt es: „Bei der Abstimmung legten die Delegationen der beiden Kirchen ihre Meinung wie folgt dar: Die Unterzeichnenden stimmen für Punkt 15 unter der Voraussetzung, daß deutlich verstanden ist, daß die Teilnahme an der Regierung dieses Landes, was die weißen Gebiete angeht, sich auf die Afrikaner bezieht, die in den genannten weißen Gebieten in dem Sinne wohnhaft sind, als sie kein anderes Heimatland haben." Es wird aber nicht gesagt, daß man die gewaltsame Ausgliederung gerade dieser Afrikaner aus den sog. weißen Gebieten verurteilt.

Zur Beurteilung der Ergebnisse

Angesichts der geradezu unterökumenischen Verhältnisse zwischen den christlichen Gemeinschaften während des Aufschwungs der Ökumenischen Bewegung wird man zugeben müssen, daß die Initiative des Weltrates der Kirchen für den innerökumenischen Gebrauch ein Ergebnis erzielt hat. Man kann es, wie D. Niesel es gegenüber dem Evangelischen Pressedienst (21. 12. 60) getan hat, „einen Schritt nach vorn" nennen: „Der Schematismus des Rassedenkens wurde auf der Johannesburger Kirchenkonferenz zum erstenmal durchbrochen. Kein Teilnehmer der Tagung hatte vorher von ferne zu hoffen gewagt, daß dies gelingen könnte." Es ist sicher nicht gering anzuschlagen, daß am Schluß der Konferenz auf Veranlassung des anglikanischen Erzbischofs von Kapstadt, Joost de Blank, ein formeller Akt christlicher Versöhnung zwischen den anglikanischen und den reformierten Kirchen vollzogen wurde. Man hat auch beschlossen, einen Ökumenischen Rat der Kirchen für Südafrika zu bilden, und dafür einen Vorbereitungsausschuß bestellt. Aber bis heute ist in dieser Sache noch kein Ergebnis erzielt, im Gegenteil, die Regierung, die am 15. 3. ihren Antrag auf Verbleib im Commonwealth nicht erneuerte, versucht, über die nichtökumenischen reformierten Kirchen den Austritt der reformierten Mitgliedskirchen aus dem Weltrat der Kirchen zu betreiben.
Sicher könnte, wie die südafrikanische Presse zum Ausdruck brachte, die Konferenz von Johannesburg ein Wendepunkt im Leben Südafrikas werden, wenn nicht die rasante Dynamik der politischen Entwicklung in Afrika die nationalistische Regierung der Südafrikanischen Union in eine Katastrophenpolitik des Widerstandes treibt, aus Angst, die drei Millionen Weißen, die keine andere Heimat als Südafrika haben, würden eines Tages von der schwarzen Flut ins Meer getrieben werden. In diesem Falle werden auch die nationalverbundenen reformierten Kirchen die Regierung kaum im Stich lassen und auf die Seite der UN bzw. des auf die UN schauenden Weltrates der Kirchen treten können.
Das Generalsekretariat in Genf wird sich aber nicht damit begnügen, daß es nun für Neu-Delhi über ein Dokument christlicher Grundsätze verfügt, das man als Ausweis eines theologischen Erfolges vorzeigen könnte. Bis dahin kann noch viel geschehen, und die Männer des Weltrates, besonders soweit sie der Kommission der Kirchen für Internationale Angelegenheiten angehören, waren noch nie der Meinung, daß der Sinn ihres Wirkens in der Erarbeitung

theologischer Dokumente besteht. Sie wollen dem Frieden dienen und mit der christlichen Verantwortung für die Ordnung der Gesellschaft an den Brennpunkten ihrer Gefährdung Ernst machen. Werden sie bereit sein, in dieser kritischen Frage auch die moralische Unterstützung des katholischen Episkopates in Anspruch zu nehmen und zur Verhinderung einer politischen Katastrophe die geistige Kraft der gesamten südafrikanischen Christenheit aufzubieten? Aber ein solcher Versuch könnte die Reformierten noch mehr an die Seite der Regierung treiben. Südafrika ist jedenfalls ein Test für die Christenheit, der in der gesamten farbigen Welt beobachtet und bewertet wird. Das wird man im Auge behalten müssen.

Aktuelle Zeitschriftenschau

Theologie

AHERN, Barnabas M., CP. *Gathering the fragments: Of fear and scholarship.* In: Worship Bd. 35 Nr. 3 (Februar 1961) S. 160—165.

Der Verfasser bestätigt durch Hinweise und Beispiele die These von Alonso Schökel (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 45), daß die Enzyklika *Divino afflante spiritu* ein epochemachendes Ereignis für die katholische Bibelwissenschaft ist, und nennt auch die Gründe dafür. Er schreibt: „Es würde eine große Hilfe sein, wenn jeder Artikel und jedes Buch über die Schrift den Vermerk B. D. (Before the Deluge) oder A. D. (After the Deluge) trüge. Die Trennungslinie ist das Jahr 1943, in dem die Kirche von Papst Pius XII. die Enzyklika *Divino afflante spiritu* empfing."

BLOND, P.-A., OP. *L'homme d'aujourd'hui et le temps.* In: La Maison-Dieu Nr. 65 (1. Vierteljahr 1961) S. 6—11.

Das vorliegende Heft von La Maison-Dieu ist dem liturgischen Rhythmus des Tages, der Woche und des Jahres gewidmet. In seinem einleitenden Aufsatz stellt Blond fest, daß der Lebensrhythmus der Menschen unserer Zeit sich immer weiter von dem der Natur entfernt. Man braucht nur zu denken an das moderne Abend- und Nachtleben, die gleitende Arbeits- und Fünftagewoche, die Bedeutung des Urlaubs als Ziel und Höhepunkt des Jahres u. ä. Die Frage stellt sich, ob die Liturgie, die so stark an den natürlichen oder naturhaften Rhythmus gebunden ist, nicht nach noch weiteren Anpassungen ruft, als sie schon vorgenommen sind (Abendmesse, Ferienseelsorge, verkürzte kirchliche Zeiten usw.). Oberstes Prinzip scheint zu sein, daß der Mensch sein religiöses Leben seinem wirklichen Lebensrhythmus anzupassen versuchen muß.

DANIELOU, Jean. *Missions modernes.* In: Choisir Jhg. 2 Nr. 16 (Februar 1961) S. 11—13.

Der Verfasser weist, wie es in letzter Zeit immer häufiger und dringender geschieht, auf die unbedingte Notwendigkeit für das Christentum hin, „sich in den neuen Formen der Gruppenbildung unter den Bevölkerungen" (man beachte den Plural!) auszudrücken, das heißt auf die Notwendigkeit der milieu-differenzierten Seelsorge. Was ergeben sich z. B. für Folgerungen, wenn man entdeckt, daß eine Pfarrei während des Tages eine andere Struktur hat als während der Nacht?

DE VRIES, Wilhelm, SJ. *Die katholischen Patriarchate des Ostens und das Problem der Wiedervereinigung aller Christen.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 6 (März 1961) S. 436—444.

Die Bedeutung der unierten Patriarchate des Nahen Ostens besteht für die Kirche in ihrer Brücken- und Vermittlerfunktion zu den Orthodoxen. Diese Funktion wird jedoch der katholische Osten erst dann übernehmen können, wenn er sich in seinen historisch gewachsenen Rechten durch Rom voll und ganz bestätigt sieht. Davon könne heute noch nicht gesprochen werden, wie P. de Vries anhand der Düsseldorfer Rede des Patriarchen Maximos IV. nachweist. (Der Text der Rede ist enthalten in dem Buche von Pirmin Lenz „Unbehagen an der Kirche?" Driewer Verlag, Essen 1960.) Rom habe wohl die orientalischen Liturgien geschützt, aber alles andere, hierarchische Struktur, Frömmigkeit, Kunst, die Art, Theologie zu treiben, durch seine „Funktionäre" (so der Patriarch) zugunsten einer Latinisierung systematisch „reduziert, wenn nicht geschickt des Sinnes entleert und praktisch durch die Wirkung einer übertriebenen Verwaltungszentralisation neutralisiert".

DUBARLE, Dominique. *Pour une théologie de l'expérience sur l'être humain.* In: Signes du Temps Nr. 3 (März 1961) S. 3—6.

Das Experiment von Professor Petrucci (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 250) ist in seiner wissenschaftlichen Bedeutung und Tendenz nicht leichtzunehmen. Wir erwähnten in jener Meldung den Namen von Galilei. Dubarle sieht die Möglichkeit heraufkommen, daß die biologischen Experimente, die unaufhaltsam sind, das wissenschaftliche und das religiöse Gewissen vor Konflikte stellen werden, die alles übertreffen, was bisher an Konflikten dieser Art dagewesen ist.

KÖNIG, Franz Kardinal. *Kirche, Staat, Gesellschaft.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 16 Heft 2 (Februar 1961) S. 91—100.

Es handelt sich um den Vortrag, den der Erzbischof von Wien auf der letzten Weihnachtsseelsorgertagung (27. 12. — 30. 12. 60) gehalten hat. Kardinal König skizziert die Aufgaben der Kirche in der modernen pluralistischen Gesellschaft, deren Staat wertneutral, „weltanschauungslos" und weitgehend unitaristisch, d. h. ausschließlich vom Mehrheitswillen des Volkes bestimmt ist. Die Kirche hat in einem solchen Staat die unabhängigen Rechtsgrundsätze, ihre allseitige Geltung zu verteidigen, sie ist das öffentliche Gewissen, das das eigenständige Recht in der pluralistischen Gesellschaft vertritt, sie bildet die öffentliche Meinung mit, da wo es um Grundsatzfragen geht, sie erinnert an die rechte Wertordnung (Vorrang der Familien-, Kultur- und Sozialpolitik vor der Konsumpolitik), sie stärkt die sittlichen Kräfte in der technischen Welt und schützt die Jugend.

SCHÖLLGEN, Werner. *Der Begriff der Standespflicht in seiner Bedeutung für die heutige Pastoral- und Moralpädagogik.* In: Lebendiges Zeugnis Heft 2 (Januar / Wintersemester 1960/61) S. 53—72.

Schöllgen entwickelt seine zeitgemäße Fassung des Begriffes der Standespflicht von Thomas her. Fasten und Askese z. B. gehören dem Bereich der Mittel an und sind der sittlichen Klugheit unterworfen: sie dürfen die Vitalität nicht in einem solchen Maße schwächen, daß sie nicht mehr ausreicht, um pflichtmäßige Arbeiten zu leisten. In der Wahrung dieser Ordnung besteht jede Berufsethik. Für den Ehegatten bedeutet das: „er verliert die Würde des vernunftbegabten Menschen, wenn er der Liebe das Fasten und der Gesundheit des Sinnenlebens Nachtwachen vorzieht" (Thomas). Schöllgen behandelt ferner den schwierigen Gegensatz zwischen Laien und Priester und das Spannungsverhältnis der aus der Eigenart dieser (sakramental begründeten Stände) erfolgenden Pflichten, die Aufgabe des Laien in der modernen Welt und seine Verpflichtungen gegenüber den Anforderungen der Caritas (danach bedeute heute im Zeitalter der Wasserleitungen die Durstigen tränken nicht, ihnen ein Glas Wasser geben, sondern auf politischem Wege etwas tun gegen die Verschmutzung und Verseuchung unserer Flüsse und Talsperren).

THIEFFRY, M., SJ. *Stérilisation hormonale et morale chrétienne.* In: Nouvelle Revue théologique Jhg. 93 Nr. 2 (Februar 1961) S. 135—158.

Das ethische Urteil über die bereits auftauchenden und sicher bald vervollkommneten Medikamente mit antikonzeptioneller Wirkung wird dadurch kompliziert, daß sie zum Teil eine heilsame Wirkung haben, d. h. Funktionsstörungen gynäkologischer Art beseitigen. Es ist vorauszusehen, daß sich von da aus die medizinische Indikation für ihre Anwendung stark ausbreiten und daher die Frage der erlaubten Rezeptierung solcher Mittel eine große praktische Bedeutung erlangen wird. Darüber und über den Stand der moraltheologischen Diskussion informiert dieser Aufsatz.

WULF, Friedrich, SJ. *Ehenot und Kind.* In: Geist und Leben Jhg. 34 Heft 1 (1961) S. 46—54.

Ein weiser und menschlicher Vorstoß zur Linderung der Ehenot angesichts einer veränderten Welt, in der sich die Gründe für eine von der Vernunft oder sogar vom Gewissen gebotenen Empfängnisvermeidung gemehrt und der finis secundarius der Ehe als wesentliche Hilfe zur Vertiefung von Treue und Liebe erwiesen haben. Die „harte" Lehre der Päpste sei zu verstehen als Wahrung der objektiven Ordnung der Ehe, über die subjektive Notwendigkeit geschlechtlicher Betätigung für die Entfaltung der Persönlichkeit und die personale Begegnung von Mann und Frau sei damit nicht das letzte Wort gesprochen. Der Verfasser skizziert, wie man das Geschlechtliche in die Gesamtwirklichkeit der Ehe einbauen könne, ohne den schmerzlichen Opfern aus dem Wege zu gehen.

Bâtir et aménager les églises. In: La Maison-Dieu Nr. 63 (4. Quartal 1960).

Das Centre de Pastorale liturgique hat sich im Jahr 1960 auf seiner Tagung in Versailles (30. August bis 1. September) mit der Kultstätte befaßt, und dieses Heft enthält den Bericht darüber. In den Referaten über das Mysterium in bezug auf den Kirchenbau, den Sinn der christlichen kultischen Feier, den Altar und die Komplexität der Gemeinschafts- und persönlichen religiösen Funktionen, denen die Kirche zu dienen hat, wurde versucht, genauere Maßstäbe für das Urteil über den modernen Kirchenbau zu gewinnen.

Pastoral und Geschichtsmysterium. Sammelheft von Anima Jhg. 15 Heft 3 (1960) S. 193—274.

„Anima" befaßt sich in diesem Sammelheft mit Pastoral und Geschichte. Dabei wird — abgesehen von dem grundsätzlichen Einführungsbeitrag von Franz Xaver v. Hornstein — „Geschichte" in den zeitgeschichtlichen Lebensfeldern aufgefangen, also die Aufgaben der Pastoral gezeichnet gegenüber den Forderungen der heutigen Mission, der Theologie, Liturgie, Ökumene, Jugend usf. Fleckenstein behandelt die Frage zeitgemäßer Männerseelsorger. Wenn auch bestimmte Phänomene, zusammengefaßt in der Formel „Das Ende des Vaters", in der Liturgie überzeichnet sind, so hat sich doch die Stellung des Mannes in der Gesellschaft geändert. Diese Veränderungen sind von der Pastoral noch nicht genügend berücksichtig worden. Zu wenig seien bis jetzt die regenerativen Kräfte der kirchlichen Lehre und Heilsordnung bewußt und planmäßig an die Männer herangebracht worden. Das gilt besonders für die das Familienleben gestaltende Kraft des Sakraments. „Gerade in der Männerseelsorge sollten wir priesterlichen Seelsorger nie vergessen, daß ‚Aufgabe der Seelsorge' nimmermehr identisch ist mit ‚Aufgabe der amtlichen, geweihten Seelsorger' . . ."

Philosophie

BERRY, Thomas, CP. *Oriental Philosophy and World Humanism.* In: International Philosophical Quarterly Vol. 1 Nr. 1 (Februar 1961) Fordham University, New York — Berchmans Philosophicum, Haverlee-Louvain, S. 5—33.

Der Artikel erschien als Einleitungsartikel der ersten Nummer der von den Jesuiten der Fordham University, New York, in Zusammenarbeit mit dem Institutum Philosophicum Lovaniense neu herausgegebenen internationalen Zeitschrift für Philosophie. Der Autor versucht im ersten Teil eine kurze Darstellung der zwölf Hauptsysteme östlichen Denkens (Hinduismus, Buddhismus, Konfuzianismus, Taoismus und Zen-Buddhismus) in ihrer gegenseitigen Verschiedenheit, Abhängigkeit und Ergänzung und von deren Bedeutung für das westliche Denken in Vergangenheit und Gegenwart. In einem zweiten Teil untersucht der Autor die Möglichkeiten einer stärkeren Befruchtung des westlichen Denkens durch die östliche Philosophie und die Möglichkeit einer Integration dieser Systeme innerhalb eines sich neu formenden Welthumanismus.

Der Artikel dient zugleich als Programm für die neue Zeitschrift, die sich als besondere Aufgabe gestellt hat, den „Austausch philosophischer Grundideen zwischen der östlichen und westlichen Welt" zu fördern. (Je Heft 192 S., Jahresabonnement 6.50 Dollar.)

MALEVEZ, L., SJ. *Le croyant et le philosophe.* In: Nouvelle Revue théologique Jhg. 92 Nr. 9 (November 1960) S. 897 bis 917.

Malevez setzt sich hier auseinander mit der These Heideggers: „Die Idee einer christlichen Philosophie ist nichts anderes als ein Mißverständnis." Die Urfrage der Philosophie dürfe nicht lauten: „Warum gibt es Sein und nicht nichts?", sondern: „Warum gibt es Sein und nichts?" Denn das ist Gegenstand des Staunens der Vernunft und zugleich Ansatzpunkt für eine Krisis des Glaubens. Das alte Problem ist immer auf neue Weise aktuell und empfängt hier in seiner aktuellen Gestalt neue Gesichtspunkte.

OLGIATI, Francesco. *Un memorando Congresso di filosofia dopo il Concordato.* In: Vita e Pensiero Jhg. 44 Nr. 2 (Februar 1961) S. 85—100.

Olgiati erinnert an den italienischen Philosophenkongreß vom Mai 1929 unter dem Vorsitz von Gentile, damals Unterrichtsminister. Das ist nicht bloß ein Kabinettstück für die Kirchengeschichte, sondern über die faschistische Ära hinaus von Bedeutung wegen der Auseinandersetzung zwischen Idealismus und katholischer Philosophie, damals mit Gemelli als erstem Sprecher, über den zweideutigen Charakter des Begriffs der ethischen Natur des Staates.

Kultur

FREYER, Hans. *Die Wissenschaften des 20. Jahrhunderts und die Idee des Humanismus.* In: Merkur Jhg. 15 Heft 2 (Februar 1961) S. 101—117.

Freyer fragt: Sind die Wissenschaften des 20. Jh., über ihren sozialen Nutzwert und ihre Lebensbedeutung hinaus, ein wesentliches Ingredienz einer den ganzen Menschen beanspruchenden Kultur? Haben sie eine Bedeutung für die Bildung des Menschen? Freyer antwortet darauf mit einem vorsichtigen Ja. Die modernen Naturwissenschaften haben im Gegensatz zum 19. Jh. einen neuen Denkstil geschaffen, der einem Grundlagenwandel gleichkommt (dies gelte übrigens nicht nur von den Naturwissenschaften). Sie alle entwickeln neue, stark abstrakte Denkmodelle, prätendieren aber im Gegensatz zum 19. Jh. nichts dabei, sie seien weder „Weltanschauung" noch „Religionsersatz". Sie bewegen sich jedoch in Feldern, die „Durststrecken" ähnlich sind, die diejenigen, die auf ihnen arbeiten, als Spezialisten erscheinen lassen, was sie auch sind, aber damit sei die Trennung zwischen Wissenschaft und Kultur nicht allein zu erklären. Diese Kluft liege in den ganz bestimmten Strukturgesetzen der modernen Wissenschaft, deren neue Perspektiven für eine „Bildung" sich erst erschlössen, wenn die Durststrecken durchlaufen seien.

LIESS, Andreas. *Anton Bruckners Gestalt und Werk.* In: Universitas Jhg. 16 Heft 1 (Januar 1961) S. 31—42.

Eine Interpretation des Werkes Bruckners nebst einer Würdigung der Persönlichkeit des Österreichers (seiner „Abhängigkeit" von Wagner) und der Fremdheit und Unsicherheit in seiner Zeit. Liess charakterisiert Bruckner als einen „Riesengeist mit Kinderaugen", der nicht die Welt erkennt, sondern sie „schaut". Er war und ist noch weitgehend ein „erratischer Block" seiner und unserer Zeit, er sei aber auch zugleich Pfeiler, auf dem der ursakrale Kern alles künstlerischen Schaffens und Gestaltens aufruht. Die Form der Symphonie mag mit Bruckner zu Ende sein, im Geistigen bedeute sein Werk „Kontinuität und Erneuerung ontologischer Tiefenlotung".

MARTINO, Gaëtano. *Eine große Schule für eine große Idee.* In: Die Deutsche Universitätszeitung Jhg. 16 Heft 2 (Februar 1961) S. 11—15.

Die Geschichte der Idee der Europa-Universität nach Messina, Rom und der Resolution vom 20. 5. 1958 entsprechend dem italienischen Plan (der vom Verfasser stammt), erweitert um die Hirsch-Zusätze. Danach wird die Europa-Universität sieben Abteilungen haben (keine Theologie!), drei Kategorien von Dozenten, zugänglich für Abiturienten, Studenten und Inhaber von Doktordiplomen. Ein Studium generale mit dem Kernfach Atomwissenschaft. Eingebaut wird sein ein „Europäischer Rat für höheres Lehrwesen und Forschung". Martino befaßt sich ferner mit der Kritik, die gegen diese Universitätskonzeption vorgetragen worden ist. Von einer Rivalität zwischen den traditionellen Universitäten und der Europa-Universität könne nicht gesprochen werden. Die neue Universität wolle nichts anderes als die glücklichen Erfahrungen der Europäischen Schule in Luxemburg wiederholen.

MOREAU, R.-M. *L'Afrique est-elle croyante?* In: Parole et Mission Jhg. 3. Nr. 11 (15. Oktober 1960) S. 540—563.

Die Frage betrifft die innere Beziehung der Afrikaner, der Seele des in seiner Kultur verwurzelten Afrikaners zu seinem religiösen Bekenntnis, wobei die Stammesreligionen, der Islam und das Christentum je eigens betrachtet werden. Der Sinn für religiösen Glauben ist nach Ansicht des Verfassers auch im emanzipierten Afrikaner noch wach, aber sehr empfindlich. Seine Bemerkungen finden eine gute Ergänzung in den Betrachtungen „Remous congolais" und „Feu qui couve" (in: „Église vivante" Jhg. 12 Nr. 5 [September/Oktober 1960] S. 374—377).

RAVIER, André. *L'école confessionelle est-elle ségrégative?* In: Études Bd. 308 Nr. 11 (März 1961) S. 387—392.

Die UNESCO befaßt sich seit acht Jahren mit Richtlinien für die Förderung des Schul- und Bildungswesens in den Entwicklungsländern. Dabei spielt unsere Frage eine Rolle, weil manche Mitgliedsländer die konfessionellen Schulen als weltanschaulich diskriminierend bekämpfen. Es ist beachtlich, daß sie nun endlich auf der Generalversammlung im Dezember 1960 eine relative Anerkennung erlangt haben. Über die Verhandlungen und Argumente, die dazu führten, wird hier berichtet.

SPRANGER, Eduard. *Die moralbildende Kraft in unserem Zeitalter.* In: Universitas Jhg. 16 Heft 2 (Februar 1961) S. 113 bis 130.

Moral wird von Spranger — zunächst im Gegensatz zur Individualethik — im Sinne der Mores als normative Erscheinungsformen des überindividuellen Geistes verstanden, der nach Tradition, Herkommen, Umstände sehr verschieden sein kann. Im Gegensatz zur „guten alten Zeit" sind diese Moralen heute stark abgebaut durch rationale Zweckmäßigkeit und den Wertpluralismus innerhalb der Gesellschaft. Zugleich bilden diese typischen Zeiterscheinungen aber auch wieder Moralen durch die Reaktion des einzelnen, vom persönlichen Gewissen her. Daß das persönliche Gewissen — unerläßlich für die Bildung und Ausprägung jeder Sozialmoral — diese Verantwortung für die überindividuellen Ordnungen auf sich nehme, ist die Forderung Sprangers.

Politisches und soziales Leben

AUHOFER, Herbert. *Spanien und der Kommunismus.* In: Politische Studien Jhg. 12 Heft 130 (Februar 1961) S. 96—101.

Die Spanier sind ihrem Wesen nach keine Kommunisten; was sie zu Handlangern des Weltkommunismus werden läßt, sind ihre sozialpolitischen Forderungen. Moskau habe im Spanischen Bürgerkrieg seine aktivsten Vorkämpfer verraten und terrorisiert. Zur Zeit arbeiten die spanischen Kommunisten, deren Zahl nicht bekannt ist, nur agitatorisch, jedoch höchst wirksam. Dabei kommt ihnen entgegen, daß die augenblicklichen Machthaber keine echte Auseinandersetzung mit dem Kommunismus zulassen, sondern jede oppositionelle Handlung gegen das System mit „kommunistisch" brandmarken und verfolgen.

BURGHARDT, Anton. *Wirkungen und Grenzen der Sozialpolitik.* In: Die neue Ordnung Jhg. 15 Heft 1 (Februar 1961) S. 12—21.

Die Qualität der Sozialpolitik muß vom Gemeinwohl, vom Grad der erreichten Gemeinwohleffekte her geprüft werden, und zwar im Hinblick auf Einkommenssicherung, Einkommensverteilung, Preise usf. Die sozialen Folgen der Sozialpolitik zeigen sich in einer leistungsneutralen-personalen Zurechnung von Teilen des Sozialprodukts, die neben die funktionale berichtigend tritt, und in einer Nivellierung der Einkommen. Burghardt prüft sehr ernsthaft, ob unsere Sozialpolitik (in seinem Falle die österreichische) den kritischen Punkt erreicht hat durch ungedeckte Mehrforderungen, durch Anspruchschancen, die zur Bildung sozialparasitärer Gruppen führen, durch Abflachung der Fortschrittsrate des Sozialprodukts, durch Gefährdung der Vollbeschäftigung sowie dadurch, daß der Wirtschaft nicht ausreichend Zeit gelassen wird, d. h. sozialpolitische Maßnahmen überstürzt eingeführt werden, wodurch insgesamt das Ganze gefährdet wird.

HALPERIN, Ernst. *Bucharins und Trotzkis Schatten.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 16 Heft 2 (Februar 1961) S. 117—124.

Diese Analyse der politischen Machtverhältnisse in der kommunistischen Welt geht von der Moskauer Deklaration vom November vergangenen Jahres aus. Danach ist die alleinige Hegemonie Sowjetrußlands wenn nicht beseitigt, so doch ernsthaft gefährdet durch die Rotchinas. (Beide haben sich in Moskau nicht einigen können.) Die Gründe für den Machtzerfall Rotrußlands sieht der Verfasser in einer Glaubenskrise der von dem System Beherrschten gegenüber den Versprechungen der Machthaber, in der Unfähigkeit der Sowjetwirtschaft, sich selbst zu regulieren, wodurch der Mangelzustand bleibt, in der steckengebliebenen Revision der sowjetischen Außenpolitik und der sowjetischen Parteiideologie.

HASSEL, Kai-Uwe v. *Aufgaben und Möglichkeiten der Entwicklungshilfe.* In: Informationsblatt Jhg. 10 Nr. 4 (2. Februarheft 1961) S. 49—52 bzw. 54.

Am Modellfall Tanganjika zeigt der Verfasser, der in dem Lande aufgewachsen ist, verglichen mit der vorbildlichen Erschließungsarbeit der Benediktiner im Süden, welche unermeßlichen Aufgaben der bescheidenen evangelischen Mission im Norden erwachsen, hinter die sich mehr als bisher die Landeskirchen stellen sollten.

HERZOG, E. *Junge Helfer für Entwicklungsländer.* In: Entwicklungsländer Jhg. 3 Heft 1 (28. Februar 1961) S. 32—34.

Ein Bericht über die Anfang Februar von der Deutschen Stiftung für Entwicklungsländer durchgeführte Tagung über „Probleme und Einsatzmöglichkeiten von Helferprogrammen in Entwicklungsländern". Das Hauptproblem zur Durchführung solcher Programme besteht zur Zeit im Auffinden geeigneter Projekte für Jugendliche. Jährlich melden sich in der Bundesrepublik ca. 50 000 Bewerber aller Berufe für einen einjährigen Hilfsdienst in den Entwicklungsländern. Von diesen 50 000 halten ca. 10 000 Bewerbungen auch einer strengeren Prüfung stand. Das Alter der Bewerber liegt zwischen 18 und 25 Jahren. Nicht geklärt ist die Frage, ob die Jugendlichen einzeln oder in Gruppen arbeiten sollen, ferner, wer die Fahrt- und Versicherungskosten trägt.

JAECKEL, Theodor. *Die japanische Arbeiterbewegung.* In: Monumenta Nipponica (Sophia University, Tokyo) Vol. 15 Nos. 3/4 (1959/60) S. 49—125.

Diese umfassende Studie vermittelt eine Fülle von Material über die Entwicklung der japanischen Arbeiterbewegung und ihre derzeitigen Probleme. Insbesondere befaßt sich der Verfasser mit der Bedeutung der Gewerkschaften im sozialen und wirtschaftlichen Leben des Landes. Dem Beitrag

kommt vor allem auch deshalb Bedeutung zu, weil er gut die Situation eines Landes herausarbeitet, das relativ rasch seine Wirtschafts- und Sozialstrukturen im Zuge von „Entwicklung" verändert hat, und zwar unter wesentlich anderen Voraussetzungen (und mit anderen Ergebnissen) als der Westen, so daß es als eigenständiger Modelltypus für „Entwicklung" von den heutigen Entwicklungsländern (besonders in Asien) angesehen werden kann.

LENS, Sidney. *Prospects for Labor.* In: The Commonweal Bd. 73 Nr. 20 (10. Februar 1961) S. 499—502.

Nach diesem Bericht eines Gewerkschaftlers war das Jahr 1960 für die Gewerkschaften das am wenigsten erfolgreiche Jahr seit 1945 — sie erlebten zahlreiche Rückschläge, von denen die Durchbrechung des „Escalator"-Prinzips, das heißt des Systems der Lohnerhöhungen entsprechend der Erhöhung der Lebenshaltungskosten, und der Mißerfolg weiterer Arbeitszeitverkürzungen die auffallendsten waren. Der Verfasser sieht für die Zukunft weitere Minderungen der Kampfkraft der Gewerkschaft, begründet vor allem in der Kapazitätssteigerung der Industrie, die zum Teil heute schon in fünf bis sechs Monaten den Jahresbedarf der Nation produzieren kann, was ihr ermöglicht, lange Streiks durchzuhalten. Die Frage des Verfassers lautet: Werden die Gewerkschaften jetzt von wirtschaftlichen zu politischen Maßnahmen übergehen?

MESSINEO, Antonio, SJ. *A proposito della 33. Settimana sociale dei cattolici d'Italia.* In: Civiltà Cattolica Jhg. 111 Nr. 2649 (5. November 1960) S. 243—254.

Dieser Bericht füllt eine Lücke in den Nachrichten unserer Zeitschrift, die über die Italienische Soziale Woche aus Raummangel nicht referieren konnte. Thema war das Problem der Binnen- und Auswanderung. Messineo erörtert es grundsätzlich, und zwar unter den naturrechtlichen Gesichtspunkten des individuellen Rechtes auf Freizügigkeit und freie Berufsausübung und der sozialen Pflicht zur Vergemeinschaftung des Nutzens der Güter der Erde. Diese Frage gewinnt mit dem Fortschritt der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, die ja auch eine Erweiterung der Niederlassungsfreiheit zur Folge haben muß, für alle katholischen Politiker und Sozialtheoretiker an Bedeutung. Vgl. zur Ergänzung: Reina, Mario. Le migrazioni italiane. In: Aggiornamenti sociali Jhg. 11 Nr. 11 (November 1960) S. 601—614. Er bietet das nötige Tatsachenmaterial und die soziologischen Aspekte.

REYNAUD, Roger. *Wir wollen Europa aufbauen.* In: Labor Jhg. 8 Nr. 1 (1961) S. 17—21.

Dieser Vortrag des Mitgliedes der Hohen Behörde der Montanunion wurde auf der Ersten Europäischen Konferenz der Christlichen Gewerkschaften in Bonn (1./2. 12. 60) gehalten. Reynaud behandelte die Frage: Was bedeuten Montanunion und EWG für den christlichen Arbeiter in Europa? Die Vertragstexte räumen den Arbeitern beträchtliche Chancen ein, die Praxis zeige jedoch, daß die Möglichkeiten nicht voll genutzt werden können, da europäische Instrumente, die wirksam und rasch steuern, fehlen (politisches Sekretariat). Die Arbeiter, d. h. die Gewerkschaften, haben z. T. aber auch ihre Chancen nicht wahrgenommen. Sie sollten heute an der Wirtschaftsführung beteiligt werden. Voraussetzung dazu wären freilich ausreichend qualifizierte Kräfte. Um sie heranzubilden, sollte eine „Europäische Volksuniversität" gegründet werden.

RULLI, Giovanni, SJ. *Principi di diritto naturale nel programma di J. F. Kennedy.* In: La Civiltà Cattolica Jhg. 112 Nr. 2657 (4. März 1961) S. 500—505.

Nach einer geschichtlichen Einleitung, die mit Recht hervorhebt, daß die Vereinigten Staaten zeit ihrer Geschichte prinzipiell Freiheit und Würde des Menschen zu schützen suchten — das gilt selbst für die so peinliche und immer dringender werdende Rassenfrage in USA —, konstatiert Rulli die Grundsätze, die Kennedy zu seinem Programm gemacht hat und nach denen man in Zukunft die amerikanische Politik beobachten und werten muß. Es ist empfehlenswert, diesen Aufsatz zu diesem Zweck aufzubewahren.

SCHOLL-LATOUR, Peter. *Bewährungsprobe am Kongo.* In: Die politische Meinung Jhg. 6 Heft 56 (Januar 1961) S. 37—46.

Eine Darstellung der politischen Entwicklung in (Belgisch-)Kongo von Juli 1960 bis Januar 1961. Die Hilfsaktion der UN sei in der militärischen Phase steckengeblieben, sie habe wohl das Schlimmste verhütet, anderseits aber dazu beigetragen, daß Afrika heute über den West-Ost-Konflikt hinaus tief gespalten sei. Die UN-Aktion im Kongo habe gezeigt, daß auf solchem Wege eine Befriedung Algeriens etwa oder die Übernahme einer Garantie für Berlin nicht möglich ist.

SLAPNICKA, Helmut. *Die lautlose Integration.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 16 Heft 2 (Februar 1961) S. 125—135.

Die Rechtsentwicklung der Satellitenstaaten war zunächst bestimmt durch eine kritiklose Angleichung ihrer Rechtsordnungen an die Sowjetrußlands (Gottwalds Gesetz der ständigen Annäherung an das sowjetische Vorbild, 1953). Nach und nach erkannten jedoch die Länder, besonders jene, die lange unter kontinental-europäischen Rechtsvorstellungen gelebt haben, daß dieser Angleichungsprozeß nicht immer vorteilhaft für sie war. Sie griffen daher, zumal in Polen und in der Tschechoslowakei, auf ältere Formen zurück. Das Vorbild der UdSSR bestand nicht mehr in der Rechtspraxis, sondern in der Rechtstheorie marxistisch-leninistischer Prägung. Die eigenrechtlichen Entwicklungen in den Satellitenstaaten haben ihrerseits wieder Auswirkungen auf die jüngste sowjetische Gesetzgebung gehabt.

SPIEGELHALTER, Franz. *Der SPD-Plan zur Vermögensstreuung.* In: Die Aussprache Jhg. 11 Heft 1 (Januar 1961) S. 2—5.

Der Verfasser kritisiert am SPD-Vorschlag „Gerechte Vermögensbildung", der die Heranziehung des Vermögenszuwachses der Wirtschaft auf steuerlichem Wege sowie die Schaffung der „Deutschen Volksaktie" und die Errichtung der „Deutschen Nationalstiftung" vorsieht, den Plan einer solchen Stiftung. In ihr sieht der Verfasser eine „Teilsozialisierung" der Großwirtschaft, die zur Folge habe, daß die Investitionsneigung der Unternehmer zurückgehe oder die Tendenz verstärkt werde, die zusätzliche Ertragsbelastung der Unternehmen über die Preise abzuwälzen. Was die Verteilerseite anbelangt, so sieht der Verfasser einen Widerspruch darin, daß die SPD als Basis der Vermögensbildung der Arbeitnehmer die ungerechten Gewinne der Großunternehmen heranziehen will, von denen sie gleichzeitig fordert, daß sie sich wettbewerbsgerecht verhalten und unangemessene Preissteigerungen verhindern. Im übrigen bedeute die Einrichtung der „Deutschen Nationalstiftung" für den, der über sie verfügt, eine schwere Versuchung.

THIEMEYER, Theo. *Gewerkschaften und Vermögensbildung.* In: Gewerkschaftliche Monatshefte Jhg. 12 Heft 2 (Februar 1961) S. 85—96.

Unter Einbeziehung und Berücksichtigung sowohl der Stellungnahmen katholischer Sozialwissenschaftler (der Verfasser geht von Nell-Breuning aus und setzt sich auch mit Schreiber eingehend auseinander) als auch der liberalen wie vor allem der sozialdemokratisch-gewerkschaftlichen zur Frage der Vermögensbildung kommt der Verfasser zur Ablehnung des sog. Deistplanes. Nicht nachträglich sollte der in den Unternehmungen angefallene Vermögenszuwachs umverteilt werden, sondern „originär" (Weisser). Daher werden auch alle Pläne mit Investmentaktien und Volksaktien abgelehnt; denn bei ihnen solle noch einmal durch freiwilliges Sparen erworben werden, was bereits durch Konsumverzicht (niedrige Löhne) zusammengekommen sei.

Chronik des katholischen Lebens

AGNOLETTO, Attilio. *La Chiesa oggi.* In: Humanitas Jhg. 16 Nr. 2 (Februar 1961) S. 112—127.

Ansätze für das aggiornamento, das der Papst dem Konzil als Aufgabe gestellt hat, sieht der Verfasser in einer neuerdings flexibleren Haltung der Kirche gegenüber den politisch-gesellschaftlichen Kräften unserer Zeit, innerhalb der katholischen Gemeinschaft gegenüber dem Laienstand und den Seelsorgsaufgaben der wichtigsten Berufsmilieus. Er deutet auch die Schwierigkeiten an, die von der Tradition her gegeben sind.

BECKEL, Albrecht. *Der Anteil der Katholiken an der Entwicklung der deutschen Sozialgesetzgebung.* In: Die neue Ordnung Jhg. 15 Heft 1 (Februar 1961) S. 1—21.

Die Tatsache, daß die Katholiken im 19. Jh. nicht Vorkämpfer des Kapitalismus waren, sondern diesem lediglich Arbeitskräfte gestellt haben, daß ferner die Kirche seit dem 19. Jh. niemals eine wesentliche Stütze am Unternehmertum gehabt hat, hat gerade den katholischen Volksteil am stärksten von den neuen Wirtschaftsmethoden getroffen sein lassen, was die Katholiken schon sehr früh auf das Feld der Sozialpolitik gerufen hat. Beckel schildert vor allem am Beispiel Hitzes, Brauns' und Stegerwalds, was die Katholiken hier geleistet haben.

DE LORGERIL, Joseph, SJ. *Arbeiter mit den Arbeiterpriestern.* In: Geist und Leben Jhg. 34 Heft 1 (1961) S. 46—54.

Diese ergreifenden Tagebuchaufzeichnungen geben Zeugnis von dem Ringen um den Konflikt zwischen priesterlicher Berufung und dem Anruf der verlassenen Arbeiterklasse, bekennen sich aber dazu, daß der Priester mit dem Erlösungswerk der hl. Messe unter den Arbeitern bleiben müsse und nicht die Laisierung erstreben dürfe. Noch ehe dieser Konflikt im großen ausgetragen wurde, ist der Verfasser inmitten seines aufopfernden Arbeiterpriesterlebens gestorben.

HOLSTEIN, Henri. *La France en état de mission.* In: Études (November 1960) S. 247—254.

Die Vollversammlung des französischen Episkopates vom 25.—28. April 1960 hat die Missionierung zur vordringlichsten Aufgabe auf allen Sektoren des Apostolates erhoben. Hier wird ein Einblick in die bisherigen Anfänge der Verwirklichung dieses Programms gegeben. Zu vergleichen ist: Boulard, L'état réel de la déchristianisation en France (in „Le Christ au Monde" Jhg. 5 Nr. 4, S. 500—505).

LEIBER, Roberto, SJ. *Pio XII e gli ebrei di Roma 1943—1944.* In: La Civiltà Cattolica Jhg. 112 Nr. 2657 (4. März 1961) S. 449—458.

Dieser Aufsatz wurde gleichzeitig in den „Stimmen der Zeit" (Jhg. 86 Heft 6, März 1961) veröffentlicht. Er macht mit Zahlenangaben bekannt, wie großzügig und mit welchem Risiko das päpstliche Rom während der deutschen Besetzung die Juden unterstützt hat. Es geht nicht darum, ein hinterher selbstverständliches christliches Werk zu verherrlichen, sondern um etwas viel Wichtigeres, das diesem Aufsatz generelle Bedeutung gibt. Am Beispielsfall des Schweigens der Kirche zu den Judenverfolgungen sieht man hier, wie die Sache in Wirklichkeit aussah. Schweigen und helfen oder reden und die armen Menschen ans Messer liefern, das war die Wahl, die der Papst hatte, ohne das jemals in seinem Leben sagen und sich von dem Verdacht der Feigheit reinwaschen zu können. Man soll dieses Beispiel im Gedächtnis behalten, um manchen Unbegreiflichkeiten kirchlichen Schweigens auch in der Gegenwart gerechter zu werten.

NELL-BREUNING, Oswald v., SJ. *Arm und Reich. Zum Bischöflichen Werk „Misereor".* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 6 (März 1961) S. 401—410.

Die „Urarmut", auf die das Wort Jesu hinzielt: „Arme habt ihr allzeit unter euch", existiert in den westlichen Ländern fast nicht mehr, wohl aber in weiten Teilen der afroasiatischen Entwicklungsländer. Die internationale „Urarmut" zu überwinden, ist eine Aufgabe wirtschaftspolitischer Natur. Solange sie nicht verwirklicht ist, wird der Christ helfen müssen, wie es durch das Bischöfliche Werk Misereor geschieht, das seinem Wesen nach ein caritatives Werk ist.

PAULUS, J. *Eine „Hochland"-Legende. Wie stand es im Jahre 1933 um den deutschen Katholizismus?* In: Rheinischer Merkur Nr. 11 (10. März 1961) S. 9—10.

Eine Stellungnahme zu dem Artikel Ernst-Wolfgang Böckenfördes „Der deutsche Katholizismus im Jahre 1933" im Februarheft von „Hochland" (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 288). Paulus weist Böckenförde nach, daß sein Ansatz falsch ist. Weder existierte 1933 unter den deutschen

Katholiken ein „fest geeintes" geistiges Leben noch ein „einheitliches politisches Wollen". (Nicht einmal die Hälfte der deutschen Katholiken gaben die Weimarer Zeit hindurch den beiden katholischen Parteien ihre Stimme.) Schief ist ferner die Behauptung Böckenfördes, Episkopat und Klerus hätten damals in der politischen Führung der deutschen Katholiken „die vorherrschende Stellung" eingenommen. Kein Wort bei Böckenförde über die innere und äußere Not aller katholischen Kreise in dieser Zeit, kein Wort auch darüber, daß die Bischöfe 1933 in allen ihren Verlautbarungen gegenüber dem Nationalsozialismus gewarnt, gemahnt, zurechtgerückt und Vorbehalte gemacht haben. Die Gründe, die Böckenförde für die von ihm dem deutschen Katholizismus im Jahre 1933 unterstellte Einstellung anführt, zeigen, daß er von den Auseinandersetzungen im deutschen Katholizismus nach dem ersten Weltkrieg nichts weiß, im übrigen sind sie so allgemein und inhaltsleer, daß sie niemandem weiterhelfen. Alles in allem: ein unfundierter, unseriöser, verallgemeinernder, simplifizierender Beitrag, der die Vermutung nahelegt, daß hier vorgefaßte Thesen auf alle Fälle bewiesen werden mußten.

SCHÜLER, Alfred. *Probleme des christlichen Akademikers.* In: Lebendiges Zeugnis Heft 1 (Dezember / Wintersemester 1960/61) S. 3—10.

Dem kritisch denkenden, unterscheidungsfähigen Christen (als solcher wird hier „Akademiker" verstanden) stellen sich drei Problemzonen: die sich ständig ausweitende Wirklichkeit unserer Welt; die Begegnung mit den echten Überzeugungen Andersdenkender; seine Stellung in der Kirche. Zu 1) Er muß es leisten, die Wirklichkeit des Weltganzen in seinen persönlichen Glauben hineinzunehmen; zu 2) Er muß als Mensch und Christ vor den anderen auch wissensmäßig, theologisch und philosophisch, bestehen können; zu 3) Er sollte innerhalb der Kirche unterscheiden und mittragen können, wo Schmerzliches mitzutragen ist.

THEUWS, T., OFM. *Le mouvement „Jamaa" au Katanga.* In: Rythmes du Monde Jhg. 34 Nr. 3/4 S. 201—212.

Ein Katanga-Missionar berichtet hier von einer „Bewegung" unter den katholischen Bantu, die — unfaßbar für uns — kein Ziel und keinen Zweck hat, sondern ganz emotional die Gemeinsamkeit des Glaubens in totale menschliche Gemeinschaft umsetzt, sie dabei allerdings auch in die Gefahr der Vermenschlichung bringt. Der Aufsatz wird hier genannt als Schulbeispiel für die himmelweite Entfernung zwischen europäischer und afrikanischer religiöser Mentalität und die enorme Schwierigkeit katholischer Universalität unter den künftigen Zeitverhältnissen, die wir mit der Feststellung, daß das Christentum an keine Kultur gebunden ist, gar nicht erfassen. Das Heft bringt außerdem gute Beiträge über Zen, Yoga und den Islam.

VERWILGHEN, A. F., CICM. *Les ‚cryptochrétiens' de Ikitsuki au Japon.* In: Rythmes du Monde Jhg. 34 Nr. 2 S. 74—90.

Es ist zwar allbekannt, daß die Missionare, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Japan betraten, dort Christen aus der Zeit Franz Xavers vorfanden. Hier wird nun aber zusammengetragen, was die Forschung von der Geschichte des Fortlebens des katholischen Glaubens in den Jahrhunderten der Isolierung und Verfolgung erkundet hat, eine ebenso heroische wie aktuelle Geschichte.

Chronik des ökumenischen Lebens

DIBELIUS, Otto. *Zum neuen Abschnitt in der Geschichte des Weltrates der Kirchen.* In: Reformatio Jhg. 10 Heft 2 (Februar 1961) S. 80—85.

Mit der 3. Vollversammlung in Neu-Delhi werde der Aufbau des Weltrates der Kirchen abgeschlossen sein, die Jungen Kirchen würden eine größere Rolle spielen, und von den sog. „alten Kirchen" seien einige geneigt, gemeinsam mit den Jungen Kirchen das Erbe über Bord zu werfen und in einer sektenähnlichen Existenz wieder wie im Neuen Testament zu beginnen. Letzteres lehnt Dibelius als Verirrung ab, was nicht bedeute, daß von den Jungen Kirchen nichts zu lernen sei. Die von Faith and Order vertretenen Lösungen, die in einer englischen Idee von bischöflicher Ordnung denken, seien in Deutschland weder aktuell noch populär! Man sollte Faith and Order mit „Lehre und Aufbau der Kirche" übersetzen. Andere Anregungen, wie der Weltrat mehr in das Leben der Gemeinden eindringen könne, verraten den kirchlichen Praktiker.

FISCHER, Martin. *Theologie und Kirchenleitung.* In: Evangelische Theologie Jhg. 21 Heft 2 (Februar 1961) S. 49—68.

Der Vortrag des praktischen Theologen der Kirchlichen Hochschule Berlin ist etwa der Gegenpol zum Rechenschaftsbericht von Bischof Dibelius (ds. Heft, S. 307): die Theologie müsse freies Gegenüber zur Kirchenleitung bleiben und dafür sorgen, daß die Kirche, die Rom entrissen wurde, nicht an R. Sohm überantwortet wird. Das eigentliche Lehramt werde durch das Wort Gottes selber wahrgenommen. Man dürfe aber nicht vergessen, daß uns dieses nur in der *kirchlichen* Missionspredigt des Neuen Testaments vorliege und daß alle kirchenleitende Lehre katechismusfähig sein müsse.

KÄSEMANN, Ernst. *Das Interpretationsproblem des Epheserbriefes.* In: Theologische Literaturzeitung Jhg. 86 Nr. 1 (Januar 1961) Sp. 1—8.

Die ebenso bewundernde wie „erschreckend" kritische Rezension von Heinrich Schliers „Der Brief an die Epheser" (Patmosverlag) stellt die ontologischen Deutungen des Textes in Frage und meint, der spekulative Höhenflug der Synthese von Kirche, Christologie, Eschatologie und Kosmologie sei noch verwegener als die Existentialinterpretation ihres gemeinsamen Lehrers Bultmann. Mit Paulus habe sie wohl nichts zu tun. Trotz allem sei dieser Kommentar faszinierend und vorbildlich.

KINDER, Ernst. *Zum Gespräch mit der römisch-katholischen Kirche.* In: Zeitwende Jhg. 31 Heft 12 (Dezember 1960) S. 807—816.

Vor einem größerem Laienpublikum wird hier die neue Begegnung von evangelisch-reformatorischem und römisch-katholischem Christentum als „ein elementares Phänomen" erklärt und die Wege kontroverstheologischer Arbeit, die auf den Unterschied der ganzen Struktur achten müsse, gekennzeichnet. Im Zentrum stehe die unterschiedliche Auffassung der Kirche, die mit der Marienverehrung zusammenhänge. Nach dem möglichen Ergebnis dürfe man heute noch nicht fragen.

LE GUILLOU, M.-J., OP. *Église et État au XIXe et au XXe siècle (dans l'Église de Grèce).* In: Istina Jhg. 7 Nr. 2 (April / Juni 1960) S. 133—152.

Im Rahmen einer Aufsatzfolge über die Quellen der geistlichen Bewegung in der orthodoxen Kirche Griechenlands wird hier die Entwicklung ihres Verfassungsstatuts seit der Befreiung Griechenlands von der Türkei 1833 und der damit verbundenen Loslösung vom ökumenischen Patriarchat von Konstantinopel verfolgt bis zu der anschließend (S. 153—172) abgedruckten Verfassung von 1923 und darüber hinaus mit dem ständigen Wechsel staatlicher Einmischung, hinter der sich ein Reformwille der Laien verschanzte. Angesichts der inneren Gegensätze im griechischen Episkopat sei an eine Befreiung vom Staat nicht zu denken, ein Faktor, der das theologische und kirchliche Gespräch mit der Orthodoxie wie den Zusammenschluß der autokephalen orthodoxen Kirchen untereinander arg behindert.

MEINHOLD, Peter. *Die christliche Ökumene.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 16 (Februar 1961) S. 101—116.

Der lutherische Kirchenhistoriker versucht nach einer Kennzeichnung der heutigen Begegnung der christlichen Kirchen eine Umschreibung dessen, was Einheit der Kirche im Neuen Testament ist, um von daher die Kennzeichen der bestehenden Trennungen in der unterschiedlichen, aber auf das gleiche bedachten Art der Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers Christi und in der Frage von Amt und Verfassung zu durchdenken mit der besonderen Schwierigkeit der Gegensätze bezüglich des kirchlichen Lehramtes. Er meint aber, daß selbst in dieser Frage ein Verstehen nicht unmöglich sein müsse. Grundsätzlich die Einheitsidee von Faith and Order befürwortend, meint der Verfasser, es sei notwendig, daß Rom auf der Weltkirchenkonferenz von Neu-Delhi repräsentativ vertreten sei wie umgekehrt der Weltrat auf dem Ökumenischen Konzil. Beide Kirchenversammlungen müßten die Gelegenheit wahrnehmen, um die ganze Fülle der Katholizität darzustellen.

NISSIOTIS, Nikos A. *Christus, das Licht der Welt.* In: Kyrios. Vierteljahrsschrift für Kirchen- und Geistesgeschichte Osteuropas Jhg. 1 Heft 1 (1960/61) S. 11—21.

Diese von Peter Meinhold neu herausgegebene Zeitschrift, zuerst 1936 von Hans Koch gegründet und 1943 eingegangen, beginnt ihre neue Folge mit einem Beitrag des griechisch-orthodoxen Dozenten an der Hochschule Bossey über das Generalthema von Neu-Delhi, das in drei Motiven abgewandelt wird: als schöpferisches Wort Gottes, nach den zwei Naturen Christi und im Hinblick auf die Theosis des Menschen mit der Schau Gottes. — Bischof Cassian, Paris, behandelt anschließend „Das Studium des Neuen Testaments in der Orthodoxen Kirche" (S. 22—39), und Leo Zander, Paris, gibt ein Bild von „Vater Sergius Bulgakoff" (S. 40—49). „Kyrios" ist eine wertvolle Bereicherung der ökumenischen Zeitschriftenliteratur (erscheint im Lutherischen Verlagshaus Berlin-Grunewald).

RASK, André, OSB. *Le ministère néo-testamentaire et l'exégèse suédoise.* In: Istina Jhg. 7 Nr. 2 (April / Juni 1960) S. 205 bis 232.

Diese Würdigung dreier Werke der Schule von Uppsala (O. Linton, H. Riesenfeld und H. Fagerberg) zur Erforschung der Ämter der Urkirche in ihrer Kontinuität mit den Ämtern Christi durch die apostolische Sukzession legt kritisch dar, wie sehr die positiven Entdeckungen von Reserven geschwächt werden, aus Angst, die absolute Initiative Gottes nicht zu respektieren. Dadurch gewinnen die apostolischen Ämter schließlich doch keine wirkliche und unabhängige Autorität. Bemerkenswert sei, daß jeder der Autoren seine Beweisführung nicht auf das Neue Testament beschränke, sondern auch die Tradition der frühen Jahrhunderte einbeziehe.

SCHLINK, Edmund. *Gesetz und Evangelium als kontroverstheologisches Problem.* In: Kerygma und Dogma Jhg. 7 Heft 1 (Januar 1961) S. 1—35.

Dieser bedeutende Beitrag ist das Korreferat zum gleichen Thema, das Gottlieb Söhngen in „Catholica" veröffentlicht hat (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 582), und gibt die lutherische Explikation des Ineinander von Gesetz und Evangelium, wobei das Evangelium, nicht das Gesetz als das eigentliche Wort Gottes verstanden wird. Der Hauptteil erläutert die ökumenische Bedeutung dieser Distinktion vor allem gegenüber dem Tridentinum, das sie überhaupt nicht aufgenommen habe (20), wie ja auch die Rechtfertigung nicht nach Paulus durch das Evangelium, sondern durch die Taufe erfolge. Die lutherischen Bekenntnisschriften und das Tridentinum machten ihre Aussagen nicht in derselben Front, wobei dem Tridentinum der Irrtum unterlaufe, daß es den lutherischen Kampf gegen die Antinomisten nicht erkenne und die Lutheraner als solche verurteile. Sodann blieben die lutherischen Aussagen in der grundsätzlich anderen Struktur des Widerfahrnisses, nicht aber der Deskription inhärierender Qualitäten. Man stehe vor der Notwendigkeit, die unterschiedene Struktur und Begrifflichkeit in die Sprache des andern zu übersetzen. Die Abhandlung kann nicht genug der Beachtung empfohlen werden.

SØE, N. H. *Römisch-katholische Sittenlehre.* In: Theologische Literaturzeitung Jhg. 86 Nr. 1 (Januar 1961) S. 7—20.

Diese Rezension von drei katholischen Werken: Ludwig Berg: „Sozialethik", Dietr. v. Hildebrand: „Christliche Ethik" und Bernhard Häring: „Das Gesetz Christi" stellt, der Anklage Karl Barths folgend, fest, daß in der römischen Tradition die sorglose Verwirrung von „Naturgesetz" und „Moralgesetz" weiterlebe, so daß Luthers Kampf gegen Aristoteles und die Selbstherrlichkeit der Vernunft noch aktuell sei, am meisten gegenüber Berg. Härings Buch mache zwar diese Anklage unmöglich, aber hier drohe die Gefahr, daß die gratia infusa statt der persönlichen Begegnung mit Gott in Christus entscheidet. So sei anscheinend bis auf weiteres ein fruchtbares Gespräch über Ethik zwischen katholischen und evangelischen Theologen unmöglich. Das Verdienst dieses dänischen Lutheraners liegt darin, daß er — wie Thielicke — die Einbeziehung der Ethik in das Glaubensgespräch für nötig hält.

Vorschau auf das Rundfunkprogramm

Wir weisen unsere Leser auf folgende religiösen, weltanschaulich und kulturell bedeutsamen Sendungen hin

1. April (Samstag)

9.00 Schulf. Edith Stein (SWF)
15.00 „Das Bild des Göttlichen" — eine Betrachtung über das Christusbild, *H. v. Glinski* (SFB)
15.40 Religion ohne Entscheidung, *H. Kanitz* (STU)
16.45 Zum Karsamstag, *R. Greve* (SFB II)
17.15 Die Reise nach Jerusalem, *H.-D. Kley* (FRA II)
17.40 Von Sinn und Würde des Alterns, *E. Schaper* (BRE II)
18.30 Liturgie der Osternacht (ÖRS II)
21.30 Zeuge für Christus, *F. Ansprenger* (SFB)
21.45 Das Christusbild in der modernen Kunst, *H.-E. Bahr* (SWF II)
21.55 Er ist auferstanden, *P. Jung* (SAA)
22.15 Katholische Osternachtfeier, Anspr. F. Gundermann (SWF)
22.45 In der Osternacht, Ansprache A. Kirchgässner (FRA I u. II)
22.50 Seht den Menschen! Meditation zur Karwoche, *E. Lange* (STU)

2. April (Sonntag)

7.30 „Ich habe den Herrn gesehen", *P. Diego Götz* (ÖRW II)
8.15 Ansprache zum Osterfest von Landesbischof H. Lilje (FRA)
8.15 Das Kloster am Fuß des Sinai, *R. W. Schloss* (SWF II)
9.00 Gedanken zu Ostern, Erzbischof H. Schäufele (STU)
11.00 Die Wurzel Jesse, *Hans Urs von Balthasar* (STU II)
11.15 Aufrichtiger Osterglaube, *U. Plotzke* (SWF II)
11.45 Schrift allein, *H. Bornkamm* (SWF II)
11.55 Osteransprache und Ostersegen Papst Johannes' XXIII. (BRE, FRA, MÜ, SAA, SWF)
12.25 Osterbotschaft und Ostersegen Papst Johannes' XXIII. (ÖRW II, STU)
13.10 Urbi et Orbi, Ostersegen Papst Johannes' XXIII. (SFB)
13.40 Ostern in Griechenland, *H. Aranca* (SAA II)
15.30 Von Jerusalem nach Emmaus, *K. E. Wilken* (FRA II)
18.00 Paulus — Botschafter des Auferstandenen und Gesandter der Freiheit, *W. See* (SFB)
22.25 Tod und Auferstehung im russischen Denken des 19. und 20. Jahrhunderts, *O. Schatz* (ÖRS)

3. April (Montag)

10.00 Zur Erinnerung an Pierre Teilhard de Chardin und Reinhold Schneider, *S. Daecke* (STU)
10.30 Das Evangelium und die Sache der Macht, *B. Welte* (SWF)
11.00 Zwei Glaubensweisen? *G. Ebeling* (STU II)
11.15 Mit Christus auferstanden, *U. Plotzke* (SWF II)
11.45 Christus allein, *H. Bornkamm* (SWF II)
12.00 Der Sendungsanspruch Jesu von Nazareth, *A. Vögtle* (FRA II)
22.10 Von Tod und Auferstehung, *L. F. Barthel* (SWF II)

4. April (Dienstag)

9.00 Schulf. Religion — Opium für das Volk? (SAA)
10.00 Schulf. Dichter als Kritiker ihrer Zeit: Georg Büchner (RIAS)
15.00 Schulf. Dichter als Kritiker ihrer Zeit: Henrik Ibsen (RIAS II)
16.45 Ohne Religion — der Alltag im Film, *E. Kock* (STU)
17.30 Was denkt und wie lebt die russische Jugend? *H. D. Kley* (WDR)
17.45 Schuld und Sühne in moraltheologischer Sicht, *L. Weber* (SWF II)
19.20 Pater Lombardi und die „Bewegung für eine bessere Welt", *F. Schmal* (WDR)
22.00 Sprache als Organ, *H. Eisenreich* (BRE II)
22.20 Gertrude Stein — Mythos und Wirklichkeit, *G. Blöcker* (FRA)
22.25 Die Spiritualität Asiens im Vergleich zur westlichen, *J. A. Cuttat* (ÖRS)

5. April (Mittwoch)

9.00 Schulf. Die Erdkugel des Martin Behaim (BRE)
10.40 Freundschaft mit dem Rosenkranz, *H. Stenger* (MÜ)
15.00 Schulf. Adolf Kolping (STU)
16.45 Wir Christen und der Atheismus (SFB)
18.00 Der Katholizismus in Australien, *J. Schulz* (MÜ)
22.15 Der deutsche Expressionismus I, *E. Lohner* (BRE)
22.15 Die Christus-Darstellung in der modernen Literatur, *H. Schirmbeck* (SAA)
23.15 Der Einfluß der gesellschaftlichen Interessenverbände auf die Politik, *Th. Eschenburg* (SFB)

6. April (Donnerstag)

15.00 Schulf. Dichter als Kritiker der Zeit: Wolfgang Borchert (RIAS II)
15.30 Schulf. Alte Kirche — junge Völker (FRA)
18.45 Vom Nihilismus des Glaubens, *R. Schmidt* (FRA II)
22.00 Erziehungsideen großer Schriftsteller: Rabelais, *V. L. Saulnier* (FRA II)
22.15 Zur Typologie des Konservativen, Liberalen und Progressiven, *J. Gaitanides* (SWF)

7. April (Freitag)

21.00 Zur Psychologie des Briefes I, *A. Wellek* (SWF)
21.20 Die französische Literatur im 20. Jahrhundert, *G. Marcel* (MÜ II)
21.45 Israel und die moderne Welt, *D. Goldschmidt* (STU II)
22.15 Die Entwicklung der sowjetischen Literatur, *A. Stender-Petersen* (SFB II)
22.30 Die Funktion der Sprache im technischen Zeitalter, *E. Franzen* (STU)
22.45 Una Sancta, *E. Przywara* (SWF II)

8. April (Samstag)

10.00 Schulf. Dichter als Kritiker der Zeit: Thornton Wilder (RIAS)
21.25 Das neue Magnifikat, *K. Becker* (SWF II)

9. April (Sonntag)

7.30 „Muß denn nicht Christus alles das leiden?" *B. Liss* (ÖRW II)
8.00 Demut ist Wahrheit, die autobiographischen Schriften der Therese von Lisieux, *M. Peitz* (MÜ II)
9.45 Zum 10. Todestag von André Gide (SWF)
10.00 Das unbekannte Evangelium: Brüderliche Zurechtweisung, *L. Ort* OFM (MÜ)
10.20 Das Schicksal leibhaftiger Existenz, *E. Fink* (SWF)
11.00 Wer ist Gottes Volk? *E. Rosenstock-Huessy* (STU II)
11.15 Der Christ in der Welt: Wertung der Welt, *Prälat Wüstenberg* (SWF II)
11.45 Der Glaube der Urchristenheit, *P. Meinhold* (SWF II)
13.45 Das Kind vor dem religiösen Geheimnis (FRA)
22.15 Deutsche Literatur der Gegenwart: Historische Voraussetzungen, *P. Sandberg* (SFB II)
22.25 Christen suchen Eine Kirche, *J. P. Michael* (ÖRL)

10. April (Montag)

10.40 Schulf. Mark Twain (ÖRF II)
14.45 Schulf. Die Philosophen und der Staat (SWF)
15.45 Zum 70. Geburtstag des Historikers H. Rothfels, *G. Böse* (SWF)
18.40 Die Krise in den sozialen Diensten, *K. Holzamer* (ÖRL III)
21.05 Der Beitrag des Judentums zur europäischen Kultur: Die Philosophie, *G. Gadamer* (MÜ II)

11. April (Dienstag)

9.05 Schulf. Das Menschenbild im 19. Jahrhundert I (ÖRF II)
16.45 Zum Stil der Gebete, *G. Holz* (STU)
18.40 Die Technik: Fluch, Segen oder Verpflichtung? *A. Hilckmann* (ÖRW III)
22.00 Idee und Aufgabe der zukünftigen Europa-Universität, *H. Brugmans* (BRE II)
22.20 Deutsche Satire im 20. Jahrhundert, *H. Arntzen* (FRA)

12. April (Mittwoch)

10.40 Das Glück der Bücher, *H. J. Baden* (MÜ)
16.45 Das Filmerleben des jungen Menschen, *A. Hertz* (BRE)
17.45 Aussätzigenseelsorge in Kamerun, ein Gespräch mit Msgr. Bakker (SWF II)
18.00 Konfirmation und Jugendweihe in Ost und West, *K. Frör* (MÜ)
20.00 Die Krise des Fortschrittsglaubens und die Entstehung der Kybernetik, *H. Kesting* u. *H. Rittel* (FRA II)
22.20 Der Pluralismus und die Zukunft Europas, *F. Sternberg* (MÜ II)
23.15 Soziologische Probleme der Verwaltung, *J. Fijalkowski* (SFB)

13. April (Donnerstag)

18.15 Die französische Schulreform, *P. Hartig* (SFB)
18.40 Ist der Buchstabe tot? *F. Wallisch* (ÖRW III)
18.45 Wächst die Einsamkeit? *H. Fischer-Barnicol* (FRA II)
20.45 Ergebnisse europäischer Kolonialpolitik, *H. Nachtigall* (STU)
21.45 Die jüdisch-christliche Diskussion im neuen Schrifttum, *H. J. Schultz* (STU II)

14. April (Freitag)

15.45 Existentialismus im modernen Drama und Roman, *F. Schürr* (ÖRV)
17.45 Schulf. Zur Geschichte der deutschen Sprache (SWF II)
21.00 Zur Psychologie des Briefes II, *A. Wellek* (SWF)
22.45 Byzanz: Weltmacht und Weltkultur, *G. Stadtmüller* (SWF II)
23.15 Marxismus und Bürokratie, *I. Fetscher* (SFB)

15. April (Samstag)

16.00 Literarisches Leben — heute, *H. Böll* (BRE II)
21.45 Tempo — und trotzdem Zeit, *E. zur Nieden* (SWF II)
20.30 Das Weltbild der Antike, *W. Riemerschmid* (ÖRW III)

16. April (Sonntag)

8.00 Das Bistum Meißen, *H.-G. Müller* (MÜ II)
9.30 Ein Porträt der Lyrikerin Elisabeth Langgässer, *I. Langner* (FRA)
10.00 Das unbekannte Evangelium: Einfachheit, *L. Ort* (MÜ)
11.00 Vier Weltreligionen: Verwandtschaft und Feindschaft, *F. Heer* (STU II)
11.15 Der Christ in der Welt: Begegnung mit Menschen, *B. Wüstenberg* (SWF II)
11.45 Wenn Christus heute wiederkäme: Die Aussagen des Mittelalters und der Reformation, *P. Meinhold* (SWF II)
12.00 Die Sprache der Verkündigung, *G. Mezger* (FRA II)
21.15 Die Situation des Schriftstellers nach dem Jahre Null, *W. Jens* (SFB II)

17. April (Montag)

10.40 Schulf. Gebt der Seele einen Sonntag (ÖRF II)
14.30 Schulf. Von Wilhelm II. bis zum Dritten Reich (SAA)
15.00 Schulf. Dichterbriefe: Georg Trakl (ÖRF II)
16.45 Liturgie und Gotteswort, *A. Kirchgässner* (BRE)
17.45 Schulf. Thomas von Aquin — Ordnung und Bindung (SWF II)
18.15 Benedikt XV., *F. Ansprenger* (SFB)
21.05 Der Beitrag des Judentums zur europäischen Literatur, *M. Wehrli* (MÜ II)
22.00 Das Christusbild in jüdischer Sicht, *H. Adler* (BRE II)
22.30 Die gesellschaftliche Situation in unserer Zeit, *A. Gehlen* (SWF)

18. April (Dienstag)

16.45 Katholische Kritik am Dialektischen Materialismus, *O. Schatz* (STU)
20.30 Vertreibung und erste Nachkriegsjahre in der Dichtung, *H. Buchholz* (SAA)
22.00 Das Martyrium der Lüge, *E. Schaper* (BRE)
22.20 Das Gift der blauen Blume. Eine Kritik der Jugendbewegung, *H. Pross* (FRA)
22.25 Wir und die Welt des Ostens, *H. Dumoulin* (ÖRS)

19. April (Mittwoch)

10.00 Geistige Pilgerfahrt ins Heilige Land, *A. Ohlmeyer* (SWF)
10.40 Heilung aus dem Glauben, *A. Schräder* (MÜ)
17.45 Hans Egede, der Apostel der Eskimos, *H. Buch* (SWF II)
18.00 Die zweite Missionsperiode, *F. Gypkens* (MÜ)
20.00 Geschichtsphilosophie und Kybernetik, *H. Kesting* u. *H. Ritter* (FRA II)
21.15 Über die Verbindlichkeit literarischer Urteile, *W. Jens* (MÜ II)
21.45 Das Religiöse in der Psychotherapie, *H. Maeder* (FRA)
23.15 Die Kirche in der industriellen Massengesellschaft, *O.-H. v. d. Gablentz* (SFB)

20. April (Donnerstag)

15.00 Schulf. Das Katharinen-Kloster am Sinai (ÖRF II)
18.45 Anständiger Mensch oder schlechter Christ, *U. Schmidhäuser* (FRA II)
19.05 Das Ökumenische Konzil in historischer Sicht, *H. Jedin* (MÜ II)
22.15 Literatur-Revolutionen 1910—1925: Der literarische Aktivismus, *P. Förtner* (SWF)

21. April (Freitag)

15.00 Schulf. Die Gedächtnisstätte in Plötzensee (FRA II)
17.40 Die Kirche in der Welt, *K. Rudolf* (ÖRW II)
20.45 Die christliche Mission und der Kolonialismus, *J. Hermelink* (STU)
21.45 Das personale Zeitalter, *H. Storck* (STU II)
22.15 Westliches Denken in buddhistischer Sicht, *A. Govinda* (SFB II)
22.45 Der Fall von Byzanz, *G. Stadtmüller* (SWF II)
23.15 Marxismus und Atheismus, *M. Reding* (SFB)

22. April (Samstag)

17.00 Schulf. Möglichkeiten der Charaktererziehung in der Schule (SWF II)
18.00 Das Evangelium und die Wirklichkeit der Zeit, *H.-R. Leptihn* (BRE)
19.05 Seelsorger in der Industriestadt, *A. Nikolas* (SAA)
21.45 Das Gebet in der Geschichte, *R. Schneider* (SWF II)

23. April (Sonntag)

7.30 „Weide meine Schafe", *B. Liss* (ÖRW II)
8.00 Die katholischen Säkularinstitute, *F. Wulf* (MÜ II)
8.30 Von deutschen evangelischen Auswanderern und ihren Kindern, *H. Engelhardt* (MÜ II)
10.00 Das unbekannte Evangelium: Vergebungsbereitschaft, *L. Ort* (MÜ)
10.00 Die Einheit des Lebens, *P. Tillich* (STU)
10.20 Person und Funktion, *M. Müller* (SWF)
11.00 Begegnungen jüdischen und christlichen Geistes, *E. Przywara* (STU II)
11.15 Der Christ in der Welt: Maß und Starkmut, *B. Wüstenberg* (SWF II)
11.45 Wenn Christus heute wiederkäme: Zeugnisse der großen Literatur, *P. Meinhold* (SWF II)
12.00 Die Hörer der Predigt, *G. Mezger* (FRA II)
22.25 Deutscher Geist im 19. Jahrhundert, *O. Schatz* (ÖRS)

24. April (Montag)

10.15 Schulf. Die Stiftung des Klosters Weingarten (STU)
18.40 Nivellierung und Prämiierung der Persönlichkeit, *E. Zdenek* (ÖRK III)
23.00 Ernst Wiechert — ein deutsches Mißverständnis, *K. Schwedhelm* (STU)

25. April (Dienstag)

17.45 Ziele und Methoden der Psychotherapie, *C. Fervers* (SWF II)
20.20 Das deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm, *W. Boehlich* (FRA)
22.25 Der Islam als geistige Großmacht der Gegenwart, *E. Bannerth* (ÖRS)

26. April (Mittwoch)

10.40 Von der Dankbarkeit, *J. M. Wehner* (MÜ)
18.00 Der einzelne im Dienst am Leben der Gemeinschaft, *H. Pölchau* (MÜ)
20.10 Von den vererbten Anlagen der deutschen Publizistik, *H. Proebst* (FRA II)

27. April (Donnerstag)

22.15 Literatur-Revolutionen 1910—1925: Das neopathetische Cabaret, *P. Förtner* (SWF)

28. April (Freitag)

20.45 Das Ende der Kolonialzeit und die Welt von morgen, *W. Grottian* (STU)
21.00 Das Renaissancegeschlecht der Medici, *A. Schnack* (SWF)
21.20 Die neuen Tendenzen der französischen Literatur in Roman, Drama und Lyrik, *G. Marcel* (MÜ II)
21.45 Moderne und christliche Kunst, *G. Gaiser* (STU II)
22.45 Moskau, das dritte Rom, *G. Stadtmüller* (SWF II)

29. April (Samstag)

21.45 Das Christusbild in der modernen Literatur, *E. Bahr* (SWF II)

30. April (Sonntag)

10.00 Das unbekannte Evangelium: Der gefährliche Selbstbetrug, *G. Waldmann* (MÜ)
11.00 Gibt es einen jüdischen Auftrag an die Christen? *A. Rosenberg* (STU II)

(BRE) Radio Bremen; (FRA) Hessischer Rundfunk Frankfurt; (MÜ) Bayerischer Rundfunk München; (NDR) Norddeutscher Rundfunk; (ÖRF) Österr. Rundfunk; (ÖRG) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Graz; (ÖRK) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Klagenfurt; (ÖRL) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Linz; (ÖRS) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Salzburg; (ÖRT) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Tirol; (ÖRW) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Wien; (RIAS) RIAS Berlin; (SAA) Saarländischer Rundfunk; (SFB) Sender Freies Berlin; (STU) Süddeutscher Rundfunk; (SWF) Südwestfunk; (WDR) Westdeutscher Rundfunk

HERDER-KORRESPONDENZ

Achtes Heft — 15. Jahrgang — Mai 1961

O Herz der Liebe, sei meine Rechtfertigung vor Gott. Auf Dich setze ich all mein Vertrauen. Von meiner Schwachheit und Bosheit fürchte ich alles, aber von Deiner Liebe erhoffe ich auch alles. So tilge denn in mir, was Dir mißfallen oder widerstehen kann. Deine reine Liebe durchdringe so tief mein Herz, daß ich mich niemals von Dir trennen kann.

Margareta M. Alacoque

Die Herz-Jesu-Verehrung möge im Geist der Kirche und mit solchen Mitteln gefördert werden, die den heutigen Menschen ansprechen. Allgemeine Gebetsmeinung für Juni 1961

1. Es liegt nahe und wurde oft auch unter dem Pontifikat Pius' XII. so gehalten, im Monat des Herz-Jesu-Festes den Sinn dieses Festes zum Thema einer Allgemeinen Gebetsmeinung zu machen. Seit dem Rundschreiben Pius' XII. *Haurietis aquas* vom 15. Mai 1956 zur Jahrhundertfeier der Einsetzung des Herz-Jesu-Festes für die ganze Kirche (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 554—568) ist die Aufmerksamkeit von Bischöfen, Theologen und Seelsorgern in erhöhtem Maße auf die Bedeutung der Herz-Jesu-Verehrung gelenkt worden. Davon gab auch das große Kommentarwerk „Cor Jesu" ein umfassendes Zeugnis (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 517—530). Die Gebetsmeinung Papst Johannes' XXIII. ist mit der pastoralen Zielsetzung seines Vorgängers so weit einig, als die Herz-Jesu-Verehrung, nämlich die Anbetung der Liebe Gottes in dem fleischgewordenen und durchbohrten Herzen des Erlösers, nicht eine Andachtsform unter anderen ist, sondern zur Mitte des katholischen Glaubens gehört und das Heil unserer Zeit ist. Daher soll sie gefördert werden; und daher hat der Papst auch die Gebetsmeinung für die Einheit der Christen im Januar 1960 auf „das Verlangen des Herzens Jesu" gegründet (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 97 f.).

Das erwähnte Rundschreiben Pius' XII. dient der ausführlichen theologischen Begründung der Herz-Jesu-Verehrung aus dem Geist der Kirche und ihrer Verteidigung gegen ein verbreitetes Unverständnis für diesen Kult, der als eine „schwere Verpflichtung" auferlegt wird. Papst Johannes will ebenfalls die Herz-Jesu-Verehrung „im Geist der Kirche" fördern, aber er kommt in seiner großen Hirtenliebe dem Unverständnis entgegen, das wesentlich wohl an einer barocken Versinnlichung durch bestimmte Herz-Jesu-Bilder Anstoß nimmt. Für viele Gläubige, die nicht nur von der Liturgie, sondern auch vom Neuen Testament genährt werden, macht die dogmatische Verdeutlichung der wirklichen Menschheit Jesu in Einheit mit seiner Gottheit durch ein gar zu anatomisch abgebildetes Symbol der Erlöserliebe Gottes eben diese übernatürliche Liebe eher unkenntlich. Darum vertraut der Papst das Anliegen der dem Kult Entfremdeten dem allgemeinen Gebet der Kirche an. Er wünscht, die Herz-Jesu-Verehrung möge zwar im Geiste der Kirche, doch mit solchen Mitteln gefördert werden, die den heutigen Menschen ansprechen. Freilich soll dieser Mensch nicht das Maß für den kirchlichen Kult bestimmen, aber das Herz Jesu soll den in einer sehr sachlichen Welt lebenden Gläubigen nicht entfremdet, sondern gerade als die unerschöpfliche Quelle des Heils erschlossen werden.

2. Das Rundschreiben Pius' XII. hatte gemeint, diese Erschließung ausreichend geleistet zu haben. Durchdenkt man sein theologisches Werk und die vielseitigen kundigen Kommentare, so fehlt in der Tat kaum ein biblisches, patristisches oder dogmatisches Argument, um die Verehrung des leiblichen Herzens Jesu mit der Lanzenwunde zu rechtfertigen; obwohl offen zugegeben wird, „daß die heiligen Bücher nie eine sichere Erwähnung von einem besonderen Kult der Verehrung und Liebe tun, die dem physischen Herzen des fleischgewordenen Wortes als dem Sinnbild seiner brennenden Liebe erwiesen wird" (S. 557). Im Gegenteil, die ausführlichen Nachweise aus dem Alten und Neuen Testament zitieren zahlreiche eindrucksvolle prophetische Worte von der Erlöserliebe Gottes zu seinem erwählten Volke Israel von Osee über Jeremias bis zu den tiefsten Worten Jesu, z. B.: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben . . ." (Joh. 14, 6), und seinem neuen Liebesgebot nach der Fußwaschung (Joh. 13, 34), Worte, die heute jeden Gläubigen anrühren, weil sie als Worte des wirklichen Menschen Jesus verstanden werden und nicht belastet sind mit der anatomischen Bloßlegung des Herzens. Das Rundschreiben Pius' XII. entfaltet also ein reiches biblisches Zeugnis von der Liebe Gottes, das die Gläubigen verstehen. Ihr Symbolverständnis würde aber erlahmen, wenn man den von Johannes berichteten Lanzenstich und das hervorquellende „Blut und Wasser" mit den Vätern als eine Erfüllung der Prophetie Ezechiels von den Segensströmen der Tempelquelle erklären würde, die das Wasser des Toten Meeres gesund machen und einen wunderbaren Fischreichtum ermöglichen (Ezech. 47 z. B. zu Luk. 5, 7). Pius XII. verzichtet in dem Rundschreiben auf diese Symbolkonsequenzen.

Aber er schließt an die biblischen Nachweise von der Liebe (nicht vom fleischlichen Herzen) des Gottessohnes die notwendigen dogmatischen Konklusionen. Sie knüpfen an das Dogma von Chalkedon über die zwei Naturen Christi und seine wahre Menschheit mit einem wirklichen Leibe an und beweisen — wieder per conclusionem — die

Heilsbedeutung eines leidensfähigen durchbohrten und sich ausblutenden Herzens. Darauf wird die patristische Ableitung der Sakramente aus der geöffneten Seite des Leibes Christi geboten. Als letzte Konsequenz dieses geschlossenen logischen Lehrsystems folgt die erneute Bestätigung der Privatoffenbarung der hl. Margareta M. Alacoque von 1690, weil sie, wie bewiesen, in der Tradition der kirchlichen Herz-Jesu-Verehrung steht. Nach ihrer Vision hat Jesus — sehr anders als in den Evangelien — auf sein durchbohrtes Herz in dem geöffneten Leibe gezeigt, das durch die Sünden der Menschen immerfort beleidigt wird und Sühnedienste fordert. Gläubige, die das Neue Testament lesen, finden hier ein solches Bild des „beleidigten" und Sühne fordernden Christus nicht. Wohl wissen sie, daß Jesus grenzenlos gütig, also unbeleidigt war und daß er selber die vor Gott allein gültige Sühne für alle unsere Sünden geleistet hat, eine Sühne freilich, der sich die Gläubigen um Christi willen aus Liebe anschließen sollten (Phil. 1, 29). Jeder kennt die liturgischen Mittel, die der Forderung des Jesus der hl. Margareta M. Alacoque entsprechen sollen: die Herz-Jesu-Litanei, die Liturgie des Herz-Jesu-Festes, die übrigens ganz biblisch aufgebaut ist, und die wiederholten Weihen der Menschheit oder einzelner Völker an das Heiligste Herz Jesu durch Päpste und Bischöfe, dazu die „Sühnekommunionen" der Gläubigen am Herz-Jesu-Freitag. Es bleiben aber die Hemmungen in den Herzen vieler Gläubigen, die wirklich Jesus suchen, gegen eine verkrampfte Sühne-Süchtigkeit und gegen die „abgegriffene aszetische Alltagssprache", die Hugo Rahner SJ in dem zitierten Kommentar erwähnt, um nach der erfolgten Einkirchlichung der Herz-Jesu-Verehrung ihre theologische, liturgische und biblische Vertiefung, ja ihre Reinigung von zeitlich und persönlich bedingten Vorstellungen zu fordern (a. a. O. S. 521). Was ist nun zeitbedingt?

3. Daß der heutige Mensch vielleicht mit anderen als den traditionellen Mitteln angesprochen werden sollte, ist eine begründete Annahme des Papstes, der wir nachzukommen haben. Es scheint, daß sich da eine Erkenntnis nicht umgehen läßt, die wir folgendermaßen — versuchsweise — formulieren wollen: dogmatische Beweise, die in sich durchaus wahr, d. h. den Sinn der Offenbarung treffend und logisch schlüssig sind, können aber mit ihrer rationalen Denkart dennoch lebensfremd sein. Der Mensch von heute nämlich, der in vollstem Maße lesen und schreiben kann — was jene Generationen nicht konnten, denen die Symbolsprache der Liturgie das Wort Gottes in Zeremonien „zeigen" mußte — und der in einer symbolfremden funktionalen Zweckwelt leben muß, verlangt in seiner vielbeobachteten Einsamkeit nach Freundschaft und Liebe. Aber gewitzt durch Erfahrungen mit Menschen, fragt er recht unsentimental, ehe er sich einem anderen in Liebe anvertraut: Hat dieser Mensch ein Herz? Die Frage gilt naturgemäß nicht dem Vorhandensein eines anatomischen Herzens, das durch Beobachtung der Herztöne oder gar chirurgisch festgestellt werden müßte. Sondern dieser einsame, von Selbstentfremdung befallene Mensch fragt in seiner Not danach, ob der andere ein Mensch ist, ob er nämlich Liebe, Geduld, Verständnis, Treue, vielleicht sogar Leidensfähigkeit hat. Die Antwort auf diese in die Tiefe menschlicher Existenz, ja darüber hinaus nach dem unendlichen Gott drängende Frage ergibt sich daraus, ob der andere zu Herzen gehende Worte als Ausweis seiner Herzensgüte zu mir sagt und ob er herzbewegende Handlungen seiner Liebe an mir begeht. Das zu Herzen gehende Wort und die herzergreifende Tat wird gesucht und gefragt! Auf dieses Fragen, das jeder Priester kennt oder kennen sollte, muß die Verehrung des Herzens Jesu die rechte Antwort finden. Die Frage des vereinsamten Menschen zielt auf die Person des andern, auf die Person eines leibhaften und sich auch leibhaft schenkenden Menschen. Wenn man das weiß, so ist es offenkundig, daß die Evangelien in reichem Maße in den Begegnungen Jesu mit bedrängten und sündigen Menschen die rettende Antwort geben.

4. Damit kommen wir zu den Mitteln, die den heutigen Menschen ansprechen. Die Kirche empfiehlt besonders die Weihe und die Sühne, und sie bietet voran die Herz-Jesu-Liturgie. Wenn aber z. B. die Herz-Jesu-Litanei bei ihren Anrufungen des Heiligsten Herzens Jesu statt mancher abstrakter Symbolaussagen der Reihe nach die heilvollen Begegnungen des Erlösers mit elenden Menschen benennen würde, so könnte sie wohl das Herz der Gläubigen mehr ergreifen, als sie es bisher tut. Könnte es nicht in diesen flehentlichen Anrufen auch heißen: „Herz Jesu, du hast dich der Sünderin Magdalena um ihrer Liebe willen erbarmt, erhöre uns!" Oder: „Herz Jesu, du hast dem reuigen Schächer das Paradies verheißen, erbarme dich unser!" Oder: „Herz Jesu, sogar das heidnische Weib von Tyrus und den heidnischen Hauptmann hast du erhört, erbarme dich unser!" Oder: „Herz Jesu, du hast selbst Petrus, der dich schmählich verleugnete, wieder angenommen und zum Fels deiner Kirche gemacht, erhöre uns!" Es gäbe eine lange, das ganze Erlösungswerk Jesu rekapitulierende und vergegenwärtigende Litanei, ergreifend herb und von großer Lebenswahrheit. Sie wäre das liturgische Mittel konzentrierter Verkündigung der wirklichen Liebe des Herzens Jesu und könnte bei vielen den erlahmten Glauben stärken, zumal da nicht ein übernatürlich gemeintes, aber doch als widernatürlich empfundenes sinnliches Symbol, sondern erlebbare zwischenmenschliche Begegnungen mit der Liebe Gottes vorgestellt werden, in denen die Gläubigen sich auch selber wiederfinden.

Aber „Weihe" und „Sühne" sind problematische Begriffe für den heutigen Menschen. „Weihe" stammt aus dem Wortschatz des Priesters. Er kann stellvertretend und fürbittend seine Gemeinde dem Herzen Jesu weihen, d. h. anempfehlen, und dadurch die Aufmerksamkeit der Gläubigen auf die Quelle des Heils lenken, wenn er es nicht durch die Predigt vermag. Der Laie aber kennt ein anderes, ein von Jesus gebrauchtes Wort: Glauben, das heißt Jesus als den Sohn Gottes lieben und ihm nachfolgen, indem man sein eigenes Kreuz auf sich nimmt. Auch „Sühne" ist in anderer Weise problematisch. Wer als ein sündiger Mensch durch den Heiligen Geist sehend geworden ist, wie sehr er Christus widerstanden und ihm gleichsam Leid zugefügt hat (das ist etwas anderes als „beleidigen"), der wird erkennen, daß Jesus auch diese Sünde des Unglaubens am Kreuz gesühnt hat. Was ihm als Antwort bleibt, ist wieder: Glauben, liebevolle Dankbarkeit und ein Teilnehmen am Erlösungswerk Jesu auf Erden. Weihe und Sühne sollten in der konkreten Lage des Menschen im Alltag durchdacht werden. Sie sind wohl rechte geistliche Empfehlungen an sehr reife und begnadete Christen, besonders an Menschen, die Ordensberufe außerhalb der Welt erwählt haben, auch für solche in weltlichen Instituten. Für den „Mann auf der Straße" aber wären sie eine Gigantomanie, denn er wird so sehr in die Perversionen dieses wirklichen Lebens einer technischen Gesell-

schaft verstrickt, daß er mehr als genug damit zu tun hat, sein kleines Leben wieder zu ordnen und in Ordnung zu halten. Liturgische Sühnewerke können ihn unter Umständen von den nächstliegenden Aufgaben ablenken, es sei denn, er sucht das Herz Jesu in der heiligen Eucharistie und in der Beichte. Die vom Papst ins Auge gefaßte Anpassung an das aktualistische Wortverständnis, aber auch an die überaus engmaschige Gefangenschaft des heutigen Menschen kann selber nur eine liebevolle Herablassung aus dem demütigen Herzen des Gottesknechtes sein, der nicht an „Beleidigungen" seines Herzens denkt, sondern an die erbarmungswürdige Gefährdung seiner Gläubigen und noch mehr der Ungläubigen. Ein wacher, an der Lebenswahrheit der Bibel geschulter pastoraler Sinn wird die rechten Mittel finden, auf die hier nur hingewiesen werden konnte. Wir sollten freudig darum beten, weil schon das Anliegen dieser Gebetsmeinung ein Grund zur Freude ist, nämlich eine Erfahrung mit dem Guten Hirten. Möge der Heilige Geist die Sühne, die sich viele Gläubige mit gutem Willen fast gewaltsam abnötigen, mit jener Glaubensfreude erfüllen, die Jesus als eine sehr kostbare Gabe seines Herzens verheißen hat, ehe er zum Vater ging. Sie spricht den heutigen Menschen mit Gewißheit an.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Die Finanzen der Diözese Linz

Vor einigen Jahren berichtete die Herder-Korrespondenz (vgl. 7. Jhg., S. 423 ff.) über das Kirchensteuerproblem in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Überblick über die Einnahmen und Ausgaben aller deutschen Diözesen scheiterte damals an der Zurückhaltung einiger Kirchenbehörden, die eine Unterrichtung der Öffentlichkeit über diese Sache nicht für opportun hielten. Um so mehr Beachtung verdient die Haltung des Bischofs von Linz (Österreich), Franz Sales Zauner, der in einem Hirtenbrief ausführlich die Finanzen seiner Diözese offenlegt und seinen Gläubigen Rechenschaft über die Verwendung der Kirchenbeiträge (Kirchensteuern) gibt. Anlaß dazu waren Artikel der kirchenfeindlichen und Sensationspresse, die die Kirche wegen ihrer finanziellen Forderungen in Mißkredit zu bringen drohten und den weitverbreiteten Vorurteilen eines Teils der Gläubigen neue Nahrung gaben.

Primat der Seelsorge

Fragen des Geldes sind für die katholische Kirche sicher nicht Fragen erster Ordnung. Für die Kirche spielen die geistlichen und geistigen Aufgaben die erste Rolle. Die erste Pflicht der Kirche ist es, den Glauben zu verbreiten, die Gnade zu vermitteln und christliches Leben zu predigen. Christus, so schreibt der Bischof, hat in seinem Reich in erster Linie eine geistige Organisation aufgebaut und dabei nicht Grundsätze eines gewinnbringenden Unternehmens angewandt. Er hat ihr aber Aufgaben zugeteilt, die ohne finanzielle Mittel nicht gelöst werden können, besonders dann nicht, wenn die Kirche in einer Zeit wirken soll, die auf der allgemeinen Geldwirtschaft aufbaut. So wäre auch ohne das Aufkommen der Kirchenbeiträge eine geordnete und gesicherte Seelsorge in der Welt von heute nicht mehr möglich.

Die Verwaltung des Kirchenvermögens

Die katholische Kirche hat verschiedene Verwaltungen des Kirchenvermögens, die einander unter- bzw. übergeordnet sind. Die oberste Verwaltung des Gesamtkirchenvermögens liegt naturgemäß beim Apostolischen Stuhl. Seine Einflußnahme auf die diözesane Finanzverwaltung hält sich in engen Grenzen, die im CIC festgelegt sind, und beschränkt sich auf Transaktionen und Verträge, die seiner Genehmigung bedürfen. Hier muß auch einem weitverbreiteten Irrtum entgegengetreten werden, als ob die Diözesen große Abgaben an Rom zu leisten hätten. Es sind nur bestimmte Taxen für amtliche Erledigungen zu entrichten, die aber keinen nennenswerten Betrag ausmachen. Die einzige Spende an den Papst aus der Diözese ist der „Peterspfennig", der jedes Jahr am Sonntag nach dem 29. Juni in den Pfarreien gesammelt wird. Er betrug im Jahre 1960 für die Diözese Linz S 91 500 (13 935,45 DM).

Die einzelnen Diözesen bilden für ihre Finanzen einen eigenen Verwaltungsbereich, der von anderen Diözesen vollständig unabhängig ist, ein Vorteil, der sehr deutlich zutage trat, als vor nicht langer Zeit in der Erzdiözese Wien große Verluste auftraten und die übrigen österreichischen Diözesen dadurch in keiner Weise mitbetroffen wurden. Die Verwaltung der Gelder ist einer Finanzkammer übertragen, die dem Diözesankirchenrat untersteht. Die Größe der Diözese, die Zahl der Pfarreien, der Priester und die wirtschaftliche Situation des Landes bestimmen die Höhe der Kirchenbeiträge. So ist z. B. der Beitragssatz in der Erzdiözese Wien, wo auf 1800 Katholiken ein Priester kommt und die größeren Einkommen zusammenströmen, verhältnismäßig niedrig. Schwieriger wird die Lage für Diözesen, die viele kleine, abgelegene Pfarreien haben, aber dennoch einen Priester, ein Pfarrhaus und eine Kirche brauchen. So ist der Beitragssatz in der Apostolischen Administratur Innsbruck bedeutend höher als der der Diözese Linz, die ungefähr in der Mitte zwischen diesen beiden Extremen liegt.

Die Pfarreien haben, da sie eigene Rechtspersonen sind, eine eigene Vermögensverwaltung der pfarrlichen Finanzen, die dem Pfarrkirchenrat untersteht. In der Hauptsache handelt es sich um Gelder, die in der Kirche gesammelt und zu Erneuerungen und Renovierungen von den Gläubigen erbeten werden. Der Aufgabenbereich der Pfarrkirchenkasse erstreckt sich auf die Besoldung der pfarrlichen Kirchenangestellten, den Klerus ausgenommen, die Erhaltung der kirchlichen Gebäude, soweit nicht in besonderen Fällen die Diözese eingreifen muß, und die Finanzierung verschiedener seelsorglicher Aufgaben in der Pfarrei. Die Haupteinnahmen sind der Klingelbeutel oder das Opfergeld beim Gottesdienst. Das jährliche Aufkommen wird hier für die Diözese Linz mit rund 30 Millionen Schilling (4 569 000 DM) angegeben. Der Ertrag aus diesen Sammlungen bleibt vollständig in der einzelnen Pfarrei; die Diözese kontrolliert lediglich das Finanzgebaren und bestätigt Voranschlag und Jahresbilanz.

Die finanziellen Aufgaben der Diözese

Zu den finanziellen Aufgaben der Diözese Linz gehören:
1. Der Bau der Kirchen, Pfarrhäuser und Pfarrheime. Wenn man bedenkt, daß die kirchlichen Gebäude für eine Großstadtpfarrei allein 10 bis 12 Millionen Schilling (1 523 000 bis 1 827 000 DM) kosten, kann man das Aus-

maß dieser Verpflichtung ermessen. Zur Zeit sind vier neue Großkirchen in Bau, weitere sind in der Planung, und einzelne stehen vor dem Baubeginn. Linz allein hatte vor dem Krieg sieben Pfarreien und hat jetzt 21 Seelsorgsgebiete. Die Umschichtung der Bevölkerung stellt die Kirche vor große Aufgaben, denn auch in den neuen Siedlungsgebieten haben die Gläubigen das Recht auf einen Priester und auf eine Kirche.

2. Die Diözese muß die Erhaltung bestehender Bauwerke sichern, vor allem auch in solchen Fällen, in denen der einzelnen Pfarrei die Lasten nicht zugemutet werden können. Der Seelsorge allein dienen 450 Pfarrkirchen, 671 andere Kirchen oder Oratorien und über 1000 Gebäude. Große Sorgen bereiten hier die vielen künstlerisch wertvollen Kirchen des Landes.

3. Eine besondere Verpflichtung erwächst der Diözese aus dem Unterhalt des Klerus. Im Dienst der Seelsorge der Diözese stehen 800 Welt- und Ordenspriester, aber auch ein großer Stab von Laien ist von der Diözese angestellt und wird ebenfalls von den Kirchenbeiträgen besoldet. Hauptberuflich sind weit über 4000 Personen in kirchlichen Diensten tätig. Dazu zählen 1576 Welt- und Ordenspriester. Im gleichen Gebiet arbeiten 3000 Ordensschwestern. Mit den hauptberuflichen Laien, die auf vielen Posten der Diözese stehen, wird die Zahl 4000 weit überschritten.

4. Schließlich muß die Diözese noch die überpfarrlichen und diözesanen Institutionen finanzieren, so besonders die drei Seminare, die Schulungsheime und kirchlichen Bildungszentren. Auch für Kindergärten, Krankenhäuser und viele andere Heime und Anstalten sind erhebliche Mittel nötig, wenn sie auch nicht ausschließlich von den Kirchenbeiträgen aufgebracht werden müssen.

Die Jahresbilanz 1960

Die Jahresrechnung der Diözese für das Jahr 1960 weist Einnahmen und Ausgaben in der Höhe von 75 Millionen Schilling (11 422 500 DM) aus. Die wichtigsten Einnahmen sind:

Aus Kirchenbeiträgen 1960	S 52 850 000	(8 049 055 DM)
aus dem Staatszuschuß 1960	S 13 590 000	(2 069 757 DM)
aus verschiedenen Einnahmen und Rückzahlungen	S 7 070 000	(1 076 761 DM)
Zusammen	S 73 510 000	(11 195 573 DM)

Die Ausgaben setzen sich wie folgt zusammen:

Errichtung von Pfarreien und Kirchenbau	S 27 750 000	(4 226 325 DM)
Besoldung des Klerus	S 21 000 000	(3 198 300 DM)
Sach- und Personalaufwand für die Einhebung der Kirchenbeiträge	S 5 760 000	(877 248 DM)
Errichtung und Adaptierung von Pfarrheimen	S 5 620 000	(855 926 DM)
Seminare	S 4 150 000	(632 045 DM)
Instandsetzung kirchlicher Gebäude in den Pfarreien	S 2 630 000	(400 549 DM)
Kredite, Darlehen und Verschiedenes	S 8 320 000	(1 267 136 DM)
Zusammen	S 75 230 000	(11 457 529 DM)

In der Jahresrechnung erscheint ein Differenzbetrag von S 1 720 000 (261 956 DM), der jedoch durch Reserven aus dem Vorjahr gedeckt werden konnte. Verglichen mit diesen Zahlen, ist der Ertrag aus dem diözesanen und pfarrlichen Grundbesitz sehr bescheiden. Er erreicht insgesamt nicht ganz S 700 000 (106 610 DM).

Das Einkommen des Klerus

Zwar steht in der Jahresrechnung auf der Ausgabenseite der Betrag für die Klerusbesoldung an zweiter Stelle, die Bezüge des einzelnen aber halten sich in sehr bescheidenem Rahmen.

In den meisten Fällen setzt sich das Einkommen des Priesters zusammen: a) aus dem Ertrag eines eventuell vorhandenen Grundstücks und der Stolgebühren, b) aus der staatlichen Schulremuneration für die Religionsstunden, c) aus dem Zuschuß der Diözese aus den Kirchenbeiträgen. Diese verschiedenen Einkünfte werden zusammen verrechnet, so daß jeder Priester in der Seelsorge jenes Gehalt bezieht, das ihm nach der Gehaltsstufe zusteht.

Das Gehalt des Klerus auf Stellen mit hoher Verantwortung ist nur wenig höher als das der Priester der übrigen Stufen. Die Steigerungsbeträge auf Grund der Dienstjahre sind gleichfalls klein, verglichen mit den entsprechenden Steigerungsbeträgen der einzelnen Berufsgruppen der Laien. Die kirchliche Besoldung läßt auch keine Vergleiche mit dem Einkommen der Laien in akademischen Berufen zu. So beträgt das monatliche Bruttogehalt eines Pfarrers im Durchschnitt S 2500 (380,75 DM). „Der Bischof bezieht ein monatliches Bruttogehalt von S 1850 (281,75 DM); dazu kommen monatlich S 2050 (312,25 DM) Dienstaufwandsentschädigung", insgesamt also S 3900 (594 DM).

Die Kirchenbeitragspflicht

Die Rechtsgrundlage für die Kirchenbeiträge bildet das Kirchenbeitragsgesetz vom 1. 5. 1939. Es wurde von den damaligen Machthabern nach dem Anschluß Österreichs nicht dazu geschaffen, um der Kirche Sicherheit zu geben, sondern man erwartete, daß nur wenige der Kirche diese Abgabe leisten würden. Diese Kirchenbeitragsordnung ist heute noch gültig, und die Einhebung der Beiträge muß durch einen eigenen kirchlichen Apparat erfolgen. Der Kirchenbeitrag ist der einzige Pflichtbeitrag, der von allen Katholiken geleistet werden muß, auch von den Unwilligen, und der wie jede andere Schuld auch gerichtlich eingeklagt werden kann.

Nach dem vorliegenden Staatsbudget beträgt die Steuerlast für den einzelnen österreichischen Staatsbürger S 5000 (761,50 DM) pro Jahr. Der entsprechende Anteil der Kirchenbeiträge pro Person in der Diözese Linz beläuft sich auf S 52 (7,92 DM), also ein Prozent der an den Staat zu entrichtenden Steuern.

Eine Untersuchung der einzelnen Einkommensgruppen nach der Höhe des Kirchenbeitrags kommt bei einem verheirateten Arbeiter oder Angestellten mit zwei Kindern zum folgenden Ergebnis (im Monat):

Nettoeinkommen		Kirchenbeitrag		
in S	in DM	in %	in S	in DM
2000	304,60	½	10	1,52
3000	456,90	1	30	4,57
4250	647,28	1½	63,75	9,71
6000	913,80	2	120	18,28
7700	1172,71	2½	192,50	29,32

Die Vergleichszahlen für einen ledigen Arbeitnehmer:

Nettoeinkommen		Kirchenbeitrag		
in S	in DM	in %	in S	in DM
1350	205,61	½	6,75	1,03
2150	327,45	1	21,50	3,27
3000	456,90	1½	45	6,85
4150	632,05	2	83	12,64
5650	860,50	2½	141,25	21,51
7200	1096,56	3	216	32,90

Die Kopfquote von S 52 (7,92 DM) im Jahr für den Kirchenbeitrag erscheint auch im Vergleich mit den Aufwendungen für Genußmittel sehr bescheiden. So gibt der Österreicher pro Kopf der Bevölkerung im Jahr S 356 (54,22 DM) für Tabakwaren aus, für alkoholische Getränke S 800 (121,84 DM) und für Schokolade und Zuckerwaren S 192 (29,24 DM).

Der Staatszuschuß

Ein besonderes Angriffsziel einer bestimmten Presse ist der Staatszuschuß. Paragraph 26 des Staatsvertrages verpflichtet Österreich, allen jenen Schadenersatz zu leisten, die aus politischen, rassischen oder religiösen Gründen vom NS-Staat geschädigt worden sind. Die Kirche verlangt Wiedergutmachung für die im Jahre 1938 entzogenen öffentlichen Patronate, für die Baulastpflicht der öffentlichen Hand an kirchlichen Gebäuden, die bis dahin bestanden hat, und für die Entziehung des Religionsfonds und seiner Güter. Der österreichische Staat zahlt nun — wie den anderen Bekenntnissen, entsprechend der Mitgliederzahl — der katholischen Kirche einen jährlichen Gesamtbetrag von 100 Millionen Schilling (15 230 000 DM). Von dieser Summe entfallen auf die Diözese Linz S 13 590 000 (2 069 757 DM). Dieser Betrag reicht gerade, um jährlich eine einzige neue Seelsorgsstelle mit Kirche, Pfarrhaus und Pfarrheim zu errichten.

Die Leistungen der Kirche

Vergilt die Kirche durch ihre Arbeit auch wirklich soviel Aufwand, fordert sie nicht mehr von den Gläubigen, als sie sowohl ideell als auch materiell leistet?
Was die ideellen Leistungen angeht, ist es schwierig, sie mit dem finanziellen Aufwand zu vergleichen, der zur Erzielung dieser Leistungen nötig ist. Aber auch auf der finanziellen und wirtschaftlichen Seite kann die Kirche mit ihren Institutionen beachtliche Leistungen aufweisen. So sind in den kirchlichen Schulen der Diözese Linz 8205 Kinder und Studenten. Verglichen mit dem Sach- und Personalaufwand der gleichartigen Schulen der öffentlichen Hand, ergibt dies in der Diözese einen Betrag von 50 Millionen Schilling (7 615 000 DM), was in etwa dem jährlichen Kirchenbeitragsaufkommen der Diözese entspricht. Schon in diesem einen Fall gibt die Kirche mit ihren Institutionen, an denen auch die Orden wesentlich beteiligt sind, dem Staat durch eine christliche Erziehungsarbeit zurück, was das Volk durch die Kirchenbeiträge aufbrachte. Weitere Steuergelder in Höhe von 30 Millionen Schilling (4 569 000 DM) im Jahr erspart die Kirche der öffentlichen Hand durch ihre sieben konfessionellen Krankenhäuser mit rund 3000 Betten. Wenngleich das Krankenanstaltsgesetz auch diese Krankenhäuser bei der Kostendeckung berücksichtigt, ist doch der Aufwand, den die öffentliche Hand für die Krankenhäuser der Gebietskörperschaften leisten muß, fünf- bis sechsmal so hoch, als ihre Beiträge pro Bett und Patient in einem konfessionellen Krankenhaus betragen, ganz abgesehen von der Gebäudeerrichtung, deren Kosten bei den konfessionellen Krankenhäusern zum größten Teil von den Orden getragen werden. Ähnlich sind die Verhältnisse bei den 180 Kindergärten, welche von den verschiedenen Rechtspersonen der Diözese unterhalten werden. Zwar gewähren einige Gemeinden finanzielle Beihilfen, aber die Summe, die die öffentliche Hand vorenthält, ist auch hier höher als 20 Millionen Schilling (3 046 000 DM) im Jahr. Schließlich trägt die Kirche allein oder ihre Rechtspersonen und zum Teil das katholische Volk die Kosten für die Heime, in denen 4000 Schüler der kirchlichen Privatschulen untergebracht sind. Für viele bedeutet das erst die Möglichkeit zum Studium, denn die wenigsten davon fänden einen Kostplatz.

Der Bischof von Luxemburg über seine Kirche

Der Bischof von Luxemburg, Leo Lommel, gibt in seinem diesjährigen Fastenhirtenbrief seinen Gläubigen Rechenschaft über die religiöse Lage in seinem Bistum. In großen Zügen wird die Entstehungsgeschichte der Diözese umrissen, dann beschreibt der Bischof die religiöse Situation des Landes und gibt Richtlinien für eine religiöse und sittliche Erneuerung.

Das geschichtliche Werden der Diözese

Im Vergleich zu den Nachbarbistümern von Metz und Trier ist die Luxemburger Kirche ein junges Bistum. In der Vergangenheit gehörte das Luxemburger Land sechs verschiedenen Bistümern an. Wohl setzten sich im Lauf der Jahrhunderte neben dem Klerus auch die weltlichen Herrscher für die Errichtung eines eigenen Bistums ein, aber diese Pläne scheiterten an dem unbeugsamen Widerstand der Bischöfe von Trier und Lüttich. Erst durch das Wohlwollen der protestantischen Herrscher Hollands, mit dem Luxemburg seit 1815 in Personalunion lebte, kam es zur Gründung eines Apostolischen Vikariats. Während des Vaticanums erhob dann Papst Pius IX. das Apostolische Vikariat im Großherzogtum Luxemburg zum Bistum, und am Fest Mariä Himmelfahrt 1870 wurde der erste Bischof von Luxemburg in der Kathedrale inthronisiert. Die staatliche Anerkennung erfolgte erst drei Jahre später. Während die Stadt Luxemburg 1963 ihr tausendjähriges Bestehen feiern kann, muß die Diözese zur Hundertjahrfeier noch bis 1970 warten.
Luxemburg konnte man damals als rein katholisches Land bezeichnen. Dank der Vorsorge der katholischen Könige und ihrer Gouverneure blieben dem Land die Auswirkungen der Glaubensspaltung erspart. Das Volk blieb dem katholischen Glauben treu, was nicht zuletzt der weitsichtigen Arbeit der Jesuiten zuzuschreiben ist, die 1603 ein Kolleg in der Stadt eröffneten. Noch heute machen die Protestanten nicht mehr als ein Prozent der Gesamtbevölkerung aus.

Die religiöse Situation heute

Nach den Ergebnissen einer kürzlich durchgeführten soziologischen Untersuchung ist Luxemburg statistisch noch ein katholisches Land. Die Diözese zählt 270 Pfarreien mit 312 500 Katholiken (97 Prozent der Gesamtbevölkerung). Lange genoß das Land die Früchte der kirchlichen Einheit und zeichnete sich durch einmütige religiöse Praxis aus; doch heute mehren sich die Zeichen, daß sich ein Zerfall vorbereitet. Die Bevölkerung konzentriert sich heute im Süden des Landes mit seinen übermächtigen Eisen- und Stahlwerken. Hier ist die religiöse Praxis am schnellsten gesunken. Während in den Dörfern des Nordens die Sonntagsmesse regelmäßig noch von der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung besucht wird, ist die Zahl der Kirchenbesucher in den Stadt- und Industriepfarreien nicht unerheblich gesunken.
Hier drängt sich die Frage auf, wie der Glaube dieser sogenannten praktizierenden Katholiken beschaffen ist.

Ist es bloßer Traditionsglaube oder wirkliche Glaubensüberzeugung? Die religiöse Gleichgültigkeit habe sicher viele erfaßt, beklagt der Bischof. Er sieht die größte Gefahr für den Glauben in der neuen Welt der Technik. Ihre Verzauberungskraft sei so stark, daß man von einem neuen Menschentyp sprechen könne, dem es recht sei, wenn „die Erde, die Dom sein sollte, Montagehalle wird". Dieser neue Menschentyp verfalle rasch dem Materialismus. Seine Kennzeichen sind Zufriedenheit mit innerweltlichen, materiellen Gütern und Werten sowie eine fast naive Gläubigkeit an die Unbegrenztheit des menschlichen Fortschritts. Der Mensch wird allein zum Maß aller Dinge, er braucht Gott nicht mehr. Für den gläubigen Menschen ist jedoch die Technik Mitgestaltung am Schöpfungswerk Gottes, und als solche hat sie auch ihren Platz im christlichen Weltbild.

Eine ebenso große, wenn nicht schlimmere Zeitgefahr für den christlichen Glauben sieht der Bischof in der Entchristlichung des Milieus, des öffentlichen Lebens. Mit Recht habe man darauf hingewiesen, „daß ganze Lebensstände, und gerade jene, die zur geschichtlichen und lebendigen Geltung aufstiegen, außerhalb der Kirche oder gegen die Kirche entstanden sind". So sei das Bürgertum der Kirche durch den Liberalismus seit der Revolution von 1789 entfremdet worden und die Arbeiterschaft zum großen Teil für die Kirche durch den Marxismus seit 1848 verlorengegangen. Zudem ist neuestens auch die Einheit der Dorfgemeinschaft auseinandergebrochen. Die Auflösung der patriarchalischen Ordnungen, die Allmacht des technischen Zeitalters, die Landflucht auf der einen und die Durchsetzung mit Arbeitern auf der anderen Seite — all das habe den Charakter des Dorfes stark verändert und dazu beigetragen, daß man mit den veralteten wirtschaftlichen Methoden auch die Religion für veraltet hält. Es gebe auch in Luxemburg kaum noch ein reines Bauerndorf.

Ebensowenig gebe es auch noch geschlossene Pfarreien. Das Dorfmilieu sei allen Einflüssen der Verbreitungstechniken durch Film, Radio und Fernsehen ausgesetzt. Tiefbedauerlich sei die Tatsache, daß sich so manche für das überspannte Sektentreiben anfällig zeigen. Nicht zuletzt bedrohten die Unheilsmächte des materialistischen Zeitgeistes die Familie. Das „Ehechaos" verrate sich durch die steigende Zahl von Ehescheidungen. Auf 100 Ehen kommen fünf Ehescheidungen. Im Erzbecken erreichen die rein zivil geschlossenen Ehen jährlich zehn Prozent, in den Dörfern allerdings ist die Zivilehe noch eine Ausnahme. Die Abnahme der Geburten geht etwas zurück; aber es sei kein Lob, wenn Luxemburg in dieser Hinsicht mit Schweden verglichen werde, meint der Bischof.

Eine letzte besorgniserregende Tatsache sei der Rückgang der Priesterberufe. In einem Augenblick, wo es um die Einleitung einer zeitgerechten Seelsorge gehe, fehlten die Priesterberufe. In den letzten zehn Jahren seien jedes Jahr durchschnittlich nur sieben Neupriester geweiht worden, während es normalerweise wenigstens zwölf sein müßten. Die große Krise werde sich in absehbarer Zeit empfindlich auswirken, so daß eine Neuordnung der Pfarreien sich aufdrängt.

Die christliche Erneuerung der Diözese

Den obersten Leitsatz für die christliche Erneuerung der Diözese sieht Bischof Lommel in der Erkenntnis der Soziologie und Massenpsychologie: „Die Menschen können vor dem Verfall nur gerettet werden zugleich mit der Gemeinschaft, in der sie leben. Innerhalb der Gemeinschaft aber gibt die kleine Zahl der lebendigen Leute den Ausschlag." Christliche Erneuerung habe daher nur dann dauernden Erfolg, wenn dort angesetzt wird, wo der Abfall angefangen hat, im großen Raum. Die Entchristlichung bestehe nämlich nicht so sehr darin, daß der Einzelmensch den Glauben verliert und die Kirche verläßt, als vielmehr in der Umformung des Lebensraums, der Umwelt, in der die Menschen leben. Dieses entchristlichte Milieu wiederzugewinnen und umzuwandeln sei die dringende apostolische Aufgabe, die heute in der Zeit des Kollektivs gelöst werden müsse. „Dazu bedarf aber die Kirche der Mitsorge und der Mitverantwortung des Laien, des Weltchristen, der in diesem Milieu anwesend ist. Ohne Laienapostolat ist die heutige Seelsorge nicht denkbar." Man müsse den Weitblick Papst Pius' XI. bewundern, der an der Zeitwende die Katholische Aktion begründet hat. Niemals dürfe man sich der lähmenden Ansicht hingeben, die Gegenmächte seien zu groß, um eine Wandlung der Strukturen herbeizuführen. Mit Hilfe aktiver Laien, der „kleinen Zahl lebendiger Leute", werde es gelingen, das Klima der Umwelt zu ändern, so daß auch den Schwachen gestattet ist, zu atmen.

Eine andere wichtige Aufgabe der Seelsorge in der Welt von heute sei die Rettung der Familie, ihre religiöse und sittliche Gesundung. Sie ist ja nicht nur der natürliche Lebensquell der staatlichen Gemeinschaft, aus ihr erneuert sich auch beständig das Gottesvolk. Aber auch sie ist der Übermächtigkeit der Umwelt ausgesetzt. Nur wenige dächten daran, daß unter allen natürlichen gesellschaftlichen Verbindungen die Ehe die einzige ist, die sakramentalen Charakter hat. Sie ist überdies das einzige Sakrament, das Laien, Mann und Frau, sich spenden. Man könne sie mit Recht als Grundsakrament des Laienapostolats betrachten. Die Gesundung müsse natürlich bei den jungen Familien beginnen, und es sei zu begrüßen, daß sich eine aktive Elite junger Familien gebildet habe. Das sogenannte „französische Wiegenwunder" gehe auf solche ideale Ehepaare zurück, die aus der katholischen Jugendaktion, der JAC und der JOC, hervorgegangen sind.

Dann fordert der Bischof die Laienapostel auf, vertrauensvoll mit dem Klerus zusammenzuarbeiten. Die Priester haben als treue Freunde Christi und umsichtige Baumeister den Grund zu legen. Andere bauen darauf weiter (1 Kor. 3, 10). So sollten dem überbeanspruchten Seelsorger jene Aufgaben abgenommen werden, die andere, die Laien, ebensogut und sogar oft besser erfüllen können. Vom Priester erwarte die „Seelsorge in neuer Zeit", daß er sich der gesellschaftlichen Struktur seiner Gemeinde verständnisvoll anpasse und ebenso den veränderten Zeitverhältnissen Rechnung trage. Auch der Seelsorger solle die Vorteile der modernen Technik in den Dienst seines Amtes stellen. So sei vernünftigerweise nichts dagegen einzuwenden, wenn der Seelsorger das Auto für seine seelsorgliche Arbeit benützt. Nur etwas will der Bischof ausgeschlossen wissen: Das ist der Mißbrauch des Autos, der zur Vernachlässigung der seelsorglichen Pflichten führen würde.

Zum Schluß kommt der Bischof noch auf die priesterliche Kleidung zu sprechen. Schon Papst Pius XII. habe ihm die Frage vorgelegt, ob die heutige Priesterkleidung in den romanischen Ländern nicht derjenigen der angelsächsischen anzugleichen sei. In Anpassung an die veränderten Zeitverhältnisse gestattet daher Bischof Lommel dem Luxemburger Klerus von nun ab das Tragen des schwarzen An-

zugs mit römischem Priesterkollar, und zwar als Straßen- und Reiseanzug. Die Soutane bleibt für alle gottesdienstlichen Handlungen, vor allem für die heilige Messe und die Sakramentenspendung, vorgeschrieben. Diese Neuerung solle den Klerus verpflichten, noch mehr als bisher auf seine äußere Würde, Ehre und Unbescholtenheit achtzuhaben. Die Hauptsache aber sei die innere Haltung, „die übernatürliche Kraft der Liebe, die den Priester befähigt, sich ganz und ungeteilt hinzugeben für Seine Braut, die heilige Kirche".

Aus dem Vatikan

Der Papst zum Josefstag

Durch das Apostolische Schreiben *Le voci* an die katholische Welt zum Feste des hl. Josef proklamierte Papst Johannes XXIII. den hl. Josef in feierlicher Form zum Schutzpatron des bevorstehenden Zweiten Vatikanischen Konzils.

In dem Schreiben, das der „Osservatore Romano" vom 19. 3. 61 veröffentlichte und das wir hier in eigener Übersetzung auszugsweise wiedergeben, weist der Papst auf die Stellung des Heiligen im Heilsplane hin und betont dessen wachsende Verehrung durch das katholische Volk und deren Förderung durch die Päpste, angefangen von der Proklamation des hl. Josef zum Schutzherrn der Kirche durch Pius IX. bis zur Einsetzung des Festes des hl. Josef des Handwerkers im Jahre 1955. Nach ausführlichen Hinweisen auf die verschiedenen Kundgebungen seiner Vorgänger fährt der Papst fort:

Ehrwürdige Brüder, geliebte Söhne!

Auf diese Rückschau geschichtlicher und religiöser Ereignisse wollten auch Wir euren Geist, der zum Fühlen und Leben mit der Kirche erzogen worden ist, hinlenken. Und dies schien Uns angebracht bei der Wiederkehr des 19. März, an dem das Fest des hl. Josef mit dem Beginn der Passionszeit zusammenfällt und uns hinführt zu den tiefsten und heilbringendsten Ereignissen der heiligen Liturgie. Die Vorschrift über die Verhüllung der Bilder des Gekreuzigten, der Gottesmutter und der Heiligen während der zwei Wochen der Vorbereitung auf Ostern ist eine Einladung zu innerlicher, heiliger Sammlung im Verkehr mit dem Herrn im Gebet, das häufige Betrachtung und Anrufung sein soll. Der Herr, die gebenedeite Jungfrau und die Heiligen erwarten unsere flehentlichen Bitten. Es ist dabei natürlich, daß sich diese Bitten in erster Linie auf die besonderen Anliegen der katholischen Weltkirche beziehen.

Die Erwartung des Ökumenischen Konzils

Das erste und hervorragendste Anliegen bildet ohne Zweifel das Zweite Ökumenische Vatikanische Konzil, das bereits zur Herzenssache aller jener geworden ist, die an Christus den Erlöser glauben und unserer katholischen Mutter Kirche oder einem der verschiedenen von ihr getrennten Bekenntnisse angehören, die die Rückkehr zur Einheit und zum Frieden, gemäß der Lehre Christi und seinem Gebet an den himmlischen Vater, herbeisehnen. Es ist natürlich, daß diese Rückschau auf die Verkündigung der Päpste des letzten Jahrhunderts ganz auf die Zusammenarbeit der katholischen Welt für einen guten Erfolg des neuen Ordnungsplanes, der geistigen Erneuerung und des Friedens ausgerichtet ist, zu dem das Ökumenische Konzil gerufen ist.

Das Konzil im Dienste aller

Alles ist groß und würdig, hervorgehoben zu werden, in der Kirche, die Christus gegründet hat. Bei der Abhaltung eines Konzils versammeln sich mit den Konzilsvätern die hervorragendsten Persönlichkeiten des kirchlichen Lebens, die reich sind an theologischem und juristischem Wissen, an organisatorischer Begabung und an apostolischem Geist. Dies ist das Konzil: der Papst an der Spitze, um ihn und mit ihm die Kardinäle, die Bischöfe aller Riten und aller Länder und die hervorragendsten Doktoren und Lehrer in den verschiedenen speziellen Bereichen.

Aber das Konzil ist geschaffen für das ganze katholische Volk, das sich nach einem möglichst vollkommenen Wirken der Gnade und christlicher Lebenskraft sehnt, das die Erreichung der wirklich kostbaren Güter des gegenwärtigen Lebens erleichtert und wirksamer macht und die Reichtümer des ewigen Lebens sichert.

Alle sind deshalb am Konzil interessiert, Geistliche und Laien, Große und Kleine aus allen Teilen der Welt, aus allen Schichten, Stämmen und Farben. Und wenn ein himmlischer Beschützer bestellt wird für die Zeit der Vorbereitung und der Dauer des Konzils, jene virtus divina von oben zu erbitten, durch die dieses bestimmt zu sein scheint, eine Epoche in der gegenwärtigen Kirche zu kennzeichnen, so kann es keinem der Heiligen besser anvertraut sein als dem hl. Josef, dem ehrwürdigen Haupt der Heiligen Familie von Nazareth und dem Beschützer der heiligen Kirche. Indem wir das Echo der Stimmen der Päpste dieses letzten Jahrhunderts unserer Geschichte wiedervernehmen, so wie es Uns einst geschah, so geht Uns noch jene besondere Ausdrucksweise Pius' XI. zu Herzen wegen seiner abgewogenen und ruhigen Art des Ausdrucks. Wir vernehmen sie gerade in einer Ansprache zum 19. März 1928 in einem Hinweis zu Ehren des hl. Josef, den er nicht verschweigen konnte und nicht verschweigen wollte, so wie er den Heiligen zu grüßen pflegte: lieber und gebenedeiter hl. Josef. „Es ist bedeutsam", so sagte er, „aus der Nähe, leuchtend nebeneinander, zwei ehrwürdige Gestalten zu beobachten, die in den Anfängen der Kirche nebeneinanderstehen: vor allem jene des Johannes des Täufers, der sich aus der Wüste nähert, manchmal mit tönender Stimme und manchmal mit liebenswürdiger Eindringlichkeit. Manchmal als der brüllende Löwe und manchmal als der Freund, der sich freut über den Ruhm des Bräutigams und der der Welt das Zeichen seines wundervollen Martyriums schenkte. Dann die überaus kraftvolle Gestalt des Petrus, der aus dem Munde des göttlichen Meisters die glorreichen Worte hört: ‚Geht hin und predigt aller Welt', und für ihn persönlich: ‚Du bist Petrus, und auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen.' Ein Auftrag von göttlicher Größe und Erhabenheit."

So sprach Pius XI. und fuhr dann — wie bedeutsam! — fort: „Zwischen diesen beiden Gestalten, zwischen diesen beiden Aufträgen erscheint die Person und die Sendung des hl. Josef jedoch gesammelt, schweigsam, fast unbemerkt und unerkannt in der Demut und im Schweigen, einem Schweigen, dem der wirklich laute Ruf, die Stimme, der Ruhm der Jahrhunderte folgen mußte" (Discorsi di Pio XI, vol. I, p. 780). Ja, dies ist die Verehrung und der Kult des hl. Josef als Patrons des Zweiten Ökumenischen Vatikanischen Konzils.

Ehrwürdige Brüder und Söhne von Rom, Brüder und geliebte Söhne der ganzen Welt!

Dies ist der Punkt, zu dem Wir euch hinführen wollten, indem Wir dieses Apostolische Schreiben an euch senden, gerade am 19. März, an dem bei der Verehrung des hl. Josef als Patrons der Weltkirche eurem Geist eine außergewöhnliche Aufmunterung und ein außerordentliches Wiederaufleben des Eifers zu einer lebendigeren Teilnahme im Gebet zuteil wird, einem Gebet, das sich der Sorgen der Kirche als Lehrerin und Mutter annimmt als Lehrerin und Leiterin dieses außerordentlichen Ereignisses des XXI. Ökumenischen und Zweiten Vatikanischen Konzils, mit dem sich die ganze Weltpresse mit beachtenswerter Aufmerksamkeit und lebhaftem Interesse beschäftigt.

Es ist euch wohlbekannt, daß die erste Phase der Konzilsvorbereitung in einer ruhigen, arbeitsamen und tröstlichen Aktivität verläuft. Zu Hunderten erscheinen Prälaten und hohe Geistliche, die aus allen Weltgegenden zusammengekommen sind, hier in der Ewigen Stadt, verteilt auf die verschiedenen, wohlgeordneten Sektionen, von denen jede ihrer vornehmen Arbeit obliegt auf den Spuren der wertvollen Hinweise, niedergelegt in einer Reihe hervorragender Veröffentlichungen, die die Gedanken, die Erfahrung und geistigen Eingebungen enthalten, gesammelt durch Weisheit, durch lebendigen apostolischen Eifer für das, was den wirklichen Reichtum der katholischen Kirche in der Vergangenheit, in der Gegenwart und in der Zukunft darstellt. Das Zweite Ökumenische Vatikanische Konzil verlangt für die Erfüllung seiner Aufgaben, für seinen Erfolg nichts anderes als das Licht der Gnade und der Wahrheit, geordnetes Studium und Schweigen, heiteren Frieden des Geistes und der Herzen. Soviel zu unserer menschlichen Seite. Von oben aber kommt die Hilfe des Himmels, die das christliche Volk anrufen muß in lebendigem gemeinsamem Gebet, durch Bemühungen eines beispielhaften Lebens, die in kluger Weise die Ausrichtung von seiten eines jeden vorwegnimmt für die Anpassung und Anwendung der Lehren und Anregungen, die am Schluß des großen Ereignisses bekanntgegeben werden, das jetzt schon glücklich und vielversprechend angelaufen ist.

Ehrwürdige Brüder und geliebte Söhne!

Der lichtvolle Gedanke Pius' XI. vom 19. März 1928 beschäftigt Uns noch. Hier von Rom strahlt die ehrwürdige Lateranbasilika immer den Ruhm des Täufers aus. Aber im hohen Heiligtum des hl. Petrus, wo man kostbare Andenken der ganzen Christenheit verehrt, steht auch ein Altar des hl. Josef: und Wir beabsichtigen und legen es heute am 19. März 1961 fest, daß der Altar des hl. Josef mit neuem, größerem und feierlicherem Glanz umgeben werde. Und er möge ein religiöser Anziehungspunkt für den einzelnen und für die große Menge werden. Und unter diesen erhabenen Wölbungen der vatikanischen Basilika werden sich um das Haupt der Kirche die Teilnehmer der apostolischen Versammlung scharen, die aus allen, auch den entferntesten Teilen der Welt zum Ökumenischen Konzil zusammenkommen.

Das Päpstliche Schreiben schließt mit einer feierlichen Anrufung des Heiligen um Hilfe und Schutz für die kommenden Konzilsarbeiten.

Eine Kontroverse in Rom

Im September 1960 erschien in der Zeitschrift der italienischen Jesuiten „La Civiltà Cattolica" (Jhg. 111, Heft 2645, S. 449 bis 460) unter der Überschrift „Dove va l'esegesi cattolica?" ein Aufsatz von Luigi Alonso Schoekel SJ, der sich mit der wissenschaftlichen Entwicklung der neueren katholischen Exegese beschäftigt. Die Stellung des Verfassers als Professor am Päpstlichen Bibelinstitut in Rom und die Publikation in einer Zeitschrift, die in enger Fühlung mit dem Heiligen Stuhl herausgegeben wird und zu den angesehensten der katholischen Welt gehört, gaben diesem Aufsatz besonderes Gewicht, und deshalb wurde auch in der Zeitschriftenschau der Herder-Korrespondenz (15. Jhg., S. 45) bereits auf ihn hingewiesen.

Der Verfasser kommt zu seiner Frage auf Grund des Eindrucks, daß die katholische Bibelwissenschaft der letzten zwei Jahrzehnte von manchen Priestern oder auch Laien, die sich nicht dauernd und fachmännisch mit ihr beschäftigt haben, mit einer gewissen Besorgnis betrachtet werde. Da diese nicht Schritt für Schritt mit der Entwicklung gegangen seien, komme es ihnen so vor, als würden jetzt auf einmal jahrhundertealte traditionelle theologische Auffassungen von der Heiligen Schrift preisgegeben, und sie fragen sich, wie es mit der Exegese weitergehen werde.

Nun sucht Alonso Schoekel in seinem kurzen Aufsatz an Hand einiger Beispiele zu zeigen, daß die Erkenntnisse oder Hypothesen der neueren Exegese und biblischen Einleitungswissenschaft, grundsätzlich und im ganzen genommen, in vollem Einklang stehen mit den zahlreichen lehramtlichen Weisungen Papst Pius' XII., ganz besonders mit seiner Enzyklika *Divino afflante spiritu* aus dem Jahre 1943, die eine neue Ära der Bibelwissenschaft eingeleitet habe, und zwar keineswegs unvorbereitet.

Die vom Verfasser angeführten Beispiele betreffen die Heranziehung der orientalischen Sprachen und Kulturen zur Erklärung der Heiligen Schrift, das Problem der literarischen Gattungen, der mündlichen Überlieferung vor- und urgeschichtlicher Ereignisse, das Problem der Geschichtlichkeit der biblischen Berichte und endlich die Autorität der Kirchenväter in biblischen Fragen. Alonso Schoekel belegt durch Zitate aus den Werken von Billot, Murillo und Fonck die Tatsache, daß gewisse Auffassungen zu den genannten Fragen, die von diesen Theologen noch vertreten wurden, jetzt vom Lehramt selbst aufgegeben worden sind. Er hebt im übrigen die Verdienste dieser Männer ausdrücklich hervor.

Im zweiten Teil des Aufsatzes sucht der Verfasser, ebenfalls an einigen Beispielen, zu zeigen, daß der Wandel gewisser Ansichten von der Heiligen Schrift das Ergebnis eines kontinuierlichen wissenschaftlichen Erkenntnisfortschrittes ist, wobei jedoch die wesentlichen dogmatischen Traditionen in keinem Punkt verlassen wurden.

So bleibt nur noch zu fragen, ob die katholische Bibelwissenschaft seit 1943 von der Freiheit und Ermutigung, die der Papst ihr damals zuteil werden ließ, einen Gebrauch gemacht habe, der über das Ziel hinausschoß oder von ihm abirrte. Als habe der Papst Vorwürfe dieser Art vorausgesehen, schrieb er in jener Enzyklika mit Bezug auf die katholischen Exegeten: „Alle anderen Söhne der Kirche mögen daran denken, daß sie die Pflicht haben, die Anstrengungen und Mühen dieser tüchtigen Arbeiter im Weinberg des Herrn nicht nur mit Gerechtigkeit, sondern darüber hinaus mit größter Liebe zu beurteilen. Außerdem müssen alle sich hüten vor jenem nicht sehr klugen Eifer, der da glaubt, alles, was nach Neuerung schmeckt, schon deswegen bekämpfen oder verdächtigen zu müssen."

Tatsächlich hatte dann aber die Enzyklika *Humani generis* im Jahre 1950 gewisse Abirrungen zu beklagen,

die allerdings mehr die theologischen Prinzipien der Inspiration und Hermeneutik betreffen als die Exegese konkreter Texte. Eine Ausnahme hiervon bilden nur die Erklärungen des Papstes zur Frage der Geschichtlichkeit, einer Frage, deren Beurteilung gewisse Grenzen innehalten und voreilige Behauptungen vermeiden muß. In Hinsicht auf dieses Problem kann man, wie der Verfasser meint, von einer Krise sprechen, die sich in manchen allzuwenig bewiesenen Hypothesen der Forschung und in manchen voreiligen populären Veröffentlichungen äußert. Doch sollte man bedenken, daß die Exegeten nicht unfehlbar sind und daß deshalb das Risiko des Irrtums in Kauf genommen werden muß, wenn man nicht überhaupt auf die Erforschung der Bibel mit den Mitteln der Wissenschaft verzichten will. Man sollte sich deshalb die Mahnung Papst Pius' XII. zu einem liebevollen Urteil zu Herzen nehmen, vor Verallgemeinerungen auf der Hut sein und sich dabei beruhigen, daß es Sache des kirchlichen Lehramtes ist, zu wachen, daß wissenschaftliche Irrtümer nicht den Glauben gefährden. Die Träger des Lehramtes aber ermutigen die Exegeten.

Dieser Aufsatz von Alonso Schoekel erfuhr eine Erwiderung durch die fast siebzig Seiten lange Abhandlung „L'Enciclica *Divino afflante spiritu* e le ‚opiniones novae'" von Antonino Romeo. Monsignore Romeo ist, soviel wir wissen, Professor der Päpstlichen Lateranensischen Universität, Studienadjutor der Studienkongregation, Mitglied der Päpstlichen Römischen Theologischen Akademie und des Redaktionsbeirates von deren Zeitschrift „Divinitas", in der seine Abhandlung auch erschien (4. Jhg., Heft 3, S. 387—456), und zwar als erster Beitrag eines Heftes, das dem Erzbischof von Palermo, Kardinal Ruffini, zu seinem fünfzigjährigen Priesterjubiläum gewidmet wurde. Der Verfasser hat seine Abhandlung inzwischen auch als Buch im Verlag der Lateranuniversität erscheinen lassen, und zwar zusammen mit der italienischen Übersetzung zweier älterer Aufsätze des amerikanischen Archäologen W. F. Albright. Nach dem Titelblatt zu urteilen, tragen beide Persönlichkeiten die Verantwortung für das ganze Buch gemeinsam. Es ist einstweilen ein Rätsel, wie Professor Albright diese Verantwortung hat übernehmen können. Denn die Abhandlung des Monsignore Romeo ist ein Pamphlet. Sie steht so tief unter der Norm von Papst Pius XII., die oben zitiert wurde, daß der gute Geschmack einen Bericht über diese Abhandlung verbietet. Wir unterbreiten den Lesern stattdessen die Erwiderung des Päpstlichen Bibelinstitutes, die in dessen Zeitschrift „Verbum Domini" (Bd. 39, S. 3—17) erschien, weil der Herausgeber der Zeitschrift „Divinitas", Monsignore Piolanti, Rector Magnificus der Päpstlichen Lateranuniversität, es abgelehnt hat, dem auf das schwerste in seiner Ehre gekränkten Bibelinstitut und dessen Mitglied Alonso Schoekel in seiner Zeitschrift Genugtuung zu geben. Was diese Zeitschrift betrifft, heißt es von ihr im „Commentarium" der Lateranuniversität für 1959/60 (S. 353): „Es wird unser Anliegen sein, nicht Kampf und Streit zu fördern, sondern Frieden und Eintracht zu vermitteln, freilich unter der Bedingung, daß das der Kirche anvertraute Vermächtnis der göttlichen Wahrheit in seiner Integrität gewahrt bleibt." Und im „Osservatore Romano" (11. 3. 61) spendete ihr der Generalsekretär der Lateranuniversität, Ottorino Alberti, das folgende Lob: „Besonders bewunderungswürdig ist der große Entwurf kultureller Unternehmungen in der Zeitschrift ‚Divinitas', dem Hauptorgan der Römischen Theologischen Akademie, die sich in tiefster Liebe zum Lehramt und zum Papst zu einer Vorkämpferin und Verteidigerin der Rechtgläubigkeit macht."

Aus dem Artikel von Romeo hat das Bibelinstitut einen Katalog von Entstellungen, Insinuationen, Verdächtigungen und Beleidigungen zusammengestellt, der, obwohl er eine beachtliche Länge erreicht, noch keineswegs vollständig ist. Die Angriffe von Romeo richten sich auch nicht nur gegen Alonso Schoekel, dessen Aufsatz ihm vielmehr als Anknüpfungspunkt dient, um auch andere Professoren des Bibelinstitutes und nicht zuletzt auch katholische Exegeten und exegetische Zeitschriften anderer Länder einige diskreditieren. Wir wählen aus diesem Katalog einige Beispiele, die die Manier des Autors deutlich machen.

An die Zitierung des Titels eines Buches des Löwener Exegeten J. Levie „La Bible, parole humaine et message de Dieu", worin Levie diese beiden Aspekte der Heiligen Schrift behandelt, knüpft Romeo die Bemerkung: „Menschliches Wort. Bis jetzt nannten wir sie Wort Gottes. Aber wir sind rückständig, belehrt uns Pater Levie." Auf Levie richtet sich übrigens sein Zorn mit besonderer Heftigkeit. So schreibt Levie einmal: „Geboren in einem geschichtlichen Augenblick aus der Tatsache der Menschwerdung, muß die Kirche immer engen Kontakt mit der Geschichte halten." Daraus folgert Romeo: „Da haben wir es ... Die unvergängliche Ökonomie des ewigen Lebens ... reduziert auf ein Moment der Geschichte, eines unter so vielen." Alonso Schoekel schreibt: „Die konkrete Form der Inspiration und Irrtumslosigkeit sind Probleme, mit denen sich die dogmatische Theologie beschäftigen muß." Romeo: „Mit unglaublicher Unbekümmertheit erklärt P. Alonso uns, daß die Inspiration und Hermeneutik, die Irrtumslosigkeit, die Beziehung zwischen der Autorität der Schrift und des Lehramtes ihn nichts angehen; der neue, moderne katholische Exeget dürfe sich um Inspiration und Irrtumslosigkeit nicht kümmern." Wir brauchen die Reihe dieser Sinnverdrehungen nicht fortzusetzen. Sie dienen Romeo als Beweise für massivere Invektiven.

Die von ihm angegriffenen Exegeten, vor allem Alonso Schoekel, sein Kollege Zerwick und Levie sind in seinen Augen Gegner der Tradition und des Lehramtes, ja sie sind Feinde des katholischen Glaubens. „Eine Gruppe, die sich unermüdlich darin betätigt, immer weitere Breschen in das übernatürliche Gebäude des katholischen Glaubens zu schlagen." „Die Behauptungen einiger Ordensleute zerstören sogar die Fundamente unserer Religion." Dabei scheut er sich nicht, Alonso Schoekel Thesen zu unterstellen, die dieser nirgendwo veröffentlicht hat. Es handelt sich also schlechterdings um Verleumdungen. Das gilt auch von der Behauptung, für die Romeo keinen Beweis erbringt, die ihm aber dazu dient, die Gefahr für die Studenten zu beschwören, die ihnen von solchen Lehrern droht: „Es ist sicher, daß das, was sie unter vier Augen ihren Hörern sagen, noch viel weiter geht." Wäre sie nicht so lächerlich, könnte man die Ohren spitzen bei der bewegten Klage: „Ach, dieses unser gastfreies, sonniges Rom läßt nordische Nebel eindringen, für die die Wahrheit auch wieder nicht die Wahrheit ist." Die verderblichen Lehrer seien überdies Pharisäer, da sie sich das Gesicht frommer Männer geben und viele Rosenkränze beten. Aber das Ganze beginnt fürchterlich zu werden: „Eine unaufhörliche Wühlarbeit von Termiten, die im Schatten wirken, in Rom und in allen Teilen der Welt, zwingt dazu, der aktiven Existenz eines vollständigen Plans zur Aushöhlung und Zersetzung der Lehren, aus denen sich

der katholische Glaube aufbaut und nährt, ins Auge zu sehen. Immer zahlreichere Indizien von verschiedenen Seiten bezeugen die schrittweise Entwicklung eines umfangreichen fortschreitenden Manövers, das von sehr geschickten und scheinbar sehr frommen Köpfen geleitet wird und dahin zielt, das Christentum, das bisher gelehrt und durch neunzehn Jahrhunderte gelebt wurde, zu beseitigen und durch das Christentum der Neuzeit zu ersetzen."

Vielleicht bietet dieses letzte Zitat den Schlüssel zum Verständnis der Mentalität, die eine so unglaubliche Schmähschrift hervorbringen und, was das Schlimmere ist, ihr die Spalten einer Zeitschrift öffnen konnte, die immerhin ihr Ansehen zu verlieren hat. Es ist eine Mentalität der Angst, um nicht zu sagen des Verfolgungswahns, die in der Kirchengeschichte nicht unbekannt ist und, wenn sie gewähren darf, integralistische und totalitäre soziale Formen begünstigt. Deswegen kann das Phänomen einer solchen Mentalität und einflußreichen Gruppe in der Hauptstadt der Kirche am Vorabend eines ökumenischen Konzils nicht bagatellisiert werden. Romeo ist von einer einzigen Idee geradezu besessen, von der Idee, daß alles Neue zuletzt vom Unglauben und vom Teufel herkommt. Wäre das wahr, dann brauchte man eigentlich über ein „aggiornamento" nicht mehr zu sprechen. Das Bibelinstitut hat am Schluß seiner Erwiderung darauf hingewiesen, daß eine Veröffentlichung von der Art dieses Aufsatzes vor allem zwei Folgen haben könnte: den Stillstand der katholischen Exegese, man darf vielleicht hinzufügen, der katholischen Theologie, und, was noch weit schlimmer wäre, ein Erschrecken aller nichtkatholischen Christen vor einer solchen Demonstration innerkatholischer Ökumene.

Aus Süd- und Westeuropa

Zur Schulfrage in Italien

Während in den Vereinigten Staaten Präsident Kennedy als erster Präsident katholischen Bekenntnisses durch sein neues Finanzierungsprogramm der Schulen durch den Bund, aus dem die privaten bzw. konfessionellen Schulen ausgeschlossen sind, den Widerstand einiger Vertreter der kirchlichen Hierarchie hervorgerufen hat und der französische Episkopat seine ersten Erfahrungen mit dem Schulgesetz der Fünften Republik sammelt und auswertet (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 58 und 200), hat die Schulfrage — für den ausländischen Beobachter vielleicht etwas unerwartet — auch in Italien zu neuen Auseinandersetzungen in der Öffentlichkeit geführt.

Den Anlaß dazu bot die sog. „Proposta Franceschini", ein Zusatzantrag zum Zehnjahresplan der Regierung Fanfani für die Finanzierung der Schulen, der von einer Gruppe von Abgeordneten der Democrazia Cristiana am 15. 12. 1960 im römischen Parlament eingebracht worden war („Civiltà Cattolica", 1. 1. 61, S. 100—103). Nach dieser Gesetzesvorlage sollten auch die privaten Schulen am neuen staatlichen Finanzierungsprogramm beteiligt werden. Dabei bezog sich die Vorlage allerdings nur auf die privaten Grundschulen, also Kindergärten und Volksschulen, nicht aber auf die privaten höheren Schulen, und auch die Grundschule sollte nur partiell, nicht total vom Staat finanziert werden. Dem Antrag der Gruppe Democrazia Cristiana war bereits im Oktober eine gemeinsame Erklärung der venezianischen Bischöfe zur Schulfrage vorausgegangen. Pressemeldungen brachten sogar die Erklärung der Bischöfe in unmittelbaren Zusammenhang mit der „Proposta Franceschini". Man ist damit sicher zu weit gegangen. Doch dürfte ein indirekter Zusammenhang damit nicht zu leugnen sein.

Eine Erklärung der venezianischen Bischöfe ...

Die Erklärung der venezianischen Bischöfe enthielt folgende wesentliche Punkte:

1. Die Bischöfe drücken ihre Besorgnis über die immer schwierigere Lage der katholischen Schulen aus. Sie unterstreichen die Tatsache, daß die staatlichen Schulen auf Grund eines großzügigen Finanzierungsprogrammes während der letzten Jahre wesentliche Fortschritte gemacht haben, „während unsere katholischen Schulen, angefangen von den Kindergärten, die von den Pfarrgemeinden getragen werden, bis zu den von Ordensleuten und Weltpriestern geleiteten Schulen jeder Richtung und jeden Grades", auf die freiwillige Unterstützung durch das katholische Volk angewiesen sind.
2. Die Bischöfe protestieren gegen diese unterschiedliche Behandlung der öffentlichen und privaten Schulen durch den Staat. Diese widerspricht nach ihrer Meinung dem natürlichen Recht der Eltern, die Schule für ihre Kinder selbst zu wählen, „dem Recht der Kirche, die ihr von Christus aufgetragene Mission zu erfüllen", und schließlich der italienischen Verfassung, die das Recht der Eltern auf freie Schulwahl bestätigt hat (Art. 29 u. 31) und dazu das Recht und die Pflicht zum kostenlosen Besuch der Schule für alle Schulpflichtigen unterstreicht.
3. Die Bischöfe machen die öffentlichen Stellen und die gesetzgebenden Organe auf die Dringlichkeit entsprechender Vorkehrungen in Übereinstimmung mit der italienischen Verfassung aufmerksam, ermahnen die Eltern, Priester und Erzieher, sich des Problems und seiner unmittelbaren Folgen für die Zukunft der Jugend bewußt zu werden, und ordnen einen eigenen „Tag für die Freiheit der katholischen Schule an, um den religiösen, sittlichen und erzieherischen Aspekt des Problems hervorzuheben und eine Aktion für die Anerkennung der Rechte der katholischen Schulen einzuleiten" (vgl. auch „Civiltà Cattolica", 21.1.61, S. 134f.).

... und der Bischöfe der Romagna

Anfang Februar folgte eine ähnliche Stellungnahme der Bischöfe der Romagna. Der Episkopat der Romagna unterstreicht darin seine Pflicht, die Katholiken „auf das schwierige und dringende Problem der Schulen hinzuweisen". Sie legen eindeutig den Standpunkt fest, von dem aus die Kirche ihren Anspruch auf staatliche Unterstützung der katholischen Schulen erheben muß.

Nach der Meinung der Bischöfe muß die Schule in dem Sinne frei sein, „daß die Eltern, indem sie von einem natürlichen Recht Gebrauch machen, die Kinder in die Schule schicken können, die eine ausreichende Garantie für den Schutz ihrer religiösen und moralischen Grundsätze bietet, und dies ohne ungerechte und schwere Lasten" („Osservatore Romano", 2. 2. 61).

Die Bischöfe fordern ihre Gläubigen auf, diesen fundamentalen Grundsatz zu verteidigen, und ermahnen Priester und katholische Organisationen, diesen grundsätzlichen Aspekt des Schulproblems hinreichend klarzustellen, „so daß die italienischen Katholiken in der Lage sind, ihre Stimme vernehmbar zu machen". Ende

März und Anfang April folgten ähnliche Stellungnahmen der toskanischen (NCWC News Service, 27. 3. 61) und sizilianischen Bischöfe („Il Messaggero", 7. 4. 61).

Verfassungsrechtliche Argumente

Die Gesetzesvorlage hat, wie zu erwarten war, eine sehr lebhafte Diskussion in der italienischen Presse aller Richtungen und Farben hervorgerufen, die durch die Erklärung der Bischöfe verschärft wurde.

Die vielen polemischen Artikel, die in der unmittelbaren Folgezeit dazu erschienen sind und in denen die Antragsteller als „Handlanger" des Episkopates hingestellt werden, der darauf aus sei, die „Proveditori agli studi", die obersten Schulbeamten der Provinzen, „durch die Bischöfe zu ersetzen" („L'Espresso", 25. 12. 60), bedienen sich im wesentlichen folgender Argumente: Die Finanzierung privater Schulen durch den Staat gefährde die Existenz der staatlichen Schule, der Staat könne nicht zugunsten „privater" Interessen auf die Erziehung und Ausbildung seiner Bürger verzichten, durch Unterstützung der privaten Schulen fördere man eine Art Kulturkampfstimmung im Lande und besonders in den Schulen. Überdies sei der Antrag verfassungswidrig.

Was die verfassungsrechtliche Seite anlangt, sind die Einwände sehr allgemein und formal gehalten. Prof. Raghianti weiß in einem Artikel in der „Unità" zwei Argumente für die Verfassungswidrigkeit des Antrages anzuführen. Die „Proposta Franceschini" gebe keinen Aufschluß über die Kostendeckung und belaste den Staat mit Verpflichtungen gegenüber privaten Unternehmungen („Unità", 15. 12. 60). Die Antragsteller berufen sich dabei auf den Artikel 33 der italienischen Verfassung, der dem Staat die Pflicht auferlegt, für die Schulbildung aller Bürger in gleicher Weise Sorge zu tragen. Es dürfte ziemlich schwerfallen, in dieser allgemeinen Verpflichtung des Staates ein Argument gegen die Zulässigkeit staatlicher Unterstützung für die privaten Schulen zu sehen. Es ließe sich verfassungsrechtlich höchstens ein allgemeines Kontrollrecht des Staates über alle Schulen ableiten, aber auch nicht mehr.

Ein Grundsatzproblem

Mehr als um ein Verfassungsproblem geht es hier aber offenbar um eine Grundsatzfrage hinsichtlich der Beziehungen zwischen Kirche und Staat und um die grundsätzliche Kompetenzenverteilung zwischen den beiden. Man muß dabei beachten, daß der italienische Staat seit seiner Gründung ein durchaus laizistisches Gepräge hat, das mit den Vorstellungen der katholischen Kirche nur schwer zu versöhnen ist. An dieser laizistischen Grundhaltung des Staates vermochte auch die neue Verfassung von 1947 und die christlich-demokratische Regierung während der letzten Jahre nicht viel zu ändern, da die laizistischen Koalitionspartner die Kulturpolitik der Christlichen Demokraten sehr genau im Auge behielten.

Darum mußten sich auch die Antragsteller von Anfang an darüber im klaren sein, daß sie mit ihrem Vorhaben bei den anderen Parteien, auch bei denen der Mitte, auf keine besondere Gegenliebe stoßen würden.

Die Verfassung garantiert zwar die Existenz der privaten Schulen. Jede Privatperson, die sie wünscht, ist befugt, eine Schule zu eröffnen. Diese kann eine *Privatschule* sein, und zwar dann, wenn die Verantwortung ausschließlich beim privaten Schulträger liegt, oder eine *gleichgeschaltete* Schule, wenn die Schulleitung sich verpflichtet, alle Anordnungen zu beachten, die für den Betrieb und den Lehrplan der entsprechenden staatlichen Schulen gelten. In der gleichgeschalteten Schule gelten für die Zulassung, die Prüfungsordnung und die Erlangung von Diplomen dieselben Vorschriften wie für die staatlichen Schulen. Sie ist unabhängig in der Auswahl der Kurse, in der Einstellung der Lehrkräfte, in der internen Ordnung und in den finanziellen Fragen. Die private Schule ist auch in der Gestaltung des Lehrplanes und in der Erstellung der Prüfungsordnung von der staatlichen Gesetzgebung vollkommen unabhängig. Die Diplome dieser Schulen haben aber im staatlichen Bereich keinerlei rechtskräftige Wirkung. Schüler solcher Schulen, die sich staatlichen Prüfungen unterwerfen, gelten als „Privatisten" und sind als solche „Autodidakten" gleichgestellt. Die Zahl solcher Schulen ist in Italien, verglichen mit den staatlichen, gering. Nach Angaben von P. De Rosa SJ in der „Civiltà Cattolica" vom 21. Januar 1961 besuchen von den Schülern der Mittelschulen (Unterstufe) und beruflichen Fortbildungsschulen 85,4 Prozent staatliche Schulen und nur 14,6 Prozent private Schulen. Bei den technischen Fortbildungsschulen ergibt sich ein ähnliches Verhältnis. Nur bei den Gymnasien und Realgymnasien beträgt der Anteil der privaten Schulen 25 Prozent. Durch verschiedentlich notwendig gewordene Schließungen ist der Anteil der privaten Schulen ständig im Fallen. Dieser Rückgang ist jedoch ein relativer und kein absoluter, da die Neugründungen die Schließungen doch bedeutend übertreffen.

Über die Verteilung der kirchlichen Schulen auf die beiden genannten Typen (Privatschule, gleichgeschaltete Schule) liegen keine amtlichen Angaben vor. Es ist aber zu beachten, daß der größere Teil der mittleren und höheren katholischen Schulen unter die Gruppe der „privaten" fällt. Dies gilt vor allem für die sog. „Kleinen Seminarien" der Diözesen und die Schulen der einzelnen geistlichen Orden. Diese Tatsache ist für die Lage der katholischen Schulen und insbesondere für die Ausbildung der Ordensleute und des Klerus von nicht geringer Bedeutung. Denn diese privaten Schulen dienen ja in erster Linie dem Klerus- und Ordensnachwuchs, soweit es sich nicht um Schulen weiblicher Orden handelt. Nur die gleichgeschalteten höheren Schulen dienen in erster Linie der Heranbildung der Laien.

Entscheidend für unser Problem sind aber nicht die mittleren und höheren Schulen, deren Unterstützung die genannte Gesetzesvorlage gar nicht vorsieht, sondern die katholischen Grundschulen, hauptsächlich Kindergärten und in geringerer Zahl die privaten Volks- und beruflichen Fortbildungsschulen, die für die kirchlichen Finanzen eine große Belastung darstellen, dem italienischen Staat aber jedes Jahr bedeutende Summen ersparen und für das öffentliche Leben Italiens eine kulturelle Leistung ersten Ranges darstellen. Die bisherige Ablehnung jeder Unterstützung von seiten des Staates bedeutet für die katholischen Schulen und Kindergärten nicht bloß eine außerordentliche finanzielle Belastung, sondern vermindert auch deren qualitative Leistungsfähigkeit. Die wiederholten Gehaltserhöhungen für die Lehrkräfte während der letzten Jahre haben den katholischen Schulen zusätzliche Lasten gebracht, die sie in ihrer Existenz gefährden. Da und dort mußten katholische Schulen während der letzten Jahre bereits schließen. Jene, die sich halten können — und dies gilt vor allem für die Mittel-

und beruflichen Fortbildungsschulen —, sind, da sie nicht die vollen staatlichen Gehälter zahlen können, gezwungen, solche Lehrkräfte einzustellen, die in den staatlichen Schulen keine Anstellung finden, sich also hauptsächlich aus Vertretern aus der Schicht „unterbeschäftigter" Lehrkräfte zusammensetzen. Dabei handelt es sich jedoch meist um junge Lehrer, die ihren Dienst in den privaten Schulen nur so lange versehen, als sie keine besser bezahlten Stellen in den staatlichen Schulen erhalten. Da zudem die Diözesen und die Ordensgemeinschaften — dies gilt auch für die weiblichen Ordensgemeinschaften — nicht mehr über genügende eigene Nachwuchskräfte verfügen, sind sie immer mehr gezwungen, Laienkräfte für den Unterricht heranzuziehen. Dieser Umstand würde an sich noch keinen Schaden weder für die italienischen katholischen Schulen noch für die Diözesen und Ordensgemeinschaften bedeuten. Es wäre sogar ein erster geeigneter Schritt, die katholischen Schulen aus ihrer schon zur Tradition gewordenen geistigen Inferiorität zu befreien und das Schulniveau zu heben, wenn nicht das Problem der Finanzierung bestünde.

Die politischen Schwierigkeiten

Man kann deshalb die Haltung der Bischöfe und jener Abgeordneten der Democrazia Cristiana verstehen, die bereit sind, dem Aufruf der Bischöfe, die gesetzgebenden Organe des Staates auf die legitimen Ansprüche der Katholiken bezüglich der Privatschulen aufmerksam zu machen, Folge zu leisten. Die Opportunität sowohl der bischöflichen Stellungnahmen, die in einer Zeit erfolgen, in der gerade die gemäßigten Kräfte der Democrazia Cristiana schweren politischen Belastungen ausgesetzt sind und es schwer haben, die Forderungen hoher Vertreter der Hierarchie mit der politischen Wirklichkeit Italiens in Einklang zu bringen, als auch des Antrags der Abgeordneten der Democrazia Cristiana, die dadurch zu den ohnehin zahlreichen Meinungsverschiedenheiten zwischen den Parteien der Mitte eine weitere hinzugefügt haben, der Linken zusätzlich Material für antiklerikale Parolen liefern und die Regierung Fanfani in Schwierigkeiten mit den sie stützenden Parteien bringen, muß jedoch in Zweifel gestellt werden.

Tatsächlich hat die Frage der Unterstützung der privaten Schulen, wie der „Corriere della Sera" vom 30.3.61 zu berichten weiß, in den Gesprächen des Ministerpräsidenten mit den Vertretern der Parteien der Mitte eine Rolle gespielt. Dabei hat sich herausgestellt, daß der Widerstand der Parteien außerhalb der Democrazia Cristiana von ebensolcher für italienische Verhältnisse fast erbaulichen Einmütigkeit war wie die Kampagne der nichtkatholisch orientierten Presse. Der Sekretär der Liberalen Partei, Giovanni Malagodi, beeilte sich nach einem Gespräch mit Fanfani, zu erklären, daß seine Partei niemals bereit sein werde, eine von den anderen Parteien, die die Regierung Fanfani stützen, verschiedene Stellung in der Schulfrage einzunehmen. Erfahrungsgemäß ist aber gerade von seiten der liberalen und antiklerikalen Linken, also besonders bei den Republikanern und Sozialdemokraten, eine noch entschiedenere Gegnerschaft gegenüber der kirchlichen Schulpolitik zu erwarten. Auch die Democrazia Cristiana hat bisher nur zum Teil zu den Forderungen der Bischöfe und zur Gesetzesvorlage vom 15. Dezember gestanden.

Widerstände gegen die Gesetzesvorlage und damit gegen die staatliche Unterstützung der privaten Schulen überhaupt sind gerade bei den jungen Katholiken und Vertretern der Democrazia Cristiana festzustellen. In einer Erklärung der italienischen Studentenverbände, in denen die Katholiken mitvertreten sind, heißt es: „Die Studentenverbände widersetzen sich energisch dem Gesetzesentwurf..., der eine, wenn auch nur teilweise Finanzierung der privaten Schulen durch den Staat vorsieht... Diese Unterstützung scheint unzulässig besonders unter folgender Rücksicht: weil die Unterstützung der privaten Schulen... zu einer Zeit, wo man selbst in Städten wegen Mangel an Schulbauten zum Dreischichtenunterricht Zuflucht nehmen muß, notwendig zu einer weiteren Vergeudung finanzieller Mittel führen wird, ohne damit zu einem für Unterricht und Erziehung nützlichen Ergebnis zu kommen" („Questitalia", Februar 1961, S. 31). In ähnlicher Form nahm der Präsident des christlich-demokratischen Studentenverbandes Stellung, indem er erklärte, die gegenwärtige Situation der Schule in Italien würde keinen Entzug finanzieller Mittel zugunsten der Privatschulen zulassen.

Diese Stellungnahmen sind zunächst zu verstehen aus der Sorge um die Leistungsfähigkeit der öffentlichen Schulen und der italienischen Schule überhaupt. Es ist das Verantwortungsgefühl für Schule und Erziehung, das die jungen Vertreter der Democrazia Cristiana zu dieser Haltung veranlaßt. Diese Haltung ist um so verständlicher in einem Lande, in dem infolge der besonderen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, aber auch infolge einer seit je vernachlässigten Schulpolitik, die Schule, angefangen von den Volksschulen bis zu den Universitäten, um das Existenzminimum an Leistungsfähigkeit kämpft. Aber aus diesen und ähnlichen Stellungnahmen spricht auch das Mißtrauen der jungen katholischen Generation gegen die eigene konfessionelle Schule, ihre Leistungsfähigkeit und Zweckmäßigkeit innerhalb der gegebenen Möglichkeiten der italienischen Kulturpolitik.

Die Regierung selbst bemüht sich, die Frage mit entsprechender Zurückhaltung zu behandeln. Man darf erwarten, daß die Democrazia Cristiana über so viel politische Geschicklichkeit verfügt, daß sie die Frage in irgendeiner Weise einer Lösung näherzubringen vermag. Man darf aber kaum erwarten, daß die Gesetzesvorlage bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des Parlaments alle gesetzgebenden Instanzen so passiert, daß noch etwas davon übrigbleibt und sich deshalb an der Lage der katholischen Schulen in Italien, an deren beklagenswerten Verhältnissen die prekäre finanzielle Lage ohne Zweifel einen wesentlichen, aber nicht ausschließlichen Anteil hat, in absehbarer Zeit grundsätzlich etwas ändert.

Spanische Hirtenworte vor dem Konzil

Die spanischen Kardinäle und Erzbischöfe (die elf Metropoliten und der Generalvikar des Heeres) haben nach ihrer Zusammenkunft im November 1960 eine gemeinsame Erklärung „vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil" erlassen, die im Februar 1961 veröffentlicht wurde. Sie beschreiben darin das kommende Konzil als „den sichtbaren Ausdruck der Einheit, der Katholizität, der Heiligkeit und der Apostolizität der Kirche". Als die gebührende Vorbereitung der Gläubigen empfehlen sie: „Studium, Gebet und die enge Einheit mit den Bischöfen".

Wir heben hier verständlicherweise jene Punkte des Hirtenbriefes hervor, die sich für den Ausländer als besonders typisch darstellen und sich von den kirchlichen Stellungnahmen in anderen Ländern unterscheiden.

Mit den Bischöfen leben

Es heißt in der Erklärung: „Die einzige Art und Weise, mit Christus zu leben, ist das Leben mit der Hierarchie, wie sie vom Papst und den Bischöfen gebildet ist. Wer sich von ihnen entfernt, entfernt sich von Christus. Die Verbindung mit ihren Lehren zu lösen ist gleichbedeutend mit dem Verlust der Wahrheit Jesu. Sich unter Mißachtung der von den Bischöfen gehüteten universellen Anliegen persönlichen Interessen hinzugeben (und seien sie noch so ehrenwert und selbst heilig) bedeutet, die Katholizität im eigenen Egoismus zu ersticken. Von den Normen abzuweichen, die der Papst und die Bischöfe vorgezeichnet haben, ist die Verirrung vom Wege der Heiligkeit in die Wege der Sünde. Die Apostolizität wird von jeder Form der Rebellion gebrochen, die sich gegen die doktrinäre, liturgische und moralische Autorität der Bischöfe als der Erben des Lehramtes, Priesteramtes und Hirtenamtes der Apostel stellt."

An anderer Stelle wird das gleiche Problem nochmals aufgegriffen: „Die erstaunlichen technischen Fortschritte der letzten hundert Jahre haben das Gesicht der Menschheit grundlegend verändert, indem sie das Lebensniveau schnell verbesserten und die Idee der menschlichen Solidarität wie nie zuvor weckten. Unsere Epoche erlebt hierin absolut neue historische Umstände mit außerordentlich weittragenden Folgen. Es ist niemandem verborgen, daß alle diese Probleme eine deutliche und unmittelbare Auswirkung auch im kirchlichen Leben haben. Jede individuelle oder soziale Evolution im menschlichen Leben ruft immer zugleich die ganze Anteilnahme der Kirche als Mutter der Menschen und der Völker auf den Plan. Der Fortschritt der Menschheit und ihre schnelle Entwicklung öffnen heute seelsorgliche Möglichkeiten und Notwendigkeiten wie nie zuvor in der Geschichte; anderseits versucht die Verwirrung, die wie immer in Zeiten der Krise entsteht, sich auch in kirchlichen Sektoren Eingang zu verschaffen. Es gibt einen Geist des Widerspruchs und der stolzen Selbstgenügsamkeit unter gewissen ungenügend gebildeten und wenig frommen Laien. Und selbst unter den Priestern macht sich in immer schwerwiegenderer und besorgniserregenderer Weise ein gewisser Neuerungsgeist bemerkbar; er äußert sich in Initiativen, die die Gegenzeichnung durch die Bischöfe hintergehen, in respektloser Kritik gegen ihr Lehramt und ihr Verhalten, in merkwürdigen Ansichten über bestimmte Frömmigkeitsformen, Mißachtung der Bilderverehrung, der Prozessionen — all dies gegen den traditionellen Sinn der Kirche."

„Ungehorsam und töricht"

Diese deutlichen Hinweise in einem Hirtenbrief des obersten Forums der spanischen Kirche (das sich bisher hauptsächlich nur zu sozialen Fragen geäußert hat, vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 301) zeigen, daß die Erscheinungen von Insubordination und Vertrauensschwund zwischen Gläubigen und Episkopat, wie sie in den Briefen der baskischen Priester zum Ausdruck kamen (vgl. ds. Jhg., S. 77 ff. und 252), einen grundsätzlichen und für die Kirche in Spanien geradezu bedrohlich erscheinenden Charakter haben. Die Erklärung der Metropoliten sagt dazu noch im dritten Teil: „Auch unter uns hat man jüngst den Nebel der Verwirrung in den verschiedensten Formen zu verbreiten versucht. Es sind Briefe umgegangen, die von einer angeblichen, in Wirklichkeit gar nicht existierenden ‚Nationalunion des Spanischen Klerus' unterzeichnet waren, und man hat irgendeine gegen die Bischöfe gerichtete Schrift vervielfältigt, in der man klar die Hand oder den Einfluß der Feinde Gottes und seiner Kirche sehen kann. Wir müssen daran erinnern, daß es nur eine einzige Möglichkeit gibt, mit dem Papst zu sein: die Einheit mit dem eigenen Bischof. Wenn der Bischof spricht, hat jede eigene Meinung aufzuhören (todo criterio propio tiene que ceder), weil die Treue zur Botschaft Christi nur auf dem Wege über die Hierarchie verwirklicht werden kann — mögen die Feinde Christi oder einige irregeleitete Gläubige und selbst Priester sagen, was sie wollen, wenn sie mit unmöglichen und absurden Distinktionen kühn und modern sein wollen und doch nur ungehorsam und töricht sind."

Wie „Informations Catholiques Internationales" melden, haben sich die mehr als dreihundert baskischen Priester, die die seinerzeitigen Protestschreiben an ihre Bischöfe verfaßt hatten, mit der Bitte um Entscheidung über ihr Vorgehen an die Sacra Rota Romana in Rom gewandt. Sie weisen darauf hin, daß die Bischöfe ihre Forderung auf ein größeres Maß an religiöser und bürgerlicher Freiheit streng getadelt und mit der Suspensio a divinis bedroht hätten.

Die Einheit der Christen

Im übrigen sagt die Erklärung der spanischen Metropoliten: „Was der Papst will und was wir alle zusammen mit ihm wünschen sollten, ist, daß das Zweite Vatikanische Konzil ein so unmißverständlicher Ausdruck der Vitalität und ewigen Jugend der Kirche, ihrer inneren Einheit, ihrer Wahrheit und ihrer Liebe werde, daß es die Aufmerksamkeit der getrennten Brüder mit aller Kraft auf sich lenkt."

„Eine Folge des göttlichen Beistandes in der Kirche ist es auch, daß der Geist Gottes heute die Sehnsucht nach Einheit unter allen Christgläubigen weckt . . . Die Bedeutung dieser Epoche fordert mehr denn je die Erfüllung des Einheitsauftrages Christi beim letzten Abendmahl. Deshalb sind nicht ohne göttliche Eingebung Einheitsbestrebungen unter den getrennten Brüdern entstanden. In unserer heiligen Mutter Kirche selbst läßt der Geist das Bewußtsein der Spaltung jeden Tag schmerzlicher und das Gebet für die Einheit inständiger und einmütiger werden; gleichzeitig läßt er neue Bemühungen wachsen, den Weg für die Rückkehr der Getrennten ins Haus des Vaters in Rom zu ebnen."

Die Gebetswoche für die Wiedervereinigung im Glauben (18.—25. Januar 1961) wurde in der kirchlichen Presse Spaniens mit außerordentlicher Anteilnahme und Intensität vorbereitet und begleitet (vgl. auch ds. Jhg., S. 155). Ein Beispiel bietet die Priesterzeitschrift „Incunable", die ihre beiden Januarnummern mit Beiträgen von Kardinal Cigognani und weiteren höheren Geistlichen vollständig den ökumenischen Fragen widmete. Der Vortrag von Professor de Echeverría „Das Konzil und die öffentliche Meinung in der Kirche" (a. a. O.) ist inzwischen auch als Broschüre gedruckt erschienen.

„Kein falscher Irenismus"

Eine sehr einschränkende Stellungnahme kommt dagegen vom Bischof von Madrid und Patriarchen von Westindien, Leopoldo *Eijo Garay* (er ist kein Metropolit und gehört daher nicht zu den Unterzeichnern des eingangs genannten gemeinsamen Hirtenbriefes). In seiner Erklärung heißt es: „Die Bemühungen der katholischen Ökumeniker, die Dissidenten möchten die Gebetswoche für die Wiedervereinigung im Glauben mit uns begehen, sind sehr zu loben. Aber es erscheint Uns übertrieben, was ein sonst edler und in seinem Anliegen eifriger Ökumeniker tat, als er ein Gebetsformular für die Gebetswoche vorschlug, in dem der Sinn allzusehr verdunkelt wird. Denn wir Katholiken können nur die Wiedereingliederung aller Christen unter die Autorität des Papstes fordern. Man darf unseren Gläubigen keine Gebetsformulare vorschlagen, in denen man nur ‚für die Einheit aller Christen' betet; hier entsteht der Eindruck, als hätten wir das Minimalprogramm des Genfer Ökumenismus akzeptiert, der den Zusammenschluß aller Konfessionen in einer einzigen positiv ausschließt (descarta positivamente). Die Fackel der Theologie muß auch über den friedlichen interkonfessionellen Zusammenkünften des Gebets und des organisierten Zusammenlebens leuchten, um nicht in jenen ‚falschen Irenismus' auszugleiten, wie er in *Humani generis* angeklagt wird ... In Anbetracht der delikaten Themen, wie sie in den interkonfessionellen Beziehungen zur Frage stehen, ist es erforderlich, daß diese Kontakte und ihre Behandlung in Büchern und Zeitschriften nicht Essayisten, sondern nur höchst kompetenten und spezialisierten Priestern und Laien anvertraut werden. Sonst reißt man nieder, anstatt aufzubauen, und an die Stelle der gemeinsamen Annäherung an die wahre Einheit tritt die Verirrung, wie es einige Male schon vorgekommen ist" (Ecclesia, 25. 2. 61).

Der französische Episkopat zur Geburtenbeschränkung

Ein Gesetz aus dem Jahre 1920 verbietet in Frankreich jede Propaganda zugunsten der Geburtenverhütung. Demnach wird jeder bestraft, der eine solche Propaganda schriftlich oder mündlich betreibt oder „über die entsprechenden Methoden der Empfängnisverhütung Auskunft gibt". In den letzten fünf Jahren ist nun in der französischen Öffentlichkeit eine lebhafte Diskussion um das genannte Gesetz entstanden. An dieser Diskussion haben sich Biologen, Mediziner, Soziologen, Parlamentarier und Geistliche beider Konfessionen in gleicher Weise beteiligt wie Presse, Rundfunk und Fernsehen. Im Jahre 1956 wurde dreimal ein Antrag eingebracht, der die Abschaffung des Gesetzes zum Ziele hatte. Keiner der Anträge fand aber die notwendige Mehrheit im Parlament. Trotzdem konnten sich die Geister bis heute nicht beruhigen. Als eines der Ergebnisse dieser Diskussion darf auf katholischer Seite neben einer Reihe von Artikeln in verschiedenen Fachzeitschriften die umfangreiche und gründliche Studie des Jesuiten S. de Lestapis (La limitation des naissances, Paris 1958) angesehen werden, dessen deutsche Übersetzung (im Verlag Herder) in Vorbereitung ist. Bedauerlicherweise droht die Diskussion um das genannte Gesetz in letzter Zeit immer mehr zu einer Propaganda zugunsten einer mehr oder weniger unterschiedslosen Anwendung empfängnisverhütender Mittel auszuarten. Offenbar aus diesem Grunde wollte der französische Episkopat sich nicht mehr auf die Stellungnahmen der katholische Soziologen und Moraltheologen beschränken, sondern sah sich zu einer offiziellen Stellungnahme zum Thema veranlaßt.

Die Äußerungen von Kardinal Gerlier

Als erster von den Bischöfen nahm Kardinal Gerlier, Erzbischof von Lyon, anläßlich einer Klerustagung in Lyon zum Thema offiziell Stellung („La Documentation Catholique", 19. 3. 61). Diese Stellungnahme formuliert das weltweite Problem gegenüber älteren, auch heute noch verbreiteten moraltheologischen Positionen unter Berücksichtigung der sozialen Daten in einer Weise, die vor allem für die praktische Pastoral hilfreich ist.

Geburtenregelung innerhalb der natürlichen Grenzen

Der Kardinal geht von der Frage aus, ob die Kirche für oder gegen die Geburtenkontrolle sei. Er beantwortet diese Frage zunächst mit einem Hinweis auf die Schrift, die die eheliche Fruchtbarkeit als Geschenk Gottes ansehe. Aber die Schrift „bemesse die Vollkommenheit der Familie nicht nach der Anzahl der Kinder". Deswegen sei Großmut in Hinblick auf das Kind nur wahrhaft menschlich, wenn sie den ganzen Menschen berücksichtige. Der Wille zur Zeugung finde sein Gesetz und seine Grenze in der Liebe, aus der heraus er lebt. Deswegen seien allzu rasch aufeinanderfolgende Schwangerschaften mit Rücksicht auf die Gesundheit der Mutter zu vermeiden. Die Ehegatten hätten auch dann auf die Vergrößerung der Kinderzahl zu verzichten, wenn sie nicht mehr imstande seien, ein weiteres Kind zu ernähren und zu erziehen. Die katholische Moral lehne eine Geburtenbeschränkung, die auf rein egoistischen und materialistischen Voraussetzungen fußt, ab, aber sie billige durchaus eine Regelung der ehelichen Fruchtbarkeit, die von kluger Rücksicht auf Eltern und Kinder getragen sei. Geburtenbeschränkung innerhalb der Grenzen der Vernunft bedeute für die Gatten freilich ein schwieriges Problem. Die periodische oder dauernde Enthaltsamkeit stelle hohe Anforderungen an die Ehepartner. Demgegenüber stelle die Anwendung chemischer Mittel zweifelsohne eine viel leichtere Lösung dar.

Natürliche und technische Methoden

Ist also eine Mitbestimmung der Eltern bei der Kinderzahl nicht nur sittlich erlaubt, sondern unter Umständen auch geboten, so stellt sich die weitere Frage nach den Mitteln, die bei der Verwirklichung dieser Mitbestimmung anzuwenden sind. Hier verweist der Kardinal auf eine grundlegende, seit der Enzyklika *Casti connubii* übliche Unterscheidung der Moraltheologie: auf den Unterschied zwischen natürlichen und rein technischen Mitteln. Die Demographen und übrigen Publizisten verstünden unter Geburtenbeschränkung vielfach unterschiedslos jedes Verfahren, „das zugunsten der Empfängnisverhütung angewandt werden" könne. Die Moraltheologie unterscheide hingegen zwischen „natürlichen Methoden, die dem objektiven Zweck der Sexualität Rechnung tragen, und den empfängnisverhütenden Methoden, die dieses Gesetz nicht beachten". Die Kirche halte die natürlichen Methoden für erlaubt und wünsche, daß die Wissenschaft zu einer exakteren Bestimmung der fruchtbaren und unfruchtbaren Tage der Frau gelange, aber sie erkläre mechanische oder chemische Mittel für unzulässig. Die

Kirche habe Verständnis für die schmerzliche und oft sogar tragische Lage der Eheleute, die auf ein weiteres Kind verzichten müßten, könne die Leute aber nicht zu einer laxen Moral erziehen.

Das Gesetz aus dem Jahre 1920

Am Schluß seiner Erklärung kommt der Kardinal ausdrücklich auf das umstrittene Gesetz zu sprechen. Dabei findet er kein Wort der Verteidigung für das Gesetz als solches, betont vielmehr, „die rechte Sorge um die Wahrheit und das Gemeinwohl" verlange, daß nicht bloß die schädlichen Folgen des Gesetzes beachtet würden, sondern auch die Nachteile, die sich aus dessen Abschaffung ergeben würden. Die gegenwärtige, gegen die Abschaffung des Gesetzes gerichtete Propaganda wende allzu leicht Methoden an, die gegen das Gewissen verstoßen. Sie versuche oft, die Empfängnisverhütung als solche zu rechtfertigen, und habe für sittliche Bedenken nur Spott übrig. Der Kardinal wehrt sich vor allem gegen die tendenziöse Verwendung statistischer Zahlen, die den Ergebnissen ernsthafter Untersuchungen nicht entsprächen. Diese Propaganda bemüht sich mehr um Verdunkelung von Gesetz und Moral als um die Aufklärung der Leute „über die sehr komplexen Fragen dieses schwierigen Problems".

Die gemeinsame Erklärung der Kardinäle und Erzbischöfe

Wenige Wochen später gaben die Kardinäle und Erzbischöfe Frankreichs anläßlich ihrer Frühjahrstagung eine gemeinsame Erklärung zum selben Thema ab („La Documentation Catholique", 18. 3. 61, Sp. 371 f.). Die Erklärung hatte folgenden Wortlaut:

„Seit einiger Zeit hat im Lande und in der Welt eine Kampagne zugunsten der Geburtenbeschränkung durch Anwendung empfängnisverhütender Mittel eingesetzt. Sie verwirrt die Geister und irritiert die öffentliche Meinung. Sie hat schädigende Wirkungen für den einzelnen, die Familie und das Volk.

Die Kampagne beruft sich auf sehr verschiedene Argumente: bald auf die Emanzipation der Frau und auf die absolute Freiheit des Individuums, bald auf den Kampf gegen die Abtreibung oder — in entgegengesetzter Richtung — auf den Kampf gegen die Überbevölkerung. Schließlich sieht sie darin das geeignete Mittel, das Problem des Hungers in der Welt zu lösen. In der Tat weist diese Frage vielerlei Gesichtspunkte in demographischer, psychologischer, sozialer und sittlicher Hinsicht auf.

Indem wir uns auf unser eigenes Gebiet beschränken, haben wir die Pflicht, die Gewissen im Lichte der christlichen Offenbarung und der Kundgebungen der Päpste zu erhellen, wie dies bereits durch verschiedene bischöfliche Stellungnahmen geschehen ist.

Die Stellung der Kirche

Die Kirche hat großes Verständnis für die Schwierigkeiten, die sich für die Familien aus rasch aufeinanderfolgenden Geburten ergeben, und ebenso für die Probleme, die in manchen Ländern durch das rasche Anwachsen der Bevölkerung entstehen. Aber sie hat die Aufgabe, die Grundsätze in Erinnerung zu rufen, die die Menschen und vor allem jene, die öffentliche Verantwortung tragen, in der Suche nach wahrhaft menschlichen, mutigen und positiven Lösungen führen sollen.

1. Gott, der die Seele als Prinzip des Lebens erschafft, ist der alleinige Herr des menschlichen Daseins. Die wissenschaftlichen und demographischen Daten haben nur hinweisenden Wert. Das Gesetz des Herrn allein besitzt verpflichtende Kraft. Es gibt in der Struktur des menschlichen Daseins selbst eine natürliche Ordnung, die von Gott geschaffen ist für das Wohl des einzelnen und der Gesellschaft. Der Mensch hat nicht das Recht, diese Ordnung zu verletzen. Er hat die sittliche Verpflichtung, sich daran zu halten.
2. Hohe und zutiefst menschliche Werte sind mit der Treue zu dieser Ordnung verbunden: die wahrhafte Liebe, die Achtung vor dem Leben, die Elternschaft, die Familie.
3. Es ist nie erlaubt, auch nicht bei ehrenhafter Absicht, sich eines Verfahrens zu bedienen, das seinem Wesen nach sittlich schlecht, weil der wirklichen Bedeutung einer menschlichen Funktion entgegengesetzt ist.
4. Die eheliche Liebe ist keine bloße, egoistische Leidenschaft, die allein auf den Genuß ausgerichtet ist, sondern ein gegenseitiges Geschenk, das seinshaft gebunden ist und seine volle Entfaltung in der Zeugung und gewissenhaften Erziehung der Kinder findet, die um ihrer selbst willen geliebt werden. Deswegen kann alles, was die Verwischung oder Herabsetzung dieser Sicht des Kindes im Herzen der Eltern zur Folge hat, auf die Dauer nur geistige Zwietracht und selbst psychische Störungen nach sich ziehen.
5. Die Kirche ist nicht geburtenfreudig um jeden Preis. Um den Gatten zu helfen, ihre Aufgabe zu erfüllen und den obersten Zweck der Ehe zu verwirklichen, der nicht bloß in der Zeugung, sondern auch in der Erziehung der Kinder besteht, appelliert die Kirche an die Vernunft, an die Pflicht und das Gewissen, an die wahrhafte Liebe, an die Großmut gegenüber dem Geschenk des Lebens, an die Verpflichtungen der Eltern, vor Gott über die Zahl der Kinder, die zu erziehen sie imstande sind, zu entscheiden.

Die Hörer der Frohbotschaft dürfen keine ethischen Minimalisten sein und dürfen nicht die im Sakrament der Ehe hinterlegte Gnade vergessen und die übernatürlichen Hilfen, die ihnen Christus durch die Kirche geschenkt hat.

Praktische Lösungen

Deswegen sind alle jene Verfahrensweisen zu mißbilligen, die durch empfängnisverhütende und sterilisierende Mittel auf künstliche Weise die Geburt des Kindes verhindern. Diese Mittel, weit davon entfernt, die Zahl der Abtreibungen zu verhindern, führen zu nichts anderem als zu deren Steigerung, und nach und nach auch dazu, die Achtung vor dem Leben zu ersticken. Sie bilden vor allem kein wahrhaft menschliches Heilmittel gegen die Überbevölkerung, noch lösen sie das Problem des Hungers in der Welt.

Man begnügt sich mit allzu negativen, trägen und einfachen Lösungen. Man muß aber in positiver und ermutigend konstruktiver Weise auf die Beseitigung allzu großer und sozialer Ungleichheiten und auf eine menschlichere und gerechtere Weltordnung hinweisen. Diese Situation verlangt nach wirksamer Hilfe, die von der Liebe getragen ist. Sie wird die beste Lösung finden in einer rationelleren Ausnützung des bebaubaren Bodens und der Rohstoffe und ebenso in einer besser organisierten wirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen den Völkern. Wir müssen Vertrauen haben in den Fortschritt von Wissenschaft

und Technik, in die Fähigkeit des Menschen zur Entdeckung von noch verborgenen Schätzen der Natur, die durch den Schöpfer der Erde, der Luft und dem Meere anvertraut sind.
Denn nach göttlichem Plan sind die Mittel der ganzen Schöpfung bestimmt, die Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen. Ebenso notwendig sind wirksame soziale Hilfen, die die Wohnungskrise lösen und das allgemeine Lebensniveau heben. Auf diese Weise soll für die Familien die Möglichkeit geschaffen werden, sich normal zu entfalten.
Die ohne Vorbehalt gebrauchte Ausdrucksweise ‚Kontrolle' und ‚Beschränkung' enthält eine für die menschliche Person bedrohliche materialistische Einstellung.
Demgegenüber schließt der Ausdruck ‚Geburtenregelung', die sich der Methode bedient, die die Wissenschaft mit immer größerer Exaktheit erarbeitet, die bewußte Unterwerfung unter eine höhere sittliche Norm in den menschlichen Liebesbeziehungen in sich.
Eine solche Regelung setzt eine mit Geduld erworbene Selbstbeherrschung voraus und eine freie Zähmung der Instinkte. Sie aktuiert die Tugend der Klugheit, auf Grund deren sich die Gatten im festen Glauben und Vertrauen auf die göttliche Vorsehung für die Fortsetzung der Mutterschaft entscheiden. So sind sie immer ausgerichtet auf ihre Aufgabe als Eltern und Erzieher. Sie finden die Mittel, ihre Liebe zu vertiefen, und werden angehalten, sich in gegenseitiger Großmut zu übertreffen.
Wer sieht nicht, daß diese wichtige Frage in ihrer ganzen sittlichen, sozialen und religiösen Bedeutung gesehen werden muß und daß es keine Lösung geben wird außer durch gemeinsame Anstrengung auf all diesen Gebieten.
Wenn diese Lösung von größerer sittlicher Strenge abhängt, so wird sie ebenso die Frucht einer Erziehung in der Familie sein, die sich um eine bessere Vorbereitung der Jugend für die Ehe bemüht. Auf diesem Gebiete werden sich die Eltern nützlicherweise jene Sachkenntnisse aneignen, die ihnen in physiologischer und psychologischer Hinsicht helfen können.
Alle Erzieher müssen bemüht sein, der Jugend die notwendige Beherrschung der Gefühle und des Willens einzuschärfen."

Eine Stellungnahme des MFPF

Durch die Erklärung der Bischöfe fühlte sich das „Mouvement Français pour le planning familial" zu einer — wenigstens indirekten — Entgegnung herausgefordert. Ohne allerdings die Erklärung ausdrücklich zu erwähnen, nahm die Generalsekretärin des Verbandes, Mme. Catherine Valabrègue, in „Le Monde" vom 17. März 1961 ausführlich Stellung.
Der Artikel geht von einem Hinweis auf die in Frankreich tatsächlich herrschenden Verhältnisse aus. Vier Faktoren werden besonders hervorgehoben. Erstens die rapide Zunahme der gesetzlich nicht erlaubten Abtreibungen, zweitens die Unwirksamkeit der periodischen Enthaltsamkeit, die in der Praxis nicht angewendet würde und faktisch meistens auch nur als eine Art von Verhütungsmittel angesehen werde, drittens die unvorstellbare Unwissenheit, die auch in Frankreich auf diesem Gebiete immer noch herrsche, viertens die sozialen Verhältnisse, in denen viele junge Eheleute leben, die eine Beschränkung der Geburten nicht nur rechtfertige, sondern sogar notwendig mache.
Der Artikel unterstreicht die Notwendigkeit, die sozialen Verhältnisse, besonders die Wohnungsverhältnisse, zugunsten der jungen Ehepaare zu verbessern und die Mutter in ihren täglichen Schwierigkeiten tatkräftiger zu unterstützen. Man müsse aber vor allem auch versuchen, dem erschreckenden Trend zur Abtreibung Einhalt zu gebieten. Dies könne aber nur geschehen durch eine wirksame Aufklärung und Bekämpfung des „Obskurantismus", der die eigentliche Ursache für die Abtreibung sei. Es sei deshalb paradox, zu behaupten, „eine vernünftige Unterweisung der Eheleute über die Möglichkeit der Bestimmung der Kinderzahl nach den vorhandenen Möglichkeiten" begünstige die Abtreibungen. Mme. Valabrègue verweist dabei auf das Beispiel Hollands. Dort seien während des Krieges nach der Besetzung durch die Deutschen und die Schließung der Kliniken für Geburtenkontrolle die Abtreibungen rasch gestiegen, während sie nach der Wiedereröffnung der Kliniken nach dem Kriege in gleichem Maße wieder abgenommen hätten. Es sei deshalb verkehrt und ein Zeichen besonderer Unwissenheit, in der Aufklärung der jungen Eheleute über die Möglichkeit der Empfängnisverhütung eine Propaganda zugunsten der Abtreibung zu sehen. Aber ebensowenig wie dies zutreffe, falle die Frage der Geburtenbeschränkung in die Zuständigkeit der Moralisten. Im übrigen sei nicht einzusehen, warum zwischen der Anwendung mechanischer Mittel und der Handhabung eines Thermometers zur Feststellung der fruchtbaren und unfruchtbaren Tage der Frau ein moralischer Unterschied bestehen sollte. In beiden Fällen handle es sich um eine rein „technische" Frage, deren Lösung den Fachleuten, also Ärzten und Biologen, und den Betroffenen selbst zu überlassen sei. Mme. Valabrègue betont aber nachdrücklich, daß sich der MFPF nicht einfach mit jeder unterschiedslosen Propaganda zugunsten der Geburtenbeschränkung identifiziere, sondern die Zeugung gesunder Kinder in einem sozial gesunden Milieu bejahe und fördere. Ausdrücklich distanziert sich die Autorin von jenen „Rezepten" für Geburtenkontrolle, die seit Jahren in der Frauenpresse angepriesen würden. Während letztere im offenen Widerspruch zum Gesetz von 1920 stünden, genieße der MFPF ein großes Ansehen in der Öffentlichkeit und die Unterstützung öffentlicher Stellen.

Folgerungen aus der Auseinandersetzung

Bemerkenswert an der Erklärung von Kardinal Gerlier und der gemeinsamen Erklärung der Bischöfe sind vor allem folgende Tatsachen: Die Bischöfe erkennen offen und unumwunden die Schwierigkeiten an, denen die kinderreichen Familien in den gegenwärtigen Verhältnissen ausgesetzt sind. Sie tragen den geänderten sozialen Verhältnissen und deren Folgen für das Wachstum der Familien voll und ganz Rechnung. Hierin herrscht eine gewisse Übereinstimmung der Erklärung der Bischöfe mit der Stellungnahme des MFPF. Allerdings erkennen die Bischöfe den gesellschaftlichen Verhältnissen nur „hinweisenden Wert" zu. Zweitens bringen die Bischöfe unmißverständlich zum Ausdruck, daß die sittliche Qualität der Familie nicht von der Anzahl ihrer Kinder abhängig ist, und folgern daraus, daß eine Mitbestimmung der Eltern hinsichtlich der Zahl der Kinder innerhalb der von der Natur gesetzten Grenzen nicht nur erlaubt, sondern unter Umständen sogar sittlich geboten ist. Die Katholiken dürfen diese klare und an sich selbstverständliche

Aussage dankbar zur Kenntnis nehmen. Die Moraltheologie, die für die öffentliche Meinung des Klerus in diesem Punkte weithin verantwortlich ist, wird von hier aus manche ihrer Positionen und vor allem ihrer Formulierungen wohl neu überdenken müssen. Drittens bringen die beiden Erklärungen klar zum Ausdruck, daß die sittliche Verantwortung für die Regelung der Kinderzahl bei den Gatten selbst liegt. Wurde bisher zwar bei entsprechendem Notstand die Regelung des Nachwuchses zugestanden, so wurde dieses Zugeständnis doch meist nur rein negativ, gewissermaßen als notwendiges Übel verstanden. Die Bischöfe heben aber die positive Funktion dieser Mitbestimmung deutlich hervor, ja machen diese sogar zum Fundament und Ausgangspunkt für das sittliche Verständnis der ehelichen Keuschheit, sofern diese „die Ausrichtung der geschlechtlichen Beziehungen auf die Zeugung und Erziehung der Kinder als den obersten Zweck der Ehe" bedeutet. Hier wird der bewußten Entscheidung der Ehegatten eine sittliche Bedeutung beigemessen, wie sie bisher kaum mit solcher Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht worden ist. Man kann ja die traditionelle Moral nicht ganz vom Vorwurf freisprechen, zu sehr in rein biologischen Schemen gedacht zu haben. Hier wird nun der menschlichen Ratio die bestimmende Funktion zuerkannt, die ihr tatsächlich zukommt.

Diese neuen Akzentsetzungen dürfen jedoch nicht verwechselt werden mit irgendwelchen Zugeständnissen im Hinblick auf das, was die Kirche als Naturgesetz ansieht. Es handelt sich hier keineswegs um Konzessionen zur Aufweichung sittlicher Prinzipien, sondern um die strenge Interpretation derselben ethischen Grundsätze in Anpassung an die klarer gewonnene Erkenntnis über die Funktion der geschlechtlichen Liebe im Gesamt menschlicher Wertverwirklichung. Es bleibt durchaus gültig, was Pius XII. zu diesem Thema gesagt hat, daß nämlich „jeder Eingriff der Gatten in den Vollzug des ehelichen Aktes oder in den Ablauf seiner natürlichen Folgen, ein Eingriff, der zum Ziele hat, ihn der innewohnenden Kraft zu berauben und die Weckung neuen Lebens zu verhindern, widersittlich ist und daß keine ‚Indikation', kein Notstand ein innerlich sittenwidriges Tun in ein sittengemäßes und erlaubtes verwandeln kann" (Ansprache an den Hebammenverband, 28. Oktober 1951; vgl. Herder-Korrespondenz 6. Jhg., S. 115). Unter diese „sittenwidrigen Maßnahmen" fallen alle chemischen und mechanischen Mittel, die der Empfängnisverhütung dienen, auch unabhängig davon, ob sie gesundheitlich störende Wirkungen haben oder nicht. Der Einwand von Mme. Valabrègue, zwischen der Anwendung chemischer Mittel und der Handhabung eines Thermometers zur Feststellung der unfruchtbaren Tage bestehe, moralisch gesehen, kein wesentlicher Unterschied, trifft insofern nicht zu, als durch die Anwendung solcher Mittel der Geschlechtsakt aus dem körperlich-psychisch-geistigen Zusammenhang herausgehoben und zu einer rein physiologischen Funktion erklärt wird. Bei konsequenter Anwendung chemischer Mittel würde dem Geschlechtsakt der sittliche Charakter und den Ehegatten jede sittliche Verantwortung genommen. Der höchste Akt integraler Selbstverwirklichung des Menschen würde dann wenigstens indirekt zu einer rein physiologischen Angelegenheit degradiert. Es ist auch richtig, daß die Technik ein notwendiges und nicht nur legitimes Mittel menschlicher Selbstbehauptung gegenüber der Materie darstellt, aber der Grund für die Unterscheidung von natürlichen und technischen Methoden hinsichtlich der ethischen Zulässigkeit liegt nicht in der vermeintlich unterstellten „Widernatur der Technik", sondern in der leib-seelischen Einheit des Menschen, die als solche im Zeugungsakt voll und ganz zur Geltung kommen muß. Gleichwohl dürfte die sprachliche Unterscheidung zwischen „Geburtenregelung" und „Geburtenkontrolle" in der von den Bischöfen angewandten Form für die pastorale Anwendung doch wohl schwierig sein. Besser wäre schon die Unterscheidung von Kardinal Gerlier zwischen einer Geburtenregelung, die von rein materiellen Zwecken bestimmt ist, und einer Geburtenregelung, die in erster Linie — unter Einschluß der materiellen Gegebenheiten — auf der geistigen und ethischen Entscheidung der betroffenen Ehegatten beruht, wenngleich auch diese Unterscheidung nur die moralische Qualität, aber nicht die tragende ontologische Wirklichkeit genügend zum Ausdruck bringt. Es wäre Aufgabe der Moraltheologie, diesen Aspekt klarer herauszuarbeiten und in allgemeinverständliche Begriffe zu kleiden. An der völligen Verkennung dieser Sicht scheitern die Einwendungen des MFPF. Weil der Zusammenhang überhaupt nicht gesehen wird, kommt man notwendig zum Schluß, daß die Frage nach der Anwendung chemischer Mittel sich in moralischer Hinsicht überhaupt nicht stelle.

Für die weitere Auseinandersetzung ist es wesentlich, zu wissen, daß es zunächst auf die Lösung dieser Prinzipienfrage allein ankommt, neben der Fragen nach den gesundheitsschädigenden Folgen oder Fragen wie die, ob die Anwendung chemischer Mittel zur Einschränkung der Abtreibungen beitrage oder nicht — eine Frage, die die Statistiken im übrigen durchaus negativ beantworten —, von zweitrangiger Bedeutung sind.

Während die „wertneutrale" Wissenschaft und Publizistik sich auf die Erklärung des Geschlechtsaktes als physiologisches Geschehen beschränkt, heben die Bischöfe in klarer Form dessen Bedeutung als sittliche Entscheidung hervor. Sie bekämpfen damit nicht bloß die Haltung eines ethischen „Minimalismus", sondern verlangen von ihren Gläubigen Opfer, die den ganzen Menschen in Anspruch nehmen. Sie zeigen zugleich, daß die eigentliche Würde des Menschen in seiner sittlichen Verantwortung liegt, für die es keinen „Ersatz" gibt. In dem Zusammenhang ist es bedeutungsvoll, daß sich z. B. die indischen Bischöfe in ihrem Kampf gegen die Geburtenkontrolle nicht nur auf das Naturrecht, sondern ausdrücklich auf das „Brahmacharya", die Selbstbeherrschungslehre von Gandhi, berufen (vgl. „La Croix", 9. 3. 61).

Aus Amerika

Die Kirche in der Dominikanischen Republik

Seit wir zum letzten Male über das Verhältnis von Kirche und Staat in der Dominikanischen Republik berichtet haben (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 302 ff.), hat sich in diesem Lande allerlei zugetragen, was um so mehr Aufmerksamkeit beanspruchen darf, als die kirchenpolitischen Zustände im karibischen Raum ohnehin in dem größeren Zusammenhang betrachtet werden müssen, der diese ganze Nordamerika vorgelagerte Inselkette gegenwärtig zu einer höchst explosiven Gefahrenzone macht. Verschieden im Stil, weisen die kirchlichen Zustände in Haiti (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 255 f.), Puerto Rico (ebd., S. 157 f.) und Kuba (ebd., S. 124 ff.) auf eine gemeinsame Strukturschwäche hin, die

leicht zu hochbrisanten Kettenreaktionen mit beängstigenden Fernwirkungsmöglichkeiten führen kann.

Das Drama von Santo Domingo hat bei allen fast lustspielhaften Zügen dennoch einen sehr ernst zu nehmenden Hintergrund. Trotz oberflächlicher demokratischer Tarnung ist das Land von der nun schon über dreißig Jahre währenden Diktatur *eines* Mannes beherrscht: Rafael Leonidas Trujillo y Molina ist sein Name, „Wohltäter des Vaterlandes und Vater der Neuen Nation" sein offizieller Titel. Da es nicht gelingen wollte, seine ganz persönliche Verantwortung bei einem fehlgeschlagenen Attentat auf den venezolanischen Präsidenten Romulo Betancourt zu verschleiern oder abzuleugnen, beschloß Trujillo im August 1960, von der Präsidentschaft zurückzutreten und den bisherigen Vizepräsidenten Joaquín Belaguer als Strohmann an seine Stelle nachrücken zu lassen, um auf diese Weise einer Verurteilung seines Landes durch die Organisation der Amerikanischen Staaten zuvorzukommen und den Boden zu entziehen. Nicht ohne Zynismus ließ er sich allerdings gleichzeitig zum Führer der Dominikanischen Delegation bei den Vereinten Nationen ernennen, natürlich ohne je ernsthaft daran zu denken, dieses Amt persönlich auszuüben. Das Manöver war zu durchsichtig, um Erfolg zu haben: die Organisation der Amerikanischen Staaten tat auf der Konferenz ihrer Außenminister im August 1960 zu San José (Costa Rica) die Dominikanische Republik in den Bann und beschloß, ihren Regierungen den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu empfehlen, und zwar sowohl wegen der nachgewiesenen Beteiligung der verantwortlichen Männer an dem erwähnten Mordanschlag wie wegen offenkundiger Verletzung der Menschenrechte. (Man erinnert sich, daß die gegen Kuba gefaßten Beschlüsse entgegen den nordamerikanischen Wünschen wesentlich milder ausfielen.)

Die Angriffe gegen die Kirche

Es ist aus den verfügbaren Informationen nicht leicht auszumachen, in welchem Zusammenhang mit diesen Ereignissen die äußerliche Redemokratisierung des Landes und die merkwürdige Doppelrolle steht, die Trujillo, offiziell ohne Amt, zu spielen beliebt. Jedenfalls wurde eine „Opposition" mit stark kommunistischen Akzenten zugelassen, die aber sichtlich kontrolliert ist und nur das sagen darf, was der Regierung für ihr Spiel brauchbar erscheint. Gleichzeitig setzten von allen Seiten zügellose Angriffe auf die Kirche ein, besonders auf den Apostolischen Nuntius, Bischof Lino Zanini, der vom Justizminister öffentlich als „internationaler Provokateur" und als hauptverantwortlich für einen dem Regime unangenehmen Hirtenbrief des dominikanischen Episkopats bezeichnet wurde und als „persona non grata" auszuweisen sei. Der Nuntius, der auch Amtsbefugnisse im benachbarten Puerto Rico ausübt, war zu jener Zeit abwesend. Gleich nach seiner Rückkehr versuchte man, ihn auf andere Weise in eine höchst peinliche Lage zu versetzen: eines Tages erschienen viele wichtige Persönlichkeiten auf der Nuntiatur; auch Generalissimus Trujillo kam unter Sirenengeheul vorgefahren. Sie wiesen Einladungskarten mit Namen und Stempel des Nuntius vor, auf denen zu lesen stand, S. Exzellenz erwarte sie zu einem großen Empfang. Bischof Zanini weigerte sich indessen, die aufgezwungene Rolle eines Gastgebers zu übernehmen. Er begab sich nach Puerto Rico und von da nach Rom; seitdem ist er nicht mehr auf seinen Posten zurückgekehrt. Nicht nur dem Nuntius wurde auf diese Weise mitgespielt, sondern auch anderen Geistlichen, besonders solchen ausländischer Herkunft: sie erhielten kurzfristige Voranmeldungen eines Besuches des „Wohltäters" mit der Aufforderung, aus diesem Anlaß die Glocken zu läuten und Dankgottesdienste halten zu lassen. Es kam zu Zwischenfällen, und man benutzte diese und andere Gelegenheiten, etwa fünfzig Priester und Ordensleute des Landes zu verweisen. Auch wurde ein Gesetzesantrag auf Abschaffung des Religionsunterrichtes an den Schulen eingebracht, drei katholische Bildungsanstalten, die staatliche Subventionen bezogen, wurden geschlossen; 150 ausländische Schwestern, die in Spitälern arbeiteten, wurden ohne Einhaltung der Kündigungsfrist entlassen und mußten außer Landes gehen. Der staatlich kontrollierte Rundfunk forderte die Aufhebung des Konkordates mit dem Heiligen Stuhl.

Die Schlüsselfigur: Trujillo

Bei aller äußeren Ähnlichkeit mit Vorgängen auf Kuba und Haiti sind doch die Gründe anderer Art; die Schlüsselfigur zu allen diesen Ereignissen ist und bleibt Trujillo und sein persönlicher Wille zur Macht um jeden Preis. Er entfesselt zugleich den Kampf gegen die Kirche, um dann als ihr Befreier und Retter erscheinen zu können. Zu dem gemeinsamen Hirtenbrief der Bischöfe des Landes, in dem sie gegen eine Verhaftungswelle und die Mißachtung der Menschenrechte die Stimme erhoben (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 303), erklärte er seine „rückhaltlose Treue zur Kirche" und seine Ehrfurcht vor den „edlen menschlichen Beweggründen" der Bischöfe — nur sei er leider ohne jeden Einfluß auf das Vorgehen der richterlichen Gewalt . . . Das ganze Jahr 1960 war angefüllt mit Drohungen, Gewalttätigkeiten und Überrumpelungsversuchen einerseits sowie von der noblen und mutigen Abwehr durch die Bischöfe, wobei besonders die Bischöfe Hugo Polanco Brito von Santiago de los Caballeros und Juan Felix Pepen y Soliman von Higuey zu erwähnen sind.

Um so erstaunlicher ist es, daß zu Beginn dieses Jahres aus bisher noch unerhellten Gründen ein Szenenwechsel erfolgte, bei dem Bischof Pepen y Soliman von Higuey wahrscheinlich mit Regie geführt hat. Am 10. Januar hatten die Bischöfe gemeinsam den offiziell als Privatmann geltenden Trujillo aufgesucht und ihn in einem langen Schreiben um seine Intervention zur Beilegung der „antikatholischen Angriffe durch Presse und Rundfunk" sowie um Aufhebung der Gesetze gegen den Religionsunterricht und des Verbots der Einwanderung von Priestern und Ordensleuten gebeten. Dafür versprachen sie für ihre eigene Person und für ihre Priester für die Zukunft eine Enthaltung von politischer Einmischung und loyale Zusammenarbeit mit den staatlichen Autoritäten „in den Grenzen des Rechts und nach Möglichkeit". Trujillo und Präsident Belaguer antworteten in einem gemeinsamen Brief, der die gewünschten Zusicherungen enthielt. Nun wurde öffentlich erklärt: „Die Regierung der Dominikanischen Republik und die römisch-katholische Kirche bekräftigen erneut ihr enges Zusammenwirken." Gleichzeitig wurde bekannt, daß Trujillo 4 Millionen Dollar für die geplante Universität in Higuey, die den Jesuiten anvertraut werden soll, zur Verfügung gestellt sowie zum Bau des nationalen Marienheiligtums ebenda 1 500 000 Dollar angewiesen habe, wobei nicht

klar ist, ob aus eignen Mitteln oder, wenn aus der Staatskasse, in welcher Vollmacht . . .
Damit schien der Konflikt beigelegt. Jedoch ein groteskes Nachspiel läßt die Möglichkeit neuer Reibungen offen: Trujillo hatte bald nach den großen Kundgebungen in Higuey die Bischöfe offiziell wissen lassen, er erwarte von ihnen als Gegenleistung die Verleihung des Titels „Wohltäter der Kirche". In einem von allen fünf Prälaten des Landes unterzeichneten Schreiben an die Regierung weisen die Bischöfe in bestimmtem Ton ein solches Ansinnen zurück: „Wir können nur innerhalb der Grenzen unserer Vollmacht handeln. Es liegt außerhalb dieser Grenzen, einen solchen Titel zu verleihen oder auch nur vorzuschlagen. Der Heilige Stuhl hat sich Empfehlung und Verleihung solcher Titel vorbehalten. Dieses Recht ist seit unvordenklichen Zeiten in der Kirche unverändert geblieben und bezieht sich auf Titel und Orden, die ohne Vermittlung der Bischöfe verliehen werden." Ohne auf die Spannungen der letzten Zeit anzuspielen, erklären die Bischöfe ihre Dankbarkeit für alle Verdienste, die sich Trujillo um die katholische Kirche des Landes erworben habe, und schließen mit der Hoffnung, nicht mißverstanden zu werden, wenn sie dem Gesuch der Regierung nicht nachkommen können. Der Schlußsatz mit seinem Hinweis auf Gott als den gerechten Vergelter ist nicht ohne leise Ironie, wenigstens in den Augen eingeweihter Leser. Die Reaktion ließ denn auch nicht lange auf sich warten: eine Radiosendung vom 12. Februar, in der Bischof Reilly von San Juan de la Maguana (ein Nordamerikaner) innerhalb einer Predigt von der Weigerung der Bischöfe Mitteilung machen wollte, wurde an dieser Stelle sofort unterbrochen. Auch mehren sich die Anzeichen, daß das Abkommen vom Jahresbeginn nicht eingehalten wird und neue Zusammenstöße zu befürchten sind. Immerhin hat der Heilige Stuhl die de facto bestehende Vakanz der Nuntiatur dadurch beendet, daß der bisherige Botschaftsrat in Ciudad Trujillo, Msgr. Antonio Del Giudice, zum Geschäftsträger ernannt vorden ist.

Eine Kirche mit schwachen Strukturen

Es ist eine tragische Ironie, aber vielleicht nicht ohne eine tiefere, symbolische Bedeutung, daß gerade dieses Land der Schauplatz eines mit so unwürdigen Mitteln geführten Kirchenkampfes werden mußte. „Hispaniola" ist die Wiege der ganzen lateinamerikanischen Christenheit, ihr erstes Bistum, Sitz einer der ersten Universitäten; seine bis zu ihrer Umbenennung durch Trujillo Santo Domingo genannte Hauptstadt birgt mit größter Wahrscheinlichkeit die sterblichen Reste von Christoph Kolumbus. Der frühen Blüte folgte ein rascher Niedergang, und die neuere Geschichte dieses Staatswesens, das die zwei östlichen Drittel der Insel einnimmt, während die Republik Haiti den westlichen Teil darstellt, ist voll heilloser Verwirrung. Zu Beginn des Jahrhunderts vom haitianischen Nachbarn mehrfach beherrscht, machte sich der spanisch sprechende Volksteil 1844 unabhängig; wenige Jahre darauf unterstellte das Land sich jedoch freiwillig der spanischen Herrschaft und erlangte erst 1865 staatliches Eigenleben, jedoch in so ungefestigter Form, daß immer wieder der Gedanke an einen Anschluß an die Vereinigten Staaten von Amerika auftauchen konnte, deren Vormundschaft es denn auch tatsächlich von 1916 an wegen völlig zerrütteter Finanz- und Verwaltungslage anheimfiel. Die Zollkontrolle durch die USA endete erst 1941. Inzwischen aber hatte Trujillo mit unzweifelhafter Energie das Staatswesen zu ordnen begonnen und das moderne Santo Domingo in der Tat weitgehend geschaffen. Aber es ist klar, daß eine so turbulente Geschichte nicht dazu angetan war, das kirchlich-religiöse Leben zu fördern und zu vertiefen. Der Katholizismus von Santo Domingo ist ein nicht wegzudenkendes Element des Landes, aber er ist nicht viel mehr als ein folkloristischer Einschlag im Gewebe. Die Zahl der Katholiken beträgt etwa 2 900 000, bei einer Einwohnerzahl von etwas mehr als 3 Millionen. Diesen katholischen Gläubigen stehen jedoch nur 315 Priester (108 Diözesanpriester, 202 Ordenspriester — mehr als die Hälfte Ausländer) zur Verfügung, so daß auf einen Priester eine Seelenzahl von über 9000 entfällt. Kein Wunder, wenn eine Kirche mit so schwachen Strukturen zum Spielball politischer Machthaber wird — aber dennoch ein Wunder, daß Bischöfe und Priester doch im gegebenen Fall den Mut zum Widerstand haben.

Aus den Missionen

Daß in den Missionsschulen von katholischen Lehrkräften ganze Christen herangebildet werden. Missionsgebetsmeinung für Juni 1961

Die neuzeitliche Missionstätigkeit der Kirche ist gekennzeichnet durch die umfassende Schultätigkeit. Von dem Gedanken ausgehend, daß dauerhafte Erfolge nur durch Gewinnung der Jugend und deren Einführung ins christliche Leben von der Kindheit an erzielt werden könnten, daß zur Einpflanzung des Christentums in den Kulturboden bei den sog. Primitiven eine Hebung des Bildungsniveaus unerläßlich sei, während man sich in Hochkulturländern besonders um die gebildete Jugend bemühen müsse, hat die katholische Mission in außerordentlichem Maße ihr Schulwesen entwickelt. Diese mehr auf Erreichung innerkirchlicher Ziele abgestellte Tätigkeit ist durch das Bemühen der Kolonialmächte um Verbreitung vor allem der Volksschulbildung und das stets wachsende Verlangen der Einheimischen nach europäischer Bildung allmählich in den Raum öffentlicher Interessen hineingetragen worden, und so wurde die Mission genötigt, ihr Schulwesen derart stark zu entwickeln, daß es in den allermeisten Missionen zur Hauptfunktion des Apostolats wurde, obwohl es doch eigentlich in sich nur ein indirektes Apostolatsmittel darstellt. Dies hinwiederum hatte zur Folge, daß heute, wo die Mission zur Ausgestaltung der Seelsorge in den reifenden Kirchen und zur Anpassung des äußeren Apostolats an gänzlich veränderte Lebensbedingungen einer großen Zahl zum Teil hochspezialisierter Kräfte bedarf, eine unverhältnismäßig große Zahl von Missionaren beiderlei Geschlechts durch den Dienst in Schule und Erziehung gebunden ist.
Ein Vorwurf wegen dieser ungleichen Verteilung der Kräfte kann gegen die Mission nicht erhoben werden. Die ganze Struktur der Mission in der Gründungszeit ließ es vor allem in den Ländern mit einfachen Kulturen, denen sich die Mission wegen der Schwierigkeiten der Akkommodation an die Hochkulturen mit besonderer Energie zuwandte, als die einzig vernünftige Missionsstrategie erscheinen, die Schule zum Fundament der Apostolatsarbeit zu machen und so gleichzeitig die Durchdringung der Gesellschaftsordnung mit christlichem Geiste einzuleiten. Als dann die Regierung sich für die Schule zu

interessieren begann, mußte sich die Mission im Interesse des Christentums in deren weitgesteckte Schulpläne einspannen. Sie wurde dabei mehr oder weniger finanziell unterstützt. Der ständig beschleunigte Rhythmus der Schulgründung zwang dann die Mission, immer mehr Kräfte an Missionaren und einheimischen Lehrern vor allem in den Volks- und Mittelschulen einzusetzen. Es bestand dabei die Gefahr, daß die christliche Substanz dieser Schulen unter dem Zwang eines beschleunigten Ausbaus des Schulwesens litt. Diese Gefahr war um so größer, als die Missionsschule nun allgemeine Volksbildungsarbeit auf breiter Front leisten mußte, deren Inhalt die Regierungen vorschrieben und kontrollierten. Ja es wurde nötig, massenhaft heidnische Kinder aufzunehmen, auch wenn nur wenige katholische Kinder die betreffende Schule besuchten. Die Regierungen drängten und drängen, daß die Aufnahmekapazität der Schulen bis zum letzten Platz ausgenützt werde.

An und für sich sollte die Missionsschule von Anfang an auch nichtkatholische Kinder aufnehmen. Sie unterscheidet sich damit von unserer katholischen Volksschule, die wenigstens dem Grundsatz nach nur katholische Kinder aufnehmen soll. In den Anfangszeiten einer Mission blieb ja auch nichts anderes übrig, als die Missionsschule mit heidnischen Kindern zu beginnen, die man christlich beeinflussen zu können glaubte. Auch später erfüllte die Missionsschule bewußt den Doppelzweck, den Kindern katholischer Eltern eine katholische Erziehung zu geben und Kinder nichtchristlicher (nichtkatholischer) Eltern für die Kirche zu gewinnen bzw. wenigstens gegenüber der Kirche günstig zu stimmen. In den Ländern mit einfachen Kulturen (z. B. Afrika) war die Zahl der über die Missionsschule zur Kirche geführten Kinder verhältnismäßig groß, weil die Eltern solchen Konversionen durchweg keinen Widerstand entgegensetzten, sie sogar förderten. Begierig, die europäische Zivilisation als ein Element des Aufstiegs zum Einfluß und zur Macht der Weißen anzunehmen, hielt man es für angebracht, auch die Religion des Weißen Mannes anzunehmen. In den Hochkulturländern, wo die Mission besonders das europäisch gestaltete höhere Schulwesen entwickelte, strömte vor allem die Jugend der Reichen bzw. der sozial hochgestellten Familien zu den höheren Missionsschulen, um sich die Bildung des Westens anzueignen, während Konversionen dort oft so selten waren, daß manche den Wert dieser Schule für die Verbreitung des Christentums ernstlich in Frage stellten. Tatsächlich aber haben diese Schulen einen äußerlich nicht sichtbaren großen Einfluß in vielfacher Hinsicht ausgeübt. Das erzieherische Kernproblem aller Missionsschulen war und ist, den dort befindlichen katholischen Kindern eine katholische Erziehung in katholischer Umwelt zu geben und gleichzeitig den sehr oft der Mehrzahl nach nichtkatholischen Kindern eine sittliche Bildung zu vermitteln, die ihre religiösen Überzeugungen nicht antastet. Wenn von „katholischen Missionsschulen" die Rede ist, darf man die hier vorhandenen Probleme nie aus den Augen verlieren.

Die grundsätzliche Haltung der Kirche

Trotz der hier angedeuteten Schwierigkeiten hält die Kirche grundsätzlich an dem Charakter der Missionsschule fest, wie er sich im letzten Jahrhundert herausgebildet hat. Die jüngste Missionsenzyklika *Princeps Pastorum* Johannes' XXIII. (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 178) berührt das Schulthema mehr unter dem Gesichtspunkt des Apostolats der Katholischen Aktion, leitet aber den betreffenden Abschnitt mit der Bemerkung ein: „Es ist allgemein bekannt, welche Bedeutung die Schule für die Missionsgebiete hatte und hat, welche Energie und Mühe die Kirche dem Unterricht jeder Art gewidmet und wie tatkräftig sie ihn geschützt und gefördert hat." Später heißt es dann in bezug auf die Gegenwart, daß die Kirche den Schulen eine ganz besondere Bedeutung beimißt und sie für besonders wirksam hält, wenn auch „das häusliche Zusammenleben in der Familie die beste Schule (zum christlichen Leben) ist, die durch nichts ersetzt werden kann". Der Papst berührt hier einen wunden Punkt der Erziehung besonders in den Ländern, deren Christen noch unter dem geistigen Einfluß der Stammesordnungen stehen, selbst wenn diese schon in Auflösung begriffen sind. Da die Erziehung der Kinder im Stamm einfach durch ihre Einordnung in die Gesetze der Stammesgemeinschaft geschieht, ohne daß die Eltern dabei eine besondere Erziehungsfunktion ausüben, sind die Eltern gewohnt, der Schule heute die ganze Erziehung zu überlassen. Dies erhöht die Bedeutung der Missionsschule, wenn auch die Mission alles tut, um den Eltern ihre unersetzlichen Erzieherpflichten einzuschärfen. Anderseits liegt hier auch die große Gefahr, daß bei einem Ersatz der Missionsschulen durch die religionslose Staatsschule die Eltern nicht genügend tun, um ihren Kindern zu Hause die fehlende religiöse Erziehung zu geben bzw. tatkräftig an der Organisation eines gediegenen außerschulischen Religionsunterrichts durch die Kirche mitzuwirken.

In die Erörterung über die Frage der Aufgaben der Missionsschulen tritt die Enzyklika nur insoweit ein, als sie die Grenzen der religiösen Erziehungsmöglichkeiten dieser Schulen aufzeigt, die weder die elterliche religiöse Erziehung ersetzen noch in ausreichendem Maße Führer der Katholischen Aktion erziehen können. Die Grundlage zum apostolischen Denken und Handeln des reifen Christen müssen, so sagt der Papst, die Familien schaffen, „denn sie vermögen in diesem Punkte mehr als die Schule, indem sie in die Seelen der Kinder die Flamme des Apostolats einpflanzen, sie zu einer immer reiferen Beachtung der christlichen Gebote anleiten und zum Handeln im Leben führen". Mit dieser Feststellung werden auch die Klagen über den mangelnden apostolischen Geist der Jugend der Missionsschulen auf das rechte Maß zurückgeführt. Wenn hier das Elternhaus versagt — und es versagt sehr oft in den Missionsländern —, so kann die Schule diesen Grundmangel nur schwer ersetzen. Die Ausbildung von Führungskräften der Katholischen Aktion aber ist in den Schulen erst recht schwierig. „Deshalb müssen hoffnungsvolle junge Leute außerhalb der Schule zusammengefaßt werden, um sie zum Apostolat hinzuführen und anzuleiten." Die Bischöfe werden deshalb aufgefordert, Apostolatsschulen zu eröffnen, „deren Bildungsplan sich von dem der eigentlichen Schulen unterscheidet". Man könnte hinzufügen, daß der Aufbau eines Bildungssystems dieser Art in den Ländern, in denen der Kirche heute die Schule aus der Hand gerissen wird, eines der Hauptmittel darstellt, um die verhängnisvollen Auswirkungen dieser Maßnahme für den Bestand des christlichen Lebens wenigstens abzuschwächen. Wenn z. B. auf Ceylon, wo Gott Dank im allgemeinen ein intensives Pfarrleben besteht, das Laienapostolat über ein solches Ausbildungssystem verfügt hätte, als die Regierung jüngst

der Kirche fast alle Unterrichtsanstalten nahm, die nicht das Englische als Schulsprache haben, könnte die ceylonesische Kirche beruhigter in die Zukunft schauen.

Ein Hauptgrund dafür, daß die jüngste Missionsenzyklika nicht eingehender auf die Aufgaben der Missionsschulen hinwies, dürfte in der Tatsache liegen, daß die acht Jahre vorher erschienene Enzyklika *Evangelii Praecones* (vgl. Herder-Korrespondenz 5. Jhg., S. 545) sich mit diesem Fragenkreis eingehender beschäftigte und sich dabei schützend vor das ganze Programm der katholischen Missionsschulen stellte, das bisweilen in einzelnen seiner Methoden innerkirchlicher Kritik unterlag. Vier Punkte hob diese Enzyklika heraus: 1. Die Elementarschulen, die höheren Schulen und die Universitätskollegs sind von größter Bedeutung für die religiös-sittliche Bildung der Jugend, die naturgemäß einmal die Führerschaft im geistigen und materiellen Leben ihrer Nation erlangen wird. Die Missionsoberen sollen deshalb keine Mühe und keine Auslagen scheuen, um diese Einrichtungen zu entwickeln. 2. Diese Schulen knüpfen zwischen Missionaren und Heiden jeden Standes wertvolle Verbindungen, um vor allem die Jugend, die noch bildsam ist wie Wachs, leichter für das Verständnis des katholischen Glaubens, seine Hochschätzung und Annahme zu gewinnen. 3. Auch wenn vielleicht in den höheren Bildungsanstalten nicht viele den christlichen Glauben annehmen, so werden doch immer manche junge Menschen durch die überirdische Schönheit des christlichen Glaubens und den Geist der Liebe unter seinen Anhängern innerlich angesprochen und ergriffen werden. 4. Die Schulen und Kollegien sind auch von größtem Nutzen, um Irrtümer zurückzuweisen, die hinsichtlich der Kirche und ihrer Lehre verbreitet werden und die besonders die Seelen der Jugendlichen verwirren und vergiften.

Probleme der Erziehung in Missionsschulen

Aus diesen Erklärungen geht hervor, daß die Missionsschulen mit voller Billigung des Apostolischen Stuhles nicht nur Kinder katholischer Eltern aufnehmen, sondern auch solche von Heiden und Mohammedanern. In gewissen Teilen des Orients ist auch die Zahl christlicher Kinder aus den von Rom getrennten Orientkirchen, die katholische (höhere) Missionsschulen besuchen, nicht gering. Es ist naturgemäß nicht leicht, den katholischen Geist in diesen Schulen zu bewahren, besonders wenn die Mehrzahl der Besucher Nichtkatholiken bzw. Nichtchristen sind. Die Aufgabe wird noch mehr erschwert, wenn mangels geeigneter katholischer Kräfte besonders in den höheren Schulen der Mission auch heidnische Professoren in großer Zahl beschäftigt werden. Man muß dabei immer bedenken, daß die Missionsschule als katholische Schule unter allen Umständen den katholischen Kindern eine katholische Ganzheitserziehung zu geben hat.

Wenden wir uns zunächst dem Problem der Lehrkräfte zu. Diese dürfen an den Missionsschulen, wenn sie katholisch sind, nicht nur Namenskatholiken sein. Sonst wird das Erziehungsziel bei den katholischen Kindern gefährdet und den nichtkatholischen Kindern in Wort und Beispiel ein verzerrtes Bild der Kirche vermittelt. „Der Lehrer ist die Seele der Schule. Hier liegt der Grund, weshalb der Kirche an der Persönlichkeit des Lehrers und an der Lehrerbildung ebensoviel gelegen ist wie an der Schule selbst. Ist doch der echte katholische Lehrer das wesentlichste Element der katholischen Schule“ (Pius XII., Botschaft an den III. Internationalen Kongreß der Weltunion katholischer Lehrer, Wien 1957; vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 9). Es ist deshalb notwendig, daß die katholischen Lehrer an Missionsschulen vor Antritt ihres Amtes eine solide Ausbildung auch in religiöser Hinsicht erhalten und zu christlichen Persönlichkeiten geformt werden. Der unselige Zwang, der oft durch die Übernahme von Schulverantwortung im Rahmen von Erziehungsprogrammen der Regierungen entstand und zu ständiger Eröffnung neuer Schulen nötigte, hat nicht selten dazu geführt, dem entstehenden Mangel an Lehrern durch Abkürzung ihrer Vorbildung zu genügen. Der innere Wert der Missionsschulen mußte darunter leiden. Da die Lehrerbildung den an Mitteln armen Missionen große finanzielle Lasten aufbürdet, gab man auch oft der Versuchung nach, wegen Mangels an Mitteln die Ausbildung der Lehrer abzukürzen. Neuerdings tritt ferner öfter der Fall ein, daß die Regierung des Landes zwar die Privatschulen duldet oder fördert, die Lehrerbildung aber ganz in ihre Hand nimmt. Von einer Lehrerbildung, wie sie die katholische Kirche für katholische Schulen fordern muß, kann unter solchen Umständen keine Rede sein, vielmehr wird durch diese Art der Lehrervermittlung der katholische Geist der Missionsschule allmählich von innen heraus ausgehöhlt. Wie notwendig die solide religiöse Bildung der zukünftigen Lehrkräfte für die Missionsschule ist, zeigt ein Fall, über den jüngst in der Missionspresse berichtet wurde, und zwar mit dem Bemerken, daß er kaum eine Einzelerscheinung sei. Ein katholischer Gymnasiallehrer der Mission, der wegen der treuen Erfüllung seiner religiösen Pflichten bekannt war, erklärte auf einem Kongreß, an dem christliche und heidnische Lehrer teilnahmen, in aller Aufrichtigkeit, er könne nicht an die Unsterblichkeit der Seele glauben! Er wußte nicht, daß er damit ein christliches Dogma leugnete. Es wird auch bisweilen geklagt, daß Lehrer katholischer Missionsschulen — und hier sind nicht nur Laien, sondern auch geistliche Kräfte (Priester, Ordensleute, vor allem Schwestern) gemeint — nicht über eine genügende Ausbildung in moderner Pädagogik, Missionswissenschaft, Ethnologie und Religionskunde verfügen. Nur scheinbar liegen diese Mängel am Rande des Problems katholischer Erziehung in den Missionen. In Wirklichkeit bedrohen sie gerade in diesen Zeiten des Umbruchs und der Gärung die Wirksamkeit der religiösen und charakterlichen Bildung der Jugend der Missionsschulen in ihrer zentralen Mitte. Eine weitere hier zu erwähnende Gefahr ist, daß die ständig höher geschraubten Forderungen der Regierungen hinsichtlich des Unterrichtsstoffes die Aufmerksamkeit der katholischen Lehrer zu sehr von der Aufgabe der Missionsschule ablenken, die nicht nur äußere Bildung, sondern auch Erziehung vermitteln soll.

Die höhere katholische Missionsschule vor allem kämpft noch um die Lösung eines anderen Problems. Da nicht genügend katholische Professoren zur Verfügung stehen, müssen hier meist auch heidnische Lehrkräfte eingesetzt werden. Es gibt höhere Schulen in den Missionen, deren Lehrkörper zu zwei Dritteln aus Heiden besteht, während das eine Drittel katholischer Lehrkräfte sich zu 40 Prozent aus Priestern und zu 60 Prozent aus Laien zusammensetzt. Oft befinden sich in diesen Schulen nur wenige Katholiken. Ein konkretes Beispiel dieser Art: In einer höheren Missionsschule mit 19 katholischen und 589 nichtkatholischen Schülern zählt man vier Ordensleute, fünf Laienkatholiken und zehn Nichtkatholiken als Lehrer. Es

ist klar, daß solche Schulen dem katholischen Erziehungsideal nicht gerecht werden und die Ziele nicht voll erreichen können, die die Enzyklika *Evangelii Praecones* den Missionsschulen stellt. Alle Versuche, die Situation solcher Schulen zu ändern, scheiterten bisher daran, daß man weder aus der altchristlichen Welt genügend Lehrer gewinnen noch auf eine ausreichende Zahl akademisch gebildeter örtlicher katholischer Lehrer zurückgreifen konnte. Die höhere Missionsschule ist naturgemäß am ersten und am stärksten in den Kulturländern Asiens entwickelt worden, in denen bekanntlich die katholische Intelligenzschicht klein ist. Anderseits haben die höheren Missionsschulen gerade aus den führenden Kreisen großen Zulauf, und zwar nicht nur wegen der Bildung, die sie vermitteln, sondern in erster Linie wegen ihrer guten Schulzucht und der sittlichen Erziehung, die sie ihren Schülern und Schülerinnen geben. Kann die Kirche unter diesen Umständen solche bildungsintensiven Schulen aufgeben, wenn ihr nicht genug katholische Lehrkräfte zur Verfügung stehen?

Stellen die katholischen Schüler in einer höheren Missionsschule eine große Minderheit dar, so ist weder das Vorhandensein einer Anzahl katholischer Lehrer noch die Schaffung eines besonderen katholischen Religionsunterrichts eine Gewähr dafür, daß nicht heidnische Einflüsse deren christliche Erziehung bedrohen. Auch die Einrichtung eines für alle Schüler verbindlichen Ethikunterrichts vermag nicht diese Gefahren ganz abzuwehren, weil dieser Ethikunterricht nach rein naturrechtlichen Prinzipien erteilt werden muß, nicht aber aus dem Geist der übernatürlich normierten katholischen Moral. Im übrigen kann dieser allgemeine Ethikunterricht, der tatsächlich oft Anleihen bei der christlichen Sittenlehre macht, heute nicht mehr so wie früher auf die Toleranz von Regierungen rechnen, die etwa unter dem Einfluß eines aggressiven Islam, Hinduismus, Buddhismus usw. stehen. Es gibt nun viele nichtchristliche Eltern, die in gewissen Missionsgebieten heute noch wünschen, daß ihre Söhne und Töchter am katholischen Religionsunterricht solcher Schulen teilnehmen, weil sie meinen, ihre Kinder könnten dadurch „besser werden". Dabei wünschen sie durchaus nicht, daß diese konvertieren. Aber es ist vorauszusehen, daß gerade solche Toleranz der Eltern Anlaß zu Gerüchten gibt, die katholischen Schulen gingen auf Proselytenmacherei aus, ein Vorwurf, der heute vielfach den Anlaß bietet, katholische Missionsschulen in die Regie des Staates zu übernehmen. Von Schwestern geleitete höhere Schulen versuchen oft sehr kühn, katholisches Gedankengut in den Gesamtunterricht für Christen und Heiden hineinzutragen, ohne hier über Zwirnsfäden zu stolpern. Man fragt sich aber, wie lange diese Methode in gewissen Ländern weiter verfolgt werden kann, in denen sich der neue Nationalismus mit heidnischen Religionen assoziiert hat.

Unser Problem beleuchtet in interessanter Weise ein Bericht des Jesuitenpaters Konrad Braunmandl aus Djakarta („Asia", Hongkong 1960, S. 1056). Die Franziskaner-Missionarinnen Mariens leiten dort eine Volks- und Mittelschule, deren Schulsprache das Englische ist. Von den 750 Schülerinnen ist nur eine kleine Anzahl katholisch, die übrigen sind Kinder mohammedanischer, hinduistischer, buddhistischer und der Sikh-Religion angehöriger Eltern. Viele Schülerinnen sind auch protestantisch. Die erste Leiterin der Schule stellte sofort den Grundsatz auf, für alle Schülerinnen sollte ein gemeinsamer obligatorischer Religionsunterricht eingerichtet werden. Ihr Hauptargument war, ein gebildetes Mitglied der Gesellschaft, das an einer katholischen Schule studiere, müsse etwas über die katholische Kirche wissen, damit es bei Fragen über die Religion, in deren Dienst die Schule stehe, sich nicht durch falsche Antworten lächerlich mache. Von seiten der Eltern werde erwartet, daß sie sich nicht einer Erziehung widersetzten, in der Gott und Religion ernst genommen werden. Manche Eltern liefen anfangs gegen den Plan Sturm, weil sie fürchteten, ihre Kinder würden katholisch werden. Allmählich aber schwanden diese Bedenken. Dem Religionsunterricht wurde der Katechismus bzw. ein Handbuch für den Religionsunterricht zugrunde gelegt, das in den katholischen Mittelschulen Hongkongs in Gebrauch war. Die nichtkatholischen Kinder zeigten indes begreiflicherweise einen gewissen Widerwillen, die Katechismusfragen zu „lernen". Außerdem wurde der Katechismus von den staatlichen Examinatoren, die jene zu prüfen hatten, die „Religion" als Examensfach wählten, nicht als zugelassenes Lehrbuch anerkannt. Man ging dann dazu über, die Heilige Schrift dem Unterricht zugrunde zu legen, und entwickelte ein System, das eine der Fassungskraft der Kinder in den verschiedenen Altersstufen angepaßte Erklärung der Bibel bot, angefangen von der Bilder-Bibel und der Biblischen Geschichte von Schuster bis zur Vorlage der Originalbibeltexte in den Oberstufen. Die Katechismuswahrheiten wurden dabei an Hand der Heiligen Schrift erklärt. Dabei vermied man jedes Element der Kontroverse und hielt die heidnischen Kinder an, im Geiste der Anbetung und des Dienstes des wahren und einzigen Gottes ihre eigenen religiösen Praktiken zu pflegen. Im achten Schuljahr gab man einen Kurs in Kirchengeschichte, um den Schülerinnen der Reifestufe (achtes bis elftes Schuljahr) eine korrekte Wertung der geschichtlichen Entwicklung des christlichen Lebens zu ermöglichen. Bekehrungen der heidnischen Kinder wurden nicht intendiert. Einige Konversionen, die tatsächlich stattfanden, sind erst nach der Absolvierung der Schule angenommen und der zuständigen Pfarrseelsorge zur Annahme anvertraut worden. Das hier skizzierte System brachte zweifellos die ganze Schule in den Bereich katholischen Denkens, und es ist erstaunlich, daß Eltern aus vier nichtchristlichen Religionen und aus dem Protestantismus es annahmen, darunter Botschafterfamilien und solche aus höchsten einheimischen Gesellschaftsschichten. Aber abgesehen davon, daß eine solche kühne Methode in den meisten asiatischen Ländern, besonders aber in den islamischen Gebieten des Vorderen Orients, die Behörden gegen die Missionsschule mobil machen würde, wirft sie so viele psychologische und pädagogische Probleme auf, daß sie nicht als Muster empfohlen werden kann.

Gefahren von außen

Den Geist der katholischen Missionsschule bedrohen heute vor allem die Regierungen, indem sie ihre nationale bzw. nationalreligiöse Ideologie den Schulen aufzwingen wollen. Nicht nur suchen sie die Lehrerbildung allgemein an sich zu ziehen, um die Lehrer in dieser Ideologie zu formen. Sie schreiben auch Schulbücher in Weltanschauungsfächern vor, die wegen ihres Inhalts für die katholische Schule unannehmbar sind. Sie verlangen — und dies ist aus ihrer Sicht begreiflich —, daß der Kulturunterricht die einheimischen großen Religionen, etwa den Islam,

den Hinduismus und die Weltanschauung des Buddhismus, eingehend darstelle. Soweit es sich um eine rein kulturgeschichtliche oder kulturkundliche Darstellung handelt, begegnet dies Verlangen einer auch von den Missionsschulen im Zeitalter der Akkommodation des Christentums an die nichteuropäischen Kulturen empfundenen Notwendigkeit. Selbst der Koran wird in dieser Sicht z. B. in Pakistan auf Verlangen der Regierung in den Missionsschulen zum Unterrichtsgegenstand gemacht. Vielfach aber gehen die staatlichen Examinatoren, die diese Fächer prüfen, darauf aus, Äußerungen der Verbundenheit mit der Weltanschauung des Islam usw. aus den Schülern herauszulocken. In Indien haben einzelne Schulbehörden der Bundesländer jüngst sogar verlangt, daß in den Missionsschulen vor dem Unterricht zu den indischen Gottheiten gebetet werde. Dieses Ansinnen wurde unter Berufung auf die Schulbestimmungen der indischen Verfassung abgelehnt. Die Missionsschulen im Staate Andhra Pradesh mußten von der Regierung vorgeschriebene Schulbücher zurückweisen, die Hindu-Gebete enthielten.

Immer kritischer wird die innere Situation in den christlichen Schulen Ägyptens, die systematisch mohammedanisiert werden. Christlichen und islamischen Kindern muß der Unterricht in Geschichte, Bürgerkunde und Arabisch von staatlich zugelassenen arabischen Lehrern, die wahrscheinlich oft Mohammedaner sind, erteilt werden. Die vorgeschriebenen Schulbücher atmen islamische Geisteshaltung und vermitteln eine ungünstige Beurteilung des Christentums. Der Lehrkörper aller Privatschulen muß bis 1962 zu 85 Prozent aus Arabern bestehen. Die Tendenz geht dahin, einen großen Teil der Planstellen mit Mohammedanern zu besetzen. Der ägyptische Unterrichtsminister erklärte dem Vertreter des amerikanischen katholischen Nachrichtendienstes, P. Patrick O'Connor, es bestehe die Absicht, alle ausländischen Lehrkräfte durch Angehörige der Vereinigten Arabischen Republik zu ersetzen, „wenn sie ausgebildet sind", d. h. praktisch die Ersetzung der christlichen Missionare durch arabisch-mohammedanische Lehrkräfte. Der Minister fügte hinzu, daß die schon bestehende Vorschrift, nach der sämtliche Schulen unter arabischer Leitung stehen müssen, in dem Sinne anzuwenden sei, daß nicht notwendig der Direktor einer Missionsschule Christ zu sein brauche (NCWC News Service, 6. 3. 61).

In letzter Zeit häufen sich die Nachrichten aus der Missionswelt, die von Unterdrückung von Missionsschulen oder von Beeinträchtigung ihrer Freiheit berichten. In dem schweren Schulkampf auf Ceylon hatten die Bischöfe sich zuletzt auf die äußerste ihnen mögliche Position zurückgezogen, daß nämlich den katholischen Kindern eine katholische Schulerziehung gegeben werde. Dennoch wurden 704 katholische Missionsschulen verstaatlicht. Von Indien sagte Kardinal Gracias in einem Presse-Interview, das von ihm im Anschluß an den Ceylon-Konflikt gegeben wurde, daß zwar keine unmittelbare Gefahr für den Bestand der Privatschulen gegeben sei. Man dürfe aber gewisse gefährliche Geistesströmungen im Lande nicht übersehen. Diese Strömungen kennzeichnete ein Bericht der Schulkommission der indischen Bischofskonferenz wie folgt: „Die Schulen werden als Werkzeuge der Integration betrachtet, und deshalb sieht man in der denominationellen Schule einen Faktor mit einem die Einheit spaltenden Charakter... Erziehung ist Aufbauarbeit an der Nation, und es ist Sache der Regierung, die Nation aufzubauen." Im Schwarzen Afrika sind ähnliche Kräfte am Werke. In Guinea steht die katholische Missionsschule auf dem Aussterbeetat. In dem kommunistisch beherrschten Teil des Kongo (Stanleyville-Kivu) sind die Schulen, gegen die man mit dem Schlagwort kämpft, die Patres hätten in den Schulen Politik gemacht, von der Nationalisierung bedroht. Der Unterrichtsminister Kasanda hat sich sechs Monate in Ost-Berlin aufgehalten. Er will „nationalistische" Schulleiter ernennen. In manchen Gebieten des Schwarzen Afrikas scheint die Privatschule nur noch deshalb geduldet zu werden, weil die Regierung Zeit braucht, um ein eigenes Schulwesen aufzubauen, aber überall gibt es wenigstens Strömungen, die zur Verstaatlichung des Schulwesens neigen. In Tanganjika hat sich Ministerpräsident Nyerere eindeutig für den Fortbestand der Missionsschulen erklärt, dabei die kluge Meinung vertretend, daß nicht nur die Katholiken, sondern auch die Moslims und andere Nichtchrichten in Zukunft ihre eigenen Schulen haben müßten. Er fürchtet offenbar nicht den „die Einheit spaltenden Charakter der Missionsschulen". — Die bedrängte Lage der aller staatlichen Beihilfen beraubten katholischen Missionsschulen in der Südafrikanischen Union sei in diesem Zusammenhang nur notiert.

Missionsschule ohne Zukunft?

Es vergeht fast kein Monat, in dem nicht aus irgendeinem Missionsland über die Bedrohung der Missionsschule oder die Einschränkung ihrer Rechte bzw. ihres inneren Lebens berichtet wird. Dennoch ist das Gesamtbild nicht ganz so dunkel, wie es auf den ersten Blick erscheinen könnte. Diese Überzeugung vermittelt ein Studium des jüngst erschienenen Werkes von Josef Funk SVD „Die Religion in den Verfassungen der Erde" (Kaldenkirchen 1960, Steyler Verlagsbuchhandlung). In der Mehrzahl der sog. Missionsländer ist die Privatschule noch aus Prinzip vom Gesetzgeber als Träger privater Schulinitiative zugelassen. Leider wird nur in wenigen Verfassungen dieser Länder — wir zählten drei — das Recht der Eltern auf die Bestimmung der Art der Schulerziehung ihrer Kinder ausdrücklich und ohne Vorbehalte anerkannt. Die Schwierigkeiten für die Kirche in der Durchsetzung ihrer Forderungen liegen nicht darin, daß sie dem Staat nicht das Recht der Mitbestimmung in einer für ihn so wesentlichen Sache zuerkennt. Die Missionsschulen waren zuerst allein auf weiter Flur. Später interessierten sich die Regierungen der heutigen „Entwicklungsländer" immer mehr für die Schule. Die Kirche war sofort bereit zur Zusammenarbeit, spannte sich in umfassende Schulplanungen der Regierungen ein, übernahm sogar mit finanzieller Hilfe des Staates oft fast das ganze Schulwesen, dabei die staatsbürgerlichen und die allgemeinen Bildungsrichtlinien der Regierungen voll erfüllend. Erst die Bestrebungen des säkularisierten Staates, das ganze Schulwesen in eigene Regie zu übernehmen und mit laizistischem Geiste zu erfüllen, führten zum Konflikt, der in den vom Kommunismus eroberten Ländern mit der totalen Ausrottung der christlichen Schule endete. Die jetzt entstehenden jungen Staaten brachten ein neues Element in die Auseinandersetzung. Ihre Führer wollen das in zahllose gesellschaftliche Gruppierungen, Religionen, Interessen aufgespaltene, zur Führung eines modernen Staates unreife Volk möglichst schnell durch eine Gesamtanstrengung der Nation zu einer geschlossenen Einheit zusammenfassen und überrennen dabei so viele Naturrechte des einzelnen und der vorstaatlichen Gemeinschaften, die das Christentum stets verteidigte. Zur

Bildung eines Staatsbewußtseins erscheint ihnen die nationale Einheitsschule als das wichtigste Mittel. Sie suchen diese mit nationalistischem und „sozialistischem" Geiste zu erfüllen und dabei die alten heidnischen Religionen in den Dienst dieser Politik zu stellen. Gewisse islamische Staaten aber sehen als das sicherste Fundament ihrer Herrschaft eine radikale Islamisierung der Nichtmohammedaner an. In diese Vorstellungswelten passen die christlichen Missionsschulen nicht hinein, zumal sie ja leider die Zerrissenheit der Christenheit in viele Bekenntnisse, die jeweils auch noch einen besonderen Kulturausdruck zeigen, vordemonstrierten und stellenweise einen wenig schönen Schulkampf untereinander führten. Da zudem die Missionsschulen aller christlichen Bekenntnisse bisher die bestehende politische Autorität stützten bzw. stützen mußten und bei konservativer Grundhaltung nicht so schnell ihre Stellung in dem revolutionären Umbruch, besonders gegenüber den nach vorn drängenden Massen, festlegen konnten, herrscht auch ein tiefes politisches Mißtrauen gegen sie. Dies alles muß man sehen. Der geltend gemachte Anspruch der Kirche auf Gründung eigener Schulen findet in dieser Lage wenig Verständnis, und die Berufung auf das Elternrecht bedeutet in Asien und Afrika wenig, da die Voraussetzungen dazu kaum begriffen werden.

Es ist schwierig, eine Prognose über die Zukunft der christlichen Missionsschulen zu stellen. Auf jeden Fall muß man Prof. Th. Ohm recht geben, wenn er in seinem neuen Werke „Ex contemplatione loqui" (Münster 1961, Aschendorff) schreibt: „In Staaten, welche das Schulwesen und die Wohlfahrtspflege in steigendem Maße selbst in die Hand nehmen, läßt sich nicht mehr mit dem Schulwesen und der Caritas arbeiten, wie man bisher mit ihnen gearbeitet hat. Die alte Methode der Schulen, Waisenhäuser, Krankenhäuser ist also nicht mehr im gleichen Umfang brauchbar wie früher." Es bleibt in dieser Lage nur übrig, daß die Mission nolens volens heute größeren Wert auf die direkten wesentlichen und übernatürlichen Missionsmittel legt, wie Ohm am Schlusse seines Werkes sagt.

Welche Umstellung dies bedeutet, kann man ermessen, wenn man an das Wort Pius' XI. denkt, der einmal sagte, wenn man in der Mission vor der Alternative stehe, eine Kirche oder eine Schule zu bauen, solle man die Schule errichten, oder an die Erklärung, die Kardinal Costantini vor den Angehörigen der Lehrorden abgab, die am 3. Internationalen Kongreß des Priestermissionsbundes teilnahmen: „Die christliche Schule ist der Stützpfeiler der Missionskirche. Die Apostolischen Vikare und Präfekten sagen uns immer wieder, daß die christliche Schule für das Überleben und die Ausbreitung der Missionen unerläßlich ist." Wäre demnach die Wegnahme der katholischen Missionsschule das Ende der Kirche in einem Lande? Die Frage stellen heißt sie zugleich beantworten. Auf dem Missionsliturgischen Kongreß von Assisi (1956) wurde mehrmals darauf hingewiesen, man solle nicht alles auf die Schulen setzen, sondern der Liturgie und vor allem dem Wortgottesdienst wieder die katechetische Bedeutung geben, die sie in der Kirche der apostolischen Zeit hatten. Mit der liturgischen Erneuerung allein ist freilich das umfassende Problem der Mission ohne Schule nicht lösbar, besonders nicht in der Welt von heute. Das ganze Apostolat der Mission muß neu durchdacht werden, wenn die Schule fällt. Das Wort Gottes ist nicht angebunden, auch nicht an die Missionsschule.

Verhaftung eines Generalvikars in Portugiesisch-Westafrika

Msgr. Manuel Joaquim *Mendes das Neves*, der Generalvikar des Erzbistums und Metropolitansitzes Luanda (der Hauptstadt von Angola), ist in der Karwoche 1961 von den portugiesischen Behörden verhaftet worden, nachdem er seit dem 21. März unter polizeilicher Bewachung stand. Als Ergebnis längerer Verhöre blieb die offizielle Anschuldigung der portugiesischen Behörden, er habe geheime Flugblätter verteilen lassen, sei der Chef und geistige Führer der Aufstandsbewegung im nördlichen Angola und für viele Massenmorde der schwarzen Terroristen verantwortlich. Msgr. Mendes das Neves ist Negermischling und siebzig Jahre alt; in Abwesenheit seines Erzbischofs hat er die westafrikanische Kirchenprovinz schon oft allein verwaltet.

Die erste Nachricht von der Verhaftung stammt von KNA aus Brazzaville und ist vom 30. März datiert. Am nächsten Tag folgte mit einer längeren Meldung NCWC News Service. Unter dem 3. April meldete in Deutschland dpa: „Alle Lissaboner Zeitungen veröffentlichten in sensationeller Aufmachung einen Bericht der portugiesischen Nachrichtenagentur Lusitania aus der afrikanischen Besitzung Angola, daß der dortige Generalvikar, Manuel Mendes das Neves, verhaftet worden ist."

Vergleich mit dem Verräter Judas

Diese Meldung ist in dieser Form unrichtig. Die dem Episkopat nahestehende Tageszeitung „Novidades" brachte die Nachricht mit keiner Zeile. Die betreffende Nummer brachte als Überschrift über der umfänglichen Angola-Berichterstattung die Schlagzeile: „Die Regierung unternimmt alle denkbaren Anstrengungen, um Angola so schnell wie möglich wieder auf seine machtvolle Linie des Fortschritts und zu der Ruhe zurückzuführen, die es stets besessen hat." Einer der Abschnitte aus Luanda lautete: „Der Ostersonntag war ein wirklicher festlicher Feiertag. Die Kirchen waren voll, und das Pontifikalamt des Erzbischofs war durch die Teilnahme der höchsten Persönlichkeiten und zahlreicher Gläubigen ausgezeichnet, die den Zeremonien mit der größten religiösen Hingabe folgten ..." Auch das sonst so mutige Kirchenblatt von Porto „A Voz do Pastor" schwieg über den Vorfall.

Das regierungsoffiziöse Lissaboner Blatt „Diário da Manhã" brachte die Nachricht nicht in seinem Nachrichtenteil, sondern verwies nur darauf in einem Kommentar, der den Titel trägt: „Gibt es eine noch widerlichere Handlungsweise?" Es heißt darin: „Der Fall des Pater Neves, der in Luanda wegen antinationaler Tätigkeit festgenommen wurde, weil er in die Ereignisse der letzten Wochen verwickelt ist, kann niemanden überraschen. Er war nicht der erste, und er wird sicher auch nicht der letzte sein. Der Verrat dringt überall ein und meidet auch den Heiligsten nicht. Erleben wir nicht, wie er kommt und sich an den Tisch Christi setzt, um mit ihm das Osterlamm zu essen? ‚Es ist einer von den Zwölfen, die mit mir aus einer Schüssel essen'..."

Auch in den folgenden Nummern kamen „Novidades" nie auf den Vorfall zu sprechen. Wie alle anderen Zeitungen bringt auch das führende katholische Blatt Tag für Tag seine nationalistischen Schlagzeilen über den seitenlangen Angola-Berichten. Am 7. April lautete die Titelzeile: „Dank den intensiven Säuberungsoperationen der Militärstreitkräfte unter der mutigen Hilfe der Milizen herrscht in den Nordregionen Angolas bereits wieder die

notwendige Sicherheit." An diesem Tag meldete das Blatt ein Dementi der offiziellen kirchlichen Zeitschrift von Luando, „O Apostolado": Der Erzbischöfliche Stuhl und die Kirche von Luanda seien nie in Waffenlager verwandelt worden. Inzwischen waren nämlich (was man in Portugal ebenfalls nicht erfuhr) in einer Kirche Luandas mehrere Personen verhaftet worden, wobei man ihnen vorwarf, sie benützten die Kirche nur als geheimen Treffpunkt.

Erklärung des Erzbischofs

Der Erzbischof von Luanda, Moisés *Alves de Pinho* (ein achtundsiebzigjähriger Festlandsportugiese), hat an einem nicht näher datierten Zeitpunkt (veröffentlicht am 7. 4. 61) eine Erklärung herausgegeben, in der es ohne jede konkrete Anspielung auf die Verhaftung seines Generalvikars u. a. heißt: „Innerhalb der durch das göttliche Gesetz gezogenen Grenzen ist es jedem Bürger erlaubt, mit edlen und gerechten Mitteln für ein Ideal zu kämpfen, das nicht im Widerspruch zum Gemeinwohl steht oder aus Gründen konkreter Umstände jene Übel verschlimmert, denen es abhelfen will. Wir sagen ‚jedem Bürger', weil die Priester nicht weniger Bürger als die Laien sind, wenngleich sie aus Rücksicht auf ihren Stand auf die Ausübung gewisser bürgerlicher Freiheiten verzichten, um ihr heiliges Amt nicht zu kompromittieren ... Die Politik trennt, der Priester aber hat die Aufgabe zu einen... Er ist für alle da, er gehört allen, er kann nicht nur für einige besonders dasein. Deshalb bedauert und beklagt niemand so wie Wir jede Abweichung von einem Lebenswandel, den zu propagieren und einzuschärfen Wir nicht müde werden ..." Im übrigen verweigerte die Kirchenbehörde in Luanda jeden weiteren Kommentar. Der verhaftete Generalvikar wurde auf dem Luftwege nach Lissabon gebracht.

Terror und Verhaftungen

Entgegen den portugiesischen Schlagzeilen ist in Angola noch keineswegs wieder Ruhe und Sicherheit eingekehrt. Die Berichterstattung darüber ist sehr schwierig, weil die Regierung eine außerordentlich wirksame Nachrichtensperre verhängt hat, um für die Weltöffentlichkeit die Illusion aufrechtzuerhalten, Angola sei innerhalb Afrikas eine „Insel des Friedens". Tatsächlich sollen aber schon im Frühherbst 1960, wie Augenzeugen berichtet haben, mehr als fünfzehntausend Eingeborene bei Aufstandsversuchen niedergemetzelt worden sein.

Seit der Affäre Henrique Galvãos (der als ehemaliger Generalgouverneur Angolas kein Hehl daraus macht, daß er die Befreiung der afrikanischen Kolonie anstrebt) auf der „Santa Maria" lassen sich die Unruhen im südlichen Nachbarland des (belgischen) Kongo nicht mehr verheimlichen. Es werden dabei viele Greueltaten verübt; unter anderem ist ein italienischer Kapuziner bei lebendigem Leib mit Buschmessern zerstückelt worden. Die Portugiesen nehmen Tag für Tag weitere Verhaftungen vor, die sich gegen die Schwarzen, aber auch gegen zahlreiche Weiße und hochgestellte Portugiesen richten. Während die Zivilbevölkerung zum Teil auf dem Luftweg repatriiert wird, wurden die portugiesischen Militärverbände verstärkt; gleichzeitig wurden im ganzen Land Rekrutierungsstellen eingerichtet, um weiße Freiwilligenmilizen zu bilden. Die portugiesische Regierung hat nach einem Besuch des Überseeministers in Angola eine Anleihe von rund siebzig Millionen DM zur Verfügung gestellt, „um die Wirtschaft des von Unruhen heimgesuchten Gebietes zu stärken".

Mehrere ausländische Journalisten mußten ohne Angaben von Gründen innerhalb von fünf Stunden das Land verlassen. Auch ein portugiesischer Chefredakteur einer in Angola erscheinenden Zeitung wurde nach Lissabon verfrachtet und dort unter polizeiliche Bewachung gestellt.

Bürgerrecht nur für ein Prozent der Bevölkerung

Angola hat die Größe Deutschlands, Frankreichs und Italiens zusammengenommen oder die vierzehnfache Größe seines europäischen Mutterlandes. Das Gebiet, in dem fünfundsiebzig Sprachen gesprochen werden, wird staatsrechtlich als „überseeische Provinz" bezeichnet. Von den 4,5 Millionen Eingeborenen werden 1,4 Millionen als Katholiken gezählt; doch sind viele von ihnen religiös so wenig herangebildet und seelsorglich so schlecht versorgt, daß sie einer erneuten Bekehrung bedürfen. Es gibt erst fünfzig eingeborene Priester. Von den im Land weilenden Portugiesen praktizieren weniger als die Hälfte. Luanda ist Bischofssitz seit 1596; im Jahre 1940 wurde die ordentliche Hierarchie im Lande errichtet. Die protestantischen Missionen sind aktiv und haben schon etwa 550 000 Anhänger gewonnen.

Obwohl es keine eigentlichen Rassenvorurteile gibt, sind die bürgerlichen Rechte an einen „Assimilierten"-Status gebunden, der wegen der mangelnden Bildung bisher für mehr als 99% der Bevölkerung bedeutungslos blieb. Ohne diesen Status unterliegen die Schwarzen der Zwangsarbeit. 1958 hat der Episkopat Angolas einen Hirtenbrief erlassen, der gegen Kinderarbeit und andere Methoden der Zwangsarbeit protestierte und für die Eingeborenen freie Wahl des Arbeitsplatzes, das Recht auf Familienzusammengehörigkeit und das Recht auf persönliches Eigentum forderte.

Nationalistische Kapriolen

Die nationalistische Welle in Portugal nimmt währenddessen ihren Fortgang und hat sämtliche Bevölkerungsschichten einschließlich der Kirche erfaßt (vgl. auch Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 301). Der Leitartikel der „Novidades" vom Gründonnerstag (30. 3. 61) trug den Titel „Patriotische Erwägungen in der Karwoche". Er schloß: „Wir sind ein zivilisiertes Volk, beladen mit Verantwortung, reich an Geschichte und Traditionen, der segensreichen Dienste an der Menschheit wohl bewußt. Wir müssen eine ebenso würdige Haltung einnehmen, wie wir sie auch bei anderen sehen, die noch den Gewaltmethoden eines Chruschtschow unterworfen sind, obwohl sie sich ihrer Größe bewußt sind. Wir beanspruchen und verteidigen bis zuletzt mit der größtmöglichen Anstrengung unsere Rechte, aber wir vergessen niemals, dieser Haltung auch den nötigen Charakter von Würde zu geben. Damit fahren wir fort, der Welt jene Lehre zu geben, wie wir es seit Jahrhunderten getan haben."

Seit die USA im Sicherheitsrat der UN für den von Ceylon, Liberia und Ägypten eingebrachten, gegen die Kolonialpolitik in Angola gerichteten Antrag stimmten, richtet sich in Portugal die ganze Verbitterung gegen den großen NATO-Partner. Hunderte von Protestschreiben wurden verfaßt und überreicht, und vor der amerikanischen Botschaft in Lissabon wurde die Volksmenge gewalttätig. Der ehemalige Hafenkommandant von Lissa-

bon schickte einen ihm nach Kriegsende verliehenen amerikanischen Orden mit einem Brief an den Botschafter zurück, „weil ich mich künftig schämen müßte, ihn anzulegen".

Die Vorfälle in Angola werden als von außen hereingetragene politische Attentate gegen Portugal und gegen den Frieden bezeichnet. Nur gelegentlich wird die Sprache konkreter: es handle sich um kommunistische und prokommunistische Organisationen. Der portugiesische UN-Delegierte erklärte am 15. März: „Wer für Angola die Emanzipation propagiert, kommt zu spät. Sie ist längst verwirklicht!"

Nach einer Reuter-Meldung haben die fünf Bischöfe Angolas am 16. April einen gemeinsamen Hirtenbrief erlassen, in dem die terroristische Tätigkeit verurteilt wird. Gleichzeitig wird in dem Schreiben „die Schaffung einer besseren sozialen Lage, die mehr von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit getragen ist", verlangt.

Ökumenische Nachrichten

Das Neue Testament in modernem Englisch

„Ein Wendepunkt der Weltmission ..." oder „Ein gezücktes Schwert des Herrn", so lauteten unter anderem die Überschriften, mit denen im März kirchliche Zeitschriften Englands und Nordamerikas die neue Übersetzung des Neuen Testaments in das moderne Englisch feierten, wodurch die alte King James Bibel von 1611 abgelöst werden soll. Die erste Auflage von 1 Million Exemplaren, die am 14. März von den beiden Verlagen Cambridge University Press und Oxford University Press zum Preis von 21 Shilling bzw. 4,95 Dollar in Leder mit 460 Seiten ausgeliefert worden war, mußte sofort um weitere 500 000 heraufgesetzt werden. Diese Übersetzung ist das Gemeinschaftswerk einer 1947 gebildeten Kommission von Gelehrten und Sachkennern unter Leitung des berühmten Neutestamentlers Charles H. Dodd (geb. 1884), des ersten Kongregationalisten auf einem theologischen Lehrstuhl in Cambridge. Man hat dem kleinen Walliser nachgesagt, er habe die Intentionen der Anglikanischen Kirche besser verstanden und vertreten als sein anglikanischer Mitarbeiter. Das Ereignis dieser neuen Bibelübersetzung — das Alte Testament wird allerdings erst in einigen Jahren folgen — wurde in einem gemeinsamen Gottesdienst aller Mitglieder des Britischen Kirchenrates in der Westminsterabtei im Beisein der Erzbischöfe von Canterbury, Dr. G. Fisher und Arthur M. Ramsey (noch Erzbischof von York), feierlich begangen. Beide Erzbischöfe billigten das Unternehmen. Allerdings ist dieses Neue Testament vorerst nur für die private Lektüre und für die Predigt bestimmt, nicht für den liturgischen Gottesdienst der Anglikanischen Kirche.

Die englische Tagespresse hat dem Werk hohes Lob gezollt. Auch das katholische „Tablet" hat sich angeschlossen, und „Catholic Herald" hat ganze Textproben zum Abdruck gebracht. Der bekannte Jesuit Thomas Corbishley erklärte, es sei kein Zweifel, daß diese „revolutionäre und aggressiv moderne" Übersetzung mit ihrem klaren Stil die heutige Generation ansprechen werde. Er sprach sich dafür aus, daß eine auch für Katholiken annehmbare Übersetzung große Dienste für die Wiedervereinigung leisten könnte. Wie NCWC News Service meldete, hatte P. Corbishley nur wenige Veränderungen vorzuschlagen, z. B. sei der Ausdruck „Mädchen" (girl) für virgin = Jungfrau in Luk. 1, 27 f. zu pedantisch gewählt, auch hätte man ruhig den theologisch präziseren Ausdruck „voll der Gnade" beibehalten sollen statt des neuen „most favoured one", die in höchster Gunst Stehende.

Kritik nicht ohne Grund

Damit ist bereits ein katholischer Einwand laut geworden, der in anderer Weise auch von anglikanischer und von freikirchlicher Seite sofort angemeldet wurde. Es war die Absicht der Übersetzer, wie sie im Vorwort sagen, so genau wie möglich die Eigenart des griechischen Urtextes zu verstehen und dann in modernem Englisch (aber nicht „colloquial", d. h. Umgangsenglisch) wiederzugeben, soweit das überhaupt möglich sei, was nach ihrer nicht immer einhelligen Meinung der neutestamentliche Autor hat sagen wollen. Die sachliche Schwierigkeit dieses Unternehmens, das auch für die deutschen Verhältnisse noch zu bewältigen bleibt, wie u. a. Bischof Hanns Lilje bemerkt hat, liegt darin, daß im Neuen Testament verschiedene bestimmte und sehr nuancierte theologische Begriffe vorkommen, die einen ebenso bestimmten theologischen Sinn haben, aber theologisch von den verschiedenen Bekenntnissen verschieden verstanden werden. In einer kritischen Würdigung des Organs des nordamerikanischen Protestantismus „The Christian Century" (15. 3. 61), das zunächst einen enthusiastischen Aufsatz mit glänzenden Textproben aus der Feder des englischen Kongregationalisten Cecil Northcott bringt, heißt es anschließend in einem ausführlichen Vergleich des neuen englischen Neuen Testaments mit der Revised Standard Version des amerikanischen Kirchenbundes durch J. Cater Swain, das Bemühen um ein modernes Englisch mache viele Sätze für Amerikaner schwer verständlich. Vor allem aber sei in manchen Partien eine „kirchliche Überbetonung" festzustellen. Das gelte z. B. für alle ekklesiologischen Begriffe. Im Epheserbrief und in der Offenbarung werde *ecclesia* regelmäßig mit church (Kirche) übersetzt, in den anderen neutestamentlichen Schriften aber 21mal mit church und 49mal mit congregation (Gemeinde). Man weiß aus der Übersetzung Luthers, welche Aversion der Reformator gegen den institutionalistischen Begriff „Kirche" gehabt hat. Sodann bemerkt Swain, man habe fast durchweg den geläufigen Begriff Christus durch Messias ersetzt und sei damit in einen vorchristlichen Begriff ausgewichen. Der anglikanische Professor J. P. Philipp, der selber ein englisches Neues Testament herausgegeben hat, brachte in der anglikanischen „Church Times" (17. 3. 61) einen mehr als ganzseitigen Aufsatz, in dem er für das Werk seiner Fachgenossen im ganzen große Bewunderung aufbringt — er nennt es „ein interkontinentales ballistisches Geschoß" —, aber er findet nicht nur eine Menge Stellen in schlechtem oder abzulehnendem colloquial-Englisch, sondern auch theologische Mängel, wozu sogar der ungeschickte Beginn des Johannesevangeliums gehören könnte: „When all things began the Word already was" (Im Anfang war das Wort).

Das letzte Wort über das vielleicht zu lange geheimgehaltene Werk ist also noch nicht gesprochen, und es mag nicht frei von einer zur Zeit vorherrschenden ökumenischen Tendenz sein, daß es so rasch als „ein Weg zur Einheit" propagiert wird, weil bei der Übersetzungsarbeit „die kirchlichen und bekenntnismäßigen Unterschiede fortfielen", wie Professor Dodd behauptet. Die derzeitige theologische Arbeit von „Faith and Order", deren Ergebnisse über die Taufe, Christus und die Kirche

und das Problem der Tradition nunmehr der Öffentlichkeit übergeben wurden und hier demnächst ausführlich gewürdigt werden sollen, zeigen sehr eindringlich, daß dieses moderne Neue Testament nicht unbedingt die besten Dienste leisten muß, denn die Gutachten bemühen sich nicht nur um eine philologische, sondern z. T. mit großem Nutzen um eine theologische Akribie, ohne die man nun einmal nicht durchkommt und die nur im Rückgriff auf den griechisch-aramäischen Urtext erreichbar ist. Zweifellos wird aber das neue englische Neue Testament eine wirksame Waffe der wachsenden missionarischen Unionsbewegung werden, die bereits die Laien gegen die Kirchenmänner und gegen den „Churchismus" mobilisiert und eine Einheit der Christen mit Leidenschaft herbeiführen will.

Übrigens verzichtet dieses englische Neue Testament sowohl auf die übliche Einteilung in Kapitel wie auf eine Zerreißung des durchlaufenden Textes durch eine Versunterteilung. Auch gibt es keine Texterklärungen in Fußnoten. Es ist aber eine sehr ernste Frage, ob gerade ein „modernes" Neues Testament ohne ein kleines „theologisches Wörterbuch" im Anhang auskommt. Denn es gibt eine Reihe fundamentaler Grundbegriffe, für die das moderne Leben kaum Analogien bietet, wie z. B. Herz, Geist, Gnade, Erlösung, selbst Wort Gottes, für die also eine umschreibende Erklärung ganz unerläßlich ist, wenn Mißverständnisse vermieden werden sollen.

Bruch mit dem Weltrat der Kirchen in Südafrika

Als Ergänzung zu unserem Bericht: „Bewährung oder Scheitern des Weltrates der Kirchen in Südafrika" (vgl. ds. Jhg., S. 329 f.) muß leider jetzt schon nachgetragen werden, daß die befürchtete Brüskierung der Bemühungen des Weltrates der Kirchen um eine ökumenische Lösung der Rassenfrage in Südafrika inzwischen eingetreten ist. Kurz nach dem Ausscheiden Südafrikas aus dem Britischen Commonwealth auf der Londoner Konferenz im März dieses Jahres beschloß als erste die kleinste der Niederländischen Reformierten Kirchen, die Hervormde Kerk van Afrika (in unserem Bericht einfach Niederländisch-Reformierte Kirche von Afrika genannt), ihren Austritt aus dem Weltrat der Kirchen. Damit war nach der Ablehnung der Resolution von Johannesburg (S. 332) fast zu rechnen. Der Austritt wurde auf der Synodaltagung vom 21. März beschlossen. Man tröstete sich in Genf damit, daß diese Gemeinschaft nur ca. 180 000 Mitglieder zählt. Aber inzwischen hat sich die größte der Burenkirchen, die Niederländische Reformierte Kirche von Transvaal, auf ihrer Synode in Pretoria am 12. April dem Vorgehen der kleineren Schwesterkirche angeschlossen und den sofortigen Austritt aus dem Weltrat entschieden. Diese Gemeinschaft hatte seinerzeit in Johannesburg durch ihre Delegierten zwar gewisse Vorbehalte zugunsten der Apartheid gemacht, aber grundsätzlich doch das gemeinsame Dokument über christliche Grundsätze in der Behandlung der Rassenfrage angenommen. Die Delegierten verteidigten auch weiterhin ihre Haltung auf der Konferenz von Johannesburg, mußten sich aber als „liberalistische Elemente" disqualifizieren und überstimmen lassen.

Über das Verhalten der Niederländisch-Reformierten Kirche der Kap-Provinz, die in Johannesburg die gleichen Vorbehalte wie die Kirche von Transvaal gemacht hatte, ist bisher nichts verlautet. Aber jetzt schon ist leider festzustellen, daß die Bemühungen des Genfer Generalsekretariats trotz der Besetzung leitender Posten mit bedeutenden Kalvinisten vorerst als gescheitert anzusehen sind. Man kann diese Feststellung nur mit tiefer Trauer machen, denn in unserm Bericht ließen wir keinen Zweifel daran, daß in der südafrikanischen Rassenfrage eine Herausforderung der ganzen Christenheit zum richtigen Handeln liegt. Jede Schwächung der christlichen Haltung hat unabsehbare Wirkungen in Afrika und Asien. Die ganze katholische Christenheit dürfte daher mit Spannung und Teilnahme die weiteren Bemühungen des Weltrates der Kirchen verfolgen, seine Autorität im Rahmen seiner begrenzten Möglichkeiten auf einem Felde zurückzugewinnen, dessen christliche Durchdringung ihm ganz besonders zur Aufgabe gemacht worden ist.

Unverminderte Kontroversen zwischen den auslandsrussischen Jurisdiktionen

Der Exarch des Moskauer Patriarchen für Amerika, Metropolit Boris, entfaltet, nachdem ihm die Einreise nach den USA im März vorigen Jahres ermöglicht worden war, eine lebhafte Tätigkeit, deren Ziel die Vereinigung der verhältnismäßig großen Zahl russisch-orthodoxer Gemeinden in Amerika unter dem Moskauer Patriarchen ist. Als ein bedeutender Erfolg des Moskauer Exarchats ist es zu betrachten, daß der fünfzehn Jahre dauernde Rechtsstreit mit der nordamerikanischen Metropolie der Auslandsrussen um die Eigentumsrechte an der New-Yorker St.-Nikolaus-Kathedrale durch Entscheidung des Obersten Bundesgerichts vom 6. Juni 1960 endgültig zugunsten der Moskauer Patriarchatskirche entschieden wurde (unter Aufhebung eines Spruches des Obersten Appellationsgerichtshofes des Staates New York, auf Grund dessen die Kathedrale der nordamerikanischen Metropolie zugesprochen worden war; Journal des Moskauer Patriarchats Nr. 11, 1960, S. 17—19).

Metropolit Boris hat sich bereit erklärt, mit der nordamerikanischen Metropolie in Verhandlungen zu treten, falls diese den Moskauer Patriarchen als ihr Oberhaupt anerkennt. Er verwies auf die Bereitschaft der Moskauer Kirche, der nordamerikanischen Kirche einen autonomen Status zu gewähren, der sie in den zwischenkirchlichen Beziehungen als administrativ selbständige Kirche unter der geistlichen Oberhoheit des Moskauer Patriarchen auftreten ließe. Das Moskauer Patriarchat werde sich in das innere Leben der nordamerikanischen Metropolie nicht einmischen.

Da die nordamerikanische Metropolie seit jeher versucht, eine mittlere Position zwischen administrativer Selbständigkeit und Anerkennung der „geistlichen" Oberhoheit des Moskauer Patriarchen einzunehmen, scheinen in der Tat gewisse Ansatzpunkte für das Moskauer Werben dort vorzuliegen, wo dieser schwer gangbare Mittelweg „linke" Tendenzen aufweist. Gegenüber dem ebenfalls in Amerika mit verschiedenen Gemeinden und Organisationen vertretenen auslandsrussischen Synod (sog. „Karlowitzer" Richtung), der nach wie vor eine scharfe antisowjetische Linie unter radikaler Ablehnung auch der Moskauer Patriarchatskirche steuert, scheint der Exarch Boris vorerst keinerlei Aussichten zu haben. Er erklärte: „Mit den Karlowitzern werden wir die Frage nicht erörtern, da sie an die Spitze des kirchlichen Lebens die Politik stellen" (Cerkovnaja Žizn', Nr. 7—8, 1960, S. 127; nach „Novoe Russkoe Slovo").

Diese Äußerungen des Exarchen Boris hat das offizielle Organ des russischen Auslandssynods zu einer erneuten Präzisierung seiner Position veranlaßt. Danach sieht diese Richtung der russischen Auslandskirche ihre Aufgabe darin, sich jeder direkten oder indirekten Mitwirkung an der vom Moskauer Patriarchat unterstützten Sowjetpolitik zu enthalten. Man ist der Auffassung, daß sich die Moskauer Kirche seit der bekannten „Deklaration" des Metropoliten Sergius im Jahre 1927 zur „freiwilligen Dienerin der gottlosen Sowjetregierung" gemacht habe. Die Auslandskirche halte ihre Bindung an die Mutter-Kirche in der Heimat durch die liturgische Kommemorierung desjenigen Teils des russischen Episkopats aufrecht, welcher die sowjetische Legalisierung ablehne und in den „Katakomben" wirke. Welcher Art sei aber die Politik, deren Träger die auslandsrussischen Gemeinden sein würden, denen der Exarch Boris die volle innere Autonomie verspricht und lediglich die Gebetskommemorierung des Moskauer Patriarchen abverlangt? Der Sachverhalt ist klar: „Obwohl uns für gewisse Zeit eine weitgehende Freiheit einer ‚autonomen' Moskauer Auslandskirche, ja sogar eine durch Seelenmessen für die ermordete Zarenfamilie mit Predigten über die Greueltat von Jekaterinburg betonte Demonstrierung dieser Freiheit möglich erscheint, würden wir niemals vergessen, daß der ganze Sinn dieser zur Schau gestellten ‚Freiheit' der Kirche nur darin bestände, die westliche Welt über die tatsächliche Lage der Kirche in Sowjetrußland zu täuschen und der dortigen atheistischen Regierung die Möglichkeit zu geben, Glauben und Kirche in verschärftem Maße und unerbittlich zu verfolgen, ohne dabei durch ausländische Protestversammlungen behindert zu werden. Kein Stöhnen der Gläubigen Rußlands würde im Ausland vernommen werden, die westliche Welt würde nur die Lobhudeleien der ‚freien' Moskauer Kirche hören ... Die Mitwirkung an einem solchen Betrug der freien Welt, die der Sowjetgewalt nur dazu verhelfen würde, die Kirche Christi in Sowjetrußland ungehindert zu unterdrücken, wäre natürlich ein ungeheures Verbrechen, das dem Verrat des Judas gleichkäme" (Cerkovnaja Žizn', New York, Nr. 7—8, 1960, S. 127 f.).

Aus der islamischen Welt

Die politische Situation im Irak Ende 1960

In den zweieinhalb Jahren, die seit der Revolution vom 14. Juli 1958 vergangen sind, hat die politische Situation im Irak mancherlei radikale Veränderungen durchgemacht (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 443 f.; 14. Jhg., S. 26 f., 364 f.). Seit dem Sommer 1960 ist nun eine gewisse Stabilisierung eingetreten. Man darf die gegenwärtige Phase in der innenpolitischen Entwicklung vielleicht als ein beinahe gelenktes Chaos bezeichnen. Die durchaus beachtliche Regierungskunst General Kassems bestand bisher im wesentlichen darin, mit Hilfe einer oder mehrerer der widerstreitenden Gruppen gegen die anderen zu regieren, ohne sich selbst mit einer der Gruppen zu identifizieren. Welche Macht nun Kassem tatsächlich repräsentiert, wird wenigstens bis zu seinem Sturz sein Geheimnis bleiben. Sicherlich steht ein wesentlicher Teil des Offizierskorps bzw. der Armee hinter ihm. Genauso sicher ist, daß er in derselben Armee nicht wenige Gegner und ausgesprochene Feinde hat. Daß Kassem dennoch regieren kann, ist eben nur so erklärlich, daß im arabischen Orient die Person sehr viel mehr zählt als eine Partei oder ein Programm und daß eine personalistische und autoritäre Regierungsform nicht nur möglich ist, sondern sogar erwartet wird, gleichgültig, ob es sich um ein pseudodemokratisches oder um ein autoritäres Regime handelt.

Die Abwendung von den Kommunisten

In der bisherigen Entwicklung der Innenpolitik lassen sich etwa die folgenden Phasen unterscheiden: In den ersten Monaten nach der Revolution arbeitete die Revolutionsregierung mit den panarabischen Gruppen zusammen, d. h. jenen, die einen Anschluß an die Vereinigte Arabische Republik (VAR) suchten. Zugleich wurden die Kommunisten, die gerade aus der Illegalität hervorgetreten waren, geduldet und unterstützt. Kassem selber arbeitete sehr bald gegen die Union mit der VAR, bediente sich aber weiterhin der Panarabisten. Die irakischen Nationalisten blieben während dieser Zeit eher im Hintergrund. Außenpolitisch wurden die Beziehungen zur VAR und zur Sowjetunion gepflegt. In dem gleichen Maße, als der nasseristische Einfluß im Irak zurückgedrängt wurde, wurden die Kommunisten und die mit ihnen verbündeten Gruppen unterstützt, so daß die Nasseristen, um die nunmehr „prokommunistische" und auf jeden Fall antinasseristische Regierung Kassems zu stürzen, ihre Rettung in einem Putschversuch, dem Aufstand von Mossul, versuchten, der von den Anhängern Kassems und den Kommunisten gemeinsam niedergeschlagen wurde. Die Beziehungen zur VAR erreichten in der Folge einen Tiefstand, die zur Sowjetunion und China dagegen einen gewissen Höhepunkt. Faktisch haben zu jener Zeit, d. h. nach dem Aufstand von Mossul, die Kommunisten und ihre Anhänger das innenpolitische Feld beherrscht.

Der Rückschlag für die Kommunisten kam am 13. Juli 1959 mit dem Massaker in Kirkuk (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 26). Die Ursachen dieses Massakers sind kaum in der Politik zu suchen, sondern in den Spannungen zwischen zwei verfeindeten ethnischen Gruppen. Es ist unklar, was die Kommunisten, die immerhin erheblich an dem Massaker beteiligt waren, sich davon versprochen haben. Sicherlich nicht den Auftakt zu einer gewaltsamen Machtübernahme im Irak. Obgleich sich die Kommunisten von den Vorgängen in Kirkuk distanzierten und einige Mitglieder aus der Partei ausgeschlossen wurden, begann Kassem in der Folge ihre Macht erheblich einzuschränken und gleichzeitig die „bürgerliche Mitte" zu unterstützen. (Diese Bezeichnung ist allerdings nur annähernd richtig, denn es sind fast alle Parteien bürgerlich, jede nennt sich aber auch, anstandshalber, sozialistisch.)

Die irakische Regierung hat im Laufe des Jahres 1960 eine ganze Reihe wichtiger kommunistischer Positionen liquidiert. Die kommunistische Volksmiliz scheint wirklich aufgelöst zu sein (doch gibt es sicherlich noch illegale bewaffnete Gruppen). Der Einfluß in den Gewerkschaften wurde nicht ohne äußeren Druck gebrochen, ohne daß es deshalb etwa zu Unruhen unter der organisierten Arbeiterschaft gekommen wäre (L'Orient, 30. 11. 60). Die eigentliche kommunistische Partei wurde bei der Neuzulassung der Parteien nicht lizenziert, dagegen eine Splittergruppe unter der Führung Daud el Sajeghs, der vermutlich niemanden außer sich selbst repräsentiert. Das offizielle Organ der kommunistischen Partei wurde suspendiert, der Chefredakteur befindet sich angeblich in Haft.

Schwerer vielleicht noch als durch diese unmittelbaren Maßnahmen wird die kommunistische Partei durch den „Protektionsentzug" betroffen. So wie die Sicherheitsorgane bis zum Jahre 1959 nichts zum Schutz der panarabischen Gegner der Regierung unternahmen und sie dem Terror der Kommunisten überließen, so werden heute die Kommunisten dem Terror der Gegner überlassen, ohne daß die Polizei sich weiter darum bekümmert. Da die Kommunisten manche Mordtat begangen haben, unterliegen sie heute der Blutrache, die sich jeweils über die ganze Familie erstreckt (gelegentlich werden auch manche ermordet, die nicht unbedingt der Blutrache unterliegen würden). Die reichlich blutigen Auseinandersetzungen zwischen Nationaldemokraten und Kommunisten gleichen eher einer Stammesfehde als einem politischen Machtkampf. Die Zahl der so durch Blutrache Getöteten ist unbekannt und wird wohl im Irak nicht besonders registriert. Sie ist aber sicherlich nicht unbeträchtlich. (Vergleichsweise könnte man die Zahlen aus dem Libanon heranziehen. In diesem kleinen Lande fallen im Laufe eines Jahres ca. 300 Personen der Blutrache zum Opfer.) Am stärksten sollen von dem antikommunistischen Terror die Angehörigen der ethnischen und religiösen Minoritäten, die Kurden, Chaldäer, Armenier, Assyrer, betroffen sein, die sich kurz nach der Revolution in irgendeiner Form den Kommunisten angeschlossen hatten (vgl. „Neue Zürcher Zeitung", 8. 1. 61, und Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 443).

Ungebrochen ist die Macht der Kommunisten unter den Kurden. Hier arbeiten die „Demokratische Partei für das Kurdistan des Iraks", die selber den Kommunisten sehr nahesteht, aber nicht eigentlich kommunistisch ist, und die Kommunistische Partei des Iraks, der viele Kurden angehören, zusammen, zuweilen aber auch gegeneinander. Die Differenzen zwischen diesen beiden Parteien entstehen vor allem durch den Kampf um die politische Vorherrschaft unter den Kurden. In der Organisation, den Methoden und den Nahzielen sind die beiden Parteien jedoch fast identisch.

Es werden immer wieder Vermutungen geäußert, daß die Mißerfolge der irakischen Kommunisten wenigstens teilweise auf ideologische Differenzen innerhalb der Partei zurückzuführen sind, so wie sie in den kommunistischen Parteien häufig auftreten. Es geht hier besonders um die Frage, inwieweit mit den nationalistisch-bürgerlichen Gruppen paktiert werden soll und welche Kampftaktik im Irak anzuwenden ist. Es ist auch immer wieder von den sich geradezu widersprechenden Einflüssen der kommunistischen Parteien der Sowjetunion und Chinas zu hören. Was nun wirklich geschah und geschieht, wissen vielleicht nicht einmal die Kommunisten selber. Zweifellos gibt es in der irakischen Partei wenigstens eine Spaltung, denn die gibt es in jeder arabischen Partei. Daß die Parteiführer sich in endlosen und fruchtlosen ideologischen Diskussionen und persönlichen Differenzen verlieren, darf man unbesehen glauben. Den entscheidenden Faktor bei den innerparteilichen Auseinandersetzungen im Irak wird man im Lande selber suchen müssen. Es gibt Gruppen, die auf Grund ihrer besonderen Situation dazu neigen, eine gewaltsame Revolution für die im Irak richtige Taktik zu betrachten. Die Kurden z. B., die sich beinahe chronisch in einem bewaffneten Aufstand gegen die Zentralregierung befinden, werden kaum eine eher demokratische Methode der Machtübernahme befürworten. Auch überall dort, wo Kommunisten ein bestimmtes Gebiet, ein Dorf oder ein Stadtquartier beherrschen, und das ist im Irak gar nicht so selten, sind die natürlichen Voraussetzungen für die Linie des gewaltsamen Umsturzes gegeben. Die ideologischen Erwägungen, zu denen ohnehin nur wenige fähig sind, wird man nicht überschätzen dürfen. Zweifellos hat die kommunistische Partei im Irak im letzten Jahr sehr viel an Boden verloren. Ihr Einfluß dürfte heute auf das mögliche Minimum eingedämmt sein. Das bedeutet aber nicht, daß sie nicht noch immer über die vielleicht beste politische Organisation im Irak verfügt, die, wenn es nötig ist, mobilisiert werden kann.

Die Politik Kassems

Die Regierung stützt sich faktisch auf keine der bestehenden Parteien. Sie bevorzugt nur die eine oder andere. Es gibt heute nur noch eine Partei, die hinter der Regierung steht, die nationale progressive Partei unter der Führung Mohammed Hadids. Wie stark diese Partei ist, weiß niemand. Sie soll eine gewisse Massenbasis unter der Bauernschaft haben, was aber gar nichts besagen will, denn die irakischen Bauern sind noch längst keine politische Macht.

Kassem stützt sich im wesentlichen nur auf die Armee und die Polizei und auf den Beamtenapparat. Diese Gruppen werden wie einst zur Zeit Nuri es Saids durch eine angemessene Versorgung verwöhnt und gefügig gemacht. Sieht man von einigen Unterschieden ab, so kommt man zu der merkwürdigen Feststellung, daß Kassem kaum anders regiert als vorher Nuri es Said, nämlich mit Hilfe der Armee und der Polizei — der König hat ohnehin nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Der wesentlichste Unterschied ist wohl der, daß die früher maßgebende Schicht der „Feudalherren", die „zweihundertfünfzig Schechs", ausgeschaltet und zum Teil auch liquidiert wurde und daß das Regime sich nun sozial oder auch sozialistisch nennt.

Das größte Unternehmen der Revolutionsregierung, die seit Jahren überfällige Bodenreform, ist noch nicht sehr weit gediehen. Nach dem Gesetz von 1958 sollten 8 288 420 Donum (1 Donum = 250 qm) Land enteignet und verteilt werden. Bis zum Dezember 1960 wurden tatsächlich 3 699 674 Donum enteignet, und zwar von 1304 Eigentümern. Zusammen mit staatlichem Grundbesitz (Miri) wurden ca. 6 Millionen Donum an Bauern verpachtet, aber nur ca. 500 000 Donum an 8706 Familien übereignet („Neue Zürcher Zeitung", 15. 1. 61). Eine der wichtigsten Maßnahmen der Regierung war die Übernahme der meisten Bewässerungseinrichtungen unter ihre Kontrolle. Diese hatten bisher nur zu oft dazu gedient, die Bauern und Pächter durch wucherische Abgaben zu erpressen. Die Regierung hat sich hier ein nicht zu unterschätzendes Machtinstrument geschaffen. Sie übernimmt nicht zuletzt die Macht der früheren Großgrundbesitzer, indem sie nun selber Boden und Wasser kontrolliert und sich die so von ihr abhängige Bauernschaft gefügig machen kann.

Nach einigen Korrespondentenberichten soll unter weiten Kreisen der Bevölkerung Ärger und Verbitterung über die rückständige Bodenreform und den gleichbleibend niedrigen Lebensstandard der Massen herrschen. Es sind dies die typischen Vorwürfe, die zu jeder Zeit und jeder arabischen Regierung gemacht werden können und auch gemacht werden. Von allzu großer Bedeutung sind sie nicht. Die sozialen Revolutionen werden im arabischen Orient „von oben" gemacht. Daß eine Revolutionsregierung feierlich erklärt, sie wolle und könne alle ihre Zeitgenossen satt

machen, und es dann nicht tut, ist im arabischen Osten vielleicht ein ausreichender Grund für die Demission des Ministers für öffentliche Aufklärung. Einen Aufstand der Massen hat dies bisher noch nie zur Folge gehabt.

Die irakische Außenpolitik

Weniger undurchsichtig als die innenpolitischen Verhältnisse ist die Außenpolitik der Regierung Kassem, die gerade in den letzten Wochen einige Erfolge verzeichnen konnte. Wie weit Kassem selber oder der Außenminister Haschim Jawad die Außenpolitik bestimmen, ist nicht leicht zu sagen. Sicher aber ist Jawad heute einer der fähigsten und geschicktesten Politiker im Orient überhaupt, der sich vor vielen seiner Kollegen in anderen arabischen Staaten durch ein ausgewogenes und vernünftiges Urteil und vor allem durch ein sonst ungewohntes Maß von Realismus auszeichnet.

In der irakischen Außenpolitik gibt es zwei Schwerpunkte: das Verhältnis zur VAR und das Verhältnis zur Sowjetunion. Obgleich der Irak recht ansehnliche Hilfeleistungen von der Sowjetunion empfangen hat und obgleich Kassem seine Freundschaft zur Sowjetunion immer wieder beteuert, scheint es dem Irak im Gegensatz zur VAR doch noch immer gelungen zu sein, ein gewisses Maß an Unabhängigkeit zu bewahren. Das ist sicherlich darauf zurückzuführen, daß die irakische Regierung sich „weltpolitisch" kaum engagierte und im Gegensatz zur VAR keine expansionistischen Ziele verfolgt, bei denen man der Hilfe der Sowjets bedürfte. Der Irak versucht heute eine echte Neutralitätspolitik durchzuführen, und zwar als Neutralität ohne Anschluß an einen „dritten Block". Es scheint, als versuche Kassem auf die Linie Nehrus einzuschwenken, was ihm tatsächlich ein Höchstmaß an Unabhängigkeit gewährleisten würde.

Die sowjetische Wirtschaftshilfe erhält zwar noch immer eine weitverbreitete Publizität, aber in Wirklichkeit überwiegen die Kontakte mit dem Westen, nur werden diese eher verschwiegen. Die 700 sowjetrussischen und chinesischen Experten, die im Irak tätig sind, sollen nach einem Bericht der „Neuen Zürcher Zeitung" (8. 1. 61) dank ihrer Unkenntnis der Sprache und ihres Geizes ohne propagandistischen Effekt geblieben sein. Ob dieses Verhältnis zur Sowjetunion sich auf die Dauer aufrechterhalten läßt, ist eine andere Frage, denn auch die Russen werden eines Tages prüfen, inwieweit ihre Investitionen im Irak noch lohnend sind.

Das Verhältnis zur VAR wirkt auch heute noch bestimmend auf die Innenpolitik Kassems. Seine Anhänger versuchen die Unabhängigkeit des Irak zu erhalten. Die meisten seiner Gegner suchen einen Anschluß an die VAR, sei es nun in Form einer lockeren Föderation, des Beitritts zu den „Vereinigten Arabischen Staaten" (denen außer der VAR nur noch der Jemen angehört) oder der direkten Union. Jawad formulierte dagegen die Haltung seiner Regierung im Sommer 1960 wie folgt: „Jedes arabische Land hat seine eigene politische Persönlichkeit, die von allen anerkannt und respektiert werden muß"; „lassen wir künftigen Generationen die Sorge um die Schaffung der Union. Diese Union ist verfrüht. Begnügen wir uns damit, eng und offen im Rahmen der Arabischen Liga zusammenzuarbeiten" (L'Orient, 21. 8. u. 23. 8. 60).

Kassem würde es bis zu einer innenpolitischen Konsolidierung genügen, wenn Nasser dieser Formulierung wenigstens für den Irak zustimmen würde. Nasser wird dies freiwillig kaum tun, denn er kann seinen Parteigängern im Irak nicht gut in den Rücken fallen, ohne sein Gesicht zu verlieren. Jawads Politik ist nun darauf gerichtet, einerseits Nasser unter einen entsprechend starken Druck zu setzen, anderseits die Tür für eine Verständigung möglichst weit zu öffnen. Die Situation war im letzten Jahre günstig, denn Nasser konnte im vergangenen Jahr nur Mißerfolge aufweisen: Seine Afrikapolitik war ein Fiasko, und in Syrien werden die Widerstände gegen die Union immer stärker.

Jawad hat nun erst einmal für möglichst gute Beziehungen zu allen Nachbarstaaten, zu Jordanien, Persien und der Türkei gesorgt und anschließend Nasser aufs herzlichste zur Zusammenarbeit mit dem Irak im Rahmen der Arabischen Liga eingeladen. Es ist ihm schließlich gelungen, daß die Konferenz der Arabischen Liga im Januar 1961 in Bagdad abgehalten wurde statt in Kairo oder auf „neutralem" Boden im Libanon, was ein bedeutender Prestigegewinn für Kassem war. Auch Tunesien, das wegen der Differenzen mit Nasser bisher die Liga boykottiert hatte, nahm an dieser Sitzung teil, was kaum als ein Zeichen der Verständigung zwischen Burgiba und Nasser, sondern eher als eine Anerkennung der Tatsache gelten darf, daß die ägyptische Vorherrschaft in der Liga, wenn nicht gebrochen, so doch zurückgedrängt wurde.

Die Konferenz selber verlief wie bisher alle Konferenzen der Arabischen Liga ergebnislos. Einige Beschlüsse über die wichtigsten Fragen (z. B. Palästina) wurden geheimgehalten. Eine solche Maßnahme ist durchaus verständlich, nur stellt sich immer wieder heraus, daß die geheimen Beschlüsse nur die nicht erreichte Übereinstimmung in den wichtigsten Fragen verdecken muß. Übereinstimmung wurde bei den Konferenzen der Arabischen Liga immer nur in den Fragen erzielt, die nicht mehr als ein Mitglied der Liga betreffen, so z. B. in der Oman-Frage oder über die territorialen Ansprüche des Jemen in Aden.

Wieweit es Jawad nun gelingt, seine Politik der „freundschaftlichen Verständigung" durchzusetzen, vermag heute noch niemand zu sagen. Es hängt schließlich sehr viel davon ab, ob Nasser sich in Zukunft noch stärker in Afrika engagieren wird, was ihn zu einer Vernachlässigung des arabischen Ostens zwingen würde. So viel scheint heute jedoch gewiß: Jede Verschlechterung der Beziehungen zwischen dem Irak und der VAR wird die Position der Kommunisten im Irak stärken.

Aus der totalitären Welt

Zum Kommuniqué des SED-Politbüros zu Problemen der Jugend

Am 11. 2. 1961 veröffentlichte das Zentralorgan der SED „Neues Deutschland" ein Kommuniqué des Politbüros zu Jugendfragen. Dieses Kommuniqué ist recht bezeichnend, denn es ist in manchen Punkten ein Eingeständnis von Mißerfolgen in der kommunistischen Jugenderziehung. Auf Grund der mangelhaften Ergebnisse der kommunistischen Jugendbeeinflussung mußte sich das Politbüro zu verschiedenen Zugeständnissen entschließen, um den Druck auf die Jugend etwas zu mildern, d. h., es muß in anderen Formen und mit mehr Überzeugung versuchen, die Jugend für sich zu gewinnen.

Selbst in dem einleitenden Abschnitt dieser Stellungnahme des SED-Politbüros, die ja ein Loblied auf den Sozialismus und die „Errungenschaften in der DDR" ist, muß man eingestehen:

„Von zu Hause, auch von älteren Arbeitskollegen, erfahren zahlreiche Jugendliche zu wenig — ja oftmals sogar Falsches — über die Vergangenheit. Sie messen manche Schwierigkeiten beim sozialistischen Aufbau an ihrer Idealvorstellung vom Sozialismus, ohne in Rechnung zu stellen, daß es keine Gratisfahrt zum Sozialismus gibt, sondern daß Sozialismus Kampf bedeutet. An diesem Kampf teilzunehmen, Schwierigkeiten zu meistern, die Feinde zu schlagen — ist besonders für junge Menschen eine fesselnde, ja Mut und Einsatzbereitschaft fordernde Sache."

Das dauernde Gerede vom Kampf, von Opfern und Anstrengungen, kurz die sozialistische Wirklichkeit in der SBZ, wirkt auf die Jugendlichen oft ernüchternd und auch zum Teil abstoßend, ja sie halten die SBZ nicht für ein sozialistisches Land. Zwischen der schönfärberischen kommunistischen Propaganda und der Wirklichkeit, der sich der einzelne Jugendliche gegenübersieht, klafft ein großer, meist nicht überbrückbarer Widerspruch. Der tägliche Anschauungsunterricht über die vielen Mängel des Sozialismus, die Erkenntnis darüber, daß man trotz jahrelanger Anstrengungen heute noch Mißstände antrifft, deren Beseitigung man schon vor Jahren forderte, zerstört bei vielen Jugendlichen die sozialistischen Idealvorstellungen, so daß sich selbst Jugendliche, die zeitweilig aktiv mitmachten, resigniert aus der kommunistischen Jugendarbeit zurückzuziehen trachten. Daß gerade junge Menschen in großer Zahl flüchten bzw. sich in das unpolitische Privatleben zurückziehen, wirkt auf die SED-Führung sehr beunruhigend.
Das SED-Politbüro gesteht ein, daß es in der SBZ „bei jungen Menschen viele Fragen und sogar Konflikte" gibt. Man sieht sich daher genötigt, die Jugendlichen zu einer freimütigen Aussprache aufzufordern und eine jugendnahe Überzeugungsarbeit zu wünschen.

„Aber nicht das" [Fragen und Konflikte] „ist schlimm, schlimm ist, wenn der Jugendliche damit allein gelassen wird oder durch Ungeduld und Schulmeisterei auf den Gedanken kommt, lieber den Mund zu halten, um nicht anzuecken oder ‚schiefzuliegen'. Schlimm ist, wenn über den Kopf der Jugendlichen hinweggesprochen oder wie die Katze um den heißen Brei herumgegangen wird. Der Jugendliche fragt mit Recht, wohin der Weg geht. Wir können und müssen ihm darauf eine klare Antwort geben."

Dabei ist es gerade die SED-Parteifühung gewesen, die jede freimütige ehrliche Diskussion in der FDJ und unter der Jugend überhaupt unterdrückt hat. Wer nicht die linientreuen kommunistischen Auffassungen vertrat, der lag eben schief oder wurde als Provokateur behandelt und zur Verantwortung gezogen. Die Jugendlichen wurden geradezu dazu erzogen, sich so auf die Bedingungen einzustellen, daß sie nicht anecken, daß sie entweder Zustimmung heucheln oder schweigen. Jedes wirkliche Jugendleben wurde von oben erstickt. Heute erweist sich die bisher praktizierte Methode offenbar als ein Bumerang, es gibt eine Vertrauenskrise zwischen Parteiführung und jugendlichen Massen. Viele Jugendliche machen zwar aus Zweckmäßigkeitsgründen oder infolge von Druck mit, aber sie sind nicht mit dem Herzen dabei, ihnen fehlt das notwendige Maß von kommunistischer Begeisterung. Man hat zwar eine zahlenmäßig starke Jugendorganisation, jedoch ist deren Qualität schlecht.
In der Stellungnahme des Politbüros findet man folgende bezeichnende Stelle:

„Wenn junge Menschen in unseren sozialistischen Betrieben mitunter noch ohne Lust und Begeisterung arbeiten, hat das oft in ihrer falschen Behandlung und im bürokratischen Verhalten ihnen gegenüber seine Ursache."

Auch an der Arbeit der Schulen und an der Einstellung der Schüler zum gesellschaftskundlichen Unterricht wird Kritik geübt:

„Wo formal gelehrt und gelernt wird, entsteht auch der Zustand, daß Jugendliche mit ihren offenen Fragen hinterm Berg halten und nicht zur Auseinandersetzung erzogen werden, die für eine feste Überzeugung notwendig ist. Gute Zensuren in gesellschaftlichen Fächern müssen Ausdruck des Denkens des Jugendlichen sein, sonst sind sie nicht ehrenhaft, haben keinen Wert und verleiten zur Heuchelei."

Damit hat das SED-Politbüro unzweifelhaft einen Grundmangel des kommunistischen Regimes berührt, daß nämlich die Heuchelei zu einem Bestandteil der Jugenderziehung geworden ist, daß Schüler und Studenten nach guten Zensuren in gesellschaftlichen Fächern streben, und zwar nicht aus Interesse am Stoff, sondern um nicht benachteiligt zu werden oder gar Vorteile für ihre weitere berufliche Entwicklung zu erlangen. Wer bisher in gesellschaftlichen Fächern mangelhaft hatte, war vom Studium bzw. vom Studienabschluß ausgeschlossen. Bei Prüfungen und im Unterricht mußten die Antworten sogar in einer parteilichen Weise gegeben werden, aus der eindeutig hervorging, daß der Betreffende sich selbst zur kommunistischen Auffassung bekennt und nicht nur beschaulich den Parteistandpunkt darlegt und sich selbst davon ungenannt mehr oder weniger distanziert.
In dem Politbüro-Beschluß heißt es auch, daß die FDJ die Hälfte aller Jugendlichen erfaßt habe. „Dennoch ist der Einfluß der FDJ auf die gesamte Jugend noch zu gering." Der Organisationsgrad dürfte jedoch etwas übertrieben sein, denn es gibt Gebiete mit sehr schwacher FDJ-Mitgliedschaft. Bezeichnend ist auch, daß die FDJ bei der Arbeiterjugend (die doch laut kommunistischer Vorstellung der Kern der FDJ sein müßte) und bei der Landjugend schwach verankert ist. Im FDJ-Funktionärsorgan „Junge Generation" (Nr. 3, 1961) wird folgendes Beispiel angeführt:

„Im Kreis Potsdam-Land sind 23 Prozent der Jugendlichen Mitglieder der FDJ. Im MTS-Bereich Nedlitz dieses Kreises sogar nur 16 Prozent." (MTS = Maschinen-und-Traktoren-Station.)

Hinzu kommt, daß die FDJ-Führer wiederholt öffentlich bekennen mußten, ein Drittel ihrer Mitglieder stehe lediglich auf dem Papier, sie nehmen weder am Verbandsleben teil, noch zahlen sie Mitgliedsbeiträge.
Besonders schwach ist die FDJ in den Betrieben vertreten. Es gelang ihr nicht, die ihr zugewiesene Aufgabe des Rostocker Jugendparlaments vom Sommer 1959 zu erfüllen, die „Kluft zwischen der fortgeschrittenen Jugend und der Masse der Arbeiterjugend" zu überbrücken. Bezeichnend ist, daß im Kommuniqué des SED-Politbüros zu diesem wirklich brennenden Problem nichts mehr gesagt wird, daß es sich vielmehr darauf beschränkt, den betrieblichen Organen „bürokratisches Verhalten", „mangelnde Aufmerksamkeit für Jugendprobleme" und ähnliches anzukreiden.

Die Partei und die studierende Jugend

Den höchsten Grad der Organisiertheit erreicht die FDJ an den Oberschulen und Universitäten, wo oft 90 und mehr Prozent organisiert sind. Doch auch bezüglich der bisher an den Schulen und Universitäten üblichen Mitgliedschaft in der FDJ hat die Partei neue Ansichten entwickelt:

„Für unsere Bildungsstätten ist der Zustand typisch, daß fast alle Schüler und Studenten Mitglieder der FDJ sind. Doch viele von ihnen handeln gar nicht danach, sondern fassen ihre Mitgliedschaft lediglich als ‚allgemein üblich' auf. Wer so denkt, ist im Irrtum. Die Mitgliedschaft zur sozialistischen Jugendorganisation muß doch Ausdruck einer gewonnenen Erkenntnis, eines Gefühls der Ehre und der festen Verbundenheit mit den Zielen und Aufgaben der Organisation sein."

Dieser „übliche Zustand" ist aber gerade durch die bisherige Politik des SED-Politbüros und dessen Weisungen an den Staat und die FDJ entstanden. Wer sich nicht zur FDJ bekannte, schloß sich in der Regel von beruflichen Förderungsmaßnahmen aus. Nun hat sich bei den Funktionären im Politbüro offensichtlich auf Grund ihrer Mißerfolge bei der Gewinnung der Jugend die Auffassung durchgesetzt, daß es sinnvoller ist, eine zahlenmäßig kleinere, aber qualitativ bessere FDJ an den Fach- und Oberschulen bzw. Universitäten zu haben. Das Politbüro schlägt über diese Frage eine sogenannte offene Diskussion an den Schulen und Universitäten vor:

„Das wird die Klärung der Probleme unter der Jugend fördern und die Aktivität der Mitglieder der FDJ heben. Dabei ist selbstverständlich, daß keinem Jugendlichen Nachteile entstehen dürfen, wenn er nicht in der FDJ organisiert ist. Einzig und allein die fachliche, kulturelle und gesellschaftliche Leistung eines Jugendlichen ist für die Aufnahme des Studiums ausschlaggebend."

Wiederum ist jedoch auch hier bezeichnend, daß man die „gesellschaftliche" Leistung als einen Voraussetzungsfaktor aufführt, so daß also weiterhin von allen Studierenden ein gewisses Maß von gesellschaftlicher Aktivität erwartet wird, ohne daß man wie bisher auch auf Mitgliedschaft in der FDJ den größten Wert legt. Vom Gesichtspunkt der SED-Führer aus kann die Freistellung eines Austritts aus der FDJ mit dem Versprechen, daß es keine Nachteile nach sich ziehen werde, eine besondere Form von Säuberung des kommunistischen Jugendverbandes darstellen; man reinigt dadurch diesen Verband von Inaktiven, Mitläufern und verkappten Gegnern und versucht, die Jugendorganisation insbesondere an den Schulen und Universitäten schlagkräftiger zu machen. Die FDJ-Organisationen waren vielfach bisher in ihrer Aktivität behindert, weil sie mit innerorganisatorischen Problemen nicht fertig wurden. Die neue, jetzt vertretene Linie für die Politik an Oberschulen und Hochschulen ist auch ein Eingeständnis der eigenen Schwäche, die ganze künftige Intelligenz wirklich zu gewinnen, sie für die Parteiarbeit fruchtbar zu machen und ihr in kommunistischen Massenorganisationen eine geistige Heimat zu geben.
Um die FDJ auch in ihrer Struktur zu vereinheitlichen, wurde vorgeschlagen, daß im allgemeinen nur Jugendliche bis 22 Jahre in der FDJ organisiert sein sollen. (Bis jetzt galt als Altersgrenze 26 Jahre — wer aber Funktionär war, konnte auch noch bedeutend älter sein.)
In der Frage der Freizeitgestaltung der Jugendlichen mußte das Politbüro ebenfalls die bisherige Auffassung revidieren.

„Es ist auch nicht richtig, von der mitunter eigenartigen Kleidung eines Jugendlichen sofort auf sein Denken und Handeln zu schließen. Natürlich hat sich in unserer Zeit ein anderer Geschmack gebildet, andere Tänze, andere Formen der Freizeitbeschäftigung, als das bei früheren Generationen der Fall war, sind entstanden... So entschieden wir jede Erscheinung moralischer Versumpfung in unserer Jugend bekämpfen, treten wir gegen gouvernantenhaftes Verhalten gegenüber Jugendlichen auf. Unsere Jugend wächst nicht im Treibhaus und auch nicht im Kloster auf."

Vor wenigen Monaten war es noch üblich, Jugendliche, die in Niethosen und Blue Jeans auftauchten, als westlich-dekadent anzuprangern und gelegentlich sogar die Volkspolizei gegen sie aufzubieten. Jetzt bemüht sich die SED-führung, sich väterlich wohlwollend zu zeigen.

Insgesamt kann man sagen, daß dieses Kommuniqué des SED-Politbüros ein bezeichnendes Licht auf die Schwäche der SED-Position bei der mitteldeutschen Jugend wirft. Es ist in mancher Hinsicht ein Rückzug, ein Nachgeben unter dem Eindruck der offensichtlichen Mißerfolge bei den bisherigen Anstrengungen, das Herz der Jugend zu gewinnen. Man will versuchen, mit elastischeren Formen, durch Nachgeben in einigen Punkten einer verstärkten Gewinnung der Jugend für die Partei den Weg zu ebnen und auch die FDJ durch eine gewisse Säuberung an den Oberschulen und Universitäten zu stärken. Ungeachtet des Nachgebens in einigen Punkten gibt es in allen wesentlichen Fragen des programmatischen Bekenntnisses der FDJ keine Änderung. Nach wie vor gilt die FDJ als sozialistischer Jugendverband, der sich zur Weltanschauung des dialektischen Materialismus bekennt und der zur Hörigkeit gegenüber der SED verpflichtet ist.
In allen SED-Parteiorganisationen soll die Stellungnahme des SED-Politbüros behandelt und die entsprechenden Schlußfolgerungen für die Arbeit in dem betreffenden Bereich gezogen werden. Außerdem schlug das Politbüro für Herbst 1961 einen großen Jugendkongreß für die „DDR" vor.

Gesteuerte Kritik

Gegenwärtig werden auf verschiedenen Kreisdelegiertenkonferenzen der FDJ örtliche Mißstände mit unverblümter Offenheit angegriffen. Es ist aber unverkennbar, daß dies von der SED-Parteiführung bewußt organisiert ist und gesteuert wird. Die SED-Führung will damit in gesteuerter Weise ein Ventil zum Abreagieren der unzufriedenen Jugendlichen schaffen und damit auch die Vertrauenskrise überwinden. Die SED-Führung sieht es heute gern, wenn Jugendliche örtliche Mißstände bzw. verantwortliche untere Funktionäre angreifen, anderseits aber positiv zum Beschluß des Politbüros bzw. der grundsätzlichen Politik von Partei und Staat Stellung nehmen. Selbstverständlich darf kein Jugendlicher ungestraft gegen die grundsätzliche Jugendpolitik der SED-Parteiführung offen auftreten. In welcher Weise man in diesen Konferenzen auftritt, zeigt folgender Auszug aus der Rede des FDJ-Zentralratssekretärs Wolfgang Steinke, gehalten auf der Kreisdelegiertenkonferenz Seelow, veröffentlicht in „Junge Generation" (Organ des Zentralrats der FDJ für das Verbandsaktiv) Nr. 3/1961:

„Die Mitarbeiter des Rates des Kreises fragen nach allem — aber nicht nach der Jugend. Dann ist es jedoch nicht verwunderlich, wenn die Jugendlichen ihre Perspektive nicht im Dorf sehen. Die Folge ist dann wie in Alt-Mahlisch, daß von 33 Jugendlichen erst 14 in der Landwirtschaft arbeiten...
Kein Wunder, daß in vier Monaten des Jahres 1960 die Zahl der jugendlichen LPG-Mitglieder im Kreis bei Typ I von 78 auf 63 — bei 62 LPG ist das sowieso eine blamable Zahl — und bei Typ III von 1084 auf 961 sank.
Wir wollen doch genau das Gegenteil. Alle Jugendlichen im Dorf wollen wir für die sozialistische Landwirtschaft, für die LPG, begeistern.
Forderung an den Rat des Kreises:
Vielleicht kennt der Rat des Kreises diese Lage gar nicht? Dann muß die Kreisdelegiertenkonferenz das laut und deutlich sagen. Zumal seit vier Jahren der Ratsvorsitzende nie an einer Kreisdelegiertenkonfrenz der FDJ teilnahm... Man administriert und kommandiert und denkt sich so die Ver-

antwortung vom Halse zu schaffen, indem der Jugendreferent für alles verantwortlich gemacht wird.

Aber dieser Jugendreferent wurde von den gleichen Leuten acht von zwölf Monaten mit anderen Arbeiten beschäftigt. Eier erfassen ist wichtig — aber sich um die Jugend zu kümmern ist viel wichtiger, zumal es im Kreis Seelow LPG mit dem Durchschnittsalter von 58 Jahren gibt..."

Offenbar will man mit solchen Reden die Aktivität der Jugendlichen bei der Überwindung von Mängeln mobilisieren und ihnen die Vorstellung vermitteln, daß sie es sein müssen, die die „guten, richtigen und weisen" Beschlüsse der Parteiführung und des Staates gegen den Widerstand örtlicher „Bürokraten" durchsetzen.

Die Stimme des Papstes

Die Osterbotschaft 1961

Am Ostersonntag, nach der Feier der Ostermesse in St. Peter, richtete der Heilige Vater, Papst Johannes XXIII., seine traditionelle Osterbotschaft an die 250 000 auf dem Petersplatz Versammelten und an die ganze Welt. Die Botschaft hatte zum Thema „Christus der Auferstandene, unsere Hoffnung". Der italienische Text wurde im „Osservatore Romano" vom 4. April 1961 veröffentlicht. Wir geben hier den vollen Wortlaut der Ansprache in eigener Übersetzung wieder.

Ehrwürdige Brüder, geliebte Söhne von Rom und der ganzen Welt!

Wieder einmal begehen wir das glorreiche Fest der Auferstehung Jesu Christi. Wir haben es gefeiert an der Confessio des Apostels Petrus in der ganzen Pracht des päpstlichen Ritus. Diese Feier erfährt jetzt ihre Krönung im Segen für die ganze Welt, den Wir von dieser mittleren Loggia Unserer Basilika, die heute mehr denn je im Angesicht der Sonne erstrahlt, der ganzen Welt erteilen.

Ostern als Fest des Sieges

Ein alter Brauch wollte es, daß der Papst beim feierlichen Einzug in das strahlende Gotteshaus von St. Peter einen Augenblick von der Sedia gestatoria herabstieg, um die kostbare Reliquie des heiligen Kreuzes zu verehren und das Schweißtuch der Veronika mit dem blutigen Antlitz Christi.

Seit einiger Zeit vollzieht sich der feierliche Osterritus in kürzerer und einfacherer, aber nicht weniger erhabener Form, nicht weniger erfüllt von geistiger Freude. In der Liturgie der vergangenen Nacht wandten Wir Uns beim ersten Aufscheinen des Lichtes diesem zu mit dem dreimaligen Gruß: Lumen Christi — Deo gratias. Wenige Wochen vor seinem Tode war dieses sein Licht in derselben Weise auf dem Berg Tabor erschienen, während Christus mit Moses und Elias sprach. Ein so helles und lebenspendendes Licht, daß Petrus ausrief: „Wie schön und gut wäre es, hier zu wohnen!" Einige Tage vorher ereignete sich das Geschehen in Bethanien. Martha und Maria weinten über ihren verstorbenen Bruder Lazarus, der schon vier Tage im Grabe lag. Auch Jesus weinte. Aber in den Tränen des göttlichen Freundes leuchteten Funken des Sieges als erstes Vorzeichen des Ostergeheimnisses.

Welch trostvolle Worte waren das, die Christus zu Martha sprach. Sie enthielten die Sicherheit der Auferstehung und des Lebens für die ganze Menschheit, die Christus durch sein Blut erlöst hat.

„Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist, und wer lebt und an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben" (Joh. 11, 25—26). Die österliche Wirklichkeit, die in Bethanien angekündigt worden war, ist hier ganz gegenwärtig in der ewig sich wiederholenden Feier der Geheimnisse Christi, Christi, des verherrlichten und unsterblichen Königs der Völker. Sein Geheimnis ist Trost und Ermunterung für die von ihm erlöste und zur Herrlichkeit erwählte Menschheit und Zeichen der Hoffnung für das friedliche Zusammenleben der Menschen und einen geordneten Wohlstand auf Erden.

Geliebte Söhne! Die noch lebhaften Eindrücke der Karwoche verhelfen uns zu größerem Vertrautsein mit den Geheimnissen unseres göttlichen Bruders, mit Jesus Christus, dem Worte Gottes, das Mensch geworden ist wegen uns Menschen und um unseres Heiles willen: So ist er zur Zielscheibe menschlicher Bosheit geworden, zum Zeichen des Widerspruchs während so vieler Jahrhunderte, verachtet und verstoßen, und bleibt doch immer glorreicher Sieger und Herr.

Manchmal werden Wir von Traurigkeit erfüllt beim Gedanken an die verderbliche und erschreckende Haltung einer großen Zahl von Menschen, die zwar ihrer Natur nach unsere Brüder sind, aber auf die man, auch wenn man nachsichtig ist, nur das letzte Urteil und das letzte Gebet des Herrn anwenden kann: „Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun" (Luk. 23, 34).

Von ihrem unbändigen Geschrei wird Stadt und Land erfüllt, ihre Hetze bedroht jene, die Freiheit, Gerechtigkeit und ein Leben in Arbeit, Ruhe und Rechtschaffenheit lieben. Es sind dieselben, die am Vorabend von Christi Tod in den Straßen von Jerusalem die unheilvollen Worte ausriefen: „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche. Hinweg mit ihm! Kreuzige ihn!" (Luk. 19, 14 u. Joh. 19, 15).

Die Sorge des obersten Hirten für die bedrängte Kirche

Geliebte Söhne! Ihr versteht Unsere Worte. Eure Gegenwart, eure eindrucksvolle und ehrfürchtige Teilnahme an dieser österlichen Feier mildert die Angst und innere Beklemmung dessen, der die größte und härteste Verantwortung für das Heil der ganzen Herde Christi trägt, die der göttliche Heiland durch sein Blut erlöst hat.

Seit dem ersten Osterfest sind fast 2000 Jahre vergangen: wie viele Völker, wie viele Tränen, wie viele Wechselfälle, wie viel Blut.

Wenige Tage vor seinem Leiden sagte Christus zu seinen Jüngern: Jetzt werden sich schmerzliche Dinge für mich ereignen. „Der Menschensohn wird mißhandelt, verspottet, durchbohrt und getötet werden" (Luk. 18, 33). Aber nach drei Tagen wird er auferstehen.

Und so geschah es. Nach drei Tagen ist er tatsächlich auferstanden. In den letzten Tagen seines Aufenthaltes in dieser Welt macht er die letzten Aussagen über seine

Kirche: Betrübnisse, Gegensätze und auch blutige Kämpfe. Aber Christus fügte hinzu: Ich habe die Welt überwunden. Ich werde bei euch sein bis ans Ende der Zeiten. Die Geschichte geht durch die Jahrhunderte weiter. Aber das eine ist sicher, daß das Ende der Zeit die ewige Herrlichkeit Christi, des Sohnes Gottes, und aller jener, die Vertrauen zu ihm haben, Wirklichkeit werden läßt. Martha, glaubst du, daß ich die Auferstehung und das Leben bin? (vgl. Joh. 11, 27).

Der österliche Glaube — ein Ansporn zur sittlichen Tat

Geliebte Söhne! Der Glaube einer demütigen Frau wurde für würdig befunden, den Glauben der Menschheit an Christus den Erlöser stellvertretend darzustellen.

Die Lehre und der geistliche Reichtum von Ostern sollen auch in diesem Jahr ein mächtiger Ansporn sein für eine entschiedene Haltung eines jeden, ein Ansporn für entschiedenes Streben zu jenen erhabenen Höhen, zu denen die Stimme des Gewissens und die guten Eingebungen des Herrn aufrufen, die gesetzt sind zur Verhütung menschlicher Begierden, Schwachheiten und individueller und gemeinsamer Untreue gegenüber den heiligsten Gesetzen des Lebens.

Österliches Fest des Herrn! Man muß das Wort wiederholen, das er vor dem verschlossenen Grabe des Freundes sprach: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Das Wort hat seine Wirkkraft wie in Bethanien immer dann, wenn es durch die Stimme des Gewissens von einem aufrechten, von Versuchungen geplagten Christen vernommen wird. Es wird zum glücklichen Zeichen wiedergefundenen inneren Friedens und echten geistlichen Adels.

Welche erhabenen und befreienden Worte schenkt die Kirche zu Ostern ihren Söhnen, die sich nach der Unschuld ihrer schönsten Jahre sehnen. „Ich spreche dich los von deinen Sünden: sündige nicht mehr."

Und die anderen erhabenen Worte über das große geheimnisvolle Sakrament der Christen: „Friede und Gemeinschaft mit dem Leibe und dem Blut Christi" (Liturgie). Die heilige Eucharistie ist zu jeder Zeit und für jede Seele die höchste Erhebung des geistlichen Lebens, das sich von Christus nährt.

Ehrwürdige Brüder, geliebte Söhne! Hier fügen Wir Unseren einfachen, aber sehr herzlichen Osterwunsch ein. Der Segen, den Wir euch jetzt erteilen wollen, besiegelt diesen Unseren Glückwunsch. In euren offenen und frohen Gesichtern entdecken Wir die Vielzahl der Brüder Christi, zerstreut in aller Welt, aber gesammelt unter dem Dach der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche.

Wir sind alle auferstanden in der Gnade Christi, die ewig in unserem geistlichen Leben sich fortsetzt, und beginnen unseren Weg in den jeweils verschiedenen Verhältnissen, in die die göttliche Vorsehung uns alle und jeden einzelnen gestellt hat, immer den Herrn lobpreisend (vgl. Luk. 24, 53). So nehmt nochmals unseren Wunsch entgegen, den Wir in herzlicher Weise in eurer Muttersprache ausdrücken, um über Radio und Fernsehen die gemeinsame Freude und den Triumph aller jener, die an Christus den Auferstandenen glauben, zu unterstreichen. Alleluja! Alleluja!

Anschließend wünschte der Heilige Vater den Gläubigen in aller Welt „ein frohes und gesegnetes Osterfest" in fünfzehn verschiedenen Sprachen.

Hirtenworte in die Zeit

Der heilige Paulus und der römische Primat

Im Rahmen des 1900jährigen Jubiläums der Ankunft des heiligen Paulus in Rom sprach am 20. Januar 1961 im Antonianum der Bischof von Berlin, Julius Kardinal Döpfner, über „Petrus und Paulus. Der heilige Paulus und der römische Primat". Wir geben die Rede ihrer Bedeutung wegen, besonders auch im Hinblick auf das kommende Konzil, in vollem Wortlaut wieder.

Dieser Vortrag, den ich vor einer so erlauchten Zuhörerschaft halten darf, soll die Feier zum 1900jährigen Jubiläum der Ankunft des heiligen Paulus in Rom eröffnen. Das mir vorgeschlagene Thema lautet: „San Paolo e San Pietro — San Paolo e il primato salvifico". Schon beim Nennen dieses Themas spüren wir sofort die erregende Aktualität, die Zündkraft dieser Fragestellung. Rom ist die Stadt Petri, der Sitz der Nachfolger Petri, der Päpste. Kommt Paulus wirklich nach Rom? Ich meine hier nicht die historische Tatsache seiner Ankunft, die unbestreitbar ist. Ich meine dies: Gehört er wirklich hierher, hat er mit Petrus zusammen Heimatrecht und Einfluß in der katholischen Kirche, die man so gern die Papstkirche nennt? Ist es doch bis heute für manche selbstverständlich, Paulus im Gegensatz zu Petrus und zu einer hierarchisch geordneten, in einem sichtbaren Oberhaupt zusammengefaßten Kirche zu sehen.

Wir gehen an unsere Aufgabe mit katholischer Weite und Zuversicht. Paulus gehört zur Kirche, mitten in sie hinein, nicht weniger als Petrus. Dabei wollen wir nicht vergessen, daß das Petrusamt zwar von Anfang an in der Kirche war, sich aber in seiner Ausübung und Ausdehnung auf dem Gang durch die Jahrhunderte entwickelt hat. Wir werden also in die Briefe des heiligen Paulus und überhaupt in die Schrift nichts hineinlegen, was sich dort nicht findet. Wir wollen schlicht in einem ersten Teil darstellen, was die Heilige Schrift, vor allem die Paulusbriefe, über das Verhältnis zwischen Paulus und Petrus bietet. Dann wollen wir zeigen, welche Bedeutung Paulus und sein Bild von der Kirche für die Wirkweise des römischen Primates hat. In diesem zweiten Teil wird von selbst die Gegenwart und ihre Aufgabe in unsere Überlegungen hineinspielen. Gerade hier wird spürbar werden, daß dieser Vortrag nicht von einem Fachtheologen, sondern von einem Bischof gehalten wird, dem es in seiner täglichen Arbeit, zumal in einer protestantischen Umwelt, am Herzen liegt, daß Petri und Pauli Geist mit gleicher Kraft in unserer heiligen Kirche wirksam sind.

I

Paulus und die Vorrangstellung des Petrus

Wenden wir uns nun der ersten Aufgabe zu: Paulus und die Vorrangstellung Petri nach dem Zeugnis der Schrift. Wir setzen bei unseren Überlegungen die Aussagen der Evangelien über den Primat Petri voraus: den locus classicus bei Matthäus 16, 18; die Umbenennung des Simon aus Bethlehem in Kephas, Petros, d. h. Felsenmann; das bekannte Wort Christi an Petrus am Abend vor seinem Leiden nach dem Evangelisten Lukas (22, 32) und die dreifache Bestellung Petri zum Hirten der Herde Christi nach dem 21. Kapitel des Johannesevangeliums (Joh. 21, 15—19). Wir wollen nur sehen, was sich in den Briefen des heiligen Paulus über die Vorrangstellung des heiligen Petrus findet. Dabei soll die Stellung des heiligen Paulus zu Petrus in zwei Stufen entfaltet werden. Zuerst sei ein Wort gesagt über Paulus und die Zwölf, deren hervorragendstes Glied Petrus war. Zweitens soll das Verhältnis zwischen Paulus und Kephas selbst behandelt werden.

1. Paulus und die Zwölf

Wenn wir das Verhältnis zwischen Paulus und den Zwölf betrachten, begegnen wir zwei diametral entgegengesetzten Behauptungen. Manche protestantische Theologen (besonders extrem M. Goguel) stellen Paulus über die Zwölf. Sie sehen in ihm den Ursprungsapostel. Sie geben seinem „charismatischen" Apostolat den Vorzug vor dem „rechtlichen" Apostolat der Zwölf. Gegenüber solchen sicherlich falschen Behauptungen versuchte in den vergangenen Jahren ein katholischer Exeget (Paul Gaechter SJ, Professor an der Universität Innsbruck) den Nachweis, die besondere Berufung des heiligen Paulus bestehe in seiner einzigartigen Bekehrung vor Damaskus, in einer einmaligen Gnadenausstattung Gottes und auch in einer herausragenden Begabung für das apostolische Wirken. Seine eigentliche Sendung und Beauftragung zum Apostolat sei ihm aber erst durch die auf dem Fundament der Zwölf begründeten Kirche verliehen worden. Die Wahrheit dürfte zwischen beiden Extremen liegen.

Zunächst ein kurzes Wort über das Apostolat der Zwölf. Die Zwölf waren von Anfang an beim Herrn, wurden von ihm aus seinen Jüngern in besonderer Berufung herausgenommen, waren dann Zeugen der Auferstehung Christi und wurden nun von ihm eigens bestellt, die Sendung, die er vom Vater erhalten hatte, weiterzuführen, sein Heilswerk und seine Lehre in der Welt zu bezeugen. So bilden die Zwölf die Mitte, das Fundament der jungen Kirche am Pfingsttag und in der nun folgenden Zeit der wachsenden Kirche. Aber diese Zeit der Apostel ist in besonderer Weise Zeit des Heiligen Geistes, in der die Heilige Schrift des Neuen Bundes entsteht und die Offenbarung Christi erst zum Abschluß kommt. In dieser Zeit tritt als ein wesentliches ekklesiologisches Ereignis zum Apostolat der Zwölf das besondere Apostolat des heiligen Paulus hinzu.

Ausgangspunkt für das Verständnis dieser Apostolatssendung des heiligen Paulus ist die Christuserscheinung vor Damaskus. Dieses Ereignis, das im 9. Kapitel der Apostelgeschichte (Apg. 9, 1—19) berichtet und im 22. (Apg. 22, 6—10) und 26. Kapitel (Apg. 26, 12—18) vom heiligen Paulus selbst mit nur geringfügigen Verschiedenheiten erzählt wird, ist bekannt. Christus erscheint dem bisherigen Verfolger der Kirche. Und bereits nach dem Bericht des 9. Kapitels der Apostelgeschichte gibt Christus in seinem Auftrag an Ananias einen Hinweis auf die Sendung des eben Bekehrten mit folgenden Worten: „Dieser ist mir ein auserwähltes Werkzeug, um meinen Namen vor Völker und Könige und vor die Kinder Israels zu tragen" (Apg. 9, 15).

Nun erhebt sich die Frage: Ist damit die Bekehrung eines Mannes geschildert, der dann später bereits durch die Amtsträger der Kirche für Christus und im Namen Christi in Dienst und Sendung genommen wird?

Sehen wir zunächst, was Paulus darüber sagt und wie die von ihm im 2. Kapitel des Galaterbriefes beschriebene Begegnung mit dem „Maßgebenden" zu verstehen ist.

Da ist zunächst der Bericht des heiligen Lukas im 26. Kapitel der Apostelgeschichte über die Rede des heiligen Paulus vor König Agrippa. Dort läßt der Völkerapostel den Herrn, der ihm vor Damaskus erschienen war, folgendes zu ihm sagen: „Ich bin dir erschienen, dich zum Diener und Zeugen zu bestellen für das, was du in der Erscheinung gesehen hast und was ich dir noch zeigen werde" (Apg. 26, 16). Schon hier wird ein Zweifaches deutlich: eine besondere *Sendung* und eine eigene *Offenbarung*.

In den Briefen des heiligen Paulus wird dieses Doppelte — Sendung und Offenbarung — an vielen Stellen deutlich herausgestellt. Wir fassen die Aussagen des Apostels in drei Sätzen zusammen:

a) Paulus betrachtet die Christophanie vor Damaskus ausdrücklich als Erscheinung des Auferstandenen, die er als letzte den übrigen österlichen Erscheinungen anschließt. Sie merken, daß ich hier auf das 15. Kapitel des 1. Korintherbriefes anspiele, wo er die bekannte Aufzählung mit dem Satz beschließt: „Und zuletzt von allen, gleichsam als der Fehlgeburt, erschien er auch mir" (1 Kor. 15, 8; vgl. 1 Kor. 9, 1).

b) Paulus weiß sich unmittelbar von Christus als Apostel gesandt. Da ist neben anderen Stellen das eindrucksvolle Exordium des Galaterbriefes: „Paulus, Apostel, nicht von Menschen gesandt oder durch eines Menschen Vermittlung, sondern durch Jesus Christus und Gott den Vater, der ihn vom Tode auferweckte" (Gal. 1, 1; vgl. Röm. 1, 1; 1 Tim. 1, 1 12). Dem widerspricht nicht, daß Paulus erst nach mancherlei Mißerfolgen in sehr mühsamen Anläufen und besonders durch die Vermittlung des Barnabas in die kirchliche Missionsarbeit hineinkommen konnte. Ein äußerer Höhepunkt dieser kirchlichen Beauftragung war seine und des Barnabas Aussendung zur Missionsarbeit durch die Kirche von Antiochien, wie sie im 13. Kapitel der Apostelgeschichte berichtet wird (Apg. 13, 1—3).

c) Paulus betrachtet sich als Empfänger einer persönlichen, für seine apostolische Sendung bestimmten Offenbarung. Hören wir den gewaltigen Satz aus dem 1. Kapitel des Galaterbriefes: „Die Heilsbotschaft, die ich verkündet habe, ist nicht von menschlicher Art: denn ich habe sie nicht von einem Menschen empfangen oder gelernt, sondern durch die Offenbarung Jesu Christi" (Gal. 1, 12). Wenige Sätze später gibt er Kern und Ziel dieser Offenbarung an: „Dann aber gefiel es dem, der mich schon im Mutterschoße ausgesondert und durch seine Gnade berufen hat, mir seinen Sohn zu offenbaren, daß ich die Heilsbotschaft von ihm unter den Heiden verkünde" (Gal. 1, 15—16). Diese persönliche Offenbarung an Paulus besagt aber nicht, daß er sich gegen die in der Kirche bisher verkündete Lehre stellt. Gerade der heilige Paulus ist der große Theologe der Paradosis, der Überlieferung (vgl. 1 Kor. 11, 23; 15, 3 11). Paulus weiß, daß er nicht Augenzeuge des Lebens Christi, auch nicht Augenzeuge der Auf-

erstehung am dritten Tage war. Paulus ist sich der Besonderheit oder — anders gesagt — der Grenzen seiner Verkündigung bewußt. So weiß er sich verwiesen auf die Verkündigung der Erstapostel. Aber er hat durch seine Christusoffenbarung den Schlüssel erhalten, der ihm Leben und Lehre des irdisch-geschichtlichen Jesus aufschließt und ihm das geistige, lebendige Verständnis der Schrift und der ganzen Heilsgeschichte öffnet.

Von diesen klaren Aussagen her ist die bekannte Begegnung des heiligen Paulus mit Petrus, Johannes und Jakobus zu interpretieren, die im 2. Kapitel des Galaterbriefes berichtet wird (Gal. 2, 1—10). Paulus war fest davon überzeugt, daß seine Sendung in sich nicht einer Bestätigung durch Menschen bedurfte. Aber er wollte und sollte in der Gemeinschaft der Kirche Christi wirken und wußte um die Sendung der Urapostel durch Christus, die seiner Sendung vorausging und sie auch durch Augen- und Ohrenzeugenschaft übertraf. Darum mußte ihm an einer ausdrücklichen Bestätigung liegen, daß Übereinstimmung zwischen seiner und ihrer Sendung bestand. Diese Bestätigung war um so notwendiger, weil von seinen Gegnern die Sendung der Urapostel gegen seine vermeintlich unkirchlichen Neuerungen ausgespielt wurde. So heißt es denn im heiligen Text: „Ich erklärte ihnen — in persönlicher Besprechung denen, die etwas galten — die Heilsbotschaft, wie ich sie unter den Heiden verkündete; ich wollte ja doch nicht ins Leere laufen oder gelaufen sein" (Gal. 2, 2). Das Ergebnis dieser Besprechung ist nicht eine eigentliche Sendung, sondern die Anerkennung einer bereits vorhandenen Sendung. Das sind die Worte des Galaterbriefes: „Sie erkannten die Gnade, die mir verliehen war, und so gaben Jakobus, Kephas und Johannes, die als Säulen galten, mir und Barnabas die Hand zum Zeichen der Gemeinschaft: Wir sollten für die Heiden, sie für die Juden da sein" (Gal. 2, 9). Etwas Gewaltiges vollzog sich hier. Es wurde sichtbar, daß der eine und derselbe Herr die Zwölf und Paulus gesandt hatte, daß der eine und derselbe Geist in beiden wirkte zur Verkündigung der Frohbotschaft und zur Auferbauung des Leibes Christi. Es wird aber auch verständlich, wie es für Paulus, den neu Hinzukommenden, nicht leicht war, einen Ort in der Kirche zu finden, zumal er einen temperamentvollen und nicht in allem einfachen Charakter besaß und die anderen Apostel an Begabung und Aktivität weit überragte.

Das also ist das Ergebnis des bisher Bedachten: Zum Apostolat der Zwölf kommt in der Gründungszeit der Kirche das Apostolat des Paulus hinzu. Das Kollegium der Zwölf sollte durch diese Zahl bekunden, daß der Bund Gottes mit dem alttestamentlichen Volk der zwölf Stämme in der Kirche Christi seine Erfüllung findet. Gewiß weiß sich auch Paulus — wie oft wird das in seinen Briefen sichtbar — mit den Verheißungen an die Väter verbunden und baut auf auf dem Fundament der Apostel. Aber durch die Art seiner Berufung und sein besonderes Wirken an den Heiden stellt er stärker das Neue, das Dynamische und in die Weite Drängende der Kirche dar.

2. Paulus und der Vorrang Petri

Bei dieser Einstellung des heiligen Paulus zu den Uraposteln wiegt die Anerkennung der besonderen Stellung Petri in der Kirche um so schwerer. Wenn auch an keiner Stelle der paulinischen Briefe eine ausdrückliche Anerkennung des Primates Petri, wie wir ihn heute verstehen, vorliegt, so geht doch aus seinen Briefen eindeutig hervor, daß Paulus in seinen Gemeinden von der hervorragenden Rolle Petri gesprochen hat.

Paulus benutzt nie den Namen Simon, sondern immer die aramäische Würdebezeichnung „Kephas" (1 Kor. 1, 12; 9, 5; 15, 5; Gal. 1, 18; 2, 9 11 14) bzw. zweimal das entsprechende griechische „Petros" (Gal. 2, 7 8), was zu deutsch „Mann des Felsenfundamentes" bedeutet. In 1 Kor. 9, 5 hebt Paulus Petrus deutlich aus der Reihe der übrigen Apostel heraus, wenn er schreibt: „Hätten wir kein Recht, eine Schwester als Frau mitzuführen wie die anderen Apostel und die Brüder des Herrn und Kephas?" (1 Kor. 9, 4—5). Gerade dem 1. Korintherbrief kann man entnehmen, daß Petrus in Pauli Gemeinden ein hohes Ansehen genießt; man macht ihn dort neben Apollos und Paulus, die persönlich in Korinth gewirkt haben, und neben Christus zum Haupt einer eigenen Partei in der dortigen Gemeinde (vgl. 1 Kor. 1, 12; 3, 22). In dem Auferstehungsbericht dieses gleichen Briefes erwähnt Paulus, daß Christus als erstem dem Apostel Petrus erschienen sei. So gesteht selbst der protestantische Theologe K. L. Schmidt, daß Petrus „auch in der Beurteilung des Paulus eine größere Rolle gespielt hat, als vor allem in der Auseinandersetzung zwischen Protestantismus und Katholizismus von protestantischer Seite aus zugegeben worden ist" (Kittels Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament III, 5, 126).

Eine wichtige Tatsache ist Pauli erste Reise nach Jerusalem. In Galater 1, 18 erzählt der heilige Paulus, daß er drei Jahre nach seiner Bekehrung eigens nach Jerusalem hinaufgegangen ist, „um Kephas kennenzulernen", und daß er „vierzehn Tage bei ihm blieb". Der Apostel fügt noch hinzu, daß er einen anderen von den Aposteln nicht gesehen habe außer Jakobus, den Bruder des Herrn (Gal. 1, 19). Der Zweck seiner Reise war also allein ein Besuch bei Petrus. Wie wichtig ihm dieser Besuch war, geht daraus hervor, daß Paulus nach seiner Bekehrung in Jerusalem von seiten der Pharisäer mit Schwierigkeiten, wenn nicht sogar mit Gefahren für Gesundheit und Leben rechnen mußte. Trotzdem geht er hin, weil er unbedingt Petrus sehen will. So verrät Galater 1, 18 unverkennbar die primatiale Stellung des Petrus unter den Aposteln und ihre Anerkennung durch Paulus.

Von der zweiten Reise des heiligen Paulus nach Jerusalem, die im 2. Kapitel des Galaterbriefes berichtet wird, haben wir vorhin schon gesprochen. Wir erinnern uns, daß es dort heißt: „So gaben Jakobus, Kephas und Johannes, die als Säulen galten, mir und Barnabas die Hand zum Zeichen der Gemeinschaft" (Gal. 2, 9). Scheint hier Jakobus nicht wichtiger zu sein als Petrus? Doch die Voranstellung des heiligen Jakobus kann einleuchtend damit begründet werden, daß sich die judaisierenden Gegner des heiligen Paulus besonders auf ihn, den treuen Beobachter des mosaischen Gesetzes, beriefen. Die Herausstellung des Jakobus ist also als argumentum ad hominem zu werten. Es scheint, im Gegenteil, keine abwegige Vermutung zu sein, daß die besondere Vorrangstellung der Jerusalemer Kirche in jener Zeit gerade durch die Anwesenheit des heiligen Petrus begründet ist. Paulus kam es bei diesem Besuch darauf an, die Zustimmung des Kephas zu der Sendung zu erfahren, die ihm vom Herrn selbst gegeben worden war.

Nun ist ein Wort zu sagen über das sog. „Factum Antiochenum", die Auseinandersetzung zwischen Paulus und Petrus in Antiochien. Petrus war — wohl nach dem sog.

Apostelkonzil — nach Antiochien gekommen und hatte dort zunächst mit den Heidenchristen zusammen gegessen. Als aber einige aus dem Jakobuskreise kamen, zog er sich vor ihnen zurück aus Furcht vor dieser extremen Gruppe der Judenchristen und mied die Heidenchristen. Diesem Verhalten schlossen sich auch andere Judenchristen an, sogar Barnabas (vgl. Gal. 2, 12—13). Paulus sagt nun: „Da trat ich ihm (d. h. Kephas) Aug' in Aug' entgegen, weil er im Unrecht war" (Gal. 2, 11). Dieses Verhalten ist nicht, wie gerade protestantischerseits immer wieder behauptet wird, unvereinbar mit der primatialen Stellung des Petrus, sondern ist umgekehrt geradezu ein Beweis für sie. „Dem Verhalten des Petrus kam nur deswegen so viel Gewicht zu, weil er eine einzigartige Autorität hatte" (A. Lang, Fundamentaltheologie II, S. 88). Die Meinungsverschiedenheit zwischen Petrus und Paulus betraf keine grundsätzlichen Fragen. Gerade Petrus ist innerhalb des Zwölferkreises derjenige, der dem Paulus theologisch am nächsten stand, wie der protestantische Theologe Oskar Cullmann feststellt (vgl. O. Cullmann, Petrus: Jünger — Apostel — Martyrer, 1. Aufl., S. 68). Petrus war es ja gerade, der sich auf dem Apostelkonzil für die Aufnahme der Heiden in die Kirche ohne Beschneidung und ohne Verpflichtung zum Ritualgesetz einsetzte. Damals in Antiochien ging es um das *praktische* Verhalten, um die Möglichkeit der Tischgemeinschaft zwischen Juden und Heiden. Petrus glaubte, aus *pastoraler Klugheit* vorübergehend auf die Gefühle und Schwierigkeiten dieser extremen Besucher aus Jerusalem Rücksicht nehmen zu müssen. Gerade in jüngster Zeit wurde durch die scharfsinnigen Untersuchungen des katholischen Exegeten Paul Gaechter dargetan, daß gute Gründe für das Verhalten Petri sprachen (Petrus und seine Zeit, Innsbruck 1958, S. 213—257). Paulus dagegen sah durch das Verhalten Petri, gerade wegen seiner führenden Autorität, den Erfolg seiner Missionsarbeit unter den Hellenen gefährdet, die eben erst so verheißungsvoll begonnen hatte. Daß nun Paulus in offener Aussprache dem Petrus „Aug' in Aug' entgegentrat" und daß Petrus diese Kritik verständnisvoll aufnahm, das ehrt den einen wie den anderen. Beide seien zu loben, meint Augustin in einem Brief an den hl. Hieronymus (Ep. 22, 82; CSEL. 34, 378), Paulus wegen seines Freimutes, Petrus wegen seiner Demut. Vielleicht könnte man — ohne die geschichtliche Wahrheit zu verletzen — sagen, beide hätten durch Schwachheit gefehlt, Petrus durch seine Nachgiebigkeit, Paulus durch ein überscharfes Wort. Solche Szenen haben sich auch in der Geschichte des Papsttums wiederholt und waren trotz mancherlei Menschlichkeit zum Nutzen der Kirche, da sie der Klärung dienten.

So kann abschließend festgestellt werden, daß für Paulus Kephas in der Kirche und für die Kirche eine normierende Stellung innehatte, die von Paulus stets anerkannt wurde.

II

Paulus und der römische Primat

Nun wenden wir uns dem zweiten Teil unserer Überlegungen zu: „Paulus und der römische Primat". Hier geht es nicht darum, im Leben und in den Briefen des heiligen Paulus stützende Momente für das Wirken Petri in Rom oder gar für die besondere Stellung seiner Nachfolger zu finden. Solche Argumente gibt es nicht. Bezeichnend freilich ist dies, daß die Heilige Schrift bei Petrus und Paulus eindeutig in die Richtung nach Rom weist. Der Bericht der Apostelgeschichte über das Wirken des heiligen Paulus bricht eigentlich recht unvermittelt ab — so erscheint es wenigstens dem Leser — mit der Mitteilung, daß der Apostel in seiner ersten römischen Gefangenschaft „mit allem Freimut das Reich Gottes und die Lehre von Jesus Christus dem Herrn verkündete" (Apg. 28, 31). Der erste Brief des heiligen Petrus (wohl auch der zweite) ist offensichtlich in Rom geschrieben; denn es findet sich dort die Schlußbemerkung: „Es grüßt euch die mit euch auserwählte Gemeinde in Babylon" (1 Petr. 5, 13), ein Satz, der von allen Exegeten auf Rom bezogen wird. Zudem berichtet die ganze altchristliche Tradition, daß beide Apostel in Rom den Martyrertod für Christus starben. Hier erheben sich die großen Heiligtümer über ihren Gräbern, und manche andere heilige Stätten halten alte Erinnerungen an den Aufenthalt der Apostelfürsten in der Ewigen Stadt lebendig. So ist Rom in einmaliger Weise die Stadt der Apostelfürsten Petrus und Paulus. Bereits der heilige Ignatius von Antiochien, der wohl als erster Roms Vorrangstellung ausdrücklich bezeugt — im Praescript seines Briefes an die Römer gebraucht er für die Kirche von Rom zweimal das aus der verfassungsrechtlichen Sprache stammende „prokathaesthai" (Vorsitz führen) —, nennt Petrus *und* Paulus als die, die den Römern befehlen (Röm. 4, 3). Ebenso nennt der bekannte Klemensbrief (5, 4 ff.) Petrus *und* Paulus an erster Stelle als Helden des christlichen Roms (6, 1). Mit der fortschreitenden dogmengeschichtlichen Klärung des Primates der römischen Bischöfe wird die Bedeutung der beiden Apostel für diese Sonderstellung genauer differenziert. Schon im zweiten Jahrhundert wird die Sonderstellung Petri — auch gegenüber Paulus — sichtbar; sie gründet auf den großen Primatsaussagen der Evangelien. Später weist dann Leo der Große (440—461), dieser mächtige Künder und Träger des römischen Primates, wohl darauf hin, daß beide Apostel Rom berühmt gemacht haben, weil sie die römische Gemeinde gegründet und das Christentum eingeführt haben. Niemals aber bringt er den Primat mit Paulus in Verbindung, sondern nur mit dem seligen Apostelfürsten Petrus (Ep. 65, 2). Später hat die Kirche mehrfach die Ansicht verurteilt, daß zwischen Petrus und Paulus eine völlige Gleichheit in der Begründung der obersten Regierungsgewalt der ganzen Kirche bestehe (vgl. Denz. 1091, 2147a). Diese Klarstellung muß unbedingt beachtet werden.

Dennoch berufen sich die Päpste bis auf den heutigen Tag bei wichtigen Amtshandlungen, etwa bei Heiligsprechungen, Dogmatisationen und anderen wichtigen päpstlichen Amtshandlungen, auf die Autorität der beiden Apostel; sie lieben den Ausdruck: „auctoritate apostolorum Petri et Pauli". Es ist, als wollten sie damit das Oberhirtenamt für die Gesamtkirche, das ihnen aus der Nachfolge Petri zukommt, mit dem Geist des heiligen Paulus beseelen und erfüllen.

Wir möchten nun ein wenig bedenken, inwiefern der heilige Paulus im Wirken der Nachfolger Petri von besonderer Bedeutung ist. Mir scheint, für diese Aufgabe könnte uns der Völkerapostel unter einem vierfachen Titel begegnen.

1. Paulus, der Apostel katholischer Universalität

Paulus ist mit besonderem Recht der Völkerapostel. Gewiß hatte Petrus durch die Aufnahme des Hauptmanns Kornelius die Tür der Kirche für die Heidenwelt geöffnet.

Doch Paulus hielt in harten Kämpfen mit der ganzen Kraft seines Charakters und dem Reichtum seiner Theologie diese Tür offen. Er zeigte in der gewaltigen Schau des Römerbriefes, daß in Christus Abraham der Vater aller Völker wird, „nicht nur für die, die vom Gesetz herkommen, sondern auch für die, die aus dem Glauben Abrahams, des Vaters von uns allen, kommen" (vgl. Röm. 4, 16—17). Dabei ist bewundernswürdig, wie Paulus in rastlosem Mühen beide Gruppen zusammenschweißt. Er sucht den jüdischen Stolz gegenüber den Heiden zu dämpfen (vgl. Röm. 2, 17 ff.), aber er hebt auch wieder die Vorzüge Israels hervor (Röm. 3, 1; 9, 4). Er warnt vor einer Überhebung der Heiden ob des jüdischen Unglaubens (Röm. 11, 13 ff.), aber ebenso betont er ihre Berufung durch Gottes Erbarmen und ihre jetzige völlige Gleichstellung (Röm. 15, 9 ff.). So will er Hemmungen beseitigen und beide Teile zu gegenseitiger Achtung erziehen. Er selbst durcheilt rastlos die ganze damals bekannte Welt, von Jerusalem bis nach Spanien, um überall Christi Botschaft zu künden. Er ist in Wahrheit ein Civis Romanus, ein Bürger des Weltreiches, nicht nur durch seine Geburt, sondern auch in seinem Apostolat. So schenkt er durch sein Patronat der Kirche von Rom den weltweiten Blick und stellt eindrucksvoll in sich den Inbegriff der Weltkirche dar. In allen Jahrhunderten gemahnte Paulus die Inhaber des Stuhles Petri an ihre weltweite Verantwortung. Gerade heute aber, inmitten einer gärenden, im Guten und Bösen zusammenwachsenden Welt, wird der Heilige Stuhl durch Pauli Geist getrieben, die Kirche in allen Völkern fest zu verankern, ihnen eine eigene Hierarchie zu geben und etwaige Enge und Zaghaftigkeit zu überwinden, die aus Gewöhnung und aus der Geschichte kommen mögen.

2. Paulus, der Künder der Einheit im Geiste

Die Einheit der Kirche ist ein zentrales Thema in den Briefen des heiligen Paulus. Man könnte eine Vorlesungsreihe halten, um alle Stellen auszuschöpfen und alle konstruktiven Linien auszuziehen. Die Einheit der Kirche wurzelt für den heiligen Paulus in dem einen Vater, in dem einen Herrn und Haupt der Kirche und dem einen Geiste. Für diese Einheit ist wesentlich das eine Evangelium, die eine Taufe, der eine Leib (vgl. Eph. 4, 4—6) — gesehen als das eucharistische Brot (1 Kor. 10, 17) und die alle Glieder umschließende Gemeinschaft. Zu dieser Einheit tragen bei alle Ämter der Kirche und die Charismen, die einzelne Glieder erhalten; alles soll mithelfen zur Auferbauung des Leibes Christi (vgl. Eph. 4, 12). Es wäre eine schlimme Verkennung der paulinischen Theologie, im Kirchenbegriff des heiligen Paulus die juridischen, verfassungsmäßigen Elemente der kirchlichen Ordnung zu übersehen. Aber zweifellos betont Paulus stärker die innere Einheit. Die äußere Einheit und Verfassung der Gesamtkirche wird von ihm theologisch nicht eingehend beschrieben; sie ist ihm eine selbstverständliche Folge der inneren Einheit. Ein sehr kundiger, wahrhaft katholischer Interpret paulinischen Geistes sagt einmal, daß der Apostel die Angemessenheit und Notwendigkeit der Ordnung in der Kirche „aus einer tieferen Einsicht in das innere Gefüge des Leibes der Kirche gewissermaßen indirekt und lautlos ableitet" (Kuss, „Bemerkungen zu dem Fragekreis: Jesus und die Kirche im Neuen Testament", Tübinger Theologische Quartalschrift 1955, S. 159).

Das Petrusamt mit der Fülle seiner Gewalten, wie es im dogmatischen Selbstverständnis der Kirche gesehen und heute vollzogen wird als Garant und Spitze der äußeren Einheit der Kirche, widerspricht sicherlich nicht den paulinischen Vorstellungen von der Kirche, aber Pauli Theologie gibt dafür keine ausdrückliche Begründung. Da das Neue Testament ein Ganzes ist, braucht sich nicht jede Glaubenslehre in jedem seiner Teile zu finden; die Glaubenslehre vom Primat Petri und seiner Nachfolger in Rom finden wir in den Evangelien ausgesprochen bzw. keimhaft grundgelegt, in Pauli Verhalten Petrus gegenüber bestätigt.

Das aber ist gerade Pauli Sendung in Rom und für die römische Kirche, daß die äußere Einheit, die im Petrusamt so wunderbar gewährleistet ist, immer wieder aus der Tiefe der theologischen Schau herauswachse. Paulus wacht darüber, daß die Einheit nicht in sterilen, leeren Ordnungshülsen erstarrt, daß die Fülle des Wortes und der Gnade Christi kraftvoll durch alle Teile und Glieder des Leibes Christi pulst. Sicherlich wurde auf dem I. Vatikanischen Konzil die Einheit der Kirche im petrinischen Primat des römischen Bischofs machtvoll herausgestellt. Aber sind nicht gerade seit jener Zeit die vielfältigen, tiefschürfenden Lehrunterweisungen, die liturgischen Reformen und pastoralen Anregungen aller Päpste von Leo XIII. bis zu unserem glorreich regierenden Heiligen Vater spürbar beseelt von dem kraftvollen Bemühen des heiligen Paulus, die Einheit der Kirche zu vertiefen und zu verlebendigen. Wir Bischöfe in den verschiedenen Ländern der Weltkirche stehen froh und dankbar zu all diesen Bekundungen der Einheit im Geiste, wie einst Timotheus und Titus die Unterweisungen und Mahnungen des heiligen Paulus, ihres geliebten Meisters, annahmen und befolgten.

3. Paulus, der Kämpfer für mutige Anpassung

Die Einheit der Kirche ist keine statische, ein für allemal festgelegte Einheit, sie ist lebendig und darum in gewissen Grenzen von den Wachstumsgesetzen des Lebens bestimmt. Darum müssen in der Kirche zwei Prinzipien in glücklichem Gleichgewicht stehen: das Festhalten an der geheiligten Tradition und die immer neue Anwendung der einen Gottesoffenbarung auf die jeweiligen Verhältnisse. Ist es unberechtigt, in Petrus mehr den Träger des ersten, in Paulus aber den des zweiten Prinzips zu sehen? Sicherlich darf man dies nicht in ausschließlichem Sinn tun. Petrus hat als erster, auf Grund besonderer Offenbarung, den Heiden die Tür in die Kirche geöffnet, und gerade Paulus hat die Lehre von der Überlieferung eingehend begründet und entwickelt. Aber dennoch können wir sagen: Petrus ist für die Sedes Romana der erste Traditionszeuge, der ihr als autoritativer Augen- und Ohrenzeuge Jesu Leben, Lehre und Erhöhung so übermittelt, wie es die Evangelien zeichnen. Paulus hingegen gibt ihr den Auftrag weiter, den er vom erhöhten Herrn erhielt, nämlich seine Frohbotschaft der weiten Welt zu predigen, und zwar in Begriffen und Formulierungen, die jeweils den Menschen verständlich sind. Gerade in Pauli Briefen wird das Evangelium weithin in hellenistischer Gedankenwelt und Aussageform verkündet, wenn auch jüdische Vorstellungen in nicht wenigen Gedanken bei ihm bestimmend bleiben. Sein ganzes apostolisches Wirken wird von dem großen Satz des 1. Korintherbriefes bestimmt: „Allen bin ich alles geworden, auf jede Weise einige zu retten — und all das tue ich für die Heilsbotschaft, um an ihrem Gute teilzuhaben" (1 Kor. 9, 22—23).

Gerade die Gegenwart fordert Pauli Mut. Die Welt steht in gewaltigen geistigen Umwälzungen. Das Abendland, in dessen Denken die Offenbarung Christi bewunderungswürdige Ausformung erhalten hat, ist nicht mehr wie einst politisches und geistiges Zentrum der Welt. So gilt es, Gottes Offenbarung allen Weltkulturen und Völkern in der Schlichtheit der Schrift und in dem Glaubensbewußtsein der Kirche zu schenken und sie zu ermuntern, die von Gott geoffenbarten Geheimnisse in ihrer Art sich zu eigen zu machen, sie zu durchdenken und zu formulieren. Petri Geist wird darüber wachen müssen, daß die Entwicklung sich ohne Bruch vollzieht, daß die erkannten und gültig formulierten Wahrheiten nie angetastet werden und die Einheit der Kirche erhalten bleibt. Aber möge auch Pauli Angriffsgeist die für den Augenblick noch stärker drängende Aufgabe anfassen, die Theologie, die Liturgie und die kirchliche Ordnung so anzupassen, wie es der Sendung der Kirche in der heutigen Welt dienlich ist.

4. Paulus, der Hüter der verschiedenen Gnadengaben

Fassen wir das eben Bedachte ein wenig anders: Die Einheit der Kirche besagt nicht nivellierende Uniformität. Paulus weiß, daß Gott einzelne Glieder der Gemeinden mit besonderen Gnadengaben ausgestattet hat, die alle und einzeln dem Nutzen der ganzen Gemeinde dienen sollen (1 Kor. 12, 7). Jedes Glied muß, dem ihm verliehenen Charisma entsprechend, zur Erbauung der Gemeinde beitragen (Röm. 12, 4 ff.), und die Gemeinde selbst bedarf jedes Gliedes und seiner Dienstleistung zu ihrem gesunden Wachstum (1 Kor. 12, 12 ff.). So kennt Paulus auch in der Gesamtkirche verschiedene Gaben, die für jeden unvertretbar ihre lebenswichtige Bedeutung haben. So weiß er sich selbst „mit dem Evangelium für die Unbeschnittenen betraut wie Petrus mit dem für die Beschnittenen; der in Petrus für das Apostelamt an den Beschnittenen wirksam war, war auch in mir wirksam für die Heiden" (Gal. 2, 7—8). So haben denn auch die „Maßgebenden", Jakobus, Kephas und Johannes, aus der Verantwortung für die verschiedenen Dienste in der einen Kirche Paulus und Barnabas „die Hand der Gemeinschaft gegeben" (Gal. 2, 9).

Diesem Grundgesetz der Kirche von der Vielfalt der Gaben und Aufgaben in der Kirche weiß sich die Sedes Romana verpflichtet, wenn sie auctoritate apostolorum Petri et Pauli ihre heilige Sendung erfüllt. Sie weiß wohl, daß dem Petrus nicht alle Gaben vom Herrn der Kirche gegeben sind. Neben Petrus hat Paulus, hat jeder der Apostel seine ihm von Gott verliehene lebenswichtige Aufgabe für die Kirche. Darum macht die päpstliche Jurisdiktionsgewalt über die ganze Kirche nicht (wie man manchmal irrtümlich meint) die Bischöfe zu untergeordneten Beamten Roms. Sie sind als Nachfolger der Apostel „gesetzt vom Heiligen Geist" (Apg. 24, 28) und haben, wie das Vaticanum ausdrücklich sagt, „ordinaria et immediata jurisdictionis potestas" (Denzinger, 1828). Sie haben damit auch die von Gott ihnen verliehenen eigenen Gnadengaben und Aufgaben in der Gesamtkirche. Das ist gerade Sinn und Aufgabe der allgemeinen Konzilien, wie ein solches unser glorreich regierender Heiligen Vater so erfolgverheißend einberufen hat, daß ein jeder Bischof die ihm von Gott verliehene Gnadengabe zum Nutzen der ganzen Kirche einsetze und zu reicher Frucht gelangen lasse.

Diese gleiche Einstellung hat die Sedes Romana, getreu dem Erbe des heiligen Paulus, zu allen besonderen Berufungen und Charismen, die in der Kirche sichtbar werden. Wie viele sind im Laufe der Kirchengeschichte nach Rom gegangen, wie einst Paulus nach Jerusalem ging: Franziskus von Assisi, Katharina von Siena, Ignatius von Loyola, Vertreter moderner Strömungen, wie etwa der Liturgischen Bewegung oder des heutigen Laienapostolates, um dort von Petri Nachfolger den Handschlag der Gemeinschaft zu erhalten. Und bei allem Prüfen, Überlegen und Abwarten weiß sich der Nachfolger Petri von Paulus, dem treuen Hüter der verschiedenen Gnadengaben in der Kirche, geführt, damit alles Leben der Kirche in reicher Fülle und zugleich von gesegneter Ordnung geschützt werde.

Es scheint uns von besonderer Bedeutung, daß die paulinische Jahrhundertfeier gerade jetzt im Blick auf das bevorstehende Ökumenische Konzil schließt. In der Tat, so meinte auch der Heilige Vater in seiner Ansprache während des byzantinischen Pontifikalamtes im vergangenen November, „zielt die Tätigkeit des neuen Ökumenischen Konzils in Wahrheit ganz dahin, das Antlitz der Kirche Christi in den einfachen und reinen Linien ihrer Ursprungszeit erstrahlen zu lassen und sie so darzustellen, wie sie ihr göttlicher Stifter begründete: sine macula et ruga".

Ja wirklich, Paulus ist immer gegenwärtig in Rom, ist auf immer dem heiligen Petrus nahe. Nicht nur in seinem Grab an der Via Ostiense, sondern vor allem durch seinen Geist, der fortlebt in der römischen Kirche.

Fragen des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens

Die katholische Intelligenz im neuen Europa

In der Reihe der Untersuchungen über den Katholizismus in Europa, die von der Internationalen Föderation katholischer Sozialforschungsinstitute (FERES) veranstaltet worden sind und über die in dieser Zeitschrift (Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 443; 15. Jhg., S. 280 und S. 323) berichtet wurde, hat M. A. J. M. Matthijssen eine Menge von statistischem Material gesammelt, das einen Überblick über die Präsenz der Katholiken im geistigen Leben Europas ermöglichen soll. In dieser Studie werden die früheren Forschungsergebnisse zum gleichen Thema, das den Verfasser schon länger beschäftigt hat (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 134), ergänzt und vor allem umfassender und eingehender interpretiert.

Matthijssen kennzeichnet den Sinn seiner soziologischen Arbeit mit einem Zitat von Karl Rahner: „Das Christentum fängt jetzt erst eigentlich an, seine wirklichen Chancen zu haben. Denn jetzt erst ist eine Welt und die vereinigte Weltgeschichte da, die es als Religion aller Menschen schon immer suchte" (Sendung und Gnade, 1959, S. 314). Was Rahner hier eine Chance nennt, das ist selbstverständlich auch eine unermeßlich ernste Aufgabe und Verpflichtung gegenüber der Welt, die nach Einheit strebt, und das vor allem in Europa. Eine wirkliche Integration unseres Kontinents kann sich nur in dem

Maße vollziehen, als seine Bewohner über ein gemeinsames gesellschaftliches Leitbild übereinkommen, das groß und stark genug ist, die nationalen Traditionen und Nationalismen, die unterschiedlichen Lebens- und Denkformen, das wirtschaftliche und zivilisatorische Niveaugefälle auszugleichen und die zahlreichen Ressentiments gegeneinander zu überwinden. Nichts bestätigt eine solche Behauptung deutlicher als der eiserne Vorhang mitten durch Europa, der ja doch nur wegen der unüberwindlichen weltanschaulichen und gesellschaftsphilosophischen Gegensätze so dauerhaft ist. Das gesuchte geistige Vorbild erblicken wir als Christen in der Offenbarung des Herrn und in der Ordnung des Schöpfers.

„In Wirklichkeit", stellt Matthijssen fest, „sind wir aber sehr weit davon entfernt, daß der Katholizismus die gesellschaftliche Entwicklung in Europa beherrschen würde oder ihr die Richtung geben könnte. Man muß sich sogar fragen, ob diese Entwicklung überhaupt durch den Katholizismus tatkräftig beeinflußt wird... Die Verantwortung der Kirche in diesem Falle ist aber die Verantwortung ihrer Glieder, im besonderen aller jener Leute, die durch ihre Position beauftragt sind, die gesellschaftliche Entwicklung zu leiten und zu begleiten."

Damit stellt sich die Frage, die hier untersucht werden soll, inwieweit nämlich die katholische Bevölkerung Europas für diese Verantwortung aktuell disponiert ist. Unter den Faktoren, die Geschichte machen, nennt man heute mit Vorzug die Mächte der Wissenschaft und Technik, des Geldes und der Wirtschaft, das materielle Potential der Nationen und der politischen Blöcke. Doch sie empfangen ihre geschichtsbildende Dynamik erst dadurch, daß sie die Gestalt von Ideologien annehmen, und darin erweist sich, daß zuletzt eben doch der Geist Urantrieb menschlicher Geschichte ist. Aber der Geist des Herrn erneuert das Antlitz der Welt erst dann, wenn er aus den Herzen und Entschlüssen der Gläubigen widerstrahlt, und außerdem dispensiert er nicht vom Gebrauch der natürlichen Intelligenz. Deshalb ist es so wichtig, daß die Katholiken in genügendem Maße in der intellektuellen Oberschicht zugegen sind, und zwar auf allen Gebieten, in der Geistes- und Naturwissenschaft, in den Führungsgremien von Staat und Gesellschaft und in den leitenden Stellen der Wirtschaft. Dabei kommt es nicht allein auf die Zahlen an. Es geht um die Präsenz der katholischen Geisteshaltung. Sie ist statistisch so gut wie gar nicht erfaßbar. Dennoch erlaubt die Statistik, wiewohl auch sie nur unvollständig verfügbar ist, wegen der inneren Konsistenz der erfaßbaren Relationen die Feststellung repräsentativer Durchschnitte, aus denen sich einige theoretische Folgerungen ziehen lassen.

Soziologische Vorfragen

Soziologische Urteile über religiöse Phänomene haben freilich nicht mehr als einen Annäherungswert. Die typisch soziologische Form der wissenschaftlichen Untersuchung, wie Matthijssen sie definiert, besteht in der „Analyse des menschlichen Gruppenverhaltens und dessen Erklärung aus den Werten und Normen, die in diesen Gruppen lebendig sind". Sie bezieht sich also auf ein wahrnehmbares Gefüge und sucht dessen natürliche Gesetz- oder Regelmäßigkeiten zu erkennen. Die Soziologie muß sich aber bewußt bleiben, daß sie wie alle anderen empirischen Wissenschaften diese Gesetzmäßigkeiten nicht bis auf den Grund entdecken kann. Diese Unzulänglichkeit der empirischen Erkenntnis beeinträchtigt die Genauigkeit ihrer Ergebnisse, und zwar um so stärker, je mehr ihre Gegenstände der Sphäre des Lebens oder gar des Geistes angehören und im Transzendenten gründen.

Unter allen Gegenständen des menschlichen Wissens transzendiert die Religion und als ihre Verkörperung die Kirche am weitesten den Bereich des wissenschaftlich Ergründbaren; denn sie gründet in der Offenbarung des göttlichen Wortes. Darum entzieht sie sich in einem unbestimmbaren Maß der natürlichen Gesetzlichkeit. Sie ist und bleibt ein Mysterium im strengsten Sinne, und so steht auch ihre Geschichte oft im Zeichen des Widerspruches gegen alle Erwartung und ist in diesen Fällen soziologisch einfach unerklärlich. Zum Beispiel wird die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts durch die fortschreitende Befreiung des Individuums von den Bindungen der Gemeinschaft bestimmt. In diesem Zeitalter des Individualismus zeigt aber die Kirchengeschichte eine entgegengesetzte Dominante, die im Ersten Vatikanischen Konzil ihren Höhepunkt erreicht. Wir stehen vor einem Anachronismus, der zu jener Zeit nicht wenige Denker verführt hat, dem Christentum den Untergang vorauszusagen. Eigentlich müßte ja seine Dogmatik dem Soziologen, der das neunzehnte Jahrhundert betrachtet, als Wertbewußtsein einer immer kleiner werdenden und immer stärker isolierten Minderheit erscheinen, die nach soziologischen Gesetzen schließlich zur Bedeutungslosigkeit verurteilt gewesen wäre. Tatsächlich hat sich die Kirche aber gegenüber dem Zeitgeist behauptet, ohne ihn freilich überwunden zu haben. Beide haben sich im Laufe der Zeit arrangiert.

Dieses Beispiel zeigt die Kompetenz und die Grenzen soziologischer Erforschung der Kirche. Die Kirche als göttliche Institution ebenso wie der Glaube als gnadenhafte Gegebenheit in der Seele des Christen entziehen sich der soziologischen oder psychologischen Bestimmung. Dennoch ist der Glaube eine psychische und die Kirche eine soziale Realität. Wenn auch die beiden Aspekte nicht vollständig voneinander zu scheiden sind, so lassen sie sich doch unterscheiden, und deshalb ist es dem Soziologen möglich, den Einfluß von Ort und Zeit auf die Kirche, im ganzen genommen, nachzuweisen. Sein Forschungsobjekt ist also „die soziologische Erscheinungsform der Kirche" — im vorliegenden Falle — „in Europa im 19. und 20. Jahrhundert, und zwar unter dem Aspekt ihrer Ausstrahlungskraft in intellektueller und kultureller Hinsicht".

Beim Überblick über die soziale und kulturelle Entwicklung Europas seit dem sechzehnten Jahrhundert sind sich die Soziologen darüber einig, daß die religiösen Ideen sowohl der Reformation als auch der Gegenreformation auf sie einen starken Einfluß ausgeübt haben, wenn auch die Theorien von Max Weber, Troeltsch, Tawney, Fanfani und anderen in der Bestimmung von Form und Ausmaß dieses Einflusses auseinandergehen. Der ökonomische Schwerpunkt des Kontinents hat sich aus dem katholischen Süden in den protestantischen Norden verlagert, und in den konfessionell gemischten Ländern haben die protestantischen Teile den katholischen vielfach den Rang abgelaufen. Man führt das darauf zurück, daß der Protestantismus eine große Offenheit für die ökonomische und soziale Entwicklung zeigte, während der Katholizismus nach der Gegenreformation auf die spätmittelalterliche Gesellschaftsstruktur hin ausgerichtet blieb. Das hat eine gesellschaftliche Inferiorität der Katholiken zur Folge ge-

habt, die im neunzehnten Jahrhundert ihren Tiefstand erreichte.
Den Schlüssel zur soziologischen Erklärung dieser Tatsache sieht Matthijssen darin, „daß der Katholizismus die soziologischen Erscheinungsformen, die er als Kirche im Mittelalter angenommen hatte, verabsolutierte". Die göttlichen Werte und Wahrheiten des Christentums hatten in Jahrhunderten im System der Scholastik eine feste geistige Gestalt und in der sozialen Ordnung des sacrum imperium und der ständischen Gesellschaft auch eine Gemeinschaftsform gefunden, die man insgesamt durch den Begriff „abendländische oder europäische Christenheit" auszudrücken pflegt und die zur Folge hatte, daß die Kirche als göttliche Institution und die Kirche als soziale Realität im allgemeinen Bewußtsein als vollkommen identisch empfunden wurden, ja daß sogar das mittelalterliche Weltbild und die soziale und kulturelle Gestalt des Gemeinschaftslebens im ganzen in diese Identifikation einbezogen wurden.
Die dadurch gewonnene Lebenseinheit begann gegen Ende dieses Zeitalters sich aufzulösen. Im Protest gegen die unhaltbare Identifikation von göttlichen Wahrheiten und Institutionen mit menschlichen Systemen und Satzungen vereinigen sich die Stimmen einzelner Forscher, Denker und politischer oder sozialer Wortführer mit den Gefühlen der verschiedensten Gruppen, Bewegungen und Massen. Der Protest vollzieht sich im geistigen und im sozialen Lebensraum. Er stößt auch dort auf Widerstand und Unterdrückung, wo er sich nicht gegen die göttliche Wahrheit und Institution richtet, sondern nur gegen das Wert- und Denksystem des mittelalterlichen Kultur- und Sozialgefüges. Das bekannteste Beispiel liefert die Verurteilung Galileis, hinter der sich das schreckliche Gespenst der Inquisition erhebt. Dieser Geistes- und Machtkampf kann dadurch erklärt werden, „daß der Unterschied zwischen der Kirche als göttlicher Institution und der Kirche als sozialer Realität nicht gesehen wurde. Solange diese Vermengung bestehenblieb, mußte der Katholizismus in Hinsicht auf die gesellschaftliche Entwicklung in der Defensive bleiben und mußte die katholische Bevölkerung in dieser Entwicklung zurückbleiben."
Hieraus läßt sich ein allgemeiner Schluß ziehen: Da es im Moment einer Epochē, einer geschichtlichen Wende, unmöglich ist, anzugeben, wo die Grenzen zwischen dem Absoluten und dem Zeitgebundenen genau verlaufen, klafft immer eine Zeitlücke zwischen diesem Moment und dem Augenblick, da man diese Grenzen erkennt. Das ist erst möglich, wenn die Umstände die zeitgebundenen Gedanken und Formen als solche erwiesen haben. Daher ist es auch unvermeidlich, „daß es fortwährend Spannungen in der Kirche gibt, Spannungen zwischen ‚progressiven' und ‚konservativen', zwischen ‚linken' und ‚rechten' Elementen. Diese Spannung ist einerseits der Kanal, wodurch sich die Erneuerung in der Kirche realisiert, anderseits eine Schwierigkeit, womit besonders die kirchliche Obrigkeit bei der Feststellung von Richtlinien zu kämpfen hat." Aber diese unvermeidliche Verspätung der Reformation von Dingen, die durch die Zeit überholt sind, wird häufig bezahlt mit einer kulturellen oder sozialen Rückständigkeit der Kirche oder ihrer Gläubigen, und das um so mehr, je schneller die Zeit voranschreitet. Das ist die Kehrseite des Denkens in Jahrhunderten. In einer relativ statischen Gesellschaft läßt sich die Verspätung wieder einholen; in einer Zeit, die sich so schnell wandelt wie unser Jahrhundert, können daraus Versäumnisse entstehen, die nicht mehr gutzumachen sind. Der Hinweis auf die Entwicklung Asiens und Afrikas bietet sich als Beispiel dafür geradezu an.
Im Rahmen dieser Erwägungen stellen sich zwei Fragen: 1. Entspricht die Ausstrahlungskraft des Katholizismus, gemessen am Umfang der Intelligenzschicht, der Größe der katholischen Bevölkerung? 2. Wenn nicht, welche Erklärung gibt es dafür seitens der soziologischen Erscheinungsformen der Kirche?

Beispiele für die intellektuelle Position der Katholiken

Daß Matthijssen seine Beispiele gerade aus den Niederlanden genommen hat, hat nicht nur die persönliche Ursache, daß seine Studie dort entstand, sondern auch einen sachlichen Grund. Denn in den Niederlanden wirkt sich die konfessionelle Verschiedenheit der Bevölkerung im sozialen Leben bis auf den heutigen Tag so entschieden auch als soziale Differenzierung aus wie in keinem andern Lande Europas. Die Bevölkerung gliedert sich religiös in etwa 40% Katholiken, 40% Protestanten und 20% Konfessionslose. Freilich kann schon von der zweiten und muß erst recht von der dritten Gruppe gesagt werden, daß sie sehr heterogen sind. Die weltanschauliche Scheidung wirkt sich auf allen Gebieten des sozialen Lebens aus: Es gibt katholische, evangelische und neutrale Schulen, Jugendorganisationen, Radio- und Fernsehstationen, Zeitungen, politische Parteien, Bibliotheken, Krankenhäuser, Wohnungsbauinstitutionen, Sportorganisationen, Gewerkschaften, Universitäten, caritative Organisationen, „kurz — es gibt kein Gebiet, auf dem das Säulensystem nicht die Organisationsform bestimmen würde". Wenn es auch seit dem zweiten Weltkrieg zunehmend angegriffen wird und langsam abbröckelt, so weist doch gerade die katholische Säule auch heute noch eine beachtliche Geschlossenheit auf und bestimmt das soziale Milieu der niederländischen Katholiken in einer so entscheidenden Weise wie sonst nirgendwo. Gerade darum eignet sich dieses Beispiel so gut für die Vergleichszwecke der vorliegenden Untersuchung.
Die Katholiken der Niederlande haben in der Vergangenheit seit der Reformation immer eine Minderheitsposition innegehabt, statistisch wie soziologisch. Daran hat die juristische Gleichberechtigung seit 1796 nichts geändert. Die soziale Inferiorität und in ihrem Gefolge das Minderwertigkeitsgefühl und der Zug zur Isolierung blieben bestehen. Die Herausbildung oder vielmehr die Emanzipation der katholischen Säule wurde allerdings zum Mittel eines allmählichen sozialen Aufstiegs. Heute gehören die Katholische Volkspartei, die Katholische Rundfunkvereinigung und andere Organisationen zu den einflußreichsten des Landes. Auch auf intellektuellem Gebiet sind die Thym-Gesellschaft katholischer Wissenschaftler mit 2200 und die St. Adalbert-Vereinigung katholischer Akademiker mit 4100 Mitgliedern nicht unbedeutend, aber diese Zahlen deuten doch schon darauf hin, daß die katholische Bevölkerung relativ wenige Intellektuelle und Angehörige der führenden Gesellschaftsschichten in den Niederlanden von heute zählt.
Der Beginn der kulturellen Emanzipation der niederländischen Katholiken fällt in das letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts. Bis dahin hatten sie die Beteiligung am kulturellen Leben, den Besuch der Universitäten, der Theater, das Lesen von Büchern nicht nur aus Minderwertigkeitskomplexen, sondern mehr noch als der Über-

zeugung von der Gefährlichkeit der modernen Kultur für den Glauben von sich gewiesen.

Was die Beteiligung am wissenschaftlichen und intellektuellen Leben betrifft, läßt sie sich an den steigenden Zahlen der Hochschullehrer und der Studenten ablesen. Zwischen 1900 und 1958 stieg die erstere von 1 % auf 14,9 %, die zweite von 7,1 % auf 29,8 %. Doch liegen beide noch sehr beträchtlich unter dem Bevölkerungsanteil von 40 %. Es ist begreiflich, daß der Prozentsatz katholischer Hochschullehrer weit niedriger ist als der der Studenten. Der intellektuelle Aufstieg muß ja von unten her beginnen und kann erst in Generationen vollendet werden. Auf diesen Umstand mag man es auch zurückführen, daß noch 1958 der Prozentsatz der Katholiken unter den Volksschülern etwa 43 % (entsprechend der höheren Geburtenrate), unter den Schülern der Höheren Schulen dagegen nur 30 % betrug und in den Mittelschulen 35 %. „Überdies zeigte diese Untersuchung, daß die Schüler der katholischen Schulen während der Pflichtschulzeit mehr repetieren als die Schüler der nichtkatholischen Schulen. Dies hat die Vermutung aufkommen lassen, daß die Schüler des katholischen niederen Unterrichts im Durchschnitt ein tieferes Niveau erreichen als die Schüler aus nicht römisch-katholischen Schulen." Diese Feststellung wird ergänzt und vielleicht zum Teil erklärt durch die andere, daß die katholischen Schulträger im allgemeinen weniger Geld aufwenden als die übrigen und daß die katholischen Schulen weniger Unterrichtsstunden haben. Bemerkenswert ist es, daß der niedere Unterricht ganz von den Gemeinden bezahlt wird, so daß die Verantwortung auf die katholischen Gemeinderäte fällt!

Das zeigt, wie tief die Wurzeln des intellektuellen Rückstandes der Katholiken sind. „Es fehlt noch an geistiger und kultureller Tradition" und darum an der Wertschätzung der Bildung. In den katholischen Schulen wird auch überwiegend eine konservative Pädagogik und nicht selten eine unsachgemäße Leitung festgestellt. Auch aus anderen Geistesgebieten sind Analogien zu berichten, und der Verfasser zitiert in diesem Zusammenhang das Wort Schaepmans, des niederländischen Windthorst: „Ich kenne keine fauleren Wesen als die Katholiken in den Niederlanden." Nun, wenn auch noch im Jahre 1958 der Nymwegener Professor Rogier den niederländischen Katholiken ihre „kulturelle Trägheit" vorgeworfen hat, so ist doch ein Aufstieg zu verzeichnen. Allerdings zählte man unter den Akademikern in den Niederlanden 1947 nur 19 %, unter den höheren Staatsbeamten nur 14 % Katholiken (1954). In der Wirtschaft sieht es anscheinend nicht anders aus. Bei Philips in dem katholischen Eindhoven waren 1954 80 % der Arbeiter katholisch, im leitenden Personal dagegen nur 20 %. Es gehört eben, wie Matthijssen meint, eine sehr lange Zeit zur Überwindung der sozialen Inferiorität.

Zur Qualifizierung des katholischen Führungspotentials ist aber noch ein anderer Gesichtspunkt zu beachten. Die Katholiken sind sowohl unter den Hochschullehrern als auch unter den Studenten der Naturwissenschaften auffallend viel schwächer vertreten als in den Geisteswissenschaften. „Für die Bedeutung des Katholizismus in den leitenden Kreisen ist dieses Phänomen von eminenter Bedeutung. Die heutige westliche Kultur wird in sehr starkem Maße durch die Technik und besonders durch die Naturwissenschaften beeinflußt. Unter diesen Umständen ist die Ausstrahlungskraft gleichviel welcher Gruppe auf das Werte- und Normensystem und weiter noch auf die gesamte Gestalt der Kultur in höchstem Maße abhängig von der Bedeutung, die die Gruppe gerade auf dem Gebiet der Naturwissenschaften hat."

Auch in den bezüglich der Konfessionsmischung vergleichbaren Nachbarländern der Niederlande sind, obgleich ihre soziale Entwicklung anders verlaufen ist, drei Tatsachen unbestreitbar statistisch zu dokumentieren. Die Repräsentation der Katholiken im geistigen Leben der Nationen vor 1900 ist sehr schwach. Im neuen Jahrhundert setzt ein beachtlicher Aufstieg ein, der bis heute anhält. Doch auf dem Gebiet der Naturwissenschaften bleiben die Katholiken zurück.

Über die Inferiorität der deutschen Katholiken vor 1900 hat Georg von Hertling in seiner Schrift „Das Prinzip des Katholizismus und die Wissenschaft" Klage geführt. Sie mag dadurch dokumentiert werden, daß die Katholiken Preußens (Rheinland und Westfalen inbegriffen) im Jahre 1899 bei einem Bevölkerungsanteil von 36 % nur 25 % der Studenten stellten, oder auch dadurch, daß z. B. der Verlag Herder bis 1888 kein einziges naturwissenschaftliches Werk herausbrachte, weil „die katholischen Gelehrten aus Minderwertigkeitsgefühlen nicht hervorzutreten und sich zusammenzuschließen wagten". Ein ähnliches Geständnis legte im Jahre 1924 ein so bedeutender Mann wie Gonzague de Reynold für die Schweiz ab. Den englischen Katholiken war bis 1895 bzw. 1896 der Besuch der Universitäten durch die Kirche verboten, und überdies wurden sie durch die irischen Einwanderer um ihr soziales Prestige gebracht. Auch das katholische Frankreich blieb unfruchtbar.

Seit 1900 haben sich die Dinge zum Besseren gewendet. So stieg der Prozentsatz der katholischen Studenten im Verhältnis zur katholischen Bevölkerung in Preußen bzw. in der Bundesrepublik von 69 % im Jahre 1900 auf 93 % im Jahre 1953. Die Katholiken sind also in der Studentenschaft nahezu entsprechend ihrem Bevölkerungsanteil vertreten. Nicht ganz so befriedigend ist die Entwicklung in der Schweiz verlaufen. Hier betrug der entsprechende Anteil in den beiden Jahren, für die eine Statistik zur Verfügung steht, 1935 65 % und 1945 etwa 77 %. Das wird wohl damit zusammenhängen, daß ein großer Teil der katholischen Bevölkerung der bäuerlichen Welt angehört und ihre Kinder geringere Bildungsmöglichkeiten haben als die in der Stadt. Für Großbritannien ist man auf Schätzungen angewiesen. Dort setzte der Zug der Katholiken zu den Universitäten erst in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts ein. Gemessen an ihrer Bevölkerungszahl dürfte jetzt etwa ein Index von 70 % erreicht sein. Anderseits wird gerade in England darüber Klage geführt, daß das Niveau der katholischen Schulen intellektuell unbefriedigend sei. Aus den Vereinigten Staaten ist bekannt, daß in den fünfziger Jahren nur 43 % der katholischen Kinder eine high school besuchten. Bei den Juden waren es 63,1 %, und bei den Protestanten 49,1 %.

Das Bild verändert sich noch mehr zu ungunsten der Katholiken, wenn man den Anteil ihrer Studenten nach Fakultäten aufschlüsselt. Dann zeigt sich, daß sie am stärksten in der Theologie, halbwegs angemessen auch noch in den Geisteswissenschaften zu Hause sind, weit weniger dagegen in allen technischen und naturwissenschaftlichen Bereichen. So waren in der Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1953 55 % aller immatrikulierten Theologen katholisch, 45 % der Rechts- und Staatswissenschaftler (einschließlich der Wirtschaftswissenschaften),

43 % der Philologen, 41,5 % der Mediziner, 39 % der Techniker, dagegen nur 34,5 % der Naturwissenschaftler. Mit der einzigen Ausnahme eines etwas höheren Anteils unter den Medizinern zeigt die schweizerische Statistik von 1945 dasselbe Bild. Die Andeutungen, die aus den angelsächsischen Ländern vorliegen, gestatten die gleiche Schlußfolgerung. So kommt J. J. Kane nach Durchsicht des amerikanischen „Who is who?" zu dem Urteil: „Bedeutende Katholiken finden sich hauptsächlich auf drei Gebieten: Religion, Recht und Erziehung."

Geschichtlich-soziologische Deutung der Inferiorität

Es ist unwahrscheinlich, daß der unterdurchschnittliche Anteil der Katholiken in den gebildeten Schichten, der an Hand des statistischen Materials festgestellt wurde, von einem Zufall herkommt. Es erscheint auch ungenügend, ihn allein durch die politische oder soziale Unterdrückung der Katholiken zu erklären; denn davon kann nur in einigen der oben beschriebenen Ländern die Rede sein, und übrigens liegen diese Zeiten doch schon recht lange zurück. Nicht viel befriedigender, wenn es als allgemeine Erklärung dienen soll, ist das Argument, daß die Katholiken heute noch unter einer gewissen Armut litten, die eine letzte Folge jener Unterdrückung sei. Man braucht nur auf das mitteleuropäische Judentum hinzuweisen, dem der Aufstieg gewiß nicht weniger erschwert wurde als den Katholiken, um diese Ansicht in Frage zu stellen. Vor allem aber spricht eine Tatsache der Gegenwart gegen alle Erklärungsversuche, die sich mehr oder weniger ausdrücklich auf die politische und soziale Unterdrückung der Katholiken in der Vergangenheit berufen: ihre quantitative Inferiorität auf den Gebieten der Naturwissenschaft und der Technik, die unserer Zeit ihr Gepräge geben. Sie ist in allen Ländern dieselbe, gleichgültig ob die katholische Bevölkerung dort früher einmal diskriminiert war oder nicht, und mit den Bildungsmöglichkeiten hat sie nicht das geringste zu tun. Es ist nicht schwieriger, Ingenieur zu werden, als Jura zu studieren. Sehr viel näher liegt es, an eine Interdependenz zwischen katholischer Welt- und Lebensanschauung und den beschriebenen sozialen Tatsachen zu denken und damit zugleich an einen Zusammenhang zwischen diesen Anschauungen und der sozialen Erscheinungsform der Kirche von der Reformation bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein. Matthijssen trägt kein Bedenken, in bezug hierauf von einer „alten" und einer „neuen" Kirche zu sprechen und die Grenzlinie zwischen beiden mit dem Beginn des Pontifikates Leos XIII. zu ziehen, allerdings unter der Einschränkung, daß Alt und Neu als Tendenzen bis in die Gegenwart und überhaupt zu jeder Zeit wirksam sind.

Die Kirche ist, wie schon gesagt wurde, nicht nur göttliche Institution, sie ist auch eine menschliche und soziale, wenngleich religiöse Realität und als solche immer auch in Beziehungen, bald engeren, bald loseren, mitunter auch gegensätzlichen oder feindlichen, zu den übrigen sozialen und kulturellen Realitäten der Zeit. Diese Beziehungen waren im Mittelalter so eng, daß es uns im ganzen als eine einzige religiös-politisch-soziale und geistige, vollkommen integrierte Ordnung erscheint, woran auch die vielen Spannungen und Kämpfe zwischen geistlichen und weltlichen Mächten und Gewalten nichts ändern. Diese erscheinen uns eher wie Familienstreitigkeiten.

Die Symbiose von Kirche und Welt schlägt mit dem Beginn der Neuzeit um in eine Entfremdung, und diese Entfremdung erreicht, wie Matthijssen sagt, ihren Höhepunkt unter dem Pontifikat Pius' IX., wirkt aber bis in unser Jahrhundert nach. „Niemals ist der Zeitgeist in Europa so areligiös gewesen, und niemals hat die Kirche so wenig zur Durchdringung des öffentlichen Lebens beigetragen wie gerade in dieser Periode." Ganz eklatant ist die Kluft zwischen ihr und der Wissenschaft. „La science est donc ma religion", konnte Renan schreiben. Die Theologie und die katholische Philosophie befanden sich fast durchweg in einer Außenseiterposition, jedenfalls wurden sie außerhalb der Kirche wenig ernst genommen. Ihrerseits mißtrauten die Katholiken der Wissenschaft und blieben ihrer Arena fern. Sie protestierten dadurch gegen den Zeitgeist, unterließen es jedoch bei dieser Protesthaltung, die notwendigen Unterscheidungen zwischen den weltanschaulichen Intentionen vieler moderner Gelehrter und den richtigen und nützlichen Ergebnissen ihrer Forschungen vorzunehmen. Sie wurden darin bestärkt durch das kirchliche Lehramt, das unter Pius IX. eine sehr große Zahl von verdammenden Urteilen aussprach. Auch auf politischem Gebiet wird in dem Widerstand der französischen Katholiken gegen die Republik, den deutschen Kulturkämpfen und dem Zerbrechen der Koalition mit den Liberalen in den Niederlanden der Weg in die Isolierung beschritten. Das Beispiel der katholischen Sympathie für die Action française des ganz unkirchlichen Charles Maurras, die nur auf den gemeinsamen restaurativen kulturellen und sozialen Utopien beruhte, zeigt, daß diese Isolierung nicht einzig und allein unter dem Zwang der Verhältnisse erlitten, sondern daß sie aus Protest gegen die moderne Welt auch gewählt oder mindestens nicht ungern hingenommen wurde. Im ganzen machten die Verhältnisse in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts den Eindruck, als habe sich der Katholizismus aus dem Strom der Zeit hinaus- und in ein Getto hineinmanövriert, auf eine Durchdringung der Welt mit seinem Geist also verzichtet.

Und doch beginnt in diesem geschichtlichen Augenblick eine Regeneration. Eine neue Auffassung vom Verhältnis zwischen der Kirche und der Welt bricht sich Bahn. Es erwacht das Bewußtsein, daß die mittelalterliche Form sozialer Existenz der Kirche nicht die einzig mögliche war, sondern daß man zwischen göttlicher Institution und menschlicher Verwirklichung unterscheiden und, was die letztere betrifft, der Neuzeit Rechnung tragen muß. Die Kirche und ihre Gläubigen bemühen sich, die Zäune des Getto niederzulegen und sich in neuer Weise in der Welt unserer Zeit zu arrangieren. Ihre Existenzform wird die der Diaspora. Das besagt, daß es nicht mehr gelingen kann, die Einrichtungen des öffentlichen Lebens nach kirchlichen Normen zu beherrschen, sondern darauf ankommt, überall den Geist Christi in friedlichem Wettstreit mit konkurrierenden Gedanken vorzuleben, auf institutionelle Macht zu verzichten und dem Geist zu vertrauen, daß er das Antlitz der Welt erneuern werde.

„Die Sendung der Kirche in unserer Periode der Weltgeschichte ist es, die geistlichen Werte des Christentums überall präsent zu machen, auch in einer Welt, die durch tiefe geistliche und politische Nöte in ihrer Bestandssicherheit bedrängt wird; alles begreifend und mitlebend ein Leuchtturm zu sein für alle jene, die einen geistlichen ruhenden Pol suchen." Sich selbst getreu bleibend in der Sorge um das Heil der Welt, erkennt die Kirche die Notwendigkeit, dieser Sorge eine andere und neue Gestalt zu geben. Sie kümmert sich um das Leben der Menschen

in den Entwicklungsländern, sucht die Einigung der Menschheit zu fördern, tritt ein für den Frieden und die Rechte der Unterdrückten in aller Welt, sucht zur Lösung der sozialen Fragen beizutragen, nimmt eine freundliche und fördernde Haltung gegenüber der Wissenschaft ein und bekennt sich zur Zusammenarbeit mit allen, die guten Willens sind. Sie anerkennt den sozialen, politischen und weltanschaulichen Pluralismus auch in seiner voraussichtlichen Beständigkeit als de facto gegeben und arbeitet innerhalb der Christenheit nicht auf Unterwerfung und Bekehrung hin, sondern auf Wiedervereinigung. Sie beweist dadurch ihre Achtung vor der menschlichen Würde und Freiheit der Gewissen; sie ist tolerant geworden. Ohne die Wahrheit zu kompromittieren, vertraut sie auf deren immanente Kraft mehr als auf diktatorische Maßnahmen. Auch in ihren eigenen Reihen gewährt sie der Freiheit größeren Raum. „Die ängstliche Besorgtheit um die Orthodoxie, welche so typisch für die Kirche am Ende der konstantinischen Periode war, gilt in der neuen Kirchenauffassung als übertrieben und engherzig. Die neue Kirchenauffassung gibt — selbstverständlich unter der Voraussetzung der Anerkennung der kirchlichen Autorität — Raum für ehrliche Kritik und Nonkonformismus, weil diese eine unentbehrliche Bedingung für das volle Wachstum des intellektuellen Habitus bilden, und dieser ist notwendig, um die Einpflanzung der authentischen christlichen Werte in alle Kulturen möglich zu machen."

Geschichtlicher Überblick

Die Ehre, einer neuen Auffassung vom Verhältnis der Kirche zur Welt die Bahn gebrochen zu haben, gebührt der Theologie oder vielmehr einigen Theologen und theologischen Schulen. Ihr Weg war in vielen Hinsichten sehr schwer, und es ist nicht verwunderlich, daß der Geist sich dabei zuweilen auch auf Irrwege begab und manchen Umweg einschlug. Als erster Versuch zu einem Ausbruch aus dem Getto hat, wie Matthijssen meint, der Liberal-Katholizismus von Lamennais zu gelten, der trotz gewisser Irrtümer das grundsätzliche Verdienst hat, eine Lanze für die Freiheit gebrochen zu haben. Montalembert und Lacordaire haben seine Irrtümer korrigiert. In Deutschland waren es die theologischen Schulen von Tübingen, Mainz und München, die eine Erneuerung der katholischen Theologie und eine Auseinandersetzung mit der neuzeitlichen Philosophie und Wissenschaft einleiteten. In England erstand in einsamer Größe das Lebenswerk John Henry Newmans. Auf sozialem Gebiet war Bischof Ketteler das mahnende Gewissen für einen Katholizismus, der noch in den Vorstellungen des Feudalzeitalters lebte. Das erwachende Verantwortungsbewußtsein der Katholiken für die soziale Umwälzung der Industrialisierung fand in Deutschland und den Niederlanden seinen Ausdruck in der sozialen Aktivität politischer Parteien und Standesorganisationen. Mit diesen wenigen Beispielen wird das neue Leben, das sich im Katholizismus regte, nur angedeutet. Es fand seinen Widerhall und eine erste Bestätigung und Richtweisung seitens der Kirche in den vielen für ihre Zeit geradezu epochemachenden Lehrkundgebungen Leos XIII., die ihrerseits wieder eine Anzahl neuer Initiativen wachriefen, wie etwa die Gründung katholischer Universitäten und wissenschaftlicher Gesellschaften, die Inangriffnahme von Forschungsarbeiten und die Entstehung religiös-sozialer Bewegungen wie des „Sillon" in Frankreich unter Marc Sangnier.

Die Auseinandersetzung zwischen den konservativen und den fortschrittlichen Kräften ging aber nicht kampflos vor sich, sondern wurde im Modernistenstreit nach allen soziologischen Spielregeln und mit allen Künsten und Tücken des Gruppenantagonismus ausgefochten. Durch die Verurteilung des Modernismus in der Enzyklika *Pascendi* im Jahre 1907 wurden an und für sich nur jene Ansichten getroffen, die an der unveränderlichen Glaubenslehre der Kirche rüttelten und sie im Sinne moderner Philosophie und Religionsgeschichte neu zu interpretieren suchten. Die Auswirkungen dieser Verurteilung erfaßten jedoch das ganze kirchliche und theologische Leben. Die Anhänger der konservativen Denkweise steigerten sich zum Teil in einen extremen Integralismus hinein, der auf seinem unteren Niveau geradezu in eine Ketzerjagd nach dem Muster des sechzehnten Jahrhunderts entartete. Der Name des römischen Monsignore Benigni erweckt die trübsten Erinnerungen. Zahlreiche Theologen, die aus den eben erst gegründeten katholischen Fakultäten und Instituten oder den deutschen Universitäten hervorgegangen waren, wurden verdächtigt und manche geradezu verfolgt. Indizierungen, Schreib- und Redeverbote, Intrigen schlimmster Art dienten dem Integralismus als Mittel, seinen reaktionären Zielen zum Siege zu verhelfen, die er bedenkenlos mit dem wahren Glauben identifizierte. Er stellte sich oder war wirklich blind für das Anliegen seiner Gegner, die Wahrheitselemente in den modernen nichtkatholischen und nichtchristlichen Wertsystemen zu entdecken, und verstand unter der Rechtgläubigkeit, die er zu verteidigen meinte, die Auffassung, daß die Kirche auch als konkrete soziale Realität keiner ernstlichen Modifikation bedürftig und zugänglich sei.

Der Modernismusstreit ist ein gutes und im Hinblick auf die Zukunft vielleicht auch tröstliches Exempel dafür, daß auch in der Kirche und bis in deren höchste Kreise hinauf psychologische und soziologische Gesetzlichkeiten gültig bleiben, weil auch die Diener des Heiligen und des Erbes Jesu Christi Menschen sind, die sich als Menschen zueinander oder auch gegeneinander verhalten und gebärden. Matthijssen sagt rundheraus: „Wir meinen, daß die Spannungen zwischen den ‚Modernisten' und den ‚Integralisten' um 1910 und zwischen der alten und der neuen Kirchenauffassung während des ganzen 19. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einem großen Teil durch die Anwendung der Theorie über Gruppenantagonismen zu erklären sei. Am Beginn des Antagonismus liegt der Unterschied der Auffassungen, aber die Gegensätze werden unnötig verschärft durch emotionelle Faktoren, die zu einer Reihe von Mißverständnissen führen. Wenn die Anhänger der alten Kirchenauffassung die Propagandisten der neuen Kirchenauffassung der Ketzerei beschuldigen, dann identifizieren sie die Offenheit für die moderne Welt mit kritikloser Anpassung, die Kritik mancher Zustände der Kirche mit Aufstand gegen die kirchliche Gewalt, das Zweifeln an der Rechtmäßigkeit bestimmter Auffassungen in der Kirche mit Unorthodoxie in der Lehre. Umgekehrt machen die Progressiven sich auch schuldig an Übertreibungen und unmotivierten Vorurteilen, wenn sie das vorsichtige Erwägen der Opportunität mit Konservatismus gleichsetzen." Der Verfasser weist auch darauf hin, daß die Träger und die Funktionäre der kirchlichen Gewalt, die ja schon von der Natur ihres Amtes her nicht in der Avantgarde stehen können, zu Zeiten des Modernistenstreites auch persönlich auf Grund ihres Werde-

ganges nicht immer befähigt waren, die Notwendigkeiten einer neuen Zeit zu begreifen.

Die seitherige Entwicklung ist über den Integralismus hinweggeschritten. Sie hat aber auch die Irrtümer und Übertreibungen des Modernismus bewältigt, nicht zuletzt dank der geistigen Führung, die ihr seitens der letzten Päpste zuteil wurde. Es ist wohl keine Frage, daß die intellektuelle Erneuerung im Katholizismus eine Folge des neuen Kirchenbewußtseins, des Bewußtseins einerseits von der Verantwortung gegenüber der Welt und anderseits von der Authentizität vieler ihrer Werte und Anliegen gewesen ist, wie sie natürlich auch von sich aus dazu beitrug, diesem Kirchenbewußtsein immer weiteren Widerhall zu schaffen. Doch hat diese Erneuerung, wie oben gezeigt wurde, noch nicht jene Vollkommenheit und Allgemeinheit erreicht, daß ihre grundlegenden Einsichten und Haltungen von allen Katholiken oder auch nur von der Gesamtheit der Hierarchie, des Klerus und der Theologen geteilt würden, geschweige denn daß die Synthese zwischen dem Glauben und dem Wissen unserer Zeit so gelungen wäre, wie im fünften oder im dreizehnten Jahrhundert. Nicht ohne Grund hat Kardinal Suhard in seinem berühmten Hirtenbrief „Essor ou déclin de l'Église" auf das Vorbild der großen Kirchenväter und darauf hingewiesen, daß es die unvertretbare Aufgabe der Intellektuellen sei, alle ihre Kraft an eine solche Synthese für unsere Gegenwart zu setzen.

Doch muß man sich nach allem, was gesagt wurde, zuletzt die Frage vorlegen, unter welchen Bedingungen der Intellektuelle innerhalb der Kirche steht und welche Bedingungen ihm zugestanden werden müssen, damit sein Werk gelingen kann.

Im statistischen Teil der Untersuchung von Matthijssen sind die Intellektuellen mit den Akademikern gleichgesetzt worden, weil es keinen besseren statistischen Maßstab gibt, sie zu erfassen. Tatsächlich werden wohl auch die meisten Intellektuellen Akademiker sein, wenn auch längst nicht alle Akademiker Intellektuelle sind. Akademiker ist man auf Grund seines Bildungs- oder, besser gesagt, Examensstandes; Intellektueller dagegen ist man erst auf Grund eines geistigen Habitus.

Der intellektuelle Habitus besteht, wie Matthijssen sagt, in dem Verlangen nach Erkenntnis und tieferer Einsicht und von dieser Norm her in kritischer Betrachtung der bestehenden Zustände und gesellschaftlich anerkannten Werte. Diese prüfende Haltung setzt eine gewisse, wenigstens methodische Distanz von den gängigen Meinungen voraus. Der Intellektuelle verkörpert das soziale Gewissen, freilich nur dann, wenn er selbst ein Gewissen, und auch als Denker ein Gewissen hat. Dadurch unterscheidet sich seine Kritik von jener unfruchtbaren Nörgelei und Besserwisserei, die ihn oft in Verruf gebracht hat. Er hütet sich aus Verantwortung für die Tragweite und Gefährlichkeit des kritischen Wortes, Fehler aufzuzeigen, wenn er nicht zugleich auf etwas Besseres hinweisen kann. Und da er kritisch genug ist, auch um das Risiko des eigenen Irrtums zu wissen, trägt er seine Meinung eher im Ton der Frage als im Brustton der Überzeugung, eher schüchtern und zurückhaltend als anmaßend und laut vor. Doch wird er lieber schweigen als den Mächtigen zu Munde reden, wenn er anderer Überzeugung ist. Auch wenn er ihnen im Grunde und in vielen Dingen zustimmt, wird es nicht oft vorkommen, daß er seine Stimme im Chor mit ihnen erhebt. Denn er unterscheidet sorgfältiger, als die Träger von Macht und Amt es nach außen hin können, da sie handeln müssen und das Handeln eindeutige Entschlüsse fordert. Daher gehört es zum Schicksal des Intellektuellen, den Mächtigen unbequem zu sein, so unbequem wie das Gewissen; und je größer ihre Macht, um so größer ist auch ihre Versuchung, den Intellektuellen zum Schweigen zu bringen. Das ist sehr oft ein schwerer Verlust für die Gemeinschaft und wird nicht selten zur Gefahr, weil die intellektuelle Macht dadurch in den Untergrund verdrängt und auf revolutionäre Bahnen gedrängt werden kann, während die Macht zu stagnieren beginnt.

Es ist nicht schwierig, diese Überlegungen auf die soziale Welt der Kirche anzuwenden. Insbesondere Papst Pius XII. hat es getan. Er hat immer wieder die Intellektuellen ermutigt und hervorgehoben, daß eine Gesellschaft nur dann gesund ist, wenn sie die Kraft hat, eine öffentliche Meinung zu bilden und zu dulden, eine öffentliche Meinung wohlverstanden, die sich aus der Veröffentlichung von persönlichen Meinungen herausbildet. Gewiß wird den Amtsträgern der Kirche, deren höchste Pflicht es ist, für das Heil der Seelen in der Wahrheit zu sorgen, damit eine schwere Aufgabe gestellt. Sie können nicht über die irrationalen Momente hinwegsehen, die bei den geistigen Auseinandersetzungen immer im Spiel sind. Aber angesichts des Wandels der Zeiten vom Mittelalter zu unseren Tagen, von einer Zeit, da die Kirche die Menschen Europas behüten konnte, zu einer Zeit, da sie geistig erwachsen zu sein glauben und deshalb auch die bestgemeinte Behütung nur als unangemessene Bevormundung empfinden und sich ihr offen oder, häufiger noch, insgeheim entziehen, kann der Kampf für das Reich Gottes nicht in der Form des Rückzugs hinter die Mauern einer belagerten Stadt geführt werden, sondern nur durch das Messen der Kräfte im freien Feld. Es handelt sich nicht darum, auf Erden eine Stadt Gottes zu verteidigen, sondern ein Reich für Gott zu gewinnen. Die Stadt auf dem Berge, von der Matthäus (5, 14) berichtet, wird heute nicht durch Mauern, sondern durch das attraktive Licht einer modernen Großstadt versinnbildet.

Aktuelle Zeitschriftenschau

Theologie

BERGH, E., SJ. *La vie sacerdotale d'après le Synode Romain.* In: Nouvelle Revue théologique Jhg. 93 Nr. 3 (März 1961) S. 271—293.

Der Aufsatz gibt einen vorzüglichen Überblick über die wesentlichen Ergebnisse der römischen Diözesansynode, die ja einen über 600 Seiten starken Band der AAS füllen und über die man doch wegen ihres Zusammenhanges mit dem Konzil orientiert werden möchte. Jener Zusammenhang darf allerdings nicht übertrieben werden. Die Synode beschränkte sich nach dem Willen des Papstes auf „ein Werk der Erneuerung des Priestertums", dessen Aspekte in diesem Aufsatz gut dargestellt werden.

BIEMER, Günter. *Die doppelte Suffizienz der Glaubensquellen und ihre Bedeutung nach Kardinal Newman.* In: Tübinger Theologische Quartalschrift Jhg. 140 Heft 4 (1960) S. 385—409.

Ausgehend von der These Geiselmanns zur Deutung des tridentinischen partim-partim von Schrift und Tradition, zeigt der Verfasser, daß Newman sowohl die Schrift wie die Überlieferung als eine suffiziente Glaubensquelle beurteilt habe, die beide aber zueinander gehören, wie der besondere Offenbarungsbegriff Newmans erweist.

CARPENTIER, René, SJ. *Le primat de la charité en morale surnaturelle.* In: Nouvelle Revue théologique Jhg. 93 Nr. 3 (März 1961) S. 255—270.

In Fortsetzung seines Aufsatzes im Januarheft (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 286) untersucht der Verfasser hier den Primat der Caritas in seiner Beziehung zur moraltheologischen Systematik oder, praktisch betrachtet, zu den beiden Extremen christlichen sittlichen Verhaltens, dem Rigorismus und dem Quietismus, die zwar nicht explizit, doch als Tendenzen immer virulent sind. Außerdem untersucht er das Verhältnis von Gottes- und Selbstliebe, das nicht als Alternative verstanden werden kann.

FLATTEN, Heinrich. *Der error qualitatis dolose causatus als Ergänzung zu c. 1083 § 2 CIC.* In: Österreichisches Archiv für Kirchenrecht Jhg. 11 Heft 4 (1960) S. 249—264.

Offenbar in Übereinstimmung mit einer Tagung der Offizialate zu Ostern 1960 schlägt der Verfasser anhand krasser Fälle arglistiger Täuschung bei einer Eheschließung eine weise umschriebene Änderung des kanonischen Rechtes vor, die es möglich macht — freilich ohne rückwirkende Kraft — derartige Ehen für nichtig zu erklären, da man das Ehesakrament nicht weniger gegen Betrug schützen dürfe, als es auch im CIC für jedes andere Rechtsgeschäft vorgesehen ist.

LE BLOND, J.-M. *L'Église et l'histoire.* In Études (April 1961) S. 85—88.

Der Artikel geht aus von einer ebenso sachlichen wie entschiedenen Entgegnung auf den Artikel von Antonino Romeo: „L'enciclica Divino afflante spiritu e le ‚opiniones novae' " (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 287; ds. Heft, S. 344) und zeigt an Hand einer kurzen theologischen Untersuchung über das Verhältnis der Kirche zur Geschichte, daß die Kirche — entgegen der Auffassung von Romeo — „die wissenschaftliche Forschung und die Verpflichtung zur Suche nach der Wahrheit" nicht zu fürchten habe.

MICHAEL, J. P. *Wege zur Einheit der Christen.* In: Lebendige Seelsorge Jhg. 12 Heft 4/5 (1961) S. 158—166.

Michael behandelt drei Aufgabenkreise seines Themas unter pastoralem Aspekt: 1. Gewinnung der rechten grundsätzlichen Haltung zu den evangelischen Christen, 2. Lösung konkreter Aufgaben gemeinsamer kirchlicher Verantwortung (Mischehen), 3. politische Zusammenarbeit unter Ausschluß taktischer Gesichtspunkte. Zu 1). Die getrennten Christen sind wirkliche Christen. Ihre „Freiheit eines Christenmenschen" ist paulinisch. Sie lesen das NT spontan, weil es sie nach Gott hungert. Ihre Geistlichen verkünden das Wort Gottes. Wir erkennen das noch viel zuwenig an. Zu 2). In der Beurteilung der Ehe scheiden sich Katholiken und Evangelische. Das sollte nicht ausschließen, daß Wege gesucht werden, die es möglich machen, daß die in Mischehe Lebenden in der Sorge der praktischen Pastoral bleiben. Doch: „Zum Glauben zurückhelfen heißt nicht das Leben zerstören". Wir sollten uns zur Einsicht aufraffen, daß es besser ist, die Menschen werden überhaupt im Glauben an Jesus Christus bewahrt, auch wenn sie nicht katholisch werden, als daß sie vom Unglauben erfaßt werden und dann mit Sicherheit verlorengehen. Diese Einsicht wäre Ausdruck wahren pastoralen Denkens.

ROUSSEAU, Olivier, OSB. *Le futur Concile et sa préparation.* In: Irénikon T. 34 Nr. 1 (1961) S. 5—20.

Ein Überblick über den Weg, den bisher die Vorbereitung des Ökumenischen Konzils in Rom und in der öffentlichen Meinung der Katholiken genommen hat, nicht ohne negative Akzente bezüglich der enttäuschenden römischen Synode und der starken Bevorzugung der Kurie bei den Vorbereitungsarbeiten, die noch die Angst vor dem I. Vaticanum verrate, daß „die deutschen und französischen Theologen die Kongregationen über den Haufen werfen" würden. Am Schluß wird nach „Civiltà Cattolica" vom 5. 11. 1960 die vermutliche Traktandenliste des Konzils in dreizehn Punkten abgedruckt.

SCHUBERT, Kurt. *Problem und Wesen der jüdischen Gnosis.* In: Kairos Heft 1 (1961) S. 2—15.

Belege für das Vorhandensein einer originär jüdischen Gnosis monotheistischen Charakters, für die Schubert drei Perioden ansetzt: 1. Qumran und zu Qumran gehöriges Schrifttum, 2. rabbinische Merkabamystik, 3. die Hekalot-Traktate. Alle Zeugnisse sind nachchristlich. Die Ausgangsbasis für das Vorhandensein einer jüdischen Gnosis, die von mehreren Religionswissenschaftlern bestritten wird, ist das eschatologisch-apokalyptische Element.

SZENTIRMAI, Alexander. *Jurisdiktion für Laien?* In: Tübinger Theologische Quartalschrift Jhg. 140 Heft 4 (1960) S. 410—426.

Das bekannte Programm, die Laien „mündig zu sprechen", hinter dem hier und da der Wunsch des niederen Klerus stehe, sich mehr Selbständigkeit gegenüber der Hierarchie zu sichern, wird daraufhin geprüft, wieweit ernstlich daran gedacht werden könne, auf Grund des göttlichen Rechts der zwei Stände, Klerus und Laien (die merkwürdigerweise unter den Begriff des „Untertanen" fallen), den Laien im eigentlichen Sinne kirchliche Jurisdiktion, d. h. „Macht über Menschen", zuzuerkennen. Soweit dies für die Oberen laikaler Orden und Oberinnen vom CIC bereits vorgesehen sei, müsse beachtet werden, daß Religiosen von der Kirche abhängig sind. Die Forderung der Laien, die als „klassenkämpferisch" gebrandmarkt wird, wird von einem juridischen Denken her praktisch abgewiesen.

***. *Kirche und Menschheit.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 16 Heft 3 (März 1961) S. 169—190.

Ausgehend vom Inkarnationsdogma, dem Kulturbefehl der Genesis und dem Missionsauftrag, behandelt dieser Dreisternartikel die Gebundenheit der Kirche an die Zeit und damit an die Geschichte, im engeren ihre spezifische Kulturaufgabe (ratione peccati). Geschichtlich behandelt er den Weg des abendländischen Denkens und Handelns in der Neuzeit, die Zunahme des kritischen Bewußtseins, Reflexion und Differenzierung bis hin zum modernen Autonomismus und die Aussonderung der Kirche aus diesem Prozeß. Um diesen Autonomismus von innen her zu überwinden und um ihre alte Integrationskraft wieder zurückzugewinnen, müsse die Kirche das rein defensiv-apologetische Denken, ihre „Statuiertheit" überwinden. Sie muß sich wieder mit der Welt, auch der achristlichen, einlassen, mit ihr ins Gespräch kommen; die Kirche muß als Fortschrittsmacht wieder auf den Plan treten und darin allen sichtbar werden. Besondere Chancen dazu werden in der sich heute heranbildenden weltumspannenden Einheitszivilisation gesehen. Eine Voraussetzung zu ihrer Wahrnehmung ist freilich ein neues, auf gegenseitigem Vertrauen beruhendes Zusammenwirken zwischen Klerus und Laien.

Philosophie

CARUSO, Igor. *La psychoanalyse est-elle sociale?* In: Esprit Jhg. 29 Nr. 293 Heft 3 (1961) S. 420—437.

Caruso setzt sich mit dem Vorwurf auseinander, die Psychoanalyse sei seit Freud in einem individualistischen Solipsismus steckengeblieben. Er räumt ein, daß die „Arbeitshypothesen" von Freud zwar auf einer völlig mechanistischen und individualistischen Weltanschauung beruhen, „aber sie enthalten in sich alles für eine dialektische Erweiterung", sofern in den „genetischen Abläufen" der „dialektische Bezug zum gesellschaftlichen Dasein" impliziert sei. Gegenüber einer einseitig individualistischen oder „soziologischen" Sicht der Psychoanalyse betont der Autor diese dialektische Basis, die beide Aspekte genügend erkläre.

CONTI, Giuseppe, und LUYTEN, Norbert. *La fecondation humaine „in vitro".* In: Choisir Jhg. 2 (März 1961) S. 6—12.

Beide Autoren, der eine Ordinarius für Embryologie und Histologie, der andere Ordinarius für Philosophie an der katholischen Universität in Fribourg, nehmen jeweils von ihrem Fach her zum Experiment von Dr. Petrucci Stellung (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 250 f.). Beide Autoren sind sich über die vermeintliche oder wirkliche Bedeutung des Experimentes im klaren, kommen aber in ihren fachlichen Untersuchungen zu Ergebnissen, die sich nicht ohne weiteres decken.

SCHMÖLZ, Franz-Martin, OP. *Theoretische Grundlagen einer politischen Ethik.* In: Die neue Ordnung Jhg. 15 Heft 2 (April 1961) S. 81—88.

Die Schwierigkeit, das Wesen der politischen Ethik zu bestimmen, besteht in der Abgrenzung dessen, was Politik ist. Noch heute werde, vor allem in Deutschland, Staatslehre und Politik identifiziert; die zweite Theorie von der Politik setzt Politik und Lehre von der Macht gleich. Staat und Macht haben mit Politik unbestritten zu tun, aber sie sind nur Media, zur Gewinnung eines echten Ansatzes vom Wesen der Politik reichen sie nicht aus. Schmölz gewinnt über Plato und Aristoteles den eigentlichen Bezugspunkt alles Politischen, den Menschen, die Ordnung in der Gesellschaft. „Politische Wissenschaft ist die Wissenschaft vom rationalen Handeln des Menschen in der Gesellschaft. Dabei impliziert die letztgenannte Definition ... die Konvertibilität der Begriffe ‚spezifisch menschlich' mit ‚Ordnung halten'..., den Einschluß des Gesetzes in diesen gesellschaftlichen Ordnungsprozeß ...; das Zusammenrücken von Ethik und Politik."

Kultur

BECHER, Hubert, SJ. *Karl Kraus.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 7 (April 1961) S. 23—35.

Kann man Kraus wahre Größe des Geistes zuschreiben? Becher antwortet auf diese Frage: Nein. Trotz unbestrittener Verdienste um die Sprache, einer ungewöhnlichen Selbständigkeit, eines unerbittlichen Kampfes gegen die Niederungen der Tagespresse und vieler geistreicher Einfälle, auch seiner scharfen Ablehnung des Nationalsozialismus ist er der Furchtbarkeit der Zeitgeschichte nicht gewachsen gewesen. Sein Rationalismus, verbunden mit einer maßlosen Eitelkeit, ließ ihn nicht ausreifen und steril werden; er sei auf der Stelle getreten. Fragwürdig bleiben seine Fehden und viele seiner Bewertungen von Dichtern und Schriftstellern.

BECKMANN, Heinz. *Die Leiche des Herrn Ionesco.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 16 Heft 3 (März 1961) S. 215—224.

Am Beispiel Ionescos behandelt Beckmann das sog. absurde Theater, unsinnige, vergnügliche Spielereien (wenn sie gekonnt sind), sonst Geschwätz. Der Zuschauer soll schockiert werden, was jedoch heute nicht mehr gelingt, wodurch aus dem absurden Theater ein genüßliches Geschäft wird.

Als Vorläufer des modernen absurden Theaters bezeichnet Beckmann Grabbe und Büchner, nur daß diese sich mit dem Absurden allein nicht begnügten. Das gelte auch für Samuel Beckett, der heute zu Unrecht mit Ionesco als Hauptvertreter des absurden Theaters angesehen wird.

EISENREICH, Herbert. *Sprache als Organ.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 16 Heft 3 (März 1961) S. 207—214.

Ein Beitrag, der auf einer Tagung des Österreichischen College in Alpach 1960 gehalten wurde. Eisenreich berichtet über das Erlebnis des Dichters mit der Sprache. Dieser verfügt nicht über sie, sondern sie über ihn. Macht er sich frei vom logischen Denken, wenn er sich ihrer bedient, dann beginnt sie zu sprechen und auszusagen, auch gegen ihn und seine Absichten. Er muß den Mut haben, sie gewähren zu lassen, auch wenn er damit fortgesetzt gegen die Ordnung des Denkens, Grammatik, Syntax verstößt. Der Mut zu solchen „Sünden" gehört wesensmäßig zum Dichter.

HARDACH, Fritz Wilhelm. *Reform des wirtschaftswissenschaftlichen Studiums.* In: Die Deutsche Universitätszeitung Jhg. 16 Heft 3 (März 1961) S. 20—27.

Das Vorstandsmitglied der Hütten- und Bergwerke Rheinhausen AG nennt hier in weitgehender Übereinstimmung mit den Reformvorschlägen deutscher Wirtschaftsgremien einige Wünsche bezüglich der wirtschaftswissenschaftlichen Ausbildung an den Universitäten: vor dem Studium eine kaufmännische Vorpraxis von ein bis zwei Jahren (auch für Volkswirte), Angleichung des volkswirtschaftlichen und betriebswirtschaftlichen Studiums entsprechend den tatsächlichen Tendenzen der Praxis, gründliche Beschneidung des Stoffes, neue Schwerpunktbildung auf der Basis der Volkswirtschaftslehre, der Betriebswirtschaftslehre und des Rechts, Zwischenprüfungen im vierten Semester, Ausbau von höheren wirtschaftlichen Lehranstalten zwecks Entlastung der Universitäten.

LEINZ-VON DESSAUER, Antonie. *Savonarola und Albrecht Dürer.* In: Das Münster Jhg. 14 Heft 1/2 (Januar/Februar 1961) S. 1—45.

Die Verfasserin belegt in diesem Beitrag ihre These, daß der Ritter in Dürers „Ritter, Tod und Teufel" Savonarola ist. Hauptbeweise sind der Hund, das Zeichen der Dominikaner, der Salamander, das Zeichen für einen Seher, der den Feuertod erlitten hat, das S in Verbindung mit dem darüber stehenden Totenkopf sowie das Datum 1513, ein Jahr, in dem es verboten war, den Namen Savonarola zu nennen. Der Bußprediger selbst hat sich immer als Miles Christianus bezeichnet. Er ist von Dürer auch auf anderen Zeichnungen wiedergegeben worden. (Preis des Heftes 4,70 DM, Schnell & Steiner, München.)

SOLICH, Eduard J. *Schule und Stahl — Das chinesische Erziehungswesen.* In: Moderne Welt Jhg. 2 Heft 3 (1960/61) S. 247—268.

Der Verfasser schildert sehr ausführlich die rotchinesische Schule: Entwicklung, Stand, Erfolge und Schwierigkeiten. Die Schule ist heute in China Mittel zur Auslese. Der schulische Bildungsstand bestimmt die spätere wirtschaftliche und soziale Position. Die Hochschule ist auch heute noch eine Domäne der alten bürgerlichen Schichten. Das System kann auf deren Hilfe beim Aufbau der Wirtschaft nicht verzichten. Indoktrinationen und Spitzelsysteme haben gegenüber dieser Schicht nicht die gewünschten Erfolge gehabt. Das Niveau aller Schulgattungen ist niedrig. Die Politik der großen Quantitäten hat sich nicht bewährt. Dadurch daß es dem chinesischen Volke verwehrt ist, kritisch zu denken, entzieht sich die Partei die notwendige Voraussetzung für ein weiteres Wachstum der politischen und wirtschaftlichen Macht Rotchinas.

Politisches und soziales Leben

ARNDT, Adolf. *Kafkas falsche Sicht.* In: Die neue Gesellschaft Jhg. 8 Heft 2 (März/April 1961) S. 83—94.

Arndt setzt sich mit Gustav E. Kafkas Buch „Der freiheitliche Sozialismus in Deutschland — das Godesberger Grundsatzprogramm der SPD in katholischer Sicht" auseinander. Dabei geht es Arndt nicht darum, ob das Godesberger Programm aus katholischer Sicht gebilligt werden könne. Das sei Sache der Bischöfe. Ihm gehe es um die Frage, ob Kafkas Darstellung der Sozialdemokratie deren Selbstverständnis und der objektiven Wahrheit entspricht. Arndt verneint diese von ihm gestellte Frage. Er entwickelt seine Gegenargumente vom Begriff des „Demokratismus" her, versucht nachzuweisen, daß Kafka die Auffassung der SPD vom Begriff der Autorität mißverstanden habe, desgleichen die Lehre von der Rechtfertigung des Staates und der Legitimität. Kafka unterstelle der Partei das rousseauistische Denken vom „einheitlichen Volkswillen", er habe auch das Schulprogramm der SPD verzeichnet.

CASTELLI, Mario. *Il problema altoatesino. Dal 1946 al 1961.* In: Aggiornamenti Sociali Jhg. 12 (März 1961) S. 140 bis 154.

Im Unterschied zur übrigen — auch katholischen — Presse Italiens, die sich meist mit sensationell aufgemachten Berichten über Tagesereignisse und mit Pauschalurteilen über politische Strömungen im Lande begnügt, wird hier die Entwicklung in Südtirol seit dem Abschluß des Pariser Vertrages bis zum Scheitern der Mailänder Konferenz zu Beginn des Jahres 1961 einer maßvollen und kritischen Prüfung unterzogen, freilich ohne Berücksichtigung wichtiger politischer und psychologischer Aspekte. Dabei werden vor allem umstrittene Themen, wie die Ausdehnung der Autonomie auf die Region Trentino-Südtirol durch De Gasperi und die umstrittene Zustimmung der Südtiroler Vertreter unter die Lupe genommen.

DEUERLEIN, Ernst. *Zur Vergegenwärtigung der Lage des deutschen Katholizismus 1933.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 7 (April 1961) S. 1—23.

Deuerlein befaßt sich in diesem ersten Beitrag sehr eingehend mit der Ausgangsposition (für eine Beurteilung) des deutschen Katholizismus 1933, insbesondere mit der Bedeutung von Versailles für die Weimarer Republik. Ohne die Berücksichtigung des schlechten Friedens von 1919 sowie der übrigen außenpolitischen Faktoren ist eine gerechte Wertung von 1933 unmöglich. Die Demokratie und die Autorität der Parteien waren in Deutschland schon angeschlagen, noch ehe sie überhaupt politisch wirksam wurden. Das Zentrum hatte keine andere Möglichkeit, um das Schlimmste zu verhüten, als sich auf den Boden der Tatsachen zu stellen und zusammen mit den Sozialisten die Verantwortung zu übernehmen. Die Katholiken waren über die politischen Fragen hinaus mit ihren eigenen Problemen beschäftigt. Sicher ist indessen, daß der deutsche Katholizismus den Nationalsozialismus von 1923 bis 1933 eindeutig abgelehnt hat, schon deshalb, weil sich der Nazismus von Anfang an antikirchlich, insbesondere antikatholisch, gegeben hat. Der Vatikan verhielt sich ihm gegenüber reserviert.

EPTING, Karl. *Das Experiment de Gaulle.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 16 Heft 3 (März 1961) S. 191—205.

Ein Überblick über Frankreichs Fünfte Republik. Die Erfolge de Gaulles waren beträchtlich, innenpolitisch, wirtschaftlich und auch in der Armee. Die entscheidende Aufgabe, an der die Geschichte ihn wahrscheinlich messen wird, hat er noch zu bewältigen: die Algerienfrage. Es sei gut möglich, daß de Gaulle später einmal als der Liquidator der französischen Macht und der französische Nationalismus als der Totengräber des zweiten französischen Kolonialreiches angesehen wird.

IDENBURG, P. J. *Die neuen afrikanischen Staaten und die demokratischen Normen des Westens.* In: Afrika Jhg. 3 Heft 3 (März 1961) S. 96—99.

Der Verfasser analysiert die politischen Voraussetzungen der neuen afrikanischen Staaten. Sie sind grundsätzlich verschieden von denen des demokratischen Westens. Der Afrikaner kenne keine abstrakte Staatsgewalt im Sinne einer Staatsideologie. Er kenne nur die wirkliche Macht des einzelnen in einem gewissen Konsens mit dem Stammesverband, der bei Mißbrauch der Macht auch einschreiten kann. Dies geschehe jedoch nie durch gewählte Parteien, sondern durch „the sense of the meeting". Auch die Vorstellung einer abgestuften Machtverteilung fehle fast ganz. Die persönliche Freiheit des Afrikaners innerhalb der Harmonie der Gemeinschaft ist vollständig. Demokratie im westlichen Sinne wird daher von den meisten neuen Staaten abgelehnt, von einigen aufgeklärten Führern abgesehen.

KROLL, Gerhard. *Wirtschaftswachstum in Ost und West und die Problematik gesicherter Wachstumsraten in der Marktwirtschaft.* In: Die neue Ordnung Jhg. 15 Heft 2 (April 1961) S. 89—103.

Der Verfasser skizziert das Instrumentarium, mit dessen Hilfe die freien Wirtschaften des Westens Konjunktur und Wirtschaftswachstum steuern. Diese Mittel reichen indessen nicht aus, um der Ungleichmäßigkeit der Zuwachsraten und der schleichenden Inflation zu begegnen. Der Verfasser schlägt daher eine Abstimmung und Anpassung der Investitionsvorhaben an das Kreditvolumen vor, die von den Wirtschaftsverbänden selbst vorzunehmen wären. Diese Wachstumssteuerung sei unerläßlich, wenn der Westen auf lange Sicht dem Osten in der wirtschaftlichen Produktion überlegen bleiben wolle.

LOMBARDINI, Siro. *La crisi delle ideologie nei nuovi orientamenti dell'analisi economica.* In: Aggiornamenti sociali Jhg. 12 Nr. 3 (1961) S. 129—140.

Der Autor unterstreicht die Tatsache, daß die wirtschaftswissenschaftliche Analyse der Gegenwart immer mehr daran sei, sich von den ideologischen Voraussetzungen des 19. Jahrhunderts zu befreien. Die selbständige Entwicklung der verschiedenen Zweige der Sozialwissenschaften setzt die Überwindung der Auffassung voraus, „daß die gesellschaftliche Tätigkeit und deren Entfaltung durch eine Analyse des Produktions- und Tauschprozesses erklärt" werden könne. Demgegenüber bleibt aber bestehen, daß diesem Wandel in der Auffassung kein ebensolcher in der sozialen Wirklichkeit entspricht. Im Weiterbestehen dieses Gegensatzes erblickt der Autor die Gefahr eines wachsenden Skeptizismus der Massen und einer rein technizistischen Einstellung der Elite.

POBLETE, R. *Sociological approach to the sects.* In: Social Compass T. 7 Heft 5/6 (1960) S. 383—406.

In einer soziologisch wie religionswissenschaftlich gleichermaßen interessanten Untersuchung wird dem Phänomen der Sekten als soziologischem Problem nachgegangen. Zwei Faktoren kennzeichnen die Situation: erstens die gesellschaftliche Strukturschwäche durch teilweise Auflösung gesellschaftlicher Primärbeziehungen; zweitens die Sehnsucht der von der Gesellschaft nicht integrierten Randschichten nach einem separaten Gruppendasein. Der Artikel stützt sich auf eine Studie, die bei den portoricanischen Einwanderern in New York durchgeführt worden ist (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 47). Die Studie, deren Ergebnisse von einer Reihe ähnlicher Untersuchungen bestätigt wird, gewinnt gerade durch die immer stärker werdende Mobilität der unteren Schichten eine ganz besondere seelsorgliche Bedeutung.

PRANDI, Alfonso. *I partiti politici francesi nella Quinta Repubblica.* In: Humanitas Jhg. 16 Heft 3 (1961) S. 237—252.

Die französischen Parteien hatten in der Vierten Republik Verhältnisse geschaffen, die sich auf die Dauer gegen sie selbst auswirken mußten. Der Umsturz des Jahres 1958, der schließlich de Gaulle an die Macht brachte, und die Gründung der Fünften Republik, in der die Macht des Parlamentes und damit die Macht der Parteien auf die Exekutive bzw. den Staatschef überging, brachte für die Parteien die Chance der „Selbstbesinnung", eine Chance, die bisher aber kaum genützt worden sei. Der bedeutsame und sehr kritische Artikel beschränkt sich auf die Kritik des faktischen Unvermögens innerhalb der Parteien, ohne genügend auf die tiefer liegenden strukturellen Krisen hinzuweisen.

RETIF, A. *Promotion de la femme africaine.* In: Études (April 1961) S. 16—29.

In einer kurzen Skizze beleuchtet der Autor die geschichtliche Entwicklung der gesellschaftlichen und kulturellen Stellung der Frau in Afrika und die vielfachen Probleme, die sich für die Frau aus dem Übergang von der alten Stammeskultur zu der nach westlichem Muster „gebauten" afrikanischen Gesellschaft ergeben. Dieser Übergang ist von der Tatsache gekennzeichnet, daß die Frau mit allen Mitteln auf die weitere Befreiung von den alten Bindungen drängt, ohne damit auch schon die Bindungen

innerhalb der neuen gesellschaftlichen Struktur zu finden. Diese Integration wird durch den Mangel eines ethisch unterbauten Freiheitsbegriffes des Westens erschwert.

SCHÖLLGEN, Werner. *Die wirtschaftliche Lage als Sicherung und Gefahr für die Jugend.* In: Anima Jhg. 16 Heft 1 (1961) S. 44—52.

In dem Fragen der Jugendseelsorge gewidmeten Heft analysiert der Verfasser die seelischen Wirkungen auf junge Menschen, denen die Wirtschaft heute nachläuft und schon für die Lehrlingszeit hohe Löhne und Komfort verspricht und sie doch letzten Endes ausbeutet, vor allem aber seelisch korrumpiert, weil die Autoritätserfahrung in Schule und Elternhaus untergraben wird. Nur ein Gottesbild, das zu den eroberten Weiten des Weltraumes paßt, könne die Jugend noch ansprechen, die bereits in der Kinderstube von Atomen und Weltraumfahrt reden hört. — Leonhard M. Weber behandelt die heute von den Verhältnissen erzwungene Frühreife unter dem Thema: „Sexus-Eros-Liebe als Problem der Jugendzeit" (S. 21—29).

Chronik des katholischen Lebens

DROULERS, P. *Des Évêques et la question ouvrière avant 1848.* In: Revue de l'Action Populaire Jhg. 147 (April 1961) S. 442—460.

Der Autor, Professor an der Päpstlichen Universität Gregoriana, gibt einen knappen, aber sowohl kirchen- wie sozialgeschichtlich interessanten Überblick über Stellungnahmen französischer Bischöfe zur Arbeiterfrage während des Vormärz. Durch die ausführlichen Zitate aus Hirtenbriefen jener Zeit zeigt der Autor, daß es trotz dem großen Schweigen der Kirche zu den damaligen sozialen Problemen einige Lichtblicke gab und daß trotz Verkümmerung die Grundprinzipien katholischer Sozialphilosophie seit Thomas immer wieder lebendig waren.

FLOOD, Edmund, OSB. *Catholics and the Bible.* In: The Tablet Bd. 215 Nr. 6304 (18. März 1961) S. 248—250.

Mehr, als der Titel des Aufsatzes erkennen läßt, der die unzureichende biblische Kerygmatik in Großbritannien behandelt, beleuchtet der Verfasser insgesamt das Problem der Inferiorität, das im vorliegenden Heft dieser Zeitschrift (vgl. S. 375) soziologisch dargestellt wird. Sein Beitrag kann also dazu als weitere Illustration dienen.

GODDIJN, H. P. M. *The sociology of religious orders and congregations.* In: Social Compass T. 7 Heft 5/6 (1960) S. 431 bis 447.

Als neuralgischer Punkt der gegenwärtigen „Ordenskrise" erweist sich das Problem der gesellschaftlichen Anpassung. Goddijn sieht vor allem zwei Schwierigkeiten. Die Orden, besonders die alten Orden, sind geprägt von der Zeit, in der sie entstanden sind. Sie neigen dazu, diese ursprüngliche Prägung auch unter völlig veränderten Verhältnissen beizubehalten. Weiterhin weisen sie eine einseitig paternalistische Verfassung auf. Ihr gesellschaftliches Leitbild ist deswegen der gegenwärtigen Generation nur sehr schwer verständlich. Der Gegensatz zur „Welt" wird dadurch noch verschärft. Der Artikel empfiehlt sich nicht nur durch seine Sachlichkeit, sondern auch durch die Tatsache, daß zur Soziologie der Orden, abgesehen von einigen wenigen Monographien, bis heute kaum etwas erschienen ist.

HAAS, H. *Laïcat Chrétien d'Asie.* In: Église vivante Jhg. 13 Nr. 2 (1961) S. 114—122.

In einer kurzen, aber gründlichen Skizze wird die Frage der religiösen Bildung der Laien behandelt, eine Frage, die sich im Verlauf des Artikels zur Frage der christlichen Verkündigung in Asien überhaupt erweitert. Religiöses Gepräge der sozialen Strukturen und religiöses Gemeinschaftsbewußtsein sind die positiven Faktoren des religiösen Lebens in der asiatischen Gesellschaft, Mangel an persönlicher Prägung und Tiefe die negativen. Der Autor läßt trotz der nicht sehr positiven Perspektiven die Hoffnung durchblicken, daß die Kirche in Asien die Kraft besitzt, in Jahrzehnten mit einer Entwicklung fertig zu werden, für die die abendländische Kirche Jahrhunderte benötigte.

HOLLENBACH, Joh. Michael. *Technik als Bedrohung und Hilfe für die Jugend.* In: Anima Jhg. 16 Heft 1 (1961) S. 38 bis 44.

Der Aufsatz will es dem Seelsorger erleichtern, sich in die Lage der Jugend hineinzuversetzen, der die Technik zur Versuchung wird und deren Gewissen sie unter Zwang stellt. Anderseits nötige die technische Erfahrung, in der der Jugendliche aufwächst, dazu, die übernatürlichen Wahrheiten nicht in Gleichnissen aus einer nicht nacherlebbaren antiken Welt, sondern aus den in der Technik selber liegenden Analogien zu verdeutlichen bzw. aufzuzeigen, daß auch die technischen Werkzeuge nicht die sittlichen Probleme zwischenmenschlicher Beziehungen aufheben. Der Gebrauch technischer Mittel erfordere menschliche Rücksicht und fördere sittliche Lösungen. Das Bedrohliche in der Welt der Technik sei nur der rücksichtslose Mensch.

HOUTART, F., und TONNA, B. *The implication of change for the church in Malta.* In: Social Compass T. 7 Heft 5/6 (1960) S. 461—474.

Der Artikel ist der erste Teil des Ergebnisses einer religionssoziologischen Untersuchung, die von den Autoren im Auftrag des „Centre des Recherches socio-religieuses" in Brüssel auf Malta durchgeführt worden ist. Den Kern der Untersuchungen bilden die Veränderungen im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gefüge von Malta, das seit Beginn des ersten Weltkrieges wegen seiner für die englische Flotte wichtigen strategischen Lage einen ungeahnten Aufschwung genommen hat. Die veränderte gesellschaftlich-kulturelle Situation, die das alte Wertgefüge erschüttert hat, stellt an die Kirche und deren Verkündigung hohe Anforderungen hinsichtlich der Milieuanpassung, die sich deswegen besonders schwierig gestaltet, weil sich die Kirche zu sehr mit den alten gesellschaftlichen Strukturen identifiziert hatte.

Egypt's Intolerance. In: The Tablet Bd. 215 Nr. 6301 (25. Februar 1961) S. 174—176.

Nicht oft und ernst genug kann, wie das hier geschieht, auf Grund neuer Tatsachen auf die Konsequenzen hingewiesen werden, die die politische Entwicklung der afro-asiatischen Länder für die christliche Mission hat. Es handelt sich um eine Gefahr, die wahrscheinlich nur auf dem Wege weltweiter Integration über die Entwicklungshilfe überwunden werden kann. Das hier dargelegte Beispiel der ägyptischen Intoleranz im Schulwesen wird ergänzt durch einen Beitrag über die Lage im Sudan in derselben Zeitschrift (Nr. 6304 ff.; 18. März 1961).

Chronik des ökumenischen Lebens

GRUNDMANN, Siegfried. *Kirche und Staat nach geltendem deutschem Staatskirchenrecht.* In: Informationsblatt Jhg. 10 Nr. 7 (1. Aprilheft 1961) S. 97—104.

Diese Darstellung der Entwicklung von Kirche und Staat in ihrem rechtlichen Verhältnis zueinander berücksichtigt auch die Rechtslage in der „DDR". Sie zeigt, bis zum preußischen Landrecht zurückgreifend, das Werden der Eigenständigkeit der Kirche über die Religionsgesellschaft öffentlichen Rechts gemäß Weimarer Verfassung Art. 136 ff. mit der Abgrenzung der eigenen Rechtssphäre der Kirche bis zum heutigen „Vertragskirchenrecht", das Staat und Kirche als gleichberechtigte Partner kennt. Besondere Aufmerksamkeit widmet der Verfasser dem sog. Vorbehalt des Gesetzes, wonach sich die Kirche in den Schranken „des für alle geltenden Gesetzes" halten muß, und erörtert die eingeschränkte Bedeutung dieses Vorbehalts, der nicht wieder die Kirche dem Staat unterwerfen solle, sondern eher einen Schutz für den Staat gegen Auflösung seiner elementaren Souveränität durch die Kirchen bedeute.

HALFMANN, Wilhelm. *Die eine nordelbische Kirche.* In: Informationsblatt Jhg. 10 Nr. 7 (1. Aprilheft 1961) S. 109 bis 112.

Der lutherische Bischof von Holstein erörtert hier die Probleme eines Zusammenschlusses der Landeskirchen von Schleswig, Holstein, Hamburg, Lübeck und Eutin zu einer lutherischen Kirche, deren Gründung nach langwierigen Verhandlungen bevorzustehen scheint, vermutlich mit einem erzbischöflichen Mittelpunkt in Hamburg.

HANSON, Stig. *Das Bekenntnis der Gemeinde im Gottesdienst als Brücke zwischen dem Gestern und dem Morgen.* In: Lutherische Rundschau Jhg. 10 Heft 4 (Februar 1961) S. 445 bis 455.

Dieses Heft der Zeitschrift des Lutherischen Weltbundes ist vorwiegend dem Thema der Theologentagung des Deutschen Nationalkomitees in Bad Boll 1960: „Das Bekenntnis und die Zukunft der Kirche" gewidmet. Das Referat von Hanson sowie die von George A. Lindbeck: „Die Bekenntnisse als Ideologie und Zeugnis in der Geschichte des Luthertums" (S. 456—471) und Robert H. Fischer: „Die Bekenntnisschriften in unserm Gemeindeleben" (S. 472—483) bzw. von Thorleif Boman: „Bekenntnisgemäße Verkündigung?" (S. 484—495), wollen die lutherischen Bekenntnisschriften aus ihrer Isolierung lösen, in die sie durch „einseitige Betrachtung als statische Größen der Vergangenheit vielfach bei uns geraten sind". Man strebt zu der neutestamentlichen Situation zurück, in der die Begriffe „Bekenntnis" und „Bekennen" personalen Charakter haben und sich auf Wort und Person Jesu Christi richten.

KINDER, Ernst. *Ende der „ekklesiologischen Neutralität" des Ökumenischen Rates?* In: Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung Jhg. 15 Nr. 7 (1.4.61) S. 105—110.

Unter Bezug auf den von der Herder-Korrespondenz (ds. Jhg., S. 180 und 183) geprägten Begriff stellt der Verfasser als lutherisches Mitglied der Kommission Faith and Order die besorgte Frage, ob der Weltrat der Kirchen schon so weit sei, aus der neuen Formel für die Einheit (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 140 f.) eine amtliche Zielsetzung zu machen und etwa die Mitgliedschaft an ihre Annahme zu binden. Als gemeinsame Aufgabenstellung sei sie berechtigt, aber vorerst sollten doch die konfessionsverwandten Weltbünde gestärkt werden, ehe man die Einheit in den Ortsgemeinden herstellt. Der alarmierende Aufsatz hat noch nicht berücksichtigt, daß das Vorbereitungsheft für Neu-Delhi: „Jesus Christus, das Licht der Welt", die Einheitsformel von Faith and Order geradezu plebiszitär den Gemeinden und Gläubigen zur Annahme empfiehlt (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 266).

LOUVARIS, Nikolaus. *Die Kirche Griechenlands und die Wirklichkeit der Welt.* In: Universitas Jhg. 16 Heft 3 (März 1961) S. 231—242.

Der Verfasser setzt sich in diesem Beitrag (des Sonderheftes der „Universitas" über Griechenland) mit den auch heute noch im Westen verbreiteten Fehlurteilen über die orthodoxe Kirche auseinander. Wenn diese als quietistisch, mumifiziert oder weltfremd disqualifiziert werde, dann geschieht das entweder aus Unkenntnis oder aus einer voreiligen Gleichsetzung von orthodoxem Mönchtum und orthodoxer Kirche (obgleich ersteres auch bedeutende kulturelle und wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen hat) oder aus Verallgemeinerungen ganz bestimmter geschichtlicher Situationen, in denen die orthodoxe Kirche unter der Türkenherrschaft sich auf den Kirchenraum zurückziehen mußte. Tatsächlich ist keine nationale Kultur des Balkans ohne die orthodoxe Kirche vorstellbar, desgleichen sind ihre sozialen Leistungen beträchtlich, besonders im modernen Griechenland. Daß die Kirche in gewisser Spannung zur Welt steht, erklärt sich aus ihrem Wesen: sie kann die Welt nicht als etwas Endgültiges hinnehmen.

SCHWEIZER, Eduard. *Die Kirche als Leib Christi in den paulinischen Homologumena.* In: Theologische Literaturzeitung Jhg. 86 Nr. 3 (März 1961) Sp. 161—174.

Der Begriff des „Leibes Christi" sei nicht gnostischer Herkunft, sondern eigene Schöpfung des Paulus auf Grund analoger zeitgenössischer jüdischer Vorstellungen. Die Folgerungen für die Interpretation des Begriffes stützen mit der Behauptung: „der Auferstehungsleib ist nichts anderes als der Kreuzesleib in seiner andauernden Wirksamkeit" und die Einheit der Kirche sei in diesem Leibe schon gegeben, um realisiert zu werden, die Ekklesiologie des Weltrates der Kirchen, weil die eucharistisch-ontologische Einheit nach 1 Kor. 10, 17 unberücksichtigt bleibt.

Vorschau auf das Rundfunkprogramm

Wir weisen unsere Leser auf folgende religiösen, weltanschaulich und kulturell bedeutsamen Sendungen hin

1. Mai (Montag)

8.00 Anwalt Gottes und der Menschen: Domprediger Johann Maier, *F. Meingast* (MÜ II)
10.00 Grenzen der Solidarität, *G. v. Eynern* (STU)
11.00 Nicht der Gott der Philosophen, *F. Stier* (STU II)
12.10 Arbeit und Ethik, Betrachtung von Weihbischof *W. Kampe* (FRA II)
15.00 Das Bild des Gewerkschaftsführers gestern und heute, *M. Jenke* (MÜ II)
17.00 Italien baut um, Änderungen eines Nationalcharakters, *M. Krell* (STU)
18.15 Arbeit und Beruf im Wandel der Zeiten, *J. H. Knoll* (WDR)
18.30 Die Entwicklung von Recht und Freiheit in Betrieb und Wirtschaft, *K. Ullrich* (SAA)
18.35 Ideologie contra Glauben: Der Nationalsozialismus, *H.-G. Müller* (SFB)

2. Mai (Dienstag)

9.00 Schulf. Kaiser Otto III. (SWF)
10.00 Schulf. China in den dreißiger Jahren (SFB)
16.45 Die Religion des Kindes, *I. Habbel* (STU)
17.05 Buchbespr. F. X. Seppelt: Die Machtstellung des Papsttums in Krisis und Wandel, *W. Spael* (WDR)
17.45 Das radikale Verbot der konfessionellen Zeitschriften durch die NSDAP, *A. Altmeyer* (SWF II)
20.30 Vertreibung und erste Nachkriegsjahre in der Dichtung, *H. Buchholtz* (SAA)
22.20 Das Gift der Blauen Blume, eine Kritik der Jugendbewegung, *H. Pross* (FRA)
22.25 Der Anteil der östlichen Religionen an der Urüberlieferung der Menschheit, *M. Vereno* (ÖRS)
22.40 Amerikanische Zweifel am Fortschritt, *L. Marcuse* (STU)

3. Mai (Mittwoch)

9.00 Schulf. Moses auf dem Berg Sinai (SAA)
14.35 Der Teufel und seine Rechtfertigung, *H. Dettelbach* (ÖRG II)
16.45 Der Gottlose mahnt den Christen, *G. Harbsmeier* (SFB)
16.45 Das Schulwesen in Italien, *C. Cicconcelli* (BRE II)
17.45 Über die Pläne zur Neuordnung der Konfirmation, *J. Beckmann* (SWF II)
18.00 Laienarbeit in den Missionen, *A. Faller* SAC (MÜ)
20.45 Indien und sein Verhältnis zu den Machtblöcken, *L. Alsdorf* (STU)
21.30 Was die Graphologie kann und darf, *A. Wellek* (STU II)
22.15 Menschenbild und Zeitbewußtsein, *L. Dembicki* (SAA)
22.30 Grundfragen des Völkerrechts, *U. Scheuner* (MÜ II)
23.15 Was ist Betriebsklima? *D. Goldschmidt* (SFB)

4. Mai (Donnerstag)

13.45 Die Krise der Autorität, *A. Silva-Tarouca* (ÖRG)
14.45 Schulf. Der 9. November in Berlin (SWF II)
15.30 Schulf. Gott ist Gnade — Gott ist Weltengrund (FRA)
16.45 Gibt es ein Ghetto in Rom? *G. Zivier* (SWF)
17.45 Christliches Ja und Amen, *J. M. Nielen* (FRA II)
18.40 Völker und Kulturen im alten Peru, *H. Kühne* (ÖRS III)
20.30 Dichter und Dichtung, *B. Allemann* (FRA II)
22.00 Fürsorgeprobleme des gefährdeten Lebens, *A. Tesarek* (FRA II)
22.15 Expressionismus — gab es das überhaupt? *P. Pörtner* (SWF)

5. Mai (Freitag)

10.00 Erlebnis und Selbstverständnis des Kranken, *W. Schmitz-Bunse* (BRE)
14.35 Die Sprache und die menschliche Stimme, *V. Wendt* (ÖRW II)
15.30 Schulf. Dante und das Reich (FRA)
18.15 Juden und Christen im Gespräch, *J. Günther* (SFB)
20.45 Indien und sein Verhältnis zu den Machtblöcken, *L. Alsdorf* (STU)
21.00 Traktat über die Klugheit, *H. Schwarz* (SWF)
21.45 Die Kirche und das liebe Geld, *G. Harbsmeier* (STU II)
22.45 Der byzantinische Untergrund der russischen Kultur, *G. Stadtmülller* (SWF II)
23.15 Die Rolle des Deutschtums in der Welt, *E. Stern-Rubarth* (SFB)

6. Mai (Samstag)

9.00 Schulf. Barockes Sprachbewußtsein (SWF)
15.40 Jugend in der UdSSR, *H. D. Kley* (STU)
18.15 Katholizismus in Deutschland: Kulturkampf und seine Folgen (WDR II)
18.55 T. S. Eliot — der gelehrte Revolutionär, *C. Amery* (ÖRL III)
20.30 Fridtjof Nansen, der Anwalt der Heimatlosen, *M. Hanusch* (ÖRL III)
21.45 Aus den neuen Reiseberichten des Paters Pierre Teilhard de Chardin, *D. Hasselblatt* (SWF II)

7. Mai (Sonntag)

7.30 Wer glaubt und sich taufen läßt, ist gerettet, *B. Liss* (ÖRW II)
8.00 Missionarische Kirche in Japan, *W. H. Gössmann* (MÜ II)
8.30 Das Dorf zwischen Stadt und Land, *W. Schrikker* (MÜ II)
9.05 Zum 100. Geburtstag von Rabindranath Tagore, *V. Redlich* (MÜ)
10.00 Das unbekannte Evangelium: Schutzfrau Bayerns, *G. Waldmann SJ* (MÜ)
10.30 Marc Aurel — Kaiser und Philosoph, *E. v. Prittwitz und Gaffron* (SWF)
11.00 Die Hoffnung der Juden, *H. Bergman* (STU II)
11.15 Die eigentumspolitischen Ideen der Enzyklika „Quadragesimo anno", *H. J. Wallraff* (SWF II)
11.30 Elisabeth Langgässer, *I. Langner* (SAA)
11.45 Der Weltraum ist kein Himmel, *H. Schomerus* (SWF II)
12.00 Der Gregorianische Choral, *W. Lipphardt* (FRA II)
14.00 Sitten und Gebräuche im Zeichen des Halbmondes, *H. u. M. Kassajep* (SFB II)
22.00 Zum 100. Geburtstag von Rabindranath Tagore, *N. Klein* (RIAS II)
22.15 Deutsche Literatur der Gegenwart: Mythos und Sozialkritik, *W. Jens* (SFB II)

8. Mai (Montag)

14.35 Der Akademiker im deutschen Sprachraum (I), *O. Forst-Battaglia* (ÖRW II)
14.45 Schulf. Die Philosophen und der Staat (SWF)
16.30 Der Dichter Gerhart Hauptmann, *G. Pohl* (ÖRW)
17.15 Heinrich Heines jüdisches Schicksal, *C. Lehrmann* (SFB II)
17.45 Schulf. Heinrich IV. und Heinrich V. (SWF)
20.00 Zum 75. Geburtstag von K. Barth (RIAS II)
21.05 Der Beitrag des Judentums zur europäischen Kultur: Die bildende Kunst, *W. Haftmann* (MÜ II)
23.00 Die Heilige hat viele Narren, Ruhm und Verhängnis bei Agnes Günther, *C. Menck* (STU)

9. Mai (Dienstag)

9.00 Schulf. Wort in aller Mund: Freizeitgestaltung (FRA)
9.05 Das Menschenbild des 19. Jahrhunderts (ÖRF II)
16.45 Die Menschlichkeit Gottes, *H. Diem* (STU)
20.00 Aus der Entwicklung der Quantentheorie, *W. Braunbek* (FRA II)
22.20 Die türkische Literatur in der Sicht des Westens, *E. Roditi* (FRA)
22.25 Der Einfluß der östlichen Religiosität auf das westliche Geistesleben der Gegenwart, *K. Goldammer* (ÖRS)

10. Mai (Mittwoch)

10.55 Was hat Beten mit Gesundheit zu tun? *G. Volk* (MÜ)
17.15 Medizin und Geschichte, *E. Lesky* (ÖRW II)
17.45 Ein Gespräch über die Betreuung der italienischen Arbeiter in Deutschland (SWF II)
18.40 Die Chinesen in Ostasien, *E. Troger* (ÖRT III)
19.15 Die Laien und der Priestermangel, *P. Jung* (SAA)
22.15 Einsamkeit und Angst, *L. Dembicki* (SAA)
23.15 Demokratie und Sozialstruktur, *R. Dahrendorf* (SFB)

11. Mai (Donnerstag)

8.00 Andrej Graf Scheptytzkyi, ein Leben für die kirchliche Einheit zwischen Ost und West, *I. Hrynioch* (MÜ II)
8.30 Lachen zwischen Himmel und Erde, *P. Rieger* (MÜ II)
8.45 Gedanken zu Christi Himmelfahrt, *R. Hauser* (STU)
9.30 Das himmlische Jerusalem, zwei Jahrtausende Menschheitsträume, *H. Flesch-Brunningen* (STU II)
11.00 Die Hoffnung der Christen, *P. Zillich* (STU II)
11.15 Das gesellschaftspolitische Leitbild der Enzyklika „Quadragesimo anno", *H. J. Wallraff* (SWF II)
11.45 Die himmlische Gegenwart, *H. Schomerus* (SWF II)
12.00 Sind Christen Weltverbesserer? *H. J. Schultz* (FRA II)
14.30 Schulf. Gott ist Gnade — Gott ist Weltengrund (FRA II)
15.00 Der moderne Mensch und christliche Himmelfahrt, *G. Bornkamm* (FRA)
15.45 Von der Anmut des Alters, *E. Glaeser* (SWF)
17.40 Deutsches Familienleben — christlich gesehen, *H. Cierpka* (SFB II)
18.45 Karl Barth zum 75. Geburtstag, *J. Moltmann* (SFB)
21.50 Kulturelle Ideen Karls des Großen, *O. Herding* (FRA II)
22.10 Die Revolution in der protestantischen Theologie, *E. Bahr* (SWF II)

12. Mai (Freitag)

14.35 Der Akademiker im deutschen Sprachraum (II), *O. Forst-Battaglia* (ÖRW II)
15.00 Schulf. Otto I. festigt das Reich (STU)
20.45 Indonesien und die Freiheit, *W. Funke* (STU)
21.05 Die arabische Welt im Spiegel der Dichter, *G. Marx-Mechler* (ÖRF II)
21.45 Der Zeitgeist, *G. Moser* (STU II)
22.45 Byzanz und der russische Reichsgedanke, *G. Stadtmüller* (SWF II)

13. Mai (Samstag)

16.00 Gedanken zum Schlagwort von der „unbewältigten Vergangenheit", *P. Lenz-Medoc* u. *L. Besch* (BRE II)
18.00 Die Braut und das Kreuz — Edith Stein, *E. Kock* (BRE)
20.15 Das Konzil von Nicaea 325, *H. Dallmayr* (MÜ II)
20.30 Der jüdische Witz, *S. Landmann* (ÖRW III)
21.00 Entstehung und Geschichte der Negro-Spirituals, *P. v. Felinau* (WDR)

14. Mai (Sonntag)

8.00 70 Jahre Enzyklika „Rerum novarum" (MÜ II)
10.00 Das unbekannte Evangelium: Zweierlei Söhne, *M. Rössler* (MÜ)

10.30 Amerika und der moderne Sozialismus, *C. Landauer* (SWF)
11.00 Der Realismus des Glaubens, *J. Nielen* (STU II)
11.00 Frauendichtung als sittlicher Maßstab: Ina Seidel, *I. Langner* (SAA)
11.00 Über das Wohlwollen, *P. Schütz* (BRE)
11.15 Die Reform der sozialen Gesinnung nach der Enzyklika „Quadragesimo anno", *H. J. Wallraff* (SWF II)
11.45 Der Weg zum Himmel, *H. Schomerus* (SWF II)
12.00 Das Gloria als Beispiel frühchristlicher Hymnendichtung, *K.-H. Gerschmann* (FRA II)
21.30 Jenseits des Naturalismus, *W. Jens* (SFB II)

15. Mai (Montag)

8.50 Über die Gegensätze in der Ehe, *A. Czettritz* (SAA)
14.30 Schulf. Die Entzifferung der Hieroglyphen (SAA)
14.45 Schulf. Heinrich IV. und Heinrich V. (SWF)
15.30 Schulf. Katharina Emmerich (FRA)
16.45 Intelligenz als Magnet — Max Frisch zum 50. Geburtstag, *W. H. Fritz* (STU)
16.45 Liturgie und Leben, *A. Kirchgässner* (BRE)
17.45 Schulf. Rousseau — Der Weg zur Revolution (SWF II)
18.15 Pius XI., *F. Ansprenger* (SFB)
18.50 Der „Aufklärungsfilm", eine Kritik, *H. Kaniz* (STU II)
20.15 Grundformen der Gesellschaft, *R. König* (ÖRS)
23.00 Literatur und Moderne — Das Poesiealbum der Avantgarde, *J. Brockmann* (STU)

16. Mai (Dienstag)

11.15 Über Matraux und Celine, zwei literarische Porträts, *E. Glaeser* (SWF II)
14.35 Der Dichter Wolfgang Borchert, *J. Mader* (ÖRW II)
15.30 Schulf. Die Darmstädter Marienschwestern (FRA)
16.45 Gründe der Trennung der Ostkirche von Rom (STU)
17.40 Sankt Johannes von Nepomuk, der Brückenheilige der Barockzeit, *W. Baur* (STU)
20.30 Vertreibung und erste Nachkriegsjahre in der Dichtung (IV), *H. Buchholtz* (SAA)
22.25 Zeichen der Zeitwende, *A. Rosenberg* (ÖRS)
22.45 Junge Dichtung aus Algerien, *G. Goebel* (STU)

17. Mai (Mittwoch)

9.00 Schulf. Das Pfingstgeschehen (SAA)
10.00 Marienleben in Galiläa, *A. Ohlmeyer* (SWF)
10.55 Von der Heiterkeit des Herzens, *H. Lilje* (MÜ)
14.35 Auf den Spuren der Schöpfung: neue Erkenntnisse der Physiologie, *O. Mangold* (ÖRV II)
18.00 Gedanken über das Diakonische Jahr, *Th. Schober* (MÜ)
21.15 Seminar über die Verbindlichkeit literarischer Urteile, *W. Jens* (MÜ II)
21.30 Über die Osterinsel-Forschungen, *Th. S. Barthel* (STU II)
22.15 Der Mensch auf der Suche nach sich selbst, *G. Marx-Mechler* (SAA II)
23.15 Soziologie als Oppositionswissenschaft und als Gesellschaftskritik, *R. König* (SFB)

18. Mai (Donnerstag)

14.45 Schulf. Der Versailler Vertrag (SWF II)
15.30 Schulf. Christus zwischen Hegel und Marx (FRA)
20.30 Zur Typologie der Konservativen, Liberalen und „Progressiven", *J. Gaitanides* (SWF II)
20.50 Ernst Bloch, ein Porträt, *W. Schulz* (STU)
21.45 Sozialsymbolik der Umgangssprache, *H. Kupper* (FRA)
22.15 Literatur-Revolutionen 1910—1925: Cabaret Voltaire oder Wie Dada dada wurde, *P. Förtner* (SWF)

19. Mai (Freitag)

14.45 Schulf. Zur Geschichte der deutschen Sprache (SWF II)
15.00 Schulf. Die Taufe, Sakrament und Macht (FRA II)
21.45 Blick auf die Weltkirchenkonferenz in Neu-Delhi, *L. Newbigin* (STU II)
23.15 Kann Sittlichkeit dem Bösen dienen? Das Gewissen als Verführer, *H. Adler* (SFB)

20. Mai (Samstag)

18.55 Die moderne Dichtung der Schwarzen und ihr Widerhall in unserer Welt, *L. Plakolb* (ÖRK III)
19.05 Pfingsten in dieser Zeit, *P. Jung* (SAA)
21.45 Weltverantwortung der Laien (SWF II)
22.00 Dichter als Außenseiter der Gesellschaft, *E. Pablé* (ÖRK III)
22.30 Emmanuel Kardinal Suhard — Erzbischof von Paris (1874—1949), *M. Peitz* (MÜ II)

21. Mai (Sonntag)

8.00 Pfingstgeist in der Welt von heute, *M. v. Galli* (MÜ II)
11.00 Südafrika geht uns an, *H. Walz* (STU II)
11.15 Gottes Geist sammelt die Zerstreuten, *Th. Sartory* (SWF II)
12.00 Das neue Verständnis vom Sinn der Konfirmation, *Niebergall* (FRA II)
14.45 Noah baut die Arche, Negerpredigt, übersetzt von R. Hagelstange (SWF)
15.30 Die hl. Cäcilie oder Die Macht der Musik, Legende von H. v. Kleist (FRA II)
18.30 Der Kampf um das Pfingstwunder, *F. Heer* (STU II)
19.45 Gedanken zu Pfingsten, *H. Stroh* (STU)

22. Mai (Montag)

8.00 Vom neuen Geist der Kirche, Streiflichter aus der ökumenischen Arbeit, *J. Lehmann* (MÜ II)
9.05 Die sieben Gaben des Heiligen Geistes, *F. Jordan* (Mü)
9.45 Leitgedanken aus dem Werk von Carl Gustav Carus, *O. Grünmandl* (SWF)
10.30 Geist der Wissenschaft und Heiliger Geist, *P. Schütz* (SWF)
11.00 Braucht die Welt die Christen? *W. Dirks* (STU II)
11.15 Trunken vom Heiligen Geist, *Th. Sartory* (SWF II)
12.00 Ausgießung des Heiligen Geistes, Betrachtung dreier Pfingstbilder (FRA II)
13.30 Mut zum Gespräch, *H. Kaniz* (SWF II)
14.15 Dichter unseres Jahrhunderts auf der Suche nach Gott, *R. Malik* (ÖRL II)
18.00 Der Augenblick ist Ewigkeit, *R. Nitsche* (ÖRW)
21.30 Vom Umgang mit sich selbst, *E. Spranger* (STU)

23. Mai (Dienstag)

16.45 Die geschichtliche Entwicklung der Ostkirche (STU)
22.25 Noch immer lockt Utopia, *O. Schatz* (ÖRS)

24. Mai (Mittwoch)

10.55 Philipp Neri — Ein Porträt, *L. Rinser* (MÜ)
17.15 Das Risorgimento, Österreich und die Einigung Italiens vor 100 Jahren, *H. Kramer* (ÖRT II)
17.40 Technik im Heim, *E. Worschitz* (ÖRW II)
17.45 Ja und Nein zum Film, *G. Strübel* (SWF II)
18.00 Zum 80. Geburtstag des deutschen Kurienkardinals Augustin Bea, *O. Simmel SJ* (MÜ)
21.20 Friedrich Nietzsche, vor allem ein Dichter, *F. Schwarz* (ÖRL III)

25. Mai (Donnerstag)

20.30 Die gesellschaftliche Situation in unserer Zeit, *A. Gehlen* (SWF II)
20.30 Philosophie als Anruf oder Chiffre und Kommunikation, eine Untersuchung zu Jaspers, *J. v. Kempski* (FRA II)
21.45 Die Zukunft Europas im technischen Zeitalter, *C. Schmid* (FRA)
22.15 Literatur-Revolutionen 1910—1925: Provokation und Skandal, *P. Förtner* (SWF)

26. Mai (Freitag)

9.00 Schulf. Das Gilgamesch-Epos (FRA)
14.35 Die Kunst des Übersetzens, *V. K. Wendt* (ÖRW II)
20.45 Chinas Weg zum Kommunismus, *W. Franke* (STU)
20.45 Zum 60. Geburtstag von Kurt Ihlenfeld, *B. Mascher* (SWF)
21.45 Liturgie in einer technischen Welt? *A. Kirchgässner* (STU II)

27. Mai (Samstag)

18.55 Österreichs Echo im fremdsprachigen Raum, *P. Wimmer* (ÖRW III)
20.15 Das Konzil von Konstantinopel 381, *H. Dallmayr* (MÜ II)
21.45 Zum 80. Geburtstag von Kardinal Bea, *O. Roegele* (SWF II)

28. Mai (Sonntag)

8.30 Neue Wege kirchlicher Arbeit in Holland, *P. Rieger* (MÜ II)
10.00 Das unbekannte Evangelium: Wahrheit und Wahrhaftigkeit, *M. Rössler* (MÜ)
11.00 Weisheit der Wüstenväter, *G. Heinz-Mohr* (STU II)

29. Mai (Montag)

22.30 Was ist heute eigentlich links? *H. Krüger* (SWF)

30. Mai (Dienstag)

16.45 Gegenwärtige Lage der Ostkirche, *W. de Vries* (STU)
17.45 Das Werk des Dichters und Kulturphilosophen Rudolf Pannwitz, *H. Wolffheim* (SWF II)
22.25 Biologische Aspekte der menschlichen Evolution, *P. B. Medawa* (ÖRS)

31. Mai (Mittwoch)

18.00 Produktion und Konsumtion, *W. Böhme* (MÜ)
21.20 Der französische Dichter und Nobelpreisträger Saint-John Perse, *H. Haller* (ÖRW III)

(BRE) Radio Bremen; (FRA) Hessischer Rundfunk Frankfurt; (MÜ) (Bayerischer Rundfunk München; (NDR) Norddeutscher Rundfunk; (ÖRF) Österr. Rundfunk; (ÖRG) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Graz; (ÖRK) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Klagenfurt; (ÖRL) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Linz; (ÖRS) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Salzburg; (ÖRT) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Tirol; (ÖRW) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Wien; (RIAS) RIAS Berlin; (SAA) Saarländischer Rundfunk; (SFB) Sender Freies Berlin; (STU) Süddeutscher Rundfunk; (SWF) Südwestfunk; (WDR) Westdeutscher Rundfunk

HERDER-KORRESPONDENZ

Neuntes Heft — 15. Jahrgang — Juni 1961

Es ist eine unserer Gefährdungen, daß wir beginnen, den Spürsinn für das Zukünftige zu verlieren. Das gilt für den ganzen Westen. Wir scheinen beweglich zu sein, aber wir haben nicht einmal Vorstellungen von der Zukunft. Wir wandeln uns nicht. Aber uns wandeln müssen wir.

C. P. Snow

Die Menschen mögen ihre Freizeit nach dem Gesetz Gottes zur Gesundung des Leibes und der Seele verbringen. Allgemeine Gebetsmeinung für Juli 1961

1. Wenn man diese sehr umfassende Gebetsmeinung erwägt, die sicher nicht ohne Absicht für den Beginn der großen Urlaubszeit aufgegeben ist, so fällt daran auf, daß sie alle Menschen meint, nicht nur die Katholiken, nicht nur die Christen, nicht nur die Menschen in den hochindustrialisierten Gesellschaften unseres Kontinents oder Nordamerikas, sondern auch die Menschen, die nicht in unserm Sinne durch die Vierzig- oder gar nur Sechsunddreißig-Stunden-Woche (wie in den USA) ganz besondere Freizeitprobleme haben, sondern noch im alten Lebensrhythmus statischer Gesellschaften leben, wie in weiten Teilen Asiens und Afrikas. Die Kirche ist überall, und überall sind Menschen, die von der alten oder von der modernen, rationalisierten Arbeit verbraucht werden, so daß sie in der Freizeit auf die Gesundung des Leibes und der Seele bedacht sein müssen, weil das Gesetz Gottes es so verlangt. Denn Gott weiß, daß der Mensch, auch der unter dem Fluch der Erbsünde stehende Mensch, nicht nur der mühseligen Arbeit ausgeliefert sein darf, er soll auch als Ebenbild Gottes sich in Freiheit zu Gott erheben, er soll seine wie auch immer geartete Freizeit nutzen, um „wieder Mensch zu werden". Dafür wird die Kirche beten, für ein Anliegen also, das je nach der wirtschaftlichen und sozialen Verfassung eines Volkes ganz verschiedene Aspekte hat. Doch überallhin dringt im Namen Gottes die Botschaft der Kirche: Gott will, daß ihr an Leib und Seele gesundet! Überall soll der schaffende Mensch diesen Anspruch Gottes vernehmen, der seine wahre Freiheit bewirkt. Diese Freiheit für Gott findet er vor allem in der Freizeit, auch hier findet er sie nur, wenn er Mensch sein kann, das heißt, wenn er einer Verantwortung gegenüber seinen Mitmenschen begegnet, wenn er menschlich in Anspruch genommen und nicht mehr ökonomisch eingeplant und verwaltet wird. Da das Thema der Gebetsmeinung so umfassend ist, müssen wir es für unsern Bereich begrenzen, um herauszufinden, worauf sich unser Beten vornehmlich richten sollte. Da ist wohl als erstes zu erkennen: wir leben in einer Welt, die wir selber uns geschaffen haben. Diese ganz und gar zweckbestimmte, wirtschaftlich-technisch durchgeplante Welt wird ausschließlich vom Gesetz des Menschen bestimmt, ein Gesetz aber, das den Menschen vor allem als Produzenten, Macher und Konsumenten einplant und umwirbt, so daß er durch Befriedigung seiner aufs äußerste angereizten Wünsche, Aufstiegserwartungen und Verbraucherhaltungen (als Prestigeabzeichen) zum Funktionär und Instrument einer totalen Gesellschaft wird, die vielleicht schwerer zu bewältigen ist als der totale Staat, weil sie verführt und nicht unterdrückt. Die durchgeplante technisch-wirtschaftliche Zweckwelt, die heute der wachsenden Menschheit das Leben ermöglicht, hat erst begonnen, wir können die Entwicklung nicht mehr zurückwenden, sondern müssen das unheimliche Experiment durchstehen, in dem sich die meisten noch nicht zurechtfinden. Ob „Menschen" oder Christen, wir müssen das Leben neu erlernen.

Vor allem sollten wir lernen, das als eine große, früher unbekannte Chance zu ergreifen, was im eigentlichen Sinne die „Freizeit" innerhalb unseres industriellen Arbeitsprozesses ist, das verlängerte Wochenende und den — verglichen mit früher — reichlichen Urlaub. Das ist noch nicht genug geschehen, jedenfalls nicht nach dem Gesetz Gottes. Die gewonnnene Freizeit ist zunächst einmal für einen erhöhten Konsum genutzt worden, einen Geltungskonsum, wie Bischof Rusch von Innsbruck in seinem diesjährigen Fastenhirtenbrief über „Das Freizeitproblem und seine Lösung" sagt. Wir haben alle, ob „Menschen" oder noch gläubige Christen, an dieser Ausnutzung der Freizeit im Sinne eines besseren, von Reisen und Vergnügungen, von immer neuen Reizen ausgefüllten Lebens teil. Wir haben aber nicht herausgefunden, daß die damit verbundene Selbstentfremdung nur behoben werden kann, wenn wir die angebotene Freizeit und die erworbenen oder käuflichen technischen Mittel mit Zurückhaltung gebrauchen, so daß sie uns dienen und wir nicht auch während der Freizeit in den Dienst der Mittel und Motoren treten. Wir haben alle daran teil, daß wir aus der durchgeplanten Arbeitswelt unserer Fünftagewoche, in der wir mehr oder weniger zum Funktionär ökonomischer Zwecke werden, ausbrechen wollen in eine Fluchtwelt, die unsere während der Arbeit zu kurz gekommene Menschlichkeit kompensieren soll. Das ist unser aller Schicksal. Es kann von den gläubigen Christen, die noch vom Gesetz Gottes wissen und auf die Stimme der Kirche hören, anders bewältigt werden als von der Masse der Menschen, deren Lebensphilosophie praktisch frei

von Religion ist, wie eine Felduntersuchung vor einigen Jahren hier dargelegt hat (vgl. Herder-Korrespondenz 6. Jhg., S. 231 f.). Die Gebetsmeinung über den rechten Gebrauch der Freizeit wird daher sinnvoll zwei verschiedene Intentionen bedenken, die erste gilt dem Menschen überhaupt, die zweite dem bewußten Christen.

2. Was die Sorge um den Menschen überhaupt betrifft, so kann die Kirche durch die Stimme ihrer Bischöfe nur die Gewissen der Öffentlichkeit unterrichten und auf elementare Notwendigkeiten hinweisen. Das geschah z. B. durch den Hirtenbrief der deutschen Bischöfe vom November 1955 anläßlich der Einführung der Vierzigstundenwoche. Da wurde u. a. die elementare Forderung gestellt, als Äquivalent der erweiterten Freizeit müßten familiengerechte Wohnungen gebaut werden, damit die Menschen einen sicheren Ort haben, um ihre Freizeit im Kreise der Familie, in einer ungeplanten, ganz menschlichen Weise verbringen können. Sonst wären sie gezwungen, auf die Straße, in die Vergnügungspaläste oder die Touringomnibusse auszuweichen, wo das Fließband der Freizeitindustrie sie erfaßt und mit neuen Reizen erschöpft. Ein anderes, besonders gelungenes Beispiel geistlicher Mahnung war der Hirtenbrief des Bischofs von Basel und Lugano, Franziskus Streng, zur Fastenzeit 1958. Auch er sprach alle Menschen an und warnte sie davor, gegen die Gerechtigkeit zu verstoßen, indem sie die Freizeit für Schwarzarbeit und neues Gewinnstreben oder für die Jagd nach Ferienerlebnissen mißbrauchen, in der Meinung, Freizeit sei ein von sozialen und sittlichen Bindungen entblößter Raum. Auch er erinnerte daran, daß die Freizeit der Familie gehört, weil der Mensch dort wieder Mensch sein kann, denn er wird von seinen Angehörigen menschlich in Anspruch genommen. Er ist nicht mehr Funktionär, sondern Vater, Bruder, Mutter. Er hat hier die unheimliche technische Welt mit der heim-lichen und natürlichen Welt vertauscht. Freilich zeigt sich dann bei vielen die „Sonntagsleere", sie wissen nicht mehr, wie man einfach Mensch sein kann, sie weichen den elementarsten Verantwortungen aus, dem Nächsten, hinter dem der segensreiche Anspruch Gottes steht. Der „Teufelskreis" der Reize verleitet zu neuen, stärkeren Reizen; der von der rationalisierten Arbeit erschöpfte Mensch findet nicht zurück zum Menschsein, sondern liefert sich anderen Maschinen aus. Wie soll man ihm helfen? Die Bischöfe können nicht viel mehr tun, als die Staatsmänner und Wirtschaftsführer dazu anhalten, den Freiheitsraum des Menschen nicht wieder zu beschlagnahmen durch irgendwelche Betriebsamkeit, durch irgendeine organisierte Entspannung, sei es Politik, Sport oder selbst Erwachsenenbildung, obwohl diese eine gewisse Chance gibt, daß der verarbeitete Mensch wieder zum Nachdenken gelangt. Darin liegt der Segen der Katholischen Akademien, die ihre Kurse gern auf die Wochenenden legen und versuchen, Menschen, die zu ihnen kommen, zu neuen menschlichen Gruppenbildungen zu verhelfen. Aber damit sind wir schon bei der zweiten Intention: was die bewußten Christen tun können, um mit der Freizeitnot fertig zu werden. Diese Aufgabe ist nicht nur eine innerkirchliche, sie hat auch eine missionarische Seite. Das Freizeitleben der Christen kann anderen Menschen zur Anregung und zum Vorbild dienen, es kann ansteckend wirken, es sollte sogar ansteckend wirken, und darum sei dieses Anliegen besonders bedacht.

3. Der gläubige Christ rechnet nicht nur mit dem „Gesetz Gottes", er erwartet auch, daß Gott sich in dieser vom Menschen nach seinem technischen Gesetz erdachten Welt irgendwie durchsetzt. Der Christ hofft und hat Geduld, aber er muß sich davor hüten, diese Welt zu verkennen und sich in eine vergangene romantische Welt zurückzuträumen. Es ist von höchster Bedeutung, daß wir im Gebet um den rechten Gebrauch der Freizeit erkennen, wie diese Welt beschaffen ist, die Gott davonläuft und sich eigene Götter macht. Das war immer so. Wir brauchen nur nachzulesen, wie die Propheten im Alten Bunde gegen Erscheinungen angekämpft haben, die der heutigen Selbstentfremdung des Menschen zum Verwechseln ähnlich sind, Erscheinungen, in denen der Mensch sich selber zum Gott wird, weil er schön und mächtig und reich geworden ist (Is. 47; Ezech. 16, 15 f. und 28, 11). Aber das Donnerwetter der prophetischen Gerichtspredigt unterscheidet sich von jedem Moralismus: es rechnet damit, daß Gott selber nach der Erschütterung seines Volkes die Dinge wieder neu ausrichtet: „Ich bin es, der Herr . . .", der alles beherrscht (Is. 48, 12; 51, 12; Ezech. 34). Wir sollten in der heutigen Gerichtssituation auf solche Stimmen hören. Sie sind härter als alle Moralpredigten, sie sind realistischer als alle Sozialutopien, sie sind unendlich trostvoll, selbst da, wo Gott den König von Babel „wie ein Rasiermesser" benutzt, um Israel zu strafen (Is. 7, 18 f.). Immer ist es der Gott, der das Heil will und das Leben des Sünders meint. „Und die Bibel hat doch recht", aber nicht nur darin, daß ihre Berichte bis zur Sündflut durch Ausgrabungen als historisch erwiesen wurden, sie hat in einem viel tieferen Sinne recht: Gott hält auch das selbstgemachte Gesetz des Menschen in Händen und wird seinen Gläubigen, die ihre Erfahrungen mit dem auferstandenen Christus gemacht haben, neue Erfahrungen schenken. Zum rechten Gebrauch der Freizeit nach dem Gesetz Gottes gehört für gläubige Christen, daß sie sich in der Kirche ständig von Gott angerufen wissen. Darin haben sie ihre Freiheit, wieder Mensch zu werden, wenn sie durch die Arbeit sich selbst entfremdet wurden. Staatsmänner, Wirtschaftsführer und Soziologen wie Ärzte wissen um die Not der Freizeit und ihre Folgen. Ihre Überlegungen aber finden keine Lösung, es sei denn, die Freizeit unangetastet zu lassen. Die Lösung muß jeder Mensch selber finden, und der gläubige Christ brauchte eigentlich nicht sehr viel mehr zu tun, als sich dem Anspruch Gottes auszusetzen, der seinen Menschen sucht und liebt, jeden einzelnen. Das machte sofort seine Freizeit zur Freiseinszeit. Es gibt gegenüber allen Reizen, die uns von anderen Reizen wieder fortziehen sollen, nur eine Heilung: dem Du Gottes begegnen, sei es im Nächsten, sei es in der Heiligen Schrift, im Gebet, in der Kirche, im eucharistischen Sakrament. Diese Begegnung macht die Seele und auch den Leib gesund, sie „macht alles neu". Sie zeigt auch Wege aus dem System ökonomisch-technischer Verplanung und Berechnung, sie führt Menschen zusammen zum Spiel, zum Gespräch, zur Besinnung. In solchen Begegnungen werden wir dann eines Tages den neuen Freizeitstil finden, der nicht motorisiert, nicht organisiert, sondern beseelt und sinnerfüllt ist. Die technischen Mittel, die uns heute dafür geboten werden, sind an sich nicht schlecht, auch nicht das Familienauto, das aus der Enge und dem Lärm der Stadt ins Freie oder zum Camping führt, wenn man nur nicht zu weit fährt, wenn man nur rechtzeitig abbiegt und stillehält. Die technischen Mittel sind nicht dämonisch, auch nicht der rationalisierte Arbeitsrhythmus, denn er entschädigt uns durch reiche Freizeit. Nicht so sehr die technische Welt bedarf der radikalen Umgestaltung, der Mensch, der sie geschaffen hat, bedarf der Wiederherstel-

lung. Ihm sind seine Werke über den Kopf gewachsen, er muß lernen, sie unter die Füße zu bringen. Er muß vor allem das „Abschalten" und Umschalten erlernen, das Verzichtenkönnen auf die Ausschöpfung aller Möglichkeiten. Ohne diese Übung ist er verloren. Aber das sagt die Gebetsmeinung über den rechten Gebrauch der Freizeit, daß die Lösung nur „nach dem Gesetz Gottes" gelingt. Dieses Gesetz ist zunächst jeder Anruf Gottes an den Menschen, ganz besonders aber das „Gesetz der Freiheit", das uns Christus durch seine Gnadengaben schenkt.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Der entzauberte „Spiegel"

Im Frühjahr dieses Jahres hat Paul Sackarndt die seit längerer Zeit angekündigte und auszugsweise bereits im Januar 1961 im „Zeitschriftendienst" der Arbeitsstelle für Zeitschriftenberatung veröffentlichte Analyse des Magazins „Der Spiegel" vorgelegt (Paul Sackarndt, Der Spiegel entzaubert, Hans Driewer Verlag, Essen 1961).

Die höchst instruktive Analyse stützt sich auf 22 Nummern des „Spiegel" (Juni bis Oktober 1960) und geht von folgender Fragestellung aus: Ist der „Spiegel" in seiner selbstgewählten Rolle des „Gesundheitspolizisten" moralisch notwendig und qualifiziert? Stehen objektiv richtige Informationen im Zusammenhang der Darstellung auch am richtigen Platz?

Der Initiator, Inhaber und Herausgeber des „Spiegel", R. Augstein, war von Anfang an der Mittelpunkt des Magazins; von ihm gingen und gehen die Impulse aus, er hält die Fäden in der Hand. Die Startchance war die nach dem Krieg erstmals wieder mögliche öffentliche Auseinandersetzung mit den Wurzeln des „großen Unbehagens", das bei ihm zu Weltekel und Mißtrauen wurde, begleitet von der Manie, das Übel überall zu suchen. Ob die Suche erfolgreich war oder nicht, das ausgesuchte Opfer wurde nackt auf den chaotischen Trümmern der sorgfältig zusammengetragenen Facts dem enthüllungshungrigen Publikum überlassen. Bis heute blieb die Waffe des „Spiegel" die gleiche: Menschen werden an Hand eingehender Recherchen aus belegbaren Episoden und Worten gezeichnet, wobei die Trennung von Vergangenheit und Gegenwart, Privatem und Öffentlichem, Tatsächlichem und nur Vermutetem dem Leser überlassen bleibt, dessen Durst nach zweideutiger Information stimuliert und gepflegt wird.

Diese Informationen sind das tragende Element des Magazins, dessen Nachrichtenapparat von Anfang an besonders sorgfältig auf- und ausgebaut wurde. Allein das Archiv beschäftigt 37 Personen. Diese tragen im Verein mit 66 festangestellten oder exklusiv verpflichteten Journalisten die vielen Steinchen „mit dem Spürsinn eines Morddezernates" zusammen. Der Stoff wird „verifiziert" („eine Angabe ist möglich oder sicher") und zur Story montiert: mit diesen Facts, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, wird das Opfer dem Leser serviert, wobei „aus formalen Gründen die Darstellung überwiegend auf die negative Feststellung angelegt ist. Kritik ist lesbarer als Lob, die Sprache der Kritik reicher als die der Apologie" (Augstein, zitiert von Sackarndt, S. 44).

Von solch rationalistischer Plattform aus und mit der Methode hämischer Bloßstellung „aus formalen Gründen" begibt sich der „Spiegel" in den Kampf. Auch „die katholische Kirche fällt einfach unter die etablierten Mächte und Kräfte, ihre Monopolstellung (!), ihre der Öffentlichkeit entzogenen Machtbereiche ... Die gewisse aufklärerische Tendenz ist der Spiegel-Redaktion eingeboren ..., ihr Hervorbringen ein technisch-fabrikatorisches Wortsetzen und Artikelmachen" (Augstein, zitiert von Sackarndt, S. 56). In der Tat gehört das Artikelmachen des „Spiegel" mit Frontstellung gegen die Kirche zum Unqualifiziertesten, was dem „lieben Leser" von Jens Daniels Magazin geboten wird.

Weniger als andere Eigenarten des „Spiegel" ist seine Methode bekannt, Verleumdungs- und Beleidigungsklagen still und gütlich zu regeln (nach dem Prinzip des längeren Atems) oder vom Gericht auferlegte Richtigstellungen als Leserbrief zu veröffentlichen. Die Beispiele Sackarndts sprechen für sich.

Wie weit verbreitet das Phänomen „Spiegel" ist, weist eine sehr ausführliche Leserstatistik aus. Jede Nummer wird von 11,9 Lesern in die Hand genommen (Auflage etwa 385 000). Hiervon haben 40 % lediglich Volksschulbildung. Die 16- bis 24jährigen und die 45- bis 59jährigen lesen den „Spiegel" am liebsten.

Nach Berufen liegen die Angestellten mit 30 % an der Spitze. Diese und die weiteren detaillierten Angaben dürften vor allem das Interesse der Erzieher finden.

Insgesamt gesehen, ist die Schrift Sackarndts nicht nur dankens- und lesenswert, sondern wohl auch für diejenigen notwendig, die glauben, die moralische Notwendigkeit und Qualifikation des Magazins zumindest teilweise bejahen zu müssen. Sackarndts Argumentation dürfte kaum zu entkräften sein.

Sozialer Pflichtdienst für Mädchen

Der Südwestfunk veranstaltete am 22. April 1961 in der regionalen Abendschau des Fernsehens unter telefonischer Beteiligung mehrerer Zuschauer eine Diskussion zwischen Frau Martha Schanzenbach MdB und dem Chefarzt des Krankenhauses Heilbronn, Dr. Max Kübler, über die Möglichkeit, durch Einführung eines sozialen Pflichtdienstes für die weibliche Jugend dem Personalmangel in den Kranken- und Pflegehäusern abzuhelfen, der zu einem allgemeinen Notstand zu werden droht. Dr. Kübler äußerte die Meinung, daß die Appelle an den guten Willen, wie sie seitens der Aktion „Gemeinsinn" und verschiedener kirchlicher Stellen wiederholt ergangen sind, keinen zahlenmäßig bedeutenden Erfolg gehabt haben und daß auch sonst keine Möglichkeit zu sehen ist, wie man das Pflegepersonal ergänzen und entlasten könnte. Deshalb forderte er die gesetzliche Anordnung eines Pflichtdienstes für die weibliche Jugend. Frau Schanzenbach widersprach dieser Forderung. Der Personalmangel könne und müsse durch das Angebot besserer Arbeitsbedingungen und höherer Löhne beseitigt werden. Es gebe genügend viele Frauen, die sich zur Verfügung stellen würden, wenn man ihnen ein günstigeres Angebot machte. Viele Kriegsrentnerinnen wären bereit, eine solche Arbeit aufzunehmen, wenn der Verdienst ihnen nicht auf die Rente angerechnet würde. Solange diese Möglichkeiten nicht erschöpft seien, sollte kein Zwang ausgeübt werden. Aber auch grundsätzlich sei die Einführung eines weiblichen Pflichtdienstes abzulehnen. Wenn man sich auf den Militärdienst der jungen Männer und den Gleichberechtigungsgrundsatz des Grundgesetzes berufe, um ihn zu

befürworten, so sei dagegen zu sagen, daß Gleichberechtigung nicht dasselbe sei wie Gleichmacherei. „Die Frau hat andere Aufgaben", sagte die Abgeordnete.
Die Zuhörer der Debatte, die sich am Telefon zu Wort meldeten, waren überwiegend anderer Meinung. Sie äußerten keine Bedenken gegen einen Pflichtdienst für Mädchen, wenn ein sozialer Notstand ihn fordern sollte. Ob tatsächlich ein Notstand vorliegt, dem mit anderen Mitteln nicht abzuhelfen ist, das konnte in der kurzen Diskussion natürlich nicht geklärt werden.
In einer umfassenden Darstellung der Probleme des Krankenschwesternberufes, die allerdings schon zwei Jahre zurückliegt, kam Robert Svoboda OSC, ein Mann von unbestrittener Sachkenntnis, zu dem Ergebnis, daß die Zahl der Krankenschwestern in der Bundesrepublik nicht zurückgegangen ist und daß der Eindruck eines bedrohlichen Schwesternmangels, der da und dort Schwierigkeiten macht, nicht verallgemeinert werden dürfe (vgl. den ausführlichen Bericht in der Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 448). Allerdings bestreitet auch Svoboda nicht, daß die Situation, vor allem im Hinblick auf den dauernd steigenden Personalbedarf, in Zukunft kritisch werden kann. Doch scheint er der Meinung zu sein, daß eine soziale Aufwertung des Schwesternberufs auch eine größere Neigung zu diesem Beruf auslösen wird. Der Weg dazu ist inzwischen wohl auch beschritten worden.
Aber die sozialen Institutionen haben ja nicht nur Bedarf an fachlich hochqualifizierten Pflegerinnen und ärztlichen Helferinnen. Anscheinend fehlt es vor allem an untergeordneten Hilfskräften. Wenn diese in ausreichender Zahl zur Verfügung ständen, könnte das voll qualifizierte Personal rationeller eingesetzt und mit nur solchen Arbeiten beschäftigt werden, die seiner fachlichen Bildung entsprechen. Auch das würde den Schwesternberuf reizvoller machen. Außerdem darf man, wenn von Mangel an Pflegekräften die Rede ist, nicht nur an Kliniken und Krankenhäuser denken. Wahrscheinlich ist der Notstand in den zahlreichen sonstigen Pflegeanstalten und Bereichen der fürsorglichen Betreuung noch sehr viel größer, und das wirkt bisweilen auch auf die Inanspruchnahme der Krankenhäuser zurück. Viele Patienten sind gezwungen, ein Krankenhaus aufzusuchen, weil sie niemanden finden können, der sie zu Hause pflegen würde.

Sozialer Notstand

Damit fällt der Blick auf jenen Sektor unserer Gesellschaft, der den Mangel an Dienstleistungen heute wohl am empfindlichsten zu spüren bekommt und in dem der Mangel an Arbeitskräften häufig zu wirklichen Notständen führt: die Haushaltungen und Familien. Und gerade in den Fällen, wo die Not am größten ist, in kinderreichen Familien und in Haushalten alter oder gebrechlicher Personen oder wenn eine Hausmutter längere Zeit hindurch krank darniederliegt oder der Schonung bedarf, dann können die Betroffenen für gewöhnlich am allerwenigsten Löhne und Arbeitsbedingungen anbieten, die mit denen wirtschaftlicher Betriebe konkurrenzfähig wären. Ihnen steht also das Mittel, von dem Frau Schanzenbach die Behebung des Mangels an Dienstleistungsangeboten erhofft, normalerweise nicht zur Verfügung. Und ebenso hat man den Eindruck, daß der Appell an die Freiwilligkeit, die kirchliche Caritas nicht ausgenommen, auf diesem Gebiet nur sehr bescheidene Erfolge zeitigt. Die Nachbarschaftshilfe ist infolge des Schwindens mitmenschlicher Kontakte in unserm Zeitalter, zumal in der Großstadt, anscheinend nur noch in Katastrophenfällen vorübergehend wachzurufen; im übrigen erschöpft sie sich in geringfügigen Gefälligkeiten.
Sofern man diese Tatsachen zugibt, ist es nicht so abwegig, einen sozialen Pflichtdienst der weiblichen Jugend in Erwägung zu ziehen. Wenn eine Notlage, von der ein erheblicher Teil und wichtige Institutionen der Gesellschaft, und zum Teil gerade ihre schwächeren Glieder, betroffen sind, auf der Grundlage der Freiwilligkeit oder allein mit wirtschaftlichen Mitteln nicht behoben werden kann, dann gebietet das Subsidiaritätsprinzip die Intervention der Gesellschaft oder des Staates. Sicherlich wird diese nur im äußersten Fall einen Zwangscharakter haben dürfen. Es erscheint nicht unmöglich, einen freiwilligen sozialen weiblichen Hilfsdienst aufzubauen, wenn Staat und Gesellschaft diese Sache fördern und den Einsatz in wirksamer Weise anerkennen oder belohnen. Wenn aber dieser Weg nicht zum Ziel führt, ist nicht einzusehen, warum ein weiblicher Pflichtdienst grundsätzlich indiskutabel sein soll und eine Rechts- und Sittenwidrigkeit darstellt.
Frau Schanzenbach zeigte sich erschreckt über den Vergleich mit der Militärdienstpflicht der jungen Männer. „Die Frau hat andere Aufgaben!" Aber die Aufgabe sozialer Hilfeleistung, die den Mädchen in einem solchen Falle gestellt würde, ist ja doch eine ganz andere als die des Militärdienstes und eine dem weiblichen Geschlecht sehr angemessene. Gleich wäre für die beiden Geschlechter nur die Verpflichtung. Es wird doch heutzutage auch wohl niemand mehr der Meinung sein, das Waffenhandwerk sei eine Zierde des Mannes und gehöre von Natur zu seiner persönlichen Entwicklung, so daß der Wehrdienst eine normale Aufgabe für ihn genannt werden kann. In Wirklichkeit ist das Wehrdienstjahr für die Lebensaufgabe der meisten jungen Männer ein mehr oder weniger verlorenes, das dem gesellschaftlichen und staatlichen Notstand der Verteidigung regelrecht geopfert werden muß. Wenn nun ein anderer Notstand nach der Hilfe der weiblichen Jugend ruft, warum sollte man sie nicht dazu heranziehen dürfen?
Es soll hier freilich nicht mit absoluter Sicherheit behauptet werden, daß dieser Notstand wirklich vorliegt und daß ein weiblicher Pflichteinsatz nützlich oder gar notwendig ist. Der Einwand von Frau Schanzenbach, die jungen Mädchen seien zu jung, um in Krankenhäusern eingesetzt werden zu können, ist allerdings nicht schwer zu entkräften. Man kann ja über das Alter und die Form des Einsatzes zweckmäßig disponieren. Ob den Haushaltungen, die der Hilfe bedürfen, mit der Zuweisung eines „Pflichtjahrmädchens" gedient ist, müßte ebenfalls erwogen werden.
Aber vielleicht ist mit dem Wort „Pflichtjahrmädchen" das Tabu der Angelegenheit berührt. Dabei geht es zunächst um die Erinnerung an den weiblichen Arbeitsdienst des Dritten Reiches, wohl aber auch um die tiefere, weniger begründete als empfundene Furcht, daß es ein Zeichen von Kollektivismus wäre, die Frau zu einer gesellschaftlichen Dienstleistung zu zwingen, da ihr von Natur die Rolle der Hüterin der privaten Sphäre als Frau und Mutter zukommt und den jungen Mädchen die Aufgabe, sich darauf vorzubereiten. Sicherlich hat Frau Schanzenbach daran gedacht, als sie von der „anderen" Aufgabe der Frau sprach. Damit würde man sich allerdings im Prinzip gegen die Berufstätigkeit der Frau aussprechen, und das ist, so allgemein behauptet, sicherlich ein anachronistischer

und durch kein sittliches Ideal legitimierter Standpunkt. Was aber insbesondere die Vorbereitung der jungen Mädchen auf ihren ureigentlichen Beruf betrifft, kann man der Meinung sein, daß ihnen ein soziales Pflichtjahr dazu nützlich sein würde, wenn es vernünftig gestaltet wird.

„Der Laie in der Kirche" — Seckauer Diözesansynode 1960

Über die Seckauer Diözesansynode, die vom 20. bis 23. Juni 1960 in Graz stattgefunden hat, ist kürzlich der umfassende Bericht in Buchform (Verlag Styria, Graz) erschienen. Der Diözesanbischof der Steiermark, Dr. Josef *Schoiswohl,* hatte der Synode ein einziges großes Thema gegeben: „Der Laie in der Kirche". Die Vorbereitungen begannen 1958. Mehrere Kommissionen unter dem Vorsitz von Weihbischof Dr. Leo Pietsch steckten das Thema ab und sammelten das Material. Dieses wurde dann dem Klerus vorgelegt und auf insgesamt 250 Pastoralkonferenzen durchgesprochen, worauf 750 Verbesserungs- und Abänderungsvorschläge eingesandt wurden. Von der Synode wurde als Wegweiser für die Seelsorgearbeit der kommenden Jahre ein Statut beschlossen, das unseres Wissens erstmalig im ganzen deutschen Sprachraum und darüber hinaus in so umfassenden grundsätzlichen Darlegungen, detaillierten Richtlinien und verpflichtenden Gesetzesnormen (Kanones) den Laien in die Seelsorgearbeit der Kirche einordnet und ihm große Verantwortlichkeiten zuweist.

An der Synode nahmen 200 Priester und 16 Laien teil. Die Eröffnung erfolgte am 20. Juni im Dom mit einer Ansprache des Diözesanbischofs. An den folgenden drei Tagen wurden jeweils zwei große Referate (am letzten Tage eines) gehalten und mehrere Abschnitte des Entwurfes des Synodalstatutes diskutiert, wobei der öffentlichen Diskussion (nach schriftlicher Wortmeldung) eine zwanglose private Diskussion voranging. Die Wortmeldungen waren sehr zahlreich, jeweils 40 bis 60. Die Schlußworte sprachen Prälat Fabian im Namen des Klerus, Generaldirektor Karl Maria Stepan im Namen der Laien und der Diözesanbischof selbst, der das Synodalstatut als „die Magna Charta unserer Arbeit" auf weite Sicht bezeichnete. Die Synode erbrachte nicht bloß eine Fülle von schriftlich niedergelegten Gedanken, Richtlinien und Normen, sondern bedeutet nach allgemeinem Urteil einen sehr großen Impuls für die weitere Seelsorgearbeit in der Steiermark.

Eröffnungsansprache und Referate

Bischof Schoiswohl ging bei seiner Eröffnungsansprache von den Krankheiten unserer Zeit aus: Unglaube, Gleichgültigkeit, mangelndem Bewußtsein von der Sünde und mangelndem Verantwortungswillen, und betonte, daß alle, auch die Laien, zur Heilung aufgerufen und verpflichtet sind, sich in den Dienst der Kirche zu stellen. Es sei heute eine Stunde des gläubigen Laien. Von ihm werde der Mut verlangt, anders zu leben als die Welt; der Mut, aus christlicher Mitte zu leben; der Mut, den christlichen Glauben in der Welt präsent zu halten; der Mut, in tausendfältigen Kontakten Zeugnis von Christus abzulegen. Die Zeit scheine reif zu sein für eine grundsätzliche Klärung des Laienapostolats in der heutigen Welt. Viele Untersuchungen seien angestellt worden, die nun auf der Synode eine reife Fassung erlangen sollen, wobei es in erster Linie nicht um neue Vorschriften, sondern um Anregungen, Wegweisungen und Haltungen gehe.

Das erste Referat hielt Kanonikus Dr. Ferdinand *Klostermann,* Linz, über „Die theologische Stellung des Laien in der Kirche". Er skizzierte die früher weitverbreitete, im ganzen Mittelalter herrschende Auffassung, daß der Klerus der aktive und zur Vollkommenheit berufene Teil der Christenheit, der Laie aber der passive und nicht zur Vollkommenheit berufene Teil sei, dem nach den Worten des berühmten Kanonisten Gratian (12. Jh.) „zugestanden ist (‚concessum est'), eine Frau zu nehmen, Gericht zu halten und Geschäfte zu betreiben". Gegenüber dieser Trennung in zwei Stände (die Unterscheidung Weltstand — Rätestand tritt demgegenüber zurück) arbeitete Klostermann das Gemeinsame heraus: den „Urstand" des christlichen Seins, in den man durch Gnade und Taufe berufen wird, das heilige Volk Gottes. Der Vortragende wandte sich gegen die Versuche, die Würde des Laien dadurch zu begründen, daß man ihm etwas zuerkennt, was ihm allein, nicht aber dem Klerus eigen sei. Auch die unmittelbare Verpflichtung für den Weltdienst, das „Weltamt", wie man auch sagt, ist nicht ausschließlich Sache des Laien, so daß auch hierin kein grundsätzliches Merkmal zu finden ist. Was der Laie Positives hat, hat er mit dem Kleriker gemeinsam, so daß man den Laien nur vom Negativen her definieren kann, daß er eben nicht Kleriker ist.

Das Positive allerdings ist unendlich viel, und dies führte Klostermann näher aus: Gnade, Taufe und Firmung mit der Teilnahme an Christi Priestertum, die Eucharistie und die charismatischen Geistesgaben, die oftmals in der Geschichte gerade in Laien wirksam geworden sind.

An seelsorglichen Aufgaben nannte Klostermann: in den Christen das Bewußtsein wecken, daß sie selbst Kirche und mitverantwortlich sind und daß sie für die Kirche auf die Dauer nur dann fruchtbar sein können, wenn sie in lebendiger Beziehung zur Hierarchie stehen, sich um ein christlich-brüderliches Vertrauensverhältnis bemühen, was wieder voraussetzt, daß der Priester die Gläubigen ernst nimmt, ein offenes Wort erträgt und ihnen Initiative gestattet; den Gläubigen Ehe, Familie und Beruf religiös erschließen und mit ihnen ein konkretes Berufsethos und eine Berufsspiritualität erarbeiten.

Im folgenden Referat „Das Laienapostolat und die Verantwortung des Priesters diesem Apostolat gegenüber" wandte sich der Vortragende, Weihbischof Dr. Leo *Pietsch,* ganz den praktischen Fragen zu. Er faßte das, was alle in laienapostolischer Arbeit Tätigen in Umrissen irgendwie wissen oder fühlen, in klarer und überzeugender Weise zusammen: das Apostolat durch das bloße Beispiel des christlichen Lebens; das planmäßige Apostolat, ausgeübt entweder vom einzelnen, ohne besonderen kirchlichen Auftrag, oder von laienapostolischen Gemeinschaften, die sich als besonders wertvoll erweisen, da sie dem einzelnen eine vertiefte religiöse Bildung, vielfältiges Sachwissen, Anregung zur Diskussion und die Stütze des guten Beispiels bieten; unter allen laienapostolischen Bewegungen die besondere Bedeutung der Katholischen Aktion als des offiziellen und allumfassenden Apostolats der Kirche; anderseits das Recht und die Notwendigkeit anderer Arten laienapostolischer Bewegungen infolge der Verschiedenheit der Begabungen, Methoden und auch Geschmacksrichtungen. Als Voraussetzung für das Laienapostolat ist Vertrauen und Optimismus nötig, ein gepflegtes religiöses Leben und die natürlichen Tugenden. („Der Laienapostel soll ein gesundes Weltkind unserer Zeit sein.")

Hinsichtlich der Zusammenarbeit von Priester und Laien formulierte Bischof Pietsch: „Aufgabe des Seelsorgers ist es, die sichere christliche Lehre und die Erfordernisse des kirchlichen und pfarrlichen Lebens klarzustellen und die diözesane Linie der Seelsorge und Katholischen Aktion zu vertreten. Dabei wird er sich bemühen, möglichst viel von den Laien erarbeiten zu lassen, und sich deshalb eher zurückhalten, als ständig allein das große Wort zu führen. Aufgabe der Laien ist es, ihre eigenen Gedanken und Pläne und das, was ihre Mitmenschen denken, fühlen und tun, der kirchlichen Auffassung gegenüberzustellen. Gemeinsame Aufgabe der Laien und Seelsorger ist es, einen gerechten Ausgleich zwischen Lehre und Leben zu erarbeiten und zu planen, was in dieser oder jener Frage durch die Mitglieder der Katholischen Aktion für das Reich Gottes im Großen oder Kleinen ganz konkret geschehen soll." Zum Schluß betonte der Vortragende, daß die neue Auffassung vom Verhältnis zwischen Priester und Laien an beide, vor allem an die Priester, höchste Anforderungen stellt und für beide Teile eine erregende Frage und zugleich eine Existenzfrage für die Kirche ist.

Der Sekretär der Katholischen Aktion der Steiermark, Josef *Krainer,* behandelte das Thema „Die Welt als Aufgabe". Er stellte fest, daß die Weltverantwortung und Heiligung der Welt der gesamten Kirche aufgetragen ist und daher nicht ausschließlich Sache der Laien ist, wenn auch vornehmlich den Laien die Weltverantwortung zuzurechnen ist. Leider bleibt das Vertrauen der offiziellen Kirche in die Weltverantwortung des Laien weithin ohne entsprechende Resonanz. Der Vortragende kennzeichnete dann die Weltsituation: den Umbruch auf allen Gebieten, die Drohung des Kommunismus, das Anwachsen der Weltbevölkerung, die Diasporasituation der Christen, und hob unter den wesentlichen Bereichen heutiger Weltverantwortung drei heraus: die soziale Frage, die heute in erster Linie die Tatsache des Hungers in der Welt ist, woneben jedoch weiterhin die Frage nach der rechten Wirtschafts- und Sozialordnung in der Spannung zwischen Liberalismus und marxistischem Kollektivismus bestehenbleibt; die Frage der politischen Ordnung, wo ein starkes Unbehagen an der politischen Macht und Autorität zu überwinden ist; Kultur und Technik, wo als Folge der Frontstellung der Kirche gegen die antichristlichen Zeitideen noch immer im Bewußtsein des Christen ein latentes Mißtrauen gegen Technik und Fortschritt vorhanden ist, weshalb die Katholiken in den naturwissenschaftlichen und technischen Berufen viel zu schwach vertreten sind. Zur Erfüllung der Weltaufgabe müsse eine eigenständige Laienspiritualität entwickelt werden, die nicht eine verkürzte monastische Spiritualität sein dürfe, sondern aus einer großen Liebe zur Welt und ihren Ordnungen zu erwachsen habe.

Die weitere Konkretisierung des Themas für das kirchliche Leben war Dechant Gottfried *Puggl,* Pöls (Obersteiermark), aufgetragen: „Die Verwirklichung des Laienapostolates im Rahmen der Pfarre". Sein Referat gab eine Fülle von Anregungen, was im einzelnen geschehen kann, geschöpft aus langer Praxis, für den Priester bestimmt, doch auch für Laien, die etwas tun wollen, von größtem Nutzen.

Das letzte Referat, „Der Laie im hauptamtlichen Dienst der Kirche", wurde von Univ.-Prof. Dr. Georg *Hansemann,* Graz, gehalten. Für das Berufsethos dieses Laien sei wesentlich, daß er von seinem geistigen Vorgesetzten als vollwertiger „cooperator in cura animarum" angesehen werde; denn dadurch wird er sich am ehesten der Größe und des Ernstes seines kirchlichen Auftrages bewußt bleiben. Ob ein Vertrauensverhältnis zwischen Priester und Laien besteht, hängt fast ganz vom Priester ab, da der Laie im allgemeinen unvoreingenommen und bereitwillig seinen Posten antritt. Eine weitere wichtige Grundlage hierfür ist der soziale Bereich, wo sich in den letzten Jahrzehnten in allen Kreisen von Dienstnehmern, auch Akademikern, ein feines Gefühl für soziale Gerechtigkeit entwickelt hat, während den Priestern, die sich nie als Arbeitnehmer gefühlt haben, eben deshalb vielfach das Verständnis für die Situation ihrer Angestellten abgeht. Hansemann betonte im weiteren die Wichtigkeit der Berufsgemeinschaften, wie sie im Synodalstatut für Mesner, Laienkatecheten, Seelsorgehelferinnen und Haushälterinnen der Pfarrhöfe vorgesehen sind, da einerseits die hier tätigen Laien meist in einer beruflichen Diaspora leben und daher nach einer Gemeinschaft verlangen, anderseits das Berufsethos und die religiöse Bildung in solchen Gemeinschaften besser gesichert wird. Was die Ausbildung der Mesner betrifft, so sei fast alles noch in den ersten Anfängen. Eine gewisse Fachbildung wird dazu beitragen, ihr Ansehen beim Volk zu heben.

Der Laienkatechet ist nicht bloß Lehrperson, sondern Jugendseelsorger im wahren Sinn des Wortes. Das Hauptproblem ist, sein religiöses Ethos zu sichern. Entscheidend wird sein, daß der Priester den Laienkatecheten als Mitseelsorger ansieht und diese Einstellung auch dem gläubigen Volke nahebringt, was u. a. dadurch geschehen soll, daß der Priester die neu eintretenden Laienkatecheten der ganzen Gemeinde eigens als seine Mitarbeiter vorstellt.

Die Seelsorgehelferin braucht im besonderen Maße eine kirchliche Gemeinschaft, da sie ehelos lebt und einen Beruf gewählt hat, der ein besonderes Maß von Selbstlosigkeit und seelischer Kraft beansprucht; in der Vereinsamung aber wird sie diese Qualitäten mehr und mehr verlieren. Eine solche Gemeinschaft wird auch die Probleme des Urlaubs und der Altersversorgung am besten regeln können.

Ähnlich schwierig ist die Stellung der Pfarrhaushälterin. Nach Lebensweise ist sie eine Ordensschwester, ohne daß ihr auch nur ein Bruchteil jener seelischen und religiösen Hilfe geboten wird, deren man zur Bewältigung dieser Aufgabe bedarf. Von besonderer Wichtigkeit ist die strikte Einhaltung der sozialrechtlichen Bestimmungen, obwohl diese dem Arbeitgeber fast unerträgliche Lasten auferlegen.

Das Synodalstatut

Das sehr ausführliche Synodalstatut gliedert sich in 28 Abschnitte, jeder Abschnitt in eine grundsätzliche Darlegung, seelsorgliche Richtlinien und einzelne Kanones (Diözesane Gesetzesnormen).

Die Abschnitte 1—9 enthalten die theologischen Grundlagen. Was den Begriff des Laien betrifft, wird im Sinne des Referates von Klostermann in der näheren Beziehung zur Welt kein Wesensmerkmal des Laien erblickt und das Gemeinsame von Priestern und Laien als Gliedern der Kirche, als Empfängern des Heils und im Wirken an der gleichen Aufgabe hervorgehoben.

Das Apostolat im engeren Sinne als geplantes Wirken für die Kirche kann der Laie auf Grund seiner Sendung aus Taufe und Firmung ausüben; er kann zusätzlich einen

Auftrag der kirchlichen Hierarchie erhalten. Ob der Christ zu einem Apostolat im engeren Sinn verpflichtet ist, muß nach den Umständen beurteilt werden. Nicht selten besteht eine schwere Verpflichtung zu einem konkreten Apostolatswerk.

Bei der „Heiligung der Welt als Aufgabe des Christen" wird die Pflicht zur Achtung der weltlichen Werke sowie die Pflicht zur Weltdistanz und die Pflicht zur Weltgestaltung betont. Für die Gestaltung der Welt nach dem Willen Gottes muß sich jeder Christ, Kleriker wie Laie, einsetzen. In diesem Sinne gibt es keine „Beschränkung auf den rein religiösen Bereich".

Hinsichtlich Taufe und Firmung wird eingeschärft, daß sie so zu gestalten sind, daß die Gäubigen deren Bedeutung voll erfassen. Die Taufe soll feierlich, im Beisein der Pfarrgemeinde, am besten am Sonntag nach dem Spätgottesdienst, stattfinden; die Firmung ohne Massenandrang und mit Fernhaltung des Marktgetriebes.

Für das geistliche Leben des Laien wird betont, daß das geistliche Leben für alle Christen, einschließlich der Priester und Ordensleute, im Wesen und in den hauptsächlichen Mitteln gleich ist, daß aber der Laie in der Welt dadurch gekennzeichnet ist, daß für ihn die Welt als Aufgabe und als Gefahr in größerem Maße bestimmend ist. Wichtig ist, daß der Laie sein geistliches Leben nicht neben, sondern in und aus der Welt führt, damit keine Zweigleisigkeit zwischen religiösem Leben und Alltag entsteht. Die geistliche Führung für den Laien wird eine gesunde religiöse Selbständigkeit anstreben.

Die Abschnitte 10 bis 16 befassen sich mit Familie, Beruf und öffentlichem Leben (Gesellschaft, der Katholik im öffentlichen Recht, Volkserziehung und Volksbildung, Presse und Literatur, Rundfunk, Fernsehen und Film). In sehr eingehender Weise werden die Fragen behandelt und gezeigt, wo die besonderen Schwierigkeiten liegen und was konkret getan werden kann.

Die Abschnitte 17 bis 22 behandeln das kirchliche Leben: Teilnahme des Laien am kirchlichen Leben, Mitfeier des heiligen Opfers, Caritas, Seelsorgehilfe in den Häusern der Pfarre, religiöse Zeichen in der Öffentlichkeit, Kirchenbeitrag. Einleitend wird erklärt, daß der Laie seine Aufgaben nicht nur in den sogenannten profanen Bereichen hat, sondern auch im kirchlichen Leben selbst. Die Mitverantwortung des Laien für das kirchliche Leben geht so weit wie dieses selbst; sie umfaßt das Leben der Weltkirche: Missionen, verfolgte Kirche, Wiedervereinigung der getrennten Christen; das Leben der Diözese: den Bischof und seine seelsorglichen Anliegen; das pfarrliche Leben, welches naturgemäß im Vordergrund steht. Das Statut hebt hervor, daß sich der Christ seinem Stand und Bildungsgrad entsprechend über die Ereignisse und die Lage des kirchlichen Lebens informieren soll und daß die Anteilnahme zur tätigen Hilfe führen muß.

Stark betont wird die Pflicht der Christen, Nachbarschaftshilfe zu üben und sich der Armen anzunehmen. Von den Mitgliedern der Katholischen Aktion wird erwartet, daß sie in der Pfarrcaritas aktiv mitarbeiten.

Den Priestern werden seelsorgliche Hausbesuche dringend nahegelegt, und es wird betont, daß auch die Mithilfe der Laien hierzu notwendig ist. Jedem Christen wird eingeschärft, die gegebenen persönlichen Kontakte zu benützen, um auf seine Mitmenschen seelsorglich einzuwirken.

Unter „religiöse Zeichen in der Öffentlichkeit" sind nicht bloß Wegkreuze, Kapellen u. ä., sondern im weiteren Sinn auch kirchliche Veranstaltungen außerhalb des Gotteshauses zu verstehen. Diese sind von besonderer Bedeutung, da sie für viele Fernstehende die einzige Begegnung mit der Kirche sind und diese Begegnung Achtung und Sympathie wecken, aber auch die ablehnende Einstellung verschärfen kann. Doch auch für das religiöse Leben der Gläubigen und das Pfarrbewußtsein sind diese Veranstaltungen von größter Wichtigkeit. Über die Mitwirkung der Laien sagt der entsprechende Kanon: „Die Mitarbeit der Laien bei kirchlichen Veranstaltungen ist unerläßlich. Sie soll sich aber weniger auf die untergeordneten Dienste, sondern auf Planung, Programmgestaltung, Vorbereitung und Durchführung erstrecken. Hierbei ist den Laien volle Verantwortung für die ihnen zukommenden Arbeiten zu übertragen."

Der 23. Abschnitt behandelt die „Katholische Aktion und andere Formen des Laienapostolates". Eingehend wird Wesen, Ziel, Aufgabe und Aufbau der Katholischen Aktion im Sinne der päpstlichen Weisungen und der Richtlinien der österreichischen Bischöfe dargelegt und betont, daß die Katholische Aktion kein Monopol des Laienapostolates in Anspruch nimmt, sondern der Rahmen für freie laienapostolische Organisationen grundsätzlich offen ist. Der Schwerpunkt liegt eindeutig bei der offiziellen Katholischen Aktion.

Die Abschnitte 24 bis 28 endlich befassen sich mit dem „Laien im besonderen Dienste der Kirche". Ihre Grundgedanken sind bereits im Referat von Hansemann enthalten.

Aus dem Vatikan

Pressekonferenz im Presseamt des Konzils

Am 18. April 1961 hielt der Generalsekretär der Zentralkommission für die Konzilsvorbereitung, Erzbischof Felici, in den nunmehr fertiggestellten, allerdings vorläufig noch beschränkten Räumen der Pressestelle des Konzils in der Via Serristori 12 die erste Pressekonferenz ab, zu der etwa hundert Korrespondenten erschienen waren. Der „Osservatore Romano" (20. 4. 61) veröffentlichte darüber einen längeren Bericht.

Die Arbeit der Presse bei der Konzilsvorbereitung wird in Rom zwar gewünscht und im Prinzip ermutigt, doch ist eine sehr große Zurückhaltung der amtlichen Stellen in bezug auf konkrete Informationen unverkennbar. Man fürchtet, wie Erzbischof Felici sich ausdrückte, eine „unzuständige Einmischung in die Vorbereitung des Konzils". Die Journalisten erhielten von ihm den Rat, die Öffentlichkeit vor allem durch historische Aufsätze aus dem Gebiet der Konzilsgeschichte auf das kommende Ereignis vorzubereiten. Zu späterer Zeit würden sie allerdings auch durch Interviews zuständiger Persönlichkeiten und durch ein eigenes Bulletin informiert werden. Der Heilige Vater selbst schränkte den Raum der erwünschten Mitarbeit der Presse nicht ganz so sehr ein. Bei einem Empfang des Vorstandes der Internationalen Union der katholischen Presse am 24. April ermahnte er sie nach dem Bericht des „Osservatore Romano" (27. 4. 61) lediglich dazu, daß sie mit der angemessenen Klugheit, Ernsthaftigkeit und Verantwortung berichten und berücksichtigen möge, daß das Konzil der innerkirchlichen Reform dienen soll. Erst danach könne das Anliegen der Wiedervereinigung ins Auge gefaßt und praktisch gefördert werden. Diese Bemerkung des Papstes bezieht sich wahrscheinlich

auf eine allzu einseitige Herausstellung der Wiedervereinigung in der Sicht mancher Zeitungen, die das Konzil ausschließlich unter dem Gesichtspunkt seiner über- und außerkirchlichen Bedeutung betrachten.
Erzbischof Felici hob auch hervor, daß die Behandlung der Presse durch die Konzilsleitung sich nach den Bedürfnissen des Konzils und nicht nach denen der Journalisten richten müsse. Das Konzil sei eine Aufgabe der lehrenden Kirche, und es sei in dieser Sache besonders wichtig, die notwendigen Folgerungen aus der katholischen Unterscheidung zwischen der lehrenden und der hörenden Kirche zu ziehen. Deshalb sei auch nicht beabsichtigt, Laien zu offizieller und direkter Mitarbeit in den Vorbereitenden Kommissionen heranzuziehen. Sie könnten und sollten ihre Anregungen und Wünsche ihren Bischöfen mitteilen. Außerdem sei es den Vorbereitenden Kommissionen freigestellt, nötigenfalls Gutachten von katholischen Organisationen oder einzelnen Personen aus dem Laienstand einzuholen. Im übrigen sollten die Laien mit Geduld und in ehrfürchtigem Schweigen darauf warten, was die Stimme des Lehramtes ihnen zu sagen für gut befinden wird, das Konzil aber durch die Stimme ihres Gebetes unterstützen.
Über den Inhalt der konziliaren Verhandlungen könne man zur Zeit noch nichts sagen, weil er noch gar nicht feststehe. Mit Sicherheit, fügte Erzbischof Felici hinzu, könne man eher schon feststellen, daß gewisse Dinge, die in der Öffentlichkeit genannt worden sind, nicht behandelt werden, so etwa der Zölibat. Doch wünsche der Papst, wiewohl er persönlich die letzte Entscheidung über die Konzilsmaterien zu treffen habe, daß die anstehenden Fragen im Kreise der Kommissionen mit größter Freiheit und Freimütigkeit diskutiert würden. Selbst in seiner Gegenwart sei auf den Sitzungen sehr offen geredet worden, und manchmal sei es auch schon zu Kampfabstimmungen gekommen. In dieser Beziehung sei das Konzil nicht vergleichbar mit der vorausgegangenen Römischen Synode, auf der ja allein der Bischof die gesetzgebende Gewalt ausübt. Daß die Italiener in den Kommissionen so stark vertreten sind, habe keinen andern Grund als den, daß man auf eine große Zahl von Mitarbeitern an Ort und Stelle oder in der Nähe angewiesen sei, die außerdem ihre ganze Arbeitskraft oder doch einen großen Teil davon in den Dienst dieser Sache stellen können. Der Zeitpunkt der Konzilseröffnung hänge immer noch vom Fortschritt der Vorarbeiten ab. Doch habe der Heilige Vater den dringenden Wunsch, das Konzil möglichst im Herbst des Jahres 1962 abzuhalten. Der Kreis der Teilnehmer sei auf die Bischöfe und sonstigen kanonisch berechtigten Personen beschränkt, doch werde nach wie vor erwogen, auch nichtkatholische kirchliche Vertreter als Beobachter einzuladen.

Ergänzungen der Konzilskommissionen

An Stelle des verstorbenen Kardinals Mimmi ernannte Papst Johannes XXIII. Kardinal Paolo Marella zum Präsidenten der Kommission für die Bischöfe und Diözesen („Osservatore Romano", 15. 3. 61).
Ferner wurden ernannt:
Konsultor des Sekretariates für publizistische Fragen: Msgr. Fausto Vallainc („Osservatore Romano", 18. 3. 61).
Konsultor der Kommission für die Sakramente: Professor Karl Rahner SJ („Osservatore Romano", 23. 3. 61).
Konsultor des Sekretariates für publizistische Fragen: Msgr. Zoltan L. Nyisztor („Osservatore Romano", 25. 3. 61).
Mitglied der Zentralkommission: Carlo Kardinal Confalonieri, Sekretär der Konsistorialkongregation („Osservatore Romano", 7. 4. 61).
Mitglied der Kommission für orientalische Kirchen: Ignace Ziadé, Erzbischof von Beirut;
Konsultoren der Kommission für Liturgie: die Monsignori Giuseppe Calderari, Salvatore Capoferri, Adone Terzariol, Orazio Cocchetti, ferner Ildefonso Tassi OSB, Roger le Deault, Kongregation vom Heiligen Geist (sämtliche nach „Osservatore Romano", 9. 4. 61).
Mitglied der Kommission für das Laienapostolat: Prälat Albert Stählin, Präsident des Deutschen Caritasverbandes;
Konsultor der Kommission für die Bischöfe und Diözesen: Msgr. Julien Gouet;
Konsultor der Kommission für Klerus und Volk: Msgr. Grazioso Ceriani;
Konsultor der Kommission für die Missionen: Ignazio Gregorio Larrañaga Lasa, Bischof von Ping-Liang;
Konsultor der Kommission für das Laienapostolat: Emanuele Fernández-Conde, Bischof von Córdoba (sämtliche nach „Osservatore Romano", 10./11. 4. 61).
Mitglied der Kommission für die Bischöfe und Diözesen: Luigi Carli, Bischof von Segni;
Mitglied der Ordenskommission: Joseph McShea, Bischof von Allentown;
Mitglied der Kommission für die Sakramente: Luigi Bentivoglio, Erzbischof von Catania, Marcello Morgante, Bischof von Ascoli-Piceno;
Konsultor der Kommission für die Missionen: Luis Joseph Cabana, ehemaliger Erzbischof von Rubaga, Uganda (sämtliche nach „Osservatore Romano", 17./18. 4. 61).
Konsultor der Kommission für die Bischöfe und Diözesen: Werenfried van Straaten OPraem;
Konsultor der Kommission für Klerus und Volk: Rev. André Brien, Rev. Jean Honoré;
Konsultor der Kommission für die Liturgie: Msgr. Salvatore Famoso (sämtliche nach „Osservatore Romano", 26. 4. 61).

Die Besetzung der suburbikarischen Bistümer

Durch Motu proprio vom 10. März 1961 hat Papst Johannes XXIII. das Recht der Kurienkardinäle, durch Option nach der Anciennität auf ein suburbikarisches Bistum und damit in den Ordo der Kardinalbischöfe erhoben zu werden, das ihnen nach Can. 236 § 3 CIC zustand, abgeschafft und für die Zukunft dem Papst das Recht zur freien Ernennung der sechs Kardinalbischöfe vorbehalten. In Vollzug dieser Reservation hat der Heilige Vater das soeben erst durch den Tod des Kardinalbischofs Mimmi frei gewordene suburbikarische Bistum von Sabina und Poggio Mirteto dem erst am 16. Januar 1961 zum Kardinal erhobenen Erzbischof Ferretto verliehen, der damit nun sogleich in den Rang eines Kardinalbischofs aufsteigt.
Eine gewisse Einschränkung dieses Optionsrechtes hatte schon Papst Pius X. vorgenommen. Bis dahin nämlich pflegten auch die Kardinalbischöfe bei jeder Vakanz von einem Bistum zum andern zu wechseln, da sich unter ihnen eine gewisse Präzedenz herausgebildet hatte. Seither behielten sie zeitlebens ein einmal erwähltes suburbikarisches Bistum bei und erhielten nur, wenn sie auf Grund der Anciennität zum Rang des Dekans des Heiligen Kollegiums aufstiegen, das diesem vorbehaltene Bis-

tum Ostia zu dem ihrigen hinzu. Das Motu proprio sagt nicht, ob dieser Brauch beibehalten werden wird. Da der größere Teil des Gebietes um Ostia ohnehin zur Diözese Rom gehört, wäre das denkbar.

Der Papst begründet die von ihm vorgenommene Rechtsänderung mit den Notwendigkeiten der Seelsorge in den suburbikarischen Bistümern, für die er weitere Regelungen ankündigt. Die Bischofsstädte um den Albanersee Albano, Frascati, Velletri und das etwas weiter entfernte Palestrina sind heute nicht mehr wie einst verlorene, stille Bauernsiedlungen in einer menschenleeren Campagna, sondern ganz in den Sog der Weltstadt Rom geraten und von ihren seelsorglichen Problemen mitbetroffen. Ebenso erstreckt sich das Siedlungsgebiet Roms mehr und mehr auch gegen Porto und S. Rufina sowie gegen Sabina und Poggio Mirteto hin. Die neue Maßnahme, die vor allem wohl einen allzu raschen Wechsel in der Leitung dieser Diözesen verhindern und ihnen Oberhirten geben will, die nach dem Ausmaß ihrer amtlichen Pflichten bei der Kurie und ihrer Gesundheit imstande sind, ihre Bischofspflicht voll zu erfüllen, liegt im Rahmen der Reform der römischen Seelsorge, die dem Papst so sehr am Herzen liegt.

Aus Süd- und Westeuropa

Erklärung der italienischen Bischöfe zum Film

Seit geraumer Zeit bewegt die italienische Öffentlichkeit die Auseinandersetzung über die wachsende Unmoral der Filmindustrie. Die Diskussion hat zu einer Reihe von Artikeln und Stellungnahmen in der Presse aller Richtungen geführt. Vertreter der Kirche, aber auch Richter und Staatsanwälte, Produzenten und Drehbuchautoren haben sich daran beteiligt. Von katholischer Seite hat die Auseinandersetzung durch die Erklärung der italienischen Bischofskonferenz anläßlich ihrer diesjährigen Frühjahrstagung, die ihrerseits wieder zu zahlreichen Gegenstellungnahmen in der linksliberalen Presse führte, einen vorläufigen Höhepunkt erreicht. Das Dokument, das im „Osservatore Romano" vom 22. 3. 61 veröffentlicht wurde, kritisiert ebenso offen wie eindringlich den moralischen Notstand, den die Filmwirtschaft in Italien geschaffen hat. Wer das Dokument genauer durchliest, wird zudem feststellen, daß es nicht für sich allein dasteht. Die Unmoral des Films ist nicht die einzige, sondern nur eine der charakteristischen Gefahren, die die öffentliche Moral in Italien bedrohen, und bildet nur eine besondere Folge jener Geisteshaltung, die in der fortschreitenden Entchristlichung des gesellschaftlichen Lebens ihren Ausdruck findet. So bildet das Dokument der Bischöfe über den Film nur ein charakteristisches Glied in einer Reihe von Stellungnahmen, in denen sie jeweils auf einem bestimmten Gebiete die Geisteshaltung des Laizismus bekämpfen (vgl. „Osservatore Romano", 22. 4. 61). Begonnen hat diese breitere Auseinandersetzung mit einem gemeinsamen Hirtenschreiben der Bischöfe über den Laizismus im Frühjahr 1960 (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 397). Die Stellungnahmen von Kardinal Montini, Kardinal Siri und der sizilianischen Bischöfe über die apertura a sinistra (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 289) und die Erklärung der Bischöfe verschiedener Regionen Italiens zur Schulfrage (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 346) stellen weitere Glieder dieser Reihe dar.

Die Bischöfe lassen durch diese dichte Folge von Erklärungen erkennen, daß sie gewillt sind, der wachsenden Entchristlichung Italiens auf allen Gebieten des kulturellen Lebens den Kampf anzusagen. Zugleich machen die Kundgebungen der Bischöfe die besonderen sittlichen Nöte in Italien, die nicht nur der Kirche, sondern auch Kreisen außerhalb der Kirche Sorge bereiten, besonders deutlich.

Da auch die Erklärung über die wachsende Unmoral des Films eine Reihe von Faktoren enthält, die nur aus der besonderen italienischen Situation richtig zu verstehen sind, versuchen wir hier eine kurze Interpretation auf dem Hintergrund der Diskussion, die das Thema bereits vorher in der italienischen Öffentlichkeit ausgelöst hatte.

Im zweiten Absatz ihrer Erklärung stellen die Bischöfe fest: „Wer auf die gegenwärtige Filmproduktion blickt, ist bestürzt über einen Zustand, der sich von Tag zu Tag verschlechtert. Die Angaben über die Jahre 1959 und 1960 zeigen, daß die moralisch unzulässigen Filme in erschreckender Weise zugenommen haben. Im Rahmen der Weltproduktion scheint der italienische Film sich mehr und mehr eine Vorrangstellung in der Produktion moralisch schlechter Filme zu erobern."

Die wirtschaftliche Bedeutung des italienischen Films

Ein Blick in die entsprechenden Statistiken bestätigt den Hinweis der Bischöfe. Um die Zahlen aber richtig zu würdigen, muß man auch die wirtschaftlichen Hintergründe des italienischen Films sehen. Italien ist das Land mit der größten Filmproduktion Europas. In den fünfziger Jahren hatte Italien auch England überholt, das bis dahin den ersten Platz einnahm. Die Cinecittà bei Rom hat sich nach dem Kriege nach Hollywood zum zweitgrößten Filmzentrum der Welt entwickelt. 1953 kamen auf Italien 163 Langspielfilme, auf England 138, auf Deutschland 103. Italien ist auch das Land mit der höchsten Besucherzahl auf dem europäischen Festland. Auf jeden Italiener fallen 17 Besuche im Jahr, auf jeden Deutschen etwa 13. Italien ist auch das Land mit dem niedrigsten Spielmietensatz. 1951 betrug dieser in Italien 28 %, in Deutschland hingegen 40,8 % der Produktionskosten. Es ist auch das Land mit den niedrigsten Eintrittspreisen. Im Jahre 1953 wurde für Deutschland ein Durchschnitt von 1,01 DM errechnet, für Italien ein Durchschnitt von 0,77 DM pro Eintrittskarte. Trotz der inzwischen erfolgten Steigerungen sind die italienischen Kinopreise im Verhältnis zu anderen Ländern immer noch sehr niedrig (vgl. Walter Dadek, Die Filmwirtschaft, Freiburg i. Br. 1957).

Es ist klar, daß in einem Land, in dem der Film nicht nur die Massen der Zuschauer anzieht, sondern zugleich einen wichtigen wirtschaftlichen Faktor des Landes darstellt, sich diese Tatsache mehr noch als in anderen Ländern auch auf die sittliche Qualität der Produktion auswirkt. Dabei ist die Entwicklung während der letzten Jahre entscheidend. Die italienische Filmwirtschaft sah sich in diesen letzten Jahren nicht nur der wachsenden Konkurrenz des Auslandes ausgesetzt, sondern hatte auch mit einigen gegenläufigen Faktoren zu kämpfen. Enrico Baragli führt hauptsächlich zwei solcher Faktoren an, die zwar auf jedes europäische Land mehr oder weniger zutreffen, aber für Italien eine spezifische Bedeutung haben: die zunehmende Motorisierung und die zunehmende Konkurrenz des Fernsehens („Osservatore Romano", 28. 4. 61). Im Jahre 1955 wurden in Italien 3,4 Millionen motorisierte Fahrzeuge benützt, im Jahre 1956 3,7 Millio-

nen, 1957 4,2 und 1958 4,6 Millionen. Die Zunahme an motorisierten Fahrzeugen betrug also innerhalb von vier Jahren mehr als eine Million. Da in Italien das motorisierte Fahrzeug als Mittel für Sport und Erholung noch stärker geschätzt wird als sonst in Europa, war diese Entwicklung dem italienischen Film besonders abträglich.
In einem Zeitraum von fünf Jahren stieg anderseits die Zahl der Fernsehteilnehmer von 150 000 auf 1,5 Millionen (1956: 300 000, 1957: 500 000, 1958: 1 Million, 1959: 1,5 Millionen).

Dominanz des schlechten Filmes

Im gleichen Zeitraum nahm die Zahl der Kinobesucher rapid ab. Sie erreichte ihren Tiefstand im Jahre 1960 mit „nur" 730 Millionen Besuchern. Über die Rückwirkungen dieses Abstiegs auf die moralischen Qualitäten des Films hat Baragli die folgende Statistik erstellt. (Die Angaben stammen aus Centro Cinematografico Cattolico [CCC], dessen Bewertungen für die moralischen Einstufungen zugrunde gelegt sind.)
Der Prozentsatz der abzuratenden und abzulehnenden Filme betrug aus:

	1956	1957	1958	1959	1960
Italien und Ausland[1]	13,41	18,41	26,91	31,25	41,86
Italien allein	16,64	18,25	26,68	31,23	60,59

Der Prozentsatz der abzuratenden, abzulehnenden Filme und der Filme mit ernstem Vorbehalt für Erwachsene betrug aus:

	1956	1957	1958	1959	1960
Italien und Ausland[1]	46,94	51,94	54,01	60,04	63,67
Italien allein	46,84	51,52	53,73	60,97	77,38

[1] Es handelt sich um alle inländischen und ausländischen Filme, die in Italien gezeigt wurden.

Während also die Zahl der Kinobesucher abgenommen hat, ist die Zahl der moralisch nicht tragbaren Filme sprunghaft angestiegen. Von den 680 in diesem Zeitraum hergestellten italienischen Filmen (einschließlich der italienischen Koproduktionen) ist der Anteil jener Filme, die nach dem Urteil des CCC „für Erwachsene ohne Vorbehalt" zu empfehlen sind, von 53 % im Jahre 1956 auf 22 % im Jahre 1960 gesunken. Die Filme mit „einfachem Vorbehalt" sanken im gleichen Zeitraum von 33 % auf 17 %, während im gleichen Zeitraum der Anteil der abzuratenden und abzulehnenden Filme von 16 % auf 60 % anstieg. Die Gegenseite redete sich zunächst dahin aus, daß die Kriterien, nach denen das CCC die Filme beurteilt, inzwischen verschärft worden seien. Baragli stellt dies in Abrede, da weder an den Grundsätzen der Kritik etwas geändert worden sei noch wesentliche personelle Veränderungen beim CCC eingetreten seien. Trotzdem dürfte eine gewisse Verschärfung von seiten des CCC nicht zu leugnen sein, schon allein deswegen nicht, weil ja die katholischen Filmkommissionen im einzelnen ihre Kriterien selbst erst aus der Praxis erarbeiten mußten. Erfahrungsgemäß geht das CCC in seinen Beurteilungen auch strenger vor als die katholischen Zensoren in anderen Ländern. Dies wie auch die Tatsache, daß der Kritik die notwendige Publizität mangelt und daher auch das Echo von seiten des Klerus und der Gläubigen fehlt, hat dazu beigetragen, daß die Kontrolle weitgehend unwirksam bleibt. Bedenkt man zudem, daß die Einstufungen in die Kategorien „Mit einfachem und ernstem Vorbehalt" immer im einzelnen umstritten sein werden, dürfte man zu einer etwas milderen Beurteilung des italienischen Films kommen, als sie die angeführten Zahlen widerspiegeln. Trotzdem kann man sich der inneren Logik dieser Zahlen nicht entziehen. Der Zusammenhang zwischen der Verschlechterung der moralischen Qualität und den wachsenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten ist klar ersichtlich. Wie auch Baragli anführt, muß man der italienischen Filmindustrie zubilligen, daß sie zunächst wenigstens zum Teil versucht hat, der wirtschaftlichen Krise mit einwandfreien Mitteln zu begegnen, z. B. durch Verbesserungen technischer Art usw. Aber diese Verbesserungen brachten nicht den erwarteten wirtschaftlichen Erfolg. Das Risiko, das man durch sie einging, machte sich nicht bezahlt, da die Besucherzahl weiterhin abnahm. Man muß zudem noch bedenken, daß der italienische Film auch zu einem ganz besonderen Exerzierfeld wirtschaftlich wie moralisch ungesicherter Existenzen geworden ist, die dabei von nicht sehr skrupelhaften Regisseuren und Drehbuchautoren unterstützt werden (vgl. Enrico Baragli in „Civiltà Cattolica", 15. 4. 61, S. 164).
Die Bischöfe tragen dem wirtschaftlichen Notstand ausdrücklich Rechnung, sehen aber in der Verschlechterung der ethischen Qualität der Filme verständlicherweise kein geeignetes Heilmittel für größere Rentabilität. Ausdrücklich erklären sie: „Die Zuflucht zu Themen, in denen sich alles in Gewalt und Sexus auflöst, stellt ein billiges wirtschaftliches Hilfsmittel dar, um die eigene Unfähigkeit, gute und brauchbare Filmwerke herzustellen, zu verschleiern."

Die Gefährdung der Jugend

Eindringlich warnen die Bischöfe vor der durch die ständige moralische Verschlechterung der Filme entstandenen öffentlichen Atmosphäre, die die sittliche Integrität des Bürgers, vor allem aber der Jugend, gefährdet. „Das Klima, das man in ihnen einatmet, ist nur allzu bekannt, da es sich in unerträglicher Monotonie ständig wiederholt. Es scheint, daß für eine gewisse Produktion nichts anderes existiert als die brutale Wirklichkeit der Gewalt und des Zynismus, der unverfrorenen Ausschweifung, des Lasters und der sexuellen Perversion." Die Filmwirtschaft beschränke sich vielfach auf die bloße Darstellung des Schlechten und Perversen auf einem vom Materialismus inspirierten Hintergrund. „Vom Leben nimmt und sieht man nur die schlüpfrige und graue Zone der Materie und der Sinnlichkeit. In dieser Konfusion der Ideen ist es nur natürlich, daß eine solche Filmproduktion zu einem gefälligen Publikumserfolg in einer kranken Welt führt, einer Gesellschaft der moralischen Zersetzung, in der die höchsten Werte vernachlässigt oder mit Füßen getreten werden." Die Bischöfe wenden sich gegen „die Profanierung der Werte der Ehe, der Familie und der Liebe" und der Ehre der Frau, „die nur als Mittel der Unterhaltung und des Vergnügens angesehen wird". Man verlache alles, „was Opfer und Verzicht zu sittlichen Zwecken bedeutet, und man verherrlicht Geld und Luxus, als ob es die einzigen Lebensideale wären..."
In einem eigenen Absatz verurteilen die Bischöfe die bedenkenlose Reklame des italienischen Films, „die häufig eine Aggression auf die öffentliche Moral und eine unverhüllte Darbietung offener Gewalt und Sinnlichkeit bedeutet, die um so schwerer wiegt, als sie sich auch dem zeigt, der ihr auf den Straßen und Plätzen begegnet". Die Bischöfe berühren hier einen Punkt, der zwar nicht

nur in Italien, aber dort doch besonders beachtet werden muß. Wie kaum sonstwo ist die aktuelle Filmreklame geeignet, das bestehende Jugendverbot unwirksam zu machen. Hierher gehören sowohl die besonders aufreizende Reklame auf den Straßen wie auch die Voranzeigen von Filmen, die ohne Rücksicht auf das Jugendverbot in den Kinos ausgiebig gezeigt werden. Hier liegt offenbar auch ein offensichtliches Versagen der gesetzgebenden Gewalt wie der Exekutive vor, die es versäumt haben, eindeutige Verordnungen zu erlassen. Erst das ungeahnte Anwachsen einer bestimmten Sorte von Jugend- und Sexualverbrechen hat die Öffentlichkeit und vor allem die Richter und Staatsanwälte aufhorchen lassen. Die Bischöfe, die es sonst vermeiden, auf konkrete Ereignisse einzugehen, weisen auf diesen Umstand ausdrücklich hin. „Ein großer Teil des gegenwärtigen Films stiftet namenlosen sittlichen Ruin vor allem unter der Jugend. Diese Tatsache können keine Beteuerungen aus der Welt schaffen. In der letzten Zeit hat sich in der Öffentlichkeit eine Art von Jugendkriminalität und sittlicher Verwilderung ... bemerkbar gemacht, die die Öffentlichkeit zutiefst beeindruckt und die Aufmerksamkeit der Gerichte auf sich gezogen hat." Die Bischöfe sehen neben dem Versagen der Familie und der Presse im schlechten Film einen Hauptgrund für diese Erscheinungen.

Der wunde Punkt

Der Tenor des Schreibens läßt jedoch deutlich erkennen, daß die Bischöfe das Filmproblem nicht isoliert sehen wollen. Wenn sie neben dem Film auch den Rundfunk und das Versagen der Familie nennen, so verweisen sie hier auf einen Zustand der allgemeiner Natur ist und seine Ursachen nicht bloß im Film und in den übrigen Instrumenten der Massensuggestion hat, sondern vor allem in der Tatsache, daß die vorhandenen sittlichen Kräfte eines Volkes nicht ausreichen, um einem solchen, durch bestimmte Verhältnisse geschaffenen Notstand zu begegnen. Die Bischöfe sehen in der Immoralität der heutigen Filmproduktion nur eine der durch eine bestimmte technische Entwicklung bedingten Folgen der konsequent popularisierten laizistischen Moral, die sich durch die Propagierung eines „wertfreien" Ästhetizismus und Sexualismus seit je der katholischen Naturrechtsethik entgegengesetzt hat, heute aber angesichts der entstandenen Folgen keinen rechten Ausweg findet und sich immer noch auf einen rein formalistischen Kunst- und Freiheitsbegriff ausredet. Deshalb klagen die Bischöfe: „Unsere Gesellschaft versichert allzuoft, das Schlechte nicht zu wollen, aber es fehlt ihr die Bereitschaft und der Mut, die wirklichen Gründe dafür anzuerkennen, noch wagt man die Anwendung wirklicher Heilmittel." In dieser „bürgerlichen Ratlosigkeit" der italienischen Öffentlichkeit zeigt sich die ganze Problematik der heutigen Gesellschaft. Es fehlt in dem Lande mit einer starken katholischen Tradition eine gemeinsame wirksame sittliche Überzeugung, die alle jene Kräfte mobilisieren könnte, die der gegenwärtige Zustand in Schrecken versetzt. Dem kulturellen Leben Italiens, angefangen beim Film bis zu Presse und Theater, fehlt weitgehend der sittliche Rahmen. Während die traditionellen Strukturen der Kirche in Italien weiterbestehen, vollzieht sich nicht nur ein stiller, gründlicher Auszug des katholischen Denkens aus der kulturellen Gegenwart, sondern es schwindet auch die letzte gemeinsame sittliche Überzeugung.

Dieser Punkt ist es, der den Bischöfen am meisten zu denken gibt. Eine Haltung, die echte Freiheit und künstlerisches Schaffen mit sittlicher Willkür verwechselt, findet keine genügenden Gegenkräfte mehr im Bewußtsein des Volkes. „Man sagt, das Publikum verlange eine solche Voreingenommenheit. Man verteidigt die Darstellung des Bösen, weil darin ein hoher verhütender und pugleich immunisierender Wert liege; man beruft sich auf seelische und moralische Reife des Publikums, das imstande sei, einer schmutzigen Wirklichkeit die Stirne zu bieten, ohne an deren Folgen zu leiden. Man verteidigt die Notwendigkeit eines mutigen Realismus, um die gegenwärtige Gesellschaft ohne Schonung und ohne Nachgiebigkeit anzuklagen." Die Bischöfe verweisen hier offenbar auf jene sozialkritische Strömung im italienischen Film und Theater, die sich unter dem Namen „Neoverismus" auch im Ausland ein starkes Echo geschaffen hat und die in Italien selbst zu scharfen und gegensätzlichen Reaktionen geführt hat. Sowenig man diesen Filmen vielfach technische Perfektion und künstlerische Qualität abstreiten kann, so haben gerade sie es meist nicht verstanden, Perversion als wirkliche Perversion darzustellen, sondern sind vielfach derselben Wirklichkeit erlegen, die sie kritisieren wollen. Sie haben den Eindruck der moralischen Hilflosigkeit innerhalb der Filmwirtschaft selbst, aber vor allem innerhalb des Publikums, das durchaus nicht über jene sittliche Reife verfügt, die dieser Film angeblich voraussetzt, nur noch verstärkt.
Die Bischöfe hüten sich jedoch davor, der Filmwirtschaft allein die Schuld an diesem Zustand zuzuschieben. Sie verweisen ebenso auf das Versagen der öffentlichen Gewalt wie auf das Fehlen einer wirksamen Reaktion im Publikum. „Die öffentliche Meinung", so heißt es in der Erklärung, „gibt die Schuld leicht der öffentlichen Gewalt, die nicht genügend darüber wache und der der klare Wille zum Eingreifen fehle. Die Verantwortlichen der öffentlichen Gewalt betonen dagegen, nicht intervenieren zu können, weil jene Reaktion aus dem Volke fehle, die notwendig wäre, um gewisse Übertretungen der öffentlichen Moral wirksam zu bestrafen."

Appell an den Klerus

Aber die Bischöfe wenden sich auch an den Klerus: „Die Priester und Ordensleute mögen auf die Probleme der Seelsorge achten und sich verpflichten, sich die Anweisungen der Päpste auf dem Gebiet des Films zu eigen zu machen. Sie mögen sich dieser unserer Kundgebung bedienen, um zur Bildung einer gesunden Mentalität für eine kraftvolle Verteidigung des höchsten Gutes, des Heiles der Seelen, beizutragen." Wie der Kommentar von Enrico Baragli („Osservatore Romano", 30.4.61) zeigt, ist dieser Hinweis auf die päpstlichen Dokumente nicht rhetorisch gemeint. Baragli schreibt: „Wollen wir hoffen, daß diese schwerwiegende Mahnung imstande ist, unverständliche Abwesenheiten, Widerstände und Hindernisse von seiten eines nicht geringen Teiles des Klerus zu überwinden, und möge sie jene, die sich mit dem Film befassen und andere dazu anleiten, veranlassen, sich mit den entsprechenden Dokumenten des Heiligen Stuhls vertraut zu machen." Die Hinweise der Bischöfe und der Kommentar von Baragli zeigen deutlich, daß es der italienische Klerus, und zwar nicht nur jener Teil, dem die Möglichkeit einer wirksamen Auseinandersetzung mit der Gegenwart fehlt, bisher an einer wirksamen Aktion

und sogar an notwendigem Verständnis hat fehlen lassen. Der ausdrückliche Hinweis auf den verpflichtenden Charakter der päpstlichen Kundgebungen auf diesem Gebiet und den ebenso verpflichtenden Charakter der Zensur des CCC wird nur dann wirksame Folgen haben, wenn der Klerus seinen Verpflichtungen auf diesem Gebiet besser nachkommt als bisher. Daß dabei Verweise auf die katholische Filmkommission allein nicht genügen, sondern eine persönliche Auseinandersetzung mit der Materie notwendig ist, liegt auf der Hand.

Der Ruf nach der Zensur

Die in letzter Zeit entstandene Diskussion in der italienischen Öffentlichkeit hat den Ruf nach Zensur laut werden lassen. Enrico Baragli beschäftigt sich damit ausführlich in einem eigenen Artikel in der „Civiltà Cattolica" (15. 4. 61). Aber auch von anderer Seite hat man sich damit auseinandergesetzt. So widmet Panfilo Gentile dem Thema Zensur im „Corriere della Sera" (5. 4. 61) einen eigenen Leitartikel. Letzterer wirft gerade der Regierung vor, hier jede vernünftige Initiative versäumt zu haben, was um so erstaunlicher sei, da die Regierung von katholischen Kräften getragen ist, die sich aus Gewissensgründen doch in erster Linie darum kümmern müßten. Die Bischöfe selbst nehmen in ihrer Erklärung nicht ausdrücklich zur Zensur Stellung, offenbar weil sie sich weder von einer Zensur alles erwarten noch im Staat den allein Schuldigen sehen, wie der Appell an die verschiedenen Gruppen des öffentlichen Lebens zeigt. Sie wenden sich aber an die staatliche Gewalt (nicht ohne zugleich auf die besonderen Schwierigkeiten hinzuweisen), „damit sich diese immer mehr zum klugen Interpreten und mutigen Verteidiger der Öffentlichkeit und ihrer sittlichen Fundamente mache". Ausdrücklich berufen sich die Bischöfe dabei auf das moralische Erbe des italienischen Volkes, „ein Erbe, das allen gemeinsam ist, und alle ehrenhaften Bürger müssen die Verpflichtung spüren, es zu schützen als den größten Reichtum, auch wenn ein solcher Schutz manchmal Ärger und wenig Popularität einbringt". Sie ermahnen den Staat, daß alles unternommen werde, um den bestehenden Gesetzen die nötige Wirkkraft zu geben. Ein Hinweis, der um so verständlicher ist, als die italienische Filmgesetzgebung aus den zwanziger Jahren stammt und seither keine Neuauflage erfahren hat. Nicht ohne Ironie weist Vincenzo Bassoli („Il Regno", 3. 3. 61, S. 40) darauf hin, daß bei konsequenter Anwendung des Gesetzes heute überhaupt kein Film mehr gezeigt werden könnte. Wir haben es hier offenbar mit einem Faktum zu tun, das nur innerhalb einer ganz bestimmten „südlichen Dialektik" möglich ist.

Die Bischöfe wenden sich jedoch auch an die Filmindustrie selbst und ermahnen sie, „in edelster Weise und mit dem tiefsten Verantwortungsbewußtsein vom kostbaren Geschenk ihres Berufes, den Gott ihnen gegeben hat, Gebrauch zu machen". Ebenso wenden sie sich an die Tagespresse, von deren Beurteilung der Filme für die sittliche Einstellung des Publikums viel abhänge. In der offensichtlichen Überzeugung, daß sich sittliche Faktoren nicht einfach in juristische Formeln kleiden lassen, erwarten die Bischöfe mehr von einer gesunden Reaktion von seiten aller interessierten Stellen und Gruppen als von einer einschneidenden staatlichen Gesetzgebung. Trotzdem darf man darin nicht eine Unterbewertung der Zensur oder gar deren Ablehnung erblicken. Besieht man sich den Wortlaut der Erklärung, so kommt man am ehesten zur Überzeugung, daß die Bischöfe wohl an eine Verstärkung der staatlichen Zensur denken, zugleich aber der Filmindustrie eine Selbstkontrolle nahelegen, dies um so mehr, als Pius XII., auf dessen Kundgebungen die Bischöfe sich berufen, in einer Ansprache vor italienischen Filmleuten bereits im Jahre 1955 diesen eine Art Selbstkontrolle nahegelegt hat (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 130).

In den Artikeln, die in der katholischen Presse Italiens zu diesem Thema erschienen sind, macht sich jedoch ein sichtliches Mißtrauen gegen die Wirksamkeit einer solchen Selbstkontrolle bemerkbar, ein Mißtrauen, das indirekt offenbar auch die Bischöfe bestätigen. Dieses Mißtrauen ist um so mehr begründet, als die Selbstkontrolle gerade in Italien eine besonders deutliche Niederlage erlitten hat, nachdem sie unter dem Schutz der amerikanischen Besatzung eingeführt worden war. Ein weiterer Versuch im Jahre 1958, der angesichts der drohenden Staatszensur unternommen wurde, scheiterte ebenfalls, wie das amerikanische Muster der Nachkriegszeit, an wirtschaftlichen Interessen. Enrico Baragli untersucht in dem bereits zitierten Artikel ausführlich die Möglichkeiten einer Selbstkontrolle, kommt aber zum Schluß, daß eine Selbstkontrolle bei den gegenwärtigen Verhältnissen in Italien nicht nur zur Unwirksamkeit verurteilt wäre, sondern gerade jenen, die am wenigsten sittliche Bedenken tragen und zugleich am wenigsten wirtschaftlich gesichert sind, die Möglichkeit geben würde, hinter dem Buchstaben der Selbstkontrolle sich um so unbedenklicher der Spekulation hinzugeben. Baragli sieht sich übrigens in seiner Meinung bestätigt von dem bekannten Drehbuchautor und Publizisten Indro Montanelli, der erklärte: in einem „streitsüchtigen Hühnerstall wie dem unsrigen" sei es nicht möglich, zu einer vernünftigen Selbstkontrolle zu kommen („Epoca", 20. 11. 60). Ähnlich äußerten sich Paolo Stoppa und Federico Fellini. Baragli, der eine Autorität auf dem Gebiete des Filmwesens ist, kommt zu dem Schluß, daß infolge der genannten Befürchtungen auf die staatliche Zensur nicht verzichtet werden kann, trotz Bedenken des politischen Mißbrauchs, die auch von katholischer Seite vorgebracht werden. Die staatliche Zensur, die dem Schutz des sittlichen Gemeinwohls gilt, soll aber ergänzt werden durch eine Selbstkontrolle der Filmwirtschaft, um im eigenen Interesse allzu häufige Eingriffe des Staates und damit verbundene wirtschaftliche Risiken zu vermeiden.

Neue kirchliche Statistiken aus Spanien

Im Februar 1961 erschien das neue Handbuch „Guía de la Iglesia en España", herausgegeben vom Amt für Information und Statistik der spanischen Kirche unter Leitung von Msgr. Jesús Iribarren. Der erste Großband dieses Titels erschien im Jahre 1954 (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 64), worauf Jahr für Jahr mehr oder weniger umfangreiche Ergänzungsbände hinzukamen (vgl. 12. Jhg., S. 403 f.). Das Erscheinen des neuen Jahrgangs wurde von den internationalen katholischen soziologischen Instituten sehr begrüßt und in einem eigenen Schreiben des Kardinalstaatssekretärs gewürdigt.

Neben den aus den früheren Bänden schon bekannten Rubriken gibt das neue Handbuch auf 900 Seiten u. a. ein nach dem Territorialprinzip gegliedertes namentliches

Verzeichnis des gesamten spanischen Klerus samt Diözesankapiteln, kirchlichen Organisationen, Seminarien und Ordensniederlassungen. Nach Diözesen zusammengefaßte Zahlen bieten jeweils die statistische Entwicklung der kirchlichen Daten von 1769 bis 1960 und sind damit eine international einzigartige Quelle.

Heute gibt es in Spanien 19370 Pfarreien mit 42440 Kirchen. (Das Handbuch enthält auch ein kunstgeschichtlich sehr aufschlußreiches Verzeichnis aller unter Denkmalsschutz stehenden Kirchen- und Klostergebäude.) Die Zahl der Weltpriester beträgt 25530, der Ordenspriester 8820, der männlichen Ordensprofessen mehr als 20000, der weiblichen mehr als 70000.

33400 Seminaristen bereiten sich auf das Welt- und Ordenspriestertum vor. Mehr als die Hälfte von ihnen kommt nach wie vor aus dem Bauernmilieu; allerdings ist dessen Anteil im Abnehmen begriffen. Umgekehrt ist der Anteil der Söhne aus Arbeiterfamilien (5120) wesentlich gestiegen. 40% der Priesterseminaristen kommen aus Familien mit fünf und mehr Kindern.

Die Kirche in der Gesellschaft

Die kirchliche Presse zählt in den 64 spanischen Diözesen 1603 Titel, davon 45 Tageszeitungen und 93 Wochenblätter. Es gibt 1001 kirchliche Filmtheater mit teilweise über 1500 Sitzplätzen.

Die Zahl der kirchlichen Volksschulen beläuft sich auf 4078; sie werden von 683000 Schülern (davon 412000 ohne Schulgeld) besucht. Es gibt 298 höhere Schulen für Jungen und 604 für Mädchen. Die Zahl der Schüler beträgt 163100 (mehr als 80% aller höheren Schüler Spaniens), davon 46700 ohne Schulgeld. 99000 Jungen besuchen die 698 kirchlichen Berufsschulen.

An einzelnen Tatbeständen der allgemeinen Bevölkerungsstatistik lassen sich in dem neuen Handbuch noch ablesen:

ein weiter steigender Geburtenüberschuß (1901: 9,2; 1930: 10,7; 1950: 9,2; 1955: 11,1; 1957: 11,9‰);

ein Absinken der unehelichen Geburten (1957: 20900 = 3,3% der Lebendgeburten);

ein langsames Absinken der Selbstmorde (1958: 1510).

Der Protestantismus

Auf der Ebene der Diözesen hat ein katholisches Institut Erhebungen angestellt, um die Zahl der Nichtkatholiken zu erfassen; wegen der unvermeidlichen Fehlerquellen wird diese jeweils mit Maximum und Minimum angegeben. Danach haben die Reformationskirchen und die protestantischen Sekten die folgenden Mitgliederzahlen an gebürtigen Spaniern:

Plymouth-Brüder	4800—5700
Baptistenunion	3400—4000
„Spanische Evangelische Kirche" (presbyterianisch)	2500—3100
Adventisten des 7. Tages	1300—1600
„Bund der unabhängigen evangelischen Kirchen"	1000—1200
Zeugen Jehovas	630— 640
„Spanish Christian Mission"	580— 780
Spanische Reformierte Episkopalkirche (anglikanisch)	480— 600
Pfingstler	220— 250
Quäker	30— 40
Sonstige	450— 660

Insgesamt gibt es nach dieser Erhebung 15400 bis 18600 spanische Protestanten. Sie sind im Land sehr ungleich verteilt; weitaus die größte Zahl lebt in Katalonien, während die ganze Region Navarra und vier weitere Provinzen keinerlei organisierten Protestantismus kennen. Aus dem Jahr 1958 sind 326 nichtkatholische Eheschließungen bekannt.

Priesternachwuchs in Frankreich

Vom 4. bis 8. April 1961 fand in Toulouse unter dem Vorsitz des Oberhirten der Diözese, Erzbischof Garrone, der 70. Französische Nationalkongreß der „Union d'œuvres", der Vereinigung der katholischen Werke, statt. Der Kongreß stand unter dem Leitwort „Der Priester- und Ordensberuf als pastorales Problem". 25 Erzbischöfe und Bischöfe und 2500 Priester und Ordensleute nahmen an den Sitzungen teil. Die Bedeutung des Kongresses wurde durch die Anwesenheit des Erzbischofs von Bordeaux, Kardinal Richaud, und des Apostolischen Nuntius, Erzbischof Bertoli, die im Verlauf der Tagung auch beide das Wort ergriffen, unterstrichen. Der Präfekt der Studienkongregation, Kardinal Pizzardo, und Kardinalstaatssekretär Tardini sandten Schreiben an den Kongreß.

Das Thema des Kongresses war bedingt durch den immer stärker spürbar werdenden Priestermangel in den meisten französischen Bistümern und durch all jene Probleme, die als deren Ursache oder Folge auftreten. Die Versammlung, in deren Verlauf alle wesentlichen Punkte, die zum Thema Bezug haben, angefangen von den kleinen Seminarien bis zur Frage der Spätberufe, zur Sprache kamen, hatte sich zunächst mit den allerdings noch spärlich vorhandenen statistischen Daten über den Priesternachwuchs auseinanderzusetzen.

Die statistischen Daten

1959 kamen in Frankreich auf einen Seelsorgsgeistlichen 1096 Katholiken. Diese Zahl gäbe keinen besonderen Anlaß zur Sorge, besonders wenn man sie mit den entsprechenden Zahlen in den übrigen europäischen Ländern vergleicht. So kommen in Italien 1109 Gläubige auf einen Seelsorgspriester, in Spanien 1336, in Deutschland 1568, in Österreich 1578 und in dem priesterärmsten Lande Europas, in Portugal, sogar 2311 (vgl. Dellepoort, Greinacher, Menges, Die deutsche Priesterfrage, Mainz 1961, S. 22). Da aber die jeweils verschiedenen Voraussetzungen in den einzelnen Ländern berücksichtigt werden müssen, ist ein solcher Vergleich nur begrenzt zulässig. So verfügen beispielsweise Deutschland und Österreich über eine bedeutend bessere geographische Verteilung der Diözesen und Pfarreien als Frankreich, und Spanien kennt keine solche Überalterung des Klerus, wie wir sie in Frankreich haben. Am ehesten lassen sich die französischen Verhältnisse mit den italienischen vergleichen: ungefähr die gleichen Verhältniszahlen zwischen Gläubigen und Seelsorgsklerus, sehr ähnliche Verhältnisse hinsichtlich der Größe der Diözesen und Pfarreien, beide Länder leiden unter einer spürbaren Überalterung des Seelsorgsklerus, in beiden Ländern läßt der Zuzug zu den Seminarien ebenso wie die Beharrungsziffer der Seminaristen weiterhin nach (vgl. „Osservatore Romano", 16. 4. 61; ferner die Ansprache des Papstes an die italienischen Seminaristen und Seminarvorstände vom 21. 4. 61, „Osservatore Romano", 22. 4. 61). Die Nachwuchszahlen der beiden Länder bestätigen die Ähnlichkeit der Verhältnisse. So kommen auf einen Theologiestudenten in Frank-

reich 4440 und in Italien 4870 Gläubige (vgl. Erzbischof Franz Jachym, Die europäische Priesterfrage, Wien 1953, S. 325). Wiederum ist die Zahl der Theologen in den beiden Ländern bedeutend höher als beispielsweise in Deutschland, wo auf einen Theologiestudenten 6730 Gläubige kommen. Man muß dabei aber beachten, daß sich in Deutschland, wenigstens in manchen Gebieten, der Nachwuchs mehr und mehr auf die Städte konzentriert, während zum Beispiel Rom im letzten Jahr keinen einzigen Neupriester hatte. Für Paris und andere Großstädte Frankreichs gilt ähnliches. Aufschlußreich für die Lage des Seelsorgklerus in Frankreich ist die Tatsache, daß es auf dem Lande viele kleine und kleinste Pfarreien gibt, während in den großen Städten, besonders in den Randsiedlungen, wo sich die vielen Zuwanderer ansiedeln, Tausende von Katholiken ohne Pfarrei und ohne seelsorgliche Betreuung leben. Um einige Beispiele anzuführen: in der Diözese Besançon gab es 1959 beinahe 600 Pfarreien mit weniger als 300 Katholiken, in Amiens 555, in Soissons 460, in der Diözese Digne sogar mehr als 100 Pfarreien mit weniger als 50 Gläubigen (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 321). In der Diözese von Amiens soll es bisher sogar eine Pfarrei mit nur 10 Katholiken gegeben haben. Hier wird deutlich, wie wenig die Entwicklung der Seelsorge mit der technischen und demographischen Entwicklung Schritt gehalten hat. Während man an den (wegen der Landflucht) aussterbenden Landpfarreien bis zum letzten Mann festhält, unterläßt man es in den sich neu bildenden Randsiedlungen der großen Städte, unter den religiös und sittlich gleichermaßen gefährdeten Zuwanderern Fuß zu fassen. Es kann deswegen als eine ebenso begrüßenswerte wie aufsehenerregende Neuerung angesehen werden, daß der Bischof von Amiens durch ein Dekret vom 20. April 1961 den sonntäglichen Pfarrgottesdienst in 108 kleinen Landpfarreien ab 1. Mai 1961 verboten hat (KNA, 21. 4. 61). Der Bischof begründete diese Maßnahme ausdrücklich mit dem Hinweis auf die Seelsorgsnot in den Städten. Wird diese organisatorische Umstellung konsequent weitergeführt, so verliert der vielzitierte Alarmruf, daß in Frankreich 15 000 Pfarreien ohne Priester seien, bedeutend an Gewicht. Aber trotz aller organisatorischen Umstellungen und Neugruppierungen wird es auf Jahre nicht möglich sein, die Seelsorgsstellen dem Bedarf entsprechend zu besetzen, da der Zugang zu den Seminarien gerade während der letzten Jahre stark abgenommen hat. Die Zahl der Priesterweihen in Frankreich betrug in den Jahren 1952—1956 nur knapp 4000 gegenüber 6000 in den Jahren 1947—1951. Dies bedeutet einen Rückgang von mehr als 30 % innerhalb von vier Jahren. Ebenso deutlich sinkt die Zahl der Neuaufnahmen in den kleinen Seminarien, aus denen immerhin noch ein Großteil des Priester- und Ordensnachwuchses kommt. 1935 gab es noch 1300 Priesterweihen, 1955 nur noch 850. Gering ist auch die Zahl der kleinen Seminaristen, die später in die Priesterseminare übertreten. Nach F. Boulard beträgt der Satz nur 12—15 % (vgl. Erzbischof Franz Jachym, a. a. O., S. 77 ff.).

Demgegenüber muß als sehr erfreuliche Tatsache gewertet werden, daß in den letzten Jahren die Zahl der Spätberufe in Frankreich wie in den meisten anderen europäischen Ländern bedeutend zugenommen hat. Diese Tatsache ist nicht nur für die Zahl der Berufe, sondern auch für die Art der Berufungen von besonderer Bedeutung. Sie läßt darauf schließen, daß die Berufsentscheidung mehr und mehr zu einer persönlichen Entscheidung des einzelnen wird, was bei den verschiedenen Einflüssen, denen gerade solche Entschlüsse ausgesetzt sind, nicht ganz selbstverständlich ist. Das Vorherrschen der persönlichen Entscheidung wird durch die Tatsache bestätigt, daß auch bei den „Frühberufen" die eigentliche Berufsentscheidung zunehmend immer mehr erst im Wachstumsalter, also zwischen 13—17 Jahren, fällt. Dieselbe Zunahme an Spätberufen ist auch bei den Ordensberufen festzustellen. So wurde für den Ordenseintritt ein Durchschnittsalter von 22,6 Jahren errechnet (vgl. „Informations Catholiques Internationales", 15.3.61, S. 10). Anlaß zu einer gewissen Sorge gibt immer noch die soziale Herkunft der Berufe. An erster Stelle stehen hier die Söhne der höheren Angestellten und Selbständigen, gefolgt von den mittleren Führungsschichten. An dritter Stelle folgt die bäuerliche Bevölkerung und erst an letzter Stelle die Arbeiterschaft. Da der Anteil der ersten zwei Gruppen an der Gesamtbevölkerung relativ gering ist, bildet den traditionellen Nährboden für den Priesternachwuchs immer noch die bäuerliche Bevölkerung. Deswegen besteht eine Wechselwirkung zwischen der fortschreitenden Auflösung der ländlichen Strukturen und der sinkenden Zahl der Neupriester. Die soziale Herkunft der Priester zeigt aber auch, wie negativ sich die Entchristlichung der Arbeiterschaft auf den Priesternachwuchs auswirkt. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß das Arbeitermilieu heute an sich für die Weckung von Priesterberufen ungeeignet ist. M. Lacambe, der Nationalsekretär der JOC, wies in seinem Referat darauf hin, daß es innerhalb der christlichen Arbeiterbewegung zahlreiche Familien gebe, aus denen Priester- und Ordensberufe hervorgehen. Würde man einen Vergleich anstellen zwischen der Zahl der praktizierenden Katholiken in der Arbeiterschaft und den praktizierenden Katholiken der anderen sozialen Schichten, so würde man zu einem für die Arbeiterschaft wesentlich günstigeren Ergebnis kommen. Denn die Voraussetzungen für Priesterberufe sind ohne Zweifel in einer militant katholischen Arbeiterfamilie günstiger als in vielen zu sehr von der Tradition geprägten bürgerlichen und bäuerlichen Familien. Trotzdem ist nicht eher mit einem Anwachsen der Priesterberufe aus der Arbeiterschaft zu rechnen, als die Arbeiterschaft nicht selbst mehr und mehr für die Kirche zurückgewonnen ist.

Eine Meinungsumfrage

Um diese Gegebenheiten besser zu beleuchten, war von Teilnehmern des Kongresses in Zusammenarbeit mit dem Französischen Institut für Meinungsforschung eine Umfrage durchgeführt worden, die die Haltung der Franzosen gegenüber dem Priester von heute erkunden sollte. Das Ergebnis dieser Umfrage gab der stellvertretende Verlagsdirektor von „Informations Catholiques Internationales", Dubois-Dumée, in seinem Referat vor dem Kongreß bekannt. Folgendes konnte festgestellt werden: Die öffentliche Meinung in Frankreich denkt im allgemeinen über den Priester nicht schlecht. Er wird meist als einfacher, sympathischer, gebildeter und frommer Mensch angesehen. Beanstandet wurde nur die Art und Weise, wie der Priester vielfach hinter dem Gelde her sei. Die Umfrage hat indessen gezeigt, daß die Öffentlichkeit den Priester meist nur sehr oberflächlich kennt. Meist sind es nur rein menschliche Eigenschaften, die anerkannt oder kritisiert werden. Der übernatürlichen Sendung des Geistlichen sind sich die meisten nicht bewußt. Dubois-Dumée führt

diese oberflächliche Kenntnis des Priesters auf den geringen Kontakt zwischen Priester und Volk zurück. Der Kontakt sei zwar noch vorhanden, aber er sei meist nicht seelsorglicher Natur. Der Durchschnittsfranzose begegnet dem Priester meist nur anläßlich außergewöhnlicher Ereignisse, wie Taufe, Erstkommunion, Eheschließung usw. Noch geringer scheint der Kontakt der Bevölkerung mit den Orden zu sein. Die meisten kannten überhaupt nur caritativ tätige Orden. Fehlt die direkte Beziehung zum Priester, so bleibt nur der indirekte Kontakt über die Instrumente der modernen Kommunikation und Meinungsbildung, über Presse, Rundfunk, Fernsehen und Film. Das Bild vom Priester wird weitgehend von diesem indirekten Kontakt geprägt. Es kommt aber sehr darauf an, welches Bild vom Priester nun diese Instrumente der öffentlichen Meinungsbildung entwerfen. Der Referent, der ein Jahr lang vier große neutrale Zeitungen auf ihre religiöse Berichterstattung hin überprüft hat, mußte feststellen, daß im ganzen Jahre nur über drei religiöse Ereignisse wahrheitsgetreu berichtet worden war. Eine solche Berichterstattung, die sich des Priesters meist nur in bestimmten Grenzsituationen annimmt und selbst diese Grenzsituation verzerrt wiedergibt, ist natürlich nicht geeignet, auch bei der größten Unvoreingenommenheit des Lesers, die wiederum nicht einfach vorausgesetzt werden kann, bei diesem einen wahrheitsgetreuen Eindruck von der Kirche und der priesterlichen Existenz zu vermitteln. Ähnliches gilt vom Film, in dem der Priester meist in einer „allzu dramatischen" und einseitig menschlichen Weise dargestellt wird. Zu sehr beschäftigt sich der Film mit Priestergestalten, die unter der Einsamkeit leiden oder daran zerbrechen. Da sich das Publikum nach solchen Vorstellungen das Bild vom Priester bildet, können die hohen menschlichen Eigenschaften, die ihm zugesprochen werden, über die falschen Vorstellungen über den Priester im Volke nicht hinwegtäuschen.

Die Meinung der praktizierenden Katholiken

In Ergänzung zu dieser soziologischen Umfrage wurden 50 000 Fragebogen versandt, mit deren Hilfe die Einstellung der aktiven und praktizierenden Katholiken zum Priester erkundet werden sollte. In den 7000 Antworten aus ganz Frankreich wurden hauptsächlich zwei Gruppen von Faktoren festgestellt, die in den Augen dieser Katholiken ein Hindernis für den jungen Menschen gegenüber dem Priesterberuf darstellen. Die erste Gruppe umfaßt mehr äußere Faktoren. Als besonderes Hindernis wurde die allzu starke Trennung des Priesters vom Volk empfunden, seine persönliche Isolierung und Einsamkeit. Für viele bedeutet auch der Zölibat ein Hindernis. Er scheint vielen mit den heutigen Lebensbedingungen, aber auch mit der ursprünglichen Bestimmung des Menschen zum Leben in der Ehe und Familie in Widerspruch zu stehen, so daß sie an die Erfüllung der Zölibatspflichten durch den Priester kaum glauben. Die heutige Betonung der Werte von Ehe und Familie, die bei den französischen Katholiken besonders stark ist, bildet ohne Zweifel eine wichtige Ursache für die Minderbewertung des Zölibats.

Das Tragen der Soutane wird von den „Saisonkatholiken" aus folkloristischen Gründen (sic!) begrüßt, während es gerade von den militanten Katholiken abgelehnt wird. Sie beklagen, daß die Priester sich heute noch so kleiden müssen wie ein Zeitgenosse Napoleons.

Die meisten der Befragten wiesen aber auch auf allgemeinere und tiefer liegende Hindernisse hin: wachsender Materialismus und fortschreitende Entchristlichung auch bisher gläubiger Schichten und vor allem die einseitige technische und wirtschaftliche Orientierung der Massen, die ein Klima der Kampflosigkeit und Bequemlichkeit schafft, die sich für militante und schwere Opfer fordernde Berufe negativ auswirkt. Diese Tatsache betrifft aber, wie Dubois-Dumée in seinem Referat zeigte, nicht bloß den geistlichen Nachwuchs, sondern alle Bewegungen mit militantem Charakter. Die negativen Folgen des wirtschaftlichen Wohlstandes wirken sich auch auf die Führungskräfte der Gewerkschaften, Parteien und der katholischen Verbände aus.

Die Referate und Arbeitsgemeinschaften, verbunden mit einem öffentlichen Diskussionsabend, sollten aus den Ergebnissen der Meinungsumfragen eine Art Synthese schaffen. P. Vereecke CSSR vom Institut Catholique gab in seinem Referat eine geschichtliche Übersicht über das Problem der geistlichen Berufungen innerhalb der Kirche und stellte fest, daß der Kirche in jeder geschichtlichen Epoche so viele geistliche Berufe geschenkt worden sind, wie nötig waren, um die jeweils besondere Situation der Kirche zu bewältigen. Als Beispiel dafür führte er die verschiedenen Ordensgründungen an, durch die der Kirche immer wieder neue, einem ganz bestimmten Bedürfnis entsprechende Berufungen zugeführt worden sind.

P. Liégé OP (Saulchoir) hob in seinem pastoraltheologischen Grundsatzreferat die Verantwortung der ganzen Kirche für den Priesternachwuchs hervor. Die Weckung und Pflege von Priesterberufen seien kein Monopol der Priester, sondern gehen auch den Laien an, besonders die katholischen Familien. Damit aber diese Aufgabe genügend erkannt werde, müsse die kirchliche Verkündigung einen Begriff der Kirche und des Priestertums vermitteln, der geeignet ist, das übernatürliche Fundament des Priesterberufes sichtbar zu machen. Das Problem der geistlichen Berufe könne nicht isoliert betrachtet werden, sondern nur im Zusammenhang der ganzen kirchlichen Pastoral. Die Sendung des Priestertums könne nur dann voll verstanden werden, wenn sich die Katholiken ihrer Berufung als Getaufte und Glieder der Kirche bewußt seien.

Kardinal Richaud wies auf die Notwendigkeit technischer und organisatorischer Umstellungen hin und unterstrich unter Hinweis auf das kommende Vatikanische Konzil die Notwendigkeit, sich über die gebotenen Möglichkeiten Rechenschaft zu geben und die verfügbaren Kräfte zu sammeln.

M. Lacambe, der Nationalsekretär der JOC, betonte in seinem Referat die Dringlichkeit, in besonderer Weise geistliche Berufungen aus der Arbeiterschaft zu pflegen, weil zur Missionierung der Arbeiterschaft mehr Priester aus den eigenen Reihen notwendig seien. Aber auch dies sei nur möglich, wenn sich Priester wie Laien um die Pflege echten apostolischen Geistes in den Pfarreien bemühten. „Das Fehlen der apostolischen Offenheit einer Pfarrei ist einer der Gründe für den Mangel an Berufen."

An der priesterlichen Ausbildung kritisierte der Referent manche Gepflogenheiten und Einrichtungen in den Seminarien, angefangen von der allzu starken Isolierung der Kandidaten von der Familie und vom eigenen Milieu bis zur Erziehung zu einem theologischen Sprachgebrauch, der zwar wissenschaftlich, aber für die Verkündigung wenig brauchbar sei.

Das Schlußwort von Erzbischof Garrone

In seinem Schlußreferat faßte Erzbischof Garrone als Vorsitzender des Kongresses das Ergebnis der Beratungen zusammen: Er warnte, sich angesichts des Priestermangels einem sterilen Pessimismus hinzugeben. Der Priestermangel sei zwar seit einem halben Jahrhundert bereits spürbar und mache sich in Seminarien und Noviziaten in gleicher Weise bemerkbar, aber der Alarmruf, der deswegen erfolgt sei, sei kein Aufschrei eines Sterbenden, sondern Ausdruck des Willens zum Leben. Man solle sich in den gegenwärtigen Entwicklungen keinen Täuschungen hingeben. Wenn alle Katholiken, Priester und Laien, ihre Aufgaben voll erfüllten, werde es auch unserer Zeit an Berufungen nicht fehlen. Ausdrücklich widerlegte der Bischof die Meinung, das industrielle Klima sei für die Weckung geistlicher Berufe ungeeignet. Er wies darauf hin, daß hochindustrialisierte Gebiete in Deutschland und Holland über einen besseren geistlichen Nachwuchs verfügen als bestimmte agrarische Gebiete in anderen Ländern. Ganz offensichtlich sei dieser Gegensatz in Nord- und Südamerika. Jede Gesellschaftsstruktur sei geeignet, geistliche Berufe hervorzubringen, sofern die Christen sich genügend bemühen, diese Strukturen mit christlichem Geiste zu erfüllen. Da die Kirche heute eine universale Kirche sei und jeder einzelne der Welt als Ganzheit gegenüberstünde, können Berufe nur gedeihen, wenn sie in ihrer universalen Bedeutung sichtbar gemacht werden und in der Förderung der Berufe jeder Partikularismus vermieden wird.

Für und wider die Muttersprache in der Liturgie

In der Absicht, einen Beitrag zur Information der Väter des künftigen Konzils zu leisten, führte die „Vernacular Society of Great Britain" im Sommer des vergangenen Jahres unter dem Welt- und Ordensklerus der Diözese Portsmouth eine Meinungsumfrage über das Für und Wider der Muttersprache in der Liturgie durch. Ihre Ergebnisse wurden in der Zeitschrift „The Clergy Review" (Bd. 46, Nr. 4, April 1961, S. 193—210) veröffentlicht.

Die genannte Vereinigung britischer Katholiken, die in ihrer Mehrheit aus Laien besteht, sucht die Anteilnahme der Gläubigen an der Liturgie zu fördern und tritt aus diesem Grunde für einen häufigeren Gebrauch der englischen Sprache in den Gottesdiensten ein, der in Großbritannien noch nicht in demselben Umfang üblich ist wie in den Ländern deutscher Zunge. Daraus erklärt sich die Existenz einer Vereinigung mit diesem Ziel. In England wird das Lateinische nicht allein aus Verehrung gegen die Überlieferung und als Ausdruck katholischer Universalität verteidigt. Man sieht in der Sprache der Kirche auch ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal gegenüber den Anglikanern und ein Symbol jener Treue zu Rom, die durch das Blut vieler Märtyrer besiegelt worden ist. Darum ist die Frage der liturgischen Sprache in diesem Lande durch Gefühlsmomente belastet, die anderswo nicht so empfunden werden, und diese haben ihre tiefen Wurzeln in der konservativen Haltung der Briten zu traditionellen Bräuchen, die sich auch im religiösen Leben der Katholiken widerspiegelt. So ist es nicht verwunderlich, daß auch die Antworten auf diese Umfrage zu einem größeren Teil, als man vielleicht erwartet, Vorbehalte oder gar eine grundsätzliche Ablehnung zum Ausdruck bringen, deren Begründungen den Klerus und die Laien in den deutschsprachigen Ländern wahrscheinlich nicht ganz befriedigen und zum Teil durch die Erfahrung widerlegt werden. Bei allem Respekt vor diesen Überzeugungen hat der ausländische Gast englischer Katholiken den Eindruck, daß die aktive Teilnahme der Gläubigen an der Liturgie dort äußerlich weniger zum Ausdruck kommt als in vielen gottesdienstlichen Gemeinden in Mitteleuropa, und er wird kaum davon abzubringen sein, daß das auch mit dem ganz überwiegenden Gebrauch des Lateinischen im Gottesdienst zusammenhängt.

Eine Umfrage

Die britische Umfrage erging an 302 Geistliche der Diözese Portsmouth, 137 Welt- und 165 Ordenspriester, und sie wurde von 122 der Befragten, nämlich von 60 Welt- und 62 Ordensgeistlichen, beantwortet. Leider mußte sie in Anbetracht der zur Verfügung stehenden Möglichkeiten auf einen so engen Kreis beschränkt werden. Aber vielleicht ist dieser Kreis dennoch repräsentativ für den ganzen englischen Klerus, weil er nach keinerlei künstlichen Gesichtspunkten, sondern einfach nach der Diözesanzugehörigkeit zusammengesetzt war. Die Laien kommen dabei zwar nicht zu Gehör, doch darf man annehmen, daß die Seelsorger bei ihrer persönlichen Entscheidung auch an die Mitglieder ihrer Gemeinden gedacht haben. Leider hat nicht einmal die Hälfte der Befragten geantwortet. Doch ist diese Beteiligung angesichts der Erfahrungen bei sonstigen Enqueten nicht schlecht, und es gibt keinen Grund, die Schweigenden überwiegend der einen oder der anderen Meinung zuzuzählen. Auch die Schlußfolgerung, daß sie allesamt die Umfrage für bedeutungslos oder ihren Gegenstand für unangemessen angesehen und deshalb geschwiegen hätten, wäre voreilig; je mehr die Adressaten einer Umfrage auf Grund ihrer Bildung und Sachverständigkeit die Tragweite ihres Gegenstandes erkennen und gewohnt sind, ihr Urteil abzuwägen, um so weniger sind sie geneigt, bei einer solchen Gelegenheit mit einem klaren Ja oder Nein zu antworten, und um so eher, zu schweigen. Man darf deshalb mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Redenden auch für die Schweigenden gesprochen haben.

Soll die Muttersprache grundsätzlich zugelassen werden?

Die Frage nach der Opportunität der Muttersprache bezog sich auf die heilige Messe, die Heilige Woche und das kirchliche Offizium. Die Sakramente blieben außer Betracht, weil darüber auch in England soviel wie eine Meinung besteht und mit der Einführung der englischen Sprache schon begonnen wurde. Was die heilige Messe betrifft, ist das Ergebnis recht vielsagend. Von den Pfarrern waren 70 % gegen jeden Gebrauch der englischen Sprache, von den Hilfsgeistlichen dagegen 68 % dafür. Ebenso sprachen sich 58 % der Ordensleute dafür aus, und unter diesen Befürwortern waren 90 % der auswärtigen Missionare, die man gefragt hatte. Auch von den im Lehrfach tätigen Ordensgeistlichen äußerten sich fast zwei Drittel zugunsten des Englischen; die in der Pfarrseelsorge beschäftigten Ordensleute allerdings im gleichen Verhältnis dagegen. Alles in allem befürworteten 52 % der Antworten die Einführung der englischen Sprache in die heilige Messe in einem mehr oder weniger großen Umfang. In bezug auf die Gottesdienste der Osterfeier stieg dieser Prozentsatz auf 61 %. Für die Muttersprache

beim privaten Gebet des kirchlichen Offiziums stimmten 54 % der Weltgeistlichen, allerdings nur 34 % der Ordensleute.

Gründe dafür ...

Die Begründung der Entscheidung, die zunächst prinzipiell für oder gegen die Einführung der Muttersprache getroffen werden sollte, war durch die Umfrage erleichtert worden. Der Fragebogen führte sechs Gründe dafür und sechs dagegen an, die nur nach ihrem Gewicht zu bewerten waren. Die Befürworter der Muttersprache bewerteten als wichtigste Gründe den Verkündigungscharakter der Liturgie und die gemeinschaftsbildende Wirkung gemeinsamen Betens in der Muttersprache; die Weltpriester mehr das Erste, die Ordensgeistlichen mehr das Zweite. Als weitere Gründe wurden anerkannt die Angemessenheit, das Wort Gottes dem Volk Gottes in dessen eigener Sprache zu verkündigen, und die Erleichterung der aktiven Teilnahme an der Messe in Gestalt der missa dialogata. An letzter Stelle kamen der Gedanke, die Messe für die Gläubigen interessanter oder attraktiver zu machen, und die Überzeugung von der Schönheit und Würde der englischen Sprache als Ausdruck des Gottesdienstes.

... und dagegen

Die Gegner jeden Gebrauchs der Muttersprache in der Liturgie nannten als Hauptgrund für ihre Entscheidung die in der lateinischen Sprache versinnbildete Einheit der Kirche und in engem Zusammenhang damit die befriedigende Tatsache, daß die lateinische Messe auf der ganzen Welt in genau derselben Weise gefeiert wird. An dritter Stelle führte die Mehrzahl der Gegner aus dem Weltklerus an, daß beim Volk kein Bedürfnis nach Einführung der Muttersprache bestehe, während die Ordensleute auf das Moment des Mysteriums und seine Repräsentation durch die lateinische Sprache hinwiesen. Dieser Grund spielte bei den Weltgeistlichen die letzte Rolle. Wichtiger erschien ihnen dagegen die Ehrfurcht vor der Romtreue der englischen Märtyrer. Alle waren sich darin einig, daß die Schwierigkeiten einer guten einheitlichen Übersetzung der Meßtexte nicht unüberwindlich sein würden.

Um den lateinischen Kanon

Für den status quaestionis einer Reform der liturgischen Sprache ist es bezeichnend, daß die Frage, ob die ganze heilige Messe in englischer Sprache gefeiert werden solle, überhaupt nicht gestellt wurde, wiewohl sie doch eigentlich das Problem am radikalsten zum Ausdruck bringt. Es scheint als ausgemachte Sache zu gelten, daß an dem lateinischen Kanon unter keinen Umständen gerüttelt werden dürfe. Der Grund für diese, wie es scheint, ziemlich allgemeine Meinung liegt wohl darin, daß man im lateinischen Kanon den angemessenen Ausdruck der Ehrfurcht vor dem mysterium fidei erblickt. Ob die Ansicht, das Mysterium müsse durch die Sprache angedeutet werden, liturgisch haltbar ist, kann freilich bezweifelt werden. Ursprünglich war es nicht so. Man kann sich auch nicht auf die Vorschrift berufen, daß der Kanon vom Priester leise gesprochen werde; denn für die Bischofsmesse ist das Gegenteil vorgeschrieben. Man darf auch fragen, ob die Verwendung verschiedener Sprachen unter Beibehaltung des Lateinischen für den Kanon nicht neuerdings bei den Gläubigen jene unkorrekten Vorstellungen begünstigen würde, die sich früher in der Unterscheidung zwischen Messe und „Vormesse" und zwischen drei Hauptteilen der Messe ausdrückten, von denen die Wandlung der „wichtigste" war. Das mag zu der gerade in katholischen Ländern verbreiteten Unsitte beigetragen haben, besonders in der Männerwelt, sich bei der „Anhörung" der Sonntagsmesse auf den unhörbaren „wichtigsten" Teil zu beschränken.

Für welche Teile der Messe ist die Muttersprache wünschenswert?

Aber die britische Umfrage zeigt, daß die meisten Befürworter des Gebrauchs der Muttersprache sie nur im Wortgottesdienst eingeführt wissen wollen, und auch da nicht einmal in allen Teilen. Nur für Epistel und Evangelium fand sich eine Mehrheit von 62 %; in bezug auf die Kollekte war sie erheblich knapper. Für die übrigen Teile des Wortgottesdienstes wurde von der Mehrheit das Lateinische gefordert. Nur die kleine Minderheit von 8 % sprach sich dafür aus, daß die ganze „Vormesse" in der Muttersprache gehalten werde. Danach ist es nicht mehr verwunderlich, daß eine Mehrheit von 61 % der Antworten für den gesamten Opfergottesdienst der Messe die lateinische Sprache beizubehalten wünscht. Etwas größer, doch immer noch in der Minderheit war das Verlangen, daß das Paternoster und die Postcommunio in der Muttersprache gebetet würden.
Im Gottesdienst der Heiligen Woche befürworteten 70 % der Antworten den Gebrauch des Englischen in der Passion, und fast ebenso viele forderten dasselbe für sämtliche Schriftlesungen und die Fürbittgebete. Dagegen war eine schwache Mehrheit für die Beibehaltung der lateinischen Hymnen. Für die öffentliche Rezitation des Offiziums verlangte die Zweidrittelmehrheit die Beibehaltung der lateinischen Sprache.

Spontane Begründungen

Schließlich sind noch einige Begründungen zu erwähnen, die manche Einsender ihrer Antwort aus eigener Initiative hinzufügten. Wie stark die Entscheidung in dieser Sache von Ressentiments beeinflußt wird, das zeigt sich in so extremen und pauschalen Urteilen wie dem, der Gottesdienst in der Muttersprache sei doch eigentlich „plain common sense" und nur deshalb noch nicht eingeführt, weil unter uns Katholiken jede auch noch so konstruktive Kritik an irgendeiner kirchlichen Einrichtung als ehrfurchtslos verrufen, mithin die Bedeutung der Tradition maßlos übertrieben werde. Dagegen meinen andere, die Einführung der Muttersprache sei weder notwendig, noch werde sie von der Mehrheit des gläubigen Volkes überhaupt gewünscht. Es seien nur kleine Kreise der fürchterlichen Intellektuellen, die aus Neuerungssucht oder aus protestantisierenden Neigungen soviel Lärm darum schlügen. Auch die Ansicht, die ganze Frage gehöre in die Kompetenz der Hierarchie, was ja niemand bestreitet, darf eigentlich nicht zu der Folgerung führen, daß die übrigen Gläubigen keine Meinung darüber haben oder äußern dürften. Wenn es so wäre, dann wäre der Grund dafür wahrscheinlich eher in einem Mangel an Interesse zu suchen. Wenn daher manche Antworten so sehr hervorheben, das Volk wolle gar nicht die Muttersprache, dann bedienen sie sich eines Argumentes von zweifelhaftem Wert. Andere sind der Meinung, für die Verständlichkeit der Texte sei durch die zweisprachigen Laien-

meßbücher und den Dolmetscherdienst der Vorbeter genügend gesorgt, und übrigens könne jeder bei etwas gutem Willen soviel Latein lernen, wie für die Messe nötig sei. Nun, das wird durch die Erfahrung nicht eben bestätigt; sind doch im allgemeinen nicht einmal die Ministranten in der Lage, die Texte zu verstehen, die sie zu sprechen haben. Und alle Hilfsmittel der Übersetzung beweisen, wie ein Benediktinermönch aus dem Lehrfach schreibt, nicht nur die Tatsache, daß die lateinische Sprache ein Hindernis für das Verständnis ist, sondern mehr noch, daß die aktive Teilnahme der Gläubigen ebenso ersehnt wie durch die fremde Sprache erschwert wird. „Wäre es nicht besser, man würde uns erlauben, zu Gott zu sprechen, und Gott erlauben, zu uns zu sprechen in einer Sprache, die beide Teile verstehen?" „Wir müssen der Tatsache ins Auge sehen", äußert ein anderer, „daß heute die Einheit und Gleichförmigkeit, die durch das Lateinische bewirkt wird, allzuoft Teilnahmslosigkeit, Unwissenheit und Gleichgültigkeit bedeutet, nicht aber aktive Anteilnahme." Als schlichtesten und zugleich schwerwiegendsten Grund zugunsten der Muttersprache aber nennen mehrere Antworten spontan die Tatsache, daß der Herr selbst mit dem Volk in seiner Muttersprache verkehrte und sich niemals scheute, mit Traditionen zu brechen, die sich in Hindernisse verwandelt hatten. Und Christus ist es doch schließlich, der heute in der Liturgie spricht, deren wirklicher Hoherpriester er ist.

Aus der totalitären Welt

Polen nach den Wahlen

Am 16. April 1961 fanden in Polen zum zweiten Male seit der Machtübernahme durch Gomulka Wahlen zum Sejm statt. Auch diesmal unterschieden sie sich von den Wahlen in anderen Ländern des kommunistischen Blocks durch ein wenig mehr Freiheit. Niemand wurde gezwungen, an der Wahlurne zu erscheinen, und jeder hatte die Möglichkeit, Kandidaten von der Einheitsliste zu streichen; diese enthielt mehr Namen, als Plätze zu vergeben waren. Doch haben nicht viele Wähler von diesen Freiheiten Gebrauch gemacht, sei es weil sie darin das Risiko vermuteten, sich das Mißfallen der Partei zuzuziehen, sei es weil es ihnen sinnlos erschien, eine von der offiziellen Liste und Linie abweichende Meinung zu bekunden. So nahmen sie den Wahlzettel und warfen ihn unverändert in die Urne.

Ohne besondere Mühe erreichte die politische Führung eine Wahlbeteiligung von 94,33 % und konnte 98,34 % aller gültigen Stimmen für die Liste der Nationalen Einheitsfront gewinnen („Trybuna Ludu", 19. 4. 61).

Wie im Jahre 1957, so waren auch diesmal einigen Kandidaten der drei katholischen politischen Gruppen Plätze auf der Einheitsliste zugestanden worden. Alle diese Kandidaten wurden gewählt, zum Teil mit demonstrativen Mehrheiten. So schlug in Krakau der bekannte katholische Publizist Stanislaus Stomma den Ministerpräsidenten Cyrankiewicz mit 96,5 % gegen 93,2 % der Stimmen und in Breslau der erstmals aufgestellte katholische Bewerber Mazowiecki mit 97,4 % den Außenminister Rapacki, der es nur auf 93,2 % brachte. Unter 460 Abgeordneten des neuen Parlamentes wurden elf als Katholiken herausgestellte Kandidaten gewählt. Fünf von ihnen gehören zur Gruppe „Znak", die dem Episkopat genehm ist, je drei zur „Pax"-Organisation von Boleslav Piasecki und zu der von dieser abgesplitterten „Sozial-Fortschrittlichen Bewegung" des Abgeordneten Frankowski, die beide von den Bischöfen nach wie vor scharf abgelehnt werden. Im vorigen Sejm war „Znak" durch neun Abgeordnete vertreten, die beiden anderen Gruppen dagegen nur durch je einen. Diesmal, so sagt man, habe die Führung der Einheitsfront die Gewichte zwischen den katholischen Richtungen anders verteilt, um dadurch zu bekunden, daß sie selbst allein darüber entscheidet, wie die politische Repräsentation der Katholiken auszusehen hat. Es kann auch der Kirche ziemlich gleichgültig sein; denn einen wirklichen politischen Einfluß haben diese wenigen Abgeordneten ohnehin nicht, wiewohl sie im vorigen Parlament öfters in weltanschaulichen Fragen mutig ihre Stimme erhoben und in einzelnen Fällen auch etwas erreicht haben.

Nach dem polnischen Oktober von 1956 konnte Gomulka sich, wie bekannt, nur mit Hilfe der Unterstützung durch die Kirche behaupten, und diese sah darin die einzige Möglichkeit, eine Katastrophe wie in Ungarn zu vermeiden. Man hat in Polen selbst und mehr noch in der westlichen Welt die Hoffnung gehegt, der neue Weg des Kommunismus in Polen könne, nicht zuletzt dank dieser Notgemeinschaft, eine demokratische Entwicklung nehmen oder wenigstens zu einer dauerhaften Koexistenz zwischen den zwei geistigen und sozialen Mächten führen, die sich in praktischen Kompromissen als für beide Teile tragbar und vorteilhaft erweisen würde. Ein großer Teil der öffentlichen Meinung Westeuropas sah in dem Arrangement zwischen Kommunismus und Katholizismus so etwas wie einen Modellfall geistigen Tauwetters auf der einen und freier christlicher Existenz innerhalb einer totalitären Gesellschaft auf der anderen Seite.

Diese Hoffnungen haben sich durch die letzten Wahlen, wenn es dessen noch bedurfte, als Illusionen erwiesen. Gomulka hat diesmal die Wahlen ohne Unterstützung durch die Kirche gewonnen. Er war seiner Sache so sicher, daß er gar nicht darum zu bitten brauchte, ja daß er es sich sogar erlauben konnte, die Kirche kurz vor den Wahlen mehrfach in der schärfsten Form herauszufordern. So lieferte er ein neues Beispiel für die schon oft bewiesene Tatsache, daß ein kommunistisches Regime zwar in der Not zu Koalitionen im Sinne einer Volksfront bereit und dabei durchaus nicht wählerisch in seinen Partnern ist; konnte ihm doch kaum ein Partner weniger sympathisch sein als die katholische Kirche, daß eine solche Koalition für es aber keinen andern Sinn haben kann, als die eigene Macht zu festigen und den Partner dann die Zeche bezahlen zu lassen.

Die Notgemeinschaft zwischen Gomulka und der Kirche hat aufgehört zu bestehen, weil die Macht des derzeitigen Regimes nach innen und außen vollständig etabliert ist. Jetzt geht es darum, die „verlorene Zeit einzuholen", wie der „Osservatore Romano" (24. 3. 61) es ausdrückte, das heißt die geistige Gleichschaltung zu forcieren, die man in den letzten vier Jahren aus Rücksicht auf die katholische Kirche zurückstellen mußte. Es ist interessant, daß auch die „Neue Zürcher Zeitung" (6. 5. 61) den Eindruck äußert, Gomulka müsse sich jetzt beeilen, die peinlichen Eindrücke zu verwischen, die man ihm in der Vergangenheit in Westeuropa als Fortschritte angerechnet hat: „Statt als Bahnbrecher einer neuen Entwicklung erscheint Polen heute als das auf dem Weg zum Sozialismus am weitesten zurückgebliebene Land, auf das seine Nachbarn bald mitleidig und bald ungeduldig herabblicken."

Was die Kirche Polens zu erwarten hat, wird in demsel-

ben Aufsatz so geschildert: „Die Kirchenpolitik der polnischen Kommunisten unterscheidet sich grundsätzlich in keiner Weise von der anderer kommunistischer Länder. Als Programm wird die völlige Trennung von Staat und Kirche postuliert und das Verbot politischer Betätigung der Priester. Die Religion soll Privatsache des einzelnen sein, wobei sich der Staat das Recht vorbehält, atheistische Bestrebungen administrativ zu fördern. Die gleichen Prinzipien werden in durchaus verschiedener Form angewendet; in Polen genießt die katholische Kirche noch völlige Selbständigkeit, während beispielsweise in Ungarn jedem Bischof ein regimetreuer Priester als Koadjutor beigegeben ist... Es ist kaum daran zu zweifeln, daß die polnische Partei genau den gleichen Weg gehen wird, wenn sie den Moment dafür als gekommen erachtet. Sie läßt sich mehr Zeit, aber sie hat dafür nicht unbeschränkt Zeit." Dieses Urteil der renommierten Schweizer Zeitung ist deswegen festzuhalten, weil man von Polen aus bemüht ist, diese Ansicht als vatikanische Verleumdung in Verruf zu bringen. Grundsätzlich toleriert Polen die Kirche und die christliche Religion nicht im geringsten mehr als irgendein anderes kommunistisches Land. Was als Toleranz und Koexistenz erschien, war nur die Geste einer vorübergehenden Schwäche. Jetzt wird die Frontlücke begradigt.

Von den Maßnahmen, die dazu dienen, ist vor allem die Beseitigung des Religionsunterrichtes aus allen polnischen Schulen zu beachten, die nach allmählichem Vorstoß (vgl. den letzten Bericht über Polen in dieser Zeitschrift ds. Jhg., S. 140) jetzt vollendet ist. Ferner wurde die Kirche mit allen ihren Einrichtungen steuerrechtlich den privaten Unternehmen gleichgestellt, eine Anordnung, die allerdings noch nicht durchgeführt zu werden scheint. Sodann gibt es eine Anzahl von Einschüchterungsversuchen. Es wird vor dem Eintritt in die Priesterseminare gewarnt, oder es werden Parteimitglieder wegen des Besuchs der Gottesdienste zur Rechenschaft gezogen.

Anordnungen dieser Art bestätigen indes nur das Urteil der „Neuen Zürcher Zeitung", daß Polen eine radikale Trennung von Kirche und Staat anstrebe; sie können nicht als Akte der Verfolgung bezeichnet werden. Die Kirche kann den Religionsunterricht außerhalb der Schule organisieren, sie kann Theologen ausbilden, sie kann auch finanziell existieren, sie kann sich schließlich der für sie so wesentlichen Publizität über die Kanzeln bedienen. Sie hätte eigentlich keinen Grund, sich zu beklagen, wenn nicht alle diese Rechte in einem totalitären Regime praktisch zu einer Fiktion würden. Dadurch wird die Kirche zu der militanten Aktionsweise gezwungen, die aus allen Reden von Kardinal Wyszynski herauszuhören ist. Wenn er sagte, daß die polnischen Cäsaren sich schließlich doch vor Gott würden beugen müssen oder daß die Welt nach Priesterblut dürste, dann appelliert er an den innern Widerstand der Gläubigen gegen die Vergewaltigung durch die Machthaber des Staates, der auch in Polen mehr und mehr die Lebensweise der Kirche bestimmt.

Aus Amerika

Brasiliens neuer Kurs

Der in der Geschichte Brasiliens beispiellose Wahlsieg von Janio Quadros und die verfassungsmäßigen Möglichkeiten des Präsidentialsystems haben dem neuen Präsidenten seit seinem Amtsantritt zu Beginn des Jahres alle Freiheiten gewährt, seine dynamische Persönlichkeit und seinen besonderen Stil in Verwaltung und Politik zu entfalten, ohne daß bisher eine nennenswerte Opposition in Erscheinung getreten wäre. Das ist um so erstaunlicher, als die Maßnahmen der neuen Regierung im Innern zunächst höchst unpopulär wirken müssen. Durch Drosselung des Imports als Folge einer strengen Devisengesetzgebung und durch energische antiinflationäre Maßnahmen hat die ohnehin schon lastende Teuerung auch auf die Grundnahrungsmittel übergegriffen. Tausende von Beamten, die noch in den letzten Monaten und Wochen der Regierung Kubitschek eingestellt worden waren, sind wieder entlassen, die Dienststunden verlängert, der Militäretat gekürzt, Handelsvertretungen im Ausland aufgelöst und ihre Arbeit den Botschaften oder Konsulaten übertragen worden. Aber es wird noch lange dauern, bis diese und andere drastische Sparmaßnahmen die zerrüttete Finanz- und Wirtschaftslage sanieren werden. Auch die Einsetzung von Untersuchungsausschüssen, die das Geschäftsgebaren der großen, unter Kubitschek krebsartig ausgewucherten wirtschaftlichen „Autarkien" (Instituto do Café, Petrobars usw.) unnachsichtig überprüfen, ist nicht geeignet, dem Präsidenten nur Freunde zu machen. Immerhin erfüllt Quadros damit die Symbolik des „Besens", in dessen Zeichen er als parteiloser und nur durch frühere Leistungen qualifizierter Politiker angetreten ist, zumal seine persönliche Sauberkeit als über jeden Zweifel erhaben gilt. Er regiert zwar von Brasilia aus, aber noch ist nicht zu erkennen, in welcher Weise er die neue Hauptstadt, die an dem finanziellen Ruin des Landes auch die Hauptschuld trägt, weiterentwickeln wird (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 554).

Die Außenpolitik

Zwielichtiger ist der neue außenpolitische Kurs, den Quadros steuert. Unmißverständlich hat er den Nordamerikanern bedeutet, daß er nicht von ihnen abhängig zu sein wünscht. Präsident Kennedys Chefplaner für lateinamerikanische Angelegenheiten, Berle, erhielt für sein Angebot von 100 Millionen Dollar Kredit, großangelegte Wirtschaftshilfe und Lebensmittel für den hungernden Nordosten Brasiliens beleidigend knappen Dank. Bald darauf erfolgten Schritte, die deutlich nach Osten wiesen: Präsident Tito wurde zu einem Besuch eingeladen und auch die Namen Nasser, Nkrumah und Nehru als willkommene Gäste genannt. Die nominell noch bestehenden Gesandtschaften Lettlands und Litauens wurden geschlossen, die Gesandtschaft in Warschau in den Rang einer Botschaft erhoben, diplomatische Beziehungen zu Bulgarien, Rumänien und Ungarn angeknüpft und die Aufnahme solcher Beziehungen zu Moskau, Peking und allen afrikanischen Staaten vorbereitet. Die Handelsbeziehungen zur deutschen Sowjetzone wurden verstärkt. Unmittelbar berührt das Verhältnis zum Westen und vor allem zu den Vereinigten Staaten die veränderte Einstellung Brasiliens zur Aufnahme Rotchinas in die Vereinten Nationen sowie die Verweigerung jeder Unterstützung der nordamerikanischen Politik gegen Kuba. Brasilien, erklärte Quadros, gehöre als christliches Land zur freien Welt, könne aber die Lebenskraft der sozialistischen Länder nicht übersehen; vor allem seien für seine ideologische Einstellung nur die nationalen Interessen maßgebend. Die Vorstellung, daß sich unter dem Eindruck der kubanischen Ereignisse in Südamerika unter Führung Brasiliens als des volkreich-

sten und größten Landes und im Verein mit Argentinien und dem von starken, wachsenden marxistischen Kräften bestimmten Chile ein zumindest neutralistischer Block zu bilden beginnt, ist nicht von der Hand zu weisen, obwohl man noch nicht klar sieht, welche Trümpfe die Vereinigten Staaten noch ausspielen werden und welche Opfer sie zu bringen bereit wären, um eine solche Entwicklung zu verhindern.

Quadros Dilemma

Es hat den Anschein, daß Präsident Quadros weniger von ideologischen Motiven als von pragmatischen Zwängen geleitet ist: Brasilien braucht für seinen Kaffee die Alternative neuer Märkte, wenn Nordamerika und der übrige Westen nicht genug kaufen und nicht genug zahlen. Daher der Drang nach Osten. Darüber hinaus steht Quadros aber auch unter einem typisch lateinamerikanischen Druck: das durch übereilte Industrialisierung entstandene Stadtproletariat und mehr noch die proletarische Reservearmee der besitzlosen Landarbeiter drängen ihn in eine Richtung, in der Castro als Fahnenträger voranmarschiert ist. Besonders im Nordosten Brasiliens, wo Dürre, grenzenlose Armut, Analphabetismus (70%), Hunger und eine Art von Leibeigenschaft auf riesigen Landgütern herrscht, ist bereits ein Revolutionär, Francisco Julião, aufgetreten, der genau nach kubanischem Vorbild eine „Liga der Landarbeiter" mit sozialrevolutionären Zielen gegründet hat. Quadros kann dieser Bewegung den Wind nur dadurch aus den Segeln nehmen, daß er sich ihr Programm teilweise zu eigen macht und in den Gesamtplan seiner Politik einzuordnen versucht. Daß dieser „Linkskurs" ihn in Konflikt mit der Kirche bringen kann, ist durchaus möglich. Wenn auch gerade kirchliche Führer, wie Erzbischof Helder Câmara, Weihbischof von Rio de Janeiro, und der gesamte Episkopat des Staates São Paulo, aber auch die Bischöfe des Nordens der geplanten und dringend notwendigen Agrarreform durchaus zustimmen, sie fordern und fördern, so hat sich der Kardinal von Rio de Janeiro doch genötigt gesehen, den außenpolitischen Kurs der Regierung scharf zu kritisieren, gegen den geplanten Besuch von Tito energisch seine Stimme zu erheben und anzuordnen, daß bei der Ankunft des jugoslawischen Präsidenten ununterbrochen die Totenglocken zu läuten hätten, da die brasilianischen Katholiken das Martyrium von Kardinal Stepinac und die Lage der Schweigenden Kirche nicht vergessen könnten. Die katholischen Martyrer würden sich in ihren Gräbern umdrehen, wenn das größte katholische Land der Welt den Kommunisten so offen seine Unterstützung liehe.

Nun ist nicht zu leugnen, daß die Kirche in Brasilien eine so beachtliche Erscheinung darstellt, daß der sich zum katholischen Glauben in einer allerdings etwas unverbindlichen Form bekennende Präsident kein Zerwürfnis mit ihr heraufbeschwören wird. Aber er wird seinen Weg unbeirrt gehen, da er genausogut wie der Kardinal von Rio weiß, daß Brasilien zwar das „größte katholische Land der Welt" ist, dieser ausdehnungs- und zahlenmäßigen Größe jedoch keine innere Kraft entspricht, so daß er sich bei seinem Bemühen um eine soziale Neuordnung und politische Neuorientierung leider nicht nur auf die helfenden und heilenden Mächte christlicher Verantwortung und kirchlichen Öffentlichkeitsauftrags stützen kann.

Daß die Katholische Aktion und die übrigen Laienvereinigungen den örtlichen Verhältnissen und Anforderungen entsprechend angepaßt werden. Missionsgebetsmeinung für Juli 1961

„Die Akkommodation ist in der Mission nicht das Wichtigste. Manchmal hat man fast den Eindruck, als ob über sie zu viel geredet und geschrieben würde. Es gibt bedeutsamere Aufgaben. T. C. Chao hat 1928 in Jerusalem sehr treffend erklärt: Es ist sehr wichtig, das Christentum in chinesischen Formen auszudrücken, aber es ist noch viel wichtiger, es erst zu verstehen und zu leben." Außerdem muß zur Anpassung an das Alte und Bestehende unbedingt die Sorge und das Bemühen um die Neugestaltung der Menschen, der Völker und der Welt kommen. Der Blick ist viel mehr, viel entschiedener und viel entschlossener nach vorwärts zu richten — auf die „neue Schöpfung" und die „Erneuerung der Welt in Christus" (Thomas Ohm, Asiens Nein und Ja zum westlichen Christentum, München 1960). Wenn man die Dinge in der abstrakten Ordnung der Werte betrachtet bzw. der Zielsetzung der Missionsmethodik, so kann man diesen Ausführungen unbedingt zustimmen. In der Praxis des Missionsapostolats aber ist es von größter Bedeutung, daß die Botschaft des Glaubens in die Kulturen hineingesprochen und von diesen aufgenommen wird. Nur so kann sie gelebt werden und sich die dem Leben eigenen Ausdrucksformen schaffen. Die Erfahrungen, die man heute nach der Ablösung des Kolonialregimes in so manchen Missionen macht, zeigen, daß mangelnde Akkommodation ernstlich den Bestand des Christentums in Ländern bedroht, die viele Jahrzehnte lang Gegenstand beharrlichen Apostolats waren, dessen äußerer Erfolg in der Gewinnung Hunderttausender von Menschen zum Ausdruck kam. Wenn man sich fragt, warum das Laienapostolat aller Formen in den Missionen der notwendigen Dynamik entbehrt, so darf man bei Aufzählung der Gründe nie die faktische Problematik unserer Anpassungsmethoden vergessen.

Die Gebetsmeinung des Monats richtet sich auf die Notwendigkeit der Anpassung der katholischen Laienvereinigungen an die örtlichen Gegebenheiten. Es handelt sich hier gewiß nur um ein Teilelement aus dem großen Bereich der Akkommodation, das aber dem Heiligen Vater so wichtig erschien, daß er es — in Zuspitzung auf die wichtigste Form des modernen Laienapostolats — an die Spitze seiner Darlegungen über die Katholische Aktion in der Missionsenzyklika *Princeps Pastorum* stellte: „Doch ist es notwendig — und Wir halten es für richtig, immer wieder darauf hinzuweisen —, daß diese Apostolatsform den örtlichen Bedingtheiten und Notwendigkeiten angepaßt wird. Denn es ist einfach unmöglich, das, was sich an einer Stelle erfolgreich durchgesetzt hat, unterschiedslos irgendwohin zu übertragen. Deshalb sollen die Verantwortlichen unter Leitung der kirchlichen Hierarchie und in freudigem Gehorsam gegenüber ihren Hirten Sorge tragen, daß die verschiedenen Apostolatsformen nicht zu einer übermäßigen Belastung werden, die kostbare Energien verhindern oder zersplittern könnte. Auf diese Weise würden nur bestimmte Einzelaufgaben übernommen und so die Aktion unvollständig und mangelhaft sein, weil sie mehr als billig auf Spezialisierungen bedacht ist. Was an einer Stelle als angemessen erscheinen mag, ist dennoch an einer anderen Stelle, wo die Umstände und Notwendigkeiten gänzlich verschieden sind,

von geringerem Nutzen" (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 177).

Die Gebetsmeinung erweitert die Anwendung dieser Richtlinien auf alle katholischen Laienvereinigungen, also auch auf jene, die mehr der Förderung des persönlichen Frömmigkeitslebens dienen, ohne eine ausgesprochene apostolische Zielsetzung zu haben. Die Missionsgeschichte hat nun gezeigt, daß die einfache Struktur der sog. Frommen Vereinigungen und ihre begrenzte Zielsetzung relativ leicht die notwendige äußere Anpassung an die Gegebenheiten ermöglichen. Die Schwierigkeiten wachsen in dem Maße, als die katholischen Laienvereinigungen ihre Tätigkeit dem außerkirchlichen Raum in apostolischer Sicht zuwenden. Sie sind am größten, wenn es sich darum handelt, nach den Prinzipien der Katholischen Aktion das Laienapostolat auf Pfarr-, Diözesan- und Landesebene als Hilfskraft des hierarchischen Apostolats zu organisieren und zu einer wirksamen Apostolatshilfe zu gestalten.

Johannes XXIII. und die Katholische Aktion

Die Mahnungen des Papstes in der obengenannten Enzyklika, die auch irgendwie Fragestellungen der Katholischen Aktion in den altchristlichen Ländern berühren, wären leichter konkret zu deuten, wenn schon die umfassenden Darlegungen vorlägen, die er in der ersten Enzyklika seines Pontifikates „zu gegebener Gelegenheit" angekündigt hatte und auf die er in diesem Rundschreiben erneut hinweist. „Daraus", so heißt es dort, „werden, wie Wir vertrauen, auch die Missionsländer bedeutende Vorteile ziehen und neue Impulse schöpfen. Inzwischen mögen alle Gläubigen in einträchtigem Wollen und übernatürlicher Gesinnung sich ans Werk begeben und überzeugt sein, daß sie sich nur unter diesen Bedingungen rühmen können, der Ehre Gottes, der Kultur und dem Fortschritt ihres Volkes zu dienen."

Infolge der bisherigen Zurückhaltung Johannes' XXIII. in der Stellungnahme zu gewissen Strukturproblemen der Katholischen Aktion, die Pius XII. in seiner Ansprache an den Zweiten Weltkongreß der Laien (Okt. 1957; Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 115) zur Erörterung stellte, bleibt uns nur die Möglichkeit, seine persönliche Grundhaltung zu diesen und verwandten Fragen aus früheren Äußerungen oder aus gelegentlichen Ansprachen an Verbände oder Pilgergruppen zu erschließen und damit auch Interpretationsmöglichkeiten für die oben wiedergegebenen Weisungen zur Frage der Anpassung der Katholischen Aktion an die Verhältnisse der Missionen zu finden. Als der neue Papst am Tage nach seiner Krönung die berufenen Vertreter der Männerorganisation der Katholischen Aktion Italiens empfing, sprach er das Wort: „Der Papst ist neu, aber die Linie ist alt." Zwei Monate später erklärte er (10. 1. 60): „Der Papst, der zu Ihnen spricht, steht seit mehr als 50 Jahren im Dienste der Katholischen Aktion. Bei seinen Archiv-Forschungen lernte er ihre frühen Anfänge kennen. Er hat ihre Schwierigkeiten und ihre Begeisterung mitgelebt und war so imstande, ihre Entwicklung sowie ihre Anpassung der Zeit und den örtlichen Gegebenheiten nach zu begreifen ..." Pius XI. nannte er in der gleichen Rede „den Patriarchen der Katholischen Aktion" und fuhr nach Würdigung der Verdienste seiner beiden unmittelbaren Vorgänger um die allgemeine Ausbreitung der Katholischen Aktion in der katholischen Welt fort: „Wir preisen diese geniale Intuition und die väterlichen, weitblickenden Initiativen, die aus dieser Organisation von Laienhilfskräften des hierarchischen Apostolats ein wunderbares Werkzeug zur Durchdringung aller Lebensbereiche mit dem christlichen Gedanken gemacht haben."

Deutlich zeigen die Ansprachen des Papstes die Tendenz, die Katholische Aktion nicht aus ihrer Verankerung im gesamtchristlichen Apostolat zu lockern. Das rein persönliche Apostolat sinkt nicht deshalb von seiner Bedeutung und Würde herab, weil es kein besonderes Mandat zur Mitwirkung am hierarchischen Apostolat hat, und auch die zahlreichen Vereinigungen zur Pflege und Vertiefung des religiösen Lebens ihrer Mitglieder sind irgendwie Helfer dieses hierarchischen Apostolats. Johannes XXIII. sieht immer zuerst die Einheit der christlichen Gemeinschaft im Mystischen Leibe Christi und dann erst deren verschiedene Funktionen. In den Mitgliedern der Katholischen Aktion darf auch kein grundsätzliches Überlegenheitsgefühl über andere im Dienste der Kirche stehende Apostolatsorganismen aufkommen. Erst recht finden die Strömungen, für eine sehr eng gefaßte Konzeption der Katholischen Aktion eine Monopolstellung zu beanspruchen, bei Johannes XXIII. keine Förderung. Als Beweis seien ein paar Stellen aus Ansprachen des Papstes zitiert. In seiner ersten Rundfunkbotschaft vom 19. 10. 58 nennt er „jene Laien, die unter Führung der Bischöfe in den friedlichen Reihen der Katholischen Aktion kämpfen, und alle die anderen, die, in welcher Form auch immer, dem Apostolat der Hierarchie helfend zur Seite stehen". In seinen Glückwünschen an den neuen Patriarchen von Venedig richtet er „väterliche Grüße an die Katholische Aktion und an alle Bruderschaften und Vereinigungen . . ., die mit der Katholischen Aktion selbst die kostbare Hilfe des Bischofs zur Ausstrahlung des katholischen Apostolats darstellen".

Wiederum nennt er die Katholische Aktion und die Frömmigkeitsvereinigungen in einem Atem, wenn er in seiner ersten Enzyklika *Ad Petri Cathedram* schreibt: „... Inzwischen hegen Wir die feste Hoffnung, daß alle jene, die in den Reihen der Katholischen Aktion oder den vielgestaltigen Frommen Vereinigungen, die in der Kirche blühen, arbeiten, mit dem größten Eifer eine so notwendige Tätigkeit fortsetzen." Johannes XXIII. will auch im Zeitalter der Katholischen Aktion für die Christen die Freiheit der Selbstgestaltung ihrer Organisationen gewahrt wissen, während dem Heiligen Stuhl und den mit ihm vereinigten Bischöfen obliegt, die Kräfte zu einen: „Man weiß, daß die Kirche — durch die Erfahrung der Jahrhunderte belehrt — es vorzieht, ihren Söhnen und den in ihrem Schoße blühenden Organisationen jene vernünftige Freiheit der Bewegung zu lassen, die auch im Schoße der menschlichen Gesellschaft eine Quelle reicher Initiativen und Energien ist. Es müssen dabei freilich die Rechte der von Gott selbst eingerichteten Hierarchie und das Prinzip der kirchlichen Autorität gewahrt werden. Anderseits muß man um so enger die Reihen schließen, je höher und härter umkämpft das gemeinsam zu erreichende Ziel ist. Es obliegt also jenen, die die Verantwortung für den Erfolg der Unternehmung tragen — dem Apostolischen Stuhl und in Vereinigung mit ihm den Diözesanbischöfen —, den Zusammenhalt und die Koordination der Kräfte zu bewirken, um jede Kraftvergeudung zu vermeiden und durch die Einung der Kräfte jene Ergebnisse zu erzielen, die von tapferen, aber zerstreut angesetzten Einzelinitiativen nie erreicht werden können" (An den Lateinamerikanischen Bischofsrat, 15. 11. 58).

Schwierigkeiten beim Aufbau der Katholischen Aktion in den Missionen

Es ist offenbar, daß die apostolische Ganzheitsschau Johannes' XXIII., die stets zuerst das Ganze bzw. den Ganzheitsbegriff, dann den Teil bzw. die begrifflichen Unterscheidungen, erst das Einende und dann das Trennende sieht, die ferner die verschiedenen Apostolatsformen immer in lebendiger Verbindung untereinander und mit ihrem übernatürlichen Quellort zu halten sucht, die schließlich für das freie Spiel der Gestaltungskräfte katholischen Organisationslebens im Rahmen der Grundordnung der Kirche eintritt, es den Missionsbischöfen erleichtert, die Katholische Aktion gleichsam aus der Gesamtheit der vorhandenen apostolischen Einrichtungen und Kräfte herauswachsen zu lassen. Es werden so alle die Schwierigkeiten vermieden, die in einer noch im Frühstadium befindlichen Kirche entstehen müssen, wenn man mit ganz wenig Führungskräften über einen oft dünn besiedelten ungeheueren Raum eine ganz neue Organisation aufzuziehen versuchte. Es soll damit nicht gesagt sein, daß für die Missionen nur ein föderalistischer Aufbau der Katholischen Aktion in Frage kommt. Die Tragfähigkeit der Fundamente entscheidet hier über das anzuwendende Aufbauprinzip. Aber das Fundament muß in seiner ganzen Breite und Tiefe gesehen werden: der christlichen Gemeinschaft als solcher, nicht nur unter der Begrenzung auf etwa vorhandene apostolische Einrichtungen und Kräfte, „die den Begriff der Katholischen Aktion erfüllen und damit fähig sind, mit dem kirchlichen Mandat beauftragt zu werden". Es darf in den Missionen nichts von der Katholischen Aktion ausgeschlossen werden, was Ansatzpunkte zu apostolischer Entwicklung bietet. Dies gilt zunächst für die sog. Frommen Vereinigungen, die der Selbstheiligung ihrer Mitglieder dienen und die man in der vergangenen Zeit besonders entwickelt hat. Diesen Vereinigungen wird heute oft vorgeworfen, daß sie apostolisch steril sind und von ihren Gliedern nur als Mittel zur Sicherung des eigenen Seelenheils betrachtet werden. Ist es nun zu verantworten, sie beim Aufbau der Katholischen Aktion in den Missionen einfach auszuschließen, weil sie nicht vom Geiste des Laienapostolats erfüllt sind? Besteht nicht vielmehr die seelsorgliche Pflicht, diesen Sodalen einen wahren Begriff von den Erfordernissen der Selbstheiligung beizubringen und zu versuchen, die Bruderschaften und ähnliche oft sehr volkstümliche Einrichtungen zu Pflanzstätten apostolischen Geistes zu machen? Schulen Katholischer Aktion sind notwendig, aber sie sollten möglichst aufbauen auf den Vorschulen der Katholischen Aktion, zu denen die Frommen Vereinigungen, vor allem auch die Familien gehören. Bevor bei uns in Europa die sog. spezialisierte Katholische Aktion entwickelt wurde, hat man in den Missionen den Aufbau der Katholischen Aktion vielfach nach unserem Vorbild versucht, vor allem in der Organisierung der „Natursäulen" (Männer, Jungmänner, Frauen, weibliche Jugend). Abgesehen davon, daß diese Art der Gliederung der Katholischen Aktion in den Gebieten mit Brauchtumskultur und demnach organisch-hierarchisch gegliederter Gesellschaft sich als undurchführbar und für die von der Evolution erfaßten Gegenden als höchst problematisch erwies, wurde dabei eines der wichtigsten Anliegen des Missionsapostolats, die Familienaktion, ausgeschlossen, die von allen Missionsoberen, die den Geist der Katholischen Aktion erfaßt hatten, als ein Anliegen von primärer Bedeutung betrachtet wurde. Die Erfahrung der Missionen hat ferner gezeigt, daß man dort die Organismen der Katholischen Aktion nicht einseitig auf das Apostolat ausrichten kann. Eine Familienaktion z. B. muß in den Missionsländern den ganzen Bereich der Familienfragen mit erfassen, wenn sie wirksam sein soll. In den Missionsländern hat man vielfach auch die Bildung der Katholischen Aktion versucht, indem man Dorf- oder Nachbarschaftsgruppen schuf, in die sogar abständige Katholiken mit aufgenommen wurden. Der Erfolg bestätigt die Überlegung, daß das gute Beispiel der gläubigen Christen in Verbindung mit den fördernden Einflüssen der sozialen Umwelt viele dem kirchlichen Leben entfremdete Personen zur religiösen Praxis zurückführen und sogar zu Aktivisten des Apostolats machen würde.

Die Methode der Bildung apostolischer Zellen bzw. Elitegruppen, die in sich ja ganz dem Wesen der Katholischen Aktion entspricht, setzt in den Missionen eine gewisse Entwicklung der einheimischen Geisteshaltung und auch des kirchlichen Lebens voraus. Deshalb führt sie nur unter gewissen Vorbedingungen zum Erfolg. Das Problem der Formung einer katholischen Laienelite beherrscht heute das Denken und Planen aller verantwortlichen Missionsstellen. Der Aufbau einer Katholischen Aktion mit Hilfe selbständig handelnder Christen in den weltlichen Raum hinein ist von der Schaffung einer solchen Elite abhängig. Die sog. spezialisierte Katholische Aktion, die sich der Durchdringung bestimmter sozialer und beruflicher Umwelten widmet, kann erst angesetzt werden, wenn der Gesellschaftskörper sich beim Eindringen der technischen Zivilisation zu differenzieren beginnt. Da aber jede Spezialisierung immer nur einen Teil der gesellschaftlichen Struktur erfaßt, kann ein Missionsbischof sich nicht damit zufriedengeben, wenn es ihm etwa gelungen ist, die Legion Mariens oder die Christliche Arbeiterjugend für das Apostolat zu gewinnen. Die eine Spezialisierung ruft zwangsläufig nach anderen Spezialisierungen. Die jungen Missionen, schwach an Führungskräften und Mitteln, können aber nicht alle Sonderformen des Apostolats der Katholischen Aktion gleichzeitig ausbauen. Es besteht dann die Gefahr, daß die eine Form auf Kosten anderer gefördert wird und die Masse der apostolatswilligen Kräfte abseits steht. Oder man fördert einseitig die Katholische Aktion unter der Arbeiterjugend, bemüht sich jedoch nicht genug um die Arbeiter im reifen Alter. Oder man baut die Aktion des Jungarbeiter-Apostolats in den Städten aus, vernachlässigt jedoch die Landjugend, die dann später in die Städte strömt und das dort schon begonnene Werk durch ihre religiöse Labilität gefährdet, abgesehen davon, daß der Agrarsektor in den Entwicklungsländern aus religiösen, sozialen und volkswirtschaftlichen Gründen eine stets stärkere Aufmerksamkeit der Kirche verlangt. Die Mission hat eine wahre und eigentliche apostolische Entwicklungsaufgabe zu leisten, die stets darauf bedacht sein muß, schrittweise vorzugehen, wie man es ja auch in der Pädagogik tut. Unter allen Umständen muß sie sorgen, daß bei aller Spezialisierung die grundsätzliche innere Einheit der Apostolatsformen gesichert wird. Deshalb glauben wir, die Weisungen des Papstes in *Princeps Pastorum* so deuten zu müssen, daß man sich in der Einführung von Spezialisierungen der Katholischen Aktion nicht übernimmt und zuerst für einen breiten Unterbau sorgt, indem man Formen der Katholischen Aktion schafft, die, den örtlichen Verhältnissen angepaßt und auf allen für den Zweck brauchbaren, schon bestehenden religiösen Vereinigungen aufbauend, der

ganzen christlichen Gemeinschaft die Mitarbeit ermöglichen. Eine der größten methodischen Schwierigkeiten der Katholischen Aktion stellt das Vorhandensein von zwei gänzlich verschiedenen Sozialstrukturen in sehr vielen Missionen dar: die der Brauchtumszivilisation und die der technischen Zivilisation. An den beiden äußersten Enden des Gebietes (Busch und Stadt) in ihrer Verschiedenheit noch ganz klar erkennbar, vermischen sie sich in der Mitte der Diözese. Dabei rückt die moderne technische Zivilisation, das Brauchtumsmilieu zerstörend, immer schneller in den Busch vor. Wie kann man in solchen Diözesen eine einheitliche Katholische Aktion mit aufeinander abgestimmten Methoden schaffen? Hier helfen keine Vorbilder aus den Kirchen des Westens. Man muß vielmehr dem Missionsbischof größte Freiheit in der Organisation der Katholischen Aktion geben.

Mit Recht hat man den Grundsatz aufgestellt, daß die Katechisten als eigentliche Hilfskräfte der priesterlichen Funktion in den Missionen nicht die berufenen Leiter der örtlichen Gruppen der Katholischen Aktion sein können. Dennoch sehen sich die Missionen oft gezwungen, wegen der geringen Zahl von Führungskräften des Laienapostolats auf die Hilfe der Katechisten im Aufbau und der Führung der Katholischen Aktion zurückzugreifen. Ist dieser Zustand auch nicht ideal, so bleibt er doch unvermeidlich, solange die Kaderbildung bei der christlichen Elite nicht weiter fortgeschritten ist. Ein weiteres Problem ist die Zurverfügungstellung von Geistlichen Beiräten der Katholischen Aktion. Wenn der Missionar weit verstreute Gemeinden nur einige Male im Jahr zu Seelsorgszwecken besuchen kann, woher sollen dann die Priester genommen werden, um diese neue Aufgabe zu übernehmen? Sie könnten nur frei gemacht werden, wenn Priester aus den bestehenden Schul-, Sozial- und Caritaseinrichtungen herausgenommen würden. Aber dies ist schwierig. Die Missionen der zu Ende gehenden Missionsepoche haben weitgehend mit Institutionen den Glauben zu verbreiten gesucht und dort, vor allem in der Schule, ihre Priester festgelegt. Wenn man auch überall bestrebt ist, die Priester für neue drängende Aufgaben eines beweglichen Apostolates frei zu machen, so kann dies doch nur Schritt für Schritt geschehen und darf unter keinen Umständen das indirekte Apostolat der Schule gefährden, das augenblicklich kritische Zeiten erlebt. Die in den Missionen stark verbreitete Legion Mariens hat bei ihrem Vordringen in priesterarme Gebiete das Problem des Geistlichen Beirats der Katholischen Aktion dadurch zu lösen versucht, daß den einzelnen „Kurien" besonders qualifizierte Mitglieder als „Quasi-Geistliche Beiräte" beigegeben werden, die kirchlich zu dieser Tätigkeit für bestimmte Zeit ernannt werden. Die Lösung ist sicher nicht ideal.

Übernommene und originale Methoden

Die Katholische Aktion ist eine besondere Form des Laienapostolats. Da nun das Laienapostolat infolge vieler Umstände in den Missionen des letzten Jahrhunderts nicht recht zur Entfaltung kam — auf dem Ersten Kongreß für das Laienapostolat in Asien (Manila 1955) wurde allgemein anerkannt, daß dies Apostolat sich in diesem Erdteil noch in den Kinderschuhen befinde —, ist es begreiflich, daß der Ruf zur Katholischen Aktion nur langsam in die Missionsländer drang und nur langsam begriffen wurde, eigentlich erst, als die große geistige und soziale Umformung in der Welt der farbigen Völker einsetzte. Paternalistisch eingestellte Missionare standen den neuen Forderungen der Kirche recht skeptisch gegenüber. Man glaubte oft, daß die bestehenden Vereinigungen und Sodalitäten eigentlich genügten. Typisch ist hier, was ein Geistlicher Beirat der Katholischen Aktion Frankreichs erzählt, der zum Aufbau der Christlichen Arbeiterjugend nach Madagaskar gesandt wurde. Als eine Leiterin des weiblichen Zweiges dieser Bewegung aus Frankreich vor Priestern über ihre Arbeitsmethoden sprechen wollte, sagte man ihr: „Machen Sie lieber einen kurzen Besuch in der Kirche und beten Sie. Das ist besser" (Les Missions Catholiques 1960, S. 204).

Europa hat es anderseits den Missionen nicht leicht gemacht, die geeigneten Methoden zum Aufbau der Katholischen Aktion zu finden. An sich ist die Definition des Wesens der Katholischen Aktion einfach und verständlich. Aber es wurden nun unzählige Artikel über das Wesen und die Aufgaben der Katholischen Aktion geschrieben. Ja ganze Bücher behandelten diesen Gegenstand mit theologischer Erudition und scholastischer Zergliederungskunst. Es mußte sich also wohl, so sagten sich die Missionare, denen die Zeit fehlte, sich in diese umfangreiche Literatur zu vertiefen, um eine recht komplizierte Sache handeln. Die Auseinandersetzungen über die Probleme der Katholischen Aktion (unitaristische oder föderalistische Organisation, allgemeine oder spezialisierte Aktion, Grad der Selbständigkeit der Laien in der Katholischen Aktion, Abgrenzung der Katholischen Aktion zu den übrigen katholischen Vereinigungen und zum „einfachen" Laienapostolat, Katholische Aktion und Politik, Katholische Aktion und Soziale Aktion, Katholische Aktion und Kultursachbereiche usw.) vertieften diesen Eindruck. Und da die Fragen der Anpassung der Katholischen Aktion an die regionalen Gegebenheiten nur zaghaft behandelt wurden, während doch tatsächlich die Katholische Aktion im Laufe der Jahre in allen Ländern der Welt zwangsläufig eine besondere Physiognomie erhielt, war man mancherorts geneigt, den Willen Roms zur Einführung der Katholischen Aktion dadurch zu erfüllen, daß man europäische Organisationsvorbilder einfach übernahm. So geschah es z. B. auf Madagaskar. Der Erfolg war, daß sich in der nach den Naturständen organisierten Katholischen Aktion praktisch nur die französischen Katholiken trafen. Eine neue Form gesellschaftlichen Zusammenschlusses mit apostolischem Einschlag war gefunden. „Die beiden Gruppierungen Katholischer Aktion für erwachsene männliche und weibliche Katholiken erinnern ein wenig an die Fédération Nationale Catholique in Frankreich zur Zeit des Generals de Castelnau und die Patriotenliga der Französinnen in der gleichen Epoche" (Abbé Jean Pihan FC, in „Les Missions Catholiques", 1960, S. 192). Kein Wunder, daß sich traditionsgebundenes Denken in den Reihen der so gestalteten Katholischen Aktion gegen eine Umformung dieser Einrichtung unter Übergang zu Formen des Spezialapostolats lebhaft widersetzte. In den Missionen des afrikanischen Festlandes hat man es sich nicht so leicht gemacht und originale Lösungen vor allem in den Missionen der Weißen Väter gesucht. Manche Experimente sind geglückt, andere fehlgeschlagen. Es ist oft zwei- oder dreimal der Versuch mit neuen Methoden gemacht worden. Fridolin Rauscher PA gibt in seinem Werke „Die Mitarbeit der einheimischen Laien am Apostolat in den Missionen der Weißen Väter" (Münster i. W. 1953) einen umfassenden Überblick über die Bemühungen zur Einrichtung der Katholischen Aktion

und kommt zu dem Ergebnis, daß eine große Mannigfaltigkeit der Formen besteht, die zum Teil nur teilweise den formellen Charakter der Katholischen Aktion haben, daß viele Missionen über erste Versuche nicht hinauskamen und daß „die Mannigfaltigkeit der Organisation, so möchte uns scheinen, eine gewisse Unsicherheit in der Auffassung vom Wesen der Katholischen Aktion und ein Suchen und Tasten nach der rechten Art verrät, wie die allgemein gehaltenen kirchlichen Richtlinien den konkreten Verhältnissen angepaßt und zu einer arbeitsfähigen Formel umgestaltet werden können".

Die westliche Form der Organisation der Katholischen Aktion stößt allenthalben in den Missionen auf ein gewisses Unverständnis, obwohl heute der Kommunismus die Farbigen ohne ernsten Widerstand nach westlichen Mustern straff zu organisieren vermag. In Asien wehrt sich auf religiösem Gebiete eine starke geistige Strömung gegen die westliche Organisation. Thomas Ohm hat in seinem neuen Werke „Asiens Nein und Ja zum westlichen Christentum" eine Anzahl solcher Stimmen gesammelt und dabei darauf hingewiesen, daß die großen Religionen des Ostens, Buddhismus, Hinduismus, Konfuzianismus und Islam, keine geordneten, geformten und organisierten Kirchen mit zentralen Instanzen in unserem Sinne sind. Die Erfahrungen in der Kirche des Westens haben uns gezeigt, daß die Organisation der Katholischen Aktion zwar notwendig ist, aber ihren eigentlichen Wert nur aus dem Maße hingebender Liebe zu Christus und seiner Kirche gewinnt, der sie trägt.

Gewisse westliche Formen der spezialisierten Katholischen Aktion (vor allem die Legion Mariens und die Christliche Arbeiterjugend) sind von den Missionen ohne Schwierigkeit angenommen worden. Ja die Bischöfe sind glücklich, wenn sie Einsatzgruppen dieser Bewegungen erhalten. Sie haben hier erprobte Methoden vor sich und brauchen wenigstens auf diesem Gebiete nicht zu experimentieren. Diese Bewegungen sind der im Aufbau begriffenen neuen Welt gegenüber geistig weit geöffnet, sie arbeiten im Kontakt von Mensch zu Mensch und passen sich jeder Umwelt an. „Wenn die Legion Mariens nur nach dem Handbuch voranginge, könnte sie hier nicht arbeiten. Der wahre Genius der Legion scheint zu sein, ruhig im Geist der Demut und gelehrigen Gehorsams entlang den Wegen zu arbeiten, die ihr von ihren Gründern vorgezeichnet wurden." So erklärte man oft in Japan („Worldmission" 3 [1955] S. 297). In China gelang es kurz vor der Vernichtung der Mission der Legion Mariens, in intuitiver Anpassung an die überaus schwierigen Verhältnisse einen Geist zu entzünden, den die Chinamission vorher nicht gekannt hatte. „Wir haben Konversionen bewirkt, die Legion Mariens hat Apostel geformt", sagte ein alter Chinamissionar. Die Christliche Arbeiterjugend hat einen ähnlichen Geist entfacht, ringt aber stärker als die Legion Mariens um das Problem qualifizierter Führerschaft.

In der direkten Beeinflussung der Strukturen und im Anschluß an sie haben einzelne Missionen in Hoch- und Primitivkulturen bedeutende Erfolge erzielt, wobei sie von den westlichen Organisationsschemata der Katholischen Aktion vollständig abgingen. Es seien hier die Organisation der Nachbarschaftsgruppen in Japan erwähnt, die auf traditionellen Formen japanischer Vergesellschaftung aufbauen; die Inama-Gruppen im Schwarzen Afrika, die jeweils die Männer eines Dorfes oder einer Gruppe von Gehöften zu einer Apostolatsgruppe zusammenfassen und, dabei keinen christlichen Schwarzen aus der Gemeinschaft ausschließend, sich vollständig den einheimischen Gepflogenheiten des Palavers anpassen; die Bewegung der Banyakaroli in Tanganjika, die nach siebenjährigem Experimentieren mit anderen Systemen deshalb zu einem vollen Erfolg führte, weil sie radikal die Leitung des Ganzen den Einheimischen (Laien und Frauen) in absoluter Anpassung an die Mentalität der Bevölkerung überließ; die Dikonga di Bagoretti (Mädchengruppen von Dörfern an der Kongo-Mündung), deren Organisation von einem einheimischen Priester erdacht wurde und die sich zusammenschlossen, um endlich die Erniedrigung der Frau zu beseitigen und vereint gegen Attentate auf ihre menschliche und christliche Würde anzugehen; die typisch philippinische Organisation der „Barangay" (Nachbarschaftsgruppen), die in ihrer Strukturierung und ihrer Hinwendung zu den geistigen und sozialen Nöten des einfachen Landvolkes das Muster einer gesunden Anpassung an örtliche Gegebenheiten darstellen und zu einer machtvollen Bewegung anwuchsen.

Auf dem Gebiete der so notwendigen Familienaktion sind in Afrika originale Lösungen gefunden worden, die in keiner Weise Vorbilder der Katholischen Aktion in Europa nachahmen. Sehr oft werden hier die von Placidus Tempels OFM, dem Erforscher der Bantukultur, geschaffenen Familiengruppen von Kolwezi (Kongo) genannt, die alle echten Urwerte der religiösen Welt der Bantu mit christlichem Gedankengut vermählen und vollständig der Gestaltung der Einheimischen überlassen sind. Die katholische Familienbewegung, die nicht nur direkte Apostolatsziele hat, sondern den ganzen Bereich christlichen Ehe- und Familienlebens einbezieht, entsteht heute in Anpassung an die jeweilige Sozialstruktur an vielen Stellen des Schwarzen Afrikas. Sie hat sich als wirksames und konkretes Mittel erwiesen, christliche Moralprinzipien in das afrikanische Familienleben hineinzutragen.

Es werden von den Missionen oft Spezialisten der Katholischen Aktion aus Europa „zur Organisation der Katholischen Aktion" erbeten. Ihre Wirksamkeit im Bereich der Brauchtumszivilisation muß ernstlich bezweifelt werden. Ihr Arbeitsfeld ist das riesige Gebiet des Einbruchs der westlichen Zivilisation. Hier können sie sicherlich wertvolle Anregungen geben, aber erst dann, wenn sie Sprache, Kultur, Lebensgewohnheiten einigermaßen kennen. Mit dem Aufpfropfen einer differenzierten westlichen Organisation auf ein so anders geartetes Milieu wird nichts erreicht. Kein Wunder, daß Missionare, die jahrzehntelang in enger Verbindung mit der Bevölkerung leben, solchen Beratern mißtrauisch, ja ablehnend gegenüberstehen. Keiner dieser Berater sollte seine Arbeit beginnen, bevor er ein bis zwei Jahre sich mit offenen Augen im Lande umgeschaut hat. In der Hauptstadt von Madagaskar wurde einem Kreis von Priestern ein Geistlicher Beirat der Christlichen Arbeiterjugend Frankreichs (P. Puichaux) vorgestellt, der sich für fünf Jahre (von denen er die ersten zwei Jahre nur dem Studium an Ort und Stelle sich widmen will) zum Aufbau dieser Bewegung zur Verfügung stellte. Bei der Begrüßung bemerkte einer der Priester: „Wieder ein Europäer, der bei uns die Methoden Frankreichs anwenden will, ohne etwas von Madagaskar zu kennen." Darauf P. Puichaux: „Lieber Freund. Sie haben kein Recht dazu, solches zu sagen. Entweder bin ich ein Geistlicher Beirat der Katholischen Aktion oder nicht. Die CAJ hat zwei Jahre gebraucht, den Mann auszuwählen. Sie können also sicher sein, daß es sich um einen echten Beirat der Katholischen Aktion

handelt. Ein solcher geht aber niemals nach vorgefaßten Ideen voran. Er paßt sich an. Zuerst sieht er, dann urteilt er zusammen mit den anderen, und dann erst handelt er. Es gibt keine französischen Methoden, aber es gibt die Methode der Katholischen Aktion, und ihr schenke ich mein Vertrauen" (Les Missions Catholiques Nr. 79/80 [1960] S. 210).

Die Zustände in Angola

Wir berichteten im vergangenen Heft (vgl. S. 360ff.) über die Verhaftung des Generalvikars in Luanda und die allgemeinen Zustände in der „überseeischen Provinz" Angola. Erst nach Redaktionsschluß wurde bekannt, daß der Erzbischof von Luanda wenige Tage nach der Verhaftung seines Generalvikars diesen von seinen kirchlichen Ämtern entbunden hat. Die entsprechende Verlautbarung (die in der portugiesischen Presse nicht veröffentlicht wurde) ist datiert vom 8. April 1961:

„Im Zusammenhang mit den jüngsten Ereignissen, die inzwischen zur öffentlichen Kenntnis gelangt sind und die Erzdiözese Luanda in Trauer gestürzt haben, kann Monsignore Manuel Mendes das Neves seine Funktionen als Generalvikar und als Pfarrer der Pfarrei U. L. Frau von der Immerwährenden Hilfe nicht mehr länger ausüben. Msgr. Moisés Alves de Pinho, Erzbischof von Luanda, enthebt ihn daher seiner Ämter als Generalvikar und Pfarrer."

Wie gemeldet, ist der verhaftete Generalvikar mit dem Flugzeug nach Lissabon gebracht worden; über sein weiteres Schicksal liegen keine Nachrichten vor. Als neuer Generalvikar wurde der erst 35 Jahre alte weiße Pater Luis de Castro Mendes ernannt.

Der Geist des Hasses

Für die Aufstände in Angola wollen die portugiesischen Zeitungen mehr und mehr die christlichen Missionare verantwortlich machen, „namentlich jene der evangelischen Kirche und der Sekten". Nach einer dpa-Meldung sollen acht afrikanische Methodistenpfarrer nach flüchtigen Gerichtsverfahren hingerichtet worden sein. Der Weltrat der Kirchen teilte mit, daß von den 150 afrikanischen Pastoren der amerikanischen Methodistenmission mehr als die Hälfte fliehen mußte.

Ein englischer Baptistenmissionar, der das Land verlassen mußte, beschrieb in der Vollversammlung der Baptistenunion von England und Irland den Geist des Hasses, der heute in Angola herrsche, als alle Vorstellungen und Erfahrungen übersteigend. Die von den Portugiesen ergriffenen Gewaltmaßnahmen überträfen noch die der Terroristen. „Tausende von Schwarzen wurden hingeschlachtet und verstümmelt." Für den Hirtenbrief des katholischen Episkopats von Angola vom 13. April 1961, der auch auf das legitime Freiheitsstreben der Afrikaner und auf soziale Ungerechtigkeiten hinwies, fand der Baptistenmissionar Worte betonter Hochachtung.

Ein Kardinal warnt

In einer Missionswoche in Lourenço Marqués, der Hauptstadt von Moçambique (der ostafrikanischen Kolonie Portugals, die bisher noch von Unruhen verschont blieb), verurteilte der dortige Erzbischof, der portugiesische Kardinal de Gouveia, in sehr scharfen Worten die Kolonialpolitik der Lissaboner Regierung. Darüber hinaus geißelte er das überaus schlechte Beispiel, das die Europäer durch ihre Sittenlosigkeit, ihre Vergnügungssucht und ihre religiöse Gleichgültigkeit den Afrikanern auch heute noch geben. Wenn in den afrikanischen Besitzungen Portugals nicht bald echte Gleichberechtigung der Rassen, Schutz des Familienlebens und ein weitgespanntes Schulwesen verwirklicht sei, werde es zu spät sein.

Nach dem Bericht der Hamburger Wochenzeitung „Die Zeit" (5. 5. 61) — dem ersten Augenzeugenbericht aus Angola, der seit Monaten die deutsche Presse erreicht hat — befindet sich in der Hauptstadt Luanda nur noch ein einziger farbiger katholischer Priester in Freiheit; die übrigen sechs wurden wegen „Untergrundtätigkeit" verhaftet.

Professor Salazar hat am 13. April und erneut am 3. Mai die Regierung umgebildet und selbst das Verteidigungsministerium übernommen. Der Befehlshaber der portugiesischen Luftstreitkräfte wurde seines Postens enthoben, nachdem er ein kritisches Memorandum über die Angolapolitik der Regierung verfaßt hatte. Nach dem Bericht der „Zeit" wollen zehn andere Generale den Dienst quittieren. Der Guerillakrieg in Angola geht indessen weiter, erreicht immer größere Landstriche und zwingt zu stärkeren Truppenkonzentrationen und zur Repatriierung der Zivilbevölkerung. Nach den portugiesischen Berichten sind bisher etwa 250 Weiße dem Terror zum Opfer gefallen; die südafrikanische Agentur SAPA meldet dagegen schon über 1000 tote Europäer. Unter den jüngsten Opfern befindet sich ein weiterer Missionar, der italienische Pater Francesco Fileppi OFMCap, der seit fünf Jahren in Angola wirkte und am 21. April in einem Dorf der Nordgebiete mit Buschmessern getötet wurde, als er den eindringenden Terroristen mit erhobenem Kruzifix entgegentrat.

Ökumenische Nachrichten

Lutherische Generalsynode 1961

Die neugebildete Generalsynode der VELKD hielt die erste Tagung ihrer Dritten Session vom 10.-15. April 1961 in Berlin-Spandau ab. Neben den anstehenden inneren Fragen, vor allem der Verabschiedung der Agende III über die Amtshandlungen, die Ordnung der Kindertaufe, der Erwachsenentaufe, der Konfirmation usw. und der Beratung eines Pfarrergesetzes, stand als Generalthema zur Aussprache „Der Mensch in unserer Zeit". Dieses wurde von Professor Helmut *Thielicke*, Hamburg, für den Westen unter dem Thema behandelt: „Die Gefährdung der Freiheit durch die freiheitliche Gesellschaftsordnung" und von Studiendirektor Gottfried *Voigt*, Leipzig, für den Osten: „Unsere erste Sorge — der Mensch". Aber der Bericht des Leitenden Bischofs, D. Hanns Lilje, über „Der Weg der Kirche" lenkte die Aufmerksamkeit der Synode auf noch aktuellere kirchenpolitische Fragen.

Aus dem Bericht von Landesbischof Lilje

Die „kritische Selbstbesinnung" von D. Lilje hatte ebenso wie ihre Ergänzung zum Gespräch mit der römisch-katholischen Kirche durch Landesbischof Hermann Dietzfelbinger einen ausgesprochen defensiven Charakter. D. Lilje verteidigte — offensichtlich gegenüber Äußerungen von Bischof Dibelius auf der letzten Synode der EKD —

die Vereinigte Ev.-Luth. Kirche Deutschlands gegen den Vorwurf, sie habe die Einheit der EKD gefährdet. Erstens gingen die Pläne für die Gründung einer Lutherischen Kirche schon auf das Jahr 1935 zurück, eigentlich auf die Mitte des 19. Jahrhunderts. Zweitens gebe es eine Lutherische Kirche seit langem nicht nur in Deutschland, sondern in der Welt. Die VELKD sei in den Jahren seit Gründung der EKD (1948) eine ihrer stärksten Stützen gewesen und werde das auch bleiben. Es sei irrig, das Vorhandensein einer konfessionell bestimmten Kirche von vornherein als einen theologischen Sündenfall zu bezeichnen. Die Einheit der EKD sei vielmehr durch einen bestimmten theologischen Aktualismus und eine gewisse politische Theologie bedroht worden. In die Zukunft schauend, erklärte D. Lilje, daß die Kirche in dieser Welt ein wirksames Zeugnis von Christus zu geben habe, und zwar sowohl gegenüber dem kämpferischen Atheismus im Osten wie gegenüber dem „schleichenden Atheismus practicus" im Westen. Den Universitätstheologen schärfte er — das ist sein Lieblingsthema — ein, die Kluft zur praktischen Theologie zu schließen und bei ihrer ganzen Arbeit an den „vergessenen Menschen", nämlich den Pfarrer, zu denken.

Zum Gespräch mit Rom

Im Anschluß an den Bericht des Leitenden Bischofs machte D. Dietzfelbinger einige Ergänzungen zum ökumenischen Gespräch mit Rom, das die VELKD nie verweigert habe, für das sie sich im Gegenteil besonders rüste. Er begrüßte als Folge des auf vielen Ebenen geführten Gespräches eine Besserung des Klimas zwischen den Konfessionen, die sogar bis nach Spanien und Südamerika zu spüren sei. Dennoch müsse man „völlig ohne Illusionen" sein, sowohl „um unserer selbst willen wie um vieler römisch-katholischer Brüder willen". Die Kluft sei bisher unüberbrückbar, was schon beim Verständnis von Kirche deutlich werde, von der Mischehenpraxis zu schweigen. Die neuen Kontaktmöglichkeiten, die durch das Sekretariat von Kardinal Bea geschaffen worden seien, bedeuteten vielleicht einen sehr tiefgreifenden Wandel gegenüber der früheren Verschlossenheit Roms. Aber auch Kardinal Bea bezeichne deutlich neben den offenen Türen die Grenzen des ökumenischen Gespräches, wenn er etwa von möglichen Kompromissen in Ordnungs- und liturgischen Fragen, dagegen nicht in dogmatischen Fragen spreche (vgl. dazu Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 297). Bemerkenswert war sodann, daß D. Dietzfelbinger ausdrücklich für die evangelisch-lutherische Kirche auch „die Frage nach den Wirkungsmöglichkeiten und Grenzen des Weltkirchenrates" stellte (vgl. dazu den Aufsatz seines theologischen Beraters, Professor E. Kinder, zur Einheitsformel von Faith and Order nach Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 384 und den Bericht „Ein Herr — Eine Taufe" ds. Heft, S. 427). Mit Teilnahme müsse man „das ökumenische Ringen und die ökumenische Bewegung innerhalb der römisch-katholischen Kirche" verfolgen: „Wir wollen die Zielsetzung des Zweiten Vatikanischen Konzils, daß es innerkirchlichen Aufgaben der römischen Kirche gewidmet ist, ehren, eine Zielsetzung, die uns eine falsche, unzeitgemäße Einmischung in innerkatholische Angelegenheiten verbietet."
D. Dietzfelbinger meinte, „vor allem im deutschen, aber auch im gesamtmitteleuropäischen Raum sind mancherlei Entwicklungen im römischen Katholizismus im Gange, die nach unserer Aufmerksamkeit, ja nach unserm Zeugnis verlangen, weil sie sich auf eine neue Weise doch wohl auch dem Evangelium öffnen". Anderseits seien Kräfte am Werk, die den Katholizismus weiter weg von der Heiligen Schrift treiben wollen. Er nannte Bestrebungen zur Definition neuer Mariendogmen und die Rede von Erzbischof Parente, Assessor des Heiligen Offiziums, vom 13. November 1960 gegen die Mode, Luther nachträglich zu rechtfertigen (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 249). Maria, die Mutter des Herrn, sei nicht die Mutter der Einheit, wie in Rom gesagt wurde, sondern Jesus Christus hat die Eine Kirche geschaffen: „Wenn wir immer wieder einmal, wenn auch in anderem Tonfall als früher, die Einladung zur Rückkehr nach Rom hören, dient das ganz gewiß nicht der Überbrückung, sondern der Vertiefung der Kluft." Die Reformation habe heute noch eine ökumenische Bedeutung: „Es scheint mir mancherlei Zeichen zu geben, daß Gott heute auch bis in andere Bereiche der Christenheit, ja auch der römischen Kirche hinein nicht unsere, aber seine Reformation bestätigt und weiterführt. Wollen wir uns darüber freuen, selbst wenn diese Reformation ein wenig anders verläuft, als wir es uns denken! Wollen wir auch der römisch-katholischen Kirche Kräfte der Reformation gönnen!"
Eine Aussprache über die Gedanken von D. Dietzfelbinger fand nicht statt. Aber zum Bericht von Landesbischof Lilje wurde manches gesagt und beschlossen. Für die Theologischen Fakultäten bekundete Professor W. Maurer, Erlangen, die Bereitschaft zur verantwortlichen Mitarbeit der wissenschaftlichen Theologie an den kirchlichen Gegenwartsaufgaben. In diesem Zusammenhang wies Professor E. Sommerlath, Leipzig, auf die statistische Tatsache hin, daß nur 3 v. H. der evangelischen Christen aktive Gemeindeglieder sind. Sei auch der Tiefpunkt überwunden, so dürfe man sich doch nicht zu selbstverständlich Kirche der Reformation nennen. Ein nüchternes Ja zur sog. Volkskirche forderten die Bischöfe von Lübeck, D. Meyer, und von Sachsen, D. Noth. Dabei fand die Behauptung D. Liljes, Deutschland sei Missionsland geworden, mit dem Hinweis auf die Sitte der Kindertaufe Widerspruch. Sodann wurde die unzureichende pastorale Ausbildung der Pfarrer beanstandet. Noch immer werde weithin das Ein-Mann-System unter Verzicht auf die im modernen Leben längst selbstverständliche Praxis der Team-Arbeit durchgeführt.

Entschließungen

Zur Frage der Universitätstheologie wurde in einer Resolution erklärt: „Die Synode weiß in ihrer Verantwortung für die Kirche und für die Gemeinden, daß die Kirche ohne ihre Theologie nicht leben kann und daß sie der Theologie reiche Erkenntnisse verdankt. Sie erkennt an, daß die heutige Theologie mehr als früher bereit ist, ihre kirchliche Verantwortung wahrzunehmen. Sie kann aber anderseits nicht verschweigen, daß die theologische Situation von heute in den Gemeinden gerade bei ernsten Christen Besorgnis und Unruhe ausgelöst hat." Daher werden drei Bitten ausgesprochen: 1. Die Bischöfe und Kirchenleitungen möchten das Gespräch mit den Theologischen Fakultäten pflegen. 2. Die Fakultäten möchten in verstärktem Maße zu einer anderen Zusammenarbeit zwischen den einzelnen theologischen Disziplinen kommen, vor allem im Blick auf die Verkündigung der Kirche. 3. Bei aller Strenge der Forschung möchte

doch mehr darauf gesehen werden, die jungen Theologen zu einem freudigen Dienst an der Kirche heranzubilden. Zur Frage des „Konfessionalismus" wurde in einer eigenen Entschließung der Vorwurf abgewiesen, daß die VELKD die Einheit der EKD gefährde. Die beiden Referate von Thielicke und Voigt wurden ausdrücklich als „gute Hilfen" anerkannt.

Um die bedrohte Freiheit im Westen

In seiner ausführlichen Analyse über die Gefährdung der Freiheit durch unsere freiheitliche Gesellschaftsordnung wies Professor Thielicke auf folgende Zusammenhänge hin: Die Freiheit sei immer dann gefährdet, wenn man nicht mehr wisse, was sie ist. Ein Zeichen für ihre Bedrohung sei die moderne Reklame mit ihren geheimen Leitbildern vom Sozialprestige. Er nannte sie ein Attentat auf den Menschen und forderte zu strengerer Selbstkritik unserer Gesellschaftsordnung auf. Vor allem griff er das Gruppenproblem heraus, das den einzelnen nötige, seine Meinung einer Partei- oder Interessendisziplin zu opfern. Auf lange Sicht sei der gewissensgebundene, in seiner Personalität intakte Mensch auch für die Gruppe ein wertvolleres und potenteres Glied als das bloß funktionierende Molekül im Kollektiv, der Funktionär. Ein besonderes Problem der Demokratisierung des Lebens sei die anonyme Freiheitsberaubung durch die Gruppen (der Interessenten, der Gewerkschaften usw.) und die von ihnen ausgeübte Personalpolitik.
In diesem Zusammenhang erhielt auch die katholische Kirche ein Monitum. Sie lasse das Gesetz einer Schwangerschaftsunterbrechung auf Grund medizinischer Indikation nicht zu. „Infolgedessen kann sie dieser gesetzlich ausgesparten, aber ihr unerlaubt erscheinenden Variationsbreite ärztlichen Handelns in ihrem Sinne nur so begegnen, daß sie eine bestimmte Personalpolitik treibt, d. h., daß sie etwa Ärzte dieser Gesinnung in die gynäkologischen Schlüsselstellungen bringt. Sosehr diese Art der ärztlichen Freiheitsbeschränkung mit Hilfe der Personalpolitik subjektiv verständlich ist und zumindest moralisch respektiert werden muß, sowenig dürfen jene mehr oder weniger verborgenen Interventionen staatlich unkontrolliert bleiben. Denn würden sie nicht überwacht oder zumindest begrenzt, so bestünde die Gefahr, daß etwa auch die nichtchristliche oder die nichtkatholische Bevölkerung von Maßnahmen mit betroffen würde, welche die persönlichste Sphäre und die nun wirklich ureigensten Intimentscheidungen betreffen." Im Ganzen des Referates war dieses so ziemlich der einzige konkrete Punkt, auf dessen Aussprechen man offenbar besonderen Wert gelegt hatte (vgl. die autorisierte Kurzfassung in: „Evangelische Welt", 1. 5. 61, S. 241—245).

Gespräch mit dem Marxismus?

Das eigentliche Hauptreferat wurde von Dr. Voigt mit einer Analyse des Marxismus, seiner Anthropologie und dem möglichen Anknüpfungspunkt für ein Gespräch über den Menschen gegeben. Er ging davon aus, daß nach dem Neuen Testament Gott in aller Ordnung, auch in der sozialistischen, die Welt regiert und erhält. Seine erste Überlegung anhand der Veröffentlichungen des V. Parteitages der SED von 1958 mit seinen Grundsätzen einer atheistischen Moral („Nur derjenige handelt sittlich und wahrhaft menschlich, der sich aktiv für den Sieg des Sozialismus einsetzt . . .") ist die, daß der Marxismus die Frage nach dem neuen Menschen so stark in den Vordergrund rückt, und zwar als eine Frage der Erziehung und der Ethik. Voigt kommt daher zu dem Ergebnis, der Marxismus sei „eine christliche Sekte". Das zeige sein Ruf nach dem befreiten Menschen. Die zweite Überlegung erkennt, daß mit der Leugnung des Gottesgedankens auch wesentliche Seiten des humanum versinken und bestimmte Erkenntnisfunktionen einfach veröden. Das Personsein des Menschen wird nicht mehr verstanden, daher auch das Unverständnis für das 8. Gebot und die Erziehung zum Haß. Das Kollektiv werde Subjekt der sittlichen Entscheidung. Als drittes vertritt Voigt die These, daß die Kirche für den in seiner Menschlichkeit gefährdeten Menschen zu schreien habe. Mißverständnisse würden ihr dabei freilich nicht erspart. „Aber der Punkt, an dem die Verständigung mit dem Marxismus auch uns unmöglich erscheint, ist gerade nicht das spezifisch Marxistische, sondern das allgemein Menschliche an ihm. Es ist tief bedauerlich, daß die Diskussion zwischen den Marxisten und uns Christen bis zu diesem Punkt einfach nicht vorgedrungen ist. Hier lohnte es sich, in aller Freundschaft miteinander zu streiten." Das Evangelium von Christus habe immer Ärgernis erregt bei einer Welt, die ihr Heil glaube selber erwirken zu können, auch bei der bürgerlichen Welt. Wo es aber den Beteiligten um das Wohl (nicht um das Heil) des Menschen gehe, könne man über die irdisch-menschlichen Möglichkeiten diskutieren. Hier läge die grundlegende Schwierigkeit nicht. „Aber sie liegt darin, daß, wo man das uns treffende Wort Gottes nicht vernimmt, im Grunde nur von Illusionen gelebt werden kann. Wer meint, mit bürgerlicher Gerechtigkeit durchzukommen, rechnet nicht mit dem Gott, dessen Blick auf unser Wesen und Gewissen tiefer dringt, als wir es für möglich halten . . . Wer Gott nicht kennt, muß an Götter glauben, oder er muß sich selbst oder irgend etwas Weltliches zum Gott machen." Daher die messianischen Züge des Marxismus. Wir könnten nicht besser für den Menschen sorgen als dadurch, daß wir ihn auf die Sorge Gottes für ihn hinweisen. (Der Vortrag ist mit den anderen Berichten und Dokumenten der Synode veröffentlicht in: Informationsblatt Nr. 8, Zweites Aprilheft 1961, S. 122 f.).
Es wurde bekanntgegeben, daß sich die Lutherische Generalsynode 1962 mit dem „Auftrag der Kirche an die junge Generation" befassen wird.

Russische Kirche beantragt Aufnahme in den Weltrat der Kirchen

Wie der Ökumenische Pressedienst vom 28. 4. 61 mitteilte, traf in der dritten Aprilwoche beim Weltrat der Kirchen in Genf ein Schreiben des Moskauer Patriarchen Alexius ein, in dem dieser für die Heilige Synode der Russischen Orthodoxen Kirche ihre Aufnahme in den Weltrat beantragt. Die 3. Vollversammlung wird im November in Neu-Delhi über den Antrag zu entscheiden haben. Dr. Visser 't Hooft betonte auf einer aus diesem Anlaß einberufenen Pressekonferenz, daß die Russische Kirche mit diesem Antrag ihre bisherige Haltung gegenüber dem Weltrat geändert, dieser selbst jedoch seine grundlegende ökumenische Haltung nicht geändert habe. „In der Russischen Kirche ist seither nichts geschehen, was sie heute als Mitglied weniger annehmbar machen würde als im Jahr 1948." Damals hatte bekanntlich das Moskauer Patriarchat einen Beitritt zum Weltrat abgelehnt.

Dr. Visser 't Hooft warnte ausdrücklich vor einer Ablehnung des Antrags. „Wenn dieser Antrag nicht angenommen wird, würde der Ökumenische Rat selbst die Gründung eines östlichen Gegenstückes zum Rat veranlassen und herausfordern, die auch für einige seiner Mitgliedskirchen und die christliche Sache allgemein unglückliche Folgen hätte."

In dem Schreiben des Patriarchen heißt es, die Russische Kirche „betet nicht nur und wird nicht nur für das Wohl der Heiligen Kirchen Gottes und die Einheit aller beten, sondern sie ist fest entschlossen, ihren Beitrag zu der großen Aufgabe der christlichen Einheit zu leisten, und zwar im Sinne der (dem Ökumenischen Rat) vorangegangenen Bewegungen für Glauben und Kirchenverfassung und Praktisches Christentum und der internationalen Freundschaft durch die Kirchen, die nunmehr gemeinsamen Ausdruck in den verschiedenen Formen und Aspekten des Ökumenischen Rates der Kirchen finden" (Oepd, 28. 4. 61).

Klerus und Laien der Russischen Kirche wurden im letzten Heft des Journals des Moskauer Patriarchats (JMP Nr. 2, 1961, S. 69—75) mit einem Artikel über die Entwicklungsgeschichte der sog. „Basis" des Weltrats vom Stellvertretenden Leiter des Außenamts des Moskauer Patriarchats, Erzpriester V. M. Borovoj, vorbereitet. Der Verfasser, einer der bekannten ökumenischen Beobachter der Russischen Kirche, veröffentlicht den Artikel „im Hinblick auf die sich erweiternden und vertiefenden Kontakte unserer Kirche mit dem Weltrat der Kirchen" im Sinne einer „Einführung in die Problematik der ganzen Ökumenischen Bewegung", wobei er objektiv referierend ausgiebig von der „Geschichte der Ökumenischen Bewegung" von Ruth Rouse und S. C. Neill und den Materialien der 13. Sitzung des Zentralausschusses in St. Andrews Gebrauch macht.

Wir haben früher des öfteren darauf hingewiesen, daß die „Basis" des Weltrats Gegenstand heftiger Kritik der vor allem dogmatisch interessierten Russen war. Jetzt werden die Gründe für den beobachteten Meinungsaustausch zwischen den Patriarchaten Moskau und Konstantinopel über die „Basis" einsichtig (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 117). Die mit dem Antrag auf Beitritt zum Weltrat verbundene Zustimmung der Russischen Kirche zur Basis bedeutet ein Einschwenken des Moskauer Patriarchats auf die ökumenische Linie des Patriarchats Konstantinopel; es bleibt jedoch abzuwarten, in welcher Weise sich das Verhältnis zwischen den beiden wichtigsten orthodoxen Patriarchaten innerhalb der Ökumenischen Bewegung gestalten wird. Auf ein ungelöstes Problem zwischen beiden weist das wichtige Heft 2 des JMP ebenfalls hin. Es ist die umstrittene kanonische Stellung Konstantinopels als gesamtorthodoxer Appellationsinstanz und jurisdiktionellen Zentrums für die orthodoxe Diaspora. Die Zurückweisung solcher Ansprüche, die der Kanonist Prof. S. Troickij an Hand einer Interpretation der can. 9 und 17 von Chalcedon gibt (a. a. O., S. 57—65), ist vor allem im Hinblick auf das Bestreben der Moskauer Kirchenleitung hin zu verstehen, die Einheit mit den russischen Emigrationsgruppen (vor allem Paris) herzustellen, die dem Patriarchen von Konstantinopel unterstellt sind (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 116). Anderseits sind frühere Differenzen zwischen den beiden Patriarchaten inzwischen beigelegt, so vor allem der Streit um die Zugehörigkeit der finnischen orthodoxen Kirche. Der neue Erzbischof von Karelien und Finnland zeigte seine am 29. 8. 60 erfolgte Wahl mit Hinweis auf die kanonische Bestätigung durch den Patriarchen von Konstantinopel (12. 10. 60) zu Weihnachten dem Moskauer Patriarchen an. Das Februarheft des JMP druckte das Schreiben zusammen mit der Antwort und dem Segenswunsch des Patriarchen Alexius ab (JMP Nr. 2, 1961, S. 10f.).

In der Erwartung einer möglichen Aufnahme der Russischen Kirche in den Weltrat der Kirchen ist es von größter Bedeutung, ob die auf diesen Herbst verschobene panorthodoxe Konferenz auf Rhodos mit Beteiligung der Russen zustande kommt, denn ohne eine solche gesamtorthodoxe Willenskundgebung würde der Anschluß der Russischen Kirche an den Weltrat als ein Alleingang des Moskauer Patriarchats aufgefaßt werden können, und diejenigen, die in seiner Politik vor allem das Bestreben sehen, den Einfluß des Ökumenischen Patriarchats in Konstantinopel zurückzudrängen, hätten erneuten Grund zum Verdacht.

Rußland und der orthodoxe Osten

Die Orientreise des Moskauer Patriarchen wird in russischen kirchlichen Kreisen als ein hoffnungsvolles Zeichen verstärkter Verbindungen mit dem orthodoxen Osten gewertet. In den gemeinsam vom Patriarchen Alexius und den Oberhäuptern der anderen autokephalen Kirchen zelebrierten Gottesdiensten wurde der Russischen Kirche erneut die Erfahrung zuteil, Glied der Ökumenischen Kirche zu sein („ökumenisch" im Sinne der universalen Kirche, als die sich die Orthodoxie betrachtet, nicht im Sinne der „ökumenischen" Bewegung).

Im Januar-Heft des Journals des Moskauer Patriarchats wird nur kurz über die Reise berichtet. Die Reise habe einer weiteren Festigung der von alters her bestehenden brüderlichen Bande zwischen der Russischen Kirche und den orthodoxen Ostkirchen gedient. In den Gesprächen der Kirchenoberhäupter seien aktuelle Fragen des kirchlichen Lebens und eine verstärkte Zusammenarbeit der Kirchen zur Bewahrung des Friedens und der Festigung der Freundschaft unter den Völkern erörtert worden. Besonders werden die Begegnungen des russischen Patriarchen mit dem (monophysitischen) Patriarchen der Kopten und der syrischen Jakobiten erwähnt. Mit diesem ist sogar über die Frage einer kirchlichen Gemeinschaft gesprochen worden (JMP Nr. 1, 1961, S. 6).

Das Osterfest ist in der Russischen Kirche stark im Zeichen der Verbundenheit mit dem orthodoxen Osten und den Stätten der Urchristenheit begangen worden. „Geliebte Väter, Brüder und Schwestern", wendet sich Patriarch Alexius in seiner Osterbotschaft an die Russische Kirche, „ihr wißt, daß Wir am Ende des vergangenen Jahres durch Gottes Gnade die große Tröstung erfuhren, erneut das Heilige Land zu besuchen und dem lebenspendenden Grab unseres Heilands unsere Ehrerbietung zu erweisen. Die unerschöpfliche Gnade des auferstandenen Herrn erfüllte unsere Herzen mit geistlicher Ergriffenheit und unaussprechlicher Freude. Vor den großen Heiligtümern sandten wir unsere Gebete empor für unsere heilige Kirche, für alle ihre gläubigen Kinder, für den Frieden in aller Welt, und jetzt haben Wir die Freude, euch allen nochmals Gottes Segen aus der Heiligen Stadt Jerusalem und vom lebenspendenden Grab des Herrn zu überbringen . . ."

Am Grabe Christi weihte Alexius mit seiner Begleitung zahlreiche Kerzen, die zur Osternacht in den russischen

Kirchen als Symbol für die an den Stätten des Urchristentums erneut erfahrene Einheit der Russischen Kirche mit der östlichen Orthodoxie, angezündet wurden. Auch der Exarch des Moskauer Patriarchen in Mitteleuropa, Bischof Johannes in Berlin, griff diesen Gedanken in seiner Osterbotschaft auf. „In meiner Hand ist eine Osterkerze, die am Grabe des Herrn während der Wallfahrt des Heiligsten Patriarchen angezündet wurde. Ihr Flämmchen brannte erneut in Berlin zur Osternacht an... Wie ich diese Kerze aus der Heiligen Stadt Jerusalem erhalten habe, empfange ich das Leben von dem in ihr auferstandenen Christus. Wie ich diese Kerze durch meinen Patriarchen und meine Freunde erhalten habe, empfange ich Christus durch die Kirche."

Die Amerika-Griechen und Moskau

Obwohl die Amerika-Griechen, die der Jurisdiktion des Patriarchen von Konstantinopel unterstehen, die Aktionen des Moskauer Patriarchats stets sehr kritisch beobachten und auf ihre politischen Hintergründe hinweisen, hat sich das Blatt der amerikanisch-griechischen Archiepiskopie anläßlich der Orientreise des Moskauer Patriarchen Alexius sehr zurückgehalten und in der Beurteilung der Persönlichkeit des Oberhaupts der Russischen Kirche die anscheinend vom Ökumenischen Patriarchat Konstantinopel ausgegebene Richtlinie befolgt. Folgende Notiz in der Januar-Nummer des „O Orthodoxos Paratiritis" (Nr. 490, S. 7) erinnert jedoch an die zwischen beiden Patriarchaten bestehenden Differenzen: „Von großer historischer Bedeutung ist der dem Ökumenischen Patriarchat abgestattete Besuch seiner Seligkeit des Patriarchen Alexius von Moskau und ganz Rußland, der jede Gelegenheit benutzte, um zu erklären, daß der Ökumenische Patriarch der ‚primus inter pares' unter den Führern der orthodoxen Kirchen sei. Unabhängig von den guten Absichten des Moskauer Patriarchen, dürfen jedoch drei Dinge nicht vergessen werden, 1. daß die Russische Kirche solche Kirchen, denen vom Ökumenischen Patriarchen die Autokephalie verliehen worden war (z. B. Estland, Polen, Finnland), erneut unter ihre Jurisdiktion genommen hat, 2. daß die russischen Geistlichen und Laien bis heute behaupten, der Nachfolger des byzantinischen Ökumenischen Patriarchats sei nicht Konstantinopel, sondern Moskau, 3. daß die russische Märtyrer-Kirche unter der direkten Kontrolle und Lenkung des kommunistischen Regimes steht."

Aus der islamischen Welt

Förderung der islamischen Mission durch Ägypten

Die ägyptische Außenpolitik orientiert sich seit der Machtergreifung Nassers an den „drei Kreisen", wie sie Nasser in seiner von ihm so benannten „Philosophie der Revolution" definiert hat: dem arabischen, dem islamischen und dem afrikanischen. Der politischen Realität entsprach dabei am ehesten Nassers Vorstellung von der Position Ägyptens im „arabischen Kreis", und auf diesen war auch seine Politik in den letzten Jahren ausgerichtet.

Die Vormachtstellung Ägyptens im arabischen Kreis blieb nun allerdings nicht unangefochten. Auch im arabischen Afrika wird die Vereinigte Arabische Republik (VAR) nicht als Vormacht und nicht als einzige legitime Vertreterin des Arabertums anerkannt. So bestehen zwischen Tunesien und der VAR faktisch keinerlei Beziehungen, die Freundschaft zwischen Marokko und der VAR diente dem verstorbenen Sultan Mohammed V. lediglich zur innenpolitischen Entlastung und beruhte keineswegs auf gemeinsamen Interessen, und auch zwischen Ägypten und dem Sudan besteht lediglich ein entspanntes Verhältnis, eine Art politischer Waffenstillstand, nicht mehr.

Um den islamischen Kreis hat sich Nasser nie sonderlich bemüht. Die nichtarabischen muslimischen Staaten liegen außerhalb des Einflußbereiches der VAR. Die laizistische Türkei ist auf der muslimischen Linie nicht ansprechbar, das schiitische Persien ist heterodox und nimmt an den Vorgängen unter den sunnitischen Muslimen nur sehr mäßigen Anteil. Aber auch die Beziehung etwa zu Indonesien entwickelt sich auf Grund der Ähnlichkeit politischer Konzeptionen („positive Neutralität") und nicht der gemeinsamen Religion.

In der Tat war Nasser im islamischen Kreis immer sehr zurückhaltend. Seine Politik war niemals muslimisch orientiert, und er äußerte sich des öfteren gegen die Anschauung, daß der Islam zu einer gemeinsamen Plattform asiatischer und afrikanischer Völker werden könnte. Im Grunde fürchtet er die Bindung, die der orthodoxe Islam seiner Politik auferlegen würde.

In der VAR war es immer Nassers Bestreben, den politischen Einfluß der Ulemas auszuschalten. Sein Verhältnis zum Islam als politischer Macht ist zwiespältig: Er duldet keine politischen Eingriffe der Ulemas (eben weil er in der Politik nur sich selbst duldet), und er vertritt den laizistischen Grundsatz, daß die Ulemas in der Moschee zu bleiben haben. Dies gilt jedoch nur für seinen eigenen Machtbereich. Immer, wenn es opportun und nötig war, scheute Nasser nicht davor zurück, die Ulemas für irgendeine Proklamation oder ein Rechtsgutachten zu mobilisieren, um das Verhalten einer anderen Regierung zu verurteilen. (So zuletzt gegen den Schah von Persien; vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 70.)

Nassers Afrika-Politik

In den letzten zwölf Monaten, besonders seit dem Ausbruch der Kongo-Krise und nachdem seine politischen Manöver im arabischen Orient fruchtlos blieben, verstärkte Nasser seine politische Aktivität im Schwarzen Afrika. Nasser unterstützt zwar schon seit Jahren jedwede „antiimperialistische" Bewegung in diesem Erdteil, doch hat sich die ägyptische Regierung niemals so stark engagiert wie gerade in den letzten Monaten. Die Gründe hierfür sind vielfältig. Grundsätzlich versucht Nasser seinen politischen Einfluß in Afrika auszudehnen, weil dies — abgesehen von den üblichen politischen Vorteilen — sein Prestige in Nordafrika und auch im arabischen Orient stärken könnte. Zudem scheint Nasser tatsächlich davon überzeugt zu sein, daß allein die arabischen Staaten ein legitimes Recht auf politische Einflußnahme in Afrika haben. Das ganze wird zuweilen auf eine denkbar primitive Formel gebracht: Die europäischen Mächte haben in Afrika keinerlei Ansprüche, sondern als Imperialisten nur die Pflicht, das zurückzugeben, was sie in den letzten Jahrzehnten dort geraubt haben. Die Araber dagegen sind in Afrika zu Hause, sind wirkliche Afrikaner und vor allem keine Imperialisten. Die Neger brauchen Hilfe und Anleitung, die die Europäer ihnen nicht geben können oder, genauer gesagt, als Imperialisten nicht geben dürfen. Also müssen die Araber den Afrikanern zum

kulturellen und wirtschaftlichen Fortschritt verhelfen. Die Araber sollen so zu den einzig rechtmäßigen Vermittlern zwischen dem Westen (d. h. dem Geld) und dem Schwarzen Afrika werden.

Natürlich wird dies nur selten so offen ausgesprochen (vgl. jedoch z. B. die „Frankfurter Allgemeine Zeitung", 8. 12. 60, wo ein ungenannter ägyptischer Außenpolitiker zitiert wird: Afrika könne nur vor dem Kommunismus bewahrt werden, „wenn Europa die arabische Welt in Afrika als Junior-Partner beteilige". Europa solle die unsinnige Furcht vor dem Nasserismus aufgeben und die Araber politisch und wirtschaftlich als Brücke zu Afrika benutzen. Arabische Lehrer und Funktionäre könnten als Partner ihrer europäischen Kollegen in den jungen schwarzen Staaten mitwirken und ihre schwarzen afrikanischen Brüder im europäischen und antikommunistischen Sinne beeinflussen). Afrika soll also faktisch zur Einflußzone der nordafrikanischen Araber, genauer: der Ägypter werden. Das ganze soll mit europäischem oder sowjetischem Geld finanziert werden. Daß derartige Pläne wahrscheinlich an dem Willen der schwarzen Afrikaner zur Selbsterhaltung scheitern werden, ist hier unerheblich.

Ein anderes Motiv der ägyptischen Aktivität in Afrika ist die Auseinandersetzung mit Israel auf diesem Kontinent. Eines der wichtigsten Ziele des arabischen Boykotts gegen Israel ist die Isolierung Israels im afro-asiatischen Raum. Dieses Ziel wurde nie erreicht. Im Gegenteil, Israel konnte gerade unter den jungen Staaten in Afrika erheblichen Einfluß gewinnen, indem es neben dem Ausbau von Handelsbeziehungen technische Berater in diese Gebiete entsenden konnte, die die kolonisatorische Erfahrung Israels vermitteln. Desgleichen werden zahlreiche Afrikaner in Israel ausgebildet. (Nasser und die Sowjetunion haben die wirtschaftliche Aktivität Israels in Afrika, die sich zwangsläufig in engen Grenzen hält, immer wieder als eine imperialistische Agententätigkeit im Auftrag der Westmächte denunziert.) Durch den ägyptischen Einfluß in Afrika soll die „zionistische Gefahr" in diesem Erdteil gebannt werden. Dies dient zugleich als Alibi gegenüber den arabischen Nationalisten im Orient, die der „arabischen" Aktivität im Schwarzen Afrika kein Verständnis entgegenbringen.

Antiimperialismus und Islam als Brücke

Die Gemeinsamkeiten zwischen den „weißen" arabischen Afrikanern und den schwarzen Afrikanern sind gering, die Unterschiede erheblich größer als etwa zwischen Arabern und Europäern. Die panafrikanischen Parolen mögen sich auf dem Papier und in unverbindlichen Verlautbarungen recht gut ausmachen, in der Realität ist der Panafrikanismus noch nicht sonderlich gediehen, am wenigsten zwischen Arabern und Negern. Sieht man von der Unverbindlichkeit des gemeinsamen Kontinents ab, dann bleibt als Bindeglied zwischen Arabern und Negern nur der Islam, soweit er eben unter den Afrikanern verbreitet ist. Eine Islamisierung Afrikas könnte zu einer gewissen Annäherung der Völkerschaften dieses Kontinents führen, besonders dann, wenn der Anstoß hierzu von Arabern ausginge (so z. B. im Sudan; vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 412). Aber auch dort, wo die Mehrheit der Bevölkerung heute muslimisch ist, ohne deswegen arabisiert zu sein, führt doch der Islam zu einer wenn auch sehr begrenzten arabischen Orientierung. So muß der Koran-Gelehrte schon einmal Arabisch lernen, die Arabische Halbinsel wird überall als das Mutterland des Islams angesehen usf.

Zu den denkbar vagen politischen Gemeinsamkeiten wie etwa „Antiimperialismus", „positive Neutralität" oder auch der „eigene Weg zum Sozialismus" könnte die sehr konkrete Gemeinsamkeit einer Religion treten. Nasser würde vielleicht nicht einmal davor zurückschrecken, den Begriff des Dar ul-Islam („Haus des Islams"), einen politisch-theologischen Begriff, der den muslimischen Herrschaftsbereich umschreibt, wieder zu beleben, wenn damit nicht zugleich die Gefahr einer zu starken religiösen Bindung gegeben wäre.

Die muslimische Mission

Es zeigt sich also, daß der Islam als zu verbreitende Religion in gleichem oder noch stärkerem Maße politischen Zwecken dienen kann, wie dies einst der christlichen Mission — nicht immer zu Unrecht — vorgeworfen wurde. In den letzten Jahren wurde gerade von Ägypten her die muslimische Afrika-Mission in diesem Sinne intensiviert. Nun ist es zwar so, daß der Islam seine Gläubigen zur Glaubensverbreitung, sei es durch Predigt, sei es durch Krieg, verpflichtet. Es hat aber bisher nur Ansätze einer organisierten Mission gegeben, eben weil der Islam von den einzelnen Gläubigen (für gewöhnlich durch reisende Händler, aber auch durch Derwisch-Orden) wirklich und mit Erfolg verbreitet wurde.

Durch die Al-Azhar-Universität in Kairo, einen geistigen Mittelpunkt des sunnitischen Islams, werden nun neuerdings auf Wunsch und mit Unterstützung der ägyptischen Regierung Missionare eigens ausgebildet und ausgesandt, was in dieser Form ein Novum ist. So wurden im Frühjahr dieses Jahres 54 Missionare ausgesandt, nachdem sie ihre Studien an der Al-Azhar beendet hatten. Anläßlich dieses Ereignisses erklärte der Rektor der Al-Azhar, Schech Muhammad Schaltut, daß die christliche Mission dem afrikanischen Menschen eine ihm fremde Kultur und Religion bringe. Die Muslimen dürften hier nicht mehr zusehen, sondern müßten durch persönlichen Einsatz Millionen von Afrikanern selbstlos die Augen öffnen (KNA, 23. 2. 61, und NCWC News Service, 4. 3. 61). Obgleich Studenten aus fast allen Ländern Asiens und Afrikas an der Al-Azhar studieren, wurden als Missionare nur Staatsbürger der VAR ausgesandt, die von der Regierung sorgfältig ausgesucht wurden, was den sehr bestimmten politischen Charakter dieser Mission beweist. Diese 54 sind auch sicherlich nicht die ersten ausgesandten Missionare, vielmehr bemüht sich die ägyptische Regierung, die Aktivität ihrer Missionare in Afrika geheimzuhalten. Dies hat einen guten Grund: denn viele schwarze Muslimen betrachten die politisch-religiöse Aktivität der Ägypter in Afrika mit Mißtrauen, weil sie hierin zu Recht den Versuch einer politischen und religiösen Bevormundung durch die Araber sehen.

Einige ägyptische Zeitungen verbreiteten im März auch die Nachricht, daß in Ägypten eine Radiostation „Stimme des Islams" errichtet werde und daß den Gesandtschaften „Religionsattachés" beigegeben werden sollen. Diese neue religiöse Aktivität wird, das ist fast selbstverständlich, ausschließlich den politischen Zielen Nassers dienen. Die Religionsattachés werden wohl nicht nur in Afrika aktiv werden, sondern sich auch der religiösen Bedürf-

nisse der in Amerika und Europa lebenden Muslimen annehmen. Die ägyptische Propaganda wird so an einen Personenkreis herangetragen, der anders vielleicht nicht zugänglich ist. Um die religiösen Bedürfnisse der Muslimen in der Sowjetunion werden sich die Religionsattachés wohl kaum kümmern dürfen.

Welcher Erfolg dieser neuen missionarischen Aktivität beschieden sein wird, bleibt abzuwarten. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Nassers Missionare der Ausbreitung des Islams und des Nasserismus in Afrika mehr schaden als nützen werden, nachdem das Mißtrauen der einheimischen Bevölkerung einmal geweckt ist.

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Erwägungen zur Studentenseelsorge

Der Frankfurter Studentenpfarrer Ottmar Dessauer hat der Limburger Diözesansynode im Mai 1961 einen Bericht über seine Studentenseelsorge erstattet, der den Vorzug besitzt, aus den Verhältnissen einer ganz bestimmten Gemeinde entstanden und gleichwohl typisch zu sein für eine breite und wichtige Gruppe von Gläubigen, deren Seelsorge seit langem neue Wege sucht und geht und deswegen vielleicht geeignet ist, in mancher Hinsicht als Modell für die Überlegungen zum „aggiornamento" der Seelsorge zu dienen, mit denen das Konzil sich beschäftigt.

Im ersten Teil seines Berichtes skizziert Dessauer die Studenten und ihre Lebensverhältnisse. In den letzten zehn Jahren ist ihre Zahl an den westdeutschen Hochschulen von 150 000 auf 270 000 gestiegen. Das hat bekanntlich zu einer Überforderung aller Einrichtungen der Hochschulen geführt und besonders ein Moment ihrer latenten Krise offensichtlich gemacht: den Kontaktschwund zwischen Lehrern und Schülern und damit auch des wissenschaftlichen Bildungsideals. „Die Universität ist weithin zu einem Bündel höherer Fachschulbildung geworden." Und so wird sie von den weitaus meisten Studenten nur noch als Anstalt zur Berufsausbildung gewertet.

Die Mentalität der Studenten von heute

Die Mentalität der Studierenden glaubt Pfarrer Dessauer mit Hilfe der Stichworte Nüchternheit, Unsicherheit, Vereinzelung und Attentismus annähernd beschreiben zu können. Nüchternheit bedeutet eine pragmatische Einstellung zum Geistigen, für die die Wahrheit vor allem unter dem Gesichtspunkt ihrer Richtigkeit oder Verwendbarkeit interessant ist. Das ist nicht nur negativ zu bewerten; denn die religiösen Wahrheiten können dabei als Werte für die Entfaltung und Gestaltung des eigenen und persönlichen Lebens erfahren werden, wenn sie „in intellektueller Redlichkeit, Mitmenschlichkeit, in Respekt und Vertrauen" verkündigt werden.

Die Unsicherheit wirft viele Studenten in die Extreme der Daseinsangst und des Lebenshungers. Das Vertrauen in die Beständigkeit der Verhältnisse, aber auch zu den überlieferten Werten und Autoritäten ist erschüttert, auch gegenüber der Kirche: „Der antireformatorische Affekt und die noch mangelnde Bejahung der naturwissenschaftlich-technischen Welt läßt die Kirche in der Gegenwart nur noch als relativ präsent erscheinen." Es fehle an einem Konzept für eine „christliche Weltfrömmigkeit", so daß der Christ als solcher an der Hochschule sich nur in der Theologie und Pädagogik wirklich ganz zu Hause fühlen könne. Ob nicht damit ein wichtiger Hinweis auf den Grund für die überall festzustellende schwache Repräsentation der Katholiken in den praktischen und Naturwissenschaften gegeben ist?

Was die Kirche betrifft, unterstreicht Dessauer vor allem das reservierte Verhalten gegenüber ihrem Autoritätsanspruch. „Kirchenpolitische Maßnahmen, auch wenn sie, wie etwa in der Schulfrage, gut begründet sind, werden kritisch registriert und in ihrem Inhalt darauf geprüft, ob sie sich eindeutig von dem Gruppenegoismus anderer Institutionen unterscheiden." Dagegen ist man für konkrete Angebote geistiger, praktischer Lebenshilfe aufgeschlossen. Man sucht also den Bruder- und Samariterdienst der Kirche, nicht den Glanz ihrer Herrlichkeit.

Der Lebenshunger der Studenten, früher einmal demonstriert durch ihre Bierpotenz und Laune zu Streichen, äußert sich nach Dessauer heute wegen des Fehlens eines öffentlichen Bewußtseins von Ethos und guter Sitte sehr viel weniger harmlos und zeitigt, besonders sichtbar bei den Studentinnen, „typische Fehlleistungen", das heißt Versager. Es ist nicht schwer, zu vermuten, auf welchen Gebieten sie zu suchen sind, wenn Dessauer das auch diskret übergeht.

Kennzeichnend für die Studenten von heute ist ferner ihre Vereinsamung. Nur 17 % der katholischen Studenten in Frankfurt haben sich einer studentischen Gemeinschaft angeschlossen. So sind auch die pathologischen Folgen der Vereinzelung, Neurosen und Krisen häufiger als früher. Besonders beachtenswert erscheint die Beobachtung, daß gerade unproblematische und lebenstüchtige junge Menschen, denen auch die Frömmigkeit während ihrer Schulzeit ganz natürlich war, von Glaubenskrisen befallen werden, die von der Welterfahrung an der Hochschule herrühren. Darum muß die Studentenseelsorge „pluralistisch" wirken; das heißt, sie kann sich nicht einfach „traditioneller Pastoralmethoden" bedienen. Sie muß auf einen persönlich begründeten und verantworteten Glauben hinzuwirken suchen. „Neben der ‚gläubigen Annahme seiner selbst' ist es vor allem die Erfahrung, daß man Jesus ‚lieben' kann", die zu solchem Glauben hinführt und besonders durch die Heilige Schrift inspiriert wird.

Unter dem Attentismus der Studenten versteht Dessauer ihre Zurückhaltung gegenüber dem Engagement und der Identifikation mit irgendeiner geschichtlichen Wirklichkeit. Das Abwarten ist aber oft zugleich auch ein Erwarten; nur nimmt man nicht so schnell und so selbstverständlich Stellung wie früher. In diesem Zusammenhang schreibt Dessauer: „Der Priester wird letztlich danach beurteilt, ob er ein ‚homo spiritualis' zu sein versucht; seine Spiritualität sollte den Umweg der Anteilnahme an den Belastungen und der Chance der veränderten Welt nicht scheuen." Damit ist zugleich wohl auch gesagt, daß im Priester, im Studentenpfarrer, die Kirche nicht bloß repräsentiert, sondern erlebt wird.

Von den etwa 3000 katholischen Studenten in Frankfurt erreicht die Studentenseelsorge etwa die Hälfte. Die Gruppe dieser Aktiven besteht zu einem Drittel aus Studentinnen. Übrigens ist die Zahl der katholischen Studierenden in den letzten fünf Jahren von 34,5 % auf 30 % der gesamten Studentenschaft gesunken. Nur in einigen pädagogischen Disziplinen sind sie überdurchschnittlich vertreten, in allen anderen Studienfächern, ganz auffallend in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, entspricht ihre Zahl nicht dem katholischen Bevölkerungsanteil.

Die aktiven Mitglieder der Studentengemeinde sind zu einem guten Drittel zugleich Mitglieder einer der zehn Korporationen oder einer der acht neustudentischen Gemeinschaften. Zwei Drittel haben sich keiner Gemeinschaft angeschlossen. Aber seitdem die Gemeinde ganz nahe der Universität ein eigenes Studentenhaus hat, ist ihr Gemeinschaftsleben in stetigem und langsamem Wachsen. Das betrifft sowohl die Benutzung der Räume wie die Teilnahme an den vielfältigen Veranstaltungen. In der Sprechstunde des Pfarrers erschienen etwa 600 Besucher im Jahr, und von ihnen suchte etwa die Hälfte ein geistliches Gespräch. Zeit haben für das persönliche Gespräch, so sagt Dessauer, ist eine entscheidende Voraussetzung für die Studentenseelsorge. Außerdem müssen Predigten und Vorträge sehr gut vorbereitet werden. Neben dem Studentenhaus, dem ein Wohnheim mit dreißig Betten verbunden ist, hat die Studentenseelsorge im öffentlichen Studentenhaus der Universität eine Simultankapelle, ein Sprech- und Wartezimmer für den Pfarrer zur Verfügung. Ihm stehen ein vollbezahlter Jungakademiker als Assistent und eine Sekretärin zur Seite. Das Katholische Studentenhaus hat ferner einen hauptamtlichen Heimleiter. Die Studentenseelsorge und das Studentenhaus werden durch den Bischof finanziert. Nur die Kosten für die Bildungs- und Sozialarbeit in Höhe von 6000 bis 8000 DM pro Jahr müssen durch Spenden aufgebracht werden.

Die oben genannte Zahl von 1500 aktiven Gemeindemitgliedern läßt keinen genauen Rückschluß auf die wirkliche religiöse Haltung und Praxis der Gesamtheit zu. Die Hälfte der katholischen Studenten ist in Groß-Frankfurt zu Hause, 20 % sind Fahrstudenten, und 30 % haben ein möbliertes Zimmer am Ort. Von diesen Gruppen bringen die Fahrstudenten für die Studentengemeinde das größte, die in Frankfurt Beheimateten dagegen das geringste Interesse auf. Soweit diese praktizieren, werden sie das überwiegend in ihren Heimatgemeinden tun. Natürlich kann auch von den Studenten, die sich von der Studentenseelsorge abseits halten, nicht behauptet werden, sie erfüllten ihre religiösen Pflichten überhaupt nicht. Betrachtet man die Teilnahme der Studenten im ganzen, dann ist die Vermutung begründet, daß zusätzliche Möglichkeiten sich gelohnt haben. Die Studentenseelsorge wird zunehmend von den Studierenden als die ihnen gemäße Form kirchlichen Lebens gewertet.

Ihr Leitbild sieht sie in der neutestamentlichen Gemeinde, die durch die Wortverkündigung, die Eucharistiefeier und die Bruderschaft konstituiert wird. Die Wortverkündigung in Predigten und Ansprachen, Exerzitien und Kernkreisen dient unmittelbar dem religiösen Glauben und Leben; in Arbeitsgemeinschaften, Wochenenden, Studientagungen und offenen Vorträgen der weltanschaulichen Bildung. Sie muß mannigfaltige Formen haben und darf auch die Muße und das Musische nicht vergessen. „Im einzelnen wird bei Thema und Referenten dem Niveau vor der zu erwartenden Zahl der Teilnehmer der Vorzug gegeben."

Die Gottesdienste leiden darunter, daß die Studentengemeinde keine eigene Kirche hat. Die verfügbaren Kapellen haben nur 121 und 35 Sitzplätze. Erst die Bereitstellung einer Universitätskirche würde einen wirklichen Gemeindegottesdienst ermöglichen.

Das Ziel der Bruderschaft beinhaltet mehr als nur die Sorge für diejenigen ihrer Mitglieder, die solcher Sorge bedürfen, wiewohl sie hier die Probe ihrer Aufrichtigkeit zu bestehen hat. Besonderer Aufmerksamkeit bedürftig sind vor allem Studenten aus dem Ausland, zumal den Entwicklungsländern, und aus Mitteldeutschland, wo die Frankfurter Studentengemeinde außerdem eine Patenschaft innehat. Daneben gilt die Sorge der Gemeinde den neuimmatrikulierten Studenten, die heute mehr als früher Mühe haben, sich an der Universität zurechtzufinden, und sie sucht auch schon Kontakte zu den künftigen Abiturienten herzustellen. Die Bereitschaft zur Mitarbeit ist auf seiten der Laien erfreulich groß, ja sie kann nicht einmal voll ausgeschöpft werden, da die Gefahr besteht, daß zuviel Regsamkeit der Gründlichkeit schaden könnte. Vor allem der Studentenseelsorger selbst ist überlastet. Ihm müßten zwei Hilfsgeistliche voll zur Seite stehen.

Dieser Ruf nach einer Bereitstellung weiterer Priester für die Studentenseelsorge ist dem Studentenpfarrer besonders dringlich. Es handelt sich nicht nur um die Bewältigung der bereits heute vorhandenen Aufgaben, sondern auch um neue, die jetzt einfach liegenbleiben müssen. Dazu gehört die Betreuung der Laientheologen und der Studenten, die später als Lehrer tätig sein werden. Besonders wichtig erscheint auch eine besondere Seelsorge für die Wohnheime der Studenten und Studentinnen, die an Zahl und Bedeutung ständig zunehmen. Dessauer äußert die Ansicht: „Die fällige Hochschulreform wird zu nicht geringem Teil in diesen Wohnheimen entschieden werden." Daher sollte die Kirche nicht nur bei der Konzeption dieser neuen Einrichtungen des akademischen Lebens mitwirken und selbst solche Heime schaffen, was in Frankfurt besonders für die Studentinnen notwendig wäre, sie sollte sich auch darum bemühen, den allgemein zugänglichen Heimen geeignete Tutoren und Heimleiter zu vermitteln. Eine kirchliche Anteilnahme auf diesem Gebiet könnte für die so mächtig anwachsende Wohnheimbewegung überhaupt von Bedeutung werden.

Zum Schluß seines Berichtes stellt Pfarrer Dessauer die Frage, ob nicht daran gedacht werden müßte, die Studentenseelsorge strukturell in Richtung auf eine Hochschulseelsorge weiterzuentwickeln. Damit würde der Tatsache Rechnung getragen, daß die moderne Hochschule, wenn man die Zahl der an ihr Tätigen und Lebenden und die Intensität der Bindungen, die sich aus dem modernen wissenschaftlichen team-work ergeben, zum Maßstab nimmt, sozusagen eine neue und eigene Welt ist, die die Kirche zu durchdringen und mit zu integrieren versuchen sollte. Zu diesem Zweck genügt es nicht, daß sie sich nur um die Rekruten der Wissenschaft, die Studenten, kümmert und sich in der Nachbarschaft der Universität etabliert. Vergleichbar denjenigen Lebenskreisen, die wegen ihrer Geschlossenheit und der einflußmächtigen Atmosphäre ihres Milieus schon früher aus der allgemeinen Seelsorge herausgenommen worden sind, wie das Militär oder große Krankenhäuser und Kliniken, und anderen, die heutzutage dasselbe zu fordern scheinen, wie

bestimmte Bereiche der industriellen Arbeitswelt, wird man wohl auch den Stätten der wissenschaftlichen Forschung und Lehre eine besondere milieugerechte Seelsorge zuteil werden lassen müssen, wenn man einer neuen Entfremdung zuvorkommen will. Das ist um so leichter, als es außer der Studentenseelsorge noch manche andere Ansätze dafür schon gibt und als die Universitäten augenblicklich eine recht große Aufgeschlossenheit für dieses Anliegen zeigen.

Bitten an die ordentliche Pfarrseelsorge

Im Nachtrag zu seinem Bericht hat Pfarrer Dessauer an die Synodalen des Bistums Limburg einige Bitten um Unterstützung gerichtet, die auch außerhalb dieses Kreises beachtet zu werden verdienen. Dazu gehört an erster Stelle die Bitte, daß die Seelsorger sich intensiver dafür einsetzen mögen, daß geeignete junge Katholiken beiderlei Geschlechtes sich für das akademische Studium entscheiden und „in stärkerem Maße den dem Volkganzen geschuldeten christlichen Dienst im akademischen Beruf höher schätzen, als dies bisher in Erscheinung trat". Das gibt besonders für das Studium der naturwissenschaftlich-technischen Disziplinen und für die Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (vgl. dazu auch den Bericht in der Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 375). Früher gehörte die Förderung junger Talente zu den Aufgaben, in die viele Pfarrer zumal auf dem Lande ihre Ehre setzten. Wenn sie dabei auch zunächst an den Priesternachwuchs dachten, fiel doch auch für die anderen akademischen Berufe dabei so manche gute Frucht ab. Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß sich diese Förderung bei dem heutigen Andrang zu den Hochschulen erübrige. Die Katholiken sind daran nicht gleichmäßig beteiligt. Diese Förderungstätigkeit sollte dadurch ergänzt werden, daß die örtlichen Seelsorger und Religionslehrer der Studentenseelsorge behilflich sind, die ersten Kontakte zu den neuen Studenten aufzunehmen. Das kann für die harmonische religiöse Weiterentwicklung der jungen Menschen von entscheidender Bedeutung sein.

Ferner spricht Dessauer die Bitte aus, die Studentenseelsorge als den gegebenen Ort für die kirchliche Beheimatung der Studenten zu betrachten und sie in aktiven Diensten der Heimatpfarrei nur so lange zu halten, als sich das für ihre persönliche Entwicklung nützlich erweist. Im allgemeinen dürfte diese im Rahmen der Studentengemeinde besser gewährleistet sein und so auf lange Sicht auch wieder der Kirche und den Pfarreien zugute kommen. Gegebenenfalls sollte auch die Ehevorbereitung dem Studentenpfarrer überlassen oder überwiesen werden.
Alsdann bittet der Studentenpfarrer um Verständnis für die bisweilen recht ärgerliche vornehme Distanzierung von Studenten gegenüber dem Gottesdienst und der Predigt in ihren Heimatpfarreien. Sie solle nicht als bewußte Geringschätzung, sondern mehr als Ausdruck einer geistigen Entwicklungskrise betrachtet werden, die in der religiösen Indifferenz der deutschen Hochschulen ihre Wurzel hat. Die örtlichen Seelsorger werden gebeten, durch derartige jugendliche Unausgeglichenheiten sich nicht davon abhalten zu lassen, mit den Studenten ihrer Gemeinde in den Ferien, wo das möglich ist, Kontakt zu pflegen. „Eine Phase religiöser Unsicherheit, ja sogar eine zeitweilige Abstinenz vom Gottesdienstbesuch und Sakramentenempfang sollte im Zweifelsfall eher in Kauf genommen und respektiert werden. Manche Studenten kommen heute auf einem Umweg zu einer persönlichen Glaubensüberzeugung. Wenn sie in dieser Phase des Wohlwollens ihres Heimatpfarrers gewiß sind, wird die Krise sich um so leichter im Laufe der Zeit als gesunde Wachstumskrise herausstellen. In einer solchen Krisenzeit sollte der Seelsorger sich, wenn irgend möglich, auch in Gedanken vor einer Verdächtigung der charakterlichen oder menschlichen Integrität hüten. Auch bei auftretenden moralischen Krisen ist Behutsamkeit angezeigt. Junge Menschen müssen nicht selten ihren geistigen und sittlichen Selbstand mühevoll und mit zeitweiligen Verlusten bezahlen."
Man wolle auch bedenken, daß die heutige Jugend für ihre innere Reifung längere Zeit braucht als frühere Generationen. Ihr Verhalten zeugt deshalb mehr von innerer Unsicherheit als von bösem Willen.

Fragen des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens

Die ausländischen Arbeitskräfte in Deutschland

Im Vergleich zu anderen europäischen Staaten ist die Erscheinung der ausländischen Arbeitskräfte für die Bundesrepublik ein Novum. Von Bedeutung wurde das Problem für Deutschland erst mit dem Beginn der Einwanderung einer größeren Zahl italienischer Arbeiter ab 1955. Wohl hatte es bereits in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg eine beachtliche Zahl italienischer Einwanderer gegeben. Ein Teil davon hat sich endgültig in Deutschland niedergelassen und sich vollkommen in das deutsche Leben eingegliedert, wenngleich viele von ihnen an den Traditionen der alten Heimat auch in der zweiten und dritten Generation noch festhalten. Aber die damalige Entwicklung wurde durch politische Ereignisse unterbrochen und setzte erst wieder ein, als die deutsche Wirtschaft in den vergangenen Jahren infolge der Hochkonjunktur den Mangel an Arbeitskräften zu spüren begann und sich gezwungen sah, auf die Reserven auf dem ausländischen Arbeitsmarkt zurückzugreifen. Die folgenden Zahlen aus den Jahresstatistiken der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung in Nürnberg geben ein einprägsames Bild von dem raschen Anstieg der ausländischen Arbeitskräfte innerhalb der deutschen Wirtschaft.
Am 31. 7. jeden Jahres befanden sich folgende ausländische Arbeiter in Deutschland:

1955	76 843	1956	95 355	1957	104 603
1958	123 442	1959	163 211	1960	276 188

Nach der letzten Statistik vom 31. 12. 60 waren es bereits 352 128. Dieser rasche Anstieg macht es verständlich, daß so manche Maßnahme, die von deutscher Seite zugunsten der Ausländer getroffen wurde, noch nicht den gewünschten Erfolg zeigt. Da das Problem als ganzes neu ist und rasch in Angriff genommen werden mußte, konnte

man noch nicht eine Umstellung auf die neue Situation erwarten, wie sie von der Sache gefordert wäre. Der Deutsche hat zudem wenig Sinn und Begabung für Improvisation, um so mehr aber für jede Art von Organisation. Er macht es gründlich, braucht aber mehr Zeit dafür. Da er es in diesem Fall mit Menschen zu tun hat, deren eigentliches Element die Improvisation ist und die sich in den deutschen Organisationstypus nur sehr schwer einfügen lassen, hat er es trotz allgemeiner Hilfsbereitschaft besonders schwer, die richtigen Lösungen zu finden.

Es fehlt den deutschen Stellen und Organisationen noch die Erfahrung und das Gespür für die rechte Art, die diese sicher sehr komplizierte Materie erfordert. Anderseits muß man in einer sachgerechten Lösung dieser Frage einen Prüfstein sehen für die Fähigkeit der europäischen Völker, nicht nur zu einem engen wirtschaftlichen Nebeneinander, sondern auch zu einem gesellschaftlichen und menschlichen Zueinander zu finden. Daß hier den Katholiken eine besondere Aufgabe zufällt, brauchte wohl nicht erst eigens hervorgehoben zu werden, wenn nicht immer wieder festgestellt werden müßte, wie wenig manche Priester und Laien, auch solche, die es unmittelbar angeht, das eigentliche Problem kennen und mit welch vagen Vorstellungen, die man sich auf Urlaubsreisen in Italien oder Spanien angeeignet hat, sich auch manche von den Verantwortlichen an die Lösung des Problems heranmachen. Man darf nicht übersehen, daß hier der Kirche eine besondere Chance geboten ist, das Werden Europas mitzugestalten und die christliche Substanz in die neu sich bildenden sozialen und wirtschaftlichen Formen zu gießen. Die gebotene Chance kann hier um so leichter genutzt werden, als es sich bei den Einwanderern zum größten Teil um katholisch getaufte Christen handelt. Aber selbst dort, wo es sich wie bei den Griechen um Glieder einer anderen Kirche handelt, kann die Erlernung des rechten Umgangs mit einer fremden geistigen und religiösen Mentalität dem besseren gegenseitigen Verständnis in hohem Maße dienen.

I

Statistische Gliederung

Wir versuchen hier zunächst an Hand der verfügbaren Statistiken einige wichtige Daten für das Verständnis des Gesamtproblems zu erarbeiten. Doch sind diesem Bemühen enge Grenzen gesetzt. Die von der Bundesanstalt in Nürnberg jährlich herausgegebenen Statistiken enthalten nur Angaben über Anzahl, Volkszugehörigkeit, Länder- und Berufszugehörigkeit der Ausländer. Sie geben aber keinen Aufschluß über soziologisch viel wichtigere Daten, wie Alter, Familienstand usw. Auch über die an sich wichtige Frage nach der Herkunft der einzelnen innerhalb ihrer eigenen Länder enthalten die Statistiken keinerlei Angaben. Es wäre aber wichtig, zu wissen, wie viele z. B. von den Italienern aus Nord-, Mittel-, Süd- oder Inselitalien stammen. Auch bei den Spaniern und Griechen spielt ihre regionale Herkunft eine wesentliche Rolle. Nach inoffiziellen Schätzungen stammen etwa bis zu 80 Prozent der Italiener aus Süditalien oder aus wirtschaftlich zurückgebliebenen Gebieten Mittelitaliens. Der Grund dafür ist in der größeren Arbeitslosigkeit in Mittel- und Süditalien, aber auch in der Tatsache zu suchen, daß es die norditalienschen Arbeiter traditionsgemäß mehr in die Schweiz und nach Frankreich zieht. Die Tatsache aber, daß die meisten der Italiener in Deutschland Süditaliener sind, ist für das Verständnis des Problems von nicht geringer Bedeutung, vor allem wenn man an das sehr spürbare soziale und kulturelle Gefälle zwischen Nord- und Süditalien denkt. Ähnliches gilt übrigens, wenn auch bei anderer geographischer Verteilung, für die Arbeiter aus Spanien und Griechenland. Ebenso wichtig wäre die Kenntnis des sozialen Milieus, dem die ausländischen Arbeiter entstammen, ob es sich z. B. in erster Linie um Landbevölkerung oder um Arbeitslose aus den Großstädten handelt. Sicher stammt ein großer Prozentsatz vom Land. Aber selbst beiläufige Schätzungen wären hier sehr gewagt.

Sehr zu bedauern ist überdies der Mangel an statistischen Angaben über das Verhältnis zwischen Saison- und Dauerarbeitern. Indirekte Schätzungen — nach Zugehörigkeit zu den einzelnen Wirtschaftszweigen — führen zu keinem sicheren Ergebnis, da z. B. die Bauarbeiter zwar immer noch zu den Saisonarbeitern gerechnet werden, praktisch aber die meisten von ihnen nicht mehr dazugehören. Ähnlich verhält es sich auch in anderen Wirtschaftszweigen. Da der Anteil der Ausländer in der Landwirtschaft, wie die Statistik (vgl. S. 420) zeigt, bis auf eine unbedeutende Zahl zurückgegangen ist, ist damit auch im selben Ausmaß der Anteil der Saisonarbeiter gesunken. Überdies ist bei den Neueinwanderern aus Spanien und Griechenland ein Saisonarbeiterverhältnis kaum tragbar. Deshalb ist mit einem weiteren Rückgang des Anteils der Saisonarbeiter zu rechnen.

Über die für die praktische Fürsorgetätigkeit besonders wichtige Frage, wie viele von den Einwanderern über die Kommissionen in Verona, Neapel, Madrid und Athen kommen und wie viele auf eigene Faust und von Abenteuerlust getrieben nach Deutschland kommen, schweigt sich die Statistik ebenso aus. Will man aber das Übel des arbeitsrechtlich unerlaubten Grenzübertrittes bekämpfen, so müßten darüber auch genauere Angaben vorliegen. Im Jahre 1959 sollen von den Italienern 25 004 über die Kommissionen und ca. 20 000 auf eigene Faust gekommen sein. Aus praktischen Erfahrungen in der Betreuungsarbeit läßt sich schließen, daß sich inzwischen das Verhältnis im positiven Sinne geändert hat. Aber die Zahl derer, die nur mit dem Touristenpaß nach Deutschland kommen, ist immer noch beträchtlich. Sie dürfte bei den Spaniern prozentuell noch höher liegen als bei den Italienern. Da diejenigen, die mit Touristenpaß nach Deutschland kommen, mehr als alle anderen der öffentlichen und privaten Fürsorge zur Last fallen, dürften alle in Frage kommenden Stellen und Verbände an einer strafferen Handhabung der Einreisebestimmungen interessiert sein. Bisher hat es in dieser Hinsicht an einer wirksamen Zusammenarbeit zwischen den Arbeitsämtern, Konsulaten und Betreuungsorganisationen gefehlt. Zwar kommt der Ausländer auf mehr oder weniger legitime Weise leicht zu einem Arbeitsplatz, doch sollte dies nicht auch noch unterstützt werden. Eine energische Zusammenarbeit zwischen Ausländerpolizei, Arbeitsämtern und Fürsorgestellen nach einheitlichen Richtlinien wäre durchaus geeignet, dem Übel zu steuern.

Herkunft und Verteilung

Wie aus der folgenden Statistik ersichtlich ist, nehmen die Italiener mit großem Abstand den ersten Platz ein. Sie stellen allein 36,9 Prozent aller ausländischen Arbeitskräfte. Das war seit Beginn der Einwanderung immer so, und sie

werden ihren Platz auch sicher weiterhin behaupten. Ihr Übergewicht erklärt sich aus der natürlichen geographischen und wirtschaftlichen Partnerschaft Italiens gegenüber Deutschland. Italien ist zudem das einzige Land innerhalb der EWG, das über ausreichende Arbeitskraftreserven verfügt. Trotz der künftig zu erwartenden stärkeren Konkurrenz durch Spanien und Griechenland ist weiterhin ein gleichmäßiges Ansteigen der Italiener zu erwarten. Im vergangenen Jahr allein kamen etwa 100 000 neben je 25 000 Spaniern und Griechen nach Deutschland. Für dieses Jahr sollen weitere 100 000 nachfolgen. Ein größeres Industrieunternehmen des Rheinlandes allein hat für das laufende Jahr 1000 Italiener neu angeworben. Es bleibt aber ungewiß, ob die italienische

Verteilung der Nationalität nach Bundesländern (31. 12. 60)

	Italiener (30. 9. 60)	Italiener (31. 12. 60)	Spanier	Griechen	Sonstige	Zusammen
Baden-Württemberg	58 877	49 589	6 845	10 381	28 082	94 897
Bayern	16 760	11 728	2 272	4 652	25 777	44 429
Berlin	438	491	108	159	3 494	4 252
Bremen	729	679	83	98	1 489	2 349
Hamburg	1 456	2 048	1 770	721	7 392	11 931
Hessen	15 845	14 660	7 751	2 098	10 858	35 367
Niedersachsen	4 629	3 267	2 118	590	7 388	13 363
Nordrhein-Westfalen	30 853	33 128	8 288	9 511	68 232	119 159
Rheinland-Pfalz	4 163	4 283	555	567	4 709	10 114
Saargebiet	10 153	9 682	88	35	3 279	13 084
Schleswig-Holstein	473	332	268	239	2 344	3 183
Zusammen	144 176	129 887	30 146	29 051	163 044	352 128

Regierung den Wünschen der deutschen Wirtschaft vollauf entsprechen kann. Schon bisher blieb das Angebot hinter der Nachfrage zurück. Nicht zuletzt deswegen haben sich die deutschen Stellen auch an Spanien und Griechenland gewandt. Da aber infolge der geographischen Entfernung bei den Spaniern und Griechen das Risiko bedeutend höher ist, werden die Italiener jedoch immer den Vorzug behalten. Dies finden wir durch die Entwicklung während des laufenden Jahres bestätigt. So kamen nach einer Zählung der Bundesanstalt in Nürnberg beispielsweise in der Woche vom 16. bis 22. April 1961 4833 Italiener, 434 Spanier und 794 Griechen nach Deutschland.

Die relativ große Anzahl von Arbeitnehmern aus Ländern, die kein Anwerbeabkommen mit der Bundesrepublik geschlossen haben, kann kaum überraschen. Es handelt sich dabei ja vielfach um Angestellte in den verschiedenen Zweigen des Außenhandels, um Angestellte, die ausländische Firmen in Deutschland vertreten, und um eine größere Anzahl ausländischer Praktikanten. Zwei Länder sind in dieser Rubrik besonders hervorzuheben: die Niederlande und Österreich. Die Niederlande nehmen mit 33 500 unter allen Ländern den zweiten Platz ein; liegen also noch vor Griechenland und Spanien, ebenso Österreich mit 32 300. Beide zusammen stellen ungefähr 36 Prozent aller ausländischen Arbeitskräfte aus den Ländern ohne Anwerbeabkommen. Nun bilden aber gerade die Angehörigen dieser beiden Volksgruppen kein besonderes Problem hinsichtlich der Anpassung und der Eingliederung in die deutsche Arbeitswelt. Zudem haben wir es bei den Vertretern dieser Länder mit einer anderen sozialen Schichtung zu tun als bei den Arbeitnehmern aus den südlichen Ländern. Bei ihnen liegt der Anteil der Angestellten bedeutend höher. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß es bei diesen beiden Gruppen keine speziellen Probleme in gesellschaftlicher und religiöser Hinsicht gibt. Letztere sind z. B. bei den Österreichern als Bewohnern eines konfessionell nicht gespaltenen Landes sehr wohl gegeben. Aber es gelten dafür völlig andere Kriterien.

Unter dieselbe Rubrik fallen zudem auch die Flüchtlinge aus den nichtdeutschen Ländern mit ca. 15 000 Personen. Dazu kommen die verschiedenen kleineren Gruppen, wie Engländer, Franzosen, Jugoslawen, Skandinavier usw. Eine Gruppe, die eigens genannt werden müßte, bilden die Algerier. Es handelt sich dabei um etwa 4000 bis 5000. Sie stellen, da es sich bei den meisten um „politische Flüchtlinge" handelt, einen Faktor für sich dar. Sie sind unter sich gut organisiert und verfügen über ausgedehnte Möglichkeiten der Selbsthilfe. Dabei werden sie auch von den Gewerkschaften, die ihnen gegenüber — wohl aus politischen Gründen — eine Sonderhaltung einnehmen, tatkräftig unterstützt. Von Fall zu Fall nehmen die Algerier auch die Hilfe der freien Wohlfahrtsverbände in Anspruch.

Untersucht man die obige Übersicht unter dem Aspekt der Verteilung der einzelnen Nationalitäten auf die einzelnen Bundesländer, so lassen sich unschwer die Schwerpunkte der Einwanderung feststellen. Nordrhein-Westfalen liegt mit 119 159 Ausländern an der Spitze. Und zwar sind in Prozenten der Gesamtzahl die einzelnen Nationalitäten ungefähr gleichmäßig vertreten. An zweiter Stelle steht Baden-Württemberg mit 94 897. Es handelt sich also in erster Linie um jene Bundesländer mit den meisten Industrieunternehmen. Bei Baden-Württemberg spielt offenbar auch die geographische Lage eine Rolle. Besonders die Italiener betrachten Baden-Württemberg als ihr Land und Stuttgart mit fast 20 000 Italienern als ihre Hauptstadt. Zudem kam in den vergangenen Jahren eine beträchtliche Anzahl von italienischen Landarbeitern aus der Schweiz — meist als Vertragsbrüchige — nach Baden-Württemberg. Durch strengere Maßnahmen der Grenzpolizei und Konsulate scheint es aber gelungen zu sein, diesen unerwünschten Zustrom zu unterbinden. Ein weiteres Zentrum für die Italiener bildet immer noch das Saarland. Doch scheint die Zahl dort konstant zu bleiben, nachdem nach dem wirtschaftlichen Anschluß an Deutschland das Einschmuggeln fremder Arbeitskräfte über Frankreich — meist unter den fragwürdigsten Umständen — unter-

bunden worden ist. Die relativ kleine Anzahl in Bayern ist wohl auf die andersgeartete wirtschaftliche Struktur des Landes, aber auch auf gewisse geschichtliche und psychologische Momente zurückzuführen.

Beschäftigungsart

Die untenstehende Tabelle gibt Aufschluß über die beruflichen Schwerpunkte, auf die sich die ausländischen Arbeitskräfte konzentrieren. Da im Gesamtbild die Angehörigen der übrigen Nationalitäten nicht ins Gewicht fallen, beschränken wir uns hier auf die Länder, mit denen Deutschland ein Anwerbeabkommen geschlossen hat.

Das Baugewerbe steht mit großem Abstand an der Spitze. Die Gründe dafür sind zunächst in der Konjunktur dieses Wirtschaftszweiges und den entsprechend guten Verdienstmöglichkeiten zu suchen. Wegen ihrer traditionellen Vorliebe und Eignung für dieses Gewerbe sind die Italiener darin absolut wie prozentual weitaus am stärksten vertreten. Als unbedingter Nachteil ist beim Baugewerbe die Art der Unterkünfte anzusehen. Infolge der starken

Gliederung nach Wirtschaftsbereichen (31. 7. 60)[1]

	Landwirtschaft	Bergbau	Metall	Textil	Baugewerbe	Gaststätten	Verkehr	Sonstiges
Italiener	4 052	10 775	26 658	6 080	49 209	4 576	2 482	17 477
Spanier	58	312	4 362	615	767	473	168	2 630
Griechen	42	498	5 472	1 253	1 731	120	240	4 329
Zusammen	4 152	11 585	36 492	7 948	51 707	5 169	2 880	24 436

[1] Statistik der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung. Seither haben sich infolge weiterer Einwanderung die Anteile absolut wie prozentual sehr stark verschoben.

Mobilität in diesem Sektor ist die Errichtung geeigneter Unterkünfte ohnehin schon äußerst schwierig. Bei den Südländern kommt noch der mangelnde Sinn für Sauberkeit dazu. Erfahrungsgemäß wird auch in diesem Sektor am meisten über schlechte Unterkünfte geklagt.

Einen weiteren Schwerpunkt bildet die Metallindustrie und — trotz des Nachlassens infolge der Kohlenkrise — auch immer noch der Bergbau, wobei in obiger Tabelle allerdings auch die Baustoffgewinnung unter die Rubrik Bergbau fällt.

Das Gastgewerbe bildet insofern ein Kapitel für sich, als eine Reihe von Lokalen — besonders die vielen Eiscafés — sich in italienischer Hand befinden. Außerdem sind die Italiener als Kellner sehr gesucht. Eine größere Zuwanderung in dieser Branche ist aber nicht zu erwarten, da das Gaststättengewerbe infolge des Fremdenverkehrs auch in Italien ausreichende Verdienstmöglichkeiten bietet.

Der Anteil der Ausländer an der Landwirtschaft ist bis auf eine unbedeutende Zahl zurückgegangen. Diese Entwicklung war zunächst nicht zu erwarten, denn wegen der einsetzenden Landflucht hatte man gerade in der Landwirtschaft mit der Anwerbung von Ausländern begonnen. Aber das Experiment hat sich nicht bewährt. Offenbar waren die Löhne zuwenig attraktiv. Entscheidend war aber sicher auch die Tatsache, daß dem Italiener das Landleben hier in Deutschland nicht behagt. Für die Einsamkeit auf dem Lande in einer völlig fremden Umgebung, wo er Landsleute nur gelegentlich trifft, ist der Italiener nicht geschaffen.

Die Frauen

Aus der folgenden Tabelle ist ersichtlich, daß sich der Anteil der Frauen innerhalb der natürlichen Grenzen bewegt. Wenn auch anzunehmen ist, daß sich seit Juli vergangenen Jahres der Anteil der Frauen durch den größeren Zustrom an Spanierinnen etwas erhöht hat, so bleibt er doch gering, besonders wenn man bedenkt, daß eine beträchtliche Anzahl von ihnen die Ehefrauen der ausländischen Arbeiter sind. Hierüber liegen leider keine Angaben vor, wenn solche auch im Hinblick auf die kommende Eingliederung von außerordentlicher Bedeutung sind.

Da aber die meisten Frauen der Ausländer in Deutschland berufstätig sind, darf man allerdings den Prozentsatz der ledigen Frauen nicht zu hoch ansetzen.

Der Anteil der Frauen (31. 7. 60)

Landwirtschaft	779
Bergbau	449
Metall	6 028
Textil	7 636
Baugewerbe	685
Handel	5 086
Gaststätten	4 809
Verkehr	363
Haushalt	4 213
Dienstleistungen im öffentlichen Interesse	3 436
übrige Berufe	8 588
Zusammen	42 072

Es ist zu beachten, daß in der Tabelle auch die weiblichen Arbeitnehmer aus den übrigen Ländern mitgezählt sind. Es sind also auch die Angestellten, Sekretärinnen, Stenotypistinnen usw., mit eingerechnet.

Da keine Angaben über die vertikale Gliederung der weiblichen Arbeitnehmer zum Vergleich mit den Zahlen unserer Tabelle vorliegen, liefern die in ihr enthaltenen Zahlen keine verwertbaren Daten. Immerhin dürfte es sich z. B. bei den 6028 weiblichen Arbeitnehmern in der Metallindustrie zu einem guten Teil auch um weibliche Angestellte handeln.

Von deutscher Seite wurde verschiedentlich der Wunsch geäußert, größere Gruppen von ausländischen Frauen und Mädchen für eine Tätigkeit in den deutschen Heimen und Krankenhäusern zu gewinnen. Wie die Rubrik Dienstleistungen im öffentlichen Interesse zeigt, hatte man damit keinen besonders großen Erfolg. Auch hier spielen die Lohnverhältnisse eine negative Rolle. Zudem ist auch bei den Südländerinnen — wie bei der weiblichen Jugend in unseren Gegenden — der Trend zum leichten Gelderwerb in der Industrie unverkennbar. Überdies dürfte das Reglement in unseren Anstalten den Südländerinnen nicht besonders behagen. Auch Verpflegung und ähnliche Dinge spielen hier eine Rolle. Dasselbe gilt auch für die Ausländerinnen in den deutschen Haushalten. Auch hier übersteigt die Nachfrage das Angebot bedeutend. Beachtet man den enormen Mangel an weib-

lichen Hausangestellten in unseren deutschen Familien, so bedeuten die 4213 Ausländerinnen, die darin tätig sind, nur einen Tropfen auf den heißen Stein. Hier kommt als weiterer Grund sicher die geringe Eignung besonders der italienischen Mädchen für den deutschen Haushalt hinzu.

II

Die gesetzlichen Grundlagen

Man kann drei gesetzliche Grundlagen unterscheiden, die sich auf die Lage der ausländischen Arbeiter beziehen:

1. Die deutsche Arbeitsgesetzgebung, die für die Ausländer ebenso gilt wie für die Deutschen. Besteuerung und Entlohnung erfolgen nach der deutschen Steuergesetzgebung bzw. nach den geltenden Tarifen. Schwierigkeiten bereitet dem ausländischen Arbeiter vor allem die Höhe der Lohnsteuer und der Sozialabgaben. Der Neuankommende verwechselt meistens den Brutto- mit dem Nettolohn. Auf dem Weg nach Deutschland gibt es dann oft ein plötzliches Erwachen aus seligen Träumen. Eine bessere Aufklärung in Italien — man muß sich allerdings über die begrenzten Möglichkeiten im klaren sein — wäre hier am Platze.

2. Die zweite gesetzliche Grundlage bieten die Anwerbeabkommen, die von Deutschland zunächst mit Italien und im vorigen Jahre auch mit Spanien und Griechenland abgeschlossen wurden. Die drei Anwerbeabkommen entsprechen einem einheitlichen Muster. Auf Grund der Bestimmungen dieser Abkommen sind für die Anwerbung, die praktische Abwicklung der Auslese, der ärztlichen Untersuchung und des Transports nach Deutschland die Bundesanstalt in Nürnberg bzw. die deutsche Kommission im Ausland und das Arbeitsministerium der entsprechenden Länder bzw. die Arbeitsämter und die von ihnen gebildeten Auswanderungskommissionen verantwortlich. Die deutsche Kommission übermittelt die Anträge der Arbeitgeber dem italienischen Arbeitsministerium, und dieses leitet die Anträge an die örtlichen Arbeitsämter weiter. Bei den Arbeitsämtern melden sich die interessierten Arbeiter. Nach einer ärztlichen Voruntersuchung werden die Anträge an die deutsche Kommission weitergegeben. Die Arbeitsämter sorgen auch für den Transport bis zum Standort der deutschen Kommission. Dort wird ihnen nach nochmaliger ärztlicher Untersuchung der Arbeitsvertrag zur Unterschrift vorgelegt. Eine Sozialhelferin steht für Auskünfte zur Verfügung. Für den Transport vom Standort der deutschen Kommission bis zum Zielbahnhof in Deutschland sorgt die Bundesanstalt, die dafür dem Arbeitgeber eine Pauschale von 60 DM für die Italiener und von 120 DM für die Spanier und Griechen in Rechnung stellt.

Die deutsche Kommission stellt Legitimationskarten aus, die das Einreisevisum und die Arbeitserlaubnis ersetzen. Sie gelten für ein Jahr. Bei weiterem Verbleib in Deutschland muß um eine neue Arbeitserlaubnis angesucht werden.

Über die Durchführung der Anwerbeabkommen wacht eine aus den beiden Vertragspartnern gebildete gemischte Kommission.

3. Als dritte gesetzliche Grundlage sind noch die Sozialabkommen zu nennen, die von der Bundesrepublik mit einzelnen Staaten geschlossen worden sind. Mit Italien wurde ein solches Sozialabkommen bereits zu Beginn der Einwanderung geschlossen, mit Spanien im November vorigen Jahres, ebenso mit Griechenland im April dieses Jahres. Für den Bereich der EWG sind die früheren bilateralen Abkommen allerdings durch die dritte und vierte Verordnung des Rates der EWG vom 25. 9. 1958 bzw. vom 3. 12. desselben Jahres außer Kraft gesetzt bzw. in diese übernommen worden. Deutsche Sonderregelungen werden im einzelnen davon nicht berührt.

Wesentliche Schwierigkeiten bei der Durchführung dieser Abkommen sind bisher nicht entstanden. Wenn Fehler vorkommen, so liegt es meist an Mißverständnissen von seiten der Arbeiter oder an der allzu schleppenden Abwicklung der Ämter und Kassen. Die Zahlung der Kinderzulagen — es gelten die deutschen Bestimmungen —, die am meisten Klagen hervorrief, konnte inzwischen befriedigend geregelt werden.

III

Die psychologischen Faktoren

Die psychologischen Faktoren spielen bei dem ganzen Fragenkomplex eine sehr wesentliche, aber meist wenig erkannte oder beachtete Rolle.

Falsche Vorstellungen auf beiden Seiten

Als erster und wichtigster dieser Faktoren ist die Volksmeinung in Deutschland und im Herkunftsland des Arbeiters zu nennen. Der Deutsche formt sich sein Bild von Italien meist aus Eindrücken, die bei einem Urlaub in Italien hängengeblieben sind, oder durch die nicht immer durch Gründlichkeit und Einfühlungsvermögen ausgezeichneten deutschen Presseberichte. Oder man bildet sich seine Vorstellungen von den Italienern nach dem manchmal etwas aufdringlichen Benehmen auf der Straße oder auf Bahnhöfen. Einige wirkliche oder erfundene Schauermärchen über Messerstechereien können unter Umständen genügen, den Italiener als ein asoziales Wesen erscheinen zu lassen.

Für den Italiener, der zum erstenmal nach Deutschland kommt, bedeutet unser Land so etwas wie ein irdisches Paradies, dessen „hervorragendsten" Boten er in der Gestalt des deutschen Touristensnobs in Ravenna, Neapel oder Sizilien kennengelernt hat. Er bekommt etwas von dem Hauch des wirtschaftswunderlichen Wohlstandes zu spüren und kommt dabei zu der Ansicht, in Deutschland mache das Leben keine Schwierigkeiten. Er hört, daß es keine Arbeitslosigkeit gibt, die Löhne hoch sind und daß die deutsche Wirtschaft vor allem nicht so korrupt sei wie die italienische. Seine primitive Phantasie verlockt ihn zu den kühnsten Hoffnungen. Es ist klar, daß beide Teile im konkreten Zusammenleben Erfahrungen machen, die ihren bisherigen Vorstellungen entgegengesetzt sind. Da entstehen oft Schwierigkeiten, für die weder der eine noch der andere Teil verantwortlich ist.

Es muß freilich gesagt werden, daß die deutschen Arbeitgeber im allgemeinen keine besonders schlechten Erfahrungen mit den Ausländern gemacht haben und daß sie sich umgekehrt im großen und ganzen auch Mühe geben, die Eigenart der Ausländer zu verstehen und besondere Wünsche, z. B. hinsichtlich der Verpflegung, zu berücksichtigen. Trotzdem zeugen wiederholte Äußerungen von Arbeitgeberseite kaum viel von der Sorgfalt, die der Umgang mit den Ausländern verlangt.

Verschiedene Naturelle

Als zweiter psychologischer Faktor ist das sehr andersgeartete Naturell des Südländers zu nennen. Der Südländer lebt instinktiver, weniger rational berechnend als der Nordländer. Über komplizierte Planungen und Berechnungen zerbricht er sich kaum den Kopf. Sein ganzes Wesen ist unreflexer als das des Deutschen. Er liebt die Natur, deren Schönheiten ihm reichlich geschenkt sind. Er verbringt seine Freizeit am liebsten im Freien. Schöne und saubere Wohnungen sind für ihn Nebensache. Seine starke Naturverbundenheit erschwert seine Eingliederung in einen festen Arbeitsrhythmus. Daran scheitert offenbar seit Jahr und Tag die Bemühung der italienischen Regierung um die Hebung der beruflichen Fortbildung und zum guten Teil auch die wirksame Hebung des Niveaus der Grundschulen. Der Italiener ist meist in mehreren Berufen tätig, ohne in einem wirklich „daheim" zu sein. Fragt man ihn, was er ist, dann sagt er gern: Kellner, Maurer, Friseur. Und tatsächlich hat er diese Berufe alle einmal in irgendeiner Weise ausgeübt, aber keinen richtig erlernt. So mangelt es ihm immer an fachlicher Bildung, wodurch er dem deutschen Arbeiter gegenüber von vornherein im Nachteil ist. Es fehlt ihm deshalb auch meist an beruflicher Ausdauer. Er behält nicht gern für längere Zeit denselben Arbeitsplatz. Sein ausgeprägter Individualismus läßt ihn bald irgend etwas finden, was ihm nicht paßt. Besieht man sich etwa am Ende des Jahres die Lohnsteuerkarten, so kann man feststellen, daß manche drei- bis viermal im Jahr ihren Arbeitsplatz gewechselt haben. Für Betriebe, die eine starke Fluktuation ihrer Arbeitskräfte leicht vertragen können, sind solche Wechsel kein besonderes Problem, wohl aber für viele Mittel- und Kleinbetriebe. Den größten Schaden von seiner Unbeständigkeit hat der Arbeiter selbst, der sich in der straffen deutschen Ordnung nicht so leicht zurechtfinden kann wie in dem etwas großzügigeren menschlichen Klima in Süditalien.

Das Verhältnis zur Frau

Einen weiteren wichtigen psychologischen Faktor bildet das Verhältnis des Südländers zur Frau. Von deutscher Seite wird über das Benehmen der Italiener — weniger der Spanier — gegenüber den deutschen Mädchen und Frauen in der Öffentlichkeit geklagt. Dieser Umstand muß klar gesehen werden, denn hier stoßen zwei Temperamente aufeinander, deren Begegnung für das sittliche Verhalten nicht gleichgültig ist.

Das italienische Mädchen zeigt in der Öffentlichkeit mehr Zurückgezogenheit als das deutsche Mädchen. Doch darf man diese Zurückgezogenheit nicht einfach aus einer natürlichen angeborenen Scheu erklären. Ohne Zweifel verfügt die Südländerin über einen sichereren und natürlicheren sexuellen Instinkt als die Deutsche. Doch ist bei der Vitalität seiner männlichen Mitbürger das südländische Mädchen zu größerer Zurückhaltung einfach gezwungen. Auch hier entsteht nur aus der Not eine Tugend.

Nicht zuletzt erklärt sich auch daraus die größere Familiengebundenheit der Mädchen und die viel strengere Überwachung der weiblichen Jugend von seiten der Eltern und Erzieher.

Das deutsche Mädchen bewegt sich in der Öffentlichkeit freier und ungenierter. Seine Bindungen an die Familien sind lockerer. Es ist in seinem Wesen „emanzipierter" als seine südländische Schwester. Der Südländer, der dem deutschen Mädchen begegnet, verwechselt diese Offenheit leicht mit einer Aufforderung zum persönlichen Engagement. Deswegen meint er, die deutschen Mädchen seien „leicht zu haben". Er macht von seinem vermeintlichen Recht um so mehr Gebrauch, da das Wesen der deutschen Frau, gerade weil es so ganz anders geartet ist als das der Italienerin, auf ihn ungeheuer anziehend wirkt. Umgekehrt gilt dies aber auch für die deutsche Seite. Das südländische Temperament wirkt auf das deutsche Mädchen anders als die gewohnte deutsche Umgebung. Gerade das Fremdartige zieht an. Es findet in dem noch sehr naturhaften Südländer gerade das, was es am deutschen Mann vergebens sucht. Die immer wieder zu hörende Feststellung, daß die deutschen Mädchen den Italienern nachlaufen, ist kein bloßes Gerücht. Diesbezügliche Erfahrungen beschränken sich im übrigen nicht bloß auf die Verhältnisse innerhalb der Arbeiterschaft.

Eine besondere Schwierigkeit bildet die Ahnungslosigkeit der deutschen Mädchen. Sie fallen allzu leicht auf die einfachste, aber mit Charme vorgebrachte Liebeserklärung des Südländers herein. Sie wissen nicht, daß es den Männern aus dem Süden bei solchen Beteuerungen in den seltensten Fällen ernst ist. Sie können nicht verstehen, daß der Südländer wegen seiner Begabung zur rhetorischen Übertreibung keineswegs immer beim Wort genommen werden kann. Das Mädchen merkt das oft erst, wenn bereits Folgen entstanden sind. Es ist notwendig, daß sich Eltern, Erzieher und Geistliche über diese Dinge Rechenschaft geben und die Jugend, soweit es möglich ist, rechtzeitig darauf aufmerksam machen. Auch hier nützen keine Schlagworte und Klagen „über die moralische Gefährdung" unserer weiblichen Jugend. Nur die Kenntnis der gegenseitigen Mentalität und der in ihr liegenden Gefahren kann Abhilfe schaffen. Wer die Dinge richtig sieht, wird sich auch davor hüten, die Schuld einseitig auf die Ausländer abzuwälzen, sondern sich bemühen, auch bei den Deutschen selbst Abhilfe zu schaffen.

Das religiöse Verhalten

Ähnliche Schwierigkeiten macht dem Deutschen das Verhältnis des Italieners zur Religion. Der einfache Italiener ist von Natur aus religiös, aber ohne metaphysische Begabung. Sein religiöses Denken fügt sich gut in seinen instinktbedingten Lebensrhythmus ein. Den Gegenstand seiner Religion bilden deshalb in erster Linie die Heiligen. Sie sind seine Freunde, sie ruft er an. Sie versteht er, weil er sich ihnen menschlich nahe fühlt. Gott ist für ihn allzu ferne. Er glaubt an ihn, zerbricht sich aber über seinen Glauben nicht den Kopf. Sein religiöses Verhalten ist natürlich, aber nicht „tief" in unserem Sinne. Es ist klar, daß ein solches Verhalten einer starken Beeinflussung durch gesellschaftliche Faktoren ausgesetzt ist. Es nützt sich leicht ab. Die wachsende Entfremdung des Italieners gegenüber der Kirche erklärt sich nicht allein aus den sozialen und wirtschaftlichen Zuständen Italiens. Sicher haben auch diese ihren Einfluß. Psychologische Faktoren sind dafür wenigstens ebenso maßgebend und bedingen ihrerseits sogar die sozialen und wirtschaftlichen und auch die politischen Verhältnisse.

Aus der beschriebenen Haltung heraus erklärt sich sein Verhalten in der religiösen Praxis. Er ist sich im letzten der Bedeutung der sonntäglichen Messe zu wenig bewußt, als daß er sich verpflichtet fühlte, sie jeden Sonntag zu besuchen. Die Annahme, der Italiener sei nicht religiös,

weil er sich wenig an die Vorschriften seiner Kirche hält, ist falsch, was natürlich nicht bedeutet, daß man die Italiener gerade in Deutschland, wo ja auch die Bedingungen für sein religiöses Leben anders sind, nicht zum Besuch der Sonntagsmesse erziehen soll. Dies wäre sogar besonders notwendig. Doch muß der Priester vorher wissen, mit welchen Voraussetzungen er es zu tun hat.

Mit der sporadischen religiösen Praxis des Italieners hängt seine religiöse Unwissenheit zusammen. Und diese ist wiederum nur ein Bestandteil des allgemeinen Mangels an Schulkenntnissen. Wie es in Italien eine Verpflichtung gibt, vom 7. bis 14. Lebensjahr die Volksschule zu besuchen, so gibt es auch eine Verpflichtung zum Besuch des Religionsunterrichtes. Aber wie die Regierung in der Frage des Schulzwanges bisher nicht durchgedrungen ist, so hat auch die Kirche mit dem Religionsunterricht wenig Erfolg. Auch hier liegt die Schuld nicht nur am Volk. Auch Staat und Kirche haben daran ihren Anteil. Aber Kirche und Staat als Ausdruck des Volksbewußtseins tragen dieselben Merkmale wie das Volk selbst.

Das Verhältnis des Italieners zum Priester ist weder gut noch schlecht. Es gleicht in etwa seinem Verhältnis zu den Heiligen. Manchmal verwechselt er sie sogar mit ihnen. Der Italiener meidet den Priester im allgemeinen nicht. Aber er sucht ihn auch nicht. Er erwartet, daß der Priester zu ihm kommt. Er nimmt ihn freundlich auf, auch dann, wenn er weitab von der Kirche steht. Er sieht im Priester etwas Numinoses, mit dem man es nicht verderben darf. Sein ausgeprägter religiöser Instinkt läßt ihn leicht etwas von der übernatürlichen Sendung des Priesters erahnen. Aber sein Verhalten ihm gegenüber ist nicht nur gläubig, sondern auch abergläubisch. Wichtig ist, daß der Priester dem Italiener — und dies gilt auch für den Spanier — als Mensch und nicht als Beamter begegnet.

Bei den Spaniern liegen die Dinge etwas anders, aber in vielem doch sehr ähnlich. Die instinkthafte Veranlagung — auch im Religiösen — gilt auch für den Spanier. Aber dieser ist mehr Willensmensch als der Italiener. Er ist der geborene Voluntarist. Sein religiöses Verhalten ist deshalb „ernster". Deshalb ist auch seine religiöse Praxis besser. Auch der Gottesdienstbesuch in Deutschland ist bei den Spaniern besser als bei den Italienern.

Beiden gemeinsam sind alle jene Schwierigkeiten, die sich für Angehörige von Ländern mit betont kirchlich geprägten Strukturen und Traditionen in einem konfessionell gemischten Lande wie Deutschland ergeben. Nicht als ob Gefahr bestünde für seine katholische Rechtgläubigkeit. Mit reformatorischen Ideen könnte sich ein Südländer nie befreunden. Sie würden ihm gerade das wegnehmen, weswegen er es aushält, religiös zu sein. Auch die Propaganda, der die Ausländer von seiten der Sekten ausgesetzt sind, bildet im ganzen keine ernste Gefahr. Um so größer ist aber die Gefahr der wachsenden religiösen Entfremdung und Gleichgültigkeit. Diese Gefahr kann deshalb von der Geistlichkeit nicht ernst genug genommen werden.

IV

Grundsätzliche Schwierigkeiten

Eine erste grundsätzliche Schwierigkeit für den Aufenthalt der Arbeiter in Deutschland bildet die mangelnde Vorbereitung im eigenen Lande. Gemeint ist dabei sowohl die entferntere Vorbereitung in der Volks- und Berufsschule als auch die nähere Vorbereitung unmittelbar vor der Auswanderung. Da der Italiener — und für den Spanier und Griechen gilt ähnliches — sehr oft über keine ausreichende Schulbildung verfügt und nur in den seltensten Fällen über eine eigentliche Berufsausbildung, ist er den Schwierigkeiten, denen er in Deutschland begegnet, nicht gewachsen. Als erschwerender Umstand kommt hinzu, daß es sich z. B. bei den Italienern, die nach Deutschland kommen, meist um Süditaliener handelt, bei denen der Prozentsatz von Analphabeten für europäische Verhältnisse sehr hoch liegt. Dadurch sind die meisten an den Status des Hilfsarbeiters für immer gebunden. Da in erster Linie von den nachrückenden ausländischen Arbeitern nur jene Arbeitsplätze besetzt werden können, für die deutsche Arbeitskräfte nur schwer oder überhaupt nicht zu finden sind, kommt als weiterer erschwerender Umstand hinzu, daß auch hier nur die untersten Kategorien von den Ausländern besetzt werden. Die Gefahren, die damit verbunden sind, brauchen nicht genannt zu werden. Sie könnten nur überwunden werden durch eine gleichmäßigere Verteilung der Ausländer auf Arbeitsplätze aller Kategorien. Dies ist aber bei den herrschenden Verhältnissen nicht möglich. Hier könnte man sich überhaupt die Frage nach der Richtigkeit dieser Auswanderung stellen. Es ist zu befürchten, daß die EWG-Pläne, die in arbeitsrechtlicher Hinsicht einseitig marktwirtschaftlich orientiert sind, an der gesellschaftlichen Wirklichkeit Europas vorbeisehen. Soll die Wanderung einen Baustein in der europäischen Integration darstellen, so darf sie nicht bei untersten sozialen Schichten beginnen. Sonst dient sie mehr der Schaffung sozial amorpher Gebilde als einer wirklichen gesellschaftlichen Integration.

Läßt sich die Frage der entfernteren Vorbereitung nur innerhalb eines größeren Rahmens lösen, so könnten die Mängel bei der näheren Vorbereitung durchaus von den beiden Vertragspartnern beseitigt werden. Notwendig wäre hier vor allem eine bessere und gründlichere Aufklärung des ausländischen Arbeiters über die deutschen Verhältnisse im eigenen Lande. Die Aufklärung durch eine Sozialhelferin auf der Durchreise in Verona oder Madrid genügt dafür nicht. Sie müßte bereits von den örtlichen Arbeitsämtern vorgenommen werden. Durch eine entsprechende Zusammenarbeit zwischen deutschen und ausländischen Stellen müßte dies möglich sein. Manche Vertragsbrüche und manche Enttäuschungen könnten dadurch vermieden werden. Dabei darf man freilich nicht mit deutschen Vorstellungen an die Sache herangehen, sondern muß den Unterschieden im kulturellen Gefälle Rechnung tragen.

Einseitige wirtschaftliche Einstellung

Eine zweite grundsätzliche Schwierigkeit besteht in der einseitigen wirtschaftlichen Orientierung gegenüber dem Phänomen der Einwanderung. Das Übel beginnt hier bereits an der Wurzel. Infolge des Arbeitskräftemangels ist die deutsche Wirtschaft gezwungen, ausländische Arbeitskräfte anzuwerben. Da der Mangel an Arbeitskräften kein struktureller, sondern ein konjunkturbedingter ist, ist man bereit, zur Annahme ausländischer Arbeitskräfte ja zu sagen, aber nicht auch schon alle damit zusammenhängenden Konsequenzen daraus zu ziehen. Sicher kümmern sich viele Betriebe auch um die menschlichen Angelegenheiten ihrer ausländischen Mitarbeiter, helfen ihnen im Umgang mit den verschiedenen Ämtern, kümmern sich darum, daß sie sich im Betriebsklima wohlfühlen, und stellen auch die betriebseigenen Unterkünfte bereit.

Das Problem der Familien

Für das individuelle Wohl des Arbeiters ist also weitgehend gesorgt. Aber viele von den Ausländern sind verheiratet. Wie jeder andere haben auch sie ein Anrecht darauf, mit ihrer Familie zusammenzuleben. Hier fehlt es von deutscher Seite zum Teil an Aufgeschlossenheit, zum Teil an sachlichen Hilfsmöglichkeiten, zum Teil aber auch an Bereitschaft, wirklich zu helfen. Sicher darf man dabei die rein wirtschaftlichen Gesichtspunkte nicht außer acht lassen. Mit der Hochkonjunktur kann es einmal zu Ende sein. Auch die Arbeitsplätze der deutschen Arbeiter können einmal bedroht sein. Dann gilt es, zunächst für die deutschen Arbeiter Sorge zu tragen. Der unabhängige ausländische Arbeiter bildet da kein besonderes Problem. Schwieriger aber wäre die Situation gegenüber den Ausländern, die ihre Familie in Deutschland haben. Die Einwanderung des Arbeiters stellt in sich eine vorübergehende Notwendigkeit dar, die Einwanderung von Familien schafft definitive Verhältnisse. Und gerade davor schrecken die deutschen Unternehmer und noch mehr die deutschen Stellen und ein guter Teil der Öffentlichkeit zurück. Man hätte dem Problem ausweichen können, indem man sich von Anfang an auf die Einwanderung lediger Arbeiter festgelegt hätte. Der Bedarf an Arbeitskräften hätte auch dadurch gedeckt werden können. Eine so gelenkte Wanderung hätte freilich den Stempel der Unfreiheit in sich getragen. Manche Arbeiter versuchen nun ihre Familie nachzuholen. In den seltensten Fällen gelingt es wirklich. Und wo es gelingt, fallen diese Familien meistens den caritativen Verbänden zur Last. Sicher muß man für die Lage die Verhältnisse auf dem deutschen Wohnungsmarkt verantwortlich machen. Es ist verständlich, daß viele deutsche Wohnungsämter ihre Hilfe auf die deutschen Wohnungssuchenden beschränken. Aber im Sinne der Gleichstellung der Ausländer mit den Deutschen ist dies nicht. Dies um so weniger, als ein Ausländer kaum Aussicht hat, auf dem privaten Wohnungsmarkt durchzukommen. Dies kann er schon nicht wegen seiner mangelnden Sprachkenntnisse und wegen der zu Recht oder Unrecht bestehenden Einstellung deutscher Vermieter gegenüber den Ausländern. Darüber hinaus ist er dabei meist durch die Anzahl der Kinder benachteiligt. Die südländischen Familien sind meist kinderreich. Für eine Familie mit drei bis vier Kindern eine Wohnung zu finden, ist aber auch für den Deutschen ein Kunststück. Betriebe haben die Gewohnheit, unempfindlich zu werden, sobald der Arbeiter mit Familie auftaucht. Sicher sind die Möglichkeiten der Betriebe begrenzt. Sie haben zudem Widerstände in der eigenen Arbeiterschaft zu fürchten. Aber trotzdem dürften sie ihre Mithilfe nicht verweigern. Gelöst könnte das Problem freilich nur durch eine energische Zusammenarbeit zwischen Betrieben, Wohlfahrtsverbänden und den öffentlichen Stellen werden. Es ist zu bedauern, daß der Bund das für den Bau von Wohnheimen für ausländische Arbeiter gewährte Darlehen in der Höhe von 100 Millionen DM nicht ausschließlich für den Bau von Familienunterkünften zur Verfügung gestellt hat. Da die Unterbringung der ledigen Arbeiter bei einigem guten Willen ohnehin kein so großes Problem darstellt, wie meist angenommen wird, hat man hier eine einmalige Chance verpaßt. Der Einwand, das Risiko sei zu groß, ist nicht stichhaltig. Sollten diese Wohnungen einmal leer werden, so ist es nicht schwierig, sie für einen anderen Verwendungszweck einzurichten, wenn diese Möglichkeit bereits bei der Planung berücksichtigt wird. Die Schaffung von Familienunterkünften wäre um so dringender, als gerade aus der Familientrennung schwere Gefahren für den Bestand der Familie selbst entstehen.

V

Die Betreuungsorgane und ihre Tätigkeit

Hinsichtlich der Betreuung ist die Situation bei den einzelnen Nationalitäten sehr unterschiedlich. Ihrer großen Anzahl entsprechend, verfügen die Italiener über den ausgebautesten und stabilsten Betreuungsapparat.

Die Seelsorge für die Italiener

Bereits zu Beginn der Einwanderung im Jahre 1955 wurde in Deutschland die sog. Missione Cattolica Italiana errichtet. Sie verfügt heute über folgende Zentren: Köln, Oberhausen, Essen, Hannover, Hamburg, Berlin, Frankfurt, Mannheim, Saarbrücken, Stuttgart, München, Nürnberg. Sie hat ihren Hauptsitz in Köln. Die Zentren werden gegenwärtig geleitet von der Kongregation der Scalabriniani, die sich in besonderer Weise der Seelsorge der Italiener im Ausland widmet. Die Mission gibt auch die Zeitung „La squilla" heraus, die vierzehntägig erscheint und die Arbeiter vor allem über religiöse und soziale Fragen informiert. Die Mission bemüht sich, ihre Betreuungsmöglichkeiten weiter auszubauen. Es fehlt aber an Personal und vor allem auch an Priestern. Von den im Einsatz befindlichen Priestern verwaltet oft ein Priester allein das Gebiet einer oder sogar mehrerer Diözesen. Immerhin ist es gelungen, in den Schwerpunkten italienische Gottesdienste abzuhalten. In der Art und der Zahl dieser Gottesdienste liegt aber eine besondere Gefahr. Praktisch können die italienischen Priester nur jeden vierten Sonntag im gleichen Ort einen Gottesdienst abhalten. Nur in Zentren, wo mehrere Priester zur Verfügung stehen, wie z. B. in Köln, ist es möglich, jeden Sonntag einen Gottesdienst abzuhalten. Dadurch besteht die Gefahr, daß es der italienische Arbeiter beim Besuch dieser Gottesdienste bewenden läßt und sich an den übrigen Sonntagen um seine religiösen Pflichten nicht kümmert.

Sozial-caritative Hilfen

Ebenso bereits zu Beginn der italienischen Einwanderung hat das Päpstliche Hilfswerk (Opera Pontificia di Assistenza) mit der Errichtung eines eigenen Fürsorgenetzes in Deutschland begonnen. Im Jahre 1958 bestanden bereits zehn Fürsorgezentren in ganz Deutschland. Infolge Personalmangels und organisatorischer Schwierigkeiten — die vorgesetzte Behörde für die Fürsorger befand sich in Rom — sank die Zahl der Fürsorger Ende 1959 auf fünf. Im Frühjahr 1960 errichtete aber der Deutsche Caritasverband in Zusammenarbeit mit der OPA — mit der er bisher schon zusammengearbeitet hatte — ein eigenes Referat für die Betreuung der ausländischen Arbeitskräfte. Zum Leiter des Referates wurde Dr. G. Maturi, ein Priester aus Trient, der am Germanikum studiert hatte, bestellt. In relativ kurzer Zeit gelang es dem Referat, seinen Mitarbeiterstab zu erweitern, die vorhandenen Zentren neu zu besetzen und neue zu errichten. Gegenwärtig bestehen folgende Fürsorgezentren des Deutschen Caritasverbandes: Freiburg i. Br., Göppingen,

Hamburg, Kassel, Köln, Konstanz, Limburg, Lörrach, Ludwigshafen, Mainz, München, Nürnberg, Saarbrücken, Saarlouis, Singen, Stuttgart, Wiesbaden, Wuppertal. Die Errichtung weiterer Zentren, z. B. in Düsseldorf, Aachen, Trier usw., ist geplant.
Die Tätigkeit dieser Zentren hat ausgesprochenen sozial-caritativen Charakter. Sie erstreckt sich von der Hilfe im Umgang mit den Ämtern und Behörden bis zur Vorführung von Filmen und Besuchen in Krankenhäusern und Gefängnissen.

Arbeitsrechtliche Hilfen

Hilfe in arbeitsrechtlicher Hinsicht gewähren in Zusammenarbeit mit der Vertretung der ACLI (Christliche Arbeiterverbände Italiens), die in Deutschland bisher zwei Zentren haben, und zwar in Köln und Stuttgart, die Katholische Arbeiterbewegung Deutschlands. Diese unterhält auch sonst rege Kontakte mit den Ausländern und ist bemüht, diese an ihrer Gruppenarbeit zu beteiligen. Der Freie Gewerkschaftsbund Italiens hat eine Vertretung beim Deutschen Gewerkschaftsbund in Düsseldorf errichtet. Auch diese Vertretung bemüht sich in Zusammenarbeit mit dem DGB um Hilfe für die Italiener in arbeitsrechtlicher Hinsicht. Von Fall zu Fall kümmern sich auch die Gewerkschaften um die Ausländer. Im allgemeinen ist aber das Verhalten der Gewerkschaften gegenüber den Ausländern eher zurückhaltend. Diese Zurückhaltung beruht allerdings auf Gegenseitigkeit, da die Ausländer die für sie zu hohen Gewerkschaftsbeiträge scheuen.

Probleme der Zusammenarbeit

Um menschliche Kontakte in der Freizeit bemühen sich eine Reihe von weiteren katholischen Verbänden, so z. B. die CAJ, das Katholische Männerwerk, das Kolpingwerk, die Katholische Heimstattbewegung. Von seiten der Verbände versucht man besonders, das Interesse an den Ausländern im eigenen Lager zu wecken, vor allem bei den Arbeitskollegen und bei den Heimvorständen. Auch sozial-caritative Hilfen werden hier von Fall zu Fall gewährt. Es fehlt also nirgends an Bereitschaft und an gutem Willen, den Ausländern wirklich zu helfen. Da es sich bei den Ausländern vor allem um Arbeiter aus katholischen Ländern handelt, haben sich die deutschen Verbände im Bewußtsein brüderlicher Verantwortung spontan der Ausländer angenommen. Aber diese Spontaneität fehlt — auch im katholischen Lager — im Hinblick auf eine von der Sache geforderte Zusammenarbeit. Es ist verständlich, daß jeder Verband auf seine Weise hilft. Aber die Verantwortlichen müssen sich dessen bewußt sein, daß gegenüber den Ausländern andere Methoden anzuwenden sind als gegenüber den eigenen Mitgliedern und daß deshalb die Arbeit nur erfolgreich ist, wenn sie im Rahmen gemeinsamer Anstrengung geleistet wird. Bisher hat jeder Verband zuviel organisiert und nach eigenen Konzepten gearbeitet. Man kann nicht sagen, daß man dabei immer eine geschickte Hand bewiesen hat. Auch blieb es oft beim guten Willen der Verbandsspitze, ohne daß auf unterer Ebene wirkliche Arbeit geleistet wurde. Man muß sich vor allem darüber klar sein, daß es gilt, mit den bereits bestehenden Organisationen zusammenzuarbeiten und die bereits vorhandenen Einrichtungen gemeinsam zu nützen. Häufige Neueinrichtungen bringen nicht den gewünschten Erfolg.

Vor allem ist eine engere Zusammenarbeit zwischen italienischen und deutschen Stellen nicht nur wünschenswert, sondern notwendig. Dies gilt auf staatlicher Ebene für die Konsulate und Arbeitsämter bzw. die Ausländerpolizei, auf kirchlicher Ebene für die deutschen Geistlichen und die italienischen Seelsorger und zwischen den italienischen Fürsorgern der Caritas und den deutschen sozial-caritativen Verbänden.
Dabei ist die Zusammenarbeit zwischen den Geistlichen von besonderer Dringlichkeit. Eine Seelsorge an den Ausländern kann nur dann Erfolg haben, wenn sie den Gegebenheiten des Landes, wo sich der Ausländer aufhält, angepaßt ist. Eine seelsorgliche Betreuung ausschließlich durch italienische Geistliche ist von geringer Wirksamkeit. Eine eigene Ausländerseelsorge ist notwendig. Aber sie kann ihre Aufgabe nur erfüllen, wenn sie dabei von der deutschen Seelsorge unterstützt wird. Wie schon erwähnt, bringt der sporadische Besuch des Gottesdienstes den Ausländer in die Gefahr der Entfremdung von der Kirche. Wenn ihm die Kirche nur alle vier Wochen einmal gegenwärtig wird, wird er ihre Gegenwart in einem nicht mehr christlich geprägten Milieu bald überhaupt nicht mehr spüren. Hier müßte der richtige Ausgleich gefunden werden zwischen der Pflege eigener Tradition und Übernahme deutscher Gepflogenheiten im kirchlichen Leben. Erste Voraussetzung dafür ist, daß der italienische Seelsorger mit den deutschen Verhältnissen gründlich vertraut ist. Diese Vertrautheit kann er sich nur erwerben im Umgang mit den deutschen Mitbrüdern. Die deutschen Seelsorger müßten sich aber vor allem um die in ihrer Pfarrei ansässigen ausländischen Arbeiter kümmern und den Kontakt mit den ausländischen Geistlichen suchen. Auch sollte es möglich sein, mehr deutsche Geistliche für die Aushilfe in der Ausländerseelsorge als Aushilfskräfte zu verpflichten. Diese Möglichkeit wäre gegenüber den Italienern ohne weiteres gegeben, da viele deutsche Geistliche noch von ihrem römischen Studienaufenthalt her mit der italienischen Sprache und den italienischen Verhältnissen vertraut sind. Auf diese Weise fände der Ausländer leichter den Weg zum religiösen Leben in Deutschland, und es würden gefährliche Lücken in der religiösen Betreuung vermieden.
Ähnlich wichtig wäre eine noch engere Zusammenarbeit zwischen den Fürsorgestellen und den Stellen der Mission. Unnötigerweise muß sich der Priester mit vielen Dingen belasten, die mit der Seelsorge in den seltensten Fällen direkt und kaum einmal indirekt zu tun haben. Es ist im Sinne einer rationalen Arbeitsteilung, daß der Fürsorger der Caritas dem italienischen Geistlichen die Fürsorgearbeit, die auf ihn zukommt, möglichst ganz abnimmt. Dadurch kann sich der Geistliche für seine eigentlichen seelsorglichen Aufgaben frei machen. Es ist freilich zweckdienlicher und den organisatorischen Gegebenheiten angepaßter, daß der Fürsorger gegenüber dem Geistlichen seine Unabhängigkeit behält. Jedenfalls ist die Errichtung eigener Fürsorgestellen der Missionen neben denen der Caritas wenig zweckmäßig. Ein räumliches Zusammenrücken der beiden Stellen dort, wo beide vertreten sind, wäre für die praktische Arbeit sicher am zweckmäßigsten. Zu diesem Zwecke wäre die Gründung eigener Zentren für die Ausländer, wo sowohl der Fürsorger wie der Seelsorger seine Sprechstunden hat, besonders zu empfehlen. Haben sich die bereits bestehenden Zentren wegen der Gefahr, das Nichtstun zu fördern, vielleicht nicht in dem Maße bewährt, in dem man sich das erhofft hatte, so

haben sie sich im Hinblick auf die Zusammenarbeit sicher positiv ausgewirkt.
Hervorgehoben werden muß, daß die deutschen Arbeitsämter, die ja über die Bundesanstalt die Bemühungen der Fürsorger auch finanziell unterstützen, zur Mitarbeit durchaus bereit sind. Dasselbe gilt auch von den italienischen und spanischen Konsulaten. Es wird also in erster Linie von den kirchlichen Stellen und freien Verbänden abhängen, die Betreuungsprobleme in sachgerechter Art zu lösen. Da die ausländischen Arbeiter gleich wie die Deutschen kirchensteuerpflichtig sind, wäre auch eine etwas großzügigere finanzielle Unterstützung der Betreuungsarbeiten von seiten der kirchlichen Behörden durchaus gerechtfertigt.

Spanier und Griechen

Die Spanier verfügten bis zum Abschluß des Anwerbeabkommens über keinen eigenen Betreuungsapparat. Erst gegen Ende 1960 kamen die ersten spanischen Geistlichen und Fürsorger nach Deutschland. Im Augenblick befinden sich spanische Seelsorger in Köln, Düsseldorf, Frankfurt und Stuttgart. Es handelt sich aber dabei nur zum Teil um hauptamtliche Seelsorger. Es gibt noch keine zentrale Stelle für Spanierseelsorge. Die spanischen Priester entfalten aber bereits eine rege Tätigkeit und arbeiten gut mit den Ortsseelsorgern und den Stellen der Caritas zusammen.
In Köln, Frankfurt und Stuttgart gibt es auch bereits eigene spanische Fürsorger. Auch sie unterstehen der Leitung des Deutschen Caritasverbandes.
Für die Griechen gab es bisher keine eigenen Betreuungsstellen. Man hat sich verschiedentlich bemüht, griechisch-orthodoxe Geistliche für die Seelsorge zu gewinnen. Dies scheiterte aber an personellen und jurisdiktionellen Schwierigkeiten. Da bei den Griechisch-Orthodoxen der Heimatbischof nicht berechtigt ist, einen Geistlichen von sich aus nach Deutschland zu senden, gestaltet sich hier die Einrichtung einer eigenen Seelsorge besonders schwierig. Mit Beginn des Jahres hat die evangelische Kirche und die Innere Mission begonnen, in Zusammenarbeit mit der Griechisch-Orthodoxen Kirche Betreuungs- und Seelsorgestellen für die Griechen zu errichten. Da aber die Griechen dogmatisch und liturgisch mit den Evangelischen zu wenig Gemeinsames haben, gestaltet sich die Zusammenarbeit rein von der Sache her etwas schwierig.

VI

Einzelprobleme

Einige Einzelprobleme, die für das richtige Verständnis der Gesamtsituation besonders wichtig scheinen, seien hier noch genannt.

Verhältnis zum Arbeitgeber

Entscheidend für den ausländischen Arbeiter in Deutschland ist sein Verhältnis zum Arbeitgeber. Die Arbeitgeber klagen weniger über die ausländischen Arbeiter, als man vielleicht erwarten möchte. Die Befürchtung, daß der Südländer als Arbeitskraft in der deutschen Wirtschaft nicht tauge, hat sich nicht bestätigt. Die Ausländer arbeiten meist gut. Sie möchten sogar vielfach mehr Überstunden machen, um mehr Geld zu verdienen, so daß deswegen die Arbeitgeber mit ihnen manchmal in Konflikt kommen. Am meisten geklagt wird über die geringe Beständigkeit der Arbeiter, ein negativer Faktor, der sich nie ganz beheben lassen wird. Der Arbeitgeber kümmert sich meist auch um das persönliche Wohl seiner Mitarbeiter. Meist sind Arbeitgeber auch bereit, die Arbeit der Fürsorgestellen zu unterstützen. Manche Betriebe fördern auch das Bemühen um Freizeitgestaltung in den Unterkünften. Der Arbeitgeber hat ein Interesse daran, daß sich der Arbeiter wohlfühlt. Trotzdem kann man nicht sagen, daß die Arbeitgeber die eigentlichen Probleme schon allgemein ausreichend erkannt haben. Man muß zugeben, daß es Dinge gibt, die der Betrieb nur schwer bewältigen kann. Aber die Schwierigkeiten befreien ihn nicht von der Verpflichtung, auch dort mitzuhelfen, wo sich der deutsche Arbeiter allein weiterhelfen kann.

Das Verhältnis zu den deutschen Arbeitern

Ebenso entscheidend ist das Verhältnis des Ausländers zur deutschen Arbeiterschaft. Aber gerade über dieses Verhältnis läßt sich am wenigsten sagen. Es scheint auch von allen verantwortlichen Stellen am meisten vernachlässigt worden zu sein. Bessere Kontakte mit der deutschen Arbeiterschaft wären unbedingt notwendig. Aber die gegenseitigen Vorurteile innerhalb der Arbeiterschaft sind noch zu groß, als daß sie am Arbeitsplatz ganz überwunden werden könnten. Es ist bisher — von Einzelfällen abgesehen — nicht gelungen, engere Kontakte zwischen den Angehörigen deutscher katholischer Verbände und den Ausländern herzustellen. Man kann aber auch nicht sagen, daß ein ausgesprochen kühles oder reserviertes Klima zwischen den Arbeitern herrscht. Einzelne Proteste der deutschen Arbeiter wegen angeblicher Bevorzugung der ausländischen Arbeiter kamen vor. Aber man darf solche Vorfälle nicht zu sehr dramatisieren. Hier hätten allerdings die Arbeiterverbände und Gewerkschaften eine vermittelnde Aufgabe. Sie kapitulieren aber allzu leicht vor der Meinung ihrer deutschen Mitglieder. Den katholischen Verbänden fällt hier die Aufgabe zu, mehr noch als bisher ihre eigenen Mitglieder auf die Ausländer hinzuweisen und bestehende Mißverständnisse zu klären. Dies erfordert freilich viel Geduld und Arbeit auf lange Sicht, bleibt aber der einzige wirksame Weg, dem ausländischen Arbeiter über die verschiedenen Gefahren des Milieus hinwegzuhelfen und ihn nicht nur wirtschaftlich, sondern auch menschlich in der deutschen Arbeiterwelt zu beheimaten. Nur das Bemühen um den Ausländer am Arbeitsplatz durch den deutschen Arbeiter selbst schafft wirkliche Kontakte, denen gegenüber alle organisierten Kontakte nur einen unwirksamen Notbehelf darstellen. Hier werden auch die Mitglieder der deutschen katholischen Verbände zu beweisen haben, wie sehr sie von der sittlichen und religiösen Substanz des eigenen Verbandes durchdrungen sind. Eine wertvolle Hilfe wäre hier u. E. ein enger Kontakt der ausländischen Seelsorger mit der deutschen Arbeiterschaft.

Das Problem der Freizeit

Zuletzt wäre noch ein Wort zu sagen zur Freizeitgestaltung. Interessanterweise zerbrechen sich darüber die deutschen Stellen mehr den Kopf als die ausländischen. Die Bemühungen der verschiedensten Stellen verdienen Anerkennung. Man muß sich jedoch über die äußerst begrenzten Möglichkeiten der Freizeitgestaltung im klaren sein.

Man überlegt sich z. B., wie man die Italiener von der Straße wegbringen kann. Sicher ein sehr lobenswertes Unternehmen. Aber der Italiener liebt die Straße und fühlt sich dort am wohlsten. Auch die beste Unterkunft wird ihn davon auf die Dauer nicht abhalten. Sicher ist es notwendig, die Unterkünfte freundlich zu gestalten. Auch Radio und Fernsehen haben dort ihre Funktion. Aber der Massenabsatz an Fernsehgeräten hat sicher nicht dazu beigetragen, die Straßen Italiens zu entvölkern. Auch gelegentliche Filmvorführungen lösen das Problem der Freizeit nicht. Eigene Zentren, wo sich die Italiener aufhalten und auf ihre eigene Art leben können, sind sicher zu begrüßen. Aber sie dürfen nicht zu Sammelpunkten arbeitsscheuer Elemente werden. Für sich allein wird das Freizeitproblem überhaupt nicht zu lösen sein. Ein Umstand, der übrigens für die einheimischen Arbeiter genauso gilt. Der Aufenthalt des Ausländers muß als ganzer gesehen werden. Gelingt es, die Ausländer nicht nur in den Arbeitsprozeß, sondern auch in die deutsche Arbeitswelt einzugliedern, so daß er sich als Italiener, Grieche oder Spanier neben Deutschen wohlfühlt, verliert auch das Problem der Freizeitgestaltung viel an Schärfe. Es gilt nicht, möglichst viel organisierte Freizeit, sondern Kontakte am Arbeitsplatz zu schaffen, die in der Freizeit fortdauern. Daß dies bisher so gut wie nicht gelungen ist, ist das eigentliche Problem.

Aus der Ökumene

Ein Herr — Eine Taufe

Dogmatische Fortschritte der „Faith and Order"-Kommission?

Nach dem Protokoll über die Tagung des Zentralausschusses des Weltrates der Kirchen in St. Andrews, über deren Ergebnisse hier berichtet wurde (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 138 f. und 180 f.), hat nun auch die Kommission Faith and Order das Protokoll ihrer Arbeitstagung in St. Andrews vom 3.—8. August 1960 als Paper Nr. 31 (Genf, 17, Route de Malagnou) vorgelegt, und dazu einen ersten Zwischenbericht der Theologischen Kommission über „Christus und die Kirche", die 1952 in Lund auf der letzten Weltkonferenz von Faith and Order ihr Mandat erhielt. Der Bericht, der der Vollversammlung vorgelegt werden soll, ist mit einem Vorwort des Vorsitzenden der 25köpfigen Arbeitskommission, Oliver *Tomkins*, jetzt anglikanischer Bischof von Bristol, herausgegeben und führt in der uns vorliegenden englischen Originalausgabe den Titel „One Lord, One Baptism" (SCM Press, London 1960, 79 S.). Ehe wir auf die Ergebnisse dieser Theologischen Kommission eingehen, die beträchtliches Gewicht haben, ist es nötig, um theologische Mißverständnisse zu vermeiden, sie in den Rahmen der Gesamtkommission von Faith and Order, d. h. in die Verhandlungen des Paper 31, zu stellen.

Diese Methode dürfte dem Weltrat am meisten entsprechen im Hinblick auf die nuancierte Betonung seiner „lebendigen Tradition" durch den Generalsekretär Dr. Visser 't Hooft in seinem Jahresbericht vor dem Zentralausschuß, einer Tradition, die das Ganze der Bemühungen des Weltrates der Kirchen umfaßt (vgl. a. a. O. S. 140) und die offensichtlich durch die Kommission von Faith and Order auf eine Normierung der erstrebten „Einheit" hinsteuert, um die ekklesiologische Neutralität von Toronto energisch zu überwinden bzw. dem „ekklesiologischen Doketismus", wie man neuerdings sagt, den Boden zu entziehen (a. a. O. S. 141 bzw. S. 266). Über die Einheitsformel von Faith and Order wurde bereits berichtet, ebenso über die finanzielle und verwaltungsmäßige Aufwertung der Kommission, deren Einengung seit Lund mit daran schuld ist, daß Faith and Order auf der 3. Vollversammlung nur mit Zwischenberichten in den dogmatischen Hauptfragen aufwarten kann. Soweit Paper 31 die Pläne über die organisatorische Zukunft von Faith and Order enthält, kann hier darauf verzichtet werden, weil das Thema schon im Rahmen des Berichtes über den Zentralausschuß behandelt worden ist, einschließlich der Etatsfragen, die ergeben, daß die künftigen Aufwendungen für Faith and Order nur ein Fünftel der für die neue „Kommission für Weltmission und Evangelisation" betragen werden (a. a. O. S. 183).

Die Interpretation der Einheitsformel

Das Paper Nr. 31 ist ein sehr ausführliches enggedrucktes Protokoll von ca. 125 Seiten, dazu die Listen der Mitglieder der verschiedenen Kommissionen. Es ist für ein konfessionskundliches Studium überreich. Zu den glänzendsten Partien gehören die Berichte des Generalsekretärs der heute über zehn Millionen Mitglieder zählenden und weiter wachsenden „Pfingstbewegung" (S. 60 f.) und der Situationsbericht aus der Sowjetzone über die Tauffrage von Generalsuperintendent G. Jacob, Kottbus (S. 49 f.). Beide Themen würden einen eigenen Bericht lohnen, ebenfalls die Ausführungen des Referenten der Abteilung Jugend im Weltrat über die „pädagogische Krise" der christlichen Jugend, deren Taufe man nicht ernst nehme und die scharenweise der Kirche davonlaufe, weil sie das Ereignis der Taufe nicht in ihr Leben übersetzen könne (S. 67 f.). Die prophetischen Warnungen von Professor Hendrik Kraemer über die nicht mehr zu verantwortende Vernachlässigung der Laienfrage in der ekklesiologischen Arbeit von Faith and Order sind derart, daß man sie kaum wiedergeben kann. Einer der drei katholischen Beobachter, Bernard Leeming SJ, meldete sich in diesem Zusammenhang zu Wort und wies darauf hin, die meisten katholischen Zeitschriften würden von Laien hervorgebracht (S. 87). So gäbe es viel Bemerkenswertes zu erzählen, aber wir müssen den Kernpunkt der dogmatischen Methode erfassen, die in Faith and Order zur Anwendung gelangt bzw. von den Unionsplanern betätigt wird.

Da ist wohl mit das Wichtigste, wie der derzeitige Vorsitzende von Faith and Order, der Kongregationalist Douglas Horton, die neue Formel ökumenischer Einheit kommentierte. Sein eigenartiger Kommentar hat formell kein größeres Gewicht als etwa die Kritik des Erzbischofs von York, Dr. Ramsey, oder des Lutheraners, Professor Ernst Kinder (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 384); aber man kann doch daran das methodische Dilemma des Weltrates ablesen. Ihm gehören z. B. die Quaker an, die bekanntlich als Folge eines inneren Protestes gegen den anglikanischen und jeden anderen Sakra-

mentalismus, der Menschen nicht verwandelt, sowohl den Taufritus wie das Abendmahl ablehnen. Wie soll da Faith and Order eine verbindliche Definition von Taufe und Eucharistie geben, ohne die Quaker, die in höchstem Ansehen stehen, auszuschließen? Und doch wird es versucht, wie es hernach auch das Studiendokument „Ein Herr — Eine Taufe" zeigen wird.

Die Formel für die erstrebte Einheit sei hier noch einmal wiederholt, um den Erklärungen dazu besser folgen zu können. Sie lautet: „... die Einheit, die sowohl Gottes Wille wie seine Gabe an seine Kirche ist, ist so beschaffen, daß sie alle diejenigen an jedem einzelnen Ort, die Christus Jesus als Herrn bekennen, durch die eine Taufe auf ihn in eine voll verpflichtete Gemeinschaft miteinander stellt, die den apostolischen Glauben festhält, das eine Evangelium predigt und das eine Brot bricht und ein Gemeinschaftsleben führt, das in Zeugnis und Dienst alle erreicht; diese Gemeinschaft vereint sie zur gleichen Zeit mit der ganzen christlichen Gemeinschaft an allen Orten und zu allen Zeiten derart, daß das Amt und die Glieder von allen anerkannt werden und daß alle gemeinsam handeln und sprechen können, so wie es von Fall zu Fall für die Aufgaben, zu denen Gott die Kirche ruft, erforderlich ist."

„Nicht notwendig Wassertaufe"

Dazu erklärte nun Professor Horton u. a.: „Die Einheit, die wir suchen, ist nicht eine gesetzliche Einheit, auch keine Einheit einzelner Christen, sondern eine Einheit, die die Kirchen zur Kirche gegenüber der Welt macht, in die sie gesandt ist, also eine kirchliche Einheit." Man habe mit dem „weicheren" Wort „churchly unity" die Überbetonung der Organisation vermeiden wollen, die in dem Wort „ecclesiastical" liege. Horton geht dann die Kennzeichen der Einheit nach der Formel durch und verweilt ausführlich bei dem ersten: Eine Taufe (S. 10 f.). Er erinnert entschuldigend an die Festlegungen der 2. Weltkonferenz von Faith and Order in Edinburgh 1937, wo man ausdrücklich gesagt habe, man wolle keine „kompakte Regierungseinheit" und keine Uniformität, sondern einen lebendigen Organismus. Er greift dann auf den Bericht der Theologischen Kommission, den wir später näher behandeln, zurück und stellt fest, daß hiernach die Taufe den ersten Akt der Anerkennung eines Menschen als Glied der Kirche bedeute: es ist „eine Art Adoption" (nach dem theologischen Dokument ist es etwas mehr). „Das eben gibt dem Begriff Taufe die weitest mögliche Bedeutung, um jede uns bekannte Form von Taufe darunter zu bringen. Es muß nicht notwendig eine Taufe durch Besprengung mit Wasser sein, das ist die meist übliche Form ... Es muß nicht notwendig Taufe durch Untertauchen sein [wie u. a. bei den Baptisten], obwohl ich mir kaum einen eindrucksvolleren und geeigneteren Ritus denken kann als Symbol für ein Leben, das in Christus gereinigt und erneuert wurde. Es ist also nicht Taufe in irgendeiner besonderen Form: es ist Taufe — Eingliederung (adoption) in den Leib Christi."

Und dann fährt Douglas Horton fort: „Mancher wird mit Recht fragen, ob dies die ‚Taufe' der Gesellschaft der Freunde (Quaker) einschließt, die daran festhalten, daß sakramentale Riten nicht nötig sind für das Leben der Kirche." Er belegt die Ansicht der Quaker aus ihrem eigenen Schrifttum, folgert aber: „Die Gesellschaft der Freunde bestreitet nicht die Adoption in die Kirche Christi, auch ist in ihrer Lehre nicht notwendig, trotz aller Betonung des Geistes, irgendein ekklesiastischer Doketismus enthalten, denn sie bestreiten nicht den Ort und die Funktion eines Leibes. Durch mehr als einen äußeren Akt und nicht nur durch einen einzelnen Ritus anerkennen sie, daß Christus einen Menschen in den Kreis seiner Nachfolger gebracht hat. Wenn Sie allerdings unsere Definition der Taufe auf die Wassertaufe beschränken, dann kann sie in der Tat nicht als ein wesentliches Kennzeichen der Einheit angesehen werden, gültig für alle unsere Mitglieder; wenn Sie aber gestatten, daß Taufe wesentlich die Eingliederung einer Person in den Schoß der Kirche Christi bedeutet ..., dann kann die Taufe ein Grundstein der ‚Stadt' (city) sein, die wir alle suchen ... Sie und ich brauchen nicht zu glauben, daß die Betonung der Quaker ausreicht, aber das ist nicht das Problem. Das Problem ist die Aufnahme in die Kirche." Horton plädierte also dafür, unter Taufe den weiteren, nicht rituellen Sinn ohne die Verwendung von Wasser zu verstehen, dann könne man in der Einheitsformel das Kennzeichen: „Eine Taufe" stehenlassen.

Eigentlich ist für empfindliche Dogmatiker mit der Behandlung des Kennzeichens der Taufe durch Professor Horton schon über die angewandte Methode Entscheidendes gesagt. Wir brauchen nicht seine Argumentation für alle Kennzeichen der Einheit gemäß der Formel durchzugehen, es genügt, was er noch zum „Brechen des einen Brotes" sagte. Auch hier wieder bezieht er sich auf die Quaker, die das Brotbrechen als sakramentales Ereignis ihres Gottesdienstes nicht kennen, nicht einmal einen Tisch. Er meint dann aber, man dürfe aus diesem Fehlen nicht schließen, die Quaker seien nicht interessiert am Brechen des einen Brotes. Was sie scheuen, sind die getrennten, die gegeneinander aufgerichteten Altäre. „Sie wollen keine rivalisierenden Brote ... Sie essen das Brot des Geistes unter mancherlei Formen ...", wie er wieder aus ihrem Schrifttum belegt. Und er fährt fort: „Ich gehöre zu denen, für die das Austeilen eines fühlbaren Brotes auf einer sichtbaren Patene eine Hilfe ist, um das Brot des Mysteriums der ewigen Erbarmung Christi zu empfangen; und wir alle werden zugeben, daß der Ritus mit Weizenbrot eitel Spreu ist, falls dieses Erbarmen nicht angeeignet wird; wer von uns aber kann in seinem Herzen glauben, daß jene, die in einer völlig unrituellen Form kommunizieren, nicht das Brot vom Himmel essen?" Auch hier wieder erklärt Professor Horton: „Ich meine, wir müssen unserer Definition des heiligen Brotes die äußerste Weite geben ... Brechen des einen Brotes heißt praktisch: wo immer eine Feier der Kommunion gehalten wird in irgendeinem Teil der Kirche (of the Church), da sollten Glieder aus anderen Teilen der Kirche [gemeint sind alle Mitglieder des Weltrates] freie Zulassung haben."

Man kann vielleicht abschließend hinzufügen, daß Horton die Frage gegenseitiger Anerkennung der vorhandenen kirchlichen Ämter als „eine einfache soziologische Frage" erklärte.

Ein Votum von Erzbischof Ramsey

Erzbischof Ramsey von York, ein Veteran von Faith and Order und lange Zeit Sprecher der Anglokatholiken, jetzt designierter Erzbischof von Canterbury (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 265), nahm als nächster Redner zu dieser Argumentation des Vorsitzenden keine Stellung. Er hatte an der Formel etwas anderes auszusetzen und sagte u. a.: „Einheit, Wahrheit, Heiligkeit sind

untrennbar voneinander." Zur Einheit gehöre notwendig Heiligkeit, Apostolizität und Katholizität: „Die Isolierung des Begriffs der Einheit hat gelegentlich schon nahe dahin geführt, ihn zu säkularisieren." Im Anschluß an die Darlegung dieser uns wohlbekannten Gedanken sagte der Erzbischof, er sei kein Freund eines Organisationsplanes der Einheit: „Wir müssen unsere Getrenntheit hassen. Sie muß uns mit Scham und Trauer erfüllen. Aber die göttliche Antwort auf unsere Getrenntheit ist nicht gerade ‚Einheit', ein so nebelhafter Begriff, wie er ist, sondern sie ist die Entdeckung des Willens Gottes für unsere Einheit und Heiligung in der Wahrheit und die Unterwerfung unserer selbst, wie unbequem es auch sein mag" (17).

Als die Diskussion an einem späteren Tage auf die Einheitsformel zurückkam, wurde klargestellt, daß mit dieser Formel weder ein Bekenntnis noch eine exakte Definition gegeben, sondern eine Aufgabe gestellt werden soll, in keinem Falle aber eine Norm für die Bestimmung der Mitgliedschaft im Weltrat der Kirchen, was außerhalb der Kompetenzen von Faith and Order liege. Damit war also die Gefahr eines Mißverständnisses der Formel abgewendet. Immerhin bleibt die Tatsache bestehen, daß sie durch das Vorbereitungsheft der Informationsabteilung des Weltrates der Kirchen für die 3. Vollversammlung in Neu-Delhi „Jesus Christus, das Licht der Welt" einer Leserschaft von Hunderttausenden, wenn nicht Millionen Gläubiger mit der Frage vorgelegt wird, was sie davon halten. Das ist zwar kein Plebiszit, aber man mobilisiert nicht voll theologisch urteilsfähige Christen zugunsten einer Formel, die, wie wir gesehen haben, ungewöhnlich weitherzig ausgelegt werden kann, so wie von maßgebender Seite die Ökumenische Jugendkonferenz in Lausanne im Juli 1960 ebenso wie die Konferenz des Christlichen Studentenweltbundes in Straßburg mobilisiert worden ist, um die volle Abendmahlsgemeinschaft der Mitgliedskirchen des Weltrates vorwegzunehmen. Der Weltrat der Kirchen besteht eben nicht nur aus theologischen Studienkommissionen, die wenig verbindliche Berichte „zum weiteren Studium in den Mitgliedskirchen" herstellen, sondern er ist auch ein kirchenpolitisches Phänomen, das um der Sache willen zu bestimmten Fortschritten in Richtung auf wirkliche Einheit genötigt ist.

In den Verhandlungen wurden hauptsächlich die Arbeiten der verschiedenen theologischen Kommissionen durchgesprochen, über „Christus und die Kirche", über „Die Bedeutung der Taufe", über Tradition, über Institutionalismus und über Gottesdienst. In den Aussprachen wurden viele beachtliche Gesichtspunkte vorgebracht, die aber besser erst behandelt werden, wenn die gedruckten Berichte der betreffenden Kommissionen vorliegen, was bei einigen noch längere Zeit dauern wird. Vorliegt, wie eingangs bemerkt, die Broschüre der Theologischen Kommission über „Christus und die Kirche" als Paper Nr. 29, das für die Vollversammlung des Weltrates der Kirchen in Neu-Delhi bestimmt ist. Diesem Paper wenden wir uns nunmehr zu.

Ergebnisse der Theologischen Kommission

Ein Wort zuvor über die Arbeitsweise von Faith and Order. Es ist auf katholischer Seite gefragt worden, ob der Zentralausschuß des Weltrates der Kirchen etwa der Zentralkommission für die Vorbereitung des Ökumenischen Konzils vergleichbar sei. Die Frage muß verneint werden. Der Zentralausschuß ist ein aus der Vollversammlung des Weltrates herausgestelltes, alle Jahre zusammentretendes beratungs- und beschlußfähiges Gremium, dem alle Materien des Weltrates vorzulegen sind, solche, die Glauben und Verfassung, und solche, die die Unzahl praktischer Probleme des Weltrates betreffen. Der Zentralausschuß wäre allenfalls — unbeschadet seiner „demokratischen" Entstehung aus der Föderation der bekenntnisverschiedenen Kirchen — vergleichbar mit einer Gesamtkonferenz sämtlicher römischer Kongregationen. Man muß nur beachten, daß diese Kongregationen Regierungsbehörden sind, der Zentralausschuß aber nicht. Im Weltrat wird überhaupt nicht „regiert".

Wie ist es nun bei Faith and Order, der Unterabteilung der Studienkommission? Diese Unterabteilung, gleichgestellt der von „Kirche und Gesellschaft" und anderen Zweigen der Studienabteilung, ist ihrer Natur nach schon gar keine Entscheidungsbehörde, sondern eben eine — freilich sehr wichtige, weil die theologischen Grundfragen des Weltrates behandelnde — Studienkommission. Faith and Order gliedert sich als Ganzes in eine Vollversammlung der z. Z. mit 94 Persönlichkeiten (laut Paper 31, S. 127 f.) ausgewiesenen, auf 120 Personen zu erweiternden Kommission, die möglichst alle Jahre einmal etwa gleichzeitig mit dem Zentralausschuß zusammentreten soll, zumal da eine ganze Reihe ihrer Mitglieder auch dem Zentralausschuß angehören. Zur Durchführung der laufenden Arbeiten bzw. zur Inganghaltung des gesamten theologischen Studienprogramms hat diese Vollkommission eine Arbeitskommission von 25 Theologen aus sich herausgesetzt, die wie alle Gremien des Weltrates möglichst alle Konfessionen und Länder gleichmäßig berücksichtigt. Ihr Büro ist die Unterabteilung bei der Studienkommission in Genf mit einem Generalsekretär. Die einzelnen theologischen Themen werden nun auf Sonderkommissionen verteilt, die in der Regel eine europäische, eine amerikanische und eine asiatische Sektion haben und alle Themen zunächst sektionsweise durcharbeiten.

Da ist als erste die Theologische Kommission über „Christus und die Kirche", mit deren Zwischenbericht wir uns sogleich befassen. Sie hat bezeichnenderweise keine asiatische Sektion, weil die Jungen Kirchen sich von diesen Problemen distanzieren. Die beiden Sektionen für Amerika und Europa zählen je rund 14 bis 15 Mitglieder, von denen etwa je sieben aus der Vollkommission stammen. Das sind die „großen Namen", in der europäischen Sektion u. a. der lutherische Bischof Anders Nygren, Professor Chr. Konstantinides, Konstantinopel, Professor Edmund Schlink, Heidelberg, und Professor T. F. Torrance, Edinburgh. Diese kooptieren weitere sieben dogmatische und exegetische Fachleute aus verschiedenen Konfessionen und Ländern und gehen mit ihnen an die Arbeit. Dazu zählen in der europäischen Sektion für „Christus und die Kirche" u. a. Oscar Cullmann, Basel, und Walter Kreck, Bonn. Die Arbeit dieser und der anderen Unterkommissionen für Tradition, für Gottesdienst usw. vollzieht sich teils korrespondierend über das Genfer Büro, teils auf möglichst jährlichen Konferenzen. Daß man seit Lund 1952, also seit fast zehn Jahren, noch immer an „Zwischenberichten" arbeitet, zeigt, wie mühsam diese Arbeit nicht nur technisch zu bewältigen ist, sondern wie schwer die theologischen Differenzen gemeistert werden können.

Chalkedon — Koinonia — Taufe

Die Broschüre der Theologischen Kommission „Christus und die Kirche", die den Titel trägt „Ein Herr — Eine Taufe", hat drei Teile. Der erste erörtert „Die Heilige

Dreifaltigkeit und die Einheit der Kirche". Der Ansatz ist also fundamental gemäß der Tradition der Kirche gewählt, die Kirche beruht auf dem Wirken der Trinität, und die Argumentationen, die keineswegs systematisch vorgehen, sondern sich vortasten, finden rasch zum Dogma von Chalkedon. Es wird festgestellt, daß in diesem Dogma sich die Mitgliedskirchen des Weltrates ja nicht voneinander unterscheiden sollten (18). Christologie, so wird hinzugefügt, sei aber untrennbar von Pneumatologie. Wenn auch die dogmatischen Aussagen der ersten Konzilien wesentlich doxologischer Natur seien — man spürt in allem die Hand von Schlink (vgl. seinen Aufsatz in „Kerygma und Dogma"; Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 336) —, so enthalte das Neue Testament doch auch ontologische Begriffe, wie etwa die Aussage des Evangelisten Johannes: „Das Wort ward Fleisch." In der Heiligen Schrift wie in den Glaubenssymbolen werden das Wesen oder die Person mit dem Werk Christi zusammengesehen, und das habe seine Folgen für das Verständnis der Kirche, die im weiteren unter dem paulinischen Bilde „Leib Christi" erörtert wird. Der Glaubensakt des Christen führe zur Teilhabe (participation) am Leibe Christi — was Douglas Horton adoption nannte —, und diese Teilhabe, die den erneuerten Menschen in Christus inkorporiert und ihm vereint bzw. in seine Einheit einbezieht, hebe die Integrität der Person nicht auf, denn sie ist personale Begegnung. Man spürt hier die Nähe zur Enzyklika *Mystici Corporis*.

Unmittelbar darauf (S. 25) wird aber die Unterschiedenheit von Christus und der Kirche, die beide nicht verwechselt werden dürften, fast antikatholisch betont: „Die Kirche darf niemals versuchen, den Platz Christi einzunehmen und sich als ‚ein anderer Christus' auszugeben, sie muß sich damit begnügen, als menschliche Gemeinschaft von Gläubigen ihrem Haupte untergeordnet zu bleiben." Im weiteren wird versuchsweise die Kirche als Koinonia umschrieben — man sieht daraus, wie sehr das Werk von Le Guillou OP „Mission und Einheit" auf die Arbeit dieser ökumenischen Kommission zugesprochen ist (vgl. den Bericht darüber in Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 276 ff.). Wir können aber dem Fortgang der Gedanken über diese Koinonia im Neuen Testament, die das Vorhandensein einer organisierten Kirche bestreitet (S. 28), hier nicht folgen, weil in diesem Rahmen nur die Gedanken angedeutet werden sollen, die zum letzten Teil der Broschüre über die Eine Taufe hinführen.

Da finden sich ähnliche Argumente wie bei Douglas Horton, der sie hieraus geschöpft hat, daß man nämlich bei der Bestimmung, wie die Teilhabe am Leibe Christi entsteht und was sie bedeutet, auf den Glauben zurückgehen müsse. Diese Gemeinschaft des Glaubens an die Erlösung durch Jesus Christus sei als wahre und wertvolle Wirklichkeit der ganzen Christenheit gemeinsam (41). Es wird darauf verwiesen, daß die Teilnehmer der Theologischen Kommission trotz verschiedener Bekenntnisse und Kirchenzugehörigkeit — es gehörten auch ein Quäker und ein Kongregationalist aus England dazu — „die intellektuelle und spirituelle Koinonia" in ihrer Arbeit erfahren haben (41). Die Unterschiede zwischen den Beteiligten werden aber, ähnlich wie schon im theologischen Dokument der I. Sektion der 2. Vollversammlung in Evanston 1954, als Verschiedenheit der Gaben des Heiligen Geistes und nicht als eine verschiedene Nähe zur Wahrheit erklärt! Die dogmatische Methode bleibt also in der phänomenologischen Deskription stecken.

Folgerungen zum Verständnis der Taufe

In dem letzten Teil der Broschüre, „Die Bedeutung der Taufe" (45 f.), wird zunächst erklärt, warum es 1957 zum Scheitern eines gemeinsamen Verständnisses der Taufe gekommen sei, deshalb nämlich, weil man von den verschiedenen Taufriten ausgegangen sei. Man habe dann schließlich aus der Sackgasse herausgefunden durch eine Besinnung auf die Taufe Christi und sein Erlösungswerk oder den Sinn der Taufe in der Heilsgeschichte.

Man geht nunmehr aus von der Taufe des Johannes und der Wassersymbolik im Alten Testament und kommt dann zu der Feststellung, daß Jesus durch die freiwillige Annahme der Taufe des Johannes in die Solidarität mit den Sündern eingetreten sei. Damit habe sein Erlösungswerk begonnen, das ihn im Gehorsam gegenüber dem Vater den unbekannten Weg bis zum Kreuz führte (53). Seine Taufe habe sein ganzes Leben bis zum Tode vorweggenommen. Der Sinn seines Getauftwerdens war demnach „die vollständige und absolute Solidarität und Einheit des einen Gerechten mit den vielen", vollendet in der Auferstehung. Die Taufe des Neuen Bundes habe mit der Herabkunft des Heiligen Geistes zu Pfingsten begonnen, sie sei das Gegenstück zu der Johannestaufe. Diese Gedanken laufen auf die Feststellung hinaus, daß die Taufe des einzelnen Christen wie die Taufe Jesu einen universalen und eschatologischen Charakter habe und ein Werk des Geistes sei. Sie nehme das ganze Leben des Gläubigen bis zu seinem Tode vorweg. Sie sei also mehr als ein Initiationsritus.

Die Schlußfolgerungen lauten: „In dem vorausgehenden Statement über Taufe und Heilsgeschichte ist das Thema der Inkorporation oder Teilhabe zentral." Diese Begriffe, so wird erklärt, bezeichnen das Wesen der Einheit mit dem Leben Christi, mit seinem Tod und seiner Auferstehung. „Teilhabe bedeutet aneinander Anteil haben", so daß das Leben des einen auf den andern übergreift, was nicht eine Absorbierung oder den Verlust der persönlichen Identität bedeute, sondern Abhängigkeit von Christus (58). Diese Teilhabe an Christus sei die Wiederherstellung des menschlichen Lebens dadurch, daß es für das neue Leben offen ist. „Wenn man demnach sagt, die Taufe des Einzelnen ist die Eingliederung oder Einpfropfung in Christus, so heißt das nicht von einem Ereignis in einem Augenblick sprechen, auf den sich die inkorporierende Tätigkeit Christi beschränkt." Christus handle auf vielerlei Weise im Leben der Kirche (60).

Im weiteren wird sehr stark der unlösbare Zusammenhang von Taufe und Glauben im Neuen Testament entfaltet und die Priorität des göttlichen Handelns vor dem Taufen der Kirche betont (Apg. 13, 48). Schließlich bedeute die Taufe die Berufung zu einem Leben im Dienste Christi und seiner Kirche.

Zusammenfassend wird dann gesagt: „In ihrer theologischen Methode zur Klärung der Lehre von der Taufe, wie sie in der Bibel und der Kirche vorgefunden wird, erschien es der Kommission nicht vorteilhaft, von einem allgemeinen Verständnis der Sakramente auszugehen und dann zum Verständnis der Taufe als eines besonderen symbolischen Ritus vorzudringen, der durch den Gebrauch von Wasser und die Anrufung der Trinität gekennzeichnet wird. Im Gegenteil, die Kommission sah sich ständig erleuchtet durch ein ganz anderes Verfahren, nämlich zu beginnen mit der rettenden Tat Christi in seiner eigenen Taufe, in seinem Dienst, in Kreuz und Auf-

erstehung und zu erkennen, wie der Akt des Taufens, den die Kirche [!] auszuführen befohlen hat, abhängt von diesen machtvollen Taten und wie er sie ausdrückt. Auf diese Weise muß der Taufritus niemals so gedacht werden, als habe er eine unabhängige Wirkung, sondern seine Wirksamkeit ist die des Erlösungswerkes Christi." Da die Taufe Ausdruck der ganzen Heilsgeschichte sei, hingen auch andere Sakramente oder sakramentale Riten „nicht vom Ritus der Taufe ab, sondern von dem, was die Taufe vermittelt . . ."

Eine fatale Weichenstellung?

Soweit der „Zwischenbericht" — wie er ausdrücklich bezeichnet wird — der Theologischen Kommission über „Christus und die Kirche". Wir haben seine Gedankengänge so weit skizziert und die entscheidenden Thesen zitiert, daß der katholische Leser einen Einblick in die Argumentation und in die von der katholischen Tauflehre, wie es doch wohl scheint, sehr weit abführenden Ergebnisse gewinnen kann. Es ist Sache der katholischen Dogmatiker, darüber zu urteilen, ob und wieweit ein Gespräch mit Faith and Order, nachdem diese Weichenstellung z. T. mit Rücksicht auf die Quaker vorgenommen wurde und werden mußte, überhaupt noch Aussicht hat, zu einer gemeinsamen Erkenntnis des Taufsakraments zu führen.

Es liegt auf der Hand, daß Faith and Order das Bestreben hat, das zu erarbeiten, was unsere Theologie das „fruchtbare Sakrament" nennt und das sich vom opus operatum begrifflich unterscheiden läßt. Das hat schon der hl. Thomas von Aquin etwa in seiner Lehre von der heiligen Eucharistie getan, wenn er schrieb, die Eucharistie sei die Teilhabe am Leiden Christi, und dieses Leiden reiche aus zur Vergebung jeder Schuld, „aber es hat eine Wirkung nur in denen, die sich durch Glaube und Liebe dem Leiden Christi vereinigen" (conjunguntur; S. Th. III 79 art. 2 ad. 2). Es gäbe also die Möglichkeit, das Anliegen dieser ökumenischen Theologie zu verstehen. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß der hl. Thomas fest umrissene Sakramente und objektive Riten voraussetzt. Daher wird es nie möglich sein, in der hier geübten Weise von Faith and Order die objektiven Gegebenheiten der Sakramente und besonders der Taufe nahezu aufzulösen. Da sich das Lehramt der Kirche im Hinblick auf das Ökumenische Konzil anschickt, die Taufe, d. h. den Taufritus, der getrennten Christen in vollem Ausmaß anzuerkennen, dürfte dieses Ausweichen von Faith and Order vor dem Taufritus nicht ohne Erstaunen zur Kenntnis genommen werden.

Aktuelle Zeitschriftenschau

Theologie

CONGAR, Yves M.-J., OP. *Inspiration des écritures canoniques et apostolicité de l'église.* In: Revue des sciences philosophiques et théologiques Jhg. 44 Heft 1 (Januar 1961) S. 32 bis 42.

Congar unterzieht die Schrift von Karl Rahner „Über die Schriftinspiration" (Quaestiones disputatae 1, Freiburg 1958) einer kritischen Überprüfung. Er billigt die ekklesiologische Deutung der Schriftinspiration durch Rahner, bemängelt aber den „undifferenziert" gebrauchten Begriff der Urkirche zum Schaden einer deutlichen Hervorhebung der Bedeutung des Apostelamtes für die Urkirche und dessen Bedeutung für die Abfassung der Schrift. Er räumt aber ein, daß es sich dabei nicht um eine bewußte Schwächung der Autorität der Apostel handelt, sondern bloß um eine einseitige Akzentsetzung.

HAMER, Jérôme, OP. *Le corps épiscopal uni au Pape, son autorité dans l'église, d'après les documents du premier Concil du Vatican.* In: Revue des sciences philosophiques et théologiques Jhg. 45 Heft 1 (Januar 1961) S. 21—31.

Die Untersuchung gewährt einen umfassenden Einblick in die Diskussion über den Primat des Papstes und die Teilnahme des Episkopats an der „suprema potestas ecclesiae"; sie weist besonders auf die Probleme hin, die die „Theologie des doppelten Subjektes" der nachfolgenden theologischen Entwicklung aufgegeben hat. Angesichts des kommenden Konzils und der Auseinandersetzung um die „Aufwertung des Bischofsamtes" kommt diesem in erster Linie historischen Beitrag besondere Bedeutung zu.

HÖFFNER, Joseph. *Kolonialismus und christliche Ethik.* In: Justice dans le Monde T. 2 Nr. 3 (März 1961) S. 293—316.

Das christliche Gewissen hat sich zum erstenmal im spanisch-iberischen Bereich der Frage nach Recht und Unrecht des Kolonialismus gestellt. Vitoria und Suárez haben sich gegen Krieg, Raub, Sklaverei und Zwangsarbeit der weißen Herren gewandt, weil dies gegen das Sittengesetz verstößt. Das Recht zur christlichen Mission wurde freilich beansprucht, auch insoweit, daß Zwang da anzuwenden sei, wo man der Verkündigung den Zutritt hindere (Vitoria). Dagegen hat De las Casas protestiert. Insgesamt gesehen, kann sich keine Kolonialethik der späteren Zeit mit der der Spanier und Portugiesen vergleichen. In den moraltheologischen Handbüchern des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, der Hochblüte des Kolonialimperialismus, wird sie nicht oder kaum behandelt.

THOMAS, M. *Problèmes pastoraux posés par la confirmation.* In: Lumière et Vie Jhg. 10 Heft 51 (Januar/März 1961) S. 80 bis 91.

Der Verfasser stellt sich hinter die Weisung des französischen Episkopats, der zufolge die Firmung bald nach der ersten Kommunion zu spenden sei. Er versucht aus der Sicht der Pfarrei eine Lösung für die besonderen pastoraltheologischen Probleme anzugeben, die mit der Erteilung des Sakramentes der christlichen Reife im Kindesalter verbunden sind. Der Verfasser ist davon überzeugt, daß die in der Pfarrei vorhandenen Kräfte und Einrichtungen des Laienapostolates für die Firmkatechese eine wirksame „pastorale Stütze" darstellen.

WINNINGER, Paul, und HORNEF, Joseph. *Le renouveau du diaconat. Situation présent de la controverse.* In: Nouvelle Revue Théologique Jhg. 93 Heft 4 (April 1961) S. 337—366.

Wie bereits im Untertitel angezeigt, bringt der Beitrag des bekannten Straßburger Professors und eines deutschen Laientheologen eine Übersicht über den Stand der Diskussion zur Frage der Erneuerung des Diakonats im katholischen Raum. Es werden aber in dem Beitrag auch neue Gesichtspunkte, die für die weitere Diskussion von Bedeutung sind, sichtbar. So vor allem die Klärung des Verhältnisses von Diakonat und Laienapostolat, wobei es ihnen nicht so sehr auf die theologischen Grundsatzfragen ankommt, als vielmehr auf Fragen der pastoralen Praxis. Das Kapitel über Diakonat und Zölibat zeigt, wie wenig man vielfach noch imstande ist, theologisches und vor allem ekklesiologisches Denken jenseits von rein kirchenrechtlich bedingten Vorstellungen zu vollziehen.

WITTE, Johannes L., SJ. *Die Katholizität der Kirche. Eine neue Interpretation nach alter Tradition.* In: Gregorianum Jhg. 42 Heft 2 (1961) S. 193—241.

Ausgehend von der Bedeutung des Begriffes der Katholizität der Kirche bei allen christlichen Denominationen, versucht der Verfasser vom Geheimnis der Inkarnation her „als dem umfassenden Sakrament unserer Heiligung" an Hand der paulinischen Zeugnisse (bes. Eph. 4, 10—16 und Kol. 1, 19—23) die Katholizität der Kirche zu deuten und zugleich die innere Einheit der vier Wesensmerkmale der Kirche, wie sie das Nicänum ausdrückt, zu interpretieren. Dabei geht es dem Autor vor allem um die Hervorhebung des dynamischen und eschatologischen Aspektes der Katholizität der Kirche. Der mit Bedacht gewählte Untertitel läßt die aktuelle Note des Beitrags erkennen. Der ökumenische Rahmen gibt dem Artikel auch im Hinblick auf das kommende Konzil erhöhte Bedeutung. Die angekündigte Erweiterung der Studie ist sehr zu begrüßen.

Philosophie

DE TOLLENAERE, M. *Weltschöpfung als Entwicklung.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 16 Heft 4 (April 1961) S. 273—282.

Der Verfasser ist Jesuit und Professor in Löwen. Er behandelt Teilhard de Chardins Evolutionismus und das christliche Dogma. Er bestreitet nicht, daß die Schriften Teilhards den Christen verwirren können, sofern dieser nicht dessen Terminologie beherrscht. Er ist jedoch davon überzeugt, daß das Werk Teilhards eine Interpretation von wissenschaftlichen Tatsachen aus dem christlichen Dogma ist. Um das zu verstehen, müsse man sich vor Augen halten: „Man darf im Evolutionismus nicht die wissenschaftliche Ebene . . . mit der philosophischen . . . verwechseln" (Teilhard 1930). Und — das betont Tollenaere besonders — der Theologe muß im Dogma genau unterscheiden, was dessen Wesen ausmacht und welche akzidentiellen Vorstellungen angepaßt werden können. Welche Bedeutung diese beiden Forderungen heute haben, zeigt der Verfasser am Beispiel der Schöpfungsfrage (Fixismus gegen Evolution) und der Erbsündenlehre (Monogenismus gegen Polygenismus).

HEISENBERG, Werner. *Die Rolle der modernen Physik in der gegenwärtigen Entwicklung des menschlichen Denkens.* In: Universitas Jhg. 16 Heft 4 (April 1961) S. 363—380.

Es handelt sich um eine Wiedergabe der letzten Kapitel der sog. Gifford-Vorlesungen des Verfassers. Heisenberg betont — neben der politisch-

militärischen — besonders die Bedeutung der modernen Physik für eine Vereinheitlichung und ein Offenwerden des geschichtlichen Prozesses: nicht nur im geographischen Sinne, der Begegnung der Kulturen, sondern vor allem auch für das Denken selbst. Die moderne Physik hat den allzu starren Begriffsrahmen des 19. Jahrhunderts gesprengt. Sie hat gezeigt, daß physikalische Begriffe nicht beliebig auf Felder übertragen werden dürfen, wo sie nichts verloren haben. Sie hat ferner erwiesen, daß den Aussagewerten der gewöhnlichen Sprache ein größerer Wahrheitsgehalt innewohnt als der abstrakten, exakt begrifflichen Wissenschaftssprache: Geist, menschliche Seele, Leben, Gott.

PLANTY-BONJOUR, J.-P. *La philosophie soviétique aujourd'hui.* In: Parole et Mission Jhg. 4 Heft 13 (15. April 1961) S. 213—227.

Der Autor, der nachweist, daß die philosophische Erneuerung in Rußland bereits 1947 mit der Einberufung eines Philosophenkongresses durch Stalin nach Moskau begonnen habe — nicht erst nach dem Tode des Diktators —, behandelt das Verhältnis von Wissenschaft und Philosophie in der Sowjetunion auf deren erkenntnistheoretischem und „ontologischem" Hintergrund. Dabei stellt sich der Einfluß der ideologischen Änderungen in der Partei auf die philosophische Entwicklung als bedeutungsvoller heraus als die Problematik des philosophischen Denkens selbst.

Kultur

BÜCHNER, Franz. *Probleme höherer Ordnung der Hochschulreform.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 8 (Mai 1961) S. 81—90.

Büchner entwickelt, wie schon in seinem Beitrag „Bedarf die Wissenschaft der zentralen Planung?" (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 239), einige Gedanken aus der Sicht des Hochschulmediziners *gegen* die Empfehlungen des Wissenschaftsrates. U. a. wünscht er: Studienförderung auf Darlehenswege, Wahrung der Bindungen des wissenschaftlichen Assistenten und Privatdozenten an den Ordinarius bzw. Institutsdirektor, stärkere personelle Zusammenarbeit zwischen Krankenhaus und Universität; Abbau der wissenschaftspolitischen Institutionen in Deutschland zugunsten der Fakultäten und Senate. Besonders wendet sich Büchner gegen systematische Planungen und Zentralisierung.

ROEGELE, Otto B. *Akademien über Gott und die Welt.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 16 Heft 4 (April 1961) S. 251—272.

Eine Bilanz kirchlicher Akademietätigkeit seit 1945. Der Ursprung dieser Neuschöpfung lag in Bad Boll, von wo aus sich seit 1945 die evangelischen Akademien weit über Deutschland hinaus verbreitet haben. 1955 bestanden 17 evangelische Akademien gegenüber zwei katholischen. Inzwischen haben die Katholiken nachgezogen. Die Akademien vermitteln Begegnung zwischen Kirche und Welt, für beide gleich fruchtbar; sie bieten Möglichkeiten zum freien Wort, das hier nicht auf die Goldwaage gelegt wird; sie sind „Veranstaltungen am Zaun". Die evangelischen Akademien sind in personeller und materieller Hinsicht den katholischen auch heute noch überlegen. Dies erkläre sich mit daraus, daß das Bedürfnis auf evangelischer Seite nach solchen Begegnungszentren größer gewesen sei als auf katholischer, weil hier ein beträchtlicher Teil der geistigen Arbeit seit jeher von den Verbänden geleistet werde.

Le sovvenzioni alle scuole negli Stati Uniti. In: Aggiornamenti sociali Jhg. 12 Heft 4 (April 1961) S. 247—260.

Die bekannte Zeitschrift der Mailänder Jesuiten gibt eine kurze dokumentarische Übersicht über die Auseinandersetzung über die Finanzierung der konfessionellen Schulen in den Vereinigten Staaten nach dem neuen Schulhilfsprogramm Kennedys zugunsten der öffentlichen Schulen. Diese Dokumentation dient einer sachlichen Orientierung und ist geeignet, das Für und Wider sowohl hinsichtlich der grundsätzlichen Fragestellung wie hinsichtlich der besonderen politischen Hintergründe besser zu verstehen.

Politisches und soziales Leben

BALLIS, William B. *Political Implications of Recent Soviet Economic Reorganization.* In: The Review of Politics Bd. 23 Nr. 2 (April 1961) S. 153—171.

Ballis will die politische Bedeutung der neueren sowjetischen Reorganisation der Industrie und Landwirtschaft untersuchen, die bisher fast ausschließlich unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten dargestellt wurde. Was vielfach als eine Art Dezentralisation oder gar „Demokratisierung" durch Verleihung stärkerer Autonomie auf der regionalen oder lokalen Ebene aussieht, bedeutet in Wirklichkeit eine Verstärkung und Straffung der Parteikontrolle über diese Bereiche.

BARBIERI, Luciano. *Le caratteristiche dell'emigrazione italiana in Belgio secondo i resultati di una inchiesta svolta tra gli emigranti in partenza dal centro di emigrazione a Milano.* In: Rivista internazionale di scienze sociali Jhg. 69 Heft 3 (Mai/Juni 1961) S. 227—245.

Der Verfasser analysiert das Ergebnis einer Umfrage unter den italienischen Arbeitern in Belgien. Er kommt dabei im wesentlichen zu denselben Ergebnissen wie unser Bericht über die ausländischen Arbeitskräfte in Deutschland (vgl. ds. Heft, S. 417). Leider gibt der Artikel keinen Aufschluß über wichtige psychologische, kulturelle und religiöse Faktoren. Trotzdem bedeutet der Bericht einen Anfang auf diesem Sektor, der Nachahmung verdient.

DEUERLEIN, Ernst. *Zur Vergegenwärtigung der Lage des deutschen Katholizismus 1933.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 8 (Mai 1961) S. 90—116.

Der zweite Teil von Deuerleins Analyse behandelt den „Übergang in den totalitären Parteistaat" (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 383). Wiederum betont Deuerlein nachdrücklich die Labilität der politischen und wirtschaftlichen Lage in den Jahren 1930—33 (Massenarbeitslosigkeit). 1932 intensivierte die NSDAP den Kampf gegen das katholische Deutschland, wiewohl dessen politische Front nur ein knappes Sechstel der damaligen Bevölkerung ausmachte. Und auch diese Gruppe war sich bezüglich der Methoden, mit denen man dem Nazismus begegnen sollte, nicht einig. Deuerlein beschönigt die damaligen Schwächen des deutschen Katholizismus nicht (Verweis auf Max Pribilla, 1933). Aber er hält es für unmöglich, von einer Kollektivhaltung der deutschen Katholiken gegenüber dem neuen Regime zu sprechen. Man könne auch nicht die Einstellung der Katholiken zum Nationalsozialismus im Jahre 1933 nach deren Publikationen beurteilen, denn vom 28. 2. 33 ab gab es in Deutschland keine freie Meinungsäußerung mehr. Mit Adresse an Böckenförde schreibt Deuerlein: „Wenn ‚nach den inneren Gründen der Anfälligkeit des deutschen Katholizismus für das NS-Regime im Jahre 1933' gefragt wird, darf der historische Tatbestand nicht simplifiziert werden; dieser wird nur dann situationsgerecht beurteilt und beschrieben, wenn *alle* Stationen der ... Gewinnung der Macht nicht nur registriert, sondern auch in ihrer Bedeutung und Wirkung untersucht werden und wenn die ‚Veränderbarkeit des Menschen' beim Einbruch einer Diktatur und unter dieser analysiert wird."

EPSTEIN, Klaus. *Shirers History of Nazi Germany.* In: The Review of Politics Bd. 23 Nr. 2 (April 1961) S. 230—245.

Der Professor für Neuere Geschichte an der Brown-University legt hier eine eingehende Kritik an Shirers Buch vor, die er in folgenden vier Punkten zusammenfaßt: 1. Seine Gesamtanschauung von der deutschen Geschichte ist unglaublich primitiv (crude) und hindert ihn daran, viele der wichtigsten Fragen hinsichtlich der NS-Periode zu stellen. 2. Es fehlt ihm jegliche Ausgewogenheit im Ganzen, und es weist gerade in den Bereichen der NS-Zeit gähnende Lücken auf, wo neue Untersuchungen am dringendsten nötig wären. 3. Viele seiner Interpretationen zeigen eine befremdliche Unfähigkeit, das Wesen eines modernen totalitären Regimes zu verstehen. 4. Er ist über den Stand der wissenschaftlichen Forschung über die NS-Zeit nicht auf dem laufenden.

MUCHOW, Hans Heinrich. *Entmutigung vor dem Erziehen?* In: Wort und Wahrheit Jhg. 16 Heft 4 (April 1961) S. 283 bis 291.

Muchow skizziert den epochalen Typ der Jugend, geprägt von Technik und sekundärem System, mit den Folgen der Akzeleration, sexueller Frühreife und psychischer Retardierung. So wenig wie die Ursachen, sind auch die Folgen behebbar. Was bleibt dem Erzieher zu tun? Er habe Lebenshilfen zu gewähren: Entwicklung und Förderung des Qualitätsbewußtseins bei den Jugendlichen; Einübung des Ordo (das „Rechte-zueinander-geordnet-Sein"); Vermittlung des rechten Freiheitsverständnisses.

Alerte aux Antilles. In: Chronique Sociale de France Jhg. 69 Heft 2 (31. März 1961).

Die Zeitschrift widmet den Verhältnissen auf den französischen Antillen ein eigenes Heft. Mehrere Autoren, u. a. Joseph Folliet, Aimé Césair, Bischof Jean Gay (Guadelupe), liefern dazu Beiträge über die wirtschaftlichen, politischen und religiösen Verhältnisse auf den Inseln. Durch die kubanische Tragödie erhalten die Beiträge eine besonders aktuelle Note.

Chronik des katholischen Lebens

ARANGUREN, José Luis. *L'intelletuale cattolico del futuro.* In: Humanitas Jhg. 16 Heft 4 (April 1961) S. 289—294.

Der spanische Autor weist auf einen wunden Punkt in der gegenwärtigen Geisteshaltung der Intellektuellen hin, die ihnen das Verständnis von Kirche und Religion fast unmöglich macht und der Kirche die Durchdringung dieser Generation mit katholischem Geist erschwert. Skeptizismus auf der einen und blinder Dogmatismus auf der anderen Seite entwickeln sich zu zwei Spielformen dieser Geisteshaltung, die den Durchbruch zu echt metaphysischem Denken blockiert. Wenn auch auf spezifisch spanische Verhältnisse zugeschnitten, so berührt der Artikel doch Probleme, die im übrigen Europa wenig beachtet, aber für die gegenwärtige Generation symptomatisch sind.

BECKMANN, Johannes, SMB. *Die Universitäten vom 16. bis 18. Jahrhundert im Dienste der Glaubensverbreitung.* In: Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft Jhg. 17 (1961) S. 24—47.

Der Beitrag zeigt die Bedeutung der Universitäten des 16. und 17. Jh. für die missionarische Bewegung dieser Jahrhunderte, besonders für Lateinamerika. Paris, Alcalá, Salamanca (Vitoria), Coimbra (Suárez), Evora (Molina) waren damals die Missionszentren. Beckmann geht es bei dieser Darstellung vor allem darum, die Kontinuität und Intensität der Verbindung zwischen theologischer Wissenschaft in der Heimat und Missionswerk in Übersee zu zeigen. Diese Zusammenarbeit ging im 18. Jh. verloren. Noch heute leidet die Mission unter den Folgen dieser Trennung von den Wissenschaftszentren in der Heimat.

HARDON, John A., SJ. *Chiesa e Stato in America.* In: Civiltà Cattolica Jhg. 112 Nr. 2660 (15. April 1961) S. 145—156.

Der Artikel des bekannten amerikanischen Jesuiten gibt einen kurzen, aber erschöpfenden Überblick über das Verhältnis von Kirche und Staat in Amerika seit der Gründung der Vereinigten Staaten. Der Verfasser erwähnt alle wichtigen Zeugnisse, angefangen von John Caroll, dem ersten katholischen Bischof der Vereinigten Staaten, bis zum Schulstreit unter Präsident Kennedy. Wegen der jüngsten Ereignisse in Amerika hat der Artikel besondere Aktualität.

HEREDERO, J. M., SJ. *La science morale. Enseignement religieux aux non-catholiques.* In: Lumen Vitae Jhg. 16 Heft 1 (1961) S. 61—68.

In vielen Missionsländern werden die katholischen Schulen in der Mehrheit von nichtkatholischen Schülern besucht. Wie also den Charakter der katholischen Schule wahren und doch den Bedürfnissen der Nichtkatholiken gerecht werden? (Vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 355.) Der Autor, Lehrer an einem College in Poona (Indien), sieht in der Erteilung eines allgemeinen auf der theistischen Weltordnung aufbauenden Ethikunterrichtes die einzige Möglichkeit, die beiden Ansprüchen am ehesten gerecht wird. Notwendig ist jedoch, daß dieser Ethikunterricht dem Schüler praktische Lebenshilfen bietet. Der Autor stellt eine Reihe von Überlegungen an, die geeignet scheinen, die Auseinandersetzung um die Missionsschule zu klären.

Vorschau auf das Rundfunkprogramm

Wir weisen unsere Leser auf folgende religiösen, weltanschaulich und kulturell bedeutsamen Sendungen hin

1. Juni (Donnerstag)

9.00 Ein Funktionär wird Mönch, Bericht über einen Gesinnungswandel, *H. Laeuen* (STU II)
10.00 Liturgie im technischen Zeitalter, *A. Kirchgässner* (FRA II)
10.00 Der Sinn der Geschichte, *A. Toynbee* (STU)
10.30 Unter dem Zeichen des Kreuzes, *W. Schwarz* (SWF II)
11.00 Über das Geheimnis, *K. Rahner* (STU II)
11.30 Der neue Mensch, Eine Herausforderung an die Theologie, *K. Rahner* (FRA II)
11.45 Zum Fronleichnamsfest, *M. Hörhammer* (SWF II)
15.00 Glaube und Brauch, Religiöse Volksbräuche zu Fronleichnam (FRA)
18.30 Die Fronleichnamsprozession, eine Erzählung von *K. H. Waggerl* (STU II)
19.40 An den Brennpunkten eines gärenden Erdteils: Südamerika, *R. Jacobs* (WDR)
20.30 Das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm, *W. Boehlich* (FRA II)
20.50 Der lächelnde Knecht Gottes, ein Heiligenbild ohne Hintergrund, *G. K. Chesterton* (STU)
21.00 Teilhard de Chardin, der unbezwingliche Optimist, *I. Lepp* (WDR)

2. Juni (Freitag)

14.35 Die Frage nach dem Sinn der Geschichte, *R. Schwarz* (ÖRW II)
18.15 Juden und Christen im Gespräch, *W. Haendly* (SFB)
19.05 Der Strukturwandel bei Arbeitern, Angestellten und Beamten, *W. Dirks* u. *H. Th. Risse* (MÜ II)
20.45 Die Revolutionen in Lateinamerika, *E. Samhaber* (STU)
21.45 Revolution der Theologie, *U. Schmidhäuser* (STU II)
22.15 Verheißung und Praxis des Kommunismus, *J. Rühle* (WDR)
22.15 Pakistan — Land der Gegensätze, *J. Neumann* (SFB II)
23.15 Gefahren und Chancen der optischen Zivilisation, *K. Schwedhelm* (SFB)

3. Juni (Samstag)

9.00 Schulf. Zur Geschichte der deutschen Sprache (SWF)
20.00 Der alte Mensch in der modernen Gesellschaft, *H. Krüger* (FRA II)
21.45 Das Ende der Einfalt? *W. Jannasch* (SWF II)

4. Juni (Sonntag)

8.00 Das Erste Vatikanische Konzil, *H. Lang* OSB (MÜ II)
8.15 Schule nach evangelischem Verständnis, *K. Domke* (SAA II)
8.30 Zwischen Mythos und Utopie, *H. Flügel* (MÜ II)
9.00 Die Welt der Symbole, *L. v. Reinken* (SAA II)
10.00 Das unbekannte Evangelium: Kinder des Lichtes, *M. Rössler* (MÜ)
10.30 Psychologie des Unterbewußtseins: die Neurose, *A. Wellek* (SWF)
11.00 Über das Leiden, *R. Müller-Schwefe* (STU II)
11.00 Matthias Claudius, *J. Pfeiffer* (SAA)
11.15 Vom Troste Gottes, *Th. Sartory* (SWF II)
11.45 Über die Freude, *C. Heitmann* (SWF II)
12.00 Christentum und moderne Kulturaufgabe, *B. Hanssler* (FRA II)
14.15 Das Menschenbild der heutigen Psychologie, *L. Szondi* (ÖRV)
15.00 Werk und Wandlung der Anna Seghers, *H. Ringleb* (STU II)
20.15 Europäisches Gemeinschaftsbewußtsein in der österreichischen Literatur, *M. Patrick* (ÖRS)

5. Juni (Montag)

15.00 Schulf. Zum 15. Todestag von Gerhart Hauptmann (Rias II)
17.15 Über den jüdischen Witz, *S. Landmann* u. *W. Littmann* (SFB II)
17.30 Schulf. Nikolaos Kazantzakis (FRA II)
17.45 Schulf. Kaiser Joseph II. (SWF II)
20.10 Die Entdeckung der Weltgeschichte, *G. Salomon-Delatour* (SAA II)
21.05 Das Weltbild der modernen Astronomie, *R. Kühn* (MÜ II)
22.40 Soll die Dichtung das Leben bessern? *E. Hättich* (ÖRT III)
23.00 Die Literatur des Fin de Siècle, *E. Heftrich* (STU)

6. Juni (Dienstag)

9.05 Schulf. Das Menschenbild des 20. Jahrhunderts (ÖRF II)
16.00 Gerhart Hauptmann und Thomas Mann als Repräsentanten einer Epoche, *H. Dettebach* (ÖRG II)
16.00 Athos in Gegenwart und Vergangenheit, *L. Kretzenbacher* (ÖRF II)
16.45 Die Ostkirche: Unterschiede zur katholischen Glaubenslehre, *J. Chrysostomus* (STU)
17.45 Das Bismarckbild in der Geschichtsschreibung der Gegenwart, *J. H. Knoll* (SWF II)
22.20 Der italienische Neorealismus, *H. Rüdiger* (FRA)

7. Juni (Mittwoch)

16.00 Zum 15. Todestag von Gerhart Hauptmann, *G. Pohl* (ÖRF II)
16.45 Jugendliteratur jenseits der Zonengrenze, *F. Hofmann* (BRE)
17.00 Schulf. Heinrich IV. und Gregor VII. (STU II)
17.45 Gegen die Krankheiten der Welt, Ein Gespräch zwischen Pater Leppich und F. H. Ryssel (SWF II)
18.00 Entwicklungshilfe des Staates und kirchliche Hilfe in der Welt, *H. Riedel* (MÜ)
18.00 Schulf. Von der Kriegsgefangenschaft (SAA II)

8. Juni (Donnerstag)

9.00 Schulf. Marx und die Folgen (SAA)
17.45 Die Dinge zwischen Himmel und Erde, *G. Oxenius* (FRA II)
18.10 Kann man den Menschen verwandeln? *V. Fritsch* (WDR)
20.30 Karl Marx privat — 15 unveröffentlichte Briefe, *W. Schwerbrock* (FRA II)
20.30 Ernst Jüngers christliches Zwischenspiel, *H. J. Baden* (SWF II)
22.15 Wortexperimente von Mallarmé bis Hans G. Helms, *H. Curjel* (SWF)

9. Juni (Freitag)

10.00 Das Heil und die Medizin, *M.-P. Engelmeier* (BRE)
15.00 Schulf. Heinrich IV. und Gregor VII. (STU)
17.45 Schulf. Raphaels Sixtinische Madonna (SWF II)
20.45 Die Begegnung der Europäer mit den Völkern Nordafrikas, *G. Bonn* (STU)
21.30 Das Christusbild im Lichte jüdischer Autoren, *H. Adler* (SAA)
21.45 Marxismus als christliche Sekte? *G. Voigt* (STU II)
22.45 Kolumbien — eine Reise in die Vergangenheit, *H. Wendt* (SWF II)
23.15 Der Poet und sein Minister, Thomas Manns Briefe an Ernst Bertram, *I. Jens* (SFB)

10. Juni (Samstag)

18.00 Die Wiederentdeckung des Christlichen am Christentum, *H. Zahrnt* (BRE)
20.15 Das Konzil von Ephesus 431, *H. Dallmayr* (MÜ II)
21.30 Der jüdische Witz, seine Entstehungsgeschichte und seine Spielarten, *S. Landmann* (STU II)
21.45 Georges Bernanos — Gestalt und Botschaft, *P. Gordan* (SWF II)

11. Juni (Sonntag)

8.00 Antonius von Padua — Bekenner und Kirchenlehrer, *M. Peitz* (MÜ II)
9.00 Die Welt der Symbole: Von den Dingen des Alltags, *L. v. Reinken* (SAA II)
10.00 Das unbekannte Evangelium: Das Verlorene, *A. Fleischmann* (MÜ)
10.00 Schulf. Ein Christ unter Moslim: Charles de Foucauld (FRA II)
10.30 Die deutschen Universitäten, *H. Wenke* (SWF)
11.00 Beispiele christlichen Redens in der „DDR", *S. Daecke* (STU II)
11.00 Zum 25. Todestag von Karl Kraus, *H. Fischer* (SAA)
11.15 Die Sendschreiben der Apokalypse: 1. Der Menschensohn, *E. Biser* (SWF II)
11.45 Andacht frei Haus, *W. Heidland* (SWF II)
12.00 Christentum und moderne Kulturaufgabe, *B. Hanssler* (FRA II)
18.00 Moses und Homer, *P. Bamm* (SAA)

12. Juni (Montag)

8.15 Schulf. Bruce Marshall: Keiner kommt zu kurz (MÜ)
10.00 Schulf. Deutschland und die Deutschen in polnischer Sicht (SFB)
10.15 Schulf. Heinrich IV. und Gregor VII. (STU)
14.30 Schulf. Karl V. (SAA)
14.45 Schulf. Kaiser Joseph II. (SWF)
18.15 Inhalt und Bedeutung der neuen Sozialenzyklika, *H. G. Müller* (SFB)
20.00 Der organisierte Mensch, *K.-P. Schulz* (SAA)
20.30 „Worte wie Fackeln", zum 25. Todestag von Karl Kraus, *H. Hennecke* (SFB)
21.05 Das Weltbild der modernen Astronomie, *R. Kühn* (MÜ II)
23.00 Amerikanisches Leben als Stoff für die Literatur, *H. M. Braem* (STU)
23.00 Krankheit und Gesundheit als liturgische Phänomene, *K. G. Just* (STU)

13. Juni (Dienstag)

9.00 Schulf. Kaiser Joseph II. (SWF)
9.00 Schulf. Karl V. (SAA)
9.20 Schulf. Nikolaus Kopernikus (MÜ)
11.15 Romain Rolland — Das Gewissen der Welt, *H. Arens* (SWF II)
14.45 Schulf. Die wunderbare Brotvermehrung (SWF)
16.45 Die Gestaltung des Gottesdienstes in der Ostkirche, *J. Madey* (STU)
17.40 Die Wartburg im Wandel der Zeiten, *S. Asche* (STU)
17.45 Die Intellektuellen in der Gesellschaft, *P. Coulmas* (SWF II)
20.45 1961 — das magere Jahr in der Zone, *H. Weiss* (STU)
22.20 Die Emanzipation der Völker Afrikas, *H. Proebst* (FRA)
22.25 Der Pluralismus und die Zukunft Europas, *F. Sternberg* (ÖRS)

14. Juni (Mittwoch)

10.00 Mit Petrus und seinen Gefährten am See Genezareth, *A. Ohlmeyer* (SWF)
10.55 Maßhalten und das rechte Maß, *F. H. Ryssel* (MÜ)
14.35 Zum 25. Todestag von Heinrich Lersch, *F. Koch* (ÖRL II)
16.00 Zum 25. Todestag von Gilbert Keith Chesterton, *R. Stockinger* (ÖRL II)
16.45 Der Gottlose mahnt den Christen, *G. Harbsmeier* (SFB)
16.45 Der dialektische Materialismus und der Mensch, *H. Uhlig* (MÜ)
17.45 Theologie und Psychotherapie, *E. Großmann* (SWF II)
18.00 Der Christ und die Entwicklungshilfe I, *M. v. Galli* (MÜ)
18.45 Gedanken zur Schulreform, *C. Schmid* (SWF II)
19.15 Probleme zwischen Kirche und Staat in Spanien, *P. Jung* (SAA)

15. Juni (Donnerstag)

15.00 Schulf. Technik und Religion (ÖRF II)
20.30 Isaak Babel — ein Romantiker der Revolution, *H. Bieneck* (SWF II)
21.45 Die Schlacht am Trasimenischen See, *K. E. Wilken* (FRA)
22.15 Ein Porträt des Dichters Italo Svevo, *R. Hartung* (SWF)

16. Juni (Freitag)

14.35 Die Rolle des Bestsellers in Amerika, *S. Youngblood* (ÖRW II)
14.45 Schulf. Raphaels Sixtinische Madonna (SWF)
15.45 Neue türkische Dichtung, *P. Wimmer* (ÖRW)
17.40 Die Kirche in der Welt, *K. Rudolf* (ÖRW II)
18.00 Schulf. Die Entzifferung der Hieroglyphen (SAA II)
23.15 Schriftsteller im Exil, *M. Delling* (SFB)

17. Juni (Samstag)

9.05 Die Sprache des Individuums, *W. Höck* (MÜ)
9.35 Die kommunistische Gefahr in der islamischen Welt, *W. de Vries* (MÜ II)
10.00 Das Selbstbestimmungsrecht der Völker in der Theorie Lenins und die sowjetische Praxis, *W. Grottian* (STU)
10.10 Lyrik der Freiheit 1933—1945, *B. Mascher* (SWF)
15.30 Kirche und Staat in der Sicht des Neuen Testaments, *P. Mikat* (FRA II)
16.00 Vom tragischen Geschick der Heimatlosen in aller Welt, *Th. Fischer* (MÜ II)
19.20 Die katholische Kirche in Mitteldeutschland, *P. Jung* (SAA)
20.00 Provokative Gedanken zur „unbewältigten Vergangenheit", *H.-W. Schwarze* (MÜ)
22.20 Der Kampf um die moderne Kunst, *G. F. Hartlaub* (ÖRS II)

18. Juni (Sonntag)

8.00 Die Christenbrüder, ein Bericht über den kirchlichen Aussätzigendienst (MÜ II)
8.15 Wozu ist Philosophie gut? *A. Silva-Tarouca* (SWF II)
8.15 Freie Schule? *K. Dohmke* (SAA II)
8.30 Die Kirche in der Welt der Arbeit, *M. Ritter* (MÜ II)
9.45 Die edle Wahrheit vom Leiden. Aus der Lehre Buddhas, *H. Hartmann* (SWF)
9.45 „Die Welt ist in Ordnung", *J. E. Mayer* (ÖRW)
10.00 Das unbekannte Evangelium: Splitter und Balken, *A. Fleischmann* (MÜ)
11.00 Über das Schweigen, *A. Rosenberg* (STU II)
11.15 Die Sendschreiben der Apokalypse: 2. Die goldenen Leuchter, *E. Biser* (SWF II)
11.45 Gebetsjargon und Jargon im Gebet, *W. Heidland* (SWF II)
12.00 Der Christ und das Eigentum, *K. G. Steck* (FRA II)

19. Juni (Montag)

8.45 Schulf. Bruce Marshall: Keiner kommt zu kurz (MÜ II)
14.35 Die Rolle des Bestsellers in Großbritannien, *R. D. Chancellor* (ÖRW II)
17.40 Vergeßlichkeit und ihre tieferen Ursachen, *H. Smola* (ÖRW II)
20.15 Die Direktoren aus dem Vierten Stand, Zehn Jahre Mitbestimmung, *W. Eckhardt* (MÜ)
22.30 Über den Essay, *H. J. Baden* u. *J. Rausch* (SWF)

20. Juni (Dienstag)

16.45 Die Liturgischen Gesänge der Ostkirche, *J. Madey* (STU)
22.25 Die Chancen Europas in unserem Zeitalter, *F. Sternberg* (ÖRS)

21. Juni (Mittwoch)

9.00 Schulf. Paulus in Ephesus (SAA)
10.15 Schulf. Der General Gottes Ignatius von Loyola (ÖRF II)
15.45 Chr. Fürchtegott Gellert, *K. Fuss* (FRA II)
16.00 Zum 25. Todestag von Gilbert Keith Chesterton, *W. Riemerschmid* (ÖRW II)
17.45 Die neue Schulbibel, *B. Dreher* (SWF II)
18.00 Der Christ und die Entwicklungshilfe II, *M. v. Galli* (MÜ)
20.45 Hilfe oder Handel? Zur Problematik der Entwicklungshilfe, *P. Coulmas* (SFB II)
21.30 Die Geschichte des Zionismus, *J. Fleckenstein* (STU II)

22. Juni (Donnerstag)

10.45 Geben und Nehmen im Alltag, *G. Harbsmeier* (STU)
14.45 Sommerliches Brauchtum am Fest des hl. Johannes des Täufers, *H. Dütmann* (SAA)
16.45 Fragen und Antworten um die Volksmärchen der Brüder Grimm, *Th. Stiefenhofer* (SWF)
20.30 Zur Lage der politischen Wissenschaften, *H. Maier* (SWF II)

23. Juni (Freitag)

14.35 Die Rolle des Bestsellers in Frankreich, *R. Caillois* (ÖRW II)
20.30 Helfer der Verfolgten. Propst Grüber zum 70. Geburtstag, *P. Herz* (Rias)
20.45 Das Unabhängigkeitsstreben der afrikanischen Völker, *J. Lukas* (STU)
21.30 Das Passah-Mahl, *H. Adler* (SAA)
21.45 Ideologie und Leitbild, *H. Zahrnt* (STU)
22.00 Die Armen Christi. Eine religionsgeschichtliche Erinnerung, *A. Anderscb* (SFB II)
22.45 Kuba — Ansichten von einer Revolution, *H. Wendt* (SWF II)

24. Juni (Samstag)

9.30 Als das Jahrhundert jung war, *H. Bahlinger* (SWF II)
21.45 Die Bibel heute, *G. Morath* (SWF II)

25. Juni (Sonntag)

8.30 Neue Versuche in der evangelischen Kirchenmusik, *G. Hegele* (MÜ II)
10.00 Das unbekannte Evangelium: Die Sünde wider den Geist, *K. Forster* (MÜ)
11.00 Über die Freude, *W. Kramp* (STU II)
11.15 Die Sendschreiben der Apokalypse: 3. Der Thron des Satans, *E. Biser* (SWF II)
11.45 Gottesdienst als Gemeinschaftswerk, *W. Heidland* (SWF II)
14.45 Gespräch über das Alter, *A. Polgar* (SWF)
21.15 Lauter letzte Tage, *F. Sieburg* (SWF)

26. Juni (Montag)

20.45 Vom Mißbrauch der Dialektik, *H. Daiber* (STU II)
22.30 Komödie der Sprache — Komödie des Sprechens, *B. Rübenach* (SWF)

27. Juni (Dienstag)

16.45 Das Mönchtum in der Ostkirche, *I. Smolitsch* (STU)
20.00 Die Grenzen Europas im Lauf der Geschichte, *K. Edschmid* (FRA II)
22.25 Humanität und Zukunft, *F. Heer* (ÖRS)

28. Juni (Mittwoch)

10.55 Der Weg des Paters Lacordaire, *U. Plotzke* (MÜ)
18.00 Der einzelne im Dienst am Leben der Gemeinschaft, *H. Pölschau* (MÜ)

29. Juni (Donnerstag)

21.55 Don Luigi Sturzo — Priester und Politiker, *E.-M. Jung* (MÜ)
22.15 Maschinist und Partisan oder Was aus dem Soldaten wurde, *R. Schroers* (SWF)

30. Juni (Freitag)

15.30 Schulf. Heinrich Heine, der politische Feuilletonist (FRA)
20.45 Erfahrungen mit der Entwicklungshilfe, *G. Fritz* (STU)
21.00 Die Krisen der Weimarer Republik: Millionen — Billiarden — Billionen, *A. Gerigk* (SWF)
21.45 Die Heimat, *H. Böll* (STU II)
22.45 Konfuzius und seine Widersacher, *D. Leslie* (SWF II)

(BRE) Radio Bremen; (FRA) Hessischer Rundfunk Frankfurt; (MÜ) Bayerischer Rundfunk München; (NDR) Norddeutscher Rundfunk; (ÖRF) Österr. Rundfunk; (ÖRG) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Graz; (ÖRK) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Klagenfurt; (ÖRL) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Linz; (ÖRS) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Salzburg; (ÖRT) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Tirol; (ÖRW) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Wien; (RIAS) RIAS Berlin; (SAA) Saarländischer Rundfunk; (SFB) Sender Freies Berlin; (STU) Süddeutscher Rundfunk; (SWF) Südwestfunk; (WDR) Westdeutscher Rundfunk

HERDER-KORRESPONDENZ

Zehntes Heft — 15. Jahrgang — Juli 1961

In all dem, was man modernes Denken nennt, waltet eine nie dagewesene Verflachung: die obere Welt und die höllische Welt sind gleichermaßen darin vergessen. Das gilt auch für die heutigen Gedanken über den Weltfrieden. Ein abstrakter Idealismus führt das große Wort und will die Welt erneuern — ohne die blasseste Ahnung vom Wesen dieser Welt und von dem, was sie allein retten könnte. Das gilt auch für die allermeiste Friedenspropaganda. Die Ungeheuer sind darin vollkommen filtriert. In solcher Atmosphäre gedeihen die Ungeheuer wie nie zuvor . . . Wenn die Engel nicht Gott dienen, sondern auf eigene Faust angelische Politik machen, richten sie mehr Unheil an als alle Teufel zusammen.

Friedrich Wilhelm Foerster

Die Wachsamkeit gegenüber dem gottlosen Kommunismus, wie er gelehrt und gelebt wird, möge nicht durch das Verlangen nach einem Scheinfrieden erlahmen. Allgemeine Gebetsmeinung für August 1961

1. Seit dem Rundschreiben Papst Pius' XI. *Divini Redemptoris* vom 19. März 1937 ist der Warnruf des obersten Hirtenamtes der Kirche gegen den atheistischen Kommunismus immer dringlicher geworden. Leider wurde er damals wie heute zu Unrecht mit einem kurzsichtigen politischen Programm zum Schutz der westlichen, mehr oder weniger materialistischen Zivilisation verwechselt. Schon die gleichzeitige Veröffentlichung des Rundschreibens *Mit brennender Sorge* gegen die nationalsozialistische Vergötzung von Blut, Boden und Rasse vom 26. März 1937 konnte Einsichtigen zeigen, daß diese beiden Warnungen in prophetischer Hellsicht zwei verschiedene Erscheinungen ein und derselben Selbstvergötterung des Menschen treffen wollten. Die sich öfters wiederholenden Allgemeinen Gebetsmeinungen gegen den gottlosen Kommunismus sind ihrer Substanz nach also nicht „politisch", sie sind prophetisch und erfassen darum die ganze menschliche Existenz, auch die Polis. Sie halten im Gewissen der Gläubigen das Bewußtsein wach, daß es keine Götzen neben dem dreifaltigen Gott und keine selbstherrliche politische Gemeinschaft oder Gruppe neben dem „erhobenen Zeichen" der Herrschaft Christi gibt und geben darf.

Aber die Neigung der Gläubigen zum Scheinfrieden mit Götzen dieser Welt ist so alt wie das Verlangen des Volkes Israel in der Wüste, dem Gott, der es aus der Knechtschaft wunderbar befreit hatte, wieder auszuweichen: weil es nach den Fleischtöpfen Ägyptens zurückverlangte, ließ es sich in Abwesenheit des Propheten Moses durch den Hohenpriester Aaron ein goldenes Stierkalb anfertigen, und Aaron wählte das kleinere Übel (Ex. 32). Selbst ein prominenter Frommer wie Joseph, Lieblingssohn des Patriarchen Jakob, steht in der nüchternen und darum offenbarenden biblischen Geschichte da als der Erfinder eines vielleicht human gemeinten, tatsächlich staatsvergötternden Kommunismus, der alle freien Bewohner Ägyptens mit monopolistischen Methoden enteignete und dem Gottkönig Pharao versklavte, ausgenommen die privilegierten Priester (Gen. 47, 13 f.). Es lohnt sich, so weit in unserer — ja unserer — Geschichte zurückzugreifen, um für eine christliche Besinnung über die Gebetsmeinung des Papstes eben jene „unpolitische", nämlich ungewohnt prophetische, die Bedrohung des Menschen durch sich selber aufdeckende Tiefe zu gewinnen, eine Bedrohung, die die höchste Wachsamkeit der Gläubigen erfordert. Denn das Verlangen nach Scheinfrieden entspringt von jeher dem menschlichen Bedürfnis nach geschäftlichen Vorteilen und wirtschaftlicher Expansion und der eingefleischten Abneigung, sich den Glauben an den lebendigen Gott zuviel kosten zu lassen. Es war immer schon bequemer, beim Tempel Gottes auch dem Baal, der Astarte, dem Moloch oder den Gestirnen Altäre zu errichten, und nicht nur weil man wie König Salomo im Alter nach fremden Weibern hungerte, die ihre heidnischen Kapläne und Kultbilder mitbringen durften (1 Kön. 11).

2. Der springende Punkt der Gebetsmeinung des Heiligen Vaters ist also nicht so sehr eine Belehrung über den gottlosen Kommunismus oder seine immer zu erflehende Überwindung durch die Gebete der Gläubigen, sondern das peinliche Verlangen nach einem Scheinfrieden oder einer „friedlichen Koexistenz", und zwar einer Koexistenz in der Täuschung, wie Pius XII. sie in seiner Weihnachtsansprache von 1954 mit unvergeßlicher Deutlichkeit genannt hat. Dieses Verlangen ist in der gegenwärtigen weltpolitischen Lage besonders lebendig, es ist sogar verständlich und irgendwie auch berechtigt angesichts der Alternative einer Selbstvernichtung der Menschheit, wenigstens der weißen Rasse, durch eine leichtfertige Machtpolitik auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Es ist eine im höchsten Maße sittliche Notwendigkeit, den Frieden zu erhalten und alle Klugheit in seinen Dienst zu stellen. Aber diese Klugheit muß den Teufeleien des Geg-

ners gewachsen sein, sie muß der vollen Wirklichkeit Rechnung tragen und den realisierbaren Frieden suchen, nicht nur das voreilige Geschäft. Das ist nur möglich, wenn die praktische Politik sich durch metaphysische und heilsgeschichtliche Erkenntnisse erleuchten läßt. Die Staatsmänner, die in der größten Versuchung schweben, dem Druck wirtschaftlicher Interessen und dem Wunsch der Völker nach ungestörtem Wohlleben nachzugeben, müssen genauso wie die Gläubigen wissen, welcher unheimlichen Gegenmacht und welchen Täuschungsmanövern sie standzuhalten haben. Sie müssen „wachen und beten", daß sie in den politischen Verwicklungen die Geister unterscheiden lernen.

Dazu gehört, daß auch in der Politik die oberste Maxime des Handelns nicht nur die Opportunität, sondern der durchdringende Gehorsam gegenüber Gott, dem Sittengesetz und der heilsgeschichtlichen Zukunft der Menschheit bildet. Die Heilsgeschichte steht unter dem Kreuz, sie ist nicht identisch mit dem wirtschaftlich-technischen Fortschritt oder dem gemeinsamen Wettstreit, wer zuerst den Mond und die Venus erreichen wird. Auch die Koexistenz im völkeraussaugenden Weltraum-Sport wäre eine Täuschung. Sie würde nichts daran ändern, daß der gottlose Kommunismus in seiner „friedlichen" russischen Maske oder in seiner militanten chinesischen Fratze etwas anderes lebt, als er sagt, nämlich die Vernichtung der gottverbundenen Menschheit. Darum muß durch öffentliche Aufklärung unablässig das widerstrebende Gedächtnis über die wahren Absichten des gottlosen Kommunismus unterrichtet werden, auch wenn einem diese Aufklärung zum Halse heraushängt, weil sie beunruhigt. Es handelt sich in dieser Sache letzten Endes nicht um Politik, sondern um den Glauben an den Gott, der die Menschheit in Christus retten will, der aber auch entschlossen ist, sie zu richten. Darum sollte gerade die Wachsamkeit gegenüber dem Kommunismus nie außer acht lassen, daß Gott sich dieses Werkzeugs bedienen könnte, wenn ihm die sog. christliche Welt nicht mehr die schuldige Ehre gibt, sondern wie das abtrünnige Jerusalem denkt: „Ewig bin ich ... Niemand sieht mich", und wenn ihre Wissenschaft ihr den Gedanken eingibt: „Ich und sonst niemand mehr!" (Is. 47, 7 f.).

Es sollte doch zu denken geben, daß der atheistische Kommunismus zum guten Teil seine heutige Macht ebenso den Untaten Hitlers wie der freimaurerischen Verblendung seiner westlichen Gegner verdankt, die meinten, den Teufel mit Beelzebub austreiben zu können. Von der Entsendung Lenins im plombierten Zug nach Rußland zur Niederwerfung des Zarentums auf Befehl des Generals Ludendorff bis zur Konferenz von Jalta, die ein Roosevelt und Eisenhower gegen die Weitsicht Churchills zu verantworten haben, führt ein gerader Weg zur um sich greifenden Weltherrschaft des gottlosen Kommunismus: die groteske Manifestation mangelnder Wachsamkeit und kurzsichtigen Unglaubens.

3. Die Gebetsmeinung Papst Johannes' XXIII., die auch den besonderen italienischen Parteiverhältnissen gelten mag (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 414 f.), denkt nicht daran, anstelle des Verlangens nach einem Scheinfrieden den Willen zum Krieg zu fordern. Das hieße sie politisch mißverstehen. Die Alternative zum falschen Frieden ist nicht Krieg, sondern der wahre Frieden. Dieser aber beginnt nach der Meinung des Papstes in den Herzen, er ist der Friede Christi. Zum wahren Frieden gehört allerdings — das ist gemeinsame Erkenntnis aller verantwortlichen Christen — heute auch der Frieden unter den getrennten Christen, der nach Werken der Einigung ruft, sogar nach Versöhnung mit den Christen Rußlands, die morgen dem Weltrat der Kirchen angeschlossen sein werden. Es ist ein unerfülltes Vermächtnis Pius' XII., der das Dekret des Heiligen Offiziums von 1949 gegen ein Paktieren mit dem gottlosen Kommunismus erlassen hat, daß es „in beiden Lagern Millionen Menschen gibt, die mehr oder weniger lebendig die Spur Christi bewahrt haben: sie alle sollten ... aufgerufen werden, daran mitzuwirken, die Grundlagen der Einheit der Menschheitsfamilie zu erneuern" (Weihnachtsansprache 1954; vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 216). Und diese Mitwirkung erfordert für die Herstellung des wahren Friedens ein Drittes: er muß durch soziale Gerechtigkeit im eigenen Lande und die Zügelung einer den Menschen knechtenden Wirtschaftsexpansion vorbereitet werden. Falls die westliche Zivilisation durch die Vergötzung des „technischen Geistes" reif wäre zum Gericht, so werden keine Rüstungsanstrengungen und keine finanziellen Aufwendungen zur Entwicklungshilfe sie mehr retten. Das etwa hat Papst Pius XII. gemeint, als er die erwähnte Weihnachtsansprache mit der aufrüttelnden Frage schloß: „Während Wir im Vertrauen auf die göttliche Güte darauf warten, daß die geistige, christliche Brücke, die zwischen beiden Ufern in etwa schon besteht, breiter und tragfähiger werde, möchten Wir in erster Linie an die Christen jener Länder, in denen man sich noch der Gottesgabe des Friedens erfreut, die Mahnung richten, alles nur Mögliche zu tun, um die Stunde seiner allgemeinen Wiederherstellung zu beschleunigen... Die Wahrheit muß gelebt, weitergegeben und auf alle Lebensbereiche angewandt werden... Die Besitzer der Wahrheit möchten Wir fragen, bevor es der ewige Richter tut, ob sie ihr Talent so angelegt haben, daß sie die Einladung des Herrn verdienen, in die Freude seines Friedens einzugehen", oder ob sich Priester und Laien in Trägheit des Herzens schuldig machen durch Duldung sozialer Mißstände und unnötigen Aufwand „und so Anlaß bieten zu ungerechtfertigten Angriffen auf die Fähigkeit des Christentums zu sozialem Handeln und auf die Wirksamkeit der Soziallehre der Kirche..." Das sind in milder Form dieselben Warnungen und Fragen, die einst die großen Propheten in einer heute noch aktuellen Sprache an die Könige und Priester Israels gerichtet haben, die einen Scheinfrieden mit den „Geschäftsfreunden" Babylon und Ägypten suchten.

Die weltpolitische Situation ist heute anders, die große Masse des neuen Israel, der Christenheit, lebt in der Bundesrepublik, in Italien, Spanien, Frankreich, in den USA oder in Lateinamerika, und sie versteht anscheinend die Stimme der Propheten — die sie meist nicht kennt — so wenig, wie das alte Gottesvolk darauf gehört hat, versteht sie vielleicht auch deshalb nicht, weil die kuriale Milde und Umständlichkeit nicht so drastisch redet. Auch sind die katholischen Gläubigen, die sich mit den Merksätzen des Katechismus, der Kenntnis der Schulbibel und einer Erfüllung ihrer religiösen Pflichten begnügen, nicht darin geübt, auf die Zeichen der Zeit zu achten und den Willen Gottes in der Geschichte zu erforschen, den das Lehramt der Kirche wachsam zu deuten bemüht ist. Würde man besser auf diese Geschichte achten, so würde man auch mehr darüber erschrecken, daß ein anderer Teil der Christenheit schon in stellvertretendem Leiden im Exil schmachtet und ebenso durch die „patriotischen"

Katholiken der Oststaaten, die das „Zeichen des Tieres" bereitwillig anbeten, angefochten wird wie durch die Sorge, daß unser Verlangen nach einem Scheinfrieden diese leidende und schweigende Kirche der Vergessenheit preisgeben könnte. Ist nicht bei uns die Zahl jener falschen Propheten groß, die wie Chananja selbstsicher rufen: „Gott der Herr zerbricht das Joch des Königs von Babel!" Wer aber wagt es, mit Jeremias angesichts des drohenden Unheils zu antworten: „Der Herr hat dich nicht gesandt. Du wiegst die Leute in trügerischer Sicherheit" (Jer. 28), „denn vom Kleinsten bis hin zum Größten sind alle nur gierig nach eigenem Gewinn; vom Propheten bis zum Priester verüben sie alle Betrug ... Sie rufen leichtfertig: Frieden, Frieden! Wo aber ist Frieden? Schämen sie sich denn, daß sie Greuliches tun?" (Jer. 6, 14f.; Ez. 13, 10). Gilt dieses Wort Gottes heute nicht mehr? Hat Jesus zu den selbstsicheren Frommen anders gesprochen, hat Paulus nicht mit dem Hinweis auf die Geschichte Israels gewarnt: „Dies alles wurde zur Warnung für uns Christen aufgeschrieben, zu denen das Ziel und Ende der Weltzeit gekommen ist"? (1 Kor. 10, 1—11). Die vom Heiligen Vater angemahnte Wachsamkeit gegenüber dem gottlosen Kommunismus, wie er gelehrt und gelebt wird, erfordert ein hellsichtiges geschichtliches Bewußtsein der Gläubigen, und es sollte entschlossen auf die konkreten Eschata gerichtet sein.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Gebet für die ermordeten Juden und ihre Verfolger

Die in Bühl zu ihrer Frühjahrskonferenz versammelten deutschen Bischöfe haben am 31. Mai 1961 eine „Erklärung anläßlich des Eichmann-Prozesses" abgegeben, in der es heißt, die deutschen Katholiken seien tief betroffen, „daß so furchtbares Unrecht durch Menschen aus unserem Volke geschehen konnte". Die Schändung der Menschenwürde und die Vernichtung ungezählter Menschenleben seien deshalb geschehen, „weil die politische Führung unseres Volkes sich angemaßt hatte, ewige Gesetze Gottes außer Kraft zu setzen". Die Bischöfe rufen das deutsche Volk auf, „das am jüdischen Volk und an anderen Völkern verübte Unrecht wiedergutzumachen". Die Verantwortlichen heute in Deutschland fordern sie auf, „jedem Versuch zu wehren, erneut Gottes Gebote außer Kraft zu setzen und dadurch wiederum Menschenwürde und Menschenrechte in Gefahr zu bringen". Die Meinungsbildner sollten indessen „auch die Erinnerung an jene selbstlosen Frauen und Männer lebendig erhalten, die in diesen dunklen Stunden unserer Geschichte den Verfolgten unter Einsatz ihres Lebens geholfen und oft bis in den Tod mit ihnen gelitten haben".

Da materielle Gutmachung, wenngleich notwendig, nicht allein genüge, rufen die Bischöfe die Gläubigen auf, „im Geiste der Sühne Gott um Verzeihung anzuflehen für die Sünden, die durch Angehörige unseres Volkes geschehen sind, und um die Gesinnung des Friedens und der Versöhnung zu bitten".

In diesem Sinne haben die Bischöfe in allen Gottesdiensten am 11. Juni folgendes Gebet beten lassen:

Herr, Du Gott unserer Väter! Du Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Du Vater der Erbarmung und Gott alles Trostes. Du hast Dich Deines Knechtes Israel angenommen und ihm und allen Menschen Jesus Christus, Deinen Sohn, als Erlöser gesandt. Ihn, der schuldlos war, hast Du für uns dahingegeben, damit durch ihn alle gerettet werden.

Wir bekennen vor Dir: Mitten unter uns sind unzählige Menschen gemordet worden, weil sie dem Volke angehörten, aus dem der Messias dem Fleische nach stammt.

Wir bitten Dich: Führe alle zur Einsicht und Umkehr, die auch unter uns mitschuldig geworden sind durch Tun, Unterlassen und Schweigen. Führe sie zur Einsicht und Umkehr, damit sie sühnen, was immer sie gefehlt. Vergib um Deines Sohnes willen in Deinem grenzenlosen Erbarmen die unermeßliche Schuld, die menschliche Sühne nicht tilgen kann.

Laß unter uns das Vorbild der Menschen wirksam werden, die sich bemühten, den Verfolgten zu helfen und den Verfolgern zu widerstehen.

Tröste die Trauernden, sänftige Du die Verbitterten, Einsamen und Kranken. Heile Du die Wunden, die den Seelen geschlagen wurden. Laß uns und alle Menschen immer mehr begreifen, daß wir einander lieben müssen, wie Dein Sohn uns geliebt hat.

Gib den Ermordeten Deinen Frieden im Lande der Lebendigen. Ihren ungerecht erlittenen Tod aber laß heilsam werden durch das Blut Deines Sohnes Jesus Christus, der mit Dir lebt und herrscht in der Einheit des Heiligen Geistes, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken in Würzburg

Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken hielt seine Vollversammlung 1961 am 4. und 5. Mai in Würzburg ab. Über Aufgaben, Zielsetzung und Arbeitsweise des Zentralkomitees hat die Herder-Korrespondenz bereits vor zwei Jahren ausführlich berichtet (vgl. 13. Jhg., S. 362f.). Unser Bericht kann sich daher im allgemeinen auf eine zusammenfassende Wiedergabe der auf der Tagung gehaltenen Referate beschränken.

Im Vordergrund der Frühjahrszusammenkunft standen Fragen des bevorstehenden Zweiten Vatikanischen Konzils, dem auch das Hauptreferat galt, das Chefredakteur Karlheinz *Schmidthüs*, Freiburg i. Br., unter dem Thema „Auf dem Wege zum Konzil — Was dürfen wir vom Konzil erwarten?" hielt.

Auf dem Wege zum Konzil

Ein Bericht über das Konzil vor Katholiken könne natürlich nicht den Sinn haben, nur deren Informationsbedürfnis zu befriedigen, führte Schmidthüs aus, vielmehr solle die tätige Anteilnahme aller an diesem großen Ereignis der Kirche geweckt und gefördert werden. Wenn man heute den Eindruck habe, daß innerhalb der katholischen Kirche das Interesse am Konzil abgenommen und die mit der ersten Ankündigung gegebene Hochspannung und Erregung nicht durchgehalten habe, so sei das vielleicht darauf zurückzuführen, daß viele Katholiken die Tragweite einer solchen Kirchenversammlung noch nicht ganz erfaßt hätten. Das Konzil werde vielleicht zu sehr als ein Ereignis aufgefaßt, das sich nur auf dem „Olymp der Kirche" abspielt und die Gläubigen bloß als passive Objekte der zu erarbeitenden Weisungen und Vorschläge teilnehmen läßt.

Demgegenüber habe jedoch der Heilige Vater zu einer

ganz anderen, zu einer aktiven Haltung der Teilnahme aufgefordert. Das Konzil solle eine mächtige Anstrengung der *ganzen* Kirche hervorrufen. Nach seiner Vorstellung solle nicht nur das Konzil selber, sondern auch schon seine Vorbereitungszeit die Kirche als Ganzes in Bewegung bringen und zu jener Erneuerung beitragen, die als die Frucht des Konzils erhofft wird. Von den Gläubigen werde also ein Mitvollzug der kirchlichen Bewegung erwartet, die durch das Konzil in Gang gebracht werden soll.

Die Gesamtzurüstung der Kirche

Für diesen Mitvollzug oder diese Mitarbeit der gesamten katholischen Christenheit am Konzil und seiner Vorbereitung zeichnete Schmidthüs nach den bisher vorliegenden Äußerungen Papst Johannes' XXIII. drei Wege oder Formen auf.

1. Die erste und sicher im übernatürlichen Sinne wichtigste Form der Teilnahme sei das Gebet, ein intelligentes Gebet, wie es erwachsenen und mündigen Menschen zukommt aus einem Verständnis dessen, um was gebetet wird. Schmidthüs wies in diesem Zusammenhang auf die Gedanken hin, die das Lehrschreiben der niederländischen Bischöfe über die Bedeutung und den Sinn solchen teilnehmenden Betens äußerte (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 269 ff.).
2. Eine zweite Form der Mitarbeit, wie sie der Papst fordere — vor allen Dingen auch im Hinblick auf die Verwirklichung der vollkommenen Einheit der Kirche —, bestehe darin, daß wir uns „mit übernatürlichem Geist erfüllen lassen". Das Konzil solle der Herstellung einer Harmonie verschiedener, vor allem partikulärer und allgemeiner Interessen, einer Harmonie zwischen der ewigen Ordnung und ihrer Verwirklichung im Zeitlichen dienen. Dabei gelte es aber, zwischen dem Sinn der geistlichen Ordnung und rein menschlichen Werten zu unterscheiden. Darin liege wohl schon eine Warnung, vom Konzil nicht die Durchsetzung partikulärer — seien es auch religiöse und kirchliche — Interessen zu erhoffen und es nicht unter weltlichen Gesichtspunkten, etwa mit Kategorien aus dem Bereich der Parteipolitik und Parteitaktik, zu beurteilen. So sei es z. B. nicht angebracht, allzu eifrig und allzu rücksichtslos Forderungen eines ökumenisch oder liturgisch fortgeschrittenen Zustandes auch zur Norm anderer, weniger fortgeschrittener Gebiete der Kirche zu machen.
3. Eine dritte Form der Mitarbeit am Konzil sei nach den Worten des Papstes, „den Verlauf seiner Entwicklung zu verfolgen in tiefer Durchdringung des Glaubensgutes, des religiösen Bildungsgutes und der geschichtlichen Sachverhalte". Das bedeute zweierlei: Einmal müsse die große Erneuerungsbewegung, die in der Vorbereitung auf das Konzil und dann durch das Konzil selber in der Kirche vor sich geht, von allen Gläubigen in dem nachgearbeitet werden, was sie an neuer Erkenntnis zur Durchdringung des Glaubens erbringen. Zum anderen müßten alle Impulse, die diese Erneuerungsbewegung dem Vollzug des christlichen Lebens gibt, auch angeeignet werden. Beides zusammen aber heiße nichts anderes, als daß das Konzil ein Akt der *ganzen* Kirche sein solle.

Konzil und öffentliche Meinung in der Kirche

Da das Wachstum des kirchlichen Glaubens ein Gemeinschaftswerk sei und in dieser Gemeinschaft viele Einflüsse, Meinungen und Einsichten, viele Frömmigkeitsformen, Lebenshaltungen und Überlieferungen, die sich in einem dauernden Reibungs- und Aussonderungsprozeß klären, leben und wirken, müsse das Konzil notwendigerweise Anschluß an dieses allgemeine kirchliche Bewußtsein und an die öffentliche Meinung in der Kirche suchen, ja schon in seinen Vorbereitungsarbeiten zur Kenntnis nehmen, was sich bei den Gläubigen regt. So seien schließlich die Verkündigungen und Beschlüsse des Konzils das mächtige Ergebnis des aktiven Glaubens der gesamten Glaubensgemeinschaft unter dem prüfenden, präzisierenden und korrigierenden Urteil der von Gott inspirierten Hierarchie.

Für die Erweckung einer aktiven Teilnahme am Konzil forderte Schmidthüs gewisse konkrete Maßnahmen. In erster Linie bedürfe das gläubige Volk einer nicht erlahmenden Hinführung zu dem, was das Konzil, und besonders dieses Konzil, bedeutet, einer Aufschließung seines Sinnes also. Dies sei einmal eine Aufgabe der Predigt und Unterweisung, die von den Geistlichen gefordert werden sollte, zum anderen eine Aufgabe der Bildungsarbeit katholischer Gruppen, Vereine und Verbände, aber auch der Kirchen- und Verbandspresse, die wohl noch zu intensivieren wäre.

Ein weiteres dringendes Erfordernis wäre, die Kommunikation zwischen den Gläubigen und den repräsentativen Trägern der Vorbereitungsarbeit wie des Konzils selbst so innig wie möglich zu gestalten und ständig zu verbessern. Der Heilige Vater sei sehr daran interessiert, daß diese Kommunikation stattfindet und daß die öffentliche Meinung sich konkret artikuliert. Dabei handele es sich aber nicht darum, die Konzilsväter zu bedrängen oder in ihre Prärogativen einzugreifen, sondern darum, einen notwendigen Lebensvorgang in der Kirche zu gestalten. Die Kirche sei zwar hierarchisch gebaut, aber kein Obrigkeitsstaat, in dem die Initiativen nur von oben ausgehen und die Untertanen warten, bis diese erfolgen. Das habe wohl auch Kardinal König gemeint, als er die Journalisten aufforderte, nicht auf den Bischof zu warten, wenn sie etwas über das Konzil zu sagen hätten, und über alles zu berichten, was Volk und Gläubige vom Konzil erwarten (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 296).

Die Beteiligung der Laien

Zur vielberedeten Beteiligung der Laien am Konzil im engeren Sinne führte Schmidthüs aus, daß es an sich keine grundsätzlichen dogmatischen Gründe gegen eine Repräsentation der Laien auf dem Konzil, und erst recht nicht bei dessen Vorbereitung gebe. Das Zweite Vaticanum sei jedoch nach den geltenden kanonischen Bestimmungen als Bischofsversammlung berufen worden, in der die Bischöfe kraft ihres Amtes, die sie als Nachfolger der Apostel vom Heiligen Geist empfangen haben, zusammen mit dem Papst beschließen. Das sei eine sehr reine Darstellung der Wesensform eines Konzils. Es sei damit aber nicht gesagt, daß die reinsten Formen immer die reichsten und blühendsten sind; die heute kanonisch gültige Form könne sich unter dem Einfluß neuer historischer Faktoren auch wiederum ändern, ohne daß das Wesen angestastet werde. Das Laienelement habe durch die Übertragung und bereitwillige Übernahme vielfältiger Aufgaben in der neueren Kirchengeschichte ein neues Gewicht bekommen und es dränge zur Mitsprache an der Zurüstung der Kirche für die künftigen Aufgaben. Eines der Schlüsselworte der neueren kirchengeschichtlichen Entwicklung sei überhaupt

die aktive Teilnahme der Laien am Werke der Kirche. Schmidthüs erinnerte daran, daß die Aufforderung zur „tätigen Teilnahme" an der Liturgie die große liturgische Erneuerungsbewegung ausgelöst habe und daß auch der Aufruf zur Katholischen Aktion unter dem Wort von der Teilnahme der Laien am Apostolat der Kirche stehe, dessen theologische Bedeutung freilich noch einiger Klärungen bedarf. In der Teilnahme an der Bewegung, die Johannes XXIII. mit der Ankündigung des Konzils ausgelöst habe, seien wir gewissermaßen in eine dritte Phase der Betätigung unserer Anteilnahme am Gesamtwerk der Kirche eingetreten. Man könne sicher sagen, daß sich die Kirche dem Willen zu solcher Teilnahme zu öffnen bereit sei, habe sie ihn doch selber aufgerufen. Viele Konzilsväter und Mitarbeiter hätten Laien um ihre Hilfe gebeten. Der Wunsch der internationalen katholischen Organisationen, zur Vorbereitung des Konzils durch Gutachten und Voten beitragen zu dürfen, sei von offizieller Seite begrüßt worden.

Die Ziele des Konzils

Seit der Ankündigung des Konzils durch Papst Johannes XXIII. in der Basilika San Paolo fuori le mura am 25. Januar 1959 seien seine Ziele allmählich konkreter faßbar geworden. Zwei Schwerpunkte könne man feststellen.

Den einen hat der Heilige Vater das „aggiornamento" genannt, eine umfassende Anpassung, eine Gesamtzurüstung der Kirche für die spezifischen Aufgaben unserer Zeit. Das Konzil werde also nicht zu Einzelthemen, zur Abwehr bestimmter Irrlehren, zur Beseitigung bestimmter Mißstände, zur Klärung bestimmter Komplexe zusammentreten, sondern „die ganze Breite des christlichen Dogmas umfassen" und „die großen religiösen Fragen der Gegenwart besprechen".

Das zweite große Ziel des Konzils sei, „eine solche Darstellung der Einheit und Eintracht der Kirche zu sein, daß es seinem Wesen nach eine sanfte Einladung an die getrennten Brüder sein soll..., damit sie zur allgemeinen Herde zurückkehren können". Diese auf das Konzil gesetzte Hoffnung des Papstes habe sich in der Öffentlichkeit stark in den Vordergrund gedrängt und verschiedene Mißverständnisse, aber auch große Erwartungen geweckt. Man habe zunächst an ein Unionskonzil gedacht. Erst allmählich habe sich dann geklärt, daß der Papst die Wiedervereinigung nicht als eine unmittelbare Aufgabe des Konzils ansieht. Vielmehr sei das Konzil nur die Zurüstung für einen Weg, der schließlich mit Gottes Hilfe einmal zur vollkommenen Wiedervereinigung führen könne. Das Neue daran sei, daß der Kirche klar werde, daß sie auch an sich selber etwas tun muß und nicht nur alles von den anderen erwarten darf. Das zeige sich am besten in der Gründung des Sekretariats für die Einheit der Christen unter Kardinal Bea, das dazu bestimmt sei, die Anliegen der Getrennten unter ihrer eigenen Mithilfe in den Erwägungen des Konzils liebevoll zur Geltung zu bringen, damit das Konzil, statt neue Trennungen und Widerstände zu bewirken, wirklich die Brücke in die Zukunft der Einheit sein könne.

Was dürfen wir vom Konzil erwarten?

Nach einem Bericht über die Zusammensetzung und die Aufgaben der einzelnen Vorbereitenden Kommissionen gab Schmidthüs in kurzen Zügen ein Bild der wichtigsten wahrscheinlichen Inhalte der Vorbereitungsarbeit. Er betonte, daß eine solche Übersicht ohne spezielle Information bzw. Indiskretion sehr wohl möglich sei, wenn man sich die Bestimmung des Konzils, „die großen religiösen Fragen der Gegenwart zu behandeln", vor Augen halte. Man könne sie aus einer gewissen Kenntnis der Fragen der Theologie und der praktischen Seelsorge und der Situation von Kirche und Welt entnehmen. (Die Leser der Herder-Korrespondenz sind durch unsere Darstellung über das zweite Stadium der Konzilsvorbereitungen [ds. Jhg., S. 312—323] mit den Grundzügen einer solchen Übersicht schon bekannt gemacht worden.)

Im Anschluß an das Referat berichtete der Generalassistent des Zentralkomitees, Bischof Franz *Hengsbach* von Essen, der selbst Mitglied der Kommission für das Laienapostolat ist, über die Arbeitsweise der Konzilskommissionen. Er wies darauf hin, daß es jederzeit möglich sei, Eingaben an die Mitglieder der Vorbereitenden Kommissionen zu richten, aber auch Eingaben einzelner Verbände seien denkbar.

Fragen der Kulturpolitik

Die zunehmende Bedeutung der kulturpolitischen Fragen für den gesamten Bereich der Innen- und Gesellschaftspolitik kam in dem Bericht des Kulturreferates des Zentralkomitees zum Ausdruck. Der Referent, Alois *Schardt*, Bad Godesberg, betonte, daß die verschiedenen Vorstellungen über den Aufbau der Gesellschaft, über die Möglichkeiten und Grenzen des Staates und über die Freiheit der gesellschaftlichen Gruppierungen heute nicht mehr so sehr unter sozialen als vielmehr unter kulturpolitischen Gesichtspunkten gesehen werden. So sei es heute keineswegs ein leeres Lippenbekenntnis, wenn die Parteien allesamt behaupten, daß Kulturpolitik das Herzstück ihrer Politik sei. Kulturpolitik treiben heute neben den Parteien die Gewerkschaften, die Wirtschaft, die Weltanschauungsgruppen, die unendlich vielen Zirkel und Gesellschaften, die Ausschüsse und unabhängigen Gremien aller Schattierungen. All dies deute darauf hin, daß die Auseinandersetzung im kulturpolitischen Bereich erst am Anfang stehe. Kulturpolitik sei zum Aufmarschgebiet handfester Machtpolitik geworden.

Schule und Erziehung

Schule und Erziehung gelten seit jeher als das zentrale Anliegen im kulturpolitischen Meinungsstreit, und die Schulfrage ist seit mehr als hundert Jahren der klassische Konfliktsfall zwischen Staat und Kirche. Die Kirche sei aber heute weniger als je zuvor der alleinige Gesprächspartner des Staates. Vielmehr zeige sich, daß die Schuldiskussion auf sehr verschiedene gesellschaftliche Gruppierungen übergreife und daß dadurch das Einspruchsrecht gesellschaftlicher Gruppen wie auch das Ordnungsrecht des Staates von sehr verschiedenen Gesichtspunkten her betrachtet werden. Es sei daher eine gefährliche Vereinfachung, wenn man meine, daß es heute lediglich darum gehe, mit dem Schlagwort „Freiheit" den Staat aus dem Schulmonopol zu verdrängen.

Was die Kirche bei einer Vergesellschaftung der Schule zu erwarten habe, sei viel schlimmer als das, was der Staat heute noch an guten Ordnungsfunktionen wahrnehme. Gerade die Katholiken spürten, welche Gefahr in der Tendenz liege, die Schule aus einer „Veranstaltung des Staates" in eine der Gesellschaft zu verwandeln. Schon heute beanspruche etwa die Gewerkschaft das Recht, für

die gesamte Gesellschaft Schulprogramme zu entwerfen, die ein wertfreies Schulwesen nach einheitlichem Muster anbieten. Die Katholiken müßten sich gegen diese Ideologie des entkonfessionalisierten Mittelweges im Schulwesen wehren. Immer wieder müsse klargelegt werden, daß wertfreie Erziehung nicht möglich sei, da sie im Grunde ja auch wertlose Erziehung darstelle. Angesichts solcher Tendenzen sollte der Staat nicht nur an die Grenzen seiner Rechte im Bereich von Schule und Erziehung erinnert werden, sondern es bestehe auch die Pflicht, den Staat zur Wahrnehmung seiner Rechte anzuregen. Denn oft könne nur der Staat als letzte Möglichkeit zur Wahrung des Rechtes auf den Gewissensbereich der Eltern angesehen werden. Er sei eine der letzten verläßlichen Stützen gegen all jene, die gutgläubig oder böswillig die Meinung vertreten, daß man den Gewissensentscheid durch Mehrheitsbeschlüsse überflüssig machen könne.

Auf die im Wissenschaftsbereich entstehenden Probleme eingehend, führte Schardt aus, daß für die Katholiken heute sowohl das Einigungsrecht des Staates als auch die Übertragung des Gedankens der Autonomie der Wissenschaft in den Bildungsbereich mehr als fraglich geworden seien. Hinsichtlich der Rechte des Staates bestehe die Gefahr, den gesamten Staatsbegriff und die Auffassung der Katholiken von seiner ordnenden Macht an eine nebulose Vorstellung einer Gesellschaft zu verschachern und zu verlieren. Hinsichtlich der Autonomie der Wissenschaft bestehe die Gefahr, daß dieser Grundsatz übertragen wird auf alle Bereiche des Wissens und der Wissensvermittlung. „Wertfreie Wissenschaft" werde zu einem Schlagwort und damit zu einem gefährlichen politischen Manipulationsinstrument.

Erwachsenenbildung und Büchereiwesen

Schätzungsweise neun Millionen Menschen besuchen jährlich irgendwelche Veranstaltungen der Erwachsenenbildung. Daneben gibt es in der Bundesrepublik Deutschland 22 500 Volksbüchereien mit einem Buchbestand von insgesamt 24,5 Millionen Bänden. Von diesen Büchereien sind 10 281 kommunale Einrichtungen, rund 4000 evangelische Gemeindebüchereien und 8220 katholische Volksbüchereien. Zwar sei der Staat als Bund oder Land im Bereich der Erwachsenenbildung primär als Förderer tätig, doch sei auch hier die Frage aufgetaucht, auf welche Weise sich der Staat in der Erwachsenenbildung engagieren darf. Getreu der allgemeinen Ansicht, daß alle überkonfessionellen Unternehmungen staatsnäher seien, werde von den SPD-Regierungen eine handfeste Begünstigungspolitik betrieben. Die neue Ideologie des Überkonfessionalismus unterstütze die sozialdemokratische Praxis, konfessionelle Bildungsarbeit als Privatangelegenheit zu bezeichnen. Die öffentliche Anerkennung und der öffentliche Zuschuß würden mit diesem Argument verweigert.

Nur mit Mühe habe man den Kulturverwaltungen des Staates und den Politikern begreiflich machen können, daß unsere Gesellschaft nicht als eine überkonfessionelle Gesellschaft existiert, sondern nur als eine Gesellschaft, die durch das Miteinander verschiedener Wertrichtungen gekennzeichnet sei. Dieses Miteinander dürfe vom Staat nicht so verstanden werden, als ob jene recht hätten, die nach der Weglassungsmethode den Mittelweg der Konfessionen ermitteln, wobei dann die wahrhaft konstitutiven Elemente unseres Geisteslebens als private Hobbies abqualifiziert würden.

Abschließend wies Schardt nochmals darauf hin, daß die Kulturpolitik heute zur Zentralfrage der Innenpolitik geworden sei. Kulturpolitik werde aber heute nicht mehr so sehr durch Abgrenzung der Interessensphären von Staat und Kirche mittels konkordatärer Abmachung geregelt, sondern es bedürfe der ganzen Kraft des katholischen Volkes, sich im kulturpolitischen Gegeneinander zu behaupten und darzustellen. Hier sei also das klassische Feld der Laienaktivität angesprochen.

Neuwahlen

Im weiteren Verlauf der Tagung gab Frau Maria Alberta *Lücker* den Bericht des Außenamtes des Zentralkomitees, der sich hauptsächlich mit dessen Aufgabe und Mitarbeit in den verschiedenen Organisationen befaßte. Der Schwerpunkt lag dabei auf der europäischen Zusammenarbeit und dem Beitrag zur Entwicklungshilfe, der vom Zentralkomitee geleistet wird.

Neugewählt wurden in den Geschäftsführenden Ausschuß des Zentralkomitees:

Marianne Dirks, Köln; Gertrud Ehrle, Köln; Oberstudiendirektor Robert Frohn, Köln; Prälat Oskar Golombek, Köln; Theresia Hauser, Düsseldorf; Prälat Franz Hermann, Bonn; Vincens Lissek, Bonn; Prälat Anton Maier, München; Prof. Paul Mikat, Würzburg; Domdekan Gustav Palm, Bautzen; Dr. Otto B. Roegele, Köln; Anton Roesen, Düsseldorf; Fritz Schaper, Berlin; Oskar Sittart, Neuß; Prälat Albert Stehlin, Freiburg i. Br.

Journalistentreffen auf Schloß Seggau über das Konzil

Auf Schloß Seggau bei Leibniz in der Südsteiermark fand vom 11. bis 13. Mai 1961 ein Journalistentreffen mit etwa 90 Teilnehmern aus dem deutschsprachigen Raum — unter ihnen Diözesanbischof Dr. Josef Schoiswohl — statt, das dem Thema „Das kommende Konzil und wir" gewidmet war. Es ging darum, das Konzil in die großen Linien der kirchlichen Erneuerung hineinzustellen und seine Ziele deutlich zu machen, damit im Kirchenvolk mit publizistischen Mitteln die rechte Atmosphäre der inneren Anteilnahme geweckt werde; anderseits auch darum, einer gewissen Resignation entgegenzuwirken, die sich aus dem Absinken der anfangs hochgespannten Erwartungen und dem Eindruck der „chinesischen Mauer" gegenüber der katholischen Öffentlichkeit (vgl. ds. Heft, S. 443) ergeben hat.

Es wurden drei große Referate mit sehr interessanten Gesichtspunkten gehalten und fruchtbare Diskussionen geführt.

Thomas *Sartory* OSB, Niederalteich/Rom, sprach zum Thema „Konzil und Ökumene". Wenn Papst Johannes XXIII. für die Aufgaben des Konzils den Ausdruck „aggiornamento", d. h. Anpassung an unsere Zeit, gebraucht hat, ist darunter auch die Zusammenfassung aller Bemühungen um die Einheit der Kirche gemeint. Zeichen dieser Bemühungen sind die Errichtung des römischen Sekretariates zur Förderung der Einheit der Christen, das persönliche Engagement des Heiligen Vaters, ein starkes Verlangen des katholischen Volkes nach der Einheit und die katholische Theologie unserer Zeit, für die es charakteristisch sei, daß sie die Vielfalt der Glaubensaussagen auf ihre letzten Strukturen zurückzuführen sucht, und sich um eine neue Entfaltung der Lehre von der Kirche bemüht.

Nachdem das Vatikanische Konzil 1870 die Stellung des Papstes mit stark juridischen Begriffen zu fassen versucht

und die Prärogativen des Papstes erschöpfend definiert habe, werde heute ergänzend hervorgehoben, daß die in Petrus wohnende Vollgewalt doch nur in Verbindung mit dem apostolischen Bischofsamt, also in einer organischen Beziehung zur kollegialen Gemeinschaft der Bischöfe ausgeübt werde. Die Mitarbeit der Bischöfe setze dem Oberhirtenamt des Papstes nicht eine Grenze von der Art, daß der Papst juridisch in seinen Entscheidungen von der Zustimmung der Bischöfe abhängig würde, doch berücksichtige anderseits der Papst die ordentliche und unmittelbare apostolische Gewalt der Bischöfe. Es sei klar, daß dieses Gleichgewicht entsprechend der theologischen Aussage die größte Bedeutung für das Gespräch mit den getrennten Christen habe.

Als Folge dieser Hebung des Bischofsamtes komme der lokalen Kirche wieder größere Bedeutung gegenüber der Universalkirche zu. Die Kirche Christi ist ja auf eine ortshafte Konkretisierung angelegt. Mit der Betonung dieser Tatsache wird das unbestimmte Empfinden beseitigt, die römische Kirche sei eine absolute Monarchie. Die Ostkirche lehrt, daß die Kirche des Neuen Testamentes die lokale Kirche ist und daß darum keine Kirche einen Primat über eine andere Kirche haben könne. Diese Auffassung sei gewiß nicht vereinbar mit den Aussagen des Neuen Testamentes, habe aber einen Wahrheitskern.

Zu dieser Neuorientierung in der Lehre von der Kirche habe wesentlich eine biblische Theologie beigetragen, die auch zu einer Neuorientierung in der Theologie der Verkündigung führt. Man frage, welche Heilswirkung der Akt der Wortverkündigung habe. Das Wort Gottes gebe nicht bloß helfende Gnade, sondern Leben und Heiligen Geist. Man erkenne, welche Brücken zum Protestantismus damit geschaffen werden.

Den theologischen Darlegungen fügte Univ.-Prof. Dr. Winfried *Gruber,* Graz, eine kirchenhistorische Darstellung hinzu: „Vom Ersten zum Zweiten Vaticanum". Er kennzeichnete die schwierige Defensivsituation der Kirche des 19. Jahrhunderts und wies darauf hin, daß die Blickrichtung des Vaticanums etwas einseitig vorbestimmt war durch den „Syllabus" von 1864, in welchem das unbedingte Nein vorherrschte und Formeln durch Formeln verurteilt wurden, während man sich zu wenig um das lebendige Anliegen hinter diesen Formeln kümmerte. Die Vorbereitungen zum Vaticanum waren sehr gründlich (ab 1864) und sahen drei große Fragenkomplexe vor: über die katholische Lehre; über die Kirche Christi; über die christliche Ehe. Doch wurde von diesen Entwürfen nur wenig behandelt: von der katholischen Lehre bloß der erste Teil über die Offenbarung und das Verhältnis von Glauben und Vernunft; vom zweiten Thema nur der zweite Teil über den Primat und die Unfehlbarkeit des Papstes, während der erste Teil „Von der Kirche in sich betrachtet" nicht zur Sprache kam; nicht aufgegriffen wurde auch das dritte Thema. Interessant waren dabei die Debatten: es wurde u. a. — abgesehen von der Opportunität der Dogmenverkündigung — bemängelt, daß nur von den Pflichten der Bischöfe, nicht aber von ihren Rechten die Rede sei. Im weiteren skizzierte Prof. Gruber die spätere kirchengeschichtliche Entwicklung und die Vorbereitungen zum Vaticanum II und zitierte die Worte Papst Johannes' XXIII. über die Ziele des Konzils: es soll der Kirche Christi den Glanz der einfachen und reinen Linien der Urzeit wiedergeben und es soll die Anpassung der Kirche an die Erfordernisse der Gegenwart bewirken.

Das dritte Referat „Laien zum Konzil" wurde von Dr. Otto *Schulmeister,* Mitherausgeber und Chefredakteur von „Wort und Wahrheit", gehalten. Er führte den Gedanken aus, daß die Entwicklung auf die *eine* Welt mit radikal veränderten Lebensverhältnissen hinsteuert und daß sich die Kirche in dieser Welt neu inkarnieren müsse. Das Konzil habe nicht so sehr ein abwehrendes als ein positives, ja offensives Programm. Um es zu verwirklichen, seien Laien schlechthin unentbehrlich. Die Definition der Rechte und Pflichten der Laien im Codex Iuris Canonici erschöpfe in keiner Weise die Rolle, die ihnen zukommt, wenn sie der Kirche, die ja auch ihre eigenste Angelegenheit ist, nichts schuldig bleiben wollen. Es gehe dabei nicht um irgendwelche Machtpositionen — ein Trauma, das noch aus der Zeit der Einmischung der Kaiser und Könige nachwirke —, sondern um die volle Entfaltung der Lebenskräfte eines Organismus, als den Pius XII. die Kirche gekennzeichnet hat. Die Integration der Laien in die Kirche sei geradezu die Voraussetzung, daß die Kirche für die Mission in der Welt von morgen gerüstet sei. Man könne voraussehen, daß in der völlig entsakralisierten Welt ein religiöser Hunger entstehen wird; dieser wird aber nur dann sein Ziel im Evangelium finden, wenn die Kirche glaubwürdig ist, wenn sie in dieser Welt mit dieser Welt lebt, wenn sie mit ihren Priestern und Gläubigen Zeugnis dafür ablegt, daß Irdisches und Ewiges nicht getrennte Dinge sind. Was die Vorbereitung des Konzils betrifft, müsse man sich fragen, ob es denn einsichtig und vernünftig sei, daß man die Laien, die aus ihrer täglichen Arbeit die Probleme des Lebens kennen, nicht als Fachleute solcher Weltkenntnisse in den vorbereitenden Kommissionen zu Rate ziehe. Es würden keine Rechte verletzt werden, wenn sich die Kirche das Wissen, den Erfahrungsschatz und die Liebe der Laien zu ihrer Kirche zunutze machen würde. Es wäre ein großer Gewinn, wenn die Journalisten in die Lage versetzt würden, die katholische Weltöffentlichkeit über die Probleme des Konzils und den Stand der Vorbereitungen auf dem laufenden zu halten und so die öffentliche Meinung in den Dienst des Konzils zu stellen.

Das Schweizer Missionsjahr 1960/61

Am 2. Oktober 1960 wurde in Zürich das Missionsjahr der Schweizer Katholiken eröffnet, ein Gemeinschaftswerk der Schweizer Bischofskonferenz, der katholischen Jugendverbände und Kollegien, der Päpstlichen Missionswerke und der Missionsinstitute der Schweiz. Die Anregung ging von Laien aus, in deren Händen in erster Linie auch die Durchführung der Aktion lag. Zum Leiter der Arbeitskreise der Jugendverbände für das Missionsjahr und der Missionsjahr-Arbeitsstelle wurde Meinrad Hengartner (Luzern) bestellt. Die Bischofskonferenz ernannte Bischof Josephus Hasler von St. Gallen zum Protektor des Missionsjahres.

Eine Initiative der Jugend

Die Wander-Missions-Ausstellung „Messis" 1955 hatte verschiedene Standesorganisationen angeregt, sich besonders für die Anliegen der Mission einzusetzen. Vor allem die katholischen Arbeiter in über 200 Betrieben bauten im Rahmen der „Brücke der Bruderhilfe" sog. Missions-Werkgruppen auf, deren Mitglieder in der Regel monatlich einen Stundenlohn für die Mission zur Verfügung

stellten. Durch diese Aktion ermutigt, entschlossen sich die katholischen Jugendverbände, die Initiative zu einem großen missionarischen Unternehmen zu ergreifen, das bald gesamtschweizerischen Charakter annahm und auch die offizielle Unterstützung des Episkopats fand. In etwa 700 Pfarreien vereinigten sich die Spitzen der katholischen Jugendvereine zu Aktionsgruppen, um in Zusammenarbeit mit dem Ortsklerus das Programm in Angriff zu nehmen, das unter dem Motto „Beten — Bilden — Opfern" ein „Attentat auf die christliche Bequemlichkeit" werden sollte.

Beten

Das Hauptgewicht lag auf den Gebetswochen der Jugendorganisationen, Pfarreien und Schulen. Die Aktion begann am 1. Mai 1960 in Einsiedeln, wo das Schweizer Missionsjahr „Maria, der Königin der Missionen" *(Princeps Pastorum)* geweiht wurde. Die Gebetswochen dauerten das ganze Jahr hindurch.

Information

In der zweiten Phase wurde in einem Aufklärungsfeldzug großen Stils die Bedeutung des Missionsanliegens dem ganzen katholischen Volk nahegebracht. Eine von dem Missiologen Walbert Bühlmann OFMCap herausgegebene und auch in ihrer graphischen Gestaltung ausgezeichnete Missionsjahr-Bildungsmappe wurde in den Herbst- und Wintermonaten von den Jugendgruppen durchgearbeitet und so das missionarische Verantwortungsbewußtsein der Jugend angesprochen. Eine Materialmappe des Missionsjahr-Komitees stellte Unterlagen für Missionspredigten, katechetische Anregungen, eine Referentenliste und Verzeichnisse für entsprechende Filme, Lichtbilder und Stehfilme zur Verfügung. In fast allen Pfarreien wurden die drei Ton-Bild-Reihen „Weltkirche oder Weltkatastrophe", „ . . . und einer liegt am Wege" und „Vom Geheimnis der Götter und Missionare" vorgeführt.
Ein eigener Pressedienst belieferte die Tageszeitungen regelmäßig mit Missionsartikeln und -nachrichten. Da diese Meldungen in der Presse meist unter dem Missionsjahr-Signet, der Taube des Heiligen Geistes, erschienen, fielen sie besonders ins Auge, so daß der Anteil der Presse am Gelingen des großen Werkes besonders hervorgehoben zu werden verdient. Verschiedene Zeitschriften brachten Sondernummern heraus, die sich mit den Missionsproblemen in den verschiedenen Erdteilen befaßten. Hier muß auch die „Missions-Illustrierte" erwähnt werden, die in einer Auflage von 300 000 Exemplaren verteilt wurde.
In verschiedenen Orten fanden Missionsausstellungen statt, wofür auch Geschäftsleute ihre Schaufenster zur Verfügung stellten. Eine eigene Ausstellung gab einen Überblick über die moderne Missionsliteratur.
Besondere Beachtung in der Öffentlichkeit, weil durch Fernsehen übertragen, fand die Aussendung von 192 Missionaren (59 Patres, 2 Weltpriester, 26 Brüder, 62 Schwestern, 18 Laienhelfer und 23 Laienhelferinnen aus 36 verschiedenen Orden, Kongregationen und Missionsinstituten) am 8. Januar 1961 in der Kathedrale von St. Gallen, die Kardinal Agagianian persönlich vornahm.

Das Opfer

Unter der Parole „Teile mit den farbigen Brüdern!" wurden dann die Schweizer Katholiken zu einer großzügigen Opferaktion aufgerufen, die ihren Höhepunkt in der Fastenzeit fand. Der Passionssonntag wurde zum Opfertag aller Schweizer Katholiken erklärt, an dem bei einem gemeinsamen Opfergang die zuvor an alle katholischen Familien ausgegebenen Opfertäschchen in Empfang genommen wurden. Als besondere Opfertage waren die vier Freitage in der Fastenzeit herausgehoben worden, an denen die Gläubigen auf alle Genußmittel und Vergnügungen verzichten und das dadurch gesparte Geld der Mission zukommen lassen sollten. Da die Schweizer Katholiken pro Tag über 1,5 Millionen Franken allein für Genußmittel (Alkohol, Rauchwaren usw.) ausgeben, konnte man schon durch die Fastenfreitags-Aktion erhebliche Mittel als Opfer erwarten.

Ergebnis und Verteilung der Gelder

Inzwischen ist das vorläufige Ergebnis der gesamten Spendenaktion bekannt geworden. Es übertraf alle Erwartungen und beläuft sich auf rund 15,2 Millionen Franken, wovon die Katholiken der deutschsprechenden Schweiz allein 14,5 Millionen aufbrachten. Bei einer Gesamtbevölkerung von rund fünf Millionen beträgt die Zahl der Katholiken in der Schweiz etwa zwei Millionen (41 %). Im Durchschnitt gab daher ein Katholik mehr als sieben Franken für die Mission.
Bereits vor Beginn des Missionsjahres wurde der Verteilungsschlüssel festgelegt, nach dem 25 % der Gesamtsumme an die Päpstlichen Missionswerke gehen. 75 % werden auf die in der Schweiz ansässigen Missionsgesellschaften verteilt, und zwar entsprechend der Anzahl ihrer aktiv in den Missionen tätigen Missionare, deren Gesamtzahl etwa 1800 beträgt. Als „Missionare" gelten hier gleicherweise Patres, Brüder, Schwestern, Weltpriester, Laienhelfer und Laienhelferinnen, die in Übersee tätig sind (mit Ausnahme der USA und Kanadas, es sei denn, es handelt sich um eigentliche Indianer- und Negermission). „Laienhelfer" im Sinne des Verteilungsschlüssels sind jene, die in einem auf wenigstens drei Jahre befristeten Vertragsverhältnis zu einem Ordensoberen stehen.
Eine erste Verteilung des Missionsjahr-Fonds wird nach Abschluß der Revision durch eine Treuhandgesellschaft noch im Verlauf der Sommermonate erfolgen. Eine zweite Verteilung findet dann nach dem endgültigen Abschluß der Missions-Aktion gegen Jahresende statt.

Verwendung der Gelder

Die Gelder aus dem Aufkommen des Missionsjahres dürfen nur in den Missionen verwendet werden. Sie sind in diesem Sinne zweckgebunden. Die Empfänger der Gelder sind verpflichtet, die Spenden nur für direkte, dringliche und wesentliche Missionsaufgaben zu verwenden. Das Geld geht nicht an die einzelnen Missionare, sondern wird den zuständigen Oberen bzw. Oberinnen, unter denen die Missionskräfte wirken, zur Verfügung gestellt.
Zu Beginn des Missionsjahres wurde der Öffentlichkeit eine Liste von 14 Musterprojekten vorgelegt. Die mit den einzelnen Projekten befaßten Missionsinstitute hatten sich verpflichtet, diese innerhalb von drei Jahren zu verwirklichen. Sie müssen wenigstens einen Teil der zur Verteilung gelangenden Gelder dafür verwenden. Im einzelnen sind es folgende Projekte:
Katholische Radiostation in Manila, Schülerheim bei der Landwirtschaftsschule in Taitung (Formosa), Tuberku-

losesanatorium in Ifakara (Ostafrika), Zentrum für soziale Kaderschulung in Westafrika, Informationszentrum „Offene Tür" in Poona (Indien), Katholische Universität auf Formosa, Pressezentrum in Usumbura (Zentralafrika), Aussätzigenkolonie in Marogoro (Ostafrika), Pfarrkirche und Schule auf Madagaskar, Krankenhaus mit Entbindungsheim und Pflegerinnenschule in Kerala (Indien), Schwesternhaus für indische Schwestern, Internatsschule für arme Mädchen der Urbevölkerung in Gholeng (Indien), 100 Freiplätze für Überseestudenten im Justinus-Werk, das schweizerische Weltpriester-Dekanat in Kolumbien.

Aus dem Vatikan

Jubiläumsfeier von Rerum novarum

In Rom, in Italien und in allen katholischen Ländern finden im Verlauf dieses Jahres zahlreiche Gedenkfeiern zum 70. Jahrestag von *Rerum novarum* statt. Das Gedenken hat mit den Feiern in Rom am 15. Mai, dem eigentlichen Jahrestag der Veröffentlichung der Enzyklika Leos XIII., bereits einen Höhepunkt gefunden. Durch drei Ereignisse waren diese Feiern charakterisiert: durch den Massenzustrom an Arbeiterpilgern, durch den Kongreß der FIMOC (Vereinigung der internationalen christlichen Arbeiterbewegungen) und durch die Ankündigung einer neuen Sozialenzyklika durch Papst Johannes XXIII. bei der Audienz am Abend des 15. Mai. Galt das erste Ereignis fast ausschließlich der feierlichen Erinnerung und dem dankbaren Gedenken, so wiesen das zweite und dritte Ereignis eindeutig in die Zukunft.

Die Feier der Arbeiterschaft

Etwa 20 000 Arbeiter aus allen Ländern, in denen katholische Arbeiterverbände wirken, waren nach Rom gekommen. Dazu kamen noch ca. 80 000 Mitglieder der italienischen ACLI, in deren Händen auch zum größten Teil die Organisation und die Abwicklung des Kongresses der FIMOC lag. Relativ stark vertreten waren die Arbeiter aus den Ländern Asiens und Afrikas. Spenden aus der europäischen Arbeiterschaft hatten vielen Afrikanern und Asiaten die Reise nach Rom ermöglicht. Am Morgen des 15. Mai zelebrierte Kardinal Cento, der Vorsitzende der Konzilskommission für das Laienapostolat und der Präsident des Koordinationskomitees für die Jubiläumsfeier von *Rerum novarum,* in St. Peter einen feierlichen Gottesdienst. Zwei afrikanische Arbeiter assistierten dem Kardinal beim Meßopfer. Dadurch sollte die Verbundenheit der europäischen Arbeiter mit ihren Kameraden aus den aufstrebenden Kontinenten zum Ausdruck gebracht werden („Osservatore Romano", 15./16. 5. 61).
In seiner Ansprache wies der Kardinal darauf hin, daß durch die soziale und wirtschaftliche Entwicklung der letzten beiden Jahrhunderte viele Millionen Arbeiter der Kirche verlorengegangen seien. Heute sei der Tiefpunkt zwar überwunden, in allen Ländern rege sich wieder christlicher Geist in der Arbeiterschaft, aber es werde noch lange dauern, bis die Kirche in der Welt der Arbeiter wieder präsent sei. Der Kardinal wies auch auf die Schwierigkeiten hin, die einer Rechristianisierung der Arbeiterschaft in allen Ländern entgegenstehen. Er ermahnte die Arbeiter vor allem zu einem zeitgerechten Milieuapostolat, in welchem sie selbst apostolisch wirken müßten, weil es ihr Milieu sei, ihnen vor allen anderen zugänglich. Um aber dem Apostolat die nötige Wirkkraft zu geben, sei eine feste Solidarität unter den Arbeitern aller Länder notwendig, die auch in der Organisation einen entsprechenden Ausdruck finden müsse.
Am Nachmittag versammelten sich die Arbeiter mit dem Präsidenten der FIMOC Pennetazzo und dem Präsidenten der ACLI Piazzi an der Spitze vor dem Kolosseum. Vertreter der italienischen Regierung hielten Begrüßungsansprachen. Am späten Nachmittag setzte sich ein unabsehbarer Zug nach St. Peter in Bewegung. Viele Arbeiter marschierten in Volkstracht oder Arbeitskittel; sie trugen auch symbolische Gaben mit. Unmittelbar vor dem Einzug des Papstes boten der Petersplatz und die anschließende Via della Conciliazione ein buntes Bild. Es war nicht die Fülle von Folklore allein, die ein eindrucksvolles Bild vermittelte. Die in Rom und bei der päpstlichen Audienz anwesenden Arbeitermassen symbolisierten vielmehr das neue christliche Leben in der Arbeiterschaft und deren Willen, alle Kräfte für die Wiedergewinnung der Arbeiterschaft zu sammeln. Der Papst, den die Anwesenheit so vieler Arbeiter und die Begeisterung der Massen tief beeindruckte, sagte zu Beginn seiner Ansprache, dies sei der neue christliche Frühling in der Arbeiterschaft, der zu großen Hoffnungen für die Zukunft berechtige.

Der Kongreß der FIMOC

Die Arbeitstagungen der FIMOC dauerten vom 14. bis zum 17. Mai. Etwa 400 Vertreter (vgl. „Osservatore Romano", 17. 5. 61, und „La Croix", 16. 5. 61) aus den Arbeiterverbänden der einzelnen Länder nahmen daran teil. Den ersten wichtigen Gegenstand der Tagung bildete das Problem der Arbeiterbildung. Dabei stand nicht das Thema der beruflichen oder technischen Fortbildung im Mittelpunkt, sondern die kulturelle, geistige und religiöse Bildung. Diese Rangordnung war für den ganzen Kongreß charakteristisch. Die Versammlung ließ den tiefen Wandel seit *Rerum novarum* und *Quadragesimo anno* offenkundig werden. Die Arbeiterschaft hat sich ihre Stellung auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet erobert trotz der weiterhin bestehenden Problematik der modernen Wirtschaftsstrukturen, auf die der Papst in seiner Ansprache hinwies.
Es fehlt jedoch noch weitgehend an kulturellem und geistigem Nährboden, der es der Arbeiterschaft ermöglicht, ihre wirtschaftliche und soziale Besserstellung dem Menschen, d. h. sich selbst, dienstbar zu machen. Der Kongreß zeigte deutlich, daß die Arbeiter dieses Dilemma hinreichend erkannt haben und daß sie bereit sind, daraus die Folgen zu ziehen. In der Schlußresolution nahm der Kongreß nochmals ausführlich zur kulturellen und geistigen Fortbildung der Arbeiterschaft Stellung. Dabei wurde besonders auf die Notwendigkeit einer größeren Solidarität für die Lösung des Problems zwischen den Verbänden der einzelnen Länder, vor allem zwischen den alten Kulturländern und den neuaufstrebenden, aber wirtschaftlich noch rückständigen Ländern Asiens und Afrikas hingewiesen. In der Schlußresolution heißt es: „Die Versammlung empfiehlt eine außerordentliche Anstrengung, um die Bildung der Arbeiter in zahlreichen Ländern zu unterstützen, besonders dort, wo es an allem fehlt — eine Anstrengung, die in erster Linie von den interessierten Ländern selbst unternommen werden muß, aber auch der Hilfe derer bedarf, die besser für eine Zusammenarbeit

auf internationaler Ebene gerüstet sind." Diese Hilfe soll nicht nur die besserstehenden Länder berücksichtigen, sondern dem ganzen christlichen Volk zuteil werden. An die „kirchlichen Behörden" richtet die Resolution die Bitte, in Zukunft mehr als in der Vergangenheit sich für die Probleme der Arbeiterbildung zu interessieren und vor allem mehr Mittel dazu zur Verfügung zu stellen.

Das zweite wichtige Problem, mit dem sich der Kongreß zu befassen hatte, bildete die Ausarbeitung eines Status für die Neugründung einer internationalen Arbeiterbewegung unter den Erwachsenen mit apostolischem Charakter. Der Wunsch danach wurde bereits seit langem besonders aus den Reihen der JOC vernommen. Man beklagte vor allem, daß wertvolle Kräfte für das Apostolat durch das Fehlen einer Erwachsenenbewegung, die die aus Altersgründen aus der JOC ausscheidenden christlichen Arbeiter aufnehmen könnte, verlorengingen. Der Wunsch nach einer solchen Neugründung wurde auch von verschiedenen nationalen katholischen Arbeiterverbänden unterstützt. Seit zwei Jahren werden über die FIMOC und die „Conversations Internationales" intensive Gespräche zwischen den einzelnen Verbänden geführt.

Der römische Kongreß bildete einen Ausschuß, der ein entsprechendes Statut ausarbeiten sollte. Der Ausschuß nahm sogleich seine Arbeit auf. Es erwies sich aber, daß noch eine Reihe von Schwierigkeiten zu überwinden sind, bevor das neue Statut zur Approbation vorgelegt werden kann. Die Schwierigkeiten liegen sowohl in politischen wie psychologischen Gegensätzen, vor allem aber in den verschiedenen Auffassungen über das Apostolat selbst. Aber gerade die Tatsache, daß die sehr großen Meinungsverschiedenheiten zwischen den Vertretern der europäischen Länder wie auch zwischen den Ländern der einzelnen Kontinente eine wirksame Zusammenarbeit auf dem Gebiete des Apostolats bis heute verhindert haben, hat die zwingende Notwendigkeit einer engeren Zusammenarbeit der Apostolatsgruppen auf internationaler Ebene erwiesen.

Die Ankündigung der neuen Enzyklika

Die Ansprache des Papstes an die versammelten Arbeiter umfaßte im wesentlichen zwei Punkte („Osservatore Romano", 15./16. 5. 61): die feierliche Würdigung der Enzyklika *Rerum novarum* sowie der Verdienste Leos XIII. um eine gerechte Lösung der Arbeiterfrage und die Thematik der neuen Enzyklika. Da es sich bei der Audienz fast ausschließlich um Pilger aus der Arbeiterschaft handelte, ging der Papst auch besonders auf die Stellung der Arbeiterfrage in der katholischen Soziallehre ein, wies kurz die Entwicklung auf, die die Frage in den letzten 70 Jahren genommen hat, und zeigte den Niederschlag, den diese Entwicklung in den Kundgebungen der späteren Päpste gefunden hat. Dabei verwies er vor allem auf den mäßigenden Einfluß der katholischen Soziallehre und der päpstlichen Verlautbarungen auf die Entwicklung des letzten Jahrhunderts. Jenseits aller Extreme sei die katholische Soziallehre den Weg der Mitte gegangen und habe für die Rechte der Arbeiterschaft gekämpft, dabei aber zugleich die berechtigten Interessen der anderen sozialen Schichten verteidigt. Dieser mäßigende Einfluß sei nur möglich gewesen durch eine fundierte Gesamtschau aller gesellschaftlichen Probleme, die für die moderne industrielle Gesellschaft bezeichnend sind.

Den weitaus größeren Teil der Ansprache widmete der Papst der noch nicht veröffentlichten neuen Sozialenzyklika. Er gab bekannt, daß ursprünglich geplant gewesen sei, die Enzyklika am 15. Mai der Öffentlichkeit zu übergeben. Er habe jedoch gewünscht, daß das Rundschreiben bei der Veröffentlichung in mehreren Sprachen vorliege. Diese Übersetzungen seien noch nicht fertiggestellt. Daher habe sich die Veröffentlichung der Enzyklika um einige Wochen verzögert.

Der Papst wies aber bereits in dieser Ansprache auf die wesentlichen Punkte hin, die die neue Enzyklika enthalten werde. Er nannte vier:

1. Eine Synthese der in den bisherigen päpstlichen Dokumenten behandelten Fragen. Diese Synthese solle dem tiefgehenden Wandel der letzten Jahrzehnte Rechnung tragen und ihn zum Ausdruck bringen. Eine solche Synthese mache auch eine genauere Formulierung und Erweiterung mancher Fragestellungen seiner Vorgänger notwendig.

2. Der zweite Teil werde im wesentlichen die Fragen behandeln, auf die bereits die früheren Päpste eingegangen sind, Fragen, die jedoch auch für unsere Gegenwart noch volle Geltung haben. Der Papst nannte von diesen Problemen: das Verhältnis von privater Initiative und staatlicher Intervention auf wirtschaftlichem Gebiete, die zahlreichen neu sich formenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Gruppen und Verbände, den Arbeitslohn, das „Problem der Gerechtigkeit im Hinblick auf die modernen Arbeitsstrukturen und das sehr schwierige Problem des Privateigentums". Die kommende Enzyklika werde den Dokumenten seiner Vorgänger voll Rechnung tragen. Denn diese hätten nichts anderes vor Augen gehabt als „die unveränderliche Verteidigung der Würde und der Rechte der menschlichen Person".

3. Der dritte Teil werde alle jene Probleme enthalten, die für die gegenwärtige Situation charakteristisch sind. Ausdrücklich nannte der Papst hier zwei Probleme, mit denen sich die Enzyklika ausführlich befassen werde: das Problem der Landwirtschaft und das Problem der internationalen, weltweiten Solidarität im Hinblick auf die gegenwärtige Zweiteilung der Welt in wirtschaftlich reiche und wirtschaftlich arme Länder. Zur Frage der Landwirtschaft sagte der Papst: „Sie war seit Jahrtausenden, angefangen von den ersten Seiten der Bibel, der Reichtum und der ewige Frühling, der sich jedes Jahr auf der Erde erneuert ... und die jetzt in Not geraten ist und viele menschliche Gemeinschaften ... in einen Zustand der Depression zwingt." Deswegen sei es eine unerläßliche Forderung der Gerechtigkeit, daß das soziale und ökonomische Gleichgewicht zwischen Landwirtschaft und industriellem Sektor wiederhergestellt werde.

Zur Frage der internationalen Solidarität sagte der Papst: „Die Hilfsmaßnahmen allein lösen das Problem nicht an der Wurzel. Deswegen ist eine Zusammenarbeit auf Weltebene notwendig ..., die darauf abzielt, den wirtschaftlich unterentwickelten Ländern große Kapitalien und technische Hilfskräfte zur Verfügung zu stellen, die geeignet sind, den wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt in gleicher Weise zu fördern."

4. Der vierte Teil wird nach Ankündigung des Papstes über die Erneuerung des menschlichen Zusammenlebens im Lichte der katholischen Soziallehre handeln.

Ergänzungen der Konzilskommissionen

Es wurden ernannt:
Konsultor der Kommission für die Bischöfe und Diözesen: Gaetano Stano, Generalprokurator der Franziskaner-Konventualen;
Konsultor der Kommission für die Disziplin von Klerus und Volk: Philipp F. Pocock, Erzbischof-Koadjutor von Toronto;
Mitglied der Kommission für die Ordensleute: George Flahiff, Erzbischof von Winnipeg;
Konsultor der Kommission für das Laienapostolat: Alexander Carter, Bischof von Sault Sainte Marie;
Konsultor des Sekretariates für Presse und Bild: Erzbischof Bernard Sheil, Weihbischof von Chikago (alle nach „Osservatore Romano", 12./13. 5. 61).
Konsultor der Kommission für die Missionen: José M. Antonio da Conceiçao Cordeiro, Erzbischof von Karachi;
Mitglied des Sekretariates für Presse und Bild: Msgr. Salvator Canals;
Konsultoren des Sekretariates für Presse und Bild: Msgr. Erich Klausener und Rev. Jean M. Poitevin (alle nach „Osservatore Romano", 25. 5. 61).

Besorgnisse über die Geheimhaltung der Konzilsvorbereitung

Als die niederländische katholische Wochenzeitung „De Linie" in diesem Frühjahr ihren römischen Korrespondenten beauftragte, von nun an regelmäßig über das Konzil zu berichten, überschrieb er seinen ersten „römischen Brief" mit den Worten: „Chinese muur rond Concilie" („De Linie", 11. 3. 61). Er stellte fest, daß man in Rom für die Information der Presse kein Interesse zeige, obwohl die Welt weit über den Kreis der Gläubigen hinaus die Entwicklung dieses angekündigten weltgeschichtlichen Ereignisses nicht nur mit Spannung, sondern mit viel gutem Willen verfolge. Diese Tatsache lege der katholischen Presse die große Verantwortung auf, „keinen Unsinn zu verkaufen", und angesichts der Schweigsamkeit der Konzilsbehörden befinde sie sich unter dieser Verantwortung in der größten Ratlosigkeit.
Die Ratlosigkeit ist durch die Pressekonferenz von Erzbischof Felici am 18. April 1961 (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 391) noch vermehrt worden. Der Erzbischof warnte die Berichterstatter vor unzuständiger Einmischung, forderte die hörende Kirche auf, in geduldigem und ehrfürchtigem Schweigen darauf zu warten, was die lehrende ihr zu sagen haben werde, und riet der Presse, die Leser mit historischen Betrachtungen auf das Konzil vorzubereiten. Diese Informationen haben Bedauern und Besorgnis erregt. Während man sich in der nichtkatholischen Weltpresse mit höflichem Bedauern begnügt, wie „Le Monde" (24. 5. 61), und dann statt authentischer Nachrichten, über die man eben nicht verfügt, eigene Spekulationen vorträgt, von denen „Le Monde" selber sagt, daß sie ohne prognostischen Wert sind — dafür aber um so phantasievoller —, mischen sich in katholischen Zeitungen in das Bedauern ernste und gewichtige Sorgen.
Eine dieser Sorgen gilt den eben erwähnten Spekulationen. Mit ihnen beschäftigt sich Frans Oudejans in einem sehr ernsten Aufsatz: „Het Concilie en de Openbare Mening" in der Zeitschrift „De Maand" (4. 5. 61). Er verlangt vom Vatikan eine authentische Information der Weltpresse, um zu verhindern, daß deren Berichterstattung aus dem Konzil ein Objekt von Sensationen macht, die es in der Weltöffentlichkeit um seine Wirkung bringen könnten. Oudejans erinnert an die Tragik der Unionsbestrebungen auf den Konzilien von Lyon und Florenz, deren Mißgeschick darin bestand, daß die öffentliche Meinung im Osten gar nicht vorbereitet war. Otto B. Roegele fügt in seinem Beitrag „Konzil und Presse" („Rheinischer Merkur", 26. 5. 61) noch das Beispiel des Ersten Vatikanischen Konzils hinzu und erläutert daran die Befürchtung, daß sich wegen des Mangels an Offenheit auch diesmal wieder zwischen dem Konzil und der Weltöffentlichkeit eine Atmosphäre der Verdächtigungen, Spekulationen und ungeglaubten Dementis zusammenballen könnte, aus der dann nur die Mißgunst billigen Profit schlagen kann. Gerade wenn man die Intimsphäre des Konzils schützen wolle, sagt Roegele, müsse man Auskünfte geben. „Wenn schlechthin alles geheimgehalten werden soll, wird schließlich nichts wirklich vertraulich behandelt werden."
Man kann freilich den Standpunkt von Erzbischof Felici einnehmen, der den Journalisten sagte, die Presse müsse sich nach den Notwendigkeiten des Konzils richten und nicht das Konzil nach denen der Presse. Ob diese souveräne Haltung, die Roegele mit dem „schönsten Selbstvertrauen des in der kirchlichen Zentralbürokratie groß gewordenen" Prälaten erklärt, geeignet ist, dem Konzil in der Welt jenes Klima zu schaffen, das der Papst für so wichtig hält, bleibe dahingestellt. Das Echo, das die Worte des Erzbischofs gefunden haben, berechtigt zur Skepsis. Wenn man aber schon der Weltöffentlichkeit durch eine solche Äußerung und auch ausdrücklich zu verstehen gibt, das Konzil sei eine Sache der lehrenden Kirche und nicht des Publikums, dann bleiben einige innerkirchliche Besorgnisse übrig, die nicht so leicht genommen werden können.
Die bisherige Praxis der Konzilsbehörden und die Erklärung von Erzbischof Felici stehen in einem bisher nicht aufgeklärten Widerspruch zu den mannigfachen Einladungen an die Laien, sich an den Vorbereitungen für das Konzil unter anderm auch durch die Bildung einer öffentlichen Meinung in der Kirche zu beteiligen. Diesen Gesichtspunkt stellt Otto Mauer in die Mitte seiner Glosse in der Zeitschrift „Wort und Wahrheit" (Mai 1961, S. 323). Er erwähnt die besonders herzlichen Aufforderungen der Kardinäle König (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 294) und Döpfner und erinnert an das Wort Pius' XII., daß der Kirche etwas fehlen würde, wenn ihr die öffentliche Meinung fehlte (vgl. Herder-Korrespondenz 4. Jhg., S. 313). Nicht ohne Bitterkeit bemerkt Roegele, man müsse Erzbischof Felici für sein offenes Wort eigentlich dankbar sein. „Denn es enthüllt, wie gering man in gewissen Kreisen der Kurie von der öffentlichen Meinung, ihren Dienern und Gestaltern und von ihrer aller Bedeutung für das Konzil noch immer denkt."
Eine öffentliche Meinung, die sich in bezug auf die Materie des Konzils nur in „respektvollem Schweigen" bekunden würde, wäre ja wohl wirklich ein Widerspruch in sich. Kardinal König hat sehr deutlich gesagt, wozu die öffentliche Meinung da ist und warum sie notwendig ist. Sie hat die doppelte Aufgabe, die Laien auf die Verhandlungen und Entscheidungen des Konzils vorzubereiten und das Konzil über die Vorstellungen der Laien von seinen konkreten Aufgaben zu unterrichten. Beide Funktionen setzen ein Mindestmaß sachlicher Information über die Vorbereitungsarbeiten voraus, und Oudejans hat in seinem zitierten Aufsatz den Vorschlag gemacht, die

Konzilsbehörde sollte einen Zwischenbericht veröffentlichen, der sicherlich in der ganzen Welt Reaktionen und Kommentare hervorrufen würde, aus denen das Konzil Nutzen ziehen könnte. Der größte Nutzen wäre wohl darin zu sehen, daß die Gesamtheit der Gläubigen beizeiten mit den Gedanken des Konzils vertraut und vor späteren Enttäuschungen oder Überraschungen bewahrt werden könnte.

Die Kommentare äußern aber zum Teil noch eine andere Sorge, die mit der Frage der Information zusammenhängt und auch von Erzbischof Felici berührt wurde. Die Kirche wird nicht müde, die Laien zur Mitarbeit, und zwar zu verantwortlicher Mitarbeit, aufzurufen. Der Aufruf allein genügt nicht. Man muß das Engagement durch Vertrauensbeweise vorbereiten. Was die Laien aber bisher vom Konzil erfahren haben, das bezeichnet Mauer in seinem Kommentar schlicht und einfach als „entmutigend". Die Unterscheidung zwischen lehrender und hörender Kirche, deren Erzbischof Felici sich bediente, erscheint ihm unzutreffend. Gerade in der Phase der Vorbereitung hat ja das Konzil selbst diese Unterscheidung praktisch aufgehoben, indem es nicht nur Bischöfe daran beteiligte, sondern viele Theologen ohne bischöflichen Rang, die ja bekanntlich zur hörenden und nicht zur lehrenden Kirche zählen. Sie sind als Experten berufen worden, zu einem erheblichen Teil mit dem gleichen Stimmrecht, wie die Bischöfe es in den Vorbereitenden Kommissionen besitzen. Gewiß, sagt Mauer, sie mögen Theologen sein, Fachleute der Seelsorge und der Liturgie, „aber wo bleiben dann die Fachleute der Weltkenntnis, eben die Laien"?

Alle in dieser Meldung angeführten Pressestimmen sind durchaus von Ehrfurcht gegen den Apostolischen Stuhl, das Konzil und die Kirche erfüllt. Es muß bei sorgfältiger Beobachtung geradezu auffallen, daß diese Stimmung der Reverenz auch in der nichtkatholischen Presse von Rang den Ausdruck bestimmt. Nirgends sieht man Ambitionen, den Bischöfen Konkurrenz zu machen oder auch nur in das hineinzureden, was ihres Amtes ist. Aber diese Ehrfurcht kann ja der Kirche nicht genügen. Sie wird erst in der tätigen Form des Gehorsams wertvoll. Und dazu ist im Augenblick zu sagen, daß im Bereich der Möglichkeiten sowohl ein aktiver als auch ein passiver Gehorsam liegt, dem man, wie Mauer sagt, mit Exkommunikationen nicht beikommt. Es liegt bei der Leitung der Kirche und des Konzils, die vorhandene Ehrfurcht auf den einen oder den andern Weg zu lenken, was an diesem Beispiel gezeigt werden sollte.

Aus Süd- und Westeuropa

Priesternachwuchs in Italien

Wir haben im letzten Heft dieser Zeitschrift (S. 397) über den Kongreß der „Union des Œuvres" in Toulouse berichtet, der sich mit der Frage des Priesternachwuchses befaßt hatte. Wenige Tage später, vom 19. bis 21. April, haben das Päpstliche Werk für Priesternachwuchs und die italienischen Seminarvorstände dasselbe Thema auf dem Ersten Italienischen Nationalkongreß für Priesterberufe behandelt.

Die besondere Bedeutung des römischen Kongresses besteht vor allem darin, daß er der erste Kongreß dieser Art für Italien war. Bezeichnend für ihn ist auch, daß er nicht etwa, wie man es bei einem italienischen Kongreß erwartet hätte, unter der Leitung oder unter dem Protektorat der italienischen Bischofskonferenz, sondern unter dem Vorsitz der Studienkongregation selbst stand, die auch zum größten Teil die Vorarbeiten übernommen hatte. Der Präfekt der Kongregation, Kardinal Pizzardo, hielt das Hauptreferat und machte die Teilnehmer mit dem notwendigen Zahlenmaterial bekannt. Weitere Referate hielten der Sekretär der Kongregation, Msgr. Staffa, und Bischof Carraro von Verona, Erzbischof Amici von Modena und Weihbischof Colombo von Mailand („Osservatore Romano", 21. 4. 61). Der Zweck der Tagung, über die von römischer Seite nur spärlich berichtet wurde — der „Osservatore Romano" beschränkte sich im wesentlichen auf die Wiedergabe des Referates von Kardinal Pizzardo („Osservatore Romano", 19. 4. 61) und auf die Ansprache des Papstes an die Kongreßteilnehmer („Osservatore Romano", 22. 4. 61) —, war nicht bloß, die Bischöfe und den Klerus auf den steigenden Nachwuchsschwund aufmerksam zu machen. Der Kongreß sollte darüber hinaus einem ganz konkreten pastoralen Anliegen dienen: der Verbreitung des Päpstlichen Werkes für Priesterberufe in den einzelnen Diözesen und Pfarreien Italiens. Den Anlaß dazu bot die zwanzigjährige Wiederkehr der Gründung des Werkes durch Pius XII.

Wenn sich auch der römische Kongreß weitgehend mit ähnlichen Fragen wie der Toulouser Kongreß zu befassen hatte, was durch ähnliche strukturelle Schwierigkeiten in Frankreich und in Italien bedingt ist, so unterschied er sich doch von diesem in zweifacher Hinsicht. Erstens war er nicht einberufen worden — wie in Frankreich — von Klerus und Laien, d. h. von unten her, sondern von der römischen Kurie, und zweitens blieb in Rom die Teilnahme auf Bischöfe und Klerus beschränkt, ganz im Gegensatz zu dem französischen Kongreß, der zu einem beträchtlichen Teil von den Laien mitgestaltet wurde (diese hatten die sozial-empirischen Daten erarbeitet; sie hielten auch eindrucksvolle Referate). Immerhin wurde auch in Rom einiges über die Wichtigkeit und die Bedeutung der Katholischen Aktion und der übrigen katholischen Verbände für die Frage des Priesternachwuchses gesagt. Kardinal Pizzardo kam in seinem Referat ausführlich darauf zu sprechen. Doch spürte man dabei nichts von dem Wunsche, Laien mit ähnlichen Aufgaben zu betrauen, wie sie etwa in Frankreich schon seit langem eine Selbstverständlichkeit sind. Offenbar ist in Italien die Zeit noch nicht reif, um der Frage des Priesternachwuchses in der Öffentlichkeit — auch nicht in der katholischen Öffentlichkeit — ein anhaltendes Echo zu verschaffen. Dementsprechend nahm auch die italienische Öffentlichkeit und vor allem die Presse von dem Kongreß keine Kenntnis. Sie beschränkte sich mehr oder weniger auf die Wiedergabe der Zahlen, die Kardinal Pizzardo in seinem Referat bekanntgab, und verließ sich im übrigen auf eigene Kombinationen (vgl. „Corriere della Sera", 22. 4. 61).

Das Referat von Kardinal Pizzardo

Kardinal Pizzardo befaßte sich in seinem Referat ausführlich mit dem statistischen Zahlenmaterial, das zu diesem Zweck von der Studienkongregation erarbeitet worden war. Danach verfügt Italien mit ca. 50 Millionen Einwohnern gegenwärtig über 43 696 Weltgeistliche. Damit wäre nahezu ein optimales Verhältnis von 1 : 1000, ein Priester auf 1000 Gläubige, gegeben. Berücksichtigt man aber die Zahl jener Geistlichen, die nicht oder wenig-

stens nicht unmittelbar in der Seelsorge stehen, so sieht das Verhältnis bereits wesentlich ungünstiger aus. Denn die Zahl jener Geistlichen in Italien, die in Schule und kirchlicher Verwaltung arbeiten, ist extrem hoch. Sowohl in der kirchlichen Verwaltung, die bei der Vielzahl der italienischen Bistümer und der ungleichen geographischen Gliederung erst noch einer personellen Rationalisierung bedürfte, wie auch im katholischen Schulwesen fehlt es an entsprechenden Laienkräften, die den Priester für die eigentlichen Seelsorgsaufgaben entlasten könnten. Der Kardinal nannte hierfür keine Zahlen.

Die Verhältniszahl Priester — Gläubige verändert sich auch, wenn man die demographische Entwicklung des Landes während der letzten Jahre berücksichtigt. Die Bevölkerungszahl Italiens hat von 1955 bis 1960 um 2 Millionen zugenommen. Man rechnet auch in den nächsten Jahren mit einer durchschnittlichen Zunahme von 400 000 im Jahr. Während der letzten fünf Jahre wurden in Italien 760 neue Pfarreien errichtet, hauptsächlich in den neu entstehenden und dichtbevölkerten Randgebieten der großen Städte. Zugleich hat die Zahl der Gläubigen in vielen Landgebieten rapid abgenommen, ohne daß dort die Pfarreien selbst aufgelöst wurden. Kardinal Pizzardo meinte dazu: „Wer hätte den Mut, die kleinen Landpfarreien, die im allgemeinen der Kirche immer am nächsten standen, ohne Seelsorger zu lassen?" Während also der Bedarf an Priestern während dieser Jahre bedeutend gewachsen ist, ist deren Anzahl um 1627 zurückgegangen. Die Zahl der verstorbenen Priester übersteigt die Zahl der Neugeweihten jedes Jahr um etwa 300. Im Jahre 1956 gab es 943 Neupriester, 1959 nur noch 507 und im Jahre 1960 652 Um das ideale Gleichgewicht zwischen Priesterzahl und Bevölkerungszahl zu erhalten bzw. wiederherzustellen, wären aber jedes Jahr wenigstens 1250 Neupriester nötig.

Daß trotz verstärktem Besuch der Kleinen Seminarien vorläufig keine Aussicht besteht, das verlorene Gleichgewicht wiederherzustellen, zeigen folgende Zahlen. 6000 Jungen werden jährlich in die erste Gymnasialklasse der Kleinen Seminarien aufgenommen. Davon erreichen etwa 1700 die erste Klasse des Lyzeums (6. Klasse des Gymnasiums). Nach Erreichung dieser Klasse erfolgt im Normalfall der Übertritt ins Große Seminar, wo die eigentliche priesterliche Ausbildung beginnt — im italienischen Seminarsystem zählen die letzten drei Klassen des Gymnasiums bereits zum regulären Theologenstudium. Dieser Ausbildungsweg macht die relativ geringe Zahl von „Lyzeisten" in etwa verständlich. Da zudem die Entscheidung über den zukünftigen Beruf in einem Alter gefällt werden muß, in dem viele Kandidaten für eine solche Entscheidung noch nicht reif sind, ist von vornherein damit zu rechnen, daß nur ein relativ geringer Teil der Kandidaten ausgeweiht wird. Nach Angaben Kardinal Pizzardos erreichen etwa 700 (von 1700 Lyzeisten; 6000 Kleinen Seminaristen) das Weihejahr. Mit der Beharrungsziffer von 12—15 % nimmt Italien freilich keine Sonderstellung im europäischen Raum ein. Man muß aber beachten, daß die Zahl der Kandidaten die nicht aus den Kleinen Seminarien kommen, in Italien sehr gering ist. Auch die Zahl der Spätberufe ist in Italien weiterhin ziemlich niedrig. Bei gleichbleibender Beharrungsziffer müßten deshalb wenigstens 12 000 Jungen in die Kleinen Seminarien eintreten, um die Nachwuchszahlen ungefähr konstant zu erhalten.

Die Ansprache des Papstes

In der Ansprache, die der Papst an die Kongreßteilnehmer richtete, ging er von der Feststellung aus, daß es angesichts des Priestermangels in Italien und in den anderen Ländern nichts nütze, sich auf unfruchtbare Klagen zu beschränken. Dadurch würden weder die Jungen zur Wahl des Priesterberufes ermuntert, noch trage man dadurch sonstwie zur Lösung des Problems bei. „Mehr als über den Mangel und die unzureichende Zahl der Berufungen in vielen Teilen der Welt zu klagen, geziemt es sich, den jungen Menschen die Weite des Feldes, das die Erntearbeiter erwartet, und die Schönheit des Priesterideals zu zeigen, damit aus den christlichen Familien zahlreiche Berufungen hervorgehen." Ähnlich hatte sich Kardinalstaatssekretär Tardini in seinem Brief an den Kongreß von Toulouse ausgedrückt („Osservatore Romano", 8. 4. 61).

Wichtig sei vor allem, so betonte der Papst, daß die Priester ihren Gläubigen das Ideal der priesterlichen Existenz vorleben, denn meistens führe die Berufung zum Priester über den Kontakt mit beispielhaften Priestergestalten. Darüber hinaus müsse sich der Priester aber auch ausdrücklich um den Priesternachwuchs bemühen. „Der Seelsorgspriester muß sich vornehmen, im Herzen der Gläubigen, vor allem bei den besten und großmütigsten, eine hohe Vorstellung von der Würde und der Sendung des Priesters zu vermitteln." Der Papst ging auch kurz auf die Bedeutung der Seminarbildung der Priester ein, ohne sich jedoch mit konkreten Fragen der Priesterbildung in der Gegenwart zu befassen. Wichtig sei besonders, daß sich die Seminarvorstände ihrer Aufgabe gegenüber den Kandidaten voll und ganz bewußt seien und jedem einzelnen eine Betreuung angedeihen lassen, die zur Pflege des Berufes notwendig ist.

Seelsorgliche Neuerungen in der Diözese Metz

Die lothringische Diözese Metz mit ihrer geringen räumlichen Ausdehnung und ihrer großen Bevölkerungsdichte kann sowohl soziologisch wie demographisch als Beispiel für viele andere französische und ausländische Kirchensprengel angesehen werden, in denen infolge ständiger Umschichtungen und Entstehung neuer Zonen mit völlig heterogenen gesellschaftlichen Strukturen die Seelsorge vor ganz neue Aufgaben gestellt ist, zu deren Bewältigung sie noch nicht hinreichend gerüstet ist.

Das Gebiet der Diözese zählt ca. 900 000 Einwohner. Es zerfällt in vier voneinander völlig verschiedene Zonen. Die erste und wichtigste Zone bildet das Kohlengebiet östlich von Metz mit 300 000 Einwohnern. Das zweite Industriegebiet, westlich der Stadt, umfaßt etwa 260 000 Einwohner und ist vorherrschend von der Eisen- und Metallindustrie geprägt. Als dritte Zone kommt das eigentliche Stadtgebiet von Metz mit 220 000 Einwohnern hinzu. Die Stadt ist ein Handels- und Verwaltungszentrum. Die vierte Zone umfaßt die landwirtschaftlichen Gebiete, die jedoch nicht so geschlossen sind, wie die ersten drei Zonen. Das Bistum als Ganzes ist gekennzeichnet durch eine starke industrielle Expansion und durch den Zuzug von Arbeitern aus benachbarten Gebieten. Als seelsorgliches Sonderproblem sei hier die Anwesenheit von über 100 000 ausländischen Arbeitskräften im Gebiet der Diözese erwähnt.

Das Wort des Bischofs

Die Pro-Synode der Diözese, die am 5. April 1961 in Metz stattfand, befaßte sich eingehend mit der differenzierten sozial-ökonomischen Struktur der Diözese und ihren Folgen für die Seelsorge („La Croix", 26. 5. 61). Als Ergebnis der Beratungen ist jetzt ein umfangreiches Direktorium mit einer Reihe von Vorschlägen und Bestimmungen veröffentlicht worden, die der neuen Situation Rechnung tragen wollen. Bischof Paul J. Schmitt gibt in einem eigenen Vorwort zum Direktorium eine Reihe von Hinweisen, wie sich die Seelsorge der neuen Lage anzupassen hat (Église de Metz, Nr. 10, 1961).

In dem Vorwort heißt es: „Wir müssen vom ewigen Charakter unserer Aufgabe als Priester überzeugt sein, aber ebenso von der Relativität der Institutionen, die es stützen." In einer Zeit, in der alles in Bewegung geraten sei, müsse man dieser Bewegung auch in der seelsorglichen Praxis Rechnung tragen. „Wenn wir uns nicht der Zukunft öffnen, wenn wir nicht neue Lösungen zu finden bereit sind, wenn wir es allein bei den Erfahrungen der Vergangenheit bewenden lassen, dann wird eines Tages alles einstürzen." Auf drei Aufgaben weist der Bischof besonders hin: auf die Ausbildung eines geeigneten Klerus, auf die richtige Wahl der seelsorglichen Aufgaben und auf die Notwendigkeit einer stärkeren katholischen Laienbewegung.

Seine erste Sorge sind die Priester. Der Bischof stellt die Frage: „Verfügt diese Diözese über einen Klerus, der den immer neuen Problemen, die in einem im ständigen Wandel begriffenen Gebiet entstehen, mit hinreichender Offenheit und Aufmerksamkeit begegnet?" Er weist auf den herrschenden Priestermangel hin. Zugleich betont er die Notwendigkeit einer besseren und solideren Ausbildung der Priester. Er sagt, daß er sich trotz des herrschenden Priestermangels entschlossen habe, in nächster Zeit mehr Priester als bisher an die verschiedenen Hochschulen und Institute zu schicken, um sie dort besonders in den theologischen Hilfswissenschaften ausbilden zu lassen.

Von den Priestern, die in der Seelsorge stehen, verlangt der Bischof vor allem Aufgeschlossenheit gegenüber den besonderen Problemen der Seelsorge auch über den Rahmen der eigenen Pfarrei hinaus. Nicht zuletzt um dieser größeren Offenheit willen — gegenüber den Problemen der Zeit — empfiehlt der Bischof besonders die Pflege echter Priestergemeinschaften. Engste Zusammenarbeit aller Priester auf allen Gebieten der Seelsorge sei unerläßlich. Dabei werden die jungen Priester den Erfahrungen der Älteren Rechnung tragen müssen; umgekehrt bedürfen die jungen Priester, die heute besonderen Gefahren ausgesetzt sind, der klugen Führung der älteren Pfarrer. „Der junge Priester ist heute gefährdeter denn je. Gott verlangt von uns, daß wir unseren jungen Mitarbeitern helfen. Wir haben nicht das Recht, sie bloß zu kritisieren und ihre Fehler zu registrieren." Von einem Pfarrer, der aus irgendwelchen Gründen nicht mehr imstande ist, einen jungen Priester in die Aufgaben der Seelsorge einzuführen, verlangt der Bischof, daß er sich auf eine kleinere Pfarrei zurückziehe, wo er keine Kapläne unter sich habe. Besonders eindringlich sind die Ermahnungen des Bischofs hinsichtlich der richtigen Wahl der seelsorglichen Ziele. Er stellt fest, daß zwar alle seelsorglichen Aufgaben, die sich heute stellen, wichtig sind; das schließe jedoch nicht aus, daß es Prioritäten gebe. „Es gibt Aufgaben, die ohne Zweifel wichtig sind, es gibt aber andere, die unerläßlich sind." Deswegen sei es notwendig, eine „hierarchische Ordnung" der Seelsorgsziele aufzustellen. Als Beispiel führt der Bischof die Kinderseelsorge an. Es sei zwar wichtig, daß der Priester Kontakt mit den Kindern habe und aufrechterhalte. Aber der Priester habe ihn bereits durch Schule, Kommunion- und Firmunterricht. Daher sei die Bildung eigener Kindergruppen keine vordringliche seelsorgliche Aufgabe.

Als drittes betont der Bischof vor allem die Notwendigkeit verstärkter Katholischer Aktion. Und zwar gibt der Bischof hier den großen spezialisierten Apostolatsbewegungen, vor allem unter der Jugend (Christliche Arbeiterjugend, Christliche Landjugend usw.), den Vorzug vor den kleinen, auf das Pfarrterritorium beschränkten Gruppen. Die „Foyers de Jeunes" seien zwar als Arbeitsgemeinschaften und als Orte der Begegnung äußerst nützlich, „aber nur unter der Voraussetzung, daß die jungen Leute, die dort zusammenkommen, einander etwas zu sagen haben und daß sie dort eine wirkliche menschliche und geistige Bereicherung finden können". Dennoch reichten solche Zirkel häufig nicht aus, um Menschen für ein weltweites Apostolat zu formen.

Eine wirksame Katholische Aktion der Erwachsenen sei ebenso notwendig wie bei der Jugend. Von einem Pfarrer, der beispielsweise aus gesundheitlichen oder sonstigen Gründen nicht mehr imstande ist, selbst Gruppen der Katholischen Aktion zu bilden, verlangt der Bischof, daß er dafür die Hilfe eines Nachbarpfarrers oder eines jüngeren Geistlichen in Anspruch nimmt. Ein Priester aber, der sich weigere, eine Gruppe der Katholischen Aktion innerhalb seiner Pfarrei zu bilden oder zuzulassen, sei als Seelsorger nicht mehr geeignet. „Wir brauchen Laien. Unsere Kirche an der Mosel wird so lange nicht auf beiden Füßen stehen, als sie eine Kleruskirche ist."

Die Erneuerung des Dekanats

Aus den zahlreichen pastoralen Vorschlägen und Bestimmungen, die das neue Metzer Direktorium enthält, sollen hier jene herausgestellt werden, die für hochmobile Sozietäten, d. h. insbesondere für städtische Agglomerationen und rurale (Stadt-Land) Gebiete, von besonderer Bedeutung sind. Unter diesem Aspekt ist der Abschnitt über die Aufwertung und Reorganisierung des Dekanats von allgemeinem Interesse.

Das Direktorium geht von der Feststellung aus, daß die Bedürfnisse der Seelsorge vor allen organisatorischen Fixierungen den Vorrang haben müssen. Sobald eine Organisationsform nicht mehr einem wirklichen seelsorglichen Bedürfnis entspreche, müsse sie geändert werden. Dies treffe weitgehend für die Pfarreien zu. Sie seien in ihrer heutigen Form vielfach nicht mehr geeignet, die sich stellenden Probleme zu lösen. Die heutige Pfarrseelsorge werfe eine solche Flut von Fragen auf, daß sie gar nicht mehr von einem einzelnen gesehen, geschweige denn gelöst werden könnten. Da zudem die heutige Territorialpfarrei den Pfarrer in eine starke Isolierung dränge, verstärke sich so noch die Blickverengung bzw. Problemblindheit. Aus diesen Gründen sei die Förderung einer besseren Arbeitsteilung und überpfarrlichen Zusammenarbeit in der Seelsorge notwendig (die zudem die vielfache Gefährdung des Priesters heute reduzieren könnte). Die Bildung von eigenen Priestergemeinschaften in einer den Bedürfnissen der Seelsorge angepaßten Form sei deshalb besonders notwendig.

Um all diesen Forderungen annähernd zu entsprechen,

sollen dem Dechanten neue Kompetenzen (innerhalb der vom CIC festgesetzten Grenzen) übertragen werden. Der Dechant soll unter den geeignetsten Priestern der Diözese ausgewählt werden. Er soll aber nicht bloß Vorsitzender unter Gleichberechtigten sein, d. h. die jeweiligen Dekanatskonferenzen leiten und die mehr oder weniger formalen Jahresvisitationen in den Pfarreien durchführen, sondern er soll vom Bischof echte jurisdiktionelle Vollmachten erhalten und diesem für die Seelsorge im Dekanat voll verantwortlich sein. Aus diesem Grunde sollte der Dechant wenn möglich nicht Pfarrer einer Pfarrei im Dekanat sein, damit er für seine neuen Aufgaben frei sei. Der Dechant sollte jedoch seinen Amtssitz innerhalb seines Dekanats haben. Die Dekanate sollen so gebildet werden, daß sie möglichst homogene Seelsorgsgebiete umfassen. Vom Dechanten wird verlangt, daß er sich in der Seelsorge der ganzen Diözese auskenne und vor allem mit den Dechanten der anderen Dekanate seiner Zone Kontakt habe. Vor allem aber müsse er sein eigenes Dekanat kennen und mit den Geistlichen, die ihm unter- und zugeordnet sind, engen Kontakt halten. Im Direktorium heißt es: „Der Erzpriester (Dechant) muß genau erkannt haben, daß sich die Seelsorge heute nicht mehr auf das Gebiet der Pfarrei beschränken kann." Früher habe die Pfarrei den ganzen menschlichen Lebensraum umfaßt, „heute übersteigt das Leben der Pfarrkinder die Grenzen des Dorfes und eines Stadtteiles und erstreckt sich auf weitere Felder". Für die künftige Struktur der Dekanate selbst gibt das Direktorium folgende Anweisungen:

1. Auf dem Gebiet der eigentlichen Seelsorge. Der Dechant ist für die gesamte Seelsorge in seinem Distrikt der allein Verantwortliche gegenüber dem Bischof. Der Dechant wird vom Bischof jeweils für drei Jahre ernannt. Seine Amtszeit kann vom Bischof ohne weiteres verlängert werden. Er hat für die richtige Verteilung der Arbeiten innerhalb des Dekanates Sorge zu tragen. Die Verteilung der Arbeiten soll so vor sich gehen, daß womöglich jeder Priester eine Aufgabe für das ganze Dekanat übertragen bekommt. Jede Formation der Katholischen Aktion soll ihren eigenen Dekanatsassistenten haben, der mit ausreichenden Vollmachten gegenüber den Pfarreien ausgestattet ist. Der Dechant als oberster Koordinator der Seelsorge seines Gebietes soll im Einverständnis mit dem Bischof die einzelnen Richtlinien erarbeiten und dafür Sorge tragen, daß von den Geistlichen in einem sozial homogenen Gebiet mit möglichst gleichen Methoden gearbeitet wird.

2. Auf dem Gebiete der theologischen Bildung. Der Dechant soll dafür sorgen, daß jedem Priester jene Aufgaben übertragen werden, die er zu leisten imstande ist. Die heutige Seelsorge verlangt vom Priester Kenntnisse, die er sich, wenn er allein steht, nicht aneignen kann. Darum soll möglichst jeder Priester sich auf ein bestimmtes Gebiet spezialisieren. Jedes Dekanat soll einen Priester haben, der in der Dogmatik, Moral oder Pastoral oder in den verschiedenen theologischen Randgebieten bewandert ist. Auf den Dekanatssitzungen soll allen Priestern die Möglichkeit geboten werden, sich über die wichtigsten theologischen und pastoralen Fragen zu informieren.

3. Auf dem Gebiete des priesterlichen Lebens. Die neuen Formen seelsorglicher Zusammenarbeit sollen die Pfarrer, besonders die Landpfarrer, aus ihrer Isolierung befreien und ihnen eine größere priesterliche Gemeinschaft öffnen. Die priesterliche Gemeinschaft soll freilich nicht in einer unitas loci, sondern in einer engen Zusammenarbeit und einem regen Gedankenaustausch bestehen. Um dies zu ermöglichen, sollten freilich die Dekanate keine allzu großen, aber auch keine allzu kleinen Gebiete umfassen. Die Priester-Arbeitsgemeinschaft des Dekanates sollte mindestens zwölf und nicht mehr als dreißig Mitglieder umfassen. Zu große Gemeinschaften erschweren die Zusammenarbeit, zu kleine Gemeinschaften würden das Problem der Isolierung nicht befriedigend lösen.

Auseinandersetzung um eine Klostergründung in Schweden

Im Januar 1956, vor nunmehr fünf Jahren, hatten belgische Karmelitinnen in Glumslöv, einer kleinen Landgemeinde in Südschweden in der Nähe von Hälsingborg, ein Grundstück mit einem Bauernhaus erworben und ein klösterliches Leben begonnen. Am 30. September 1956 konnte die kleine provisorische Kapelle eingeweiht werden. Die Schwestern haben das Haus inzwischen für ihre Zwecke ausgebaut. Sie konnten vor allem zwei junge Schwedinnen als Novizinnen gewinnen. Darum glaubten sie den Zeitpunkt für gekommen, ihre Niederlassung als formiertes Ordenshaus mit päpstlicher Klausur zu errichten, und haben unlängst um die staatliche Genehmigung nachgesucht, die das schwedische Gesetz für eine Klostergründung im juridischen Sinne vorschreibt.

Man kann darüber streiten, ob die Art und Weise, in der die Schwestern dabei vorgegangen sind, in jeder Hinsicht glücklich war. Wichtiger ist es, sich an die gesetzliche Voraussetzung zu erinnern, auf Grund deren die Schwestern ihren Schritt unternommen haben: an das Religionsfreiheitsgesetz, das in Schweden seit dem 1. Januar 1952 besteht. Darin ist jedem in Schweden lebenden Menschen die freie Ausübung seiner Religion im Rahmen der allgemeinen Staatsgesetze zugestanden. Ja dem Schweden ist es erstmals anheimgegeben, aus der Schwedischen Staatskirche auszutreten, ohne sich einer andern Religionsgemeinschaft anzuschließen. Aber der sogenannte Klosterparagraph ist trotz allem beibehalten worden, einziges Relikt einer kirchenunfreundlichen Einstellung. Die Eröffnung eines Klosters ist danach an die ausdrückliche Genehmigung des Königs gebunden. Der Gesetzgeber wollte dabei die tatsächlich in Schweden seit Jahrzehnten bestehenden klösterlichen Niederlassungen der Birgitta-Schwestern sowie der Dominikaner und der Dominikanerinnen in ihrem Status nicht berühren. Sie betreiben ja Seelsorge und andere für die Sozietät erwünschte Tätigkeiten, müssen also nicht unbedingt ausschließlich als Klöster angesprochen werden. Wenn der Begriff des Klosters aber überhaupt einen Sinn hat, so kann man nicht umhin, ihn auf eine rein kontemplative und streng klausurierte Ordensgemeinschaft anzuwenden. Daher das Ansuchen der Karmelitinnen von Glumslöv.

Die Anfrage der Schwestern wurde inzwischen positiv beantwortet.

Es hat sich jedoch dabei gezeigt, daß der Klosterparagraph des schwedischen Religionsfreiheitsgesetzes durchaus nicht reine Formsache ist. Er ist mehr als das Nachhängen einer innerlich toten Tradition. Wie man es auch wendet, ein gewisser Katholikenschreck steht dahinter. Wohl hat Kirchenminister Edenman, seiner Parteizugehörigkeit nach Sozialist, der für die Entscheidung des Falles verantwortlich ist, die Genehmigung des Karmelitinnenklosters bald befürwortet. Er hat erklärt, es komme ihm vor allem darauf an, daß kein schwedischer Staatsbürger gegen

seinen Willen in einem Kloster festgehalten werde und daß der eventuelle Austritt eines Klosterinsassen für diesen keine nachteiligen Folgen mit sich bringen dürfe; er hat aber hinzugefügt, die heute in der katholischen Kirche geübte Praxis mache solche Befürchtungen gegenstandslos. Der Gesetzesausschuß dagegen, dem die Angelegenheit zur Beratung zugewiesen wurde, wollte die Genehmigung des Klosters an die Bedingung gebunden wissen, daß die Mehrzahl der Schwestern von Anfang an Schwedinnen sein müßten — was eine tatsächliche Ablehnung bedeutet hätte; denn vorerst sind von sechs Schwestern nur zwei Schwedinnen. Darauf wurde der Fall in den beiden Kammern des Parlaments debattiert. In beiden fanden sich Majoritäten für die grundsätzliche Zulassung des Karmels von Glumslöv, aber nur in der Zweiten Kammer eine Majorität für Zulassung ohne Bedingung; die Erste Kammer wollte in ihrer Mehrheit darauf bestehen, daß ein Kloster mit einer Mehrzahl ausländischer Ordensfrauen nicht zu dulden sei. Da Gesetzesausschuß und Kammern nur beratende Funktion hatten, hatte der Kirchenminister zu entscheiden. Er hat — wie schon gesagt — die Genehmigung für das Kloster erteilt und sie nicht an die umstrittene Bedingung geknüpft. In den vorausgegangenen Auseinandersetzungen war mehrfach die Rede von Freiheitsbeschränkung im Ordensleben. Es fiel sogar das Wort von Klöstern als geistlichen Konzentrationslagern. Der Jargon einer ebenso unrealistischen wie katholikenstutzigen Denkweise erwies sich als frisch und lebendig, in der Tagespresse so gut wie bei den Organen der Gesetzgebung.

In der katholischen schwedischen Presse, d. h. in der vierzehntäglich erscheinenden katholischen Kirchenzeitung sowie in der Kulturzeitschrift „Credo", hat man darauf hingewiesen, daß es zum Geist der Freiheit nicht recht passen will, zu verbieten, daß jemand sich aus Glaubensmotiven und aus freiem Entschluß einem Orden anschließt. Auch wurde die Inkonsequenz der liberalen Haltung herausgestellt, die darin liegt, daß sich einige Klostergegner auf das schwedische Kulturerbe beriefen und daß sie fürchteten, schwedische Glaubenstradition sei durch ein katholisches Kloster bedroht. Man kann ja nicht Religionsfreiheit proklamieren und gleichzeitig eine bestimmte Glaubenstradition zur Grenze für jeden andern Glauben machen wollen.

Die Vertreter des Liberalismus wissen eben etwas davon, daß christlicher Glaube, wo er ernst genommen wird, den Menschen von seiner Tiefe her durchformt. Und sie haben eine vielleicht unklare, aber doch einigermaßen sichere Vorstellung davon, daß in den Klöstern mit dem Glauben in einem besonderen Sinne ernst gemacht wird. Man kann daher letztlich ihre Reserve verstehen.

Die öffentliche Diskussion dieses Klosterfalles hat den Karmelitinnen in Schweden eine ganz unerwartete Publizität eingebracht. Ja sie hat manchem Schweden bewußt gemacht, daß die katholische Kirche in seinem Lande kräftig lebt.

Aus Amerika

Neue Pastoral für Lateinamerika

Mehrfach und immer wieder ist an dieser Stelle auf die strukturelle Schwäche der Kirche in Lateinamerika hingewiesen worden. Sie ist der eigentliche Hintergrund, den man ständig gegenwärtig sehen muß, wenn über Einzelereignisse aus dem religiös-kirchlichen Bereich berichtet wird. Diese Schwäche wird sich aber vor allem höchst gefährlich auswirken, wenn man im Licht soziologischer Erhebungen und statistischer Berechnungen die nahe Zukunft betrachtet. Dabei sind zwei Gesichtspunkte zu unterscheiden: der quantitative und der qualitative.

Quantitativ fällt die schnelle und starke Bevölkerungsvermehrung ins Gewicht. Lateinamerika zählt heute etwa 205 Millionen Einwohner; im Jahre 2000 wird es ungefähr 600 Millionen Einwohner haben. Der qualitative Gesichtspunkt ist zum großen Teil eine Folge des quantitativen: angesichts des wachsenden Bevölkerungsdruckes muß der Arbeitsmarkt schnell und nachdrücklich erweitert werden. Das bedeutet eine beschleunigte Industrialisierung mit den bekannten Begleiterscheinungen von Landflucht, Wachstum der Städte, sozialen Engpässen. Während 1925 nur 33 Prozent der Bevölkerung in Städten lebten, sind es heute bereits 50 Prozent. Besonders die Groß- und Hauptstädte sind in den letzten Jahrzehnten rasch gewachsen. Der Prozentsatz der lateinamerikanischen Bevölkerung, der Städte von über einer Million Einwohnern bewohnt, ist heute bereits höher als in den Vereinigten Staaten. Dabei bleibt auf Grund der modernen Technik von Verkehr und Nachrichtenübermittlung auch die ländliche Welt nicht mehr unberührt, so daß auch hier grundsätzlich neue Probleme auftreten, die bewältigt werden müssen.

Die Pastoration sieht sich also in Lateinamerika vor ähnlichen Aufgaben wie etwa in Afrika, das ja auch von einer ganz ähnlichen Entwicklung ergriffen ist. Es ist uns durchaus geläufig, die afrikanische Kirche als Missionskirche zu bezeichnen. Man wird sich daran gewöhnen müssen, in der lateinamerikanischen Kirche nicht minder eine Missionskirche zu sehen — vielleicht sogar noch mehr, denn welcher Kirche wäre je in der ganzen Geschichte eine größere Aufgabe gestellt worden als die, binnen 40 Jahren 400 Millionen neue Christen zu integrieren, noch dazu von einer so schmalen Startbasis aus, wie sie die gegenwärtige Lage der Kirche in Lateinamerika mit ihrem Defizit von hundert- bis hundertzwanzigtausend Priestern bietet?

Eine Analyse von Bischof Larraín Errázuriz

In diesem Zusammenhang scheinen uns die Überlegungen wichtig, die der Bischof von Talca (Chile), Manuel Larraín Errázuriz, der Vizepräsident von CELAM, in der chilenischen Zeitschrift „Pastoral Popular" veröffentlicht hat. (Der Beitrag wurde auch in „Mensaje", Februar 1961, dem Organ des hispano-amerikanischen Priesterhilfswerks — OCSHA — Madrid, nachgedruckt.)

Bischof Larraín schreibt unter der Überschrift „Kraft und Schwäche der Kirche in Lateinamerika" folgendes:

Abwesenheit der Kirche in Lateinamerika. Diese Studie mag auf den ersten Blick pessimistisch scheinen. Sie ist es nicht, wie man sehen wird. Aber ihr Anliegen ist es gerade, die schwachen Punkte unserer Pastoral aufzuzeigen und das Nichtvorhandensein der lateinamerikanischen Kirche auf den verschiedenen Gebieten des Wirkens unter den Menschen unseres Kontinents darzutun.

1. Als Vorbemerkung müssen wir auf das Fehlen einer klaren Gesamtkonzeption für die Seelsorge hinweisen. Die verschiedenen kirchlichen Einrichtungen treten nicht in entsprechender Zuordnung in Erscheinung, um gemeinsam wirken zu können.

Niemand kann leugnen, daß es in Lateinamerika viele

blühende apostolische Organisationen gibt, aber man muß zugeben, daß sie voneinander unabhängig sind und beziehungslos nebeneinander stehen.
So erweist sich ein echter Gesamtplan für die Seelsorge als dringend notwendig: klar, bestimmt und wirklichkeitsnah. Ein Seelsorgsplan im Dienste der Glaubensverkündigung, der von interamerikanischer Ebene über die nationale Ebene in den Raum der einzelnen Diözese führt und von da über den Bischof die Pfarrer und alle Priester erreicht, in die Seminare und anderen Ausbildungsstätten des Klerus hineinwirkt, die Ordensleute beiderlei Geschlechts, Weltliche Institute, Gliederungen der Katholischen Aktion und religiös-apostolische Vereine im Sinne der großen Aufgabe orientiert, das Reich Gottes erbauen zu helfen. „Apostolischer Individualismus ist nicht nur Mangel an Gehorsam, er ist ein Glaubensirrtum" (Alexandre Renard, Bischof von Versailles).
2. Ferner fehlt es an seelsorglichen Weisungen für das harmonische Zusammenwirken zwischen weltlichen Einrichtungen, die aus christlichem Geiste stammen, und der unmittelbar kirchlichen Wirksamkeit der Hierarchie aus dem Gefühl für den Gemeinschaftssinn des Lebens heraus; nur so könnten Strukturen gefördert oder geschaffen werden, die zu einer vollmenschlichen und vollchristlichen Entwicklung des Volkes führen.
3. Es fehlt auch am tätigen und kraftvollen Einsatz der Katholiken (vor allem der Laien) auf dem Gebiet von Wissenschaft und Technik, die mit der wissenschaftlichen Autorität einer soliden Ausbildung und mit fundiertem religiösem Wissen wirklichkeitsnahe Antworten auf die sittlichen Fragen geben könnten, wie sie von Wissenschaft und Technik aufgeworfen werden. Ebenso fehlen christliche Führungskräfte, die sowohl technisch wie auch religiös imstande wären, die menschlichen Aufgaben auf pädagogischem, wirtschaftlichem, sozialem, staatsbürgerlichem Gebiet anzupacken.
Wohl haben wir religiöse Bildungswerke und können auf diesem Gebiet, trotz vielen Mängeln, doch große Fortschritte verzeichnen. Aber stehen sie im Leben und bereiten sie für das Leben vor? Stehen sie in unmittelbarer Beziehung zu den menschlichen Bereichen, in denen sich die apostolische Arbeit nachher vollziehen soll?
4. In geradezu tragischer Weise fehlt es an der Kenntnis der kirchlichen Soziallehre. Die meisten unserer katholischen Schulen haben sie nicht in den Lehrplan aufgenommen. Die Mehrzahl der katholischen Unternehmer setzt sie nicht in die Tat um. Die führenden Klassen leisten ihr praktisch Widerstand. Persönlich gute Katholiken, haben sie in wirtschaftlichen und sozialen Fragen eine typisch liberale und individualistische Einstellung. Selbst der Klerus schweigt sich in seiner Mehrheit über die christliche Soziallehre aus.
5. Bei dieser Unkenntnis der Soziallehre ist unausbleiblich, daß keine Gesamtschau vorhanden sein kann, die klar die Vielfalt der Ziele wahrnimmt und einander zuordnet.
Notwendige Folge davon ist die Uneinigkeit der Katholiken auf politischem Gebiet. Jede Politik setzt eine Gesamtschau voraus und ist der Ausdruck einer begründeten Meinung. Es fehlt innerhalb der bürgerlichen Freiheiten eine staatspolitische Grundgesinnung, die imstande wäre, den guten Willen des ganzen Volkes auf ein in der Schöpfungsordnung verankertes, historisch und kulturell christliches Menschenbild auszurichten.
Die politische Uneinigkeit der Katholiken ist nicht zufällig und kommt auch nicht nur aus dem leidenschaftlichen Temperament. Vielmehr stammt sie ursächlich aus den eben genannten Gründen, und nur wenn diese behoben sind, kann auch die Folge verschwinden.
6. Die Kirche ist in keiner Weise an den sozialen Grundstrukturen beteiligt, ebensowenig wie an den Institutionen, denen die Förderung menschlicher Gruppen und Gemeinschaften obliegt. Es fehlt an christlichen Führungskräften für diese Aufgaben, die ganz wesentlich Sache der Laien wären. Das führt zu der wichtigen Frage: Werden Katholische Aktion und die anderen apostolischen Bewegungen dem Auftrag gerecht, der ihnen aus der Krise unserer Gegenwart erwächst? Alle diese Bewegungen beschränken sich hauptsächlich darauf, Mitglieder zu gewinnen, statt in den sozialen Grundstrukturen ihren Einsatz zu leisten. Die Kirche und die von ihr angeregten und geführten apostolischen Werke müssen das wichtigste Anliegen des heutigen Menschen begreifen: den persönlichen und gesellschaftlichen Aufstieg. Wenn Plan und Aktion des Apostolats sich auf diese Dinge richten, dann wird die Kirche das Lateinamerika von morgen aufbauen und taufen können. Andernfalls schwimmt man gegen den Strom und erreicht nichts. Der Weg weist eindeutig auf die Höherentwicklung der Gesellschaft. Die apostolische Laienbewegung muß also geeignete Führungskräfte für diese Aufgabe heranbilden. Die Welt von morgen gestaltet sich mit uns oder ohne uns. Aber wenn sie sich ohne uns gestaltet, dann tut sie es *gegen* uns.

Ansätze und Chancen

Im Anschluß an die Analyse stellt Bischof Larraín einige Überlegungen über die Chancen, Möglichkeiten und Aufgaben der Kirche in Lateinamerika an. Er schreibt:
1. Es gibt einen reichen Bestand christlicher Tradition als Erbe einer großen Missionsepoche.
2. Es gibt in Lateinamerika ein religiöses Seelenleben, das offen ist für alle großen christlichen Werte.
3. Es gibt auch ein Verlangen nach Bildung und sozialem Aufstieg, das weithin von der Kirche gelenkt werden kann.
4. Die Katholische Aktion hat in den wenigen Jahren ihres Bestehens und trotz großer Schwierigkeiten qualifizierte, bewußte und durchgebildete Laien herangezogen.
5. Die Bemühungen von CELAM haben in den paar Jahren seines Bestehens gezeigt, was bei einem geplanten, methodischen und koordinierten Handeln erreicht werden kann.
6. Bei den Katholiken Europas und Nordamerikas erwacht sehr stark die Gewissenspflicht, der lateinamerikanischen Kirche die Mittel zu bieten, die sie braucht, um von den Wurzeln her in ihrem Wirken gekräftigt zu werden.
7. Die neue Generation ist viel geöffneter für eine gesunde soziale Entwicklung.
8. Die Gefahren, die noch vor ein paar Jahren sich abzeichneten, daß die Katholiken christlich-demokratischer Richtung allzusehr geneigt waren, sich „nach links zu öffnen", sind so gut wie verschwunden, und man braucht nicht zu fürchten, daß sie wieder aufleben, wenn die Hierarchie ihnen geistlichen und theologischen Beistand in taktvoller Form gewährt.
9. Die Anwesenheit der Kirche in der Geschichte Lateinamerikas kann man nicht leicht auslöschen. Die Völker erwarten von ihr eine Lösung ihrer Probleme; wichtig ist,

daß die Kirche diese Fragen entgegennimmt und auf sie eine christliche Antwort gibt.

10. Endlich ist zu sagen, daß es in Lateinamerika im Klerus und unter den Laien geistliche und intellektuelle Werte ersten Ranges gibt, die fähig wären, die großen sozialen Bewegungen des Kontinents in die rechte Bahn zu lenken.

Anwesenheit der Kirche in Lateinamerika. Wir kommen zum letzten Punkt, der das Vorhergehende zusammenfassen und positive Hinweise angesichts der Tatsache der kommunistischen Bedrohung Lateinamerikas geben soll. Wir werden sie in wenigen Sätzen formulieren, und zwar so, daß wir der Einfallslinie des Kommunismus folgen und jeweils die Schlüsselpunkte angeben, wo wir selbst einsetzen müssen.

1. Der Bereich von Wissenschaft und Technik. Dringend notwendig ist es, die besten unter unseren Katholiken auf die Gebiete von Wissenschaft und Technik hinzulenken und ihnen zugleich eine gründliche religiöse Bildung zu geben.

In jedem lateinamerikanischen Lande müssen Forschungs- und Planungsstellen geschaffen werden, die den Zusammenhang zwischen den sozialen Bereichen und der wissenschaftlichen Arbeit herstellen. Hier wären Techniker auszubilden, die imstande sind, die christliche Antwort auf die vielfältigen Fragen von heute zu geben.

2. Führungskräfte. Die Überzeugung muß gekräftigt werden, daß die Katholische Aktion und alle anderen apostolischen Bewegungen, wie auch die katholischen Schulen, in erster Linie um die Heranbildung von Aktivisten bemüht zu sein haben. Ohne Führung ist die Masse nicht in Bewegung zu bringen. Anderseits wird sie immer genau die Richtung einschlagen, die eine überlegene Führung ihr weist.

Diese Führungskräfte haben die doppelte Aufgabe: die Welt zu ordnen und zu heiligen. Verständnis für die Bedeutung der zeitlichen Werte ist dazu Voraussetzung. Eine Welt ist zu schaffen, in der christliches Leben möglich und lohnend ist. Daher die Notwendigkeit, systematisch Laienkräfte zu formen, die diese Funktionen in der fassen und positive Hinweise angesichts der Tatsache der Gesellschaft übernehmen können. Sonst fehlen der Kirche in Lateinamerika die Grundvoraussetzungen für die Entwicklung geistlichen Lebens und übernatürlicher Entfaltung.

Es müssen also entsprechende Ausbildungsstätten für Führungskräfte geschaffen werden, wie etwa die Institute für das Landvolk, die in Chile unter der Leitung der ländlichen Katholischen Aktion arbeiten.

3. Doktrin. Die dringende Notwendigkeit, die Soziallehre der Kirche kennenzulernen und ihre konkreten Anliegen in Lateinamerika zu zeigen, muß eingeschärft werden. Jedes Land müßte, entsprechend den Weisungen des Episkopats, ein Ständiges Sekretariat für die Veranstaltung Sozialer Wochen haben. Unter der Initiative und Leitung des CELAM sollten darüber hinaus in systematischer Form über ganz Lateinamerika Interamerikanische Soziale Wochen gehalten werden. Auch sollte CELAM ersucht werden, ein Handbuch der Soziallehre für katholische Schulen und Universitäten zu verfassen. Der Unterricht in Soziallehre müßte in allen katholischen Schulen Pflichtfach sein. Fakultäten für Sozialwissenschaft sollten an allen katholischen Universitäten Lateinamerikas errichtet werden. Auch sollten auf entsprechendem Wege die Häuser, denen die Ausbildung des Klerus und der Ordensleute obliegt, angehalten werden, die Soziallehre der Kirche zum Unterrichtsfach zu machen.

4. Die apostolischen Bewegungen und ihre Ausrichtung auf die Neuordnung der Gesellschaft. Die spezialisierte Katholische Aktion ist von höchster Bedeutung im Hinblick auf die Fühlungnahme mit den verschiedenen Milieus und ihre Durchdringung; je verschiedene Organisationen sind nötig, um die Welt der Arbeiter oder die der Landbevölkerung zu erfassen. Dabei muß Überorganisation vermieden werden, welche die Katholiken von den großen Lebensfragen isolieren würde. Hingegen muß eine Katholische Aktion gefördert werden, die ein doppeltes Feld der Betätigung eröffnet:

a) Innerhalb der Berufswelt. Hier muß das christliche Leitbild für ein Unternehmen aufgerichtet und das Gewissen der Unternehmer gebildet werden. Der im Beruf tätige Katholik soll auch an der entsprechenden Organisationsform teilnehmen und ein klares Arbeitsethos besitzen, so daß der Beruf eingeordnet wird in eine Gesamtschau christlicher Sozialordnung.

Die Gewerkschaftsbewegung verlangt die Mitarbeit der Mitglieder der Katholischen Aktion. Dafür ist eine Schulung nötig, die die Ansatzpunkte entdeckt und weiterentwickelt, damit die Gewerkschaft sich nach den Grundsätzen der christlichen Soziallehre ausrichtet und ihren innerweltlichen Zweck erreicht.

b) Innerhalb der Gesellschaft. Die Katholische Aktion muß den geistig mündigen Christen heranbilden, der fähig ist, sich in allen Lebensformen zu bewähren. Der Beweggrund der Katholischen Aktion muß der Dienst sein, den man immer besser zum Wohl der Einzelmenschen und des Milieus einsetzt. Der Weg in die Zukunft weist eindeutig auf die Höherentwicklung der Gesellschaft: das ist der klare Leitsatz, dem die Aktivisten zu folgen haben. Es gibt in Lateinamerika ganze Menschengruppen, die statt dessen, soziologisch gesehen, im Abstieg begriffen sind. Um so wichtiger ist es, daß die Kirche sich der Grunderziehung annimmt und sie in ihre Seelsorge in den Vorstädten, auf dem Lande und in der eigentlichen Mission einbaut. Das ist besonders wichtig dann, wenn durch Rundfunkschulen diese Grunderziehung in Gebiete getragen wird, die geographisch weit von den Kulturzentren entfernt sind.

c) Die Bildung des Aktivisten. Der Laie muß lernen, im Alltagsleben eine Gnadenquelle zu entdecken, die ihm eigens dafür fließt, damit er alle seine Handlungen christlich durchfluten kann. Gott hat ja dem Laien die Aufgabe anvertraut, den Dingen dieser Welt einen christlichen Sinn zu geben. Die Kirche erwartet von ihren Gläubigen, daß sie ihren Auftrag, die zeitliche Ordnung christlich zu gestalten, treu erfüllen. Das ist nicht unmittelbar Aufgabe der Geistlichen. Die Kirche bedarf eines reifen, verantwortlichen Laienstandes. Der Laie behauptet in der Kirche einen nur ihm eigenen, besonderen Platz. Seine Wirkung wird sich zunächst im engeren Lebenskreise der Seinen erweisen. Schon damit bekommt sein ganzes Leben einen apostolischen Sinn. Alles wird bei dieser Aufgabe größer. So hat auch das Laienapostolat einen echt seelsorglichen Sinn und eine klare Verantwortung für die ihm anvertrauten Seelen. Wenn ein Laie sich „gesandt" fühlt, diesen Menschen, jene Menschengruppe zu retten, dann wird aus ihm ein Aktivist — Mitglied der Katholischen Aktion und verantwortlich für das Heil anderer. Das hat ein kraftvolles geistliches Leben zur Vorbedingung, ferner eine gründliche Bildung, die ihn ermächtigt, christliche

Ideen und Ideale in anderen zu zünden, und eine besondere Schulung im apostolischen Auftrag. Jedes Mitglied der Katholischen Aktion müßte wirklich solch ein Aktivist sein. Wo bliebe sonst die Katholische *Aktion?* Nicht nur bestimmte Personen müssen dieser Aktion ausgesetzt sein, sondern auch die bürgerlichen Institutionen, die Unterrichtsanstalten usw., so daß im wirklich aktiven Mitglied der Katholischen Aktion Gott selber in den verschiedenen Milieus gegenwärtig wird. Denn nicht der Zufall, sondern Gottes Vorsehung hat ihn an diesen Platz gestellt.

Das tiefste Übel in Lateinamerika besteht wohl darin, daß dem Katholiken der Sinn für die Kirche mangelt. Das erklärt viel. Wir begnügen uns mit einer vagen Frömmigkeit und Moral. Wir vernachlässigen die apostolische Bildung. Und wenn wir schon das apostolische Verantwortungsgefühl wecken, dann meist nur in Richtung des ausschließlich Religiösen, anstatt darauf aus zu sein, zu zeigen, daß die allererste und unabdingbare Aufgabe des Laien darin besteht, die zeitlich-innerweltlichen Strukturen, in denen er lebt, menschlich und christlich zu gestalten.

d) Blick auf die Zukunft. Zum Schluß noch folgendes: das Gewissen der Katholiken für ihre soziale Sendung muß vor allem angesichts der zukünftigen Entwicklung geweckt werden. Sie müssen fühlen, daß ihre Wirksamkeit nicht nur in der Verteidigung bestehen darf, sondern darin, die berechtigten Erwartungen der Völker zu fördern. Sie müssen begreifen, daß man den Kommunismus nicht mit Waffengewalt oder Polizeimaßnahmen besiegen kann, sondern durch die volle Wiederherstellung der christlichen Wertordnung: des Wertes der menschlichen Person, der Wirtschaft, die nicht auf Gewinn aus ist, sondern auf die Bedarfsbefriedigung; des menschlichen Sinns des Wirtschaftslebens; der menschlichen und übernatürlichen Würde der Arbeit; der Freiheit der menschlichen Person von wirtschaftlichem Determinismus; der Schau einer Zivilisation, die nicht auf dem Mehr-Haben, sondern auf dem Mehr-Sein ruht.

Wenn dieses Zukunftsbild die Pastoral in Lateinamerika beseelt, dann wird der Kontinent seiner christlichen Berufung treu bleiben können.

Aus den Missionen

Daß durch die Predigt des Evangeliums und der Lehre der Kirche in den heidnischen Ländern die rechte soziale Ordnung grundgelegt werde. Missionsgebetsmeinung für August 1961

Die Gebiete, in denen die katholischen Missionare tätig sind, befinden sich in einer sehr schnellen und tiefen gesellschaftlichen Umgestaltung. In vielen Missionen erinnert die augenblickliche Lage an das Europa des 19. Jahrhunderts, als die Industrialisierung das soziale Problem der aus ihrer traditionellen Umwelt herausgerissenen und der Gefahr der Ausnutzung durch einen profitgierigen Kapitalismus ausgesetzten Arbeiterschaft schuf. Indes ist die Lage in den Missionsgebieten unvergleichlich ernster. Während in Europa sich der sog. Vierte Stand langsam emporarbeitete, ohne die bestehenden sozialen Strukturen sofort erschüttern zu können, drängen in Afrika und Asien überall die Massen mit größter Beschleunigung zur Macht, während gleichzeitig das ganze gesellschaftliche Gebäude erschüttert wird, angefangen von der Familie bis zum Staat. Es handelt sich um eine totale Umformung, zu der es in der Geschichte der sozialen Umwälzungen in Europa zu Beginn des Maschinenzeitalters keine Parallele gibt. Die ganze Bevölkerung großer Gebiete wird plötzlich aus einer innerlich gleichförmigen und beständigen ländlichen Umwelt in ein buntscheckiges und in ständigem Fluß befindliches Industriemilieu überführt. Die Berührung mit einer andersartigen, bisweilen grob materialistischen und auflösenden Zivilisation ruft eine ungeheuere geistige Gärung hervor, die in dem Maße artikulierter und gefährlicher wird, als das Analphabetentum zurückgeht. Irgendwie wird sich aus dem Werden von heute eine neue Ordnung herauskristallisieren. Wie wird sie aussehen? Wie lange wird sie Bestand haben? Nach christlicher Überzeugung, die sich auf die lange Erfahrung der Kirche bei der sozialen Höherführung der Völker stützt, hat eine Sozialordnung nur Bestand, wenn die Völker die Gesetze anerkennen und beobachten, die der Schöpfer selbst zur Ordnung der gesellschaftlichen Beziehungen in die Menschennatur hineingelegt hat. Auch die Geschichte der uralten nichtchristlichen Kulturen, die jetzt bedroht sind, bestätigt diese Wahrheit. Ohne den grundlegenden Gehorsam gegen die Schöpfungsordnung hätten diese nie Dauer und Bestand gehabt, mögen auch vor allem aus den heidnischen Religionen herrührende Einflüsse ihre Erkenntnis der sittlichen Ordnung getrübt haben. Wenn die Kirche heute wie immer für die Erfüllung des natürlichen Sittengesetzes im sozialen Leben mit aller Kraft eintritt, so leistet sie den Völkern, die vor der Aufgabe stehen, sich eine neue Ordnung zu geben, den größten Dienst. Sind sie doch in Gefahr, mit den bisherigen, religiös bestimmten gesellschaftlichen Ordnungen auch die Sanktion des Sittengesetzes durch die Religion preiszugeben und damit ihre Gewissensbindung an die verpflichtenden Normen des gesellschaftlichen Lebens zu lockern oder zu beseitigen. In den dünnen Bildungsschichten dieser Länder breitet sich der religiös-sittliche Indifferentismus aus, der Kommunismus wirbt um die Massen mit seiner materialistischen Weltanschauung, ein übersteigerter Nationalismus mißachtet das Sittengesetz in den Beziehungen zu den Nachbarvölkern, und manche der neuen Staatsführer sind in dem an sich berechtigten Bestreben, die wirtschaftlich-soziale Not zu beseitigen, ohne weiteres bereit, zu totalitären Regierungsmethoden zu greifen. Sie mißachten die natürlichen Grundrechte des einzelnen, der Familie, der noch im Großfamilienverband lebenden Gruppierungen, und sie werden dazu besonders verführt durch die Beobachtung, daß die alten Bindungen unter dem Anprall der technischen Zivilisation zerfallen. Obwohl sie oft betont den Kommunismus ablehnen, bereiten sie ihm so den Weg. Es fehlt ihnen jede Vorstellung einer ewig gültigen Naturordnung, die in jeder neuen Ordnung unberührt bleiben muß. In manchen dieser Staaten ist die Kirche — eine oft kleine Minderheit — der einzige konsequente Verteidiger des natürlichen Sittengesetzes im sozialen Leben, dessen Haltung man nicht versteht oder verstehen will. Sie muß es sich deshalb gefallen lassen, daß man sie als reaktionär betrachtet, ihr Bemühen auf sozialem Gebiete beargwöhnt und ihre Sozialorganismen nicht zur Entfaltung kommen läßt. Anderseits ist die Situation ein starker Anruf an die Kirche, die dank der Offenbarung und des Schutzes des kirchlichen Lehramts das Naturgesetz in seiner Reinheit durch die Jahrhunderte unverkürzt bewahrte, mit der Verkündigung des Naturrechts auch die christliche Religion zu

bringen und so das entstandene religiöse Vakuum auszufüllen. Die Offenbarung hat die Kirche auch gelehrt, daß ein bloß auf der sittlichen Naturordnung beruhendes Sozialleben wegen der von der Erbsünde geschwächten Natur des Menschen notwendigerweise mit großen Mängeln behaftet ist. Es drängt sie deshalb, den Völkern die Gnade und das Gesetz Christi zu bringen, das die sittliche Naturordnung umgreift, auf die Ebene der übernatürlichen Ordnung hinaufhebt und die aus Gott geborene Nächstenliebe zur Seele einer christlich verstandenen Sozialordnung macht. Damit gibt die Kirche der Welt ein Sozialprinzip, das erstmalig und einmalig in der Geschichte der menschlichen Beziehungen steht. Bekundet sich hier ein unwirklicher Optimismus? Die Antwort gibt uns die seelische Lage der Menschheit in der zu einer Einheit des Lebens und Schicksals zusammenwachsenden Welt, „die sich in immer schnellerem Lauf in zwei feindliche Lager spaltet, für oder gegen Christus. Sie schwebt gegenwärtig in größter Gefahr, aus der nur Rettung durch Christus oder ein Untergang in Schrecken folgen kann" (Enzyklika *Evangelii Praecones;* vgl. Herder-Korrespondenz 5. Jhg., S. 548).

Das Evangelium — Grundlage der rechten Sozialordnung

„Die Ausbreitung der Wahrheit und der Liebe Jesu Christi ist die eigentliche Aufgabe der Kirche. Darum ist es auch ‚ihre heilige Pflicht, den Völkern im Rahmen des Möglichen die Wohltat ihres Lebens und ihrer Lehre zu vermitteln, auf denen sich eine neue, an christlichen Grundsätzen ausgerichtete gesellschaftliche Ordnung aufbauen kann'." So erklärt Johannes XXIII., Worte Pius' XII. aus der Missionsenzyklika *Fidei Donum* zitierend, in dem Missionsrundschreiben *Princeps Pastorum* (Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 174). Die christliche Sozialordnung ruht also auf dem Evangelium und kann von ihm nicht getrennt werden. Sie ist „Botschaft von Gott und Seiner heiligen Ordnung (und nicht Botschaft von Menschen). Sie steht im Dienste Gottes, und durch sie soll der Raum mitgeschaffen werden, in dem Gottes Herrlichkeit sich offenbaren, in dem Gottes Königtum sichtbar werden will. Daher tragen die sozialen Botschaften der Kirche auch stets den Charakter der Verkündigung des Königtums Christi, die Art und Gestaltung der Wegweisung, Ausrichtung und Mahnung, niemals aber denjenigen humanistischer Reformprogramme und Modernisierungskonzepte oder innerweltlich orientierter sozialphilosophischer Konstruktionen" (Dr. G. Schückler, Mission und sozial-caritativer Dienst. Priester und Mission I 1960, S. 44). Sie sind immer auf das letzte ewige Ziel des Menschen ausgerichtet, wenden sich eben deshalb auch an den ganzen konkreten Menschen mit Leib und Seele und suchen die Hindernisse zu beseitigen, die ihm aus einem nicht auf die Gottesordnung ausgerichteten sozialen Leben auf dem Wege zur Erreichung des letzten Zieles begegnen. Getreu ihrer eigentlichen Aufgabe beschränkt sich die Soziallehre der Kirche auf den religiös-sittlichen Bereich. Hinsichtlich der praktischen oder technischen Seite der sozialen Dinge hat die Kirche keine Sendung und niemals ein eigenes ökonomisches oder soziales System aufgestellt. Sie legt nur die Normen vor, die Grundlage für die praktische Verwirklichung ihrer Sozialbotschaft sind.

Die Gebetsmeinung legt den Nachdruck auf die „Wohltat der Lehre" der Kirche für das soziale Wohlergehen der Völker. Der oben zitierte Satz aus der Enzyklika *Princeps Pastorum* spricht aber von der Wohltat ihres Lebens *und* ihrer Lehre als Grundlagen einer christlichen Sozialordnung. (Einige Übersetzer der Enzyklika haben den Sinn der Stelle verkürzt, indem sie das „aus welchen" [ex quibus] so übertrugen, als ob im Text „aus welcher" [ex qua] stände. So wird der Eindruck erweckt, das Rundschreiben wolle nur die Lehre der Kirche als Fundament der katholischen Soziallehre bezeichnet wissen.) Wenn die Enzyklika hier vom Leben der Kirche spricht, denkt sie nicht nur an die durch sie vermittelte Heiligung des sozialen Lebens (Kirche als Lebensprinzip der menschlichen Gesellschaft), nicht nur an das werbende Beispiel einer christlich geordneten Gemeinschaft, nicht nur an das Zeugnis der Liebe, das von ihren Caritaseinrichtungen ausstrahlt, sondern auch an ihre unbestreitbar großen Leistungen zur Hebung der Völker und zur Linderung jeder Art menschlicher Not. Von diesen Leistungen geben Geschichte und Gegenwart Kunde. Von ihnen sprach Ende April Erzbischof Sigismondi, der Sekretär der Propagandakongregation, bei einem Treffen von 50 Generalprokuratoren missionierender Orden mit Vertretern der FAO in der Nähe von Rom, indem er dem Wunsche Ausdruck gab, „daß die heute so zahlreichen Herde gestörter Ordnung in der Welt alle Missionare anspornen mögen, wo sie es können, ihre hehre Arbeit für die geistige und geistliche Hebung der Völker, für den Frieden und das gesellschaftliche Wohlergehen fortzusetzen, die sie seit Jahrhunderten im Namen Christi ausüben". Bei dem gleichen Treffen erklärte ein Vertreter der FAO, das Interesse der Weltorganisation für die Missionswelt sei immer stärker geworden, weil man begriffen habe, welch kostbarer Mitarbeiter der Missionar „im Kampf gegen den Hunger" und bei Durchführung des Programms der Weltorganisation zur Besserung des Lebensstandards der notleidenden Völker sei („Osservatore Romano", 30. 4. 61). Wenige Wochen vorher unterzeichnete der brasilianische Staatspräsident Janio Quadros in Gegenwart der Bischöfe Nordost-Brasiliens ein Dekret, das die sog. Grunderziehung über den Rundfunk im sog. „Polygon der Trockenheit", einem Elendsgebiet ersten Ranges, den Bischöfen dieser Gebiete anvertraute und dafür erhebliche staatliche Beihilfen zusicherte. Die brasilianische Bischofskonferenz hatte vor einigen Jahren nach dem Vorbild des von P. Salcedo in Kolumbien geschaffenen Systems der Rundfunkschulen („Radio Sutatenza") ein Netz von Schulsendern (mit entsprechenden Empfangsapparaten in Tausenden von Orten) geschaffen, um sich so an einem nationalen Programm der Grunderziehung zu beteiligen. Erklärtes Ziel dieser von den Bischöfen eingeleiteten Aktion ist, nicht nur den Analphabetismus zu überwinden, sondern die Landbevölkerung instand zu setzen, ihre Schwierigkeiten selbst zu meistern und in gegenseitiger Hilfe das bürgerliche, sittliche, wirtschaftliche und soziale Lebensniveau zu heben. Die katholische Kirche Brasiliens besitzt zur Zeit 79 Sendestationen für Grunderziehung. 24 weitere sind im Aufbau. Den bestehenden Sendern sind 5000 Schulen mit Zehntausenden von Schülern angeschlossen. Die Regierung war durch die Erfolge dieser Unternehmungen derart beeindruckt, daß sie beschloß, sich an dem Experiment zu beteiligen und den Bischöfen die Bitte vorzutragen, ihre Schulsender über alle unterentwickelten Gebiete des riesigen Landes zu verbreiten. Ein Fünfjahresplan, der in der neuen Hauptstadt Brasilia ausgearbeitet wurde, sieht vor, daß der Episkopat im Jahre 1961 15 000 Rundfunkschulen einrichtet. Ihre Zahl soll sich fortschreitend vergrößern, um im Jahre 1965 75 000 zu

erreichen („Osservatore Romano", 28. 4. 61). In diesem Zusammenhang sei auf die umfassenden Planungen und die schon begonnenen Verwirklichungen des „Bischöflichen Hilfswerks Misereor — gegen Hunger und Krankheit in der Welt" deshalb besonders hingewiesen, weil diese Aktion sich zu einer der größten Hilfswerke der Kirche auf wirtschaftlich-sozialem Gebiete auszuweiten scheint.

Angesichts der riesigen Aufgaben der Entwicklungshilfe wird der technisch-materielle Beitrag der Kirche naturnotwendig gering bleiben müssen. Um so größer kann ihr geistig-sittlicher Beitrag zur Lösung der Probleme sein. Vor allem ist auch der Zeugniswert dieser sozialen Aktionen der Kirche groß, wenn sie wirklich aus dem Geiste der kirchlichen Soziallehre Gestalt annehmen. Dies hängt wiederum davon ab, ob die richtigen Helfer gefunden werden. Ein schlecht geführtes kirchliches Sozialunternehmen kann auch gegen die Kirche zeugen! Es ist ferner wohl zu beachten, daß die jeweils angewandten Methoden kirchlicher Sozialhilfe an menschlicher Begrenztheit und Irrtumsfähigkeit teilnehmen und nicht einfachhin der Ausdruck der kirchlichen Soziallehre sind, die eben nur die religiös-sittlichen Prinzipien verkündet und niemals die Anwendung bestimmter Systeme mit ihrer Autorität deckt. Anderseits besteht eine dringende Notwendigkeit, daß die Anwendbarkeit der katholischen Soziallehre auf die werdenden neuen Sozialstrukturen in den Missionen gezeigt wird, nicht nur um der Sache selbst willen, sondern auch um die Kirche von dem bei Christen und Heiden oft gehörten Vorwurf zu entlasten, sie verkünde eine in der Praxis des Lebens undurchführbare Theorie. Diese Anwendung ist nicht so einfach, wie man manchmal in Europa glaubt. Mit der einfachen Übertragung europäischer Methoden ist hier selten gedient. Die sozialen Situationen wiederholen sich nirgendwo genau. Anders sind die gesellschaftlichen Probleme Westeuropas, anders jene Afrikas und Asiens. Die Praxis muß in den Missionen bisweilen neue Wege gehen, deren Erprobung erst zu allgemeinen Anwendungsnormen führt. Das Kardinal Suhard zugeschriebene Wort: „Pionieren wird man verzeihen, wenn sie Irrtümer begehen", dürfen auch die Missionen für sich in Anspruch nehmen. Wenn allerdings gesagt wird, die Sozialreformer dürften nicht nur den Enzykliken folgen, sondern müßten ihnen auch vorangehen, so erhebt sich doch die Frage, ob man dabei nicht übersieht, daß die Sozialenzykliken nur die grundsätzlichen Richtlinien bieten, nicht aber die Normen für die Anwendung auf die unendliche Vielfalt der konkreten Gegebenheiten zeigen können.

Die Verbreitung der kirchlichen Soziallehren in den Missionen

Wegweisung für die Verbreitung der christlichen Soziallehre in den Missionen sind die Kundgebungen der Päpste des Industriezeitalters bzw. des Zeitalters der Ausdehnung der technischen Zivilisation Europas über die ganze Welt. Obwohl sie hauptsächlich die für alle Zeiten gültigen Grundsätze des Evangeliums zu den Fragen des sozialen Lebens künden, sind sie doch in die gesellschaftliche Zeitlage hineingesprochen und bereiten so ihre praktische Anwendung auf diese vor. So bietet die angekündigte Sozialenzyklika Johannes' XXIII. „den neuen Schlüssel für die Probleme der jüngsten Zeit" („Osservatore Romano", 17. 5. 61). Ausdrücklich erklärte der Heilige Vater am 15. Mai dieses Jahres vor 100 000 Arbeitern aus 46 Ländern, die Enzyklika werde neue Erfahrungen sozialer Tätigkeit verwerten und eine noch größere Vervollständigung der christlichen Lehre bringen. Unter den seit dem letzten großen Sozialrundschreiben *(Quadragesimo anno)* eingetretenen Veränderungen, die neue Durchleuchtung seitens der katholischen Soziallehre erforderten, nannte der Papst „die tiefgehenden Neuerungen der letzten Zeit, die in den inneren Strukturen der einzelnen politischen Gemeinschaften und in den Beziehungen eintraten, die jede mit der anderen verbinden" (vgl. auch ds. Heft, S. 442). Es ist nun klar, daß z. B. die neue Sozialenzyklika Johannes' XXIII., die gezwungen ist, das Sozialproblem auf der Grundlage der entstehenden allgemeinen Weltzivilisation zu untersuchen, für die Missionen nicht *jene* praktische Aktualität besitzt wie die Enzyklika Leos XIII. *Rerum novarum* aus dem Jahre 1891, deren Blick besonders auf die Entstehungszentren der modernen sozialen Frage gerichtet war. Die Missionen können aber nicht ältere Sozialenzykliken deshalb weniger beachten, weil sie „auf europäische Verhältnisse" zugeschnitten sind. Sie sind jedesmal Botschaft des Glaubens und insoweit von überzeitlichem Wert. Erst wenn man diese Kundgebungen in ihrer Gesamtheit studiert, zeigen sich alle Aspekte der grundlegenden katholischen Soziallehre. Wenn man bisweilen klagt, daß es — in den Missionen wie in der altchristlichen Welt — an schöpferischer Kraft bei Anwendung der Soziallehren der Päpste fehlt, dürfte ein Hauptgrund darin liegen, daß man es verabsäumt, durch synthetische Betrachtung der kirchlichen Sozialkundgebungen sich mit dem Gesamtgeist und der inneren Dynamik der kirchlichen Soziallehre gründlich vertraut zu machen.

Man liest nun oft in der Missionspresse, die Sozialenzykliken der Päpste müßten mit aller Energie besser verbreitet werden. Dies ist insofern sicher richtig, als diese Rundschreiben an allen Stellen, die leitend mit sozialen Aufgaben befaßt sind oder die kirchliche Soziallehre in Instituten, Schulen usw. zu lehren haben, gründlich studiert werden müssen. Dies gilt vor allem auch für die Missions-Priesterseminare, selbst für die ausländischen Missionare, die oft mit unzureichender sozialer Vorbildung an ihre Arbeit gehen. Indes eignen sich die Sozialenzykliken in ihrem Originaltext weniger zur Massenverbreitung. Ihre Lektüre erfordert hohe geistige Anspannung, ihr Stil und ihre Terminologie sind den schlichten Christen, erst recht den Nichtchristen, fremd. Selbst die sachgerechte Übersetzung in orientalische Sprachen bereitet enorme Schwierigkeiten, wie jetzt die Männer erfuhren, die beauftragt waren, die neue Sozialenzyklika Johannes' XXIII. aus dem amtlichen Text zu übertragen. Bei der Behandlung der Missionsgebetsmeinung für September 1954 („Daß die Soziallehre der Kirche in den Missionen mehr bekannt und geschätzt werde"; Herder-Korrespondenz 8. Jhg., S. 500) ist auf die Schwierigkeit, Heiden die päpstlichen Sozialenzykliken verständlich zu machen, schon hingewiesen worden: „Für diese (Heiden) tragen selbst päpstliche Enzykliken, die universale Werte der Ethik erläutern, wegen des westlichen Kolorits und des dogmatischen Kontextes ein fremdartiges Gepräge, das sie von der Lesung abhält. In Indien haben Missionare bei hochgebildeten Heiden immer wieder diese Erfahrung gemacht."

Es drängt sich also die Notwendigkeit auf, für die Christen der Missionen den Inhalt der Enzykliken in einer Art darzustellen, die ihrer Fassungskraft entspricht, und zwar unter Anwendung auf ihre konkreten Lebensver-

hältnisse. Den Nichtchristen gegenüber aber ist es ein schlechter Behelf, die Vernunftgemäßheit und den praktischen Wert der Sozialenzykliken darzustellen. Es besteht dann gerade die Gefahr, die es zu vermeiden gilt, daß man nämlich die Soziallehre der Kirche als irgendeines der angepriesenen Sozialsysteme betrachtet, wie sie andere (einschließlich der Kommunisten) empfehlen. Sie ist aber Botschaft des Glaubens und muß deshalb in die Glaubensverkündigung mit hineingenommen werden. Damit wird auch verhütet, daß man das Christentum nur als eine Lehre der individuellen Seelenrettung betrachtet. Sehr lehrreich ist hier eine Betrachtung, die der Bischof von Seoul, Msgr. Ro, über die soziale Gleichgültigkeit der koreanischen Katholiken anstellte (Mission Bulletin, Hongkong, 1959, S. 546f.): „Mit gutem Grund wirft man den koreanischen Katholiken ihre Gleichgültigkeit gegenüber sozialen Fragen vor. Tatsächlich ist jeder getaufte Koreaner mehr mit seinem persönlichen Heil beschäftigt als jenem seiner Umwelt. Vielleicht rührt dies von seiner begrenzten religiösen Vorbildung her, und wahrscheinlich ist ihm unbekannt, was man die Einsenkung der Kirche in die Welt nennt." Als Entschuldigungsgrund führt der Bischof die lange Verfolgungsära der Kirche Koreas an und fährt dann fort: „In der Frühzeit des Katholizismus in Korea waren also die Katholiken vordisponiert, nur die rein geistliche Seite der Religion zu sehen, ohne sich Gedanken darüber zu machen, daß die Kirche in das Alltagsleben und in das gesellschaftliche Leben eingeführt werden muß. Selbst heute noch besteht die Neigung, die Seele vom Leib getrennt zu sehen. Von solcher Vorstellung über das Christentum geleitet, beschränken sie sich selbst darauf, die Zahl der Bekehrungen zu mehren, und vernachlässigen die Mittel zur Verchristlichung der verschiedenen Lebensbereiche. Der Nachdruck wurde auf die Verbreitung des Glaubens gelegt, gewiß nicht ohne Erfolg, aber die sozialen Probleme wurden nicht beachtet." Eine ähnliche Geisteshaltung ist auch in anderen Missionsgebieten der Kirche zu beobachten, und es kostet viel Mühe, sie zu beseitigen.

Zur Verkündigung der katholischen Soziallehre an die Christen sind gewiß Kanzel und katechetischer Unterricht von elementarer Bedeutung, wie das Beispiel Korea eindringlich zeigt. Aber ebenso wichtig — vor allem auch für die Verbreitung der katholischen Soziallehre in die heidnische Welt hinein — ist die Benutzung der modernen Mittel der Ideenverbreitung (Presse, Buch, Rundfunk, Fernsehen, Kino) zu solchen Zwecken. Es ist dazu hohes psychologisches und publizistisches Können erforderlich. Je mehr die Soziallehre in praktischer Einkleidung, je weniger doktrinär sie hier geboten wird, desto wirksamer wird sie in die Tiefen der Seele dringen. Unser Bemühen auf diesem Gebiete ist gewiß gewachsen, aber es bleibt gering im Vergleich zu dem, was der kommunistische Block tut. — Wir verwirklichen Programme christlich orientierter Entwicklungshilfe und versuchen dabei selbstverständlich den unmittelbar Beteiligten den Geist zu deuten, aus dem wir diese Hilfe leisten. Schaffen wir aber auch großräumig die Atmosphäre, in der diese Werke verstanden werden und blühen? Stellen wir die entsprechenden Mittel für eine Einsickerung der katholischen Soziallehre in alle Schichten vermittels der Kommunikationsmittel unserer Zeit, für die Gründung von Sozialinstituten und sozialen Bildungszentren, für die Heranbildung einer Elite katholischer Sozialaktion, für die Entwicklung einer christlichen Arbeiterbewegung (die sich in den Missionen vielfach zu einer Arbeiterbewegung gottgläubiger Menschen erweitert) zur Verfügung? Die Weißen Väter haben in Afrika an den verschiedensten Stellen mit der Gründung katholischer Sozialzentren begonnen, weil sie diesen Einrichtungen eine primäre seelsorgliche und gesellschaftspolitische Bedeutung beimessen, und der Präfekt der Propagandakongregation hat ihnen bestätigt, daß sie damit genau den Intentionen des Papstes und der obersten Missionsbehörde entsprechen: „Die Sozialinstitute, die Sie ins Leben gerufen haben", so schrieb er an den Generalobern der Gesellschaft, „sind genau das, was der Heilige Vater gemeint hat. Und auch die Kongregation der Propaganda ihrerseits möchte Sie zu diesem harten, aber um so verdienstlicheren Werk ... ermutigen und alle, die irgendwie zu seiner Verwirklichung beitragen können, ermahnen, ihm volles Verständnis und tatkräftige Hilfe angedeihen zu lassen." Ein solches Sozialinstitut ist z. Z. am Südzipfel des Victoria-Sees (zu Mwanza) im Entstehen begriffen. Eine Sozialforschungsanstalt, die von Fachprofessoren geleitet wird, ist hier mit einer großen Schule verbunden, an der afrikanische Studenten in Sozialwissenschaft und Verwaltungstechnik ausgebildet werden. Ähnliche Sozialinstitute gibt es auch schon in anderen Missionsländern (so in Indien). Alle diese Einrichtungen sollen nicht rein akademischen Charakter tragen, sondern die Führerschaft für eine in die Breite und Tiefe wirkende katholische Sozialbewegung vorbilden. Hier wäre auch der Typ der Sozialsekretariate zu nennen, den die Laienmissionsbewegung Ad Lucem (Sitz Paris) besonders im ehemaligen Französisch-Afrika entwickelt hat. Sie sind keine Universitäten im kleinen. Von den sozialen Wirklichkeiten ausgehend, wollen sie soziale Erziehung durch die Einheimischen selbst vermitteln. Sie koordinieren alle entsprechenden Initiativen, helfen, neue Lösungen zu finden, und suchen dabei auch die Hilfe der Nichtchristen.

Die praktische Anwendung der Enzykliken

Überall in den Missionen fühlt man heute, daß es trotz einer klaren katholischen Soziallehre an praktischer Anpassung ihrer Prinzipien an die jeweilige soziale Wirklichkeit fehlt. Daß tätige Sozialarbeit bei der Findung der Lösungen kostbare Hilfe leisten kann, wurde oben schon angedeutet. Dennoch behält die Ableitung der Anwendung aus den Prinzipien durch Moraltheologen, Sozialwissenschaftler usw. ihren unersetzlichen Wert für die Orientierung der Sozialarbeit. Der einheimische Klerus hat hier eine besondere Rolle zu spielen, weil er allein alle sozialen Gegebenheiten aus dem Lichte der kirchlichen Lehre zu deuten vermag. Man muß ihm deshalb eine besonders sorgfältige soziale bzw. sozialchristliche Ausbildung geben. Wenn Pius XII. in einer Ansprache an Priester die Soziallehre neben die Theologie und Philosophie als das wichtigste Bildungsfach der Theologie-Studierenden stellte, muß auch in den Missionsseminarien Platz für dieses Unterrichtsfach geschaffen werden, für das die jungen Priesterkandidaten leidenschaftliches Interesse zeigen, nicht nur weil es in willkommener Weise die abstrakten Studien auflockert, sondern auch weil es sich mit den konkreten Nöten ihres eigenen Volkes im Rahmen eines selbstverständlich die gesamten Sozialprobleme der Welt umfassenden Unterrichts befaßt. Aus den Reihen befähigter und besonders interessierter Priester werden dann die Spezialisten erwachsen, denen man nach Erhalt der Priesterweihe weitere Universitätsstudien ermöglicht.

Nur auf diesem Wege kann die konkrete Anwendung der Enzykliken auf die oft so grundverschiedenen sozialen Verhältnisse in den einzelnen Missionsländern zum guten Ende geführt werden. Gewiß werden im moraltheologischen Unterricht auch der Missionsländer an ihrem Ort eine Reihe sozialer Fragen notwendig berührt, aber nie so, daß die Studierenden zu einer Gesamtschau der Probleme auf dem Boden der örtlichen Bedingungen gelangen und zum Nachdenken über die Möglichkeiten wirksamer und originaler Anwendungen der kirchlichen Grundsätze kommen.

Die praktischen Aufgaben der Sozialhilfe bedürfen aber einer Arbeitsteilung zwischen Priestern und Laien. Dem Priester fällt dabei die besondere Pflicht zu, die soziale Botschaft zu verkünden und für ihre Anwendung die sittlichen Normen zu geben. Er darf auch helfen, daß die konkreten Verwirklichungen entstehen, um das christliche Gebot der Gerechtigkeit und Liebe im sozialen Leben zur Tat werden zu lassen. Papst Johannes XXIII. gibt aber in *Princeps Pastorum* den Missionaren (und damit sind hier alle Priester in den Missionsgebieten gemeint) den Rat: „Es ist aber dafür Sorge zu tragen, daß die apostolische Tätigkeit der Missionare nicht durch ein Übermaß weltlicher Arbeiten belastet oder gehindert wird. Man möge sich auf solche Einrichtungen beschränken, die notwendig, leicht durchführbar und von unmittelbarem Nutzen sind, und ihre Verwaltung und Leitung so bald wie möglich einheimischen Männern oder Frauen anvertrauen, damit die Missionare ihre ganze Kraft der Verkündigung und der Sorge um ihre eigene und die Heiligkeit der anderen und das ewige Heil widmen können."

Nicht genug beachtet wurden von den Kommentatoren der Enzyklika die Grenzen, die diese der Gründung von Sozialwerken in den Missionen setzt: „notwendig, leicht durchführbar und von unmittelbarem Nutzen". Dies ist eine deutliche Warnung vor der Versuchung, nun in den Missionen ein ähnlich umfangreiches Sozialwerk aufzuziehen wie das Werk der Missionsschulen. Der Mission bleibt jeder Raum für die Verkündigung der Botschaft, aber sie darf sich nicht in umfangreichen Sozialwerken festlegen, die sie in der Verfolgung ihrer religiös-sittlichen Lehrverkündigung behindern. Dies gilt auch hinsichtlich der sog. kirchlichen Entwicklungshilfe. Die Priester insbesondere würden, nachdem die Schule in vergangenen Zeiten schon so viele Priester der Seelsorge entzog, durch Leitung und Betreuung von Sozialwerken jeder Art derart absorbiert, daß für die Erfüllung der eigentlichen priesterlichen Funktionen weder Männer noch Mittel übrigblieben. Der Papst tut ein übriges, um die Priester für ihre eigenen Aufgaben freizuhalten. Sie sollen die Leitung von Sozialwerken nur stellvertretend übernehmen, eine Lage, die naturgemäß in den Missionen oft eintreten kann. Der Ersatz des Priesters in diesen Einrichtungen wird in dem Maße möglich sein, als Laien ausgebildet werden, die mit vertiefter Kenntnis der katholischen Soziallehre die Fähigkeit verbinden, diese Lehre an andere Laien weiterzugeben. Dies hindert nicht, daß die Priester den kirchlichen Sozialwerken in Ausübung ihres Amtes als Berater, geistliche Beiräte usw. zur Seite stehen. Auf den Laien wird also im wesentlichen die schwere Aufgabe lasten, in Leben, Beispiel und sozialer Tat Künder der sozialen Frohbotschaft nicht nur im außerkirchlichen Raum, sondern auch in den sozialen Einrichtungen der Missionskirche selbst zu sein.

Die Leistungen der afrikanischen Kirche auf dem Gebiet von Unterricht und Erziehung

Anfang Februar 1961 schrieb Samuel Duamba in einem Artikel „La scolarisation et ses conséquences" (Afrique Nouvelle, 1. u. 8. 2. 61), daß es die erste Schule der Kolonisatoren war, die den Kolonialismus vernichtet hat; denn, so argumentierte er: „Durch den Unterricht vollzog sich der Wandel der Generationen: unsere Großväter gehörten einer resignierten, unsere Väter einer passiven, wir aber einer aktiven Generation an, die sich der gefestigten Ordnung widersetzt hat."

Dieses Zitat läßt zwei wichtige Elemente für die Bedeutung des Unterrichtes im neuen Afrika erkennen. Die Schule in Afrika hat eine Generation selbstbewußter aktiver Menschen hervorgebracht, die in dem Kampf um die Gestaltung des neuen Afrikas heute eine bedeutende Rolle spielen. Dieser Kampf geht jedoch nicht nur gegen die Überreste des westlichen Kolonialismus, sondern auch gegen das afrikanische Erbe; er wird also auch ausgetragen unter den Afrikanern selbst, da sich die zornigen jungen Männer mit vielem, was der älteren Generation selbstverständlich und heilig war, nicht mehr zufriedengeben. Der Kampf um das neue Afrika wird also nach zwei Seiten geführt und ist daher voller Widersprüche.

Die Emanzipation der jungen Afrikaner ist darüber hinaus mit noch einem weiteren Gefahrenmoment verbunden. Sie fördert zwangsläufig neben der Heranbildung einer Schicht wirklich intellektueller Menschen die Bildung von halbintellektuellen, maßlosen, ehrgeizigen Strebern, denen „Bildung" in erster Linie politischen Aufstieg bedeutet, die daher nicht sehr wählerisch sind bei der Wahl ihrer Mittel und die deshalb, wenn sie ihr Ziel — ganz oder teilweise — erreicht haben, auch leicht der Korruption verfallen und den Lebensstil Neureicher leben. In den Ländern Afrikas, in denen — gleich aus welchen Gründen — eine verantwortliche Heranbildung fähiger Führungsschichten vernachlässigt wurde oder am Tage der Unabhängigkeit erst in den Anfängen stand, sind die negativen, z. T. katastrophalen Folgen bekanntlich auch nicht ausgeblieben.

Der Umstand, daß die Erlangung der Unabhängigkeit meist mit der Befreiung aus dem Kolonialstatus identisch war, hat zuweilen auch dazu geführt, daß der weiße Rassismus von einem schwarzen abgelöst wurde, der nicht weniger krankhaft ist als der Superioritätskomplex des Weißen Mannes. Das hatte zur Folge, daß das richtige Maß für die Dinge verlorenging. Ein Beispiel dafür, das eher als ein guter Witz anmuten würde, wenn es nicht tierisch ernst gemeint wäre, war vor kurzem in der offiziellen Zeitung der ghanesischen Regierung, der „Evening News", zu lesen. Dort hieß es allen Ernstes, es sei den Europäern dank einer geschickten Geschichtsfälschung gelungen, Beethoven und Haydn zu Vertretern europäischer Musikkultur zu machen, während beide Künstler jedoch in Wirklichkeit Neger gewesen seien. Ein schönes Beispiel gelungener Adaption sowjetrussischer Erziehung.

Leider hat sich heute auch im Unterrichtswesen einzelner afrikanischer Länder eine gewisse Erziehungstendenz breit gemacht, die von der Annahme ausgeht, daß der Unterschied zwischen Europäern und Afrikanern nur physischer und nicht auch mentaler und psychologischer Natur ist, die daher vor allem darauf aus ist, den europäischen Menschen zu kopieren, und die darüber die eigenen traditionellen kulturellen Reichtümer bedenkenlos aufgibt. Ohne Zweifel haben die (früheren) Kolonialmächte an

derartigen Fehlentwicklungen mit Schuld, weil sie noch bis vor kurzem den Afrikanern systematisch beizubringen versuchten, im Weißen Mann den schlechthin idealen Menschen anzuerkennen. Dieses Kernstück kolonialer Erziehung wird so lange in der afrikanischen Schule nachwirken, als es den Afrikanern nicht möglich sein wird, Unterricht und Erziehung aller Stufen in eigene Verantwortung zu übernehmen. Die „formation des cadres" ist für diese Aufgaben noch lange nicht abgeschlossen; in mehreren Ländern steckt sie noch ganz in den Anfängen.

Die Leistungen der Kirche

Die katholische Kirche braucht sich ihrer Leistungen auf dem Gebiet der Elitebildung und der Analphabetenbekämpfung nicht zu schämen, ganz im Gegenteil.

Das trifft an erster Stelle für die Ausbildung der eigenen Priester und Ordensleute zu. Mit Recht schrieb Pater Gypkens in der „Deutschen Tagespost" vom 22. März 1961 (Schwarze Köpfe VI): „Als der Kongo noch keine mittlere und höhere Staatsschule für Afrikaner kannte, wurde in den Seminarien schon Philosophie und Theologie für Einheimische doziert. Als noch keine einzige Kolonialmacht daran dachte, einem Afrikaner eine verantwortliche Regierungsstelle zu übertragen, weihte die katholische Kirche ihren ersten schwarzen Bischof."

Schon 1857 wurde für das Gebiet des damaligen französischen Westafrikas ein Priesterseminar gegründet. 1840 bereits hatten drei Senegalesen als erste Afrikaner der modernen Missionsperiode die Priesterweihe empfangen. Vor dem Ende des ersten Weltkrieges hatten auch Uganda, Ruanda-Urundi und der (belgische) Kongo bereits einheimische Priester. Bis zum zweiten Weltkrieg folgten die Länder Dahomey, Kamerun, die Elfenbeinküste, Madagaskar, Nigerien und Togo, und 1958 zählte die Kirche in Afrika etwa 1500 einheimische Priester, eine Zahl, die ungefähr 11 % des gesamten Klerus entspricht. Die Fides-Agentur (Internationale Ausgabe) gab (am 22. 3. 61) eine Liste mit den Prozentzahlen der einheimischen Priester für 34 afrikanische Länder. Ihr wichtigstes Ergebnis besteht darin, daß es heutzutage in den weitaus meisten Ländern Afrikas autochthone Priester gibt. Die Prozentzahlen sind dabei, wenigstens für die Länder, in denen nur zwei oder drei einheimische Priester auf eine Gesamtzahl von weniger als 100 wirkenden Priestern kommen, ohne Bedeutung. (In solchen Fällen spielt der Zufall eine zu große Rolle; man wäre daher mit absoluten Zahlen besser bedient gewesen.)

Bei den Bischöfen hat in letzter Zeit der Anteil der Autochthonen erheblich zugenommen. Die letzte diesbezügliche Veröffentlichung der Propaganda Fide gibt ihre Zahl mit 38 an. Es dürfte somit ein relativer Anteil von etwa 13,5 % erreicht sein, ein Satz, der den der einheimischen Priester leicht übertrifft.

Der erste Negerpriester, der die Bischofsweihe empfing, war Joseph Kiwanuka. Er wurde 1939 von Papst Pius XII. in Rom konsekriert. Joseph Kiwanuka, zur Zeit Erzbischof von Rubaga, absolvierte seine höheren Studien am Priesterseminar von Katigondo in Uganda, das auch den ersten afrikanischen Kardinal, Laureano Rugambwa, Bischof von Bukoba, zu seinen Alumnen zählte und während seines 50jährigen Bestehens 233 Priester ausgebildet hat.

Unter den politischen Führern Afrikas ist der Anteil der Katholiken relativ hoch und steht in keinem Verhältnis zu ihrem zahlenmäßigen Anteil an der Bevölkerung. Laut KIPA (15. 3. 61) werden elf von den 27 bis jetzt unabhängigen Staaten Afrikas von Katholiken regiert. Allgemein bekannt ist, daß der künftige Regierungschef von Tanganjika — das Land wird am 1. 10. ds. Jh. unabhängig —, Julius Nyerere, der Präsident der Tanganyika African National Union, ein praktizierender Katholik ist. Walbert Bühlmann OFMCap teilte vor kurzem in KIPA mit, daß entgegen anderen Meldungen Tom Mboya, der Generalsekretär der Kenya African National Union und einer der führenden Politiker dieses Landes, den katholischen Glauben, in dem er getauft und erzogen wurde, nach wie vor überzeugt praktiziere.

Die Tatsache, daß so viele führende Männer des neuen Afrikas Katholiken sind, hängt ohne Zweifel mit der sehr aktiven Schultätigkeit der Kirche in den meisten afrikanischen Ländern zusammen. Die Kirche hat dadurch, die ständigen Weisungen der Päpste befolgend, echte Zivilisationsarbeit geleistet und ohne Unterschied der Rasse, der Religion und der gesellschaftlichen Herkunft den Völkern Afrikas einen unschätzbaren Dienst erwiesen.

Der höhere Unterricht

Es ist schwierig, den Anteil der Kirche auf dem Gebiet des Unterrichts und der Erziehung in Afrika exakt zu belegen. Das gilt besonders für Mittelschulen, technische Schulen, Lehrerbildungsanstalten und alle übrigen Einrichtungen, die nicht dem Primarunterricht dienen. Auf diesem Felde (des fortbildenden und höheren Unterrichts) sind nämlich die Schulsysteme, die Subventionspolitik der (ehemaligen) Kolonialmächte und das Verhältnis zwischen offiziellen und privaten Schulen in den einzelnen Ländern derart verschieden, daß es einer eingehenden Untersuchung bedürfte, wollte man zu gesicherten Unterlagen kommen. Es ist jedoch ohne Zweifel, daß in den Ländern der Franc-Zone, praktisch also in den meisten Ländern Westafrikas, des weiteren aber auch in Mozambique, Madagaskar, Uganda, Ruanda-Urundi, Kongo (Léopoldville) und auch in Ghana und Kamerun, der Anteil der katholischen Schulen, Internate und Anstalten verhältnismäßig, z. T. sehr hoch ist. In anderen Ländern trifft das weniger und in einigen gar nicht zu. Der Eindruck besteht, daß der katholische Anteil bei dem höheren Unterricht abnimmt. Dies hängt nicht zuletzt mit den steigenden Kosten zusammen, die für die höheren Unterrichtsstufen aufgewendet werden müssen. Eindeutig ist das bei den Universitäten der Fall, die, zumal in den ehemaligen Kolonialgebieten, hauptsächlich von Europa und Amerika aus gegründet und finanziert wurden und auch häufig von den dort bestehenden Universitäten abhängig blieben. Von den 19 Universitäten, die Afrika heute zählt (davon allein neun in der Südafrikanischen Union und drei in Ägypten), ist nur eine, nämlich Lovanium in Léopoldville, katholisch, und unter den 13 sonstigen höheren Unterrichtsanstalten (vor allem in den „englischen" Gebieten) sind es nur zwei, das Universitätskolleg Pius XII. in Roma, Basutoland, und das der Frères de la Charité in Astrida, Ruanda-Urundi, die katholisch sind.

Die Elementarschule

Über die Elementarschule sind genauere Daten vorhanden. Diese sind zwar nicht hundertprozentig vergleichbar (sie gehen auch nicht auf gleiche Stichtage zurück), geben aber doch ein Gesamtbild, das die unschätzbaren Ver-

dienste der Kirche auf dem Gebiet der Jugenderziehung in diesem Kontinent bezeugt. Auf Grund der vorhandenen Unterlagen läßt sich berechnen, welcher Prozentsatz der Primarschulbevölkerung katholische Schulen besucht. Das Ergebnis ist, daß dieser Satz erheblich höher ist, als es dem relativen Anteil der Katholiken an der Bevölkerung entspricht, und zwar, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in sämtlichen Ländern Afrikas. In der nachfolgenden Tabellenliste sind die betreffenden Daten pro Land zusammengefaßt.

Land	Katholiken in % der Bevölkerung[1]	Anzahl der Schüler kath. Elementarschulen in % der gesamten Primarschulbevölkerung
Spanisch-Guinea	70,0	15,5
Ruanda-Urundi	43,8	91,6
Basutoland	40,4	48,7
Kongo (Léopoldville)	32,1	71,1
Angola	31,7	71,8
Uganda	25,1	48,6
Madagaskar	19,9	30,0
Kamerun	19,5	67,2
Togo	16,4	51,7
Tanganjika	13,0	53,6
Rhodesien und Nyassaland	12,3	24,9
Kenia	10,7	43,9
Ghana	10,5	32,0
Gabon 41,0 / Kongo (Brazzaville) 26,0 / Zentralafr. Republik 9,1 / Tschad 1,6	10,4	56,7
Südwestafrika	9,9	23,2
Algerien	9,6	3,9
Swaziland	7,3	29,0
Franz.-Somaliland	6,1	50,5
Mozambique	5,7	96,4
Südafrikanische Union	4,8	12,3
Libyen	4,2	1,8
Nigerien	3,5	25,1
Dahomey 11,2 / Elfenbeinküste 7,0 / Senegal 4,3 / Volta 2,9 / Guinea 1,1 / Mali 0,4 / Niger 0,3 / Mauretanien —	3,4	46,7
Tunis	2,6	5,0
Sudan	1,7	9,1
Gambia	1,6	27,2
Sierra Leone	0,8	26,5
Liberien	0,8	10,0
Ägypten	0,7	3,5
Somalia	0,3	23,4

[1] Die Prozentzahlen stammen aus den Jahren 1956—1958. Sie sind daher auch, sofern es sich um die Zahlen der katholischen Bevölkerung handelt, durchweg niedriger, als sie in den neuesten Statistiken der Propaganda Fide angegeben werden.

Von den 40 angeführten Ländern und Gebieten machen nur drei, Spanisch-Guinea, Algerien und Libyen, eine Ausnahme: Algerien und Libyen, weil sie zu den Islamländern gehören, wo eine Zulassung katholischer Schulen schwer möglich ist. Aus diesem Grund erklären sich auch die niedrigen Zahlen in Tunis, Sudan und Ägypten, wo aber der Prozentsatz jener Schüler, die eine katholische Schule besuchen, noch immer relativ bedeutend höher ist als der der katholischen Bevölkerung.

Die angeführten Zahlen sind besonders eindrucksvoll für Ruanda-Urundi, die Länder der Französischen Gemeinschaft, Kongo (Léopoldville), Angola, Kamerun und Mozambique. Togo, Somalia und auch die „englischen" Gebiete, wie Tanganjika, Kenia. Gambia, Sierra Leone und Nigerien zeigen ebenfalls einen Einfluß des katholischen Unterrichts, der außerordentlich hoch genannt werden darf, wenn man den reativ geringen Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung in Rechnung stellt.

Ökumenische Nachrichten

„Der Christ in der DDR." Eine Handreichung der VELKD

Angesichts der wachsenden Konflikte, denen sich der Christ in der Sowjetzone gegenübersieht, hat die Bischofskonferenz der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche (VELKD) eine „Handreichung" veröffentlicht, die am 3. November 1960 beschlossen wurde (Amtsblatt der VELKD vom 25. 5. 61, S. 198 bis 208). Das umfassende, gründlich durchdachte Dokument vermeidet den Ausdruck Hirtenbrief oder Lehrschreiben und zeigt damit die Grenzen, die den lutherischen Bischöfen bei der Leitung der Gläubigen in politischen Fragen gesetzt sind. Es betrifft vor allem die lutherischen Landeskirchen von Mecklenburg, Sachsen und Thüringen, aber auch die auf die VELKD hörenden lutherischen Gemeinden in der Evangelischen Kirche der Union. Veranlaßt wurde diese Handreichung zweifellos durch die summarische Bestreitung des Obrigkeitscharakters der Regierung von Pankow durch Bischof Dibelius auf der Synode der Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg und der Synode der EKD im Frühjahr 1960 (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 262 f. und 311 f.).

Biblische Grundlegung

Die Handreichung prüft die Frage, welche Möglichkeit ein Christ in der Sowjetzone noch hat, um seinen Glauben praktisch zu bewähren und doch seine politischen Pflichten zu erfüllen. Vorausgesetzt wird, daß sich ein Christ zur Solidarität mit allen Menschen, auch den Ungläubigen, bekennt und eine oberflächliche Schwarzweißmalerei wie eine Verteufelung des Gegners unterläßt, ohne die Besonderheit der Gemeinschaft der Christgläubigen zu verdecken. Die heutige Versuchung für den Christen liege darin, daß er auf der politischen und moralischen Ebene vorzeitig eine Gegenposition bezieht und sich durch frühere Vorstellungen eines rechten Staatswesens leiten läßt. Eine romantische Sehnsucht nach der Vergangenheit sei dem Christen aber verwehrt. Die richtige Haltung gewinne er von Römer 13 her, wo Paulus die Inhaber geordneter weltlicher Gewalt als „übergeordnete Mächte" bezeichnet, denen man um des Gewissens willen Gehorsam schuldig ist. Der Ausdruck „Obrigkeit" halte die theologische Qualität dieser Mächte fest, er sei aber stets Glaubensaussage: „Irdische Gewaltordnung ist auch da als ein Stück Weltregiment Gottes zu glauben, wo der äußere Anschein (oder die Herkunft) dagegen spricht." Diese Obrigkeit kann zum Instrument des Bösen entarten und die Züge annehmen, die in Offenbarung 13 beschrieben werden. Auch dann ist Gehorsam nötig mit dem Trost: „Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen" (Offb. 13, 10). Der Christ, der Gehorsam leistet, bleibt in der Distanz zur Welt: „Durch die bloße Existenz der Kirche und ihr dem göttlichen Auftrag entsprechendes Wirken ist den politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Dingen jeder Heilsaspekt genommen" und jeder Totalitätsanspruch abgewehrt. „An der Evangeliumsverkündi-

gung trifft die staatliche Versuchung zur Totalität auf ihre eigentliche Begrenzung." Insofern sei die wirksame Anerkennung von Glaubens- und Gewissensfreiheit für das Selbstverständnis eines Staates symptomatisch.

Es gibt keinen „christlichen Staat"

Der Staat darf aber auch nicht in falscher Weise von der Kirche beansprucht werden: „Es kann keinen christlichen Staat in dem Sinne geben, daß dieser berufen und in der Lage wäre, mit den ihm eigentümlichen Mitteln christlichen Glauben zu verbreiten und die Verwirklichung christlicher Lebensinhalte zu garantieren." Wiederum müsse einem Staat widersprochen werden, der den Atheismus propagiert und von seinen Bürgern ein atheistisches Bekenntnis durch Wort und Tat fordert, so daß ihnen die Möglichkeit zum christlichen Gehorsam verwehrt wird. Die Erfahrung zeige, daß eine vom Staat erzwungene Beschränkung der Glaubensfreiheit für Christen zur Beschränkung auch anderer Freiheitsrechte führt. „Glaubensfreiheit ist die Tür zu einer umfassenden christlichen Mitverantwortung", die auch in einer sozialistischen Staatsordnung denkbar sei, wenn dem Menschen nur seine auf der Freiheit des Glaubens und Gewissens beruhende Würde und der Kirche die Predigt des göttlichen Gesetzes belassen werde.

Was die Grundeinstellung des Christen zum System in der Sowjetzone betreffe, sei sie abhängig von deren Selbstverständnis: „Die Not, in die der Christ in der DDR gerät, liegt nicht in der gesellschaftlichen oder wirtschaftlichen Konzeption der DDR. Das Neue Testament legt sich auf keine bestimmte Gesellschaftsordnung fest. Die Nöte ... liegen darin, daß in der DDR diktatorisch und allumfassend die atheistische Weltanschauung einschließlich ihrer ethischen Konsequenzen zur Staatsgrundlage gemacht wird" und der Christ dies nicht nur ertragen, sondern aktiv für den Atheismus eintreten soll. So entsteht die Frage, ob Christen überhaupt noch in der SBZ leben können. Diese Frage wird nun mit Rücksicht auf die Schwachen durchgeprüft. Danach ist die Form des Herrschaftswechsels, die zur Diktatur geführt habe, nicht erheblich, auch nicht die Wirtschaftsverfassung, denn „der Christ kann von der Bibel her den Sozialismus als Wirtschaftsform nicht grundsätzlich ablehnen ... Keine Eigentumsordnung ist ‚heilig' oder ‚christlich'. Darum kann man gegen eine Veränderung der Eigentumsordnung aus christlicher Glaubenshaltung nicht grundsätzlich protestieren, auch nicht vom 7. Gebot her ... Der Christ ist also von seinem Glauben her nicht gehindert, im Sozialismus als Wirtschaftsform zu leben." (Diese Auffassung zeigt, wie nötig es ist, die unlängst von dem lutherischen Ethiker Professor N. H. Søe erhobene Forderung zu beachten, die Ethik in das interkonfessionelle Glaubensgespräch einzubeziehen; vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 336 und die Antwort von Professor Franz Böckle ds. Heft, S. 480).

Was die Ideologie der SBZ betreffe, so gäbe es keinen Konflikt, wenn es beim dialektischen Materialismus lediglich darum ginge, daß die Materie nicht Illusion, sondern (gottgeschaffene) Realität ist. Der Idealismus des 19. Jahrhunderts sei der Bibel fremd. „Es wird auch nicht geleugnet, daß der dialektische Materialismus Gesetzmäßigkeiten herausstellt, die unbestreitbar sind. Der unüberbrückbare Gegensatz zum christlichen Glauben entsteht dort, wo die materialistische Lehre unter dem Vorwand der Wissenschaft die Grenzen des wissenschaftlich Beweisbaren überschreitet und Gott leugnet." Das geschehe in den bekannten „10 Geboten für den neuen sozialistischen Menschen", in denen es u. a. heißt: „Nur derjenige handelt sittlich und wahrhaft menschlich, der sich aktiv für den Sieg des Sozialismus einsetzt ..." Der Christ kann an diesen Geboten anerkennen, daß die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen beseitigt werden soll. Aber die Norm der göttlichen Forderung darf nicht durch eine andere Norm verdrängt werden. Aus alledem ergeben sich folgende 13 Thesen:

Die 13 Thesen

„1. Von seinem in der Bibel begründeten Glauben her ist der evangelische Christ nicht auf eine bestimmte Gesellschaftsordnung festgelegt. Er ist deshalb nicht gehindert, die politisch-gesellschaftliche Struktur der DDR als solche zu respektieren.

2. Von seinem Glauben her ist der evangelische Christ auch nicht gehindert, die sozialistische Wirtschaftsordnung der DDR als solche zu respektieren.

3. Von seinem Glauben an Gott in Jesus Christus her muß der evangelische Christ den dialektischen Materialismus ablehnen, weil und insofern er Gott leugnet und sein Gebot durch bloße menschliche Normen ersetzt."

These 4 erhält eine eigene Begründung. Sie folgt aus der Tatsache, daß auch die Christen der SBZ angehalten werden, die zehn Gebote des sozialistischen Menschen zu praktizieren und dadurch „die geistige Lähmung" durch den christlichen Glauben zu beseitigen. Ulbricht habe erklärt: „Das Reich des Menschen ist gekommen" und den atheistischen Materialismus im Gefolge Chruschtschows zu einer säkularen Heilslehre erhoben. Daher sagt These 4:

„4. Die Ausübung des Berufslebens und staatsbürgerlich-gesellschaftlicher Funktionen ist für den Christen in der DDR deshalb in der Tiefe problematisch und die Lage im Blick auf die christliche Erziehung der Jugend deshalb nahezu ausweglos, weil dieser Arbeiter- und Bauernstaat ein atheistischer Weltanschauungsstaat ist, dessen Gesellschafts- und Wirtschaftspolitik immer zugleich auch der atheistisch-materialistischen Bewußtseinsbildung dient."

Dennoch bleibe die Regierung der SBZ „Obrigkeit", die in Geduld und Hoffnung zu ertragen sei, was keineswegs eine politische Untergrundbewegung, Sabotage oder Republikflucht bedeute. Demnach fährt These 5 fort:

„5. Obwohl die Regierung der DDR auf allen staatlichen Gebieten und in allen Bereichen des geistigen Lebens nur den atheistisch-dialektischen Materialismus als herrschende Weltanschauung gelten läßt, sieht der Christ gemäß Römer 13 in Verbindung mit Offb. 13 in der Regierung der DDR die Obrigkeit, die ihm von Gott verordnet ist, der er untertan zu sein und durch Erfüllung seiner bürgerlichen Pflichten zu dienen hat.

6. Weil in der DDR die gesellschaftlich-politischen Ziele nur in Verbindung mit der atheistisch-materialistischen Weltanschauung durchgesetzt werden sollen, ist der Christ gehemmt, sich über die allgemeine Pflichterfüllung hinaus aktiv am politisch-gesellschaftlichen Leben zu beteiligen.

7. Der Christ kann die Tatsache, in einem atheistischen Weltanschauungsstaat zu leben, nur hinnehmen und erleiden, aber nicht billigen und fördern ...

8. In diesem Ausharren im Glauben und in Geduld hat der Christ den Willen Gottes als höchsten ethischen Maßstab zu bezeugen durch Wort und Tat, auch wenn dies in Leid oder in den Tod führt ..."

Der einzelne allein muß entscheiden

Das praktische Verhalten des Christen wird in der Handreichung wegen der sehr verschiedenen Situationen als ein „Leben aus dem rechtfertigenden Glauben" gekennzeichnet, da der einzelne ganz allein vor Gott gestellt sei. Das Lehrwort und die Gemeinschaft der Kirche ist nicht konstitutiv, es könnten auch keine Einzelanweisungen gegeben werden, sondern die Lage werde manchmal nach dem „pecca fortiter, sed crede fortius" Luthers gemeistert werden müssen. Die Mitarbeit am Aufbau des Staatsganzen und des Volkslebens erstrecke sich für einen Christen auf die Dinge, die es mit der Erhaltung der äußeren Existenz zu tun haben. „Wenn ein Christ an einem geordneten Verkehrswesen, in der Verwaltung, ja auch in einem volkseigenen Betrieb oder einer landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft aktiv und vorbildlich tätig ist, kann er das vor allem auch deshalb in der Freiheit eines Christenmenschen tun, weil er damit bezeugt, daß der christliche Glaube in keiner Weise durch eine Veränderung der ökonomischen und gesellschaftlichen Basis bedroht ist" [!]. Demgemäß erklärt These 9:

„9. Praktisch bedeutet die Grundhaltung der evangelischen Christen, daß sie auch in den volkseigenen Betrieben, Produktionsgenossenschaften und überall da am Aufbau des staatlich-wirtschaftlichen Gesamtlebens der DDR mitarbeiten können, wo dies ohne Bekenntnis zum Atheismus und ohne direkte Förderung der atheistischen Ideologie möglich ist."

Abgelehnt werden aber Beteiligungen an der staatlichen Jugendweihe oder ähnlichen Gott verleugnenden Handlungen. Daher lautet These 10:

„10. Der Christ kann überall da nicht mittun, wo eine Handlungs- oder Verwaltungsweise direkt mit dem Bekenntnis zum atheistischen Materialismus und dessen Propagierung zu tun hat . . .

11. Der evangelische Christ ist gehalten, die Methoden und Mittel abzulehnen, die gegen Gottes Gebote verstoßen."

Unter die „fragwürdige Mitarbeit" werden sodann diejenigen Berufe gezählt, die ein Christ wohl nicht mehr anstreben sollte: Lehrer und Richter. Diese Frage wird besonders den jungen Menschen ins Gewissen gelegt.

„12. Über allgemeine Hinweise hinaus können dem evangelischen Christen von der Bibel her keine Einzelanweisungen für sein Verhalten in der DDR gegeben werden. In den meisten Fällen ist er aufgefordert, seine evangelische Existenz darin zu bewähren, daß er gebunden an Gottes Willen und in der Verantwortung vor Jesus Christus seine Entscheidung trifft in der Gewißheit der Vergebung der Sünden.

13. In allen Konfliktsfällen zwischen staatlichen Forderungen einerseits und Gottes Geboten andererseits gilt das Wort der Bibel: ‚Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen' (Apg. 5, 29)."

Zum Schluß wird gefordert, daß die lutherischen Bischöfe und Pfarrer künftig freimütiger zu den Konfliktsfragen Stellung nehmen sollen. Darin liegt eine gewisse Anpassung an das oft gehörte Verlangen evangelischer Laien, daß die Kirchenleitungen sie nicht ohne konkrete Weisungen lassen sollten, wie sie vom katholischen Hirtenamt gegeben würden. Man wird sich daher fragen müssen, ob die Handreichung der VELKD den pastoralen und theologischen Notwendigkeiten ausreichend Rechnung trägt. Für ein Zusammenwirken aller Christen in der Sowjetzone ist diese Frage von großer Bedeutung.

Anglikanische Unionspolitik auf Ceylon

In der ersten Maiwoche stand in den beiden Synoden von Canterbury und von York u. a. die Frage zur Abstimmung, ob das Unionsschema für den Zusammenschluß der Anglikaner, Baptisten, Methodisten und Presbyterianer auf Ceylon — zusammen rund 115 000 Seelen (das ist ein Fünftel der Katholiken und 1,5 v. H. der Gesamtbevölkerung Ceylons) — zur „Kirche von Lanka" gebilligt und die erbetene Zulassung zur vollen Communio mit der Kirche von England vollzogen werden solle. (Die Frage, ob die geplante Union in der derzeitigen politischen Situation Ceylons in absehbarer Zeit lebenskräftig werden könne, wurde von den Synoden nicht gestellt und behandelt.) Nachdem 1958 die 9. Lambethkonferenz der anglikanischen Bischöfe grundsätzlich dem Unionsplan zugestimmt hatte (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 132), über den nun 20 Jahre lang verhandelt worden ist, wurde erwartet, daß der Plan ohne ernsten Widerstand die Synoden der Kirche von England passieren werde. Das geschah jedoch nicht ohne Vorbehalte. Zwar nahm das Ober- und das Unterhaus der Convocation von Canterbury den Kommissionsbericht an, der die Kirche von Lanka für „katholisch" erklärte und die Communio mit der Kirche von England empfahl, ebenso tat es das kirchliche Oberhaus der Diözese York, dagegen kam hier das Unterhaus zu einem geteilten Beschluß, der auch dem Votum einer Minderheit folgte. Die Kirche von Lanka wurde zwar für „katholisch" erklärt, aber die Abendmahlsgemeinschaft mit ihr wegen der Zweideutigkeit des „Ritus der Vereinigung" verweigert. Dabei berief man sich merkwürdigerweise auf ein Gutachten der Hierarchie der Altkatholiken (die in Communio mit der Kirche von England stehen) und dachte auch an die Orthodoxen. Auf Anfrage hatte nämlich der altkatholische Erzbischof von Utrecht Bedenken gegen die volle Anerkennung der Kirche von Lanka geäußert (vgl. „Church Times", 19. 5. 61, S. 9, mit den Berichten über die Debatte in den Kirchensynoden von Canterbury und York in „Church Times", 12. 5. 61, S. 7—9). Die Frage ist von grundsätzlicher Bedeutung für die künftige Unionspolitik der Kirche von England, die bekanntlich darauf ausgeht, zunächst alle die einst aus der anglikanischen Gemeinschaft ausgeschiedenen Nonkonformisten über eine wie auch immer geartete Anerkennung des anglikanischen Episkopats wieder einzusammeln, ohne den „katholischen" Charakter der Kirche von England, nämlich den historischen Episkopat mit den (von Rom nicht anerkannten) Weihen, preiszugeben. Es handelt sich also hier um einen Testfall für den ökumenischen Kurs und die Methode der Kirche von England.

Um den Ritus der Vereinigung

Der umstrittene Punkt des Unionsplanes, der die Schaffung von sechs Diözesen unter Verwaltung je eines Bischofs vorsieht und eine Verwaltungseinheit schafft, aber den angeschlossenen Gemeinschaften ihre bisherigen gottesdienstlichen Formen freigibt und keine Vereinheitlichung auf Gemeindeebene anstrebt, ist der sog. Ritus der Vereinigung. Dieser ist nicht etwa wie bei der 1947 gegründeten Kirche von Südindien (in der die Baptisten fehlen) eine formelle Weihe aller nichtanglikanischen Amtsträger durch anglikanische Bischöfe, um ihnen die fehlende apostolische Sukzession zu vermitteln und ihren Ämtern volle Gültigkeit zu geben, sondern der vereinbarte Ritus stellt einen Akt gegenseitiger Anerkennung

der bereits vorhandenen geistlichen Ämter dar. Die Handauflegung der anglikanischen Bischöfe ist also für die nonkonformistischen Geistlichen eine zusätzliche Bestätigung ihres als gültig betrachteten Amtes. Die anglikanischen Bischöfe verbinden mit dem Vollzug des Ritus die Intention der Weihe, aber die nonkonformistischen Geistlichen begehren die Handauflegung nicht als Weihe, die ihr Amt erst gültig macht. Das ist der Grund, weshalb der Minderheitsbericht des Unterhauses von York in dem Ritus eine Anomalie und Zweideutigkeit sieht, die nicht die defekten nonkonformistischen Ämter heilt, sondern eine bleibende Anomalie einführt. Auch wurde geltend gemacht, mit einem derartigen Verfahren — das offenbar für die Verhandlungen mit den Methodisten in England vorbildlich sein soll und dessen Annahme oder Ablehnung die ganze Unionspolitik der Kirche von England berührt — werde die anglikanische Kirche allmählich aussterben und eine neue Denomination entstehen. Besonders bedenklich erscheint es der Minderheit, daß zwei der Gemeinschaften, die in die Kirche von Lanka eingehen, die Ordination von Frauen zum geistlichen Amt kennen. In der Tat sind diese Bedenken ernster Natur, und wenn man sie nicht berücksichtigt, so könnte das Verhältnis zur Orthodoxie und vor allem zu Rom dauernden Schaden leiden.

Intervention von Erzbischof Fisher

Bemerkenswert sind die beiden Stellungnahmen des Erzbischofs Dr. G. Fisher von Canterbury, der inzwischen zurückgetreten ist, und seines Nachfolgers, damals noch Erzbischof von York, Arthur Ramsey (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 265). Dr. Fisher gab auf der Synode von Canterbury eine scharfe Erklärung ab. Er sagte, der Sprecher der Minderheit im Unterhaus von York, der das Unionsschema anzweifelt, habe mit seiner Befürchtung, daß die anglikanische Kirche sterben würde, übertrieben und an die Gefühle appelliert: „Die Heilige Schrift sagt uns, es ist ein christliches Prinzip, dafür zu sterben, daß andere leben können. Als ich den Papst besuchte, war ich mir dessen bewußt, daß die Kirche von Rom ein wenig sterben muß (has to do a little dying), damit etwas Größeres zum Leben kommt." Er verurteilte den Minderheitenbericht als unlogisch und lieblos und forderte dazu auf, es sollten sich einige gescheite Leute zusammensetzen, um den Widerstand aus der Welt zu schaffen. Er bestritt, daß der Ritus der Vereinigung zweideutig sei. Man stehe nicht vor der Alternative zwischen Logik und Liebe, sondern habe beide zu versöhnen.
Erzbischof Ramsey, der als Anhänger der anglokatholischen Gruppe bekannt ist, griff nicht in die Debatte seiner Synode ein, sondern meldete sich erst zu Wort, als der Minderheitenbericht angenommen worden war. Er sagte, die Lambethkonferenz von 1958 habe mit Recht das Schema für die Kirche von Lanka gutgeheißen (was die Billigung der Union der Kirche von Nordindien betreffe, so sei er allerdings anderer Meinung). Er riet, die Frage noch einmal theologisch durchzudenken, um die Enttäuschung, die bei vielen aufkommen werde, zu überwinden: „Eine der Fragen, die wirklich eine gründlichere Prüfung erfordert, ist diese: Zugegeben, daß die anglikanische Gemeinschaft in einigen Teilen der Welt verschwinden wird, was ist dann aber das Wesen der Gemeinschaft von Kirchen, die an ihre Stelle tritt? ... Wird es etwas sein, wodurch eine Menge Anomalien zur Norm werden? Oder wird es etwas sein, das in der Tiefe einschließt, was die anglikanische Gemeinschaft unter katholischem Glauben und Ordo versteht?" Diese Frage habe man leider übersehen. Wenn man sie prüfe, werde man auch Fortschritte machen: „Um diesen Fortschritt zu erzielen, werde ich den Rest meines Lebens hingeben." Will man diese vorsichtigen Äußerungen recht verstehen in Verbindung mit der Zurückhaltung von Dr. Ramsey während der Diskussion und Abstimmung über den Minderheitenbericht, so besagen sie offensichtlich, daß der neue Erzbischof von Canterbury eine Unionspolitik wünscht, die die Tür zu Verhandlungen mit den katholischen Kirchen, nämlich Rom und der Orthodoxie, nicht einfach zuschlägt. Darum scheint ihm der Minderheitenbericht eine willkommene Notbremse zu sein, um die umstrittene Frage bis zu den Herbsttagungen der Synoden spruchreif zu machen.

Nicht Absorbierung, sondern Vereinigung

Der Hauptsprecher auf der Convocation von Canterbury zugunsten des Unionsplanes der Kirche von Lanka, Bischof G. S. Ellison von Chester, meldete sich Ende Mai vor seiner Diözesansynode nochmals zu Wort, um die anglikanische Unionspolitik zu verteidigen („Church Times", 2. 6. 61). Er sagte u. a., „das Grundprinzip, das wir anzuerkennen haben, wenn wir die Einheit erreichen wollen, ist dieses: nicht Absorbierung einer christlichen Kirche durch eine andere, sondern eine Vereinigung von Kirchen, bei der jede ihren Beitrag zu einem reicheren Ganzen leistet. Die Zeit ist längst vorbei, wo die Anglikaner die Freikirchen als ungezogene Kinder beurteilten, die in den Kreis der Familie zurückzukehren haben. Solch eine Politik der Absorbierung ist völlig unrealistisch und steril."
Der einzige Weg führe über den neuen Ritus der Vereinigung, in dem jeder die Gaben und Ämter des andern anerkenne. Die Wahrheitsfrage wurde nicht berührt.
Zum Schluß sei noch erwähnt, daß der anglikanische Bischof von Ceylon, Lakdasa De Mel, sich in der „Church Times" (19. 5. 61, S. 9) zu Wort meldete und schrieb, man habe mit dem Antrag auf volle Communio vielleicht zuviel verlangt. „Mag sein, daß man uns auffordert, mit unserer Arbeit in der Hoffnung auf eine spätere Interkommunion fortzufahren ... Mag auch sein, daß wir uns gezwungen sehen, den Plan ganz und gar fallen zu lassen und den von der Kirche von Südindien vorgezeichneten Weg zu gehen. Dies würde jedoch den Schwerpunkt zweifellos von Canterbury nach Madras verlagern." Diesen Wink wird man in Canterbury nicht überhören können. Aber in Rom wird man sich fragen, wie ohne Einheit des Glaubens und der Sakramente die Kirche zur Einheit kommen kann.

Eine ekklesiologische Kontroverse in Schweden

Seit einigen Monaten wird die kirchliche Öffentlichkeit in Schweden durch ein Buch beunruhigt, das an einige neuralgische Punkte des Kirchenverständnisses rührt. Sein Verfasser ist der Dozent Per Erik Persson aus Lund. Der Titel des Buches lautet „Kyrkans ambete som Kristusrepresentation" (Das Amt in der Kirche als Christus-Repräsentation; für den der schwedischen Sprache Kundigen sei hinzugefügt, daß das Werk als Band 20 der Studia Theologica Lundensia in diesem Frühjahr im Verlag Gleerup in Lund erschienen ist).
Perk Erik Persson stellt die Frage, welche Stellung der Priester als Amtsträger nach den Bekenntnisschriften der

Schwedischen Kirche und nach Luther einzunehmen habe. Hat er eine bloße Ordnungsfunktion? Ist er also da, weil die Gemeinde nun einmal jemand braucht, der predigt und der ihr vorsteht? Wenn es so ist, so wäre das kirchliche Amt die Erfüllung einer praktischen menschlichen Notwendigkeit und also menschlichen Ursprunges. Oder hat Christus der Herr die Ämter in der Kirche gestiftet? Hat er seine Apostel nicht nur um einer gesellschaftlichen Notwendigkeit willen eingesetzt, sondern wollte er selber in gewissem Sinne in den Amtsträgern weiterleben? Ist das Amt in der Kirche also göttlichen Ursprunges, und haben die Amtsträger Christus selbst in dem Sinne zu repräsentieren, daß sie an seinen Vollmachten teilhaben und sein Werk durch die Geschichte hin fortsetzen? Perssons Antwort lautet, daß die katholische Kirche im kirchlichen Amt eine Christus-Repräsentation sieht — und damit hat er recht —, daß aber genuinem Luthertum eine derartige Amts- und Kirchensicht fremd ist. Und darum geht nun der Streit.

Man muß bei all dem wissen, daß Persson sein Problem aus einem konkreten Anlaß angegriffen hat. Er will eine katholisierende Amtsauffassung zurückweisen, wie sie in den letzten Jahren von einigen Lutheranern in Schweden vertreten worden ist. Tatsächlich haben sowohl die sogenannten hochkirchlichen Kreise in der Schwedischen Kirche wie auch einige Theologen in Uppsala den Standpunkt verfochten, der Amtsträger in der Kirche sei eine Art Gegenwärtigsetzung Christi selber. Amt ist nach ihnen Christus-Repräsentation, der Träger des Amtes ein Bevollmächtigter Christi.

Die hier gemeinten Vertreter der „Repräsentations-Theorie", wenn man so sagen darf, haben z. T. Wert darauf gelegt, sich mit ihrer Auffassung ausdrücklich von der katholischen Lehre zu unterscheiden. Es ist aber nicht zu leugnen, daß sie mit ihrer Ekklesiologie der katholischen Kirche nahestehen, näher als diejenigen ihrer Glaubensgenossen, für die nun Persson als Sprecher auftritt.

Das Buch Perssons ist eine achtunggebietende wissenschaftliche Leistung. Um einen Hintergrund für die eigentliche Untersuchung zu schaffen, stellt der Verfasser die katholische Ekklesiologie auf mehr als 150 Seiten zusammenfassend dar und stützt sich dabei auf eingehendes Quellenstudium. Trotz gewisser Fehlzeichnungen zeigt er eine so gute Kenntnis der katholischen Glaubenslehre, daß er Mißverständnisse protestantischer Theologen zurechtrücken kann. Er zeichnet Luthers Amtsbegriff als funktionalistisch und setzt ihn gegen katholische Amtsauffassung und Kirchenwirklichkeit. Er findet es „ein wenig überraschend", daß nach einer gewissen Gruppe schwedischer Theologen „nun in der Deutung des kirchlichen Amtes kein größerer prinzipieller Unterschied mehr bestehen soll zwischen reformatorischer und katholischer Theologie".

Das Buch von Persson ist von weittragender Bedeutung. Zunächst stehen nun zwei Richtungen innerhalb der schwedischen Theologie als klar voneinander verschieden da. Was bisher nur teilweise ausgesprochen war, ist jetzt ausdrücklich gesagt. Man kann es nicht mehr übersehen. Eine weitere theologische Auseinandersetzung zwischen beiden Standpunkten ist unausweichlich. Das Buch gehört in eine allgemeine Gegenbewegung gegen die sog. hochkirchliche Richtung, die sich immer mehr als eine kleine Minderheit erweist, besonders seit Gunnar Hultgren Erzbischof von Uppsala geworden ist (vgl. „Church Times", 19. 5. 61, S. 8).

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Kirchliche Einheit oder Einheitskirche?

Der Glaube an die eine katholische Kirche drückt eine zweifache Überzeugung aus: Es gibt nur eine einzige Kirche Christi, und zweitens: diese ist ausgezeichnet durch die Merkmale der inneren Einheit der Gläubigen sowie einer Raum und Zeit umspannenden und das ganze Erbe des Herrn umfassenden Weite. Auf den ersten Blick scheinen daher die beiden Gesichtspunkte, die in der Frage unseres Themas einander gegenübergestellt werden, zusammenzufallen. Es scheint selbstverständlich zu sein, daß die von Christus so innig ersehnte Einheit seiner Gläubigen in der Form einer Einheitskirche verwirklicht werden sollte und so in der Römischen Kirche verwirklicht ist, die ja das ganze Vermächtnis des Herrn durch die Geschichte und in alle Welt trägt und deshalb zugleich auch den Namen katholisch führt.

Begriff und Anschauungen von der Einheit der Kirche

Dennoch verbinden wir mit dem Begriff der Einheit keine eindeutige Vorstellung. Der dogmatische Begriff der Einheit und die konkrete Anschauung, die wir uns von ihrer Verwirklichung zu machen pflegen, decken einander durchaus nicht. Der dogmatische Begriff der Einheit der Kirche wird im neuen deutschen Katechismus mit den Worten umschrieben: „Sie ist einig. Sie hat überall denselben Glauben, dieselben Sakramente und dasselbe Oberhaupt." Überall, das heißt an allen Orten und zu allen Zeiten. Wie pflegen wir aber diese katholische Einheit zu veranschaulichen, in der Verkündigung und auch uns selbst? Wir zeigen zum Beispiel Bilder von der Feier der Messe in aller Welt. In der Regel werden es ausschließlich Bilder von der lateinischen Meßfeier sein; denn wir wollen ja die Einheitlichkeit des katholischen Gottesdienstes veranschaulichen. Wer hätte nicht ferner diese Einheitlichkeit auch schon durch den Hinweis auf die gemeinsame lateinische Kirchensprache demonstriert und gehört, daß die Beibehaltung des Lateinischen um der katholischen Einheit willen erforderlich sei, wie es erst jüngst wieder in der englischen Umfrage hieß, von der im vorigen Heft dieser Zeitschrift berichtet wurde (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 401). Daß das Lateinische „die" Sprache der Kirche sei, ist ein Gemeinplatz und wird von Rom aus nicht selten mit Nachdruck eingeschärft (vgl. „Osservatore Romano", 25. 3. 61 und die dort angeführten Zitate). Das ist ein Beispiel für die Veranschaulichungsweise unseres Glaubens an „dieselben Sakramente". Ähnlich pflegen wir die Darstellung der hierarchischen Einheit ausschließlich auf das päpstliche Amt in der heutigen Form seines Wir-

kens im Bereich der lateinischen Kirche zu konzentrieren und die der Glaubenseinheit mit dem neuesten Stande der lateinischen Theologie zu assoziieren.

Katholisch ist gleich römisch

Die Vorstellungen, die wir uns für den praktischen Gebrauch von der Einheit der Kirche machen, haben in jahrhundertelanger Gewöhnung dazu geführt, daß wir die in der lateinischen Kirche der Neuzeit verwirklichte Modalität der katholischen Einheit mit dieser selbst identifizieren und dadurch unbewußt und ungewollt einer Verengung und Überspannung des Einheitsprinzips verfallen, die dem Prinzip der Katholizität abträglich ist. Sie hat unter anderem zur Folge, daß die mit dem Apostolischen Stuhl vereinigten Kirchen des Orients im allgemeinen als unbedeutende Anhängsel der katholisch-lateinischen Kirche, ja als bloße andersartige rituelle Formen angesehen und bewertet werden, eben als „orientalische Riten". Sie erweckt ferner den Anschein, als gebe es für den Westen gar keine andere Möglichkeit zu einer Wiedervereinigung außer der Anerkennung der heutigen lateinischen Kirche mit allen Einzelheiten ihrer derzeitigen Institution, und das führt zu jenem antirömischen Affekt auf evangelischer Seite, der die römische Einheitskirche als das stärkste Hindernis für eine kirchliche Einheit oder Wiedervereinigung empfindet. Die üblichen Anschauungen von der katholischen Einheit gründen in der Voraussetzung, daß die heutige lateinische Theologie, Liturgie und Rechtsordnung wenngleich nicht den Gipfel des historischen Fortschrittes im Geiste Christi, so doch jedenfalls die bisher erreichte Höhe bezeichnen und daher schlechthin als Modell zu gelten haben.

In diesem Bericht soll deshalb auf zwei Stimmen hingewiesen werden, die uns mit ungewöhnlichem Freimut zu Bewußtsein bringen, daß die übliche pauschale Kanonisierung der gegenwärtigen lateinischen Kirche nicht nur unbegründet, sondern „das größte Hindernis auf dem Wege zur Wiedervereinigung ist". Obgleich beide Stimmen, die des Theologen Wilhelm de Vries SJ und die des Patriarchen Maximos IV. von Antiochien, auch im Druck publiziert und von der Presse stark beachtet worden sind, darf erhofft werden, daß eine nochmalige Erinnerung an sie durch die Bedeutung der Sache und die Wichtigkeit ihrer Gesichtspunkte gerechtfertigt und für die öffentliche Meinung von Wert ist.

Das große Hindernis der Wiedervereinigung

Wilhelm de Vries SJ, Professor am Päpstlichen Orientalischen Institut in Rom, hat seine Gedanken ausgesprochen in einem Vortrag, den er am 5. März 1961 in Rom und bald darauf in Wien und anderen Städten Österreichs hielt und der unter dem Titel „Il problema ecumenico alla luce delle unioni realizzate in Oriente" in der Zeitschrift „Orientalia Christiana Periodica" (Bd. 27, 1961, S. 64—81) veröffentlicht ist. Die Gedanken dieses Vortrages berühren sich mit der kleinen Schrift desselben Verfassers „Wegbereitung zur Einheit der Christen aus ostkirchlicher Sicht" (Paulus-Verlag, Recklinghausen 1961), auf die gleichzeitig hingewiesen werden soll. Es ist diese Schrift, in der de Vries die Idealvorstellung, die wir uns von der katholischen Einheit nach dem lateinischen Modell machen, als das große Hindernis für die Wiedervereinigung bezeichnet. Die Bedeutung seiner Ausführungen liegt nicht allein darin, daß er eine Lanze für die Kirche des Orients bricht und auf die Divergenz zwischen dem Dogma der Einheit und unseren Vorstellungen von dieser Einheit aufmerksam macht. Wichtiger noch scheint es zu sein, daß er zum erstenmal in solcher Eindringlichkeit und Öffentlichkeit zu bedenken gibt, ob denn nicht die Wiedervereinigung nach den Grundsätzen des Konzils von Florenz auch für die Beseitigung der reformatorischen Trennung ganz neue Perspektiven bieten könnte.

Die deutschsprachige Schrift kann zur Einführung dienen. Unsere Art und Weise, von der „ganzen" katholischen Kirche zu sprechen, wenn wir die lateinische meinen, zeigt nach Meinung von de Vries, daß es uns an Gespür für die wirkliche Katholizität fehlt. Denn diese besteht darin, daß die Kirchen aller Zeiten, Völker und Kulturen in ihrer je eigenen Gestalt in der Gesamtkirche ihren Platz finden oder finden können, wenn sie nur die wesentlichen Bedingungen, die sich aus dem dogmatischen Begriff von der kirchlichen Einheit ergeben, erfüllen. Das gilt zunächst für den christlichen Orient. Wenn wir den orientalischen Christen unsern westlichen Katholizismus als den idealen oder gar als den einzig richtigen aufzwingen wollen, können wir vielleicht einzelne Menschen gewinnen, nie aber die getrennten ostkirchlichen Gemeinschaften als ganze für die Wiedervereinigung erwärmen. Die gleiche Erwägung gilt aber auch für die getrennten Christen des Westens, wie de Vries meint; denn das Prinzip der legitimen Mannigfaltigkeit hat allgemeine Gültigkeit und ist nicht auf die alten Kirchen im Orient einzuschränken. Die Eigenständigkeit der mit Rom verbundenen Ostkirchen kann also als Modell für eine zukünftige Wiedervereinigung im Westen dienen.

Der Rang der orientalischen Kirchen

So ist die Bedeutung dieser östlichen Kirchen weit größer als ihre geographische Verbreitung oder die Zahl ihrer Gläubigen. Wenn sie nur gebührend gewürdigt und geschätzt werden, können sie das Tor zum getrennten Osten und vielleicht auch einen Zugang zum getrennten Westen öffnen. Zu dieser gebührenden Würdigung gehört aber nicht nur, daß man ihre Riten duldet oder anerkennt, wie wir lateinische Katholiken so leicht zu glauben bereit sind. Die Ostkirchen sind keine liturgischen Museumsstücke aus archaischer Zeit und keine nur dekorativen Bereicherungen der eigentlichen, das heißt der römischen Kirche, sondern sie sind, ausgenommen den Petrusprimat, mit der römischen Kirche gleichen Ranges. Diese Ebenbürtigkeit besitzen sie kraft ihres gleichen apostolischen Ursprunges, worauf schon Papst Leo XIII. (*Orientalium dignitas* vom 30. November 1894) hingewiesen hat. Sie bezieht sich nicht nur auf die gottesdienstlichen Formen, sondern auch auf die hierarchische Struktur, die Theologie und die Spiritualität des christlichen Ostens. Die Ostkirchen haben einen legitimen Anspruch nicht etwa nur auf Duldung, sondern auf Respekt vor ihrer eigenen Struktur. Das wird ausdrücklich anerkannt durch die Unionsurkunde von Florenz, wonach die Wiedervereinigung der Ostkirchen mit dem Apostolischen Stuhl „salvis videlicet privilegiis omnibus et iuribus" der Patriarchen des Orients erfolgen sollte. Diese Klausel, die übrigens im Enchiridion symbolorum von Denzinger weggelassen worden ist, kann doch mit ihrer Unterscheidung von Privilegien und Rechten bei einer Auslegung nach Treu und Glauben nichts anderes ausdrücken wollen, als daß die eigene Struktur der Ostkirchen nicht ausschließlich auf päpstlichen Privilegien, also auf einer Duldung ihres andersartigen Traditions-

gutes beruht, sondern, wie dort gesagt wird, auf Rechten, die unantastbar sind. Es kann hier dahingestellt bleiben, inwieweit die Rechte der östlichen Patriarchen iuris Divini sind und inwieweit sie durch die verschiedenen zweiseitigen Unionsverträge nach dem Muster des florentinischen auf einer definitiven Verpflichtung des Apostolischen Stuhles beruhen. In jedem Falle würde eine völlige und dauernde Gleichschaltung der Ostkirchen gegen den Sinn jener Verträge verstoßen und den Primat überspannen.

Primat und Diktatur

Der Primat hat den Sinn, die Einheit im wahren Glauben und wahren Glaubensleben zu sichern. Er ist, wie Mörsdorf schreibt, „das die Einheit der Kirche gewährleistende Prinzip" (Kirchenrecht I, 342). Wenn auch dem Papst kraft des Primates die ordentliche und unmittelbare bischöfliche Gewalt über alle Kirchen und jeden einzelnen Gläubigen zusteht, so ist diese doch nicht unumschränkt. Die Institution des Herrn garantiert die Eigenständigkeit einer jeden von einem Nachfolger der Apostel geleiteten Kirche, soweit nicht die Wahrung der obengenannten Einheit eine Einschränkung dieser Selbständigkeit gebietet. „In necessariis unitas!" Allerdings gilt auch das andere Väterwort: „Roma locuta, causa finita." Zum Wesen des päpstlichen Primates gehört die Kompetenzkompetenz, kraft deren der Papst alle Entscheidungen an sich ziehen kann. Das darf aber nicht den tiefen Unterschied aufheben, der zwischen dem päpstlichen Primat und einer Diktatur besteht, und zwar deswegen, weil der Papst „über die Eigenständigkeit des Episkopates nicht hinwegsehen kann", wie Mörsdorf sich angesichts der derzeitigen Rechtslage und Regierungspraxis etwas unbestimmt ausdrückt. Diese Rechtslage ist dadurch entstanden, daß das Erste Vatikanische Konzil zwar den Primat, nicht aber den Episkopat erschöpfend behandelt hat. Dadurch ist eine Praxis inauguriert worden, von der de Vries unumwunden sagt: „Es besteht die Gefahr, die Lehre vom päpstlichen Primat auf die Spitze zu treiben und die Vollgewalt des Papstes derart einseitig zu betonen, daß die einzelnen Bischöfe nur noch als Funktionäre, Befehlsempfänger und ausführende Organe der höchsten Autorität erscheinen" (Wegbereitung, 13/14). Wie unten noch berichtet werden soll, legen die Ostkirchen gerade auf diese relative Autonomie als Ausdruck der Gleichberechtigung den höchsten Wert.

Was die Päpste selbst betrifft, so haben sie vor allem seit Leo XIII. die Achtung vor der eigenen Struktur der Ostkirchen nicht nur als eine widerwillig gewährte Konzession aufgefaßt, sondern als Ausdruck der Wertschätzung für die Eigenart der Völker, Rassen und Kulturen, zu der sich die Kirche aus Ehrfurcht vor der Schöpfungsordnung und im Sinne des Axioms „gratia supponit naturam" verpflichtet fühlt und die ihr verbietet, eine Uniformierung des kirchlichen Lebens anzustreben. Wie Pius XII. in seiner Antrittsenzyklika sagte, weiß sie sich frei von der Tendenz „ad unam assignandam rerum omnium aequabilitatem, externam tantummodo atque adeo insitas vires debilitantem".

De Vries untersucht in seinem römischen Vortrag nacheinander die drei Gebiete, auf denen die Spannung zwischen Einheit und Mannigfaltigkeit in der Kirche aus der Natur der Sache und im Lauf der Geschichte besonders offenkundig wird: die Liturgie, die Disziplin und den Glauben.

Die Einheit und die Mannigfaltigkeit der Liturgie

In der Liturgie haben die Kirchen des Ostens von Anfang an ihre eigenen Formen gehabt und diese bis heute bewahrt. Auch innerhalb des Orients ist es nicht zu einer Vereinheitlichung der Liturgie gekommen, weil der Hellenismus gegenüber den älteren völkischen Kulturen der Syrer, Ägypter, Äthiopier und Armenier nicht dasselbe Übergewicht hatte wie Rom im Westen. Zweifellos hat aber Byzanz sein Übergewicht auch nicht so rigoros eingesetzt wie Rom. Und de Vries fragt: Wenn es im Orient niemals einen so radikalen Aufstand gegen das Zentrum Byzanz gegeben hat wie im Westen gegen Rom, liegt dann der Grund dafür nicht unter anderem auch in diesem Mangel an Anpassungsfähigkeit und Verständnis für die Eigenart der Völker auf seiten Roms? Jedenfalls, so folgert er, läßt sich das Prinzip, auf Grund dessen Rom heute die gottesdienstliche Eigenart der Ostkirchen anerkennt, nämlich aus Achtung vor der Eigenart der Völker, auch im Westen auf die gottesdienstlichen Traditionen der von Rom getrennten Christen anwenden, soweit nicht dogmatische Einwände gegen sie bestehen. Dieses Prinzip wird auch nicht dadurch erschüttert, daß diese Traditionen im Gegensatz zu den östlichen erst nach der Reformation herausgebildet worden sind. Immerhin entsprechen sie der Eigenart insbesondere der germanischen Völker. Es besteht also kein zwingender Grund, diesen etwas Fremdes, etwa die lateinische Kirchensprache, aufzuzwingen. Es würde genügen, daß in ihrem Gottesdienst die Vergegenwärtigung des Opfers Christi und die Siebenzahl der Sakramente wiederhergestellt wird.

Die Einheit der Leitung und die Autonomie der Glieder

In ihrer Organisation weist die Ostkirche von Anfang an bis heute gegenüber der lateinischen Kirche bekanntlich den wichtigen Unterschied auf, daß sie zwischen der päpstlichen und der bischöflichen Gewalt die Instanzen der Erzbischöfe, Metropoliten und Patriarchen besitzt, denen nicht nur wie im Westen ein Ehrenvorrang, sondern eine wirkliche überbischöfliche Autorität zusteht. Die päpstliche Gewalt ist also im Osten, wenigstens was ihre Ausübung betrifft, zwischen dem Apostolischen Stuhl und diesen Instanzen aufgeteilt. Diese Ordnung entspricht sicherlich mehr der ursprünglichen als die westliche. Sie bewahrt außerdem vor dem Mißverständnis, als müßte der Papst auch im normalen Lauf der Dinge jederzeit in die hirtenamtliche Tätigkeit der Bischöfe eingreifen und selbst in Routineangelegenheiten fort und fort um seine Entscheidung angegangen werden. Allzu leicht entsteht daraus die Gefahr, daß die Bischöfe nur noch als Exekutivorgane des Apostolischen Stuhles betrachtet werden.

Vor dem großen Schisma besaßen die Patriarchate des Ostens eine weitgehende Autonomie. Der Papst intervenierte nur sehr selten, wenn die Einheit und Wahrheit bedroht war. Angesichts der geschichtlichen Entwicklung des Primates, die nach katholischer Überzeugung zugleich eine Entwicklung der Erkenntnis seines dogmatischen Wesens ist, wird man zwar nicht zu einer so lockeren Organisation der Gemeinschaft mit dem Apostolischen Stuhl zurückkehren können. Anderseits aber hat Rom grundsätzlich die Rechte der Patriarchate anerkannt, wie oben schon gesagt wurde, und damit zum Ausdruck gebracht, daß die Gemeinschaft zwischen ihnen und dem Apostolischen Stuhl, wenn sie auch letztlich eine Unterordnung einschließt, doch nicht einfach so gehandhabt werden

kann wie der Dienstverkehr zwischen einer vorgesetzten und einer untergeordneten Behörde in einer Beamtenhierarchie. Allerdings, so sagt de Vries, und mehr noch beklagt das Maximos IV., haben sich die Behörden der Römischen Kurie und zuweilen auch die Päpste selbst nicht immer an die vereinbarten Grundsätze gehalten, sondern praktisch oft genug ein direktes Regiment ausgeübt sowie Ansätze zur Gleichschaltung der Ostkirche gemacht. Dennoch sind die Grundsätze selbst nicht angetastet und in den verschiedenen Unionen nach dem Konzil von Florenz bestätigt und auch im einzelnen angewendet worden. So erhielt der Metropolit von Kiew bei der Union mit den Ruthenen im Jahre 1595 das Recht zur Ernennung der Bischöfe. Auch in neuerer Zeit hat der Heilige Stuhl bei direkten Interventionen in die inneren Angelegenheiten östlicher Kirchen für gewöhnlich zum Ausdruck gebracht, daß es sich um Ausnahmefälle handle, für die besondere Gründe vorlägen. Daß es im Lauf der Zeiten zwischen dem Heiligen Stuhl und den Ostkirchen zu manchen Mißverständnissen über die Autonomie kam, ist nicht verwunderlich, und ebensowenig, daß man im Osten und in Rom überhaupt eine je andere Vorstellung von ihr oder wenigstens von ihrer praktischen Handhabung besaß. Doch sind die Folgen solcher Meinungsverschiedenheiten unter ökumenischem Gesichtspunkt immer recht traurig gewesen.

Aus diesen Betrachtungen über die Ostkirche ergibt sich, daß die Existenz des päpstlichen Primates eine recht weitgehende Autonomie der Gliedkirchen nicht ausschließt. De Vries äußert sehr entschieden die Ansicht, daß auch im Westen eine korporative Wiedervereinigung mit den reformatorischen Kirchen undenkbar sei, solange man sich auf katholischer Seite der Vorstellung hingebe, ihnen das zentralistische Kirchenregiment der lateinischen Westkirche auferlegen zu können. Er zitiert nach Karrer die Desiderate der deutschen Protestanten in dieser Sache: Jedes kirchliche Amt müsse zunächst Dienst und nicht zunächst eine arbiträre Gewalt sein; es müsse anerkannt werden, daß es in der Kirche neben der apostolischen auch eine im allgemeinen Priestertum gründende selbständige, wenngleich nicht unabhängige prophetische Funktion gebe, und schließlich müsse das Bischofsamt auch praktisch eine Selbständigkeit erhalten, die den Eindruck päpstlicher Autokratie ausschließt.

Die Einheit des Glaubens und die Mannigfaltigkeit der Theologien

Was die Einheit des Glaubens angeht, muß man, wie de Vries ausführt, aufmerksamer unterscheiden zwischen der Wahrheit selbst, der Substanz des Glaubens, und den Weisen, sie auszudrücken. Daraus folgt, daß die Ausdrucksweise sich ändern und verbessert werden kann, und ebenso, daß es nicht immer nur eine einzige und allein richtige Formulierung für die Glaubenswahrheiten gibt. Die Enzyklika *Humani generis* hat das erst vor kurzem wieder in Erinnerung gerufen. Im übrigen liefern die Verhandlungen des Konzils von Florenz dafür den klassischen Beweis. Den Griechen wurde damals weder das filioque noch der lateinische Begriff vom purgatorium auferlegt. Warum sollte das nicht auch für eine ganze Reihe von theologischen Formulierungen gelten, die heute noch als dogmatische Differenzen zwischen den evangelischen und der katholischen Kirche angesehen werden, wie es ja bei einer jahrhundertelangen Entwicklung der Theologie unter dem Vorzeichen der Polemik und Kontroverse kaum anders sein kann. Jedenfalls, sagt de Vries, „ist es eine offene Frage, ob verschiedene Weisen, die Theologie zu behandeln, möglich sind oder nicht".

Der Osten klagt an

Die Ausführungen von Professor de Vries wurden schon im vorigen Jahr eindrucksvoll unterstrichen und mit hoher Autorität bestätigt durch einen Vortrag des Melchitischen Patriarchen von Antiochien, Maximos IV. Saigh, anläßlich seiner Reise durch Deutschland nach dem Eucharistischen Kongreß. Der Vortrag ist in der Festschrift der Dominikaner von Düsseldorf (Unbehagen an der Kirche? Hrsg. von Pirmin Lenz OP, Drieves Verlag, Essen 1960) im Druck veröffentlicht worden.

Zum Schluß seines Vortrags sprach der Patriarch einige Worte, die wegen ihrer Bedeutung für jede Wiedervereinigung, ja mutatis mutandis auch für jede andere Art von Kontakten zwischen verschiedenen Welten ein besonders weites Echo gefunden haben. Er sagte: „Wir müssen uns davon überzeugen, daß das Christentum nur dann seine Sendung in der Welt erfüllen kann, wenn es nicht nur von Rechts wegen, sondern auch in der Tat katholisch, d. h. weltumspannend ist. Wenn es, um katholisch zu sein, notwendig ist, daß man auf seine Liturgie, seine Hierarchie, seine Patristik, seine Geschichte, seine Hymnographie, seine Kunst, seine Sprache, seine Kultur, auf sein ganzes geistiges Erbe verzichtet, um den Ritus, das philosophische und theologische Denken, die religiöse Dichtung, die liturgische Sprache, die Kultur und die Geisteshaltung einer gegebenen Gruppe, und wäre sie die beste, anzunehmen, dann wäre die Kirche nicht mehr die große Gabe Gottes an die gesamte Menschheit, sondern eine Interessengemeinschaft, so zahlenstark sie auch sein mag, eine menschliche Institution, gebunden an die Interessen einer Gruppe" (23). Schon früher hatte der Patriarch noch deutlicher gesagt, an welche Adresse diese Mahnung gerichtet ist. Wie de Vries in seiner „Wegbereitung" (6) zitiert, erklärte Maximos IV. in einem Gespräch mit La Pira: „Man müßte damit anfangen, den lateinischen Westen zum Katholizismus zu bekehren, zur Universalität der Botschaft Christi . . . Die Gleichschaltung ist mit der katholischen Universalität nicht vereinbar."

Was er im übrigen in seinem Düsseldorfer Vortrag ausführte, zeugte von einer tiefen Verwundung der Seele der orientalischen Christen, auch der mit Rom vereinigten, durch die Überheblichkeit und das Unverständnis, mit der sie von ihren westlichen Glaubensgenossen in der katholischen Kirche, nicht ausgenommen deren leitende Ämter, behandelt werden. Es ging ihm aber nicht darum, einem bedrückten Herzen Luft zu machen, sondern zu zeigen, wie sehr die Mißgriffe und die ganze Einstellung des Westens gegenüber der orientalischen Christenheit die Wiedervereinigung blockieren. „Diejenigen Katholiken, die so darauf erpicht sind, unsere Einrichtungen den lateinischen anzupassen, sollten bedenken, daß sie durch diese engherzige Gleichschaltung die Zahl der lateinischen Gläubigen kaum auf merkliche Weise vermehren, wohl aber die katholische Kirche der wenigen orientalischen Gläubigen, die sie bis jetzt hat, berauben. Nur dann sind wir für die Kirche wirklich von Bedeutung, wenn wir zugleich tief katholisch und tief orientalisch bleiben. Diejenigen, die ‚latinisieren', arbeiten — vielleicht unbewußt, aber tatsächlich — gegen das Interesse der Kirche; sie wollen

den Beweis erbringen, daß eine aufrichtige Verbindung dieser beiden Eigenschaften im Innern des römischen Katholizismus unmöglich ist."
Die Versuche zur Latinisierung des Orients sind nach der Darstellung des Patriarchen höchst rücksichtslos gewesen. Das einzige, was man geachtet habe, seien die Riten gewesen. Im übrigen habe der Westen versucht, „dem Orient sein bestes Eigentum wegzunehmen" und „alles zu zerstören, was ihm (dem Westen) nicht ähnlich war, und man muß gestehen, daß ihm dies recht gut gelungen ist". Die äußerliche Toleranz der Lateiner gegenüber den Orientalen sei nur begründet gewesen in der Absicht, sie als Lockmittel gegenüber den Orthodoxen zu gebrauchen, und in der Furcht vor dem ungeheueren Prestigeverlust, der eingetreten wäre, wenn der römische Katholizismus auch die letzten Positionen im Orient und damit faktisch seine Katholizität verloren haben würde. Der Patriarch kritisierte auch sehr ernst die neue Kodifikation des orientalischen Kirchenrechtes, und zwar wegen ihres Geistes, der das höchste Ideal in die möglichst weitgehende Annäherung an die lateinische Kirche gesetzt und insbesondere die hierarchische Struktur der Ostkirche „reduziert, wenn nicht entleert und praktisch neutralisiert habe". Was Maximos IV. in seinem Vortrag sagte, findet übrigens eine sachlich bereichernde Ergänzung in den Verhandlungen der melchitischen Synode vom 6. bis 11. Februar 1959, über die die Herder-Korrespondenz (13. Jhg., S. 84) ausführlich berichtet hat.

Einheit und Freiheit

Im Hinblick auf das Anliegen der Wiedervereinigung wirken Gedanken, wie er und auch Professor de Vries sie vorgetragen haben, als wenn jemand eine Binde von unseren Augen genommen und uns vor allem den Blick nach innen erschlossen hätte, das heißt in unsere eigenen unzulänglichen Vorstellungen von dem Wesen der Katholizität und den Möglichkeiten einer Wiedervereinigung, die vielgestaltiger sind, als wir zu denken wagen, wenn wir uns statt an den Prinzipien der katholischen Einheit an deren augenblicklichen Gegebenheiten orientieren. Das kann zwar nicht heißen, daß die Wiedervereinigung zum Greifen nahe wäre, wenn man nur eine gewisse Enge ablegt. Wie sich aus den Ausführungen von Maximos IV. ergibt, ist nicht einmal der getrennte Orient so leicht zu ihr bereit, von dem uns doch so gut wie keine dogmatische Differenzen trennen. Die Verfahrensweise Roms gegenüber den orientalischen Kirchen, die von ihnen verständlicherweise fast alleinig unter dem Gesichtspunkt einer „Latinisierung" gewertet wird, kann auch gewiß nicht einfach nur als Engstirnigkeit gedeutet werden. Auch in den Ostkirchen gibt es nicht nur große Überlieferungen, sondern ebenso wie im Westen Zeichen von Unzulänglichkeit, Erstarrung und jeder anderen Art von Menschlichkeit, mit denen sie nicht immer aus eigener Kraft fertigwerden können. Nicht nur der Zentralismus, wie er heute in der lateinischen Kirche herrscht, sondern auch der Partikularismus hat seine tiefen Schatten. Dennoch scheint es, daß die Gedanken, über die hier berichtet wurde, im Hinblick auf das Konzil von großer Wichtigkeit sind. Denn sie beziehen sich auf eine Frage, die oder vielmehr deren Entscheidung das ganze Gesicht der kirchlichen Reform bestimmen wird, die wir vom Konzil erwarten, eine Frage, die auf allen Gebieten in irgendeiner Weise gestellt ist und, wie man sieht, im Hinblick auf die Vorbereitung einer Wiedervereinigung einfach entscheidend ist: Welches Maß an Freiheit ist durch die Weltweite der Kirche, durch ihr katholisches Wesen gefordert und anderseits mit Wahrheit und Einheit verträglich? Wie wird man das in der katholischen Gesellschaftslehre so eindringlich postulierte Subsidiaritäts- und Solidaritätsprinzip in der Kirche selbst deutlicher verwirklichen und sich damit zugleich für ein Zeitalter vorbereiten, an dessen Ende die Einheit der Welt in der Vielgestaltigkeit unzähliger selbstbewußt gewordener Völker und Kulturen stehen dürfte?

Fragen des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens

Kommunistische Friedenspropaganda

In der abschließenden Erklärung der Moskauer Konferenz vom November 1960, an der seinerzeit die Führer aller kommunistischen Parteien teilgenommen hatten, nimmt die Friedensfrage einen breiten Raum ein. (Der volle Wortlaut der Erklärung wurde von „Neues Deutschland", 6. 12. 60, veröffentlicht.) Die Erklärung geht — sehr optimistisch — davon aus, daß die derzeitigen Kräfteverhältnisse sich zugunsten des Kommunismus veränderten, wofür die sogenannten Krisenerscheinungen in der freien Welt sprächen, die in der Erklärung gemäß dem kommunistischen Verständnis von der freien Welt angeführt werden. Auf der Basis dieser „Analyse" wird dann eine Zukunftsvision gezeichnet, nach der der Sieg des Sozialismus in absehbarer Zeit absolut sicher sei. Um die Weltrevolution voranzutreiben, stellt der Weltkommunismus gegenwärtig zwei Parolen in den Mittelpunkt, mit denen er am erfolgreichsten und gefahrlosesten die freie Welt zu schwächen und seine eigene Stellung zu stärken hofft. Diese sind die kommunistische „Friedens"offensive und die Proklamierung einer kommunistisch orientierten „Nationalen Befreiungsbewegung" in den unterentwickelten Gebieten. Die Moskauer „Friedens"erklärung enthält also das Programm der Weltrevolution.
Eine solche umfassende „Friedens"offensive hat zunächst zum Ziel, die Regierungen der freien Welt vom Volk zu isolieren, wodurch jene an einer wirksamen Verteidigung der freien Welt gehindert werden. Auf diesem Wege hoffen die kommunistischen Führer, systematisch der Revolution ohne Risiko allmählich den Weg zu ebnen. Dabei hat die ständige Denunzierung des Westens („aggressiver kriegslüsterner Imperialismus") die Aufgabe, den Riesenaufwand der kommunistischen Staaten für militärische Zwecke als notwendig — im Interesse des Friedens — sowohl vor den kommunistisch beherrschten als auch vor den freien Völkern zu rechtfertigen.
Die gegenwärtige kommunistische „Friedens"politik geht von der Überlegung aus, daß angesichts des Entwicklungs-

niveaus der Atomwaffen und der Raketentechnik bei einem künftigen Atomweltkrieg die kommunistischen Staaten beträchtlich verwüstet würden. Chruschtschow und andere kommunistische Parteiführer scheuen deshalb das Risiko eines Atomweltkrieges, ungeachtet ihrer wiederholten Drohung „mit Raketen". Die kommunistischen Parteiführer spekulieren gegenwärtig auf den Faktor Zeit, der nach ihrer Ansicht ausschließlich für sie arbeitet. Sie hoffen, daß sich durch „Friedens"propaganda und „Befreiungsbewegungen" in den unterentwickelten Völkern in einem guten Jahrzehnt die Kräfteverhältnisse so zu ihren Gunsten verschoben haben werden, daß der Kommunismus dann eindeutig das Übergewicht hat und der noch verbliebenen freien Welt seine Diktate aufzwingen kann.

In der Moskauer Erklärung vom 6. Dezember 1960 wird das wie folgt formuliert:

„Der Friede ist ein treuer Bundesgenosse des Sozialismus; denn die Zeit arbeitet für den Sozialismus, gegen den Kapitalismus."

„Die nächste Zukunft wird den Kräften des Friedens und des Sozialismus neue Erfolge bringen. Die UdSSR wird zur ersten Industriemacht der Welt werden. China wird sich in ein mächtiges Industrieland verwandeln. Das sozialistische System wird mehr als die Hälfte der industriellen Weltproduktion erzeugen. Die Friedenszone wird sich noch mehr erweitern. Die Arbeiterbewegung in den kapitalistischen Ländern und die nationale Befreiungsbewegung in den Kolonien und abhängigen Ländern werden neue Siege erringen. Das Kolonialsystem wird endgültig zerfallen. Die Überlegenheit der Kräfte des Sozialismus und des Friedens wird absolut sein. Unter diesen Umständen wird sich bereits vor dem vollen Sieg des Sozialismus auf Erden, beim Fortbestehen des Kapitalismus in einem Teil der Welt, die reale Möglichkeit ergeben, den Weltkrieg aus dem Leben der Gesellschaft auszuschalten. Der Sieg des Sozialismus in der ganzen Welt wird die sozialen und nationalen Ursachen für die Entstehung jeglicher Kriege endgültig beseitigen."

„Friedliche Koexistenz"

Bereits auf dem XX. Parteitag der KPdSU (1956) hatte Chruschtschow versucht, den neuen theoretischen Leitsatz von der Vermeidbarkeit von Kriegen zu entwickeln. Bis dahin galt die Leninsche These, daß Kriege in der Epoche des Imperialismus unvermeidbar seien. Chruschtschow modifizierte die kommunistische Theorie über die Methoden der Machtergreifung. Diese Abänderung gründet sich auf die Erkenntnis, daß seit dem Vorhandensein von Atomwaffen der Krieg als Ursprung der Revolution und die sowjetischen Streitkräfte als Begründer neuer kommunistischer Regime keine ausschlaggebende Rolle mehr spielen werden. Deshalb gewinnt das Problem der „friedlichen Koexistenz" für den Kommunismus erstrangige Bedeutung. Die „friedliche Koexistenz" wird zur Formel der Welteroberung; denn sie bedeutet nichts anderes als die Organisierung der Revolution im Rücken der freien Welt. Die Koexistenzpolitik hat den Vorteil, daß die UdSSR sich dabei nicht auf das Risiko eines Krieges mit modernen Waffen einzulassen braucht, gleichzeitig jedoch sich günstigere Möglichkeiten schafft, um ihre weltrevolutionären Ziele zu erreichen: indem sie dazu die Friedenssehnsucht zahlreicher Menschen mißbraucht.

Die scheinbar so humanitäre Anti-Atomkriegs-Kampagne der Sowjets hat also im Rahmen der weiteren kommunistischen Zielsetzungen eine ungemein wichtige Funktion: sie soll letztlich erreichen, daß die Kernwaffen der freien Welt beseitigt werden. Würde dieses Ziel erreicht, dann besäße der kommunistische Block dank seiner Überlegenheit an herkömmlichen Waffen und Truppenverbänden die Chance, ohne große Gefahren die freie Welt zu unterjochen.

Es ist sehr aufschlußreich, wie in der Moskauer Deklaration dieser Gedanke der „friedlichen Koexistenz" — er ist ihr Herzstück — interpretiert wird. Die Erklärung spricht hier eine für kommunistische Manifeste ungewöhnlich deutliche Sprache, die in diesem Falle durch die voraufgegangenen Meinungsverschiedenheiten zwischen Moskau und Peking gerade in der Frage der Beseitigung von Kriegen und der Notwendigkeit des Klassenkampfes erzwungen wurde.

In der Moskauer Erklärung heißt es dazu:

„Der Kurs auf die friedliche Koexistenz bedeutet Mobilisierung der Massen, tatkräftige Aktionen gegen die Feinde des Friedens. Friedliche Koexistenz der Staaten bedeutet im Gegensatz zu den Behauptungen der Revisionisten keineswegs Verzicht auf den Klassenkampf. Die Koexistenz von Staaten unterschiedlicher Gesellschaftsordnung ist eine Form des Klassenkampfes zwischen Sozialismus und Kapitalismus. Bei friedlicher Koexistenz entstehen günstige Möglichkeiten zur Entfaltung des Klassenkampfes in den kapitalistischen Ländern und der nationalen Befreiungsbewegung der Völker in den kolonialen und abhängigen Ländern. Ihrerseits tragen die Erfolge des revolutionären Klassenkampfes und des nationalen Klassenkampfes zur Festigung der friedlichen Koexistenz bei... Friedliche Koexistenz von Staaten verschiedener Gesellschaftssysteme bedeutet keine Versöhnung der sozialistischen mit der bürgerlichen Ideologie. Sie setzt vielmehr einen verstärkten Kampf der Arbeiterklasse und aller kommunistischen Parteien für den Triumpf der sozialistischen Ideen voraus. Ideologischer und politischer Streit zwischen Staaten darf jedoch nicht durch Krieg ausgetragen werden."

Damit ist klar gesagt, daß „friedliche Koexistenz" nicht die Beendigung des kommunistischen Klassenkampfes bedeutet, sondern nur die Veränderung seiner Formen, die Verlagerung auf andere Gebiete. Denn wenn man schon notgedrungen bereit ist, auf kriegerische Auseinandersetzung mit der freien Welt zu verzichten (da sie immer in einen Krieg mit Nuklearwaffen umschlagen kann), so wird doch die Auseinandersetzung mit ihr — auf allen Feldern der internationalen Politik und Wirtschaft — intensiviert. Und zwar deshalb, damit günstige Voraussetzungen für die „friedliche Koexistenz" und ein verstärktes Machtpotential des Ostblockes, militärisch, politisch, wirtschaftlich, geschaffen werden können, das seinerseits dann wiederum geeignete Ausgangspositionen für die Schwächung und Unterminierung der freien Welt und die Stärkung der kommunistischen Bewegung in der Welt bietet.

Entsprechend heißt es daher auch in der Moskauer Erklärung:

„Die Politik der friedlichen Koexistenz... trägt zur Festigung der Positionen des Sozialismus, zur Verstärkung des Ansehens und internationalen Einflusses der sozialistischen Länder bei. Sie erhöht das Ansehen und den Einfluß der kommunistischen Parteien in den kapitalistischen Ländern."

Die kommunistische Propaganda für die „friedliche Koexistenz" soll vor allem dazu dienen, Menschen der kommunistischen Beeinflussung zu öffnen. Während früher die Theoretiker des Kommunismus davon sprachen, daß es zwei Lager in der Weltpoltik gibt: „das imperialistische, antidemokratische Lager, dessen Hauptziel die Weltherrschaft des amerikanischen Imperialismus und die Zerschlagung der Demokratie ist, und das antiimperialistische Lager, dessen Hauptziel die Untergrabung des Imperialismus, die Festigung der Demokratie und die Zerschlagung der Überreste des Faschismus ist" — wie es in der Gründungsresolution der Kominform 1947 hieß —, wird seit

dem XX. Parteitag (1956) folgender Standpunkt vertreten: „Heute existiert in der Welt nicht nur das kapitalistische System; es besteht außerdem ein mächtiges, friedliebendes, sozialistisches Lager ... Außerdem gibt es eine große Gruppe anderer Staaten, mit einer Bevölkerung von vielen hundert Millionen Menschen, die aktiv gegen den Krieg Stellung nehmen. Es existiert eine mächtige weltumspannende Friedensbewegung. Zu einer gewaltigen Kraft ist die Arbeiterbewegung in den kapitalistischen Ländern geworden." Zum „dritten Lager" gehören nicht nur die jungen Staaten, die erst dabei sind, ihren Platz in der Weltpolitik einzunehmen, sondern auch die sogenannten „Friedens"kräfte und die kommunistisch orientierten Arbeiterbewegungen in den westlichen Ländern, die nach den Wünschen der kommunistischen Führer die Rolle der fünften Kolonne oder des trojanischen Pferdes in der freien Welt spielen sollen.

„Friedliche Koexistenz" bedeutet keineswegs — wie eindeutig aus der Moskauer Deklaration hervorgeht — die Anerkennung des Status quo; sie bedeutet auch nicht die Anerkennung des Existenzrechtes freier Völker. Es wäre falsch, anzunehmen, der kommunistische Machthunger sei heute gesättigt. Die kommunistischen Führer rechnen damit, daß in den nächsten Jahrzehnten der Kommunismus im Weltmaßstab sich endgültig durchsetzen wird. Chruschtschow spielt sich bei seinen Besuchen in der freien Welt oftmals als Prophet auf, indem er den westlichen Staatsmännern versichert, ihre Söhne, spätestens aber ihre Enkel, werden im Sozialismus leben.

„Friedliche Koexistenz" und „friedlicher Wettbewerb" sind in der Vorstellung der kommunistischen Führer kein Dauerzustand, sondern nur eine zeitweilige, für die Kommunisten nützliche Etappe in der Auseinandersetzung um die Weltherrschaft. (So erklärte Chruschtschow auf dem XX. Parteitag der KPdSU: „Wie lange die Koexistenz dauert, kann niemand sagen. Das wird von den historischen Bedingungen abhängen.")

Sollte der Kommunismus im Weltmaßstab einmal gesiegt haben, so wird es keine „friedliche Koexistenz" mehr geben. Sie ist dann überholt.

Trotz allem Gerede von „friedlicher Koexistenz" sieht ein Kommunist auch heute nur in der „Diktatur des Proletariats" und in der „sozialistischen Gesellschaftsordnung" eine hinreichende Sicherheit für einen dauerhaften Frieden. Die kommunistische Forderung, den Frieden zu sichern, enthält also unausgesprochen den Appell, die Revolution zur Weltrevolution voranzutreiben. (So sagte Chruschtschow bei einem Besuch in Polen: „Die beste Methode für die Erhaltung des Friedens ist die Eroberung der Macht durch die Arbeiterklasse in allen Staaten.")

Nach Ansicht der Moskauer Deklaration steht der „Imperialismus" kurz vor dem Zusammenbruch, weil die Gegensätze zwischen den „imperialistischen Staaten" sehr rasch wachsen und daher auch die westlichen Bündnissysteme am Zerfallen seien. Der große Optimismus, der aus der Moskauer Erklärung spricht, kommt von einer verzerrten Einschätzung, d. h. Unterschätzung der freien Welt. Trotzdem muß man diese Deklaration außerordentlich ernst nehmen; sie ist ein Zeichen der kommunistischen Entschlossenheit, hauptsächlich mit der „Friedens"losung zum Sturmangriff gegen die freie Welt anzutreten. In dieser Resolution lebt ein Angriffswille, der stärker als alles ist, was die freie Welt bisher von kommunistischer Seite gehört hat.

In dem „Friedens"appell der kommunistischen Führer an die Völker der Welt wird davon gesprochen, daß das Ziel jeden „sozialistischen Landes" darin besteht, allen Völkern einen dauerhaften Frieden zu sichern und daß nur in und zwischen den „sozialistischen" Staaten wirklicher Friede herrsche. Damit will der Kommunismus vergessen machen, daß es im kommunistischen Machtbereich selbst keinen Frieden gibt und geben kann. Das beweisen die Gefängnisse und Besserungslager in den kommunistischen Staaten, in denen alle von der kommunistischen Staatsdoktrin abweichenden Ansichten bestraft und ihre Vertreter „gebessert" werden sollen. Wo es keine Freiheit gibt, da gibt es auch keinen wirklichen Frieden. Der Friede im kommunistischen Machtbereich heißt auch heute noch: Nichtachtung der Menschenrechte und -würde, Unterdrückung aller Andersdenkenden, Unfreiheit und — wie Moskaus Verhalten gegenüber dem autonomen Kommunisten Tito zeigt — völlige Unterwerfung unter die sowjetische Führung. Friede kann in einem Land nicht herrschen, wo Klassenhaß und Klassenkampf gezüchtet werden.

Im Moskauer „Friedens"appell werden verschiedene Tatsachen einfach auf den Kopf gestellt. So wird z. B. hervorgehoben, daß es nur der Wachsamkeit des sozialistischen Lagers zu verdanken sei, wenn bisher ein dritter Weltkrieg verhindert wurde. In Wirklichkeit ist es nur die Entschlossenheit und Voraussicht der freien Welt gewesen, die eine Ausbreitung des Kommunismus mittels Waffengewalt in Griechenland, Südkorea und Südvietnam verhindert hat.

Der „Friedensappell" hat Tradition

Die Taktik der Kommunisten, die Friedenssehnsucht der Menschen für kommunistische Interessen skrupellos zu mißbrauchen, ist nicht neu. Das lehrt die Geschichte.

Schon 1917 wurde unter dem Schlagwort „Friede" die Oktoberrevolution vorbereitet und durchgeführt. Die Friedenssehnsucht der kriegsmüden russischen Soldaten, Arbeiter und Bauern wurde ausgenutzt. Doch was waren damals die Ergebnisse der kommunistischen „Friedens"-losung: moralische Zerrüttung, Züchtung von Haß gegen die angeblichen Kriegsschuldigen, Forderung nach gewählten Soldatenvertretungen, um Truppe und Führung zu spalten, und schließlich die Umwandlung des sogenannten imperialistischen Krieges in den Bürgerkrieg mit dem Ziel, die Regierung zu stürzen und die bolschewistische Herrschaft zu errichten und — später — durch blutigen Terror zu behaupten.

Die kommunistische „Friedens"formel lautete also schon damals: durch Revolution und Bürgerkrieg zum „Frieden". Man hatte vor der Oktoberrevolution den Massen absichtlich nicht gesagt: wir wollen die Errichtung der kommunistischen Diktatur. Darunter hätten diese sich gar nichts vorstellen können, sondern man agitierte mit dem „Frieden", einer Losung, die viel zündender, verfänglicher, massenwirksamer ist. Nur so war es möglich, die breiten Massen irrezuführen.

Durch ihre „Friedens"politik gelang es den Bolschewiki, nicht nur Anhänger zu gewinnen, sondern auch zeitweilig ihre Gegner zu verwirren und zu korrumpieren. Auf diese Weise gelang es Lenin, unter Ausnutzung der Gegensätze zwischen den Großmächten (im ersten Weltkrieg), mit einem Sonderzug aus der Schweiz durch Deutschland nach Rußland zu fahren, um in Rußland für die Beendigung des Krieges gegen Deutschland durch

die Stabilisierung und Weitertreibung der russischen Februarrevolution zu wirken.

Auch nach dem zweiten Weltkrieg konnten die kommunistischen Führer in verschiedenen Ländern Ost- und Südosteuropas unter der Losung des Kampfes gegen den Krieg und die angeblichen Kriegsschuldigen die kommunistische Revolution anzetteln und z. T. erfolgreich durchführen. Die kommunistischen Führer verstanden es, die kriegs- und nachkriegsbedingte wirtschaftliche und soziale Notlage geschickt für sich auszunutzen und den Menschen in diesen Ländern mit zeitweilig bedeutendem Erfolg ihr angeblich einzig erfolgverheißendes Friedensrezept anzupreisen. Tausende, ja Millionen glaubten daran, daß Enteignung und Bestrafung der vermeintlichen Kriegsschuldigen die Kriegsursachen beseitigen und einen „ewigen Frieden" sichern würden.

Verschleierungstaktiken

Um eine Massenbasis zur Durchführung ihrer Politik zu gewinnen, waren und sind die Kommunisten bestrebt, solche Losungen in den Mittelpunkt zu stellen, die dem äußeren Schein nach dem objektiven Interesse nahezu aller Menschen entsprechen. Die kommunistische „Friedens"propaganda ist dazu bestimmt, durch systematische Diffamierung von „Kriegshetzern" die Menschen an die Auseinandersetzung um die Macht zugunsten der Kommunisten allmählich heranzuführen.

Auch gehört es zur geschichtlichen Praxis der kommunistischen Bewegung, daß sie meist unter Hinweis auf ihre bedrohte Position — ein Tarnungsmanöver — umfassende Angriffe vorbereitet und durchführt. Stets bestand die Taktik der Kommunisten in der freien Welt darin, ihre wirklichen Ziele vor den Massen soweit als möglich zu verschleiern. Daher tritt auch heute das eigentliche programmatische Hauptziel der kommunistischen Bewegung, „die Diktatur des Proletariats", in allen nichtkommunistischen Ländern völlig in den Hintergrund. Die Öffentlichkeit und auch viele einfache Parteimitglieder sollen in der kommunistischen Doktrin vor allem eine große erfolgverheißende Friedenslehre erblicken. Die Erhaltung des Friedens wird als das große aktuelle gemeinsame Ziel hingestellt, das alle gutwilligen Menschen unabhängig von Glauben, Stand, Rasse und Nationalität verbindet. Einfältige Menschen, ohne ausreichende politische Erfahrungen, ja auch manche Katholiken, fallen mitunter auf die Klänge der kommunistischen Friedensschalmei herein und sind bereit, mit kommunistischen „Friedens"freunden, die sich oftmals geschickt tarnen, zusammenzuarbeiten.

Zur Tarnung des revolutionären Charakters ihrer „Friedensbewegung" versuchen die Kommunisten besonders einflußreiche bürgerliche Mitläufer als Aushängeschild zu gewinnen. Der frühere Generalsekretär der Kommunistischen Internationale, Dimitroff, hat einmal folgende Richtlinie aufgestellt (Zitat nach dem amtlichen Bericht des Ausschusses für Antiamerikanische Tätigkeit des US-amerikanischen Repräsentantenhauses 1957):

„Je stärker die Macht des Sowjetstaates zunimmt, um so größer wird überall die Abneigung gegen die kommunistischen Parteien werden. So müssen wir Rückzugsmethoden anwenden. Niemals im Vordergrund erscheinen: Überlassen wir die Arbeit unseren Freunden. Wir müssen uns immer vor Augen halten, daß jemand, der mit uns sympathisiert, im allgemeinen mehr wert ist als ein Dutzend militanter Kommunisten.
Ein Universitätsprofessor, der, ohne Parteimitglied zu sein, sich für die Interessen der Sowjetunion einsetzt, ist mehr wert als hundert Leute mit einem Parteibuch; ein angesehener Schriftsteller oder ein General a. D. sind wichtiger als fünfhundert arme Teufel, die nichts weiter können, als sich von der Polizei zusammenschlagen zu lassen. Jeder hat seinen Wert, seine Verdienste. Der Schriftsteller, der, ohne Parteimitglied zu sein, die Sowjetunion verteidigt, der Gewerkschaftsführer, der außerhalb unserer Reihen steht, jedoch die internationale Politik der Sowjetunion verteidigt, ist mehr wert als tausend Parteimitglieder.
Wer nicht zu den Parteimitgliedern zählt und nicht als Kommunist bekannt ist, hat größere Handlungsfreiheit. Diese verdeckte Tätigkeit, die keinen Widerstand erzeugt, ist viel wirksamer als ein Frontalangriff der Kommunisten.
Unsere Freunde müssen den Gegner für uns in Verwirrung bringen, unsere wichtigsten Richtlinien befolgen und solche Leute zugunsten unserer Aktionen mobilisieren, die nicht so denken wie wir und die wir nie erreichen könnten. Bei dieser Taktik müssen wir jeden benutzen, der mit uns in Berührung kommt."

Der kommunistische „Weltfriedensrat" und seine einzelnen nationalen Friedenskomitees arbeiten in dieser Richtung. Den Kommunisten ist es gelungen, verschiedene angesehene Leute für ihre Friedenskomitees zu gewinnen und in den Vordergrund zu schieben, während die wenigen Kommunisten in den Friedenskomitees geschickt still im Hintergrund arbeiten, aber kraft ihrer eisernen Parteidisziplin und straffen Organisation dort richtungweisend sind und alle Fäden in der Hand haben.

Der langjährige führende Ideologe der KPdSU und der Komintern, Manuilski, sagte in einer internen Beratung 1931 folgendes:

„Gewiß, heute sind wir noch nicht stark genug, um anzugreifen. Unser Augenblick wird in 20 bis 30 Jahren kommen. Die Bourgeoisie muß eingeschläfert werden.
Wir werden damit beginnen, die theatralischste Friedensbewegung zu entfachen, die jemals existiert hat. Es wird elektrisierende und außerordentliche Zugeständnisse geben. Die kapitalistischen Länder, stupid und dekadent, werden mit Vergnügen an ihrer eigenen Zerstörung arbeiten. Sie werden auf den Leim der Gelegenheit neuer Freundschaft kriechen. Und sobald sich ihr Schutzgürtel entblößt, werden wir sie mit geschlossener Faust zerschmettern."

Um mit der kommunistischen „Friedens"idee auch in christlichen Kreisen Eingang zu finden, wenden die Kommunisten alle Tricks an. Gegenwärtig wird z. B. in der SBZ von der Führung der SED und Ost-CDU der Unsinn verkündet, daß die christliche Friedensidee am besten im Sozialismus ihre Verwirklichung finde und demzufolge Christen und Kommunisten gemeinsam für Frieden und Sozialismus kämpfen müßten. So sagte auf der Tagung der Ost-CDU in Meiningen im März dieses Jahres der Stellvertretende Generalsekretär Wolfgang Heyl:

„Heute ist das seit zwei Jahrtausenden von der Christenheit ersehnte Ziel ‚Friede auf Erden' in umfassendem Sinne in greifbare Nähe gerückt. Das Bestehen des sozialistischen Weltsystems, der gemeinsame Kampf aller Friedenskräfte, das sind dafür die Garantien, denn sie sind stärker als die Imperialisten, ihre aggressiven Pläne und Absichten.
In diesem Wirken um die endgültige Liquidierung von Kriegen sind sich Christen und Marxisten völlig einig. Die elementare Forderung an den Christen, Friedensstifter zu sein, und das Verpflichtende für den Marxisten, daß der Mensch im Mittelpunkt seiner Interessen steht und er ein menschenwürdiges Dasein haben soll, zwingen zur gemeinsamen Tat dafür ..." (Neue Zeit, Zentralorgan der christlich-demokratischen Union Deutschlands, Ostberliner Ausgabe vom 29. 3. 1961, S. 3).

Kino und Jugend

Das Aufkommen des Fernsehens und dessen rasch fortschreitender Ausbau sind nicht ohne Auswirkungen auf die Besucherzahlen der Lichtspielhäuser geblieben. Ein fühlbarer Besucherschwund ist seit Jahren in Amerika festzustellen, anschließend in England, seit einiger Zeit nun auch in der Bundesrepublik. In Amerika waren 1959 rund 50 Millionen Fernsehempfänger in Betrieb, was in etwa der Zahl der Haushaltungen entspricht. Damit ist auf dem Markt eine gewisse Sättigung eingetreten, gleichzeitig ist auch der Rückgang der Besucherzahlen zu einem vorläufigen Stillstand gekommen. Die neuesten Erhebungen sprechen von etwa zwei Dritteln des vorherigen Höchststandes. Am meisten macht sich der Rückgang bei Kindern und Erwachsenen bemerkbar, am wenigsten bei den Jugendlichen zwischen 13 und 25 Jahren.

Diese Erfahrungen aus Amerika haben sich in England wiederholt, und auch bei uns dürfte eine ähnliche Entwicklung zu erwarten sein. Es ist bekannt, daß der Jugendliche nicht gerne zu Hause sitzt, er will ausgehen und Bekanntschaften machen und sich mit Hilfe des Films ein großangelegtes Zukunftsbild erträumen. Die Folge des Festhaltens der Jugendlichen am Kinobesuch ist eine gewisse Umschichtung der Kinobesucher, der Prozentsatz der Jugendlichen ist im Steigen. Zwangsweise wird sich der Film auf seinen wichtigsten Besucher einstellen, und daher wird der Jugendliche eine größere Rolle als bisher bei Themenwahl und Themenbehandlung spielen. Die Ablösung des Abenteuerfilms durch den „harten" Film, der in die Richtung des Kriminal- oder Kriegsfilms geht, dürfte bereits auf dieser Linie liegen.

Die eifrigsten Kinobesucher unter den Jugendlichen sind die 15- bis 18jährigen. Über ihr Verhältnis zu Kino und Film legte kürzlich Margarete Keilhacker eine Arbeit unter dem Titel „Kino und Jugend" (Juventa-Verlag, München 1960, 172 S.) vor. Die Untersuchung ist eine Veröffentlichung des von Prof. Martin Keilhacker geleiteten „Wissenschaftlichen Institutes für Filmfragen" und entstand in Zusammenarbeit mit dem „Arbeitskreis Jugend und Film, München". Die Autorin benutzt für ihre Untersuchungen vor allem ihre eigenen Erfahrungen in der Jugendfilmarbeit und eine umfangreiche Fragebogenerhebung, durch die annähernd 3000 Jugendliche beiderlei Geschlechts erfaßt wurden. Etwa die Hälfte der Befragten waren Berufsschüler, die anderen Schüler der höheren, Mittel- und Handelsschule, und zwar aus den Groß- und Mittelstädten München, Nürnberg, Mainz, Frankfurt, Mannheim, Freiburg, Ulm, Braunschweig, Goslar und Lübeck, aus einer bayerischen Kleinstadt, aus einer norddeutschen Landvolkshochschule und einem konfessionellen Mädcheninternat im schwäbischen Raum.

Häufigkeit des Kinobesuches

Die wesentlichste Feststellung fast aller bisherigen Untersuchungen über die Häufigkeit des Kinobesuches ist, daß ein mehr oder weniger häufiger Kinobesuch zu den festen Lebensgewohnheiten fast aller Jugendlichen gehört. Die Jugendlichen gehen jedoch nicht nur mit einer gewissen Regelmäßigkeit, sondern auch relativ häufig ins Kino. Nach den Erhebungen der SPIO, der Spitzenorganisation der Filmwirtschaft, trafen im Jahre 1956 auf jeden Bewohner der Bundesrepublik 15 Kinobesuche im Jahr. In dieser Zahl sind auch die kinofreudigen Jugendjahrgänge enthalten. Die Fragebogenaktion Keilhackers, die sich ja nur auf die Jugendlichen zwischen 15 und 18 Jahren bezieht, kam zu dem Ergebnis, daß das Mädchen 2,6mal, der männliche Jugendliche 3,0mal im Monat ins Kino geht, was also mehr als 30 Besuchen im Jahr entspricht.

Das Alter spielt in dieser Gruppe eine relativ geringe Rolle, ein spürbarer Unterschied besteht aber bezüglich des Geschlechts. Die männlichen Jugendlichen gehen mehr ins Kino. Keilhacker führt das auf die psychologischen Unterschiede zurück. Das Mädchen neige mehr zur Mittellinie, sei ausgeglichener und Exzessen abhold. Extreme Werte, d. h. Kinobesuche zwischen 10- und 20mal im Monat, seien fast nur bei männlichen Jugendlichen festzustellen. Örtliche Unterschiede haben kaum Einfluß auf den Kinobesuch, ebenso ist die Größe der Städte hierbei unwesentlich. Das Kino ist praktisch für alle Jugendlichen zugänglich und hat als sog. Wanderkino auch den kleinsten Marktflecken erreicht. Die Fragebogenaktion erwies auch, daß die Reichhaltigkeit des Programms, das Großstädte mit ihren vielen Kinos bieten, den Kinobesuch nicht steigert. Dagegen beeinflußt die Schulart die Kinofreudigkeit. Die Berufsschüler gehen etwa doppelt so häufig ins Kino wie die Oberschüler. Die Jugendlichen, die die mittlere Reife anstreben, stehen dazwischen. Dieses Verhältnis gilt für beide Geschlechter. Für Oberschüler sind ein bis zwei, für Berufsschüler drei bis vier Kinobesuche im Monat das Normalmaß.

Kino als Freizeitbeschäftigung

Die Untersuchung Keilhackers setzt auch die Freizeitinteressen der Jugendlichen in Beziehung zum Kinobesuch. Jugendliche, deren einziges oder hauptsächliches Interesse Kino heißt, sind, an der Gesamtheit gemessen, die Ausnahme. Oft gilt das Kino als Lückenbüßer, man geht vor allem hin, wenn man nichts Besseres zu tun weiß. Ungefähr 60 % der befragten männlichen Jugendlichen gaben an, daß sie Sport treiben, bei den Mädchen schwanken die Angaben zwischen 37 und 55 %, wobei die Oberschülerinnen am sportbegeistertsten sind. Sport ist dem Kinobesuch aber nur dann abträglich, wenn es sich um ausgesprochene Sportenthusiasten handelt. Im allgemeinen gehen Freude an sportlicher Betätigung und Vorliebe für das Kino mehr miteinander als gegeneinander. Anders ist es bei den 30 % Buben und Mädchen, die für das Wandern begeistert sind. Bei ihnen haben die seltenen Kinobesucher das Übergewicht. Keilhacker schließt daraus, daß der gegenüber dem Kino zurückhaltende wanderfreudige Typ den Wert des direkten Erlebens schätzt, und zieht die pädagogische Nutzanwendung, daß das Wandern, das das Verlangen nach technisierter Erlebnisübermittlung abzubauen imstande ist, gefördert werden sollte.

In ähnlicher Weise beeinflussen die verschiedenen Liebhabereien und Hobbies die Häufigkeit des Kinobesuches. Die Freude an selbständiger Gestaltung und eine Aktivität, die sich auf die Schaffung eines eigenen Werkes richtet, vermindern das Interesse am Kino. Als häufigste Freizeitbeschäftigung wird Lesen angegeben, am meisten von den Oberschülerinnen mit 92 %, am wenigsten von den Berufsschülern mit 49 %. Ein richtiges Bild vom Kinobesuch der Leseratten ergibt aber erst die Antwort auf die Entweder-oder-Frage. Obwohl 49 % der Berufsschüler angaben, in ihrer Freizeit zu lesen, gaben hier 80 % dem Film den Vorzug. Die Berufsschülerinnen wählten mit 60 % das Kino, während sich die Mittel- und Oberschüle-

rinnen für das Buch entschieden. Die Bücherfreunde unter den Berufsschülern geben einen monatlichen Kinobesuch von 2,3mal, diejenigen, die dem Film den Vorzug geben, von monatlich 4,3mal an.

„Kino" und „Film"

Einen gewissen Einfluß auf die Häufigkeit des Kinobesuches übt auch der Tageslauf des Berufstätigen und der des Schülers aus. Nach Beendigung der Arbeitszeit ist der Berufstätige in der Regel völlig frei. Der Betrieb erhebt keinerlei Anspruch auf seine Freizeit, und von beruflicher Weiterbildung wird kaum gesprochen. Anders beim Schüler. Zwar ist die Zahl der festgelegten Stunden, die ihn ganz in Anspruch nehmen, weit geringer als beim Berufstätigen gleichen Alters, aber ganz frei ist er nie. Der Gedanke an die Schule und den Wissensstoff, der am andern Tag von ihm erwartet wird, läßt ihn nie ganz los. Das wirkt sich nicht nur auf die Häufigkeit der Kinobesuche aus, sondern auch auf die Begleitumstände. Keilhacker zitiert die etwas verallgemeinerte Formel: „Die Berufstätigen unter den Jugendlichen gehen ins ‚Kino', die Schüler ‚sehen sich einen Film an'. Das ‚Kino' hat dabei lediglich die Funktion, zwei freie Stunden in einer allgemein zwar als angenehm bekannten, aber im bestimmten Fall durch keine konkreten Erwartungen festgelegten Weise auszufüllen. Der ‚Film' dagegen ist ein ganz bestimmter Film, von dem sich der Besucher im voraus ein Bild macht, über den er sich bereits informiert hat und von dem er hofft, daß er seinen geschmacklichen Forderungen entspricht." Interessant ist dabei, daß die Haltung zum Kino mehr eine Frage des Tagesrhythmus ist und nicht etwa durch das soziale Milieu, aus dem der Jugendliche kommt, bestimmt wird. Die Oberschüler aus Arbeiter- und Handwerkerfamilien verhalten sich in bezug auf die Häufigkeit des Besuches und die Beurteilung des Kinos genauso wie die Oberschüler aus Akademikerkreisen.

Von Bedeutung ist auch die Frage, in welcher Begleitung und Gruppierung die Jugendlichen ins Kino gehen. Etwa 10 % gehen lieber allein, sie suchen ein sehr intensives Erleben, wobei ein Begleiter nur störend wirken würde. Die Regel aber ist der Kinobesuch in Begleitung (60 bis 70 %), und zwar mit Freunden und Kameraden gleichen Geschlechts. Die übrigen Begleiter, die statistisch noch einigermaßen ins Gewicht fallen, sind Freunde oder Freundinnen des anderen Geschlechts, also der pärchenweise Besuch. Dieser verleitet am stärksten zu überdurchschnittlich hohem Kinobesuch.

Die Motive für den Filmbesuch

Was sind nun die Motive, die den Jugendlichen veranlassen, sich einen Film anzusehen? Mögen auch noch andere Gründe mehr oder minder versteckt mitspielen, in der Hauptsache lassen sich zwei Hauptmotive feststellen: der Wunsch, durch den Film aus dem Alltag herausgehoben zu werden, und der Wunsch, durch den Film das Leben kennenzulernen. Diese beiden Motive können ein Entweder-Oder bedeuten, im allgemeinen sind sie aber verflochten und überlagert, denn Filmsehen ist für den Jugendlichen fast immer gleichbedeutend mit einem Mehr an Leben, einer Intensivierung des Erlebens und einer Befriedigung des Lebenshungers. Dabei ist es mehr das „wirkliche Leben" und nicht das erträumte, das der Jugendliche im Film sehen will, wobei der Begriff „wirkliches Leben" beim Jugendlichen weiträumiger als beim Erwachsenen ist und sich nicht mit realistischer Darstellungsweise deckt. Immerhin haben sich bei der Fragebogenaktion 70—90 % für „wirkliches Leben" ausgesprochen.

Heraus aus dem Alltag . . .

Die Befreiung vom Alltag durch den Film sucht der Jugendliche in erster Linie in drei Formen: 1. durch Heiterkeit im Film, 2. durch ein Aussteigen in ein „schöneres Leben", 3. durch erregende Filmerlebnisse.

1. Heiterkeit im Film ist bei Jugendlichen in hohem Maße gefragt. Der heitere Film kann zwar auch mitreißend sein, aber auf eine unbeschwerte, persönlich nicht belastende Art. Diese Kombination empfinden viele Jugendliche als ungemein wohltuend, gerade im Gegensatz zum ernsten oder erregenden Film. Auch diese entziehen den Zuschauer seiner eigenen Sorgen, stürzen ihn dafür aber in andere Komplikationen, mit denen er sich herumschlagen muß. Entgegen der allgemeinen Erwartung steht aber das eigentliche Lustspiel nicht so hoch im Kurs. Es arbeitet nach den ihm eigenen Gesetzen mit dem Mittel der Übersteigerung und schreckt vor Irrealitäten nicht zurück, was mit den Forderungen der Jugendlichen nach dem „wirklichen Leben" nicht immer in Einklang zu bringen ist. Zudem ist das Lustspiel mehr in Episoden aufgebaut, der Jugendliche aber ist mehr auf eine durchlaufende Handlung eingestellt. Viel stärker beachtet wird der Musicalfilm, der Auge und Ohr gleichermaßen in Bann schlägt.

2. Das „schönere Leben", wie es einem Teil der Jugendlichen vorschwebt, spielt sich keineswegs in der Phantasie ab, sondern ist weitgehend mit dem Leben der Reichen und Mächtigen, mit dem Leben der sog. oberen Zehntausend identisch. Für viele spielt dieser Film die Rolle einer Ersatzfunktion: man möchte zwar auch so leben, sieht aber ein, daß man es nie soweit bringen wird. Bei anderen wirkt so ein Film als Veranschaulichung und damit als Bekräftigung eines angestrebten Zieles, während er bei überwiegend gefühlsbetont lebenden Jugendlichen neue Hoffnung auf Erfüllung weckt. So vermittelt der „Film vom schöneren Leben" auch starke Impulse, auf der sozialen Stufenleiter höher zu steigen und dafür alle erdenklichen Mittel zum Einsatz zu bringen.

3. Der erregende Film ist nicht übermäßig stark gefragt. Seine Liebhaber kommen mit der Eintönigkeit des Alltags nicht zurecht. Der Film ist für sie ein Mittel zur Ablenkung, ein Reizmittel, das sie sich wie eine Droge zuführen. Der Wildwester allerdings ist in weiten Kreisen der Jugendlichen überholt. Es werden schärfere Sachen verlangt: Filme wie „Lohn der Angst" oder harte Militärfilme wie „Verdammt in alle Ewigkeit". Es liegt auf der Hand, daß der erregende Film von den männlichen Jugendlichen bevorzugt wird, und zwar unabhängig von der Schulart. Die Mädchen haben im allgemeinen dafür weniger übrig, aber hier machen sich bildungsmäßige Unterschiede bemerkbar. Das geringste Interesse zeigen die Oberschülerinnen, während unter den Berufsschülerinnen, die zu den häufigen Kinogängern zählen, die Häufigkeit des sensationslüsternen Typs ganz beachtlich ist.

. . . und das Leben kennenlernen

Mit dem Einsetzen der Pubertät tritt in den Mittelpunkt des Interesses der Mensch. Auf den Film übertragen, heißt das: der menschliche Schicksalsfilm beginnt den Abenteuerfilm verschiedenster Art zu verdrängen. Der Ausdruck „Schicksalsfilm" wird dabei vor allem von den

jüngeren Jahrgängen in dieser Gruppe gebraucht, die Älteren und Anspruchsvolleren sprechen vom „Problemfilm". Großer Beliebtheit erfreut sich auch der Film mit Jugendthemen, da er die Begegnung mit Gleichaltrigen ermöglicht. Über die reine Selbsterkenntnis hinaus wird aus dem Wiederfinden der gleichen Eigenschaften und Charakterzüge eine Rechtfertigung des eigenen Soseins. Die Bestätigung, daß andere ähnliches erleben und durchmachen müssen, tröstet. Hier muß auch der Liebesfilm erwähnt werden. Ist er romantisch-idealistisch aufgemacht, findet er vor allem bei den Berufsschülerinnen begeisterte Anhängerinnen. Keilhacker kommt zu dem Ergebnis, daß dem Extrem einer sexuell-schwülen Betrachtungsweise die sehr breite Front einer idealen Liebesauffassung gegenübersteht. Schwül-erotische Filme seien wenig gefragt. Eine große Zahl von Jugendlichen hat sich nachdrücklich von plumper Erotik distanziert, die Sexbombe ist keineswegs mehr das Idol schlechthin.

Eine wichtige Rolle fällt dem Film als Informator für die Kenntnis nicht nur der eigenen Heimat, sondern auch der weiten Welt und ferner Länder zu. Historische Filme werden mehr von männlichen Jugendlichen besucht, Tierfilme stehen bei beiden Geschlechtern hoch im Kurs. Filme über Leistungen in Sport, Technik und Kultur werden besonders von älteren Jahrgängen diskutiert, und sie erwarten von der Filmindustrie einen entsprechenden Beitrag.

Welche Filme sind gefragt?

Einen guten Überblick über die Filmwahl der Jugendlichen geben die von Keilhacker auf Grund der Erhebungen in München, Freiburg und Frankfurt zusammengestellten Filmlisten. Es handelt sich dabei um Filme, die zur Zeit der Erhebung auf dem Spielplan standen und inzwischen bereits wieder abgesetzt sind. So haben sich zwar die einzelnen Filmtitel gewandelt, die Haupttypen aber nur eine leichte Abwandlung erfahren. Wir beschränken uns hier auf die Wiedergabe der jeweils ersten 15 Titel der in Keilhackers Buch veröffentlichten Filmlisten.

Berufsschüler (427 Schüler)

Titel	Zahl der Nennungen
08/15, Teil I	126
08/15, Teil II	69
(Canaris)	68
Verdammt in alle Ewigkeit	65
Schweigen im Wald	58
Das Gewand	56
Heimatland	51
Saat der Gewalt	50
Förster vom Silberwald	49
Die Faust im Nacken	47
Die Wüste lebt	44
Quo vadis	33
Deutschmeister	33
Vom Winde verweht	33
Glenn-Miller-Story	33

Oberschüler (360 Schüler)

Titel	Zahl der Nennungen
Rififi	72
Jenseits von Eden	70
Saat der Gewalt	61
Verdammt in alle Ewigkeit	53
Charley's Tante	47
2000 Meilen unter dem Meer	46
Dreigroschenoper	44
Quo vadis	40
Die Wüste lebt	40
Schleichendes Gift	39
An einem Tag wie jeder andere	38
08/15	37
Benny-Goodman-Story	35
Die Feuerzangenbowle	31
Das Gewand	27

Berufsschülerinnen (375 Sch.)

Titel	Zahl der Nennungen
Sissi	157
Charley's Tante	101
Bonjour Katrin	84
Ich suche dich	79
Liebe, Tanz und 1000 Schlager	78
Jenseits von Eden	73
Rififi	66
08/15	49
Ich denke oft an Piroschka	49
Der große Regen	45
Symphonie in Gold	45
Drei von der Tankstelle	44
IA in Oberbayern	43
Die letzte Brücke	42
Ludwig II.	38

Oberschülerinnen (167 Sch.)

Titel	Zahl der Nennungen
(Verlorener Kontinent)	63
(Wunder des Marcelino)	58
Ludwig II.	50
Sissi	46
Jenseits von Eden	43
(Die Wüste lebt)	42
Ich denke oft an Piroschka	29
Die letzte Brücke	27
Die Faust im Nacken	26
Daddy Langbein	25
Vom Winde verweht	24
Charley's Tante	21
Der Abtrünnige	19
Quo vadis	18
Ich suche dich	17

(Die in Klammern gesetzten Filme wurden von einigen Klassen geschlossen besucht.)

Unmittelbare Anteilnahme am Film

Die Hoffnung auf gesteigertes Erleben und der Wunsch, den Film bei der Bewältigung des eigenen Lebens zu Rate zu ziehen, bedingen eine bereitwillige, oft sehr ernste Hingabe des Jugendlichen an die Aussagen des Films. Keilhacker konnte drei Erlebnisweisen feststellen: das Mitspielen, das Nacherleben und das interessierte Beobachten. Diesen drei Varianten, die immer eine echte Anteilnahme am Filmgeschehen mit einschließen, steht als vierte Möglichkeit der unbeteiligte Zuschauer gegenüber. Alle diese Erlebnisweisen sind sowohl bei männlichen als auch bei weiblichen Jugendlichen anzutreffen. Für Mitspielen und Nacherleben haben sich bei den befragten Mädchen etwa 70 % ausgesprochen. Die männlichen Jugendlichen sind weniger für das gefühlsmäßige Miterleben, bei ihnen herrschen die interessierten Beobachter und die unbeteiligten Zuschauer vor.

An den Helden des Films stellen die Jugendlichen im allgemeinen bestimmte moralische Forderungen. Ein anständiger Kerl ist ihnen lieber als ein Halunke. Erfolg des Helden hingegen wirkt sich eher nachteilig auf die innere Anteilnahme aus. Sehr förderlich ist eine gewisse Wesensgleichheit zwischen dem Zuschauer und dem Helden auf der Leinwand. Vor allem gemeinsame Spezialinteressen, wie etwa Freude am Bergsteigen oder an der Musik, knüpfen ein engeres Band, und von hier ist nur noch ein kleiner Schritt bis zur sog. Faszination, die mancher Star auf den Jugendlichen ausübt. Diese Bewunderung kann sich derart steigern, daß der Zuschauer von dem Gefühl überwältigt wird, nie solche Höhen erreichen zu können. Zwar mindert dies nicht die Anteilnahme, aber der Jugendliche wird von Neid, Unzufriedenheit und oft auch Minderwertigkeitskomplexen gequält.

Nachwirkungen des Filmbesuchs

Das Übliche ist eine nachträgliche, auch dem Zuschauer selbst bewußte Beschäftigung mit dem gesehenen Film. Nur 10 % der männlichen Jugendlichen sind der Meinung, daß mit dem Verlassen des Kinos auch der Film für sie erledigt sei. Bei Mädchen kommt diese Meinung überdaß mit dem Verlassen des Kinos auch der Film für sie die Jugendlichen selbst den Film für ein tief wirkendes Beeinflussungsmittel, sei es zum Guten oder zum Bösen, halten. Als Ursache übelster Nachwirkungen wird der minderwertige Film von der Jugend mit großer Schärfe und Einmütigkeit abgelehnt. Die Möglichkeit einer Gefährdung durch den Film bejahen in Keilhackers Erhebung 98 % der Mädchen und 80 % der männlichen Jugendlichen.

Durch die Erregung des Gefühlslebens kommt es zu Stimmungsänderungen, die sich im Anschluß an einen Filmbesuch beobachten lassen. So fühlt sich mancher Jugendliche nach einem Abenteuerfilm selbst als der starke Mann und ist leicht zu Schlägereien aufgelegt, während er die Kinokarte noch in einer ganz neutralen Gemüts-

verfassung gelöst hat. „Die bleibenden seelischen Schädigungen, für die der Jugendliche den moralisch minderwertigen Film verantwortlich macht, betreffen den Menschen in seiner körperlich-seelischen Gesamtheit, von den Folgen wie Ansteckung mit Geschlechtskrankheiten angefangen bis zur menschlichen Ernüchterung."

Eine weitere Nachwirkung geht von dem dargebotenen „Vorbild" aus. Die gezeigten Schemata werden kopiert. So hat sich bei den männlichen Jugendlichen der Cowboy, der Halbstarke, der James-Dean- und der Elvis-Presley-Typ entwickelt. Gemeinsam ist diesen Typen das Unkonventionelle, Saloppe, etwas Gleichgültige, am besten mit dem Schlagwort „lässig" gekennzeichnet.

Das Mädchen ahmt weniger eine allgemeine Vorlage nach, sondern seinen ganz persönlichen Star, und zwar möglichst mit einer solchen Genauigkeit, daß es als Double des Stars gelten könnte. Da aber viele für den gleichen Star schwärmen, gibt es binnen kurzer Zeit so viele Audrey Hepburns, Anita Ekbergs und Marina Vladys, daß das ursprünglich Extravagante und Originelle des Typs Massenerscheinung wird und nicht mehr auffällt. Neben Kleidung und Haartracht ist es vor allem das Gehabe des Vorbilds, sein „Katzenblick", sein „Hüftschwenkgang", das kopiert wird. Eine 18jährige Berufsschülerin schrieb darüber: „Ich kenne ein Mädchen meines Alters. Sie sah den Film ‚Schade, daß du eine Kanaille bist'. Sie sagt, seit sie den Gang der Sofia Loren hat, macht sie mehr Eroberungen."

Einfluß auf die zwischenmenschlichen Beziehungen

Interessant ist es auch, dem Einfluß der Filmhelden auf die Beziehung der männlichen und weiblichen Jugendlichen zueinander nachzugehen. Junge Menschen haben sich immer geliebt und geküßt, aber in die Art, *wie* man sich dabei benimmt, schiebt sich nach Ansicht Keilhackers der Film ein. Es besteht die Gefahr, daß Beziehungen angebahnt werden, „weil es dazugehört", und daß Gesten, die Ausdruck echten Gefühls sein sollen und nur dann ihre Berechtigung haben, aus der Filmvorlage einfach abgepaust werden. Auffallend ist, wie viele männliche Jugendliche über die Schwärmerei der Mädchen für einen Filmschauspieler klagen. Mit ihm ist ein Rivale auf den Plan getreten, durch den die Ansprüche der Mädchen auf eine Höhe geschraubt werden, die für den gewöhnlichen Sterblichen unerreichbar ist. Ein 16jähriger Mittelschüler meint dazu: „Meine Freundin hat ein Bild eines Filmschauspielers auf ihrem Nachttisch. Sie macht mir das Leben sauer."

Das Kopieren der Filmvorbilder ist zwar weit verbreitet, wird aber von den reiferen Jugendlichen als äußerst primitiv kritisiert, von den Oberschülern häufiger als von den Berufsschülern, aber auch Berufsschüler, die etwas auf sich halten, teilen diesen Standpunkt. Im Zusammenhang mit der Vorbildswirkung des Films fällt unter Jugendlichen aber auch recht häufig das Wort „Bildung" oder „Selbstbildung". Hieraus erwächst eine Verpflichtung. Keilhacker formuliert das folgendermaßen: „Man muß der Jugend jede Hilfe geben, die ihr das Hinfinden zu dieser Stufe des Filmerlebens erleichtern kann, dann aber auch den Film als Erzieher bejahen und es den jungen Menschen möglich machen, die Auseinandersetzung mit ihrem zukünftigen Leben in einer Sprache zu führen, die ihrem altersgemäßen Stil und dem Stil der Zeitepoche, in die sie hineingeboren sind, entgegenkommt."

Mit diesem Anliegen befassen sich die kürzlich erschienenen Beiträge zu einer Filmpädagogik von Franz Glorius und Michael Haller: Film — Jugend — Kirche (J. Pfeiffer, München 1960, 180 S.). In einem Beitrag „Was sucht der Jugendliche im Film?" kommt Georg Lachmund zu ähnlichen Ergebnissen wie Keilhacker in ihren Untersuchungen. Neben informativen Beiträgen über die Situation des Films und seine bildschöpferischen Ausdrucksmittel sind hier die Verlautbarungen der Päpste von Pius XI. an wiedergegeben. In die Praxis der Filmerziehung führt eine ausgearbeitete Vorlage für eine Gruppenstunde der Jugend.

Aus der Ökumene

Die Russische Kirche und der Weltrat der Kirchen

Im Zusammenhang mit der möglichen Aufnahme der Russischen Kirche in den Weltrat der Kirchen sind die im Dezemberheft des Journals des Moskauer Patriarchats veröffentlichten Berichte der russischen Beobachter über ihre Eindrücke von den Arbeitstagungen der Kommission Faith and Order und der Kommission der Kirchen für internationale Angelegenheiten (CCIA) in St. Andrews (August 1960) nicht ohne Bedeutung.

Über die Arbeit der Kommission Faith and Order berichteten der stellvertretende Leiter des Außenamts des Moskauer Patriarchats, Erzpriester Vitalij Borovoj, und der Priester Vasilij Stojkov, beide Dozenten der Leningrader Geistlichen Akademie.

Die summarisch zusammenfassende, aber sorgfältige Berichterstattung ist zunächst dadurch bemerkenswert, daß dem russischen Leser, Geistlichen oder Laien, ein Bild dessen vermittelt wird, was auf ökumenischen Konferenzen verhandelt und beschlossen wird. Die bisherige sehr karge, oft einseitige und verzerrende Darstellung ist einer objektiven Berichterstattung von Fakten gewichen. Vielleicht ließen sich bestimmte Anhaltspunkte für die Haltung der Russischen Kirche aus einem Vergleich der Berichterstattung mit den Originalreferaten und Diskussionsbeiträgen von St. Andrews gewinnen. Aber Auslassungen und besondere Hervorhebungen können zunächst noch mit der relativen Unerfahrenheit der russischen Beobachter in ökumenischen Dingen im Zusammenhang stehen, so daß eine solche Analyse verfrüht erscheint. Wir halten uns daher an diejenigen Stellen, die eine direkte Meinungsäußerung der Russen enthalten.

Die Stellung zu Faith and Order

Die beiden Beobachter der Russischen Kirche geben einleitend einen Überblick über die Entstehung und Entwicklung der Bewegung Faith and Order und sehen sich

dann zu der Feststellung veranlaßt, daß die Kommission Faith and Order, die das „reiche Erbe einer selbständigen Bewegung" repräsentiere, heute als Unterabteilung (der Studienabteilung) im ganzen des Generalsekretariats von der zahlenmäßigen Überlegenheit von vier Abteilungen und zehn Unterabteilungen, die sich im wesentlichen mit den Problemen der früheren Bewegung Life and Work befassen, auf die Seite gedrückt wird. Allein diese Tatsache zeige, daß die organisatorische Werdezeit des Weltrats vorwiegend von den Fragestellungen der Bewegung Life and Work geprägt worden sei, wobei gewisse gesellschaftliche Fragen einseitig behandelt wurden. „Bestimmte Kreise im Westen" hätten dies für ihre eigenen Ziele ausgenutzt.

Diese Stellungnahme hat bekanntlich der ablehnenden Haltung des Moskauer Patriarchats und den Beschlüssen der Moskauer Kirchenkonferenz von 1948 über das Verhältnis zur Ökumenischen Bewegung zugrunde gelegen, und die beiden Beobachter bestätigen dies erneut. In der weiteren Entwicklung, heißt es, machten sich jedoch innerhalb des Weltrats Tendenzen bemerkbar, die größere Aufmerksamkeit gegenüber den Fragen von Glauben und Verfassung forderten. Wie schon die Konferenzen und Arbeitstagungen von Lund, New Haven, Nyborg und Rhodos, so habe auch das Plenum der Kommission Faith and Order in St. Andrews im Zeichen verstärkter Beachtung der Fragen über Glauben und Verfassung als der zentralen Punkte effektiver christlicher Einigung gestanden (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 427).

In einer Schlußcharakteristik heben die Berichterstatter die sachliche Atmosphäre der Tagung in St. Andrews hervor. Jeder Teilnehmer habe die gleichen Möglichkeiten zur Meinungsäußerung gehabt. Es müsse jedoch festgestellt werden, daß man sich überflüssigerweise oft mit Problemen beschäftigt habe, die bereits in der Geschichte der ungeteilten Kirche eine klare Lösung erhalten hätten und deren Analyse und Diskussion die Probleme der christlichen Einigung oft sogar kompliziert hätten. Technischen und organisatorischen Fragen sei zu viel Zeit gewidmet worden. An dieser Stelle zeigt die Kritik der Russen deutlich ihre Skepsis gegenüber den Bemühungen, mit stilistischen und Formulierungskunststücken tatsächliche Gegensätze überbrücken zu wollen. Sicherlich kennen sie noch nicht alle Nöte und Notwendigkeiten ökumenischer Praxis; aber wenn ihnen einerseits die Zersplitterung und die Nuancierungen der an der Ökumenischen Bewegung beteiligten Konfessionen noch nicht voll bekannt ist, so sind sie vermutlich auch gar nicht gewillt, diese voll zu realisieren, da sie in dogmatischer Hinsicht nur das große Gesamtphänomen des westlichen Abfalls vor Augen haben. Die auf der Tagung in St. Andrews von ihnen beobachteten Bemühungen, „für buchstäblich jede Erscheinung und institutionell-organisatorische Form der christlichen Gegenwart eine passende philosophische, theologische, psychologische und soziologische Grundlage zu finden", mußten ihnen als nutzlos vertane Zeit erscheinen. So interessant solche Erörterungen auch seien, sie lenken von den unmittelbaren Aufgaben der Kommission Faith and Order ab. Von allen grundsätzlichen Punkten interkonfessioneller Verschiedenheiten habe die Tagung lediglich die Frage der Tradition konstruktiv behandelt, wenn man hier auch zu keiner Lösung gekommen sei.

Erzpriester Borovoj wurde auf der Tagung Gelegenheit gegeben, die Ansichten der Russen vorzutragen. Man müsse in der Diskussion, sagte er, zwei Aspekte unterscheiden — einmal die „rein theologischen, theoretischen und für die unmittelbaren Aufgaben des Weltrats der Kirchen wenig effektiven Probleme", dann aber die „wesentlich wichtigeren, praktischen, allgemeinchristlichen Probleme". Die ersten sollten nützlicherweise auf der akademischen Ebene fortgesetzt werden, vor allem aber sollten die zweiten zu einer schnellen Lösung gebracht werden, und dies seien die Fragen von (apostolischer) Tradition, Amt (Hierarchie), Sakrament und Kirche.

Wie zu erwarten war, haben die Russen durch ihre Beobachter ihre „völlige Übereinstimmung" mit dem dogmatischen Inhalt der besonderen Deklarationen der orthodoxen Theologen auf den Konferenzen der Bewegung Faith and Order von Lausanne, Edinburgh, Evanston — und nun auch St. Andrews zum Ausdruck gebracht. Auf der letzten habe G. Florovskij (der übrigens zur griechischen Archiepiskopie des Patriarchats Konstantinopel in Nordamerika gerechnet wird) „klar die orthodoxe Lehre dargelegt" (hinsichtlich der Fragen der Tradition).

Eindrucksvoll charakterisierte Erzpriester Borovoj den „konkreten Beitrag unseres (d. h. des russischen) gläubigen Volkes und unserer Kirche zur gesamtchristlichen Schatzkammer der Bewegung Faith and Order" — nämlich jenes lebendige Zeugnis des Glaubens und jene historische Erprobung der kirchlichen Verfassung, die von der Russischen Kirche in der Entstehungszeit der Bewegung Faith and Order (Lausanne 1927, Edinburgh 1937) geleistet worden sei, indem sie „vor aller Welt die Wahrheit und Stärke ihres Glaubens und die Festigkeit und Wirksamkeit ihrer kirchlichen Verfassung bezeugt habe".

Das Auftreten der russischen Beobachter in St. Andrews und ihr Bericht über die Tagung der Kommission Faith and Order bestätigten erneut die dogmatische Grundhaltung der Russischen Kirche gegenüber dem Weltrat der Kirchen. In der Richtung ihres zukünftigen Auftretens als Mitglied des Weltrats scheint die besondere Zustimmung Borovojs zu den von Bischof Dr. Niles (Ceylon) und einem anglikanischen Bischof aus Nigeria vorgebrachten Gedanken zum Thema „Entwicklung der ökumenischen Tätigkeit und Verbindungen" zu weisen.

Die Stellung zur CCIA

Auf Asien und Afrika wird sich vermutlich die Aufmerksamkeit der Russen besonders innerhalb der Kommission der Kirchen für internationale Angelegenheiten richten. Auch der Arbeitstagung dieser Kommission in St. Andrews wohnten russische Beobachter bei. Der Bericht ist vom Dozenten der Leningrader Geistlichen Akademie, A. Schischkin, erstattet, der als neuer verantwortlicher Redakteur des Journals des Moskauer Patriarchats im Novemberheft mit der Wiederaufnahme der Polemik gegen den Vatikan hervorgetreten war.

Das eigentlich Neue in der Haltung der Russischen Kirche zum Weltrat ist die positivere Bewertung der Tätigkeit der Kommission der Kirchen für internationale Angelegenheiten, also gerade desjenigen Aspekts der ökumenischen Bemühungen, der bisher von der Russischen Kirche mit besonderer Skepsis und Mißtrauen betrachtet wurde. Der Verdacht liegt nahe, daß *hier* ein entscheidender Impuls von der sowjetischen Politführung — sei es für die Kirche richtungweisend oder nur konzedierend — ausgegangen ist. Schischkin faßt die Eindrücke der russischen Beobachter folgendermaßen zusammen:

1. Die Arbeit der Kommission für internationale Ange-

legenheiten ist als „befriedigend und nützlich" zu betrachten.
2. Der Weltrat der Kirchen leistet einen positiven Beitrag zur Entspannung der internationalen Lage und Festigung des Friedens, indem er eintritt für Abrüstung, Verbot der Atomwaffenversuche, für Lösung der internationalen Probleme durch friedliche Mittel, für friedliche Koexistenz zwischen Staaten mit unterschiedlicher sozialökonomischer und politischer Struktur, für sachliche Zusammenarbeit zwischen Ost und West, für nationale Unabhängigkeit und Entwicklung der Kolonialvölker.
3. Mit der Fragestellung nach der theologischen Basis ihrer Tätigkeit strebt die Ökumenische Bewegung gegenwärtig die Befreiung des christlichen Gewissens von jenen politischen Tendenzen an, die in der Vergangenheit einen Schatten auf sie warfen und die Annäherung der orthodoxen Kirchen, die in sozialistischen Staaten leben und wirken, verhinderten.
4. Das wohlwollende Verhalten zur Russischen Kirche und das Bestreben, nicht nur das Wesen der von ihr gehüteten orthodoxen Lehre zu verstehen, sondern sich auch ihrer Reichtümer zu bedienen, „schaffen günstige Voraussetzungen für die Entwicklung brüderlicher Beziehungen zwischen der Russischen Orthodoxen Kirche und dem Weltrat der Kirchen in der Zukunft".
Die Gefahren, die eine aktive Mitarbeit der Russischen Kirche im Weltrat mit sich bringen kann, zeigen sich schon jetzt an gewissen Stellen der Berichte der russischen Beobachter. A. Schischkin serviert den Lesern des Journals des Moskauer Patriarchats ein Beispiel marxistischer Soziologie, wie sie künftig wohl öfters auf den ökumenischen Tagungen zu hören sein wird. Anläßlich der Diskussionen über die Hilfe für die Hungergebiete und über das Bevölkerungsproblem schreibt er: „In den Ländern des sozialistischen Lagers kommt das Bevölkerungsgesetz in der Vollbeschäftigung der gesamten arbeitsfähigen Bevölkerung, ohne Unterschied des Geschlechts und der Nationalität, zum Ausdruck, ebenso in dem Bevölkerungszuwachs auf Grundlage niedriger Sterblichkeit, Stärkung der Gesundheit und physischer Entwicklung. In den Ländern des kapitalistischen Lagers, wo man sich zu der in den Sachgütern verdinglichten Arbeit äußerst behutsam verhält, aber sehr häufig den lebendigen Menschen nicht schont, ist das Bevölkerungsgesetz durch die Bildung einer relativen Übervölkerung charakterisiert, wodurch ein Teil der Bevölkerung ständig als überflüssig erscheint und der Armut und dem Hunger ausgeliefert ist." Der zweite Weltkrieg habe die Notlage der Bevölkerung in den westlichen Ländern verschärft. Schischkin erwähnt weiter die Bildung der Organisation für die Probleme der Ernährung und Landwirtschaft bei den Vereinten Nationen zur Hilfe für die Bevölkerung in den vom Krieg verwüsteten Gebieten Europas und Asiens. Die Darstellung ist aber so angelegt, daß der Leser den Eindruck bekommt, daß diese Hilfe auch heute vorwiegend im Hinblick auf die Notlage der Bevölkerung in den westlichen Ländern notwendig ist. „Die hungernden Menschen klopfen auch an die Türen der christlichen Kirchen des Westens. In der Sowjetunion sind die religiösen Organisationen von der Sorge befreit, den Werktätigen gesunde Arbeits- und Lebensverhältnisse zu schaffen . . . Diese Funktionen werden vom Staat wahrgenommen. Im Westen sind die christlichen Kirchen vorläufig noch genötigt, sich mit diesen Problemen zu befassen."
Noch deutlicher tritt der künftig auf ökumenischen Tagungen zu hörende sowjetische Unterton in einem Bericht zutage, den der Professor der Leningrader Geistlichen Akademie, L. Parijskij, über die 3. Theologische Konferenz in Bièvres (2. bis 7. 8. 1960) ebenfalls im Dezemberheft des Journals des Moskauer Patriarchats veröffentlichte. Diese Konferenz beschäftigte sich vorwiegend mit dem Verhältnis des Christen zum Staat. Es ist verständlich, daß Prof. Parijskij hier die wohlbekannten, offiziellen Thesen der Sowjetregierung und des Moskauer Patriarchats propagierte. Während seiner Meinung nach alle Redner, die sich kritisch über die Situation der Kirchen in der deutschen Sowjetzone und der Sowjetunion äußerten, ein „verzerrtes Bild" zeichneten und ihre Argumente dem „Arsenal der Apologeten des kalten Krieges" entnahmen, empfindet er Genugtuung über die Äußerungen eines amerikanischen Vertreters, der die Regierung der USA für den kalten Krieg verantwortlich zu machen suchte. „Mit dem Gefühl tiefster Reue stehe ich hier..." „Dem Staat erkennen wir keine ethische Macht zu, von ihm erwarten wir keine Offenbarung." So und ähnlich lauteten seine Aussagen, für die es auf ökumenischen Zusammenkünften natürlich keine Parallelen von seiten russischer Vertreter geben wird, da das, was die Sowjetregierung innen- und außenpolitisch tut, ihnen als unantastbar gelten muß. Da die Vertreter der Russischen Kirche weder den Wunsch noch die Vollmacht haben, Kritik an ihren staatlich-gesellschaftlichen Verhältnissen zu üben, werden die westlichen Selbstanklagen lediglich die Thesen der sowjetischen politischen Propaganda unterstützen. Prof. Parijskij malte die Lage der Religion in der Sowjetunion in den bekannten Farben. „In der Sowjetunion haben die christlichen Kirchen [sic!] völlige Existenzfreiheit. Nichts hindert sie, von Christus Zeugnis abzulegen, weder im persönlichen und Familienleben, noch bei der Arbeit in öffentlichen Institutionen..."

Es ist sehr wohl möglich, daß die Russische Kirche, sollte sie in den Weltrat aufgenommen werden, nach dem Muster der Prager und anderer „christlicher Friedenskonferenzen" versuchen wird, die gesamte Ökumenische Bewegung auf solche Pläne hinzulenken, die von langer Hand im Kreml vorbereitet sind und der sowjetischen Propaganda auch über die Weltchristenheit zum Triumph verhelfen soll. So schreibt Parijskij: „Die aktuellste und dringlichste Aufgabe der Christen ist nach Meinung des Heiligsten Patriarchen Alexius und der ganzen Russischen Kirche die Einberufung einer gesamtchristlichen Versammlung, auf der sich die Christen einmütig für friedliche Koexistenz zwischen allen Ländern, für Verbot der Atomwaffenversuche, für allgemeine und totale Abrüstung, für die Lösung aller strittigen Fragen, die die Welt spalten, auf dem Verhandlungswege Stellung nehmen sollten."
Diese Formulierungen enthalten die außenpolitische Propaganda der Sowjets. Die Russische Kirche ist zweifellos guten Glaubens und guten Willens, wenn sie diese Thesen auf den ökumenischen Tagungen unterstützen wird, aber wie weit ist sie sich dessen bewußt, daß hinter diesen Formulierungen weltpolitische, strategische Konzeptionen des Kreml verborgen sind, der mit den Aufweichungsmethoden des ideologischen Kampfes im Rahmen der „friedlichen Koexistenz" nach wie vor die Weltrevolution betreibt und sich nun anschickt, über die Russische Kirche — der im eigenen Lande immer größere Schwierigkeiten bereitet werden — in die Reihen der Ökumenischen Bewegung hineinzureichen? Ob die Russische Kirche zum

Werkzeug sowjetischer Politik — wir meinen: ungewollt — werden wird, hängt in hohem Maße von den im Weltrat beteiligten Mitgliedskirchen selbst ab.

Schwierigkeiten und Aufgabe werden gesehen

Überblickt man das lebhafte Echo, das der Antrag des Moskauer Patriarchen an den Weltrat der Kirchen sowohl bei ökumenischen Persönlichkeiten des Westens wie bei zuständigen römisch-katholischen Beobachtern ausgelöst hat, so ergibt sich jedoch, daß weithin das politische Risiko einer Aufnahme der Russischen Kirche in den Weltrat gesehen wird. Bei katholischen Beobachtern überwiegt naturgemäß das Interesse für die kirchlich-dogmatischen Aspekte. Sehr zurückhaltend erklärte z. B. Kardinal Bea in einem Interview, das fünf Wochen nach dem Antrag des Patriarchen Alexius, am 3. Juni an „Religious News Service" gegeben wurde, man könne in Rom noch nicht beurteilen, wie der Antrag die Beziehungen der römisch-katholischen Kirche zur Orthodoxie beeinflussen werde („Christ und Welt" hatte nämlich gemeint, dieser Schritt des Moskauer Patriarchats sei eine Provokation für den Papst). Er selber sehe jedoch keinen Grund zu einer negativen Reaktion, noch bezweifle er die wahrhaft religiöse Motivierung des Antrags.

C. J. Dumont OP, der Sachkenner für Orthodoxie vom Pariser Studienzentrum „Istina", sprach allerdings in „La Croix" die Befürchtung aus, daß politische und religiöse Leidenschaften dem russischen Aufnahmeantrag unausbleiblich folgen würden. Offensichtlich erwarte die Sowjetregierung, wenn sie jetzt die ökumenische Mitarbeit der Russischen Kirche billige, eine Konsolidierung des „Friedens", wie sie ihn sehe und mit den Vorteilen, die sie sich davon verspreche. Nicht weniger offensichtlich sei jedoch, daß die Russische Kirche ihrerseits Vorteile durch eine Zusammenarbeit mit anderen Kirchen finden werde. Eine gewisse Verhärtung in der Haltung des Moskauer Patriarchats gegenüber Rom sei unverkennbar. Es sei logisch, daß dem Beitritt des Patriarchats zum Weltrat über kurz oder lang andere orthodoxe Kirchen hinter dem eisernen Vorhang folgen würden: „Genauso logisch scheint uns, daß er auch die Haltung des Patriarchats zu Rom beeinflussen wird."

Als erste der maßgebenden ökumenischen Persönlichkeiten hatte schon Ende April der Generalsekretär des Weltrates der Kirchen, Dr. Visser 't Hooft, eine Art Sprachregelung ausgegeben. Die Aufnahme der Russischen Kirche, so sagte er, sei an sich schon für die 1. Vollversammlung des Weltrates 1948 in Amsterdam vorgesehen gewesen, damals aber an dem heftigen politischen Widerstand des Patriarchates gegen den Weltrat als eine Schöpfung des westlichen Kapitalismus gescheitert. Man habe dann ein Jahrzehnt lang neue Kontakte gepflegt, die den Antrag der Russischen Kirche ermöglicht hätten. Der Weltrat der Kirchen habe seine Haltung seit 1948 nicht geändert, und auch in der Russischen Kirche sei nichts geschehen, was sie heute als Mitglied weniger annehmbar machen würde als damals. Der Aufnahmeantrag könne aus verschiedenen Gründen sogar als Vertrauensbeweis für den Weltrat gewertet werden. Wenn ihm die 3. Vollversammlung in Neu-Delhi stattgebe, so würde dies ein kleineres Wagnis bedeuten, als man es 1948 freudig in Kauf genommen hätte, denn heute sei der Weltrat gefestigt und seine Arbeit vollziehe sich in bewährten Formen (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 411).

In ähnlichem Sinne äußerte sich auch der Generalsekretär des Lutherischen Weltbundes, Pastor Schmidt-Clausen: gegenüber möglichen Gefühlen des Unbehagens und der Verdächtigung aus dem politischen Raum werde in diesem Vorgang erneut deutlich, daß die Kirchen im Vollzug ihres ökumenischen Auftrages einen Weg zu gehen hätten, der sich nicht mit den politischen Frontlinien identifizieren lasse. Der Weltrat der Kirchen stelle sich heute als das große Vorgespräch für die Einheit der Kirchen dar. Jeder neue Beitrag einer hinzukommenden Kirche werde deshalb um der Wahrheit des christlichen Glaubens willen, um die gerungen werde, dankbar aufgenommen werden. In dieser Stellungnahme wird freilich übersehen, daß die orthodoxen Kirchen innerhalb des Weltrates gerade nicht an einem dogmatischen Gespräch interessiert sind, weil sie sich als die allein wahre Kirche betrachten; sie suchen vielmehr die im weiteren Sinne politischen Vorteile einer praktischen Zusammenarbeit der Christen, wie sie einst Life and Work vorschwebte, und gerade auf diesem Gebiet drohen die Konflikte

Das ließ auch Oberkirchenrat Hanfried Krüger, der ökumenische Referent des Kirchlichen Außenamtes der EKD, durchblicken. Er meinte, es würden weitere orthodoxe Aufnahmeanträge aus dem Osten folgen. Es bestehe nicht der geringste Anlaß, die Lauterkeit und den geistlichen Charakter des Entschlusses des Moskauer Patriarchen zu beargwöhnen. Natürlich könne bei der künftigen Mitgliedschaft der Ostkirchen nicht von ihrer im östlichen Bereich verwurzelten Denk- und Handlungsweise abstrahiert werden, genausowenig wie das bei den westlichen Kirchen möglich sei. Und selbstverständlich werde der Anschluß der Russischen Kirche an den Weltrat ihre Stellung nach innen wie nach außen ungeheuer stärken. Daß in klarer Voraussicht dieses Ergebnisses die Genehmigung der staatlichen Stellen dazu erteilt wurde, bleibe angesichts der kaum zu verheimlichenden Tatsache, daß das Verhältnis zwischen Kirche und Staat gegenwärtig wieder einmal äußerst gespannt ist, ein Rätsel.

Die CCIA stellt Bedingungen

Wesentlich negativer war das Urteil, das der amerikanische Direktor der Kommission der Kirchen für Internationale Angelegenheiten (CCIA) im Weltrat der Kirchen, Dr. O. Frederick Nolde, schon Anfang Mai abgab. Man muß freilich bedenken, daß es zum Auftrag der CCIA gehört, dem Weltrat der Kirchen zu einer wirksamen Vollmacht im Dienste des Friedens zu verhelfen, eine segensreiche Arbeit, die seit 1946 manche wertvollen Ergebnisse in der Beurteilung weltpolitischer Grundsatzfragen erzielt hat. Dr. Nolde leugnete nicht den erheblichen Fortschritt für die Ökumenische Bewegung, der in einem Anschluß Moskaus liege, aber er sieht auch eine Reihe schwieriger Fragen auftauchen, die ein gemeinsames politisches Zeugnis des Weltrates erschweren. Er sagte, man müsse darüber wachen, daß die Einheit innerhalb des Weltrates der Kirchen nicht auf Kosten eines klaren Zeugnisses erzielt werde. Er nannte als Beispiele sechs Gebiete, auf denen Differenzen im Gehalt der Verkündigung selber Einheit und Gemeinschaft beeinträchtigen könnten:

1. Der Ideologie des marxistischen Kommunismus müsse Widerstand geleistet werden. Der Weltrat habe jede Form des Totalitarismus als falsch und in der Praxis gefährlich abgelehnt. Diese Auseinandersetzung erfordere einen friedlichen Wettstreit.

2. Gerechtigkeit und verantwortliche Freiheit sollten in der Gesellschaftsstruktur der einzelnen Länder verankert sein. Freilich könne kein wirtschaftliches oder politisches System für sich beanspruchen, besonders christlich zu sein. Es sei verständlich, wenn ein Land seine gesellschaftliche Lebensform nach anderen Ländern ausführen möchte. Dem internationalen Frieden sei jedoch besser gedient, wenn die Wahl jedem Land überlassen bleibe und kein Druck ausgeübt werde.

3. Eine freiheitliche Gesellschaftsstruktur innerhalb der einzelnen Länder sei eine wichtige Voraussetzung für eine gut funktionierende internationale Gesellschaft. Diese Freiheit müsse aber auch genutzt werden, sie entbinde die Bürger nicht von der Pflicht, in ihrem eigenen Hause aufzuräumen.

4. Die Bedeutung, die die verschiedene Auslegung von Begriffen wie Frieden, Demokratie, Abrüstung oder Kolonialismus habe, dürfe nicht übersehen werden. Man dürfe jedoch gleichzeitig keine Mühe scheuen, um diesen Worten allmählich wieder einen allgemein anerkannten Sinn zu geben.

5. Eine organisierte Befreiung durch Infiltration und Subversion gefährde die nationale Unabhängigkeit und den internationalen Frieden. Ebenso müsse ein Volk wirtschaftlichen Imperialismus als ein fremdes Joch empfinden. Die Methoden der Sowjetunion seien als eine Form des Imperialismus abzulehnen. Genausowenig könnten sich die USA trotz ihrer großzügigen Entwicklungshilfe dem Vorwurf entziehen, in der Vergangenheit andere ausgebeutet zu haben.

6. Jedem Versuch, die Vereinten Nationen zu schwächen, müsse Widerstand geleistet werden. Gleichzeitig müsse jedoch die Gleichberechtigung jedes Mitgliedsstaates, ob klein oder groß, innerhalb der Völkergemeinschaft geachtet werden. Versuche, die Forderung nach Einstimmigkeit oder das Vetorecht auf das UN-Sekretariat zu übertragen, könnten dieses nur schwächen. Jedoch dürfe der Ruf nach größerer Parität in den Entscheidungen der Vereinten Nationen nicht unbeachtet bleiben.

Soweit das Bukett von Erinnerungen der CCIA. Sie lassen erkennen, daß dem Einzug der Ostkirchen in den Weltrat sicher eine Periode erheblicher Schwierigkeiten bei der Gewinnung eines gemeinsamen Zeugnisses folgen wird. Der Weltrat wird dann vor ganz neue Probleme auf einem Gebiet gestellt, auf dem er bisher eine gewisse moralische Autorität gewonnen hat, und zwar eine Autorität, die ihn in große Nähe zu den Lehren Pius' XII. hinsichtlich der Ordnung des Friedens und der Behandlung der Atomwaffen gebracht hat, so daß Kardinal Bea unlängst erklären konnte, in praktischen Fragen sei eine Zusammenarbeit mit dem Weltrat der Kirchen sehr wohl denkbar (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 297). In die gleiche Richtung weist eine Erklärung des Kardinals in dem oben erwähnten Interview an „Religious News Service". Darin hatte er gesagt, daß die Sicherung der Glaubensfreiheit auf Wunsch des Papstes einen breiten Raum auf dem Konzil einnehmen werde. Bekanntlich ist das eine der wesentlichen Forderungen, die der Weltrat der Kirchen immer wieder an Rom gestellt hat (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 140 und 184). Wie aber wird die Russische Kirche sich zu dieser Forderung stellen, die praktisch die Kirchenpolitik des Kommunismus im gesamten Ostraum aufrollen würde?

Aktuelle Zeitschriftenschau

Theologie

CARPENTIER, R., SJ. *Le primat de l'Amour-Charité comme méthode de théologie morale.* In: Nouvelle Revue Théologique Jhg. 93 Heft 5 (Mai 1961) S. 492—509.

In Fortsetzung seiner früheren Beiträge in derselben Zeitschrift (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 286 u. S. 382) über den Primat der Liebe in der Moraltheologie untersucht der Verfasser, wie dieser Primat der Liebe artikuliert werden muß, um innerhalb der Moraltheologie den gebührenden Platz einzunehmen. Er verdeutlicht dessen Stellung durch den Begriff der „Mediation". Jeder sittliche Akt und jede sittliche Haltung müsse diesen Primat implizieren, ohne daß er jedoch in jedem Traktat seinen spezifischen Ausdruck findet.

DEJAIFVE, Georges, SJ. *Der Erste unter den Bischöfen.* In: Theologie und Glaube Jhg. 51 Heft 1 (1961) S. 1—22.

Hier liegt die deutsche Übersetzung eines 1960 in der „Nouvelle Revue Théologique" erschienenen wichtigen Aufsatzes vor, der an Hand der Einwände der Väter des Vatikanum gegen eine isolierte Definition des Primats einleuchtende Fingerzeige für die Ergänzung der Definition auf dem Zweiten Vaticanum gibt, indem der kollegiale Aspekt des Primats, der notwendig mit Hilfe des Gesamtepiskopats ausgeübt werde, stärker berücksichtigt wird, und zwar so, daß man tiefer eindringt in die Absichten Christi.

GLEASON, Robert, W., SJ. *L'immoralità della segregazione raziale.* In: Humanitas Jhg. 16 Heft 4 (April 1961) S. 305 bis 318.

Dieser kurze theologische Beitrag zu einem besonders aktuellen Thema stützt sich im wesentlichen auf bibeltheologische und naturrechtliche Argumente. Der natürlichen Einheit aller Menschen und Rassen in derselben menschlichen Natur entspricht die übernatürliche Einheit des Menschengeschlechtes in Christus. Jede Rassentrennung, die zu einer Diskriminierung oder Minderbewertung einer Rasse führt, ist moralisch verwerflich. Nichtsdestoweniger kann die Kirche einer vorübergehenden Trennung zustimmen, wenn man nach kluger Überlegung zur Einsicht gelangt, daß eine solche Trennung im Sinne des Gemeinwohls ist.

JUNGMANN, Josef A., SJ. *Eucharistische Fömmigkeit und eucharistischer Kult in Wandel und Bestand.* In: Trierer Theologische Zeitschrift Jhg. 70 Heft 2 (März/April 1961) S. 65—79.

Im Vergleich mit der Eucharistiefeier der Alten Kirche, die ein Stück des gelebten Lebens war, zeigt Jungmann, daß im Laufe der Entwicklung das Sakrament und die Kommunion immer mehr isoliert wurden, so daß bei Volk und Klerus das Ganze des Mysteriums dem Bewußtsein entschwunden ist. Man müsse geradezu von einer Auflösung der eucharistischen Liturgie sprechen. Der um sich greifenden Säkularisierung und Gottentfremdung müsse die Kirche wieder — wie auf dem Eucharistischen Kongreß versuchsweise geschehen — die gesammelte Kraft ihrer Lehre und ihrer Geheimnisse entgegenstellen, die das ganze Leben durchdringt.

KAUTZKY, Rudolf. *Der ärztliche Kampf um das Leben des Patienten „bis zum letzten Atemzug".* In: Hochland Jhg. 53 Heft 4 (April 1961) S. 301—317.

Der Verfasser behandelt die moraltheologische Problematik des „Sterbenlassens" im Gegensatz zur „Tötung". Letztere ist absichtlich, direkt, immer verwerflich. Das erstere ist „Verzicht auf ärztliche Maßnahmen" (nicht „Unterlassung"). Das sittlich vertretbare „Sterbenlassen" läßt sich nur durch Abwägen der Einzelfaktoren in der jeweiligen Situation beurteilen. Der Verfasser zeigt das ausführlich an den Beispielen des Suicidversuches und der künstlichen Beatmung und Herztätigkeit.

PERICO, G. *Sterilizanti ormonali.* In: Aggiornamenti sociali Jhg. 12 Heft 5 (Mai 1961) S. 279—294.

In einer ausführlichen Stellungnahme untersucht der Verfasser die moralische Erlaubtheit der Anwendung synthetischer Hormone (Progesterone) in Hinblick auf die eventuellen sterilisierenden Folgen bei deren Anwendung zu Heilzwecken. Der Verfasser stellt die doppelte Forderung: Damit die Anwendung statthaft ist, muß es sich um eine wirkliche Erkrankung handeln, die anders nicht zu heilen ist, und zweitens darf die Sterilisierung nicht intendiert, sondern nur notwendige Folge (sekundärer Effekt) sein. Jede Anwendung der Progesterone mit dem direkten Ziel der Empfängnisverhütung sei sittenwidrig und deshalb abzulehnen.

SEMMELROTH, Otto, SJ. *Wortverkündigung und Sakramentenspendung als dialogisches Zueinander.* In: Catholica Jhg. 15 Heft 1 (1961) S. 43—60.

In Fortsetzung seines Aufsatzes „Vom Sinn der Sakramente" (Catholica Jhg. 14, S. 270 f.) versucht der Verfasser, gegen die einseitige Deutung der Sakramente durch die Reformation als eines Wirkens Gottes von oben

nach unten sowohl die Begegnung im Wort wie im Sakrament als dialogisch zu verstehen, wobei freilich die antwortende Tat des Menschen immer zugleich auch Tat Gottes ist. Auch im Alten Bund war das Verhältnis Gottes zu seinem Volk dialogisch. Die Kirche habe eine Struktur, die den Heilsdialog darstellt und aktualisiert. Biblische Nachweise erhärten diese These, und mögliche Einwände aus der Bibel werden widerlegt.

SPINDELER, Alois. *Pari pietatis affectu. Das Tridentinum über Heilige Schrift und apostolische Überlieferungen.* In: Theologie und Glaube Jhg. 51 Heft 3 (1961) S. 161—180.

Dem Bericht der Herder-Korrespondenz (14. Jhg., S. 567 f.) über die These von H. Lennerz SJ zur Frage von Schrift und Tradition widersprechend, geht der Verfasser nochmals die Akten des Tridentinum an Hand der Einwände einiger Väter gegen das partim-partim durch und findet, daß der Widerspruch unerheblich war. Die Diskussion über die gleiche Verehrung der apostolischen Traditionen zeige, daß das Konzil eben doch diesen Traditionen den gleichen Rang zuerkennen wollte wie der Heiligen Schrift. Freilich müsse man klar die apostolischen Traditionen von kirchlichen Überlieferungen scheiden.

TORRELL, J. P., OP. *L'infaillibilité pontificale est-elle un privilège „personel"? Une controverse au premier Concile du Vatican.* In: Revue des Sciences philosophiques et théologiques Jhg. 45 Heft 2 (April 1961) S. 229—245.

Es handelt sich um einen kritischen Beitrag über die päpstliche Unfehlbarkeit und die Diskussion darüber während des Ersten Vatikanischen Konzils. Die Bedeutung des Beitrages liegt darin, daß nicht nur die einzelnen Streitfragen um das Dogma behandelt werden, sondern in kritischer Stellungnahme auf die Punkte hingewiesen wird, auf die es bei einer Weiterentwicklung und Klarstellung des Dogmas ankommt. Dadurch erhält der Beitrag auch eine indirekte Bedeutung für das Gespräch mit den getrennten Christen.

Philosophie

CHAUCHARD, Paul. *Der Mensch und die Biologie.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 16 Heft 5 (Mai 1961) S. 331—344.

Der Verfasser, Direktor an der École des Hautes Études in Chatillon-sous-Bagneux (Seine), zeigt besonders an Beispielen der Neurophysiologie die Hinwendung der modernen Biologie zum Menschen als einem geistigen Wesen. Die Spiritualität wird heute von der Wissenschaft gefördert. Dies sei wertvoll im Hinblick auf die noch festzulegenden menschlichen Normen, gefährlich jedoch für das ewige Heil des Menschen, sofern sich der neue wissenschaftliche Realismus wieder in eine Wissenschaftsgläubigkeit einschließt. Der Verfasser hebt jedoch in diesem Beitrag stärker auf den Wert der neuen Einsichten hinsichtlich der neuen menschlichen Normen ab, die, gewonnen aus der modernen Biologie, weithin die thomistische Anthropologie bestätigen. Er geht so weit, zu sagen, daß — rein biologisch — der kluge Gebrauch des Gehirnes zur Grundlage einer natürlichen Moral für alle werden könne.

DE RAEYMAEKER, Louis. *Le sens et le fondement de l'obligation moral.* In: Revue philosophique de Louvain Jhg. 59 (2. Reihe) Heft 61 (Februar 1961) S. 76—91.

Es handelt sich um den Vortrag des bekannten Löwener Philosophen vor dem Thomistenkongreß im Jahre 1960 in Rom. Die Frage nach dem Sinn und dem Fundament der sittlichen Verpflichtung beantwortet der Autor nach einem knappen historischen Rückblick und der Abhebung der moralischen Verpflichtung gegenüber anderen Verpflichtungen oder Gesetzen aus der Doppelnatur des Menschen als Leib-Geist-Wesen, sofern sich menschliches Handeln als Wechselwirkung zwischen den beiden Konstitutiven erweist und in dieser Wechselwirkung sich sowohl das Kontingent-Veränderliche wie das Unwandelbar-Bleibende offenbart. Dabei vermittele diese Einsicht keine innere Wesenserkenntnis der sittlichen Verpflichtung als solcher, wohl aber die unmittelbare Evidenz dieser Verpflichtung.

GELSI-BIDARD, Adolfo. *Maturité personelle et sociale et responsabilités familiales.* In: Familles dans le monde Jhg. 14 Heft 1 (März 1961) S. 3—26.

Der Verfasser, Professor an der sozialwissenschaftlichen Fakultät in Montevideo, stellt in einer ausführlichen und im wesentlichen von der verstehenden Psychologie (Scheler, Spranger) inspirierten Studie zunächst den Prozeß der personalen Reifung in den verschiedenen Schichten (biologisch, emotionell, geistig) und dessen harmonische Erweiterung im sozialen Bereich dar. Die Funktion der Familie im Reifungsprozeß sieht der Verfasser in erster Linie in der biologischen und geistigen Hilfeleistung. Besonderes Gewicht legt der Autor auf das harmonische Einvernehmen zwischen den Ehepartnern. Der Beitrag zeichnet sich durch die Vielschichtigkeit der Argumente und die Komplexität der Darstellung aus.

HOERES, Walter. *Duns Scotus und die Willensfreiheit.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 16 Heft 4 (April 1961) S. 292—300.

Ein Vergleich des Verhältnisses von Erkenntnisakt, Willen und Freiheit zwischen dem Aquinaten und Duns Scotus, wobei sowohl die Nachteile der thomistischen wie die Schwierigkeiten der skotistischen Konzeption nicht verschwiegen werden.

KUHN, Wolfgang. *Naturwissenschaft auf dem Weg zur Religion?* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 8 (Mai 1961) S. 128 bis 146.

Der Verfasser behandelt Fragen der Grenzüberschreitungen innerhalb der modernen Naturwissenschaften. Seine Beispiele sind fast alle der modernen Biologie entnommen, die — im Gegensatz zur modernen Physik und Chemie — noch auf mechanistischen Ideen beharre und mit falschen Analogien arbeite („Ganzheit" und „Stoffwechsel" der Flamme; „Wachstum" und „Regenerierung" des Kristalls). Die Tendenz vieler Biologen, das Leben in Chemie und Physik aufzulösen, hat ihren Grund fast immer in einer Verwechslung von Ursache und Mittel, die wiederum das Ergebnis der Angst vieler Wissenschaftler vor der Metaphysik ist.

OVERHAGE, Paul, SJ. *Tier und Mensch.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 9 (Juni 1961) S. 186—196.

Die moderne Verhaltensforschung hat zwei bedeutsame Einsichten wieder ins Bewußtsein gerückt: daß das menschliche geistgeprägte Verhalten eine Fülle animalischen Verhaltens voraussetzt und daß dennoch zwischen tierischem und menschlichem Verhalten eine nicht überschreitbare Diskontinuität besteht. Für beides bringt Overhage zahlreiche Beispiele.

SHIMOYAMA, Tokuji. *The Phenomenon of Human Pain.* In: Sophia Jhg. 9 Heft 4 (Dezember 1960) S. 45—64.

Der Autor, Professor für Psychologie an der Sophia-Universität in Tokio, versucht in einem sehr aufschlußreichen Beitrag an Hand verschiedener Studien u. a. von Mitscherlich, Strauss und Weizsäcker auf experimenteller Basis aus der konkreten Erfahrung der Existenz des Übels und den psychischen Reaktionen auf ein die rein physische Existenz übersteigendes Ich zu schließen. Im Erlebnis der Grenzsituation wird dem Menschen intuitiv eine neue Daseinsdimension eröffnet.

Kultur

DANIELSKI, Stefanie. *Das österreichische Schulproblem.* In: Wissenschaft und Weltbild Jhg. 13 Heft 1 (März 1961) S. 26 bis 35.

Dieser vorzüglich mit Daten fundierte Beitrag — sein Untertitel lautet „Ein Materialbeitrag zum Schulgesetz" — geht von der Druckerschen These aus, daß Bildung in der egalitären Gesellschaft in absehbarer Zeit Besitz aller werde und daß daher gerade die egalitäre Gesellschaft nicht auf Bildungseliten verzichten könne, so daß jede Schulreform heute mehr als nur formale Lösungen anstreben müsse. Besondere Punkte bilden in Österreich die Landschule und die Fragen der Begabtenförderung. Das Gymnasium müsse wieder Auslese schule werden.

DUNNE, George H., SJ. *The School Question.* In: The Commonweal Bd. 74 Nr. 10 (2. Juni 1961) S. 247—250.

Dunne wendet sich dagegen, daß Präsident Kennedys Weigerung, die geplante Bundeshilfe zur Verbesserung der Schulerziehung auch auf private (d. h. katholische) Schulen auszudehnen, dazu benützt wird, seine katholische Gesinnung in Zweifel zu ziehen, wie es in einigen kirchlichen Kreisen nicht nur Amerikas, sondern auch in Italien geschehe. Die amerikanischen Katholiken hätten das gute Recht, zu verlangen, daß auch ihre Privatschulen unterstützt würden, aber sie müßten anerkennen, daß das eine Neuerung sei, die sowohl der amerikanischen Tradition wie auch der bisherigen Interpretation der Verfassung durch den Obersten Bundesgerichtshof widerspreche, an die der Präsident sich halten müsse. Der Weg, eine Änderung herbeizuführen, sei, die öffentliche Meinung von der Gerechtigkeit ihrer Sache zu überzeugen; er könne nicht über einen Appell an das katholische Gewissen des Präsidenten gehen. Im übrigen ist Dunne der Meinung, Kennedys Verhalten in dieser Sache trüge dazu bei, den Argwohn, ein katholischer Präsident müsse Weisungen der Hierarchie entgegennehmen, zu zerstreuen, und diene so dem amerikanischen Katholizismus am besten.

JOLICOEUR, F. *Erziehung und Kultur in der heutigen Welt.* In: Labor Jhg. 8 Nr. 2 (1961) S. 88—91.

Ein Bericht über die von der UNESCO veranstaltete Welttagung über Erwachsenenbildung (Montreal 1960). Der Berichterstatter der Internationalen Christlichen Gewerkschaften charakterisiert sie als eine Tagung, auf der Erwachsenenbildung als das einzige Mittel zum Überleben der Völker heute angepriesen wurde. Die „traditionelle" Erziehung und Bildung scharf angreifend, fordert der Verfasser als Ziel der Erwachsenenbildung die Beherrschung der Anpassungstechniken.

LEMBERG, Eugen. *Mehr Sowjetintelligenz.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 16 Heft 5 (Mai 1961) S. 361—369.

Ein Bericht über den Stand der 1958 von Chruschtschow proklamierten Schulreform „über Schule und Leben" in der UdSSR. Das Ganze sei eine Utopie, doch dürfe man ihre Tatsachen schaffende Kraft nicht unterschätzen. Der polytechnische Unterricht in Schule und Fabrik sei nicht eingeführt worden, weil es im Lande an Arbeitskräften fehle, sondern weil auf diesem Wege neue Möglichkeiten zur Selektierung von Intelligenzeliten gewonnen würden. Durchgeführt sei die Reform noch nicht, man stehe jedoch mitten in ihr. Lobend spricht sich der Verfasser auch über die Arbeitsweisen der sowjetischen pädagogischen Forschung aus.

OPPENS, Kurt. *Musik in Amerika.* In: Merkur Jhg. 15 Heft 1 (Januar 1961) S. 44—61.

Der Verfasser behandelt zunächst die verschiedenen Formen amerikanischen Verhaltens gegenüber Musik: Weghören (eine hochentwickelte Kunst in Amerika), Zuhören (bei europäischer Konzertmusik, die heute einen Boom in den USA erlebt), das Mitsingen (bei geistlichen Veranstaltungen) und den „conditioned reflex", d. h. die Übertragung von Klang und Rhythmus auf den Körper (Jazz). Aus allen diesen Elementen wird die amerikanische Provinzmusik heute im Umschlag zu einer nationalen Kunst mit dem Zug ins Universale. Der Verfasser zeigt das an den Beispielen von Ch. Yves, Copland, Sessions, Carter und Cage. Alle diese Musiker sind zugleich Theoretiker und Propagandisten ihrer Kunst.

RHEINFELDER, Hans. *Vom Notstand der Romanischen Philologie.* In: Die Deutsche Universitätszeitung Jhg. 16 Heft 1 (Januar 1961) S. 10—13.

Der Alarmschrei des Münchener Romanisten über das unmittelbar bevorstehende Ende des romanistischen Universitätsunterrichtes in Deutschland. Der Vergleich an Lehrkräften und Ordinariaten zwischen München und der Sorbonne ist haarsträubend. Der deutsche Professor für Romanistik hat in neun romanischen Sprachen und Literaturen zu unterrichten, München zählt in diesen Fächern 1250 Studenten, davon 950 in Französisch. Diese Studenten werden von einem Professor und einem Lektor „betreut". Rheinfelder

fordert sofortige Zerlegung des Faches „Romanistik" in sechs selbständige Ordinariate, die — wie früher — mit hervorragenden Gymnasiallehrern besetzt werden könnten, falls habilitierter akademischer Nachwuchs noch nicht ausreichend vorhanden sei. Um den wissenschaftlichen, seit 1918 abgerissenen Kontakt zwischen Schule und Universität wiederherzustellen, sei freilich eine Verminderung der Wochenstunden der Lehrer von 24 auf 18 unerläßlich.

RUCKER, August. *Die Frage des Nachwuchsbedarfs in den Empfehlungen des Wissenschaftsrats zum Ausbau der wissenschaftlichen Hochschulen.* In: Die Deutsche Universitätszeitung Jhg. 16 Heft 4 (April 1961) S. 3—4.

Aus verschiedenen Gründen lehnt der Wissenschaftsrat eine Beantwortung der Frage ab, wie sich der Bedarf an Jungakademikern (nach Fachrichtungen) zu der Zahl der jährlichen Hochschulabschlüsse verhält. Eine solche Sichtung des Bedarfs ist aber nach Rucker unerläßlich für die weiteren Ausbaumaßnahmen der deutschen Hochschulen. Sie wird mit Erfolg in den westlichen Ländern geleistet. Der Wissenschaftsrat fordert wohl eine Vermehrung der Studentenzahlen (infolge des Bedarfs) und glaubt dabei, dem nachgewiesenen Faktum, daß „ein nicht unerheblicher Anteil der Studierenden ... den an sie zu stellenden Anforderungen für eine wissenschaftliche Bildung nicht gewachsen ist", dadurch begegnen zu können, daß der höheren Schule eine hinreichende Vorbereitung der Abiturienten aufgetragen wird, was diese — nach Rucker — im Falle der Unbegabten gar nicht leisten kann. Wird den qualitativen Anforderungen des Wissenschaftsrates entsprochen und muß bei verschärften schulischen Anforderungen mit einem Rückgang der Studentenzahlen um ein Sechstel gerechnet werden, dann wird nach Rucker die Frage nach der Bedarfssichtung unabweisbar.

SCHWINN, Liesel. *Katherine Mansfield.* In: Hochland Jhg. 53 Heft 4 (April 1961) S. 333—342.

Die geistige Entwicklung der Katherine Mansfield, dargestellt an Hand ihres Journals, Zeugnisse eines angefochtenen Menschen, „der, ohne die Hilfe des Christentums zu finden, tapfer die Kunst des Sterbens lernte". Die Themen ihrer Geschichten kreisen um den Tod, in den frühen Erzählungen bleibt sie im Todeskreis stehen, in den späteren wird er überwunden.

WILLI, Victor J. *Macht und Ohnmacht der Intellektuellen in Italien.* In: Schweizer Rundschau Jhg. 60 Heft 12 (März 1961) S. 664—669.

Intelligenz wird in Italien sehr hoch geschätzt. Sie wird hier jedoch nicht als Ausbildung oder Expertentum verstanden, sondern zumal im Süden als die Fähigkeit, ohne Arbeit und Anstrengung reich oder wenigstens satt zu werden. Demzufolge stehen auch die akademischen Grade nicht hoch in Kurs. Die Intellektuellen sind heute überwiegend links eingestellt, Literaten, Regisseure, Professoren; ihre politische Einstellung wirkt sich jedoch auf die jüngere Generation nur beschränkt aus, weil diese mit ihrem persönlichen sozialen Aufstieg ganz beschäftigt ist. Trotzdem ist der Einfluß der italienischen Intellektuellen — auch international — beträchtlich. Die Gründe für die Linkshaltung der Intellektuellen heute sieht der Verfasser in der Einstellung der Democrazia Cristiana, die ganz im Gegensatz zum alten liberalen Staat die Intellektuellen nicht mehr nötig hat. Die Democrazia Cristiana baue auf Kirche und Wirtschaft.

ZIOLKOWSKI, Theodor. *Heinrich Böll und seine Dichtung.* In: Universitas Jhg. 16 Heft 5 (Mai 1961) S. 507—516.

Eine Würdigung des literarischen Schaffens Heinrich Bölls, dessen Techniken, Themen und Grundüberzeugungen dargestellt werden: mutige Zeitsatire, die doch immer die Möglichkeit einer Lösung miteinbegreift.

Politisches und soziales Leben

ASTAR-STERNBERG, Ernst. *Österreich und die Entwicklungshilfe.* In: Entwicklungsländer Jhg. 3 Heft 3 (31. Mai 1961) S. 76—78.

Einige Angaben über die noch relativ junge Entwicklungshilfe Österreichs (bedingt durch den späten Staatsvertrag von 1955). Österreich ist Mitglied der Weltbank und der IFC, es zahlt ferner je eine Million DM für technische Hilfe an die UN und in den Sonderfond. Anleihen wurden Indien (80 Millionen DM) und Brasilien gewährt. Die Höhe der Industrie-Export-Förderungskredite beläuft sich auf 300 Millionen DM. Dazu kommen die vom Bund finanzierten Stipendien und die Ausbildung von Fachkräften.

BÜNTER, Adelhelm. *Die Einsamkeit in der Stadt als Strukturproblem.* In: Orientierung Jhg. 25 Nr. 9 (15. Mai 1961) S. 97 bis 99.

Einige Überlegungen zur Vereinsamung des Menschen in der Stadt. Der Mensch leide darunter, deshalb könne er nicht als „Masse" bezeichnet werden. Die Vereinsamung ist strukturell vom Wesen der modernen Stadt her bestimmt, die eine Menge oberflächlicher Kontakte schafft, aber gerade dadurch die eigentliche Begegnung von Mensch zu Mensch verhindert. Die vom Verfasser vorgeschlagenen Abhilfen zielen alle auf das „Gespräch".

DEUERLEIN, Ernst. *Zur Vergegenwärtigung der Lage des deutschen Katholizismus 1933 (III).* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 9 (Juni 1961) S. 196—223.

In seinem dritten, abschließenden Beitrag mit dem Untertitel „Die Gewinnung der Konkordatslinie" (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 383 und S. 432) behandelt Deuerlein das Verhältnis zwischen Kurie und Wilhelmstraße, ferner das zwischen Regierung und Episkopat sowie das Verhältnis zwischen Kaas und v. Papen, alles in Hinblick auf das Konkordat. Eine besondere Würdigung, Rehabilitierung (nach den zahlreichen offenen und versteckten Angriffen der jüngsten Zeit) läßt Deuerlein dem Prälaten Kaas widerfahren. Abschließend Dokumente, die beweisen, daß „die deutschen Bischöfe des Jahres 1933 nicht nachträglich entnazifiziert" zu werden brauchen.

FOURASTIÉ, Jean. *Über die nahe Zukunft der Menschheit.* In: Merkur Jhg. 15 Heft 4 (April 1961) S. 364—378.

Drei bevölkerungsstatistische Bemerkungen in Hinblick auf das verlängerte Durchschnittsalter heute, die zahlenmäßige Stabilisierung der Erdbevölkerung und die Relation Bevölkerung und Raum. Zu 1) Die Verlängerung des Durchschnittsalters hat weitreichende Folgen für den einzelnen. Noch Anfang des 18. Jh. betrug die durchschnittliche Lebenserwartung der französischen Bevölkerung 25 Jahre, heute 73, d. h. längere Ehen (damals 17 Jahre, heute 47), längere Fruchtbarkeit, längere Arbeitsfähigkeit, längere Jugend. Das bedeutet anderseits zu 2), daß in 150 Jahren eine Bevölkerungsdichte der Erde vom heutigen Groß-New-York (100 Menschen auf einem Hektar) bei Zugrundelegung der natürlichen Fruchtbarkeitsrate (sechs Kinder pro Familie) erreicht sein wird und entsprechend in 750 Jahren eine gleiche Dichte bei Zugrundelegung der Kinderzahlen der modernen deutschen Kleinfamilie. Woraus nach Fourastié ersichtlich ist, daß unter langfristigem Aspekt die neomalthusianische Politik irreal ist. Zu 3) Die Raumfrage wird das A und O der Erdbevölkerung sein, nicht im Hinblick auf Ernährung und Wohnung, sondern auf „Bewegung". Diese wird erheblich eingeengt werden.

FRANCK, Sebastian. *Der Konsument unter den Werbern.* In: Gewerkschaftliche Monatshefte Jhg. 12 Heft 5 (Mai 1961) S. 275—279.

Einige Bemerkungen zur Reklame als „sozialer Institution, die tief in das gesamte menschliche Dasein eingreift". Drei davon lauten: 1. Nicht nur der Konsument wird von der Reklame verfolgt, sondern auch die Produktion. Sie muß sich den Wünschen der Werber (nicht des Konsumenten) anpassen, d. h. die Ablösung des Gediegenen durch das Glänzende, des Wesentlichen durch Nebensächliches. Die Verpackung ist mehr als der Inhalt. 2. Die Technik der modernen Reklame, den Konsumenten zum ständigen Kauf neuer Modelle zu zwingen, hat zur Folge, daß der Verbraucher den Respekt vor menschlicher Arbeit überhaupt verliert. 3. Dem Gegenargument der Reklameleute, durch ihre Tätigkeit würde der Bezug von Zeitschriften billiger (Annonceneinnahmen), begegnet der Verfasser mit dem Hinweis, „die große Zahl der Zeitschriften — der Illustrierten besonders — besteht nicht *durch* die Anzeigen, sondern für sie". Ihr Inhalt sei nur noch der Rahmen für die Anzeigen. „Er hilft die Standardisierung des Geschmacks zu vervollständigen, auf die die Anzeigen spekulieren."

FUNKE, J. W. *Entwicklungshelfer — ein neuer Typ im Rahmen der Bildungshilfe.* In: Entwicklungsländer Jhg. 3 Heft 2 (30. April 1961) S. 42—47.

Der Verfasser berichtet über Erfahrungen mit „Entwicklungshelfern", jungen Leuten zwischen 18 und 25 Jahren mit abgeschlossener Schulbildung, die auf ein bis zwei Jahre in ein Entwicklungsland gehen: in den USA (Quaker, OCA), in England (VSO für Commonwealth-Staaten), Schweiz (CSI) und Deutschland (mit besonders rühmlicher Erwähnung der Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe von Misereor). Trotz guter Erfahrungen ist die Aktion Entwicklungshelfer nicht unproblematisch. Die Schwierigkeiten liegen bei den Entwicklungsländern, die an jungen, unqualifizierten Leuten nicht interessiert sind, und bei der Wiedereingliederung der Helfer nach Rückkehr aus Übersee.

HENNIS, Wilhelm. *Verfassungsordnung und Verbandseinfluß.* In: Politische Vierteljahresschrift Jhg. 2 Heft 1 (März 1961) S. 23—35.

Die Problematik der Verbände beruhe nicht auf ihrer angeblichen Zersetzung der Staatsautorität, denn sie gehören zu unserer konkreten Verfassungsordnung durch die für alle Ministerien verbindliche Gemeinsame Geschäftsordnung (GGO) aus den zwanziger Jahren (A. Brecht). Zwei Formen des Zugangs zu Regierung und Verwaltung haben sich herausgebildet: die allgemeine Anhörung der zuständigen Verbände im Referentenstadium, die Heranziehung der Verbändevertreter als Beiräte in Ausschüssen usw. Die Spitzenverbände (nur sie sieht die GGO vor) üben auf diesem durch die Verfassungsordnung sanktionierten Weg Einfluß und Macht aus, *ohne* der Öffentlichkeit darüber Rechenschaft geben zu müssen. Drei Möglichkeiten gibt es, die Verbandsmacht in öffentliche Verantwortung zu nehmen: a) durch ein Wirtschaftsparlament; b) durch eine Lobby-Gesetzgebung; c) durch eine verschärfte Rechenschaftspflicht der Adressaten der Verbände, d. h. Kanzler und Minister. Zu a) alle Versuche, die Verbandseinflüsse zu konstitutionalisieren, sind nach Hennis bisher gescheitert (Frankreich, Irland, Belgien, Niederlande, Weimar); b) die Verpflichtung zur Registrierung und Offenlegung der Verbandsziele zwecks Kontrolle, wie sie die amerikanische Gesetzgebung vorschreibt, sei nicht ganz nutzlos, aber auch nicht voll wirksam; zu c) in England habe sich die ministerial responsibility gegenüber der Öffentlichkeit und den Verbänden trotz der englischen Empfindlichkeit für responsible government gut bewährt. Gleiches gelte auch für die Schweiz.

HÖFFNER, Joseph. *Lohngerechtigkeit in der modernen Gesellschaft.* In: Trierer Theologische Zeitschrift Jhg. 70 Heft 2 (März/April 1961) S. 94—110.

Höffner analysiert an sechs sozialethisch bedeutsamen Problemen, was heute Lohngerechtigkeit ist: an den konjunkturellen Auswirkungen der allgemeinen Lohnpolitik, an der Aufteilung des Sozialprodukts unter Selbständige und unselbständig Erwerbstätige, an der Lohndifferenz im primären, sekundären und tertiären Sektor der Wirtschaft, an der innerbetrieblichen Verteilung, am Problem des familiengerechten Lohnes und an der justitia socialis internationalis, d. h. der Verpflichtung zur Solidarität mit den unterentwickelten Völkern. Der Aufsatz zeigt, daß die Moraltheologie sich aus wirtschaftlicher Sachkunde regeneriert und konkret zu reden beginnt.

KANN, Robert A. *Was heißt Restauration?* In: Wort und Wahrheit Jhg. 16 Heft 5 (Mai 1961) S. 345—360.

Kann, Historiker und Spezialist für das Nationalitätenproblem des alten Österreich, heute in Princeton, untersucht Begriff und Wirklichkeit des geschichtlichen Vorgangs, unter scharfer terminologischer Abgrenzung zur Restitution, Renovation und Reformation. Neben den historischen Beispielen (Stuarts, Bourbonen) für Restauration, d. h. vor allem Wiederherstellung von Tradition und Rechtskontinuität, behandelt Kann die noch

nicht abgeschlossenen tatsächlichen und angenommenen „Restaurationen" in Deutschland, Frankreich, Italien, den Sukzessionsstaaten Österreich-Ungarns, in der UdSSR und in Spanien. In fast allen diesen Ländern hat die Restauration, die Wiederbelebung der Monarchie, keine Chancen; auch in den Ländern nicht, wo wie in Italien die Monarchie noch keine zwanzig Jahre abgeschafft, also die für alle Restaurationstendenzen wichtige Generationsschwelle noch nicht überschritten ist. Eine Ausnahme bilde Spanien.

KUX, Ernst. *Rußland, China und die Weltrevolution.* In: Schweizer Monatshefte Jhg. 41 Heft 2 (Mai 1961) S. 109—120.

Die Vorgeschichte der Moskauer Deklaration vom 6. 12. 60. Der Kern der Auseinandersetzung — die Notwendigkeit von Kriegen gegen die „Imperialisten" — geht um die Frage, inwieweit das leninistische Dogma in der Gegenwart noch gültig und Lenins Strategie noch anwendbar ist. In der Beurteilung dieser Fragen differieren Moskau und Peking. Außerdem gehen ihre Ansichten auseinander in der Einschätzung der Epoche (für Moskau sind die Veränderungen durch die modernen technischen Mittel von Bedeutung, für Peking nicht); daher auch die Differenzen der beiden über die Möglichkeiten der Abrüstung und der Atomwaffenkontrolle. Das Ergebnis der seit 1956 anhaltenden Kontroverse ist die Moskauer Formel. Ihre Bedeutung für den Westen besteht nach Kux nicht darin, daß sie als Kompromißformel Hoffnungen auf einen Bruch zwischen den beiden roten Großmächten eröffnet, sondern daß in ihr unmißverständlich das weltrevolutionäre Ziel der Kommunisten ausgesprochen wird.

LE BLOND, J.-M. *Devoir chrétien en des temps difficiles.* In: Études Jhg. 105 (Juni 1961) S. 289—298.

Der Autor nimmt Bezug auf die jüngsten Ereignisse in Frankreich und Algerien und stellt die Frage nach dem rechten Verhalten des Christen in Zeiten nationalen Notstandes. Eine Reihe von bedeutsamen Fragen, wie Pflicht und Grenzen des militärischen und zivilen Gehorsams, die Grenzen der staatlichen Gewalt usw., werden berührt. Sorgfältig unterscheidet der Autor zwischen persönlichem Prestige des Inhabers der öffentlichen Gewalt und der Institution selbst. Der Beitrag ist geeignet, die verschiedenen Stellungnahmen der kirchlichen Führung und der katholischen Presse Frankreichs zu den Vorgängen der jüngsten Zeit zu verdeutlichen.

MÜHLMANN, W. E. *Die Mau-Mau-Bewegung in Kenia.* In: Politische Vierteljahresschrift Jhg. 2 Heft 1 (März 1961) S. 56 bis 87.

Ausführliche, quellenmäßig sehr gut belegte Darstellung und Analyse von Mau-Mau unter vornehmlich ethno-soziologischen Gesichtspunkten. Ausgangspositionen sind das afrikanische Geheimbundwesen und die Sozial- und Wirtschaftsstruktur der Kikuyu, beide von der Mission und Regierung zunächst falsch gedeutet. Ende des zweiten Weltkrieges befand sich daher der Stamm in der Krise: entwurzelt, verproletarisiert, auf Widerstand aus unter dem Zwang kultureller Kontaktneurosen. Träger der Aufstandsvorbereitung wurde die Erweckungsbewegung der Watu wa Mngu, religiöse Synkretisten mit politischen Zielen. Die Bewegung Mau-Mau ist daher als Religion zu verstehen, anknüpfend an den stark alttestamentlichen Glauben des Stammes, der von der Mission völlig übersehen worden sei. Die Methoden von Mau-Mau sind Zellenbildung mittels magischen Eidzwanges auf der Basis des immer gültigen Gesetzes der „solidarisierenden Wirkung des Verbrechens". Sehr geschickt ist die Propaganda: in ständig neu arrangierten Erweckungsbewegungen werden christliche Hymnen gesungen mit subversiven Texten in der Landessprache, unverständlich für die Weißen, weil verschleiert, jedoch immer mit dem Tenor: Weiße hinaus. Dennoch war sich die Bewegung nie ganz sicher: der Kernkreis war zu klein, verglichen mit der Zahl der Mitläufer und Gepreßten, so daß er immer wieder extrem terrorisieren mußte.

NEUHAUS, Paul Heinrich. *Eheliche und außereheliche Verbindungen deutscher Frauen mit ausländischen Arbeitern oder Studenten.* In: Das Standesamt Heft 5 (1961) S. 136—140.

Der Autor behandelt ein Thema, für dessen Bearbeitung ihm alle Interessierten, Eltern, Seelsorger, Behörden, dankbar sein werden. Nicht zuletzt die Betroffenen selbst. Die Anwesenheit vieler Arbeiter aus den südeuropäischen Ländern und vieler Praktikanten und Studenten besonders aus dem arabischen Raum (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 150 ff.) macht eine Klärung der rechtlichen Verhältnisse, die bei einer ehelichen oder außerehelichen Verbindung einer deutschen Frau mit einem Ausländer für sich und deren Kinder entstehen, besonders notwendig. Der Beitrag macht zugleich deutlich, wie sehr auch das internationale Privatrecht innerhalb Europas noch einer engeren Angleichung bedarf. Für die in Aussicht gestellte Erweiterung der Studie wäre vor allem eine detaillierte Darstellung der Rechtsunterschiede zwischen Deutschland und den romanischen Ländern zu wünschen.

NEUHÄUSER, Rudolf. *Die USA und die kommunistische Zersetzung Zentralamerikas.* In: Wissenschaft und Weltbild Jhg. 13 Heft 1 (März 1961) S. 40—46.

„Die Zeit arbeitet für den Kommunismus" (Chruschtschow). Dies zeigt der Verfasser am Beispiel der mittelamerikanischen Länder, wo die Kommunisten in Kuba einen Brückenkopf gefunden haben. Die Arbeit wird den Kommunisten leicht gemacht, das soziale und wirtschaftliche Elend kommt ihrer Absicht entgegen. Die USA-Regierung hat ständig Rücksichten auf Big Business zu nehmen. Doch sei auch auf politischem Felde die Hand der Administration nicht glücklich gewesen. Sie habe z. B. im Falle Kuba zu wenig beachtet, daß Castro der am wenigsten kommunistisch geprägte Führer des Landes war (im Gegensatz zu R. Castro und Che Guevera). Heute bahne sich in den USA ein Gesinnungswandel gegenüber dem mittleren Amerika an.

NOTO, Giuseppe, SJ. *I problemi di formazione ed elevazione professionale dei lavoratori.* In: La Civiltà Cattolica Jhg. 112 Heft 2662 (20. Mai 1961) S. 362—371.

Dieser sehr instruktive Beitrag gewährt einen umfassenden Einblick in den Stand der Berufsausbildung der italienischen Arbeiterschaft. Die Hauptschwierigkeit bildet dabei die etwas paradoxe Tatsache, daß in Italien bei etwa zwei Millionen Arbeitslosen qualifizierte Arbeiter fehlen. Angesichts des Gemeinsamen Marktes ist diese Tatsache nicht nur für Italien, sondern auch für dessen europäische Wirtschaftspartner von Bedeutung.

SCHÜLER, Alfred. *Politischer Zerfall in Ceylon.* In: Schweizer Monatshefte Jhg. 41 Heft 3 (Juni 1961) S. 247—255.

Die politische Krise auf Ceylon hat ihre erste Ursache in dem unversöhnlichen Gegensatz von Tamilen (22 %) und Singhalesen (70 %). Dazu kommt freilich die „nationale und sozialistische" Politik der Witwe Bandaranaikes und ihrer Hintermänner Sivali Thero (Kultur), Dias Bandaranaike (Finanzen), Ilangaraine (Handel). Die Ergebnisse dieser Politik seit 1958 lauten: Verstaatlichung der Lebensversicherungen und Banken, der ausländischen Erdölgesellschaften, des freien Schulwesens, Vernichtung der freien Presse, Sprachendiktatur der Singhalesen, Öffnung des Landes für sowjetische „Berater".

TEICHMANN, Ulrich. *Der Bauer in der Industriegesellschaft.* In: Gewerkschaftliche Monatshefte Jhg. 12 Heft 4 (April 1961) S. 223—228.

Trotz beträchtlich gestiegener Produktionszahlen in der deutschen Landwirtschaft hat bekanntlich diese in der Bundesrepublik mit erheblichen Anpassungsschwierigkeiten zu kämpfen. Der Verfasser sieht diese Schwierigkeiten ausschließlich auf die landwirtschaftlichen Familien-(Klein-)Betriebe beschränkt. Hierfür seien weniger die Produktionsmethoden, die auch in diesen Betrieben weitgehend technisiert seien, verantwortlich zu machen als vielmehr die Diskrepanz zwischen den Möglichkeiten technisierter Landwirtschaft und Betriebsgrößen (diese sind zu klein). Die notwendigen Kostensenkungen könnten nicht durch fortwährende Subventionspolitik erzielt werden. Der Verfasser schlägt daher verstärkte Zusammenarbeit der bäuerlichen Familienbetriebe auf genossenschaftlicher Basis vor.

Nel LXX anniversario della „Rerum novarum". In: Vita e pensiero Jhg. 44 Heft 3/4 (März/April 1961) S. 146—302.

Die bekannte Zeitschrift der katholischen Universität Mailand widmet dem Jubiläum von *Rerum novarum* eine Sondernummer. Eine Reihe von bekannten Autoren, u. a. F. Vito, A. Ferrari, G. C. Pellegrini, beteiligen sich mit Beiträgen. Die Bedeutung der Beiträge besteht darin, daß man weitgehend auf die rein historische Darstellung verzichtet hat und die verschiedenen Themen der katholischen Soziallehre aufgreift, die auf die Auseinandersetzungen der Gegenwart Bezug haben. Eine Reihe von wichtigen Themen, wie z. B. der Einfluß der katholischen Soziallehre auf die Gewerkschaften, die soziale Frage in den internationalen Beziehungen, Aufgaben und Grenzen sozialer Sicherheit, werden behandelt.

Chronik des katholischen Lebens

HENZE, Hubert. *Bildung einer religiösen Führungselite.* In: Werkblätter für Jugendpastoral Heft 7 (1961) S. 26—33.

Ein Bericht über die systematische religiöse Schulung von Jungmännern in Köln: Durchführung, Themen, Aufgaben im Dienste der Selbstheiligung und des Apostolates auf Pfarr-, Dekanats- und Stadtebene mit der viermal jährlich stattfindenden „Stadtkonferenz".

HIRSCHMANN, Johannes. *Der Stand der Vorbereitungen des II. Vatikanischen Konzils.* In: Lebendige Seelsorge Jhg. 12 Heft 6 (1961) S. 181—187.

Ein Überblick über die vorbereitende Konzilsarbeit seit Januar 1959: 1. Antepraeparatoria (bis Frühjahr 1960), dokumentiert in mehr als zehn Bänden mit mehr als 6000 Seiten (gegenüber 423 Seiten beim Ersten Vaticanum), enthaltend die Voten und Desiderate der Bischöfe und Prälaten, der römischen Kongregationen und Fakultäten; 2. die Praeparatoria durch die Kommissionen, ihre Themen und vorrangigen Fragestellungen. Wie groß deren Arbeitsertrag sein wird, steht heute noch nicht fest. Es sei jedoch wahrscheinlich, daß alle vorbereiteten Themen nicht auf dem Konzil behandelt werden können. Die Auswahl davon trifft die Zentralkommission. Dies bedeute jedoch nicht, daß die geleistete Arbeit vergeblich gewesen sei: viele Fragen werden später weiter verfolgt werden. — Im gleichen Heft (S. 187—196) nennt Viktor Schurr eine Anzahl sehr konkreter pastoraler Wünsche an das Konzil.

MARINOFF, Irene. *Die religiöse Erziehung des Mädchens.* In: Schweizer Rundschau Jhg. 60 Heft 13 (April 1961) S. 742 bis 748.

Die Verfasserin beklagt, daß der religiösen Erziehung der Mädchen bis jetzt nicht die notwendige Aufmerksamkeit geschenkt worden sei. Sie unterscheide sich in den Schulen kaum von der der Jungen. Dadurch bedingt, würden immer wieder falsche Ratschläge gegeben, so z. B. in der asketischen Erziehung. Das agere contra, eine dienliche Regel für den männlichen Jugendlichen, führe beim Mädchen nur zu Verbildungen, da es bei der Frau keine Teilbereiche gibt, sondern immer die ganze Person getroffen wird. Das unberechtigte Übertragen solcher Regeln auf die Mädchenbildung wie die ganze Unterentwicklung der religiösen Mädchenerziehung erklärt die Verfasserin damit, „daß das Magisterium der Kirche ausschließlich von Männern ausgeübt wird".

MESSINEO, Antonio, SJ. *„Il baluardo."* In: La Civiltà Cattolica Jhg. 112 Heft 2661 (6. Mai 1961) S. 282—285.

Es handelt sich um eine ausführliche, aber wenig aufschlußreiche Rezension des Werkes von Kardinal Ottaviani, des Sekretärs des Heiligen Offiziums und des Vorsitzenden der Theologischen Konzilskommission. Das Buch hat sowohl wegen seines Inhaltes wie seiner Darstellungsweise in der Presse — auch in der katholischen Presse — ein sehr kritisches Echo hervorgerufen.

REMY, J. *L'utilisation du cerveau électronique dans les recensements de practique dominicale.* In: Social Compass T. 8 Heft 1 (1961) S. 73—80.

Der Autor berichtet über eine soziologische Untersuchung, betreffend die Sonntagspraxis bei belgischen Katholiken in 37 Pfarreien um Charleroi. Die Untersuchung wurde erstmals mit Hilfe eines Elektronengerätes durchgeführt, das eine genauere Fixierung der soziologischen Daten ermöglichte. Aus der Untersuchung greift der Verfasser besonders die Frage nach dem Besuch des Gottesdienstes außerhalb der eigenen Pfarrei heraus und untersucht dessen geographische und psychologische Ursachen. Der Beitrag mit dem interessanten Tabellenanhang ist äußerst instruktiv.

Der Wohnvierteldienst in Planung und Aufbau. Sammelheft von Paulus Jhg. 33 Heft 3/4 (1961).

In dieser Sammelnummer wird besonders über Erfahrungen mit dem Wohnviertelapostolat berichtet (Ruhrgebiet, Nürnberg, München, Zürich). Sie sind unterschiedlich, je nachdem welche Ziele mit dieser Apostolatsform verbunden werden. Ausführlich wird ferner die Bedeutung von organisierten und nichtorganisierten Gläubigen für das Wohnviertelapostolat diskutiert.

„Zeitgemäße Anpassung" der weiblichen Orden und Genossenschaften und die Nachwuchsfrage. In: Geist und Leben Jhg. 34 Heft 2 (Mai 1961) S. 129—140.

Der ungenannte Verfasser geht von Anregungen unter dem Pontifikat Pius' XII. zur zeitgemäßen Anpassung der weiblichen Ordenstrachten aus und legt offen die Hemmungen dar, die katholische Mädchen gegen diese Trachten haben. Zu viele Ordensfrauen machten den Eindruck ständiger aszetischer Überanstrengung, die die Entfaltung ihrer natürlichen Fähigkeiten unterbindet zugunsten einer abstrakten persönlichen Vollkommenheit. Die Pflicht zur Befragung der Oberin in kleinsten Dingen töte die Initiative. Starre und Unbeweglichkeit wirkten abstoßend. Da die Säkularinstitute nicht alle Aufgaben übernehmen könnten, müsse man ernstlich beten, daß die Anpassung der älteren weiblichen Orden energisch angepackt werde.

Chronik des ökumenischen Lebens

BEAUPÈRE, René, OP. *Foi et Constitution à St. Andrews.* In: Istina Jhg. 7 Nr. 3 (Juli/September 1960) S. 345—364.

Beaupère, einer der drei katholischen Beobachter auf der Konferenz des Zentralausschusses des Weltrates der Kirchen in St. Andrews, gibt hier seine Eindrücke von der Tagung der Kommission Faith and Order und den von ihr vorgelegten Dokumenten, von denen die wichtigsten anschließend abgedruckt werden (S. 365—384). Er bemüht sich, das Positive herauszustellen, und übergeht die negativen Methoden (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 427 f.) mit der Begründung, die theologischen Berichte seien nur vorläufiger Natur.

BÖCKLE, Franz. *Grundprobleme evangelischer Ethik in katholischer Sicht.* In: Catholica Jhg. 15 Heft 1 (1961) S. 1 bis 24.

Böckle greift die Anregung des lutherischen Professors Søe auf, die Moraltheologie, deren Behandlung viele ökumenische Hoffnungen begrabe (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 336 r.), in das Kontroversgespräch einzubeziehen. Er geht von dem fundamentalen Unterschied „Gesetz und Evangelium" aus, prüft die reformatorischen Anliegen und ihren Vorwurf gegen den Katholizismus als „Gesetzesreligion" und bemüht sich, an Hand einiger katholischer Stimmen (G. Söhngen, Urs v. Balthasar, H. Küng, K. Rahner SJ) um eine ausgleichende Konfrontation mit den zahlreichen nachgewiesenen evangelischen Autoren. Der Aufsatz ist ein mutiger Anfang, ein leidiges Problem für eine vielleicht mögliche Lösung vorzubereiten.

BONNARD, Pierre. *Le Nouveau Testament connaît-il la transmission d'une fonction apostolique?* In: Verbum Caro Nr. 58 (1961) S. 132—137.

Mit dieser kurzen Untersuchung, die eine apostolische Sukzession im römisch-katholischen Sinne für das Neue Testament in Frage stellt, werden zwei weitere Aufsätze: „La succession apostolique au niveau du premier siècle" von J. Colson (S. 138—172) und „L'Apostolicité au second siècle" von André Benoit (S. 173—184) eingeleitet, die die Entstehung einer apostolischen Sukzession in der Kirche aufzeigen. Anschließend legt G. Martelet SJ den katholischen Standpunkt dar: „Éléments transmissibles et intransmissibles de la succession apostolique" (S. 185—198). Dieses interkonfessionelle Gespräch auf dem Forum der Mönche von Taizé soll ebenso wie der unten angezeigte Aufsatz von Schlink das schwierigste Thema der ökumenischen Diskussion, das solange umgangen wurde, neu erschließen.

GIERTZ, Bo. *Die Heilige Schrift, die Frau und das Amt des Pfarrers.* In: Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung Jhg. 15 Nr. 11 (1. Juni 1961) S. 169—174.

Als Gegner der in Schweden eingeführten Ordination weiblicher Pfarrer begründet der lutherische Bischof von Göteborg seinen Standpunkt in 23 Thesen, die in vieler Hinsicht eine gründliche Interpretation der Bibel zur Stellung der Frau in der Kirche darstellen. Zwar wird dabei ein gesetzlicher Mißbrauch der Schrift abgewehrt, aber in These 9 wird, anscheinend abweichend von Augustana VII, erklärt, daß keine Grenze zwischen Heilsfragen und — adiaphoren — Ordnungsfragen gezogen werden könne. Der Ausschluß der Frau vom Lehramt sei durch denselben Christus gewollt, der den heilvollen Dienst der Frau anerkannt habe. Giertz will das Neue Testament besser ausgeschöpft wissen für einen Einsatz weiblicher Kräfte in der Kirche.

KÖSTER. R. *The second European Seminary on the sociology of Protestantism.* In: Social Compass T. 8 Heft 1 (1961) S. 81 bis 86.

Köster gibt einen gedrängten, aber sehr kritischen Überblick über die Referate und Diskussionen, die auf dem zweiten Europäischen Seminar über die Soziologie des Protestantismus gehalten worden sind. Da die Religionssoziologie innerhalb des Protestantismus erst in den Anfängen steht, galt das Seminar nicht so sehr der Klärung der Grundsatzfragen als vielmehr einem eingehenden Gedanken- und Informationsaustausch. Besondere Aufmerksamkeit widmet der Autor dem Referat des katholischen niederländischen Religionssoziologen W. Goddijn.

MUDGE, Lewis S. *The holy Communion at ecumenical meeting.* In: The Ecumenical Review Vol. 13 Nr. 3 (April 1961) S. 342—352.

Zur Lösung des unhaltbaren Zustandes einer fehlenden Abendmahlsgemeinschaft auf den Konferenzen des Weltrates der Kirchen erinnert Mudge, theologischer Sekretär des Reformierten Weltbundes, daran, daß die Vollversammlung des Weltrates nicht nur ein Organ dieser Organisation ist, sondern die im Heiligen Geist versammelte Legislative, die für die Versammlung der Christen gültiges Recht erlassen kann, so auch für das außerordentliche Beisammensein christlicher Kirchen. Die eucharistische Feier einer der auf der Vollversammlung vertretenen Kirchen muß als Feier der universalen Kirche einen „katholischen" Charakter haben und offen für alle sein. Mudge ist sich dessen bewußt, daß die Reformierten zu dieser Offenheit besonders bereit sind, er übergeht aber die theologischen Probleme der Gültigkeit des eucharistischen Sakramentes.

O'CONNOR, Edward D. *The Theology of Reinhold Niebuhr.* In: The Review of Politics Bd. 23 Nr. 2 (April 1961) S. 172 bis 202.

Diese Untersuchung über die Theologie des einflußreichsten protestantischen Denkers Amerikas kommt zu dem Ergebnis, daß Niebuhrs „prophetisches Christentum" besser ein „mythischer Transzendentalismus" genannt würde und daß er trotz seiner Abwendung von dem „liberalen Christentum", in dem er aufwuchs, seine grundlegenden Voraussetzungen mit der liberalen Theologie teilt, vor allem die, daß das Christentum, obwohl allen anderen Religionen überlegen, doch nur eine menschliche Schöpfung sei. Daran ändert nach Meinung O'Connors auch der Widerspruch Niebuhrs gegen den optimistischen Humanismus der liberalen Theologie und seine Betonung der Realität der Sünde im Menschenleben nichts, ebensowenig wie seine jüngste christologische Wendung. Doch liegt Niebuhrs Bedeutung nicht in seiner Theologie, sondern in seiner Ethik und Sozialethik, die von seinem theologischen Kritiker in ihrem Wert voll anerkannt werden.

SCHLINK, Edmund. *Die apostolische Sukzession.* In: Kerygma und Dogma Jhg. 7 Heft 2 (April 1961) S. 79—114.

Die lang erwartete Studie des lutherischen Ökumenikers geht über das Gutachten der VELKD (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 362 f.) ein Stück hinaus. Er unterscheidet, dem Zug zur Synthese der Ämter in der Unionspolitik des Weltrates der Kirchen in die Hände arbeitend, verschiedene Weisen der Sukzession: durch Handauflegung seitens der Bischöfe (woran das Neue Testament wenig interessiert sei), durch bischöfliche Handauflegung in Verbindung mit Überlieferung der apostolischen Lehre und Ordnung, durch Ämterfolge der Pfarrer bzw. Presbyter, durch Lehrübermittlung, bei der die Handauflegung möglich, aber nicht notwendig sei, und bloße Weitergabe der Lehre. Die Frage sei nur im Rahmen der Sukzession der Kirche und aller ihrer Geistesgaben lösbar, wobei die Koinonia aller Gläubigen an den Gaben Gottes zu beachten sei. Die Dogmatik müsse alle in der Geschichte der Kirche aufgewiesenen Phänomene der Sukzession verarbeiten und dürfe nicht eines davon verallgemeinern und dadurch die Fülle des geistlichen Lebens unterdrücken.

SEIBEL, Wolfgang, SJ. *Die zwei Gestalten des Protestantismus.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 9 (Juni 1961) S. 161 bis 172.

An Hand neuerer evangelischer Literatur über Luther und über den Protestantismus (W. v. Loewenich, Martin Werner, Paul Tillich, Gerhard Ebeling, Ernst Kinder, Max Lackmann u. a.) skizziert Seibel den „freien" und den „kirchlichen" Protestantismus aus ihrer gemeinsamen Wurzel in Luther und fordert die Katholiken auf, sich den Fragen zu stellen, die von drüben an sie gerichtet werden.

STRINGFELLOW, William. *Law, Polity, and the Reunion of the Church.* In: The Ecumenical Review Vol. 13 Nr. 3 (April 1961) S. 287—312.

Ein rechtskundiges Mitglied der Protestant Episcopal Church legt hier bis in alle Einzelheiten dar, wie sehr das Recht und die Rechtsprechung der Bundesstaaten der USA dem Zusammenschluß von Denominationen im Wege stehen, wenn es darum geht, Entscheidungen über die Frage des kirchlichen Eigentums zu treffen. Noch nie seien die Christen Nordamerikas so bereit gewesen, sich zu vereinigen, aber die staatliche Rechtsprechung stelle sich ihnen mit Maßstäben aus dem 18. Jahrhundert oftmals in den Weg.

THURIAN, Max. *L'Unité visible des chrétiens — La Tradition.* In: Verbum Caro Nr. 57 (1961) S. 3—98.

Der Aufsatz über die sichtbare Einheit (dessen erste fünf Thesen auch in: The Ecumenical Review, April 1961, S. 313—334 abgedruckt sind) führt der Reihe nach Zeichen der sichtbaren Einheit aller Christen auf: 1. Die Heilige Trinität; 2. Die Heilige Schrift und die Tradition; 3. Die Taufe; 4. Das Herrengebet und die altkirchlichen Glaubenssymbole; 5. Die provisorischen Institutionen des Weltrates der Kirchen. Darüber hinaus müsse wiedergewonnen werden der Glaube der ersten vier Ökumenischen Konzile, um die Verschiedenheit der Interpretation der Bibel zu überwinden — so in der Arbeit von Faith and Order seit Lund praktiziert —, die Einheit des geistlichen Amtes, vor allem der bischöflichen Sukzession, die im Bischof von Rom ihre Mitte hatte und die man heute dank dem Wirken Papst Johannes' XXIII. wiederentdecke; aber die „katholischen" Kirchen müßten sich auch positiv zu den nichtbischöflichen Ämtern äußern. Und schließlich müsse die eucharistische Gemeinschaft gefunden werden. Die sich anschließende Studie über die Tradition will zeigen (wie später ausführlich berichtet werden soll), daß die gemeinsame Besinnung über die Tradition der Kirche (als eines gemeinsamen Aktes der Weitergabe des Evangeliums der Apostel) alle noch fehlenden Elemente der sichtbaren Einheit, d. h. die Fülle Christi, zurückgewinnen werde.

Vorschau auf das Rundfunkprogramm

Wir weisen unsere Leser auf folgende religiösen, weltanschaulich und kulturell bedeutsamen Sendungen hin

1. Juli (Samstag)

18.00 Die Wiederentdeckung des Christlichen am Christentum, *H. Zahrnt* (BRE)
20.00 Der neue Denkstil in Washington, *H. v. Borch* (FRA II)
20.10 Paul Claudels Werk, Person und Wirkung, *W. M. Guggenheimer* (WDR II)
20.15 Das Konzil von Chalcedon 451, *H. Dallmayr* (MÜ II)
21.45 Steht die Kirche dem Glauben im Wege? *M. Mezger* (SWF II)

2. Juli (Sonntag)

8.00 Unsere Orden heute: Die „Englischen Fräulein", *H. Scherer* (MÜ II)
8.15 Das „Fach Religion" in der Volksschule, *W. Böld* (SAA II)
8.30 Das Wiedererwachen des Luthertums im 19. Jahrhundert, *W. v. Loewenich* (MÜ II)
9.30 Porträt der westfälischen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, *R. Hagelstange* (WDR)
10.00 Das unbekannte Evangelium: Ein Tag im Leben Jesu, *J. Freitag* (MÜ)
10.00 Warum steigt die Jugendkriminalität? *R. Sieverts* (STU)
10.30 Das Deutsche Kaiserreich als Nationalstaat, *Th. Schieder* (SWF)
11.00 Franz Kafka und Prag, *P. Jokostra* (WDR)
11.00 Erinnerungen an Reinhold Schneider, *O. Heuschele* (SAA)
11.15 Die Sendschreiben der Apokalypse: 4. Der Lohn der Treue, *E. Biser* (SWF II)
11.45 Sensation im Gottesdienst, *W. Heidland* (SWF II)
12.00 Der Priester in der modernen Literatur, *A. Winklhofer* ((FRA II)
14.15 Die Stellung des Menschen in der modernen Philosophie, *G. Marcel* (ÖRV III)
21.20 Vom Erwachen und den Lehrjahren der Literatur in althochdeutscher Zeit, *P. Wapnewski* (SFB II)
21.45 Ein Porträt des Lyrikers Andreas Gryphius, *W. Weyrauch* (FRA II)

3. Juli (Montag)

8.45 Schulf. Josef Martin Bauer: Der Kranich mit dem Stein (MÜ II)
10.15 Schulf. Maximilian I. und die Reichsreform (STU)
14.35 Die Rolle des Bestsellers in Ungarn, *P. Nagy* (ÖRW II)
15.00 Schulf. Probleme der Entwicklungshilfe (RIAS II)
17.15 Über den Sinn von Gesprächen zwischen Juden und Christen, *K.-H. Rengstorf* u. *E. L. Ehrlich* (SFB II)
17.45 Schulf. Die Haager Friedenskonferenz 1899 (SWF II)
20.10 Die Rolle des Bestsellers in Großbritannien, *B. D. Chancellor* (SAA II)
21.15 Von Menschenfreunden, dem Wohl der Menschheit und einer perfekten Maschine, *M. Treichlinger* (SAA)
22.30 Der Übermensch. Zur Genealogie eines Begriffes, *W. Vetter* (SWF)

4. Juli (Dienstag)

9.20 Schulf. Hexenwahn (MÜ)
10.00 Der Einfall des Anaximander und die Erdenschwere, *E. Verhülsdonk* (SWF II)
16.45 Formen der Frömmigkeit in der Ostkirche, *I. Smolitsch* (STU)
20.00 Freiheit und Gleichheit — Schlagworte oder Wirklichkeiten, *M, Freund* (FRA II)
22.20 Ein Kapitel Gegenwartsphilosophie, *J. v. Kempski* (FRA)
22.45 Orakel — Omen — Test, *H. Adler* (BRE)
22.45 Die Praxis der Buchpublikation in der Zone, *H. Frey* (STU)

5. Juli (Mittwoch)

10.55 Heinrich Hölty — ein Porträt, *H.-D. Wolfinger* (MÜ)
15.00 Schulf. Polen wird Volksdemokratie (RIAS II)
17.00 Schulf. Der deutsche Ritterorden im Weichselland (STU II)
17.15 Eine Reise durch Rußland im 18. Jahrhundert, *H. Halm* (ÖRT II)
17.45 Afrikas religiöse Zukunft, *F. Gypkens* (SWF II)
18.00 Der Christ und die Entwicklungshilfe (3), *M. v. Galli* (MÜ)
21.00 Zum 70. Geburtstag von Jean Cocteau, *G. Marx-Mechler* (SWF)
21.30 Warum steigt die Jugendkriminalität? *R. Sieverts* (STU II)
22.15 Der alte Mensch in der modernen Gesellschaft, *H. Krüger* (SAA)
22.20 Demokratie und Lobbyismus, *H. Uhlig* (MÜ II)
23.15 Dichtung und Gesellschaft im alten Griechenland, *B. Snell* (SFB)

6. Juli (Donnerstag)

15.30 Schulf. Was ist heute Freiheit? (FRA)
16.15 Darwin und das Jahrhundert der Evolution, *H. Schirmbeck* (SWF)
17.45 Frömmigkeit als Sachlichkeit, *D. v. Oppen* (FRA II)
18.10 Der Handelnde, die Freiheit und das Gewissen, *W. Weymann-Weyhe* (WDR)
20.30 Gertrude Stein — Mythos und Wirklichkeit, *G. Blöcker* (FRA II)
21.25 Buch und Leben im Spätwerk Stifters, *D. Hasselblatt* (SAA II)
21.30 Vor dem 10. Deutschen Evangelischen Kirchentag (MÜ)
22.00 Die Rolle der Bestseller in Amerika, *S. Youngblood* (FRA II)
22.15 Zum 5. Todestag von Gottfried Benn, *R. Hartung* (SWF)
23.15 Kalte Kunst oder moderne Magie? *E. v. Lewinski* (SFB)

7. Juli (Freitag)

10.00 Der Christ und das Leiden, *H. Volk* (BRE)
10.00 Schulf. Der 20. Juli 1944 (SFB)
10.00 Von der Kunst, älter zu werden, *C. Heitmann* (SWF II)
14.35 Die Rolle des Bestsellers in Österreich, *W. Riemerschmid* (ÖRW II)
15.30 Schulf. Johann Peter Hebel (FRA)
20.45 Die Bildungsfragen in der Entwicklungshilfe, *K. Mehnert* (STU)
21.00 Die Krisen der Weimarer Republik, *A. Gerigk* (SWF)
21.45 Führung und Verführung: Die Heimat, *W. Metzger* (STU II)
22.45 Konfuzius und seine Widersacher, *D. Leslie* (SWF II)
23.10 Der Wandel des Reichsgedankens, *W. Buschmann* (SFB)

8. Juli (Samstag)

8.45 Schulf. Männer des 20. Juli (MÜ II)
18.15 Pestalozzi zwischen Glauben und Unglauben, *K. Würzburger* (WDR)
21.45 Zum 5. Todestag von Gottfried Benn, *J. Rehn* (STU II)
21.45 Deine Sünden sind dir vergeben, *E. Walter* (SWF II)
22.30 Das Geheimnis der Grausamkeit, *E. Gürster* (MÜ II)

9. Juli (Sonntag)

8.00 Die katholische Kirchenpresse, *P. Löcher* (MÜ II)
8.15 Glück und Versuchung der Zitate, *H. J. Baden* (SWF II)
8.30 75 Jahre Lutherische Mission auf Neuguinea, *M. Lagois* (MÜ II)
9.00 Irland, Wegbereiter des Mittelalters, *L. Bieler* (SAA II)
9.45 „Macht euch die Erde untertan", *A. Holl* (ÖRW)
10.00 „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen", *C. Kaminski* (BRE)
10.00 Das unbekannte Evangelium: Vom Mißbrauch des Wortes, *R. Schwertschlager* (MÜ)
10.00 Waren die Cromagnon-Menschen unsere Vorfahren? *J. Schaeuble* (STU)
10.30 Selbstbestimmungsrecht und Demokratie, *H. Reiner* (SWF)
11.00 Über das Vertrauen, *H. Buhr* (STU II)
11.15 Der Glaube, *P. Jung* (SWF) II
11.45 Die Zukunft, die schon begonnen hat, *W. Stählin* (SWF) II
12.00 Der Gott der Philosophie und der Gott der Religion. *J. Hirschberg* (FRA II)
14.00 Der Mensch im Auto, *J. v. Plehwe* (FRA II)
21.15 Mittellateinische Dichtung als ein Kapitel der deutschen Literaturgeschichte, *P. Wapnewski* (SFB II)
22.30 Der unabhängige Schriftsteller, Selbstzeugnisse Theodor Fontanes, *F. Kienzl* (RIAS)

10. Juli (Montag)

9.00 Schulfunk. Der Kreisauer Kreis (BRE)
10.15 Schulf. Der deutsche Ritterorden im Weichselland (STU)
14.00 Englische Untersuchungen über den Einfluß des Fernsehens auf Kinder, *I. Seger* (ÖRS)
14.45 Schulf. Die Haager Friedenskonferenz 1899 (SWF)
16.45 Liturgie-Reform, *A. Kirchgässner* (BRE)
16.45 Gundolf und der deutsche Geist, *K. Winkler* (STU)
17.40 Die Kunst des Alterns, *A. Dempf* (ÖRL II)
18.15 Wie spreche ich mit meinem Kind über Gottvater? *H. Holzheimer* (SFB)
20.10 Die Rolle des Bestsellers in Frankreich (1), *R. Goullois* (SAA II)
20.15 Asien — Gesprächspartner des Abendlands, *J. A. Cuttat* (MÜ)
21.10 Weltbild und Wirklichkeit, *R. Kühn* (MÜ II)
22.00 Zur anthropologischen Funktion der Kunst, *H. Lützeler* (RIAS)
22.10 Das Theater als moralische Anstalt, *E. Franzen* u. *G. F. Hering* (MÜ II)
22.30 Was ist heute eigentlich links? *H. Krüger* (SWF)
23.00 Der königliche Kaplan: Zum 400. Geburtstag des Don Luis de Góngora, *A. Dieterich* (STU)

11. Juli (Dienstag)

9.20 Schulf. Pestalozzi (MÜ)
14.25 Oratorien einst und heute (1), *H. Kaufmann* (ÖRG)
14.35 Zum 75. Geburtstag von Felix Timmermans, *P. Wimmer* (ÖRW II)
14.45 Schulf. Die Auferweckung des Lazarus (SWF)
15.00 Schulf. Gejagt vom Genius — Heinrich von Kleist (SFB)
16.45 Die Ostkirche: Das Mysterium der Ikonen, *L. Küppers* (STU)
17.45 Oskar Kokoschka als Dichter, *A. Schelzig* (SWF II)
20.00 Die Irrtümer der Zeitgenossen. Kritische Fehlurteile aus zwei Jahrhunderten, *H. Krüger* (FRA II)
22.20 Bemerkungen zu einer Untersuchung über das demokratische Potential Frankfurter Studenten, *H. Kesting* (FRA)

12. Juli (Mittwoch)

9.00 Schulf. Die römische Gemeinde (SAA)
10.00 Wanderungen in der Landschaft Samaria, *A. Ohlmeyer* (SWF)
10.55 Vom Alter (1), *H. S. Braun* (MÜ)
14.40 Das Turiner Grablinnen war nie echt, *J. Bauer* (ÖRG)
14.45 Schulf. Junger Staat Togo (SWF)
18.00 Der Christ und die Entwicklungshilfe (4), *M. v. Galli* (MÜ)
19.15 Probleme zwischen Kirche und Staat in Spanien, *P. Jung* (SAA)
21.00 Südamerika — Blickfeld von morgen, *R. Jacobs* (SWF)
21.30 Bericht über eine Tagung der Evangelischen Akademie Tutzing, *K. Kramberg* (MÜ)
21.30 Waren die Cromagnon-Menschen unsere Vorfahren? *J. Schaeuble* (STU II)
21.30 Malta — ein Reisebericht, *H. Nerth* (SFB)
22.00 Über schöpferische Prozesse, *W. Haseloff* (RIAS)
23.15 Dichtung und Gesellschaft im alten Griechenland, *B. Snell* (SFB)

13. Juli (Donnerstag)

14.45 Schulf. Der 30. Januar 1933 (SWF II)
15.00 Schulf. Die Konferenz von Locarno (SFB)
15.30 Schulf. Christus, Lamm Gottes oder Opfer der Juden (FRA)
17.45 Das neue Verhältnis der Kirche zur Politik in der pluralistischen Gesellschaft, *O. B. Roegele* (FRA II)
19.05 Die Rolle des Technokraten in der Demokratie, *M. Kuhn* (MÜ II)
20.30 Der Naturforscher und sein Gewissen, *H. Schirmbeck* (SWF II)
21.45 Die chinesische Schrift, *M. Porkert* (FRA)
22.15 Im deutschen Hain des Akademos zu Rom, *H. Piontek* (SWF)
23.15 Die Entstehung der südamerikanischen Staaten, *F. Kienzl* (SFB)

14. Juli (Freitag)

10.00 Theologische Aspekte der modernen Medizin, *A. Allwohn* (FRA)
17.40 Die Kirche in der Welt, *K. Rudolf* (ÖRW II)
20.45 Die Entwicklungsländer als Partner von morgen, *W. Roepke* (STU)
21.45 Führung und Verführung: Das Vaterland, *H. Heimpel* (STU II)
22.45 Von den absoluten Tugenden, *D. Leslie* (SWF II)

15. Juli (Samstag)

17.00 Schulf. Zur Psychologie des Rassenvorurteils (SWF II)
19.05 Der Glaube der Pädagogik, *Th. Schindler* (SAA)
20.00 Ist der weiße Mann an allem schuld? (1), *P. Scholl-Latour* (MÜ II)
21.45 Organisierte Kirche oder lebendige Gemeinde? *M. Mezger* (SWF II)
22.30 Kultur als Illusion, *E. Gürster* (MÜ II)

16. Juli (Sonntag)

8.00 Geschichte und Aufgaben der Salzburger Hochschulwochen (MÜ II)
8.15 Führt der Zweifel zur Verzweiflung? *H. Hartmann* (SWF II)
8.30 Die Kirche in der Welt der Arbeit, *H. Siebert* (MÜ II)
9.45 „Mann aus Erde und aus Gottes Hauch", *E. Mayer* (ÖRW)
10.00 Kann man den sozialen Aufstieg lenken? *V. Müller* (STU)
10.00 Das unbekannte Evangelium: Die Chance des Sünders, *R. Schwertschlager* (MÜ)
10.30 Selbstbestimmungsrecht der Demokratie, *H. Reiner* (SWF)
11.00 Über die Muße, *J. Pieper* (STU II)
11.15 Das Kreuz, *P. Jung* (SWF II)
11.45 Das Leben gewährt keine Wiederholung, *W. Stählin* (SWF II)
12.00 Vom Geheimnis der Liebe, *M. Rössler* (FRA II)
14.15 Das Menschenbild im Lichte der modernen Wissenschaften, *Th. Nielsen* (ÖRV)
20.40 Vom Rolandslied zum Iwein, *P. Wapnewski* (SFB II)

17. Juli (Montag)

15.00 Schulf. Doktor Faustus (SFB)
15.00 Schulf. Der Tag von Potsdam (RIAS II)
16.45 Der Dichter und Literarhistoriker Werner Bock, *D. Hoffmann* (STU)
17.30 Schulf. Christus zwischen Hegel und Marx (FRA II)
17.40 Beaumarchais als Verleger und seine Kehler Voltaire-Ausgabe, *M. Maier* (STU)
20.45 Rauschgift — Schlüssel zu Paradies und Hölle, *G. W. Heyer* (STU)
21.25 Leistung und Versagen des Intellektuellen, *K. Thieme* (ÖRL II)
23.00 Der Dichter und die Bürde der Zivilisation, G. Blöcker (STU)

18. Juli (Dienstag)

9.20 Kloster Niederaltaich (MÜ)
15.00 Schulf. Der Ausbruch des zweiten Weltkrieges (RIAS II)
16.45 Die Stellung der Ostkirche zur Ökumene, *St. Harkianakis* (STU)
20.00 Die Macht, die Mächtigen und ihr Dilemma, *L. Freund* (FRA II)
22.20 Opposition im Dritten Reich. Der deutsche Widerstand — soziologisch betrachtet, *H. Pross* (FRA)
22.45 Die Entstehung der Literaturform der Kurzgeschichte, *C. H. Miller* (STU)

19. Juli (Mittwoch)

10.55 Vom Alter (2), *H. S. Braun* (MÜ)
14.30 Schulf. Chruschtschow und der Lebensstandard (SAA)
16.00 Zum 90. Geburtstag von Marcel Proust, *B. Kahr* (ÖRW II)
16.45 Das Christusbild des Kindes, *H. Holzheimer* (SFB)
16.45 Ludwig XIV. und Pater La Chaise. Ein imaginäres Gespräch, *W. Savage* (STU)
17.00 Schulf. Barbarossas Kampf mit dem Papst (STU II)
17.05 10. Deutscher Evangelischer Kirchentag Berlin 1961, Eröffnungsgottesdienst, Ansprache Bischof O. Dibelius (MÜ)
20.00 Neue Tondokumente aus den Prozessen gegen die Männer des 20. Juli, *G. Schäfer* (SFB)
20.30 Der Mensch zwischen Gott und Widersacher. Spiel um Job, *A. MacLeish* (STU)
21.00 Politische Rechtsprechung im Dritten Reich, *P. Coulmas* (SWF)
21.30 Kann man den sozialen Aufstieg lenken? *V. Müller* (STU II)
22.00 Zur Geschichte der Kunstformen und ihrer Wechselbeziehungen, *Th. Munro* (RIAS)
22.50 Kritik der Gesellschaft — Kritik der Kultur, *K. Colberg* (SAA)
23.15 Früharchaische Dichtung, *B. Snell* (SFB)

20. Juli (Donnerstag)

8.30 10. Deutscher Evangelischer Kirchentag, Feierstunde an der Hinrichtungsstätte der Opfer des 20. Juli in Plötzensee (MÜ)
9.00 Schulf. Die Gedenkstätte in Plötzensee (FRA)
14.35 Frankreich und die deutsche Gegenwartsliteratur, *F. Angelloz* (ÖRG II)
15.00 Schulf. Die letzten Tage der Reichskanzlei (RIAS II)
15.30 Schulf. Der 20. Juli 1944 (FRA)
16.45 Das Vermächtnis des deutschen Widerstandes und die Zukunft der Nation, *Graf York von Wartenburg* (SWF)
17.40 St. Margaretha, Nothelferin und Wetterfrau, *W. Baur* (STU)
20.30 Der italienische Neorealismus — Tradition und neue Zielsetzung, *H. Rüdiger* (FRA II)
20.30 Die Generation der Beatniks, *H. Bienek* (SWF II)
21.45 Vom Charakter der Juden, *H.-P. Richter* (FRA)
21.50 Kommentar zum 10. Deutschen Evangelischen Kirchentag, *E. Rotherberg* (MÜ)

21. Juli (Freitag)

17.40 Schulräume und Schulhäuser in vergangenen Jahrhunderten, *F. Burkhardt* (STU)
21.00 Automation als menschliches Problem, *H. Schirmbeck* (SWF)
21.40 Führung und Verführung: Die Nation, *G. Mann* (STU II)
21.50 Kommentar zum 10. Deutschen Evangelischen Kirchentag, *H. Zahrnt* (MÜ)
22.45 Über das Joch der Gesellschaft, *D. Leslie* (SWF II)
23.15 Vom Umgang mit dem Glück, dem Zufall und der Wahrscheinlichkeit, *G. Bauer* (SFB)

22. Juli (Samstag)

21.50 Kommentar zum 10. Deutschen Evangelischen Kirchentag, *E. Rotherberg* (MÜ)

23. Juli (Sonntag)

8.00 Probleme der christlichen Islammission, *E. Martin* (MÜ II)
8.30 Querschnitt durch die Arbeitsgruppen und Veranstaltungen des Deutschen Evangelischen Kirchentages (MÜ II)
9.45 „Als Mann und Frau schuf Er sie", *E. Mayer* (ÖRW)
10.00 Schulf. Ricarda Huch (FRA II)
10.00 Festgottesdienst aus der Jesus-Christus-Kirche in Berlin-Dahlem zum 10. Deutschen Evangelischen Kirchentag, Ansprache Präses *F. Figur* (MÜ)
11.00 Paul Schneider, der Prediger von Buchenwald, *K. Würzburger* (STU II)
11.15 Das Reich, *P. Jung* (SWF II)
11.45 Fleisch und Geist, *W. Stählin* (SWF II)
12.00 Beziehungen der Ökumene, *A. Wischmann* (FRA II)
15.30 Hauptversammlung des 10. Deutschen Evangelischen Kirchentags im Olympiastadion (MÜ)
20.30 Dichter als Außenseiter der Gesellschaft, *E. Pablé* (ÖRK)
21.35 Zum 65. Geburtstag von Hermann Kasack, *E. Naused* (SWF)
21.50 Schlußkommentar zum 10. Deustchen Evangelischen Kirchentag, *H. Zahrnt* (MÜ)

24. Juli (Montag)

14.35 Erziehungsideen großer Schriftsteller: Hinführung zu Goethes „Wilhelm Meister", *F. Beissner* (ÖRW II)
22.30 Das Dilemma des Übersetzers, *W. Schadewaldt* (SWF)

25. Juli (Dienstag)

16.45 Die Ostkirche vor dem Konzil, *St. Harkianakis* (STU)
17.15 Lebendiges Wort von Aristoteles bis Doderer, *S. Kienzle* (ÖRW II)
17.45 Psychologie und Methodik der modernen Werbung, *J. Bodamer* (SWF II)
18.00 Von den Aufgaben des modernen Romans, *E. Kreuder* (ÖRG)
22.20 Im Souterrain der Sicherheit. Eine Studie über die Alpträume in den Massenmedien, *W. Berghan (FRA)*

26. Juli (Mittwoch)

16.00 Der Dichter Oskar Loerke, *M. Prüger* (ÖRL II)
17.45 Katholische Kirche in Israel, *E. Schmitz* (SWF II)
18.00 Was ist Diakoniewissenschaft? Ein Gespräch mit H. Grimm (MÜ)

27. Juli (Donnerstag)

10.45 Tagebücher über Ida Friederike Görres, *F. A. Hoyer* (STU)
11.15 Newmans Entwicklungstheorie und der Entwicklungsgedanke bei Joseph Görres, *E. Przywara* (SWF II)
14.40 Der Islam und die kommunistische Ideologie, *A. Ferrares* (ÖRG)
15.30 Schulf. Missionsschwestern in Südamerika (FRA)
17.00 Der junge Mensch in der Massengesellschaft — Thesen von *M. Keilhacker* u. *G. Kadelbach* (FRA II)
20.30 Haben die jüngsten Funde fossiler Menschen unser Bild vom Ursprung des Homo sapiens revolutioniert? *H. Schirmbeck* (SWF II)
21.45 Jedes Volk ist auserwählt. Eine Studie über Israel, *D. Ben-Gurion* (FRA)

28. Juli (Freitag)

9.00 Schulf. André Gide und Paul Claudel (FRA)
14.35 Erziehungsideen großer Schriftsteller: Christoph Martin Wieland, *F. Beissner* (ÖRW II)
21.45 Führung und Verführung: Die Demokratie, *P. Nellen* (STU II)

29. Juli (Samstag)

21.45 Theologische Untersuchung der Kunst, *H. J. Baden* (SWF II)

30. Juli (Sonntag)

10.00 Das unbekannte Evangelium: Jesus und die Dämonen, *G. Fesenmeyer* (MÜ)
10.30 Person und Funktion, *M. Müller* (SWF)
11.00 Der Christ und die andern, *J. Ch. Hampe* (STU II)

31. Juli (Montag)

22.30 Die Kunst, mit Kunst zu handeln, *P. Krieger* (SWF)

(BRE) Radio Bremen; (FRA) Hessischer Rundfunk Frankfurt; (MÜ) (Bayerischer Rundfunk München; (NDR) Norddeutscher Rundfunk; (ÖRF) Österr. Rundfunk; (ÖRG) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Graz; (ÖRK) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Klagenfurt; (ÖRL) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Linz; (ÖRS) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Salzburg; (ÖRT) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Tirol; (ÖRW) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Wien; (RIAS) RIAS Berlin; (SAA) Saarländischer Rundfunk; (SFB) Sender Freies Berlin; (STU) Süddeutscher Rundfunk; (SWF) Südwestfunk; (WDR) Westdeutscher Rundfunk

HERDER-KORRESPONDENZ

Elftes Heft — 15. Jahrgang — August 1961

Menschensohn, zum Wächter für das Haus Israel habe ich dich bestellt. Hörst du aus meinem Munde ein Wort, so verwarne sie von mir aus. Sage ich über einen Gottlosen: „Du bist ein Kind des Todes!" und du verwarnst ihn nicht, um ihn am Leben zu erhalten, so wird er durch seine Schuld sterben, sein Blut aber will ich von dir fordern. Verwarnst du aber den Gottlosen, ohne daß er sich von seinem Frevel bekehrt, so wird er an seiner Schuld sterben. Du aber wirst dein Leben retten. Ezechiel 3, 17-19

Die öffentliche Meinung möge eifrig nach dem natürlichen Sittengesetz und der Lehre der Kirche geformt werden. Allgemeine Gebetsmeinung für September 1961

1. Diese Gebetsmeinung stellt uns vor ein sehr komplexes Problem, das zunächst für das Beten der Gläubigen aufbereitet und durchsichtig gemacht werden muß. Mag über die sittlichen und kirchlichen Grundsätze, nach denen die öffentliche Meinung mit Eifer geformt werden möge, unter verantwortlichen Katholiken weitgehende Einmütigkeit bestehen, so ist es keineswegs eindeutig, was öffentliche Meinung bedeutet und wer alles für ihre Formung primär verantwortlich zu machen ist. Allzuleicht versteht man unter öffentlicher Meinung nur die Ansichten der Tages- und Zeitschriftenpresse, zu der letztlich auch die kirchliche Sonntagspresse gezählt werden muß. So wird es nicht klar, daß es noch andere Formen der Meinungsbildung gibt, die heute viel wirksamer sind. Denn die Zeiten sind vorüber, da das gedruckte Wort, wenigstens bei der Masse, einen beherrschenden Einfluß hatte, es ist weitgehend durch Schlagzeile, Plakat und Bild, vor allem aber durch die Massenmedien des Rundfunks, Fernsehens und des Films verdrängt worden. Akustische und optische Eindrücke ergreifen besonders den von der Arbeit ermüdeten, des Lesens überdrüssigen Menschen stärker als das gedruckte Wort, das er erst durch eigene Bemühung in seinem Bewußtsein reproduzieren muß. Gegenüber diesen Meinungsbildnern spielt die katholische Presse und Publizistik, selbst die Millionenauflage der kirchlichen Sonntagspresse, eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle. Sie hat hauptsächlich nur noch auf die ohnehin zuverlässigen, wenn auch schon in die Spaltung von Lehre und Leben geratenen, bona fide mit der Kirche denkenden und lebenden Gläubigen eine Wirkung. Sie kommt jedoch gegen den beherrschenden Trend der Werbemethoden kaum auf, wenn ihr nicht eine möglichst eindrucksvolle Unterstützung von den katholischen Mächten in der Öffentlichkeit zuteil wird, vom Papst, von den Bischöfen, von katholischen Staatsmännern und Parteien, von Standesorganisationen und auch einzelnen, durch ihr Amt und Ansehen zum Aufmerken führenden Persönlichkeiten, die durch Wort und Haltung der Berichterstattung die interessierenden Tatsachen schaffen. Man mag darüber klagen, daß der Mensch heute weithin in der Masse aufgeht oder zum Funktionär entartet, so weit geht die Selbstentfremdung des kleinen Mannes nicht, daß er nicht bereit wäre, mitzuziehen, wenn oben der rechte Ton angegeben wird. Er ist immer noch willens, sich ansprechen, aufrichten und führen zu lassen. Die Misereoraktion der deutschen Bischöfe hat das bewiesen, sowenig man sie überschätzen darf, da sie wohl auch eine Kompensation für das Mitmachen mit der Welt darstellt. Aber weil noch genügend moralische Widerstandskräfte latent sind und eine gewisse Angst vor der Zukunft die Herzen nicht ganz verschließt, ist es nicht aussichtslos, den Kampf gegen den Sittenverfall der öffentlichen Meinung, die anscheinend durch Werbemethoden und Film auf Eheabenteuer, Geltungssucht und Konsumwahn abgestimmt ist, mit Eifer aufzunehmen. Man darf ihn nur nicht allein der Publizistik überlassen. Letzten Endes muß jeder Gläubige diesen Widerstand gegen den Zeitgeist stärken. Die Formung der öffentlichen Meinung nach der recta ratio, wie das lateinische Original der Gebetsmeinung lautet, und nach der Lehre der Kirche ist eine gemeinsame prophetische Aufgabe, die gleichzeitig von oben, von unten und von der Mitte, d. h. der Publizistik, zu führen ist. Diese Aufgabe darf darum auch nicht nach ihren Erfolgen beurteilt werden. Das ist das erste, was zu bedenken ist. Die Gläubigen müssen in jedem Falle gestärkt, die Gottlosen in jedem Falle gewarnt werden.

2. Es gibt einige bedeutende Vorbilder, wie die öffentliche Meinung im Sinne der Kirche geformt werden kann, wobei freilich zu bedenken bleibt, daß formen bei dem Zustand dieser Welt nicht heißen kann: völlig durchformen. Das größte Beispiel war ohne Zweifel das Pontifikat Pius' XII. Es fiel in den Ausbruch eines von Rassenwahn und Staatsvergötzung heraufbeschworenen totalen Krieges. Unermüdlich rief der Papst, besonders in seinen berühmten Weihnachtsansprachen, die anfangs kaum beachtet wurden, den Völkern und Staatsmännern die Normen eines gerechten Friedens und einer Völkerordnung ins Gewissen, die auf der Achtung der Menschenwürde beruht. So trug er wesentlich dazu bei, daß sich nach dem Kriege wenigstens in einem Teil der Menschheit das Bewußtsein eines internationalen Rechtes festigte und dieses institutionelle Form erhielt. Pius XII. gewann allmählich das Ohr der Staatsmänner, wenn auch seine

sozialen Grundsätze in einigen sog. katholischen Ländern weniger beachtet wurden und auch sonst sein prophetisches Wächteramt vom Klerus nicht immer recht gewürdigt wurde, weil seine Reden nicht unter dem Zeichen dogmatischer Unfehlbarkeit standen. Dennoch war sein heroischer und hartnäckiger Kampf um die Formung der öffentlichen Meinung nicht vergeblich.

Ein anderes Beispiel gibt Papst Johannes XXIII. durch seine Art, die Erneuerung der Kirche zu fordern und die getrennten Christen als Brüder anzusprechen. So hat er einen Umschwung der öffentlichen Meinung erreicht, vielleicht noch mehr bei den getrennten Christen als innerhalb der katholischen Kirche, wie es manchmal scheint, und die ganze Weltpresse steht in ungeduldiger Bereitschaft, das Programm des Konzils unter die Leute zu bringen, wenn sie nur mehr davon erfahren könnte. Es gibt auch manche vorbildlichen Hirtenbriefe katholischer Bischöfe in vielen Ländern, die teils in sinngemäßer Variation der großen Themen des Papstes, teils in eigener Initiative die öffentliche Meinung in bestimmten Fragen formten — man denke nur an die Verlautbarungen des französischen Episkopats zum Algerienkrieg. Das sind ermutigende Zeichen, die einen bestimmten Schluß für die rechte Methode einer öffentlichen Meinungsbildung im Geiste der Kirche erlauben: Wenn von oben her klar und konkret gesprochen wird, gehen die Multiplikatoren mit, und die Leitartikler in Presse und Zeitschriften können nachstoßen. Es gibt aber, um noch im innerkirchlichen oder christlichen Bereich zu bleiben, ein ergänzendes Beispiel für die zwingende Macht einer öffentlichen Meinung, die von unten heranwächst. Hätten nicht seit einer Generation, beflügelt durch gemeinsame Erfahrungen des Bekennens und des Leidens, zahllose Christen dafür gearbeitet und geschrieben, daß eine sichtbare Solidarität aller Christen die unerläßliche Bedingung für eine bessere Ordnung der Welt ist, so wäre es dem Papst nicht möglich gewesen, diesem Bestreben zum Durchbruch zu verhelfen. Das heißt also, die rechte Formung der öffentlichen Meinung bedarf der Pioniere von oben her und nicht minder der Pioniere aus dem Volk der Gläubigen, die sich, wie die Gebetsmeinung sagt, mit Eifer ihrer Sache annehmen möchten. Das gleiche gilt für die Initiativen der neuen Sozialenzyklika *Mater et magistra* Johannes' XXIII., der den Eifer zur Formung der öffentlichen Meinung beflügelt.

3. Was bedeutet dieser Eifer? Gemeint ist sicher nicht seine Kehrseite, das fanatische Eifern. Er ist im Grunde etwas ganz Einfaches: Glaubensfestigkeit, ein Leben aus dem Glauben, der in Christus die Welt überwunden hat und daher die Freiheit besitzt, ihr nicht zu verfallen. Es wird viel geredet von den Zwangsläufigkeiten in Politik und Wirtschaft, die in der Tat nicht übersehen werden können. Der Mensch ist wirklich weitgehend der Gefangene seiner Werke, aber der Christ darf hoffen, daß Gott ihn nicht in dieser Gefangenschaft umkommen läßt, sondern zur rechten Zeit Auswege öffnet. Der Unwille darüber, in Abhängigkeit verstrickt zu sein, ist ja auch in vielen Menschen lebendig, sogar das Bedürfnis, auszubrechen. Soweit es nur triebhaft-vital ist und sich in exzentrischen Freizeitmoden äußert, bleibt es der Gefangenschaft verhaftet. Sobald es aber vom Glauben erleuchtet wird und einen echten, unbeugsamen Willen zum Widerstand erzeugt, der nun mit Eifer den persönlichen freien Lebensraum verteidigt und ausweitet, ist eine immunisierende Wirkung gegen die beherrschenden Tendenzen der Zeit eingetreten. Nicht Passivität immunisiert und bereitet Veränderungen vor, sondern eben der vom Papst angeratene Eifer, persönlicher und gemeinschaftlicher Eifer. Er bedarf gemeinschaftlicher Betätigung, sonst bleibt er ohnmächtig. Gemeinschaftlich heißt aber nicht nur eine soziologisch-kollektive, vereins- oder gruppenmäßige Betätigung. Daß es zu ihr kommen kann und kommen muß, hat eminent dogmatische und ekklesiologische Gründe. Der Christ lebt in der sakramentalen Gemeinschaft des Leibes Christi, und jede seiner Glaubenshandlungen hat, wenn sie recht verstanden und vollzogen wird, einen gemeinschaftsbildenden Zug. Die Freiheit des Christen von den Zwängen der Welt ist zwar auch möglich in der Form des radikalen persönlichen Ausbruchs der Heiligen; sie ist aber immer geboten in der Form gemeinschaftlichen Widerstandes nach dem Maße der vorhandenen geistlichen Kräfte, die sich nur in verantwortlichen Zuordnungen bewahren und steigern lassen. Bei der Familie ist das evident. Die sittlichen Haltungen, die später die Entscheidungen des Lebens nachhaltig beeinflussen, wachsen in der Erziehung der Kinder heran und werden von hier aus öffentlich wirksam. Daß es heute in Sachen der Familie eine sich immer mehr durchsetzende öffentliche Meinung gibt, ist nicht nur eine Frucht ähnlicher doktrinärer Haltungen der christlichen Konfessionen, die politisch zusammenarbeiten, sondern auch ein auf Erfahrungen mit den totalitären Mächten gegründeter Unwille und Widerstand der Eltern, die um ihren Freiheitsraum besorgt sind. Ob das schon eine öffentliche Meinung im Sinne der Kirche ist, eine Option für die „christliche Familie", wie man so sagt, ist eine unentschiedene Frage. Denn die christliche Familie ist eine Keimzelle der Kirche, und wie die Dinge heute liegen, wird sie in der Minderheit bleiben, also nicht in vollem Ausmaß öffentlich werden. Wichtig ist aber für eine öffentliche Meinung im Sinne der Kirche, daß es wenigstens ein Kontinuum an Ausstrahlungen christlicher Erfahrung gibt, eben ein Familienbewußtsein überhaupt. Auch das Unzulängliche dieses Bewußtseins muß gewollt und bejaht werden, es ist immerhin der Ackerboden, auf dem gesät werden und einmal mehr wachsen kann.

4. Damit ist für die Methode einer Formung der öffentlichen Meinung nach der recta ratio, die ja kein christliches Reservat ist, und nach der Lehre der Kirche, die auf die übernatürliche Bestimmung des Menschen weist, eine wichtige Beobachtung gemacht. Eine öffentliche Meinung ist ihrer Natur nach, da sie öffentlich im Sinne der Gesellschaft und nicht nur der engeren Gemeinschaft der Kirche ist, angewiesen auf verwandte Bestrebungen für das bonum commune. Man darf nicht meinen, es wäre möglich, dieser Welt eine integrale christliche oder katholische Lösung aufzudrängen. Die Christen, die diesen Namen zu Recht tragen, sind eine Minderheit und werden es in zunehmendem Maße. Das heißt durchaus nicht, daß sie bedeutungslos würden. Eine ihrer Sendung gewisse Minderheit kann das Salz einer größeren Gemeinschaft sein, und die Christen sollen Salz sein. Man darf sich aber bei der Formung einer auf Gott bezogenen öffentlichen Meinung nicht damit begnügen, Salz auszustreuen. Das können weder die Publizisten noch die Politiker, wohl kann und soll es die kirchliche Verkündigung. Der Eifer, der an sich schon immunisiert, darf nicht zur Isolierung führen. Nicht umsonst ist die recta ratio oder das natürliche Sittengesetz als erstes genannt, das allen Menschen ins Herz geschrieben ist. Der Eifer muß verständig, d. h., er muß fähig zu sinnvollen Kompromissen sein, die die unabdingbare Wahrheit des Glaubens kunstvoll, nicht künstlich,

aus einem Sinn für die Planung des Schöpfers mit denjenigen Tendenzen des Zeitalters verweben, in denen sich Gesundheit zeigt. Der Eifer für christliche Lösungen erfordert ein sicheres Zuhausesein in der Welt, obwohl man ihr gestorben ist, eine ausreichende Weltkenntnis. Es ist nicht allein getan mit der prophetischen Warnung, die in jedem Falle geboten ist, weil es ein Gericht gibt, das schon hier beginnt. Der Heilige Geist deckt die Sünde auf, und das muß auch eine christlich geformte öffentliche Meinung versuchen. Dann aber ist ihr geboten, die offenen Rückwege zur Umkehr zu zeigen oder sie sogar zu bahnen. Umkehr, wie sie Gott vom einzelnen fordert, ist im Bereich der Öffentlichkeit nicht möglich als kollektive Bekehrung, nicht einmal nach solchen Erfahrungen, wie wir sie beim Ausgang des Krieges und danach haben durchmachen müssen. Es ist damals oft genug von Kirchenmännern darüber geklagt worden, daß diese Not nicht zur Buße geführt hat. Umkehr kann sich im Raum der Öffentlichkeit nur allmählich anbahnen. Darum sollte eine katholisch geformte öffentliche Meinung den Sinn für die Übergänge bekunden, ausgenommen zu ausgesprochen dämonischen Phänomenen und Sitten, die offenkundig den Menschen sich selbst entfremden und entwürdigen und jede menschliche Ordnung zerstören, ob das im Osten oder mit anderen Mitteln im Westen geschehen mag. Diese Klarheit in einer katholischen Meinungsführung wird dann auch Vertrauen wecken. Je zwangvoller und anscheinend unentrinnbarer die technischen und wirtschaftlichen Prozesse ablaufen, die auch die große Politik beeinflussen, je besorgter, ja angstvoller die Menschen diesem Schicksal folgen, desto höher steigt der Kurswert derjenigen Menschen, die auf allen Ebenen des öffentlichen Lebens ihre Freiheit bewahren. Mit der Angst wächst das Mißtrauen und wird eine öffentliche Macht. In dieser Atmosphäre haben Christen eine große Chance.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Richtlinien der deutschen Bischöfe für die gemeinschaftliche Meßfeier

In der Karwoche 1961 verabschiedete eine Kommission von Vertretern fast aller deutschen Diözesen unter dem Vorsitz der Bischöfe von Mainz und Passau eine neue Fassung der „Richtlinien für die Feier der heiligen Messe in Gemeinschaft". Sie wurde sämtlichen Ordinarien zugeleitet mit der Bitte, die Richtlinien einheitlich in Kraft zu setzen, und soll die im Jahre 1942 in Fulda vereinbarten Normen zur Gestaltung des Pfarrgottesdienstes ablösen. Abgesehen von der Notwendigkeit, die seitherigen Erfahrungen zu berücksichtigen, mußten die deutschen Privilegien, die am 23. Dezember 1958 durch das Heilige Offizium neu bestätigt wurden, in Einklang gebracht werden mit der Instruktion *De Musica sacra et sacra Liturgia* der Ritenkongregation vom 3. September 1958 (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 148) und dem neuen Codex Rubricarum vom 26. Juli 1960 (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 174).

In der Einleitung zu den neuen Richtlinien werden die Grundsätze ihrer Gestaltung dargelegt. Sie sind durch die Lehren der Enzyklika *Mediator Dei* eingegeben. Dort verkündigt der Papst von neuem die für das ganze katholische gottesdienstliche Leben maßgebende Überzeugung, daß die heilige Messe „Quell und Mittel aller Frömmigkeit" ist. In der Messe opfert die Gemeinde „nicht nur durch die Hände des Priesters", sondern „kraft des Taufcharakters bringen die Laien selbst in ihrer Weise mit dem Priester die göttliche Opfergabe dar", wie die Instructio sagt. Deshalb muß die Feier der Messe eine gegliederte Gestalt haben, die innere Teilnahme äußerlich aktiviert werden.

Die Formen der Meßfeier

Die Messe in der Gemeinschaft kann gefeiert werden als „missa in cantu" oder als „missa lecta", je nachdem der Priester die dafür vorgesehenen Texte singt oder liest. Die „missa in cantu", das Amt oder Hochamt, wird als „missa cantata" ohne Leviten, als „missa solemnis" unter Assistenz wenigstens eines Diakons, normalerweise auch eines Subdiakons zelebriert. Neben dem Gregorianischen Choral sind dabei auch lateinische mehrstimmige Gesänge und außer im Amt mit zwei Leviten auch Volksgesang zugelassen. In der „missa lecta" wird unterschieden zwischen Gemeinschaftsmesse, missa recitata, Betsingmesse, Gemeindemesse und einfacher Gemeinschaftsmesse.

Für alle Meßfeiern hat die Gestalt der „missa solemnis" als Vorbild zu dienen (Hochamtsregel); denn in ihr findet die Gemeinschaft den klassischen Ausdruck. Zelebrant, Leviten, Chor (Schola) und Gemeinde haben ihre althergebrachte Funktion. Der Chor singt die Propriums- und im Wechsel mit der Gemeinde die Ordinariumsgesänge; diese außerdem das „Amen".

In der „missa in cantu" dürfen die Lesungen im Anschluß an den lateinischen Gesang deutsch vorgetragen werden, jedoch nicht im Gesangton. In der „missa cantata" braucht der Zelebrant die Epistel nicht zu singen; sie kann gleichzeitig deutsch verlesen werden. Deutsche Gesänge sind in allen Ämtern, auch im Amt mit zwei Leviten, erlaubt vor Beginn und zum Schluß, vor und nach der Predigt, wo es herkömmlich ist, auch während einer längeren Kommunionspendung. Die Verwendung von Weihrauch ist auch in der „missa cantata" gestattet, also nicht nur im Levitenamt.

Wird das Amt im Gregorianischen Choral gesungen, dann ist bei den Ordinariumsteilen die Mitwirkung der Gemeinde im Wechsel mit dem Chor anzustreben. Das Benedictus wird unmittelbar an das Sanctus angefügt. Die Propriumsgesänge dürfen notfalls psalliert werden, sinngemäß werden sie aber von der Schola im vorgeschriebenen Ton vorgetragen. Wenn im Amt gregorianische und andere lateinische Gesänge verwendet werden, ergeben sich zahlreiche Varianten. Das Proprium, gregorianisch oder mehrstimmig, wird wohl ausnahmslos dem Chor oder der Schola vorbehalten bleiben. Im Ordinariumsteil aber können mehrstimmige Chor- und gregorianische Gemeindegesänge in verschiedenen Weisen abwechseln. Der Gesang im Wechsel zwischen Chor und Gemeinde verdient besondere Förderung.

Das Amt mit deutschem Volksgesang ist in allen deutschen Diözesen grundsätzlich gestattet. Im einzelnen entscheidet nach can. 69 CIC der Bischof über den Gebrauch dieses Privilegs. Wenn aber die Propriumstexte gesungen werden, muß das in lateinischer Sprache geschehen. Dagegen können die Ordinariumstexte in freier Übertragung gesungen werden. „Nach altem Herkommen kann außerdem in der Muttersprache gesungen werden zum Einzug und Stufengebet, zwischen den Schriftlesungen, zur Gabenbereitung, nach der Wandlung, zur Kommunion und nach dem Segen."

Die „missa lecta" hat zwei Grundformen. Die eine bringt stärker die Vorsteherrolle des Zelebranten zum Ausdruck; die andere ermöglicht besser das hörende Verstehen seitens der Gemeinde. Im ersten Falle spricht der Priester die Texte, die er in der „missa cantata" singen würde, mit lauter Stimme, vielleicht nach deutscher Einleitung durch den Vorbeter. Im zweiten verhält er die Stimme, während gleichzeitig der Vorbeter die Texte in deutscher Sprache vorträgt. In diesem Fall darf das Vaterunser von der ganzen Gemeinde gesprochen werden. Doch wird auch hier die Funktion des Priesters dadurch betont, daß er die Zurufe an die Gemeinde, das einleitende „Oremus" der Kirchengebete, die Anfangsworte des Gloria und Credo sowie im Wechsel mit der Gemeinde das Kyrie betet.

Im einzelnen sind folgende Formen zu unterscheiden:

Die Gemeinschaftsmesse: Die Gemeinde spricht deutsch die Texte der Ordinariums-, und eine Schola, vielleicht im Wechsel mit der Gemeinde, die Texte der Propriumsgesänge. Lieder können zu Beginn bis über das Stufengebet hin, zur Kommunion und nach dem Segen gesungen werden. Die „missa recitata" ist eine Gemeinschaftsmesse in lateinischer Sprache. Die Lesungen können vom Zelebranten deutsch wiederholt oder gleichzeitig mit dem Priester von einem Vorbeter deutsch vorgetragen werden. Die Betsingmesse ist eine Gemeinschaftsmesse mit Gesängen. Naturgemäß gibt es dafür verschiedene Möglichkeiten. Man kann die Ordinariums-, die Propriumsgesänge oder beide ganz oder teilweise durch Lieder ersetzen. Doch empfiehlt es sich, je nach den Diözesanvorschriften, den Gewohnheiten und örtlichen Bedürfnissen, bestimmte Formen ein für allemal zu entwickeln. Die Gemeindemesse ist eine freiere Form der gemeinsamen Feier der „missa lecta", bei der zum besseren Verständnis die Meßtexte oder einzelne von ihnen paraphrasiert werden. Sie eignet sich besonders für Kindergottesdienste. Sie kann dem Vorbild der Gemeinschafts- oder der Betsingmesse nachgebildet werden. In der einfachen Gemeinschaftsmesse hat die Stille weiten Raum. Der Priester spricht aber gemäß den Rubriken, wo sie „clara voce" vorschreiben, so laut, daß er wirklich verstanden wird. Die Gemeinde respondiert. Die Lesungen werden verdolmetscht.

Besondere Ratschläge

Diese Richtlinien bringen nichts wesentlich Neues, dienen aber einer weiteren Vereinheitlichung der Meßfeier innerhalb Deutschlands. Neues dagegen ist im letzten Teil des Dokumentes zu finden. Da wird empfohlen, die alte kirchliche Sitte der Fürbitten wieder mehr zu beleben. Sofern der Priester selbst sie vorträgt, ist der gegebene Ort die Stelle der Predigt. Der Vorbeter kann sie auch ins Kirchengebet oder in die Gabenbereitung einschalten. Als sichtbarer Ausdruck der Gabenbereitung wird das Beibringen der Hostien für die Kommunion in der einen oder anderen Form empfohlen. Außerdem lesen wir: „Bei besonderen Anlässen empfiehlt es sich, auch Gaben für die Armen in der Form des Opferganges zum Altar bringen zu lassen. Diese sollen dann bis zum Schluß der heiligen Messe in würdiger Weise im Altarraum aufgestellt werden. Um den Zusammenhang zwischen Kollekte und eucharistischer Feier sichtbar zu machen, ist es wünschenswert, daß das Geldopfer der Gläubigen noch vor Abschluß der Gabenbereitung in den Altarraum gebracht und dort bis zum Schluß der heiligen Messe in würdiger Weise aufgestellt wird."

In bezug auf die Kommunion der Gläubigen nehmen die neuen Richtlinien einen entschiedenen Ton an. Es darf keine Messe geben, bei der die Kommunion ausgeschlossen ist. Der Zelebrant soll selbst die Kommunion spenden. Wenn irgend möglich, sollen die für die Kommunion bestimmten Hostien in der Messe selbst konsekriert werden.

Wiewohl es keine „stille Messe" (mehr) gibt, da jede „nicht nur sichtbar, sondern nach dem ausdrücklichen Willen der Kirche in einem gewissen Maße auch immer hörbar sein soll", gewinnt die Wertung des „gefüllten Schweigens" an Raum. Besonders wird es für die Zeit zwischen Wandlung und Pater noster angeraten.

Die Richtlinien wollen die gemeinschaftliche Feier der heiligen Messe fördern. Dazu ist eine gewisse Gleichmäßigkeit des Verhaltens der Teilnehmer unerläßlich. Doch wird ein weises Maßhalten empfohlen: „Zeichen der Gemeinschaft kann eine der Gliederung der Feier angemessene gemeinsame Körperhaltung der Versammlung sein, wenn diese auf Grund rechter Belehrung und Führung durch den Priester und entsprechender Einsicht der Teilnehmer sich gleichsam von selbst einstellt. Doch sind Übertreibungen in den Forderungen, unguter Zwang und Drill sowie alles, was Unruhe schafft, zu vermeiden, Alter, Geschlecht und Gesundheit der Teilnehmer zu berücksichtigen und die Gepflogenheit der Landschaft zu beachten."

Für die Meßfeier der Kinder wird empfohlen, dem Abwechslungsbedürfnis der Kinder Rechnung zu tragen. Doch: „Besonderer Wert ist darauf zu legen, daß die Ordinariumsgesänge der Messe in ihrer deutschen Übersetzung früh fester Besitz der Kinder werden." Und ferner: „Auch die Kindermesse bedarf in ihrer Weise der Stille."

In den letzten Abschnitten befassen sich die Richtlinien mit dem Amt des Vorlesers und Vorbeters. Man soll Männer und Jungmänner dafür gewinnen. „Frauen, Mädchen und Kinder" sollen nur herangezogen werden, wenn sie den größten Teil der Teilnehmer stellen und ein männlicher Vorbeter nicht zur Verfügung ist. Die Vorbeter sollen, wenn möglich, „zugleich die Aufgabe eines ‚Kommentators' wahrnehmen" und nicht nur, „wie es in den deutschen Bistümern Brauch ist", vorbeten, was geschrieben steht. Damit wird ihnen eine Aufgabe zugemutet, die sehr viel Diskretion verlangt. Deshalb empfehlen die Richtlinien auch, daß das Amt des Lektors von einem Kleriker ausgeübt werde. „Wo die Umstände es erforderlich machen, daß Laien damit beauftragt werden, sollen sie durch ein christliches Leben empfohlen und für die besondere Aufgabe geeignet sein." Selbstverständlich sollen diese Kommentare knapp und sorgfältig vorbereitet, am besten schriftlich ausgearbeitet sein und nur die Mitfeier anregen oder unterstützen. Das wird wohl am ehesten erreicht werden, wenn sie sich auf eine kurze „Gebetseinladung" beschränken. Erklärungen der Riten sollten sich bei der heiligen Messe eigentlich erübrigen.

Priesterhilfe für Lateinamerika

In seinem Schreiben an die deutschen Bischöfe vom 11. Januar 1961 hat Papst Johannes XXIII. unter anderem eigens seinen Dank dafür ausgesprochen, daß die deutschen Oberhirten beschlossen haben, „für Lateinamerika Hilfe zu beschaffen". „Freilich sind" — so fährt das Schreiben fort —

„die Nöte der Kirche in diesem Erdteil sehr ernst, und außergewöhnliche Schwierigkeiten müssen überwunden werden, damit dort der katholische Glaube gefestigt werde, Haltung und Übung des christlichen Lebens zum Besseren sich wenden, Bestandteile und Gefüge der Religion ausgeprägter hervortreten. Was aber besonders heftige Sorgen und Kümmernisse hervorruft, läßt sich in folgendes fassen: die Mühe, die es aufzuwenden gilt, damit die Zahl der Priester, die für die Verrichtung des heiligen Dienstes in oft weiträumigen und abgelegenen Gebieten nicht ausreicht, planmäßig gesteigert werde; der Bau von Seminarien oder anderen Einrichtungen, wo Kandidaten des Priestertums oder Ordensleute und Angehörige des Laienstandes Seele und Geist völlig und ganz nach den Lehren des Christentums bilden; Schulen und Studienhäuser, die vor allem zur Erziehung der führenden Schicht der Katholiken bestimmt sind; Gründung, Verbreitung und Wachstum von Organisationen, die sich der Liebestätigkeit und der sozialen Frage widmen. Damit diesen und anderen Bedürfnissen, die sich demnächst noch aufdrängen werden, wirksam begegnet werde, bedarf Lateinamerika über das gewohnte Maß hinaus der einträchtigen Hilfe aller, die sich katholisch nennen, einer Hilfe näherhin, die durch Gebet, Rat und Tat zu leisten ist, auch, soweit es möglich ist, durch Entsendung von Geistlichen oder auch Laien. Übrigens bietet die Erwartung glücklicherer Zustände den solcherart eingesetzten Bemühungen Ermutigung und Stütze; mit Gottes Hilfe wird die dort aufgewandte edelmütige Arbeit hundertfältige Frucht tragen und so sich vielleicht einmal der Wunsch erfüllen, daß die Katholiken aus Lateinamerika nach Ablauf nicht allzu langer Zeit in reichlichem Maße sowohl für sich selbst wie auch für fremde Bedürfnisse Sorge tragen möchten. Was ihr zur Behebung der religiösen Not Lateinamerikas unternommen habt, loben Wir sehr, und Wir hegen in Unserem Herzen die Hoffnung, daß ihr auch in Zukunft mit solcher Freigebigkeit Vorsorge treffen werdet" (vollst. Text im Amtsblatt für die Erzdiözese Freiburg, 4. 5. 61).

In ganz besonderer Weise hat die Diözese Trier diesen Dank des Papstes verdient. In einem Hirtenbrief vom 7. April 1961 teilt Bischof Matthias Wehr seinen Diözesanen mit, daß er sich entschlossen habe, trotz eignen relativen Priestermangels, die priesterarme und finanzschwache bolivianische Erzdiözese Sucre, die offizielle Hauptstadt des Landes, das allerdings von La Paz aus regiert wird, zu adoptieren: „Aus der Verantwortung heraus, die auf eurem Bischof, auf den Seelsorgern und auch euch allen, liebe Diözesanen, für das Gottesreich auf Erden ruht, habe ich mich entschlossen, einer Diözese Südamerikas in besonderer Weise und besonders tatkräftige Hilfe zu leisten. Es ist die Erzdiözese Sucre in Bolivien. Dorthin soll also auf einige Jahre unsere Hilfe zusammengefaßt hingelenkt werden, damit sie tatsächlich wirksam werde.

Die Erzdiözese Sucre ist an Fläche viermal so groß wie unsere Diözese Trier, hat aber nur 39 Pfarreien, während unsere Diözese 937 Pfarreien zählt. Sie hat 400 000 Katholiken, aber nur 40 Priester. In unserer Diözese kommen auf einen Priester etwa 1350 Katholiken, in der Erzdiözese Sucre aber steht für 10 000 Katholiken nur ein Priester bei einer vierfach so großen Ausdehnung der Diözese zur Verfügung. In unserer Diözese sind rund 5500 Schwestern tätig, in der Erzdiözese Sucre nur 108... Die Kirchen, die dort vor Jahrhunderten gebaut wurden, zerfallen, und neue können nicht gebaut werden, weil die Bevölkerung zu arm ist. Die Kinder können nicht in unserem heiligen Glauben unterrichtet werden, und die Gläubigen bekommen in dem weiten und gebirgigen Land oft jahrelang keinen Priester zu sehen. Sie leben und sterben ohne die heiligen Sakramente... Daher habe ich dem Oberhirten der Erzdiözese Sucre, Clemente Maurer, der ein Sohn unserer Diözese ist, vorgeschlagen, mit uns eine ‚Gemeinschaft gegenseitiger brüderlicher Hilfe' einzugehen..."

Im gleichen Zusammenhang ist eine andere Nachricht interessant, aus der hervorgeht, wie sehr sich die Kirche bemüht, Priester für Lateinamerika frei zu machen: der Apostolische Administrator der Diözese Amos in Kanada, Albert Sanschagrin, hat ein besonderes römisches Indult erhalten, das ihn ermächtigt, bestimmten Priestern zu gestatten, an jedem Tag des Jahres zwei Messen zu feiern, so daß jüngere Geistliche frei gemacht werden können für den Seelsorgsdienst in Lateinamerika. Das Indult kann in kleinen benachbarten Pfarreien in der Weise angewandt werden, daß der gleiche Priester morgens in einem Ort und abends am anderen Ort das Meßopfer darbringt, so daß beiden Pfarreien die gleiche geistliche Sorgfalt erhalten bleibt.

Aus dem Vatikan

Der Papst über den Lehr- und Erzieherberuf

Papst Johannes XXIII. empfing am 14. Juni 1961 die in Rom versammelten höheren Obern der Schulbrüder des hl. Johannes von La Salle mit ihrem Generalobern in Sonderaudienz. Nachdem der Heilige Vater in sichtlicher Freude an seine früheren Kontakte mit den Schulbrüdern in Rom, Bulgarien, in der Türkei und in Frankreich erinnert hatte, gab er ihnen in seinen weiteren Ausführungen „einen Beweis väterlicher Zuneigung und ein Wort der Aufmunterung für die Erzieheraufgabe".

Über den Schulbruderberuf sagte er: „Der Beruf eines Lehrbruders ist Uns immer einer besonderen Hochachtung würdig erschienen." Nach der anschließenden Zusammenfassung des Priester-, Lehrer- und Arztberufes zu einer Trilogie, einem Dreigestirn sozusagen gleicher Konstellation, nämlich der werktätigen Liebe der Kirche unter Wahrung der Besonderheiten eines jeden der drei Berufe, fuhr er fort: „Ihr nehmt in dem großen katholischen Organismus einen auserwählten Platz ein, auf den euch euer reicher und eigenständiger Beruf als Lehrbrüder gestellt hat. Man muß mit Nachdruck betonen: die christliche Bildung und Erziehung der Jugend ist eine Aufgabe ersten Ranges... Die Blüte der katholischen Schulen in der ganzen Welt ist einer der glänzendsten Ruhmestitel der Kirche. An dieser herrlichen Blüte habt ihr, liebe Brüder der christlichen Schulen, einen wichtigen Anteil... Diese geschichtlichen Seiten sind tief in das Herz der Kirche eingetragen, zu Ehren des hl. Johannes von La Salle und der eurigen..."

Im weiteren Verlauf der Ansprache betonte der Heilige Vater die Notwendigkeit der katholischen Schulen mit Rücksicht auf die Zeitlage. In diesem Zusammenhang sagte er u. a.: „Die Arbeit drängt und verlangt viele Arbeiter. Überall in der Welt wachsen junge intelligente Menschen heran auf der Suche nach der Wahrheit... in den fernsten Ländern, wo junge Völker zu eigener Ver-

antwortung erwachen und die Leitung ihrer Angelegenheiten in die Hand nehmen. Welch eine wunderbare Aufgabe, würdig, die Begeisterung junger Katholiken zu erregen, sich der natürlichen und übernatürlichen Bildung derer zu weihen, die die verantwortlichen Erwachsenen von morgen sein werden ... Das, liebe Söhne des hl. Johannes von La Salle, ist die Größe eures Berufes, und was in aller Schmucklosigkeit selbst seinen Reichtum auszeichnet: die Weihe an Gott durch das Ordensleben, die Weihe an die Menschen durch Unterweisung und Erziehung..."

Monitum des Heiligen Offiziums

Die Kongregation des Heiligen Offiziums veröffentlichte im „Osservatore Romano" (22. 6. 61) folgendes „Monitum":

„Während das Studium der biblischen Wissenschaften in lobenswerter Weise mit Eifer gepflegt wird, werden in verschiedenen Gegenden Urteile und Meinungen verbreitet, welche die reine geschichtliche und objektive Wahrheit der Heiligen Schrift nicht nur des Alten Testamentes (wie es schon Papst Pius XII. in der Enzyklika *Humani generis* — AAS XLII 576 [vgl. Herder-Korrespondenz 6. Jhg., S. 221] beklagt hatte), sondern auch des Neuen gefährden, selbst in bezug auf die Worte und Taten Jesu Christi.

Da derartige Urteile und Meinungen sowohl Hirten als auch Gläubige besorgt machen, haben die Kardinäle, die mit der Reinerhaltung der Glaubens- und Sittenlehre beauftragt sind, beschlossen, alle, die über die Heilige Schrift schreiben oder sprechen, zu ermahnen, daß sie diesen erhabenen Gegenstand immer mit der gebotenen Klugheit und Ehrfurcht behandeln und stets die Lehre der heiligen Väter und den Sinn und das Lehramt der Kirche vor Augen haben, damit nicht die Gewissen der Gläubigen verwirrt noch die Glaubenswahrheiten angetastet werden. Dieses Monitum ergeht unter Zustimmung der Kardinäle der Päpstlichen Bibelkommission.

Gegeben zu Rom, am Sitz des Heiligen Offiziums, am 20. Juni 1961.

Sebastianus Masala, Notar."

Zur Ernennung des neuen Erzbischof-Koadjutors von Belgrad

Am 2. März 1961 hat Papst Johannes XXIII. den Bischof von Krizevci, Gabriel Bukatko, in den Rang eines Titularerzbischofs von Mocissus erhoben und ihn zum Erzbischof-Koadjutor cum jure successionis der Erzdiözese Belgrad ernannt. Erzbischof Bukatko gehört der unierten Byzantinischen Kirche an. Damit ist zum ersten Male in der neueren Geschichte der Kirche ein Bischof einer mit Rom vereinten Orientalischen Kirche zum Ordinarius loci eines Bischofssitzes lateinischen Ritus' designiert worden.

Erzbischof Bukatko war erst im Juli 1960 zum Bischof byzantinischen Ritus' von Krizevci (Nordjugoslawien) ernannt worden. Als solchem unterstanden ihm alle unierten Katholiken des byzantinischen Ritus in Jugoslawien. Zuvor war er mehrere Jahre Apostolischer Administrator der gleichen Diözese. Sein Vorgänger war Bischof Ivan Simrak, der am 15. Mai 1945 von den Kommunisten verhaftet und im Gefängnis derart zugerichtet wurde, daß er noch im gleichen Jahr starb. Erzbischof Bukatko ist Mitglied der Kommission für das Laienapostolat.

Die Frühjahrswahlen in Italien

Die innerpolitische Lage in Italien hat sich — vom Südtirolproblem abgesehen — in letzter Zeit etwas beruhigt. Die Spannungen zwischen kirchlicher Hierarchie und Christlich-Demokratischer Partei scheinen nach den sehr deutlichen Erklärungen und Stellungnahmen der Bischöfe (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 299) nachgelassen zu haben. Selbst in der Auseinandersetzung um die apertura a sinistra ist es ruhiger geworden, nachdem es Nenni auf dem Mailänder Parteikongreß im Frühjahr dieses Jahres nicht gelungen ist, die „demokratische Reife" seiner Partei vor der Öffentlichkeit unter Beweis zu stellen. Die schwache Mehrheit von 56 Prozent, die er mit seiner gemäßigten Gruppe der Autonomisten auf dem Kongreß erhalten hatte, reichte nicht aus, um die Erwartungen zu rechtfertigen, die auch gewisse Gruppen innerhalb der Democrazia Cristiana — mehr aus Not als aus Überzeugung — auf ihn gesetzt hatten. Seitdem versucht besonders Fanfani selbst — offenbar nicht nur aus taktischen Gründen, sondern aus grundsätzlichen Erwägungen —, sich enger an die Mitte anzuschließen und damit auch nach außen zu zeigen, daß an ein Bündnis mit den Sozialisten nicht zu denken ist. Davon zeugen die häufigen Gespräche und Verhandlungen, die er mit den Parteien der Mitte, insbesondere mit dem Parteisekretär der Liberalen, Giovanni Malagodi, seinem schwierigsten Verbündeten, geführt hat.

Die „Beruhigung" auf nationaler Ebene hatte jedoch bis jetzt keine Auswirkung auf die Gemeindepolitik. Hier waren wie schon früher die sog. „Giunte difficili" nicht zu umgehen. (Unter „Giunte difficili" versteht man in Italien christlich-demokratische Gemeindeausschüsse, die, um arbeitsfähig zu sein, auf die aktive oder passive Unterstützung der Linken angewiesen sind.) Die christlichen Demokraten sind bestrebt, die Zahl solcher Giunte möglichst niedrig zu halten, ziehen sie aber aus verständlichen Gründen der Einsetzung eines Regierungskommissärs vor. Anderseits versucht man nicht nur mit den Linksparteien reinen Tisch zu machen, sondern will auch keine Rechtskoalitionen eingehen bzw. bestehende Rechtskoalitionen auflösen. Offenbar fordern sowohl die Liberalen wie die Sozialdemokraten für ihre Schützenhilfe die genaue Berücksichtigung ihrer jeweiligen Wünsche. Solchen Wünschen ist offensichtlich auch die Stadtregierung von Rom, die mit Hilfe der Monarchisten und Neofaschisten gebildet worden war, zum Opfer gefallen. Nach mehreren Wahlgängen, in denen sich die Parteien auf keinen gemeinsamen Kandidaten einigen konnten, blieb kein anderer Ausweg, als eine kommissarische Verwaltung einzusetzen (vgl. „Il Massagero", 18. 7. 61).

In Sizilien ist anscheinend das Spiel, das seit der Regierungskrise zu Beginn des Jahres eingesetzt hat, noch lange nicht zu Ende. Nach mehr als zwanzig Wahlgängen gelang es zwar dem Nenni-Sozialisten Coralla, eine ausreichende Mehrheit auf sich zu vereinen. Doch setzt sich diese Mehrheit wie früher die Regierung Milazzo (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 417) aus so verschiedenartigen Elementen zusammen, daß man ihr schon deshalb keine allzu lange Lebensdauer prophezeien kann. Tatsächlich rechnet man mit dem Rücktritt der Regierung noch innerhalb der nächsten Wochen.

Die Gemeindewahlen in Oberitalien

Inzwischen fanden im übrigen Italien Wahlen statt. Am 28. Mai wurden in 243 Gemeinden die Gemeinderäte neu gewählt. Die Zahl der Wahlberechtigten betrug ca. 700 000. Es handelte sich dabei meist um kleinere Gemeinden (mit weniger als 10 000 Einwohnern) in vorwiegend norditalienischen Gebieten (Venetien, Lombardei, Piemont und Emilia). Da die Wahlergebnisse in solchen kleinen Gemeinden von Faktoren bestimmt werden, die für allgemeine bzw. Parlamentswahlen fast kaum von Bedeutung sind, können sie nur wenig zur Erhellung der politischen Entwicklung des Landes beitragen. Am aufschlußreichsten sind wohl die Ergebnisse der vier größten Gemeinden, die jetzt gewählt haben. Es sind dies Acqui, Arezzo, Bozen und Ravenna.

Die abgegebenen Stimmen verteilen sich wie folgt (im Vergleich dazu die Ergebnisse der Gemeindewahlen von 1957):

Acqui: Democrazia Cristiana 5103 (4997), Saragat-Sozialisten 756 (688), Kommunisten 4128 (3777), Nenni-Sozialisten 1715 (1647), Neofaschisten 317 (703 + Monarchisten);
Arezzo: Democrazia Cristiana 18 317 (16 842), Saragat-Sozialisten 1531 (1671), Liberale 781 (681), Kommunisten 13 871 (13 867), Nenni-Sozialisten 9933 (7504), Neofaschisten 1843 (1911);
Bozen: Democrazia Cristiana 12 470 (11 806), Südtiroler Volkspartei 10 962 (10 541), Saragat-Sozialisten 4366 (4410), Republikaner 647 (485), Liberale 1521 (730), Kommunisten 4181 (3526), Nenni-Sozialisten 6522 (6331), Neofaschisten 7991 (6011), Monarchisten 674 (1519);
Ravenna: Democrazia Cristiana 13 259 (11 890), Saragat-Sozialisten 1639 (2002), Republikaner 22 695 (21 938), Liberale 362 (1052), Kommunisten 30 621 (29 264), Nenni-Sozialisten 6470 (6674), Neofaschisten 1414 (1566) (alle Ergebnisse nach „La Stampa", 30. 5. 61).

Die Ergebnisse in diesen Gemeinden vermitteln kein einheitliches Bild. Im allgemeinen — dies gilt auch für die kleineren Gemeinden — wurden die alten Verhältnisse bestätigt. Das — relativ kleine — Ansteigen der Democrazia Cristiana fällt prozentuell kaum ins Gewicht. Selbst in Ravenna gelang der Democrazia Cristiana ein wirklicher Durchbruch nicht, obwohl gerade der in dieser Stadt volkstümliche Verkehrsminister Zaccagnini die Democrazia Cristiana anführte.

Die Kommunisten haben ebenfalls in allen vier Städten leicht zugenommen, während die Stimmen der Nenni-Sozialisten — mit Ausnahme von Arezzo, wo sie einen merklichen Zuwachs zu verzeichnen haben — unverändert blieben.

Gleiches gilt auch von den Parteien der Rechten — mit Ausnahme von Bozen, wo die neofaschistische Partei von allen Parteien am meisten Stimmen gewinnen konnte. Dies erklärt sich durch die Anwesenheit der deutschsprachigen Minderheit.

Mehr Aufsehen erregt haben die Ergebnisse in der Provinz Görz, wo gleichzeitig Provinzwahlen stattfanden. Die Democrazia Cristiana konnte nur wenige Stimmen gewinnen, während die der Kommunisten von 13 461 auf 20 102 anstiegen. Zugleich konnte auch die sozialistische Partei über 2000 weitere Stimmen auf sich vereinigen. Auch die MSI (Neofaschisten) hat weitere 1000 Stimmen gewonnen. Dieser Gewinn dürfte auch hier auf das Vorhandensein einer fremden Volksgruppe zurückzuführen sein (vgl. „La Stampa", 30. 5. 61).

Die Regionalwahlen auf Sardinien

Anders verliefen die Regionalwahlen auf Sardinien, wo die Democrazia Cristiana bedeutende Gewinne erzielen konnte. Ein Vergleich mit den Regionalwahlen 1957 und den Parlamentswahlen 1958 (vgl. die untenstehende Tabelle) zeigt die Entwicklung (vgl. „Corriere della Sera", 21. 6. 61).

Charakteristisch für den Ausgang der sardinischen Wahlen ist die Zunahme der Christlichen Demokraten. Sie haben bei dieser Wahl — für Italien eine einmalige Ausnahme — die absolute Mehrheit der Regionalsitze erobern können. Nun hatte freilich die Democrazia Cristiana in Sardinien seit jeher einen guten Stand. Sie verdankt dies nicht zuletzt dem italienischen Außenminister Antonio Segni, der, selbst Sarde, sich auf der Insel als früherer Landwirtschaftsminister durch seine Reformen besonders beliebt gemacht hat. Aber auch in der Region selbst verfügt die Christlich-Demokratische Partei über tüchtige Köpfe. Mehr noch als alles Prestige und Leistungen war für den Sieg der Democrazia Cristiana der völlige Zerfall der monarchistischen Partei entscheidend. Diese Partei, die im republikanischen Italien nach dem Kriege nie eine rechte Heimat gefunden hatte und lange unter sich gespalten war, konnte auch durch die Fusion der verschiedenen Gruppen und die Namensänderung in „Demokratische Partei Italiens" nichts mehr retten. Die Stimmenverluste der Monarchisten sind offensichtlich der Democrazia Cristiana zugute gekommen. Nur ein geringer Teil der früheren monarchistischen Wähler ist zu den Neofaschisten übergegangen. Die Parteien der Linken haben zwar im Vergleich zu den Wahlen von 1957 um ca. 2 % zugenommen, verglichen mit den Parlamentswahlen von 1958 jedoch 3,5 % der Stimmen verloren.

Anzeichen einer neuen Entwicklung?

Das Wahlergebnis hat bei der Democrazia Cristiana verständlicherweise Begeisterung hervorgerufen. Nach den vielen Niederlagen und dem ständigen Anstieg der Linksextremisten während der letzten Jahre kam dieser Wahlsieg besonders gelegen. Ebenso befriedigt äußerte sich die demokratische Presse Italiens und des Auslandes. Man verwies auf die Tatsache, daß in Sardinien zum erstenmal sowohl die Links- wie die Rechtsextremisten verloren hätten, und schloß daraus, daß sich für die Parteien der Mitte eine günstige Entwicklung für die Zukunft abzeichne. In der Siegesfreude hat man aber einige Tat-

Wahlen in Sardinien	1957	1958	1961
Democrazia Cristiana (DC)	308304 (41,7 %)	337482 (47 %)	320759 (46,3 %)
Kommunisten (PCI)	116997 (17,6 %)	141837 (19,7 %)	131582 (19,0 %)
Nenni-Sozialisten (PSI)	63524 (9,5 %)	88492 (12,3 %)	66624 (9,7 %)
Saragat-Sozialisten (PSDI)	18162 (2,7 %)	14616 (2,0 %)	21743 (3,1 %)
Liberale (PLI)	18129 (2,7 %)	19551 (2,7 %)	22984 (3,3 %)
Sardische Aktionspartei (PSdA; Republikaner)	40214 (6,0 %)	31483 (4,3 %)	50013 (7,2 %)
Monarchisten (PDIUM)	98873 (14,8 %)	46130 (6,9 %)	33921 (4,9 %)
Neofaschisten (MSI)	33628 (5,0 %)	33744 (4,7 %)	42131 (6,1 %)

sachen übersehen. Einmal war die Zunahme der Christlichen Demokraten nur möglich auf Grund des Zerfalls der Monarchisten, der gemäßigten Partei der Rechtsopposition. Dies hat zunächst eine Stärkung des rechten Flügels innerhalb der Christlich-Demokratischen Partei zur Folge. Der Durchbruch auf der Linken ist der Democrazia Cristiana nach wie vor nicht gelungen. Diese Tatsache wird auch durch die Ergebnisse der Gemeindewahlen bestätigt. Die Folgen, die sich daraus für die innerparteiliche Entwicklung der Christlichen Demokraten ergeben, lassen sich heute noch nicht absehen. Sie werden sich aber eines Tages zeigen, und sie werden nicht nur positiv sein.

Zweitens ist zu beachten, daß die Christlichen Demokraten nicht die einzigen Nutznießer dieser Entwicklung sind. Immerhin haben gegenüber den letzten Regionalwahlen auch die Neofaschisten mehr als 8000 Stimmen gewonnen. Es ist also bis zur völligen Auflösung der Monarchisten auch mit der weiteren Zunahme der Rechtsextremisten zu rechnen. Diese stellen auf Grund ihrer Zahl selbstverständlich keine akute Gefahr für die italienische Demokratie dar; doch werden sie weiterhin mit dazu beitragen, solide Regierungsmehrheiten zu verhindern, und sie werden auch wie schon bisher auf die Straße gehen und für die nötigen Krawalle sorgen.

Die geringen Verluste der Linken dürfen nicht überbewertet werden, auch müssen die entgegenstehenden Ergebnisse bei den Gemeindewahlen und besonders bei den Provinzwahlen in Görz beachtet werden. Es ist möglich, daß die Partei Nennis eine ähnliche Entwicklung nimmt wie die monarchistische Partei; doch würde der Rückgang der Nenni-Sozialisten in erster Linie den Kommunisten zugute kommen. Es bleibt die Tatsache bestehen, daß vom Rückgang der gemäßigteren Rechts- und Linksopposition in erster Linie die Kommunisten und die Rechtsextremisten profitieren. Jedenfalls wird die Gefahr von links durch die neue Entwicklung nicht beseitigt.

Das Priestertum der Gläubigen

Der Verlag Desclée De Brouwer in Brügge veröffentlichte vor wenigen Wochen ein Büchlein im Umfang von 130 Seiten, das ein Hirtenschreiben eines Bischofs zum Inhalt hat, den Hirtenbrief „Le sacerdoce des fidèles" des Bischofs Emil-Joseph De Smedt von Brügge vom 25. April 1961, dem Fest des hl. Markus.

Man darf es wohl als ein kirchliches Ereignis bezeichnen, daß ein Bischof für seine magistrale Lehrverkündigung diese Form, diese Ausführlichkeit und Gründlichkeit der Darlegung eines theologischen Gegenstandes gewählt hat. Aus jüngster Zeit gibt es dafür, wenn wir nicht irren, nur zwei ähnliche Fälle: den Fastenhirtenbrief von 1961 des Erzbischofs von Wien, Kardinal König, über die Entwicklung, den Stand und die Probleme seiner Erzdiözese, der aber nicht eine Glaubenslehre zum Gegenstand hat, und den gemeinsamen Hirtenbrief der niederländischen Bischöfe von Weihnachten 1960 über die Bedeutung des Konzils im Leben der Kirche (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 269 ff.). Sonst muß man wohl schon an die berühmt gewordenen großen Hirtenschreiben des verewigten Kardinals Suhard von Paris, besonders an das über den „Aufstieg oder Niedergang der Kirche" (deutsch im Dokumente-Verlag, Offenburg) zurückdenken, um ein ähnliches Dokument bischöflicher Lehrverkündigung zu nennen.

Das Hirtenschreiben des Bischofs von Brügge kann nicht von den Kanzeln verlesen werden. Dafür ist es nicht nur zu lang, sondern auch zu anspruchsvoll. Es will und muß studiert werden. Wiewohl seine Sprache von einer wohltuenden Schlichtheit und der Aufbau seines Gedankenganges so durchsichtig ist, daß jeder im Glauben unterrichtete Christ das Buch verstehen kann, handelt es sich doch um ein wirkliches Lehrschreiben, das nicht nur erbauen und ermahnen will. Es ist die Absicht des Bischofs, daß seine Priester und die Gläubigen, die ihrer apostolischen Aufgabe bewußt sind, besonders die Mitglieder der Vereinigungen katholischer Aktion, dieses Schreiben studieren und es sich zum Besitz machen. Das bischöfliche Lehrschreiben erhebt also denselben geistigen Anspruch wie die der Glaubenslehre gewidmeten Enzykliken der Päpste.

Wir wissen als katholische Christen, daß nicht nur allein der Papst, sondern auch die Bischöfe im Namen Jesu Christi das Lehramt ausüben. Doch gehört es zu den Ausnahmen, daß sie dabei die Absicht verfolgen, zu einem wirklichen Fortschritt in der Glaubenserkenntnis beizutragen. Das wird heutzutage meist als Aufgabe der päpstlichen Lehrverkündigung durch Enzykliken und anderseits als Aufgabe der Theologen angesehen. Zwar gab es unter den Bischöfen immer Gelehrte, die auch nach Übernahme ihres bischöflichen Amtes theologische Werke und Abhandlungen veröffentlicht haben. Aber dann schrieben sie für die Fachwelt. Andere Bischöfe wandten sich auch in Büchern an weitere Kreise, wie Bischof Keppler oder Erzbischof Gröber. Aber dann ging es ihnen meist doch nur um eine besonders volkstümliche Darstellung elementarer christlicher Gedanken. Jedenfalls beabsichtigten sie wohl kaum, unter Einsatz ihrer Auktorität als Lehrer des Glaubens zu sprechen. Wenn es sich um diese handelte, haben sich die Bischöfe der Neuzeit überwiegend auf die immer notwendige Einprägung von Grundwahrheiten, die Erbauung der Gläubigen und Urteile über vordringliche Zeitfragen beschränkt, wobei sie sich im letzteren Fall meist an die päpstlichen Enzykliken und die sonstigen Äußerungen der Päpste anlehnten und diese wiedergaben. In bezug auf den Fortschritt der Glaubenserkenntnis ist die Stimme des Episkopates seit den Zeiten der Väter gegenüber der Stimme des Papstes immer leiser geworden.

Das künftige Konzil wird mit Sicherheit über die Natur des bischöflichen Amtes beraten, und man pflegt die Erwartungen in bezug auf das Ergebnis dieser Beratungen mit dem Schlagwort von der „Aufwertung des Bischofsamtes" zu bezeichnen. Diese Erwartungen richten sich anscheinend fast ausschließlich auf das Hirtenamt der Bischöfe. Das Schreiben des Bischofs von Brügge lenkt die Aufmerksamkeit auch auf das Lehramt. Er hat nicht als Theologe, sondern als Bischof zu einem Thema gesprochen, das zu den heute ganz besonders wichtigen Anliegen gehört und einen Platz im inneren Bereich unserer Glaubensvorstellungen hat, das aber doch den Gläubigen weithin unbekannt und den Theologen noch nicht bis ins letzte klar ist, so daß hier in mannigfacher Hinsicht ein Fortschritt in der Glaubenserkenntnis not tut. Bischof De Smedt hat sich in seinem Lehrschreiben der reichen theologischen Literatur bedient, die in den letzten zwölf oder fünfzehn Jahren zur Theologie des Laientums erschienen ist, und er hat in den Anmerkungen des Buches auf sie Bezug genommen. So muß wohl der Fortschritt der Glaubenserkenntnis in Verbindung mit den modernen Methoden der theologischen Wissenschaft vor sich gehen.

Was die Gelehrten in ihren Büchern an neuen Erkenntnissen zur Offenbarung vortragen, ist ja zunächst nur ihre eigene Meinung. Das Imprimatur gibt keine Garantie für die Richtigkeit ihrer Erkenntnisse; es besagt nur, daß sie, ob richtig oder falsch, nicht gegen den wahren Glauben verstoßen. Sie gewinnen erst an Bedeutung, wenn sie mehr und mehr zu einem Consensus theologorum werden. Aber auch diesen Consensus konstatiert zunächst wieder nur die Theologie. Erst die Stimme des Lehramtes gibt den Erkenntnissen der Gelehrten Verbindlichkeit. Man hat sich in der Neuzeit daran gewöhnt, daß diese Verbindlichkeit von Rom ausgeht, sei es vom Papst, sei es vom Heiligen Offizium und von der Bibelkommission. Es ist aber gewiß eine Besinnung auf die Fülle der Wahrheit, die der Kirche verliehen ist, wenn Bischöfe kraft ihres Amtes in der Form wirklicher Lehrschreiben die Glaubenserkenntnis nicht nur festigen, sondern auch bereichern.

Der Raum verbietet an dieser Stelle einen Bericht über den Inhalt des Lehrschreibens des Bischofs von Brügge. Er entfaltet im ersten Teil die drei Bereiche des allgemeinen Priestertums der Gläubigen im Opfer, in der Verkündigung des Evangeliums und in der Herrschaft über diese Welt. Besonders der zweite und dritte dieser Aspekte sind noch nicht Allgemeingut unseres Glaubensbewußtseins. Im zweiten Teil handelt das Schreiben von den Beziehungen zwischen Amtspriestertum und allgemeinem Priestertum, wieder in Hinsicht auf diese drei Bereiche. Daraus ergibt sich eine wertvolle Klärung der beiderseitigen Aufgaben gegenüber manchen konfusen Begriffen und, vor allem, eine eindrucksvolle Erkenntnis von der Sendung der Laien nach dem Willen des Herrn, wie er in seiner Offenbarung ausgesprochen ist.

Der Weltkongreß der Christlichen Gewerkschaften in Paris

Vom 28. Juni bis zum 1. Juli 1961 fand in Paris der 14. Weltkongreß des Internationalen Bundes Christlicher Gewerkschaften (IBCG) statt. 250 Delegierte aus 46 Ländern, darunter auch die Vertreter der zwölf dem IBCG angeschlossenen Fachinternationalen, waren dazu erschienen. Zum erstenmal seit Bestehen des IBCG nahmen auch Vertreter aus dem englisch sprechenden Afrika an einem IBCG-Kongreß teil. Die Anwesenheit zahlreicher Vertreter aus den afro-asiatischen Ländern zeigte deutlich die Entwicklung, die der IBCG, dem ursprünglich nur europäische Verbände angehörten, nach dem zweiten Weltkrieg genommen hat. Der Kongreß repräsentierte zugleich den derzeitigen Zustand der Christlichen Gewerkschaften in der Welt mit all ihren Problemen, die sich aus der raschen Ausweitung ergeben haben.

Die Entwicklung seit 1945

Der Internationale Bund Christlicher Gewerkschaften wurde 1922 in Den Haag durch vornehmlich niederländische, belgische und französische Initiative gegründet. Der Einfluß der „Gründungsländer" auf Leitung und Entwicklung ist in den einzelnen Organen des Bundes noch deutlich spürbar, wenn auch nicht mehr so stark wie früher. Vor dem zweiten Weltkrieg umfaßte der IBCG 3,5 Millionen Mitglieder aus den verschiedenen europäischen Ländern. Die Hauptbastionen der Christlichen Gewerkschaften bildeten neben Belgien, den Niederlanden und Frankreich Deutschland und Italien.

Nach dem Kriegsende im Jahre 1945 konnte der Bund seine Tätigkeit bald wieder aufnehmen, hatte aber auf Grund der damaligen Verhältnisse keine besonders günstigen Startbedingungen. Zunächst hatte es den Anschein — besonders in den Ländern, in denen die Christlichen Gewerkschaften noch keine genügend starke Tradition besaßen —, als seien Richtungsgewerkschaften christlicher Prägung nicht besonders gefragt. In Deutschland entstand unter dem Einfluß der Besatzungsmächte und gewisser psychologischer Folgen der Vergangenheit die Einheitsgewerkschaft (DGB), in der sich der sozialistische Einfluß bald übermächtig ausbreitete. In Italien bildete sich neben dem kommunistischen Gewerkschaftsbund (CGIL) und der kleinen Gruppe der sozialdemokratischen Gewerkschaftler der Freie Gewerkschaftsbund Italiens, der sich, obwohl unter dem entscheidenden Einfluß führender Christlicher Demokraten stehend, dem Internationalen Bund Freier Gewerkschaften (IBFG) anschloß. Nur in Frankreich, Belgien und Holland konnten die Christlichen Gewerkschaften bald wieder festen Fuß fassen und ihren Einfluß gegenüber den mächtigen sozialistischen bzw. kommunistischen Verbänden geltend machen. In Frankreich bilden die Christlichen Gewerkschaften zusammen mit den Forces Ouvrières ein kräftiges Gegengewicht zu dem starken kommunistischen Gewerkschaftsverband.

Die Verluste in den europäischen Ländern und die ungünstige Ausgangsposition nach dem Kriege mögen mit ein Grund dafür gewesen sein, daß der IBCG seine Aktivität mehr und mehr auf die aufstrebenden außereuropäischen Länder (besonders in Südamerika) und auf die unabhängig gewordenen Länder Asiens und Afrikas konzentrierte.

Heute rekrutiert sich der Mitgliederzuwachs zu 70 Prozent aus den Entwicklungsländern. Berücksichtigt man die vielfachen Schwierigkeiten und Gefahren, denen die Christlichen Gewerkschaften besonders in diesen Ländern ausgesetzt sind (kommunistischer Einfluß, autoritäre Regime, veraltete paternalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsstrukturen), so verdienen ihr Aufschwung und ihre Leistungen während der letzten Jahre hohe Anerkennung. Als ein Beispiel dafür soll hier nur die Tatsache erwähnt werden, daß in der ganzen Zeit der kongolesischen Wirren die Christliche Gewerkschaftsbewegung die einzige Organisation im Lande war, die ihre Aufgaben trotz Chaos und Anarchie durchführte.

Heute umfaßt der IBCG nach Angaben seines neuen Präsidenten Bouladoux ca. 7 Millionen Mitglieder. Die Hälfte davon gehören bereits außereuropäischen Ländern an. Am stärksten davon ist Südamerika mit über einer Million Mitglieder vertreten. Nach Angaben des Generalsekretariates hat der IBCG weitere 750 000 Mitglieder in Asien, besonders in Vietnam und Indonesien, und 400 000 in Afrika. In Europa ist Frankreich mit über einer Million Mitglieder der stärkste Verband. An zweiter Stelle steht Belgien mit 650 000 Mitgliedern. Die Christliche Gewerkschaft Deutschlands (CGD), die sich 1955 vom DGB getrennt hat, zählt heute etwa 200 000 Mitglieder. Ebenso stark sind die Christlichen Gewerkschaften in Österreich, die jedoch weiterhin als christliche Fraktion im sozialistisch beeinflußten Österreichischen Gewerkschaftsbund (ÖGB) verblieben sind. Auf internationaler Ebene sind sie jedoch dem Internationalen Bund Christlicher Gewerkschaften angeschlossen.

Die Frage der Satzungsänderung

Als Nachfolger des im vorigen Jahr verstorbenen Präsidenten Gaston Tessier wählte der Kongreß den Franzosen Maurice Bouladoux mit überwältigender Mehrheit. Der neue Präsident verdankt diesen Erfolg in erster Linie seiner Arbeit innerhalb der Christlichen Gewerkschaften. Er war nacheinander stellvertretender Generalsekretär, Generalsekretär und zuletzt Präsident der Christlichen Gewerkschaften Frankreichs (CFTC). Der neue Präsident verfügt also über reiche Erfahrungen. Er wird sie sicher — trotz der ihm nachgesagten Linkstendenzen — dem Gesamtvorstand des IBCG zugute kommen lassen.

Außer dieser Neuwahl hatte der Kongreß die Aufgabe, sich mit drei zentralen Fragenkreisen auseinanderzusetzen: 1. der Überprüfung und Änderung der Verbandssatzungen; 2. der Beratung eines neuen Grundsatzprogrammes; 3. der Neuformulierung eines entsprechenden Aktionsprogrammes. Er sollte jedoch in keiner dieser Fragen endgültig entscheiden, sondern die vom Generalsekretär vorgelegten provisorischen Entwürfe beraten und entsprechende Richtlinien ausarbeiten. Diese Arbeit wurde von Sonderkommissionen geleistet, deren Ergebnisse den einzelnen Nationalleitungen zugeleitet werden. Das Generalsekretariat soll dann die endgültigen Entwürfe ausarbeiten und dem nächsten außerordentlichen Kongreß des IBCG, der im nächsten Frühjahr stattfinden wird, zur Beschlußfassung vorlegen. Die Debatten im Plenum und in den Ausschüssen sowie die Vorsicht der Verbandsleitung in der Behandlung der drei genannten Themen zeigten deutlich die Schwierigkeiten, vor denen der Bund zur Zeit steht.

Hinsichtlich der Satzungsänderungen handelte es sich darum, den jeweils verschiedenen nationalen und kontinentalen Verhältnissen besser Rechnung zu tragen. Es ging vor allem um die Verankerung des föderalistischen Prinzips in der Führung der Gewerkschaften und deren organisatorischen Aufbau. Dabei gaben die organisatorischen Schwierigkeiten nicht allein den Ausschlag. Ebenso entscheidend waren dafür die sehr verschiedenen wirtschaftlichen und politischen Gegebenheiten in den einzelnen Ländern. Tatsächlich besteht bereits heute im IBCG ein De-facto-Föderalismus, da eine beträchtliche Anzahl von nationalen Verbänden auf regionaler Ebene zusammengefaßt sind. Es gibt gegenwärtig einen europäischen Verband mit Sitz in Brüssel, einen lateinamerikanischen Regionalverband mit Sitz in Santiago (Chile) und einen afrikanischen Regionalverband mit den beiden Sekretariaten in Brazzaville (ehemals Französisch-Kongo) und in Dakar (Senegal). Für Asien wurde ein eigenes Sekretariat in Saigon (Vietnam) errichtet. Die Gründung einer autonomen regionalen Organisation für Asien steht bevor. Die Bildung einer eigenen regionalen Organisation war besonders in Lateinamerika notwendig geworden, wo die Aktivität der christlichen Gewerkschaftler durch die häufig sich wechselnden Regime besonders gehemmt wird (vgl. „Informations catholiques internationales", 15. 6. 61, S. 17).

Diese autonomen Verbände waren jedoch ursprünglich in der Konstitution des Bundes nicht vorgesehen. Da aber niemand mehr die Notwendigkeit einer regionalen Gliederung bestreitet, gilt es, die Regionalverbände jetzt in der Verfassung zu verankern sowie die Kompetenzen dieser Verbände und die Grenzen ihrer Autonomie festzulegen. Die Notwendigkeit einer solchen statutenmäßigen Verankerung wurde nicht nur von den Vertretern der nationalen Verbände, sondern auch vom Generalsekretariat eindringlich vorgetragen. Nach Meinung des Generalsekretariates ist zwischen der berechtigten Autonomie und den Erfordernissen der Einheit des IBCG der rechte Ausgleich zu schaffen. Auf keinen Fall sollte den regionalen Verbänden das Recht zuerkannt werden, nationale Verbände aus eigener Vollmacht zu affilieren. Das Generalsekretariat wünscht nicht zuletzt wegen der notwendigen ideologischen und organisatorischen Einheit sich die letzte Entscheidung vorzubehalten. Angesichts der unterschiedlichen Auffassungen und der verschiedenartigen Situation der Gewerkschaftsverbände in den einzelnen Kontinenten ist der Wunsch nach einer strafferen zentralen Leitung trotz berechtigter Autonomie mehr als verständlich.

Die weltanschauliche Basis

Die Ausdehnung des Verbandes und die damit verbundene Verlagerung der Schwerpunkte auf den außereuropäischen Raum machte auch eine Überprüfung der weltanschaulichen Basis notwendig. Die Probleme, die der IBCG dabei zu bewältigen hat, sind sehr komplex. Die Gewerkschaften stehen hier wie viele andere christlich oder konfessionell inspirierte Verbände und Institutionen vor der Frage, ob angesichts der gegenwärtigen Entwicklung eine Bewegung mit primär wirtschafts- und sozialpolitischen Zielsetzungen auf internationaler Ebene mit rein konfessioneller oder christlicher Basis noch möglich oder dienlich ist oder ob taktische wie grundsätzliche Erwägungen einen Verzicht auf ein eindeutig christliches Programm notwendig machen. Die Christlichen Gewerkschaften haben sich von Anfang an mit dieser schwierigen Frage auseinanderzusetzen gehabt. Sie wollten in ihrer Mehrheit keine Verbände auf rein konfessioneller Grundlage. Trotzdem gab es in einzelnen Ländern, wie z. B. in Holland, Verbände, die zwar dem IBCG angeschlossen, auf nationaler Ebene jedoch rein konfessionell aufgebaut waren (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 551 ff.). Doch stand die Christliche Gewerkschaftsbewegung immer schon unter stark katholischem Einfluß, da ja die Masse ihrer Mitglieder in den mehrheitlich katholischen Ländern selbstverständlich Katholiken sind.

Die kirchliche Autorität billigte die Bildung konfessionell gemischter Gewerkschaften in Ländern, in denen es zweckmäßig schien. Später wurde auch die Beteiligung der Katholiken an den Einheitsgewerkschaften, dort, wo sie vom Gemeinwohl verlangt wird, gutgeheißen. Anderseits hat aber gerade die starke kommunistische bzw. sozialistische Vorherrschaft in den Einheitsgewerkschaften erst zur Bildung eigener Christlicher Gewerkschaften geführt. Inzwischen hat sich die Lage in manchen Ländern beträchtlich verändert. In Ländern mit stark christlich-sozialer Gewerkschaftstradition wie in Frankreich und Belgien bahnt sich mehr und mehr eine gewisse Zusammenarbeit zwischen den christlichen und den sozialistischen Gewerkschaften an. In anderen Ländern mit Einheitsgewerkschaften, wie in Deutschland und Österreich, setzt sich jedoch eher eine gegenteilige Entwicklung durch. Wieder anders ist die Lage in Italien.

Zu dieser etwas komplizierten Situation in den europäischen Ländern kommt nun als weiteres Problem die Stellung der Christlichen Gewerkschaften zu den nichtchristlichen Arbeitern in den afro-asiatischen Ländern. Bei den

Diskussionen über ein neues Grundsatzprogramm stand diese Frage im Vordergrund. Die Zahl der Christen in Asien und Afrika ist zu gering, als daß sie eine aktionsfähige Gewerkschaftsbewegung entwickeln könnten. Daher will man die Mitgliedschaft innerhalb des Verbandes nicht auf Christen beschränken. Nun bilden aber die Prinzipien der christlichen Weltanschauung, insbesondere die Prinzipien der christlichen Soziallehre, das geistige Fundament der Christlichen Gewerkschaften in Europa. Doch waren auch diese — streng genommen — niemals gemeinsame Grundlage aller europäischen Gewerkschaftsmitglieder; denn eine für Katholiken, evangelische und reformierte Christen gemeinsam verbindliche christliche Soziallehre gibt es bekanntlich nicht (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 235). Die gegenseitige Annäherung in sozialethischen Fragen auf naturrechtlicher Basis oder der des natürlichen Sittengesetzes, um die man sich heute bemüht, darf wohl nicht unter-, aber auch nicht überschätzt werden (vgl. Franz Böckle, Grundprobleme evangelischer Ethik in katholischer Sicht, in: „Catholica", Jhg. 15, Heft 1, S. 1—23).

Die Problematik einer Christlichen Gewerkschaft von Nichtchristen

Auf diesen Umstand weisen mit Recht die Befürworter einer nicht nur akzidentellen, sondern grundsätzlichen Ausdehnung der Gewerkschaftsmitgliedschaft auch auf nichtchristliche Arbeitnehmer hin. Sie können dazu noch ein weiteres Argument anführen: daß man nämlich auch in europäischen Ländern bisher bei der Aufnahme in den Verband nicht nach der religiösen Praxis der Bewerber gefragt hat. Zieht man demzufolge den Kreis der potentiellen Mitglieder weiter, dann erhebt sich freilich die Frage, wodurch sich eine solche, nicht mehr auf christliche Mitglieder beschränkte Gewerkschaft von den sog. freien Gewerkschaften unterscheidet. Die Aufnahme von Nichtchristen hat dort keinen Einfluß auf die grundsätzlich christliche Ausrichtung des Verbandes, wo diese eine mit den christlichen Gewerkschaftlern sympathisierende Minderheit darstellen. Das Problem stellt sich aber anders, sobald ein National- oder Regionalverband sich mehrheitlich aus Nichtchristen zusammensetzt. Solche Verbände existieren bereits. (So stellen in verschiedenen asiatischen und afrikanischen Verbänden die Christen nur etwa 10 Prozent der Mitglieder. Der Vorstand in Brüssel hat dieser Tatsache insofern Rechnung getragen, als er zwei Nichtchristen [einen Buddhisten aus Vietnam und einen nichtchristlichen Afrikaner] in den Vorstand berufen hat.) Eine beträchtliche Anzahl europäischer Gewerkschaftler melden gegen diese Entwicklung starke Bedenken an. Sie sagen: Wenn der Großteil der Gewerkschaftsmitglieder Nichtchristen sind, dann kann man nicht mehr von Christlichen Gewerkschaften sprechen. Ebenso ist dann auch eine grundsätzliche christliche Orientierung des Nationalverbandes nicht mehr möglich.

Man verwechselt bei solchen Überlegungen jedoch offenbar zwei Ebenen: die gewerkschaftliche, d. h. die wirtschafts- und sozialpolitische, und die geistig-religiöse, auf der die christlichen Arbeitervereine von jeher ihre spezifischen Bildungsaufgaben erfüllen. Die Frage der Weltanschauung ist freilich auch auf der gewerkschaftlichen Ebene nicht gleichgültig, vor allem, wenn man sich heute auf wirtschafts- und sozialpolitischem Felde mit den kommunistischen Gewerkschaften als dem gefährlichsten weltanschaulichen Gegner auseinandersetzen muß. Doch wirkt sich gerade hier die Tätigkeit der christlichen Arbeitervereine auf die gewerkschaftlichen Aktionen segensreich aus. Sie sind der Sauerteig. Sie garantieren die christliche Substanz der Christlichen Gewerkschaften. So ist die Lage jedenfalls in Europa.

In den außereuropäischen Ländern ist sie jedoch vollkommen anders. Den Gewerkschaften fallen dort eine Reihe von Aufgaben zu, bei denen sich der sozialpolitische Aspekt nicht so einfach von dem kulturell-erzieherischen trennen läßt wie in Europa. Außerdem fehlen in fast allen diesen Ländern die für die Gewerkschaftsarbeit so wichtigen Arbeiterbildungseinrichtungen aus christlichem Geist. Die Gewerkschaften müssen deren Aufgaben in den Entwicklungsländern mitübernehmen. Sie dürfen sich nicht mit der Wahrnehmung der wirtschaftlichen Interessen ihrer Mitglieder begnügen; sie müssen die Menschen kulturell und politisch heranbilden, damit sie fähig werden, ihre Probleme auch geistig zu bewältigen. Eine solche Arbeit kann jedoch nicht ohne verbindliche geistige Basis geleistet werden. Sie ist in Asien und Afrika um so entscheidender, als sie nicht einfach ex aliunde übernommen werden kann. Denn es gibt in diesen Ländern keine geistige Kraft, die der kommunistischen Gefahr wirksam begegnen könnte.

Es ist das Verdienst des Generalsekretärs der IBCG, August Vanistendael, sowohl Aufgaben wie Chancen, die sich aus dieser Situation für die Christlichen Gewerkschaften ergeben, erkannt zu haben. Nach seiner Meinung besteht in der Ausdehnung der Mitgliedschaft auch auf nichtchristliche Arbeitnehmer die einzige Existenzmöglichkeit der Christlichen Gewerkschaften in den Entwicklungsländern. Zugleich würde dieser Schritt verhindern, daß die Christlichen Gewerkschaften je länger, desto mehr zu einer rein europäischen Institution verengt werden und damit von vornherein von den großen Entscheidungen ausgeschlossen wären; denn die Zukunft der Arbeiterschaft wird in absehbarer Zeit nicht mehr in Europa allein entschieden. Zudem wird der freien Welt durch die Gründung von Gewerkschaften „Gläubiger Arbeiter" (wie Vanistendael den neuen Gewerkschaftstyp nennt) eine neue Chance gegeben, dem Einfluß der Kommunisten in den Entwicklungsländern wirksamer als bisher entgegenzutreten.

Aber es sind nicht diese Überlegungen allein, die den christlich orientierten bzw. an Gott glaubenden Gewerkschaftlern in den Entwicklungsländern neue Aufgaben zuweisen. Wenn die Gewerkschaften sich ihrer ganzen Verantwortung bewußt sind, so haben sie auch besondere Mittleraufgaben zwischen dem Christentum und den afroasiatischen Kulturen zu erfüllen. Die nichtchristlichen Arbeiter, die sich den Christlichen Gewerkschaften anschließen, mögen dies zunächst aus einer antikommunistischen Haltung heraus und aus der Überzeugung tun, daß die Erfüllung rein materieller Forderungen für die Wahrung der menschlichen Würde des Arbeiters nicht genügt. Sie schließen sich den Christlichen Gewerkschaften an, weil diese ihnen ein ethisch-religiöses Fundament bieten, das sie in der eigenen Religion oft vergebens suchen. Denn ihre Religion hat keine Antwort auf die Herausforderungen der Gegenwart. Sie begegnen dem Christentum auf einem Felde, wo sie es vorher gar nicht vermutet hatten. Das besagt nicht, daß nichtchristliche afrikanische oder asiatische Gewerkschaftsmitglieder schon dadurch als halbe Mitglieder der Kirche zu betrachten wären. Auch werden sich die Christlichen Gewerkschaften davor hüten, in falsch verstandenem Sinne „missiona-

risch" tätig zu werden. Sie begegnen den Asiaten und Afrikanern als Christen und arbeiten mit ihnen als Gewerkschaftler zusammen. Umgekehrt begegnen die Afrikaner und Asiaten den christlichen Europäern im IBCG bei der Bewältigung lebenswichtiger Fragen. Diese Gemeinschaft wird Früchte tragen.

Berücksichtigt man alle diese Überlegungen, so wird man leichter den Wunsch der christlichen Gewerkschaftsführer und der im IBCG vertretenen afro-asiatischen Arbeitnehmer nach einer Realisierung der neuen, von Vanistendael entworfenen Konzeption der Christlichen Gewerkschaften verstehen. Die Gefahren, die mit dieser Ausweitung verbunden sind, dürfen freilich nicht bagatellisiert werden. Es besteht vor allem die Gefahr der Grundsatzverwischung, wenn mit der Namensänderung und der Aufnahme von Nichtchristen in Führungspositionen zugleich ein religiöser oder auch nur konfessioneller Indifferentismus gefördert würde. Dieser Gefahr sollte jedoch durch die Erarbeitung eines neuen Grundsatzprogramms in Paris begegnet werden. Mehr als auf die theoretische Grundlegung wird es dabei freilich auf die Handhabung der Prinzipien in der Praxis ankommen. Die Pariser Konferenz war sich dessen bewußt. Es muß daher als ein Zeichen besonderer Verantwortung gewertet werden, daß das neue Grundsatzprogramm nicht schon bei diesem Kongreß dem Plenum zur Abstimmung vorgelegt wurde, sondern die Abstimmung darüber dem nächsten Kongreß vorbehalten worden ist.

Das Aktionsprogramm

Auch die genaue Umgrenzung des künftigen Aktionsprogrammes wurde auf den nächsten Kongreß verschoben. In den einzelnen Debatten und Entschließungen wurden jedoch einige Probleme berührt, die für die Tätigkeit des IBCG von besonderer Bedeutung sind.

Eines der positivsten Merkmale des Kongresses war die Tatsache, daß die Gespräche um das geplante Aktionsprogramm sich weniger um wirtschaftliche als um sozialerzieherische Fragen drehten. Der IBCG hat die Bildungsaufgaben, die ihm die Gegenwart stellt, erkannt und mutig in Angriff genommen. Besonders erfreulich war, daß nicht nur die europäischen Redner das Hauptgewicht auf kulturelle und bildungsmäßige Aufgaben legten, sondern auch die Vertreter der Entwicklungsländer, die in zahlreichen Grußworten und Interpellationen ausführlich dazu Stellung nahmen. Hin und wieder wurden Stimmen laut, die eine kräftigere Unterstützung der afro-asiatischen Arbeitnehmer durch Europa und die europäischen Arbeiter verlangten. Der Generalsekretär ging in seinem Geschäftsbericht ausführlich auf die Frage der Entwicklungsländer ein und stellte sie als zentrales Problem der Gewerkschaftsarbeit in den Vordergrund. Er wies auf den Solidaritätsfond hin, der zu diesem Zweck geschaffen worden ist, und forderte zu einer kräftigeren Unterstützung dieses Fonds auf. Besonders eindringlich appellierte er an die Regierungen der europäischen Länder, einen bestimmten Teil ihres Nationaleinkommens für den Aufbau der Volkswirtschaften in den Entwicklungsländern zur Verfügung zu stellen.

Einen breiten Raum nahm in den Diskussionen die Frage der Gewerkschaftsfreiheit ein. Diese Frage ist in den jungen Demokratien in Afrika, aber noch mehr in den lateinamerikanischen Ländern von besonderer Aktualität. Vielfach haben dort die Christlichen Gewerkschaften unter den einander ablösenden diktatorischen Regimen zu leiden. Die Gewerkschaften werden hier auch häufig von den Regierungen zu deren Zwecken mißbraucht, gleichgeschaltet oder einseitig begünstigt. In einer Eingabe an die Internationale Arbeitsorganisation (ILO) wurde ausdrücklich eine Untersuchung über die Gewerkschaftsfreiheit in verschiedenen Ländern gefordert. Eingehend wurde über die Zusammenarbeit mit den verschiedenen internationalen Organisationen beraten. Der Generalsekretär berichtete über die Beziehungen des IBCG zur UNESCO, FAO und ILO, bei denen der IBCG als beratende Organisation vertreten ist. Durch Kontaktstellen bei der EWG und beim Europarat versucht der IBCG auch die Zusammenarbeit mit den europäischen Institutionen zu intensivieren. Eine Reihe von aktiven christlichen Gewerkschaftlern arbeiten an verantwortlicher Stelle in den europäischen Institutionen mit.

Einen weiteren Gegenstand der Debatten bildete das Verhalten des IBCG gegenüber dem kommunistisch gesteuerten Weltgewerkschaftsbund (WGB). Klar war man sich darüber, daß der IBCG keinerlei Kontakte mit den kommunistischen Gewerkschaften unterhalten dürfe, daß er sich aber über die wirtschaftliche und sozialpolitische Entwicklung in den Volksdemokratien informieren müsse. Hinsichtlich des taktischen Verhaltens gegenüber den kommunistischen Gewerkschaften waren deutliche Differenzen festzustellen zwischen Vertretern aus Ländern in der Nähe des eisernen Vorhanges und solchen aus den übrigen europäischen Ländern, in denen sich christliche Gewerkschaftler aus sozialpolitischen Erwägungen heraus veranlaßt sehen, unter bestimmten Umständen mit den kommunistischen Gewerkschaften gemeinsame Sache zu machen. Die gewerkschaftliche Lage in den einzelnen Ländern ist aber so verschiedenartig, daß einheitliche Direktiven hinsichtlich des taktischen Verhaltens weder möglich noch notwendig sind. Unerläßlich für die christlichen Gewerkschaftler ist auf jeden Fall eine genauere Kenntnis der kommunistischen Taktik. Die hitzigen Debatten, die über diesen Gegenstand geführt wurden, zeigten, daß es hier noch einiges zu klären gibt.

Aus den Missionen

Daß die Glaubensboten die kulturellen Werte der einzelnen Völker pflegen und in kluger Weise mit dem Glaubensleben in Einklang bringen. Missionsgebetsmeinung für September 1961

Jenen, die meinen, wir gingen in der äußerlich eins werdenden Welt einer Einheitskultur entgegen, mag diese Gebetsmeinung wie ein Anachronismus erscheinen. Warum soll die Mission pflegen, was offensichtlich doch dem Untergang geweiht ist? Man sagt, die Welt, vor die sich die Missionen heute gestellt sehen, sei von der westlichen Welt nicht mehr sehr unterschieden. Der Geist der naturwissenschaftlich-technischen Zivilisation nage an den stolzen Gebäuden der alten Kulturen, um sie allmählich zum Einsturz zu bringen, nachdem sie die Primitivkulturen schon zertrümmert hat. Die technische Zivilisation sei Weltzivilisation geworden. Sie veranlasse zwangsläufig zur Annahme gleichartiger Anschauungen, Haltungen, Lebensformen. Die Ordnungsprinzipien der Maschine revolutionierten auch die Denkbereiche. Zudem träten alle noch bestehenden geprägten Kulturen unter dem Ein-

fluß der raumüberwindenden Technik in immer stärkeren Kontakt und Austausch, ja sie beeinflußten einander immer mehr. Das Ende könne nur eine Einheitskultur sein.

Eigensein und Eigenrecht der Kulturen

Sicherlich stellen Kulturen keine starren Gebilde dar, da sie Ausdruck des Lebens sind, und zwar des seelischen Lebens der Völker. Mit den Völkern, die sie tragen, können sie Aufstieg, Entwicklung und Niedergang „erleben", ja sogar mit ihnen untergehen. Sie können ferner einander beeinflussen. Tatsächlich hat die moderne Entwicklung eine wachsende gegenseitige Beeinflussung der Kulturen der ganzen Welt gebracht. Auf dem Gebiete der materiellen Kultur (Zivilisation) ist die weitgehende Angleichung unbestritten. Man hat gesagt, die Kulturen erhielten durch die technische Weltzivilisation einen gemeinsamen Nenner. Aber auch die Zähler werden, wenn wir im Vergleich bleiben, aufs tiefste beeinflußt. Man denke hier vor allem an die Einflüsse der wissenschaftlich-technischen Weltanschauung auf die Stellung der Menschen zur Natur und ihrer Beherrschung, an gewisse zwangsläufige Veränderungen der Lebensgestaltung in der industriellen Gesellschaft, an so viele Ideen, die man die idées-forces genannt hat und die heute wie Induktionsströme durch die ganze Welt gehen, an Einflüsse der Mode, des Sports usw.

Aber diese Angleichung hat ihre Grenzen, und sie wird immer weniger unbesehen angenommen, je mehr die Einflüsse sich dem eigentlichen geistigen Kern der Kulturen nähern. Selbst wo sie zwangsläufig übernommen werden, bemühen sich die Völker, ihnen den Stempel ihres Eigenseins aufzuprägen. Gerade in dem Augenblick, in dem nivellierende Kulturtendenzen durch die Welt gehen, ist dieses Bemühen stärker, als man angesichts des Siegeszugs der technischen Zivilisation und des erwachten Gefühls für die Schicksalsverbundenheit der ganzen Menschheit hätte erwarten sollen. So erleben wir, um ein Wort von Jean Daniélou SJ zu zitieren, daß in unserer Zeit „ein geschärftes Bewußtsein der Einheit der Menschheit einhergeht mit einem nie erlebten leidenschaftlichen Ausdruck der kulturellen Partikularismen".

Dies ist nur zu natürlich. Denn Gott hat eine vielgestaltige Welt geschaffen. Die Völker sind in ihren Anlagen differenziert. In seiner ersten Enzyklika, *Summi Pontificatus*, sprach seinerzeit Pius XII. von den besonderen Kräften und Neigungen der Völker, die ihre Wurzeln in den tiefsten Anlagekräften jedes völkischen Zweiges haben. Zu den kulturdifferenzierenden Kräften gehören ferner die religiösen und philosophischen Vorstellungen, die gemeinsame Geschichte, die Traditionen, die Gegebenheiten des Klimas, des Bodens, die mehr oder weniger große Härte des Daseinskampfes usw. Dies alles schafft zusammen bei jedem Volk eine charakteristische Prägung seiner Kultur, die diese von jener anderer Völker unterscheidet. Der verewigte Pierre Charles SJ hat dem Studium der Kulturfragen zeit seines Lebens eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet, weil er es zur Lösung des Anpassungsproblems in den Missionen für unerläßlich hielt. Immer wieder zeigte er, wie der Einzelmensch in die Kultur seines Volkes eingebettet ist, in Abhängigkeit von ihr steht, und zwar von der Geburt bis zum Tode; wie ferner eine Kultur sich stets als Ganzes fühlt und jeden Einbruch erbittert abwehrt; wie sie schließlich Neues, das sie aufnimmt, stets dem Ganzen der Kultur zu assimilieren sucht.

Es kann uns deshalb nicht überraschen, wenn die Auffassung so vieler Gelehrter im kirchlichen und außerkirchlichen Raum des 19. Jahrhunderts, die europäische Kultur werde Weltkultur, durch die Entwicklung des 20. Jahrhunderts widerlegt wird. Die Welle des Europäismus, die im Gefolge der westlichen Ausbreitung und Vorherrschaft über die Erde ging, hinterläßt gewiß tiefe Spuren im Kulturleben Asiens und Afrikas. Sie führt auch zu Modifizierungen und Angleichungen, aber sie vermag die „Seele" der einzelnen Kulturen, ihr spezifisches Eigensein, ihre grundlegende Strebekraft, ihren Kulturstil (das „Pattern" einer Kultur, wie man, schwer ins Deutsche übertragbar, im Englischen sagt) nicht zu beseitigen oder zu verändern. Was Prof. Ohm vor fünf Jahren (Europäisch-asiatischer Dialog, Düsseldorf 1956) in bezug auf Asien schrieb, wird heute auch in Afrika sichtbar: „... So ist der Europäismus in Bedrängnis, Abbau und Agonie."

Die Kultur eines Volkes ist deshalb nicht nur ein menschlicher Wert, in dessen vielgestaltigem Ausdruck innerhalb der Völkerfamilie sich die unendliche Schöpferkraft Gottes unvollkommen, aber wirklich widerspiegelt, sondern auch eine sehr reale Macht von unerhörter Widerstandskraft, die man im Zeitalter des Europäismus durchaus unterschätzte und die heute erneut von jenen unterschätzt wird, die von dem Entstehen einer allgemeinen Weltkultur sprechen, mögen sie sich diese „Weltkultur" auch nur als eine Gesamteinheit mit untergeordneten völkischen Differenzierungen vorstellen.

Wie nun jeder das Recht auf die Bewahrung seines eigenen Charakters und der ihm von Gott gegebenen Anlagen besitzt, so auch ein Volk als Ganzes auf die Erhaltung dessen, was ihm geistig eigen ist. Und wie jeder ein Recht auf das besitzt, was er mit seinen eigenen Fähigkeiten hervorbringt, so auch ein Volk auf die Werte, die es aus seinem eigenen Genius erzeugt. Niemand darf ihm die Pflege dieser Werte verwehren. Voraussetzung ist natürlich, daß es sich um Werte handelt, die vor dem göttlichen Gesetz nicht als Unwerte erscheinen.

Die Erhaltung seiner echten Kulturwerte ist für ein Volk von größter Bedeutung. Das Kulturerbe gibt ihm innere und äußere Einheit, jenen Gemeinschaftsgeist, der die Bürger miteinander verbindet und sie zur Zusammenarbeit führt. Diese Werte sind und bleiben die Grundlage seines kulturellen Fortschritts. Sie haben auch für die ganze menschliche Familie insofern eine Bedeutung, als sie den Beitrag darstellen, den jedes Volk bzw. jede Nation zum kulturellen Fortschritt der Menschheit als solcher leistet.

Mission und örtliche Kulturen

Die unmittelbare Folgerung aus diesen Tatsachen ist, daß die Mission unklug und unrecht handelte, wenn sie die ehrbaren Äußerungen der Kultur eines Volkes unbeachtet ließe oder diese Kultur etwa durch die Kultur der Heimat der Missionare bewußt und systematisch zu verdrängen suchte. Die zur Begründung solcher Haltungen geltend gemachte Tatsache, die nichtchristlichen heidnischen Kulturen seien in sich durch und durch minderwertig, verdorben und schlecht, findet in der Lehre der katholischen Kirche keine Rechtfertigung. In diesem Zusammenhang wird gerne die für jene Zeit erstaunlich klare und feste Haltung der Propagandakongregation (gegründet 1622) hervorgehoben, die im Jahre 1659 in einer Anweisung an die ersten von ihr nach Ostasien ausgesandten Apostolischen Vikare der Pariser Missionsgesellschaft zum Aus-

druck kam: „In keiner Weise sollt ihr jene Völker dazu zwingen, ihre Gebräuche, Gewohnheiten und Sitten zu ändern, wofern sie nicht offensichtlich gegen Glauben und gute Sitten verstoßen. Was könnte es auch Törichteres geben als Frankreich, Spanien, Italien oder ein anderes Land nach China übertragen zu wollen! Nicht dies, vielmehr den Glauben, der keines Volkes Sitten und Gewohnheiten, soweit sie nicht schlecht sind, verwirft und bekämpft, sie vielmehr unverletzt zu erhalten wünscht, sollt ihr ihnen bringen. Da es fast zur Natur der Menschen gehört, daß sie das Eigene, besonders ihre eigene Nation den übrigen Nationen an Wertschätzung und Liebe vorziehen, gibt es keine stärkere Ursache für Haß und Entfremdung als die Abänderung der heimatlichen Gebräuche, vorzüglich jener, an die sich die Menschen seit den Zeiten ihrer Väter gewöhnt haben. Dies gilt besonders, wenn man statt der abgeschafften Sitten jene der eigenen Nation einführte und auferlegte. Deshalb sollt ihr die Sitten jener Völker niemals (im Apostolat) den europäischen gegenüberstellen, vielmehr euch mit aller Sorgfalt ihnen anpassen." Die Missionsgeschichte der Zeit vor dieser Erklärung und jener der letzten Jahrhunderte zeigt, daß in der Praxis der Mission oft gegen das oben aufgestellte Prinzip gefehlt wurde, bisweilen unter dem Zwang fast unüberwindlicher äußerer Umstände (Kolonialismus) oder aus mangelnder Prinzipienklarheit von Missionaren oder aus dem Zeitgeist heraus, dem sich auch die Diener der Kirche unbewußt beugten. Aber die Lehre der Kirche ist seit den Zeiten des hl. Paulus (vgl. 1 Thess. 5, 21—22; 1 Kor. 9, 20—22) dieselbe geblieben. Die letzten Päpste haben sie im Zeitalter des zu Ende gehenden Kolonialismus mit besonderem Nachdruck eingeschärft. Aus den zahlreichen Texten dieser Art, die immer von dem Gedanken der Transzendenz der Kirche hinsichtlich der Kulturen ausgehen, seien nur einige wenige zitiert, die für unser Thema besonders beweiskräftig sind. In einer Botschaft an die Katholiken Indiens vom 31. Dezember 1952 erklärte Pius XII.: „Es ist kaum notwendig, euch daran zu erinnern, daß die katholische Kirche von niemandem verlangt, seine Sitten und Gebräuche aufzugeben, daß sie niemanden zwingt, ausländische Lebensformen anzunehmen. Die Kirche gehört sowohl dem Orient als dem Okzident. Sie ist an keine besondere Kultur gebunden." Ein Jahr vorher hatte der gleiche Papst in der Enzyklika *Evangelii Praecones* (vgl. Herder-Korrespondenz 5. Jhg., S. 547) sich ausführlicher zu dieser Frage geäußert: „Es bleibt Uns noch ein Punkt zu berühren, von dem Wir wünschen, daß alle ihn völlig klar erfassen. Die Kirche hat seit ihrem Ursprung bis heute stets die sehr weise Regel befolgt, daß das Evangelium bei den Völkern, die es annehmen, nichts zerstören und auslöschen soll, was in ihrem Charakter und in ihren Anlagen gut, schön und edel ist. In der Tat handelt die Kirche, wenn sie die Völker aufruft, sich unter Führung der christlichen Religion zu einer höheren Form von Menschlichkeit und Kultur zu erheben, nicht wie jener, der achtlos einen üppigen Wald niederschlägt, ihn plündert und ausrottet, sondern sie macht es wie der Gärtner, der ein Edelreis auf den Wildling aufpfropft, damit er eines Tages saftigere und süßere Früchte trägt." Der Papst fügt dann auch den theologischen Grund für diese Stellung zur heidnischen Kultur an: „Die menschliche Natur hat in sich, wenn sie auch durch Adams Fall mit erblicher Schuld befleckt ist, etwas von Natur aus Christliches bewahrt, das sich, vom göttlichen Licht erleuchtet und von der Gnade genährt, zu echter Tugend und übernatürlichem Leben erheben kann." Nachdem er dies näher erläutert hat, weist Pius XII. auf die Ausführungen hin, die er im Jahre 1944 vor den Leitern der Päpstlichen Missionswerke machte: „Der Missionar ist der Künder des Evangeliums und Bote Jesu Christi. Seine Aufgabe ist es nicht, die Kultur, die die europäischen Völker entfaltet haben, so, wie sie ist, zu den fernen Missionsländern zu bringen, sondern diese neuen Völker, die oft mit Stolz auf eine sehr alte Kultur zurückblicken, so zu belehren und heranzubilden, daß sie fähig werden, mit eifrigem und verlangendem Herzen die Grundsätze der christlichen Sitten und des christlichen Lebens aufzunehmen. Diese Regeln können mit jeder profanen Kultur in Übereinstimmung gebracht werden, wenn sie nur gesund und rein ist, und können sie geeigneter machen, die Menschenwürde zu schützen und Glück zu finden..." Johannes XXIII. zitiert Teile aus diesem Abschnitt der Enzyklika *Evangelii Praecones* in der Enzyklika *Princeps Pastorum* und weist anschließend auf seine Ansprache an den 2. Weltkongreß der Schriftsteller und Künstler schwarzer Rasse im April 1959 hin: „Wo immer wirkliche Fortschritte in Künsten und Wissenschaften die Kultur der Menschheit bereichern können, fördert und unterstützt die Kirche die darauf gerichteten Anstrengungen des Geistes. Denn die Kirche verbindet sich, wie Sie wohl wissen, nicht mit einer einzigen Kultur, als wäre diese ihr einzig angepaßt, um jede andere zu verachten. Sie wirft sich auch nicht einmal der Kultur Europas und der westlichen Völker in die Arme, wiewohl sie mit dieser nach dem Zeugnis der Geschichte besonders eng verbunden ist. Denn die Aufgabe, die der Kirche anvertraut ist, hat die Religion und das ewige Heil der Menschen zum Gegenstand. Die Kirche, die immer jung bleibt und immer wieder durch den Hauch des Heiligen Geistes erneuert wird, ist jederzeit voller Anerkennung für alles, was der Menschheit geistig und seelisch zur Ehre gereicht, auch wenn es in anderen Teilen der Welt als dem Mittelmeerraum seinen Ursprung hat, der nach Gottes Vorsehung die Wiege ihrer Kindheit war."

Die Notwendigkeit des Studiums der Missionswissenschaft

Will der Missionar diese Grundsätze der Kirche in seiner Tätigkeit verwirklichen, so muß er die einheimischen Kulturen kennenlernen, und zwar nicht nur in ihren Erscheinungen, sondern auch in ihren Grundanschauungen und Grundstrebungen. Gerade die Missionare, die auf dem Gebiete der Anpassung am meisten geleistet haben, brauchten zu diesem Studium Jahre und Jahrzehnte. Praktisch lernt der ausländische Missionar hier nie aus, und er kann hier nur Vorbereitungsarbeit leisten. Die eigentliche Aufgabe fällt dabei dem einheimischen Klerus zu. Ethnologie und Religionswissenschaft, wie sie heute schon in den Vorbereitungsschulen mancher Missionsorden und auch in Priesterseminarien der Missionen feste Bestandteile des Studienprogramms sind, können hier wertvolle Hilfe leisten. Aber da die Kirche eine Heiligungsaufgabe an den Kulturen hat, die über die Erhaltung ihrer Werte hinausgeht (vgl. den Satz in der Enzyklika *Evangelii Praecones:* „Die Sonderkultur der Völker und ihr Brauchtum hat die Kirche keineswegs beseitigt, sondern gewissermaßen geheiligt"), verlangt Johannes XXIII., daß der in- und ausländische Klerus der Missionen jene Spezialisierung der Theologie studiert, die man Missions-

wissenschaft (Missiologie) nennt: „In Würdigung der Umstände, die nicht nur für die richtige geistliche Erziehung des Priesternachwuchses von Bedeutung sind, sondern für die gesamten Bedürfnisse der einzelnen Völker und ihrer Geistesartung, hat der Apostolische Stuhl den ausländischen und einheimischen Klerus zum Studium der Missionswissenschaft angehalten ... Deshalb soll es in den katholischen Missionsseminarien nicht an Lehrgängen für die verschiedenen Zweige der Missionswissenschaft und die sachlichen Fragen, deren Kenntnis für die Seelsorge in den einzelnen Ländern nützlich scheint, fehlen. Die Ausbildung muß unbedingt nicht nur die ganze rechtgläubige, überlieferte Lehre der Kirche umfassen, sondern auch den Geist der Studenten aufschließen und schärfen für die Beurteilung ihrer heimatlichen Kultur, hauptsächlich in bezug auf die Philosophie, die Theologie und ihr Verhältnis zur christlichen Religion." Offensichtlich ist hier nicht daran gedacht, daß die Theologiestudierenden ihre heimatliche Kultur nur an der christlichen Philosophie und Theologie messen sollen, was ja schon im Studium der allgemeinen Theologie geschieht oder geschehen sollte, sondern speziell an der Erforschung der religiös-philosophischen Grundlagen der eigenen Kultur. Nur so sind sie ja imstande, Wert und Unwert heimischer Gebräuche usw. zu unterscheiden und zu den tiefsten weltanschaulichen Grundlagen ihrer Kultur vorzudringen. Ethnologie, Religionswissenschaft, Religionssoziologie sind anerkannte Hilfswissenschaften der Missionswissenschaft. Ihr Studium ist deshalb nützlich und notwendig, aber ihren letzten Wert erhalten diese Studien für den zukünftigen Priester und Missionar nur in ihrer Hinordnung auf die Missiologie. „Zum erstenmal verlangt das Papsttum so ausdrücklich und energisch von allen zukünftigen ausländischen und einheimischen Missionaren das Studium der Missionswissenschaft. Eine gründliche Kenntnis dieser Wissenschaft wird ja die Integration der religiösen Werte aller nationalen und rassischen Überlieferungen begünstigen ... Ist es tatsächlich tragbar, daß die afrikanischen und asiatischen Kleriker nicht kompetent und hellsichtig hinsichtlich ihrer eigenen Kultur sind, hinsichtlich dessen, was den Reichtum und den Glanz ihrer Vergangenheit ausmacht, daß sie die Seele ihres Volkes und ihrer Rasse nicht kennen: Viel bleibt noch auf diesem Gebiete zu tun. Aber es gibt nun keine Ausflüchte und kein Zögern mehr, denn Rom hat gesprochen" (André Rétif SJ, in „Réponse", Löwen, Februar 1961).

Die „Taufe der Kulturen"

Wenn der Heilige Vater das Studium der Missionswissenschaft gerade in Hinsicht auf die Kulturprobleme der jungen Missionskirchen fordert, so ist dies wohl als Anerkennung der Tatsache zu werten, daß er die sog. Anpassungs- oder Akkommodationsfrage zumindest als einen der wichtigsten Gegenstände dieser nun 50 Jahre alten Disziplin betrachtet, deren erster Lehrstuhl 1911 in Münster i. W. errichtet wurde. (Das Jubiläum wurde in Anwesenheit des Kardinalpräfekten der Propaganda Fide in den Tagen vom 28.—30. Juni dieses Jahres an der Westfälischen Wilhelms-Universität festlich begangen.) In der Tat hat die junge Missionswissenschaft wohl um keine Frage stärker gerungen als um die Frage der Akkommodation. Die Literatur darüber ist fast unübersehbar geworden. Es geht dabei keineswegs um rein akademische Probleme, sondern um eine der wesentlichsten Fragen der Kirche unserer Zeit, letztlich um die Erfüllung einer dogmatischen Forderung, die aus dem Wesen der Katholizität erfließt. Die Kirche soll allen Völkern nicht nur den Glauben bringen, sondern auch alle ihre Lebensäußerungen, alle Kulturen heiligen, um sie in die Erlösungsordnung einzubeziehen und sie so Christus, dem Haupt der Schöpfung, darzubringen (vgl. Eph. 1, 10). Und wie Christus die Menschheit in der Ausprägung eines bestimmten Volkes annahm und damit nicht nur den Menschen als solchen heiligte, sondern auch die konkrete Ausprägung des Menschseins in dem Volkstum, das er annahm, so muß die Kirche als der auf Erden fortlebende Christus, dessen Werk vollendend, beim Fortgang ihrer Sendung in geheimnisvoller Weise jede Ausprägung eines Volkstums gleichsam in Christus neu geboren werden lassen, die Natur aller Völker so mit sich vereinen, alle ihre Kulturwerte christusmäßig, christo-konform gestalten. Es ist also nicht damit getan, daß der Missionar die besonderen Kulturwerte der Völker achtet und pflegt, daß er sich ihnen anpaßt (daher der Name „Akkommodation"); sein Ziel muß sein, die sittlich-religiösen Werte dieser Völker mit dem Geiste Christi zu erfüllen, die sittlich-religiös indifferenten Werte aber auf das ewige Ziel des Menschen auszurichten. Die Kirche selbst aber nimmt die den noch nicht christlichen Kulturen entnommenen Werte in ihren Schatz auf, „assimiliert" sie und stellt einen Teil dieser Werte in den Dienst ihrer Verkündigung und ihres Gottesdienstes, „tauft" sie also gewissermaßen. In erweitertem Sinne nennt man auch den ganzen Vorgang der Erfüllung einer Kultur mit der Lehre und der Gnade Christi „Taufe einer Kultur". Daß es sich bei diesen Aufstellungen nicht etwa um neue Ergebnisse der missionswissenschaftlichen Studien handelt, zeigt sehr schön der im Jahre 1927 erschienene Artikel von Prof. Thomas Ohm OSB „Akkommodation und Assimilation in der Heidenmission nach Thomas von Aquin", der in der Sammlung von 38 Aufsätzen des Verfassers („Ex contemplatione loqui", Münster i. W. 1960) Aufnahme fand.

Wir sind heute an einem Zeitpunkt der Kirchengeschichte angelangt, in dem das Prinzip der Einheit des Glaubens, des Gottesdienstes, der Sakramente und der Disziplin in der Mannigfaltigkeit der Kulturen ein neues Durchdenken und neue Anwendungen verlangt. Die jungen Kirchen der Missionen sind samt und sonders, bewußt, halbbewußt oder noch unbewußt, und selbst wenn sie in Abwehr der heidnischen Ideenwelt sich instinktiv an den stark westlichen Kulturausdruck der Missionskirche klammern, vor die Kulturfrage und damit vor die Frage ihrer endgültigen Verwurzelung im heimischen Kulturboden gestellt. Wie immer man die Aussichten einer dauernden Übernahme westlicher Kulturelemente in die Kulturen der Völker Asiens und Afrikas beurteilt: alle Elemente dieser Art werden aus dem Formgesetz der einzelnen Kulturen aufgearbeitet werden. Kommt es in Afrika wirklich zu einer afrikanisch-europäischen „Mischkultur", so wird auch diese insofern eine neue Kultur sein, als sie nach „den tiefsten Anlagekräften jedes völkischen Zweiges" (Enzyklika *Summi Pontificatus* Pius' XII.) Gestalt annehmen wird.

Die Herder-Korrespondenz hat im Aprilheft (ds. Jhg., S. 306) einen längeren Passus aus einer Betrachtung der Agenzia Fides über die Lage im Kongo gebracht, in dem in prägnantester Form die dringende Notwendigkeit einer Afrikanisierung der dortigen Kirche gezeigt wird. Es ist hier von einer Art Persönlichkeitsspaltung der dor-

tigen Katholiken im Widerstreit von europäischem Ausdruck der Kirche und Denkart der afrikanischen Brüder die Rede. Ganz ähnlich äußerte sich Kardinal Gracias für Indien: „Wir wissen, daß das christliche Leben im besten Sinne des Wortes in unser Leben und unsere Kultur integriert werden muß ... Es gibt kein Problem, das mehr Beklemmung hervorruft als das der geteilten Loyalitäten, jener gegenüber dem katholischen Glauben und jener zum eigenen Land, insbesondere seiner Kultur" („Missions et Liturgie". Rapports de la première Semaine internationale d'études de liturgie missionnaire, Brügge 1960). Daß Johannes XXIII. das Problem klar sieht, geht aus seiner Botschaft an den Pax-Romana-Kongreß vom 8. Dezember 1959 („Osservatore Romano", 23. 1. 60) hervor: „Und nun noch ein anderer Gegenstand der Überlegung: Durch seine Natur ist der Katholizismus universal, weltweit. Das Evangelium hat im Laufe der Jahrhunderte, angefangen vom Nahen Orient, lebende Kulturformen beseelt, die immerfort reine religiöse, sittliche und geistige Werte bergen, und es wäre ein großes Unrecht, sich ihrer zu berauben. Heute nun obliegt Ihnen zum Teil die wichtige Aufgabe, ebenso diese Botschaft der Wahrheit und der Liebe in der orientalischen Seele angemessene Formen zu übertragen. Sie mögen wissen, daß Wir diese Arbeit als eine solche von kapitaler Bedeutung für die Zukunft des Katholizismus ansehen." Aus dem gleichen Geiste heraus erklärte der Präfekt der Propaganda, Kardinal Agagianian, in seiner Brüsseler Rede bei Gelegenheit der Weltausstellung von 1958: „Gemäß ihrem spezifischen Charakter hat die Einpflanzung der Kirche in den Missionen nicht zum Zweck, einen hermetisch abgeschlossenen Block zu bilden, der am Rande der örtlichen Gesittung und Kultur lebt ... Die Mission strebt vielmehr dahin, ein Erblühen neuer Einzelkirchen vollständig einheimischen Charakters zu bewirken, mit eigenem örtlichem Klerus, mit eigenem Stil des christlichen Lebens."

Dieser eigene Stil christlichen Lebens hat in der alten Kirche Ausdruck in den verschiedenen Riten gefunden, die weit mehr als gottesdienstliche Formen, vielmehr Ausdruck religiös beseelter Eigenkultur waren. Die meisten dieser Riten haben infolge bestimmter kultureller oder politischer Zusammenhänge bzw. geschichtlicher Entwicklungen den Raum des Volkstums, in dem sie entstanden, vorübergehend oder dauernd, beträchtlich oder unbeträchtlich überschreiten können, oft unter Zuhilfenahme sprachlicher oder sonstiger Anpassung an neu gewonnene Volkstümer. Die Geschichte zeigt, daß Ritus (als Kulturausdruck) und Volkstum sich nicht notwendigerweise decken müssen. Dies muß jenen gesagt werden, die der Meinung sind, daß es in einer strukturell neugegliederten Kirche der Zukunft soviel Riten als Volkstümer geben müsse. Der lateinische Ritus konnte sich infolge geschichtlicher Umstände über einen großen Teil Europas ausdehnen. Die spanisch-portugiesische Conquista brachte ihn in die Neue Welt, europäische Auswanderung und Kolonialbewegung bis in fernste Gebiete der Erde. Es gibt im Bereich des lateinischen Ritus ungelöste Akkommodationsprobleme. Soweit es sich dabei um Katholiken westlicher Herkunft handelt, sind diese Probleme doch mehr akzidenteller Natur. Da aber der lateinische Ritus mit der Mission in die ganz fremden Kulturen Asiens und Afrikas einzudringen suchte, ohne sich diesen Kulturen assimilieren zu können, entstand ein bis heute unbewältigtes Anpassungsproblem schwerwiegender Natur. Die Kapazität dieses Ritus zur Kulturanpassung wird zweifellos überbeansprucht. In dem Augenblick nun, wo die Mission nicht mehr von den fördernden Einflüssen der europäischen Kulturausbreitung kulturell gestützt wird, fordert die Lage im Interesse der Verwurzelung der jungen Kirchen im Kulturboden und der Weitertragung der christlichen Botschaft in die farbige Welt dringend neue Überlegungen in der Anpassungsfrage. Es geht hier nicht primär um die äußere Übernahme von alten oder neuen Ausdruckselementen asiatischer und afrikanischer Kulturen, nicht einmal um radikale Ausmerzung europäisch-westlicher Elemente, die Eingang in die sich umgestaltenden Kulturen dieser Erdteile gefunden haben und finden, vielmehr um eine Vermählung christlichen Geistes mit den tiefsten Anlagen und Formkräften, also um schöpferische Mitgestaltung an diesen Kulturen.

Es ist in diesen Zeiten von besonderem Interesse, wie stark sich die Kirchenleitung gerade heute für die Gleichachtung der orientalischen Riten mit dem lateinischen Ritus einsetzt und damit das Prinzip unterstreicht, dem diese Riten (und Kirchenzweige) ihr Entstehen verdanken. Es sei hier nur auf die Tatsache hingewiesen, daß Papst Johannes XXIII. am 16. April 1961 bei der Bischofsweihe des Assessors der Orientalischen Kongregation, Msgr. Gabriele Acacio Coussa, in griechischem Ritus ein Pontifikalamt feierte. Der Informationsdienst der Orientalischen Kirche (Nr. 246, 25. 4. 61), der im Palast der Kongregationen in Rom erscheint, nannte diese Feier ein historisches Ereignis von höchster Bedeutung. Ein Papst, der selbst dem lateinischen Ritus angehört, feierte das hl. Opfer in einem orientalischen Ritus. Es war dies „eine Geste, die kein Vorbild in der Geschichte hat. In den ersten Jahrhunderten gab es Päpste, die im orientalischen Ritus die Messe feierten, aber sie waren in diesem Ritus geboren und bedienten sich also ihres heimatlichen Ritus. Johannes XXIII. aber ist der erste Papst, der als Nichtorientale in einem orientalischen Ritus zelebrierte, und er wollte dadurch nicht nur seine Wertschätzung der ehrwürdigen, nach seinen eigenen Worten ‚großartigen und ergreifenden' orientalischen Riten, sondern die Gleichwertigkeit aller Riten, des lateinischen und der orientalischen, zeigen. Alle sind sie äußere Formen des Kultus, schön und vielgestaltig. Sie zieren die heilige Mutter Kirche, die so mit Mannigfaltigkeit umgeben (‚circumdata varietate') ist. Hauptsächlich wollte er — durch die Tatsachen — darlegen, daß unsere getrennten Brüder des Orients von seiten des Heiligen Stuhles hinsichtlich ihres Ritus im Falle der Rückkehr zum einen Schafstall, von dem sie durch unglückliche Ereignisse, gegenseitige Mißverständnisse und Irrungen getrennt wurden, nichts zu fürchten haben."

Die Aufgabe

In dem oben zitierten Sammelwerk vom Ohm findet sich ein vor fünf Jahren gehaltener Vortrag des Autors über den Europäismus in der neuzeitlichen Asienmission und seine Überwindung. Hier wird das Anpassungsproblem erneut aufgerollt und Gültiges dazu gesagt. Einleitend bemerkt der Verfasser, daß wir uns erst in den Anfängen der Enteuropäisierung befinden und daß bei uns Akkommodation mehr in den peripheren, äußeren, vordergründigen Bereichen und Dingen als in den entscheidenden, in den Seinstiefen, den Seinsgründen, den Grundbestimmtheiten geschieht. Nach wie vor sei in der Mission der Europäismus noch eine Macht. Noch immer sei die Zeit, in der wir unsere eigenen Arten in den Missionen aus-

leben, nicht völlig zu Ende. Immer noch unterschieden wir nicht hinreichend zwischen dem Wesen des Christentums und seinen Gewändern. Immer noch realisierten wir nicht genügend, daß jedes Volk Aufscheinen eines göttlichen Gedankens sei: „Immer noch predigen und unterrichten wir europäisch, feiern wir den Gottesdienst nach lateinischem Ritus, dem Ritus der Stadt Rom, erzeugen wir Gemeinden europäischer Art und geben wir der Kirche weithin europäische Formen." Noch immer fehlten bei Katholiken und Protestanten bestimmte Voraussetzungen für eine völlige Überwindung des Europäismus, nämlich die Erkenntnis der Besonderheiten und Wesenszüge der asiatischen Völker und Kulturen: „Nun verstehen Sie, warum nach wie vor Persönlichkeitsverluste eintreten und es nach wie vor ‚innere Hohlräume' gibt, die das gefährden, was wir aufbauen, warum bisweilen das Christentum leichthin wie ein Gewand abgestreift wird, warum es nicht überall innerer Besitz und zweite Natur geworden ist ... Es ist Zeit, die europäische Brille abzulegen und die Asiaten objektiv und richtig zu sehen und zu werten ... Es ist Zeit, alles Wahre, Gute und Schöne zu betrachten, zu schätzen, zu fördern, heimzuholen, und zwar so, daß es den Menschen Asiens dabei wohl und warm wird ... Allzulange haben manche unbeabsichtigt sie (diese Werte) im Eisschrank gehalten und unter Frost gesetzt ... Die europäische Periode der Welt-, Kirchen- und Missionsgeschichte ist vorbei. Deswegen muß mit der Katholizität und dem Universalismus des Christentums in jeder Hinsicht praktisch ernst gemacht werden. Ein Gott, ein Christus, ein Glaube, eine Taufe, eine Kirche, aber viele Weisen, Gott zu loben und zu dienen. Omnis spiritus laudet Dominum."

Das besagt nicht, so führt Ohm weiter aus, daß in Asien alles gut und schön ist. Nicht nur der Europäismus schadet dem Zusammenleben der Völker und der Ausbreitung des Christentums, sondern auch der Asiatismus, der Asien zur Norm für alle und alles machen will. Vor allem bedeutet dies nicht, daß die Religion Jesu in Asien völlig indisiert, sinisiert und japanisiert werden soll: „Christus ist nur dort, wo eine neue Kreatur ist, wo der Mensch das sagen kann, was ein Chinese von seiner Bekehrung sagte: ‚Ich fand mich in einer neuen Welt, und in ihr ward ich eine neue Kreatur.' Diese Neuheit des Christentums verlangt auch neuen Ausdruck. Neuer Wein in neuen Schläuchen!... Zudem sind viele Völker Asiens und Afrikas entschlossen, neue Wege zu gehen und sich selber und ihren Kirchen ein neues Gesicht zu geben. Wir dienen den Völkern nicht, wenn wir das Alte überbetonen, sondern wenn wir ihnen helfen, das Leben in unserer Zeit zu meistern unter Wahrung und Achtung ihrer letzten Besonderheiten und Lebensgesetze."

Die Kirche in Algerien

Mit den Verhandlungen zwischen den Vertretern der französischen Regierung und dem Gouvernement provisoire de la République algérienne (GPRA) in Evian ist die Algerienfrage in ein neues Stadium getreten. Die Tatsache, daß man sich nach fünf Jahren Krieg und immer wieder mißglückten Anläufen seit dem Frühsommer 1961 endlich am Verhandlungstisch zusammengefunden hat, bedeutet an sich schon einen Fortschritt. Er wird durch den schleppenden Gang der Verhandlungen und deren Unterbrechung nach dem 15. Juni nicht gemindert. Die Gespräche von Evian können nicht mehr sein als ein Abtasten der gegenseitigen Standpunkte mit dem Ziel, eine Basis zu gewinnen, die den Abschluß konkreter Übereinkünfte ermöglicht. Die Hoffnung, daß man von den weiteren Verhandlungen schließlich doch ein Resultat erwarten darf, gründet sich nicht nur auf die Verhandlungsbereitschaft beider Seiten, sondern auch auf einen objektiven Zwang, unter dem sie stehen. Beide müssen sich zusammensetzen, wenn sie nicht das Odium auf sich nehmen wollen, internationale Störenfriede zu sein.

Frankreich sieht — trotz militärischer Überlegenheit — mehr und mehr die Aussichtslosigkeit des Kampfes in Algerien ein. Die Uhr der Weltgeschichte läßt sich nicht zurückstellen. Staatspräsident de Gaulle hat daher mehrfach feierlich verkündet, daß Algerien über sein künftiges Schicksal selbst entscheiden solle. Der weitaus größte Teil der Bevölkerung Frankreichs unterstützt den General. De Gaulle hat durch diese Politik nicht nur sein Ansehen in Frankreich und in der westlichen Welt steigern können, sondern auch unter den frankreichfeindlichen Muslimen in Algerien neue Anhänger gewonnen. Vor allem hat er durch den Kurs seiner Algerienpolitik — den Bruch mit den Ultras und zuletzt das kompromißlose Zerschlagen des Aprilaufstandes — die Rebellenregierung auf die Verhandlungsbank gezwungen. Die Vertreter des GPRA und der FLN haben das — als kluge Taktiker, die sie sind — rasch begriffen. Für sie stand nicht nur ein persönlicher Prestigeverlust auf dem Spiel, wenn sie die Bereitschaft Frankreichs zu verhandeln in den Wind geschlagen hätten, sondern sie stehen als nationale Algerier vor allem auch vor der Notwendigkeit, die weitere Zerstörung ihres Volkes und Landes, die Demoralisierung der Bevölkerung wie die Vernichtung der natürlichen Hilfsquellen zu beenden.

Gleichwie die Verhandlungen von Evian und die weitere Entwicklung verlaufen werden — das bisherige Verhältnis zwischen Frankreich und Algerien wird eines Tages der Geschichte angehören. Damit aber entsteht eine neue Situation für die Kirche dieses Landes und die Kirche überhaupt. Es gilt deshalb, in die Zukunft zu blicken. Die Chancen und Möglichkeiten sind abzuwägen, die die Kirche in dem neuen (assoziierten oder unabhängigen) Algerien haben wird: ohne Rückendeckung an eine europäische Kolonialmacht, inmitten eines ihr fremden, verschlossenen, wenn nicht feindlichen Kulturraumes. Wird die Kirche diese Welt allein durch die Kraft der Verkündigung, das leuchtende Beispiel ihrer Mitsorge um die geistigen und sozialen Bedürfnisse aller in dieser Welt Beheimateten von innen her aufsprengen können? Schließlich geht es auch um die Frage, ob sich Christentum und Islam zu einer gemeinsamen Abwehr gegen den immer stärker werdenden kommunistischen Einfluß in Afrika zusammenfinden werden oder nicht. Die Stimmen erfahrener Afrikamissionare mehren sich, die von einem solchen Zusammengehen die Zukunft des freien Afrika und damit auch die Freiheit der Kirche abhängig machen.

Die Präsenz der Kirche

Algerien einschließlich der Sahara zählt etwa 9,5 Millionen Einwohner. Davon sind ca. 1,2 Millionen Europäer, 70% davon sind Franzosen, der Rest Italiener, Spanier und Malteser. Nach dem Annuario Pontificio 1961 sind davon 800 000 katholisch. „Bilan du Monde" nennt dagegen 925 000. Der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung beträgt nicht ganz 10%. Es gibt vier Diözesen. Die Erzdiözese Algier (Erzbischof Léon-Etienne

Duval; 350 000 Katholiken) mit ihren beiden Suffraganbistümern Oran (Bischof Bertrand Lacaste; 375 000 Katholiken) und Constantine (Bischof Paul Pierre Pinier; 180 000 Katholiken) umfaßt die drei Départements im Norden. Im Südterritorium liegt die Diözese Laghouat (Bischof Georges Mercier PB; 19 000 Katholiken).

Vergleicht man die Zahl der Katholiken in Algerien mit der anderer nordafrikanischer Länder, so erscheint sie ungewöhnlich hoch. Die zahlenmäßige Stärke der Kirche ist hier jedoch weitgehend das Ergebnis der Anwesenheit Frankreichs. Auf Grund seiner besonderen Stellung gegenüber dem Mutterland zog Algerien bedeutend mehr Europäer an als etwa Tunesien und Marokko. Seitdem diese Länder unabhängig sind, hat sich die Zahl der Katholiken, bedingt durch den Exodus zahlreicher Europäer, beträchtlich verringert. Heute gibt es in einigen Gegenden Tunesiens Kirchen und Pfarreien ohne Katholiken. So besteht z. B. in Tunis eine Pfarrei mit einer Kirche, drei Geistlichen und nur dreißig Gläubigen. Dieser völlig abnormale Zustand hat indessen zur Folge gehabt, daß der Seelsorgsklerus sich neue Aufgaben suchte. Er ging unter die Araber, führt mit ihnen ein gemeinsames Leben und versucht so durch seine Anwesenheit und soziale Hilfe die Präsenz der Kirche in diesen Ländern zu wahren.

Für Algerien könnte sich eines Tages eine ähnliche Situation ergeben. Die algerischen Katholiken setzen sich fast ausschließlich aus Europäern zusammen. Bekehrungen von Arabern sind äußerst selten. Die religiöse Einstellung der Siedler, sofern man überhaupt von einer solchen sprechen kann, ist wenig geeignet, die Mission unter den Muslimen zu unterstützen. Die französischen Siedler sind Wirtschaftspioniere und arbeiten als solche ausgezeichnet, aber ihre religiöse Praxis geht über die von Brauchtumschristen nicht hinaus. Vor allem die ältere Generation sieht im einheimischen Algerier mehr ein wirtschaftliches Objekt als einen Menschen, dem gegenüber man nicht nur soziale, sondern auch religiöse Verpflichtungen hat. Sie hat sich daher weder um seine geistige Verfassung noch um seine Kultur gekümmert, Europäer und Araber lebten weitgehend getrennt nebeneinanderher.

Dies gilt auch für den Teil des Klerus, der mit den französischen Siedlern nach Algier kam. Meist waren es Militärgeistliche, die schon allein auf Grund ihrer Dienststellung für eine Kontaktaufnahme mit Arabern nicht in Frage kamen. Doch auch die ordentliche Pfarrseelsorge hat sich um die Einheimischen wenig gekümmert. Erst durch die Aktion von Kardinal Lavigerie (1869), der den Weißen Vätern in Maison-Carrée und den Missionsschwestern von Notre Dame d'Afrique neue Aufgaben stellte, hat sich in der algerischen Arabermission einiges geändert. Lavigerie war der erste, der sich der missionarischen Verantwortung gegenüber den Arabern bewußt wurde. Die von ihm gegründeten Weißen Väter und Schwestern entfalteten eine weitreichende sozial-caritative Tätigkeit unter der einheimischen Bevölkerung. Sie wurden jedoch vom französischen Klerus dabei nicht genügend unterstützt. Dieser war vielmehr der Ansicht, die Missionsarbeit der Orden dispensiere ihn von dieser Pflicht. Den Missionaren selbst fehlte es verständlicherweise noch an Erfahrung in der Arabermission. So versäumte man die notwendige Anpassung. Wenn man auch nicht von einem Mißerfolg dieser Missionsanstrengungen sprechen kann, so haben sie anderseits doch nicht die bestehende Trennung zwischen Einheimischen und Europäern überwinden können. Die vorherrschende Tendenz zur Segregation wurde also kaum vermindert. Die Kirche beschränkte sich in Algerien auf die Betreuung der europäischen Katholiken. (Noch der Vorgänger von Erzbischof Duval erklärte, er würde nach Frankreich zurückkehren, wenn Algerien eines Tages unabhängig werden und die Europäer das Land verlassen sollten.) Erst 1932 bzw. 1939 konnten die Kleinen Brüder (Schwestern) des P. de Foucauld in der Sahara mit der Arabermission beginnen.

Die Entwicklung während der Kriegsjahre

Der Krieg in Algerien hat die Kluft zwischen Europäern und Arabern noch größer werden lassen. Terror und Gegenterror erzeugten bei beiden Völkergruppen ein Klima, dessen Folgen erst später sich voll auswirken werden. Aber selbst wenn der französische Bevölkerungsteil Algerien nach Erlangung der Unabhängigkeit geschlossen verlassen sollte, bleibt noch mehr als genug Explosivstoff im Lande zurück, der eine Konsolidierung der Verhältnisse für den Anfang fast unmöglich macht. Das Verhalten gewisser Teile der französischen Armee hat weiterhin dazu beigetragen, die Atmosphäre zu vergiften. Die Folterungen von Einheimischen durch die französische Polizei und die Soldaten leugnet heute niemand mehr ernstlich. Sie haben mehr zur Geschlossenheit des arabischen Widerstandes beigetragen als das Prestige der FLN. Aber ein solcher Krieg hat notwendig auch seine Paradoxien. Zu diesen gehört die Tatsache, daß sich gerade in der Zeit des Krieges viele Christen und Muslimen menschlich nähergekommen sind. Die vielen algerischen Arbeiter, die nach Frankreich auswanderten, lernten dort Christen kennen, die sich für ihre Rechte einsetzten und ihnen, soweit sie konnten, halfen. Besonders die beiden Kardinäle Liénart und Gerlier haben die Öffentlichkeit in Frankreich immer wieder aufgefordert, sich der algerischen Fremdarbeiter anzunehmen und ihnen ihr Schicksal zu erleichtern. Außerdem beauftragten sie Priester der Mission de France und des Prado, sich um die Algerier zu kümmern. Diese Priester haben Außerordentliches geleistet. (Erwähnt sei hier nur das segensvolle Wirken des Abbé Carteron; vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 125.) Ihre Sorge erstreckte sich jedoch nicht nur auf die Algerier in Frankreich. Sie haben ihre Arbeit auch auf das Mutterland Algerien selbst ausgedehnt. Zu diesem Zweck wurden neue Methoden entwickelt. Man wollte zunächst nichts anderes als den Arabern menschlich nahe sein, ihre Sorgen mittragen und das Elend, in dem sie leben, mit ihnen teilen. So entstand die Priestergemeinschaft von Suk Aras (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 228). Die Ereignisse um die Priester der Mission de France, das Eingreifen der Polizei und die nachfolgende Auflösung und Vertreibung aus Suk Aras sind hinlänglich bekannt (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 406). Der zeitliche Abstand, der uns heute von diesen Ereignissen trennt, macht es uns möglich, die Wirkung abzuschätzen, die die Haltung dieser Priester und der mit ihnen tätigen Laien auf die Araber ausgeübt hat. Sosehr das Vorgehen der französischen Polizei zu bedauern ist wie auch manche Unklugheit, die von einzelnen Priestern und Laien begangen worden ist, so hat doch die Publizität, die diesen Vorgängen inner- und außerhalb Frankreichs und Algeriens zuteil wurde, ihre Wirkung auf die Algerier nicht verfehlt. Denn zum ersten Male erlebten sie, daß Menschen anderer Rasse und Religion nicht nur für ihre Rechte sich einzusetzen bereit erklärten, sondern den Kampf auch aufnahmen gegen die Übergriffe von Polizei

und Militär ihres eigenen Landes. So lernten die Algerier zu unterscheiden zwischen Franzosen und Franzosen, zwischen Frankreich und der Kirche. Die Katholiken beeindruckten sie um so mehr, als diese unter jenen Franzosen, die sich für eine friedliche Lösung in Algerien einsetzten, weitaus die Mehrzahl bildeten. Durch die ständigen Kontakte zwischen Priestern und Algeriern, aber auch zwischen katholischen Laien und Einheimischen — etwa in den Lagern oder an Arbeitsplätzen — wurden diese Einsichten vertieft. Die Algerier lernten nicht nur diese Christen schätzen, sondern sie gewannen auch ein neues Verhältnis zum christlichen Glauben.

Daß trotz Krieg, Not und Elend ein neues Verhältnis zwischen Christen und Muslimen in Algerien sich entwickeln konnte, verdankt das Land vor allem dem Erzbischof von Algier, L.-E. Duval. Als Erzbischof Duval die Diözese übernahm, begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Kirche dieses Landes. Er betrachtete sich von Anfang an nicht nur für die Christen, sondern auch für die Nichtchristen verantwortlich. Immer wieder appellierte er an die kämpfenden Parteien, den Frieden zu suchen. Er trat jederzeit unerschrocken für die Muslimen ein, wenn feststand, daß sich die französische Besatzung Übergriffe erlaubt hatte (vgl. Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 216 und 266). Er wagte es häufig, den Unmut der französischen Siedler und der Regierung hervorzurufen. Mehrmals versuchte man, gegen ihn vorzugehen, und verlangte seine Absetzung durch den Vatikan. Der Vatikan hat sich diesen Forderungen immer widersetzt und sich so mit dem Erzbischof solidarisch gezeigt. Seine wiederholten Privataudienzen beim Papst sowie das päpstliche Schreiben an den Erzbischof anläßlich des Aprilputsches geben davon Zeugnis. Dadurch ist sein Ansehen nicht nur bei vielen Europäern, sondern auch bei den Algeriern außerordentlich gestiegen. In dem Maße, wie seine Bemühungen in Europa und bei den Muslimen anerkannt wurden, wuchs freilich auch der Widerstand gegen ihn. Er wird getragen von den französischen Siedlern und einem Teil des französischen Klerus, der noch immer seinen Auftrag auf die Betreuung der Siedler beschränken will und sich von der Vorstellung der französischen Suprematie gegenüber den Einheimischen nicht trennen kann. Das Verhalten mancher Priester anläßlich des „Messestreiks" nach dem Aprilputsch war nicht nur von Angst vor den Colons, sondern weitgehend auch von der Sympathie für die „Streikenden" bestimmt.

Aussichten der Kirche für die Zukunft

Anlaß zu berechtigten Hoffnungen für die Kirche im künftigen Algerien gibt das Wirken jener Priester, die, unterstützt von ihren Bischöfen, versuchen, sich dem Leben der Einheimischen anzupassen, ihre Sorgen zu teilen, ihre religiösen Überzeugungen zu verstehen und ihre kulturelle Eigenart mitzuleben. Da der missionarische Geist gerade in jüngster Zeit unter den französischen Katholiken wieder lebendig geworden ist und auch von der Hierarchie gefordert wird, ist es sehr wahrscheinlich, daß sich noch mehr Priester finden werden, diese Form von Mission auf sich zu nehmen. Man muß freilich beachten, daß es sich dabei um eine doppelt schwere Aufgabe handelt. Denn der Missionar, Priester wie Laie, muß nicht nur völlig auf seine eigene Welt verzichten und sich ganz in die fremde Welt, die häufig noch voll des Elends und der Depression ist, einleben, sondern er muß auch von vornherein von einem sichtbaren Erfolg seiner Mission absehen. Daß diese Missionare zu dieser Aufgabe bereit sind und dabei ihre Situation sehr realistisch einschätzen, ist wohl das tröstlichste an der Sache.

Die Zukunft der Kirche in Algerien darf aber nicht allein auf solche kühnen Versuche gestellt sein. Sie bedarf, um lebensfähig zu sein, noch immer der Gegenwart der europäischen Katholiken. Für deren Verbleiben ist aber der Ausgang der Verhandlungen und der zukünftige politische Status von Algerien entscheidend. Ein völliger Rückzug der Europäer aus Algerien würde auch für das Leben der Kirche in diesem Land schwerwiegende Folgen haben.

Schließlich wird das künftige Schicksal der Kirche Algeriens auch davon abhängen, welchen politischen Kurs die neuen Führer steuern werden, ob nach Osten oder nach Westen. Im GPRA sind heute Vertreter einer prowestlichen wie prokommunistischen Linie anzutreffen. Welche den Ausschlag geben werden, läßt sich zur Zeit noch nicht sagen.

Ökumenische Nachrichten

Das neue Protestantengesetz in Österreich

Die Protestanten Österreichs feierten im Beisein der Regierung am 7. April 1961 in Kenntnis des bevorstehenden, am 6. Juli vom Nationalrat einstimmig verabschiedeten „Bundesgesetzes über äußere Rechtsverhältnisse der Evangelischen Kirche in Österreich" das Ende des 100 Jahre bestehenden Protestantenpatents vom 8. April 1861: die nunmehr erlangte volle Autonomie und Gleichberechtigung. Abgesehen von dem Schönheitsfehler, daß die Neuordnung des Rechtes der beiden evangelischen Kirchen Augsburgischen und Helvetischen Bekenntnisses, die einen Kirchenbund darstellen, nicht als Staats-Kirchen-Vertrag, sondern als parlamentarisches Gesetz ins Leben tritt, haben sie alles erlangt, ja fast noch mehr, als sie nach Aussage von Bischof D. Gerhard May erwarten konnten. Da das Protestantenpatent Kaiser Franz Josephs, eine Frucht des Neubeginns parlamentarischen Lebens in Österreich auf Grund des Februarpatentes 1861, durch die Nationalsozialisten 1938 weitgehend außer Kraft gesetzt und 1947 durch ein Gentleman's-Agreement provisorisch abgelöst worden war, konnte die mit Unterrichtsminister Dr. Drimmel frei ausgehandelte Regelung die neuesten Erkenntnisse des Staatskirchenrechtes verwirklichen und ein Modell für Länder mit katholischer Mehrheit schaffen. Das war um so notwendiger, als sich die evangelische Bevölkerung von 103 000 Seelen im Jahre 1869 durch die 1898 einsetzende Los-von-Rom-Bewegung bis 1910 verdoppelt und bis 1951 durch Zuwanderung sogar vervierfacht hatte (auf 6,4 %). 1959 zählte man in Österreich 414 812 Evangelische. Bei jährlich etwa 2000 Austritten überwiegt die Zahl der Neueintritte mit ca. 3200 Seelen in den letzten Jahren.

Volle Gleichberechtigung, Freiheit zu ökumenischem Verkehr

Will man beurteilen, was erreicht wurde, so ist ein Blick auf die 25 Paragraphen des Protestantenpatents von 1861 nötig, das das Toleranzedikt Josephs II. von 1783 ablöste (mit noch beschränkteren Rechten für „Akatholiken", als sie heute Spanien gewährt; vgl. dazu Karl

Schädel: „Ein neues Protestantengesetz in Österreich", in: „Informationsblatt" Jhg. 10, Nr. 6, vom 23. 3. 61, und Wilhelm Kühnert: „Hundert Jahre Protestantenpatent", in: „Österreichisches Archiv für Kirchenrecht" Jhg. 12, 1961, Heft 2, S. 81—86). Das Patent gewährte damals den Protestanten, ihre kirchlichen Angelegenheiten selbständig zu ordnen, die Freiheit des Glaubensbekenntnisses — ohne aber die lutherische und die reformierte Kirche als zwei verschiedene Bekenntniskirchen anzuerkennen —, das Recht gemeinsamer öffentlicher Religionsausübung wie die Zusage, daß die Verschiedenheit des Glaubens keinen Unterschied im Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte ausmachen solle. Es wurde eine Staatspauschale festgesetzt — sie betrug seit 1947 jährlich 5 Millionen Schilling —, ferner erhielt die Kirche das Recht, freie Schulen zu errichten, Pfarrer aus dem Ausland, d. h. aus Deutschland, anzustellen und Vereine zu bilden. Aber der katholische Kaiser behielt sich als Summus Episcopus das Recht vor, die Wahl des Superintendenten und die Gesetze der Generalsynode zu bestätigen und die Mitglieder der Kirchenleitung (Oberkirchenrat) zu ernennen, ein Recht, das seit 1918 auf den Ministerrat überging und völlig sinnlos wurde. Es fehlte vor allem der formelle Grundsatz der Gleichberechtigung mit der katholischen Kirche, die praktisch weitgehend schon bestand.

Diese ist in dem neuen Bundesgesetz voll anerkannt, und zwar getrennt für die lutherische und die reformierte Kirche wie für den Kirchenbund. Sie erhalten die Freiheit zum ökumenischen Verkehr und zur Mitgliedschaft im Weltrat der Kirchen sowie in anderen ökumenischen Organisationen, eine Bestimmung, die dem in Konkordaten anerkannten Recht auf freien Verkehr der katholischen Bischöfe mit dem Papst entspricht. Die Kirche sowie ihre Gemeinden und Einrichtungen genießen als Körperschaften öffentlichen Rechtes den Schutz des Staates, ebenso ihre Amtsträger, auch die geistliche Kleidung wird geschützt und die Amtsverschwiegenheit anerkannt. In bestimmten Bereichen haben die Behörden Rechtshilfe zu leisten. Staatliche Gesetze und Verordnungen, die äußere Rechtsverhältnisse der Kirche betreffen, sind ihr zur Begutachtung vorzulegen. Außer der Zahlung jährlicher Staatszuschüsse von 6,5 Millionen Schilling, errechnet nach dem Prozentanteil der evangelischen Bevölkerung, werden die Rechte der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Wien, des Religionsunterrichtes an den öffentlichen Schulen, der kirchlichen Jugenderziehung, der Militär- und der Krankenhausseelsorge geregelt. Auch ist das Sammlungsrecht sowie die Erhebung und unabhängige Verwendung von Kirchenbeiträgen und Gemeindeumlagen gewährleistet.

Was die gewählte Form eines Bundesgesetzes betrifft, wird von Sachverständigen geltend gemacht, daß in Österreich die gesetzlichen Voraussetzungen für eine Regelung auf Vertragsbasis nicht gegeben seien und die Neuordnung sich dann wesentlich verzögert hätte. Die Kirche hat dem durch einen Verzicht auf die Vertragsform Rechnung getragen, da die Verhandlungen frei und verständnisvoll geführt worden waren und es sich nicht um ein oktroyiertes, sondern um ein paktiertes Gesetz handelt. Es ist zu vermerken, daß das Gesetz nicht von den Parteien umstritten war, sondern von allen schon im Werden gutgeheißen wurde. Die Parole des Unterrichtsministers Dr. Drimmel: „Freie Kirche im freien Staat", bedeutet keine Distanzierung der beiden Partner, sondern Zusammenarbeit. Bischof May wies in seiner Würdigung des Gesetzes eigens darauf hin, daß die Verankerung des Rechtes auf freien ökumenischen Verkehr von größter Tragweite für ein europäisches Staatskirchenrecht sei.

Die Inthronisation des Erzbischofs Ramsey

Es war ein großes, nie dagewesenes ökumenisches Ereignis für Canterbury, als der 100. Erzbischof, Arthur Michael Ramsey, am 27. Juni zunächst auf dem Stuhl seiner Kathedrale und hernach auf dem ehrwürdigen Stuhl des ersten Missionsbischofs in England, des hl. Augustinus, inthronisiert wurde. Denn außer den vielen Würdenträgern des Staates, der Grafschaften und der anglikanischen Kirchengemeinschaft sowie den Freikirchen Englands und Schottlands waren zahlreiche Oberhäupter der sog. „katholischen" Kirchen des Weltrates der Kirchen anwesend oder durch Delegierte vertreten. Für die Altkatholiken, die mit der Anglikanischen Kirche in Gemeinschaft stehen, waren erschienen der Erzbischof von Utrecht und der Bischof von Deventer. Der Ökumenische Patriarch von Konstantinopel war durch Erzbischof Athenagoras von Thyateira vertreten, der Patriarch von Moskau durch den Leiter seines Außenamtes, Erzbischof Nikodim. Aus dem Ostraum waren ferner erschienen die orthodoxen Metropoliten von Rumänien, Bulgarien und Serbien, dazu die Vertreter der Patriarchen von Antiochien, Jerusalem und Alexandrien, auch der orthodoxe Erzbischof Theophilos von Athen und sogar die polnisch-orthodoxe Kirche und die Kirche von Armenien. In diesem farbenprächtigen Aufzug fielen die Vertreter der lutherischen Kirchen von Finnland, Schweden, Norwegen und Dänemark, der Vorsitzende des Rates der EKD, Präses Kurt Scharf, und verschiedene reformierte Kirchenpräsidenten wenig auf. Das Ganze war offenkundig die Demonstration eines ökumenischen Programms und der Ausweis der persönlichen Reichweite des neuen Erzbischofs von Canterbury, der nun bald auf der 3. Vollversammlung des Weltrates in Neu-Delhi erscheinen wird. Von führenden Repräsentanten des Weltrates der Kirchen wissen die Berichte nichts. Der katholische Kardinal von Westminster, Erzbischof Godfrey, hatte zwar keine formelle Einladung erhalten, aber Angehörige seines Klerus waren zugegen.

Ein ökumenisches Programm

Der Höhepunkt der Veranstaltung, die mit allem englischen Zeremoniell ablief, war die Antrittspredigt, die Dr. Ramsey von seiner Cathedra aus hielt („Church Times", 30. 6. 61). Er unterstrich, daß diese Inthronisation einen Mann auf den Stuhl eines Herrschers erhebe, denn er wird im Namen Christi in der Kirche Gottes regieren, freilich nicht als Herr, sondern als Diener, auch sei es der Stuhl eines Lehrers. Er betonte die Sukzession in der Einen, Heiligen, Katholischen Kirche seit dem hl. Augustinus von Canterbury, ohne zu erwähnen, daß dieser vom Papst in Rom ausgesandt worden war. „Wir müssen uns zuerst dessen bewußt sein, was wir haben und wo wir in unserer eigenen Kirche von England stehen. Wir sind eine reformierte Kirche nach der Schrift: laßt daran keinen Zweifel aufkommen. Wir erfreuen uns außerdem unserer katholischen Kontinuität, für die diese Inthronisation heute ein lebendiges Symbol ist."

Nicht weniger, fuhr der Erzbischof fort, müsse man aber die intellektuelle Freiheit und die Leidenschaft zur Wahrheit schätzen, die heute den christlichen Glauben inmitten einer wissenschaftlichen Kultur vorzuweisen hat: „Schrift-

gemäß, katholisch und liberal" nannte er die Kirche von England. Er wies sodann auf die Verpflichtung zur Einheit der Christen hin und stellte in diesem Zusammenhang mit fast drohender Stimme die Forderung auf, die er schon einige Tage vorher in einem Interview vertreten hatte („Church Times", 9. 6. 61): „Hier in England sind Kirche und Staat aneinander gebunden, und wir benutzen dieses Band, um der Gemeinschaft zu dienen. Aber in diesem Dienst, der Gott geben muß, was Gottes ist, fordern wir eine größere Freiheit für die Ordnung und die dringende Revision unserer gottesdienstlichen Formen." Er wolle das Band mit dem Staat (d. h. die gesetzliche Kontrolle des Britischen Unterhauses, das 1928 die Revision des Common Prayer Book durch ein Veto aufgeschoben hatte) nicht lösen, aber die Kirche von England könne ihre Aufgabe für das Land nicht erfüllen, wenn sie nicht danach strebe, sie auch gegenüber der ganzen Welt zu leisten. Zum Schluß sprach Erzbischof Ramsey das Gebet des hl. Augustinus von Hippo: „Herr, nimm mein Herz von mir, denn ich kann es dir nicht geben. Bewahre es für dich, denn ich kann es nicht für dich bewahren, und rette mich vor mir selber."

Aus dem erwähnten Fernsehinterview des neuen Erzbischofs sind einige Sätze über seine Person und seine Aufgabe bemerkenswert. Sie zeigen, daß er gewissen Vorurteilen entgegentreten mußte, die sich aus seiner Vergangenheit als Sprecher der hochkirchlichen Anglokatholiken ergeben. Auf die Frage, wie er sich selber sehe im Vergleich zu seinen Vorgängern — Erzbischof Lang, der ein Priester war, Erzbischof Temple, der ein Prophet war, und Erzbischof Fisher, einem großen Verwalter —, erklärte Dr. Ramsey: „Ich bin bestimmt ein Pastor!" Er liebe die Sorge für das Volk und wolle die Glaubenswahrheiten unter die Leute bringen. Dann habe er sich vorgenommen, die Freiheit der Kirche zu sichern und das neue Common Prayer Book durchzubringen. Sehr vorsichtig, ja ausweichend äußerte er sich darüber, was er für die Einheit der Christen zu tun gedenke. Auf die Frage, ob er ein Zeremonialist sei, sagte er, diese Meinung amüsiere ihn außerordentlich. Er schätze es, daß die Kirche von England eine reformierte Kirche sei, aber auch, daß sie die katholische Kontinuität und das sakramentale Leben bewahrt habe, was das Anliegen der hochkirchlichen Bewegung sei. Er persönlich sei an Zeremonien nicht interessiert.

Schließlich fiel der Ernst auf, mit dem er die Frage beantwortete, ob er guten Herzens an seine neue Aufgabe herangehe. Da wurde er nachdenklich und erklärte, wir haben als Kirche den leidenden Christus am Kreuz zu repräsentieren, und weil das so ist, mag es sein, daß unsere Kirche ein gebrochenes Herz hat, und vielleicht mag auch das Herz des Erzbischofs im Leiden für Christus brechen.

Die Prager „Allchristliche" Friedenskonferenz

Nachdem im letzten Heft der Herder-Korrespondenz (S. 465 f.) die Methoden und Ziele der kommunistischen Friedensoffensive ausführlich dargelegt wurden, die sich auch christlicher Kreise für ihre Zwecke bedient, kann hier ein krasses Beispiel ihrer praktischen Anwendung berichtet werden. Es handelt sich um die Botschaft der sog. Prager Friedenskonferenz, die vom 13. bis 18. Juni 1961 tagte und von insgesamt 670 Theologen und Laien aus den östlichen und westlichen Ländern beschickt war. Seit mehreren Jahren wurde diese Konferenz vorbereitet, und es beteiligten sich daran dieselben evangelischen Kreise, die auf den Synoden der EKD durch ihre radikale Haltung von sich reden machen. Während die protestantischen und orthodoxen Kirchen des Ostraums bis nach China hin durch förmliche Delegationen vertreten waren, wie die „Evangelische Welt" (1. 7. 61, S. 372 f.) berichtet, beschränkten sich der Weltrat der Kirchen, der Lutherische Weltbund und die Nyborger Europäische Konferenz der Kirchen auf die Entsendung von Beobachtern. Die EKD hatte dazu die Oberkirchenräte Hanfried Krüger vom Kirchlichen Außenamt in Frankfurt a. M. und Schmitt, Berlin, entsandt. Aus Westdeutschland waren 100 Besucher, meist den Pfarrbruderschaften angehörend, aus Mitteldeutschland 70 erschienen. Professor Heinrich Vogel, Berlin, hielt die Eröffnungspredigt, Kirchenpräsident Niemöller ergänzte die Ausführungen des Hauptreferenten, Professor Joseph Hromadka, Prag, durch ein Korreferat. Präses Wilm von der Evangelischen Kirche in Westfalen fehlte nicht. Das Plenum wählte Hromadka zum Vorsitzenden der Bewegung, seine Stellvertreter wurden Erzbischof Nikodim vom Außenamt des Patriarchen von Moskau, Bischof Tibor Bartha, Ungarn, Oberkirchenrat Heinz Kloppenburg, Dortmund, und Professor Heinrich Vogel.

Die wortreiche Botschaft der Konferenz geht von der Gefahr der atomaren Selbstvernichtung der Menschheit aus und fordert auf Grund der in Christus geschehenen Versöhnung, daß die Christen alle Möglichkeiten der Verständigung zwischen den Völkern ausschöpfen und für eine neue, gute Rechtsordnung eintreten, die dem Frieden dient. Der III. Abschnitt zeigt dann die massive Spitze mit einer Einmischung in die römisch-katholische Kirche, um deren Glieder man sich Sorgen macht.

Die Spitze gegen die katholische Hierarchie

Es heißt da u. a.: „Wir bekennen, daß die ganze Christenheit und wir alle zu lange gezögert haben, uns dem Frieden Gottes zu öffnen... Wir alle sind tief in die allgemeine Friedlosigkeit der Menschheit verstrickt. Mit großem Schmerz und tiefer Sorge sehen wir, daß große Teile der Christenheit den Auftrag des Herrn ... verleugnen, daß sie die Massenvernichtungsmittel pseudochristlich legitimieren, bestimmte Gesellschaftsordnungen für unabänderlich ausgeben und den kalten Krieg gegen solche Völker schüren, die eine neue Gesellschaftsordnung aufbauen. Wir können dabei nicht verschweigen, daß zahllose Mitchristen römisch-katholischen Bekenntnisses, die wie wir nach Frieden verlangen und sich mit uns um die Abwehr der Katastrophe des kalten und des heißen Krieges mühen, durch das praktische Verhalten vieler ihrer Kirchenführer in schwere Gewissenskonflikte kommen. Leitende kirchliche Stellen — auch Kreise im Vatikan — tragen leider dazu bei, daß der Geist des kalten Krieges fortlebt. Indem wir das aussprechen, hören wir nicht auf zu beten, Gott wolle uns selbst und unsere römisch-katholischen Brüder in seiner Liebe festhalten..."

In einem weiteren Abschnitt wird eine illusionäre Abrüstungspolitik, die genau mit der sowjetischen übereinstimmt, gefordert: „Weil das atomare Wettrüsten immer noch andauert, bitten wir alle Parlamente und alle Regierungen, alles zu tun und vieles zu wagen, was zur Abschaffung des Krieges führt. Dazu gehören als erster Schritt die Einstellung der Kernwaffenversuche und die Einigung über internationale Kontrollmaßnahmen. Dazu gehört der Verzicht der noch nicht atomar gerüsteten

Völker auf den Besitz der Massenvernichtungsmittel. Dazu gehört alles, was der Bemühung um die allgemeine totale Abrüstung und um einen organisierten Weltfrieden dient. Dazu gehören schließlich ein allgemeines Verbot aller Kernwaffen und die Vernichtung der vorhandenen Bestände, so daß am Ende die Atomenergie nur friedlichen Zwecken dient. Dazu gehören auch alle Versuche und Vorschläge zur Bildung von atomwaffenfreien Zonen und zur Schaffung international garantierter Neutralitätsverträge. Die ungelöste Deutschlandfrage ist eine gefährliche Wunde am Leibe Europas. Deshalb wenden wir uns an die Kirchen und Christen, an die Regierungen und an das Volk in beiden deutschen Staaten mit der Bitte, die besonderen deutschen Versuchungen zu erkennen, die in jeder Form der Aufrüstung, vor allem aber in der atomaren Aufrüstung liegen, und durch Verzicht darauf zum Frieden Europas und der Welt aktiv beizutragen."

Es wird sodann Freiheit für die unterdrückten Völker in Lateinamerika und Asien (nicht in der Sowjetzone!) gefordert und die Frage der Entwicklungsländer mit guten Ratschlägen bedacht. Es versteht sich am Rande, daß in diesem Gremium immer nur der Westen auf der Anklagebank sitzt und kein Wort der Kritik über das System des atheistischen Kommunismus gewagt wird. Es wäre sicher verfehlt, die betreffenden christlichen Persönlichkeiten durch ungute Worte und Maßnahmen zu Märtyrern zu stempeln, aber man wird ihnen noch genauer auf die Finger sehen und sie mit geeigneter Aufklärung vor ihren Gemeinden als unverantwortliche Illusionäre und falsche Propheten entlarven müssen.

Man kann an dieser Botschaft unschwer erkennen, welchen Belastungen der Weltrat der Kirchen in Neu-Delhi, besonders nach der Aufnahme der Russisch-Orthodoxen Kirche, ausgesetzt sein wird. Die Vermutungen unseres Berichtes im letzten Heft (S. 474 f.) scheinen sich zu bestätigen.

Aus der islamischen Welt

Eine muslimische Union?

Immer wieder werden mit einer gewissen Regelmäßigkeit von einigen muslimischen Regierungen gewisse Pläne zur Förderung einer „muslimischen Union" oder zu einer religiösen und kulturellen Zusammenarbeit zwischen muslimischen Staaten vorgetragen. Das Gemeinsame derartiger Initiativen ist, daß sie feierlich proklamiert und drei Monate später vergessen sind. Es scheint, daß derartige Unternehmen, sofern mehr als ein Staat an ihnen beteiligt ist, zum Scheitern verurteilt sind, wenn auch jeder arabische Staat, der etwas auf sich hält, irgendwelche internationalen muslimischen Kongresse veranstaltet und irgendein Sekretariat unterhält. Dies alles dient für gewöhnlich einer bestimmten nationalen Propaganda, um nicht zu sagen den sehr eigennützigen Zwecken der jeweiligen Regierung. Wenn man von einigen wenigen Unternehmungen absieht, wie z. B. die Missionsaktivität, die von der Al-Azhar-Universität ausgeht (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 414), dann darf man feststellen, daß ihnen allen kein Erfolg beschieden war, nicht zuletzt deshalb, weil sie jeder als das erkennen kann, was sie sind, und sich kaum ein muslimischer Staat heute um des gemeinsamen Glaubens willen etwas vergibt.

Zur Kategorie der freundschaftlichen Zugeständnisse muslimischer Staatsmänner untereinander ist auch ein gemeinsames Kommuniqué des Königs Saud von Arabien, des Ministerpräsidenten von Senegal, Mamadu Dia, des Schekh Ibrahim Iman von Senegal und einiger Minister von Kamerun, Malaya und Indonesien anzusehen. Diese kamen anläßlich ihrer Pilgerfahrt in Mekka zusammen und beschlossen:

1. religiös und politisch zusammenzuarbeiten gemäß den Vorschriften des Islam und des Buches Gottes (des Koran);
2. Diese Zusammenarbeit werde ihnen gestatten, gemeinsam ihre Brüder, die gegen den Imperialismus und für die Befreiung ihrer Heimat, besonders Palästinas und Algeriens, kämpfen, zu unterstützen, desgleichen jeden Muslim, der zu Unrecht aus seiner Heimat vertrieben wurde.
3. Die Versammelten erklären, daß die zionistischen Banden, die Palästina angegriffen haben, eine Gefahr für den Islam und die Muslimen darstellen, da deren Ideologie dem Islam feindlich ist. Daher haben alle Muslimen die Pflicht, alles zu tun, um die Rechte der palästinensischen Araber zu verteidigen.
4. In Medina (Saudi-Arabien) soll eine muslimische Universität errichtet werden, die Mittelpunkt und Stütze des Studiums und des Unterrichts in der muslimischen Religion werden soll. Die Beteiligten werden den Besuch dieser Universität fördern. Sie betrachten jede kulturelle muslimische Zusammenarbeit mit Wohlwollen und wünschen, daß dieses Werk baldmöglichst begonnen werde. König Saud möge in nächster Zeit dieses Objekt vorantreiben.

Während der Zusammenkunft erklärte König Saud seine Pläne für eine islamische Union der muslimischen Staaten, die eine freie Zusammenarbeit zwischen den muslimischen Staaten der ganzen Welt ermöglichen soll. Besonders der inzwischen verstorbene König Mohammed V. von Marokko und der Präsident der Republik Pakistan, Ayub Khan, hätten die Pläne König Sauds mit Begeisterung aufgenommen („L'Orient", 1. 6. 61).

Wie bereits gesagt, kommt einer derartigen Deklaration kaum eine Bedeutung zu. Sie zeigt im Grunde nur, wie sehr die Religionspolitik von nationalen und politischen Motiven bestimmt wird. Die Erklärung gegen den Zionismus, die nichts Neues enthält, ist vor allem für den afrikanischen Gebrauch bestimmt.

Eine gewisse Bedeutung hat lediglich der Plan der Universitätsgründung in Medina. Hinter diesem Plan steht wohl mehr als nur der Wunsch König Sauds, auch in Arabien eine eigene Religionshochschule zu haben. Vielmehr wird hier versucht, ein Gegengewicht zur Al-Azhar-Universität in Kairo zu schaffen. Diese ist seit Jahrhunderten der religiöse Mittelpunkt des arabischen Orients und eines Teiles des muslimischen Afrika. In den letzten Jahren ist die Al-Azhar-Universität immer mehr zum Instrument der ägyptischen Außenpolitik und der nasseristischen Propaganda geworden (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 413 ff.). Am 23. Juni 1961 (also nach dieser Resolution, aber keineswegs überraschend) hat die ägyptische Nationalversammlung durch Gesetz beschlossen, die Al-Azhar-Universität zu einer modernen Universität auszubauen, und diese zugleich dem Präsidenten der Vereinigten Arabischen Republik, Gamal Nasser, unterstellt. Sie soll auch in Zukunft die höchste Autorität in religiösen Fragen bleiben (was natürlich nur für Ägypten verbindlich ist). Viele arabische und muslimische Staaten beobachten diese Entwicklung mit Mißtrauen, nicht zu Unrecht, denn eine nasseristische Infiltration des höheren

muslimischen Klerus durch die Al-Azhar-Universität wird auf die Dauer kaum zu vermeiden sein.
Die vorerst nur geplante Universität von Medina hat allerdings nichts, was dem Ruhm der Al-Azhar-Universität vergleichbar wäre. Nur der Ort Medina, von dem der Siegeszug des Islam ausging, und die relative Nähe des größten muslimischen Heiligtums, Mekkas, könnten dieser Universität zugute kommen, und eben der Umstand, daß einige muslimische Staaten vielleicht den Besuch dieser Universität fördern werden. Bis es soweit ist, werden allerdings noch Jahre vergehen, und es ist durchaus fraglich, ob zu dieser Universität auch nur der Grundstein gelegt werden wird.

Aus der totalitären Welt

Der VI. Pädagogische Kongreß der „DDR"

Vom 3. bis 5. Juni 1961 tagte in der Ost-Berliner Dynamo-Sporthalle der VI. Pädagogische Kongreß der Sowjetzone, an dem etwa 1000 Delegierte und Gäste teilnahmen. Dieser Kongreß stand unter dem Motto: „Für die Verbesserung des Lernens und der sozialistischen Erziehung an den Oberschulen." Die beiden Referate hielten Volksbildungsminister Prof. Dr. Alfred Lemnitz und der Erste Sekretär des Zentralrats der FDJ, Horst Schumann. Auf einem Empfang des Zentralkomitees der SED, des Staatsrates sowie des Ministerrates der „DDR" für die Pädagogen trat auch Walter Ulbricht auf.
Die Aufgabe des Pädagogischen Kongresses bestand darin, nach Verkündung des neuen Schulgesetzes vom Jahre 1959 (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 424 ff.) erstmals eine Art öffentlicher Bilanz über das sozialistische Schulwesen zu ziehen und auf breiterer Grundlage Maßnahmen zu erörtern, die dem Ausbau der sozialistischen Schule dienen sollten.
Dem Kongreß ging eine vorbereitende öffentliche Diskussion voraus. In der SED-Parteipresse und in der „Deutschen Lehrerzeitung" wurde bereits vorher eine Diskussionsgrundlage abgedruckt, die mit „Lernen und die Welt verändern" betitelt war („Neues Deutschland", 16. 3. 61). Während der Vorbereitungskampagne spielte auch ein angeblicher Brief einer Oberschülerin Karin an ihren Lehrer eine bedeutende Rolle, der unter dem Titel „Ihr Unterricht war die Theorie, was ich erlebte die Praxis", veröffentlicht am 22. Februar 1961 im „Neuen Deutschland", zur Diskussion gestellt wurde.
Die vorbereitende Diskussionskampagne und der Kongreß selbst gaben manche interessanten Aufschlüsse über das Gesicht der sozialistischen Schule in der SBZ, über ihre Schwächen sowie auch über die ihr in nächster Zeit gestellten Aufgaben.

Mängel und Korrekturen

In den vergangenen Jahren hatten die kommunistischen Schulbehörden ihre Anstrengungen auf die Einführung des polytechnischen Unterrichts und den Aufbau einer zehnklassigen Grundschule konzentriert. Jetzt mußte man sich eingestehen, daß man in wichtigen Punkten versagt hat. In der Diskussionsgrundlage hieß es:

„In einer großen Anzahl unserer Schulen gibt es ernsthafte Mängel in der pädagogischen Arbeit. Die Schwächen zeigen sich besonders darin, daß
1. dem intensiven Lernen nicht immer die genügende Aufmerksamkeit geschenkt und
2. die sozialistische Erziehung vernachlässigt wird.
Viele Schüler verfügen noch nicht über genügend exakte und sichere Kenntnisse, und das selbständige Denken wird zuwenig gefördert.
Im Fachunterricht gibt es an vielen Schulen ernste Mängel. Im mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht wird trotz aller Fortschritte das Grundwissen zuwenig gefestigt. Im Deutschunterricht sind die Leistungen im mündlichen und schriftlichen Ausdruck sowie in der Rechtschreibung vielfach unzureichend. In den Fremdsprachen, besonders im Russischunterricht, werden Sprechfertigkeit und korrekte Aussprache unzureichend entwickelt. Im Geschichts- und Staatsbürgerkundeunterricht werden nicht genügend exakte Kenntnisse vermittelt und die Schüler ungenügend zu Einsichten und Erkenntnissen geführt. Die musische Bildung durchdringt noch nicht alle Bereiche des schulischen Lebens. Bei einem nicht geringen Teil der Schüler der oberen Klassen gibt es ideologische Konflikte, die im Unterricht nicht geklärt werden. In der Unterstufe werden die Schüler vielfach, besonders in den 3. und 4. Klassen, nicht zielstrebig auf den Fachunterricht vorbereitet. Lesen, Schreiben und Rechnen werden nicht an allen Schulen genügend geübt. Die körperliche Erziehung der Schüler weist ernste Mängel auf . . ."

Bei verschiedenen kommunistischen Lehrern herrschte die Auffassung vor, man müsse in erster Linie die Kinder zu einem politisch-bewußten Verhalten erziehen und dabei auch lesen, schreiben, rechnen. Diese offen ausgesprochenen Mängel kommen vorwiegend daher, daß man in den letzten Jahren weit stärker als früher versucht hat, den Unterricht in allen Fächern politisch-weltanschaulich zu durchdringen. Durch verstärkten politisch-weltanschaulichen Druck hat man zahlreiche gute Fachlehrer zur Flucht bzw. aus den Schulen gedrängt. Vielerorts führte die Einführung des neuen Schulgesetzes zu einem Absinken des Niveaus.

Die kommunistische Führung braucht aber zur Verwirklichung ihrer wirtschaftlichen Ziele Menschen mit einer relativ guten Schulbildung vor allem in den naturwissenschaftlich-technischen Disziplinen. Aus den Lehrbetrieben und von den Universitäten kamen jedoch in letzter Zeit häufig Klagen über die mangelhafte Ausbildung in den Schulen.

Sowohl Prof. Dr. Lemnitz als auch der ZK-Sekretär Kurt Hager forderten, daß die sozialistische Schule eine Stätte intensiven Lernens werden müsse. Auch Walter Ulbricht bemerkte auf dem Empfang:

„Ein entscheidendes Problem ist, wie unsere pädagogische Arbeit so entwickelt werden kann, daß den Schülern hohe wissenschaftliche und fachliche Kenntnisse vermittelt werden, die sie befähigen, auch noch im Jahre 2000 ihren Mann im Leben zu stehen. Besonders wichtig sind — das kann man gar nicht genug unterstreichen — Mathematik und die naturwissenschaftlichen Fächer. Insgesamt muß unsere sozialistische Schule eine Stätte fleißigen und intensiven Lernens sein, und zwar von der ersten Klasse an."

Zum Teil wurden in den Referaten und Diskussionsbeiträgen pädagogische Binsenwahrheiten lautstark verkündet, womit man offensichtlich gegen verschiedene Experimente Stellung nahm. Zum Beispiel wurde festgestellt:

„In vielen Schulen unterstützen sich die Schüler gegenseitig beim Lernen. Das ist wertvoll. Entscheidend ist aber das individuelle Lernen, das selbständige Anfertigen der Hausaufgaben, das eigene Durchdenken von Problemen, das selbständige Aneignen von Vokabeln, das Einprägen und Wiederholen wichtiger Lehrsätze . . ."
„Das wichtigste Mittel der sozialistischen Bildung und Erziehung ist der vom Lehrer geleitete und organisierte, mit dem Leben verbundene Unterricht. Die Hauptform des Unterrichts in der sozialistischen Schule ist die Unterrichtsstunde im Klassenverband."

„Die Brigaden aber in den Unterricht einzubeziehen und den Schülern als Brigadeleiter Aufgaben zu übertragen, die nur der Lehrer erfüllen kann, ist pädagogisch falsch."

Jetzt werden auch mit entsprechender Begründung die bis dahin weitverbreiteten Lernwettbewerbe verurteilt, weil diese zur Jagd nach Pluspunkten und guten Zensuren führten, die schöpferische Tätigkeit des Lehrers einschränkten und meist zu oberflächlichem Lernen anreizten.

Schule und Ideologie

Doch besagen solche Umstellungen nicht, daß die SED-Pädagogen wieder zu alten bewährten pädagogischen Grundsätzen zurückkehren. Zwar werden sie im Interesse der politischen und wirtschaftlichen Ziele des Kommunismus bestrebt sein, tüchtige, d. h. qualifizierte Menschen auszubilden; gleichzeitig müssen sie jedoch alles daran setzen, den „sozialistischen Menschen" zu schaffen. Mit anderen Worten: sie können und dürfen auf eine intensive kommunistische Erziehung auch in Zukunft nicht verzichten. Deshalb bemühen sich die SED-Pädagogen um eine Intensivierung und Verbesserung der sozialistischen Erziehung.

Relativ umfassend formulierte Ulbricht in seiner Ansprache an die Pädagogen diese Aufgabe:

„Die sozialistische Schule hat die Aufgabe, eine junge Generation zu erziehen und heranzubilden, die fähig ist, eine höhere Arbeitsproduktivität als im Kapitalismus zu erreichen, die großen Probleme des wissenschaftlich-technischen und kulturellen Fortschritts zu meistern, um dem ganzen Volk ein schönes und glückliches Leben schaffen und sichern zu können. Auf diese Weise wird die Überlegenheit des Sozialismus über den Kapitalismus durch die Praxis bewiesen. In der sozialistischen Schule werden die Jugendlichen zu Menschen erzogen, die von humanistischen Ideen erfüllt sind, den Sozialismus und ihr sozialistisches Vaterland leidenschaftlich lieben, die Fähigkeit zu wahrer Freundschaft zu ihren Mitmenschen besitzen, mutig gegen Imperialismus und Faschismus kämpfen und zugleich von tiefer Freundschaft zur Sowjetunion und den anderen sozialistischen Staaten und ihren Völkern erfüllt sind."

Die Ergebnisse der bisherigen politischen Erziehung der Schuljugend entsprechen jedoch nicht den Erwartungen der SED-Führung, wie dies schon in dem Beschluß des Politbüros zur Jugendfrage vom Februar 1961 erkennbar wurde (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 366 ff.).

Vor und während des VI. Pädagogischen Kongresses wurde festgestellt, daß bei einem großen Teil der Schüler der oberen Klassen ideologische Unklarheiten vorhanden sind, die im Unterricht nicht geklärt werden, und daß es vielfach große Widersprüche zwischen dem in der Schule gezeichneten Idealbild des Sozialismus und der von den Schülern erlebten andersartigen Wirklichkeit gibt. Pädagogen berichteten, daß sie „richtig und erschöpfend die großen Perspektiven des Sozialismus im Weltmaßstab" aufgezeigt hätten, die Schüler wollten von ihnen jedoch Tagesfragen beantwortet haben, wie z. B. „Warum gibt es immer noch, trotz jahrelanger Kritik, kein genügend differenziertes Größensortiment von Textilien und Oberbekleidung?", Fragen, auf die sie keine überzeugende Antwort geben konnten. Die nicht überbrückbare Kluft zwischen sozialistischer Theorie und der ernüchternden Praxis untergräbt zwangsläufig die Autorität des Lehrers „in der lebensnahen sozialistischen Schule" und das Vertrauen der Schüler zu ihm. Zahlreiche Kinder halten den Lehrer für einen Parteiagitator. Sie zweifeln an der Wahrhaftigkeit seiner Aussage bzw. an seiner eigenen Überzeugung.

Unzweifelhaft ist dies eines der ernstesten Probleme der sozialistischen Schule. Die Kommunisten suchen nach einer Vertrauensbasis, doch können sie diese niemals im erwünschten Maße herstellen, ohne ihre Prinzipien preiszugeben. Zwar wird jetzt gefordert, den Sozialismus nicht zu idealisieren und nicht zu verschweigen, daß Sozialismus Opfer, Kampf, Konflikte und auch Widersprüche bedeutet. Doch nach wie vor soll die strenge kommunistische Parteilichkeit, das heißt die Betrachtung der Welt durch die Parteibrille, oberstes Gebot für Lehrer und Schüler sein.

Enttäuschung und Vertrauensschwund

Ein Schüler erfährt täglich, daß es im totalitären kommunistischen Staat unzweckmäßig und unvorteilhaft ist, ehrlich seine Meinung zu sagen, er lernt, sich klug anzupassen. Die Schülerin einer 10. Klasse bekannte in einer sog. freimütigen Aussprache: „Staatsbürgerkunde? — Kein Problem! Ich weiß schon, was Herr S. da hören will. Die ‚Eins' ist mir sicher" („Neues Deutschland", 10. 3. 61).

In dem schon erwähnten angeblichen Brief der Oberschülerin Karin heißt es: „Ich habe es satt, immer diese Komödie mitzuspielen. Ich rede in der Schule anders als zu Hause und bei der mir befreundeten Familie wieder ganz anders . . . Sehen Sie, Herr W., Ihr Geschichtsunterricht ist Theorie, was ich schreibe, die Praxis."

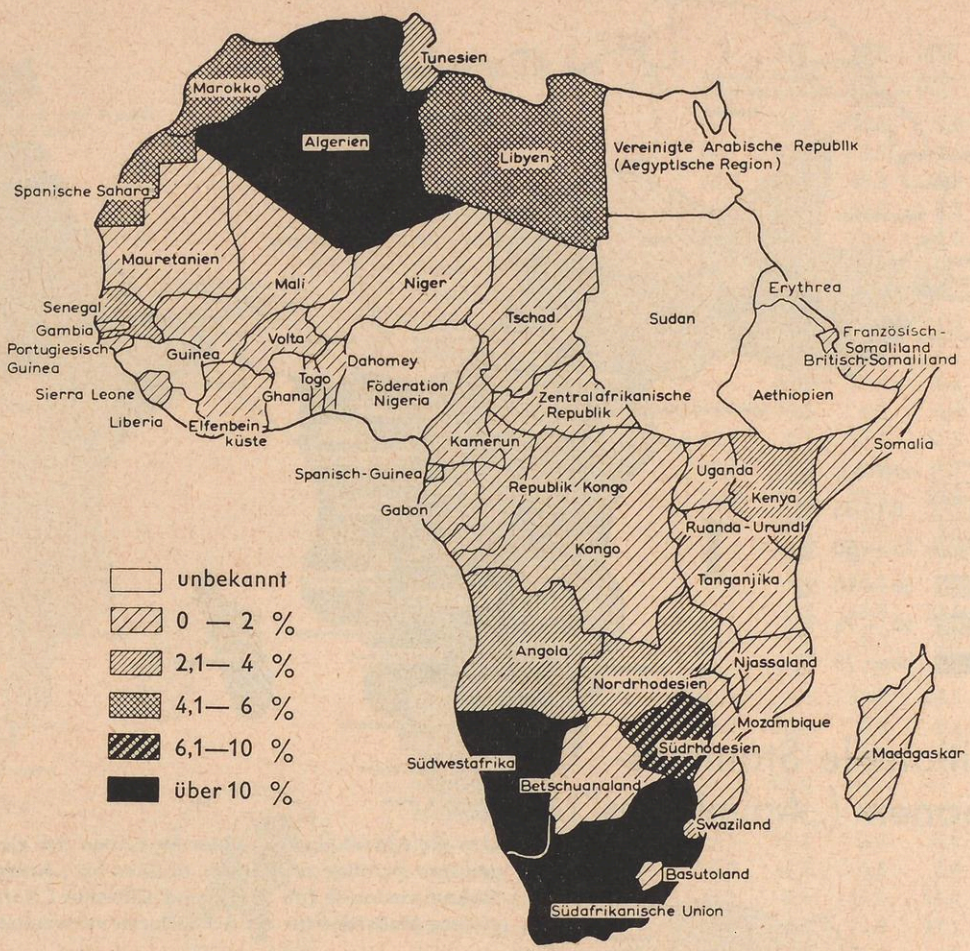
Zum polytechnischen Unterricht gehört der Schultag in der Fabrik und Genossenschaft. Dieser Tag trägt wohl dazu bei, daß die Schüler von den Arbeitern und Bauern manches fachlich lernen, doch sie erleben die „Arbeiterklasse" im Betrieb meist ganz anders, als sie es in der Schule lernen. Sie treffen Arbeiter, die fachlich tüchtig sind, aber politisch sich nicht scheuen, eigene Ideen zu vertreten, die nicht typisch für den schulmäßig gelernten „Klassenstandpunkt" sind. Mitunter erfahren sie von „Aktivisten", daß deren Motiv für vorbildliche Leistungen nicht hohe Ideale des Sozialismus sind, sondern die Formel „Hauptsache, unser Geld stimmt". Sie spüren auch, daß die Parteimitglieder im Betrieb vielfach nicht das Vertrauen ihrer Kollegen genießen, daß die Partei oft mehr gefürchtet als geachtet ist. Mitunter erleben die Schüler sogar Formen passiven Widerstandes gegen die Partei. Schon häufig wurden Schüler durch solche Eindrücke in schwere Konflikte gebracht und ernüchtert, so daß sie gegenüber allen Lobpreisungen des Sozialismus und der Partei skeptisch waren.

Um derartige Ernüchterungen zu vermeiden, wurde vor und während des Kongresses vielfach gefordert, bereits in der Schule die Wirklichkeit besser zu beachten, die jungen Menschen auf Enttäuschungen vorzubereiten, denn andernfalls wäre es unausbleiblich, „daß die Schüler, sobald sie in den Betrieb kommen, erst einmal eine kalte Dusche, einen regelrechten Schock erhalten", wie der Vorsitzende der Betriebsgewerkschaftsleitung des RAW Berlin-Schöneweide sagte.

Heuchelei

Da die Jugendlichen meist auf Grund der gegebenen Umstände kein wirkliches Vertrauen zu ihren Lehrern haben, äußern sie sich über ihre Ansichten, Eindrücke und Zweifel nicht offen. Sie sprechen nur unter sich bzw. behalten sie ganz für sich und treten im Unterricht als arrogante Heuchler auf, die instinktiv fühlen, wie sie antworten

Die nichtautochthone Bevölkerung in Afrika

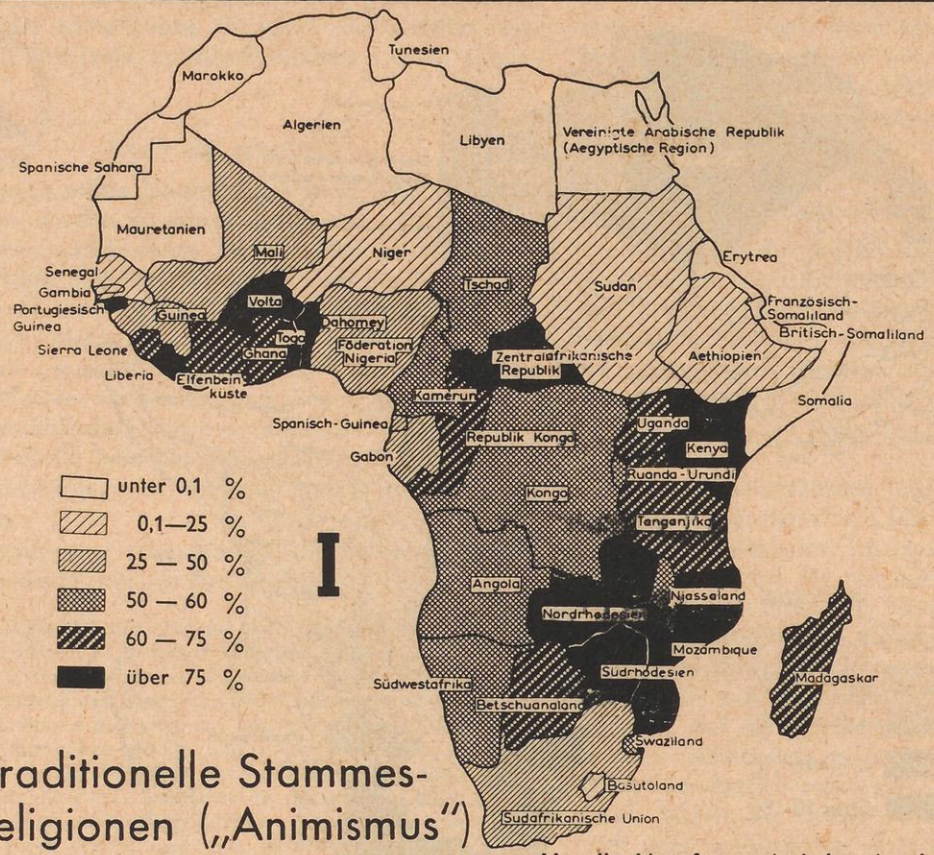


Südafrikanische Union	**23,9** %
Südwestafrika	**11,1** %
Algerien	**10,9** %
Südrhodesien	**7,7** %
Marokko, Spanisch-Sahara	**4,8** %
Libyen	**4,1** %
Kenia	**4,0** %
Angola, Nordrhodesien	**3,3** %
Swaziland	**2,4** %
Tunesien, Senegal	**2,2** %
Spanisch-Guinea	**2,1** %
Madagaskar	**1,5** %
Republik Kongo, Betschuanaland	**1,4** %
Tanganjika, Mozambique	**1,1** %
Uganda, Gabon	**1,0** %
Kongo	**0,8** %
Njassaland	**0,7** %
Elfenbeinküste, Basutoland	**0,5** %
Kamerun, Zentralafrikanische Republik, Portugiesisch-Guinea	**0,4** %
Somalia, Ruanda-Urundi, Mauretanien, Gambia	**0,3** %
Mali, Sierra Leone, Dahomey, Tschad	**0,2** %
Togo, Niger, Volta, Französisch-Somalia	**0,1** %
Ägypten, Sudan, Äthiopien, Eritrea, Liberia, Ghana, Nigerien	**?**

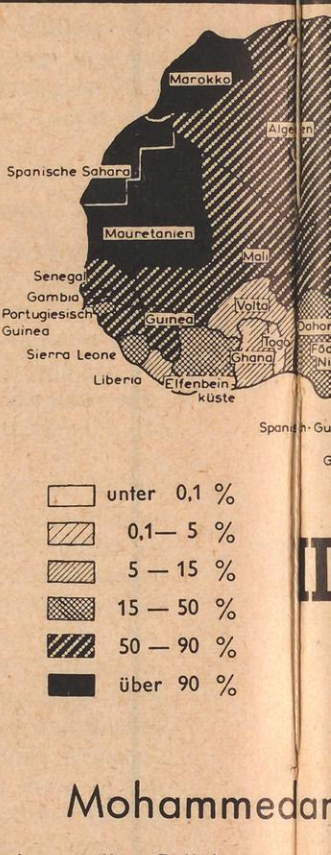
Die nichtautochthone Bevölkerung Afrikas ist — aus Gründen der Kolonisierungsgeschichte und des relativ gemäßigteren Klimas dieser Gebiete — vor allem im Norden und im Süden des Kontinents ansässig. Unter „nichtautochthon" wird hier die Bevölkerung europäischer und südasiatisch-ostasiatischer Herkunft verstanden, dagegen nicht die große Bevölkerungsgruppe der Araber in Nordafrika.

Wenn man von den spanischen Städten Ceuta und Melilla an der marokkanischen Mittelmeerküste (86 % Weiße) absieht, stehen hinsichtlich ihres Anteils an fremdrassischer Bevölkerung die Südafrikanische Union, Südwestafrika und Algerien an erster Stelle. Es sind gerade diese Länder mit einem hohen Anteil Europäer, in denen sich der Prozeß der Entkolonisierung am schwierigsten gestaltet. Die Spannungen nehmen überhand, so daß man um die Zukunft dieser Länder bangen muß.

Die Religione

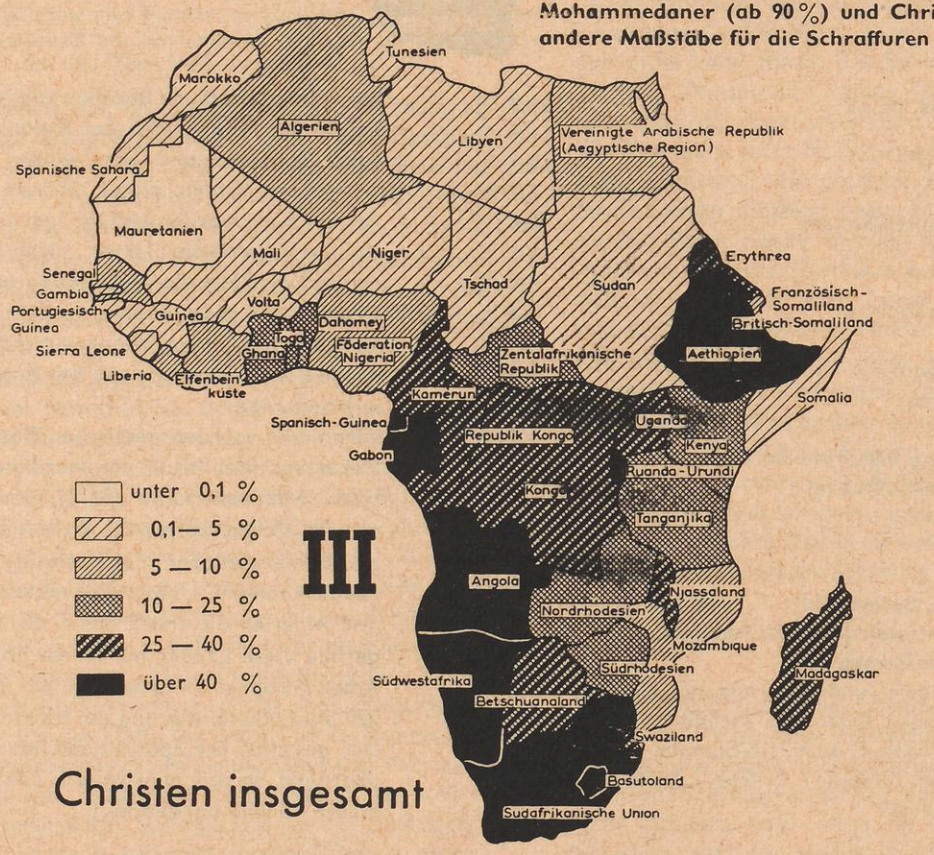


Traditionelle Stammesreligionen („Animismus")

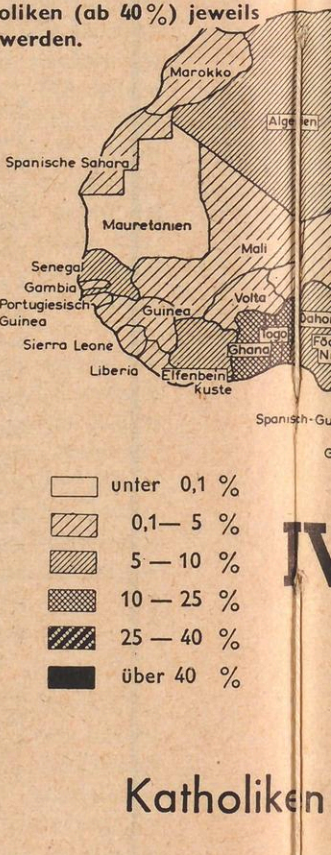


Mohammedan

Um die Abstufungen in jeder einzelnen der vier dargestellten Religionsgruppen sichtbar zu machen, mußten für „Animisten" (schwarz ab 75 %), Mohammedaner (ab 90 %) und Christen / Katholiken (ab 40 %) jeweils andere Maßstäbe für die Schraffuren verwendet werden.

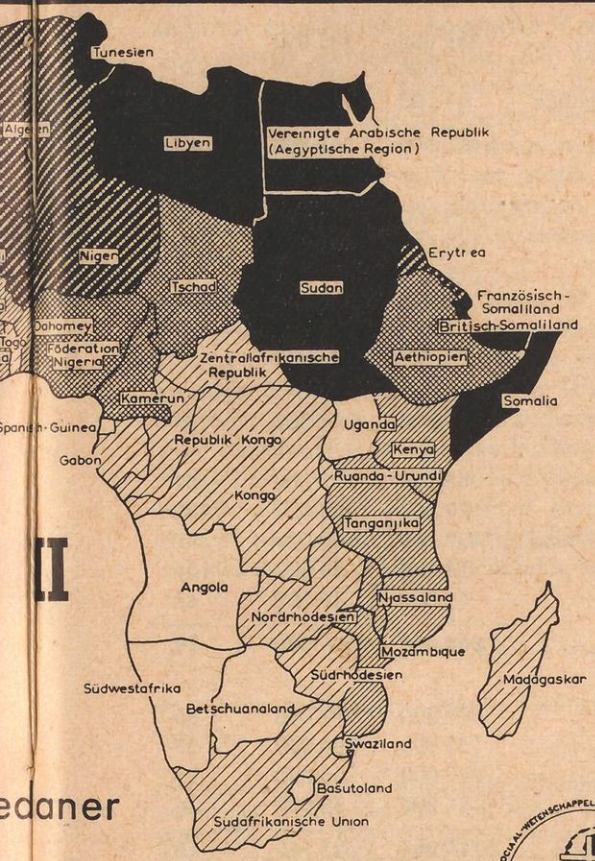


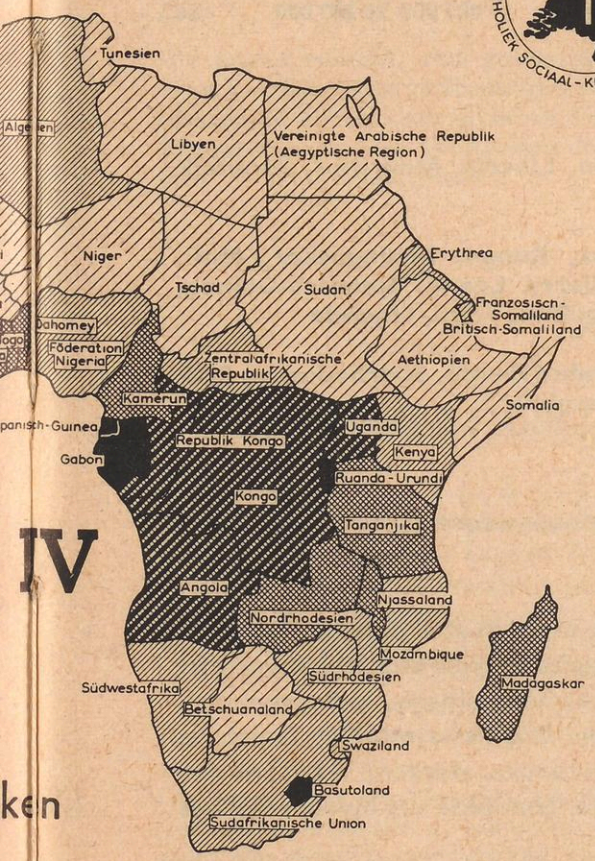
Christen insgesamt



Katholiken

en in Afrika







Anteile in %	I Stammes-religionen	II Moham-medaner	III Christen insgesamt	IV Katho-liken
Ägypten	—	91,6	8,4	0,8
Algerien	—	89,1	9,1	9,1
Angola	50,5	—	49,3	36,2
Äthiopien	8,3	36,4	54,8	0,3
Basutoland	23,4	—	76,6	40,4
Betschuanaland	74,0	—	26,0	0,7
Britisch-Somaliland	—	100,0	—	—
Dahomey	80,0	7,0	13,0	11,2
Elfenbeinküste	74,9	15,2	9,9	7,3
Eritrea	—	66,7	33,3	6,6
Französisch-Somaliland	—	93,6	6,4	6,4
Gabon	42,1	0,5	57,4	42,5
Gambia	19,7	77,4	2,9	1,7
Ghana	70,0	10,5	19,5	10,5
Guinea	39,0	60,0	1,0	1,0
Kamerun	55,5	16,8	27,7	19,8
Kenia	75,3	9,4	15,3	9,6
Kongo	59,1	0,9	40,0	32,4
Liberia	83,8	11,0	5,2	0,8
Libyen	—	95,1	4,6	4,2
Madagaskar	62,1	4,1	33,8	20,3
Mali	39,5	60,0	0,5	0,4
Marokko	—	93,2	4,8	4,8
Mauretanien	—	100,0	—	—
Mozambique	81,3	10,7	8,0	6,2
Niger	24,3	75,3	0,4	0,4
Nigerien	48,8	44,4	6,8	3,8
Njassaland	57,7	8,1	34,2	15,0
Nordrhodesien	75,9	0,3	23,8	17,1
Portugiesisch-Guinea	75,6	19,9	4,5	4,5
Republik Kongo	64,7	0,3	35,0	26,3
Ruanda-Urundi	53,8	0,6	45,6	41,9
Senegal	24,5	70,0	5,5	5,5
Sierra Leone	72,6	23,4	4,0	0,7
Somalia	—	99,7	0,3	0,3
Spanisch-Guinea	30,0	—	70,0	70,0
Spanisch-Sahara	—	95,3	4,7	4,7
Südafrikanische Union	32,6	1,0	61,7	5,2
Sudan	2,8	92,9	4,3	2,2
Südrhodesien	87,0	0,1	12,9	6,6
Südwestafrika	52,3	—	43,0	9,9
Swaziland	58,4	—	39,8	7,3
Tanganjika	70,7	12,5	16,8	13,0
Togo	76,7	4,8	18,5	15,1
Tschad	53,9	44,0	2,1	1,6
Tunesien	—	96,0	1,8	1,8
Uganda	60,8	—	38,7	25,5
Volta	82,0	15,0	3,0	2,9
Zentralafrik. Republik	84,3	3,1	12,6	9,6

Die Schaubilder machen deutlich, daß Afrika in zwei Hälften, eine mohammedanische und eine traditionell-heidnische, auseinanderfällt; gegenüber dem Christentum sind dabei nur die traditionellen Stammesreligionen (fälschlich „Animismus") im Rückgang begriffen. Mit Ausnahme der großen nichtkatholischen Gruppen in Äthiopien (Kopten) und Südafrika (Anglikaner und Protestanten) sind es wesentlich die Katholiken, die die Stärke des christlichen Bevölkerungsanteils bestimmen.

Wachstum der Katholiken in den Missionen Afrikas 1949-59

	Absolute Zahl 1949	1959	Wachstum %
Äthiopien	25 000	27 000	11
Libyen	54 000	41 000	— 23
Marokko	425 000	421 000	— 1
Somalia	5 800	8 000	38
Spanisch-Sahara	12 700	74 000	490
Sudan	88 000	249 000	220
Nordafrika	**600 000**	**821 000**	**37**
Dahomey	112 000	238 000	111
Elfenbeinküste	124 000	236 000	90
Gambia	2 600	4 700	81
Ghana	293 000	563 000	92
Guinea	19 000	25 000	30
Liberia	8 800	12 800	45
Mali	11 000	18 700	70
Niger	3 700	10 600	187
Nigerien	656 000	1 676 000	155
Senegal	82 000	146 000	77
Sierra Leone	9 600	19 000	93
Togo	112 000	205 000	83
Volta	59 000	131 000	121
Westafrika	**1 493 000**	**3 286 000**	**120**
Gabon	119 000	185 000	56
Kamerun	478 000	703 000	47
Kongo	2 555 000	4 866 000	90
Republik Kongo	173 000	258 000	49
Ruanda-Urundi	956 000	1 956 000	104
Spanisch-Guinea	123 000	193 000	57
Tschad	1 020	54 000	5240
Zentralafrik. Republik	51 000	126 000	146
Zentralafrika	**4 456 000**	**8 341 000**	**87**
Kenia	325 000	764 000	135
Njassaland	268 000	442 000	65
Tanganjika	711 000	1 332 000	87
Uganda	986 000	1 701 000	73
Ostafrika	**2 289 000**	**4 240 000**	**85**
Basutoland	184 000	274 000	49
Betschuanaland	—	4 600	—
Nordrhodesien	263 000	450 000	71
Südrhodesien	79 000	223 000	181
Südafrikanische Union	482 000	850 000	77
Südwestafrika	28 000	58 000	104
Swaziland	12 000	20 000	67
Südafrika	**1 048 000**	**1 880 000**	**79**
Madagaskar	699 000	1 091 000	56
Mauritius	155 000	200 000	29
Réunion	229 000	303 000	32
Seychellen	31 000	38 000	24
Inseln	**1 114 000**	**1 623 000**	**46**
Afrika insgesamt	**11 000 000**	**20 200 000**	**84**

Rückgang: Libyen, Marokko

Wachstum unter 50 %: Äthiopien, Basutoland, Guinea, Kamerun, Liberia, Mauritius, Republik Kongo, Réunion, Seychellen, Somalia

Wachstum 50—100 %: Elfenbeinküste, Gabon, Gambia, Ghana, Kongo, Madagaskar, Mali, Njassaland, Nordrhodesien, Senegal, Sierra Leone, Spanisch-Guinea, Südafrikanische Union, Swaziland, Tanganjika, Togo, Uganda

Wachstum 100—200 %: Dahomey, Kenia, Niger, Nigerien, Ruanda-Urundi, Südrhodesien, Südwestafrika, Volta, Zentralafrikanische Republik

Wachstum über 200 %: Spanisch-Sahara, Sudan, Tschad

Ohne Angaben für: Algerien, Angola, Eritrea, Mauretanien, Mozambique, Britisch- und Französisch-Somaliland, Tunesien

Das Wachstum der Katholiken in den Jahren 1949 bis 1959 war in den meisten afrikanischen Ländern sehr regelmäßig und bewegte sich zwischen 50 und 200 %. In den mohammedanischen Ländern ist der Zuwachs minimal; infolge des Abzugs von Europäern (Marokko und Libyen, wahrscheinlich auch Tunesien und Ägypten) ist sogar ein Rückgang zu verzeichnen. Die hohe relative Zunahme der Katholiken in Spanisch-Sahara und Tschad darf nicht mißverstanden werden; die Zahl der Katholiken war dort 1949 sehr niedrig, so daß eine geringe absolute Zunahme als hohes relatives Wachstum in Erscheinung tritt.

müssen, um nicht anzuecken. Sie passen sich an. Die Lehrer wissen nicht, was die Schüler denken; das politische Versteckspiel der Schüler wird ihnen mitunter unheimlich. „Hand aufs Herz, liebe Lehrer! Kennen wir Pädagogen denn die Fragen und Konflikte unserer Schüler?" („Neues Deutschland", 15. 3. 61). Der Lehrer erhält oftmals politisch einwandfreie Antworten von Schülern, die er ganz anders eingeschätzt hat. Als der Lehrer einer 8. Klasse einen Aufsatz schreiben ließ „Was wünsche ich mir im neuen Jahr?", wurden von den Schülern nur politische Wünsche geäußert, die weitgehend mit den SED-Parteizielen übereinstimmen. Keiner wagte persönliche Wünsche zu äußern: Reisen, Totogewinn, schöne Erlebnisse usw., denn kein Schüler wollte „kleinbürgerlich", unbewußt" erscheinen.

Alle diese Probleme wurden zwar auf dem Kongreß angeschnitten, doch hüteten sich die Redner, Schlußfolgerungen daraus zu ziehen. Auch sie scheuten sich offensichtlich, anzuecken. Auf den zur Diskussion gestellten Karin-Brief gab es zahlreiche Zuschriften. Die Zulassung einer solchen Diskussion zeigt hinlänglich, wie sehr den kommunistischen Pädagogen das Problem auf den Nägeln brennt. Doch die abgedruckten Beiträge waren kein Beispiel einer wirklich freimütigen Diskussion. Es wurden von den Beteiligten keine Parteitabus berührt.

Die Antwort der Partei

In einem Artikel des „Neuen Deutschland" (2. 6. 61) heißt es:

„Begeisterung wecken heißt nicht Illusionen über das Leben verbreiten, heißt nicht ein Ideal lehren und die Wirklichkeit übersehen, heißt nicht die Jugend fanatisieren. Wer aber der Jugend den Sozialismus lehrt, der muß Worte und Methoden finden, die sich an den Verstand richten, aber auch zu Herzen gehen."

Die Jugend erwartet, ernst genommen zu werden, sich selbst von einer Sache zu überzeugen, sich für sie frei entscheiden zu können, sich selbst ein Leben nach eigenen Wünschen zu gestalten. Die Antwort des „Neuen Deutschland" (5. 3. 61) darauf lautet:

„Wir können der Jugend nicht zur Auswahl stellen, ob sie sich für den Sozialismus oder Kapitalismus entscheiden soll. Das verbietet uns der gesetzmäßige Entwicklungsprozeß der menschlichen Gesellschaft, der unaufhaltsam zum Sozialismus verläuft."

Mit allgemeinen Phrasen, wie „Festigung des Vertrauensverhältnisses zur Partei" oder „bessere Zusammenarbeit von Lehrern, Eltern und kommunistischer Jugendorganisation", wird das Dilemma nicht beseitigt. Eine Entpolitisierung und Entideologisierung der sozialistischen Schule wagt niemand zu fordern. Es ist daher auch gar nicht zu erwarten, daß die Grundmängel der sozialistischen Schule überwunden werden können. Da die Bedingungen nicht grundlegend geändert werden, müssen Zwiedenken, Heuchelei, politisches Versteckspiel auch weiterhin die Waffen der Schüler zur Selbstbehauptung gegenüber dem kommunistischen Regime bleiben.

Welche Rolle die sozialistische Erziehung in der Schule spielen soll, darüber gibt folgendes Zitat Aufschluß:

„Um den Schülern eine wissenschaftliche Weltanschauung zu vermitteln, müssen sie [die Lehrer] in der Schule den Klassenkampf führen gegen Spuren der kapitalistischen Ideologie im Bewußtsein der Schüler. Damit tragen sie die ideologische Auseinandersetzung bis in die Familie. Auf Grund der Intoleranz vieler Eltern gegen den doch so liebenswerten Eifer ihrer Kinder verläuft die Auseinandersetzung leider oft nicht friedlich. Aber ich weiß aus vielen Beispielen, daß Kinder ihre Eltern dahin gebracht haben, daß sie wenigstens nachdenken über Maßnahmen unserer Regierung, die sie vordem in Bausch und Bogen — ohne Argumente — ablehnten" („Neues Deutschland", 1. 3. 61).

Die kommunistische Führung scheint die Möglichkeit der sozialistischen Erziehung der Eltern durch deren Kinder nicht für erfolgversprechend zu halten; denn die Erhebung hat gezeigt, daß viele Kinder ihren Eltern unter den gegebenen Bedingungen mehr Glauben schenken als ihren Lehrern. Das Elternhaus wird deshalb als Hemmschuh für die sozialistische Erziehung der Jugend betrachtet. Daraus erklärt sich auch die Bemerkung vom Volksbildungsminister Lemnitz, daß die Tagesschulen die Schulen der Zukunft seien. Dieser Schultyp soll einer vorbildlichen kommunistischen Erziehung besonders dienen. Die SED-Führung will dadurch die Einflüsse einer Familienerziehung weitgehend ausschalten.

Die Kirche in den Ländern

Die Bedrohung der Kirche in Ungarn

Am 19. Juni 1961 lenkte ein drakonisches Gerichtsurteil die Aufmerksamkeit der Welt wieder einmal auf das in seinem Unglück vergessene Ungarn. Elf Katholiken, acht Priester und drei Laien, wurden wegen staatsfeindlicher Tätigkeit zu Gefängnisstrafen von zweieinhalb bis zu acht Jahren verurteilt. Außerdem gab der Richter bekannt, daß ein weiterer Priester, dessen Verfahren abgetrennt worden war, wegen Hochverrates zu zwölf Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Der Prozeß in Budapest hatte am 7. Juni begonnen.

Die Verurteilten waren angeklagt, ein katholisches Elitejugendkorps organisiert zu haben, das dem Zweck dienen sollte, eine christlich-demokratische Republik vorzubereiten, die zum gegebenen Zeitpunkt mit ausländischer Hilfe ins Leben gerufen werden würde. Das Urteil zeigt aber, daß die Anklage wegen Vorbereitung zum Hochverrat nur in einem einzigen Fall durchdringen konnte, und dieser Prozeß fand unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt.

Den anderen Angeklagten konnte die Staatsanwaltschaft nur zur Last legen, daß sie sich „geistig" gegen den Kommunismus betätigt hätten. Aber das erschien dem Staatsanwalt „um so schwerwiegender; denn die Angeklagten hätten gutgläubige Personen verführen können" („Neue Zürcher Zeitung", 21. 6. 61). Sie hätten es darauf abgesehen gehabt, „die Seelen der ungarischen Jugend zu vergiften" (dpa, 14. 6. 61).

Eine Einzelheit aus diesem Bericht wirft ein wenig mehr

Licht auf den wirklichen Tatbestand, der dem Prozeß zugrunde lag. Zwischen dem Gerichtsvorsitzenden und dem Piaristen P. Edmund Lenard, einem der Hauptangeklagten, entspann sich folgendes Gespräch: Richter: „Warum haben Sie Ihre priesterliche Tätigkeit nicht nach den Weisungen der Regierung ausgeübt?" Lenard: „Weisungen nehme ich nur von meinem Erzbischof entgegen. Dieser ist jedoch derzeit nicht in der Lage, mir Weisungen zu geben." Richter: „Sie geben also zu, ihre Tätigkeit illegal ausgeübt zu haben. Haben Sie Jugendliche in Religion unterwiesen?" Lenard: „Wenn es möglich ist, privaten Musikunterricht zu geben, sehe ich nicht ein, warum es verboten sein sollte, privaten Religionsunterricht zu erteilen. In der materialistischen Gesellschaft, in der wir leben, steht das Individuum unter starkem Druck. Manchen Leuten, die diesem Druck besonders stark ausgesetzt sind, ist es unmöglich, ihre Kinder offen zum Religionsunterricht zu schicken. Diese Kinder habe ich privat unterrichtet." Richter: „Sie haben theologische Bücher im Diwan versteckt." Lenard: „Ich kenne kein Gesetz, das es verbietet, theologische Bücher im Diwan aufzuheben." Richter: „Was halten Sie von Theologiestudenten, die sich weigern, die Pflichtvorlesungen über Marxismus-Leninismus zu besuchen?" Lenard: „Es gibt auch Marxisten, die sich weigern, die Kirche zu besuchen." Richter: „Sie haben 300 Jugendliche Ihrem staatsfeindlichen Einfluß unterworfen." Lenard: „Ich erinnere mich nur an 70, die ich in meinen Mußestunden über das Evangelium belehrt habe." Pater Lenard bekannte sich als einziger unter den Angeklagten nicht schuldig, was strafverschärfend ins Gewicht fiel. Er wurde zu siebeneinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Die höchste Strafe in diesem Prozeß, acht Jahre Gefängnis, erhielt der Zisterzienser P. Edmund Barlay als „Anführer einer konterrevolutionären Organisation". Bei dieser Organisation handelt es sich anscheinend um die Priestervereinigung „Regnum Marianum", eine Gründung von Bischof Ottokar Prohászka (1858 bis 1927) von Stuhlweißenburg, deren Mitglieder den Religionsunterricht zu ihrem besonderen Anliegen machen.

Staatsgefährdender Religionsunterricht

Es ging also um den Religionsunterricht, genauer gesagt, um die seelsorgliche Betreuung der Jugend über das vom Staat geduldete Maß hinaus. Darin bestand das einzige Vergehen, das den Angeklagten nachgewiesen werden konnte und das sie auch nicht bestritten. In der Schule darf Religionsunterricht erteilt werden, wenn die Eltern es wünschen. Außerhalb der Schule wird er als staatsfeindliche Tätigkeit gewertet. Der Grund für diese Unterscheidung liegt auf der Hand. Innerhalb der Schule kontrolliert der Staat die Lehrkräfte und läßt nur solche Priester zu, die ihm genehm sind; er kontrolliert auch Schüler und Eltern, die sich durch die Entscheidung für eine religiöse Erziehung politisch exponieren. Er kann diesen Unterricht außerdem durch administrative Maßnahmen einschränken oder unmöglich machen, wie es auch tatsächlich geschieht, und schließlich kann er den Geist und Einfluß dieses Unterrichts bestimmen oder doch beeinflussen. Staatliche Kontrolle und Weisungsgewalt sind das Kriterium, durch das sich die erlaubte Tätigkeit der Kirche, auch auf ihrem ureigensten Gebiet, von staatsgefährdender Seelsorge unterscheidet. Dieses Kriterium wird mittels der Überwachung der Bischöfe durch staatliche Beauftragte, mittels der staatlichen Entscheidung über die Besetzung sämtlicher Kirchenämter sowie mittels der genauen Kontrolle der Tätigkeit aller Geistlichen und des Staatszuschusses zu ihrer Besoldung auf das gesamte kirchliche Leben angewendet. Der Budapester Prozeß hatte den Sinn, ein Exempel dafür zu statuieren, daß die verfassungsmäßige Religionsfreiheit wie jede andere menschliche Freiheit im totalitären Staat ihre konkrete Gestalt ganz und gar vom Diktat des Staates erhält.

Programmatische Sätze über Kommunismus und Kirche

Es ist zweckmäßig, aus Anlaß dieses Exempels an einige Sätze zu erinnern, mit denen der ungarische Minister Julius Kallai, der als maßgebender Ideologe der Partei gelten darf, in einem Artikel in der sowjetischen Zeitschrift „Kommunist" im Juli 1959 die Motive umschrieb, von denen sich die Kommunistische Partei Ungarns gegenüber der Kirche leiten läßt:

„Bei uns", so schrieb Kallai, „haben unter den Massen, und besonders unter den Bauern, die verschiedenen religiösen Ideologien, namentlich der Katholizismus, Einfluß. Unglücklicherweise hatte während der letzten fünf oder sechs Jahre der ideologische Kampf gegen die Religion praktisch aufgehört, weil ein opportunistisches Verständnis von der notwendigen Zusammenarbeit zwischen den Kirchen und dem Staat aufgekommen war.

In den Kirchen gibt es bei uns Elemente, die gegenüber dem volksdemokratischen Staat eine Kampfhaltung einnehmen. Sie stellen einen Prozentsatz, der nicht unterschätzt werden darf. Ob es sich nun um klerikale oder politische Reaktion handelt, wir begegnen ihr, wie wir allen Feinden begegnen, die die öffentliche Ordnung der Volksdemokratie gefährden.

In ihrem Kampf gegen die religiöse Ideologie trägt unsere Partei den gegebenen Verhältnissen Rechnung und behandelt mit größter Aufmerksamkeit alle Probleme, die die Zusammenarbeit des Staates und der Kirche, die klerikale Reaktion und ebenso den Kampf gegen den Glauben als idealistische und reaktionäre Anschauung vom Menschen und von der Welt betreffen.

Die Kirchen haben im Zuge des sozialistischen Aufbaus noch für lange Zeit Bestand. Denn die religiöse Weltanschauung verschwindet nicht von einem Tag auf den andern aus dem Geist der Gläubigen und liefert deshalb die Grundlage für den Bestand der Kirchen. Deshalb muß der Staat, der den Aufbau des Sozialismus unternommen hat, mit der Existenz der Kirchen rechnen und sieht sich genötigt, seine Politik so zu gestalten, daß die Kirchen nicht dazu kommen, den Weg zum Sozialismus zu verbauen, sondern im Gegenteil ihre Hilfe leihen, um dieses Ziel zu erreichen. Dazu muß die Zusammenarbeit zwischen Kirche und Staat auf die feste Grundlage des Staates gestellt werden, und zwar in den durch ihn gegebenen Rahmen.

Die Zusammenarbeit des Staates und der Kirche schließt aber nicht aus, sondern fordert im Gegenteil eine kräftige Tätigkeit zur Verbreitung der antireligiösen Auffassungen des wissenschaftlichen Materialismus."

Diese Sätze, geschrieben in der maßgebenden ideologischen Zeitschrift der Sowjetunion, sprechen den Sinn und Zweck, den die Kommunisten mit der sogenannten Koexistenz oder, wie Kallai euphemistisch sagt, mit der Zusammenarbeit des kommunistischen Staates und der Kirchen verbinden, unverhüllt aus. Die Unmöglichkeit dieser Zusammenarbeit mit dem Kommunismus für die Kirche kann

gar nicht mehr deutlicher bewiesen werden, als der ungarische Minister es getan hat. Insbesondere zeigt er, daß der Kommunismus, im Besitz der Macht über den Staat, nicht im entferntesten daran denkt, sich auf eine ehrliche geistige Auseinandersetzung mit der Kirche oder den Gläubigen einzulassen oder gar die Jugend in sie einzubeziehen.

Die Bemerkung, daß die Kirche auf der festen Grundlage und im Rahmen des Staates am Aufbau des Sozialismus mitzuwirken habe, der sie dann überflüssig machen wird, gibt uns den Schlüssel zum Verständnis nicht nur des Budapester Prozesses, sondern der ganzen kirchenpolitischen Entwicklung in Ungarn seit dem letzten Bericht in dieser Zeitschrift (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 390).

Die kirchlichen Verhältnisse in Ungarn

Sie läßt sich an wenigen Beispielen darstellen. Der jetzt beendete Prozeß ist die vorläufig letzte Phase eines politischen Unternehmens gegen die Kirche, das mit zahlreichen Verhaftungen, Haussuchungen und Verhören am 6./7. Februar 1961 begann und sowohl der Einschüchterung als auch der Verwirrung der Gläubigen und besonders der Geistlichen zu dienen bestimmt war, ohne die „Zusammenarbeit" selbst zu strapazieren. Von der großen Zahl derjenigen, die in jenen Wochen verdächtigt oder festgenommen wurden, blieben schließlich nur zwölf Opfer auf der Strecke, und ihrem Prozeß wurde eine gedämpfte Publizität gegeben. Das Ausland hat mehr über ihn erfahren als die Ungarn, und man bemühte sich, die verurteilten Taten als eine private Verschwörung einer kleinen Clique unbelehrbarer Reaktionäre hinzustellen. Man bemühte anderseits aber auch die Kirche, sich von diesen Verschwörern zu distanzieren. Im März wurde eine dahingehende Erklärung des Episkopates veröffentlicht, von der man zwar ohne Mühe erraten kann, wer sie verfaßt hat, von der man aber nicht weiß, ob die Bischöfe oder auch nur ein einziger Bischof sie vor ihrer Veröffentlichung gekannt oder gebilligt haben. Die Nachrichten darüber widersprechen einander. Es ist auch müßig, der Sache nachzugehen. Man muß sich darüber klar sein, daß die ungarischen Bischöfe, soweit sie nicht überhaupt an der Ausübung ihres Amtes gehindert werden, nicht die geringste Freiheit darin besitzen und daß deshalb ihre Äußerungen, wenn je authentisch, dann ohne Aussagewert sind. Das gilt besonders für die Äußerungen, die mehr als von den anderen Mitgliedern des Episkopates aus dem Munde des Erzbischofs Grösz und des Bischofs Hamvas kolportiert werden. Wenn heute ein ungarischer Bischof in der Öffentlichkeit erscheint oder spricht, dann handelt er als ein Gefangener und Gezwungener.

Nicht anders steht es um die Aussagen sonstiger Geistlicher über das kirchliche Leben in Ungarn, die gelegentlich in großen Zeitungen zu lesen sind und glauben machen möchten, daß die Kirche in Ungarn nicht behindert werde und das religiöse Leben in Blüte stehe. Viel Aufsehen erregte im vergangenen Herbst ein Interview des Vertreters der französischen Zeitung „Le Monde" (3. 11. 60) mit mehreren höheren Geistlichen in Budapest, darunter dem Generalvikar von Kalocsa, dem Dekan der Theologischen Fakultät und dem Leiter der Katholischen Aktion. Diese Prälaten sagten, die Zahl der praktizierenden Katholiken sei heute mindestens ebenso groß wie vor dem Kriege. Die fünf noch bestehenden Priesterseminare (einschließlich der mit dem Promotionsrecht ausgestatteten Fakultät in der Hauptstadt) bildeten je 60 bis 100 Theologen aus. Es gebe drei katholische Zeitschriften: die Wochenschrift der Katholischen Aktion „Uj Ember" mit einer Auflage von 61 000 Exemplaren, das Organ der katholischen Friedenspriester „Katholikus Szo", redigiert von dem der römischen Exkommunikation verfallenen Priester Richard Horvath, mit 15—20 000 Exemplaren und eine intellektuelle Monatszeitschrift mit 10 000 Exemplaren, die alle unter Aufsicht des Episkopates erschienen, sowie zwei katholische Buchverlage. Der Religionsunterricht in den Schulen aller Grade werde von der Mehrzahl der Schüler besucht. Der Staat gewähre den Geistlichen, die ein Amt bekleiden, monatliche Gehaltszuschüsse von 600—2700 Forint (je nach Wechselkurs 120 bis 1000 DM), die vom Staat über die Verpflichtungen des Kirchenabkommens hinaus in voller Höhe weitergezahlt würden, ohne daß dafür eine politische Gegenleistung von den Priestern verlangt werde. Die Beziehungen zum Staat seien gut. Man wisse beiderseits, daß ein weltanschaulicher Kompromiß nicht möglich sei, was auch offen ausgesprochen werden dürfe, daß aber die Mitarbeit am Aufbau des Sozialismus als sozialer und politischer Ordnung zu den selbstverständlichen Pflichten jedes Katholiken gehöre. Der Papst werde als Oberhaupt in Sachen des Glaubens, der Moral und der kirchlichen Disziplin anerkannt und es bestünden normale Kontakte zum Heiligen Stuhl, wenngleich Reisen nach Rom zur Zeit nicht möglich seien. Das Schicksal des Kardinals Mindszenty stelle kein Problem mehr dar. Zu diesen Erklärungen schrieb wenige Tage später der „Osservatore Romano" (6. 11. 60): „Solche Erklärungen sind leider das falsche Zeugnis von Männern, die die Wirklichkeit genau kennen, aber durch Argumente und Zwangslagen jeder Art genötigt werden, sie zu verheimlichen und zu entstellen und sich dem Willen des Regimes zu beugen."

Das Wichtige an solchen Erklärungen ist, was sie nicht aussagen, was aber im jüngsten Prozeß deutlich zutage getreten ist. Die Tätigkeit und das Leben der Kirche haben sich streng in den Grenzen zu halten, die der Staat und seine örtlichen Organe ihm vorschreiben, also „im Rahmen und auf der Grundlage des Staates", wie Kallai es ausdrückt. Diese Grenzen werden ausschließlich durch die politische Opportunität bestimmt, und diese verlangt, daß durch die in jenen Erklärungen hervorgehobenen Konzessionen der Anschein erweckt wird, die Kirche erfreue sich der vollen Religionsfreiheit, während sie zugleich den Zwecken des Staates dienstbar gemacht und an jedem selbständigen Einfluß auf die Gläubigen, vor allem die Jugend, gehindert wird. Das Urteil von Budapest sollte allen, die sich nicht an diese Regeln halten wollen, diskret, aber unmißverständlich bedeuten, daß der Staat unerbittlich auf ihrer Einhaltung besteht.

Über die religiösen Auswirkungen dieser Situation wissen wir außerhalb Ungarns so gut wie nichts. Einerseits erfährt man zuweilen von einer starken Teilnahme der Gläubigen an außerordentlichen kirchlichen Veranstaltungen und befriedigendem Besuch der gewöhnlichen Gottesdienste. Anderseits scheinen die politische Resignation, die die Ungarn nach dem Scheitern des Aufstandes von 1956 ergriffen hat, und der seither immer intensiver und strenger werdende ideologisch-politische Einfluß der Schulung durch die Partei, dem die Kirche anders als in Polen untätig zusehen muß, ja den sie sogar zu unterstützen gezwungen wird, ihre Wirkung nicht zu verfeh-

len. Es ist bezeichnend genug, daß der ungarische Episkopat die Maßregelung der Friedenspriester durch den Heiligen Stuhl (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 393) nach wie vor ignoriert. Manche Berichte (vgl. z. B. „Corriere della Sera", 27. 6. 59 und 24. 12. 60) berechtigen zu der Vermutung, daß in der Seele vieler Gläubiger ein Zustand der Anpassung an die politische Realität eingetreten ist, der in dem erzwungenen Konformismus des Klerus und namentlich des Episkopats sein Vorbild hat und sie vor dramatischen Entscheidungen bewahrt.

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Erste Session der Zentralkommission für die Konzilsvorbereitung

Am 12. Juni 1961 trat im Saal der Kongregationen des vatikanischen Palastes die Zentralkommission zur Vorbereitung des Zweiten Vatikanischen Konzils zu ihrer ersten Sitzungsperiode zusammen. Diese umfaßte sechs Arbeitssitzungen, bei denen der Papst zeitweise persönlich den Vorsitz führte, wie er auch selbst die Tagung eröffnete. Sie schloß mit einem Empfang aller in Rom anwesenden Mitarbeiter der Vorbereitenden Kommissionen durch den Heiligen Vater am 20. Juni.

Die Zentralkommission hat gemäß dem Motu proprio *Superno Dei nutu* vom 5. Juni 1960 die Aufgabe, „die Arbeiten der einzelnen Kommissionen zu verfolgen, sie nötigenfalls zu koordinieren und ihre Ergebnisse nach gehöriger Prüfung Uns [dem Papst] vorzutragen, damit Wir dann die Verhandlungsgegenstände für das Ökumenische Konzil bestimmen. Die Zentralkommission erhält auch den Auftrag, die Geschäftsordnung des Konzils vorzulegen" (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 514). Die erste Session war im wesentlichen diesem zweiten Auftrag gewidmet. Die Arbeiten der übrigen Kommissionen kamen nur in kurzen Berichten über den Stand der Dinge zur Sprache. Sie werden erst in einer späteren Session verhandelt werden, die frühestens im Herbst dieses Jahres beginnen dürfte.

Die Eröffnungsansprache des Papstes

Der Papst hieß die Mitglieder und Berater der Zentralkommission in der Eröffnungssitzung herzlich willkommen und erinnerte an die drei Anliegen, die er den Kardinälen am 25. Januar 1959 anvertraut hatte: die römische Diözesansynode, das Konzil und die Anpassung des kirchlichen Gesetzbuches an die Bedürfnisse unserer Zeit. Die Konstitutionen der römischen Synode seien bereits in Kraft. Die Zeit der Reform des Kirchenrechts werde kommen, „und zwar bald". Jetzt warte man überall auf das Konzil.

„Mit Dank gegen Gott", so fuhr der Papst fort, „tun Wir jetzt einen weiteren Schritt auf diesem mühevollen Wege. Heute nimmt die Zentralkommission ihre Arbeiten auf, die größte und wichtigste von allen, deren Sekretariat schon von Anfang an eine intensive Tätigkeit entfaltet hat. Eine jede Versammlung trägt um so reichere Früchte, je geordneter ihre Arbeiten vor sich gehen. Aus diesem Grunde, ehrwürdige Brüder und geliebte Söhne, werdet ihr nunmehr jene Fragen einer aufmerksamen Prüfung unterziehen, die mit der Einberufung, dem Verlauf und der Ordnung der künftigen Konzilsversammlungen zusammenhängen. Dieser eurer ersten Zusammenkunft werden natürlich weitere folgen, zur Überprüfung der Schemata, die von den einzelnen Kommissionen vorbereitet werden.

Vor euch liegt eine schwierige Arbeit. In ihr werden sich die Weisheit, Bildung, Klugheit, die Sach- und Menschenkenntnis erweisen, womit der Herr euch ausgestattet hat. Ihr seid berufen, an Unserer Sorge um den glücklichen Ausgang eines so großen Werkes teilzunehmen. Daher wollten Wir schon in dieser ersten Sitzung Unser Wort an euch richten und euch Unsern Segen erteilen, der euch die Hilfe Gottes vermitteln möge.

Da Wir euch um Uns versammelt sehen, geht Unser Blick über die ganze Kirche hin, die dem schlichten Nachfolger Petri in euch auserwählte Mitarbeiter schenkt und euch ihre Wünsche und Anliegen anvertraut. So ist diese Versammlung das Vorzeichen großer Hoffnungen, die Uns ebenso wie sicherlich auch euch erfüllen.

Ein Konzil ist ein Ereignis, das unverlöschbare Spuren in der Geschichte der Kirche hinterlassen soll. So war es bei den früheren Konzilien, die gleich zwanzig Sternen über die Kirche ihr Licht ergießen und deren Werk segensreiche Einflüsse auf die Erhaltung der Glaubenswahrheit, die Heiligkeit des Lebens, die Frömmigkeit der Gläubigen, die kirchliche Disziplin und den missionarischen Eifer ausgestrahlt hat. Aus den Beschlüssen der Ökumenischen Konzilien erwuchsen wie aus einer heiligen Saat zu verschiedenen Zeiten großartige Unternehmungen. Zum Beispiel hat das Vierte Laterankonzil die kirchlichen Verhältnisse so geordnet, daß die Botschaft des Evangeliums wieder in die Gegenden getragen werden konnte, die vom Verderben des Glaubensirrtums heimgesucht waren. Vom Konzil von Trient, das uns zeitlich näherliegt und darum bekannter ist, nehmen zahlreiche Einrichtungen zur Pflege der Nächstenliebe, zur Festigung des Glaubens und zur Heiligung des Lebens der Geistlichen ihren Ausgang. Wenn Wir die Ereignisse und Umstände der früheren Konzilien gründlich betrachten, empfinden Wir eine lebhafte Hoffnung und erwarten auch von diesem Konzil reiche Früchte, die besonders Unsere Nachfolger einmal ernten werden. Darum haben Wir für das vergangene Pfingstfest inständige Gebete zum Heiligen Geist angeordnet, und Wir werden nicht aufhören, Unsere Söhne in aller Welt zum Gebet einzuladen, auf daß Gott durch seine Gnade dieses große Werk fruchtbar mache."

Sodann forderte der Heilige Vater die Vorsitzenden der einzelnen Kommissionen auf, der Zentralkommission kurz Bericht zu erstatten. Danach solle die Geschäftsordnung des Konzils beraten werden. Soweit er nicht selbst anwesend sein könne, solle der Präsident der jeweils sachlich zuständigen Kommission, bei allgemeinen Beratungen dagegen der rangälteste Kardinal den Vorsitz führen („Osservatore Romano", 12./13. 6. 61).

Nachdem noch in derselben Sitzung die eben erwähnten Berichte verlesen worden waren, beschäftigte sich die Zentralkommission am 13. Juni mit der Frage, wer zum Konzil eingeladen werden solle. Darüber referierte Kardinal Jullien. Am 15. Juni wurde dieses Thema fortgesetzt und insbesondere über die Berufung der Theologen und Kanonisten gesprochen, die dem Konzil als Experten zur Verfügung stehen sollen. Ferner referierte Kardinal Heard über die vom Konzil einzusetzenden Kommissionen, die die Ergebnisse der Plenarsitzungen aufzuarbeiten und die Beschlüsse vorzubereiten haben werden. Am 16. Juni sprach Kardinal Larraona über die eigentlichen Geschäftsordnungsfragen, die Modalitäten der Diskussion und Abstimmung. Dabei kam, wie auch an den folgenden Tagen, die Frage der Verhandlungssprache des Konzils zur Diskussion. In der Sitzung am 17. Juni wurde ferner erörtert, welche Mehrheit für die Konzilsbeschlüsse gefordert werden soll. In der letzten Arbeitssitzung am 19. Juni wurde die Aufzeichnung der Konzilsvorgänge und -verhandlungen besprochen.

Die Schlußansprache

Am 20. Juni schloß der Papst die Sitzungsperiode mit einer zweiten Allokution. Er nannte noch einmal die Verhandlungsthemen der vergangenen Sitzungen. Zur Frage der Konzilssprache bemerkte er: „Latein muß die offizielle Sprache sein. Doch wird Gelegenheit geboten werden, wenn das notwendig ist, Meinungen und Gedanken auch in der Volkssprache auszudrücken und anzuhören."
Dann fuhr der Heilige Vater fort: „Gerade das ist das Schöne und ein freudiger Gedanke: Alles, was in diesen Tagen beraten wurde, sind Dinge, die die ganze katholische Kirche und alle Unsere geliebten Söhne auf der ganzen Erde angehen, erfreuen, trösten und aneifern. Nicht nur ihr seid hier versammelt. Die ganze Kirche ist hier an einem erhabenen Werk. Hier schlägt ihr mütterliches Herz in dem Bemühen um das Heil und die Freude der einzelnen Menschen und aller Völker, aus deren Schoß ihr als auserwählte Sachwalter für alle hervorgegangen seid."
Der Papst gedachte dann der in den Voten der Bischöfe und Ordensoberen, der Universitäten und der Römischen Kurie niedergelegten Vorarbeiten, die zu der Feststellung berechtigen, „daß bei der Vorbereitung des Ökumenischen Konzils den Wünschen der Priester und der Laien Rechnung getragen worden ist".
„Gleichfalls war es für Uns, die Wir alle Gläubigen väterlich lieben, ein großer Trost — und es ist Uns eine besondere Freude, euch das in diesem vertraulichen Gespräch mitzuteilen —, daß die Kreise der Laien, besonders jener, die der Hierarchie ihre Hilfe leihen, sichtlich von Tag zu Tag mit größerem Eifer die Kommissionsarbeiten verfolgen und, was noch mehr bedeutet, dafür beten. Auch an sie wenden Wir Uns von diesem Saal aus voller Dankbarkeit und Freude und bitten sie, daß sie auch weiterhin den begonnenen Arbeiten dieselbe Zuneigung und denselben Eifer entgegenbringen und nicht im geringsten daran zweifeln mögen, daß ihre Wünsche und Ratschläge von Uns mit dem gebührenden Wohlwollen aufgenommen werden.
Wir wollen auch die Publizisten nicht übergehen. Sie äußern, immer taktvoll und höflich, wenn auch oft nicht ohne Ungeduld den Wunsch, über die Konzilsvorgänge informiert zu werden. Wir danken ihnen für diese aufmerksame Anteilnahme, ermahnen sie aber väterlich, zu bedenken, daß die Ökumenische Synode weder eine akademische Versammlung noch ein Parlament ist, sondern die feierliche Versammlung der Hierarchie, die dem Leben und der Tätigkeit der Kirche sowie dem allgemeinen Wohl der Seelen zu dienen hat. Das erregt natürlich Interesse, verlangt aber selbstverständlich auch eine ganz besondere Zurückhaltung und Klugheit. Die Vorbereitung des Ökumenischen Konzils schreitet voran. Sobald ihre ersten Ergebnisse sichtbar werden, wird es nicht an Gelegenheit fehlen, dem Klerus, den Gläubigen und den Menschen aller Völker, die dieses Ereignis mit Aufmerksamkeit verfolgen, die Nachrichten zu vermitteln, die ihren hochherzigen Wünschen entsprechen.
Ehrwürdige Brüder und geliebte Söhne! Es ist Uns, als hörten Wir heute hier die Worte von neuem, die einst der Engel an Elias richtete: ‚Steh auf und iß; denn du hast noch einen weiten Weg vor dir.' Neue Arbeiten warten auf Uns, neue Entscheidungen sind zu treffen. Während die Kommissionen und Sekretariate die ihnen übertragenen Arbeiten fortsetzen, gehen Wir einzig im Vertrauen auf Gottes Hilfe weiter Unsern Weg in der gleichen Absicht, die Wir von Anfang an bekanntgegeben haben, daß das angekündigte Ökumenische Konzil die katholischen Kräfte und Werke anregen möge, dem christlichen Volk und seinen Bedürfnissen mit noch größerer Energie und Hingabe zu dienen.
Um es kurz zusammenzufassen: das Konzil verfolgt das Ziel, daß der Klerus aller Grade in neuer Heiligkeit erstrahle; daß dem Volk Gottes die christlichen Wahrheiten und Gebote in möglichst geeigneter Weise verkündet werden; daß die neue Generation der Jugend, in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft bestärkt, zum rechten Leben angehalten werde; daß die Werke des sozialen Apostolates gefördert werden und daß der Missionseifer gestärkt wird, das heißt der Eifer, sich allen als Brüder und Freunde zu erweisen."
Damit diese Ziele erreicht werden, forderte der Papst die Geistlichen und Laien wiederum auf, sich mit ihm im Gebet zu vereinigen, da das begonnene Werk die menschlichen Kräfte übersteige.
„Alle Völker der Erde verfolgen die Vorbereitung des Ökumenischen Konzils mit aufmerksamen Augen. Wenn es dann verwirklicht werden wird, werden seine Beschlüsse durch die modernen Nachrichtenmittel verbreitet werden. Wir haben nichts zu verschweigen, was zur Förderung der Seelen dienlich ist. Da es aber um schwerwiegende Angelegenheiten gehen wird, muß die Verkündigung in kluger und schlichter Form geschehen, unangebrachte Neugier verschwinden und hitziger Streit vermieden werden.
Die Sprache soll ruhig, gewinnend und wohlbegründet sein, Mißverständnisse zerstreuen, Irrtümer durch die Kraft der Wahrheit überwinden. Alle Wünsche und Vorschläge mögen der Kirche zu größerem Nutzen gereichen, so daß sie nach Möglichkeit friedlich in heiliger Hingabe wirken kann.
Wie steht es nun um unsere geliebten Brüder, die vom Hort der Kirche getrennt sind? Wie steht es um die große Zahl von Menschen, die das Zeichen Christi nicht auf ihrer Stirn tragen und doch Gottes Geschöpfe sind? Ihr sollt gewiß sein, daß Wir ihre Stimmen und ihre Aufmerksamkeiten aufrichtig schätzen. Auch in Hinsicht darauf ist das Konzil keine spekulative Versammlung, sondern vielmehr ein lebendiger Organismus, der seinen Blick auf die ganze Welt richtet und sie umarmt; das

Haus, das festlich geschmückt wird und sich in den Glanz des Frühlings kleidet, es ist die Kirche, die alle Menschen an ihre Brust einlädt."
Mit diesen Gedanken verband der Heilige Vater seine guten Wünsche für die weiteren Arbeiten der Kommissionen und seinen Segen (vgl. „Osservatore Romano", 21. 6. 61).

Zweite Pressekonferenz von Erzbischof Felici

Am Nachmittag des 20. Juni hielt der Sekretär der Zentralkommission, Erzbischof Felici, zum zweitenmal eine Pressekonferenz ab, zu der wesentlich weniger Journalisten erschienen waren als beim erstenmal (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 391). Er versicherte der Presse sein Entgegenkommen und stellte in Aussicht, daß die Themen, die in den einzelnen Kommissionen verhandelt werden, veröffentlicht werden, sobald endgültig feststeht, welche von ihnen dem Konzil vorgelegt werden. Dadurch wolle man allen Gläubigen die Möglichkeit geben, ihre Wünsche und Anregungen zu äußern. Erzbischof Felici beantwortete auch einige Fragen, die sich auf die äußere Gestaltung des Konzils bezogen. Es wird voraussichtlich im mittleren Langschiff der Peterskirche abgehalten werden. Sein Termin steht noch nicht fest. Vielleicht wird es notwendig sein, die Verhandlungen zu unterbrechen, um eine allzu lange Abwesenheit der Bischöfe von ihren Diözesen zu vermeiden. Die Kosten der Teilnahme werden von vielen Bischöfen selbst bestritten, im übrigen wird der Heilige Stuhl dafür aufkommen. Die italienischen Bahnen und verschiedene Flug- und Schiffahrtsgesellschaften werden Fahrpreisermäßigungen gewähren. Die Geschäftsordnung des Konzils wird vor seinem Beginn in einer Apostolischen Konstitution veröffentlicht werden. Für die Beschlüsse wird eine qualifizierte Mehrheit notwendig sein. Der Papst kann aber auch der Ansicht einer Minderheit beitreten. Sie wird dann allerdings nicht kraft Konzilsbeschlusses, sondern kraft päpstlicher Autorität Gesetz.
Zum eigentlichen Thema der Pressekonferenz, die ja über die Sitzung der Zentralkommission informieren sollte, beschränkte sich der Sekretär im wesentlichen auf die oben bereits berichteten Themen der Verhandlung, ohne zu sagen, wie darüber im einzelnen entschieden wurde. Das aber hängt ja vom Papst selbst ab, der seine Entscheidung erst nach Prüfung aller vorgetragenen Voten treffen wird. Aus den Erklärungen von Msgr. Felici ging hervor, wie auf den Sitzungen der Zentralkommission verhandelt wurde. Die Berichte zu den einzelnen Punkten der Tagesordnung waren von den berichterstattenden Kardinälen eine Woche zuvor allen Mitgliedern und Beratern in schriftlicher Form zugestellt worden. Die Mitglieder verlasen auf den Sitzungen ihre jeweilige Stellungnahme und übergaben das Manuskript, so daß der Papst die Möglichkeit hat, die Ansicht aller in ihrem genauen Wortlaut zu prüfen. Auch die Kommissionsmitglieder, die nicht anwesend sein konnten, sind dadurch in die Lage versetzt, ihre Meinung zur Geltung zu bringen.

Die Zusammensetzung der Zentralkommission

Wegen der Bedeutung der Zentralkommission erscheint es gerechtfertigt, auf ihre Zusammensetzung einzugehen. Zwar hat auch diese Kommission nur die Funktion, den Papst zu beraten, aber sie hat, wie der Heilige Vater mehrfach zu erkennen gab, doch unter den beratenden Gremien das letzte und schwerwiegendste Wort. Sie legt auch, wenngleich vorbehaltlich der Zustimmung des Papstes, die Verfahrensordnung des Konzils fest, die den Gang der Dinge weithin bestimmen wird, wie der Heilige Vater ebenfalls andeutete. Freilich wird die Geschäftsordnung nach der Mitteilung von Erzbischof Felici durch eine Apostolische Konstitution in Kraft gesetzt werden. Aber dieser auktoritative Akt des Papstes wird kein autoritärer sein. Durch nichts hat der Heilige Vater so deutlich zu erkennen gegeben, wie sehr ihm an der Repräsentation und an der Stimme der Gesamtkirche gelegen ist, wie durch die Zusammensetzung der Zentralkommission. Die Bemerkung des Papstes in der Schlußansprache, daß das Konzil kein Parlament sei, wird sicherlich richtig ausgelegt, wenn man sie als sein Bekenntnis zum consensus patrum versteht. Noch ein anderer Satz aus dieser Ansprache soll besonders beachtet werden und wurde deshalb als einziger im „Osservatore Romano" durch besondern Druck hervorgehoben: „Concilium speculativus cœtus non est." Der Sinn des Konzils ist nach dem Willen des Papstes die gemeinsame Sorge um das Heil der Seelen und der Welt, und sie soll in praktischen Entscheidungen und, soweit es sich um Fragen der Lehre handelt, nicht in polemischen Auseinandersetzungen, sondern in konstruktiver Verkündigung ihren Ausdruck finden. Dieser Erfolg kann nur durch eine überzeugende Einmütigkeit auf dem Konzil erreicht werden. Das schließt die Möglichkeit nicht aus, daß die Ansichten hart aufeinanderprallen, worauf erst vor kurzem der Erzbischof von Cambrai, Msgr. Guerry, hingewiesen hat (vgl. „La Documentation catholique", 2. 7. 61, S. 852). Aber die seelsorgliche Absicht des Papstes und vor allem, daß er diese Absicht in Form eines Konzils, also in feierlicher Gemeinschaft mit seinen Brüdern im Bischofsamt verwirklichen will, läßt die Folgerung zu, daß solche Gegensätze nicht kämpferisch, sondern in konzilsgerechter, konzilianter Form ausgetragen, das heißt ausgeglichen werden dürften. Dadurch erhält das Gremium, das der Papst schon jetzt zu seiner unmittelbarsten Beratung erwählt hat, seine große Bedeutung. Sie liegt in seiner vermittelnden Funktion.
Darum ist es das wichtigste Merkmal seiner Zusammensetzung, daß es in einer wirklich universalen Weise sowohl die geographische Struktur der Kirche wie auch die verschiedenen Kräfte ihres hierarchischen Gefüges und damit auch der innerkirchlichen Einstellungen, Strömungen und Gesichtspunkte repräsentiert. Es gibt selbstverständlich weder theoretisch noch viel weniger praktisch anwendbar eine schematische Formel für diese Repräsentation. Um so deutlicher treten die Gesichtspunkte hervor, die eine solche Formel ersetzt haben.
Die Zentralkommission hat 94 Mitglieder: 23 gehören zur Römischen Kurie; 4 sind Ordensgenerale; 5 kommen aus den Ostkirchen; die übrigen aus der Lateinischen Kirche, und zwar 17 aus Europa, 11 aus Asien, 9 aus Afrika, 22 aus Amerika und 3 aus Ozeanien.
Ihrem kirchlichen Range nach sind 8 Patriarchen, darunter die drei Kardinäle Tappouni (Beirut), Gonçalves Cerejeira (Lissabon) und Agagianian (Rom); 51 Erzbischöfe, darunter 27 Kardinäle; 3 Titularerzbischöfe; 19 Bischöfe, darunter 5 suburbikarische Kardinalbischöfe, 9 Kardinäle ohne Bistum, 2 Kardinäle und regierende Diözesanbischöfe; 3 Titularbischöfe; 10 Priester, davon 6 Kurienkardinäle und 4 Ordensgenerale. Unter den Mitgliedern sind 52 Kardinäle, davon 21 Kurienkardinäle.

Unter den Erzbischöfen und Bischöfen sind 34 Vorsitzende regionaler Bischofskonferenzen.
Die Orden sind nicht nur durch die vier Oberen der Benediktiner, Dominikaner, Minoriten und Jesuiten, sondern auch durch weitere 24 Mitglieder vertreten, die dem Ordensstande angehören. Von diesen 24 sind 2 Benediktiner (OSB), 1 Kapuziner (OFMCap), 2 Claretiner (CMF), 2 Angehörige der Kongregation vom Heiligen Geist (CSSp), 1 Angehöriger der Kongregation vom hl. Kreuz (CSC), 2 Dominikaner (OP), 3 Franziskaner (OFM), 4 Jesuiten (SJ), 2 Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis (OMI), 1 Herz-Jesu-Missionar (MSC), 1 Paulist Father, 1 Missionar vom Göttlichen Wort (SVD), 1 Angehöriger der Gesellschaft von St. Columban für die Chinamission und 1 Angehöriger der Gesellschaft für die Auslandsmission von Paris (MEP). Die spezielle Ordenszugehörigkeit dieser Mitglieder der Zentralkommission ist zufällig; denn sie sind nicht deswegen, sondern zum größten Teil als Missionsbischöfe berufen worden.
Das Lebensalter der Mitglieder ist hoch. 14 Mitglieder sind mehr als 80 Jahre alt, ihr Senior 87 Jahre. 15 stehen im Alter von 75—80, 17 von 70—75 Jahren: 46 sind also über 70 Jahre alt. 17 stehen im Alter von über 65, weitere 11 von über 60 Jahren, 14 sind zwischen 50 und 60 Jahre und nur 6 Mitglieder weniger als 50 Jahre alt. Von den 23 Mitgliedern aus der Römischen Kurie zählen 17 mehr als 70 Jahre, nur einer weniger als 60. Dieser Altersaufbau bestätigt zwar nur ein Bild, das in der Kirche nicht ungewöhnlich ist; Kirchenfürsten resignieren nur sehr selten. Das ändert aber nichts daran, daß diese Tradition auch in Rom nicht von allen als besonders nützlich für die Kirche empfunden wird. Die Ehrfurcht vor persönlichen Verdiensten wird bisweilen damit erkauft, daß die verantwortliche und die tatsächliche Amtsgewalt in verschiedenen Händen liegen.
Von den 94 Mitgliedern der Zentralkommission waren zu der ersten Session in Rom nur 51 erschienen; von den 23 Angehörigen der Römischen Kurie waren 20 anwesend, von den 22 Repräsentaten Amerikas dagegen nur 6, von den 17 europäischen 9, von den 11 aus Asien und den 9 aus Afrika je 4, von den 3 aus Ozeanien 2, von den 5 Vertretern der Ostkirchen 2, dazu die 4 Ordensgenerale. In einzelnen Fällen hatte die Abwesenheit politische Gründe, so bei den Mitgliedern aus Ungarn, Polen und Jugoslawien, aber auch aus Kuba und der Dominikanischen Republik. In anderen Fällen waren Alter und Krankheit, zum Teil wohl auch die weiten Reisewege der Hinderungsgrund. Wenngleich die abwesenden Mitglieder ihre Voten schriftlich einreichen können, entging ihnen doch die für den Einfluß in einem solchen Gremium sicherlich sehr wichtige Möglichkeit zu persönlichen Kontakten. Es ergab sich, daß je 2 von 5 Teilnehmern Angehörige der Römischen Kurie waren; von den 71 auswärtigen Mitgliedern waren nur 31 zugegen. Noch bemerkenswerter ist das Zahlenverhältnis unter den Beratern dieser wichtigsten Kommission. Sie hat deren 28. Alle wohnen in Rom, 20 sind Mitglieder der Kurie. Bei der Sitzungsperiode waren 24 der Berater anwesend.

Zu den Themen der 1. Session

Als Grundlage für die Verhandlungen der Zentralkommission bei ihrer 1. Session dienten selbstverständlich die can. 222 bis 229 CIC, die die kirchengesetzlichen Bestimmungen über die Institution des Konzils enthalten. Es ist die Frage, wie diese Bestimmungen in der Praxis gehandhabt werden sollen und ob sie vielleicht der Anpassung an die veränderten Zeiten bedürfen, eine Frage, die ja hinsichtlich der Geschäftsordnung im wesentlichen schon vor dem Konzil entschieden werden muß.
Die ordentlichen Mitglieder des Konzils gemäß can. 223, deren Recht zur Teilnahme in den weitaus meisten Fällen darauf beruht, daß sie regierende Bischöfe sind, bilden einen Kreis von ungefähr 2000 Personen. Die etwa 1000 Titularbischöfe haben zwar keinen Anspruch auf Teilnahme, aber unter ihnen befinden sich etwa 300 Apostolische Vikare, und dazu kommen die Apostolischen Präfekten, die Oberhirten eines großen Teils des katholischen Missionsfeldes, deren Anwesenheit aus mancherlei Gründen höchst wünschenswert erscheint. Was die Orden betrifft, ist die Frage berechtigt, ob ihre Repräsentation auf dem Konzil nicht mehr ihrer tatsächlichen Bedeutung als ihrem durch Geschichte und Tradition begründeten Rang entsprechen sollte. Über die weitere Frage, wie der Heilige Stuhl es mit den gültig geweihten, aber in Trennung von der Römischen Kirche amtierenden Bischöfen halten wird, sind Mutmaßungen nicht möglich. Sicher ist nur, daß aus seinen Entscheidungen in jenen Kirchen Schlüsse darauf gezogen werden, ob das Konzil für die Wiedervereinigung wirklich offen ist, wenn man auch weiß, daß sie noch nicht zustande kommen wird. Das kann sich erst aus den Fühlungnahmen des Konzilssekretariates für die Einheit der Christen mit den einzelnen großen getrennten christlichen Kirchen ergeben.
Außer den Konzilsmitgliedern können nach can. 223 CIC auch Theologen und Kanonisten als Sachverständige und Berater herangezogen werden. Wie die Auswahl dieser Persönlichkeiten getroffen wird, wird die Welt zweifellos mit großer Aufmerksamkeit verfolgen. Zwar kann es keinem Bischof verwehrt werden, seine persönlichen Ratgeber zu befragen, und wohl auch nicht, sie zum Konzil nach Rom mitzunehmen. Doch macht es einen großen Unterschied aus, ob sie nur persönliche Berater eines einzelnen Bischofs sind oder den offiziellen Status von Konzilsberatern innehaben. Es wäre zu wünschen, daß die Berater des Konzils unter Mitwirkung der Konzilsväter berufen würden und daß sie die Gesamtheit der katholischen Theologie verkörperten. Als der Heilige Vater am 2. März 1961 den Rektor des damals so schwer angegriffenen Päpstlichen Bibelinstitutes, Professor Ernst Vogt SJ, zum Konsultor der Theologischen Kommission ernannte, ist das vielerorts als ein Beweis für seinen Willen zu solcher Weite des Geistes und des Herzens empfunden und dankbar anerkannt worden. Aber es ist kein Geheimnis, daß in den Ländern Europas, die aus dem engeren und weiteren Umkreis um den Papst in den letzten Jahren mit Anspielungen auf die Fragwürdigkeit ihres Glaubens bedacht worden sind, furchtsame Blicke auf solche Theologen fallen, die auch heute noch meinen, daß inquisitorische Manieren das richtige Mittel seien, um den Gang der theologischen Forschung zu beeinflussen, und daß man in diesen Ländern den Einfluß gerade solcher Theologen auf die Autorität des kirchlichen Lehramtes fürchtet. Es ist eine Pflicht der Publizistik, dieser Malaise jetzt vor dem Konzil offen Ausdruck zu geben. Sie ist ein Moment in der öffentlichen Meinung der Kirche, und sie ist gewiß nicht das unbedeutendste unter den Ressentiments der evangelischen Christen, namentlich ihrer Theologen, gegen die Römische Kirche.
Als Berater des Konzils könnten an und für sich auch

Laien herangezogen werden. Es hat aber den Anschein, als ob Papst Johannes XXIII. es nicht für opportun hält, den drängenden Wünschen dieser Art zu entsprechen.

In der Geschäftsordnung des Konzils kommt es darauf an, einen Ausgleich zu finden zwischen der condicio sine qua non des Konzils, der freien Meinungsäußerung jedes Mitgliedes und der durch die große Teilnehmerzahl und die Beschränktheit der Zeit gegebene Notwendigkeit, den Debatten Grenzen zu ziehen. Sicher besteht keine Gefahr, daß das Konzil der Welt das Schauspiel ungezügelter Redeschlachten bieten wird. Aber auch eine andere extreme Form seiner Selbstdarstellung vor der Welt würde seiner Wirkung schaden, eine Form, die hauptsächlich den Eindruck einer Manifestation der Größe und des Glanzes der Kirche erwecken und den Charakter redlicher und mühsamer Auseinandersetzung, den Charakter einer Arbeitstagung allzusehr hinter verschlossenen Türen verschwinden lassen würde. Auch hinsichtlich der Formen der Konzilsfeier wäre zu wünschen, daß zwischen südländischem Enthusiasmus und nordländischer Skepsis eine glückliche Mitte gefunden wird.

Aus diesem Anliegen ergibt sich auch der Wunsch, daß die Öffentlichkeit schon vor dem Konzil und erst recht während seiner Feier in einem gewissen Ausmaß auch über den Gang seiner Arbeiten unterrichtet werde und nicht nur über deren Ergebnisse, das heißt über die Konzilsdekrete. Daß der Heilige Stuhl in diesem Stadium der Vorbereitungen noch ein absolutes Schweigen darüber bewahrt und bewahrt wissen will, ist von der katholischen Welt eingesehen worden, und auch die Presse hat sich diesem Wunsch des Papstes gefügt. Sehr gut hat Franz Thijssen in einem Interview mit „De Maand" dieses Schweigen damit begründet, daß die Mitarbeiter des Konzils zunächst hören und meditieren müssen, ehe sie zu reden anfangen; denn es kommt vor dem Konzil nicht so sehr auf die Stimmen der Teilnehmer als vielmehr auf die Stimme des Heiligen Geistes an, die nur im schweigenden und meditierenden Hören vernehmbar wird (vgl. „Informations catholiques", 1. 7. 61, S. 26). Aber dieses Schweigen der Beteiligten soll nicht auch die übrigen Gläubigen zum Schweigen bringen, im Gegenteil. Es fehlt nicht an bischöflichen Stimmen — und der Papst selbst hat sie unterstützt —, die die Gläubigen und ihre Publizisten ermutigen, den Konzilsvätern ihre Wünsche und Gedanken mitzuteilen.

Die berufliche Mitarbeit der Frau in der Seelsorge

Die Kirche kennt von jeher die Mitarbeit der Frau im Dienst der Seelsorge. Die Entwicklung in unserer Zeit hat zu einem neuen kirchlichen Frauenberuf geführt: den „Seelsorgehelferinnen", welche die Mitarbeit in der kirchlichen Seelsorge zum Beruf gewählt haben und durch kirchliche Sendung bestellt sind, als Laien kirchlich-seelsorgliche Aufgaben zu erfüllen.

Es ist grundsätzlich ein Laienberuf, weil der Empfang einer sakramentalen Weihe nicht in Frage kommt. Bei der anderen dogmatischen Auffassung der evangelischen Christen über das Priestertum haben sich dort auch andere Auffassungen über die amtliche Stellung der Frau im Dienst der Seelsorge Eingang verschafft. Die evangelische Kirche kennt seit längerer Zeit die Vikarin und hat seit 1958 in Schweden drei zu Pfarrern ordinierte Frauen. Die Berechtigung zur Ordination wurde von einer Mehrzahl der Mitglieder des Weltkirchenrates bejaht und hat in einigen Ländern Zustimmung gefunden, während andere sie noch ablehnen. Die griechisch-orthodoxe Kirche hält grundsätzlich am Ordo des Mannes fest und erträgt aus Traditionsgebundenheit kaum auch nur den Versuch eines Einbruchs in die überlieferten Formen und Auffassungen. In ihr wurden aber 1959 zehn Gemeindehelferinnen eingesetzt, die nach zweijähriger Ausbildung hauptamtliche Aufgaben der kirchlichen Seelsorge und Sozialarbeit übernahmen. Das allein schon hat in verschiedenen Teilen der Kirche starken Protest ausgelöst (vgl. W. Wiesen in „Die Seelsorgehelferin" 59/2, 61).

Das Situationsbild in der katholischen Kirche

Die berufliche Mitwirkung der Frau in der Seelsorge ist aus der gelegentlichen Mithilfe erwachsen. Die gelegentliche Mitarbeit vollzieht sich in den verschiedenen Formen des Laienapostolates, wo sie auf Anruf oder durch Beitritt zu einer apostolischen Arbeitsgruppe außerberuflich geübt wird oder aus apostolischer Verantwortung im weltlichen Beruf erfolgt, wenn etwa die Krankenschwester, die Fürsorgerin, der Wohlfahrtspfleger oder andere in caritativen Berufen tätige Personen darauf angesprochen werden. Welche Dienste dadurch der kirchlichen Seelsorge geleistet werden, ist nicht leicht abzumessen. Jeder Seelsorger ist dankbar für diese Hilfen; die außerordentliche Seelsorge und Missionstätigkeit der Kirche erfahren dadurch eine nennenswerte Unterstützung. Um Beispiele zu nennen, erinnern wir an die Verpflichtung der Mitglieder der „Legio Mariae" zu regelmäßigen apostolischen Aufgaben, an den Einsatz von Männern und Frauen in Italien, die zur Bewegung „Pro civitate christiana" gehören, an die Arbeitermissionarinnen im Untergrund von Paris und an die freiwilligen Missionshelfer in den verschiedensten Missionssprengeln der Kirche.

Eine eigene Stellung nehmen die Frauen ein, die in religiöser Haltung apostolische und missionarische Tätigkeiten unter Leitung des priesterlichen Seelsorgers zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben und durch die Kirche dazu ermächtigt und verpflichtet wurden. Auch dafür gibt es verschiedene Formen. An erster Stelle nennen wir die religiösen Kongregationen mit apostolischen Aufgaben, die einen Teil ihrer Mitglieder dem Seelsorgedienst zuführen. Ihre Mitglieder haben die Ordensgelübde abgelegt, leben in klösterlicher Gemeinschaft und werden bei der Arbeitsübernahme vom klösterlichen Verband vertreten. Ähnlich verhält es sich mit mehreren Säkularinstituten. Ihre Angehörigen haben ebenfalls die klösterlichen Gelübde abgelegt und sich zum Vollkommenheitsstreben verpflichtet, führen aber kein gemeinsames Leben. Ihnen zurechnen kann man die Institute, in denen an die Stelle der Gelübde ein Versprechen tritt. Auch hier erfolgt die Auswahl der Angehörigen für die Seelsorgetätigkeit und die Zuteilung des Arbeitsgebietes durch die Institute. Beide Gruppen haben ihre kirchenrechtlichen Regeln und bieten in dieser Hinsicht keine Probleme. Bei der dritten Gruppe, den Gemeinschaften religiöser und beruflicher Art ohne Gelübde, ohne gemeinschaftliches Leben und ohne rechtliche Bindung an die Gemeinschaft, in denen demnach die „Einzelne verantwortlich für sich selbst steht", erfolgt die Übernahme einer apostolisch-kirchlichen Arbeit grundsätzlich durch eine persönliche Abmachung

mit der zuständigen Seelsorgestelle, wobei allerdings die Einschaltung der Leitung einer Ausbildungsstelle oder einer Berufsgemeinschaft nicht ausgeschlossen ist.

Die Seelsorgehelferinnen

Aus diesen Gruppen kommen die Seelsorgehelferinnen. Sie geben ihren bisherigen bürgerlichen Beruf auf und gehen unbekümmert um eine kirchliche Standesordnung einfach aus innerem Drang in den Dienst der Kirche, um in der Seelsorge dem Heil der Mitmenschen zu dienen. Diese Grundsituation ist dahin offen, daß die persönliche Wahl eines kirchlichen, etwa des klösterlichen Standes nicht behindert ist, anderseits dadurch eingeschränkt, daß die Seelsorgefunktionen, die den Ordo und die Jurisdiktion des Priesters voraussetzen, nicht in Betracht kommen. Der Beruf ist in Deutschland entstanden, und die Berufsangehörigen stellten ihre Kräfte an erster Stelle der Seelsorge in Deutschland und in Österreich zur Verfügung. In das Werden und Wachsen des neuartigen Berufes, dessen Angehörige noch um eine endgültige Form ringen, erhalten wir Einblick durch ein gut informierendes Schrifttum, das in Berichten und Aufsätzen die Anliegen des Berufes, Einzelfragen zum Berufsethos, die verschiedenen Aufgaben, die soziale Arbeit und die Schulungsarbeit behandelt, ein Schrifttum also, das geeignet ist, auch weitesten Kreisen den Beruf der Seelsorgehelferin näherzubringen, sowie durch das reiche Material, das dank der umsichtigen Vorsorge der Leiterin des Freiburger Seminars für Seelsorgehilfe archivalisch geborgen ist. Der folgende Bericht stützt sich darauf. Er will eine Bestandsaufnahme sein, die das verzeichnet, was sachlich feststellbar in der Entwicklung dieses Berufs erreicht wurde, wobei insbesondere die geistige Konzeption ins Auge gefaßt ist. Ein Hinweis auf die offenen Fragen soll nicht fehlen. Doch muß darauf verzichtet werden, über die Erfolge zu berichten. Eine nach Stunden berechnete Arbeitsleistung kann über das nichts aussagen, was den Sinn und Wert dieses Berufes ausmacht. Eine gute Auswahl von Tätigkeitsberichten findet sich in der Schrift von Margarete Ruckmich, Die berufliche Mitarbeit der Frau in der kirchlichen Seelsorge, Freiburg 1950.

Die *deutschen* Diözesen und Kommissariate geben über den Einsatz von Seelsorgehelferinnen in ihrem Raum nach dem Stande von Mai 1961 die in der unten links stehenden Tabelle aufgeführten Zahlen an.

Die Übersicht macht ein Zweifaches deutlich. Sie zeichnet ein Bild von der Zahl der Frauen, die von den Diözesen selbst zu den Seelsorgehelferinnen gerechnet werden. Diese Zahl ist beachtlich. Sie verrät aber zugleich auch, daß der Begriff Seelsorgehelferinnen noch sehr verschieden aufgefaßt wird. Nicht alle deutschen Diözesen unterscheiden die Seelsorgehelferinnen, deren Berufsbild nachher entwickelt wird, von den Religionslehrerinnen, Katechetinnen und anderen Frauen, die in kirchlichen Diensten stehen, was ein Vergleich der Personalschematismen der Diözesen leicht erkennen läßt. Einige Diözesen haben in ihrem Bericht auch die hauptamtlichen Bürokräfte eigens aufgezählt.

Das Seminar für kirchliche Frauenberufe in Wien beziffert die Zahl der in den *österreichischen* Diözesen tätigen Seelsorgehelferinnen wie folgt: Wien 145; Seckau 31; Linz 23; Gurk 22; St. Pölten 12; Salzburg 8; Eisenstadt 7 (Innsbruck unbekannt). In Österreich sind somit nach den Maßstäben des Wiener Seminars, das hierin mit den deutschen Seminaren einig ist, 258 Seelsorgehelferinnen erfaßt.

In den *romanischen* Ländern ist die Seelsorgehelferin als berufliche Kraft so gut wie unbekannt. Einzelne Pfarreien, für die als Beispiel Ste-Suzanne in Brüssel genannt sei, machen eine rühmliche Ausnahme. Ein Bericht aus Brüssel beklagt den Mangel an Aufgeschlossenheit für die Ausbildung und den Einsatz von Laien zum beruflichen Dienst am Heil der Seelen in allen romanischen Ländern. Aber auch dort regt sich etwas. Aus *Paris* kam die Nachricht von einem Neubeginn, dem man allen Erfolg wünschen kann. Paris kennt die „Assistante paroissiale", die mit nur geringen Unterschieden unserer Seelsorgehelferin gleicht. Eine kirchliche Anerkennung und Organisation gibt es noch nicht. Die Vorbereitung auf die berufliche Tätigkeit und die Vermittlung der Stellen durch Empfehlung hat die 1960 gegründete „Union des Assistantes paroissiales" in Paris in die Hand genommen. Bei Gelegenheit des dreißigjährigen Bestehens des Freiburger Seminars für Seelsorgehilfe (1958) hat der Erzbischof von *Mailand*, der jetzige Kardinal Montini, der Leiterin, Frau Margarete Ruckmich, in einem handschriftlichen Brief u. a. mitgeteilt, daß man in seiner Diözese die Erfolge der Seelsorgehelferinnen in Deutschland sehe und auch dort diese Frage studiere, allerdings vorerst nur theoretisch.

Das geschichtliche Werden des Berufes

Der Beruf entstand, wie so vieles in der Geschichte der Kirche, daraus, daß sich praktische Bedürfnisse anmeldeten, die zum Handeln zwangen. Die religiöse Notlage der Menschen und die nicht mehr zu bewältigenden Aufgaben der ordentlichen Seelsorge führten in den Industriestädten zur Anstellung von Bürokräften im Pfarrsekretariat und in den weiten Diasporagebieten zur Beauftragung

Diözesen bzw. Kommissariate	Seelsorgehelferinnen	Davon Laienstand	Davon Ordensstand	Außerdem arbeite als Pfarramtshelferinnen
Aachen	102	95	7	—
Augsburg	50	45	5	
Bamberg	2	2	—	—
Berlin-West	62	47	15	—
Berlin-Ost	37	27	10	—
Berlin-Zone	56	39	17	—
Eichstätt	19	16	3	—
Erfurt	130	103	27	—
Essen	121	99	22	25
Freiburg	182	111	71	—
Fulda	32	27	5	10
Görlitz	23	21	2	—
Hildesheim	106	84	22	—
Köln	171	169	2	43
Limburg	57	56	1	30
Magdeburg	124	92	32	—
Mainz	90	87	3	—
Mecklenburg	136	113	23	—
Meiningen	18	18	—	—
Meissen	118	88	30	—
München	262	161	101	—
Münster	136	118	18	—
Osnabrück	176	76	100	—
Paderborn	154	141	13	60
Passau	32	30	2	—
Regensburg	21	1	20	—
Rottenburg	225	194	31	—
Speyer	45	29	16	—
Trier	73	49	24	—
Würzburg	73	65	8	—
	2833	2203	630	168

von Frauen mit dem Religionsunterricht. Diese beiden Notstände waren die Ausgangspunkte für die Berufe der Pfarramtshelferin und Katechetin; aus ihnen entwickelte sich, auch unter Einwirkung geistiger Faktoren, die seit Beginn unseres Jahrhunderts im katholischen Raum lebendig wurden, der neuartige Beruf der Seelsorgehelferin. Die geistige Situation ist gekennzeichnet durch das wachsende Bewußtsein der Laienverantwortung für das Reich Gottes, ihren Willen zum apostolischen Mitwirken und den Ruf der Kirche zur Mitarbeit in der Not der Seelsorge. Ein stetes, umfassendes und auf fachliche Schulung gründendes Mitwirken beruflicher Kräfte wurde ins Auge gefaßt. Der Blick auf die Heilsarmee und die Innere Mission stärkte den Mut. Die aufstrebende katholische Frauenbewegung und die neuen pädagogischen und fürsorgerischen Frauenberufe wurden Wegbereiter. Auf der Caritastagung in Essen im Jahre 1911 wurde die „Freie Vereinigung für Caritashilfe in der Seelsorge" ins Leben gerufen, die für die Folgezeit maßgebliche Arbeit leisten sollte. Bis zum Jahre 1928 wurden verschiedene Ansätze zur Ausbildung von Frauen für den beruflichen Hilfsdienst in der Seelsorge gemacht. Während sich mehrere Diözesen veranlaßt sahen, Frauen ohne besondere Vorbildung anzustellen, begannen die Sozialen Frauenschulen mit der Erweiterung ihres Ausbildungsplanes, in den im Hinblick auf das apostolische Wirken der Fürsorgerinnen Katechetik und Eherecht aufgenommen wurden. Spätere Soziale Frauenschulen haben das Programm übernommen und weitergeführt. Von bleibender Bedeutung für den neuen Beruf und die Gründung der ersten Ausbildungsstätte in Freiburg ist der Spezialkurs, den die Freie Vereinigung für Seelsorgehilfe 1926 einberufen hatte, um die bereits in der Seelsorgehilfe tätigen Frauen nachzuschulen. Die Teilnehmerinnen schlossen sich zu einer religiösen Vereinigung zusammen, die später den Namen „Berufsgemeinschaft katholischer Seelsorgehelferinnen" erhielt. Zwei Jahre später wurde im Deutschen Caritasverband das erste Seminar für Seelsorgehilfe gegründet, das seine Tore allen berufsgeeigneten Frauen, Laien und Ordensschwestern, öffnete. Diese Gründung bleibt immer mit den Namen Benedikt Kreutz, Margarete Ruckmich und Wilhelm Wiesen verbunden. Damit waren neue Wege eingeleitet. Was damals in mühseliger Arbeit begonnen wurde, steht heute weit entfaltet da. Zehn deutsche Seminare führen die Arbeit fort und bemühen sich in umsichtiger Einvernahme um die Förderung des Berufes.

Bereits in den zwanziger Jahren entstanden Schwesterngemeinschaften, die die Mithilfe in der Seelsorge in ihre Zweckbestimmung mitaufnahmen. Außer der Katholischen Heimatmission in München, den Liobaschwestern in Freiburg und den Christkönigsschwestern in Meitingen sind die Boßweiler, Schönstätter und Nazareth-Schwestern zu nennen. 1937 kamen zahlreiche Schwestern aus klösterlichen Genossenschaften hinzu, welche bis dahin in der Lehrtätigkeit standen. Für sie wurden in Freiburg, Berlin, München und Wien Sonderkurse durchgeführt. Die Sozialen Frauenschulen in Aachen, Berlin, Beuthen, Breslau, Dortmund, Heidelberg, München, Münster, Wien und Luzern führten kürzere oder längere Sonderkurse durch, um für die berufliche Seelsorgehilfe vorzubereiten. Im Jahre 1942 wurde die Zahl der beruflich in der Seelsorgehilfe tätigen Frauen auf 1200 geschätzt, von denen 700 Orden, Kongregationen und ähnlichen Gemeinschaften angehörten. Die jetzige genaue Zahl für Deutschland ist, wie zu der obigen Übersicht gesagt werden muß, nicht ermittelt.

Der Beruf ist durch die deutschen Bischöfe anerkannt. Mit mehreren Diözesen wurden Arbeitsverträge und Dienstordnungen vereinbart, und an mehreren bischöflichen Behörden wirken hauptamtliche Referentinnen für die berufliche Seelsorgehilfe. Ein anerkennendes Wort des Papstes übermittelte der damalige Apostolische Nuntius, der jetzige Kardinal Muench, der 1951 schrieb, daß der Bericht über die Seelsorgehelferinnen, den er von der Leiterin des Freiburger Seminars für Seelsorgehilfe, Frau Margarete Ruckmich, eingefordert hatte, von Papst Pius XII. mit Interesse zur Kenntnis genommen wurde. Der Heilige Vater wünsche dem Seminar weiteres erfolgreiches Wirken zur größeren Ehre Gottes und erteile den erbetenen Apostolischen Segen. Dagegen ist es bisher noch nicht gelungen, den Seelsorgeklerus in genügendem Umfange mit dem Beruf vertraut zu machen und die erwünschte Wertung der Frau als Mitarbeiterin in der Seelsorge überall zu erreichen.

Die Idee des Berufes

Die Frage, wie die Seelsorgehelferinnen selbst ihren Beruf auffassen, wird in den Berufsgrundlinien klar beantwortet. Die häufig wiederkehrende Formel lautet: „Die Mitarbeit der Frau in der Seelsorge ist zum Beruf geworden." Es ist ein religiöser, kirchlicher, apostolischer, eigener Frauenberuf. Was soll damit gesagt sein? Zunächst, daß die Übertragung eines Amtes im Dienste der Seelsorge die volle Kraft der Seelsorgehelferin für das ganze Leben binden soll. Gefordert werden die berufliche Ausbildung, die treue Erfüllung des Auftrags und die durch die Aufgaben geforderte Berufshaltung. Die religiöse christliche Bestimmung erhält dieser Beruf zunächst wie alle Berufe durch die gehorsame Annahme des Anrufes Gottes und die intentionale Verrichtung der Berufsarbeit zur Ehre Gottes. Das charakteristische religiöse Element aber wird aus der Aufgabe gewonnen. Die Seelsorgehelferin hat, so heißt es, „kein anderes Ziel und keinen anderen Lebensinhalt, als Gott zu dienen und Gott zu verherrlichen in der Sorge um das Corpus Christi Mysticum auf Erden". „Sie will ihren Beitrag zur Fortsetzung des Erlöseramtes Christi leisten, soweit sie dazu gerufen und befähigt ist." Sie übernimmt einen Dienst zur Vermittlung der Anteilnahme am göttlichen Leben, das die übernatürliche Wurzel des Menschen zur Erfüllung des höchsten Schöpfungssinnes, der Verherrlichung Gottes, ist. Die Mittel aus dem übernatürlichen Bereich beseelen die einzusetzenden natürlichen Kräfte. Das geschieht im Rahmen der kirchlichen Ordnungen. Unter Leitung und Führung des Bischofs und seines Stellvertreters im Seelsorgeamt leistet die Seelsorgehelferin ihren Beitrag und unterstützt und ergänzt den Dienst des Priesters. Dazu ist die Sendung wesentlich. Die Seelsorgehelferin weiß, daß sie vom Bischof in Pflicht genommen ist. Die kirchlichen Vorgesetzten weisen ihr im apostolischen Arbeitsbereich ein bestimmtes Tätigkeitsgebiet zu.

Im gegenwärtigen Stadium der Entwicklung wird der Akzent darauf gesetzt, daß der Seelsorgeberuf der Frau in der Kirche ein eigener Frauenberuf ist. Die Seelsorgehelferin rechnet sich bewußt zu den Laien, die zum Apostolat berufen sind, und möchte im Kreise derer, die sich angesprochen wissen, durch ihr fachliches Können, durch planvoll durchdachte Arbeitsmethoden und ganzen Einsatz

eine „profilierte" Vertreterin des Laienstandes im kirchlichen Apostolat sein. Das Wirken aus der Natur der Frau mit ihren Eigenkräften und Eigenwerten wird unterstrichen. Eine Eigenart der Frau ist die seelisch-körperliche Anlage zur Mutterschaft. Sie hat eine Anzahl eigentümlicher Fähigkeiten und Verhaltungsweisen im Gefolge, auf die mit Recht zurückgegriffen werden kann. Aus der Mütterlichkeit der Frau folgt eine ihr eigene Wirkweise. Die liebende Zuwendung zum lebendigen Menschen in seiner Ohnmacht und Schwäche macht sie erfinderisch. Kraft dieser Eigenart ist die Frau auch in der Seelsorge die „Gehilfin des Mannes" und steht ihm zur Seite in dem Bewußtsein, dort einen Platz zu haben, wo die „Ecclesia virgo et mater" wirksam werden muß. Die Liebe, die aus dem Herzen Gottes quillt, gibt der natürlichen Begabung die übernatürliche Kraft und Entfaltungsmacht. Die jungfräuliche Hingabe im Dienste Christi und seiner Schäflein hat ihr großes Vorbild in der „Gehilfin Christi im Erlösungswerk" selbst, in Maria. Aus dieser und ähnlichen Überlegungen leitet sich das Recht ab, von einem eigenen kirchlichen Frauenberuf zu sprechen, der eine „eigene Existenzberechtigung in sich" hat. Darum wehrt man sich konsequenterweise dagegen, daß die Mitarbeit der Frau nur Ersatz für den Ausfall anderer Seelsorgekräfte (Priestermangel) sei. Die tatsächliche Hilfe, die der Seelsorgeklerus aus dem Wirken der Seelsorgehelferin erfährt, ist nicht Existenzgrund, sondern selbstverständliche Folge dieses Berufes. An dieser Sicht ändert auch die Tatsache nichts, daß der geschichtliche Ausgangspunkt in der Arbeitsüberlastung der Seelsorger zu sehen ist und auch heute noch einige Ausbildungsstätten diesen Gesichtspunkt in den Vordergrund stellen, auch nichts, daß der Name Seelsorgehelferin mehrdeutig ist.

Das Berufsbild ist noch nicht abgerundet. Die führenden Persönlichkeiten selbst sehen das am besten. Die offenen Fragen liegen im Begriff des Laienapostolats; in der Abgrenzung dieser Tätigkeit gegenüber den Frauenberufen, die hauptamtlich im Auftrag der Pfarrgemeinde caritative, pflegerische oder soziale Aufgaben erfüllen; in der psychologischen Deutung der Frauenart; in der Nähe oder Ferne dieses religiösen Berufes zum Beruf der Ordensleute und schließlich auch noch in der Bezeichnung „Seelsorgehelferin", die die verschiedenartigen und verschiedenwertigen Relationen andeutet und verdeckt, welche der Begriff in sich birgt und welche erst durch eine adäquate Begriffsentfaltung in unser Blickfeld kommen. Die Argumentationen haben verschiedene Ansatzpunkte. Insbesondere sind es drei: eine Richtung geht vom Begriff der Seelsorge aus, eine zweite von den zugeteilten Tätigkeiten, die dritte von der Eigenart der Frau. Die theologische Überprüfung der Korrespondenz mit den Offenbarungswahrheiten ist in vollem Gang.

Wenn die letzte Klärung noch aussteht, so sind doch die Grundlinien schon heute klar genug. Die Seelsorgehelferin steht aktiv im Heilswirken der Kirche. Theologisch kann es so gesehen werden: Am Anfang steht die Gnade der Berufung zum helfenden Dienst an den Seelen, die sich in der Folge in willigem Dienen auswirkt. Der Sendungsauftrag bezieht sich auf den Einsatz der fraulichen Werte in den Dienst des Erlöseramtes Christi; der Erfolg wird aber auch mitbestimmt durch die natürliche Auswirkung der fraulichen Begabungen; die freudvolle Erfüllung der Frauenseele fließt aus dem in jungfräulicher Hingabekraft vollzogenen Dienst.

Aufgaben und Tätigkeiten

Maßgebliche Faktoren der Wertung sind die Aufgaben und Tätigkeiten. Für viele zählt nur die praktische Berufsverwirklichung. Über die Aufgaben und Tätigkeiten lesen wir:

„Die Zuteilung der Aufgaben und Tätigkeiten an die Seelsorgehelferin erfolgt nicht nach Willkür oder auf Grund eines rein auf Zweckmäßigkeit abhebenden Denkens. Ihr liegt vielmehr zugrunde die Überlegung, daß es innerhalb der Aufgaben der kirchlichen Seelsorge bestimmte Bereiche gibt, in denen die Frau ihrer Eigenart entsprechend einen besonderen Auftrag zu erfüllen, besondere Werte zu vermitteln hat.

Die Seelsorgehelferin arbeitet vornehmlich mit an der Seelsorge in der Pfarrgemeinde. Dabei sind wichtig: die Sorge für eine Kontaktschaffung mit der Gemeinde durch systematische Hausbesuche; die Mitarbeit in der Kinder-, Jugend- und Familienseelsorge mit allen ihren Formen und Möglichkeiten der persönlichen seelsorglichen Begegnung, des schulischen Unterrichtes, der Gruppenführung, der kirchlichen Bildungsarbeit; die seelsorgliche Bemühung um die der Kirche Entfremdeten; der Unterricht an weibliche Konvertiten; die führende Mitarbeit innerhalb des pfarrgemeindlichen Caritaswerkes; die Mitarbeit an den Verwaltungsaufgaben der Pfarrei.

Außer der beruflichen Tätigkeit in der Pfarrgemeinde übernehmen Seelsorgehelferinnen heute auch nach Eignung und Neigung Spezialaufgaben innerhalb besonderer Seelsorgegebiete und Seelsorgeaufgaben. So als Katechetin, als Diözesanführerinnen und Diözesanreferentinnen für die Frauenjugend, als Diözesanreferentinnen für die Frauen- und Mütterseelsorge, als Diözesanreferentinnen für Seelsorgehelferinnen usf." (Margarete Ruckmich).

Was hier aufgezählt wird, birgt eine Unmenge geistiger Arbeit und langjähriger Erfahrung in sich. Die kritische Sichtung dieser Seite des Berufes wird eine bleibende Aufgabe sein, weil jede neue Zeit- und Seelsorgesituation auch neue Gesichtspunkte bringt. Daher ist es mißlich, wenn das Berufsbild aus den Tätigkeiten in einer bestimmten Zeit und aus einem Durchschnittsmaß der pfarrlichen Seelsorgslage angegangen und kein einheitlicher Sprachgebrauch gewahrt wird. Eine Vernachlässigung der Wortfrage behindert oft genug die begriffliche Klarheit. Die gegenwärtige Lage wird von hier aus als Problem empfunden. Wir erfahren z. B., die Seelsorgehelferin sei keine hauptamtliche Bürokraft, keine hauptamtliche Katechetin, keine hauptamtliche Jugendführerin usw., sondern eben Seelsorgehelferin; anderseits werden alle diese Tätigkeiten von der Seelsorgehelferin verlangt und als zum Beruf gehörig angesehen. Die Lösung wird bildhaft so gegeben, daß man sagt, die Helferin habe ihren Arbeitsplatz im Pfarrhaus und gehe von dort aus ihren Tätigkeiten nach. Damit ist gesagt, daß die Seelsorgehelferin ihrer eigenen ratio formalis folgt, d. h., sie hat in sich ein anderes Berufsprinzip als die genannten Berufe. Dieses Prinzip beinhaltet nicht einen Ausschnitt aus der seelsorglichen Aufgabe, sondern die gesamte Seelsorge, wie sie vom Pfarrhaus aus getätigt wird. Und darum kann die Helferin die Arbeiten übernehmen, die sie eigentlich hauptamtlich nicht übernehmen „darf".

Die theologische Klärung hat folgendes bedacht: Das religiös-seelsorgliche Ziel des Berufes ist die Verherrlichung Gottes durch die Seelen, um die sich die Helferin kümmert. Dazu hat sie Auftrag und Weisung. Der Auf-

trag ist mit dem Eintritt in den Beruf gegeben. Die Seelsorge selbst als Dienst aus dem Wort und aus den Sakramenten besteht darin, das gläubige Leben der Menschen zu wecken, zu erhalten und zu verlebendigen. Der Auftrag ist dreifach in Priesteramt, Lehramt und Hirtenamt gegliedert. Der Helferdienst der Frau läßt dieselbe Dreiteilung zu. Die unterscheidende Tiefengrenze ist durch den Ordo und die Jurisdiktion gezogen. Die Helferin hat den Auftrag zum seelsorglichen Wirken, und zwar zum Wirken kraft ihres allgemeinen Priestertums, zur Verwirklichung ihrer Bekenntnis- und Zeugnispflicht und zum Einsatz des sorgeerfüllten Herzens für die Schäflein des Guten Hirten kraft der Ausrüstung mit dem Heiligen Geist. Das kann man mit gutem Recht ihren dreifachen Auftrag nennen, dem die Aufgaben entsprechen. Diese gehören zum Wesen ihres seelsorglichen Berufes. Bedenkt man, daß die Frau im allgemeinen nicht scharfe Grenzen zieht, sondern daß sie bemüht ist, im Erlösungsdienst Christi die „Magd des Herrn" zu sein und im Helferdienst ihre gesamte Wirk- und Hingabekraft für den ganzen Menschen einzusetzen, so dürfte in diesem umfassenden Auftrag der fraulichen Eigenart Rechnung getragen sein.

Die Erfüllung der Aufgaben erfolgt in vielgestaltigen und variablen Tätigkeiten. Man hat sie in Tätigkeitsgruppen und Betätigungsbereichen zusammengefaßt, damit aber in ihrer Struktur nicht geändert. So kann in konkreten Situationen die quantitative Maßbeschränkung und die qualitative Akzentuierung geändert werden. Das ändert nichts an der Zugehörigkeit zum Beruf. Ein Vergleich mit der Arbeitsteilung zwischen dem Pfarrer und seinen Hilfsgeistlichen legt sich hier nahe. In gleichem Sinn ist auch die Berufszugehörigkeit der Seelsorgehelferinnen zu beurteilen, die nicht in der Pfarrseelsorge tätig sind, sondern von der Diözese mit besonderen Aufträgen betraut oder von der Leitung einer Berufsgemeinschaft ganz beansprucht werden oder auch als Leiterinnen oder Dozentinnen an den Seminaren wirken.

Eignung und Ausbildung

Daß nicht jede Frau, weil sie Frau ist, zum Beruf der Seelsorgehelferin geeignet ist, muß angesichts der weitausholenden frauenpsychologischen Berufsbegründung eigens gesagt werden. Von der Frau, die sich von Gott berufen glaubt, wird der ausgeprägte Besitz bald enger, bald weiter umschriebener religiöser und apostolischer Eigenschaften verlangt. Dazu gehören u. a. die allgemein christlichen Voraussetzungen für einen apostolischen Beruf, wie körperliche Gesundheit, echte Religiosität, apostolische Verantwortlichkeit, Liebe zur Kirche, Freude zum Dienst am Nächsten, eine gewisse Lebensreife, ein entsprechendes Talent. Spezifisch frauliche Neigungen und Haltungen sollen hinzukommen. Dazu rechnet man die liebende Sorge um den lebendigen Menschen, das natürliche mütterliche Verlangen nach Pflege und Bergung, die Bereitschaft zum namenlosen Dienst in Glauben und Treue; die praktische Lebensklugheit und Willigkeit zum Mittragen, Mitsorgen, Mitdenken; Entschlußsicherheit und Entscheidungskraft. Die Wahl des ehelosen Lebensstandes um Gottes willen ist unabdingbar. Von diesen Eigenschaften hängt weithin der Erfolg der Ausbildung und des Wirkens ab.

Die Berufsausbildung ist wie in allen Berufen, die aus Tätigkeiten entstanden sind, von den praktischen Erfordernissen her entwickelt worden. War man anfänglich mit einem erweiterten Religionsunterricht, der Belehrung über die katechetischen Methoden und der Vermittlung ausreichender Kenntnisse des Eherechts zufrieden, die zu einer fürsorgerischen oder kaufmännischen Ausbildung usw. hinzukamen, so mußte mit der Verselbständigung des Seelsorgeberufes der Frau die Regelung von den Wurzeln und Zielen des Berufs her erfolgen. „Das oberste Gesetz der Ausbildung ist das Wohl der Seelsorge!" Die Frauen müssen so gebildet und geformt werden, daß von ihnen im Ganzen der Pfarrseelsorge eine echte Hilfe erwartet werden kann. Für die Durchführung des jetzt zwei Jahre dauernden Ausbildungsganges sind die Seminare für Seelsorgehilfe als kirchliche Fachschulen zuständig. Die Absolvierung eines solchen Lehrganges ist in den meisten Diözesen Voraussetzung für die Berufseinweisung.

Die Vorbereitung umfaßt eine dreifache Schulung: Aneignung und Vertiefung der zur Berufsarbeit notwendigen Kenntnisse, Festigung und Verinnerlichung des religiös-sittlichen Lebens und Einübung in die praktische Arbeit. Das ist in allen Seminaren grundsätzlich gleich; in der Durchführung gibt es methodische Unterschiede. Im Freiburger Seminar, das es verdient, hier besonders genannt zu werden, werden die Seminaristinnen in theologischen, psychologischen, pädagogischen, soziologischen, caritativen und berufskundlichen Fächern geschult. Der Lehrplan ist vom Erzbischof von Freiburg genehmigt. Unterrichtsaufgabe ist neben der Übermittlung des geforderten Wissensstoffes die Anregung und Förderung der Persönlichkeitsentfaltung. In der religiös-aszetischen Durchbildung nimmt das gemeinschaftliche Leben im Wohnheim den ersten Platz ein. Regelmäßige religiös-aszetische Vorträge, Bibellesungen, Einkehrtage und Exerzitien wollen die Klärung und willige Annahme der Forderungen erreichen, die der religiöse und apostolische Beruf an die Persönlichkeit stellt. Zwei Praktika von etwa acht Wochen während der Ausbildungszeit, die möglichst nicht in der Heimatdiözese durchgeführt werden, sollen die Kandidatinnen mit den praktischen Berufsforderungen bekanntmachen und den Gesichts- und Erfahrungsbereich erweitern. Nach erfolgreichem Abschluß der Seminarausbildung erfolgt die erste kirchliche Sendung. Das erste Berufsjahr ist Bewährungszeit. Wer sich bewährt hat, erhält durch den Erzbischof von Freiburg das Zeugnis der Anerkennung als Seelsorgehelferin.

Die Ausbildung ist auf den Beruf ausgerichtet. Es geht nicht darum, aus der Seminaristin eine Theologin oder aus dem religiös-apostolisch ausgerichteten Mädchen eine Ordensfrau zu machen. Obwohl beide genannten Berufe Richtlinien für die geistige und religiöse Ausbildung der Seelsorgehelferin geben, bleibt doch der spezifische Unterschied gewahrt. Das Seminar betrachtet sich nicht als Pflegestätte religiöser Gemeinschaftsformen im Sinne der Orden und Kongregationen und will auch nicht eine theologische Hochschule sein. Seine Aufgabe besteht darin, die Seelsorgehelferinnen zu bilden und zu formen, ihnen das Wesen und Ziel, die Verantwortung, die Aufgaben und Methoden der apostolischen Lebensaufgabe zu vermitteln und ihre innere Bereitschaft dazu zu fördern. Daß dort, wo religiöse Gemeinschaften Träger eines Seminars sind, die Akzente anders gesetzt werden, ist selbstverständlich. Wenn eine Seminaristin aus persönlichen Gründen sich der Theologie oder dem Ordensleben zu-

wenden wollte oder auch beiden zugleich, so dürfte sie gerade durch die Seminarzeit eine gute Vorschulung mitbringen.

Die Einsicht in die heutigen Verhältnisse führt zu der Erwägung, die Ausbildungszeit auf drei Jahre auszudehnen.

Absolventinnen der Seminare für Seelsorgehilfe nach dem Stand vom Mai 1961

Bildungsstätte:	Träger der Bildungsstätte	Seelsorgehelferinnen	Davon Laienstand	Davon Ordensstand	Tätigk. in deutschen Diözesen	Tätigk. im Ausland
Bonn Erzbischöfl. Seminar f. Seelsorgehelferinnen u. Katechetinnen gegr. 1952	Diözese	53	50	3	53	—
Elkeringhausen Seelsorgehelferinnen-Seminar St. Bonifatius gegr. 1946	Bonifatiusverein und zwei Diözesen	242	237	5	240	2
Erfurt Seminar für Seelsorgehilfe gegr. 1948	Diözese	132	117	15	132	—
Freiburg i. Br. Seminar für Seelsorgehilfe gegr. 1928	Deutscher Caritasverband	672	587	85	642	30
Ilbenstadt/Hessen Seminar f. Seelsorgehelferinnen gegr. 1950	Diözese	181	173	8	178	3
Koblenz-Mettern. Seminar f. Seelsorgehelferinnen gegr. 1951	Schönstätter Marienschwestern	175	137	38	168	7
Magdeburg Seminar für Seelsorgehilfe gegr. 1948	Bonifatiusverein	129	125	4	129	—
Mammolshain (Taunus) Seminar f. Seelsorgehelferinnen gegr. 1955	Diözese	7	7	—	7	—
München Frauenseminar für Katechese u. Seelsorgehilfe gegr. 1955	Diözese	61	59	2	60	1
Münster Seminar für Seelsorgehilfe gegr. 1957	Diözese	19	18	1	18	1
Wien Seminar für kirchliche Frauenberufe gegr. 1933	Erzbischöfl. Stuhl Wien	240	223	17	227 In Österreich	13
insgesamt		1911	1733	178	1854	57

Das Mandat der Kirche gehört wesentlich zum Beruf. War es anfänglich so, daß sich die Seelsorger persönlich um eine Helferin bewarben und die Kirchengemeinden mit ihr einen Arbeitsvertrag schlossen, so daß der Bischof nur die Missio canonica erteilte, so ist es heute anders. „Der Beruf steht auf Diözesanebene." Die kirchliche Einordnung der Seelsorgetätigkeit der Frau zeigt sich symbolhaft darin, daß der Bischof oder sein Vertreter bei der Abschlußprüfung den Vorsitz führt und die Anerkennung als Seelsorgehelferin durch einen bischöflichen Akt erfolgt. Die Einweisung in eine Arbeitsstelle geschieht in Deutschland nicht mehr ohne Beteiligung der Diözesanbehörde. Sie kümmert sich um die Regelung der Anstellungsverhältnisse und die äußere Sicherung. Neun deutsche Diözesen haben „Diözesanreferentinnen für die berufliche Seelsorgehilfe der Frau" bestellt, denen die Sorge für die Belange der Seelsorgehelferinnen und ihres Berufes einerseits und für die Belange der Diözesen und Seelsorgestellen anderseits übertragen ist. Das Ordnungsrecht und die Ordnungspflicht des Bischofs sind theoretisch durchdacht. Einbezogen wurde die Frage nach den Bildungsstätten und Berufsvereinigungen. Eine einheitliche Ordnung aber ist noch nicht erfolgt. Weil die Seelsorgehelferin zugleich Pfarrkind der Pfarrei ihres Wohnsitzes ist und die Helferinnen einer Diözese als besondere Gruppe im Sinne der Standesseelsorge anzusprechen sind, ist ihre seelsorgliche Betreuung durch die Diözese gegeben. Auch darüber hat man sich Gedanken gemacht.

Die Weiterentwicklung geht in folgender Richtung: Der Beruf mit Ziel und Aufgaben im oben gezeichneten Sinn hat allgemein-kirchliche Bedeutung. Die Ausbreitung über fast alle deutschen und österreichischen Diözesen und die „Vorposten" in anderen europäischen und außereuropäischen Ländern, auch in Missionsgebieten, dürften unter Beweis gestellt haben, daß es sich um eine lebenskräftige Einrichtung in der Kirche handelt. Jede Diözese aber hat eigene Bedürfnisse. Zu den Fragen, die zur Zeit studiert werden, gehören u. a. die Harmonisierung der Rechtsstellung der Seelsorgehelferin, ihrer Vorbildung und Fortbildung und ihre geistliche Betreuung. Ein besonderes Augenmerk fiel auf die Zuweisung und Änderung des Wirkungskreises. Die Einrichtung von Berufsgemeinschaften auf Diözesanebene wurde erwogen. Gerade diese beiden Fragen, so verlautet, müssen mit Rücksicht auf die Eigenart der Frau beantwortet werden. Frauenpsychologische und geschichtliche Gründe lassen es ratsam erscheinen, die Seminarleitungen und die Berufsgemeinschaften dabei zu hören.

Für die Seelsorgehelferin ist ein gesundes Spannungsverhältnis von Freiheit und Bindung notwendig. Sie steht in allen beruflichen Tätigkeiten im Dienste des Bischofs und seines Stellvertreters im Seelsorgebezirk. Ihnen schuldet sie Ehrfurcht und Gehorsam in gutem kirchlichem Geist. Sie arbeitet in vertrauensvoller und freimütiger Haltung mit ihnen an dem Sendungsauftrag des Erlösers. Ihr Persönlichkeits- und Frömmigkeitsideal, ihr Anschluß an eine bestehende berufsfördernde Gemeinschaft und ihr Lebensstil im privaten Bereich unterliegen dagegen nur der behütenden Aufsichtspflicht der kirchlichen Behörden. Im Interesse ihrer Berufsfreudigkeit und Berufstüchtigkeit müssen die Lebens- und Berufsbedingungen gut ge-

ordnet sein. Die Wertschätzung des Berufes darf nicht fehlen. Mangelerscheinungen auf diesen Gebieten führen leicht in das „Stadium der Erwehrung".

Berufliche Gemeinschaft der Seelsorgehelferinnen

Gelegentlich eines Schulungskurses für Seelsorgehelferinnen im Jahre 1926 in Freiburg entstand die erste Berufsgemeinschaft; sie wurde 1934 von der Kirche als Pia unio gutgeheißen. Diese „religiöse Gemeinschaft von Frauen, die beruflich im Dienste der Kirche stehen", hat den Zweck „der Pflege religiöser Berufsauffassung und apostolischer Berufsfreudigkeit, Weiterbildung in allen Berufsfragen und gegenseitiger Hilfe, besonders in Notlagen". Zu dieser „Berufsgemeinschaft katholischer Seelsorgehelferinnen" gehören heute 709 Mitglieder einschließlich Bewerberinnen. Sie besitzt in Essen-Heidhausen das Haus St. Praxedis und gibt die Zeitschrift „Die Seelsorgehelferin" heraus. Neben ihr gibt es heute die „Diaspora-Seelsorgehelferinnen im Bonifatiuswerk" in Magdeburg. Außerdem betreut der Bonifatiusverein eine große Anzahl Helferinnen. In Österreich besteht in Wien die „Berufsgemeinschaft katholischer Seelsorgehelferinnen", und neben ihr hat jede Diözese zum Zwecke organisatorischer Führung eigene Gemeinschaften.

Daß die Berufsgemeinschaften zum Nutzen und Segen der Mitglieder viel gewirkt und den Beruf selbst gefördert haben, kann nicht bestritten werden. Es zeigt sich zunächst in der Organisation von Exerzitien und Einkehrtagen im Geiste des Berufes, in der ständigen Information über aktuelle Berufsfragen durch eine gutgeleitete Fachzeitschrift und andere Mitteilungen, durch persönliche Beratung und Hilfe. In der Berufsentwicklung kommt vor allem der ersten Berufsgemeinschaft, die man auch den Prototyp der späteren Vereinigungen genannt hat, ein entscheidender Anteil an der Herausarbeitung des Wesens, der Ziele und Aufgaben des Berufes zu. Als Vertretung der Mitglieder nach außen konnte sie vieles tun, um die „Beheimatung der Seelsorgehelferin in der Gemeinde und Diözese" zu erreichen.

Die ständige Aufgabe einer Berufsgemeinschaft besteht in der Sicherung des Berufes nach zwei Richtungen. Im inneren Bereich kümmert sie sich um die Mitglieder, vermittelt ihnen religiöse, geistige, fachliche und soziale Werte, sorgt für die persönliche Geborgenheit der einzelnen Helferin in einer Gemeinschaft, wie es der beruflichen Sonderstellung dieser Frauen entspricht. Im äußeren Bereich vertritt sie die Mitglieder, um im Interesse ihrer Belange in der Kirche, in den sozialen Organisationen und vor der Öffentlichkeit zu wirken.

Auf die Frage, ob der Anschluß an eine Berufsgemeinschaft notwendig oder in jedem Fall nützlich sei, wird mit Recht geantwortet: Vom Beruf her gesehen, genügt die Hingabe an Christus, die Treue zum Berufsziel und die gediegene Vorbereitung; von der Seelsorgehelferin her betrachtet, muß ihre persönliche Freiheit gewahrt und ihre Eigenart gewertet werden. Darum ist der Beitritt grundsätzlich dem freien Ermessen der Seelsorgehelferin überlassen.

Weil die Berufsgemeinschaft eine freie Selbstorganisation der Seelsorgehelferinnen ist, entscheidet in der Frage nach der Zahl und Art der Gemeinschaften das Prinzip der individuellen Freiheit und der Zweckmäßigkeit der Gruppen. Damit steht weder der Einheit noch der Mehrheit grundsätzlich etwas im Wege. Mit dem Anwachsen des Berufes meldet sich aber von selbst die Sorge um Einheit in allen berufswichtigen Fragen. Die leitenden Persönlichkeiten sehen die großen Linien und sind bestrebt, diese Sicht zu wahren, dabei aber auch die berechtigten Anliegen kleinerer Gruppen zu sichern. Zu letzteren zählen die Pflege einer besonderen Geisteshaltung, die Anhänglichkeit an die Ausbildungsstätte und die Ausrichtung nach den Erfordernissen der einzelnen Diözesen.

Man widmet heute der standeseigenen Frömmigkeit besondere Aufmerksamkeit, etwa der besonderen Frömmigkeit der Priester, der Laien, der Eheleute. So geschieht es auch hier. Das hat einen guten Sinn. Kann man von einem eigenen religiösen Profil der Seelsorgehelferin sprechen? Die letzte Antwort steht noch aus. Der methodische Ausgangspunkt ist wichtig. Wenn das religiöse Profil durch das Berufsziel geprägt wird, dann gibt es eines für diesen Beruf. Wird es durch die Tätigkeiten bestimmt, dann ist es variabel wie diese selbst. Wird es durch die religiöse Anlage und individuelle Eigenart bestimmt, dann muß es innerhalb der Gemeinschaften eine individuelle Art gewinnen. Ein Blick in die Geschichte der Frömmigkeitsformen zeigt uns, daß dieses Problem nicht neu und in den Orden und Kongregationen gelöst ist. Sie beweisen zur Genüge, daß nicht die Tätigkeiten das Profil geben, sondern es allenfalls beeinflussen. Die rechte Sicht kann nur aus dem Auftrag und den religiösen Berufsmotiven gewonnen werden. Die Tatsache aber, daß die „Profilfrage" offiziell gestellt ist und behandelt wurde, ist für die geistliche Entwicklung von Bedeutung. Das hierin sich anmeldende Bedürfnis weist auf die Tendenz zur Verwirklichung besonderer Frömmigkeitsideale hin, wie es auch in dem Bestreben nach Bildung von Säkularinstituten lebendig ist.

Studium zur Förderung des Berufes

Der kirchliche Frauenberuf der Seelsorgehelferinnen steht in einer sehr hoffnungsvollen Entwicklung und bedarf daher einer sorgfältigen Pflege und Lenkung. Die verantwortlichen Kreise, vor allem aus der Gründergeneration, haben dazu zwei Einrichtungen ins Leben gerufen. Auf Anregung des Freiburger Seminars für Seelsorgehilfe und unter dessen Federführung haben sich 1948 die damaligen beruflichen Bildungsstätten zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen, aus der die „Konferenz der Direktoren der Seminare für Seelsorgehilfe" wurde. Sie hat sich das Ziel gegeben, gemeinsam zu sorgen für die Sicherung einer dem Beruf gemäßen umfassenden religiösen, fachlichen und praktischen Berufsvorbereitung und beruflichen Weiterbildung der Helferinnen.

Ebenfalls in Freiburg ist die „Arbeitsstelle zum Studium und zur Förderung des Berufes der Seelsorgehelferin" entstanden (1958). Zu ihr gehören Vertreter des Pfarrklerus, der Seelsorgehelferinnen, der Seminare, Berufsgemeinschaften und Diözesen. Sie befaßt sich mit der Gesamtheit der Berufsfragen und gibt die Ergebnisse der Arbeitstagungen auch an alle berufsfördernden Einrichtungen und Kirchenbehörden weiter. Sie führt ihre Aufgaben im engsten Kontakt mit den Bischöfen durch, die wiederum ihre Erfahrungen in Fachfragen in Anspruch nehmen. Die drei Angelpunkte der berufsfördernden Arbeit sind das treue Festhalten an die im Ursprung recht gesehene Berufsidee, die offene Beobachtung der Bedürf-

nisse der Seelsorge und die aufmerksame Sorge um die Berufsverwirklichung. Man darf erwarten, daß die Entwicklung auf dem beschrittenen Wege zum guten Abschluß kommt.

Kirchenmusikalische Gegenwartsprobleme auf dem Kölner Kongreß 1961

Die Ausgangslage

Zum vierten Male fand vom 22.—30. Juni 1961 in Köln ein Internationaler Kongreß für katholische Kirchenmusik statt. Der Initiator dieser Kongresse ist der Präsident des Päpstlichen Instituts für Kirchenmusik in Rom, der Apostolische Protonotar Prof. Dr. Anglès, gewesen.

Ihr erklärtes Vorbild waren zunächst die Internationalen Musikwissenschaftlichen Kongresses. Der 1. Internationale Kirchenmusikkongreß, den das Pontificio Istituto di Musica Sacra im Heiligen Jahr 1950 in Rom veranstaltete, hatte vorwiegend den Charakter einer musikwissenschaftlichen Tagung. Der 2. Kongreß in Wien 1954 unter dem Motto „Die katholische Kirchenmusik 50 Jahre nach dem Motu proprio Pius' X. im Aufbruch einer neuen Zeit" hat dann den Typus der folgenden Kongresse ausgeprägt: der musikwissenschaftliche Charakter der Arbeitstagung trat zurück; die Tagung wurde mit einem Kirchenmusikfest großen Stils verbunden. Nicht weniger als 37 Chöre aus sechs Ländern nahmen an dem Kongreß in Wien teil, das Programm verzeichnete 45 Konzerte und wies auf mehr als 100 Hochämter in den Wiener Kirchen hin. Daß beim Kongreß in Wien zum erstenmal auch die Liturgik zu Wort kam, ergab sich nicht zuletzt durch die Nähe von Klosterneuburg. Der 3. Kongreß in Paris 1957 hatte sich das Generalthema „Perspektiven der Kirchenmusik im Lichte der Enzyklika *Musicae sacrae disciplina*" gestellt. Die Verbindung von Arbeitstagung und Kirchenmusikfest, die in Wien eine eigene Atmosphäre geschaffen hatte, gelang in Paris nicht. Der Grund dafür lag wohl vor allem darin, daß in den Vorträgen und Referaten, aber auch in den Konzerten und bis in die Gottesdienste hinein die Probleme, vor denen die Kirchenmusik heute steht, sehr viel schärfer als etwa in Wien hervortraten. In Wien war die Sektion „Liturgie und Volksgesang" so etwas wie eine Sondertagung innerhalb des Kongresses, und unversehens hatte sich alles auf die Frage der liturgischen Sprache zugespitzt. In Paris waren die Liturgiker durch das Centre de Pastoral liturgique an der Organisation des Kongresses beteiligt, und in verschiedenen Sektionen zeichnete sich die Kluft ab, die heute zwischen Liturgik und Kirchenmusik besteht. Zudem zeigte eine ganze Reihe kirchenmusikalischer Kongreßbeiträge, und zwar nicht mehr nur in Referaten über Spezialfragen, daß die Kirchenmusik auch insofern in einer Krise steckt, als ihr gängiges Geschichtsbild allenthalben brüchig geworden ist. Der Ordinarius für Musikwissenschaft an der Sorbonne, Prof. Jacques Chailley, sprach das in Paris mit aller Deutlichkeit aus: „Man muß sich eingestehen, daß wir auf dem Gebiete der religiösen Musik noch immer von Thesen leben, die zwar seinerzeit auf durchaus redliche Weise, aber doch aus unzureichenden historischen Daten abgeleitet wurden, die heute längst aufgegeben sind" (Actes du 3me Congrès de Musique Sacrée, Paris 1957, S. 156). Das gilt gerade für die stilistischen Leitbilder der „klassischen A-cappella-Polyphonie" und des Gregorianischen Gesangs.

Beispielsweise spricht heute kein ernsthafter Forscher mehr von einer Autorschaft Gregors d. Gr. an den nach ihm benannten Melodien. Die Suche nach dem „wahren und echten" Gregorianischen Gesang, den noch Pius X. in seinem Motu proprio über die Kirchenmusik mit der Editio Vaticana „in seiner früheren Unversehrtheit und Reinheit so glücklich wiederhergestellt" glaubte, ist überhaupt aufgegeben, und mit guten Gründen wird die Meinung vertreten, daß der Gregorianische Gesang in der uns überlieferten Form gar nicht aus Rom, sondern aus dem Frankenreich stammt. Man kann heute nicht mehr argumentieren — wie es der Kantor von Solesmes, Dom Joseph Gajard, tut —, daß „die geltende Gesetzgebung der Kirche über den Kirchengesang von der Tradition ausgehe, nach der der Gregorianische Gesang römischen Ursprungs ist" (Études grégoriennes III, 1959, S. 23). Und wenn Dom Gajard für sein Referat „La Valeur artistique et religieuse toujours actuelle du Chant Grégorien", in dem er formulierte: „Die übernatürliche Heilsökonomie ändert sich nicht mit den Launen der Jahreszeiten und der Mode. Es gibt nur einen einzigen Gott, einen einzigen Glauben und eine einzige Taufe, die die Seelen in gleicher Weise reinwäscht. Und die tiefsten Bedürfnisse der Seelen sind immer die gleichen" (Actes, S. 205), in Paris stürmischen Beifall erhielt, so zeigt das Beispiel, daß ein Kongreß, der sich mit mannigfachen Problemen ernsthaft auseinanderzusetzen hätte, vor dem Publikum eines Musikfestes nicht richtig arbeitsfähig ist. So kam es denn auch in Paris nicht zu fruchtbaren Diskussionen.

Den bedeutsamsten Ertrag des Pariser Kongresses stellte im Grunde die Sektion über die Kirchenmusik in den Missionsländern dar. Wieviel Explosivstoff von dieser Seite, die sich in Paris zum erstenmal gleich sehr nachhaltig zu Wort meldete, in die scheinbaren Selbstverständlichkeiten der abendländischen Kirchenmusik hineingetragen wird, ist bisher noch kaum recht erkannt worden; man ist immer noch vorwiegend geneigt, die Kirchenmusik in den Missionsländern als einen Sonderfall zu betrachten, der mehr Wohlwollen als Interesse verdient. Die Vota des Kongresses in Paris, daß in den Missionsländern der Gregorianische Gesang als die ideale Art und Weise der Teilnahme an der feierlichen Liturgie des römischen Ritus gepflegt werden sollte, daß man gleichzeitig das Wachsen volkstümlicher Repertoires im einheimischen Stil fördern und es vermeiden solle, Volksgesänge zu verbreiten, die nach Ursprung und Stil fremdartig sind, bezeugen, wie unsicher man dem ganzen Problem gegenüberstand. Tatsächlich herrscht nicht nur bei Kirchenmusikern die Vorstellung, der Gregorianische Gesang stehe jenseits der Geschichte und jenseits aller Kulturen oder sei doch mindestens als eine Art von musikalischem Esperanto zu gebrauchen. Nicht zuletzt Stimmen aus einigen Missionsländern scheinen das zu bestätigen, die den sogenannten „freien Rhythmus" als ein bezeichnendes Stilmerkmal des Gregorianischen Gesangs ansehen und diesen freien Rhythmus in dem (im Vergleich etwa zum europäischen Lied) ungebundenen Rhythmus eigenständiger Musik wiederzufinden glauben. In Wirklichkeit aber sind uns Rhythmus und Vortragsstil der gregorianischen Melodien verlorengegangen. Wir besitzen sie nur in Gestalt amorpher Tonreihen, und unsere Vortragsweise oder unsere Vortragsweisen sind eigentlich nicht einmal Rekonstruk-

tionsversuche, sondern Deutungen aus einem im Grunde überlebten Stilideal sakraler Musik heraus. Namhafte Stimmen wenden sich ausdrücklich gegen Versuche, der originalen Vortragsweise näherzukommen, gegen einen „Archaismus" im Vortragsstil des Gregorianischen Gesangs: „Es ist nicht alles für uns gut und brauchbar, was in den Handschriften steht. Die Interpretation der Neumen muß immer in Beziehung zum heutigen Musikempfinden bleiben, d. h. technisch wie geistig vollziehbar sein" (Urban Bomm in „Musica Sacra" CVO, 80. Jhg., Heft 3, [1960] S. 70). Dann erhebt sich aber sogleich die Frage, ob denn alles für uns gut und brauchbar ist, was in der Editio Vaticana steht. Die Approbation der Vaticana ging von der Annahme aus, daß sie den „von den Vätern des Altertums überkommenen" Gesang der römischen Kirche enthalte. Wir wissen heute, daß sie diesen nicht wiederherstellen konnte und daß das überhaupt nicht möglich ist. So wird die Legitimation der Editio Vaticana fragwürdig, weil sie von einem historischen Irrtum ausging. Die Forderung, daß die Interpretation „technisch wie geistig vollziehbar" sein müsse, wäre auch für die Melodien selbst zu prüfen, denn ob dieser Melodienschatz im Durchschnitt unserer Pfarrkirchen wirklich als technisch wie geistig vollziehbar gelten kann, ist sicher eine offene Frage.

Was die Missionsländer angeht, so mag es möglich sein, daß auch andere Kulturen die ohnehin gestaltlos gewordenen Tonreihen des Gregorianischen Gesangs adaptieren, ihnen ihren eigenen Stempel aufdrücken und sie sich als Melodien neu gestalten, so wie es im Grunde das 19. Jh. bei uns getan hat; daß sie also, um mit den Worten von Urban Bomm zu sprechen, die Neumen in Beziehung zu ihrem eigenen Musikempfinden interpretieren. Hier wäre zu fragen, ob das überhaupt erstrebenswert ist, zumal diese Adaptation mancherorts an der Eigenart des Tonsystems scheitern wird. Und schließlich drängt sich noch die Frage auf, ob es nicht zu erwägen wäre, hier oder dort den Gesang des Mailänder Ritus oder des slawisch-byzantinischen oder armenischen oder irgendeines anderen Ostritus zu übernehmen.

Das alles bedeutet aber, daß die Vorstellung von einer wenigstens im eigentlichen liturgischen Gesang selbst einigen, weltweiten katholischen Kirchenmusik aufgegeben werden muß. Die Kirchenmusik verdient Verständnis dafür, daß ihr das sehr schwerfällt, daß es ihr von ihrem Gegenstand her schwerer fallen muß als der Liturgik und daß sie in der Bewältigung dieses Problems hinter der Liturgik nachhinkt.

Das Verhältnis von Liturgik und Kirchenmusik

Die Beziehungen zwischen kirchenmusikalischer Reform und Liturgischer Bewegung sind von Anfang an verwickelt und verschiedenartig gewesen. Während in Frankreich die Anfänge der liturgischen Neubesinnung und der Choralrestauration unmittelbar miteinander verknüpft waren, stand der Cäcilianismus in Deutschland unter ganz anderen Vorzeichen. Gerade im deutschen Sprachgebiet mit seinem im Vergleich zu anderen Ländern sehr lebendigen kirchenmusikalischen Leben, seiner reichen Orgelkultur und seinen Kirchenchören brach mit dem Fortschreiten der Liturgischen Bewegung die Spannung zwischen Kirchenmusik und Liturgie auf, die darin liegt, daß „die Liturgie nicht durch künstlerische Gesichtspunkte oder gar durch einen blasierten Ästhetizismus bestimmt werden darf, der womöglich die Pontifikalliturgie als ein grandioses theatralisches Ereignis begreift. Die mit der Liturgie so eng verschwisterte liturgische Musik ist aber eine Kunst, und in ihr walten nun einmal neben den Gesetzen, die ihr die Liturgie auferlegt, künstlerische Gesetze, andernfalls ist sie schlecht („Musik und Altar", 10. Jhg. Heft 6 [1958] S. 162). Von dieser Spannung aller Kirchenmusik ist auch der Gregorianische Gesang, etwa weil er ja der Gesang der Liturgie selbst sei, nicht ausgenommen.

Die Spannung verschärfte sich in dem Maße, in dem die Liturgische Bewegung sich zur liturgischen Reformbewegung entwickelte. Während man auf der einen Seite über liturgische Reformprojekte diskutierte, verwies man auf der anderen auf die päpstliche Gesetzgebung über Liturgie und Kirchenmusik. Während man hier den Vorrang der Missa cantata in lateinischer Sprache als vornehmster und Grundform der römischen Liturgie betonte, wurde dort in weitherziger Simplifizierung des Problems der Satz aufgestellt, es sei nicht Aufgabe der Kirche, aus Anlaß der Liturgiefeier musikalische Denkmalpflege oder Volksbildungsarbeit zu treiben. Und derweilen es einerseits apodiktisch und das Mißverständnis geradezu herausfordernd hieß: „Kirchenmusik ist primär Sache der Gemeinde und muß es in aller Entfaltung bleiben" (Katechetische Blätter, Heft 6 [1957]), kommentierte anderseits Ferdinand Haberl den Punkt 93 der Instructio *De Musica sacra et sacra Liturgia* in der offiziellen Zeitschrift des Allgemeinen Cäcilienverbands mit den Worten: „Nur die Kleriker, gleichgültig, ob sie als Leviten oder als Ministranten oder als Sänger beteiligt sind, üben einen eigentlichen und direkten liturgischen Dienst aus . . . Die Laien können nur eine liturgische Teilnahme betätigen: participationem liturgicam actuosam praestant. Der Grund hierfür ist in dem unauslöschlichen Merkmal der heiligen Taufe zu suchen. Sie bedürfen aber hierzu eines formellen Auftrages durch die zuständige kirchliche Autorität, also durch den Bischof oder den Pfarrer [!], und dann üben sie einen liturgischen Dienst aus, aber nicht aus eigener Befähigung [!], sondern durch Beauftragung . . ." (Musica Sacra CVO, 80. Jhg., Heft 2 [1960] S. 40). Um was es Ferdinand Haberl, der sicher die participatio actuosa der Laien an der Liturgie nicht von einem formellen Auftrag der kirchlichen Autorität abhängig machen will, eigentlich geht, zeigt sich dann in dem Satz, daß „nach kirchlicher Auffassung . . . ein liturgischer Kirchenchor nur aus Klerikern höherer Weihen" besteht. Diese doch wohl recht wirklichkeitsfremde Auffassung ist in jüngerer Zeit von kirchenmusikalischer Seite (gerechterweise müßte man eigentlich sagen: von kanonistischer Seite) in einer ganzen Reihe von Veröffentlichungen auseinandergesetzt worden, so daß von anderer Seite klargestellt werden mußte: „In liturgia facultas sive potestas cantandi omnino non oritur ex potestate Ordinis sed ex potestate naturae humanae; Propterea nemo suam potestatem physicam cantandi delegare potest homini, qui hanc potestatem non habet . . . In Ecclesia Romana munus liturgicum cantoris per se nec ordinationem nec clericatum requirit" (H. Schmidt, Sacrae Congr. Rituum *Instructio de Musica sacra et sacra Liturgia* . . . cum Commentario, Romae 1958, S. 77 u. 80).

Der Streit um das liturgische Amt des Kirchenchors ist aber auch ein typischer Beleg für die legalistischen Tendenzen in der katholischen Kirchenmusik heute: Die Kirchenmusik nahm jede neue Verordnung über kirchenmusikalische und liturgische Fragen als eine Selbstbestä-

tigung. Und niemals in der Geschichte ist die Kirchenmusik auch nur annähernd so weit reglementiert worden wie in jüngster Zeit. Man übersah dabei, daß sich aus dieser weitgehenden Reglementierung nur immer neue Probleme ergeben und daß jede neue Verordnung immer neue Fragen aufwarf. So übt, um nur ein Beispiel zu nennen, nach Paragraph 93 der Instructio *De Musica sacra et sacra Liturgia* der Ritenkongregation ein Laie einen liturgischen Dienst aus, wenn er in einer Schola cantorum das Graduale singt, aber nicht, wenn er als Kantor den Vers dazu singt.

Die Kirchenmusiker und das Konzil

Die Ankündigung des Zweiten Vatikanischen Konzils und die Einberufung einer vorbereitenden liturgischen Kommission ist denn auch auf seiten der Kirchenmusik weithin mit Ratlosigkeit aufgenommen worden. Es ergibt sich der Eindruck, daß die Kirchenmusik dem Konzil unvorbereitet gegenübersteht. Und der Mangel an Zusammenarbeit zwischen Liturgik und Kirchenmusik hat anderseits dazu geführt, daß die Liturgik sich offenbar selbst in maßgeblichen Verlautbarungen mitunter über die kirchenmusikalischen Voraussetzungen und Konsequenzen ihrer Reformwünsche nicht im klaren ist.

Eine Stellungnahme von Helmut Hucke zu den Entschließungen der Internationalen Studienwoche über Mission und Liturgie 1959 in Nymwegen und der 1. Internationalen Studienwoche über Missionskatechese 1960 in Eichstätt in der Zeitschrift „Musik und Altar" (13. Jhg., Heft 4 [1961]) zeigt, daß diese Wünsche, kirchenmusikalisch betrachtet, zu ganz überraschenden Folgerungen führen und daß „eine Liturgiereform zugunsten der Landessprache notwendigerweise ganz andere Dimensionen annehmen muß, als man sich zunächst vorzustellen geneigt ist. Tatsächlich ist es ja nicht die Frage der liturgischen Sprache, die unsere Liturgie in ihrer eigentlichen Form, als Hochamt, an den allermeisten Pfarrkirchen inpraktikabel macht, sondern es sind die Voraussetzungen für die Aufführung unserer liturgischen Gesänge, die an den allermeisten Pfarrkirchen eben nicht gegeben sind." Der Aufsatz zeigt, wie notwendig und wie fruchtbar eine Zusammenarbeit von Liturgikern und Kirchenmusikern in den Fragen der liturgischen Reform wäre und daß man von seiten der Liturgiker nicht ohne musikalische Beratung Beschlüsse über Fragen des liturgischen Gesangs fassen kann. Im Leitartikel des nächsten Hefts der gleichen Zeitschrift wird „in aller Dankbarkeit für die neue Karwochenliturgie und mit allem Freimut" gezeigt, wie der Ordo hebdomadae sanctae instauratus bei allem Streben nach aktiver Mitwirkung des Volkes musikalische Voraussetzungen insbesondere hinsichtlich des Volksgesangs nicht beachtet, „und das ist natürlich keine Sache, die die Kirchenmusik allein angeht, es betrifft den Vollzug der Karwochenliturgie überhaupt und überall ... Vielleicht erweckt der Umstand, daß bisher nichts über eine Stellungnahme von offiziöser kirchenmusikalischer Seite zu einem der erwähnten Punkte ... bekannt geworden ist, den Eindruck, als sei die Kirchenmusik an derartigen Problemen uninteressiert. Es ist höchste Zeit, das Gegenteil unter Beweis zu stellen" (Musik und Altar, 14. Jhg., Heft 1 [Juli 1961]). Deshalb erweckt die Tatsache, daß die Kirchenmusik unter den Mitgliedern der vorbereitenden Konzilskommission für die Liturgie nur durch einen einzigen Vertreter, den Prälaten Anglès, vertreten ist, nicht nur bei den Kirchenmusikern eine Sorge.

Damit ist die Situation des 4. Internationalen Kongresses für Kirchenmusik in Köln gekennzeichnet. Kardinalstaatssekretär Tardini hatte unter dem Datum des 26. 1. 61 ein Schreiben an Kardinal Frings gerichtet, in dem er die Freude des Heiligen Vaters darüber zum Ausdruck brachte, „daß die Vorbereitung des Ökumenischen Konzils zum Anlaß genommen wird, Gegenwartsfragen zur Sprache zu bringen, die den Wert und die Wichtigkeit der Kirchenmusik in unserer Zeit verdeutlichen. So sollen z. B. Themen erörtert werden, die die Rolle der Kirchenmusik bei der künftigen Reform der Liturgie betreffen, und die Hilfe, die sie bei der missionarischen Verkündigung des Evangeliums zu leisten vermag, sowie ihren Beitrag zur besseren Kenntnis des orientalischen und byzantinischen Gesanges. Nicht zuletzt soll die Rede sein von der Macht, die der heiligen Musik innewohnt, die Menschen der religiösen Einheit zugeneigt zu machen und auch jene der Kirche zuzuführen, die außerhalb ihrer mütterlichen Obhut leben ... Vieles kann ... die Musik auch in unserer Zeit zur inneren Schönheit und äußeren Entfaltung der katholischen Kirche beitragen. Deswegen gibt der Heilige Vater dem Herzenswunsch Ausdruck, es möchten bei Gelegenheit dieses Kongresses immer geeignetere Methoden und Wege aufgezeichnet werden, mit denen diese Kunst als die erste Dienerin der heiligen Liturgie immer neuen Aufschwung nehmen kann. Ganz besonders wünscht er, daß unter ihrer Anleitung und Übung die Boten des Evangeliums in den Stand gesetzt werden, den Schwierigkeiten ihrer Aufgabe zu begegnen, indem sie auch die musikalischen Gewohnheiten der Völker studieren, bei denen sie Christi Reich ausbreiten wollen, auf daß die heilige Musik den Notwendigkeiten der Seelsorge völlig entspreche ..." (Musica Sacra CVO, 81. Jhg., Heft 3 [1961] S. 65; Musik und Altar, 14. Jhg., Heft 1 [1961] S. 42).

Das kirchenmusikalische Programm des Kongresses

Der Kongreß stand unter dem Protektorat von Bundespräsident Lübke und dem Ehrenpräsidium von Kardinal Frings und des Apostolischen Nuntius. Das Präsidium bildeten Bischof Wilhelm Kempf von Limburg als Referent für die Fragen der Kirchenmusik in den Fuldaer Bischofskonferenzen, der Apostolische Protonotar Prof. Dr. Anglès, Präsident des Päpstlichen Kirchenmusikinstituts und Delegierter der Studienkongregation, und Prälat Prof. Dr. Overath, Generalpräses des Allgemeinen Cäcilienverbands, zugleich Vorsitzender des Kongreßkomitees. Die Ritenkongregation war nicht durch einen offiziellen Delegierten im Präsidium des Kongresses vertreten.

Die Probleme, die sich aus dem Nebeneinander von Kirchenmusikfest und Arbeitstagung ergeben, wurden in Köln durch eine sehr straffe Organisation gelöst. In den Gottesdiensten war man konsequent bemüht, Vorbilder für die Feier der Missa cantata zu geben. Neben zahlreichen Hochämtern in Kölner Kirchen wurden im eigentlichen Rahmen des Kongresses selbst ein Hochamt im byzantinischen Ritus der russisch-slawischen Version und acht Hochämter im römischen Ritus gefeiert, in denen verschiedene Chöre nicht zuletzt die zeitgenössische Kirchenmusik zu Worte kommen ließen. Im Anschluß an die Instructio *De Musica sacra et sacra Liturgia* wurde in den Hochämtern die Beteiligung des Volkes in verschiedenen Formen verwirklicht: Dreimal sang das Volk im

Wechsel mit der Schola ein gregorianisches Ordinarium, dreimal sang es im Wechsel mit dem Chor ein „Ordinarium cum populo activo", zweimal sang es lediglich die Akklamationen, außerdem wurde zum Schluß und meist auch zum Beginn der Hochämter ein deutsches Lied, meist im Wechsel zwischen Chor und Volk, gesungen.

Das weitgespannte Konzertprogramm, das dem Kongreß auch in Köln den festlichen Rahmen gab, spiegelte den internationalen Charakter der Veranstaltung. Ausländische Musiker und Klangkörper boten Kirchenmusik und religiöse Musik aus ihrer Heimat, und begrüßenswerterweise kam ganz konsequent auch die religiöse Musik, die geistliche Hausmusik und die geistliche Volksmusik zu Wort. Die Organisation des umfangreichen Programms war vorzüglich. Daß insbesondere bei den vom Ausland her betreuten Veranstaltungen die Qualität der Darbietungen und der Musik selbst sehr unterschiedlich war, war nicht zu vermeiden. Konzerte wie das der Cappella Coloniensis mit alter Musik, des Westminster Diözesanchors, London, der (allerdings etwas trocken und leidenschaftslos, aber mit herrlicher Klangkultur) alte englische Kirchenmusik sang, die Darbietung der Passion nach Texten der Heiligen Schrift und der Liturgie von Max Baumann durch den Chor der St.-Hedwigs-Kathedrale, Berlin, den Zürcher Kammersprechchor und Mitglieder des Kölner Rundfunk-Sinfonie-Orchesters unter Domkapellmeister Karl Forster, Berlin, waren Höhepunkte der Tagung. Da es unmöglich war, alle Konzerte zu besuchen, ist diese Aufzählung notwendigerweise unvollständig.

Die Arbeitssitzungen des Kongresses

Die Arbeitssitzungen des Kongresses fanden in vier Sektionen statt. Zum Unterschied von den früheren Kongressen gab es keine freien Referatmeldungen, vielmehr hatte die Kongreßleitung bestimmte Redner mit der Behandlung bestimmter Themen beauftragt. Damit verzichtete der Kongreß auf den teilweise musikwissenschaftlichen Aspekt und auf das bunte, vielfältige Bild, das die Sektionssitzungen der früheren Kongresse geboten hatten, dafür gewann er ein Programm, das zu bewältigen war. Zugleich nahmen die gehaltenen Vorträge den Charakter von Kundgebungen der Kirchenmusik an, obwohl man nicht alle Vorträge, die in Köln gehalten wurden, als Kundgebungen der katholischen Kirchenmusik auffassen möchte. Tatsächlich hat sich, da eine Diskussion im Anschluß an die Vorträge nicht zur Entfaltung kam, auch diesmal wieder gezeigt, daß sich in so großem Rahmen und bei so unterschiedlichem Publikum eine wirkliche Arbeitsatmosphäre nicht einstellt. (Es wird zu erwägen sein, in welcher Form echte Arbeitssitzungen künftig veranstaltet werden können.)

Die Musik der ostkirchlichen Liturgien

In der Sektion „Die Musik der ostkirchlichen Liturgien" gab P. *Di Salvo,* Grottaferrata, einen Überblick über Stile und Eigenart des Gesangs der Ostliturgien. P. Dr. Irenäus *Trotzke,* Rom, sprach über „Unsere Verpflichtung gegenüber der ostkirchlichen Musik": Bei der Rede von der Ostkirche ist zu beachten, daß sie keine Einheit darstellt, sondern verschiedene Konfessionen, verschiedene Riten und verschiedene Jurisdiktionen, die einander vielfach überschneiden, umfaßt. Hinzu kommt die Trennung zwischen Unierten und Nichtunierten. Den ersteren gegenüber haben wir die Aufgabe, sie in der Bewahrung ihrer Eigenart zu unterstützen, diese Eigenart aber nicht museal zu verstehen: Christus hat seine Kirche als eine Einheit der Lehre, nicht der Lebensart gewollt. Größer noch ist unsere Verpflichtung gegenüber Liturgie und Musik der Nichtunierten. Sie bewahren die reine östliche Tradition des Christentums ohne westliche Einflüsse, und ihre Liturgie und Kirchenmusik bewahrt manches, was uns verlorengegangen ist; man denke nur an die selbstverständliche Einheit von Liturgie und Musik und an die enge Beziehung zwischen Offizium und Messe. Wir könnten von daher vielfach bereichert werden. Prälat Anglès warf im Anschluß an den Vortrag die Frage auf, wieso man eigentlich bei uns, wenn von der Liturgie und zumal von der Musik der Ostkirche gesprochen werde, darunter zunächst ohne weiteres die russische Liturgie meine. Gerade die Authentizität und Ursprünglichkeit der russischen Kirchenmusik mit ihrer Mehrstimmigkeit im Stil des 19. Jh. ist ja fragwürdig, während die byzantinische Musik in ihrer mittelalterlichen Tradition heute wieder erschlossen ist und die Gesangstradition etwa der Armenier sehr viel urtümlicher und besser ist als die russische. Tatsächlich ist dieses Problem der Beachtung wert: Das gegenwärtig so weitverbreitete Interesse für russische Liturgie, Kirchenmusik, Ikonenkunst hat sehr vielschichtige und komplexe Hintergründe. Es sucht im Grunde gar nicht die Authentizität, sondern eher die Fremdartigkeit, durch die allerdings manchmal sogar der Kitsch legitimiert wird.

Kult und Gesang

In der Sektion „Die Musik der römischen Meßliturgie" sprach eingangs Abt Basilius *Ebel* von Maria Laach über die „Grundlagen des Verhältnisses von Kult und Gesang". Liturgischer Gesang ist nicht Schmuck, sondern wesentlicher Bestandteil der feierlichen Liturgie. In jeder Religions- und Kulturgeschichte sind Kult und Gesang untrennbar. So wurde auch die christliche Kultfeier von Anfang an singend vollzogen, nicht nur aus jüdischer Tradition, sondern aus einem Urgefühl heraus. Die Zunahme des musikalischen Elements im Gregorianischen Gesang ist keine Fehlentwicklung, sie ist das Hineinwachsen des Worts in den größeren Raum, der neuen Repräsentanz der Kirche gemäß. Freilich führt sie zur Gefahr des Mißbrauchs, und auch der Gregorianische Gesang blieb schon im Mittelalter nicht von Kritik verschont. Grundsätzlich ist musikalische Entfaltung aber eine Form des Kultgesangs. Die Frage ist nur, ob heute nicht neue, dem Volk gemäße Formen wünschenswert sind. Die Einheit von Kult und Gesang, die erschließende Kraft der Vertonung des Worts sind aber festzuhalten. Es sind einfache und reiche musikalische Formen notwendig; auch in der Pfarrliturgie muß der Chorgesang, auch in der Kathedralliturgie der Volksgesang Platz haben. Das folgende Referat von Kanonikus Prof. Dr. *Lenaerts,* Löwen, über „Probleme der Musik der Messe in historischer Perspektive" zeigte, wie sehr die Diskussion zwischen Liturgikern und Kirchenmusikern durch vereinfachte Thesen belastet ist. Etwa: Es werde gesagt, das Ziel der Kirchenmusik sei nicht die Ehre Gottes, sondern die aktive Teilnahme der Gemeinde: das sei aber unrichtig. Es werde behauptet, die Geschichte der Liturgie und Kirchenmusik seit 1500 Jahren sei eine Fehlentwicklung, aber diese Behauptung sei mit der Orthodoxie nicht zu vereinbaren, weil sie Irrtümer im ordentlichen Lehramt für möglich halte.

Darauf ist freilich wohl zu sagen, daß mit einer solchen Argumentation jeder Verständigung die Basis entzogen wird. Daß man die Geschichte der Kirchenmusik seit 1500 Jahren, die Kirchenmusik als Kunst nicht schlechthin als Ausfluß einer Fehlentwicklung apostrophieren kann, bedarf keiner Diskussion. Anderseits gäbe es aber heute keine kirchenmusikalisch-liturgischen Probleme, wenn nicht im Verhältnis zwischen Kult und Gesang seit 1500 Jahren tatsächlich eine Fehlentwicklung eingetreten wäre. Diese Fehlentwicklung liegt aber nicht in der künstlerischen Entfaltung der Kirchenmusik, sondern darin, daß unter dieser künstlerischen Entfaltung und auf Grund einer Entwicklung, die keineswegs auf Eigengesetzlichkeiten der Musik beruht, alle andere Musik des Kults und vor allem der Volksgesang verkümmerte. Daß deshalb das Verhältnis zwischen Kult und Gesang gestört ist, ist unser ganzes Dilemma. Man könnte auch aus Köln einige Beispiele berichten, die Symptome sind für die Störung des Verhältnisses zwischen Kult und Gesang, Symptome dafür, daß wir die Grundgesetze unseres eigenen Kults, unserer eigenen Liturgie nicht mehr empfinden. Eben bei diesen Grundgesetzen selbst, nicht bei Symptomen und nicht bei der Gegenüberstellung unglücklicher Schlagworte müßte die Diskussion ansetzen: Daß Liturgie eben den Gesang braucht; daß Liturgie den Wechselgesang braucht; daß liturgischer Gesang gegliedert ist zwischen Priester, Vorsänger, Chor, Gemeinde; daß der Kult aber auch den Volksgesang braucht; daß zur Lesung die Antwort und Meditation im folgenden Gesang gehört; daß eine Prozession Prozessionsgesang erheischt; daß also Liturgie und Liturgiereform eine eminent musikalische Sache sind. Und daß das Verhältnis zwischen Kult und Gesang nicht zurechtgerückt werden kann, indem man die künstlerische Entfaltung der Kirchenmusik negiert, anstatt die Kirchenmusik auch in einfacheren Formen zur Entfaltung kommen zu lassen und diese Entfaltung zu fördern. Dies wären Thesen für eine echte Diskussion zwischen Liturgikern und Kirchenmusikern gewesen. Eine solche Diskussion sollte jetzt endlich zustande kommen und zur Erarbeitung gemeinsamer Grundsätze führen.

Die Kirchenmusik in den Missionsländern

Zu den interessantesten Sektionssitzungen gehörten auch in Köln die beiden Sitzungen über die Kirchenmusik in den Missionsländern. P. Ch. *Couturier* SJ, Vals-près-le-Puy, gab eine Einführung in das Problem der Akkommodation; anschließend sprachen Vertreter aus Japan, Zentralafrika, Süd- und Nordindien und Indonesien über das Problem der Akkommodation und Kirchenmusikpflege in ihrer Heimat. Es ergab sich eine Fülle von Eindrücken. Das Bild wird für den Abendländer allmählich verwirrend, nicht zuletzt deshalb, weil die Berichterstatter, denen wir hier und sonst unsere Kenntnis von den kirchenmusikalischen Problemen der Missionsländer verdanken, von sehr verschiedenen Standpunkten herkommen: Sie sind Priester, Katecheten, Liebhaber volkstümlicher Traditionen (handele es sich um die eigenen oder um die des Gastlandes), vielleicht auch Kirchenmusiker oder Musiker schlechthin, die sich zwischen heimischer Tradition und europäischer Musik zurechtzufinden suchen. Oft hat man den Eindruck, daß es hier der Beratung und Klärung durch die Musikethnologie bedürfe. Freilich ist unsere abendländische Kirchenmusik ohne solche „Entwicklungshilfe" herangewachsen, und es ist möglich, daß sich auch in der Entwicklung der Kirchenmusik in den Missionsländern schon alles von selbst einrenken wird. Das geschieht aber nur dann, wenn wir der Entwicklung freien Raum lassen und nicht hineinreglementieren, wie es ständig geschehen ist und geschieht. Wahrscheinlich brauchen wir als nächstes nicht so sehr weitere Situationsberichte als einige Musikethnologen, die diese Berichte mit dem Stand ihrer Wissenschaft konfrontieren und uns einen Überblick verschaffen.

Musikerziehung

Zu erwähnen bleibt noch die Sitzung der Sektion „Musikerziehung" des Kongresses, in der Weihbischof Dr. *Wechner*, Feldkirch, über die trotz aller römischen Verordnungen in aller Regel noch unzulängliche kirchenmusikalische Erziehung des Welt- und Ordensklerus, P. *Smits van Waesberghe* SJ, Amsterdam, über die Ausbildung des Kirchenmusikers und Msgr. *Ronan*, Toronto, über musikalische Erziehung und Kathedralchorschulen referierten.

Die Voten des Kongresses

Auf der Schlußsitzung in der Abtei Maria Laach legte die Kongreßleitung dem Kongreß zehn Vota vor, die dem Heiligen Stuhl übermittelt werden sollen: 1. Es wird darum gebeten, daß die Verwirklichung der kirchenmusikalischen Gesetzgebung des Heiligen Stuhls in der Praxis gefördert werde. 2. Bei den Beratungen des Konzils mögen zusammen mit den Liturgikern auch kirchenmusikalische Fachleute konsultiert werden (das bezieht sich nicht auf die Vorbereitenden Kommissionen, sondern auf das Konzil selbst). 3. Das Konzil möge für die Sammlung, Erhaltung und Wiederherstellung des orientalischen und byzantinischen Kirchengesangs Sorge tragen. 4. Es möge darauf gesehen werden, daß bei der Liturgiefeier in den Missionsländern vor allem einheimische Musik, aber unter Beachtung der eigenständigen Elemente, die sich im Gregorianischen Gesang wiederfinden, auch gregorianische Melodien gesungen werden. 5. Die Vorschriften über die kirchenmusikalische Ausbildung des Klerus im lateinischen Ritus mögen auch auf den Klerus der Ostriten und den Klerus in den Missionsländern ausgedehnt werden. 6. Das Studium der Kirchenmusik an den Universitäten und Hochschulen möge gefördert werden. 7. Die Kirchenmusik der Vergangenheit möge sorgfältig in Bibliotheken und Archiven archiviert werden. 8. Eine internationale Vereinigung der Kirchenmusiker möge offiziell konstituiert und approbiert werden. 9. Nach einem schon vom Kirchenmusikkongreß in Rom geäußerten Wunsch möge ein weiteres Kyriale mit einfachen Melodien herausgegeben werden. 10. Der Zelebrans möge von der Verpflichtung befreit werden, die Texte der ordnungsgemäß vorgetragenen liturgischen Gesänge still mitzubeten.

Mit dem letzten Votum drückt ein kirchenmusikalischer Kongreß zum ersten Male die gleiche Bitte aus wie liturgische Arbeitstagungen. Die Verwirklichung der im vorletzten Votum ausgesprochenen Bitte wird auf Schwierigkeiten stoßen: Zwar ist die mittelalterliche Überlieferung von Ordinariumsmelodien noch bei weitem nicht ausgeschöpft, bezüglich der schlichten Melodien, um die es jetzt geht, ist das aber im wesentlichen der Fall, so daß ein solches neues Kyriale auf Neukompositionen angewiesen sein wird. Es ist zu hoffen, daß dabei Kompositionsaufträge an geeignete Komponisten erteilt werden, daß diesen Komponisten keine Stilkopien zugemutet werden,

ferner daß diese Kompositionen nicht so notiert werden, als seien sie Gregorianischer Gesang, denn künstlerische Wahrhaftigkeit kann sich nicht in einer Schrift ausdrücken, die wir nicht mehr verstehen. Daß eine Reihe von Vota, die bereits vor dem Kongreß und während des Kongresses vorgetragen wurden, nicht berücksichtigt worden sind und daß die Vota so zurückhaltend gegenüber den konkreten Problemen der Liturgiereform sind, sollte man als kluge Beschränkung auffassen. Was uns in der gegenwärtigen Situation und im Hinblick auf das Konzil not tut, sind ja gerade auf dem Gebiet der Kirchenmusik und Liturgie nicht so sehr Vota und spezifizierte Vorschläge, als daß es endlich zu einer echten Zusammenarbeit zwischen Kirchenmusikern und Liturgikern kommt. „Spätestens beim Beginn des Konzils müßte es unmöglich geworden sein, die Vertreter der musica sacra und die Befürworter der Liturgiereform wie feindliche Brüder zu betrachten" (Alfons Kirchgässner in „Musik und Altar", 14. Jhg., Heft 1 [Juli 1961] S. 7).

Die internationale Vereinigung der Kirchenmusiker

Es wird nicht zuletzt die Aufgabe der in Köln begründeten *Consociatio internationalis Musicae Sacrae* sein, das Ihre zu dieser Zusammenarbeit beizutragen. Die Vereinigung, deren provisorische Satzung zusammen mit den Vota des Kongresses in Maria Laach vorgelegt wurde, soll ihren Sitz in Rom haben. An ihrer Spitze soll ein Direktorium aus einem Präsidenten und zwei Vizepräsidenten, die alle drei Jahre gewählt werden, einem Sekretär und einem Schatzmeister stehen. Ihre weiteren Organe sollen ein Rat, dem die Präsides der nationalen kirchenmusikalischen Organisationen und der vom Heiligen Stuhl abhängigen kirchenmusikalischen Institute angehören und der durch Berufung von Fachleuten mit beratender Stimme ergänzt werden soll, sodann die Generalversammlung sein, die, wohl nach Art der bisherigen internationalen Kirchenmusikkongresse, alle drei Jahre (das nächstemal 1964 in London) zusammentreten soll. Die Consociatio internationalis Musicae Sacrae soll die Kirchenmusik beim Konzil vertreten.

Gerade im Hinblick auf die kirchenmusikalischen Fragen wird sich aber auch das Problem der Rolle von Laien beim Konzil stellen. Das Konzil soll sich mit Fragen der Kirchenmusik in den Ostliturgien, in den Missionen, mit der Frage des Volksgesangs beschäftigen. Das Konzil wird sachverständige Beratung über diese Fragen einholen müssen. Gewiß gibt es Priester, die ausgezeichnete Kirchenmusiker oder Musikwissenschaftler sind. Trotzdem wird die Kirchenmusik heute gerade in den Ländern, in denen man überhaupt von einer einigermaßen intakten Kirchenmusik sprechen kann, vor allem von Laien getragen. Es kommt hinzu, daß es auch auf dem Gebiet der Kirchenmusik längst zu der Spezialisierung gekommen ist, der wir heute allenthalben begegnen. Selbstverständlich besteht die Möglichkeit, Priester zum Studium der Spezialfragen freizustellen und sie dann als Berater zu berufen. Doch dürfte sinnvoller sein, sich der Beratung durch die Fachleute des Laienstands zu bedienen, über die wir verfügen.

Das Forum

Briefe an die Schriftleitung der Herder-Korrespondenz

Das Gehalt des Bischofs von Linz

Bei einem Lehrgespräch über das „Gehalt" der Pfarrer in der hiesigen Berufsschule benützte ich auch die Angaben Ihres Beitrages über die Finanzen der Diözese Linz (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 339 f.). Auf eine „scheinbare" Unstimmigkeit wurde ich aufmerksam. Das monatliche Bruttogehalt eines Pfarrers beträgt im Durchschnitt S 2500 = 380,75 DM. „Der Bischof", so heißt es in dem Bericht, „bezieht ein monatliches Bruttogehalt von S 1850 = 281,75 DM; dazu kommen monatlich S 2050 (312,25 DM) Dienstaufwandsentschädigung."

Daß das Bruttogehalt des Bischofs der Diözese Linz um ca. 100,— DM geringer sein soll als das eines Pfarrers — die Dienstaufwandsentschädigung gehört ja nicht zum offiziellen Gehalt —, nehmen mir meine Burschen nicht ab. Es muß also hier ein Druckfehlerteufel am Werke gewesen sein.

Kronach/Ofr. *Alois Krauß*
Benefiziat

Diese wie auch verschiedene andere Anfragen haben uns veranlaßt, das Bischöfliche Ordinariat in Linz um eine Bestätigung der im Fastenhirtenbrief des Bischofs von Linz genannten Zahlen zu bitten. Diese Bestätigung (einschließlich der Belege in Form der Jahresgehaltsabrechnung) liegt der Redaktion vor und ergibt, daß die angeführten Gehälter von Bischof und Pfarrklerus nicht vertauscht wurden, sondern den tatsächlichen Gegebenheiten des Jahres 1960 entsprechen.

Die deutschen Bischöfe haben eine deutsche Übersetzung der Sozialenzyklika Johannes' XXIII. in Auftrag gegeben, die als Grundlage für die wissenschaftliche Arbeit und soziale Bildungsarbeit gelten soll. Die Herder-Korrespondenz wird diesen Text in ihrem nächsten Heft veröffentlichen.

Aktuelle Zeitschriftenschau

Theologie

AUER, Johann. *Das „Leib-Modell" und der „Kirchenbegriff" der katholischen Kirche.* In: Münchener Theologische Zeitschrift Jhg. 12 Heft 1 (1961) S. 14—38.

Im Hinblick auf die Aufgabe des II. Vatikanischen Konzils versucht Auer von einer Analyse des „Leib-Modells" bei Paulus die Ansatzpunkte für eine Weiterführung der katholischen Ekklesiologie zu finden, die durch das Aufnehmen exakt juristischer Begriffe ihre dogmatische Explikation in Gefahr bringe. Sein besonderes Anliegen ist, in einer neuen Lehre von den Ämtern der Kirche auch das Amt der Laien zu klären. Dabei wird auch das Verhältnis Papst — Bischöfe behandelt. Das Entscheidende bei der Verwendung des Leib-Modells sei, daß es nicht im naiven Bildsinne genommen, sondern in seiner sakramentalen Gestalt erkannt wird. Bis in die wertvollen Anmerkungen hinein ist der Aufsatz eine energische Bemühung um eine bessere Lehre von der Kirche.

BIEMER, Günter. *Newman an das Vaticanum II.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 16 Heft 6/7 (Juni/Juli 1961) S. 409—419.

An Hand von Newmans Development of Christian Doctrine behandelt der Verfasser die Frage der Lehrentwicklung in der Kirche, die Notwendigkeit der Lehrentwicklung und ihre Wirklichkeit. Nach des Verfassers Ansicht würde Newman heute folgende konkreten Aufgaben nennen: die Abklärung des Bischofsamtes, die Stellung des Laien in der Kirche und die Entwicklung der theologischen Forschung. In einem abschließenden Kapitel wird die Frage der Einheit der Christen behandelt. Hier fordert der Verfasser die Einsicht in die Mitschuld und eine entsprechende Wertung der positiven Beiträge der nichtkatholischen Christen, besonders in der exegetischen Forschung.

BÖCKENFÖRDE, Ernst-Wolfgang, und SPAEMANN, Robert. *Christliche Moral und atomare Kampfmittel.* In: Militärseelsorge Jhg. 3 Heft 4 (Juli 1961) S. 267—301.

Eine umfassende Dokumentation mit ausführlichem Kommentar zu den Fragen: die Bedingungen des gerechten Krieges, die Frage des gerechten Grundes, das absolute Verteidigungsrecht, die Schranken des Verteidigungsrechtes (Prinzip der Güterabwägung, Schutz der Nichtkombattanten, „Kontrollierbarkeit"), die Bindung an das Völkerrecht. Das Ergebnis: „Christliches Soldatentum heute beruht auf der Annahme . . ., daß die endzeitliche Situation noch nicht da ist. Es steht damit zugleich unter dem unbedingten Gebot, das Hereinbrechen dieser Situation aufzuhalten, denn nur solange sie noch nicht gegeben ist, ist Politik in einem zugleich christlichen und realistischen Sinne überhaupt möglich." Daraus ergeben sich zwei Imperative: 1) die Wahrung des Friedens, 2) „Die Verminderung der Wahrscheinlichkeit, daß ein etwa ausbrechender Krieg mit Mitteln und Formen geführt wird, die die Beteiligung an ihm notwendigerweise zum Verbrechen machen würden."

DE LAVALETTE, Henry, SJ. *Reflexions sur la théologie pastorale.* In: Nouvelle Revue Théologique Jhg. 93 Heft 6 (Juni 1961) S. 605—617.

Der Autor sieht in der schon fast zur Mode gewordenen Suche nach einer pastoralen Neuorientierung ein gewisses Unbehagen an der Theologie selbst. Es habe seinen Grund in der zu starken Trennung der Pastoral von der Dogmatik und in einer ebenso starken Trennung der Theologie von der praktischen Seelsorge. Die Lösung für diesen ungesunden Zustand sieht der Verfasser zunächst in der Entfaltung einer echten „Theologie der Pastoral" und umgekehrt in einer praktischen Gestaltung des theologischen Lehrbetriebes, der sich mehr als bisher nach den Bedürfnissen der praktischen Seelsorge auszurichten habe.

HULSBOSCH, A., OESA. *Biblisches und scholastisches Denken.* In: Trierer Theologische Zeitschrift Jhg. 70 Heft 3 (Mai/Juni 1961) S. 129—155.

Die schwierige wie notwendige Untersuchung erweist an der scholastischen Christologie, daß diese die biblischen Aussagen, die aus dem andersartigen hebräischen Denken stammen, bei ihrer Übersetzung in die Sprache der aristotelischen Metaphysik nicht immer genau getroffen habe. Sogar der hl. Thomas scheine nicht frei von einer neuplatonischen Trennung von Leib und Seele und sei daher zu einer gewissen Dekomposition des Mysteriums der Inkarnation gelangt. Vor allem gelte es, die Lehre von der gratia creata zu überprüfen, wenn je eine fruchtbare Aussprache mit der reformatorischen Theologie gelingen sollte; sie müsse in Einheit mit der gratia increata gelehrt werden.

RAHNER, Karl, SJ. *Exegese und Dogmatik.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 10 (Juli 1961) S. 241—262.

Der erste Teil dieser klärenden Abhandlung wendet sich an die in jüngster Zeit angegriffenen Exegeten (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 344 f.) und hält ihnen freimütig vor, sie hätten in ihrer, fast zu eifrig die protestantischen Forschungsergebnisse aufnehmenden Arbeit die Dogmatik als eine halbvergessene Wissenschaft behandelt und, obwohl sie selber auch Theologen seien, es zu Unrecht den Dogmatikern überlassen, die Übereinstimmung von Bibelexegese und Kirchenlehre vorzunehmen. Die Exegese sei ein inneres Moment der katholischen Theologie und habe auch deren Prinzipien zu beachten. Im zweiten Teil geht der Verfasser mit den Dogmatikern, an sich selbst gewandt, ins Gericht. Sie müßten den Exegeten gemäß dem Verfahren der Fundamentaltheologie gestatten, auch unter Absehung der Inspirationslehre zu forschen, und sie sollten, wie an einigen heiklen christologischen Problemen dargelegt wird, dem Exegeten, wo es möglich sei, durch eine differenziertere Theologie manche Befreiung schaffen, vor allem aber Geduld mit ihm haben. Dazu gehöre auch, daß die theologische Diskussion eine brüderliche Form wählt, die nicht vorzeitig die Entscheidung des kirchlichen Lehramtes herbeiruft, denn es kann nicht eine Funktion übernehmen, die zunächst den Theologen zukommt.

SCHULTZE, B., SJ. *Reflessione teologica sul significato di „Chiesa orientale" e „Ortodossia".* In: Gregorianum Jhg. 42 Heft 3 (1961) S. 444—462.

Der Verfasser bemüht sich um eine theologische Klarstellung der Begriffe „Ostkirche" und „Orthodoxie". Als ekklesiologisches Leitbild dient ihm dabei die Lehre von der Kirche nach der Enzyklika *Mystici Corporis.* Wichtig scheinen dabei die Klarstellungen über Schisma und Häresie hinsichtlich der von Rom getrennten östlichen Kirchen. Es ist das Verdienst des Artikels, die dogmatischen Unterschiede zu Rom und ebenso die Lehrunterschiede zwischen den einzelnen Kirchen nicht übersehen zu haben. Der Verfasser versucht durch diesen Beitrag die innerhalb der ökumenischen Arbeit oft verwischten oder nicht genügend gesehenen Grenzen klar zu ziehen.

ST. JOHN-STEVAS, Norman. *Catholicism and Religious Toleration.* In: The Wiseman Review Nr. 488 (Sommer 1961) S. 99 bis 108.

Der Aufsatz in der seit diesem Jahr in Wiseman Review umbenannten früheren Dublin Review will einige Hinweise auf eine voller zu entwickelnde katholische Lehre von der Toleranz geben. Die Konstruktion des 19. Jhs. über das Verhältnis von Kirche und Staat mit der Unterscheidung von „These" und „Hypothese" kann nur als zeitbedingt angesehen werden, sie kann bei der modernen Diskussion nur eine historische Rolle spielen. Der Satz, daß der Irrtum kein Recht beanspruchen könne, ist in sich sinnlos, da Rechte nur Personen, nicht idealen Wahrheiten zugesprochen werden können. Die Grundlage der heutigen Gesellschaft ist nicht mehr die religiöse Einheit, sondern die Übereinstimmung über die Personenrechte, zu denen das der Gewissens- und Religionsfreiheit gehört. Das Toleranzproblem sollte also heute von dem Wesen des Glaubensaktes als eines freien Aktes her angegangen werden.

STROTMANN, Theodor, OSB. *L'Évêque dans la Tradition orientale.* In: Irénikon T. 34 (2. Trimester 1961) S. 147—164.

Im Rahmen der heute im Gang befindlichen Neubesinnung auf das Wesen des Bischofsamtes stellt der Aufsatz, der nicht nur die Tradition der Ostkirche, sondern auch die frühe Tradition des Westens berücksichtigt, einen wertvollen Beitrag dar. Der Bischof ist danach in besonderer Weise das Abbild Christi und der Vater seiner Kirche, und er sollte in dieser Eigenschaft nicht durch ein System unpersönlicher Gesetze überdeckt werden.

VOLK, Hermann. *Einheit als theologisches Problem.* In: Münchener Theologische Zeitschrift Jhg. 12 Heft 1 (1961) S. 1—3.

Volk gibt einen auch für die Kontroverstheologie beachtlichen Aufriß des Problems der theologischen Einheit in der Verschiedenheit, beginnend bei der Trinität und von daher die Verbindung von Gott und Kreatur erhellend mit dem Kulminationspunkt der Einheit in der Solidarität aller Menschen in der Sünde. Über die Christologie führt er das Problem weiter in die Ekklesiologie, den Zusammenhang der Kirche wie der Gläubigen mit Christus, um schließlich die Folgerungen für das Problem der Einheit der Kirche anzudeuten, einschließlich des Verhältnisses von Papst und Bischöfen. Er will keine Lösung geben, aber zu größerer Behutsamkeit bei der Beschreibung kirchlicher Strukturen anhalten, die unseren Glauben glaubwürdiger machen.

WULF, Friedrich, SJ. *Die Übung der Meditation in der abendländisch-christlichen Geschichte.* In: Geist und Leben Jhg. 34 Heft 3 (1961) S. 197—209.

Hinter diesem sehr sachlichen Titel und dem geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der Meditation aus Stoa, Platonismus und der Heiligen Schrift, die das Antwortgeben des erlösten Menschen auf die Initiative Gottes, die Begegnung mit Christus im Heiligen Geiste hinzubringt, steht die Sorge eines Seelenführers um die Wiederbelebung der christlichen Meditation, der die Folgen eines Verfalls der Betrachtung und die Verführung durch östliche Versenkungsübungen wie westliche Psychotherapie beobachtet und zum Schluß die Folgerungen zieht: daß die Betrachtung an geistlichen Instituten aus ihrer Schablone gelöst werde und daß man der modernen Neigung nicht verfalle, nur die Erlebniskräfte anzusprechen, ohne auf das lebendige Gotteswort zu hören.

WULF, Hans, SJ. *Politik aus dem Glauben. Recht und Grenze einer Formel.* In: Die neue Ordnung Jhg. 15 Heft 3 (Juni 1961) S. 161—174.

Das Verhältnis von Politik und Glauben kann nur im Horizont eines rechten Verständnisses der Beziehung von Natur und Gnade erörtert werden, weil Politik sich auf die gerechte Ordnung der Gesellschaft bezieht (sofern sie staatlich verfaßt ist), die ein wesentliches Element der Schöpfung Gottes ist. Der politische Akt ist sowohl naturrechtlich wie offenbarungstheologisch relativ eigenständig. Nur wer diese Wahrheiten akzeptiert, kann sich als Christ mit einem Nichtchristen in diesen Fragen verständigen.

Philosophie

DANIÉLOU, Jean, SJ. *La vérité de l'homme.* In: Études Jhg. 105 Heft 6 (Juli/August 1961) S. 3—15.

Während die Christenheit des 19. Jahrhunderts sich in eine reine Abwehrstellung gegenüber der neuaufbrechenden Welt begeben hat und sich zu wenig um eine geeignete Anpassung an die Gegebenheiten der Zeit

bemühte, neigen die Christen der Gegenwart, nach Meinung des Verfassers, oft eher zu einem falschen Aktivismus und verlieren aus Angst um die Bewältigung der Dinge dieser Welt, um die Adaptation des Christlichen an das Humane, das rechte Gefühl für die jenseitigen Werte, auch wenn sie diese in der Theorie zu verteidigen bereit sind. Allzu leicht würde das anzustrebende Ziel mit den legitimen Mitteln verwechselt und durch Überbetonung bestimmter Aspekte der Mensch als ganzer nicht mehr klar gesehen.

PORTMANN, Adolf. *Das Bild der Natur und der christliche Glaube — zum Werk Teilhard de Chardins.* In: Universitas Jhg. 16 Heft 6 (Juni 1961) S. 639—645.

Ein erklärter Atheist, Sir Julian Huxley, hat die Einleitung zur englischen Ausgabe von Teilhards „Das Phänomen Mensch" geschrieben. Wie erklärt sich das? Portmann sagt: Teilhards Wille, Naturforschung und Glauben zu einer widerspruchsfreien Einheit zu verbinden, hat ihn zum Weggefährten Huxleys werden lassen, desgleichen seine Überwindung des Darwinschen Evolutionismus, die von den modernen Biologen mitvollzogen wird. Anderseits trennen Teilhard und Huxley Welten. Für Huxley ist die Frage der Entstehung des Lebens entschieden, er besitzt sein Bild von der Natur, für Teilhard liegt die Beantwortung dieser Fragen in weiter Ferne, er sieht sie visionär als Mystiker.

UTZ, Arthur-Fridolin, OP. *Die Gerechtigkeit, der Prüfstein naturrechtlichen Denkens.* In: Die neue Ordnung Jhg. 15 Heft 3 (Juni 1961) S. 187—194.

Utz setzt sich hier mit der 2. Auflage von Kelsens „Reiner Rechtslehre" (Wien 1960) auseinander, insbesondere mit dem jetzt neuen Anhang „Das Problem der Gerechtigkeit", Kelsens Kritik am Naturrecht. Kelsen bleibt auch in diesem Anhang Positivist. Da er die Existenz Gottes als irrational ansieht, kann nach ihm die Naturrechtslehre nur eine idealistisch-dualistische Rechtslehre sein, die jedoch nur dann Sinn hat, wenn man die Wirklichkeit der Natur als von einer transzendenten, den absoluten moralischen Wert verkörpernden Autorität erzeugt auffaßt. „Nur eine theologische Naturrechtslehre kann teleologisch sein." Utz fragt abschließend: Warum behauptet Kelsen den Regressus in infinitum in der Seinsordnung, leugnet ihn aber in der Normenordnung?

VIGANO, Mario, SJ. *Filosofia e filosofia della scienza.* In: La Civiltà Cattolica Jhg. 112 Heft 2665 (1. Juli 1961) S. 44—57.

Der Beitrag enthält eine kritische Würdigung des Werkes von L. Geymonat „Filisofia e filosofia della scienza" (Reihe „Filosofia e scienza", Feltrinelli, Mailand 1960). Die besondere Bedeutung des Werkes erblickt der Kritiker in der endgültigen Überwindung der neopositivistischen Wissenschaftstheorie. Dieser Fortschritt in Richtung einer metaphysischen Grundlegung der „Philosophie der Wissenschaft" scheint ihm um so bedeutsamer, als gerade die Wissenschaftstheorie bis in die Gegenwart als ein besonderes Bollwerk des Positivismus anzusehen war.

Kultur

ABRAHAM, Karl. *Die Beziehungen zwischen Wirtschaft und Erziehung in christlicher Sicht.* In: Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik Jhg. 37 Heft 1 (1. Quartal 1961) S. 4—18.

„Die ökonomische Mündigkeit ist ein unabdingbarer Bestandteil der Mündigkeit schlechthin." Eine Erziehung, die diesen Tatbestand außer acht läßt, ist logisch inkonsequent und verstößt gegen den Sinn der Erziehung. Abraham fordert die katholische Erziehungswissenschaft auf, sich stärker mit diesem Fragenkomplex zu befassen. Die Elemente zu einer neuen Sozialerziehung sind in den Verlautbarungen der Päpste enthalten, besonders bei Pius XII.

BARAGLI, Enrico, SJ. *Verso la nuova legge di revisione cinematografica.* In: La Civiltà Cattolica Jhg. 112 Heft 2662 (20. Mai 1961) S. 372—386.

Der Autor verweist auf alle wesentlichen Faktoren, die in der Auseinandersetzung in der italienischen Öffentlichkeit über eine geeignete Revision der Filmzensurbestimmungen eine Rolle spielen (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 393—396). Der Artikel wendet sich vor allem gegen jene, die mehr oder weniger jede staatliche Präventivkontrolle ablehnen oder sie als faschistisch oder klerikal verschreien. Gleichzeitig plädiert der Autor für die Schaffung eines Gesetzes, das die Filmkontrolle gegenüber eventuellem politischem Mißbrauch ausreichend schützt.

BAUMGARTEN, Eduard. *Von der Verantwortung des Corpsstudenten gegenüber Vergangenheit und Zukunft.* In: Deutsche Universitätszeitung Jhg. 16 Heft 6 (Juni 1961) S. 10—18.

Voller Wortlaut der Rede des Verfassers auf der Arbeitstagung der Kösener Verbände, Würzburg (20. 2. 61). Ausgehend von Fichte, Schleiermacher und Max Weber zur Frage des Korporationsstudenten in Universität und Gesellschaft, bestätigt der Verfasser, daß sich seitdem vieles innerhalb der Korporationen geändert habe. Dennoch seien auch heute noch gegensätzliche Konzeptionen innerhalb dieser Verbände am Werk. Beide seien von einer Art geistigen Machtstrebens bestimmt. Die eine versucht die Formen der vertikalen Distanz (sozialer Abstand) wieder aufleben zu lassen, die andere versucht einen Stil der horizontalen Distanz zu schaffen, das heißt aus den ursprünglichen selbst gesetzten gruppeninternen Zielen auszubrechen zugunsten einer Verantwortung im universitären und gesamtöffentlichen Raum.

BECHER, Hubert, SJ. *Ernst Wiechert.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 10 (Juli 1961) S. 270—286.

Porträt des Dichters und eine kritische Darstellung seines Werkes. Becher zeigt den Stadt-Landantagonismus Wiecherts, seine eindeutige Vorliebe für den Wald, die Natur, das Blut und sein eigenes Ich, die als kosmische Einheit auch seine Gottesanschauung prägen. Wiechert sei nicht Atheist, er kenne aber keine Transzendenz, Gott stehe im Menschen selbst. Dieser subjektiven Religiosität entspreche auch seine sittliche Auffassung.

CAPRILE, Giovanni, SJ. *Rilancio del „Riarmo morale".* In: La Civiltà Cattolica Jhg. 112 Heft 2665 (1. Juli 1961) S. 63 bis 67.

Der Autor nimmt den jüngst stattgefundenen Weltkongreß der Bewegung von Caux und die bei dieser Gelegenheit entfaltete Publizität der Moralischen Aufrüstung (alle großen europäischen Zeitungen brachten einen ganzseitigen Artikel aus der Feder von Frank Buchmann) zum Anlaß, um die Bewegung als solche und besonders ihre Haltung gegenüber der Kirche einer nicht sehr sanften Kritik zu unterziehen. Er betont besonders die Gefahr des religiösen Indifferentismus, die die Moralische Aufrüstung durch „ihre sehr vage Religiosität" mit sich bringe.

ESPIAU DE LA MAËSTRE, André. *Der Zeuge André Malraux.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 16 Heft 6/7 (Juni/Juli 1961) S. 449—460.

Eine Interpretation des Werkes Malraux', eines Zeugnisses für einen „Existenzialismus zwischen revolutionärer Aktion und ästhetischem Traum" (Untertitel). Der derzeitige Kultusminister de Gaulles war früher Kommunist, erst im zweiten Weltkrieg hat er Frankreich als Nation wiederentdeckt. Malraux ist überzeugt von der menschlichen und kosmischen Absurdität, er geht gegen sie an mit einem verzweifelten Humanismus, der ihm den Zugang zur christlichen Transzendenz radikal verstellt.

HERDE, Anna. *Anthroposophie in katholischer Sicht.* In: Theologie und Glaube Jhg. 51 Heft 4 (1961) S. 259—294.

Es dürfte ein alarmierendes Zeichen sein, daß diese gründliche Auseinandersetzung mit der unter katholischen Intellektuellen eindringenden Anthroposophie nötig ist. Sie wird dem Pfarrklerus wertvollste Dienste leisten.

WELLENHOFF, Dieter. *Gottfried Benn — Realitätszerfall und Artistik.* In: Universitas Jhg. 16 Heft 6 (Juni 1961) S. 605 bis 618.

Ausgehend von den Rönne-Novellen, zeigt der Verfasser den Einfluß Spenglers und Klages' auf Benn, der die Wirklichkeit nur noch als sinnlos, weil aller Metaphysik und Transzendenz entkleidet, erfährt, ein solches Leben jedoch nicht ertragen kann. Daher sein ständiger Versuch, durch die Kunst eine neue Transzendenz zu schaffen, eine Kunst, die sich der Scherben der Wirklichkeit bedient, sie neu zusammensetzt und so eine eigene Wirklichkeit schafft, die mit dem Alltag nichts mehr gemeinsam hat: Kunst als freies strenges Spiel des Geistes.

Politisches und soziales Leben

BREISKY, Hubert v. *Das Afrikanische Jahr.* In Wort und Wahrheit Jhg. 16 Heft 6/7 (Juni/Juli 1961) S. 437—448.

1960 entstanden in Afrika 17 neue Staaten. Als Ergebnis des sog. Afrikanischen Jahres stellt der Verfasser fest, daß den jungen Staaten die Unabhängigkeit viel zu früh gewährt wurde, wie das Beispiel Kongo beweise, nur unter dem Druck der beiden Weltmächte, von denen Sowjetrußland an der Ausbreitung des Chaos, die USA hingegen an der Macht interessiert seien. Die UN haben die Aufgabe, die heute zur Selbstverwaltung unfähigen Afrikaner über Generationen zu erziehen. Stattdessen habe Hammerskjöld die kongolesische Komödie ins Endlose fortgesetzt. Anerkennende Worte findet der Verfasser für die Afrikapolitik Portugals, wie er auch Verständnis zeigt für die Apartheidpolitik in Südafrika.

BRUCCULERI, Angelo, SJ. *Sindicalismo e organizzazione professionale.* In: La Civiltà Cattolica Jhg. 112 Heft 2663 (3. Juni 1961) S. 498—504.

Brucculeri untersucht die Akten der letzten Sozialen Wochen der Katholiken Kanadas, die den im Titel genannten Gegenstand zum Thema hatten. Er analysiert eingehend das Schreiben des Staatssekretariates an den Präsidenten der Woche, das die Berechtigung und die Bedeutung der Gewerkschaften in der Gegenwart hervorhebt, zugleich aber auch die Grenzen festlegt, die der Gewerkschaftsarbeit notwendig gesetzt werden müssen. Besonders hervorgehoben wird das hohe Lob, das das Schreiben den Christlichen Gewerkschaften spendet.

DEUS, Franz. *70 Jahre Enzyklika Rerum novarum.* In: Gewerkschaftliche Monatshefte Jhg. 12 Heft 7 (Juli 1961) S. 397 bis 401.

Diese mit Sachkenntnis geschriebene Würdigung von *Rerum novarum* setzt sich besonders mit dem Einwand auseinander, die Päpste seien mit ihren sozialen Schreiben um hundert Jahre zu spät gekommen. Demgegenüber betont der Verfasser, daß sich ein Weltrundschreiben niemals nur an eine Gruppe oder Region der Kirche richtet, sondern immer an die ganze Weltkirche. Der Ertrag der ganzen Kirche müsse also zuerst eingebracht werden, ehe die Päpste sprechen könnten. Dies gelte gerade für die soziale Frage. Schon zu Beginn des 19. Jh. waren daher die deutschsprachigen Katholiken auf dem Plan, sie haben 75 Jahre um die sog. Arbeiterfrage gerungen. Das Ergebnis ihrer Bemühungen ist in *Rerum novarum* mit eingegangen.

MARITANO, Livio. *Considerazioni sul paternalismo.* In: Aggiornamenti sociali Jhg. 12 Heft 6 (Juni 1961) S. 329—346.

In diesem Beitrag werden die verschiedenen offenen und verborgenen Formen des Paternalismus in der vergangenen und gegenwärtigen Betriebswelt vom moraltheologischen Standort aus untersucht. Wünschenswert wäre — über die präzisen moraltheologischen Formulierungen hinaus — eine noch klarere Verdeutlichung jener soziologischen Faktoren, die die psychologische Haltung der verantwortlichen Betriebsleiter bedingen.

MARTIN, Ludwig. *Die deutsche Strafrechtsreform.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 10 (Juli 1961) S. 263—269.

Zu der von der Regierung gewünschten öffentlichen Meinungsäußerung über den vom Kabinett am 14. 9. 1960 verabschiedeten Entwurf eines neuen Strafgesetzbuches bietet der Verfasser in einem ersten Beitrag die

notwendigen Materialien dazu. Dargestellt werden Schuldstrafrecht, Schuldfähigkeit des Täters, Tatbestandsmäßigkeit der Tat, Strafensystem und Maßregelungssystem.

MAURER, Bernhard Heinrich. *„Kann denn Liebe Sünde sein?"* In: Monatsschrift für Pastoraltheologie Jhg. 50 Heft 6 (Juni 1960) S. 231—245.

Es ist ein beträchtliches Verdienst des Tübinger evangelischen Vikars, diese Analyse der landläufigen, das Bewußtsein vor allem der Jugend ausfüllenden Schallplatten zum Thema Nr. 1 theologisch ernst genommen und für eine kundige Behandlung in Religionsunterricht und Jugendführung erschlossen zu haben. Vor einer billigen Verurteilung warnend, zeigt Maurer die Zusammenhänge auf, die zwischen der Entseelung des technischen Arbeitsprozesses und der fast religiösen Flucht in den Ersatz verkitschter „Liebe" bestehen. Nur eine Bejahung der darin durchbrechenden Not mache es möglich, die Jugend zur Kritik an dieser Form ihrer Befriedigung zu führen.

O'TODE, Thomas J. *The Sunday Laws.* In: The Commonweal Bd. 74 Nr. 14 (30. Juni 1961) S. 343—345.

Der Oberste Gerichtshof der USA hat die Klage, die Sonntagsgesetzgebung des Staates Massachusetts sei verfassungswidrig, da sie einige religiöse Gruppen vor anderen (die Juden und die Sabbatarier) bevorzuge und so gegen die Trennung von Kirche und Staat verstoße (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 537) abgewiesen. In der Begründung wird die Frage, ob der religiöse Ursprung der Sonntagsruhe diese unter den veränderten Zeitverhältnissen heute noch bestimme, verneint. Der Ruhetag wird vielmehr mit dem „öffentlichen Wohl" begründet. Der Effekt dieses Urteils auf die Durchsetzung der Sonntagsgesetze in den verschiedenen Staaten war sehr verschieden.

PFISTERER, Rudolf. *Historische Vorurteile und ihre Überwindung.* In: Reformatio Jhg. 10 Heft 5/6 (Juni 1961) S. 262 bis 273.

Dieses Sonderheft der reformierten Schweizer Zeitschrift arbeitet, von einer Glosse ihres Herausgebers, Pfarrer Peter Vogelsanger, eingeleitet, in mehreren Aufsätzen den Eichmann-Prozeß auf und fordert die notwendigen Konsequenzen: einen radikalen Abbau des Antisemitismus, der sich aber vor einer Mythisierung des Judentums hüten müsse. Pfisterer klärt besonders, wie es zu den Vorurteilen gegen die Juden hat kommen können.

REYNAUD, Roger. *Les syndicats et la construction européenne.* In: Revue de l'Action Populaire Nr. 150 (Juli/August 1961) S. 787—806.

Der Autor, Mitglied der Hohen Behörde der Montanunion und früherer Präsident der Christlichen Gewerkschaften Frankreichs, weist in einem sehr interessanten Beitrag auf die Stellung der Gewerkschaften gegenüber den verschiedenen internationalen europäischen Institutionen hin. Während die kommunistischen Gewerkschaften diese Institutionen und die Neugestaltung Westeuropas von Anfang an zu torpedieren versuchten, waren die Christlichen Gewerkschaften Europas immer schon stark an dessen Neugestaltung beteiligt. Als anfängliches Hindernis für eine organische Zusammenarbeit bezeichnet Reynaud die neoliberale Wirschaftspolitik der verantwortlichen Gremien.

SARKISYANZ, Emanuel. *Birmas neutralistische Politik in ihrem Ursprung und ihren Wandlungen.* In: Zeitschrift für Politik Jhg. 8 (Neue Folge) Heft 2 (1961) S. 127—138.

Ein Abriß der jüngsten Geschichte Birmas und eine Charakterisierung seines derzeitigen außenpolitischen Kurses. Der Verfasser macht deutlich, wie eng Politik und Religion in Birma miteinander verflochten sind, ferner daß die große politische Linie U Nus ohne Kenntnis des Hinayana-Buddhismus nicht zu verstehen ist und daß ein radikales Aufgeben der traditionellen Anschauungen in den asiatischen Ländern kaum möglich ist. Schließlich zeigt der Beitrag, wie außerordentlich variabel der Begriff des Neutralismus ist.

SAUVY, A. *La montée des jeunes.* In: Revue de l'Action Populaire Nr. 149 (Juni 1961) S. 661—677.

Der Beitrag befaßt sich mit einem für Frankreich besonders wichtigen und aktuellen Thema: dem Einfluß der Bevölkerungspolitik auf die wirtschaftliche und soziale Entwicklung des Landes während der letzten 50 Jahre. Entgegen den Behauptungen der Anhänger des Malthusianismus weist der Verfasser auf Grund von Erfahrungstatsachen nach, daß die geringe Kinderfreudigkeit Frankreichs während früherer Jahrzehnte weder zu dessen wirtschaftlichem noch zu dessen kulturellem Aufschwung etwas beigetragen hat. Andere Länder mit bedeutend höheren Geburtenziffern hätten einen ganz anderen Aufschwung erlebt. Die geringe Kinderfreudigkeit in Frankreich habe dazu beigetragen, daß das Land trotz der inzwischen anders verlaufenen Entwicklung an Überalterung leide, ein Umstand, der seinerseits wieder die gesellschaftliche Eingliederung der jetzt heranwachsenden geburtenreichen Jahrgänge erschwert.

SCHICKELE, Rainer. *Richtige und falsche Agrarpolitik in den Entwicklungsländern.* In: Entwicklungsländer Jhg. 3 Heft 4 (30. Juni 1961) S. 104—105.

Der Verfasser, Mitarbeiter der FAO, warnt vor der Übertragung westlich-industrieller Produktionsweisen und -erfahrungen auf die Landwirtschaft der Entwicklungsländer. Die Schwierigkeiten der westlichen Landwirtschaften heute bestünden weitgehend in der mangelnden Einsicht in die Eigenart des landwirtschaftlichen Erzeugungsprozesses. Weder Kollektivierung noch zentral bewirtschaftete Großbetriebe, gleich welchen Namens, führen aus den Schwierigkeiten heraus. Der optimale Familienbetrieb, geschützt durch vielfältige genossenschaftliche Einrichtungen, ist nach den bisherigen Erfahrungen am besten geeignet, mit den Schwierigkeiten einer stagnierenden Landwirtschaft fertig zu werden.

SENGHOR, Léopold Sédar. *Der Nationalismus in Übersee und die Zukunft der farbigen Völker.* In: Schweizer Monatshefte Jhg. 41 Heft 4 (Juli 1961) S. 358—369.

Der Präsident der Republik Senegal, der zu den qualifiziertesten Führern des neuen Afrika gehört und dessen Politik der Zusammenarbeit mit dem Westen bekannt ist, beschreibt die Bedeutung Afrikas für die europäisch-westliche Welt. Senghor ist überzeugt, daß der Afrikaner dem Europäer kulturell ebenbürtig ist, moralisch hält er ihn für überlegen. Er geht so weit, zu sagen, daß der neu aufbrechende Humanismus des Westens mit das Ergebnis afrikanischen Einflusses ist. Es geht Senghor jedoch nicht darum, die Kulturen gegeneinander auszuspielen, sondern sie aufzuschließen, damit eine universale Kultur entstehen kann. Diese soll den Minderwertigkeitskomplex der Farbigen wie den Überlegenheitsanspruch der Weißen abbauen zugunsten einer neuen Gemeinsamkeit, denn „im 20. Jh. gibt es keine absolute Unabhängigkeit mehr".

SIMON, Pierre-Henri. *Die französische Rechte.* In: Dokumente Jhg. 17 Heft 3 (Juni 1961) S. 171—176.

Der Verfasser skizziert das allgemeine Schema von „Rechts" und „Links" in der demokratischen Gesellschaft und seine besondere Ausprägung bzw. die ihm eigentümlichen Aktionsweisen in Frankreich. In diesem Lande sei der Gegensatz zwischen Rechts und Links nicht schichtengebunden, er gehe quer durch die Gesellschaft und schillere in allen Farben. Ein spezifisches Kennzeichen der französischen Rechten sei ein mystischer Nationalismus, besonders verbreitet bei den Siedlern, dem stagnierenden Mittelstand und in der Berufsarmee.

STARK, Werner. *Des idéologies et du problème de l'organisation du Monde.* In: Justice dans le Monde Jhg. 2 Heft 4 (Juni 1961) S. 435—446.

Der Autor untersucht in einem sehr kritischen Beitrag die ideologischen Einflüsse, die die gegenwärtigen Einigungsbestrebungen in Europa und auf Weltebene kennzeichnen, und konfrontiert die politischen Utopien, die solche Bestrebungen begleiten, mit den tatsächlichen Möglichkeiten, die auf Grund der geschichtlichen Erfahrung und der gegenwärtigen Entwicklung sich verwirklichen lassen. Er wendet sich vor allem gegen eine allzu mechanistische Vorstellung, die vom technischen und gesellschaftlichen Fortschritt eine perfektionierte und einheitlich durchorganisierte Welt erwartet. Dieser sehr nüchterne Beitrag ist geeignet, unser „Einheitsdenken" in die richtigen Dimensionen zu rücken.

TEICHTWEIER, Georg. *Die Familie in der industriellen Gesellschaft.* In: Theologie und Glaube Jhg. 51 Heft 4 (1961) S. 241—258.

Diese Prüfung der Familienfrage, ursprünglich ein Vortrag vor katholischen Unternehmern, kombiniert die moraltheologische Analyse mit Ergebnissen der modernen Soziologie und Psychotherapie, stellt die tiefgehenden Wandlungen des industriellen Arbeitsprozesses auf das eheliche Leben, besonders die ungute Wandlung des Wesens der Frau dar und rät zu neuen Leitbildern für die Überwindung der Wohlstandskomplexe, darunter auch zu einer Besitzaskese der führenden Schichten.

VITO, Francesco. *Squadro retrospettivo sulla questione meridionale.* In: Vita e Pensiero Jhg. 44 Heft 6 (Juni 1961) S. 381 bis 387.

Der bekannte Volkswirtschaftler der katholischen Universität Mailand gibt einen guten, wenn auch sehr allgemein gehaltenen Überblick über das gegenwärtig größte Problem der italienischen Wirtschafts- und Sozialpolitik: die wirtschaftliche Sanierung des italienischen Südens. Er widerlegt die Behauptung, das Problem sei erst mit der italienischen Einigung existent geworden, räumt aber ein, daß die liberalistische Wirtschaftspolitik des geeinten Italiens eine der Hauptursachen für die ungleiche Entwicklung im Süden und Norden war. Erst die gesamte Neuorientierung in den wirtschafts- und sozialpolitischen Zielsetzungen habe das Problem in seiner ganzen Breite in das Bewußtsein der italienischen Nation gerückt. An dieser Neuorientierung habe die katholische Soziallehre einen wesentlichen Anteil gehabt.

WINGEN, Max. *Die wirtschaftliche Eigenverantwortung in der Familienpolitik.* In: Die neue Ordnung Jhg. 15 Heft 3 (Juni 1961) S. 175—186.

Wingen setzt sich mit den Argumenten der Gegner des Familienlastenausgleiches auseinander. Der wichtigste ist der von A. Rüstow: Kindergelder berühren den Kern der Familienintegration, jede Form von Hilfe muß darauf hinzielen, die Verantwortung der Familie zu stärken, nicht aber sie durch Sozialisierung (= staatliche Kindergelder) zu erweichen. Wingen erkennt an, daß die Familienlastenausgleichszahlungen weit über die Wirtschaftseinheit „Familie" hinausgehen. Es muß aber nicht sein, daß durch staatliche Zahlungen die familiale Verantwortung abgebaut wird. Es geht um die rechte Ausgewogenheit von persönlicher und wirtschaftlicher Verantwortung. Der deutsche Familienlastenausgleich lehnt daher den vollen wirtschaftlichen Ausgleich ab. Der von Wingen behandelte zweite Einwand, vorgetragen vom Bund der Steuerzahler, entspringt individualistischem Denken. Kinder haben ist danach ein Elternhobby wie die jährliche Italienreise der Ledigen. Bei solcher Argumentation wird die eminent soziale Bedeutung der Familie mit Kindern — vor allem für die Zukunft — einfach unterschlagen.

La femme au travail. In: Esprit Jhg. 28 Nr. 295 (Mai 1961) S. 721—949.

Die bekannte französische Zeitschrift widmet der Frauenarbeit eine eigene Nummer. Die verschiedenen Autoren versuchen eine umfassende Analyse all jener Aspekte, die für das Problem als ganzes entscheidend sind, angefangen von einem ausführlichen Beitrag über die geschichtliche Entwicklung des Problems (Marguerite Thibert) bis zu den Fragen der sozialen Hilfeleistungen an die arbeitenden Mütter (Marie-Louise Tournier). Häufig ist dabei der Vorwurf herauszuhören, daß sich die gesellschaftlichen Verhältnisse für die Frau radikal verändert haben, ohne daß jedoch Erziehung, öffentliche Meinung, der gesellschaftliche Apparat und die Gesetzgebung diesen Veränderungen gebührend Rechnung trügen.

Chronik des katholischen Lebens

CAVALLI, Fiorello, SJ. *La Santa Sede contro le deportazioni degli ebrei della Slovacchia nella seconda guerra mondiale.* In: La Civiltà Cattolica Jhg. 112 Heft 2665 (1. Juli 1961) S. 3 bis 18.

Hier wird zum ersten Male eine umfassende Dokumentation über die Bemühungen des Vatikans zur Verhinderung der Judendeportationen aus der Slowakei während des zweiten Weltkrieges vorgelegt. Es geht daraus hervor, daß sich nicht nur die vatikanischen Stellen um die Juden bemüht haben, sondern Pius XII. wiederholt auf diplomatischem Wege persönlich interveniert hat. Die Dokumentation gewährt Einblick in ein bisher wenig bekanntes Kapitel der Judenverfolgung durch das Dritte Reich und widerlegt zugleich den Vorwurf, die Kirche hätte nicht ihr Möglichstes getan, um zu verhindern, was sie hätte verhindern können.

CICOGNA, Umberto, SJ. *Saggio d'inchiest sull'assistenza alla messa.* In: Aggiornamenti sociali Jhg. 12 Heft 6 (Juni 1961) S. 347—368.

Es handelt sich hier um das Ergebnis einer von Laien unter Beratung von fachkundigen Geistlichen durchgeführten pastoralsoziologischen Untersuchung über die Sonntagspraxis der Katholiken in einer relativ kleinen Landpfarrei nördlich von Mailand. Die Bevölkerung dieser Pfarrei besteht zum größeren Teil aus Fabrikarbeitern, zum kleineren aus Bauern und landwirtschaftlichen Arbeitern. Beiden gemeinsam ist ein relativ niedriges Bildungsniveau. Die Zahl der Praktizierenden erscheint wider Erwarten hoch. 83 % besuchen regelmäßig die Sonntagsmesse. Die Untersuchung wurde nach streng wissenschaftlichen Methoden und unter genauester Berücksichtigung der psychologischen Verfassung der Befragten vorbereitet und durchgeführt. Sie vermittelt dadurch nicht nur einen guten Einblick in den Gegenstand der Untersuchung selbst, sondern auch in den Stand der religionssoziologischen Forschung im nördlichen Italien.

ILLYRICUS, *Kirchenkampf und Priestervereine.* In: Wort und Wahrheit Jhg. 16 Heft 6/7 (Juni/Juli 1961) S. 420—436.

Ein umfassender Bericht über die Lage der „katholischen Kirche im kommunistischen Jugoslavien 1945—1961" (Untertitel). Bemerkenswert sind folgende Feststellungen der Verfasserin: 1. Es hat sich in den letzten Jahren nichts an der Kirchenfeindlichkeit des Titoregimes geändert; 2. Der Kampf gegen die Kirche wurde nach 1945 weitgehend als Nationalitätenkampf geführt (Serben gegen Kroaten); 3. Die in allen Republiken des Landes bestehenden regimehörigen Priestervereinigungen gewinnen ihre z. T. beträchtlichen Mitgliederzahlen besonders aus dem älteren Klerus, was die Verfasserin mit der großen Armut der Priester und ihre materielle Ungesichertheit im Alter erklärt; 4. Auf das Memorandum des Episkopats vom 23. 9. 60 hat die Regierung nur dahin geantwortet, daß sie bereit sei zur finanziellen Unterstützung des Klerus, nicht aber zur Zulassung des Religionsunterrichtes, zur Restitution des kirchlichen Eigentums und zur Wiederherstellung des kirchlichen Verlagswesens; 6. Der Priestermangel ist in Kroatien am größten. „Fast scheint es, als habe die Verbindung von Nationalgeist und Religiosität . . . dabei eine Rolle gespielt."

MULLER, Albert. *These Jehovah's Witnesses.* In: America Bd. 105 Nr. 13 (24. Juni 1961) S. 464—465.

Der Verfasser warnt davor, die Gefahr, die die Zeugen Jehovas für das katholische Volk darstellen, zu leicht zu nehmen, und zitiert dabei einige eindrucksvolle Zahlen. Die Wachstumsrate der Sekte betrug in den letzten Jahren über 10 % jährlich. 950 000 Mitglieder in 180 Ländern waren 1960 in 21 008 Gemeinden organisiert. Von ihren beiden Zeitschriften setzten sie 1960 27,8 Mill. Exemplare mehr als 1957 ab (im ganzen 169,8 Mill.); der Verkauf sonstiger Schriften stieg im selben Zeitraum von 16,5 auf 22,7 Mill. Im Jahre 1960 gaben sie 646 108 Bibelkurse wöchentlich, für die über 131,7 Millionen Stunden von ihren Mitgliedern aufgewendet wurden und mit denen sie über 3 Mill. Menschen erreichten (ihre öffentlichen Versammlungen nicht eingerechnet).

PERMOSO, P. *Religieusité du jeune Colombien.* In: Social Compass T. 8 Heft 1 (1961) S. 49—60.

Der Artikel bringt eine gedrängte Zusammenfassung des Ergebnisses einer vom Verfasser selbst geleiteten religionssoziologischen Untersuchung über die religiöse Entwicklung bei Schülern höherer Schulen und Studenten in Kolumbien. Berücksichtigt sind Schüler und Studenten von 16 bis 26 Jahren. Um ein möglichst vollständiges Bild der Situation zu erreichen, wurden dafür Städte und Kollegs mit jeweils sehr verschiedenem gesellschaftlichem Gepräge und geistigem Ambiente ausgewählt. Besonders aufschlußreich ist die religiöse Typologie dieser Jugend, die der Autor am Schluß des Beitrages zu erarbeiten versucht.

Chronik des ökumenischen Lebens

DOERNE, Martin. *Theologia tenebrarum. Zu Reinhold Schneiders Spätwerk.* In: Theologische Literaturzeitung Jhg. 86 Nr. 6 (Juni 1961) Sp. 401—414.

Diese ausführliche und dankbare Würdigung Schneiders durch einen angesehenen evangelischen Theologen in der führenden evangelischen Zeitschrift ist Kurt Ihlenfeld, dem bekannten Rezensenten der Werke des Autors, zum 60. Geburtstag gewidmet. Sie tritt dafür ein, daß angesichts der Sorge, Reinhold Schneider könnte bereits der Vergessenheit anheimfallen, auch die evangelische Christenheit sein Werk pflegt, zumal da er nahe bei Luthers „Theologie des Kreuzes" stehe.

HERMANN, Siegfried. *Die Naturlehre des Schöpfungsberichtes.* In: Theologische Literaturzeitung Jhg. 86 Nr. 6 (Juni 1961) Sp. 413—424.

Diese „Erwägungen zur Vorgeschichte von Genesis 1" verfolgen die Anschauungen des Schöpfungsberichtes vor allem nach Ägypten und weisen Ähnlichkeiten mit der Lehre von Memphis vom Gotte Ptah nach, um von hier aus die Eigenart des biblischen Verfassers der Priesterschrift abzuheben. Mit den ägyptischen Vorbildern verbindet ihn das Bemühen, die Mythologie durch naturwissenschaftliche Aussagen zu ersetzen.

KRÜGER, Hanfried. *Moskau — Prag — Neu-Delhi.* In: Informationsblatt Jhg. 10 Nr. 13 (1. Juliheft 1961) S. 197—200.

Dieser Bericht eines Beobachters auf der Prager „Allchristlichen" Friedenskonferenz ergänzt die Meldung der Herder-Korrespondenz (vgl. ds. Heft, S. 501) wesentlich in der Hinsicht, daß anscheinend das Patriarchat von Moskau seine Mitarbeit im Weltrat der Kirchen auf die Basis dieser permanenten und in selbständigen Kontakt mit Genf tretenden Friedensorganisation zu führen gedenkt. Auch Oberkirchenrat Krüger hebt bedenklich die antikatholische Note der Resolution heraus und berichtet, daß Erzbischof Nikodim in der Diskussion noch stärker das Papsttum als Hindernis des ökumenischen Gesprächs bezeichnet habe.

LIPPOLD, Martin. *Die Wiederkehr der Frage nach dem historischen Jesus.* In: Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung Jhg. 15 Nr. 13 (1. Juliheft 1961) S. 205—208.

Mit einleuchtenden Argumenten analysiert Lippold neuere evangelische Publikationen zum Verhältnis von Kerygma und historischem Jesus, die sowohl in Gefahr stehen, die Inkarnation zu verlieren, wie sie, ohne kaum je vom Wirken des Heiligen Geistes zu reden, den trinitarischen Aspekt der Exegese übersehen. So werde die historische Forschung unversehens zu einem „Beispielbuch für das Formelbuch der Existenzphilosophie".

ROSENKRANZ, Gerhard. *Die Verantwortung der Weltkirchenkonferenz von Neu-Delhi im Blick auf die Umwälzungen in Asien.* In: Ökumenische Rundschau Jhg. 10 Heft 3 (Juli 1961) S. 121—139.

Der Verfasser gibt das ganze Panorama der noch undurchsichtigen Umwälzungen in Asien mit ihrer Affinität zum praktischen Kommunismus und den Hemmungen gegen die Industrialisierung durch das Wiedererwachen der Religionen. Der Weltrat der Kirchen, der sich nicht ohne Schwierigkeiten mit dem Internationalen Missionsrat vereinige, müsse nicht nur die asiatischen Probleme verstehen lernen, sondern ihnen auch mit einer ausgereiften sozialen Botschaft begegnen, ohne den eigentlichen Auftrag der Mission zu vernachlässigen, nämlich die Botschaft vom Reiche Gottes, das eine eschatologissche Existenz meint. Der Aufsatz weist ungeschminkt die inneren Schwierigkeiten auf, denen der Weltrat der Kirchen ausgesetzt ist. Sie liegen nicht zuletzt darin, daß seine Mitgliedskirchen nur mit einem Sechstel an der Mission beteiligt sind.

SCHAEDER, Hildegard. *Patriarch Alexius zwischen Orient und Ökumene.* In: Ökumenische Rundschau Jhg. 10 Heft 3 (Juli 1961) S. 164—182.

Die Ostkirchenreferentin des Kirchlichen Außenamtes der EKD gibt hier eine kommentierende Dokumentation der kirchenpolitischen Strategie des Moskauer Patriarchen und meint, diese werde von der Errichtung eines „Dritten Rom" der Orthodoxie so lange abgesehen, als ihm der Weltrat der Kirchen die Chance gibt, zwischen Rom und dem Protestantismus zu vermitteln. An eine Anerkennung fremder Jurisdiktion werde nicht gedacht.

SCHLINK, Edmund. *Die altkirchlichen Konzilien und die Vollversammlungen des Ökumenischen Rates der Kirchen.* In: Ökumenische Rundschau Jhg. 10 Heft 3 (Juli 1961) S. 139 bis 148.

Der kritische Vergleich der Vollversammlungen des Weltrates der Kirchen mit den altkirchlichen Konzilien ergebe, daß erstere viele gemeinsame Züge mit letzteren aufweisen, aber weder die Einheit der Kirche noch die Abendmahlsgemeinschaft voraussetzen können, auch sei daher ihre Autorität über die Mitgliedskirchen sehr viel schwächer. Dennoch könnten die Vollversammlungen durchaus Konzilien genannt werden, wenn sie klar von den Konzilien der alten Kirche abgehoben werden. Sogar den Namen ökumenisch trügen sie zurecht, da sie sich um die Einheit der ganzen Christenheit mühen.

STENDAHL, Krister. *Rechtfertigung und Endgericht.* In: Lutherische Rundschau Jhg. 11 Heft 1/2 (Mai 1961) S. 3—10.

Das Organ des Lutherischen Weltbundes (LWB), das u. a. auch die ökumenischen Stellungnahmen zu Peter Brunners Aufsatz „Der LWB als ekklesiologisches Problem" abdruckt (S. 85—103), widmet dieses Heft vor allem aktuellen Problemen der Rechtfertigungslehre. Stendahl klärt gegen die Tendenz, die Eschatologie zu verinnerlichen, das Verhältnis von Rechtfertigung und dem letzten Gericht zur Vollendung. A. Quanbeck stellt „Rechtfertigung und Taufe im Neuen Testament" gegenüber (S. 11—19) und ergänzt die Einwände gegen eine einseitige Betonung der Rechtfertigungslehre. Ernst Kinder prüft „Die soteriologischen Motive der altkirchlichen Glaubensbekenntnisse" (S. 20—27), die einer einseitigen personalistischen Deutung der Christuswirklichkeit wehren, und Bengt Hägglund untersucht „Voraussetzungen der Rechtfertigungslehre Luthers in der spätmittelalterlichen Theologie" (S. 28—55). Alle Beiträge sind Referate vor der Theologischen Kommission des LWB und zeigen, daß die lutherische Rechtfertigungslehre in Fluß geraten ist.

WEBER, Hans-Ruedi. *The Ecumenical Mouvement, the Laity and the Third Assembly.* In: The Ecumenical Review Vol. 13 Nr. 2 (Januar 1961) S. 203—214.

Der Exekutivsekretär der Abteilung für Laienarbeit im Weltrat der Kirchen meldet hier für die 3. Vollversammlung bedeutende Forderungen zur Umwandlung des Kirchendenkens an, die er auf die Tatsache gründet, daß die Ökumenische Bewegung wesentlich der Initiative der gläubigen Laien entsprungen sei. Dabei kommen jene Elemente der „Spontaneität" und biblischer Charismata zu Wort, die eine Theologie der katholischen „Fülle" noch kaum gesichtet hat (vgl. ds. Jhg., S. 278, auch S. 242 f.). Der Weltrat müsse sich darüber klar werden, daß seine missionarische Kraft daran hänge, wie die Laien initiativ Gottesdienst und Weltdienst in ihrem Leben zusammenfassen.

Vorschau auf das Rundfunkprogramm

Wir weisen unsere Leser auf folgende religiösen, weltanschaulich und kulturell bedeutsamen Sendungen hin

1. August (Dienstag)

9.00 Schulf. Christen in ihrer Zeit (SWF)
15.30 Schulf. Die Frau in der modernen Gesellschaft (FRA)
16.45 Wochenend oder Sonntag? *R. Schröder* (WDR)
16.45 Das Abendland hat Grenzen. Veröffentlichungen zur Missionsarbeit, *Th. Ohm* (STU)
17.40 Petri Kettenfeier, *W. Baur* (STU)
17.45 Kultur als Illusion, *E. Gürster* (SWF II)
19.20 Recht und Gnade, *K. Würzburger* (WDR II)
20.00 Der Professor und die Rechtschreibung, Konrad Duden zum Gedächtnis (FRA II)
22.20 Walter Benjamin und die Suche nach der verlorenen Zeit, *P. Szondi* (FRA)
22.45 Die Rolle des Bestsellers in Frankreich, *R. Caillois* (STU)

2. August (Mittwoch)

10.55 Christian Fürchtegott Gellert. Ein Porträt, *A. Wolfinger* (MÜ)
16.45 Wie lernt mein Kind christlich zu leben? *H. Holzheimer* (SFB)
17.45 Die Marienschwestern, *M. Schneider* (SWF II)
18.00 Reise, wem Verstand gegeben, *J. David*
20.00 Anpassung oder Widerstand — soziologische Bedenken zur Schulreform, *K. Wagner* (SAA)
21.00 Der organisierte Mensch, *K. P. Schulz* (BRE)
21.30 Indien zwischen den Machtblöcken, *L. Alsdorf* (STU II)
22.00 Soziologische Bemerkungen zur modernen Malerei, *H. Plessner* (RIAS)
22.20 Jean Anouilhs dramatische Entwicklung, *J. Kaiser* (SAA)
23.15 Dichtung und Gesellschaft im alten Griechenland: Tragödie, *B. Snell* (SFB)

3. August (Donnerstag)

9.00 Schulf. Christoph Columbus (SAA)
16.50 Neue Methoden der Sozialarbeit, *R. Bang* (SAA)
17.00 Die Jugend Israels ist anders, *M. Y. Bengavriêl* (FRA II)
17.45 Die Kirchen und die Kunst der Gegenwart, *R. H. Wiegenstein* (FRA II)
18.10 Sozialpädagogische Aspekte in der Montessori-Erziehung, *P. Eckhardt* (WDR II)
20.30 Zur Emanzipation der Völker Afrikas, *H. Proebst* (FRA II)
20.30 Die große Strafrechtsreform. Pläne — Entwürfe — Ziele, *E. Naused* (SWF II)
21.30 Was ist Recht? *A. Erler* (FRA)
21.45 Die Gestalt des Narren in der modernen Dichtung, *C. Streiter* (WDR II)
22.00 Die Kooperations-Bewegung (Schweiz), *E. Descoeudres* (FRA II)
22.15 Aus dem Leben eines Arbeiterpriesters, Briefe und Dokumente aus dem Nachlaß von Henri Perrin, *J. Merkelbach* (SWF)

4. August (Freitag)

15.00 Schulf. Aus der tausendjährigen Geschichte der Stiftsbibliothek St. Gallen (STU)
15.30 Schulf. Die meistgekauften Bücher der letzten 50 Jahre (FRA)
17.45 Schulf. Der 2. Weltkrieg in deutschen Erzählungen: Wolfgang Borchert (SWF II)
21.00 Jugend von vorgestern — Jugend von heute, *P. Coulmas* (SWF)
21.45 Führung und Verführung: Die Fahne, *H. Rothfels* (STU II)
22.30 Die Aktion — Eine Zeitschrift gegen die Zeit, *K. Otten* (STU)
22.45 Der Mensch als Mittelpunkt der Schöpfung, *D. Leslie* (SWF II)
23.00 Der widerspruchsfreie Wittgenstein, *J. Schickel* (SFB)

5. August (Samstag)

17.15 Über Psychoanalyse im amerikanischen Alltag, *A. Farau* (FRA II)
18.00 Jesus, Paulus und Wir, Kritische Bemerkungen zu Ethelbert Stauffers gleichnamiger Schrift, *H.-E. Bahr* (BRE)
20.20 Wie alt ist der Mensch? *H. Schirmbeck* (MÜ II)
21.45 Moral gegen Moralin, *J. Pinsk* (SWF II)

6. August (Sonntag)

8.00 Josef Bernhart zum 80. Geburtstag, *H. Lang* OSB (MÜ II)
8.15 Die Kunst des Gesprächs, *A. Silva-Tarauca* (SWF II)
8.30 Ratschläge für christliche Globetrotter, *C. Amery* (MÜ II)
10.00 Das unbekannte Evangelium: Die Sünderin, *M. Rößler* (MÜ)
10.30 Person und Funktion (II), *M. Müller* (SWF)
11.00 Franz Stock, Priester zwischen den Fronten, *E. Kock* (STU II)
11.15 Glauben heißt Wissen (I), *H. Fries* (SWF II)
11.45 Der evangelische Kirchentag und seine Losung, *J. Beckmann* (SWF II)
12.00 Die Wiederkunft Christi, *K. Linke* (FRA II)
14.00 Über den Alkohol am Steuer, *J. v. Plehwe* (FRA II)
15.00 11. Kongreß „Kirche in Not" in Königstein im Taunus (FRA)
18.00 Über den Mitläufer, *D. Grunenberg* (WDR)
18.45 Die Bundesrepublik Deutschland im Trommelfeuer der SED-Propaganda, *F. Hohoff* (WDR)
21.10 Vom Maß in der Dichtung, *P. Wapnewski* (SFB II)
21.15 Rabindranath Tagore zum 20. Todestag, *R. Soupault* (SWF)
21.45 Goethe als Lyriker, *B. Reifenberg* (FRA II)

7. August (Montag)

9.00 Schulf. Entwicklungsgebiet Süditalien (FRA)
10.00 Schulf. Oliver Cromwell (SFB)
14.35 Erziehungsideale großer Schriftsteller: C. F. Meyer, *A. Zöch* (ÖRW II)
16.45 Die Einheit von Geschichtswissenschaft und Philosophie, *K. Winkler* (STU)
16.45 Der deutsche Kirchenkampf, *K. Stoevesandt* (BRE)
17.05 Literarische Renaissance in Amerika, *K. O. Paetel* (WDR)
17.15 Die Krise der Autorität, *A. Silva-Tarouca* (ÖRG II)
17.30 Schulf. Christus kam nur bis Eboli (FRA II)
17.35 Jubiläumskongreß der Weltunion katholischer Frauenorganisationen in Rom, *M. Prümm* (WDR)
17.45 Schulf. Charles de Foucauld (SWF)
18.15 Wie erzählt man biblische Geschichte? *J. Riede* (SFB)
20.15 Moderne Entwicklungspsychologie, *E. Mittenecker* (ÖRW)
22.00 Zur Soziologie des musikalischen Hörens, *Th. W. Adorno* (RIAS)
22.30 Wie steht es um unseren Religionsunterricht? *B. Müller* (SWF)

8. August (Dienstag)

11.15 Als Lehrerin bei den Russen, *L. Falk* (SWF)
14.25 Oratorien einst und heute, *H. Kaufmann* (ÖRG)
15.30 Schulf. Die Nürnberger Prozesse (FRA)
16.45 Die geistliche Lehre Fénelons, *F. A. Hoyer* (STU)
18.00 Der Romanautor und die Theorie des Romans, *H. Zand* (ÖRG)
20.00 Sind wir antik? *K. R. Neubert* (SFB II)
20.00 Der Stammvater des Taschenbuchs — Anton Philipp Reclam, *W. Schmiele* (FRA II)
20.30 Ein Kundschafter Gottes: Laurens van der Post, *E. M. Demisch* (SAA)
22.20 Marxismus und orientalische Weltanschauungen, *E. Sarkisyanz* (FRA)
22.55 Die japanische Tenri-Sekte, A. *J. Fischer* (BRE)

9. August (Mittwoch)

9.00 Schulf. Thomas Morus (SAA)
10.00 An den Gedenkstätten Mariens zu Jerusalem, *A. Ohlmeyer* (SWF)
10.00 Schulf. Das 19. Jahrhundert (SFB)
10.00 Der alte Mensch im Ehrenamt, *D. Fissen* (BRE)
10.55 Zum 10. Todestag von Johannes Kirschweng, *J. A. Flach* (MÜ)
16.00 Literarische Kuriosa, *H. Lienhard* (ÖRK)
16.45 Jugend und Eros, *W. Reichert* (BRE)
16.45 Christliche Hoffnung im biblischen Zeugnis, *G. Jacob* (SFB)
17.45 Christliche Gedanken zum Strafvollzug, *G. Moser* (SWF II)
18.00 Zum 70. Geburtstag von R. v. Thadden-Trieglaff, *H. Walz* (MÜ)
19.15 Das unabhängige Nigerien und die Kirche, *P. Jung* (SAA)
21.25 Führerschein - lebenslänglich? *L. Lahmann* (BRE)
22.25 Das Geschichtsverständnis Josef Bernharts, *M. Rößler* (MÜ II)
23.15 Komödie und hellenistische Dichtung, *B. Snell* (SFB)

10. August (Donnerstag)

9.20 Die Declaration of Rights (MÜ)
10.45 Das gute Wort, *F. H. Ryssel* (STU)
15.30 Schulf. Simon Bolivar (FRA)
16.45 Warum musische Erziehung? *R. Bellm* (SWF)
17.00 Verfall der Autorität, *H. Licht* (FRA II)
17.45 Sekten — eine Anfrage an die Kirche, *H. Jungbluth* (FRA II)
18.10 Vorurteile und Gedankenlosigkeiten, *H. Behrends* (WDR)
20.00 Die Rolle des Bestsellers in Frankreich, *R. Caillois* (FRA II)
20.30 Maschinist und Partisan oder Was aus dem Soldaten wurde, *R. Schroers* (SWF II)
20.45 Wie entsteht ein Mensch? *A. Pischinger* u. *H. Wallnöfer* (ÖRW)
21.25 Private Entwicklungshilfe, *M. Ch. Fuchs* u. *I. Bach* (BRE)
21.45 Das musische Element im Leben des Afrikaners, *A. v. Haller* (FRA)
22.15 Literatur im Zeitalter der Wissenschaft, *H. Schirmbeck* (SWF)
23.15 Das Menschenbild in der Oper des 20. Jahrhunderts, *S. Borris* (SFB)

11. August (Freitag)

14.35 Erziehungsideen großer Schriftsteller: A. Stifter, *J. Strelka* (ÖRW II)
14.45 Schulf. Der zweite Weltkrieg in deutschen Erzählungen: Wolfgang Borchert (SWF)
17.15 Völker und Kulturen im alten Peru, *H. Kühne* (ÖRS II)
21.00 Vom Olymp zum Berge Zion: Griechenland, *W. Weischedel* (SFB II)
21.15 Entwicklungshilfe und christliche Caritas, *J. Hermelinck, Ch. v. Imhoff* u. *H. Fischer-Barnikol* (FRA)
22.15 Samuel Beckett oder Das Nichtigmachen des Nihilismus, *R. Krämer-Badoni* (WDR)
23.15 T. E. Lawrence — eine Tragödie der Selbstverwechslung, *M. Sperber* (SFB)

12. August (Samstag)

9.00 Schulf. Der 2. Weltkrieg in deutschen Erzählungen: Wolfgang Borchert (SWF)
12.00 Berufsausbildung und Konkurrenzfähigkeit, *G. Bock* u. *H. Lichtenstein* (WDR)
16.10 Italien: 100 Jahre Nationalstaat, *R. Gallus* (SWF)
18.00 Pierre Teilhard de Chardin: Die Mystik der Erde, *I. Lepp* (BRE)
18.15 Pater Maximilian Kolbe, *U. Kühn* (WDR)
21.15 Deutschland und die Siegermächte des 1. Weltkriegs, *R. Fiedler* (WDR)
21.45 Katharina von Siena, *E. Sommer- v. Seckendorff* (SWF II)

13. August (Sonntag)

8.00 Ein Neger in Europa, *M. Horatczuk* (MÜ II)
8.30 Kirche und Reklame, *W. Hammer* (MÜ II)
9.45 Europäische Künstlerbriefe von Georg Büchner bis Karl Schuch (SWF)
10.00 Das unbekannte Evangelium: Jesus und die Frauen, *J. Freitag* (MÜ)
10.00 Schulf. Christus und die Hautfarbe (FRA II)
10.00 Tradition und Gewohnheit, *F. Buytendijk* (STU)

10.30 Person und Funktion (III), *M. Müller* (SWF)
11.00 Leben ohne Leitbilder, *H. Urs von Balthasar* (STU II)
11.15 Glauben heißt Wissen (II), *H. Fries* (SWF II)
11.45 Fragen an die Bibel, *J. Beckmann* (SWF II)
12.00 Gott will die Erde (I), *A. Auer* (FRA II)
14.00 Astrologie in unseren Tagen, *R. Schenk* (FRA II)
22.20 Zum 70. Geburtstag von Reinald v. Thadden-Trieglaff, *O. Dibelius* (SFB II)
22.40 Indio-Dichtung aus dem südlichen Amerika, *A. Theile* (SWF II)

14. August (Montag)

14.35 Erziehungsideen großer Schriftsteller: H. Broch und das Menschenrecht, *J. Strelka* (ÖRW II)
14.45 Schulf. Charles de Foucauld (SWF)
16.45 Zur Erinnerung an Theodor Däubler, *D. Hoffmann* (STU)
19.15 Eine Betrachtung zum Fest Mariä Himmelfahrt, *J. Pütz* (SAA)
20.15 Hoffnungen, Erwartungen und Befürchtungen im Blick auf das Konzil, *O. B. Roegele* (MÜ)
20.45 Stefan George, *W. Wieberneit* (RIAS II)
20.45 Vom Glück und Unglück des Weltumseglers James Cook, *W. Illing* (STU)
21.05 Die Massenwelt und ihre Selbstgestaltung, *R. König* (MÜ II)
21.15 Von der Verführung durch die bewegten und unbewegten Bilder, *H. Dieckmann* (SAA)
21.15 Psychologie des Hobbys, *Ch. Stadtländer* (SWF)
22.30 Zur Vorgeschichte der Aegeis, *P. Bamm* (SWF)
22.40 Das Wesen des Christentums, *A. v. Harnack* (MÜ II)
23.00 Literatur und Moderne, *W. Schmiele* (STU)

15. August (Dienstag)

8.00 Johann Tauler — ein Porträt, *O. Weitzmann* (MÜ II)
9.00 Schulf. Charles de Foucauld (SWF)
9.00 Schulf. Entwicklungshilfe (FRA)
10.00 Zum Fest Mariä Himmelfahrt, *H. Lang* OSB (MÜ)
14.15 Der Deutsche Orden in Vergangenheit und Gegenwart, *C. Schoenfeldt* (ÖRW II)
15.30 Schulf. Jugend im III. Reich (FRA)
16.45 Es geschah in Ephesus, *H. Dallmayr* (STU)
20.00 Logik und Scheinlogik im Recht, *A. Erler* (FRA II)
21.30 100 Jahre Nationalstaat in Italien, *R. Gallus* (SWF II)
22.20 Verbotene Literatur von Apulejus bis Henry Miller, *J. Federspiel* (FRA)
22.40 Kultur und Literatur des Jiddischen, *J. Wulf* (STU)
23.20 Sprachliches aus Chicago, *J. Pieper* (BRE)

16. August (Mittwoch)

9.00 Schulf. Otto von Guericke (SAA)
10.55 Schmerzstillende Mittel, *F. Gypkens* (MÜ)
14.35 Zum 25. Todestag von Garcia Lorca, *G. W. Lorenz* (ÖRW II)
14.40 Das Turiner Grablinnen war nie echt, *J. Bauer* (ÖRG)
16.00 Geheimnis und Tiefsinn des Märchens, *J. Strelka* (ÖRW II)
18.00 Laienarbeit in den Missionen, *A. Faller* (MÜ)
21.30 Tradition und Gewohnheit, *F. Buytendijk* (STU II)
21.30 Jerusalem, die heilige Stadt am Stacheldraht, *H. Eliseit* (SFB)
22.00 Menschen und Schicksale im deutschen Roman der letzten 15 Jahre, *K. A. Horst* (RIAS)
23.15 Qualität und Quantität in der Demokratie, *Th. Eschenburg* (SFB)

17. August (Donnerstag)

14.45 Brauchtum der Marientage früher und heute, *K.-H. Schwertner* (SAA)
16.45 Was heißt Leben in Sicherheit? *H. Bauer* (SWF)
17.40 Das Gottesurteil in der Sage, *M. Maier* (STU)
20.30 Deutsche Publizistik im Widerstand, dargestellt an der „Frankfurter Zeitung", *H. Diel* (SWF II)
20.30 Eine Kritik der Jugendbewegung, *H. Pross* (FRA II)
20.45 Wie alt ist die Menschheit? *E. Breitinger* u. *H. Wallnöfer* (ÖRW)
22.15 Slawomir Mrozek: Das Absurde in der Diktatur, *M. Reich-Ranicki* (SWF)

18. August (Freitag)

14.35 Erziehungsideen großer Schriftsteller: Rabelais, *V. L. Saulnier* (ÖRW)
14.45 Ostpreußen und seine Menschen (SWF II)
15.00 Schulf. Der Prophet Amos (FRA II)
15.30 Schulf. Theodor Fontane und die Politik (FRA)
17.00 Zum 25. Todestag von Garcia Lorca (FRA II)
17.45 Schulf. Der 2. Weltkrieg in deutschen Erzählungen: Emil Schuster (SWF II)
20.00 Helium — Element der Sonne, *H. D. Hardt* (SAA)
21.45 Führung und Verführung: Der Fortschritt, *W. Gerlach* (STU II)
23.15 Staat und Gesellschaft im Spiegel des utopischen Romans, *D. Wulf* (SFB)

19. August (Samstag)

18.50 Schwimmbad oder Pensionskasse, *J. v. Hollmann* (SFB II)
21.45 Gedanken zur Person Christi, *P. Tillich* (SWF II)
22.20 Federico Garcia Lorca zum 25. Todestag, *W. M. Guggenheimer* (MÜ II)

20. August (Sonntag)

8.00 Ein Leprosen-Pfarrer berichtet aus Kamerun, *M. Schlobben* (MÜ II)
8.30 Die Straße gehört Gott, *F. Puhl* (MÜ II)
9.05 Die Harmonie der Sphären, *M. Schniden* (MÜ)
10.00 Das unbekannte Evangelium: Die Heidin, *M. Rössler* (MÜ)
11.00 Gott und die Nichtreligiösen, *H. Flügel* (STU II)
11.15 Glauben heißt Wissen (III), *H. Fries* (SWF II)
11.45 Fragen an uns selbst und an die anderen. Evangelische Ansprache, *J. Beckmann* (SWF II)
12.00 Gott will die Erde (II), *A. Auer* (FRA II)
21.15 Prophet zwischen zwei Feuern: Ovid, *E. v. Nasq* (SWF)

21. August (Montag)

14.00 Chancen und Klippen der zweiten Ehe, *A. Czettritz* (ÖRS)
14.35 Erziehungsideen großer Schriftsteller: Montaigne, *R. Legègue* (ÖRW II)
17.15 Altwerden — eine moderne Aufgabe, *K. Bauer-Dubois* (ÖRL II)
17.30 Schulf. William Faulkner (FRA II)
20.45 Die große Ungewißheit aus der Zivilisation, *G. Kühn* (STU II)
21.14 Die Person zwischen Intimität und Öffentlichkeitsanspruch, *R. König* (MÜ II)
22.30 Mythische und technische Existenz, *J. Rausch* (SWF)

22. August (Dienstag)

9.00 Schulf. Jugend im III. Reich (FRA)
15.30 Schulf. Die Nürnberger Gesetze (FRA)
16.45 Theologie unserer Zeit, *P. Tillich* (STU)
20.00 Kubismus für Laien, *H. Platschek* (FRA II)
20.45 Die Wahl, der Wähler und seine Partei, *P. Coulmas* (STU)
22.20 Moderne Ästhetik in Amerika, *M. Rieser* (FRA)

23. August (Mittwoch)

10.55 „Tür und Weg", *W. Kramp* (MÜ)
14.35 Das christliche Drama der Gegenwart, *H. Gerstinger* (ÖRG II)
14.45 Schulf, Mittelalterlicher Klostergesang (MÜ)
17.00 Schulf. Die Inflation 1923 (STU II)
18.00 Paul Tillich — ein Theologe unserer Zeit, *P. Althaus* (MÜ)
21.00 Richterhaftung — ein menschliches und juristisches Problem, *H. Ulrich* (SWF)
22.20 Philosophische Kosmologie in der Astronautenzeit, *H. Wein* (MÜ II)

24. August (Donnerstag)

10.45 Zwischen Mensch und Gott, *F. Henne* (STU)
18.35 Job und Arbeitsmoral, *K. Bauer-Dubois* (ÖRL)
20.30 Alpträume in den Massenmedien, *W. Berghahn* (FRA II)
20.45 Der Mensch als soziales Wesen, *W. Heinrich* u. *H. Wallnöfer* (ÖRW)
22.15 Zur Typologie der Konservativen, Liberalen und Progressiven, *J. Gaitanides* (SWF)

25. August (Freitag)

14.35 Erziehungsideen großer Schriftsteller: J.-J. Rousseau, *A. Adam* (ÖRW II)
14.45 Schulf. Florentiner Renaissance (MÜ)
20.45 Die Zeit, in der wir leben, *G. Bergmann* (STU)
21.45 Führung und Verführung: Der Sport, *W. Weischedel* (STU II)

26. August (Samstag)

16.30 Die Entwicklung der Frauenarbeit im Laufe der Jahrhunderte (ÖRG)
21.45 Spiritismus in Brasilien, *P. Leitz* (SWF II)

27. August (Sonntag)

8.00 St. Augustinus und unsere Zeit, *R. Berlinger* (MÜ II)
8.15 Von der Kunst des Lesens, *F. Schelling* (SWF II)
8.30 Lachen zwischen Himmel und Erde, *P. Rieger* (MÜ II)
10.00 Das unbekannte Evangelium: Die Berufung, *J. Freitag* (MÜ)
10.30 Der Arzt als Erzieher, *J. Bodamer* (SWF)
11.00 Wer waren die Pharisäer? *D. Flusser* u. *H.-J. Kraus* (STU II)
21.30 Notabene 45, *E. Kästner* (SWF)

28. August (Montag)

22.30 Was heißt heute eigentlich malen? *H. Platschek* (SWF)

29. August (Dienstag)

10.00 Das Wunder des Lichts, *E. K. Hornauer* (SWF II)
16.45 Wahrheit und Toleranz, *J. Maritain* (STU)

30. August (Mittwoch)

18.00 Gegenwartsprobleme der österreichischen Katholiken, *F. Gamillschegg* (MÜ)

31. August (Donnerstag)

20.30 Träume in unserer Zeit, *M. Dor* u. *R. Federmann* (SWF II)
22.15 Thomas Mann und Deutschlands Ende, *A. Kantorowicz* (SWF)

(BRE) Radio Bremen; (FRA) Hessischer Rundfunk Frankfurt; (MÜ) (Bayerischer Rundfunk München; (NDR) Norddeutscher Rundfunk; (ÖRF) Österr. Rundfunk; (ÖRG) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Graz; (ÖRK) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Klagenfurt; (ÖRL) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Linz; (ÖRS) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Salzburg; (ÖRT) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Tirol; (ÖRW) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Wien; (RIAS) RIAS Berlin; (SAA) Saarländischer Rundfunk; (SFB) Sender Freies Berlin; (STU) Süddeutscher Rundfunk; (SWF) Südwestfunk; (WDR) Westdeutscher Rundfunk

HERDER-KORRESPONDENZ

Zwölftes Heft — 15. Jahrgang — September 1961

Bei allen Völkern, die sie zu Christus führt, trägt die Kirche unausbleiblich auch zum Fortschritt des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens bei; das zeigt die geschichtliche Erfahrung der Vergangenheit wie auch der Gegenwart. Jeder, der sich Christ nennt, muß es als seinen Auftrag und als seine Sendung ansehen, sich mit aller Kraft für die Vervollkommnung der Gesellschaft einzusetzen und bis zum äußersten sich zu bemühen, daß die Menschenwürde in keiner Weise angetastet wird, vielmehr alle Schranken niedergelegt und alle Hilfen beigestellt werden, die ein Leben nach der Tugend anziehend machen und befördern.

Papst Johannes XXIII. in „Mater et magistra"

Die Zahl der katholischen Universitäten möge wachsen und ihre Hilfsmittel vermehrt werden. Allgemeine Gebetsmeinung für Oktober 1961

1. Dem deutschen Leser dieser Gebetsmeinung fällt auf, daß sie anscheinend auf eine Äußerlichkeit, auf die Mehrung der Zahl der katholischen Universitäten und ihrer Hilfsmittel, gerichtet ist, zumal da es im deutschen Sprachraum noch keine solche Universität gibt. Was soll man sich unter diesem Anliegen vorstellen? Um seinen Ernst und seine Dringlichkeit zu verstehen, muß einiges über den Charakter und den Sinn, auch über das Vorkommen katholischer Universitäten vorausgeschickt werden. Die katholische Universität wurzelt als ein Erbe der kirchlich geleiteten Kultur des Mittelalters in den Bestimmungen des Kanonischen Rechts über das Lehramt der Kirche, die neben der Verkündigung des Glaubens und der Sitten auch das Recht zur Errichtung jeglicher Art Schule, von der Elementarschule bis zur Volluniversität, in Anspruch nimmt. Und zwar ist die Errichtung der Universitäten nach can. 1376, 1 dem Apostolischen Stuhl reserviert. Sie werden daher, soweit sie nicht unter Missionsaufsicht stehen, von der Kongregation für die Studien überwacht. In can. 1379 wird zur Gründung nationaler und regionaler Universitäten die Mitwirkung der Hierarchie und der Gläubigen angemahnt. Sie gehen also jeden Katholiken an.

Für diese Mahnung gibt es verschiedene Motive, die auch verschiedene Typen von Universitäten hervorgebracht haben. Die eine Art, von denen die älteste 1611 in Manila errichtet wurde, ist der Abschluß eines geschlossenen katholischen Unterrichtswesens von der Volksschule aufwärts auf dem Missionsfelde, wo man keine Schulen und Hochschulen vorfand. Die jüngste Gründung dieser Art ist die Universität Léopoldville in Belgisch-Kongo von 1954, die aber zu wenig vorgebildete Hörer hat. Was für das Missionsgebiet gilt, ist sinngemäß auf die alten Kolonialgebiete der Vereinigten Staaten oder Kanadas anzuwenden. Dort gibt es ein reich entfaltetes kirchliches Schulwesen mit sog. Hochschulen. Ihre Krönung sind die kirchlichen Universitäten. Man kann also sagen, dieser Typ katholischer Universität ist die Schöpfung eines eigenständigen katholischen Geisteslebens entweder dort, wo es noch keine wissenschaftliche Bildung gab oder wo sie sich im Wettstreit mit dem nichtkatholischen Geistesleben europäischer Herkunft behauptete. Für das Missionsfeld sind Bombay 1870, Beirut 1875, Schanghai 1903, Tokio 1913, Peking 1925 die Glanzpunkte katholischer Bildungsarbeit gewesen. Ein anderer Typ sind gleichsam die Kampfuniversitäten, die innerhalb des katholischen Raumes gegen den agnostischen und antiklerikalen Liberalismus errichtet wurden, um die bestrittene Einheit von Glauben und Wissen darzustellen. Dazu rechnet Löwen 1835, das Institut Catholique in Paris 1876 mit Ablegern in Lyon und andern Großstädten, Mailand 1920, auch Nymwegen 1929. Diese Gründungen umfassen alle Fakultäten und genießen z. T. auch in den weltlichen Disziplinen einen internationalen Ruf. Ihnen kommt zugute, daß sie für die Besetzung des Lehrkörpers über einen ausreichenden akademischen Nachwuchs katholischer Intelligenz verfügen, der nicht auf neutrale Universitäten abwandert, sondern sich in der katholischen Universität auf allen Wissensgebieten voll ausbilden kann. Alle katholischen Universitäten zusammengenommen, ergaben 1956 die Zahl von 48, ungerechnet die 193 Hochschulen, davon 87 in Amerika, 52 in Asien, 45 in Europa, die weder im kanonischen Sinne noch nach europäischer Tradition Universitäten sind. Sie wurden 1949 durch Pius XII. in der Internationalen Union katholischer Universitäten zusammengefaßt.

2. Die Frage ist nun, in welcher Richtung das Anliegen der Gebetsmeinung zu suchen ist. Beschränken wir uns auf die Universitäten im eigentlichen Sinne. Da ist es kein Zweifel, daß die Universitäten des ersten Typs, also die Krönung der katholischen Bildungsarbeit in der Mission, in verschiedenen Gebieten vermehrt und wohl in allen durch die

naturwissenschaftlich-technischen Fächer erheblich ausgebaut werden sollten, wenn sie mit der modernen Entwicklung noch Schritt halten und der Entwicklungshilfe in diesen Gebieten die fehlenden leitenden Kräfte aus dem Lande zuführen sollen, die sonst durch Spezialisten aus dem Ostraum gestellt werden. Dieses Anliegen ist sehr dringend und im Rahmen der Missionsgebetsmeinungen öfter behandelt worden (vgl. auch ds. Heft, S. 531 ff.), z. B. für Australien, wo eine solche Universität fehlt (vgl. Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 465 f.), oder für Afrika, wo der Ausbau des katholischen Mittelschulwesens bis zur Universität, vom Kongo abgesehen, noch aussteht (vgl. ds. Jhg., S. 455 f.). Man muß wünschen, daß sich das Gebet und die Gebefreudigkeit gerade dieses Erdteils annimmt, ehe es zu spät ist und die unabhängig gewordenen Staaten mit östlichen Mächten zu eigenen Gründungen schreiten, zu denen dann auch die zahlreichen katholisch erzogenen Afrikaner abwandern müßten. „Mit großem Bedauern", klagt neuerdings der Papst in seiner Sozialenzyklika *Mater et magistra* darüber, daß bei der Entwicklungshilfe nur an die Technik, aber nicht an die Pflege der geistigen Werte gedacht wird (vgl. ds. Heft, S. 551). Ein anderes Gebiet, das auf mehr katholische Universitäten wartet, die eine nicht dem Liberalismus oder Kommunismus verfallene Intelligenz allseitig für die wirtschaftliche Entwicklung des Erdteils auszubilden hätten, ist das weite Lateinamerika. Dort gibt es, eingerechnet die 1956 gegründete, jetzt geschlossene, Universität von Havanna auf Kuba, 11 katholische Universitäten, die dringend des Ausbaus bedürften, weil sie weitgehend das ganze höhere Bildungswesen allein tragen müssen. Das gleiche gilt für Asien. Außer der Universität Manila mit 7 Fakultäten und der größten Besucherzahl von 24 000 Studenten und Beirut mit 6 Fakultäten hat nur Tokio eine ähnliche Einrichtung mit 4 Fakultäten. Indien hat noch keine katholische Volluniversität, obwohl in Bombay seit 1870 Ansätze dazu bestehen. Nirgendwo wäre sie notwendiger als hier, aber in einer Potenz, die dem tiefen indischen Geist etwas Umfassendes zu bieten hat, ja noch mehr: die es vermag, die Integrierung des katholischen Glaubens in das indische Denken zu vollziehen, damit dieser Glaube nicht länger als ein westliches Kulturgut erscheint. Eine unermeßliche epochale Aufgabe! Lernt man also diese Einzelheiten näher kennen, dann erhält die so nüchterne Formulierung der Gebetsmeinung, die nur von Zahl und Hilfsmitteln, nicht aber von Menschen spricht, ihr volles Gewicht. Es dürfte nun keine Frage sein, wo die Schwerpunkte dieser Intention zu suchen sind.

3. Freilich erhebt sich auch die andere Frage, warum es in Deutschland keine repräsentative katholische Universität gibt und warum die Bemühungen des 1931 gegründeten katholischen Universitätsvereins, wenigstens in Salzburg eine Albertus-Magnus-Universität mit zwei Fakultäten zu errichten, so geringe Fortschritte machen. Um das zu verstehen, muß offen auf die besondere Universitätstradition in Deutschland und auf die ungenügende Regsamkeit der katholischen Intelligenz kurz eingegangen werden. Um es mit dürren Worten zu sagen: die katholische wissenschaftliche Bildung ist im deutschen Universitätswesen zu spät gekommen. Dieses hat sich auf einer wesentlich humanistisch-etatistischen, also weltlichen Grundlage mit großen staatlichen Mitteln reich entfaltet, es hat auch die katholischen Theologischen Fakultäten einbezogen. Wo sie nicht bestehen, sind sie in neuerer Zeit vielfach durch katholische Weltanschauungsprofessuren vertreten. Die katholische Wahrheit ist also, freilich als eine neben anderen, an jeder Universität präsent und je nach dem Maß des Könnens ihrer Vertreter auch wirksam. Guardini in Berlin war ein Ereignis. Aber es dürfte wenige katholische Intellektuelle geben, sei es unter Dozenten, sei es unter Studenten, die das Bedürfnis empfänden, sich in eine katholische Universität mit ihren erfahrungsgemäß geringen Mitteln und dem ihr entgegenstehenden Argwohn einer gewissen Enge einzuschließen. Auch würden die von den Gläubigen aufgebrachten Mittel niemals ausreichen, eine Volluniversität zu unterhalten, schon weil sie deren Notwendigkeit angesichts der vielen berühmten Universitäten gar nicht einsehen würden. Geht doch auch ein Professor der Theologie so schnell wie möglich von einer bischöflichen Hochschule an die staatliche Universität, was für ihn immer eine Rangerhöhung bedeutet. Warum sollten wissenschaftliche Kapazitäten katholischen Glaubens die Breite ihrer öffentlichen Wirksamkeit mindern, indem sie sich einer katholischen Universität zur Verfügung stellen, wo sie dann weniger und vielleicht auch weniger geeignete Hörer fänden? Damit berühren wir ein Problem, das mehrfach in der Herder-Korrespondenz gründlich behandelt wurde, nämlich den bildungsmäßigen Rückstand der Katholiken und ihr mangelndes Interesse am Aufstieg in akademische Berufe, das besonders für die naturwissenschaftlich-technischen Fächer gilt (vgl. den Bericht „Die katholische Intelligenz im neuen Europa", ds. Jhg., S. 375 bis 381). Wo aber Vertreter der katholischen Intelligenz in die Spitzengruppe der Wissenschaftler eingerückt sind — und es gibt deren immerhin eine große Anzahl —, fürchten sie instinktiv den Rückweg in ein Getto. Hier leiden wir immer noch unter Nachwirkungen des Modernismusstreites, die noch nicht ganz verheilt sind. Die Versäumnisse von vier Jahrhunderten einer Kampfzeit gegen die säkularisierte Welt sind nicht so leicht aufzuholen. Es fehlen also für eine katholische Volluniversität in der pluralistischen Gesellschaft Deutschlands nicht nur die materiellen, sondern auch manche geistigen Voraussetzungen sowie ein Überschuß katholischer Potenz.

4. Es wäre daher angebracht, die Gebetsmeinung über die Vermehrung der Zahl katholischer Universitäten auch zu einer Besinnung über das Verhältnis von Kirche und Welt — Welt im positiven Sinne der Schöpfung Gottes verstanden — werden zu lassen, und zwar dort, wo in erster Linie gebetet wird, in den Pfarrgemeinden, in denen meistens die Männer mittleren Alters fehlen. Wenn die Kirche durch den Apostolischen Stuhl das Recht in Anspruch nimmt, katholische Universitäten zu gründen, so tut sie das, weil sie die schwere Hirtenpflicht hat, die Völker im Glauben zu unterweisen und diesen Glauben im Gesamt der wissenschaftlich-technischen Zivilisation zu verkünden. Tut sie das nicht, dann verfallen die Völker samt den katholischen Gläubigen der Anbetung des „technischen Geistes", oder sie werden einfach rückständig, also unkatholisch. Manche der modernen wirtschaftlichen und technischen Wohlstandshäresien hätten vielleicht niemals einen Siegeszug in katholischen Gemeinden nehmen können, wenn die sanior pars der Gemeinde beizeiten dazu angehalten worden wäre, an der Entwicklung der technischen Zivilisation führend teilzunehmen (deren Beachtung leider in den Priesterseminaren nicht genug gelehrt wird). Der planvolle und gelungene Auszug aus dem katholischen Getto war weitgehend eine reine Bildungssache von Literaten im besten Sinne. Das A und O dieser katholischen Bewegung, die auf große Erfolge zurück-

blicken kann, war und ist Henry Newman. Wenn auch dieser große Geist des 19. Jahrhunderts in der Theologie kaum eingeholt worden ist, so kann man doch nicht alle Probleme unseres Zeitalters mit Newman oder Thomas von Aquin lösen. Man spricht mit Recht von neuen Leitbildern, die unsere Jugend braucht, um nicht dem Sog des technischen Paradieses zu erliegen. Es bedarf aber auch der Leitgestalten. Wenn es um die großen Weltfragen geht, melden sich in der Regel nur die Moraltheologen mit ihren Prinzipien zu Wort, statt daß es die katholischen Könner der Weltbewältigung tun. Warum ist das so? Diese Misere fängt in den Pfarrgemeinden an, weil das Glaubensinteresse vorwiegend auf Fragen abgelenkt wird, die die innere Heiligung betreffen. Der Wille zur katholischen Universität, das heißt zur Entfaltung der Fülle und Weite katholischen Glaubens und katholischer Welteinsicht, muß wohl oder übel von unten herauf wachsen und allerdings auch von oben her gewollt und gerufen werden. Er wird aber nicht damit zum Leben erweckt, daß als die oberste katholische Tugend in Korrespondenz zu einem gewissen Mißtrauen gegen das Leben auch für Laien immer nur der Gehorsam gilt. Vorerst muß man zufrieden sein, daß die katholische Wahrheit in nicht immer vollentwickelter Verfassung an den Hochschulen wenigstens gegenwärtig und geduldet ist. Und vorerst ist noch viel dafür zu wirken und zu beten, daß der katholische akademische Nachwuchs den zahlenmäßigen Anteil erreicht, der ihm zukommt. Das Gebet für die Mehrung katholischer Universitäten darf uns nicht mutlos machen, und soweit es die deutschen Katholiken angeht, sollte es sich nicht auf die dringenden Anliegen der Missionsgebiete und Entwicklungsländer beschränken. Nicht minder nötig ist es, für die Vorbedingungen einer repräsentativen katholischen Universität im deutschen Sprachraum zu beten, auch wenn sie nie gegründet wird: nämlich für die Zunahme einer ebenso katholischen wie welterfüllten katholischen Intelligenz von Laien und für die Großzügigkeit der Hierarchie, daß sie die Entfaltung eines welthaften und meisterlichen katholischen Geistes begrüßen und fördern und diesen Geist nicht auf die säkularen Universitäten abdrängen. So geht auch diese Allgemeine Gebetsmeinung auf das Ganze und auf die Mitte des katholischen Glaubens.

Um die wirksamere Förderung des Apostolats unter den gebildeten Nichtchristen. Missionsgebetsmeinung für Oktober 1961

Bei der Verkündigung des Evangeliums macht die Kirche keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Ständen, Klassen und Bildungsstufen. Alle sind berufen, deshalb wird allen die Heilslehre verkündet, und jeder, der glaubt und das Gesetz Christi annimmt, wird zur Kirche zugelassen. „Griechen wie Nichtgriechen, Gebildeten wie Ungebildeten bin ich Schuldner", sagt der hl. Paulus im Römerbrief (1, 14).

Es wird der modernen Mission vorgeworfen, sie habe sich zu einseitig um die Gewinnung der breiten Volksschichten und zu wenig um die Bekehrung der Gebildeten bemüht. So schrieb noch jüngst in einer sehr vereinfachenden Darstellung Richard Arens SVD in der „Orientierung" (31. 5. 61) bei Behandlung der Bedeutung katholischer Hochschulen in den Missionen: „Noch vor 30 Jahren war das Ideal des ‚Missionar-Seins' der ‚Busch-Missionar' in Afrika, Neuguinea und den Südseeinseln; oder der China-Missionar mit seiner orientalischen Tracht und melodischen Sprache, kurz der Missionar im Einsatz bei der Masse des jeweiligen Volkes. Die Missionsseminare der verschiedenen Orden hatten ein ähnliches Leitbild in der Erziehung und Formung ihrer Jungmissionare. In den dreißiger Jahren und vor allem in der Nachkriegszeit rang sich bei den Missionaren im Einsatz wie bei der Propagandakongregation die Einsicht durch, daß wir den wesentlichen Teil der Bevölkerung, die tonangebende Schicht der Intellektuellen, vernachlässigt hatten und daß darum unser katholischer Einfluß in keiner Proportion zum Einsatz von Personal und Material stand. Um die Bekehrungserfolge, die bei der Land- und Stadtbevölkerung gewonnen werden konnten, zu halten und zu festigen, mußte ein intensives Schulapostolat hinzukommen. Eine christliche Führerschicht mußte herangebildet werden, die den stark vordringenden Materialismus und Atheismus in Schranken wies. Aus dieser Einsicht heraus setzte nun in allen Missionsländern eine Aktivierung des katholischen Schulwesens ein. Dieser Prozeß geht so rapide vor sich, daß alle Missionsleitungen in Not sind, ausgebildete Fachkräfte zur Verfügung zu stellen."

Wer nun nur ein wenig die Entwicklung der Afrikamission kennt, weiß, daß sie überall mit dem Schulapostolat anfing und es schließlich unter äußerem Antrieb so intensivierte, daß ein unverhältnismäßig großer Teil der Missionskräfte im Schuldienst gebunden war; daß es ferner im Schwarzen Afrika den „Intellektuellen" bis in die jüngste Zeit nicht gab, die Mission aber alles tat, um die Stammeshäuptlinge zu gewinnen; daß schließlich die Mission die Schulpyramide bis in ihre Bildungsspitze mancherorts gerne früher ausgebaut hätte, wenn die Entwicklungsprogramme der Regierungen, die vom „wohlverstandenen Interesse der Kolonialmacht" diktiert waren, ihr hier keine Schranken auferlegt hätten. Welchen Grund hätte die Mission auch haben können, den Laien jene Bildung zu verweigern, die sie den afrikanischen Priesterkandidaten in mühsamer Bildungsarbeit zu geben sich bemühte? In Asien aber hätte die Mission gerne dem Gebildetenapostolat mehr Aufmerksamkeit geschenkt, wenn nicht der unglückliche Ausgang des Ritenstreites ihr den Zugang zu den führenden Schichten versperrt und sie einseitig auf die Arbeit unter den Volksmassen gedrängt hätte, wobei man dann freilich, wie in China, die missionsstrategische Bedeutung der Städte zu spät erkannte. Aber auch unter den unglücklichen Umständen der ungelöst gebliebenen Akkommodationsfrage machte die Mission, das Verlangen der asiatischen Führungsschichten nach europäischer Bildung benutzend, seit fast einem Jahrhundert im Nahen Osten, in Indien und in Fernasien den großangelegten Versuch, durch Vermittlung europäischer Bildung für das (europäisch gefärbte) Christentum Sympathie zu wecken, der gebildeten heidnischen Jugend auf den Schulen eine gediegene Erziehung zu geben und christliches Gedankengut in die nichtchristlichen Kulturen zu infiltrieren. Was die Feldmissionare im einzelnen über die anzuwendende Missionsstrategie dachten, soll hier nicht untersucht werden. Sicherlich aber hat sich bei den führenden Missionsstellen und erst recht bei der Propagandakongregation nicht erst in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts „die Einsicht durchgesetzt", daß man die Intellektuellen vernachlässigt habe. Was man erkannte, war, daß die ungeheuer schnell sich ausbreitende Schulbildung in Verbindung mit der geistigen und sozialen Umwälzung in der Welt neue Anstrengungen der Kirche zur Beeinflussung der geistigen Elite verlangte und daß man dabei in der Schlußphase des Europäismus in der

Missionswelt zu den Anpassungsgrundsätzen eines P. Ricci in China, eines P. de Nobili in Indien usw. zurückkehren müsse.

Es ist bezeichnend, daß Johannes XXIII. in der Enzyklika *Princeps pastorum* gerade an der Stelle, wo er von der Durchdringung der gebildeten Schichten mit der Lehre des Evangeliums spricht, „den berühmten Missionar P. Ricci" als Beispiel dafür anführt, wie man die gebildeten Mitbürger, zumal in den uralten Kulturvölkern, der christlichen Wahrheit geneigt machen könne (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 174). Da die Gebetsmeinungen dieses Jahres gerade Themen aus dieser Enzyklika behandeln, sind wir berechtigt, die schwierige Frage, was man unter „Gebildeten" verstehen darf bzw. muß, in unserem Fall dahin zu beantworten, daß es dem Papst hier um die Gewinnung der intellektuellen Elite geht, die naturgemäß zur Führung ihrer Völker berufen ist. Darauf deutet auch das unmittelbar an die Erwähnung von P. Ricci anschließende Zitat aus 2 Kor. 10, 5 hin: „Auch die einheimischen Priester haben die Pflicht, ‚jeden Verstand gefangenzunehmen, um ihn zum Gehorsam Christi zu führen'."

Gebildetenapostolat in der pluralistischen Gesellschaft

Wir wissen aus den Erfahrungen in unserem eigenen Kulturbereich, wie schwierig das Apostolat unter Gebildeten ist. Zweifellos kann man es als „das schwierigste aller Apostolate" bezeichnen. Dies haben auch die Missionare empfunden, die sich in den Missionsländern, oft nach langer Vorbereitung, dieser Tätigkeit widmeten. In der modernen Zeit sind diese Schwierigkeiten in den Missionen ungeheuer gewachsen, seitdem die alten, hierarchisch geordneten Gesellschaften sich aufzulösen begannen, die irgendwie im Rahmen einer relativ stabilen Kultursituation von einem einheitlichen religiösen Weltbild zusammengehalten wurden. Die großen Männer, die einst die Kulturen Indiens, Chinas und Japans christlich durchdringen wollten, standen hier im Vergleich zu heute vor einer recht einfachen Situation. Alle Kulturen der heidnischen Welt befinden sich in einem schnellen Umwandlungsprozeß, und innerhalb der gleichen Kulturgruppen geht die Entwicklung in auseinanderstrebenden Richtungen vor sich, so daß man noch nicht weiß, welches Gesamt-Kulturprinzip sich endgültig durchsetzen wird. Weltanschaulich gestaltet sich auch in den Missionsländern eine pluralistische Gesellschaft. Es würde sich dies selbst in den kommunistisch beherrschten Ländern sofort zeigen, wollte man wirklich und ehrlich im Sinne der jetzt wieder zum zweiten Male in China aufgewärmten Parole „Laßt hundert Blumen sprechen" die Meinungsäußerung freigeben. Will man also die Bildungsschichten der Missionsländer, da wo das Apostolat noch frei ist, unter Beobachtung der sog. Anpassung religiös-christlich zu beeinflussen versuchen, so steht man einer Fülle weltanschaulicher Sonderungen gegenüber. Zunächst ist hier die Geisteshaltung der Hochreligionen zu nennen, die sich mit dem naturwissenschaftlichen Weltbild und dem die technische Zivilisation begleitenden Diesseitsgeist auseinanderzusetzen haben und trotz allen Widerstandes von diesem Geist angenagt sind. Es gibt unter den Angehörigen dieser Religionen Tausende von Gebildeten, die noch äußerlich in den alten Traditionen und sozialen Bindungen ihrer Religion sich bewegen, innerlich aber schon der modernen Indifferenz verfallen sind. Der Buddhismus setzt selbst in Hochburgen dieser Weltanschauung der kommunistischen Ideologie keinen ernsthaften Widerstand entgegen. Der Konfuzianismus, den noch vor einem Jahrzehnt Männer wie der chinesische Abt Coelestin Lu als eine wunderbare praeparatio evangelica ansahen, ist nach dem Urteil kundiger Religionswissenschaftler wie Prof. Ohm heute „tot". Im Islam wird eine junge Gebildetengeneration in den Staatsschulen herangezogen, die zum Festhalten am islamischen Gottesbegriff angehalten wird, im übrigen aber lernt, daß es das Recht des Staates ist, die alten theokratischen Lebensordnungen im Sinne nationalistischer und kollektivistischer Auffassungen aufzulösen. Die Zahl der Gebildeten, die, von den neuen Entwicklungen unberührt, an der starren Orthodoxie der großen heidnischen Religionen festhalten, wird immer kleiner. Immer größer aber wird die Zahl jener, die sich offen zum Säkularismus bekennen. Es gibt viele Gebildete in Asien (und neuerdings auch in Afrika), denen der Kommunismus nur als eine vortreffliche Methode zur Überwindung der wirtschaftlichen Rückständigkeit oder zur Vertreibung des Kolonialismus erscheint, während andere auch seine weltanschaulichen Lehren annehmen. Manche suchen in „neuen Religionen" (Japan) Ersatz für die alten oder schließen sich synkretistischen Sekten an (Afrika), in denen Religion und Nationalismus eine verworrene Einheit bilden, während sich in der Mischung westlicher und einheimischer religiöser Elemente hier das Suchen nach einer neuen Kultursynthese widerspiegelt. Die Begeisterung für den Kommunismus trägt ebenfalls oft pseudoreligiöse Züge. Eine besondere seelische Struktur zeigen die aus den Stammesreligionen herkommenden Gebildeten, da sie durch die Auflösung der Stammeskulturen mit der sozialen Beheimatung auch ihre religiöse Welt vollständig verloren haben.

Eine Erscheinung, auf die in letzter Zeit gewisse Krisenerscheinungen in den katholischen Missionen einzelner Länder Schwarzafrikas aufmerksam machten, ist jene Haltung kultureller Zwiespältigkeit, die dadurch hervorgerufen wird, daß westliche Geisteshaltungen die ursprüngliche überlagern, ohne daß es zum Ausgleich beider Elemente kommt. Im Unterbewußtsein stehen dann beide Welten beziehungslos nebeneinander. Diese Erscheinung beschränkt sich nicht auf Afrika. Bei der 5. Interdiözesanen Priesterkonferenz zu Allahabad (vgl. „Apostolic Approach", 4. Bd., Nagpur 1961), die sich u. a. mit der Annäherung der Kirche an die indische Intelligenzschicht befaßte, zitierte einer der Redner folgenden bezeichnenden Passus aus der Selbstbiographie Nehrus: „Ich bin zu einer seltsamen Mischung von Ost und West geworden, überall am falschen Platz, nirgendwo zu Hause. Vielleicht sind mein Denken und meine Grundeinstellung zum Leben mehr verwandt der sog. westlichen als der östlichen Haltung, aber Indien haftet an mir, wie es bei allen seinen Kindern der Fall ist, in zahllosen Weisen; und hinter mir liegen so etwa wie im Unterbewußtsein rassische Erinnerungen von hunderten Generationen Brahmanen. Ich kann weder mein Ahnenerbe noch meine geistigen Erwerbungen aus jüngster Zeit loswerden. Beide sind ein Teil von mir, und obwohl sie in mir das Westliche und das Östliche fördern, schaffen sie doch in mir ein Gefühl geistiger Vereinsamung nicht nur bei Tätigkeiten im öffentlichen Raum, sondern auch im Leben selbst. Ich bin ein Fremder und ein Ausländer im Westen. Ich kann nicht zu ihm gehören. Aber auch in meinem eigenen Lande habe ich oft das Gefühl eines Verbannten." — Was würde ein P. de Nobili, der am Anfang des 17. Jahrhunderts sich

vollständig der geistigen Welt der Brahmanen anzupassen versuchte, heute tun, wenn er sich einem Brahmanen von der Art Nehrus apostolisch nähern wollte? ... Während die Notwendigkeit der Anpassung eines in westlicher Form verbreiteten Christentums heute in allen Missionsländern als dringlich angesehen wird, befindet sich die geistige Welt, an die man sich anpassen soll, in fließender Bewegung. Nirgendwo sind feste Formen sichtbar, in denen diese Bewegung zur Ruhe kommen wird. Ja die Strömung verläuft zum Teil in auseinanderstrebenden Richtungen, mit Wirbeln und Katarakten. Unter diesen Umständen kann die Mission bei ihrem Anpassungsbemühen nichts anderes tun, als die Entwicklung von innen heraus zu beeinflussen. Dazu gehört aber ein geistiges Hinabsteigen in die Tiefen der Kulturen, ihrer Anlagekräfte und Grundtendenzen, der in ihnen wirksamen Kräfte und Einflüsse. In diesem Sinne sagte mit Recht der Direktor des Instituts für Missionswissenschaft an der Universität Münster, Prof. Dr. Ohm, beim akademischen Festakt anläßlich des goldenen Jubiläums der Missionswissenschaft am 29. Juni 1961: „Höchste Zeit ist es für die Missionswissenschaft, sich tieferen Fragen zuzuwenden, etwa der Anpassung an die Menschen und Völker in der Denkform, der Geistigkeit, der Philosophie, der Theologie und der Frömmigkeit; ferner der Einwirkungsmöglichkeit auf die Tiefenschichten und das kollektive Unterbewußtsein in den Völkern."

Die in der allgemeinen Kulturlage begründete starke Differenziertheit des Denkens der Gebildeten in den Missionsländern fordert mehr denn je die Beschäftigung mit jedem einzelnen von ihnen, wenn er Interesse für das Christentum zeigt, und zwar in der Form des Dialogs. Dieser Dialog entspricht ja auch im kleinen dem großen Dialog, den heute die Weltreligionen und Weltanschauungen über alle nationalen Grenzen hinaus in der zusammenwachsenden Welt führen. Die Methode ist mühsam, weil zeitraubend. Unsere Studentenpfarrer, die sich im Gebildetenapostolat betätigen, wissen ein Lied davon zu singen. Aber sie allein ermöglicht die geistige und psychologische Aufschließung der einzelnen Persönlichkeit sowie die Anpassung an ihre Denkart, und sie nimmt dem Betreffenden das Gefühl, nur ein Nehmender und nicht auch ein Gebender zu sein. Zweifellos setzt solches Gespräch bei dem Missionar eine hohe Bildung und besondere Kenntnisse des Kulturhintergrundes voraus, der nur durch gründliches Studium erworben werden kann. In den Missionen ist deshalb der Spezialseelsorger für Gebildete ebenso eine Notwendigkeit wie bei uns. Anderseits ist bei dem wachsenden Zustrom von Studenten aus den farbigen Ländern an unseren Hochschulen der westlichen Welt kaum einer unserer Studentenseelsorger in der Lage, den geistigen und seelischen Anforderungen zu genügen, die das Religionsgespräch mit Angehörigen so vieler Nationen und Weltanschauungen stellt. Die Berufung auf seelsorgliche Intuition und auf tiefe Kenntnis des sogenannten modernen Menschen genügen hier nicht. So manche hier im Westen erreichte Konversion eines farbigen Studenten erwies sich deshalb nicht als dauerhaft, weil man die Persönlichkeit und ihren geistigen Werdegang auf dem Hintergrund der arteigenen Kultur nicht genügend auszuloten vermochte und deshalb auch nicht in der Lage war, unterbewußte Schwierigkeiten und Verklemmungen über die Bewußtseinsschwelle zu heben und zur Auseinandersetzung mit dem neuen Lebensweg zu führen, zu dessen Annahme sich der Konvertit entschloß.

Die starke Betonung, die heute der Anpassungsgedanke nicht nur im Missionsapostolat, sondern auch im Umweltapostolat der altchristlichen Länder, in der Wiedervereinigungsbewegung, ja sogar in den Erwägungen über eine mögliche Änderung der kulturellen Gesamtstruktur der Kirche findet, kann zu einer Überbetonung des Wertes der Akkommodation auf Kosten wesentlicherer Faktoren, der Gnade nämlich und der Notwendigkeit der geistlichen Umkehr, des „Metanoeite", führen. Gewiß hat die Frage der Anpassung gerade im Intellektuellenapostolat der Missionskirche ihr besonderes Gewicht, weil diese Bevölkerungsschicht kulturell besonders feinfühlig ist. Indes kann die Akkommodation in der Verkündigung der Frohbotschaft nie gewisse Voraussetzungen in der Seele des Nichtchristen ersetzen, die ihn zur Annahme der Botschaft bewegen: die Erkenntnis der Abhängigkeit von Gott, der eigenen Sündhaftigkeit, der Erlösungsbedürftigkeit durch Gottes Kraft, das demütige Verlangen nach göttlicher Hilfe. Hier gibt es bei der Vorlage der christlichen Botschaft Grenzen der Akkommodation, wie Paulus auf dem Areopag erfahren mußte. Die Botschaft des Kreuzes ist hart. Sie war schon zu den Zeiten des hl. Paulus „den Heiden eine Torheit" (1 Kor. 2, 23), und es hat sich daran in den fast 2000 Jahren Kirchen- und Missionsgeschichte nichts geändert. Man sollte allerdings die Schwierigkeiten in der Annahme der Kreuzesreligion bei den Intellektuellen, die durchweg größer sind als beim schlichten Volk, nicht summarisch auf mangelnden guten Willen zurückführen. Seitdem die Missionsländer vom Geist der technischen Zivilisation überzogen werden, macht sich auch dort jene Wertblindheit für das Übersinnliche und Übernatürliche bemerkbar, die unseren Seelsorgern soviel Schwierigkeiten macht.

Entsprechend nimmt auch das Sündenbewußtsein ab, das an und für sich schon in vielen heidnischen Hochreligionen schlecht ausgeprägt oder entstellt war. Dazu ist das Christentum voll von Geheimnissen übernatürlicher Natur, die eine Unterwerfung des Intellekts verlangen, die der vom Rausch des technischen Fortschritts ergriffene Heide, dessen Weltbild „entgöttert" wurde, der auf die Allmacht der Naturgesetze — in Reaktion auf sein früheres Weltbild — schwört, dem sich in der „Eroberung des Kosmos" durch den Menschen stets neue Perspektiven öffnen, nur zögernd annimmt.

Wir dürfen auch nicht vergessen, daß der in vollem Gang befindliche Versuch, die alten Religionen neu zu beleben und mit dem modernen Weltbild in Einklang zu bringen, zugleich die Verhärtung antichristlicher Einstellungen bedeutet. Es sei hier nur daran erinnert, daß für den ursprünglichen Hinayana-Buddhismus, dem vorzüglich asiatische Intellektuelle anhangen und den man missionarisch zum Westen trägt, der Gedanke eines persönlichen göttlichen Erlösers unvollziehbar ist. Der Islam betont mit erneutem Nachdruck, daß der Glaube an eine Dreifaltigkeit in Gott Vielgötterei ist, daß es eine Blasphemie darstellt, von Christus als der zweiten Person in der Gottheit zu reden, und daß eine Kreuzigung Christi überhaupt nicht stattfinden konnte, weil Jesus als Bote Gottes sie nicht hingenommen und Gott sie bei seinem Boten überhaupt nicht zugelassen hätte. Der Neu-Hinduismus erklärt nach wie vor, daß jede Religion Weg zum Heile sei, es also eine absolute Religion gar nicht geben könne. In einem Aufsatz über die Missionen und das Unterrichts-

wesen in Indien zitiert E. Gathier SJ einen hinduistischen Schriftsteller: „Der Gott der Bibel hat seine Sache sehr schlecht gemacht, als er die Welt schuf. Um sie wieder in Ordnung zu bringen, fiel ihm nichts Besseres ein, als seinen ‚Sohn' zu Tode quälen zu lassen. Solch ein Gottesbild paßt in ein Kindermärchen, nicht aber für Erwachsene, die denken können" (Les Missions Catholiques 1953, S. 99f.). Im gleichen Artikel wird die Erklärung eines indischen Philosophieprofessors wiedergegeben: „Was man heute im Westen mit dem indischen Yoga treibt, hat mit dem echten Yoga so wenig zu tun wie eine Dusche mit der christlichen Taufe. Die Einswerdung mit Gott wird im Yoga Indiens nicht durch demütige Versenkung angestrebt, sondern durch hochmütige, herrische, machtmäßige Willensanstrengung. Und darin drückt sich unsere magische Haltung aus, die wir uns durch Jahrhunderte bewahrt haben ... Wir kennen keine Demut, wir können uns nicht unterwerfen. Wir wollen alles mit dem Willen erzwingen. Sollten wir Inder Christen werden, so würden wir sofort bestrebt sein, durch Yoga Heilige zu züchten ..."

Eine für den Erfolg des Missionsapostolats besonders ernste Erscheinung ist, daß so viele heidnische Intellektuelle durch ihre Hinneigung zur reinen Diesseitsgesinnung von der bewußten Verbindung mit dem göttlichen Weltgrund abgelöst werden, einer Verbindung, die bisher das Kennzeichen der Hoch- und Primitivkulturen Asiens und Afrikas war, mochten sie auch die verschiedenartigsten Vorstellungen über diesen Weltengrund haben. Deshalb wird auch unter den nichtchristlichen Intellektuellen das Beten in dem Maße seltener, als sie vom modernen Säkularismus und Materialismus erfaßt werden. Ein Mensch, der betet, bestätigt die Grundfunktion aller gelebten Religion und entbehrt nicht der helfenden Gnade Gottes. Ein religiöser Heide kann leichter zum Christentum geführt werden als ein nichtreligiöser. So ist nicht das Wiederaufleben der großen nichtchristlichen Religionen, vielmehr die Ausbreitung des religiösen Indifferentismus, Säkularismus, Terrenismus, Materialismus, Atheismus ein sehr großes Hindernis für ein erfolgreiches Gebildetenapostolat.

Hoffnung könnte indessen die Beobachtung geben, daß das durch das Vordringen des Diesseitsgeistes entstandene religiöse Vakuum deutlich nach neuer religiöser Füllung verlangt. Aber eine große allgemeine Rückwendung der gottentfremdeten Diesseitszivilisation ist noch nicht sichtbar. Ihre notwendig eintretende Krise bereitet sich indes vor. Die Kirche ist glücklich, daß auch in den Missionen heute durch den Ekel über die Entseelung des modernen Lebens manche der wertvollsten Intellektuellen zu ihr geführt werden, die sonst vielleicht nie zu ihr gefunden hätten. Ein Beispiel ist hier Japan. Gottes Gnade ist auch in der gottentfremdeten Welt tätig, und die Kirche muß sich bemühen, durch Benutzung der modernen Mittel der Ideenverbreitung den Tag zu beschleunigen, an dem die Wüste der Diesseitsgläubigkeit wieder aufblüht.

Es kann aber nicht genug darauf hingewiesen werden, die die wichtigste und entscheidende Arbeit hier von der Christenheit in den Ursprungsländern der technischen Zivilisation bzw. des modernen Unglauben geleistet werden muß. Die Missionskirchen, schwach an Mitteln und einer zahlenmäßig starken Intelligenzschicht entbehrend, sind von sich aus wirklich nicht imstande, einen wesentlichen Beitrag zur Herbeiführung einer Kulturwende auf Weltebene zu leisten.

Aufgaben

Wir klammern bei der Darlegung der Aufgaben zur wirksameren Förderung des Apostolats unter den gebildeten Heiden der Missionsländer bewußt die überaus große Verpflichtung aus, die der Christenheit im Westen in dieser Hinsicht infolge der Anwesenheit von über 50 000 heidnischen und mohammedanischen Studenten in Europa und Nordamerika obliegt, da über diesen Problemkreis in unserer kirchlichen Presse schon ausgiebig gehandelt wurde.

Ein anderer Aufgabenkreis soll aber hier besonders berührt werden, die missionarische Rolle der katholischen Universitäten (vgl. auch ds. Heft, S. 529). Sie dienen gewiß in erster Linie der Wissensvermittlung und der Forschung. Indem sie diese Aufgabe erfüllen, sollten sie aber Strahlungszentren katholischen Geistesgutes vor allem in die Welt der Bildung hinein darstellen. In einem Aufsatz über die Einstellung der katholischen Universitäten zum Weltapostolat („Le Christ au Monde", Nr. 2, 1961) hebt P. F. Legrand „die kapitale und unersetzbare Rolle" der Dutzende katholischer Universitäten der Welt bei der Verbreitung christlichen Gedankengutes hervor, obwohl, wie der Verfasser sagt, „die meisten von ihnen sich darüber keine Rechenschaft geben". Ihre Aufgabe sei es, christliche Ideenströmungen zu schaffen, die die Welt, besonders die nichtchristliche Welt, auf Christus hin orientieren. Hier hätten unsere Universitäten weitgehend versagt, obwohl sie in erster Linie berufen seien, in der Kirche solchen Aufgaben zu dienen. — Gewiß sollen katholische Universitäten keine „Propagandazentren" sein, aber es muß an ihnen apostolischer Geist herrschen. Manche dieser Hochschulen sind tatsächlich apostolisch wenig profiliert. Wir denken hier in erster Linie an manche katholische Hochschulen, die nicht in den Missionsländern liegen. Obwohl sie die Universalität der christlichen Botschaft in ihrem Namen proklamieren, ist ihr Blickfeld oft nicht genügend ausgeweitet auf die Bedürfnisse der Gesamtkirche. Es wäre insbesondere eine Gesamtaufgabe aller katholischen Universitäten der Welt — und sie würden in Erfüllung dieser Verpflichtung dem Gebildetenapostolat der Missionen wertvollste Hilfe leisten —, die Harmonie zwischen Wissen und Glauben, zwischen Technik und Religion, zwischen naturwissenschaftlichem und christlichem Weltbild nicht nur in Hörsälen darzustellen, sondern sie auch auszustrahlen in die weite Welt.

Für die Missionsländer selbst sind natürlich katholische Universitäten von größter Bedeutung, weil sie eine Gesamtschau christlichen Denkens vermitteln und zahllose Fragen örtlicher Kulturanpassung theoretisch lösen können. Man fordert ihre Vermehrung, baut bestehende Teiluniversitäten aus, gründet neue, wie jetzt in Südkorea und auf Formosa. Aber es ist oft leichter, einen Stab geeigneter Professoren zu besorgen, als den katholischen Geist dieser Bildungsstätten zu sichern, die meist von einer Mehrheit nichtchristlicher Studenten besucht werden und die für die Lehrstühle nichtweltanschaulicher Natur auf heidnische Lehrkräfte zurückgreifen müssen. Es wiederholt sich hier in etwa die Problematik der höheren Missionsschulen.

Die Konzentration der katholischen Anstrengungen auf die Gründung katholischer Universitäten hat naturgemäß zur Folge, daß wir den apostolischen Möglichkeiten an weltanschaulich „neutralen" Staatsuniversitäten der Missionsländer zu wenig Aufmerksamkeit schenken. Gewiß

bemühen wir uns um geeignete Studentenseelsorger für die Katholiken solcher Hochschulen, und es ist höchster Anerkennung wert, daß die Pax Romana katholische Studentengruppen dort gründet und daß Newman-Clubs dort entstehen. Wir könnten aber den Geist solcher Hochschulen, deren Professoren weltanschaulich durchaus nicht neutral sind und auch von ihrer jeweiligen Weltanschauung vor den Studenten kein Hehl machen, ganz anders beeinflussen, wenn wir sachlich hochqualifizierte Professoren katholischen Bekenntnisses in diese Bildungsstätten hineinbrächten, wozu oft volle Möglichkeit besteht. Wir schreiben in unseren apostolischen Planungen die religiös nicht gebundenen Universitäten von vornherein ab und überlassen sie den anderen Weltanschauungen. Es wird oft über diesen Mangel an Weitblick geklagt.

Eine weitere Erwägung: Wir beginnen bei der Einrichtung von Universitäten in den Missionsländern gewöhnlich mit den Geisteswissenschaften (im weitesten Sinne), zumal wir hier leichter die Kräfte zur Verfügung haben. Der Unterricht in Literatur, Sprachen, technischen Fertigkeiten schließt sich an. Erst am Ende der Bemühungen stehen dann die überaus kostspieligen naturwissenschaftlich-technischen Fakultäten, deren Besetzung mit hochwertigen Professoren und deren Ausstattung mit den neuesten Apparaturen für die Missionskirche ein ungeheueres Problem darstellen. Die staatlichen Universitäten sind hier wegen der zur Verfügung gestellten Geldmittel vor der Mission im Vorteil. Die breite Anlage der Universitätsbildung ist gewiß aus der Sicht unserer Weltanschauung unbedingt zu bejahen. Sie entspricht auch den wirklichen Bedürfnissen der jungen Staaten. Wenn aber nun — wie die Statistik erweist — der überwältigende Prozentsatz der farbigen Studenten zur Zeit nur technisches Wissen sucht und wenn die Sowjetunion bei ihren schon eingerichteten oder geplanten Universitäten in der farbigen Welt den Aufbau der Fakultäten genau nach den Interessen der Studenten einrichtet, was kann man dann seitens unserer katholischen Universitäten tun, um zu verhüten, daß die Masse der Studierenden zu solchen Hochschulen abwandert, die ganz auf Vermittlung technischen Wissens abgestellt sind? Den Wettlauf mit den Staatsuniversitäten beim Aufbau naturwissenschaftlich-technischer Hochschulen kann die Kirche allein wegen des Mangels an Mitteln nicht bestehen. Es zeigt sich hier ein verwickeltes Problem, das auf jeden Fall wiederum darauf hinweist, daß wir alles tun müssen, um unseren Einfluß auch an den Staatsuniversitäten zu verstärken.

In dem kleinen Abschnitt, den die Enzyklika *Princeps pastorum* der Frage der Durchdringung der gebildeten Schichten mit christlichem Geiste widmet, ist die Rede von der Einrichtung von „Zentren für Studien und Lehre, in denen die ausländischen wie die einheimischen Priester ihr Wissen und ihre Erfahrung für das Wohl des Volkes nutzbar machen können". Offenbar soll aus der Schaffung solcher Zentren, zu denen die Bischöfe angehalten werden, vor allem das Gebildetenapostolat Nutzen ziehen. Denn unmittelbar vorher spricht die Enzyklika über das Apostolat der einheimischen Priester an den Gebildeten ihres Volkes nach dem Beispiel des Missionars Matthäus Ricci. Diese Zentren sollen also offensichtlich das tiefere Eindringen des Christentums in die Kultur fördern, und sie sind, so gesehen, sicherlich ein ausgezeichnetes Mittel, den bestimmenden Elementen des Kulturlebens in den neuen Staaten näher zu kommen.

Der beste Apostel des gebildeten heidnischen Laien ist zweifellos sein gebildeter katholischer Landsmann. Es ist deshalb notwendig, daß eine katholische geistige Elite geformt wird, die dieser Aufgabe gewachsen ist. Die Schwierigkeiten, die gebildeten Missionschristen apostolisch einzustellen, sind enorm. Für Afrika ist dies nach der Periode des Paternalismus und Europäismus, die jäh abbrach bzw. abbricht, ohne weiteres begreiflich. Für Asien sei auf die Studie „Christliches Laienapostolat in Asien" von Harry Haas SMA („Eglise Vivante", Nr. 2, 1961) hingewiesen. Sie verwertet die Ergebnisse eines Bildungsseminars der Christlichen Arbeiterjugend in Colombo, an der auch Priester aus den verschiedensten Teilen Südostasiens teilnahmen. In der Studie wird gezeigt, daß die Vergangenheit der asiatischen Länder diese nicht zu einem günstigen Boden für ein Laienapostolat machte, wie es heute notwendig ist. Die Kirche in Asien sucht zur Zeit nach neuen, schöpferischen Formeln ihrer Ausbreitung, die sie aus traditionellen Verengungen und aus dem bloßen Wirken durch Institutionen herausführt.

Die Enzyklika *Princeps pastorum* wendet sich nun noch besonders an die einheimischen Priester, um sie zu nützlichen Kontakten mit den Gebildeten ihres Volkes anzuspornen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß der einheimische Klerus nach der bisherigen Art seiner Vorbildung Schwierigkeiten hat, dieser Aufgabe zu genügen. Seine Vorbildung war ausnahmslos europäisch. Die Erziehung trennte ihn sehr stark vom Kulturleben seines Volkes. Seine Kenntnis des heimischen Kulturerbes war meist zu dürftig. Alle die Anweisungen, die der Papst in der Enzyklika gibt, um diese Mängel zu beheben, sind zugleich ein Hilfsmittel, den einheimischen Priester für das Wirken unter seinen christlichen und nichtchristlichen Landsleuten geeigneter zu machen. Es muß alles getan werden, damit sich im Verkehr zwischen Priester und gebildetem Laien der Missionsländer nicht zwei geistige Welten gegenüberstehen, die einander nicht verstehen. Der Priester muß sich in die Psychologie der Evolution hineinleben, die nach seiner Meinung — und auch tatsächlich — oft seltsame Wege geht. Mangelndes Verstehen hat in Afrika und auch anderswo schon oft dazu geführt, daß die junge Intelligenz sich seiner Führung entzieht, während er selbst die Rolle des Aburteilens übernimmt, statt wie der gute Hirte den Verirrten nachzugehen.

Die Sozialenzyklika Papst Johannes' XXIII. „Mater et magistra"

Der lateinische Text der Enzyklika Mater et magistra *ist veröffentlicht im „Osservatore Romano" vom 15. Juli 1961. Dieser authentische Text diente als Vorlage der vorliegenden deutschen Übersetzung, die auf Anregung des deutschen Episkopats hergestellt wurde. Die Überschriften sind nicht im lateinischen Text enthalten, sondern wurden in Anlehnung an den gleichzeitig im „Osservatore Romano" veröffentlichten italienischen Text eingefügt. Die Zitate aus* Rerum novarum *folgen der Übersetzung von G. Gundlach SJ, die aus* Quadragesimo anno *der amtlichen römischen Übersetzung, beide in „Die sozialen Rundschreiben". Mit Erläuterungen von Paul Jostock, Freiburg i. Br. Die Zitate der Reden Pius' XII. sind alle entnommen Utz-Groner, „Soziale Summe Pius' XII."; Freiburg i. Ü. (zitiert UG mit der entsprechenden Nummer).*
Die Numerierung in der Enzyklika wurde um der leichteren Übersicht willen von den Übersetzern hinzugefügt.

RUNDSCHREIBEN

unseres Heiligen Vaters

JOHANNES XXIII.

durch Gottes Vorsehung

PAPST

an die Ehrwürdigen Brüder,
die Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe, Bischöfe
und die andern Oberhirten,
die in Frieden und Gemeinschaft
mit dem Apostolischen Stuhl leben,
sowie an den gesamten Klerus
und die Christgläubigen
des katholischen Erdkreises

Über die jüngsten Entwicklungen des gesellschaftlichen Lebens und seine Gestaltung im Licht der christlichen Lehre

PAPST JOHANNES XXIII.

Ehrwürdige Brüder, geliebte Söhne
Gruß und Apostolischen Segen

1. Mutter und Lehrmeisterin der Völker ist die katholische Kirche. Sie ist von Christus Jesus dazu eingesetzt, alle, die sich im Lauf der Geschichte ihrer herzlichen Liebe anvertrauen, zur Fülle höheren Lebens und zum Heile zu führen. Dieser Kirche, der „Säule und Grundfeste der Wahrheit" (1 Tim. 3, 15), hat ihr heiliger Gründer einen doppelten Auftrag gegeben: Sie soll ihm Kinder schenken, sie soll sie lehren und leiten. Dabei soll sie sich in mütterlicher Fürsorge der einzelnen und der Völker annehmen in ihrem Leben, dessen erhabene Würde sie stets hoch in Ehren hielt, über das sie wachte und das sie beschützte.
2. Christi Lehre verbindet ja gleichsam Erde und Himmel; sie erfaßt den Menschen in seiner Ganzheit, Leib und Seele, Vernunft und Willen; sie führt seinen Sinn von den wechselvollen Gegebenheiten dieses irdischen Lebens zu den Gefilden des ewigen. Dort soll er einmal unvergängliche Seligkeit und Frieden genießen.
3. Die heilige Kirche hat so zwar vor allem die Aufgabe, die Seelen zu heiligen und ihnen die Teilnahme an den himmlischen Gütern zu schenken. Sie bemüht sich aber auch um die Bedürfnisse des menschlichen Alltags. Dabei geht es ihr nicht nur um das Lebensnotwendige, sie kümmert sich auch um der Menschen Wohlstand und Wohlergehen in den verschiedensten Kulturbereichen, so wie es jeweils die Zeit erfordert.
4. Damit verwirklicht die heilige Kirche den Auftrag Christi, ihres Gründers. Dieser meint vor allem das ewige Heil des Menschen, wenn er einmal sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben" (Joh. 14, 6) und bei anderer Gelegenheit: „Ich bin das Licht der Welt" (Joh. 8, 12). Wenn er aber beim Anblick der hungernden Menge bewegt ausruft: „Mich erbarmt des Volkes" (Mark. 8, 2), zeigt er, wie sehr ihm auch die irdischen Bedürfnisse der Völker am Herzen liegen. Diese Sorge beweisen im Leben unseres göttlichen Erlösers nicht nur seine Worte, sondern auch seine Taten. So hat er, den Hunger der Menge zu stillen, mehrfach wunderbar das Brot vermehrt.
5. Mit diesem Brot, dem Leib zur Speise gegeben, kündigte er jene himmlische Seelenspeise zeichenhaft an, die er „am Abend vor seinem Leiden" den Menschen geben wollte.
6. Kein Wunder also, wenn die katholische Kirche, Christi Lehre aufgreifend und Christi Gebot erfüllend, seit nunmehr zweitausend Jahren, von den Diensten der alten Diakone an bis auf unsere Tage, unentwegt die Fackel der Liebe hochhält. Sie tut es nicht nur in ihrer Lehre. Sie gibt auch das Beispiel der Fülle ihres Tuns. Diese Liebe verbindet harmonisch in sich das Gebot der Zuneigung, die wir zueinander haben sollen, und seine Erfüllung. Wunderbar trägt sie in sich den doppelten Auftrag der Kirche, zu geben: die Gabe der sozialen Lehre und die Gabe der sozialen Tat.
7. Ein besonders eindrucksvolles Zeugnis dieser von der Kirche im Laufe der Jahrhunderte entfalteten sozialen Lehre und Tat ist nun unstreitig das Rundschreiben *Rerum novarum* Unseres Vorgängers Leo XIII. Siebzig Jahre sind es jetzt, seit er in ihm seine Grundsätze zur Lösung der Arbeiterfrage im Sinn der christlichen Lehre vortrug.
8. Nur selten fand ein Papstwort einen so weltweiten Widerhall wie dieses. Grund dafür ist sowohl die Gewichtigkeit und Weite seines Inhalts wie die unvergleichliche

Kraft seiner Sprache. In der Tat wurden jene Richtlinien und Mahnungen so bedeutsam, daß sie aus dem Gedächtnis der Nachwelt nicht mehr auszulöschen sind. Seither weitet sich das Wirken der katholischen Kirche sichtbar. Ihr Oberhirt macht sich gewissermaßen die Leiden, die Klagen, die Bestrebungen der unteren Schichten und der Unterdrückten zu eigen. Er tritt auf als Anwalt und Schützer ihrer Rechte.

9. Seitdem ist nun schon ein langer Zeitraum verstrichen. Trotzdem ist bis heute die Kraft jener Botschaft wirksam. Sie ist wirksam in den Verlautbarungen der Nachfolger Leos XIII. auf dem päpstlichen Stuhl. Immer wieder greifen sie in ihren Worten zu Wirtschaft und Gesellschaft auf das Rundschreiben Leos XIII. zurück: bald führen sie es weiter aus; bald stellen sie seine Tragweite deutlicher heraus; bald regen sie, von ihm ausgehend, erneut den Eifer der katholischen Christen an. Die Botschaft ist auch wirksam im Recht vieler Staaten. Vertieft man sich nur gründlich in die Grundsätze, die praktischen Richtlinien und die in väterlicher Liebe ausgesprochenen Mahnworte dieses bedeutenden Rundschreibens Unseres großen Vorgängers, so wird offenkundig, daß sie auch in unsern Tagen noch ihre alte Autorität behaupten; ja daß sie darüber hinaus den Menschen von heute neue und lebendige Anregungen geben können, den Inhalt und Umfang der sozialen Frage, so wie sie sich heute stellt, richtig zu beurteilen und die entsprechende Verantwortung zu übernehmen.

ERSTER TEIL

Lehre des Rundschreibens „Rerum novarum". Ihre Entfaltung in der Lehrtätigkeit Pius' XI. und Pius' XII.

Die Zeit von „Rerum novarum"

10. Tiefe Schatten liegen über der Zeit, in der die Lehre Leos XIII. an die ganze Menschheit erging. Das läßt das Licht, das von ihr ausging, nur um so heller erstrahlen. Es war die Zeit eines tiefgehenden wirtschaftlichen und politischen Umbruchs; im Zusammenhang damit entbrannten vielfach leidenschaftliche Auseinandersetzungen, schürte man offen den Aufruhr.

11. Die damals vorherrschende Auffassung von der Wirtschaft, der auch weithin die Praxis entsprach, ist, wie bekannt, naturalistisch. Alles ergibt sich danach zwangsläufig aus dem Wirken der Naturkräfte. Es besteht kein Zusammenhang zwischen Wirtschaftsgesetzen und Sittengesetz. Einziger Antrieb des wirtschaftlichen Schaffens ist der persönliche Eigennutz. Oberstes Gesetz, das die Beziehungen zwischen den wirtschaftlich Schaffenden regelt, ist der schrankenlos freie Wettbewerb. Kapitalzins, Preise von Waren und Dienstleistungen, die Höhe von Gewinnen und Löhnen bestimmen sich rein mechanisch nach den Marktgesetzen. Der Staat hat sich jedweder Einmischung in das Wirtschaftsgeschehen zu enthalten. Gleichzeitig waren die Arbeiterorganisationen je nach den einzelnen Ländern entweder verboten oder genossen nur Anerkennung für den Bereich des Privatrechts.

12. In einer solchen Zeit galt die Macht des Stärkeren in der Wirtschaft grundsätzlich als gerechtfertigt; praktisch beherrschte sie eindeutig die Beziehungen der Menschen zueinander. Das Ergebnis war eine bis in ihre Wurzeln hinein verkehrte Ordnung der gesamten Wirtschaft.

13. Während sich nämlich allzu großer Reichtum in den Händen weniger aufhäufte, litten die breiten Massen der Arbeiter unter täglich zunehmender Verelendung. Die Arbeitslöhne langten nicht zum Lebensnotwendigen, waren manchmal sogar ausgesprochene Hungerlöhne; vielfach wurden der Arbeiterschaft Arbeitsbedingungen aufgezwungen, die der körperlichen Gesundheit, Sitte und Sittlichkeit, Glauben und Religion abträglich waren. Unmenschlich sind oft im besonderen die Arbeitsbedingungen zu nennen, denen Kinder und Frauen ausgesetzt waren. Dazu drohte täglich das Schreckgespenst der Arbeitslosigkeit. Die häusliche Lebensgemeinschaft geriet in die Gefahr, sich allmählich aufzulösen.

14. Die natürliche Folge war eine tiefe Unzufriedenheit unter den arbeitenden Schichten. Offen verlangten sie die Beseitigung dieses Zustandes. So erklärt sich auch, warum unter ihnen immer mehr extremistische Auffassungen um sich griffen, die Heilmittel vorschlugen, schlimmer noch als die Übel, die nach Abhilfe riefen.

Wege zum Wiederaufbau

15. In diese geschichtliche Entwicklung hinein stellte Leo XIII. mit der Veröffentlichung von *Rerum novarum* seine soziale Botschaft. Sie greift zurück auf die Forderungen der menschlichen Natur und entspricht der Lehre und dem Geist des Evangeliums. Die Botschaft fand — abgesehen vom üblichen Widerstand einiger — allenthalben in der Welt Beifall und höchste Bewunderung. Zwar war es nicht das erstemal, daß der Apostolische Stuhl sich in Anliegen des irdischen Lebens zum Vorkämpfer der Armen machte. Andere Verlautbarungen Leos XIII. selbst hatten dem erwähnten Schritt schon den Weg geebnet. Dieses Rundschreiben aber enthielt erstmals eine Gesamtdarstellung der Grundsätze und ein einheitliches Programm. Man kann es deswegen wohl eine Zusammenfassung dessen nennen, was die katholische Lehre über Wirtschaft und Gesellschaft zu sagen hat.

16. Man muß schon sagen: Dazu gehörte nicht wenig Mut. Während sich manche nicht scheuten, der Kirche vorzuwerfen, sie tue nichts, als den Armen Ergebung in ihr Elend und den Reichen herablassende Mildtätigkeit zu predigen, zögerte Leo XIII. nicht, offen einzutreten für die Unantastbarkeit der Rechte der Arbeiter und sie zu schützen. An den Anfang seiner Ausführungen über die Grundsätze und Forderungen der katholischen Soziallehre stellte er das Wort: „Zuversichtlich und mit voller Berechtigung gehen Wir an diesen Gegenstand heran; handelt es sich doch um ein Problem, dessen Lösung, wenn irgendwie, so doch sicherlich nicht ohne Hilfe von Religion und Kirche gefunden werden kann" (*Rerum novarum* 13).

17. Ihr kennt sicher, Ehrwürdige Brüder, jene tragenden Grundsätze, die nach den klaren und eindrucksvollen Lehren des großen Papstes die Gestaltung des menschlichen Zusammenlebens in Gesellschaft und Wirtschaft bestimmen sollen.

18. Er handelt zunächst von der Arbeit. Diese dürfe nicht als eine bloße Ware behandelt werden; sei sie doch eine Äußerung der menschlichen Person. Für die große Mehrheit der Menschen ist sie zudem die einzige Quelle ihres Lebensunterhalts. Darum darf die Höhe ihrer Vergütung nicht dem Spiel der Marktgesetze überlassen werden,

muß vielmehr bestimmt werden von Gerechtigkeit und Billigkeit. Andernfalls wird beim Arbeitsvertrag die Gerechtigkeit auch dann durchaus verletzt, wenn beide Seiten ihn freiwillig abschließen.

19. Weiter spricht der Papst vom Privateigentum. Die Natur gibt dem einzelnen ein Recht darauf, Produktionsmittel nicht ausgenommen; und der Staat darf dieses Recht unter keinen Umständen unterdrücken. Aber der privaten Verfügungsgewalt über Güter wohnt eine soziale Funktion wesentlich inne; wer das Eigentum daran in Anspruch nimmt, ist darum verpflichtet, nicht nur den eigenen Vorteil, sondern auch den Nutzen der anderen zu berücksichtigen.

20. Der Staat hat zum Ziel die Gewährleistung des irdischen Gemeinwohls. Darum darf er sich nicht völlig aus dem wirtschaftlichen Leben seiner Bürger heraushalten. Er muß vielmehr in ihm gegenwärtig sein und fördernd eingreifen, zunächst um in ihm die Erzeugung jenes Maßes an materiellen Gütern zu gewährleisten, „deren Inanspruchnahme für ein tugendhaftes Handeln notwendig ist" (Thomas von Aquin, De regimine principum I, 15); dann um die Rechte aller Bürger zu schützen, besonders die der Schwächeren; dazu gehören die Arbeiter, die Frauen und die Kinder. Niemals darf er sich seiner Verpflichtung entziehen, sich um die Verbesserung der Lage der Arbeiter zu kümmern.

21. Der Staat hat ferner die Pflicht, darüber zu wachen, daß die rechtliche Gestaltung des Arbeitsverhältnisses dem Gesetz von Gerechtigkeit und Billigkeit entspricht; ferner darüber, daß auf dem Arbeitsplatz nicht die Würde der menschlichen Person an Leib und Seele verletzt wird. In dieser Beziehung enthält das Rundschreiben Leos XIII. oberste Sozialrechtsgrundsätze, die die modernen Staaten in ihrer Gesetzgebung verwerten konnten. Sie haben, wie schon Unser Vorgänger Pius XI. im Rundschreiben *Quadragesimo anno* bemerkt, nicht wenig zum Werden und zur Entwicklung eines neuen Rechtszweiges beigetragen, nämlich des Arbeitsrechtes.

22. Den Arbeitern, so heißt es in dem Rundschreiben weiter, steht das naturgegebene Recht zu, Vereine und Verbände zu gründen; seien es reine Arbeiterorganisationen oder gemischte Verbände, aus Arbeitnehmern und Arbeitgebern als Mitgliedern zusammengesetzt; ferner das Recht, diesen Vereinigungen jene Organisationsform zu geben, die sie in ihrem beruflichen Interesse für die geeignetste halten; schließlich das Recht, sich ungestört, frei und in eigener Initiative für die Verfolgung ihrer Interessen einzusetzen.

23. Endlich sollen Arbeiter und Arbeitgeber ihre Beziehungen zueinander regeln nach den Grundsätzen der menschlichen Solidarität und im Sinn der christlichen Brüderlichkeit; dagegen sind sowohl ein Wettbewerb, wie ihn die sogenannten Liberalen wollen, als auch der Klassenkampf im Sinn des Marxismus ganz und gar unvereinbar mit der christlichen Lehre, ja mit der menschlichen Natur.

24. Das, Ehrwürdige Brüder, sind die Grundlagen, die den Aufbau einer Ordnung in Wirtschaft und Gesellschaft tragen sollen.

25. Es ist also nicht zu verwundern, wenn hervorragende Katholiken, angespornt durch dieses Schreiben, in einer Fülle von Initiativen darangingen, die hier vorgetragenen Grundsätze zu verwirklichen. Den gleichen Weg gingen in den verschiedenen Ländern der Welt, bewegt von den gleichen Forderungen der menschlichen Natur, auch andere ausgezeichnete Menschen guten Willens.

26. So galt und gilt das Rundschreiben mit vollem Recht als Magna Charta einer neuen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung.

Das Rundschreiben „Quadragesimo anno"

27. Unser Vorgänger Pius XI. veröffentlichte vierzig Jahre nach dem Erscheinen des Rundschreibens *Rerum novarum* ein eigenes Rundschreiben, *Quadragesimo anno*.

28. In dieser Verlautbarung bekräftigt der Papst das Recht und die Pflicht der Kirche, ihren besonderen Beitrag zur Lösung der ernsten sozialen Frage zu leisten, die die ganze Menschheit so sehr bewegt. Er bestätigt und betont noch einmal die der geschichtlichen Situation entsprechenden Grundsätze und Forderungen des Leoschen Rundschreibens. Dann ergreift er die Gelegenheit, einige Lehrstücke zu klären, über die unter den Katholiken selbst Meinungsverschiedenheiten entstanden waren; ferner um zu zeigen, wie diese Grundsätze und Forderungen der Sozialordnung in Auseinandersetzung mit der veränderten Zeitlage weiterzuentwickeln sind.

29. Die damals entstandenen Zweifel bezogen sich auf die rechte Haltung der Katholiken in der Frage des Privateigentums, der Lohngerechtigkeit sowie einer gemäßigten Form des Sozialismus.

30. Zunächst verkündet Unser Vorgänger erneut den naturrechtlichen Charakter des Privateigentums; er betont zugleich seine soziale Seite und entwickelt und erläutert seine soziale Funktion.

31. In bezug auf das Lohnverhältnis weist der Papst die Behauptung zurück, es sei seiner Natur nach ungerecht. Zugleich bedauert er die unmenschlichen und ungerechten Formen, die es in der Praxis nicht selten annimmt. Er weist eingehend auf die Normen und Bedingungen hin, die zu wahren sind, wenn man hier nicht vom Weg der Gerechtigkeit oder Billigkeit abkommen will.

32. Auf diesem Gebiet, sagt Unser Vorgänger, empfehle es sich heute, den Arbeitsvertrag durch Übernahme einiger Elemente des Gesellschaftsvertrages aufzulockern; „Arbeiter und Angestellte gelangen auf diese Weise zu Mitbesitz oder Mitverwaltung oder zu irgendeiner Art Gewinnbeteiligung" (*Quadragesimo anno* 65).

33. Theoretisch und praktisch bedeutsam ist zweifellos auch die Feststellung Pius' XI.: „Außerachtlassung des zugleich sozialen und individualen Charakters der menschlichen Arbeit verunmöglicht daher wie ihre gerechte Wertung, so ihre Abgeltung zum Gleichwert" (*Quadragesimo anno* 69). Deshalb verlangt die Gerechtigkeit, daß man bei der Bemessung des Arbeitslohnes außer dem Bedarf des einzelnen Arbeiters und seiner Familie auch der Lage des Betriebs Rechnung trägt, in dem der Arbeiter beschäftigt ist, sowie umfassend den Erfordernissen „der allgemeinnen Wohlfahrt" (*Quadragesimo anno* 74).

34. Kommunismus und Christentum, so erklärt der Papst, widersprechen sich radikal. Aber auch die Lehre der wohl eine mildere Richtung vertretenden Sozialisten sei für Katholiken durchaus unannehmbar. Aus ihrer Auffassung ergebe sich nämlich zunächst eine rein diesseitige Sicht der gesellschaftlichen Ordnung, und darum eine ausschließliche Hinordnung derselben auf das irdische Wohlergehen; auch beeinträchtige die einseitig auf die Gütererzeugung ausgerichtete Gestaltung der Gesellschaft die menschliche Freiheit unerträglich, zumal man es am rechten Verständnis für wahre gesellschaftliche Autorität fehlen lasse.

35. Es entgeht Pius XI. nicht, daß sich in den vierzig Jahren seit Erscheinen des Leoschen Schreibens die geschichtliche

Situation grundlegend geändert hat. Das zeigt sich unter anderem darin, daß der freie Wettbewerb sich schließlich kraft einer inneren Gesetzlichkeit selbst fast ganz aufgehoben hatte. Diese habe zu einer ungeheuren Konzentration des Reichtums und damit maßloser Herrschaftsgewalt in den Händen weniger geführt, „die sehr oft gar nicht Eigentümer, sondern Treuhänder oder Verwalter anvertrauten Gutes sind, über das sie mit geradezu uneingeschränkter Machtvollkommenheit verfügen" (*Quadragesimo anno* 105).

36. Der Papst bemerkt: „An die Stelle der freien Marktwirtschaft trat die Vermachtung der Wirtschaft. Das Gewinnstreben steigerte sich zum zügellosen Machtstreben. Dadurch kam in das ganze Wirtschaftsleben eine furchtbare, grauenerregende Härte" (*Quadragesimo anno* 109). Sie lieferte im Ergebnis die staatliche Gewalt der Selbstsucht der Mächtigeren aus und mündete im internationalen Finanzimperialismus.

37. Um dieser Entwicklung der Dinge zu begegnen, verweist der Papst auf folgende Leitsätze: Die Welt der Wirtschaft muß wieder zur Achtung vor der sittlichen Ordnung zurückkehren, das Einzel- oder Gruppeninteresse muß wieder in Einklang kommen mit dem Gemeinwohl. Das verlangt, so fordert Unser Vorgänger, zunächst die Wiederherstellung der gesellschaftlichen Ordnung durch auf den wirtschaftlichen und beruflichen Raum bezogene Sozialgebilde eigenen Rechtes, die keine Staatsschöpfungen sein dürfen; ferner die Wiederherstellung der Hoheitsfunktion der staatlichen Gewalt, damit sie nicht die Sorge für das Gemeinwohl zu kurz kommen läßt; endlich fordert der Papst gemeinsame Beratungen zwischen den Staaten und Zusammenarbeit auf Weltebene, auch zum Zweck des wirtschaftlichen Wohles der Völker.

38. Die wesentlichen Grundgedanken des Rundschreibens Pius' XI. lassen sich vor allem auf zwei zurückführen. Der erste ist dieser: Oberster Maßstab in der Wirtschaft darf unter keinen Umständen das Einzel- und Gruppeninteresse sein; auch nicht der zügellose Wettbewerb oder die hemmungslose Macht des Stärkeren, das nationale Prestige oder der Machtwille der Nation oder irgendein derartiger Maßstab.

39. Herrschen müssen in allen wirtschaftlichen Unternehmungen vielmehr Gerechtigkeit und Liebe als die obersten Gesetze sozialen Verhaltens.

40. Der zweite Grundgedanke ist wohl: Zu fordern ist der Ausbau einer innerstaatlichen und internationalen Rechtsordnung mit einem Gerüst fester Einrichtungen, öffentlicher und freier, das Ganze beseelt von der sozialen Gerechtigkeit. In ihr müssen die in der Wirtschaft Tätigen ihr eigenes Interesse mit dem Gemeinwohl harmonisch vereinigen können.

Die Rundfunkbotschaft von Pfingsten 1941

41. Aber auch Unser Vorgänger Pius XII. hat zur Klärung der sozialen Pflichten und Rechte nicht wenig beigetragen. Am heiligen Pfingstfest, dem 1. Juni 1941, erging von ihm eine Rundfunkbotschaft an die ganze Welt, „um die Aufmerksamkeit der katholischen Welt auf ein denkwürdiges Ereignis hinzuweisen, das in den Annalen der Kirche mit goldenen Lettern aufgezeichnet zu werden verdient: auf das Erscheinen von Leos XIII. grundlegendem sozialem Lehrschreiben *Rerum novarum* vor fünfzig Jahren am 15. Mai 1891" (Pfingstbotschaft vom 1. 6. 41, UG 496) und „um dem Allmächtigen demütigen und tiefempfundenen Dank abzustatten für die Gabe, die er vor fünfzig Jahren mit jenem Rundschreiben seines Stellvertreters auf Erden seiner Kirche schenkte, um ihn zu preisen für das erfrischende Geisteswehen, das er von ihr stärker und immer stärker über die ganze Menschheit ausströmen ließ" (ebd., UG 500).

42. In der Rundfunkbotschaft betont der Papst: „Zum unanfechtbaren Geltungsbereich der Kirche gehört es . . ., darüber zu befinden, ob die Grundlagen der jeweiligen gesellschaftlichen Ordnung mit der ewig gültigen Ordnung übereinstimmen, die Gott, der Schöpfer und Erlöser, durch Naturrecht und Offenbarung kundgetan hat" (ebd., UG 498). Er bestätigt die bleibende Bedeutung des Rundschreibens *Rerum novarum* und seine unerschöpfliche Fruchtbarkeit. Er ergreift die Gelegenheit, zu drei Grundwerten des Gemeinschafts- und Wirtschaftslebens weitere Richtlinien sittlichen Gehalts zu geben. „Die drei Grundwerte, die sich gegenseitig bedingen, durchdringen und fördern, sind die Nutzung der Erdengüter, die Arbeit und die Familie" (ebd., UG 504).

43. Was das erste angeht, so stellt Unser Vorgänger fest, daß das Recht jedes Menschen, materielle Güter zu seinem Lebensunterhalt zu nutzen, einen Vorrang hat vor jedem andern Recht wirtschaftlichen Inhalts, also auch vor dem Recht auf Privateigentum. Gewiß gründet, so gibt Unser Vorgänger zu bedenken, auch das Recht auf Privateigentum in der menschlichen Natur. Nach der objektiven, von Gott eingerichteten Ordnung kann das Recht auf Eigentum sich nicht als Hindernis entgegenstellen, um die Erfüllung „der unumstößlichen Forderung" zu vereiteln, „‚daß die Güter, die Gott für die Menschen insgesamt schuf, im Ausmaß der Billigkeit nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Liebe allen zuströmen' " (ebd., UG 505).

44. Mit Beziehung auf die Arbeit greift Pius XII. einen Gedanken aus dem Rundschreiben Leos auf und betont, daß sie gleichzeitig eine Pflicht und ein Recht der Einzelmenschen ist. Folglich kommt es auch ihnen in erster Linie zu, ihre gegenseitigen Beziehungen im Arbeitsverhältnis zu regeln. Nur in dem Fall, daß die Beteiligten ihre Aufgabe nicht erfüllen wollen oder nicht erfüllen können, „ist es Aufgabe des Staates, einzugreifen in den Einsatz wie in die Verteilung der Arbeit auf die Art und in dem Maße, wie es die Wahrung des wohl verstandenen Gemeinwohls verlangt" (ebd., UG 514).

45. Zur Familie übergehend, weist der Papst darauf hin, welche Bedeutung das Privateigentum an den materiellen Gütern als Lebensraum der Familie habe; es soll „dem Familienvater die nötige Freiheit und Unabhängigkeit sichern, deren er bedarf, um die vom Schöpfer selbst ihm auferlegten Pflichten hinsichtlich des leiblichen, geistigen und religiös-sittlichen Wohles der Familie erfüllen zu können" (ebd., UG 516). Ebendarin gründet auch das Recht der Familie auszuwandern. Unser Vorgänger mahnt darum die verantwortlichen Lenker der Staaten, die die Auswanderung freigeben, wie jener, die neue Menschen aufnehmen, „alle etwa möglichen Hindernisse eines wirklichen Vertrauens zwischen dem Heimatland und dem der Einwanderung zu beseitigen" (ebd., UG 519). Geschehe das, so ergebe sich daraus für beide Völker ein bedeutsamer wirtschaftlicher und kultureller Fortschritt.

Neue Wandlungen

46. Wenn schon Pius XII. die Zeit der von ihm begangenen Gedenkfeier gegenüber früher erheblich verändert fand, so hat sich die Lage in diesen letzten zwanzig Jah-

ren erneut und grundlegend gewandelt; und dies nicht nur innerhalb der einzelnen Staaten, sondern auch im Verhältnis der Staaten zueinander.

47. Betrachten wir den Bereich der Wissenschaft, der Technik und der Wirtschaft, so stehen hier heute vor allem diese neuen Gegebenheiten: die Entdeckung der Atomkraft; ihre erste Anwendung zu Kriegszwecken, dann ihre täglich wachsende Nutzung für friedliche Zwecke; die fast unbegrenzten Möglichkeiten der Herstellung synthetischer Stoffe durch die Chemie; die immer mehr zunehmende Anwendung der Automation in der Gütererzeugung und in den Dienstleistungen; die Modernisierung der Landwirtschaft; das fast völlige Schwinden der Entfernungen zwischen den Völkern im Nachrichtenwesen, vor allem durch Rundfunk und Fernsehen; das rasch wachsende Tempo im gesamten Verkehr; schließlich unser Vorstoß in den Weltraum.

48. Wenden wir uns dem gesellschaftlichen Bereich zu, so stellen wir heute fest: erweiterte Leistungen der Sozialversicherungen in einigen wirtschaftlich fortgeschrittenen Ländern; die Einführung umfassender Systeme sozialer Sicherheit; in den Arbeiterorganisationen ein wachsendes Bewußtsein der wesentlichen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenhänge; eine allgemeine Hebung der Elementarbildung in vielen Ländern; die Ausdehnung des Wohlstandes auf immer breitere Schichten der Bevölkerung; die wachsende Beweglichkeit des Menschen zwischen den einzelnen Industriezweigen und die ständige Verminderung des Unterschieds zwischen den verschiedenen Schichten; die wachsende Anteilnahme des einfachen Mannes an den Ereignissen in der ganzen Welt. Gleichzeitig wachsen mit dem mächtigen Fortschritt der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Organisation in einer zunehmenden Zahl von Staaten auch täglich offenkundiger werdende Spannungen; so zwischen der Landwirtschaft, der Industrie und den Dienstleistungsgewerben; zwischen wirtschaftlich verschieden gutgestellten Gebieten innerhalb des gleichen Landes; endlich auf Weltebene die Spannungen zwischen wirtschaftlich unterschiedlich entwickelten Völkern.

49. Beim Blick auf den politischen Bereich stellen wir ebenfalls Veränderungen fest. In vielen Ländern beteiligt die Demokratisierung eine wachsende Zahl von Bürgern aller sozialen Schichten an der politischen Verantwortung. Immer weiter, immer tiefer greifen die Regierungen in Wirtschaft und Gesellschaft ein. Nach dem Untergang der Kolonialherrschaft erreichten die Völker Asiens und Afrikas ihre politische Selbständigkeit; es wachsen die Verflochtenheiten der Völker untereinander und damit die Abhängigkeit der Völker voneinander; es entstehen und entwickeln sich auf Weltebene immer weitere überstaatliche Organisationen und Gremien wirtschaftlicher, sozialer oder kultureller Art, mit dem Ziel, das Wohl der weltweiten Völkergemeinschaft zu gewährleisten.

Anlaß des neuen Rundschreibens

50. Im Blick auf diese Vorgänge schien es Uns als Unsere Pflicht, die von Unsern großen Vorgängern entzündete Flamme unauslöschlich lebendigzuhalten und alle aufzufordern, von ihr aus Licht und Antrieb zu empfangen für gegenwartsgerechte Lösungen der sozialen Frage. Darum möchten Wir dieses Rundschreiben nicht nur dem verdienten Gedenken an das Rundschreibens Leos widmen, sondern auch angesichts der veränderten Lage der Welt die von Unsern Vorgängern dargelegten Weisungen bekräftigen und klärend weiterführen. Wir möchten zugleich aber auch die Lehre der Kirche im Hinblick auf die neuen und ernsten Anliegen der Gegenwart nach verschiedenen Seiten entfalten.

ZWEITER TEIL

Klarstellungen und Weiterführungen zur Lehre von „Rerum novarum"

Persönliche Initiative und staatlicher Eingriff in die Wirtschaft

51. Von vornherein ist festzuhalten: Im Bereich der Wirtschaft kommt der Vorrang der Privatinitiative den einzelnen zu, die entweder für sich allein oder in vielfältiger Verbundenheit mit andern zur Verfolgung gemeinsamer Interessen tätig werden.

52. Aber aus den bereits von Unsern Vorgängern angeführten Gründen bedarf es in der Wirtschaft auch des tätigen Eingreifens der staatlichen Gewalt, um in der rechten Weise die Wohlstandssteigerung zu fördern, so daß mit ihr zugleich ein sozialer Fortschritt verbunden ist und sie so allen Bürgern zustatten kommt.

53. Dieses staatliche Eingreifen, das fördert, anregt, regelt, Lücken schließt und Vollständigkeit gewährleistet, findet seine Begründung in dem „Subsidiaritätsprinzip" (*Quadragesimo anno* 78), so wie es Pius XI. in dem Rundschreiben *Quadragesimo anno* ausgesprochen hat: „Fest und unverrückbar bleibt jener oberste Grundsatz der Sozialphilosophie, an dem nicht zu rütteln noch zu deuteln ist: Wie dasjenige, was der Einzelmensch aus eigener Initiative und mit seinen eigenen Kräften leisten kann, ihm nicht entzogen und der Gesellschaftstätigkeit zugewiesen werden darf, so verstößt es gegen die Gerechtigkeit, das, was die kleineren und untergeordneten Gemeinwesen leisten und zum guten Ende führen können, für die weitere und übergeordnete Gemeinschaft in Anspruch zu nehmen; zugleich ist es überaus nachteilig und verwirrt die rechte Ordnung. Jedwede Gesellschaftstätigkeit ist ja ihrem Wesen und Begriff nach subsidiär: sie soll die Glieder des Sozialkörpers unterstützen, darf sie aber niemals zerschlagen und aufsaugen" (*Quadragesimo anno* 79).

54. Es ist wahr, die Fortschritte der wissenschaftlichen Erkenntnis und Produktionstechnik geben augenscheinlich der staatlichen Führung heute in umfassenderem Maß als früher Möglichkeiten an die Hand, Spannungen zwischen den verschiedenen Wirtschaftszweigen, zwischen den verschiedenen Gebieten ein und derselben Nation wie zwischen den verschiedenen Nationen auf Weltebene zu mildern, die aus den Konjunkturschwankungen der Wirtschaft sich ergebenden Störungen zu begrenzen und durch vorbeugende Maßnahmen den Eintritt von Massenarbeitslosigkeit wirksam zu verhindern. Darum ist von der staatlichen Führung, die für das Gemeinwohl verantwortlich ist, immer wieder zu fordern, daß sie sich in vielfältiger Weise, umfassender und planmäßiger als früher, wirtschaftspolitisch betätigt und dafür angepaßte Einrichtungen, Zuständigkeiten, Mittel und Verfahrensweisen ausbildet.

55. Immer aber muß dabei festgehalten werden: Die Sorge des Staates für die Wirtschaft, so weit und so tief sie auch in das Gemeinschaftsleben eingreift, muß dergestalt sein, daß sie den Raum der Privatinitiative der einzelnen

Bürger nicht nur nicht einschränkt, sondern vielmehr ausweitet, allerdings so, daß die wesentlichen Rechte jeder menschlichen Person gewahrt bleiben. Zu diesen ist zunächst das Recht und die Pflicht der einzelnen zu zählen, in der Regel sich und ihre Angehörigen selbst mit dem Lebensunterhalt zu versorgen. Das besagt: daß es überall in der Wirtschaft einem jeden nicht nur möglich, sondern leicht gemacht werden muß, erwerbstätig zu sein.

56. Übrigens macht die geschichtliche Entwicklung selbst immer einsichtiger: Ein geordnetes und gedeihliches Zusammenleben der Menschen ist einfach nicht möglich, ohne daß die Bürger und die politische Führung in der Wirtschaft zusammenwirken; das erfordert einträchtige gemeinsame Anstrengung derart, daß der Beitrag beider den Erfordernissen des Gemeinwohls je nach den wechselnden Verhältnissen möglichst gut entspricht.

57. In der Tat belehrt uns die ständige Erfahrung: Wo die Privatinitiative der einzelnen fehlt, herrscht politisch die Tyrannei; da geraten aber auch manche Wirtschaftsbereiche ins Stocken; da fehlt es an tausenderlei Verbrauchsgütern und Diensten, auf die Leib und Seele angewiesen sind; Güter und Dienste, die zu erlangen in besonderer Weise die Schaffensfreude und den Fleiß der einzelnen auslöst und anstachelt.

58. Wo umgekehrt in der Wirtschaft die gebotene wirtschaftspolitische Aktivität des Staates gänzlich fehlt oder unzureichend ist, kommt es schnell zu heilloser Verwirrung. Da herrscht die freche Ausbeutung fremder Not durch von Skrupeln wenig gehemmte Stärkere, die sich — leider — allzeit und allenthalben breitmachen wie Unkraut im Weizen.

Die gesellschaftliche Verflechtung

Ursprung und Umfang der Erscheinung

59. Zu den für unsere Zeit kennzeichnenden Merkmalen gehört zweifellos die wachsende Zahl gesellschaftlicher Verflechtungen, dieses täglich dichter werdende Netz sozialer Beziehungen zwischen den Menschen, die ihr Leben und Wirken durch eine Fülle von Organisationen bereichert haben, teils privatrechtlicher, teils öffentlich-rechtlicher Art. Das hat seinen Grund in einer Mehrzahl von zeitgeschichtlichen Umständen; zum Beispiel im wissenschaftlichen und technischen Fortschritt, in der gesteigerten Ergiebigkeit der Wirtschaft, in der gehobenen Lebenshaltung.

60. Diese im gesellschaftlichen Leben zu beobachtenden Tendenzen sind einerseits Anzeichen, anderseits aber auch Ursache dafür, daß der Staat mehr und mehr in Bereiche eindringt, die zum Persönlichsten des Menschen gehören und darum von höchster Bedeutung, aber auch ernsten Gefährdungen ausgesetzt sind. Als Beispiele seien genannt: Gesundheitswesen, Unterricht und Erziehung der jungen Generation, Berufsberatung, Mittel und Wege der Rehabilitation und Wiedereingliederung der verschiedenen Gruppen von Behinderten. Eben diese Tendenzen sind aber auch teils Ergebnis, teils Ausdruck eines sozusagen unwiderstehlichen Strebens der menschlichen Natur; des Strebens, sich mit andern zusammenzutun, wenn es darum geht, Güter zu erlangen, die von den einzelnen begehrt werden, jedoch die Möglichkeiten und Mittel der einzelnen übersteigen. Dieses Streben führt, vor allem in der jüngsten Gegenwart, zu einer reichen Vielfalt von Verbänden, Vereinigungen, Einrichtungen mit wirtschaftlicher, gesellschaftlicher, kultureller, unterhaltender, sportlicher, beruflicher und politischer Zielsetzung sowohl im nationalen Raum wie auf Weltebene.

Wertung

61. Zweifellos bringt der so verstandene Vergesellschaftungsprozeß mancherlei Vorteile. So kann zahlreichen Rechtsansprüchen der Person Genüge geschehen, insbesondere solchen wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Natur, zum Beispiel auf Deckung des lebensnotwendigen Bedarfs, auf Gesundheitspflege, auf erweiterten und vertieften Grundunterricht, auf eine angemessene Fachausbildung, auf Wohnung, Arbeit, auf gebührende Freizeit und angemessene Erholung. Hinzu kommt, daß die immer vollkommenere Organisation der modernen Nachrichtenmittel, der Presse, des Films, des Rundfunks und Fernsehens, den Menschen überall in der Welt gestattet, auch an weit entfernt sich abspielenden Ereignissen unmittelbaren Anteil zu nehmen.

62. Aber dieser täglich fortschreitende und wechselvolle Vergesellschaftungsprozeß läßt in vielen Bereichen auch die Vorschriften und Bindungen zahlreicher werden, die die wechselseitigen Beziehungen der Menschen regeln wollen. Dadurch wird der den einzelnen zur Verfügung stehende Freiheitsraum mehr und mehr eingeschränkt. Es kommen Mittel zur Anwendung, es entwickeln sich Methoden, es bilden sich Umweltbedingungen, unter denen es für den einzelnen wirklich schwer ist, noch unabhängig von äußeren Einflüssen zu denken, aus eigener Initiative tätig zu werden, in Eigenverantwortung seine Rechte auszuüben und seine Pflichten zu erfüllen, die geistigen Anlagen voll zu betätigen und zu entfalten. Werden also mit fortschreitendem Vergesellschaftungsprozeß die Menschen entpersönlicht werden und aufhören, eigenverantwortlich zu sein? Dem ist entschieden zu widersprechen.

63. Der Vergesellschaftungsprozeß ist ja nicht das Produkt unwiderstehlich wirkender Naturgewalten; er ist vielmehr, wie gesagt, eine Schöpfung des Menschen selbst, freier Wesen also, von Natur auf verantwortliches Handeln angelegt; nichtsdestoweniger sind sie genötigt, die Gesetze der wirtschaftlichen Entwicklung anzuerkennen und sich dem Fortschritt der Kultur zu fügen; sie sind nicht in der Lage, sich dem Druck ihrer Umwelt vollständig zu entziehen.

64. Deswegen kann und soll der Vergesellschaftungsprozeß sich nach Unserer Meinung in einer Weise vollziehen, die bei größtmöglicher Nutzung seiner Vorteile doch die mit ihm verbundenen Nachteile vermeidet oder mildert.

65. Um zu diesem erwünschten Ergebnis zu gelangen, müssen die Staatslenker die richtige Auffassung vom Gemeinwohl haben. Dieses umfaßt ja den Inbegriff jener gesellschaftlichen Voraussetzungen, die den Menschen die volle Entfaltung ihrer Werte ermöglichen oder erleichtert. Außerdem halten Wir es für notwendig, daß die leistungsgemeinschaftlichen Gebilde sowie die vielfachen Unternehmungen, in denen der Vergesellschaftungsprozeß sich vorzugsweise abspielt, sich wirklich kraft eigenen Rechtes entwickeln können und daß die Verfolgung ihrer Interessen in Einklang mit dem Gemeinwohl bleibt. Aber nicht weniger notwendig ist, daß diese Sozialgebilde die Gestalt und den Charakter echter Gemeinschaftlichkeit haben, das heißt, daß sie ihre Glieder wirklich als menschliche Personen betrachten und zur aktiven Mitarbeit anhalten.

66. In der Entwicklung der Organisationsform des gesellschaftlichen Zusammenlebens unserer Zeit kommen die Staaten um so leichter zur rechten Ordnung, je mehr ihnen der Ausgleich zwischen zwei Kräften gelingt, einmal den Kräften, über die die einzelnen Bürger und Gruppen

verfügen, sich unter Wahrung des Zusammenhalts des Ganzen selbst zu bestimmen; dann der staatlichen Tätigkeit, die die privaten Unternehmungen in geeigneter Weise ordnet und fördert.

67. Solange sich das gesellschaftliche Leben an diese Leitsätze und an die sittliche Ordnung hält, birgt seine Verdichtung nicht naturnotwendig neue Gefahren oder untragbare Belastungen für den einzelnen Menschen in sich; ja man darf sogar hoffen, daß sie nicht nur die Behauptung und Entfaltung der der Person eigentümlichen Anlagen fördert, sondern auch zu einem gedeihlichen Zusammenwachsen der menschlichen Gesellschaft beiträgt. Dieses erwünschte Zusammenwirken ist, wie Unser Vorgänger Pius XI. im Rundschreiben *Quadragesimo anno* zu bedenken gibt, eine unerläßliche Voraussetzung dafür, daß den Rechten und Pflichten des gesellschaftlichen Lebens voll Genüge geschehen kann (*Quadragesimo anno* 136/137).

Der Arbeitsentgelt

Gerechtigkeit und Billigkeit als Maßstab

68. Schwerer Kummer bedrückt Uns angesichts der traurigen Tatsache, daß in vielen Ländern und ganzen Erdteilen zahllosen Arbeitern ein Lohn gezahlt wird, der ihnen selbst und ihren Familien wirklich menschenunwürdige Lebensbedingungen aufzwingt. Das hat gewiß zum Teil darin seine Ursache, daß in diesen Gebieten die industrielle Produktionsweise gerade erst eingeführt wurde oder noch nicht ausreichend fortgeschritten ist.

69. In einigen von diesen Ländern steht jedoch zu diesem Zustand äußersten Elends der Mehrzahl der Überfluß und hemmungslose Luxus weniger Reicher in schreiendem und beleidigendem Gegensatz, während in andern Ländern die Menschen übermäßig belastet werden, um in kurzer Zeit den nationalen Reichtum in einem Maße zu steigern, wie es ohne Verletzung von Gerechtigkeit und Billigkeit nun einmal nicht möglich ist; in andern wieder wird ein hoher Anteil des volkswirtschaftlichen Ertrages für ein falsch verstandenes nationales Prestige verschwendet, oder es werden ungeheure Summen für die Rüstung ausgegeben.

70. Hierher gehört auch, daß in den wirtschaftlich fortgeschrittenen Ländern Leistungen von geringerer Bedeutung oder fraglichem Wert nicht selten hohe und höchste Entgelte erzielen, die ausdauernde und werteschaffende Arbeit ganzer Schichten arbeitsamer und ehrbarer Bürger dagegen allzu niedrig und für den Lebensunterhalt unzureichend entgolten wird oder jedenfalls in keinem gerechten Verhältnis zu dem geleisteten Beitrag zum allgemeinen Wohl oder zum Gewinn der betreffenden Unternehmen oder zum Volkseinkommen.

71. Deswegen halten Wir es für Unsere Pflicht, noch einmal einzuschärfen: Wie die Höhe des Arbeitslohnes nicht einfachhin dem freien Wettbewerb überlassen bleiben darf, so darf sie auch nicht vom Stärkeren nach Willkür diktiert werden. Sie muß sich vielmehr unbedingt an den Maßstab von Gerechtigkeit und Billigkeit halten. Dazu ist geboten, dem Arbeiter einen Lohn zu zahlen, der für ihn selbst zu einem menschenwürdigen Leben ausreicht und ihm ermöglicht, die Familienlasten zu bestreiten. Um den Entgelt für die Arbeit gerecht zu bemessen, ist zu berücksichtigen an erster Stelle die produktive Leistung, sodann die wirtschaftliche Lage des Beschäftigung gebenden Unternehmens, weiter die Erfordernisse des volkswirtschaftlichen Gemeinwohls, besonders im Hinblick auf die Vollbeschäftigung, endlich des weltwirtschaftlichen Gemeinwohls, das heißt des Ineinandergreifens einer Vielzahl in ihrer Struktur und in ihrer Größe sehr verschieden gearteter Volkswirtschaften.

72. Die hier angeführten Maßstäbe gelten offenbar immer und überall; wie sie aber auf die konkrete Situation angewendet werden müssen, das kann mit Sicherheit nur bestimmt werden unter Berücksichtigung der zur Verfügung stehenden Mittel; diese Mittel können bei den einzelnen Ländern nach Menge und Art verschieden sein und sind es auch tatsächlich; und auch in der gleichen Volkswirtschaft können sie mit dem Wechsel der Zeiten schwanken.

Die Angleichung von wirtschaftlichem und sozialem Fortschritt

73. Angesichts der Tatsache, daß sich in der Gegenwart das Wirtschaftsleben der Länder rasch entwickelt, besonders nach dem letzten Weltkrieg, halten Wir es für angebracht, alle auf ein wichtiges Gebot der sozialen Gerechtigkeit aufmerksam zu machen: daß nämlich dem wirtschaftlichen Fortschritt der soziale Fortschritt entsprechen und folgen muß, so daß alle Bevölkerungskreise am wachsenden Reichtum der Nation entsprechend beteiligt werden. Darauf ist zu achten und darauf wirksam hinzuarbeiten, daß die aus der ungleichen Lage sich ergebenden sozialen Spannungen nicht zunehmen, sondern nach Möglichkeit sich vermindern.

74. Mit vollem Recht bemerkt Unser Vorgänger Pius XII.: „Auch die nationale Wirtschaft als die Wirtschaft der in der staatlichen Gemeinschaft verbundenen wirtschaftenden Menschen hat keinen anderen Zweck, als dauernd die materielle Grundlage zu schaffen, auf der sich das volle persönliche Leben der Staatsbürger verwirklichen kann. Wird dies erreicht und dauernd erreicht, dann ist ein solches Volk in Wahrheit wirtschaftlich reich, eben weil die umfassende Wohlfahrt aller und somit das persönliche Nutzungsrecht aller an den irdischen Gütern nach dem vom Schöpfer gewollten Zweck verwirklicht ist“ (Radioansprache vom 1. 6. 1941, UG 509). Daraus ergibt sich, daß der wirtschaftliche Wohlstand eines Volkes weniger zu bemessen ist nach der äußeren Fülle von Gütern, über die seine Glieder verfügen, als vielmehr nach ihrer gerechten Verteilung, so daß alle im Lande etwas davon für die Entfaltung und Vervollkommnung ihrer Persönlichkeit erhalten; denn das ist das Ziel, auf das die Volkswirtschaft ihrer Natur nach hingeordnet ist.

75. Hier muß bemerkt werden, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse vieler Länder den Mittel- und Großbetrieben ein besonders schnelles Wachstum im Wege der Selbstfinanzierung ihrer Ersatz- und Erweiterungsinvestitionen gestatten. Wo dies zutrifft, könnte den Arbeitern ein rechtmäßiger Anspruch an diese Unternehmen zuzuerkennen sein, den diese einzulösen hätten, vor allem dann, wenn sie im übrigen nicht mehr als den Mindestlohn zahlen.

76. In diesem Zusammenhang ist zu beachten, was Unser Vorgänger Pius XI. in dem Rundschreiben *Quadragesimo anno* aussprach: „Es widerstreitet den Tatsachen, einem der beiden, dem Kapital oder der Arbeit, die Alleinursächlichkeit an dem Ertrag ihres Zusammenwirkens zuzuschreiben; vollends widerspricht es der Gerechtigkeit, wenn der eine oder andere Teil, auf diese angebliche Alleinursächlichkeit pochend, das ganze Erträgnis für sich beansprucht“ (*Quadragesimo anno* 53).

77. Der hier angedeuteten Rechtspflicht kann, wie die Erfahrung zeigt, in mehreren Formen Genüge geschehen. Um von anderen zu schweigen, ist heute besonders zu wünschen, daß die Arbeiter in geeigneter Weise in Mitbesitz an ihrem Unternehmen hineinwachsen. Denn heute ist noch mehr als zu der Zeit, da Unser Vorgänger dies aussprach, „mit aller Macht und Anstrengung dahin zu arbeiten, daß (wenigstens) in Zukunft die neugeschaffene Güterfülle nur in einem billigen Verhältnis bei den besitzenden Kreisen sich anhäufe, dagegen in breitem Strom der Lohnarbeiterschaft zufließe" (*Quadragesimo anno* 61).

78. Aber man muß darauf achten, zwischen dem Arbeitslohn und der verfügbaren Gütermenge ein Verhältnis zu wahren, das Rücksicht nimmt sowohl auf das volkswirtschaftliche als auch auf das gesamtmenschheitliche Gemeinwohl.

79. Was das erstere angeht, so sind als Anliegen des volkswirtschaftlichen Gemeinwohls zu nennen: einer möglichst großen Zahl von Arbeitern Beschäftigung zu sichern; zu vermeiden, daß innerhalb der Arbeiterschaft selbst privilegierte Gruppen entstehen; zwischen Löhnen und Preisen ein angemessenes Verhältnis zu wahren; breitesten Kreisen den Zugang zu Gütern und Dienstleistungen eines gehobenen Bedarfs zu erschließen; ein unausgewogenes Verhältnis zwischen den verschiedenen Wirtschaftszweigen, das heißt der Industrie, der Landwirtschaft und dem Dienstleistungsgewerbe, wenn schon nicht völlig zu beseitigen, so doch in Grenzen zu halten; zwischen dem steigenden materiellen Wohlstand und den vermehrten Dienstleistungen, besonders den öffentlichen Diensten zugunsten der Allgemeinheit, den rechten Einklang herzustellen; die Verfahren der Gütererzeugung an den Fortschritt von Wissenschaft und Technik nach Kräften anzupassen; schließlich dafür zu sorgen, daß der erreichte Wohlstand und die Kulturstufe nicht nur der Gegenwart, sondern auch kommenden Zeiten zugute kommen.

80. Was das zweite angeht, so gebietet das gesamtmenschheitliche Gemeinwohl, den Wettbewerb der verschiedenen Länder untereinander von unlauteren Machenschaften frei zu halten, vielmehr im wirtschaftlichen Bereich einträchtiges, freundschaftliches und daher gedeihliches Zusammenwirken zu pflegen; schließlich sich an der Entwicklungshilfe zugunsten der wirtschaftlich schwächeren Länder zu beteiligen.

81. Eben diese Forderungen des volkswirtschaftlichen und gesamtmenschheitlichen Gemeinwohls sind selbstverständlich auch bei der Bemessung der Anteile gebührend zu berücksichtigen, die den leitenden Männern der Unternehmen als Entgelt für ihre unternehmerische Leistung oder den Kapitalgebern als Ausschüttungen zufließen.

Forderungen der Gerechtigkeit im Hinblick auf die Unternehmensverfassung

Anpassung an den Menschen

82. Aber nicht nur die Verteilung des Wirtschaftsertrages muß den Forderungen der Gerechtigkeit entsprechen, sondern auch der gesamte Wirtschaftsvollzug. In der menschlichen Natur selbst ist das Bedürfnis angelegt, daß, wer produktive Arbeit tut, auch in der Lage sei, den Gang der Dinge mitzubestimmen und durch seine Arbeit zur Entfaltung seiner Persönlichkeit zu gelangen.

83. Wenn darum in der Gütererzeugung eine Betriebsordnung gilt und Verfahren zur Anwendung kommen, die der Würde des arbeitenden Menschen zu nahe treten, sein Verantwortungsgefühl abstumpfen oder seine schöpferischen Kräfte lahmlegen, so widerspricht eine solche Art des Wirtschaftens doch wohl der Gerechtigkeit; das gilt selbst dann, wenn der Güterausstoß sehr hoch liegt und die Verteilung nach Recht und Billigkeit erfolgt.

Eine praktische Richtlinie

84. Es ist unmöglich, ein für allemal die Art des Wirtschaftens zu bestimmen, die am besten der Menschenwürde entspricht, die am besten im Menschen das Verantwortungsbewußtsein für seine Arbeit zu wecken vermag. Immerhin gibt Unser Vorgänger Pius XII. folgenden praktischen Wink: „Zum selben Zweck müssen die kleineren und mittleren Besitzstände in der Landwirtschaft, in Handwerk und Gewerbe, in Handel und Industrie garantiert und gefördert werden; die genossenschaftlichen Vereinigungen sollen ihnen die Vorteile des Großunternehmens verschaffen; und wo sich die Großunternehmung noch heute als produktionsfähiger erweist, soll die Möglichkeit geboten werden, den Arbeitsvertrag durch einen Gesellschaftsvertrag mildernd zu ergänzen" (Radioansprache vom 1. 9. 1944, UG 736).

Der handwerkliche und genossenschaftliche Betrieb

85. Im Interesse des Gemeinwohls und im Rahmen des technischen Fortschritts sind der handwerkliche Betrieb und der landwirtschaftliche Familienbetrieb zu schützen und zu fördern, aber auch die genossenschaftlichen Unternehmen, insbesondere diejenigen, die darauf angelegt sind, den beiden ersteren Hilfsstellung zu leisten.

86. Vom landwirtschaftlichen Betrieb soll später die Rede sein. Hier halten Wir einige Bemerkungen über den Handwerksbetrieb und über die Genossenschaften für angebracht.

87. Zunächst sei die Bemerkung vorausgeschickt: um lebensfähig sein zu können, müssen diese Betriebe und Genossenschaften sich ständig — in Ausstattung und Verfahren — den Ansprüchen der Gegenwart anpassen. Diese ergeben sich einmal aus dem wissenschaftlichen und technischen Fortschritt, dann aus den wechselnden Bedürfnissen und Ansprüchen der Menschen. Um diese Anpassung haben die Handwerker und die Mitglieder der Genossenschaften in erster Linie sich selbst zu bemühen.

88. Beide bedürfen deshalb einer guten Allgemein- und Fachausbildung. Sie müssen sich ferner in entsprechenden Berufsorganisationen zusammenschließen. Ebenso muß aber auch der Staat eine geeignete Schulpolitik, Steuerpolitik, Kreditpolitik und Sozialpolitik betreiben.

89. Diese Sorge des Staates für das Handwerk und die Genossenschaften ist auch deshalb gerechtfertigt, weil diese wertechte Güter schaffen und zum kulturellen Fortschritt beitragen.

90. Und so ergeht aus väterlichem Herzen an Unsere geliebten Söhne auf der ganzen Welt, die in handwerklichen und genossenschaftlichen Betrieben tätig sind, die Mahnung, sie sollen eine hohe Auffassung von der Bedeutung ihrer Arbeit für ihr ganzes Land haben. Diese Arbeit soll in allen Volksschichten den Sinn für verantwortliche Berufserfüllung und den Geist der Solidarität wecken; sie soll die Menschen auch zu Qualitätsleistungen anspornen.

Verantwortliche Mitarbeit der Arbeiter im Mittel- und Großbetrieb

91. Wie schon Unser Vorgänger sind auch Wir der Meinung, daß die Arbeiter mit Recht aktive Teilnahme am Leben des sie beschäftigenden Unternehmens fordern. Wie diese Teilnahme näher bestimmt werden soll, ist wohl nicht ein für allemal auszumachen. Das ergibt sich vielmehr aus der konkreten Lage des einzelnen Unternehmens. Diese ist keineswegs überall gleich, sie kann sogar in demselben Unternehmen rasch und grundlegend wechseln. In jedem Fall sollten die Arbeiter an der Gestaltung der Angelegenheiten ihres Unternehmens aktiv beteiligt werden. Das gilt sowohl für private als auch für öffentliche Unternehmen. Das Ziel muß in jedem Fall sein, das Unternehmen zu einer echten menschlichen Gemeinschaft zu machen; diese muß den wechselseitigen Beziehungen der Beteiligten bei aller Verschiedenheit ihrer Aufgaben und Pflichten das Gepräge geben.

92. Das erfordert im gegenseitigen Verhältnis von Arbeitgebern, leitenden Angestellten und Arbeitern im Betrieb Zusammenarbeit, Achtung voreinander und Wohlwollen; alle müssen zum gemeinsamen Werk mit ehrlichem und innerlichem Einsatz all ihrer Kräfte zusammenwirken; sie sollen ihre Arbeit nicht nur als Mittel des Erwerbs auffassen, sondern auch als Pflichterfüllung und Dienst an der Gemeinschaft. Das bedeutet aber: Bei der Erledigung der Angelegenheiten und beim Ausbau des Unternehmens sollte auch die Stimme des Arbeiters gehört und seine Mitverantwortung angesprochen werden. Unser Vorgänger Pius XII. sagte mit Recht: „Anderseits verlangt die wirtschaftliche und soziale Funktion, die jeder Mensch erfüllen möchte, daß die Tätigkeit, die der einzelne entfaltet, nicht völlig dem Willen eines anderen untergeordnet sei" (Ansprache vom 8. 10. 1956, UG 6193). Zweifellos muß ein Unternehmen, das der Würde des Menschen gerecht werden will, auch eine wirksame Einheitlichkeit der Leitung wahren; aber daraus folgt keineswegs, daß, wer Tag für Tag in ihm arbeitet, als bloßer Untertan zu betrachten ist, dazu bestimmt, stummer Befehlsempfänger zu sein, ohne das Recht, eigene Wünsche und Erfahrungen anzubringen; daß er bei Entscheidungen über die Zuweisung eines Arbeitsplatzes und die Gestaltung seiner Arbeitsweise sich passiv zu verhalten habe.

93. Hier ist ein weiterer Gedanke angebracht: Die weitergehende Verantwortung, die heute in verschiedenen Wirtschaftsunternehmen den Arbeitern übertragen werden soll, entspricht durchaus der menschlichen Natur; sie liegt aber auch im Sinn der geschichtlichen Entwicklung von heute in Wirtschaft, Gesellschaft und Staat.

94. Gewiß bestehen auch zu unserer Zeit in Wirtschaft und Gesellschaft noch schwere Mißverhältnisse, die im Widerspruch zur Gerechtigkeit und zur Menschlichkeit stehen; im ganzen Bereich der Wirtschaft machen sich Irrtümer geltend, die ihren Ablauf, ihre Zielsetzungen, ihre Struktur und ihre Funktionen schwer in Mitleidenschaft ziehen; niemand aber kann den bedeutenden Fortschritt der modernen Wirtschaftsverfahren leugnen, die der wissenschaftliche und technische Fortschritt ausgelöst hat, und ihr im Vergleich zur Vergangenheit rascheres Wachstum. Vom Arbeiter verlangt das heute erhöhte Geschicklichkeit und längere Erfahrung. Darum braucht er eine reichere Ausstattung mit Arbeitsmitteln, aber auch Zeit für eine entsprechende Ausbildung als Facharbeiter wie auch Gelegenheit für Weiterbildung und religiös-sittliche Gesamtbildung.

95. Unter diesen Umständen kann den Jugendlichen mehr Zeit gelassen werden für ihre Allgemeinbildung und berufliche Lehre.

96. So werden die Voraussetzungen dafür verwirklicht, daß die Arbeiter in der Lage sind, in ihren Unternehmen verantwortungsvollere Aufgaben zu übernehmen. Auch für den Staat ist es von nicht geringer Bedeutung, daß in allen Schichten sich das Bewußtsein verstärkt, für das Gemeinwohl mitverantwortlich zu sein.

Mitwirken der Arbeiter auf allen Ebenen

97. Offenkundig erleben die Arbeiterorganisationen in unserer Zeit einen mächtigen Aufschwung und haben ganz allgemein auf nationaler und internationaler Ebene eine anerkannte Rechtsstellung. Sie treiben die Arbeiter nicht mehr in den Klassenkampf, sondern leiten sie zu sozialer Partnerschaft an. Dazu dienen vor allem die Gesamtarbeitsverträge zwischen den Arbeitnehmer- und Arbeitgeberverbänden. Wir möchten darauf hinweisen, wie notwendig oder mindestens höchst angemessen es ist, daß die Arbeiterschaft Gelegenheit hat, ihre Meinung und ihr Gewicht auch über die Grenzen des Unternehmens hinaus geltend zu machen, und zwar in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens.

98. Der Grund dafür ist vor allem dieser: Wenn auch ein einzelnes Wirtschaftsunternehmen noch so groß, ergiebig und für das ganze Land bedeutsam ist, so steht es doch in engstem Zusammenhang mit dem Allgemeinzustand von Wirtschaft und Gesellschaft in dem betreffenden Land; seine eigene günstige Lage ist dadurch bedingt.

99. Über das zu entscheiden, was den allgemeinen Stand der Wirtschaft fördert, ist nicht Sache der einzelnen Wirtschaftssubjekte, sondern liegt bei der staatlichen Führung und bei jenen nationalen und übernationalen Institutionen, die für bestimmte Wirtschaftsbereiche zuständig sind. Daher erweist es sich als angemessen oder notwendig, daß an den staatlichen Stellen und in diesen Institutionen außer den Unternehmern und deren Beauftragten auch die Arbeiter vertreten sind oder diejenigen, die bestellt sind, die Rechte, Ansprüche und Interessen der Arbeiter wahrzunehmen.

100. So versteht es sich, daß Unser Gedenken und Unser väterliches Wohlwollen sich den verschiedenen Berufsorganisationen und Gewerkschaften zuwenden, die, von christlichem Gedankengut beseelt, in den verschiedenen Erdteilen am Werke sind. Wir wissen, wie schwierig der Einsatz Unserer geliebten Söhne war, wissen aber auch um ihren Erfolg, wenn es galt, im nationalen Bereich oder auf Weltebene die Rechte der Arbeiter wahrzunehmen und deren wirtschaftliche und kulturelle Lage zu heben.

101. Darüber hinaus möchten Wir anerkennend darauf hinweisen, wie verdienstlich diese Arbeit ist. Ihr Wert bestimmt sich nicht nach dem unmittelbaren, sichtbaren Erfolg; wirkt sie doch in die ganze Welt der menschlichen Arbeit hinein — überallhin verbreitet sie die rechten Maßstäbe christlichen Denkens und Handelns und den Geist der christlichen Religion.

102. Mit dieser väterlichen Anerkennung wollen Wir auch jene geliebten Söhne auszeichnen, die, von christlichen Grundsätzen durchdrungen, ausgezeichnete Arbeit in anderen Berufsorganisationen und Gewerkschaften leisten, die sich vom natürlichen Sittengesetz leiten lassen und die religiös-sittliche Freiheit ihrer Mitglieder achten.

103. An dieser Stelle können Wir es nicht unterlassen, von

Herzen Unseren Glückwunsch und Unsere Hochachtung der Internationalen Arbeits-Organisation (IAO) auszusprechen. Seit vielen Jahren leistet sie mit Geschick und Erfolg ihren wertvollen Beitrag dazu, im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu verwirklichen. Eine solche Ordnung der Dinge gewährleistet auch die gebührende Anerkennung der Rechte der Arbeiter.

Das Privateigentum

Die veränderte Lage

104. Augenscheinlich vollzieht sich in jüngster Zeit gerade bei den größten wirtschaftlichen Unternehmen eine immer schärfere Scheidung der Funktionen hier der Kapitaleigner, dort des Managements. Daraus erwachsen der staatlichen Führung recht schwierige Aufgaben. Diese hat ja darüber zu wachen, daß die Planungen der Leiter führender Unternehmen, besonders solcher, die für die gesamte Volkswirtschaft von entscheidender Bedeutung sind, nicht in dieser oder jener Hinsicht den Erfordernissen des Gemeinwohls zuwiderlaufen. Diese Schwierigkeiten bestehen, wie die Erfahrung zeigt, unabhängig davon, ob das für die großen Unternehmen notwendige Kapital sich in öffentlicher oder privater Hand befindet.

105. Wir wissen auch, daß heute immer mehr Menschen auf Grund der vielfältigen wirtschafts- und sozialpolitischen Sicherungen unbesorgt und zuversichtlich in die Zukunft blicken können. Früher gründete ihre Zuversicht auf einem wenn auch bescheidenen Vermögen.

106. Heute bemüht man sich vielfach mehr um die Erlernung eines Berufes als um den Eigentumserwerb. Man schätzt das Einkommen, das auf Arbeitsleistung oder auf einem davon abgeleiteten Rechtsanspruch beruht, höher als das Einkommen aus Kapitalbesitz oder daraus abgeleiteten Rechten.

107. Das entspricht vollkommen dem eigentlichen Wesen der Arbeit. Denn diese ist unmittelbarer Ausfluß der menschlichen Natur und deshalb wertvoller als Reichtum an äußeren Gütern, denen ihrer Natur nach nur der Wert eines Mittels zukommt. Diese Entwicklung ist deshalb ein echter Ausdruck menschlichen Fortschritts.

108. Auf Grund dieser wirtschaftlichen Entwicklung sind nun Zweifel darüber entstanden, ob ein von Unseren Vorgängern mit Nachdruck vorgetragener und verfochtener gesellschafts-wirtschaftlicher Grundsatz unter den gegenwärtigen Umständen seine Geltung verloren habe oder weniger bedeutsam geworden sei, der Grundsatz nämlich, daß dem Menschen auf Grund seiner Natur das Recht zukommt, Privateigentum, und zwar auch an Produktionsmitteln, zu haben.

Das natürliche Recht auf Eigentum

109. Ein solcher Zweifel ist völlig unbegründet. Denn das Recht auf Privateigentum, auch an Produktionsmitteln, gilt für jede Zeit. Es ist in der Natur der Dinge selbst grundgelegt, die uns belehrt, daß der einzelne Mensch früher ist als die bürgerliche Gesellschaft und daß diese zielhaft auf den Menschen hingeordnet sein muß. Übrigens würde die Anerkennung des menschlichen Rechts auf wirtschaftliche Privatinitiative gegenstandslos, wollte man dem Menschen nicht zugleich auch die Möglichkeit einräumen, die für die Ausübung dieses Rechts notwendigen Mittel selbst zu bestimmen und anzuwenden. Sowohl die Erfahrung wie die geschichtliche Wirklichkeit bestätigen es: wo das politische Regime dem einzelnen das Privateigentum auch an Produktionsmitteln nicht gestattet, dort wird auch die Ausübung der menschlichen Freiheit in wesentlichen Dingen eingeschränkt oder ganz aufgehoben. Das beweist: das Recht auf Eigentum bildet in der Tat eine Stütze und zugleich einen Ansporn für die Ausübung der Freiheit.

110. Hierin liegt die Erklärung für die Tatsache, daß jene gesellschaftlichen und politischen Verbände und Organisationen, die einen Ausgleich zwischen Freiheit und Gerechtigkeit im gesellschaftlichen Zusammenleben suchen und bis vor kurzem das Eigentum an Produktionsmitteln ablehnten, heute, durch die soziale Entwicklung belehrt, ihre Meinung merklich geändert haben und dieses Recht durchaus anerkennen.

111. Wir möchten hier auf eine Fragestellung verweisen, die Unser Vorgänger Pius XII. getroffen hat: „Wenn also die Kirche den Grundsatz des Privateigentums verteidigt, so verfolgt sie dabei ein hohes ethisch-soziales Ziel. Sie beabsichtigt keineswegs, den gegenwärtigen Stand der Dinge einfachhin und ohne Abstriche zu befürworten, als ob sie darin etwa den Ausdruck des göttlichen Willens sähe, noch grundsätzlich den Reichen und Plutokraten gegenüber dem Armen und Habenichts zu schützen ... Worauf die Kirche vielmehr abzielt, das ist, die Einrichtung des Privateigentums zu dem zu machen, was sie nach den Plänen der göttlichen Weisheit und den Anordnungen der Natur sein soll" (Radioansprache vom 1. 9. 1944, UG 734). Das Privateigentum muß das Recht des Menschen auf Freiheit schützen und zugleich einen unentbehrlichen Beitrag leisten zum Aufbau der rechten gesellschaftlichen Ordnung.

112. Wir sagten schon, daß in nicht wenigen Ländern in der letzten Zeit die Wirtschaft einen raschen Aufschwung genommen hat. Wenn aber der Ertrag steigt, so verlangen Gerechtigkeit und Billigkeit auch eine im Rahmen des Gemeinwohls mögliche Erhöhung des Arbeitslohnes. Dadurch wird den Arbeitern erleichtert, Ersparnisse zu bilden und ein bescheidenes Vermögen zu erwerben. Es ist deswegen unverständlich, wenn von einigen der naturrechtliche Charakter des Eigentums bestritten wird. Lebt doch das Eigentum von der Fruchtbarkeit der Arbeit und erhält von ihr seine Bedeutung. Es schützt zudem in wirksamer Weise die Würde der menschlichen Person und erleichtert die Ausübung der beruflichen Verantwortung in allen Lebensbereichen. Es fördert die Ruhe und Beständigkeit des menschlichen Zusammenlebens in der Familie und fördert den innern Frieden und die Wohlfahrt des Landes.

Wirksame Streuung

113. Es genügt jedoch nicht, nur das naturgegebene Recht auf Privateigentum, auch an Produktionsmitteln, zu betonen. Mit gleichem Nachdruck muß alles unternommen werden, damit alle Kreise der Bevölkerung in den Genuß dieses Rechtes gelangen.

114. Pius XII. hat es klar ausgesprochen: „Die Persönlichkeitswürde des Menschen erheischt also das persönliche Nutzungsrecht an den Gütern der Erde als normale und naturgemäße Lebensgrundlage. Dem entspricht die grundsätzliche Forderung des Privateigentums, soweit möglich, für alle" (Weihnachtsbotschaft 1942, UG 243). Anderseits fordert die Würde der Arbeit auch „die Erhaltung und Vervollkommnung einer Sozialordnung, welche allen Schichten des Volkes die Bildung eines

dauerhaften, sei es auch nur bescheidenen Privateigentums ermöglicht" (ebd., UG 255).

115. Breitere Streuung des Eigentums ist, wenn jemals, so heute ganz besonders geboten. In einer wachsenden Zahl von Ländern wächst der wirtschaftliche Wohlstand rasch. Bei kluger Anwendung bereits erprobter Verfahrensweisen dürfte es nicht schwer sein, die wirtschaftliche und soziale Entwicklung in diesen Ländern so zu lenken, daß sie den Zugang zu privatem Eigentum erleichtert und verbreitert, beispielsweise zu dauerhaften Gebrauchsgütern, Wohnhaus, Grundstück, Geräten für den handwerklichen oder bäuerlichen Familienbetrieb, in Wertpapieren verbrieften Kapitalanlagen in Groß- und Riesenunternehmen. In sozial und wirtschaftlich fortgeschrittenen Ländern sind da bereits erfreuliche Ergebnisse erzielt.

Öffentliches Eigentum

116. Das eben Gesagte schließt keineswegs aus, daß auch der Staat und andere öffentlich-rechtliche Gebilde rechtmäßig Eigentum besitzen, auch an Produktionsmitteln, ganz besonders dann, wenn „die mit ihnen verknüpfte übergroße Macht ohne Gefährdung des öffentlichen Wohls Privathänden nicht überantwortet bleiben kann" (*Quadragesimo anno* 114).

117. Ja es scheint ein Merkmal unserer Zeit zu sein, daß das staatliche und sonstige öffentliche Eigentum immer umfangreicher wird. Das hat unter anderem darin seine Ursache, daß der Staat um des Gemeinwohls willen immer größere Aufgaben übernehmen muß. Aber auch hier will das bereits erwähnte Prinzip der Subsidiarität unbedingt beachtet sein. Nur dann dürfen der Staat und andere öffentlich-rechtliche Gebilde den Umfang ihres Eigentums ausweiten, wenn das richtig verstandene Gemeinwohl dies offenbar verlangt, wobei zu vermeiden ist, das Privateigentum übermäßig zu beschränken oder, was noch schlimmer wäre, ganz zu verdrängen.

118. Wir müssen auch darauf hinweisen, daß wirtschaftliche Unternehmungen des Staates oder anderer öffentlich-rechtlicher Gebilde nur solchen Männern anvertraut werden dürfen, die sich durch besondere Sachkenntnis, durch Charakterfestigkeit und durch großes Verantwortungsbewußtsein gegenüber der Volksgemeinschaft auszeichnen. Die Tätigkeit dieser Männer ist sorgsam zu überwachen. Es muß verhindert werden, daß innerhalb der staatlichen Verwaltung selbst wirtschaftliche Macht sich in den Händen weniger anhäuft. Das ist unvereinbar mit dem öffentlichen Wohl.

Soziale Funktion und Verpflichtung des Eigentums

119. Unsere Vorgänger haben auch wiederholt erklärt, daß das Recht auf Eigentum zugleich eine soziale Funktion einschließt. Nach dem Willen des Schöpfers sind alle Güter an erster Stelle auf die menschenwürdige Versorgung aller hingeordnet. In dem Rundschreiben *Rerum novarum* heißt es: „Wem durch Gottes Fügung mehr Güter zuteil wurden, seien es leibliche und materielle Güter oder seien es Güter des Geistes, hat sie empfangen, um sie im Dienste der Vorsehung zu seiner eigenen Vervollkommnung und zum Nutzen der anderen zu gebrauchen. ‚Wer Geist besitzt, darf nicht schweigen, wer Reichtum an Gütern besitzt, sehe zu, daß seine Barmherzigkeit nicht erlahme, wer über eine Handfertigkeit verfügt, verwende sein Können zum Besten der Mitmenschen' (Gregor d. Gr.)" (*Rerum novarum* 19).

120. Wie sehr auch in unserer Zeit der Aufgabenbereich des Staates und der öffentlich-rechtlichen Gebilde sich ausgeweitet hat und immer noch mehr ausweitet, so folgt daraus keineswegs, wie manche offenbar meinen, die soziale Funktion des Eigentums sei dadurch überholt. Die soziale Funktion des Eigentums entspringt vielmehr aus dem Eigentumsrecht selbst. Unmittelbar damit sind die jederzeit überaus zahlreichen Härtefälle und verborgenen, aber schwerwiegenden Notstände zu bedenken, denen die noch so vielseitige öffentliche Fürsorge nicht beikommt und denen sie in keiner Weise abhelfen kann. Hier bleibt für private menschliche Hilfsbereitschaft und christliche Caritas immer ein weites Feld. Es ist zudem eine Tatsache, daß jene Unternehmungen, bei denen es um ideelle Werte geht, durch die Initiative der einzelnen Personen oder Personengruppen besser gefördert werden als durch öffentliche Organe.

121. Hier scheint noch der Hinweis angebracht, daß die Autorität des Evangeliums das Recht auf Privateigentum eindeutig bestätigt, das nichtsdestoweniger uns Christus den Herrn vor Augen stellt, wie er eindringlich mahnt, die irdischen Güter den Armen zu schenken und sie so in übernatürliche Reichtümer zu verwandeln. „Suchet nicht Schätze auf Erden aufzuhäufen, wo Rost und Motten sie verzehren und Diebe sie ausgraben und stehlen. Sammelt euch vielmehr Schätze für den Himmel, wo weder Rost noch Motten sie verzehren noch Diebe sie ausgraben und stehlen" (Matth. 6, 19—20). Und der göttliche Meister sieht als ihm selbst erwiesen an, was den Armen getan worden ist. „Wahrlich, ich sage euch, was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan" (Matth. 25, 40).

DRITTER TEIL

Neue Seiten der Sozialen Frage

122. Die Entwicklung der geschichtlichen Situation stellt immer klarer heraus: Die Maßstäbe von Gerechtigkeit und Billigkeit müssen nicht nur auf die Beziehungen von Arbeitnehmern und Arbeitgebern angewandt werden, sondern ebenso auch auf die verschiedenen Wirtschaftszweige untereinander und die wirtschaftlich unterschiedlich gesellten Gebiete ein und desselben Landes; das gleiche gilt innerhalb der ganzen menschlichen Gemeinschaft für die verschiedenen wirtschaftlich und gesellschaftlich in verschiedenem Grade entwickelten Länder.

Forderungen der Gerechtigkeit in den Beziehungen zwischen den einzelnen Wirtschaftszweigen

Die Landwirtschaft, ein benachteiligter Bereich

123. Zuerst wollen Wir etwas über die Landwirtschaft sagen. Wir beginnen mit der Feststellung: Der Zahl nach ist die Landbevölkerung, aufs Ganze gesehen, wohl nicht zurückgegangen; dennoch verlassen heute zweifellos nicht wenige bäuerliche Menschen den angestammten Boden und ziehen in dichter besiedelte Räume oder auch in die Großstädte. In fast allen Ländern haben wir die Erscheinung der Landflucht, die manchmal Massencharakter annimmt; daraus erwachsen für ein menschenwürdiges Leben der Bürger nicht leicht zu behebende Schwierigkeiten.

124. Offenbar nimmt mit dem Wachstum und Fortschritt der Wirtschaft der Anteil der landwirtschaftlich erwerbstätigen Bevölkerung ab; dafür wächst die Zahl der in der Industrie und in den übrigen Sektoren Beschäftigten. Wir meinen nun, wer aus der Landwirtschaft in die anderen Wirtschaftszweige abwandert, tut das zwar oft aus Gründen, die mit der Entwicklung der Wirtschaft zusammenhängen; nicht selten aber ist mancherlei anderes mit im Spiel. Vorzugsweise seien genannt: der Wille, aus der Enge herauszukommen, die keine Aufstiegsmöglichkeiten in Aussicht stellt; der Drang nach Erlebnissen und Abenteuern, der die heutige Generation erfaßt hat; die Sucht nach rasch zu erwerbendem Reichtum; der glühende Durst nach freierem Leben und jenen Annehmlichkeiten, wie Räume dichterer Besiedlung und besonders Großstädte sie eben zu bieten haben. Ohne Zweifel verläßt aber die Landbevölkerung auch deshalb die Scholle, weil sie sich fast überall hinter der Entwicklung zurückgeblieben sieht — sowohl was die Arbeitsproduktivität als auch ihre Lebenshaltung angeht.

125. Bei diesem wichtigen Problem, unter dem heute fast alle Länder leiden, ist zunächst zu untersuchen, was sich tun läßt, um die Produktivitätsunterschiede zwischen Landwirtschaft, Industrie und Dienstleistungen zu verringern; um die Lebenshaltung der bäuerlichen Bevölkerung an die Lebenshaltung derer anzugleichen, die ihr Einkommen aus Industrie und Dienstleistungen beziehen; schließlich was geschehen kann, um den Minderwertigkeitskomplex der in der Landwirtschaft Beschäftigten gegenüber anderen zu überwinden, sie vielmehr zu überzeugen, daß man auch durch die Landarbeit seine Persönlichkeit entfalten und den Wechselfällen der Zukunft zuversichtlich entgegensehen kann.

126. Es erscheint Uns deshalb angebracht, einige allgemeingültige Leitsätze aufzustellen, die allerdings voraussetzen, daß man sich bei ihrer Anwendung in der Praxis nach dem richtet, was die Umstände der Zeit und des Ortes gestatten oder nahelegen, wenn nicht gar zwingend verlangen.

Gleichstellung in bezug auf die wesentlichen öffentlichen Dienste

127. Besonders müssen alle, vornehmlich aber die Staatsführung, darauf hinwirken, daß die Maßnahmen, die allen zugute kommen sollen, auch auf dem Land entsprechend entwickelt werden, z. B. der Wegebau, der Ausbau des Transport- und Kommunikationswesens, die Trinkwasserversorgung, der Wohnungsbau, das Gesundheitswesen, das Volks-, Berufs- und Fachschulwesen; alles, was zur seelischen Erhebung und zur Arbeitsruhe gehört; schließlich alles, was eine zeitgemäße Ausstattung und Ausrüstung des landwirtschaftlichen Betriebes ausmacht. Wo die Landbevölkerung diese für ein angemessenes Leben auf dem Lande erforderlichen Dinge entbehren muß, kommt das wirtschaftliche und soziale Leben dortselbst überhaupt nicht oder allzu langsam voran. Dann setzt eine unaufhaltsame und in ihrem Umfang schwer abschätzbare Landflucht ein.

Schrittweise und ausgeglichene Entwicklung der Gesamtwirtschaft

128. Die Wirtschaft in den einzelnen Ländern sollte sich ferner Schritt für Schritt in rechter Ausgewogenheit ihrer verschiedenen Zweige entfalten. Man muß sich also darum bemühen, zunächst die Landbestellung durch Einsatz moderner Verfahrensweisen zu rationalisieren, in der Anbautechnik, in der Auswahl der Kulturen, in der Ausstattung des landwirtschaftlichen Betriebes mit Inventar, wie es der allgemeine Stand der Wirtschaft ermöglicht, wenn nicht gar erfordert. Das alles soll nach Möglichkeit so durchgeführt werden, daß man mit der Industrie und den Dienstleistungsgewerben Schritt hält.

129. So wird einerseits die Landwirtschaft eine größere Menge industrieller Erzeugnisse aufnehmen und eine gesteigerte Nachfrage nach Dienstleistungen ausüben; umgekehrt bietet sie selbst dann den beiden anderen Sektoren und dem ganzen Volk Erzeugnisse an, die in Menge und Qualität dem Bedarf der Verbraucher entgegenkommen; im Ergebnis trägt die Landwirtschaft damit zur Erhaltung der Kaufkraft des Geldes bei, einem der wichtigsten Erfordernisse, um das wirtschaftliche Wachstum in geordneter Bahn zu halten.

130. Folgt man diesen Ratschlägen, so ergeben sich daraus neben anderen auch diese Vorteile: man kann dann sowohl in den Abwanderungs- als in den Zuwanderungsgebieten die Wanderbewegung der durch die fortschreitende Einführung moderner Arbeitsverfahren in der Landwirtschaft freigesetzten Arbeitskräfte besser überschauen; man kann ihnen eine entsprechende fachliche Ausbildung geben und ihnen so die Umstellung auf andere Berufe erleichtern; man kann ihnen endlich materielle Unterstützung und jede Art von Hilfe zur geistigen und seelischen Vorbereitung bieten, deren es bedarf, um sich in eine soziale Umwelt einzugliedern.

Spezifische Wirtschaftspolitik

131. Um ein ausgeglichenes Wachstum der verschiedenen Wirtschaftszweige zu sichern, müssen die staatlichen Stellen, was die Agrarpolitik angeht, in kluger Weise Bedacht nehmen auf Steuern und Abgaben, auf das Kreditwesen, die Sozialversicherung, die Preisbildung, die Förderung weiterverarbeitender Industrien, schließlich auf bessere Ausstattung der bäuerlichen Betriebe mit Inventar.

Besteuerung

132. Was die Besteuerung angeht, so kommt es unter der Rücksicht von Gerechtigkeit und Billigkeit vor allem darauf an, die Lasten entsprechend der unterschiedlichen Steuerkraft der Bürger zu verteilen.

133. Bei der Bemessung der Steuer für die Landwirtschaft gebietet aber ein Erfordernis des Gemeinwohls Rücksichtnahme auf die Tatsache, daß ihre Erträge langsamer einkommen und größeren Wechselfällen ausgesetzt sind; daß es deshalb auch schwieriger ist für sie, das zur Leistungssteigerung notwendige Kapital aufzubringen.

Zinsgünstige Kapitalzufuhr

134. Unter diesen Umständen ist verständlich, daß die Kapitalbesitzer ihr Kapital lieber in andern Wirtschaftszweigen anlegen als gerade in der Landwirtschaft. Aus dem gleichen Grund können die Landwirte keine hohen Zinsen, für gewöhnlich nicht einmal den Kapitalmarktzins aufbringen, um sich das für den Fortschritt und die laufende Betriebsführung benötigte Kapital zu beschaffen. Aus Gründen des Gemeinwohls müssen daher die staatlichen Stellen für die Landwirtschaft nicht nur eine eigene Kreditpolitik vorsehen; es bedarf eigener Kreditinstitute, die ihr Kapital zu einem tragbaren Zinsfuß zur Verfügung stellen.

Sozialversicherung beziehungsweise soziale Sicherheit

135. Weiterhin scheinen zwei Versicherungssysteme notwendig: eines für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, das andere für die Landwirte selbst und ihre Familien. Es gilt als ausgemacht, daß das Je-Kopf-Einkommen des Landwirts im allgemeinen unter demjenigen der Industriearbeiter und der im Dienstleistungsbereich Beschäftigten liegt. Darum scheint es den Maßstäben der sozialen Gerechtigkeit und Rechtsgleichheit nicht voll zu entsprechen, die landwirtschaftliche Bevölkerung in bezug auf Sozialversicherung oder soziale Sicherheit schlechter zu stellen als die andern Berufsgruppen. Denn die allgemeinen Maßnahmen der Sozialversicherung und Versorgung sollten keine zu großen Unterschiede aufweisen, je nach dem Wirtschaftsbereich, in dem die Menschen tätig sind und aus dem sie ihr Einkommen beziehen.

136. Im übrigen können die Maßnahmen der sozialen Sicherheit und der Sozialversicherung viel dazu beitragen, daß das Volkseinkommen sich nach Recht und Billigkeit unter alle verteilt; es ist daher angezeigt, sich ihrer als Mittel zu bedienen, um übergroße Unterschiede der Lebenslagen, die zwischen verschiedenen Volksgruppen bestehen, zu mildern.

Marktordnung

137. Die Eigenart der landwirtschaftlichen Erzeugnisse erfordert, daß man ihre Preise durch Maßnahmen sichert, die im einzelnen von Fachleuten der Wirtschaft auszuarbeiten sind. Am besten sorgen die Beteiligten selber dafür, und das kann billigerweise von ihnen erwartet werden; nichtsdestoweniger darf die Staatsführung sich daran nicht völlig desinteressieren.

138. Dabei darf man eines nicht übersehen: der Preis landwirtschaftlicher Erzeugnisse ist für gewöhnlich viel mehr Entgelt für die Arbeitsmühe des Landmanns als Vergütung von Kapitaleinsatz.

139. Mit vollem Recht lehrt dazu Unser Vorgänger Pius XI. in seinem Rundschreiben *Quadragesimo anno* im Hinblick auf das Gemeinwohl: „Hierhin gehört auch das richtige Verhältnis der Löhne untereinander", und fährt fort: „Eng hängt damit wieder zusammen das richtige Verhältnis der Preise für die Erzeugnisse der verschiedenen Wirtschaftszweige, beispielshalber für Agrar- und Industrieprodukte u. a. m." (*Quadragesimo anno* 75).

140. Da nun die landwirtschaftlichen Erzeugnisse vor allem der Befriedigung der wichtigsten Bedürfnisse der Menschen dienen, muß ihr Preis so bemessen sein, daß alle in der Lage sind, sie zu kaufen. Anderseits wäre es offenbares Unrecht, um dessentwillen eine ganze Berufsgruppe, hier die Bauern, wirtschaftlich und sozial schlechter zu stellen, indem ihnen die Kaufkraft mangeln würde, das zu einer ehrbaren Lebenshaltung Benötigte zu erwerben. Das widerspräche offensichtlich auch dem Gemeinwohl.

Ergänzung des Einkommens aus Landwirtschaft

141. Es erscheint angebracht, auf dem Lande jene Industrien und Dienstleistungsgewerbe zu fördern, die der Lagerung, Verarbeitung und dem Transport der landwirtschaftlichen Erzeugnisse dienen. Unternehmen weiterer Wirtschafts- und Berufszweige sollten hinzutreten. Auf diese Weise fänden die bäuerlichen Familien Gelegenheit, zusätzliches Einkommen zu erwerben, und dies in der gewohnten Umwelt ihres Lebens und Wirkens.

Strukturelle Agrarpolitik

142. Niemand kann sich vermessen, allgemeingültig die beste Gestaltung der Landwirtschaft (des landwirtschaftlichen Betriebes) festzulegen. Schon innerhalb ein und desselben Landes sind die Verhältnisse dafür viel zu verschieden, noch mehr in den verschiedenen Weltteilen. Wer jedoch die Würde des Menschen und der Familie schon ihrer Natur entsprechend und darüber hinaus im Sinne der christlichen Lehre wertet, dem schwebt hier ein bäuerlicher Betrieb als erstrebenswert vor, der eine echte Personengemeinschaft darstellt, wo die wechselseitigen Beziehungen der Glieder und die ganze Gestaltung des Betriebs den Maßstäben der Gerechtigkeit und der christlichen Lehre entsprechen. Dies gilt in besonderer Weise vom bäuerlichen Familienbetrieb. Daher wird man sich mit aller Kraft dafür einsetzen, daß diese begrüßenswerte Betriebsform in der Landwirtschaft in zeitgemäßer Gestalt endlich Wirklichkeit wird.

143. Der Familienbetrieb ist aber nur dann auf die Dauer lebensfähig, wenn er so viel abwirft, wie für eine menschenwürdige und dem Stand der Kultur entsprechende Lebenshaltung der Familie benötigt wird. Um das zu erreichen, müssen die Landwirte über eine gründliche Ausbildung in ihrem Beruf verfügen, sich über den technischen Fortschritt auf dem laufenden halten und eine von Fachleuten ausgeübte Berufsberatung haben. Sie müssen ferner Hilfs- und Förderungswirtschaften genossenschaftlichen Charakters aufbauen, müssen Organisationen beruflicher Interessenvertretung schaffen; müssen sich wirksam ins öffentliche Leben einschalten, sowohl in die Verwaltungsstellen des Landes als auch in die eigentliche Politik.

Die Landwirte Vorkämpfer ihres eigenen Aufstiegs

144. Bahnbrecher des wirtschaftlichen Aufstiegs, des kulturellen Fortschritts und der sozialen Hebung der Landwirtschaft sollten Unserer Meinung nach diejenigen sein, die es zunächst angeht, die Bauern selbst. Sie müßten von der Überzeugung durchdrungen sein: die Arbeit, die sie tun, hat ihre besondere Ehre; sie vollzieht sich im weiten Raum von Gottes freier Natur; sie gilt vorzugsweise Pflanze und Tier, deren Leben, unerschöpflich in seinen Ausdrucksformen und doch festen Gesetzen gehorchend, immer wieder auf Gott, den Schöpfer, und seine Vorsehung hinweist. Die Arbeit des Bauern versorgt nicht nur die Menschheit mit Nahrungsmitteln aller Art, sie beliefert auch die Industrie mit einer wachsenden Fülle von Rohstoffen.

145. Diese Arbeit ist ausgezeichnet durch die Vielfalt der Leistung der Physik, Chemie und Biologie, die in ihr zur Anwendung kommen; angesichts der Bedeutung, die deren Anwendung für die Landwirtschaft besitzt, müssen diese unablässig den wechselnden Zeitbedürfnissen angepaßt werden. Nicht genug damit: diese Arbeit hat ihren eigenen Adel, fordert sie doch vom Bauern klare Übersicht über den Gang der Zeit und bereitwilliges Mitgehen mit ihr: ruhigen Blick in die Zukunft, Wissen um die Bedeutung und Verantwortung des eigenen Standes, entschlossenen und aufgeschlossenen unternehmerischen Sinn.

Solidarität und Zusammenarbeit

146. Hier darf der Hinweis nicht fehlen, daß sich die Landwirte, wie das in jedem andern Wirtschaftszweig geschieht, organisieren müssen. Das gilt besonders für die landwirt-

schaftlichen Familienbetriebe. Die in der Landwirtschaft Tätigen müssen sich ihresgleichen solidarisch verbunden fühlen und gemeinsam darangehen, Hilfs- oder Förderungsgenossenschaften und Fachverbände ins Leben zu rufen. Diese sind dringend notwendig, um die Bauern in den Genuß der wirtschaftlichen und technischen Fortschritte zu bringen, wie auch um auf die Preisbildung ihrer Erzeugnisse Einfluß zu nehmen. Hinzu kommt, daß durch diese Einrichtungen die Bauern die Gleichstellung mit den übrigen Berufszweigen, die gewöhnlich schon organisiert sind, erreichen. Schließlich können sie, wenn sie all das schaffen, den ihrer Bedeutung entsprechenden Einfluß und Gewicht bei der staatlichen Verwaltung gewinnen. Eine Stimme allein verliert sich in unserer Zeit ja, wie man mit Recht sagt, im Wind.

Verantwortung gegenüber dem Gemeinwohl

147. Wenn die Bauern das Gewicht und den Einfluß ihrer Organisation geltend machen wollen, so dürfen sie das, genauso wie die übrigen arbeitenden Schichten, niemals im Widerspruch zur sittlichen Ordnung und zum staatlichen Gesetz tun. Sie müssen vielmehr bestrebt sein, ihre Rechte mit den Rechten und Interessen der übrigen Gruppen im Rahmen des gesamtstaatlichen Gemeinwohls in Einklang zu bringen. Arbeiten die Landwirte selbst nach Kräften an der Erhöhung des Ertrages der Landwirtschaft, dann können sie anderseits mit Fug und Recht verlangen, daß ihre eigenen Anstrengungen seitens des Staates gefördert und ergänzt werden, vorausgesetzt daß sie selbst den rechten Sinn für das Gemeinwohl zeigen und ihrerseits zu dessen Verwirklichung beitragen.

148. An dieser Stelle möchten Wir Unsere Anerkennung all denen unter Unsern Söhnen aussprechen, die sich, wo immer in der Welt, um die Gründung oder Ausbreitung von Selbsthilfeorganisationen und Genossenschaften der verschiedensten Art bemühen, mit dem Ziel, daß die Landwirtschaft in jedem Lande sich wirtschaftlichen Wohlstands wie auch eines Lebens in Gerechtigkeit und Ehre erfreuen kann.

Berufung und Sendung

149. In der Arbeit des Bauern findet sich alles vereint, was der Würde, der Entfaltung und vollkommenen Bildung der menschlichen Person dient. Darum muß sie als eine gottgegebene Sendung und Berufung aufgefaßt werden, die den Menschen über sich selbst hinausweist. Der Mensch muß diese Arbeit Gott weihen, der in seiner Vorsehung alle Zeiten zum Heil der Menschen lenkt. Endlich muß der Bauer es gewissermaßen zu seiner Aufgabe machen, durch seine Arbeit sein eigenes Menschtum und das seiner Umgebung zu immer höherer Stufe zu erheben.

Ausgleichs- und Förderungsmaßnahmen innerhalb eines Staates

150. Manchmal haben die Bewohner ein und desselben Landes am wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufschwung in sehr ungleicher Weise teil; vor allem deswegen, weil der Raum, in dem sie wohnen und arbeiten, wirtschaftlich weiter oder weniger weit entwickelt ist als andere. In solchen Fällen gebieten Gerechtigkeit und Billigkeit der staatlichen Führung, dafür zu sorgen, daß solche Ungleichheiten behoben oder doch gemildert werden. Zu diesem Zweck muß man sich angelegen sein lassen, die wirtschaftlich zurückgebliebenen Gebiete mit jenen öffentlichen Diensten auszustatten, die den zeitlichen und örtlichen Bedürfnissen entsprechen und, soweit möglich, hinter dem allgemein herrschenden Lebensstand Schritt halten. Des weiteren bedarf es wohlüberlegter Maßnahmen, die sich vor allem zu befassen haben mit Arbeitsbeschaffung, mit Lenkung des Wanderungsstroms, mit Lohnbildung, mit Steuer- und Kreditwesen, mit der Finanzierung von Investitionen in denjenigen Gewerbezweigen, die geeignet sind, wieder andere Zweige zu befruchten. Alles das wird dazu beitragen, nicht nur die Arbeiter produktiv zu beschäftigen und die unternehmerische Initiative anzuregen, sondern auch dazu, die örtlichen Hilfsquellen zu erschließen.

151. Aber die staatliche Führung darf nur das anordnen, was dem Gemeinwohl dient. Ihr Bemühen muß sich im Hinblick auf das Gemeinwohl immer darauf richten, Landwirtschaft, Industrie und Dienstleistungsgewerbe sich möglichst im Gleichschritt und in wechselseitiger Abstimmung entwickeln zu lassen. Dabei sollte sie so vorangehen, daß die Bewohner der weniger entwickelten Gebiete, wenn sie sich über den erzielten Fortschritt ihrer wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Verhältnisse Rechenschaft ablegen, darin ihr eigenes Werk erblicken können. Denn es gehört zur Würde des Staatsbürgers, sich vor allem durch eigene Leistung emporzuarbeiten.

152. So müssen alle diejenigen, die über eigene Mittel und Unternehmungsgeist verfügen, nach Kräften zu diesem Wohlstandsausgleich innerhalb des Landes mitwirken. Nach dem Subsidiaritätsprinzip sollte die öffentliche Hand die Privatinitiative in der Weise fördern und unterstützen, daß sie die von ihr selbst in die Wege geleiteten Unternehmungen sobald als möglich privaten Händen zur Weiterführung überläßt.

Mißverhältnis zwischen Bevölkerung und Boden

153. An dieser Stelle scheint es angebracht, darauf hinzuweisen, welch großes Mißverhältnis in nicht wenigen Ländern zwischen dem Umfang des bebaubaren Landes und der Zahl der Bewohner besteht. Manche Länder sind schwach besiedelt und haben dafür Überfluß an anbaufähigem Land; andere hingegen sind dicht bevölkert und leiden dafür Mangel an anbaufähigem Boden.

154. Daneben finden sich Länder, in denen der Boden zwar einen reichen Ertrag bieten könnte, wo aber die Bauern so primitive und rückständige Methoden der Feldbestellung anwenden, daß der Ertrag nicht ausreicht, um auch nur den lebensnotwendigen Bedarf der Bevölkerung zu decken. Umgekehrt ist in einigen Ländern die Landwirtschaft zu solcher Höchstleistung entwickelt, daß die Übererzeugung an landwirtschaftlichen Erzeugnissen geradezu zu einer wirtschaftlichen Last wird.

155. Unter diesen Umständen verlangt schon die Solidarität aller Menschen und erst recht die christliche Brüderlichkeit dringend vielfache praktische Hilfen zwischen den Völkern. Aus einer solchen Hilfe erwächst nicht nur ein reger Austausch an Gütern, an Kapital und Menschen, sie vermindert auch die Ungleichheiten zwischen den verschiedenen Ländern. Darauf kommen Wir noch ausführlich zurück.

156. Es liegt Uns viel daran, offen zu bekunden, wie sehr Wir die Arbeit der Organisation für Ernährung und Landwirtschaft (FAO) begrüßen, die sich vor allem die Aufgabe stellt, die Zusammenarbeit zwischen den Völkern zu fördern, um den Landbau in den wirtschaftlich unterentwickelten Ländern zu modernisieren und jenen Völkern zu helfen, denen es an Nahrungsmitteln fehlt.

Soziale Gerechtigkeit und wirtschaftlicher Ausgleich zwischen Völkern verschieden hoher Wirtschaftsstufe

Das Problem unserer Zeit

157. Eine der größten unserer Zeit gestellten Aufgaben ist wohl diese, zwischen den wirtschaftlich fortgeschrittenen und den wirtschaftlich noch in Entwicklung begriffenen Ländern die rechten Beziehungen herzustellen. Während die einen im Wohlstand leben, leiden die andern bittere Not. Wenn nun die wechselseitigen Beziehungen der Menschen in allen Teilen der Welt heute so eng geworden sind, daß sie sich gleichsam als Bewohner ein und desselben Hauses vorkommen, dann dürfen die Völker, die mit Reichtum und Überfluß gesättigt sind, die Lage jener anderen Völker nicht vergessen, deren Angehörige mit so großen inneren Schwierigkeiten zu kämpfen haben, daß sie vor Elend und Hunger fast zugrunde gehen und nicht in angemessener Weise in den Genuß der wesentlichen Menschenrechte kommen. Dies um so weniger, als die Staaten täglich mehr voneinander abhängig werden und ein dauerhafter und segensreicher Friede nicht gewährleistet ist, wenn die wirtschaftliche und soziale Lage des einen von der des andern allzu stark abweicht.

158. Da Wir alle Menschen als Unsere Söhne lieben, halten Wir es für Unsere Pflicht, hier feierlich zu wiederholen, was Wir schon einmal gesagt haben: „Uns alle gemeinsam trifft die Verantwortung für die Völker, die an Unterernährung leiden." Darum „muß bei den einzelnen, ja überhaupt, und zwar bei allen, ganz besonders aber bei den Wohlhabenden, das Bewußtsein für diese Pflicht geweckt werden" (Ansprache vom 3. 5. 1959).

159. Es ist leicht einzusehen, und die Kirche hat es immer nachdrücklich eingeschärft: die Pflicht, für Arme und Schwache zu sorgen, spricht von Rechts wegen die Katholiken vor allem deshalb an, weil sie Glieder sind am mystischen Leibe Christi. „Darin haben wir die Liebe Gottes erkannt", sagt der Apostel Johannes, „daß er sein Leben für uns hingab. Auch wir müssen das Leben geben für die Brüder. Wie kann die Liebe Gottes in dem bleiben, der irdisches Gut besitzt, aber sein Herz verschließt, wenn er seinen Bruder Not leiden sieht?" (1 Joh. 3, 16—17).

160. Darum sehen Wir mit großer Freude, wie wirtschaftlich besser ausgerüstete Länder den weniger gut gestellten helfen, ihre Lage zu bessern.

Nothilfe

161. Wenn offenbar manche Völker Überfluß haben an Nahrungsmitteln, namentlich an Stapelprodukten, während in anderen Ländern breite Volksmassen Hunger und Not leiden, dann fordern Gerechtigkeit und Menschlichkeit, daß die Überschußländer den Mangelgebieten zu Hilfe kommen. Lebensnotwendige Güter einfach zu vernichten oder sonstwie zu vergeuden verstößt unter solchen Umständen gegen Gerechtigkeit und Menschlichkeit.

162. Wir verkennen keineswegs, daß wenn irgendwo die Gütererzeugung, vor allem an Agrarprodukten, den Bedarf der Bevölkerung übersteigt, dies für bestimmte Berufsgruppen zu Schwierigkeiten führen kann. Daraus folgt aber nicht, daß die begüterten Völker nicht gehalten seien, ärmeren und hungernden Völkern Hilfe zu leisten, wenn sie sich in besonderer Bedrängnis befinden. Man muß vielmehr mit allem Ernst dafür sorgen, die durch Überproduktion hervorgerufenen Schwierigkeiten in Grenzen zu halten und ihre Last nach den Regeln der Billigkeit auf alle zu verteilen.

Wissenschaftliche, technische und finanzielle Hilfe

163. Maßnahmen dieser Art allein werden in vielen Fällen nicht ausreichen, um die nachhaltigen Ursachen von Hunger und Not schlagartig zu beseitigen. Meist wird rückständige Wirtschaftsweise die Schuld tragen. Um hier abzuhelfen, müssen alle gangbaren Wege versucht werden: man muß den Menschen zu einer guten fachlichen und beruflichen Ausbildung verhelfen; ferner muß ihnen Kapital zugeführt werden, um ihre Wirtschaft zeitgemäß auszustatten und weiterzuentwickeln.

164. Das Bewußtsein der Verpflichtung, jenen Völkern, die über wenig Mittel und eine unzureichende Ausstattung verfügen, Entwicklungshilfe zu leisten, hat — Wir verkennen das nicht — in den letzten Jahren weite Kreise ergriffen.

165. In diesem Sinne bemühen sich internationale und nationale Institutionen, ebenso private Unternehmen und Gesellschaften. Wir sehen, wie sie jenen Ländern in immer großzügigerer Weise ihren Beistand gewähren, indem sie ihnen leistungsfähigere Produktionsverfahren vermitteln. In diesem Zusammenhang gibt man zahlreichen jungen Leuten die Möglichkeit, an den Hochschulen der fortgeschrittenen Länder zu studieren und sich zeitgemäß in Technik und Wissenschaft auszubilden. Dazu kommen die von internationalen Finanzinstituten, von einzelnen Staaten oder von privater Seite den unterentwickelten Ländern gewährten Kredite, mittels deren dort zahlreiche wirtschaftliche Unternehmen ins Leben gerufen werden. Gern benutzen Wir die Gelegenheit, diesem großzügigen Werk Unsere Anerkennung auszudrücken. Zu wünschen bleibt, daß in Zukunft die wirtschaftlich starken Länder ihre Bemühungen mehr und mehr vereinigen, um den Entwicklungsländern zu helfen, in Wissenschaft, Technik und Wirtschaft Fortschritte zu machen.

Die Irrtümer der Vergangenheit vermeiden

166. Deshalb halten Wir es für unsere Pflicht, an dieser Stelle auf einige Punkte hinzuweisen.

167. Zunächst scheint es richtig, daß die Staaten, deren Wirtschaft noch gar nicht oder erst wenig entwickelt ist, sich die Erfahrungen der Länder zunutze machen, die es zu wirtschaftlicher Blüte gebracht haben.

168. Der Gedanke an die Zukunft und die harte Not der Gegenwart zwingen dazu, mehr und rationeller zu produzieren. Ebenso gebieten Sachnotwendigkeit und Gerechtigkeit, alle Staatsbürger an dem erzeugten Reichtum in billigem Ausmaße teilnehmen zu lassen. Darum muß man darauf hinwirken, daß wirtschaftlicher und sozialer Aufstieg miteinander Schritt halten. Desgleichen müssen die Fortschritte in der Landwirtschaft, in der Industrie und im gesamten Sektor der Dienstleistungen aufeinander abgestimmt sein.

Rücksicht auf die Eigenart der einzelnen Völker

169. Man muß auch folgendes berücksichtigen: Die Entwicklungsländer weisen vielfach ganz bestimmte, kennzeichnende Merkmale auf, die aus der Natur, ihrer Lage, aus ihren menschlichen wertvollen Traditionen oder aus der besonderen Veranlagung der Bevölkerung sich ergeben.

170. Wenn die wirtschaftlich hochentwickelten Länder den bedürftigen Hilfe leisten, dann sollen sie nicht nur deren Eigenart kennen und gelten lassen, sie sollen sich auch unbedingt davor hüten, diesen Völkern bei ihrer Hilfe den eigenen Lebensstil aufzudrängen.

Uneigennütziges Werk

171. Ganz besonders müssen die wirtschaftlich fortgeschrittenen Länder, wenn sie wirtschaftlich schwächeren helfen, sich davor hüten, auf deren politische Verhältnisse in eigennütziger Weise Einfluß zu nehmen, um Herrschaftsansprüche durchzusetzen.
172. Würde etwas Derartiges angestrebt, so liefe das offenbar darauf hinaus, eine neue Form von Kolonialherrschaft aufzurichten, die unter einem heuchlerischen Deckmantel die frühere, überholte Abhängigkeit wiederherstellen würde, von der viele Staaten sich erst vor kurzem frei gemacht haben. Das würde die internationalen Beziehungen belasten und so zu einer Gefahr werden für den Weltfrieden.
173. Es ist also unerläßlich und nur gerecht, daß die Staaten, die technische und finanzielle Hilfe leisten, sie den Entwicklungsländern ohne irgendwelche Beherrschungsabsichten gewähren — und zwar so, daß diese in den Stand gesetzt werden, ihren wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt einmal selbständig zu vollziehen.
174. Ist das einmal erreicht, dann wird es nicht wenig dazu beitragen, alle Staaten zu einer Gemeinschaft zu verbinden, deren einzelne Glieder im Bewußtsein ihrer Rechte und Pflichten übereinstimmend zur Wohlfahrt aller beitragen.

Die rechte Wertordnung

175. Wo immer Wissenschaft und Technik blühen und zugleich wirtschaftlicher Wohlstand herrscht, bedeutet das einen großen zivilisatorischen und kulturellen Fortschritt. Es bleibt aber zu bedenken, daß dies nicht die höchsten Werte sind; es sind nur Mittel, die dem Streben nach höheren Werten dienlich sein können.
176. Darum gewahren Wir mit großem Bedauern in wirtschaftlich fortgeschrittenen Ländern die große Zahl von Menschen, denen an einer gerechten Güterordnung nichts liegt, die geistige Werte allzusehr vernachlässigen, völlig übersehen oder sie überhaupt leugnen. Währenddessen verlegen sie sich mit äußerster Anspannung der Kräfte darauf, Wissenschaft, Technik, Wirtschaft voranzutreiben, und überschätzen den materiellen Wohlstand derart, daß sie ihn vielfach als den höchsten Wert des Lebens ansehen. Infolgedessen birgt die den wirtschaftlich armen Völkern von wirtschaftlich reichen zu ihrer Entfaltung gewährte Hilfe eine heimliche Gefahr: ist doch bei den Angehörigen jener Völker mit alter Tradition das Bewußtsein jener höheren Werte, die die sittliche Ordnung tragen, meist noch lebendig und für ihr Handeln bestimmend.
177. Diese noch ungebrochene Gesinnung irgendwie zu erschüttern hieße eindeutig sich an diesen Völkern schwer versündigen. Diese ihre Einstellung, die aller Ehren wert ist, sollte man vielmehr fördern und weiter veredeln, da ja in ihr das wahre und echte Menschentum gründet.

Der Beitrag der Kirche

178. Nach göttlichem Recht umfaßt die Kirche alle Völker. Dies wird auch durch die Tatsache bestätigt, daß sie überall auf Erden verbreitet ist und alle Völker zu erfassen sich müht.
179. Bei allen Völkern, die sie zu Christus führt, trägt die Kirche unausbleiblich auch zum Fortschritt des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens bei; das zeigt die geschichtliche Erfahrung der Vergangenheit wie auch der Gegenwart. Jeder, der sich Christ nennt, muß es als seinen Auftrag und als seine Sendung ansehen, sich mit aller Kraft für die Vervollkommnung der Gesellschaft einzusetzen und bis zum äußersten sich zu bemühen, daß die Menschenwürde in keiner Weise angetastet wird, vielmehr alle Schranken niedergelegt und alle Hilfen beigestellt werden, die ein Leben nach der Tugend anziehend machen und befördern.
180. Hat die Kirche in einem Volk lebendige Wurzeln geschlagen, so betrachtet sie sich deshalb nicht als etwas ihm von außen Aufgezwungenes und ist es auch nicht. Der Grund dafür ist, daß dort, wo Kirche lebt, die Menschen in Christus wiedergeboren werden und auferstehen. Wer aber in Christus wiedergeboren und auferstanden ist, der fühlt sich nie von außen gezwungen. Ja, weil er sich wirklich und wahrhaft frei fühlt, wird er in Freiheit zu Gott sich hingezogen fühlen und was ihm gut und wertvoll erscheint, bejahen und vollbringen.
181. „Die Kirche Christi", so spricht Unser Vorgänger Pius XII. das klar aus, „als treue Hüterin der göttlichen Erziehungsweisheit kann nicht daran denken und denkt nicht daran, die Eigentümlichkeiten anzutasten oder ihnen ihre Achtung zu versagen, die jedes Volk mit empfindlicher Ehrfurcht und begreiflichem Stolz bewahrt und als kostbares Erbe betrachtet. Ihr Ziel ist die übernatürliche Einheit in der allumfassenden, tiefempfundenen und praktisch betätigten Liebe; nicht die rein äußerliche, oberflächliche und deshalb schädliche Gleichschaltung. Alle Bemühungen und Forderungen nach einer sinnvollen Entwicklung und Entfaltung der Anlagen und Kräfte und Bestrebungen, die im verborgenen Innern jedes Stammes schlummern, begrüßt die Kirche mit Freuden und begleitet sie mit ihren mütterlichen Wünschen, vorausgesetzt, daß sie nicht im Widerstreit stehen mit den Pflichten, die sich aus der Einheit ihres Ursprungs und ihrer gemeinsamen Bestimmung für die Menschheit ergeben ..." (Enzyklika *Summi Pontificatus,* UG 35).
182. Mit großer Freude im Herzen stellen Wir fest, daß die Katholiken als Bürger unterentwickelter Länder aufs Ganze gesehen im Bemühen um den wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt ihren Mitbürgern nicht nachstehen.
183. Anderseits beobachten Wir, daß die Katholiken der hochentwickelten Länder vieles unternehmen, damit die Hilfe, die ihre Länder den notleidenden Ländern gewähren, mehr und mehr zu deren wirtschaftlichem und sozialem Fortschritt beiträgt. Man kann darum die vielfältige und jährlich steigende Hilfe nur anerkennen, die sie den jungen Afrikanern und Asiaten bieten, damit diese an den europäischen und amerikanischen Hochschulen studieren können, ebenso das Bemühen, Fachleute jeder Sparte auszubilden, die bereit sind, in die Entwicklungsländer zu gehen, um dort berufstätig zu sein.
184. Allen Unseren geliebten Söhnen, die in der ganzen Welt mit so viel Eifer am echten Fortschritt der Völker und am gesunden Wachstum der Kultur arbeiten und dadurch die immerwährende Kraft und Wirksamkeit der Kirche öffentlich bezeugen, ihnen allen möchten Wir voll Freude Unser Wohlwollen und Unsere Anerkennung ausdrücken.

Bevölkerungszuwachs und wirtschaftliche Entwicklung

185. In der letzten Zeit drängt sich die Frage in den Vordergrund, wie die Wirtschaft und die verfügbare Menge lebensnotwendiger Güter der steigenden Bevölkerungszahl nachkommen können. Dies gilt für die Welt im Ganzen, aber besonders für schlechtgestellte Völker.

Mißverhältnis zwischen Bevölkerung und Unterhaltsmitteln

186. Für die Welt im Ganzen wollen manche errechnen, die Menschenzahl werde sich in einigen Jahrzehnten vervielfachen, wogegen das Wachstum der Wirtschaft viel langsamer vor sich gehen werde. Daraus will man schließen, wenn die menschliche Fortpflanzung nicht irgendwie begrenzt werde, müsse das Mißverhältnis zwischen Bevölkerungszahl und verfügbarem Lebensbedarf sich in absehbarer Zeit noch verschärfen.

187. Wie aus Statistiken der wirtschaftlich unterentwickelten Länder ohne weiteres hervorgeht, sinkt heute dank der zunehmenden Verbreitung der neueren hygienischen und medizinischen Errungenschaften die Kindersterblichkeit und steigt die durchschnittliche Lebenserwartung; die ohnehin schon hohe Geburtenziffer bleibt vorerst unverändert. — Während so aber die jährliche Geburtenzahl die Zahl der Sterbefälle übertrifft, steigt das Sozialprodukt nicht im Gleichschritt mit der Bevölkerungszahl. Infolgedessen verbessern sich die Lebensbedingungen in diesen ärmeren Ländern nicht, viel eher verschlechtern sie sich noch weiter. Um das Äußerste zu verhindern, halten es daher einige für notwendig, zu Mitteln der Empfängnisverhütung oder Geburtenbeschränkung aller Art zu greifen.

Der Stand des Problems

188. Tatsächlich dürfte, in weltweitem Maßstab gesehen, das Verhältnis zwischen Bevölkerungszahl und der Versorgungsmöglichkeiten weder jetzt noch in absehbarer Zukunft zu ernstlichen Schwierigkeiten führen. Die Gründe, die dafür angeführt werden, sind doch so unsicher und so umstritten, daß sich aus ihnen nichts Sicheres folgern läßt.

189. Zudem hat Gott in seiner Güte und Weisheit der Natur eine nahezu unerschöpfliche Ergiebigkeit mitgegeben und zugleich dem Menschen so viel geistige Fähigkeiten geschenkt, daß dieser mit Hilfe entsprechender Werkzeuge die Gaben der Natur zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse nutzbar machen kann. Selbstverständlich dürfen, um die hier gestellte Frage von Grund auf zu lösen, nicht Wege eingeschlagen werden, die nicht nur der gottgegebenen Sittenordnung zuwiderlaufen, sondern die menschliche Fortpflanzung selbst ihrer Würde entkleiden. Vielmehr soll das menschliche Bemühen sich darauf richten, durch umfassenden Einsatz von Technik und Wissenschaft sich eine immer bessere Kenntnis der Kräfte der Natur und damit eine immer vollkommenere Beherrschung der Natur zu erwerben. Im übrigen berechtigt der bis zum heutigen Tage auf dem Gebiete der Wissenschaft und Technik erzielte Fortschritt in dieser Hinsicht zu fast unbegrenzten Hoffnungen für die Zukunft.

190. Uns entgeht nicht, daß, was dies angeht, in bestimmten Gebieten und zumal in weniger reichen Ländern infolge wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Mißstände manchmal Schwierigkeiten entstehen, für die von Jahr zu Jahr anwachsende Bevölkerung im eigenen Lande die notwendigen Unterhaltsmittel zu finden, und daß auch die gebotene internationale Solidarität versagt.

191. Desungeachtet halten Wir entschieden daran fest: bei Behandlung und Lösung dieser Fragen darf der Mensch weder Wege gehen noch Mittel anwenden, die in Widerspruch zu seiner Würde stehen, wie sie von jenen ungescheut angeboten werden, die vom Menschen und seinem Leben rein materialistisch denken.

192. Unserer Überzeugung nach läßt sich die Frage nur lösen, wenn beim wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschritt sowohl der einzelnen wie des ganzen Menschengeschlechtes die echt menschlichen Güter und Werte geachtet und gemehrt werden. Deswegen verdient bei der Behandlung dieser Frage alles das den ersten Platz, was der Würde des Menschen im allgemeinen und dem Leben eines jeden einzelnen dient. Das geht über alles. In eben dieser Angelegenheit ist sodann eine weltweite Zusammenarbeit zu erstreben mit dem Ziel freizügigen Austauschs von Informationen, Kapital und Arbeitskräften zum größten Nutzen aller Beteiligten.

Achtung der Lebensgesetze

193. In dieser Sache erklären Wir feierlich: Die Weitergabe des menschlichen Lebens ist das Vorrecht der Familie; diese ist auf die eine unauflösliche Ehe gegründet, die für den Christen den Rang eines Sakramentes hat. Diese Weitergabe des menschlichen Lebens ist ein personaler Akt; damit ist sie gebunden an Gottes heilige, unerschütterliche und unantastbare Gesetze. Niemand darf sie mißachten oder übertreten. Darum sind hier Mittel und Wege schlechterdings unerlaubt, die bei der pflanzlichen und tierischen Fortpflanzung bedenkenfrei sind.

194. Das Menschenleben hat jedermann als heilig zu gelten. Sein Ursprung nimmt die Mitwirkung der Schöpfermacht Gottes in Anspruch. Wer daher von diesen göttlichen Gesetzen abweicht, beleidigt nicht nur die Majestät Gottes, sondern entwürdigt sich selbst und das Menschengeschlecht; er schwächt auch die innersten Kräfte seines Volkes.

Erziehung zur Verantwortung

195. Darum kommt viel darauf an, daß der jungen Generation nicht nur eine sorgfältige menschliche und religiöse Erziehung zuteil wird — dies ist Recht und die Pflicht der Eltern —, sondern daß sie in allen ihren Lebensäußerungen höchstes Verantwortungsbewußtsein an den Tag legt, folglich auch bei der Gründung einer eigenen Familie und bei der Zeugung und Erziehung von Kindern. Diesen Kindern müssen sie nicht nur ein festes Vertrauen auf die göttliche Vorsehung vermitteln, es muß ihnen auch der unerschütterliche und entschlossene Wille anerzogen werden, Opfer zu bringen. Niemand darf selber sich Opfern entziehen, der die hohe und schwere Aufgabe auf sich nimmt, in der Weitergabe des Lebens und in der Erziehung der Kinder das eigene Wirken mit dem göttlichen zu verbinden. Mehr als irgend jemand sonst hilft die Kirche dazu mit. Aus diesem Grunde ist ihr Recht auf freie Ausübung ihres Auftrags anzuerkennen.

Dienst am Leben

196. Den ersten Wesen, denen Gott selbst, wie wir im Buche Genesis lesen, die menschliche Natur verlieh, gab er zwei Gebote, die sich gegenseitig ergänzen. Als erstes befahl er nämlich: „Wachset und mehret euch!“ (Gen. 1, 28). Dann gebot er: „Erfüllet die Erde und machet sie euch untertan!“ (ebd.).

197. Letzteres will keine Verschleuderung wirtschaftlicher Güter, sondern deren Nutzbarmachung für den menschlichen Lebensunterhalt.

198. Mit großer innerer Trauer stellen Wir heute zwei widersprüchliche Erscheinungen fest. Auf der einen Seite malt man den Mangel an Unterhaltsmitteln so düster, daß danach die Menschheit vor Elend und Hunger zugrunde

gehen müsse. Auf der anderen Seite verwandeln sich die wissenschaftlichen und technischen Fortschritte sowie der wirtschaftliche Wohlstand in Werkzeuge, die das Menschengeschlecht an den Rand einer Katastrophe eines schrecklichen Todes treiben.

199. In seiner Vorsehung hat Gott zwar dem Menschen genügend Güter verliehen, mit deren Hilfe er die Lasten mit Würde auf sich nehmen kann, die mit der Zeugung von Kindern verbunden sind. Das aber läßt sich nur schwer oder überhaupt nicht verwirklichen, wenn die Menschen vom rechten Wege abweichen, wenn sie verkehrten Sinnes die Mittel, von denen Wir sprachen, verwenden im Widerspruch zur menschlichen Vernunft oder gegen ihre eigene soziale Natur, und so gegen Gottes Pläne verstoßen.

Zusammenarbeit auf Weltebene

Weltweites Ausmaß der großen Probleme

200. Der wissenschaftliche und technische Fortschritt hat in jüngster Zeit die zwischenstaatlichen Beziehungen in allen Bereichen des menschlichen Zusammenlebens verstärkt; dadurch wird die wechselseitige Abhängigkeit der Völker immer größer.

201. Jedes Problem von einiger Bedeutung, stelle es sich nun auf dem Gebiet der Wissenschaft, der Technik, der Wirtschaft und Gesellschaft, der Politik oder der Kultur, übersteigt darum sehr oft die Möglichkeiten eines einzelnen Landes. Es steht oft in internationalen, ja weltweiten Zusammenhängen.

202. Die einzelnen Länder, selbst wenn sie sich durch ihre Kultur, durch die Zahl und den Fleiß ihrer Bewohner, durch ihre fortgeschrittene Wirtschaft, durch die Werte und den Reichtum ihres Gebietes auszeichnen, können auf sich allein gestellt ihre eigenen Probleme nicht sachgerecht lösen. Die einzelnen Länder sind darauf angewiesen, sich gegenseitig auszuhelfen und zu ergänzen; so können sie ihr eigenes Wohl nur wahren, wenn sie zugleich auf das Wohl anderer Länder Bedacht nehmen. Darum sind Einvernehmen und Zusammenarbeit dringend geboten.

203. Diese Überzeugung setzt sich bei den einzelnen und in der öffentlichen Meinung der Völker immer mehr durch. Nichtsdestoweniger sind die Menschen, namentlich die verantwortlichen Staatsmänner, offenbar nicht imstande, beides (Einvernehmen und Zusammenarbeit) zu verwirklichen, das die Völker doch so sehr ersehnen. Das liegt nicht an der Unzulänglichkeit der wissenschaftlichen, technischen oder wirtschaftlichen Ausrüstung, sondern an gegenseitigem Mißtrauen. Die Menschen und folgerecht die Staaten leben in ständigem Mißtrauen gegeneinander. Jeder fürchtet, der andere trage sich mit Eroberungsplänen und warte nur eine günstige Gelegenheit ab, um sie auszuführen. Darum bereitet jeder mit allen Mitteln seine Verteidigung vor, d. h., man rüstet, um andere — wie man versichert — von einem Angriff abzuschrecken.

204. Dies hat zur Folge, daß viel menschliche Arbeitskraft und ungeheure materielle Mittel mehr zum Schaden als zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft eingesetzt werden müssen. Die einzelnen und die Völker sind von tiefem Unbehagen bedrückt, das Unternehmungslust und Arbeitsfreude lähmt.

Mißachtung der sittlichen Ordnung

205. Der Grund dafür liegt in den völlig verschiedenen Lebensauffassungen, die das Handeln der Menschen und vor allem der verantwortlichen Staatsmänner bestimmen. Manche leugnen überhaupt das Bestehen einer wahren und gültigen sittlichen Ordnung, die über die sichtbare Welt und über den Menschen selbst hinausweist, die unbedingt verbindlich ist, die alle umfaßt und für alle in gleicher Weise gilt. Mangels einer von allen übereinstimmend anerkannten Rechtsordnung läßt sich über nichts eine volle und sichere Übereinkunft erzielen.

206. Das Wort „Gerechtigkeit" und die Redensart von „Forderungen der Gerechtigkeit" sind zwar in aller Munde. Aber solche Redewendungen haben nicht bei allen die gleiche Bedeutung. Sehr oft versteht man darunter Entgegengesetztes. Wenn die verantwortlichen Führer sich auf die „Gerechtigkeit" und die „Forderungen der Gerechtigkeit" berufen, so sind sie sich nicht nur darüber uneins, was damit gemeint ist, sondern finden eben darin oft den Grund zu harten Auseinandersetzungen. So verbreiten sie die Auffassung, es gebe kein anderes Mittel zur Wahrung seiner Rechte und Interessen als die Gewalt, die doch die Quelle der größten Übel ist.

Gott als Fundament der sittlichen Ordnung

207. Damit das gegenseitige Vertrauen der führenden Staatsmänner sich bilde und festige, müssen zunächst auf beiden Seiten die wahren sittlichen Grundsätze der Ordnung anerkannt und beachtet werden.

208. Die sittliche Ordnung hat nur in Gott Bestand. Wird sie von Gott gelöst, löst sie sich selbst auf. Der Mensch ist eben kein bloßes Leibwesen, sondern zugleich mit Erkenntnis und freier Selbstbestimmung begabtes Geistwesen. Dieser Geist verlangt nach einer religiös begründeten sittlichen Ordnung. Diese ist besser als jede äußere Macht und jedes äußere Interesse imstande, Probleme zu lösen, die das Leben der einzelnen und der sozialen Gruppen, das eines Volkes und das der Völkergemeinschaft stellt.

209. Es fehlt heute nicht an Stimmen, die behaupten, bei einer solchen Hochblüte von Wissenschaft und Technik habe man Gott nicht mehr nötig. Die menschliche Kraft allein genüge für ein Höchstmaß an kultureller Entfaltung. In Wirklichkeit stellt aber gerade der wissenschaftliche und technische Fortschritt die Menschen vor Probleme von weltweitem Ausmaß. Diese Probleme können nur gelöst werden, wenn die Autorität Gottes, des Schöpfers und Lenkers des Menschen und der ganzen Welt, voll anerkannt wird.

210. Der bald grenzenlose Fortschritt der Wissenschaften selbst scheint diese Wahrheit zu bestätigen, indem sich bei vielen die Überzeugung bildet, eine an Zahl und Maß gebundene Wissenschaft könne zwar die Dinge und ihre wechselnden Erscheinungsformen beobachten und in etwa beschreiben, nicht aber ihr Wesen begreifen und befriedigend verständlich machen. Und mit Schrecken nehmen die Menschen wahr, wie die durch technische Mittel freigelegten Kräfte zwar dem Fortschritt dienen, nicht minder aber auch zum Verderben der Menschen führen können. Darum mögen sie beherzigen, daß geistige und sittliche Werte vor allen anderen den Vorrang haben müssen, soll der wissenschaftliche und technische Fortschritt nicht zur Vernichtung des Menschen führen, sondern dem kulturellen Aufstieg dienen.

211. In den wirtschaftlich reichen Ländern machen die Menschen mehr und mehr die Erfahrung, daß kein äußerer Wohlstand den Glückshunger zu sättigen vermag, und beginnen bereits, dem Trugbild eines unbegrenzt anhalten-

den glücklichen und sorglosen Lebens auf Erden zu entsagen. Zugleich erstarkt das Bewußtsein der menschlichen Personwürde und ihrer unverzichtbaren Rechte und damit verbunden das Bemühen, gerechtere und der Menschenwürde angemessenere Beziehungen untereinander herzustellen. Das führt die Menschen zur Erkenntnis ihrer Begrenztheit und veranlaßt sie, sich mehr als in der Vergangenheit um geistige Werte zu bemühen. Dies alles berechtigt offenbar zu einiger Hoffnung auf reiche und fruchtbare Zusammenarbeit nicht nur im zwischenmenschlichen, sondern auch im zwischenstaatlichen Bereich.

VIERTER TEIL

Die Neuordnung des gesellschaftlichen Lebens in der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe

Ideologien

212. Der wissenschaftliche und technische Fortschritt hat in Vergangenheit und Gegenwart eine Fülle von zwischenmenschlichen Verbindungen und Verbindlichkeiten geschaffen. Es scheint deshalb notwendig, dies alles, sowohl in den einzelnen Ländern wie in der Völkergemeinschaft, in ein besseres menschliches Gleichgewicht zu bringen.
213. Hierzu wurden schon viele Theorien entwickelt und im Schrifttum verbreitet. Einige davon haben sich bereits in nichts aufgelöst wie der Nebel vor der Sonne. Andere haben heute eine ganz andere Gestalt als früher. Wieder andere verlieren immer mehr an Anziehungskraft in der Gegenwart. Der Grund dafür liegt sicher darin, daß es sich dabei um Ideologien handelt, die nicht den ganzen Menschen sehen, sondern nur bestimmte Seiten an ihm, und oft nicht einmal die wichtigeren. Sie übersehen zudem die zweifellos vorhandenen Schwächen der menschlichen Natur, wie z. B. Krankheit und Schmerz. Diese Schwächen kann aber kein noch so gut entwickeltes Wirtschafts- und Sozialsystem beheben. Hinzu kommt der tiefe und unbesiegbare religiöse Sinn des Menschen, den keine Gewaltanwendung jemals niedertreten, keine Schlauheit ersticken kann.
214. Eine ganz irrige, aber in unseren Tagen weitverbreitete Meinung versucht den von Natur eingepflanzten religiösen Sinn des Menschen als eine Art Selbsttäuschung oder als Einbildung hinzustellen. Diesen Sinn müsse man restlos überwinden, da er nicht mehr zu unserem Zeitgeist und zu unserer fortschrittlichen Zivilisation passe. Aber gerade in diesem tiefen religiösen Bedürfnis wird offenbar, was der Mensch wirklich ist: ein Geschöpf Gottes, zu dem es unwiderstehlich hinstrebt. Wie es bei Augustinus heißt: „Du hast uns zu dir hin geschaffen, Herr, und unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir" (Bekenntnisse I, 1).
215. Technik und Wirtschaft sind zwar fortgeschritten. Aber es wird weder Frieden noch Gerechtigkeit auf Erden geben, solange die Menschen ihre Würde als Geschöpfe und als Kinder Gottes nicht erkennen. Denn Gott ist der erste und letzte Grund aller geschaffenen Dinge. Losgelöst von Gott, wird der Mensch sich selbst und den Mitmenschen zum Ungeheuer: die gegenseitigen menschlichen Verbindlichkeiten setzen die rechte Bindung des menschlichen Gewissens an Gott voraus, die Quelle aller Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe.
216. Es ist allen hinlänglich bekannt, daß in vielen Ländern, darunter in solchen mit alter christlicher Kultur, viele Uns ganz besonders teure Brüder und Schwestern nun schon seit Jahren aufs grausamste verfolgt werden. Die überlegene Würde der Verfolgten ist dabei nicht weniger offenkundig als die ausgeklügelte Grausamkeit der Verfolger. Wenn diese Tatsache diese auch noch nicht zur gesunden Ordnung bekehrt, so kommen dadurch doch viele zum Nachdenken.
217. Es gibt in unserer Zeit wohl keine größere Torheit als den Versuch, in dieser Welt eine feste und brauchbare Ordnung aufzubauen ohne das notwendige Fundament, nämlich ohne Gott; die Größe des Menschen zu verherrlichen und dabei die Quelle versiegen zu lassen, aus der diese Größe fließt und genährt wird, indem man versucht, das Verlangen nach Gott zu schwächen oder womöglich zu unterdrücken. Aber was in dieser unserer Zeit geschehen ist, hat die falschen Hoffnungen vieler zerstört und tiefes Leid über viele Menschen gebracht. Da bewahrheitet sich das Wort der Schrift: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, bauen die Bauleute vergebens" (Ps. 126, 1).

Bleibende Aktualität der kirchlichen Soziallehre

218. Die Soziallehre, die die katholische Kirche überliefert und verkündet, bleibt ohne Zweifel für alle Zeiten in Geltung.
219. Nach dem obersten Grundsatz dieser Lehre muß der Mensch der Träger, Schöpfer und das Ziel aller gesellschaftlichen Einrichtungen sein. Und zwar der Mensch, sofern er von Natur aus auf Mit-Sein angelegt und zugleich zu einer höheren Ordnung berufen ist, die die Natur übersteigt und diese zugleich überwindet.
220. Dieses oberste Prinzip trägt und schützt die unantastbare Würde der menschlichen Person. Aus dem gleichen Prinzip heraus hat die Kirche, besonders in den letzten hundert Jahren, unter Mitarbeit von Gelehrten aus dem Priester- und Laienstand, ihre weitausgebaute Soziallehre entwickelt. Nach ihr sollen die menschlichen Beziehungen gestaltet werden, entsprechend den allgemeinen Grundsätzen, die sich aus der Natur der Dinge sowie den konkreten Verhältnissen des menschlichen Zusammenlebens ergeben wie aus dem spezifischen Charakter der Zeit. Die Grundsätze sind deshalb für alle annehmbar.
221. Diese Lehre muß nicht nur gekannt und erfaßt werden. Sie muß auch in die Tat umgesetzt werden, und zwar in der Weise und mit den Mitteln, die den jeweiligen örtlichen und zeitlichen Verhältnissen entsprechen. Dies ist eine zwar schwierige, aber äußerst bedeutsame Aufgabe. Zu ihrer Verwirklichung rufen Wir nicht nur Unsere Söhne auf der ganzen Welt auf, sondern darüber hinaus alle Menschen guten Willens.

Verbreitung der Soziallehre

222. Wir weisen vor allem darauf hin, daß die Soziallehre der katholischen Kirche ein integrierender Bestandteil der christlichen Lehre vom Menschen ist.
223. Deswegen wünschen Wir dringend, daß man sich immer mehr in sie vertieft. Vor allem wünschen Wir, daß sie in den katholischen Schulen aller Stufen, ganz besonders aber in den Seminarien, als Pflichtfach vorgetragen werde; Wir wissen allerdings, daß dies in verschiedenen Anstalten bereits seit längerer Zeit in ausgezeichneter Weise geschieht. Außerdem soll die Soziallehre in die religiöse Bildungs-

arbeit der Pfarreien und der apostolischen Laienbewegungen aufgenommen werden. Sie soll auch mit allen Mitteln verbreitet werden, die die moderne Zeit bietet: durch Zeitungen und Zeitschriften, durch wissenschaftliche Publikationen und volkstümliche Schriften und schließlich durch Rundfunk und Fernsehen.

224. Zu einer immer weiteren Verbreitung dieser Lehre der katholischen Kirche können, so meinen Wir, vor allem Unsere Söhne aus dem Laienstande sehr viel beitragen, indem sie sie nicht nur selbst studieren und sich in ihrer Aktion zu eigen machen, sondern sich auch eifrig bemühen, ihre Wirkkraft auch anderen nahezubringen.

225. Sie müssen davon überzeugt sein, daß die Wahrheit und Lebenskraft dieser Lehre durch nichts besser dargestellt werden kann, als wenn sie zeigen, wie sehr sie sich für die Lösung praktischer Gegenwartsfragen eignet. Auf diese Weise werden sich ihr auch Menschen zuwenden, die sie heute noch ablehnen, weil sie sie nicht kennen. Vielleicht werden diese dann doch einmal etwas Anregung aus ihr schöpfen.

Anleitung zum sozialen Handeln

226. Alle Soziallehren müssen jedoch nicht nur vorgetragen, sie müssen auch verwirklicht werden. Dies gilt für die Soziallehre der Kirche ganz besonders. Ist doch die Wahrheit ihr Fundament, die Gerechtigkeit ihr Ziel und die Liebe ihre Triebkraft.

227. Darum ist es ganz besonders wichtig, daß Unsere Söhne die Grundsätze der Soziallehre nicht nur kennen, sondern auch nach ihnen erzogen werden.

228. Die christliche Erziehung muß, soll sie vollständig sein, alle Pflichtenkreise umfassen. In ihr müssen die Gläubigen also auch angeleitet werden, ihr Handeln nach der Lehre der Kirche über Wirtschaft und Gesellschaft auszurichten.

229. Der Übergang von der Theorie in die Praxis ist an sich schon schwierig. Noch schwieriger ist es, die Soziallehre der Kirche in die Tat umzusetzen. Die Gründe dafür sind die ungezügelte Selbstsucht des Menschen, die materialistische Weltanschauung, die sich heute in der Gesellschaft breitmacht, und die Schwierigkeit, festzustellen, was die Gerechtigkeit in der konkreten Situation fordert.

230. Deswegen genügt es nicht, die Menschen bloß zu einem Handeln nach christlichen Grundsätzen auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet im Sinn der kirchlichen Lehre anzuhalten. Es müssen ihnen auch die Wege gezeigt werden, auf denen sie diese Aufgabe entsprechend erfüllen können.

231. Eine solche Erziehung wäre aber noch immer unzureichend, wenn nicht zu den Bemühungen der Erzieher eine ebensolche Bemühung des zu Erziehenden hinzutritt und wenn nicht zur Vermittlung der Lehre deren Einübung in der Praxis kommt.

232. Ein Sprichwort sagt, man lerne den rechten Gebrauch der Freiheit erst durch den Gebrauch der Freiheit selbst. Ebenso lernt niemand sein Handeln auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete nach der Lehre der Kirche ausrichten außer im Handeln und durch das Handeln nach dieser Lehre selbst.

Die soziale Mission der Laien

233. Aus diesem Grunde fällt nach Unserer Meinung in der Bildungsarbeit den apostolischen Laienbewegungen eine wichtige Rolle zu. Sie ist besonders Aufgabe derer, die sich zum Ziel gesetzt haben, alle Aufgaben der Gegenwart aus christlichem Geist zu erfüllen. Hier können in der Tat viele Mitglieder in täglicher Aktion sich selbst bilden und dann auch die Jugend in die Verwirklichung solcher Aufgaben besser einführen.

234. Es scheint Uns an dieser Stelle nicht unangebracht, die Reichen wie die Armen auf den Sinn des Lebens hinzuweisen, wie die Weisheit des Christentums ihn versteht. Die Ausrichtung darauf schließt unbedingt den Willen zur Nüchternheit und zum Ertragen von Opfern, natürlich mit Gottes Gnade, in sich.

235. Leider beherrscht heute nicht wenige Menschen die Sucht nach Vergnügen. Das Jagen nach Genuß und die unbändige Gier nach Vergnügungen scheinen ihnen das Hauptziel des Lebens zu sein. Die Schäden, die für das geistige, aber auch für das leibliche Wohl daraus entstehen, sind unbestritten. Auch wer allein nach dem natürlichen Menschenverstand urteilt, wird zugeben, daß es klug und weise ist, in allen Dingen Maß zu halten und die Leidenschaften zu zügeln. Wer aber die Dinge im Lichte der Gottesordnung sieht, kann nicht verkennen, daß die Botschaft Christi, die Lehre der katholischen Kirche und die überlieferte Aszese uns auffordern, unsere Triebhaftigkeit zu zügeln und die Widerwärtigkeiten des Lebens mit besonderer Geduld zu ertragen. Diese Tugenden ermöglichen eine feste und ausgeglichene Beherrschung des Körpers durch den Geist. Sie sind auch eine mächtige Hilfe, die Strafen für die Sünde zu tilgen, von der außer Christus und seiner makellosen Mutter niemand frei ist.

Praktische Anregungen

236. Die Grundsätze der Soziallehre lassen sich gewöhnlich in folgenden drei Schritten verwirklichen: Zunächst muß man den wahren Sachverhalt überhaupt richtig sehen; dann muß man diesen Sachverhalt anhand dieser Grundsätze gewissenhaft bewerten; schließlich muß man feststellen, was man tun kann und muß, um die überlieferten Normen nach Ort und Zeit anzuwenden. Diese drei Schritte lassen sich in den drei Worten ausdrücken: sehen, urteilen, handeln.

237. Es ist sehr zu wünschen, daß die Jugend diese Schritte nicht nur theoretisch erlernt, sondern auch, soweit als möglich, in einem gegebenen Fall praktisch verwirklicht. So werden sie nicht der Meinung verfallen, die erlernten Grundsätze brauchten sie nur häufig zu erwägen, nicht aber zugleich praktisch zu verwirklichen.

238. Bei der Anwendung dieser Grundsätze können nun manchmal auch unter Katholiken, selbst wenn sie ehrlichen Willens sind, Meinungsverschiedenheiten aufkommen. In einem solchen Fall müssen sie trotzdem die gegenseitige Achtung und Ehrerbietung in Wort und Tat zu wahren trachten. Auch müssen sie überlegen, wie sie gemeinsam zusammenarbeiten können. Nur so tun sie zeitig, was die Situation erfordert. Sie sollen sich geflissentlich davor hüten, ihre Kräfte in ständigen Diskussionen zu verbrauchen und unter dem Schein, das Beste zu suchen, das zu unterlassen, was sie verwirklichen können und darum auch verwirklichen sollen.

239. Die Katholiken kommen nun aber in ihrer wirtschaftlichen und sozialen Arbeit auch vielfach mit Menschen zusammen, die andere Lebensauffassungen haben als sie selber. Da sollen die Katholiken sorgfältig darauf achten, sich selber treu zu bleiben. Sie sollen sich nicht auf Kompromisse einlassen, durch die in irgendeiner Weise der volle Glaube oder die Sittlichkeit Schaden leidet. Sie sollen aber auch andere Auffassungen mit dem gebührenden

Wohlwollen prüfen. Sie sollen nicht überall nur auf ihr eigenes Interesse schauen, vielmehr bereit sein, in ehrlicher Zusammenarbeit dort mitzuwirken, wo es um etwas geht, was seiner Natur nach gut ist oder zum Guten führen kann. Wenn aber in einer solchen Angelegenheit die kirchliche Hierarchie mit Weisung oder Vorschrift eingreifen sollte, müssen sich die Katholiken selbstverständlich unverzüglich nach einer solchen Entscheidung richten. Die Kirche hat ja nicht nur das Recht und die Pflicht, über die Grundsätze des Glaubens und der Sittlichkeit zu wachen, sondern sich auch in verbindlichen Entscheidungen mit Bezug auf die Verwirklichung dieser Grundsätze zu äußern.

Sachgerechtigkeit und Grundsatztreue

240. An die Grundsätze, die Wir für die Ausbildung gegeben haben, muß man sich aber auch in der Praxis halten. Das geht vor allem Unsere Söhne aus dem Laienstand an. Denn bei ihrer Arbeit geht es gewöhnlich um die Gestaltung des irdischen Lebens oder auf dieses Ziel hin zu gründende Einrichtungen.

241. Bei dieser bedeutsamen Aufgabe müssen die Laien nicht nur beruflich auf der Höhe sein; sie müssen einerseits ihren Einsatz entsprechend den jeweiligen Zielen sachgerecht gestalten, anderseits ihre Aktion ausrichten nach den Grundsätzen und Forderungen der Soziallehre der Kirche; sie dürfen sich ihrer Weisheit aufrichtig anvertrauen und ihren Mahnungen folgen wie Kinder ihrer Mutter. Sie sollen bei sich bedenken: Wenn sie sich in ihrem Leben nicht treu an jene sozialen Grundsätze und Forderungen halten, wie die Kirche sie aufgestellt hat und wie Wir sie bestätigen, dann erfüllen sie nicht ihre Pflicht. Dann werden aber oft auch die Rechte anderer gefährdet. Es kann dann so weit kommen, daß das Vertrauen in diese Lehre geschwächt wird, weil man glaubt, sie sei in sich zwar sehr gut, aber ohne jede Kraft, wirklich das Leben zu bestimmen.

Eine ernste Gefahr

242. Wie Wir schon erwähnten, haben die Menschen unserer Zeit die Naturgesetze gründlich und umfassend durchforscht. Sie haben Werkzeuge erfunden, die Naturkräfte zu beherrschen; sie haben wirklich großartige und staunenerregende Leistungen vollbracht und vollbringen weiterhin solche. Während sie aber so versuchen, sich der äußeren Dinge zu bemächtigen und sie umzugestalten, sind sie in Gefahr, selbst zu verkümmern und ihre Geistes- und Körperkräfte zu schwächen. Schon Unser Vorgänger Pius XI. hat das bedauert. Er klagt darüber in dem Rundschreiben *Quadragesimo anno*: „... So wird der Hände Arbeit, die Gott in seiner väterlichen Vorsehung auch nach dem Sündenfalle zur leiblichen und seelischen Wohlfahrt der Menschen bestimmt hatte, weit und breit zur Quelle sittlicher Verderbnis. Während der tote Stoff veredelt die Stätte der Arbeit verläßt, werden die Menschen dort an Leib und Seele verdorben" (*Quadragesimo anno* 135).

243. Auch Unser Vorgänger Pius XII. erklärt mit Recht, daß sich unsere Zeit dadurch von andern unterscheide, daß Wissenschaft und Technik zwar ins Ungeheure fortgeschritten seien, die Menschen aber an Sinn für ihre Würde verloren haben. Denn unsere Zeit sehe ihre ausschließliche, aber unheimliche Aufgabe darin, „den Menschen in einen Riesen der physischen Welt zu verwandeln, auf Kosten seines Geistes, den sie zu einem Zwerg in der übernatürlichen Welt macht" (Rundfunkansprache, Weihnachten 1953, UG 664).

244. Es trifft deshalb in unsern Tagen in weitestem Umfang zu, was der Psalmist von den Götzendienern bezeugt: daß sich die Menschen bei ihrem Handeln selbst sehr oft vernachlässigen, ihre Leistungen aber derart bewundern, daß sie sie als Götzen verehren: „Ihre Götzen sind Silber und Gold, Machwerk von Menschenhänden" (Ps. 113, 4).

Anerkennung und Achtung der rechten Wertordnung

245. Deswegen ermahnen Wir in der Hirtensorge, in der Wir allen Menschen nachgehen, Unsere Söhne eindringlich, sich bei der Erfüllung ihrer Aufgaben und dem Streben nach dem vorgesteckten Ziel ihr Pflichtbewußtsein nicht betäuben zu lassen noch die rechte Wertordnung in wichtigen Dingen zu vergessen.

246. Die Kirche hat immer ganz eindeutig gelehrt und lehrt noch, daß der Fortschritt in Wissenschaft und Technik und der daraus entstandene Wohlstand wirklich einen Wert darstellen; daß derselbe als ein Anzeichen fortschreitender menschlicher Kultur anzusehen ist. Aber ebenso lehrt die Kirche, die Güter dieser Art auf Grund ihrer wahren Natur zu beurteilen: sie müssen nämlich als Mittel betrachtet werden, die der Mensch benützt, um leichter sein letztes Ziel zu erreichen: seine natürliche und übernatürliche Vervollkommnung.

247. Deshalb wünschen Wir sehr, Unsere Söhne möchten sich immer die Worte unseres göttlichen Meisters zu eigen machen, der mahnt: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet? Oder was kann der Mensch zum Tausch für seine Seele geben?" (Matth. 16, 26).

Sonn- und Feiertage

248. Mit diesen Mahnungen hängt eng zusammen die Mahnung der Kirche zur Feiertagsruhe.

249. Um die Würde des Menschen zu schützen, der ein Geschöpf Gottes ist und dessen Seele Gott als sein Ebenbild geschaffen hat, hat die Katholische Kirche allzeit darauf bestanden, daß alle Menschen das dritte Gebot gewissenhaft beobachten: „Gedenke, daß du den Sabbat heiligst!" Gott hat das Recht und die Macht, dem Menschen zu gebieten, daß er jeweils den siebten Tag dazu verwende, den ewigen Gott in angemessener und gebührender Weise zu verehren, die Alltagsarbeit zu unterbrechen, den Geist zu den himmlischen Gütern zu erheben, die Geheimnisse seines Gewissens zu erforschen, sein notwendiges und heiliges Verhältnis zu Gott zu bedenken.

250. Aber der Mensch hat auch das Recht und das Bedürfnis, von Zeit zu Zeit mit der Arbeit aufzuhören. Einmal um sich körperlich von der harten Alltagsarbeit zu erholen und ehrbar zu entspannen. Er muß sich aber auch der Familiengemeinschaft widmen. Denn diese braucht den vertrauten Umgang und das frohe Zusammensein aller Glieder.

251. Übereinstimmend fordern also der Glaube, die sittliche Ordnung und die Sorge um die Gesundheit bestimmte Zeiten der Ruhe. Die katholische Kirche hat dafür schon seit vielen Jahrhunderten für die Gläubigen den Sonntag bestimmt und sie an diesem Tag zur Teilnahme an der heiligen Messe verpflichtet; sie erneuert das Gedächtnis unserer Erlösung durch Gott und teilt deren Frucht der menschlichen Seele mit.

252. Wir müssen die Tatsache außerordentlich bedauern und mißbilligen, daß viele, wenn sie vielleicht auch nicht absichtlich dieses heilige Gesetz übertreten wollen, doch tat-

sächlich allzuoft von ihm abweichen. Notwendigerweise werden gerade dadurch die Uns besonders teuren Arbeiter an Leib und Seele geschädigt.

253. Um des Nutzens für Leib und Seele willen mahnen Wir darum, gleichsam mit Gottes Worten selber, alle Menschen, die leitenden Staatsmänner, die Arbeitgeber und Arbeitnehmer, dieses Gebot Gottes und der katholischen Kirche einzuhalten. Sie sollen bedenken, daß sie Gott und der menschlichen Gesellschaft darüber Rechenschaft schuldig sind.

Christlicher Dienst in der Welt

254. Wegen dieser kurzen Hinweise soll aber niemand meinen, Unsere Söhne, besonders aus dem Laienstand, handelten klug, wenn sie sich als Christen für diese innerweltlichen Angelegenheiten weniger einsetzen. Wir betonen mit Nachdruck, daß dieser Einsatz von Tag zu Tag größer und stärker werden muß.

255. Christus der Herr bat ja bei jenem feierlichen Gebet für die Einheit seiner Kirche den Vater um seiner Jünger willen: „Ich bitte nicht, daß du sie von der Welt hinwegnimmst, sondern daß du sie vor dem Bösen bewahrst" (Joh. 17, 15). Niemand soll sich deshalb dem eitlen Wahn hingeben, die eigene geistliche Vervollkommnung und die irdische Alltagsarbeit widersprächen einander. Sie sind durchaus miteinander vereinbar. Und es soll niemand meinen, man müsse sich den Werken des zeitlichen Lebens notwendigerweise entziehen, um nach christlicher Vollkommenheit zu streben; oder man könne sich auf keinen Fall einer solchen Tätigkeit hingeben, ohne die eigene Würde als Mensch und Christ aufs Spiel zu setzen.

256. Es entspricht durchaus dem Plan der göttlichen Vorsehung, daß sich die Menschen bilden und vervollkommnen im Vollzug ihrer täglichen Arbeit. Fast alle müssen diese Arbeit zeitlichen Dingen widmen. Deshalb stellt die Gegenwart die Kirche heute vor die schwierige Aufgabe, in der modernen Kultur die Grundsätze echter Humanität und die Lehre des Evangeliums in Einklang zu bringen. Die heutige Zeit erwartet dies von der Kirche; ja sie scheint sogar dringend danach zu verlangen, um nicht nur ein höheres Ziel zu erreichen, sondern auch um das schon erlangte ohne eigenen Schaden sicher zu erhalten. Dazu fordert die Kirche, wie Wir bereits sagten, vor allem die wirksame Unterstützung der Laien. Sie sollen deswegen ihre Arbeiten so erledigen, daß sie ihre Pflichten den andern gegenüber erfüllen und arbeiten in Verbundenheit mit Gott durch Christus und um seiner größeren Ehre willen. So mahnt der Apostel, der heilige Paulus: „Ihr möget essen oder trinken oder sonst etwas tun, tut alles zur Ehre Gottes" (1 Kor. 10, 31). Und an einer anderen Stelle: „Was ihr auch tut in Wort oder Werk, tut alles im Namen Jesu, des Herrn! Danket durch ihn Gott, dem Vater!" (Kol. 3, 17).

257. Wenn das menschliche Schaffen und die Einrichtungen dieses Lebens auch zum geistigen Fortschritt und zum ewigen Glück des Menschen beitragen, dann können sie ohne Zweifel auch viel besser das erreichen, wozu sie bereits ihrer Natur nach hingeordnet sind. Für jede Zeit gilt das wichtige Wort des göttlichen Meisters: „Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und dies alles wird euch hinzugegeben werden" (Matth. 6, 33). Denn wer „Licht im Herrn" (Eph. 5, 8) geworden ist und „als Sohn des Lichtes" (vgl. ebd.) wandelt, der kann tatsächlich sicherer beurteilen, was die Gerechtigkeit in den verschiedenen Bereichen menschlichen Wirkens zu tun verlangt; das gilt auch für diejenigen Bereiche, in denen die übertriebene Eigenliebe, der Nationalismus oder der Rassendünkel weiter Kreise den Erfolg erschweren. Wer sich von der christlichen Liebe leiten läßt, muß auch andere lieben; so empfindet er deren Nöte, Krankheiten und Freuden als seine eigenen. Sein Wirken, wo immer es geschieht, ist kraftvoll, ist froh, ist voller Menschlichkeit und bemüht um das Wohl der andern. Denn „die Liebe ist langmütig, die Liebe ist freundlich und ohne Neid, die Liebe prahlt nicht und bläht sich nicht auf. Sie benimmt sich nicht anmaßend und sucht nicht ihren Vorteil; sie läßt sich nicht aufreizen, sie trägt das Böse nicht nach; sie freut sich nicht über das Unrecht, sie freut sich mit an der Wahrheit. Alles trägt sie, alles glaubt sie, alles hofft sie, alles duldet sie" (1 Kor. 13, 4—7).

Lebendige Glieder am mystischen Leibe Christi

258. Wir können dieses Schreiben nicht schließen, ohne Euch, Ehrwürdige Brüder, an die so wichtige Wahrheit der katholischen Lehre zu erinnern, daß wir Glieder am geheimnisvollen Leibe Christi, an der Kirche, sind. „Wie der Leib zwar nur einer ist und dennoch viele Glieder hat, und alle Glieder des Leibes, so viele es sind, nur einen Leib ausmachen, so ist es auch mit Christus" (1 Kor. 12, 12).

259. Darum bitten Wir eindringlich alle Unsere Söhne auf der ganzen Welt, im Klerus und im Laienstand: sie sollen sich des Adels und der Würde klar bewußt sein, die ihnen deshalb zukommt. Sie sind ja mit Christus wie Reben mit dem Weinstock verbunden gemäß jenem Wort: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben" (Joh. 15, 5). Sie dürfen ja an seinem göttlichen Leben selbst teilhaben. Wenn darum die Gläubigen unserem heiligen Erlöser aus ganzem Herzen verbunden sind bei ihrer Arbeit in der Welt, dann setzt ihre Arbeit in gewissem Sinn die Arbeit Jesu Christi selber fort; sie empfängt von ihm erlösende Kraft und Stärke: „Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viele Frucht" (ebd.). Diese menschliche Arbeit wird dann so über sich hinausgehoben und geadelt, daß sie die Menschen, die sie ausführen, innerlich vervollkommnet und dazu hilft, den Segen der christlichen Erlösung anderen mit zuteilen und überallhin zu verbreiten. So wirkt dann die christliche Lehre wie der Sauerteig des Evangeliums; sie durchdringt das Geäder der Gesellschaft, in der wir leben und wirken, wie der Sauerteig den Teig.

260. Zugegeben: diese unsere Zeit ist in schlimme Irrtümer verstrickt und von tiefgehenden Unordnungen zerrüttet; und doch öffnen sich in dieser unserer Zeit den aktiven Christen unermeßlich weite Felder apostolischen Wirkens. Sie sind für Unser Herz ein Anlaß großer Hoffnung.

261. Ehrwürdige Brüder und geliebte Söhne. Ausgehend von dem bewunderungswürdigen Schreiben Leos XIII., haben Wir verschiedene Probleme der heutigen sozialen Wirklichkeit mit Euch besprochen. Wir bitten Euch dringend, die Grundsätze und Forderungen, die Wir in diesem Zusammenhang entwickelt haben, nicht nur sorgsam zu überdenken, sondern auch nach Kräften zu helfen, daß sie verwirklicht werden. Wenn jeder von Euch das tapferen Herzens tut, dann wird das viel dazu beitragen, Christi Reich in dieser Welt zu festigen — „das Reich der Wahrheit und des Lebens, das Reich der Heiligkeit und der Gnade, das Reich der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens" (Präfation vom Christkönigsfest). Dann werden

wir dereinst zu jener Seligkeit des Himmels gelangen, für die Gott uns erschaffen hat und die wir heiß ersehnen.

262. Es geht um die Lehre der katholischen und apostolischen Kirche, der Mutter und Lehrmeisterin aller Völker. Ihr Licht erleuchtet, entzündet und entflammt. Ihre mahnende Stimme, himmlischer Weisheit voll, wendet sich an alle Zeiten. In ihrer Kraft liegt das rechte und wirksame Heilmittel für die wachsenden Nöte der Menschen, für die Sorgen und Bedrängnisse dieses vergänglichen Lebens. Mit dieser ihrer Stimme vereint sich in wunderbarer Weise jene uralte Stimme des Psalmisten, die unaufhörlich unser Herz stärkt und erhebt: „Lauschen will ich, was Gott, der Herr, zu mir redet: wahrlich, er redet Frieden, zu seinem Volk und seinen Frommen, denen, die sich von Herzen zu ihm kehren. Sicher, nah ist sein Heil allen, welche ihn fürchten, seine Herrlichkeit wird in unserem Lande wohnen. Begegnen werden sich Gnade und Treue, Recht und Friede einander umarmen. Treue wird aus der Erde sprossen, Gerechtigkeit nieder vom Himmel schauen. Der Herr wird uns seine Güter spenden und unser Land seine Frucht bescheren. Voraufgehen wird ihm Gerechtigkeit und Heil der Spur seiner Füße folgen" (Ps. 84, 9 ff.).

263. Ehrwürdige Brüder. Am Schluß dieses Schreibens, dem Wir ein gutes Stück Zeit in Unserer Sorge für die Gesamtkirche gewidmet haben, fassen Wir alles in einem Wunsch zusammen: Möge der göttliche Erlöser des Menschengeschlechts, der „für uns von Gott zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligkeit und Erlösung geworden ist" (1 Kor. 1, 30), in allem und über alles in Ewigkeit herrschen und siegen. Es möge eine gerechte soziale Ordnung erstehen und alle Völker zu Wohlstand, Freude und Frieden führen.

264. Zeichen dieses Wunsches und Unterpfand Unseres väterlichen Wohlwollens sei der Apostolische Segen, den Wir Euch, Ehrwürdige Brüder, und allen Gläubigen, die Eurer Sorge anvertraut sind, von ganzem Herzen im Herrn erteilen — denen besonders, die auf diese Unsere Ermahnungen bereitwillig eingehen.

Gegeben in Rom, bei Sankt Peter, am 15. Mai 1961, im dritten Jahr Unseres Pontifikates.

PAPST JOHANNES XXIII.

Brief des Heiligen Vaters an Kardinal Tien

Der Heilige Vater richtete aus Anlaß der Errichtung von drei neuen Diözesen auf Formosa einen Brief an den Erzbischof von Peking und Administrator von Taipeh, Kardinal Tien-Chen-sin. Wir geben das Schreiben, das im „Osservatore Romano" (29. 6. 1961) veröffentlicht wurde, im Wortlaut wieder, weil es eine neue Mahnung ist, der Kirche zu gedenken, die am schwersten unter Verfolgung leidet:

Geliebter Sohn und ehrwürdige Brüder, Gruß und Apostolischen Segen!

Sooft Wir Gelegenheit haben, Unser mahnendes Wort an die alten und an die neuen christlichen Gemeinschaften in den Missionsländern zu richten, sei es an alle gemeinsam, sei es an einzelne, empfinden Wir eine große väterliche Genugtuung. Es gibt nichts Schöneres für den Oberhirten der Kirche, als wenn er sprechen darf zu den ehrwürdigen Brüdern, dem Klerus und den Scharen der Gläubigen, die in allen Erdteilen offenes Zeugnis ablegen von der immerwährenden Lebenskraft und Jugend der Kirche.

Wir haben vor kurzem die drei neuen Diözesen Hsinchu, Tainan und Kaohsiung in euerm Lande errichtet, in dem die Hierarchie der Kirche schon bestand, und haben drei neue chinesische Bischöfe an ihre Spitze gestellt, denen Wir selbst am Pfingstfest in der Vatikanischen Basilika die Weihe erteilten und die apostolische Aufgabe übertrugen, das heilige Evangelium allen Völkern zu verkünden. Das bietet Uns die willkommene Gelegenheit, diesen Apostolischen Brief an euch zu richten, ehrwürdige Brüder, und ebenso an den Klerus, den einheimischen wie den fremdbürtigen, und an die anderen Gläubigen, die euerer Hirtensorge anvertraut sind. Wir tun das in der Absicht, die Wichtigkeit und Bedeutung der Entscheidungen des Heiligen Stuhles hervorzuheben, der mütterlich besorgt ist, die hierarchische Ordnung von Tag zu Tag mehr den örtlichen Bedürfnissen anzupassen; denn es ist ja das Amt der Hierarchie, den katholischen Glauben in eurem Lande zu bewahren und zu verbreiten.

Das heilige Pfingstfest schien Uns besonders geeignet, die Gaben des Heiligen Geistes auf drei euerer Mitbürger herabzuflehen, die Wir dieser Ehre würdig erachteten. Im Verein mit anderen Missionsbischöfen, die aus verschiedenen entfernten Teilen der Welt hier zusammengekommen waren, bildeten sie gleichsam einen Kranz von Oberhirten zum Zeugnis für die Einheit und katholische Weite der Kirche Jesu Christi, die ihren Eifer und alle Mühe darauf verwendet, die irrenden Schäflein zu der einen Herde und dem einen Hirten (vgl. Joh. 10, 16), dem Bischof unserer Seelen (vgl. 1 Petr. 2, 25), heimzurufen. Die katholische Kirche ist durch ihre Natur befähigt, alle Menschen zu erreichen und zu ihrem Heil zu führen; sie kann alles in Christus zusammenfassen (Eph. 1, 10), das heißt auch die Gemeinschaften der Völker und ihre Kultur. Sie ist auch dazu berufen, die Entwicklung unseres wagemutigen und stolzen Jahrhunderts mit übernatürlicher Kraft zu erfüllen und das ganze Menschengeschlecht zum mystischen Leibe Jesu Christi zu gestalten.

Als der göttliche Erlöser seine Apostel in die ganze Welt hinaussandte (vgl. Mark. 16, 15), bekundete er sowohl die eigentliche und einzigartige Aufgabe der Kirche als auch ihre ursprüngliche Kraft und erklärte die Missionsarbeit zu einem notwendigen Bestandteil ihres Wesens. Dank dem Wirken der Bischöfe, die der Heilige Geist eingesetzt hat, um die Kirche Gottes zu leiten (Apg. 20, 28), entspringen die unerschöpflichen Quellen der himmlischen Gnade und ergießen sich in heilsam bewässerndem Flusse über den ganzen Erdkreis. Daraus ergibt sich, daß die Bischöfe neben ihren sonstigen Eigenschaften und Gaben sich vor allem dadurch auszeichnen müssen, daß sie das Antlitz eines Vaters zeigen. Es wird auch deutlich, welches Gewicht in dem berühmten Satz des heiligen Paulus liegt: „Wenn ihr auch zehntausend Lehrmeister hättet in Chri-

stus, so habt ihr doch nicht viele Väter. Denn in Jesus Christus bin ich durch die Heilsverkündigung euer Vater geworden" (1 Kor. 4, 15).

Zunächst ermahnen Wir euch, ehrwürdige Brüder, daß ihr ohne Unterlaß eueren anvertrauten Schäflein folgende schwerwiegende und heilbringende Wahrheiten in Erinnerung rufen möget: Man kann dem allmächtigen Gott nicht die schuldige Ehre erweisen und mit ihm vereinigt werden außer durch Jesus Christus, und man kann nicht mit Christus vereinigt sein außer in der Kirche und durch die Kirche, die sein mystischer Leib ist. Man kann schließlich nicht zur Kirche gehören außer durch die Bischöfe, die Nachfolger der Apostel, in Vereinigung mit dem obersten Hirten, dem Nachfolger Petri.

Mit großer Freude richten Wir Unsere Augen auf eure liebliche Insel, wo der Acker des Herrn zur Ernte des Evangeliums heranreift. Im vergangenen Jahrzehnt hat sich das katholische Leben in eueren Diözesen glücklich entwickelt. Das gilt von der Zahl der Bekehrungen und der Priesterberufe wie auch von der Einrichtung von Schulen und den gesundheitlichen und sonstigen caritativen Einrichtungen und Werken. Aber dieses Wachstum im katholischen Glauben, das der Freigebigkeit Gottes und dem vereinten Bemühen der chinesischen und der Missionsbischöfe zuzuschreiben ist, dem die Priester aus dem Welt- und Ordensklerus, die Schwestern und die Katecheten sich anschlossen und das bei euerm Volk ein überaus herzliches Echo fand, darf euch nicht vergessen lassen, daß in den übrigen Diözesen eures edlen Volkes soviel Glaubensbrüder unter den unglücklichsten Verhältnissen leben, von denen viele beispielhaft tapfer und standhaft, wenngleich schweigend, ihre Treue zu Jesus Christus und zur Kirche vor der ganzen Welt bekennen.

Wenn Wir an jene geliebten Söhne denken, übermannt Uns ein doppelter Schmerz, weil Wir sie leiden sehen und weil Wir zusehen, wie die heilsamen und fruchtbaren Anfänge und Werke christlichen Lebens unterdrückt werden, die vor fünfzehn Jahren durch die Errichtung der Hierarchie in China seitens Unseres Vorgängers Pius XII. einen Auftrieb erhielten, der zu schönen Fortschritten zu führen schien, die aber heute leider darniederliegen und verdorren.

Aber noch schwerer und heftiger bedrückt Uns der Schmerz über das Schicksal derjenigen christlichen Gemeinden, aus denen traurige Nachrichten zu Uns gelangen, von denen Wir wünschten, sie möchten nicht wahr sein. Wie die Feinde der Kirche nicht ohne Hinterlist und mit schlecht verhohlener Freude sagen, behaupten einige schwache und unglückliche unter Unseren Söhnen, sie wollten zur katholischen Kirche gehören, aber keine Verbindung mehr halten mit deren sichtbarem Haupt, dem Bischof von Rom, und sie geben kund, sie wollten das Erbe des katholischen Glaubens unverletzt bewahren, während sie das verwegene Wagnis unternehmen, das Fundament, den Eckstein, zu verwerfen, den Jesus Christus gesetzt hat.

Unsere väterliche Liebe gegen alle Unsere Söhne gibt Uns das Vertrauen und die Hoffnung, daß diese traurigen Ereignisse sich in Wirklichkeit nicht so abgespielt haben. Täglich bitten Wir den göttlichen Erlöser, er möge in Güte ihren Geist erleuchten und ihre vielleicht umdüsterten und schwankenden Herzen mit seiner verwandelnden Gnade durchdringen. Deshalb sehen Wir von strengeren Mahnungen ab und fordern wieder und wieder alle auf, inständig zu Gott zu beten.

Unter der Last so vieler Sorgen schöpfen Wir Trost daraus, daß es Uns vergönnt war, drei chinesischen Oberhirten das bischöfliche Amt zu übertragen. Darin möchten Wir ein neues und glückverheißendes Vorzeichen sehen.

Es zeigt einerseits die unablässige Sorge des Apostolischen Stuhles um das wahre Wohl des chinesischen Volkes, aus dem er drei seiner Söhne vor kurzem zur bischöflichen Würde erhob, anderseits die Neigung eures Volkes zum katholischen Glauben, der eurer Nation keineswegs fremd ist, wie einige zu Unrecht behaupten, sondern vielmehr geeignet, die höchste Sehnsucht euerer Herzen zu erfüllen.

Wir wollten diese eure Hirten auch deshalb persönlich zur Fülle des Priestertums erheben, um die innige Verbindung zum Ausdruck zu bringen, die zwischen den Bischöfen der ganzen Welt und dem Nachfolger Petri nicht nur darin besteht, daß jene der christlichen Wahrheit anhängen, die dieser in Obhut hat, sondern auch darin, daß sie seiner höchsten und unmittelbaren Hirtengewalt untergeben sind, die ihm von Jesus Christus übertragen wurde.

Endlich liegt in der heiligen Handlung, die Wir vollzogen haben, die Verheißung, daß die chinesische Kirche wiederaufleben wird. Das wird nach Unserer Überzeugung dann geschehen, wenn der göttliche Erlöser gewährt, daß friedliche Diener Christi in den ungeheuren Weiten eures Vaterlandes wieder das Evangelium verkündigen, wie sie jetzt mit einem apostolischen Eifer, den ihr nicht aufhören dürft zu pflegen, der Seelsorge an den chinesischen Gläubigen in euren Diözesen und in aller Welt nachgehen.

Mit dieser Aussicht auf die Zukunft und von dieser Sehnsucht glühend, die eurem ganzen Volke gilt, ehrwürdige Brüder und geliebte Söhne, bemüht euch mit immer größerem Eifer und mit der Unterstützung der auswärtigen Missionare, die um die Sache des Evangeliums so verdient sind, daß die Botschaft Christi immer weiter ausgebreitet werde und der Sauerteig des Evangeliums die große Schar der Kinder Gottes durchdringe, die eure schöne Insel bewohnen.

Wir bitten und bestürmen Gott, er möge euch, euern Klerus und euer Volk in immerwährender Gnade anschauen und auf die Fürbitte der Allerseligsten Jungfrau Maria, der Königin und Patronin von China, bewirken, daß dieser erlesene Teil des Saatfeldes unseres Herrn von Tag zu Tag mehr aufblühe, wachse und Früchte des Heils trage, und erteilen euch, ehrwürdige Brüder, und euren Herden mit väterlicher Liebe den Apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom, bei Sankt Peter, am 29. Juni, dem Fest der Apostel Peter und Paul, 1961, im dritten Jahr Unseres Pontifikates.

Johannes XXIII., Papst

Erläuterungen

Nach dem Kommentar, mit dem der „Osservatore Romano" in derselben Nummer das Papstschreiben begleitet, hat die Kirche auf Formosa in den letzten zehn Jahren einen erstaunlichen äußeren Aufschwung erlebt. Anfang 1960 bestanden dort zwei Apostolische Präfekturen mit 12 500 Gläubigen. Heute sind es außer dem Erzbistum Taipeh die drei neuerrichteten Diözesen und drei Apostolische Präfekturen mit 180 000 Gläubigen. Diese Vermehrung ist nur zum Teil auf die Einwanderung von Katholiken zurückzuführen, die über Macao und Hongkong aus China flüchten konnten. Die Zahl der Bekehrungen auf Formosa erreicht oder übertrifft sogar die schönsten Missionserfolge in China. In den Jahren von 1957 bis 1959 wurden 34 893 Erwachsenentaufen und um die Mitte

von 1959 49 238 Katechumenen registriert. Der Klerus zählt 165 chinesische und 362 ausländische Priester. Das Schulwesen blüht auf, sogar eine Katholische Universität ist im Entstehen begriffen. Die Caritas unterhält fünf Krankenhäuser und etwa 50 Ambulanzen. Es ist also berechtigt, wenn der Heilige Vater mit Formosa die Hoffnung verbindet, daß die Mentalität der Chinesen dem Evangelium geneigt und der Rückschlag in China nur der Gewalt der Verfolgung durch die kommunistischen Machthaber zuzuschreiben sei.

Aus China weiß auch der Kommentar des „Osservatore Romano" so gut wie nichts an neuen Tatsachen zu melden. Die Gründe dafür, daß wir fast nichts erfahren, wurden im letzten Bericht, den wir in der Herder-Korrespondenz (14. Jhg., S. 160) veröffentlichen konnten, bereits genannt. So ist auch den dort erwähnten Tatsachen kaum etwas hinzuzufügen. Der „Osservatore Romano" erwähnt nur die Namen einiger Bischöfe, von denen man weiß, daß sie in Haft sind, und annimmt, daß sie noch leben, und faßt seinen Kommentar zusammen in dem Zitat aus einem Reisebericht von Professor Maximo Pacheco, einem Juristen von der Universität Santiago (Chile), der im letzten Jahr China besuchen durfte. Er schreibt: „Während meines Besuchs in Schanghai bat ich dringend um die Erlaubnis, irgendeinen gefangenen Geistlichen, besonders Bischof Kung-Ping-mei, besuchen zu dürfen. Aber sie wurde mir verweigert. Ich bat auch, von den Akten des Prozesses gegen den Bischof Kenntnis nehmen zu dürfen. Auch das wurde mir abgeschlagen. Während meines ganzen Besuchs in China konnte ich keinen Kontakt mit einem römisch-katholischen Geistlichen aufnehmen und keinem Gottesdienst beiwohnen. Ich gestehe, daß mir das Angst einflößte. Die Lage der katholischen Kirche in China ist die dramatischste in der ganzen Welt. Die Bischöfe und Priester, die die Treue halten, sind im Kerker oder werden verfolgt. Das religiöse Leben liegt in den Händen apostatischer Geistlicher, deren Geist völlig verwirrt ist durch Furcht, Feigheit und Unwissenheit."

Die Kirche in den Ländern

Erzbischof Beran und das tschechoslowakische Schicksal

Am 6. Juli 1961 veröffentlichte der „Osservatore Romano" einen vom 30. Mai datierten Brief des Papstes an den Erzbischof von Prag, der als ein tragisches Dokument unserer Zeit hier im Wortlaut wiedergegeben wird:

Brief des Papstes an Erzbischof Beran

„Ehrwürdiger Bruder, Gruß und Apostolischen Segen! Der fünfzigste Jahrestag Deiner Priesterweihe würde es erfordern, daß Wir Dir voller Freude Unsere Glück- und Segenswünsche darbrächten. Doch leider macht es der Zustand der erzwungenen Untätigkeit und traurigen Verbannung, den Du schon so lange duldest, erforderlich, Dich in Deiner Trauer zu trösten und in Deiner Betrübnis aufzurichten. Die Worte des Trostes, die auf Dich zutreffen, entnehmen Wir dem Evangelium: Selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen; denn ihrer ist das Himmelreich ... Freuet euch und frohlocket; denn euer Lohn ist groß im Himmel! (Matth. 5, 10 12).

Wir möchten zu Dir eilen. Es erfüllt Uns mit bitterem Schmerz, daß Wir nicht gemeinsam mit Deinen Söhnen zur Feier Deines Priesterjubiläums zugegen sein können, um Dein Wirken zu würdigen und den langen und mühevollen Weg Deines Priesterlebens, auf dem Du Deinem Volke ein hervorragendes Beispiel gegeben hast, ins Licht zu heben.

Wir kennen den Glaubenseifer, die geistige Größe und die Energie, wodurch Du mit der Gnade Gottes ein so langes, hingebungsvolles Wirken im geistlichen Amt fruchtbar und verdienstvoll vollendet hast. Zuerst als Religionslehrer am Lehrerbildungsinstitut, dann als Professor der Pastoraltheologie, schließlich als Regens des Priesterseminars hast Du Mühe und Kraft eingesetzt für die geistige und sittliche Bildung der Jugend und die Vorbereitung einer Schar von Priestern, in denen sich die Hoffnung der Kirche erfüllt. Zuletzt bist Du, während der Krieg tobte, im Bewußtsein der Verantwortung Deines Amtes unerschrocken tätig gewesen, um Leid zu lindern und vom Unglück betroffene Menschen mit christlichem Mut zu erfüllen, und das hat Dir ein hartes Geschick eingetragen.

Durch Unsern Vorgänger Pius XII. auf den erzbischöflichen Stuhl von Prag erhoben, dem der ehrwürdige Name und die hochherzige Tugend des heiligen Adalbert zum Ruhm gereichen, hast Du Dich unverzüglich der Aufgabe gewidmet, wiederaufzubauen, was im Krieg zusammengebrochen und in Ruinen gesunken war. Dann aber, während Du in vielfältiger und des Lobes würdiger Weise zum Nutzen und zur Ehre von Kirche und Staat wirktest, haben diejenigen, die das Unrecht höherstellten als die Gerechtigkeit, Dich aus Deinem bischöflichen Amtssitz entfernt und an einen verborgenen Ort verbannt, wo Du nun schon zehn Jahre vergeblich darauf hoffst, die Leitung Deiner geliebten Herde wieder übernehmen zu können.

Was Du an Bitterkeit und Härte zu ertragen hast, das ist leider nur eine von den Folgen der vielen Leiden, die Dein Vaterland durchmacht.

In der Tschechoslowakei wie leider auch in anderen Ländern dauert die ungerechte Behandlung der Kirche an. Unter anderm sind die katholischen Ordensgemeinschaften und Vereinigungen verboten, die freien Schulen abgeschafft, die Herausgabe katholischen Schrifttums verboten, die christliche Unterweisung auf alle Art behindert; in immer neuen Formen wird systematisch und mit steigendem Eifer der Atheismus, besonders unter der Jugend, verbreitet; die meisten Oberhirten werden an der Ausübung ihres Amtes gehindert, gefangengehalten, oder sie sind an abgelegene Orte verbannt; ein ähnlich hartes Schicksal erleiden die Geistlichen, von denen viele ins Gefängnis geworfen oder in der Verbannung sind und andere gezwungen werden, als Arbeiter zu leben, so daß sie ihr Amt nicht ausüben können.

Unter diesen traurigen Verhältnissen, während der ruchlose Plan verwirklicht wird, den Glauben aus den Herzen der Gläubigen zu reißen, empfinden Wir es sehr schmerzlich, daß es Uns nicht gestattet ist, Dich mit dem

Klang Unserer väterlichen Stimme zu erreichen und Unsere Worte als Botschaft väterlichen Trostes und Glückwunsches unmittelbar an Dich zu richten.
Wie dem auch sei, das gute Gewissen Deines Wirkens möge Dich aufrichten; nicht eine Schuld, sondern Deine Mannhaftigkeit hat Dich zur Strecke gebracht, und das untätige Schweigen Deiner Verbannung, das Unrecht, das Du erleiden mußt, die unverdiente Strafe, zu der Du verurteilt bist, sie werden nicht unnütz und fruchtlos sein. Das Saatkorn, das im Schoß der Erde verwelkt, wird Ähren tragen und eine goldene Ernte zur Reife bringen.
Da es nicht möglich ist, daß Wir selbst zu Dir kommen und gemeinsam mit Deinen Söhnen Dir den Strauß Unserer guten und frohen Wünsche überbringen, rufen Wir inständig die Heiligen an, die Euer edles christliches Land und die Erzdiözese Prag hervorgebracht haben, die heilige Ludmilla, den heiligen Wenzeslaus, den heiligen Adalbert, den heiligen Prokop, den heiligen Johannes Nepomuk, daß sie Dich an Deinem Festtag erheitern und als Gratulanten umgeben mögen.
Wir selbst geleiten Dich mit Unserm Wohlwollen und bitten Gott in innigem Gebet, er, ‚der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes' (2 Kor. 1, 3), möge Dich unter den Schutz seiner himmlischen Gnade stellen, Dich erfrischen und nach Sturm und Kampf zum Genuß eines ruhigen Friedens führen.
Als Verheißung dieser himmlischen Gaben erteilen Wir Dir, ehrwürdiger Bruder, dem Klerus und den Gläubigen der Erzdiözese Prag und der gesamten Tschechoslowakei zum Zeichen Unseres väterlichen Wohlwollens und zur Ermunterung im Streben nach den höheren Gütern von Herzen den Apostolischen Segen.
Gegeben zu Rom, bei St. Peter, am 30. Mai 1961, im dritten Jahr Unseres Pontifikates.

Johannes XXIII., Papst."

Die Maßnahmen gegen die Kirche

Die staatliche Politik gegenüber der katholischen Kirche in der Tschechoslowakei ist eindeutig in ihrer Konzeption, konsequent in ihrer Durchführung und radikal in ihren Methoden. Seit dem 18. oder 19. Juni 1949, als Erzbischof Beran zum Zeichen des Beginns einer Ära gnadenlosen Kampfes in seiner Prager Residenz isoliert wurde, um dann am 10. März 1951 an einen unbekannten Ort verbannt zu werden, ist sie unverändert geblieben und zeigt auch heute dieselben Kennzeichen, die schon im letzten Bericht dieser Zeitschrift (vgl. 13. Jhg., S. 328) beschrieben wurden.
Papst Johannes XXIII. hat in seinem Schreiben die wichtigsten Maßnahmen gegen die Kirche aufgezählt; jede einzelne ist auch aus anderen, zum großen Teil sogar aus tschechischen Quellen nachweisbar. Da aber gerade diese Quellen auf die Irreführung der Weltmeinung ausgehen und zuweilen ihr Ziel erreichen, ist es notwendig, die tatsächlichen Verhältnisse etwas zu erläutern.

Aufhebung der Orden

Es gibt aus neuester Zeit ein besonders eindrucksvolles Beispiel für diese Irreführung. Durch die Presse war zu erfahren, daß heute in der Tschechoslowakei noch 41 weibliche Ordensgenossenschaften bestehen. Dadurch wird der Eindruck erweckt, als könnten die weiblichen Orden sich frei entfalten und als treffe die Feststellung des Papstes höchstens auf die männlichen Orden zu, die bekanntlich seit zehn Jahren völlig aufgelöst sind. In Wirklichkeit beruht die erwähnte Nachricht, wie KIPA (13. 6. 61) mitteilt, auf einem Artikel in der tschechischen Zeitschrift „Kultura" über das Leben der Ordensschwestern. Darin heißt es, daß sie „in den Klausuren, die bei den Altersheimen und Anstalten für unheilbare Kranke und geistesschwache Kinder entstanden sind, abgeschlossene Inseln bilden". Diese Angabe ist wohl richtig, und es mag sich auch um Mitglieder von 41 Genossenschaften handeln. Nur muß man folgendes dazu sagen: Seit 1951 sind nach und nach sämtliche Frauenklöster aufgelöst worden. Den Schwestern wurde nahegelegt, ins weltliche Leben zurückzukehren und sich „gesellschaftlich nützlich" zu machen. Soweit sie das ablehnten, wurden sie entweder, wo Mangel an weltlichem Pflegepersonal bestand, in der Pflege Alter, Unheilbarer und Geistesschwacher eingesetzt oder ohne Rücksicht auf ihre Ordenszugehörigkeit in Konzentrationshäusern untergebracht. Diese Häuser bilden „Klausuren", doch unter Leitung und Überwachung durch staatliche Beamte und weibliche Polizei, die für ihre Abschließung von der übrigen Welt Sorge trägt. Selbstverständlich führen die Insassen, soweit sie es können, das klösterliche Leben weiter und erwecken darum nach außen den Eindruck wirklicher Klöster. In Wahrheit aber sind diese Klöster ein Mittelding zwischen staatlichen Arbeitshäusern und Invalidenasylen. Die Schwestern müssen sich und ihre alten Leidensgenossinnen durch Arbeit im Rahmen der staatlichen Planwirtschaft ernähren und im übrigen den Tod abwarten. Selbstverständlich darf niemand mehr in diese „Klöster" eintreten, und die jüngeren Schwestern werden immer wieder aufgefordert, auszutreten. Daß die Häuser in der wirtschaftlichen Regie der staatskirchlichen Caritas betrieben und offiziell als Caritasheime bezeichnet werden, ist eine bittere Ironie. So also steht es um die 41 weiblichen Orden in diesem Lande.

Die katholische Publizistik

Der Papst erwähnte ferner die Unterdrückung des gesamten katholischen Schulwesens und aller Publikationen. Das erstere wird von niemandem bestritten; das zweite wird dokumentiert durch die Form, in der sich die tschechoslowakische katholische Publizistik dem Ausland präsentiert. Hier erscheint regelmäßig, wenn auch in langen Abständen, ein hektographiertes kleines Blatt, das sich „Bulletin der Diözesen und Apostolischen Administraturen in der Tschechoslowakei" nennt und vom Apostolischen Administrator in Kaschau, Bischof Čárský, herausgegeben wird. Nr. 1 des 5. Jahrgangs (1961), die neueste Nummer dieses „Bulletins", das nach dem Vorwort des Herausgebers „über das Leben der Katholiken in der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik informiert", umfaßt 25 Seiten in Maschinenschrift. Die ersten zwei Seiten enthalten das Vorwort des Bischofs. Dann folgt auf sechs Seiten ein Aufsatz über „Kennedy und die Katholiken"; daran schließt sich eine Abhandlung zu der Frage: „Ist Wissenschaft und Philosophie atheistisch?", die fünfzehn Seiten füllt. Auf den letzten eineinhalb Seiten endlich finden sich „Informationen über das Leben der Katholiken". Sie bestehen aus der Mitteilung vom Tod und vom Begräbnis des Prager Weihbischofs Eltschkner sowie einem kurzen Nachruf für ihn. Freilich waren in früheren Nummern auch andere Mitteilungen über das kirchliche Leben enthalten. Es waren aber so gut wie ausschließlich kurze oder längere Berichte über Kirchenrestaurationen, außerordentliche gottesdienstliche Feiern, Jubiläen und Todesfälle hervorragender Geistlicher oder

Veranstaltungen der beiden Theologischen Akademien in Leitmeritz und Preßburg.
Nur einmal ging der Redaktion dieser Zeitschrift eine gedruckte Publikation zu, zu der der verstorbene Weihbischof Eltschkner das Vorwort geschrieben hatte. Es handelte sich um einen 74 Seiten starken und um 28 Bilder bereicherten Bericht über den „Weihnachtskongreß der katholischen Geistlichkeit" im Dezember 1959 in Prag, den der „Gesamtstaatliche Ausschuß der Friedensbewegung der katholischen Geistlichkeit" unter seinem Präsidenten, dem exkommunizierten Priester und Gesundheitsminister der Republik Dr. Josef Plojhar, veranstaltet hatte. Der Bericht enthält u. a. in Majuskelschrift die eigenhändige Botschaft Chruschtschows an diesen Kongreß, womit der sowjetische Ministerpräsident auf ein Schreiben des Präsidenten des Ausschusses der Friedensbewegung (dessen Text leider nicht abgedruckt wurde) geantwortet hat. Nach diesen Proben katholischer Publizistik in der Tschechoslowakei bedarf es keines Kommentars zu der Feststellung des Papstes. Es ist hier nicht bekannt, ob heute noch katholisches Schrifttum im Lande selbst erscheint. Früher besaß der Verlag der „Caritas" das Monopol dafür. Er hat auch den erwähnten Kongreßbericht herausgegeben. Aber schon vor Jahren erschienen dort nur noch Gebet- und Erbauungsbücher, Bibeln und Katechismen und belehrende Schriften von der Art der Proben, die oben geboten wurden.

Behinderung des Religionsunterrichts

Der Papst nennt alsdann die Behinderung des Religionsunterrichts. Wir zitieren dazu eine Meldung der Prager Zeitung „Mlada Fronta"; es macht wohl nichts aus, daß sie aus dem vergangenen Jahre stammt. In der Meldung heißt es: „Infolge der unaufhörlichen Entfaltung der Wissenschaft, der Technik und des Fortschrittes nimmt das Interesse an der religiösen Erziehung ständig ab ... In den Bezirken Slany, Kladno, Prag-Nord und anderen wurde der Religionsunterricht überhaupt abgeschafft" (KNA, 22. 4. 60). Dieser „Fortschritt" wird näher charakterisiert durch eine fast gleichzeitige Meldung von KIPA (14. 4. 60). Darin wird mitgeteilt, daß in der Tschechoslowakei Komitees errichtet wurden, die die Aufgabe haben, die Familienväter davon zu überzeugen, daß der Katechismusunterricht die Kinder für die Zukunft benachteilige. Diese Komitees beschäftigen sich mit der Überzeugung der Väter, und zwar nachdem die Vorschrift erlassen worden war, daß beide Eltern gemeinsam vor dem Lehrer den Wunsch nach Religionsunterricht persönlich vorzutragen haben, wenn er berücksichtigt werden soll.

Atheistische Propaganda

Die Propaganda für den Atheismus wird, vielleicht abgesehen von der Sowjetunion, in keinem Lande so energisch betrieben wie in diesem. Von Zeit zu Zeit erfährt man aus Mitteilungen über Radio Prag oder aus den Zeitungen, daß sie wieder einmal intensiviert worden ist oder werden soll. Der Direktor des politischen Staatsverlages teilte gelegentlich mit, daß die Zahl der Bücher zur Begründung des Atheismus von Jahr zu Jahr größer wird. Aber wichtiger ist es, in einem kleinen Lokalbericht über eine Jugendfilmveranstaltung am Sonntag eine Nachricht wie diese zu lesen: „Dadurch wurde mehr für die atheistische Erziehung getan, als wenn man einen langen Vortrag veranstaltet hätte, um die Ideen zu widerlegen, die zu gleicher Zeit in der Kirche gepredigt wurden" (NCWC News Service, 22. 2. 60).

Maßnahmen gegen die Bischöfe

Der Heilige Vater hat ferner erwähnt, daß die meisten Oberhirten an der Ausübung ihres Amtes verhindert sind. Von denen, die noch durch den Heiligen Stuhl in ihr Amt eingesetzt wurden, traten in den letzten Jahren nur mehr die slowakischen Bistumsadministratoren und Bischöfe Čárský von Kaschau, Lazík von Tyrnau, Necsey von Neutra und Pobozný von Rosenau in der Öffentlichkeit in Erscheinung. Da anderseits bei solchen Gelegenheiten wie dem Prager Kongreß möglichst alle hohen Geistlichen zu erscheinen veranlaßt werden, legt sich die Schlußfolgerung nahe, daß in ganz Böhmen und Mähren kein einziger Bischof mehr sein Amt ausüben kann. Das gilt wohl auch von Erzbischof Matocha in Olmütz, der in der Öffentlichkeit durch den Generalvikar Glogar repräsentiert wird. Die übrigen tschechischen Diözesen werden von Kapitularvikaren regiert, die zwar von den Kathedralkapiteln gewählt sein mögen, deren Personen, soweit sie aus der kirchenpolitischen Geschichte der letzten zehn Jahre bekannt sind, aber keinen Zweifel daran lassen, daß ihre Wahl dem Willen des Staates entsprach. Die Leitung der Kirche durch diese Kapitularvikare ist gleichbedeutend mit einer Ausschaltung der päpstlichen Jurisdiktion in der Tschechoslowakei. Daß der Papst keine Möglichkeit besitzt, mit den Diözesen in Verbindung zu treten, ergibt sich unter anderm aus der Unmöglichkeit, den Brief an den Prager Erzbischof einer Stelle in der Tschechoslowakei zuzustellen. Ebenso wird es daraus ersichtlich, daß die Tschechoslowakei als einziges größeres katholisches Land bei den Konzilsvorbereitungen überhaupt nicht vertreten ist. Mehrere Bischöfe waren oder sind im Gefängnis. Zuletzt wurde im vergangenen Jahr der Weihbischof von Leitmeritz, Ladislaus Hlad, wegen verbotener Ausübung seiner bischöflichen Funktionen zu neun Jahren Gefängnis verurteilt. Dagegen wurden die Bischöfe Hlouch von Budweis, Trochta von Leitmeritz, Gojdic von Preschau und die Weihbischöfe Zela von Olmütz, Barnas von Zips und Hopko von Preschau im vergangenen Jahr bei einer politischen Amnestie freigelassen. Sie dürfen aber weder in ihre Diözesen zurückkehren noch irgendeine priesterliche Funktion ausüben. Der Bischof von Leitmeritz soll als Arbeiter tätig sein, Bischof Gojdic ist verstorben.

Der Klerus

Was die übrigen Geistlichen betrifft, so ist zunächst festzuhalten, daß nur diejenigen priesterliche Funktionen vollziehen oder auch nur die Messe zelebrieren dürfen, die dazu eine staatliche Genehmigung oder Anstellung besitzen. Nach Informationen der Ostpriesterhilfe von P. Werenfried van Straaten gibt es heute in der Tschechoslowakei etwa 1500 Priester, die keine Amtshandlungen vornehmen dürfen, sondern irgendwo als Angestellte oder Arbeiter in der Wirtschaft tätig sind. In dieser Zahl sind die inhaftierten Geistlichen nicht mitgerechnet. Dieselben Informationen besagen, daß die Regierung beabsichtigt, bis zum Jahre 1965 die Zahl der amtierenden Geistlichen so zu reduzieren, daß für jeden Stadt- oder Landkreis nur je ein Seelsorger zugelassen wird. Der Nachwuchs wird in den beiden Seminaren von Leitmeritz und Preßburg herangebildet. Sie haben im Durchschnitt der letzten Jahre jährlich etwa 25 Kandidaten zur Weihe geführt.

Die Tätigkeit der zur Seelsorge zugelassenen Geistlichen unterliegt strengster Kontrolle, wiewohl sie schon bei ihrer Auswahl nur deshalb im Amt bleiben durften, weil sie politisch zuverlässig erschienen. Die Tragik ihrer Situation wird daraus ersichtlich, daß 1500 Geistliche, dem Bericht zufolge, an jenem Prager Friedenskongreß unter Vorsitz Plojhars teilgenommen haben, der ihre Mitarbeit am sozialistischen Aufbau vor der Welt zu dokumentieren hatte, wie die dort gehaltenen Reden zeigen.

Dennoch fehlt es nicht an Meldungen über Prozesse und Gerichtsurteile wegen irgendwelcher staatsfeindlicher Tätigkeiten. Auch katholische Laien wurden öfter als in irgendeinem anderen Lande davon betroffen. Solche Prozesse sind zahlreich genug, um im ganzen kirchlichen Leben eine Atmosphäre äußerster Bedrückung zu schaffen. Um so unbegreiflicher, daß nichtkatholische christliche Theologen aus vielen Ländern sich ausgerechnet in Prag zu einem anderen „christlichen Friedenskongreß" versammelt und dort ihrer Abneigung gegen die römische Kirche Ausdruck gegeben haben (Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 501 und „Osservatore Romano", 12. 7. 61).

Folgen der Bedrückung

Es ist selbstverständlich, daß die Bedrückung des kirchlichen Lebens in so drastischen Formen viele Gläubige der sichtbaren Gemeinschaft mit der Kirche und die atheistische Propaganda wahrscheinlich auch viele, besonders von den jüngeren Menschen, dem Glauben selbst entfremdet hat. Es liegen Reiseberichte vor, denen zu entnehmen ist, daß der Kirchenbesuch bei den Gottesdiensten stark nachgelassen hat, wenn auch anderseits erzählt wird, daß sich in stillen Stunden, zumal gegen Abend, in den Kirchen Prags nicht wenige Beter einfinden. In einer Unterhaltung, die ein Korrespondent des „Corriere della Sera" vor längerer Zeit mit einem vom Staat seines Amtes enthobenen Priester hatte, erzählte dieser ihm von dem Zwiespalt der Empfindungen in den Gläubigen, die auf die Gottesdienste von Geistlichen angewiesen sind, deren politische und kirchenpolitische Haltung zwielichtig ist und die ihnen persönlich Antipathie einflößen. Viele bleiben natürlich auch aus Furcht weg, und man darf auch nicht vergessen, daß das Glaubensleben in Böhmen schon früher Symptome der Schwäche aufwies und vom tschechischen Nationalismus bedrängt wurde, der auch heute noch lebt und sich den Russen und dem Sowjetimperium verbunden fühlt. Dennoch zeigen verschiedene Äußerungen tschechischer Zeitungen, daß die Kommunisten mit ihren Erfolgen nicht zufrieden sind. Vor etwa zwei Jahren beklagte die Armeezeitung „Obrana Lidu" in bewegten Worten und längeren Ausführungen die „religiösen Überbleibsel", den „Aberglauben" und den „negativen Einfluß der religiösen Moral" bei vielen Soldaten und daß auch in die Armee „Elemente der religiösen Propaganda eindringen". Ähnliche Klagen wurden auch in bezug auf die Lehrer und die Jugend vorgebracht. „Rude Pravo" und die Jugendzeitung „Mlada Fronta" zeigten sich über deren hartnäckiges Beharren in der Religion besorgt und lassen erkennen, daß trotz aller Aufklärung ein großer Teil der Bevölkerung immer noch an Taufe, Trauung und kirchlichem Begräbnis festhält. Das ist in diesem Falle sicher nicht bloßer Traditionalismus, sondern Ausdruck einer in den Tiefen der Seele lebendigen religiösen Gläubigkeit oder Sehnsucht. Sicherlich ist aber nicht nur die kirchliche Organisation, sondern das Glaubensleben selbst in der Tschechoslowakei am meisten gefährdet.

Das sozialistische Musterland

In der Verwirklichung des kommunistischen Sozialismus kommt die Tschechoslowakei unter den mitteleuropäischen Satelliten dem sowjetischen Vorbild am nächsten. Das fand seinen Ausdruck in einer neuen Verfassung, die am 11. Juli 1960 vom Parlament beschlossen wurde. Seitdem führt das Land die Bezeichnung „Tschechoslowakische Sozialistische Republik"; es ist nicht mehr eine „Volksdemokratie". Dadurch soll bestätigt werden, daß die Phase des Übergangs und Aufbaus abgeschlossen und die vorläufige Endstufe des Sozialismus erreicht ist. Der Klassenkampf gilt als beseitigt. Die Kommunistische Partei ist alleiniger Träger des politischen Willens und die Staatsmacht restlos in ihr zentralisiert. Das bedeutet für die Zukunft das Ende aller anderen politischen Gruppen, aber auch der slowakischen Autonomie. Die Wirtschaft ist bis auf unbedeutende Reste kollektiviert. Die landwirtschaftlichen Betriebe dürften etwa zu 90% enteignet sein, von den übrigen sind viele wegen ihrer Lage im Gebirge oder aus ähnlichen Gründen für eine Kollektivwirtschaft ungeeignet. Privateigentum an Produktionsmitteln ist grundsätzlich nur noch insoweit zugelassen, als es sich um Einmannbetriebe handelt, das heißt praktisch, soweit eine Kollektivierung unmöglich ist. Wie sollte man das Geschäft eines Dorffriseurs kollektivieren?

Es ist nicht ohne Bedeutung, wie nach dieser Verfassung der Staat und die Partei in ihm sich selbst verstehen. Nach Artikel 1 ist der sozialistische Staat „gegründet auf das feste Band der Einheit zwischen Arbeitern, Bauern und der Intelligenz unter Führung der arbeitenden Klasse". „Alle Macht gehört dem Arbeiter." Derselbe Artikel bestimmt aber auch: „Die führende Macht in Gesellschaft und Staat ist die Avantgarde der arbeitenden Klasse in der Kommunistischen Partei, einer freiwilligen Vereinigung der aktivsten und verantwortungsbewußtesten Bürger aus den Reihen der Arbeiter, Bauern und der Intelligenz." Das Prinzip der Gleichheit ist also auch verfassungsrechtlich außer Kraft gesetzt; die Partei handelt zwar im Namen der Arbeiter, aber nicht in ihrem Auftrag, sondern als „führende Macht" auf Grund selbstverliehener Vollmacht. Dieser Sozialismus zeigt auch nicht im geringsten die Tendenz zum Abbau des Staates: „Alle Produktionskräfte werden nationalisiert und die ganze nationale Wirtschaft planmäßig geleitet." Ebenso beansprucht der Staat, verkörpert durch die Partei, das Kulturmonopol.

Die Religionsfreiheit wird in folgender Form gewährleistet: „Jedermann kann einen religiösen Glauben bekennen oder keinem Bekenntnis angehören und an jeder Form von Gottesdienst teilnehmen, soweit diese nicht das Gesetz verletzt." „Ein religiöser Glaube oder eine Überzeugung stellen keinen Grund dar, eine durch Gesetz festgelegte bürgerliche Pflicht nicht zu erfüllen." Wenn aber zugleich bestimmt wird, daß „die gesamte Kulturpolitik sowie die Erziehung und das Schulwesen auf der wissenschaftlichen Basis des Marxismus-Leninismus und in enger Verbindung mit dem Leben der Arbeiter" stehen, dann folgt daraus, daß der religiöse Glaube, soweit die Erziehung berührt wird, verpflichtet ist, an seinem eigenen Grabe mitzuschaufeln. Bemerkenswert ist auch, daß die Verfassung nur die persönliche Religionsfreiheit garantiert, ihre gemeinschaftliche Ausübung in Gestalt einer Kirche dagegen nirgends berührt. Nur im Rahmen der Freiheit, sich zu

kulturellen Vereinigungen zusammenzuschließen, ist kirchliche Organisation möglich, dann aber von erzieherischer Tätigkeit ausgeschlossen, da alle Erziehung marxistisch-leninistisch sein muß.

Fragt man, ob die These, die dieser Verfassung zugrunde liegt, daß nämlich der Sozialismus kommunistischer Observanz in der Tschechoslowakei endgültig stabilisiert sei, tatsächlich zutrifft, dann antworten westliche Journalisten, die das Land besuchen durften, mit einem eingeschränkten Ja. Die Bevölkerung stehe dem Regime, ähnlich wie in der Sowjetunion, äußerlich im ganzen positiv gegenüber. Es sei eine ganze Reihe von Gründen dafür vorhanden: die traditionelle Russophilie der Tschechen, vermehrt um die Enttäuschung über Westeuropa und die Erbitterung gegen alles Deutsche, die von den Ereignissen des Jahres 1938 übriggeblieben sind, die lange und ungestörte Entwicklung der Kommunistischen Partei seit dem ersten Weltkrieg, die Furcht vor einer Revanche der Sudetendeutschen, vor allem aber der tschechische Charakter, in dem sich ein sehr sensibles Nationalgefühl mit einer pragmatischen Lebensanschauung verbindet. Beide werden von der Parteiführung, wie es scheint, klug und erfolgreich angesprochen. Weder nationale noch ökonomische noch selbst religiöse Motive können in der Tschechoslowakei eine innere Kampfsituation hervorrufen. Auch der Klerus, der heute noch sein Amt ausüben darf, tut seine Pflicht, soweit er es kann, und arrangiert sich mit den politischen und kirchlichen Gegebenheiten.

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Das Konzil und das christliche Volk

Der Erzbischof von Cambrai, Msgr. Émile Guerry, hat, der Aufforderung des Papstes entsprechend, den Gläubigen seines Bistums in einem ausführlichen Hirtenbrief Antwort gegeben auf die latente Frage: „Inwiefern geht das Konzil, obwohl es, äußerlich betrachtet, nur eine Sache des Papstes und der Bischöfe zu sein scheint, direkt das christliche Volk an?“ Sein Hirtenbrief ergänzt in willkommener Weise die tiefen theologischen Ausführungen der niederländischen Bischöfe (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 269). Im ersten Teil handelt er von Wesen und Bedeutung des künftigen Konzils, im zweiten von seinen Zielen, im dritten von seinem Zusammenhang mit den notae Ecclesiae, immer unter dem Gesichtspunkt der oben gestellten Frage. Der volle Text ist veröffentlicht in „La Documentation Catholique“ (Jhg. 43, Nr. 1355, 2. 7. 61).

Wesen und Bedeutung des Konzils

Jedes Konzil gleicht einem neuen Pfingsten, weil der Heilige Geist in ihm die Einheit und Universalität der Kirche sichtbar werden läßt. Sein Beistand schließt indessen nicht aus, daß die Konzilsentscheidungen als Ergebnisse intensiver Studien und Diskussionen der Mitglieder heranreifen. „So ist das Konzil eine privilegierte Zeit, da die Kirche, in den Personen ihrer geistlichen Leiter, sich sammelt, eine ehrliche Gewissenserforschung hält und, wie wir heute sagen würden, sich neu orientiert, um zu entscheiden, welche ihrer menschlichen Strukturen, Methoden und Gewohnheiten (unter Ausschluß der göttlichen Verfassung, die ihr von Jesus Christus selbst gegeben wurde und daher unabänderlich ist) einer Reinigung, Abänderung und Anpassung an die Erfordernisse des Apostolates in unserer Zeit bedürftig wären.“

Das kommende Konzil wird schon wegen der großen Zahl seiner Teilnehmer, aber mehr noch deshalb eindrucksvoll sein, weil diese wirklich die ganze katholische Welt repräsentieren. Noch auf dem Ersten Vaticanum waren die übrigen Kontinente schwach und zumeist durch Europäer vertreten. Diesmal wird Europa nur 38 % der Eingeladenen zählen (bei 47 % der Katholiken der Welt), Amerika 31 %, Asien, Afrika und Ozeanien 30,5 % (bei 10 % der Katholiken). In einem Augenblick, da die Welt zusammenwächst und zugleich die Interessen der Rassen und Nationen aufeinanderprallen, fällt dem Konzil die Aufgabe zu, der Welt zu bezeugen, wie der Geist Christi diese weltweite Begegnung zu einem Austausch des Lebens und der Energien macht, und jeder Katholik wird die gewaltige Anstrengung der Kirche, der modernen Welt und der Geschichte gerecht zu werden, mit seiner innersten Teilnahme begleiten. Der Umfang und die Besonnenheit dieser Anstrengung werden schon jetzt sichtbar in den Maßnahmen einer Vorbereitung, wie sie in der Konzilsgeschichte ohne Beispiel ist.

Die Themen des Konzils

„Allgemein und unter Wahrung der pflichtgemäßen Diskretion kann man sagen, daß das Konzil die Fragen studieren wird, die die verschiedenen Kategorien von Personen betreffen, zunächst die Mitglieder der Kirche: Bischöfe, Kleriker, Ordensleute und Laien, dann die getrennten Brüder, schließlich diejenigen, die draußen stehen; denn das Konzil wird zweifellos einen missionarischen Charakter tragen.“

Die Tatsache, daß das Erste Vatikanische Konzil nicht mehr dazu kam, die Vorlage über die Stellung der Bischöfe zu behandeln, hat bei den Orientalen, deren Kirchen wesentlich auf dem Bischofsamt ruhen, den Anschein erweckt, daß die Verfassung der Kirche, die Christus auf das Apostelkollegium gegründet hat, geändert worden sei. Daher beobachten sie aufmerksam diesen Gegenstand der künftigen Konzilsverhandlungen.

Ebenso haben die Entwicklung der Katholischen Aktion und neuerdings das Bedürfnis nach einer Gesamtseelsorge (pastorale d'ensemble) die Bedeutung des Bischofsamtes gesteigert. Schließlich aber ist der Bischof nicht allein und nicht einmal zuerst Hirte seiner eigenen Herde. „Er ist an erster Stelle Mitglied des Episkopalkollegiums, das die Nachfolge des Apostelkollegiums darstellt. Ein sehr wichtiges und aktuelles Problem wird das der Kollegialität des Episkopates sein. Die Päpste haben bereits darauf aufmerksam gemacht, daß der gesamte Episkopat, der sich über die Welt verteilt und doch mit dem Papst eine Gemeinschaft bildet, unter dessen oberster Auktorität die Verantwortung für die Verkündigung des Evangeliums an alle Menschen trägt. Denken wir an die Auswirkungen dieser großen Wahrheit unserer Lehre auf die missionarische Aufgabe jedes Bischofs, auf die gemeinschaftlichen Arbeiten und Begegnungen der Bischöfe, sei es in jeder Nation, sei es zwischen mehreren Nationen, sei es auf internationaler und auf der Ebene der Gesamtkirche unter der Initiative des Papstes!“

Ein Lieblingsgedanke des Heiligen Vaters ist die seelsorgliche Zusammenarbeit zwischen Welt- und Ordensklerus, die in gewisser Beziehung einen einzigen Diözesanklerus unter Leitung des Bischofs bilden. Das Konzil würde durch Weisungen zur praktischen Verwirklichung dieses Gedankens fruchtbare Arbeit leisten. Wenn Episkopat und Weltklerus eine hohe Achtung vor der arteigenen Funktion des Ordensklerus haben und dieser die Bedeutung der partikularen Kirchen innerhalb der Gesamtkirche würdigt, müßte sich ein fruchtbares Zusammenwirken in der Art ergeben, daß die Orden die gewöhnliche Seelsorge im Rahmen einer Gesamtseelsorge durch ihre mehr spezialisierte Tätigkeit ergänzen. Das wäre besonders wertvoll im Hinblick auf die Gesamtseelsorge einer ganzen Nation, weil es einen Kräfteausgleich und eine Schwerpunktbildung ermöglichen könnte.

Die aktiven Laien „haben den lebhaften Wunsch, daß das Konzil die Rolle des Laienstandes in der Kirche präzisieren möge, seine arteigene Mission in der kirchlichen Gemeinschaft und für die ‚consecratio mundi', um das schöne Wort Pius' XII. zu gebrauchen, sowie die Katholische Aktion in allen ihren Formen als soziale, caritative, familiäre und auf die Vertiefung des Ehesakramentes gerichtete Aktion. Sie mögen gewiß sein, unsere lieben aktiven Laien, daß ihre Bischöfe, die dank der Katholischen Aktion sie so gut kennen und in engem Kontakt mit ihnen stehen, sich auf dem Konzil nicht nur zu Zeugen ihres Glaubens, sondern auch zum Echo ihrer Hoffnungen und Wünsche machen werden, wie sie von einigen Bewegungen bereits schriftlich zum Ausdruck gebracht worden sind."

Die Ziele des Konzils

Das erste Ziel ist eine Erneuerung des Lebens im Innern der Kirche. Der Heilige Vater hat das besonders in der Enzyklika *Ad Petri Cathedram* (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 542) und in seiner Rede an die Mitglieder der Vorbereitenden Kommissionen (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 169) ausgesprochen.

„Erneuerung des Lebens zunächst in der Lehre; ihre Darstellung in einer Form, die der gegenwärtigen Mentalität angepaßt ist. Die Aktiven der Katholischen Aktion wissen, wie dringend und notwendig diese Bemühung um die Darstellung der christlichen Botschaft ist. Erneuerung aber auch in der Vertiefung der Lehre. Der Papst selbst hat zweifelsfrei erklärt, das Konzil werde nicht direkt die Widerlegung eines Irrtums in der Lehre zum Gegenstand haben, wie die vorausgegangenen Konzilien. Aber es ist selbstverständlich, und auch das hat der Papst angekündigt, daß das Konzil die Aufgabe haben wird, die christlichen Grundsätze in bezug auf die Probleme des Lebens der Menschen, die staatsbürgerlichen, wirtschaftlichen, politischen, sozialen und internationalen Probleme herauszustellen. Sicher wird es auch die zeitgenössischen Irrtümer zu bezeichnen haben, die sich der Verkündigung des Evangeliums vor der Welt hindernd in den Weg stellen. Endlich darf man hoffen, daß das Konzil, dessen Schwerpunkt in der Ekklesiologie liegen wird, neues Licht bringen wird in die großen und aktuellen Lehren von der Natur der Kirche als des mystischen Leibes Christi, von der göttlichen Verfassung der Kirche in den Beziehungen zwischen Pontifikat und Episkopat, den Beziehungen zwischen der Kirche und Maria usw.

Erneuerung des Lebens in der Liturgie, für die das Konzil ‚die großen Richtlinien der Reform' studieren muß.

Erneuerung des Lebens im Kanonischen Recht, für das der Papst eine Revision und neue Kodifikation angekündigt hat, die nach dem Konzil und gemäß den pastoralen Ordnungsprinzipien, die es aufstellt, geschehen soll.

Erneuerung des Lebens in der kirchlichen Disziplin, die ‚mehr den Bedürfnissen und Methoden unserer Zeit angepaßt werden' muß im Hinblick auf ‚eine große Heiligung des Klerus', die vom Papst als ein Hauptanliegen des Konzils dargestellt worden ist.

Erneuerung des Lebens in den Ordensinstituten mit dem Ziel, daß sie immer besser ihrer besonderen Aufgabe im mystischen Leibe gerecht werden und unter der Auktorität des Bischofs sowie in Achtung vor ihrem Eigenleben als Ordensfamilien unmittelbarer am Apostolat der Diözesen teilnehmen.

Erneuerung des Lebens in der apostolischen und pastoralen Mission der Kirche mit dem Bemühen, herauszufinden, ‚was den aktuellen Notwendigkeiten des Apostolates am besten entsprechen könnte'; ‚Erneuerung der Energie im Apostolat', um der Welt die Kraft und Schönheit des Evangeliums zu zeigen.

Erneuerung des Lebens im Laienstande und in den Gliedern der Kirche durch einen tieferen, aufgeklärteren und lebendigeren Glauben und ebenso durch eine ‚sittliche Erneuerung des christlichen Lebens der Gläubigen'.

Erneuerung des Lebens in den Einrichtungen und Strukturen durch ihre Reinigung, Verbesserung, Anpassung an die heutigen Verhältnisse und in jeder Art von Organisation, ‚um sie zu festigen und zu kräftigen'.

Erneuerung des Lebens endlich, und zwar alles beherrschend, durch eine intensive Strömung apostolischen und missionarischen Geistes mit dem Ziel, die Verkündigung des Evangeliums in der Welt zu übernehmen und mit Beständigkeit unsere dringendste Sorge den Nichtchristen, unsere Sorge und unser Verständnis den getrennten Brüdern und unsere Sehnsucht der Einheit zuzuwenden."

Das zweite Ziel besteht in der Durchdringung der Welt mit den Grundsätzen des Evangeliums, das in der Kirche selbst gelebt und angewendet wird.

Die moderne Welt wird nach den Worten des Papstes gekennzeichnet durch tiefgreifende Umwandlungen, durch ihre Unbeständigkeit inmitten der Verführungen und Gefahren eines beinahe ausschließlichen Strebens nach materiellen Gütern, durch das Vergessen oder wenigstens die Abschwächung der Grundsätze aus der geistigen und übernatürlichen Ordnung, die in Jahrhunderten der christlichen Kultur ihr Gepräge gaben. Heute steht nicht nur die eine oder die andere Wahrheit auf dem Spiel, sondern die Auffassung vom Leben im ganzen, der die ewige und übernatürliche Bestimmung des Menschen nicht mehr gegenwärtig ist, ja die in ihr der Verachtung anheimfällt. „Das Übel liegt in der Trennung zwischen dem ‚Leben des Geistes und dem Leben des Leibes, zwischen dem ewigen und dem zeitlichen Leben'. Es liegt in dem Gegensatz und Konflikt, die die Welt von heute zwischen den ‚zwei Begriffen vom menschlichen Leben' heraufbeschwört, die ‚sich miteinander unschwer vertragen müßten, indem sie sich zwar unterscheiden, aber nicht ausschließen'."

Dieser Konflikt führt zur Abweisung des Evangeliums und des Erlösers selbst, weil die Welt sich selbst genügt.

„Das ist das unermeßliche und tragische Problem, worauf das Konzil eine Antwort geben muß, wenn die Kirche ihre Heilssendung in der modernen Welt erfüllen will. Und das zu einer Stunde, da diese stolze Menschheit von Unruhe und Angst befallen wird vor den furchtbaren Auswirkungen der materiellen, technischen, atomaren Kräfte,

die sie entfesselt hat und die nun die Macht haben, sie zu vernichten. Und das zu einer Stunde, da die Staaten, um den gigantischen Problemen der Organisation der Beziehungen zwischen den Völkern und der menschlichen und existentiellen Entwicklung der unterentwickelten Länder wirksamer zu begegnen, versucht sind, ihre Zuflucht zu politischen Regierungsformen und wirtschaftlichen Systemen zu nehmen, die die Diktatur festigen und ihr die menschliche Person sowie ihre Freiheiten und Rechte opfern, welche nur ein höheres Gesetz einer allgemeingültigen Sittlichkeit sicherstellen und mit den Erfordernissen des Gemeinwohls in Einklang bringen kann."

„Vor diesem Drama der Menschheit in der gegenwärtigen Zeitstunde erhält das Konzil unerwartete und grandiose Dimensionen. Es verkörpert eine dringende und letzte Hoffnung nicht nur für alle Gläubigen, sondern für alle diejenigen, die noch an den Menschen, an den Geist, an die sittlichen Werte der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Brüderlichkeit und des Friedens glauben."

Die Antwort des Konzils auf diese Fragen muß vom Evangelium eingegeben sein, dem der Heilige Vater eine so große Vorliebe entgegenbringt, was wohl besonders von den getrennten Brüdern empfunden werden dürfte. Denn allein das Evangelium bietet die Möglichkeit, die ersehnte harmonische Ordnung herzustellen, und zwar sowohl im Denken wie im Leben.

Das Evangelium ist der Kirche anvertraut und lebt in ihr; denn sie ist der mystische Leib des Herrn. „Die Worte des Heiligen Vaters über den mystischen Leib gestatten uns den Gedanken, daß eines der wichtigsten Lehrthemen, mit denen sich das Konzil beschäftigen wird, die Definition der Kirche als des mystischen Leibes Christi sein wird. Eine Vorlage dieser Art war schon auf dem Ersten Vatikanischen Konzil ausgearbeitet worden. Später hat Pius XII. am 29. Juni 1943 seine große Enzyklika über den mystischen Leib veröffentlicht und darin die Lehre des heiligen Paulus und die sehr alte und beständige Väterlehre entwickelt. Man darf hoffen, daß diese Darstellung der Kirche einen tiefen Widerhall in den orientalischen Kirchen finden wird. Sie haben eine Vorliebe für den ‚mystischen' Aspekt der Kirche und neigen dahin, in der Römischen Kirche vor allem den Aspekt einer juridischen Gesellschaft zu sehen, das heißt einer äußeren Organisation mit Gesetzen, äußeren Riten und einer zentralistischen Autorität."

„Dieser rein oder doch wesentlich juristische Begriff der Kirche ist leider, samt den Entartungen in der Praxis, viel mehr, als man glauben möchte, im christlichen Volk verbreitet, ausgenommen eine prächtige Elite der Gläubigen. Der Bischof eine Art von Regierungspräsident; die Priester Beamte; die Sakramente magische Riten; die Religion ein Komplex von Gesetzen (Gesetzen über den Besuch der Messe, den Sonntag, die Abstinenz usw.), denen man sich in äußerer Disziplin unterwirft und von denen man sich dispensiert, weil man ihren wahren Sinn nicht verstanden hat, so ähnlich, wie man es mit den Gesetzen des Staates macht. Wie nötig haben es alle diese Menschen, von der Lehre über den mystischen Leib zu lernen, daß es sich in der Kirche, die zugleich eine sichtbare Gesellschaft und der mystische Leib ist, um die Mitteilung eines Lebens handelt, des persönlichen Lebens Christi und des göttlichen Lebens des Heiligen Geistes zum Heil der Welt."

„Wenn man ganz verstehen will, was die Lehre vom mystischen Leibe für den richtigen Begriff von der Kirche bedeutet, den die Christen von nun an haben sollen, genügt es, darauf hinzuweisen, daß während des ganzen 19. Jahrhunderts die theologischen Lehrbücher, an denen sich der junge Klerus bildete, den mystischen Leib gar nicht erwähnten. Das erklärt sich übrigens aus den geschichtlichen Verhältnissen ... So konnte es dahin kommen, daß die Kirche als eine zentralistische Organisation, als ein juridisches, äußeres System erschien."

„Zu einem Zeitpunkt, da sich in der katholischen Kirche die Sorge um die Einheit der Christen äußert, würde eine Definition der Kirche als des sichtbaren und hierarchisch gegliederten Leibes Christi sicherlich ein unermeßliches Echo finden."

Was muß das Konzil uns bedeuten?

Der Papst selbst hat die Bedeutung des Konzils für uns als Gläubige mittels der bekannten Merkmale der Kirche erläutert. Das erste unter ihnen, die Einheit, bindet alle Gläubigen an die geoffenbarte Wahrheit.

„Dieser Hinweis auf die Glaubenslehre hilft den Gläubigen dazu, daß sie vom Konzil nichts erwarten, was es nicht leisten kann. Er zerstört manche Illusionen über seine Ziele und sein Wesen. Manche haben sich eingebildet, das Konzil werde eine Revision gewisser dogmatischer oder moralischer Standpunkte vornehmen, sie mildern oder gar aufgeben, weil sie für unsere Zeit zu streng oder nicht mehr passend zu sein scheinen, etwa die Ablehnung der Ehescheidung und der Geburtenkontrolle. Das kann weder der Papst noch das Konzil ändern. Andere haben gehofft, das Konzil werde die Häupter der verschiedenen Konfessionen versammeln, um durch gegenseitige Konzessionen und Kompromisse in den wesentlichen Punkten zu einem Synkretismus in der Lehre zu gelangen. Das wäre letzten Endes ein religiöser Indifferentismus, der, wie der Papst sagt, leicht zu der absurden Behauptung führt, daß alle Religionen gleichviel wert sind, ohne Unterschied zwischen Wahrheit und Irrtum."

Dennoch gibt es zahlreiche Fragen, die der freien Diskussion offenstehen, unter den zwei Bedingungen, daß es darüber keine anerkannte einheitliche Meinung gibt und daß die Diskussion nicht die Einheit der Kirche zu sprengen droht. In diesen freien Fragen ist die liebevolle Achtung der anderen Meinungen oberstes Gesetz.

Das Konzil wird besonders die Einheit der Leitung sichtbar machen, die alle Glieder der Kirche verbindet. Man darf auf die geschichtliche Tatsache hinweisen, daß dieses Konzil einer persönlichen Initiative des Papstes entsprungen ist, womit eine moderne Ansicht widerlegt wird, daß die großen Unternehmungen in der Kirche immer von der Peripherie stammen, während die Hierarchie nur kontrolliere, bestätige oder die Zügel anziehe.

Das Konzil wird das katholische Verhältnis zwischen Papsttum und Episkopat manifestieren. Schon in der Vorbereitung hat der Papst alle Bischöfe konsultiert und zu freimütiger Äußerung aufgefordert. Ihre Äußerungen bieten ihm eine einzigartige Information. „Die Kanonisten, Theologen und Konsultoren der Römischen Kongregationen haben ihnen Rechnung getragen bei der Auswahl und Ausarbeitung der Vorschläge, die sie den Vorbereitenden Kommissionen unterbreitet haben." Auf dem Konzil selbst aber werden die Bischöfe nicht nur Berater des Papstes sein, sondern gemeinsam mit ihm Lehrer und Richter in Sachen des Glaubens der Gesamtkirche, ja darüber hinaus auch Zeugen des Glaubens ihrer Kirchen, obgleich nicht deren Mandatare.

Wie kann das Konzil die Heiligkeit der Kirche sichtbar

machen und ihr dienen? Zunächst wohl, indem es Hindernisse niederlegt und das wahre Antlitz der Kirche enthüllt! Außerdem soll es einem gemeinsamen Streben von Klerus und Laien nach Heiligung zum Aufbruch verhelfen. Das wird der Maßstab für die Beurteilung seines Erfolges sein. Und hier liegt die Verantwortung für den Erfolg bei jedem einzelnen Glied der Kirche. Wir wissen aber, daß der Heilige Geist selbst das Werk der Heiligung vollbringen muß, sowohl durch seinen Einfluß auf die Konzilsväter wie auch durch seine Gnade in den Seelen der Gläubigen. „Was er uns zu entdecken, zu begreifen und zu verwirklichen geben wird, niemand kann es wissen. Er wird ohne Zweifel große Überraschungen bereithalten. Die Menschen werden gearbeitet, geforscht und nachgedacht haben, wie es ihre Pflicht war. Aber er, der Heilige Geist, wird sich einschalten mit den Mitteln, die ihm eigen und uns jetzt noch verborgen sind, um dem Konzil in dem Sinne beizustehen, wie es dem Wohl der Kirche in unserer Zeit dient."

Die Katholizität der Kirche wird das augenscheinlichste Merkmal des Konzils werden. Aber jeder Christ muß diesen Geist der Weltbürgerschaft annehmen, wie Christus der Erlöser der Welt ist. So entspricht er der Wahrheit vom mystischen Leibe Christi, an die er glaubt. Sie ruft nach tätigem Handeln.

Auch die apostolische Sukzession findet auf dem Konzil ihre Darstellung; denn sie legitimiert seinen Anspruch. Als Nachfolger der Apostel nehmen die Bischöfe dort ihren Platz im Kollegium ein. Und als Kollegium übernehmen sie die Verantwortung für die Fortführung des Heilswerkes Jesu Christi an der ganzen Welt. „Welche Erweiterung seines Horizontes im Apostolat für jeden einzelnen Bischof bringt diese Pflicht, als Missionar, denn das ist er ja als Bischof, in weltweiten Dimensionen das Apostolat der Kirche zu überdenken. Welche bereichernde Erfahrung, zu sehen, wie sich die Probleme der Verbreitung des Evangeliums in Asien, Afrika, den beiden Amerika und in Ozeanien stellen! Diese weiten Perspektiven werden sicherlich einen tiefen Einfluß auch auf die Seelsorge im Innern jedes einzelnen Landes haben."

Konzil und Kirchenrecht

„Es gibt ein Gebiet, auf dem die Auswirkungen sich ohne Zweifel ganz besonders bemerkbar machen werden: das Gebiet des Kanonischen Rechtes der Kirche."

„Wird auf dem Konzil eine Art von Spannung entstehen zwischen den Hirten und den Juristen? Den Hirten, das heißt den Bischöfen, und den Juristen, den Kanonisten und Konsultoren der Römischen Kongregationen? Nicht notwendigerweise; denn es gibt Hirten, die Juristen sind, und es gibt Juristen, die sich bemühen, auf die neuen Bedürfnisse des Apostolates der Kirche einzugehen. Aber selbst wenn diese Spannung aufträte, würde sie wohltätig sein. Die juridische Macht des positiven Kirchenrechts hat das Ziel, dem Leben zu dienen, und nicht, es durch allzu starre Regeln, die von den geschichtlichen Ereignissen überholt sind, zu lähmen. Es muß für die Übermittlung dieses göttlichen Lebens sorgen, von dem Jesus gesagt hat: ‚Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben' (Joh. 10, 10)."

„Glücklicherweise hat Papst Johannes XXIII. klug den Weg gezeigt, um einen möglichen Konflikt zu vermeiden, einmal, indem er mehrfach seinen Wunsch geäußert hat, dem Konzil einen wesentlich pastoralen Charakter zu geben, anderseits, indem er zwei aufeinanderfolgende Etappen unterscheidet: zuerst das Konzil, das die Prinzipien setzen und die Regeln für eine Seelsorge angesichts der Bedürfnisse der modernen Welt aufstellen wird, dann die Revision des Kanonischen Rechtes, das die neuen Richtlinien in Rechtsvorschriften kleiden und die Strukturen der Kirche den Erfordernissen der Entwicklung anpassen wird."

„Um das Ausmaß dieser Arbeit der Anpassung in Beispielen anzudeuten, genügt es, hinzuweisen auf die Probleme der Seelsorge der großen Milieus über die kanonischen Grenzen der Stadtgemeinden hinaus, die der Gesamtseelsorge innerhalb der Diözese über die traditionellen Verwaltungsbezirke hinaus, die Vertiefung der verschiedenen Formen der Zusammenarbeit der Bischöfe über die kanonischen Grenzen der Diözesen hinaus, auf die seelsorglichen und missionarischen Probleme, die sich auf nationaler und auch schon auf internationaler Ebene stellen."

„Freilich haben die Episkopate der einzelnen Nationen sich mit Zustimmung und Ermutigung des Heiligen Stuhles schon darangegeben, die Organismen zu schaffen, die das Leben forderte. Aber gerade die Bischofskonferenzen als solche haben noch keine rechtliche Macht im heutigen Kanonischen Recht. Und doch erscheinen diese Bischofskonferenzen mehr und mehr als ein wichtiges Mittel, den neuen Bedürfnissen einer gemeinsamen Pastoral gerecht zu werden. Ein Beispiel: Auf einer Vollversammlung gibt der Episkopat eines Landes der Seelsorge eine missionarische Ausrichtung auf die da draußen, auf die Massen des Volkes, die von der Kirche abgeschnitten sind. Jeder Priester oder Laie kann sie ablehnen und sagen: ‚Keine juridische Auktorität ... nur (!) eine moralische Auktorität.' Gibt es nicht eine ‚moralische Auktorität' der sozialen Liebe im Hinblick auf das Gemeinwohl, die nun den Juristen ein ernstes Problem aufgibt, die Bildung der christlichen Gewissen im mystischen Leibe zu normieren?"

„Gewiß hat der Heilige Stuhl nicht gezögert, zum Beispiel der ‚Mission de France' unter einer neuen Form ein kanonisches Statut zu geben. Die Päpste haben auch die Bischöfe eingeladen, im Interesse einer gemeinsamen Seelsorgsarbeit Zusammenkünfte zu veranstalten. Endlich hat das Kanonische Recht selber vorgesorgt und Normen gegeben (can. 281—292) für die Organisation von Plenar- und Provinzialkonzilien, deren Dekrete unter gewissen Bedingungen in den betreffenden Territorien verpflichtende Kraft haben, und es sieht auch Bischofskonferenzen vor (can. 292), die aber — wie gesagt — keine legislative, sondern nur direktive Gewalt besitzen."

„Man sieht, wie das Problem liegt: Es handelt sich darum, solchen neuen Bedürfnissen Rechnung zu tragen, die die im Kanonischen Recht festgelegten Strukturen überborden, und dabei die göttliche Verfassung der Kirche auf der Grundlage der Auktorität des Papstes und der Bischöfe zu beachten."

„Im Rahmen dieser göttlichen Verfassung aber — ist es nicht so, daß das Wachstum des Leibes Christi in der Liebe über die ganze Menschheit hin (vgl. Eph. 4, 15), die Verwirklichung der Einheit der Kirche in ihrer Universalität, die Notwendigkeiten einer Gesamtseelsorge und der Mission, die Forderungen der sozialen Liebe im Hinblick auf das Gesamtwohl einer Diözese und das Gemeinwohl der Kirche eine dynamische Entwicklung des Kanonischen Rechtes und der Moral nach sich ziehen in der Richtung auf stärkere gemeinschaftliche und soziale Verbundenheit und missionarische Haltung?

Die Juden in der Sowjetunion

Rußland war bis zum Ende des 19. Jahrhunderts das größte jüdische Siedlungsgebiet der Welt. Auch heute leben nur in den USA mehr Juden als in der Sowjetunion. Es ist für die Situation der Juden in der Sowjetunion bezeichnend, daß es fast unmöglich ist, zuverlässige Nachrichten über ihre Lebensverhältnisse zu erhalten. Den Angaben der sowjetischen Regierung kann man kein Vertrauen schenken. Genausowenig zuverlässig sind die Berichte einzelner Reisender oder offizieller Delegationen. Diese kommen jeweils nur mit einzelnen oder mit ausgewählten und vorbereiteten Persönlichkeiten zusammen und erfahren oft nur etwas über die Verhältnisse in einem bestimmten Ort oder einer sehr begrenzten Personengruppe. Die russischen Juden selber haben sich daran gewöhnt, über das, was sie wirklich denken, und darüber, wie es ihnen wirklich ergeht, zu schweigen und das aus gutem Grund. Dennoch fügen sich einzelne oft scheinbar nichtssagende Nachrichten zu einem Bild zusammen, das zwar niemals vollständig, in seinen Einzelheiten aber recht zuverlässig sein kann.

Die Berichte über die Situation der Juden in der Sowjetunion sprechen heute von einem geistigen Völkermord an den Juden. Diese äußerst schwerwiegende Anklage besteht leider zu Recht. Das, was etwa seit 25 Jahren in der Sowjetunion geschieht, mit den Massenmorden der Nationalsozialisten auch nur zu vergleichen, geht allerdings nicht an, und man muß sich davor hüten, Hitler durch Stalin ein Alibi zu verschaffen.

Da die Vorgänge in der Sowjetunion im allgemeinen unbekannt sind, schien es zweckmäßig, für die Form dieses Berichtes die chronologische Folge zu wählen.

Sozialismus und Judentum

In den Vorstellungen der Sozialisten des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts war das Judentum ein zum Aussterben verurteiltes Relikt des Mittelalters. Als Religion war das Judentum wie jede andere Religion von Übel und zu bekämpfen. Die meisten Sozialisten verneinten die Existenz einer jüdischen Nation überhaupt. Die Juden unterschieden sich von ihren Gastvölkern nicht als Nation. Ihre spezifischen Charakteristika seien lediglich die allgemeine Zerstreuung und eine abnorme Sozialstruktur, die sich durch das Fehlen eines Proletariats und eines Bauerntums auszeichne. (Von daher gesehen, ist es nicht verwunderlich, daß Lenin, der ohnehin jeder Form des Nationalismus abhold war, das Judentum als eine „Kaste" bezeichnete.) Aber auch diejenigen, die die Existenz einer jüdischen Nation annahmen, sahen ihr nahes Ende durch die fortschreitende Assimilation voraus. Das schien, da ja die nationalen Unterschiede ohnehin schwinden würden, durchaus wünschenswert. An einem Judentum als nationaler Kategorie festzuhalten, war in jedem Falle reaktionär. Daß das Judentum eine Kategorie sui generis sein könnte, paßte nicht ins Konzept.

Die Verhältnisse in Mittel- und Westeuropa und auch in den USA schienen den Sozialisten Recht zu geben. Das Judentum konstituierte sich hier allein als Religionsgemeinschaft, und die Assimilation war so weit fortgeschritten, daß man mit einer Amalgamation innerhalb weniger Jahrzehnte rechnen konnte. Das Erstarken einer antisemitischen Bewegung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, die Pogrome in Osteuropa, all dies waren für die Sozialisten vorübergehende Erscheinungen. Die Verhältnisse der Juden in Osteuropa und auf dem Balkan unterschieden sich jedoch von denen in Westeuropa erheblich. Die Juden hatten hier ihre eigene Sprache (Jiddisch), eine eigene Kultur und eigene kulturelle Institutionen. Hier gab es auch ein echtes jüdisches Nationalbewußtsein. Hatten nun diese Gruppen nicht das Recht auf den Status einer kulturell autonomen Volksgruppe? Diese Frage wurde von zahlreichen jüdischen Sozialisten (Bund, Territorialisten) vor der Revolution immer wieder gestellt und von den meisten russischen Sozialisten verneint: Auch die Ostjuden würden von dem Moment an, da man ihnen alle Rechte gewährte, den Weg der Assimilation antreten und zu Ende gehen. Sie seien auch nicht mit einer der zahlreichen Völkerschaften des Russischen Reiches zu vergleichen, da ihnen ein eigenes Territorium fehle.

Die marxistische Antwort auf die Judenfrage war also die Abschaffung aller diskriminierenden Gesetze und die Förderung der Assimilation und so im wesentlichen negativ, nämlich auf die Auflösung der jüdischen Gemeinschaft, gerichtet. Diese Grundsätze, an denen man im wesentlichen bis heute in der Sowjetunion festhält, waren für ihre Minderheitspolitik nur sehr bedingt von Bedeutung. Man ließ sich in der Sowjetunion eher von den jeweiligen Erfordernissen der politischen Situation in dem multinationalen Staat leiten.

Das russische Judentum vor der Revolution

Die Lebensverhältnisse der Juden im Russischen Reiche waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts in jeder Beziehung anomal. Ansätze einer Emanzipation im 19. Jahrhundert sind nie sehr weit gediehen. Dafür wurden die Juden durch restriktive Gesetze in allen Lebensbereichen immer weiter eingeengt. Das Wohnrecht war auf bestimmte Bezirke, den „Rayon", beschränkt (im wesentlichen in Polen, Weißrußland, Litauen, Ukraine und Krim). In diesen Provinzen lebten zu Beginn des 20. Jahrhunderts ca. 5 Millionen Juden, im übrigen Russischen Reich 310 000 (ca. 6 %). Der Landerwerb war den Juden versagt, der Zugang zu den freien Berufen durch den numerus clausus nur einem kleinen Teil möglich, Aufnahme in die Beamtenschaft war faktisch ausgeschlossen. (Alle Zahlenangaben sind, soweit nicht anders vermerkt, nach Solomon M. Schwarz, The Jews in the Soviet Union, Syracuse University Press 1951, zitiert. Dieses Buch bietet bis heute die zuverlässigste Information über die Verhältnisse der Juden in Rußland bis zum zweiten Weltkrieg.)

Die alte jüdische Gemeindeorganisation, der „Kahal", war von den zaristischen Behörden schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts aufgelöst worden. Die eigentliche jüdische Gemeinde konstituierte sich, von keiner staatlichen Autorität anerkannt oder gestützt, auf der Basis von Vereinen.

In dem Maße, wie den Juden die längst fällige äußere Emanzipation versagt blieb, bahnte sich im Getto selber ein Prozeß der Autoemanzipation an, der in einem neuen jüdischen Nationalismus Ausdruck fand. Das Getto war eine äußere Klammer, die alles das, was Jude hieß, zu-

sammenhielt und zu einer Schicksalsgemeinschaft machte. Die religiöse Gemeinschaft bestand zwar formal und durch das Getto begünstigt weiter, war aber in Wirklichkeit schon seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts zerbrochen. Es gab Ansätze eines liberalen Judentums mit starken assimilatorischen Tendenzen. Es gab eine verbreitete zionistische Bewegung, in der sich zwar religiöse und areligiöse Elemente trafen, die aber in einem erbitterten Kampf mit der antizionistischen jüdischen Orthodoxie lag. Es gab eine starke jüdisch-sozialistische Bewegung, die mit der russischen nur locker verbunden war, weil sie unabhängig von dieser den Klassenkampf vor allem in der „jüdischen Gasse" führte. Der größte Teil der jüdischen Sozialisten hielt an dem Begriff einer jüdischen Nation fest und forderte eine kulturelle Autonomie für die Juden. Selbstverständlich gab es auch in Rußland voll assimilierte Juden, doch fiel deren relativ geringe Zahl (ob es nun 100 000 oder 200 000 waren) nicht ins Gewicht. Es gab eine lebendige und blühende jiddische und hebräische Presse.

Der überwiegende Teil der Juden lebte vom Handel, Klein- und Hausierhandel und dem Handwerk. Einen gewichtigen Anteil (ca. 20 %) stellten die „Luftmenschen", eine soziologische Kategorie, die eigentlich nur das Getto kannte, Menschen, die offenbar fähig waren, von nichts zu leben. Die jüdische Masse setzte sich aus Kleinbürgern zusammen, doch unterschied sich das wirtschaftliche Niveau des Kleinbürgers nur unerheblich von dem des Bettlers.

Innerhalb des Rayons betrug der jüdische Bevölkerungsanteil ca. 11 %. Die Ballung war in Wirklichkeit noch sehr viel stärker, denn der weitaus größte Teil der Juden (ca. 80 %) lebte in den Städten: Während der Bevölkerungsanteil der Juden in den städtischen Siedlungen des Rayons im Durchschnitt fast 40 % ausmachte, stellten sie nur ca. 3 % der Landbevölkerung. Nicht wenige Kleinstädte, im besonderen die Marktstädte, waren bis zu 90 % mit Juden bevölkert. Die Muttersprache dieser Juden war Jiddisch (nach dem Zensus von 1897 innerhalb des Rayons ca. 96 %, außerhalb des Rayons ca. 80 %; innerhalb des Rayons konnten aber 30 % der Männer und 10 % der Frauen Russisch lesen, außerhalb des Rayons je 43 % und 16,5 %).

Nach der Revolution verminderte sich zwar die jüdische Bevölkerung Rußlands um 2 Millionen Juden in den Westgebieten, hierdurch wurde jedoch die eigentliche Struktur des Gettos nicht berührt.

Die Juden und die bolschewistische Revolution

Der Anteil der Juden an der bolschewistischen Revolution wird nur zu leicht überschätzt. Grundsätzlich ist zu unterscheiden zwischen dem individuellen Anteil einzelner, meist völlig assimilierter Juden und dem Verhalten der jüdischen Masse. Die Forderung nach bürgerlicher Gleichberechtigung war bereits durch die Regierung Kerenski erfüllt worden. Es gab also keinen eigentlichen Anlaß mehr, die bolschewistische Revolution zu unterstützen, um so weniger, als die Bolschewisten ausgesprochene Gegner jeder nationalen Lösung der Judenfrage waren. Für die jüdische Orthodoxie mußte ein bolschewistisches Regime noch drückender werden, als es das zaristische schon gewesen war. Die erste Revolution hatte ein Aufblühen des jüdischen religiösen und kulturellen Lebens zur Folge gehabt. Die jüdischen Parteien mit einer gewissermaßen heroischen nationalen Vergangenheit (und nicht zuletzt mit einem ausgezeichneten politischen Apparat) beherrschten das öffentliche Leben der Juden. Auch diese hatten von der kommunistischen Revolution nur eine Verschlechterung ihrer Lage zu erwarten. Ein sicherer Maßstab für den Anteil der jüdischen Masse an der Revolution bietet die Zahl der jüdischen kommunistischen Publikationen: 1917 gab es unter 49 jüdischen Zeitungen und Zeitschriften keine einzige kommunistische Publikation. 1918 waren von 63 nur 9 kommunistisch. Eine Änderung im Verhalten der jüdischen Massen trat erst im Laufe des Bürgerkrieges ein. Im Machtbereich der konterrevolutionären Armeen kam es überall zu heftigen Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung. Pogrome waren an der Tagesordnung. Die kommunistische Herrschaft war schließlich das kleinere Übel.

1919 willigte schließlich der größte Teil der jüdischen Sozialisten in eine Allianz mit den Kommunisten ein, so daß die einzelnen Parteien in diesem Jahr zu einem Verband jüdischer kommunistischer Parteien zusammengefaßt wurden, der geschlossen der kommunistischen Partei beitrat. Im Mai 1919 löste sich dann dieser „Komfarband" auf, und die Mitglieder traten den „jüdischen Sektionen" der kommunistischen Partei bei. Die Sektionen bildeten keineswegs nationale Einheiten innerhalb der KP, sondern nur eben jenen Apparat, den die Partei zur Durchdringung der jüdischen Massen brauchte. Die jüdische sozialistische Opposition wurde schließlich zusammen mit den sozialistischen Zionisten nach heute bewährtem Muster liquidiert. 1930 wurden dann auch die jüdischen Sektionen — immer noch eines unangemessenen Nationalismus verdächtigt — endgültig aufgelöst.

Die Liquidation der jüdischen Gemeinschaften

In den Jahren nach der Revolution wurden die jüdische Gemeinschaft und ihre Organisationen vollkommen zerstört. Die sozialen und kulturellen Institutionen wurden der Kontrolle der lokalen jüdischen Kommissariate unterstellt und später, soweit dies möglich war, der allgemeinen Administration.

Die Kultusgemeinden waren den gleichen Beschränkungen und Verfolgungen ausgesetzt wie die Kirchen. Die restriktiven Maßnahmen wirkten sich allerdings bei den Juden sehr viel schwerer aus. Die rituellen Speisegesetze z. B. können nur innerhalb einer Gemeinde wirklich eingehalten werden (Beaufsichtigung der Schlachtung usw.). Die Kampagne gegen die Feiertage, besonders gegen den Sabbath, traf die Juden, bei denen der Sabbath mit seiner absoluten Werkruhe geradezu Symbol der „Jüdischkeit" ist, viel stärker als die Christen. Daß die atheistische Propaganda von jüdischen Kommunisten ausging, war in einer Religionsgemeinschaft, die im Bewußtsein der kollektiven Verantwortung aller Juden füreinander lebt, besonders bedrückend.

Das Verbot des Religionsunterrichts traf die jüdische Orthodoxie an der Wurzel, denn das Judentum ist nun einmal eine Religion, deren Praxis erhebliche Kenntnisse voraussetzt, die nur durch ein eingehendes Studium gewonnen werden können. Die letzte statistische Angabe, aus dem Jahre 1926, zählte in der Ukraine noch 1003 jüdische Kultusgemeinden mit 137 437 Mitgliedern, das entspricht 12—13 % der jüdischen Bevölkerung. Da aber nur ein Teil der religiösen Juden auch offiziell einer Gemeinde angehörte, kann man auf Grund dieser Zahl für das Jahr 1926 noch für 40—60 % der jüdischen Bevöl-

kerung religiöse Bindungen annehmen. Daß diese Zahl in jedem Jahr kleiner wurde, darf als selbstverständlich angenommen werden.

Die sowjetische Minderheitenpolitik gegenüber den Juden

Die sowjetische Judenpolitik machte nach der Revolution erhebliche Wandlungen durch. Die grundsätzliche Ablehnung einer „jüdischen Nation" im Sinne der Zionisten, der Territorialisten oder der Bundisten blieb dabei unverändert. Die Wirklichkeit einer kohärenten jüdischen Bevölkerung machte es dann nötig, zeitweise wenigstens nationale Lösungen zu versuchen. Sehr viel hat man sich hierbei ohnehin nicht vergeben, denn die nationale Kultur der Sowjetvölker ist national nur in der Form, d. h. in der Sprache und, wenn man will, in den Eß- und Schlafgewohnheiten, doch „proletarisch im Inhalt". Verbunden mit der neuen Judenpolitik und deren Voraussetzung waren die soziale Umschichtung der Juden und der Versuch zur Schaffung einer territorialen Basis durch landwirtschaftliche Ansiedlungen. Die Schaffung einer „jüdischen sozialistischen Nation" hätte zugleich den Vorteil gehabt, daß den Zionisten das Wasser abgegraben würde, und zudem bestand auch die Aussicht, jüdisches Kapital für Kolonisierungsprojekte zu gewinnen, was damals noch von Bedeutung war.

Die landwirtschaftlichen Kolonisierungsprojekte sind nie sehr weit gediehen. Selbst auf dem Höhepunkt der Ansiedlung machte der in der Landwirtschaft tätige jüdische Bevölkerungsanteil nicht mehr als 6 % aus. Man sah im übrigen bald ein, daß man in der Landwirtschaft zwar die „Luftmenschen" und Hausierer nutzbringend beschäftigen konnte, daß es aber unsinnig sei, aus Handwerkern Bauern zu machen. Das Kolonisierungsprogramm mit dem größten propagandistischen Aufwand, „Birobidjan" (an der Grenze der Mandschurei), wo eine quasi-jüdische Sowjetrepublik gegründet werden sollte — der Plan sah eine „autonome jüdische Provinz" vor —, endete mit einem Fiasko. Die jüdische Bevölkerung Birobidjans wird heute auf 30 000 bis 35 000 Seelen geschätzt — unter einer Gesamtbevölkerung von ca. 100 000. Im übrigen gehört Birobidjan heute zu den sorgfältig gehüteten Staatsgeheimnissen, so daß Nachrichten über die Verhältnisse in diesem Gebiet praktisch nicht zu erhalten sind.

In der Sprachenfrage zeigten die sowjetischen Behörden das bei weitem größte Entgegenkommen. Jiddisch wurde als Minderheitensprache anerkannt. An den Orten mit jüdischer Mehrheit gab es eine jüdische lokale Autonomie, jüdische Sowjets, die die Geschäfte auf jiddisch abwickelten. An den Gerichten gab es jüdische Abteilungen, wo die Verhandlungen auf jiddisch geführt wurden (in der Ukraine z. B. gab es 1933 99 jüdische Dorfsowjets und 55 jüdische Sowjets in Marktstädten). Von 1926 an wurde die Neuerrichtung jüdischer Sowjets beschränkt, und seit 1930 war eine fortschreitende Russifizierung bzw. „Ukrainisierung" zu verzeichnen.

Jüdische Kultur?

In zahlreichen Publikationen der Vorkriegszeit wird die Leistung der Sowjetunion in der Förderung der jüdischen Kultur hervorgehoben, so wie heute von ihrer Zerstörung gesprochen wird. Es wäre immerhin die Frage zu stellen, was jüdische Kultur unter diesen Umständen bedeutet. Was immer jüdische Kultur sonst bedeuten mag, hier mußte sie „proletarisch" dem Inhalt nach sein, eine „Kultur der Werktätigen". Das spezifisch Jüdische an ihr war lediglich die Form, d. h. in der Literatur die Sprache, das Jiddische. Zu gleicher Zeit wurde das Hebräische unterdrückt und der Unterricht in dieser Sprache sogar bestraft. Hebräisch aber war nicht nur die Sprache der Zionisten, sondern vor allem die Sprache der jüdischen Religion. Indem man das Hebräische unterdrückte, wurde auch der Nerv jeder jüdischen Kultur abgeschnitten, eben die Beziehung zur jüdischen Geschichte. Als jüdische Kultur war die jiddische Kultur der Sowjetunion eine Farce. Aber sie erhielt immerhin den Rest eines Zugehörigkeitsbewußtseins und eines der Medien zum Ausdruck spezifisch jüdischer Gefühlswerte.

In der Errichtung jüdischer Schulen (mit jiddischer Unterrichtssprache) wurde nach der Revolution Beachtliches geleistet. Der Lehrstoff war allerdings der gleiche wie in den anderen Schulen. Der Höhepunkt der Entwicklung wurde um 1930 erreicht. Um diese Zeit besuchten aber auch in den dichtesten jüdischen Siedlungsgebieten nicht mehr als 25—30 % aller jüdischen Schüler jiddische Schulen und in den Großstädten, wo die Assimilation weiter fortgeschritten war, vielleicht 3—5 %. Nach 1930 wurde die jiddische Schule wieder abgebaut.

Auch die jiddische Presse und das jiddische Buch, die wichtigsten Propagandamittel der Partei, wurden gefördert. Der Höhepunkt der jiddischen Buchproduktion wurde jedoch 1932 bereits überschritten (653 Titel, 3087 Bogen, 2 558 585 Gesamtauflage; die letzte statistische Angabe stammt aus dem Jahre 1935: 437 Titel, 2816 Bogen, 1 887 960 Gesamtauflage). Die Partei förderte eine große Anzahl jüdischer Autoren, unter denen viele wenigstens in jüdischen Kreisen Weltruf genossen (D. Bergelson, I. Feffer, P. Markich, M. Kulbak, I. Zinberg, „der Nister". Andere jüdische Autoren, so z. B. Ehrenburg, schrieben nur russisch.)

Die „jüdische Wissenschaft", d. h. die jüdische Geschichtsforschung, Soziologie, Philosophie, Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte, ging nach der Revolution praktisch zugrunde. Es gab zwar zwei judaistische Institute in der Ukraine und Weißrußland, aber diese befaßten sich vorwiegend mit der Herstellung von Propagandamaterial.

Einen ungewöhnlichen Aufschwung nahm das jiddische Theater. Da die jüdische Orthodoxie theaterfeindlich war, war das Theater „fortschrittlich" und konnte sich so nach der Revolution zu einer kulturellen Institution ersten Ranges entwickeln. Der Höhepunkt der Entwicklung wurde 1934 mit 18 Theatern (ohne die zahlreichen Spielgruppen) erreicht. 1938 existierten nur noch vier, und nach dem zweiten Weltkrieg soll es — angeblich — noch ein jüdisches Theater gegeben haben.

Soziale Umschichtung

Von allen Seiten, d. h. sowohl von der Partei als auch von den betroffenen Juden selber, wurde auf eine soziale Umschichtung der jüdischen Bevölkerung hingearbeitet. Ein fürs erste schier unüberwindbares Problem stellte die große Zahl der „Luftmenschen" dar, die durch die Revolution noch vermehrt worden war, und die Masse der Kleinhändler und Hausierer. Letztere hatten in der neuen Wirtschaftsordnung kaum noch einen Platz.

Die landwirtschaftliche Ansiedlung war, wie schon gesagt, nie sehr erfolgreich. Es gab zwar auch einen jüdischen Pioniergeist, dieser konnte sich aber in Rußland nie so

entfalten wie in Palästina. Dennoch ging die soziale Umschichtung ungewöhnlich schnell vor sich und war, wie die folgende Statistik zeigt, 1935 faktisch abgeschlossen:

	Gehaltsempfänger	Lohnempfänger	insgesamt
1926	241 000	153 000	394 000
1931	445 000	342 000	787 000

Für 1935 wird die Zahl mit ca. 1,1 Millionen jüdischer Gehalts- und Lohnempfänger angegeben bei einer jüdischen Bevölkerung von ca. 3 Millionen.
Die soziale Umschichtung hatte — was nur Utopisten erwarten konnten — keineswegs die Entstehung einer „proletarischen jüdischen Nation" zur Folge. Vielmehr wurde durch die damit verbundene geografische Zerstreuung eine Denationalisierung gefördert. War die Proletarisierung auch vollzogen, so unterschied sich doch vor dem zweiten Weltkrieg wenigstens die berufliche Struktur der Juden noch erheblich von der der Gesamtbevölkerung: Ca. 40 % waren in der Verwaltung, im öffentlichen Dienst, in Handel und Verkehr beschäftigt. Diese beinahe abnorme Zahl ist allerdings leicht zu erklären: Die Juden sind fast ausschließlich Städter, so daß man diese Zahlen mit dem Anteil der städtischen Bevölkerung an diesen Berufen messen müßte, und zudem war der Bildungsstandard der Juden wiederum höher als der der städtischen Bevölkerung im allgemeinen.
Aus diesem Grunde war auch der Anteil der jüdischen Mitglieder der kommunistischen Partei nur dem Scheine nach ungewöhnlich hoch. So stellten z. B. die Juden Weißrußlands, wo sie 40 % der städtischen Bevölkerung ausmachten, 26 % der Parteimitglieder und 18 % der Kandidaten, eine Zahl, die auf den ersten Blick ungewöhnlich hoch erscheint, wenn man nicht beachtet, daß die kommunistische Partei zu dieser Zeit eine Partei von Städtern war. In dem gleichen Jahr stellten die Juden 4,3 % aller Parteimitglieder (Bevölkerungsanteil 1,8 %), jedoch ca. 10 % der städtischen Bevölkerung. Der Anteil der Juden etwa an der Regierung oder an den Parteiämtern fiel schon ganz einfach deshalb auf, weil ein jüdischer Minister im zaristischen Rußland undenkbar war.

Antisemitismus

Der Antisemitismus war im zaristischen Rußland so wie überall ein vielschichtiges Problem. Es gab die offizielle Unterdrückungspolitik der zaristischen Regierung und den geradezu selbstverständlichen Antisemitismus der Aristokratie und der Beamtenschaft, der ähnlich wie in Mitteleuropa fast Bestandteil einer Weltanschauung war. Es gab den eingefleischten Antisemitismus der Ukrainer und Polen, eben der Bevölkerung im Rayon, und einen christlichen Antisemitismus. Zum letzten offenen und gewalttätigen Ausbruch kam es im Südwesten Rußlands während des Bürgerkrieges 1918/20. In den unteren Schichten innerhalb des Landes, wo es nur wenige Juden gab, soll es dagegen keinen nennenswerten Antisemitismus gegeben haben.
Die kommunistische Partei hat jede Form des Antisemitismus als ein Mittel kapitalistischer Unterdrückung grundsätzlich verurteilt. Sozialismus und Antisemitismus seien schlechterdings nicht miteinander vereinbar. In der Praxis sah dies allerdings so aus, daß man sich gelegentlich mit dem nie ganz verschwindenden Antisemitismus akkommodierte. In den Jahren des Bürgerkrieges wurde richtig erkannt, daß die antisemitischen Parolen der Konterrevolutionäre („Die Juden bemächtigen sich durch die Bolschewisten Rußlands" u. ä.) ein durchaus wirksames Propagandamittel waren, und die Abwehr wurde darauf eingerichtet. Mit der sozialistischen Revolution war aber der Antisemitismus innerhalb der Bevölkerung keineswegs geschwunden. Die Ukrainer lernten die Juden nicht plötzlich lieben — nur wurde der Antisemitismus vom Staat selber nicht noch zusätzlich genährt oder geschützt.
Die Erscheinungsformen des Antisemitismus im sowjetischen Rußland zeigten und zeigen in seinen Äußerungen die typischen Formen sozialer Gruppenspannungen: „Die Juden arbeiten nicht", „sie sitzen in allen Ämtern", „sie übervölkern die Städte" usw. S. Schwarz (a. a. O., S. 241) hat diesem Phänomen eine eingehende Untersuchung gewidmet und festgestellt, daß die meisten dieser Vorwürfe völlig unbegründet sind. Dennoch gab es besonders im Komsomol und unter der vorher gegen die antisemitische Propaganda fast immunen Industriearbeiterschaft nach der Revolution starke antisemitische Tendenzen, eben seit der Zeit, da die Juden selber Industriearbeiter wurden. Es fehlte auch nicht an Zwischenfällen (Beleidigungen, Mißhandlungen), und obgleich jede Völkerverhetzung vom Gesetz unter Strafe gesetzt wird, verfuhren die Gerichte sehr nachsichtig, indem sie derartige Delikte als Verstöße gegen die öffentliche Ordnung behandelten. Die Aufklärungsarbeit der Partei blieb, soweit es überhaupt eine solche gab, im großen und ganzen fruchtlos, so daß man bis heute einen latenten Antisemitismus innerhalb weiter Kreise der sowjetischen Bevölkerung und auch innerhalb der Administration beobachten kann.
Regierungsmaßnahmen, die man als eindeutig antijüdisch bezeichnen könnte, hat es vor dem zweiten Weltkrieg in der Sowjetunion in nur geringem Maße gegeben. Durch die Säuberung der dreißiger Jahre wurde der größte Teil der jüdisch-kommunistischen Elite liquidiert. So wurde z. B. die gesamte Führungsschicht Birobidjans erschossen oder deportiert. Aber diese Säuberungen trafen alle Bevölkerungsteile in gleicher Weise, und es war das Unglück der jüdischen Kommunisten, besonders stark unter den Altbolschewisten vertreten zu sein. Immerhin dürfte die Verurteilung so zahlreicher „jüdischer Verräter" dem Antisemitismus erheblichen Auftrieb gegeben haben. Seit der Mitte der dreißiger Jahre zeigt sich dann auch eine deutliche Tendenz, Juden aus dem öffentlichen Leben verschwinden zu lassen.
Während des Hitler-Stalin-Paktes scheint es eine Dämpfung der jüdischen Aktivitäten gegeben zu haben, obgleich nicht einzusehen ist, warum die Juden von diesem Pakt betroffen gewesen sein sollten. Vielmehr dürfte es sich dabei um die Fortführung der um 1935 begonnenen neuen Judenpolitik gehandelt haben. Im besonderen wurden zahlreiche Juden aus dem auswärtigen Dienst entfernt oder kaltgestellt (wegen ihrer Sprachkenntnisse waren relativ viele Juden im auswärtigen Dienst beschäftigt).
In den von der Sowjetunion annektierten Gebieten (Ostpolen, Baltikum) lebten fast zwei Millionen Juden. Diese wurden von der sowjetischen Okkupation zwar nicht annähernd so hart getroffen wie die Juden in den von den Deutschen besetzten Gebieten, doch macht sich hier zum erstenmal eine klar erkennbare Diskriminierung bemerkbar. Eine größere Zahl wurde als „unzuverlässige Elemente" ins Innere Rußlands deportiert. Genauere Zahlen fehlen, doch wird von einigen Hunderttausenden, zum großen Teil Flüchtlingen aus Westpolen, gesprochen (was ihnen auf längere Sicht das Leben rettete). Die jüdischen Organisationen wurden liquidiert. Vermutlich um

dem in Polen reichlich vorhandenen Antisemitismus nicht noch neue Nahrung zu geben und um die Gefühle der feindseligen Bevölkerung nicht durch eine allzu sichtbare Gleichberechtigung der Juden zu verletzen, sorgten die Behörden dafür, daß kein Jude im öffentlichen Leben hervortrat. Selbst in der kommunistischen Partei wurden die Juden erheblich hintangesetzt, um der antikommunistischen Propaganda (Kommunist = Jude) keine Nahrung zu geben. Wie weit diese Diskriminierung auf Ressentiments und wie weit sie auf politische Vorsicht zurückzuführen ist, bleibt ungewiß. Immerhin wurden hier bereits die sozialistischen Prinzipien, wenn vielleicht auch nur aus taktischen Gründen, aufgegeben.

Der zweite Weltkrieg

Da den Juden innerhalb der alten Grenzen der Sowjetunion noch reichliche Fluchtwege offenblieben, erlitten sie nicht ganz so große Verluste wie die Juden in den übrigen Gebieten Osteuropas. Eine organisierte Evakuierung der Juden scheint es jedoch nicht gegeben zu haben. Die Flucht der Juden verlief, soweit sie nicht in der Rangordnung der Prioritäten mit der gesamten Bevölkerung evakuiert wurden, unorganisiert und in den ersten Kriegsmonaten chaotisch. Die Juden der Sowjetunion wurden darüber, was 1939/41 in Polen vorging, nicht aufgeklärt, denn die sowjetische Presse schwieg über die Vorgänge in Westpolen, so daß viele gar nicht daran dachten zu fliehen. Zu Beginn der deutschen Invasion wurde den Juden in den russisch besetzten Westgebieten die Flucht ins Innere Rußlands verwehrt.

Bei Kriegsende lebten in der Sowjetunion noch etwas mehr als zwei Millionen Juden. Zusammen mit den Juden in den annektierten Westgebieten hatten bei Kriegsbeginn ca. fünf Millionen Juden innerhalb der russischen Grenzen gelebt. Die jüdische Bevölkerung der Westgebiete wurde von den Nazis fast restlos vernichtet.

Das Verhalten der Bevölkerung in den besetzten Gebieten gegenüber der Judenverfolgung war eher passiv, sieht man von der aktiven Teilnahme ukrainischer und baltischer Einheiten im Dienst der Deutschen ab. Zur Rettung der Juden wurde sehr wenig getan, und die Zahl der von der sowjetischen Bevölkerung geretteten Juden ist minimal. Einen ausgeprägten Antisemitismus scheint es in zahlreichen russischen Partisaneneinheiten gegeben zu haben, wo u. a. entflohene Kriegsgefangene dienten, die bereits mit Erfolg der deutschen Propaganda ausgesetzt gewesen waren.

Während des Krieges vermied es die sowjetische Propaganda sorgfältig, die konsequente Vernichtung der Juden durch die Nazis hervorzuheben; man sprach vielmehr von einer beabsichtigten Vernichtung des russischen Volkes — was an sich nicht gerade falsch war — und erwähnte die Juden bestenfalls am Rande. Man führt dies nicht ohne Grund auf die Befürchtung zurück, daß eine Betonung der Judenverfolgung der nazistischen Propaganda („Rußland kämpft für die Juden") hätte entgegenkommen können. Eine derartige Befürchtung sagt über die sowjetische Wirklichkeit nichts Gutes. Die jüdischen Opfer wurden auch nach dem Krieg fast totgeschwiegen, genau so wie die Beteiligung der Juden an den Kämpfen dieses Krieges. (Es mußte so viel eher der Eindruck entstehen, als hätten die russischen Juden die Russen für sich kämpfen lassen.)

Auf der anderen Seite setzte gerade während des Krieges eine gewisse Lockerung in der sowjetischen Judenpolitik ein. Der Druck auf die Religionsgemeinschaften ließ allgemein nach. Am 6. April 1942 wurde dann das „jüdische antifaschistische Komitee" gegründet, das zu einem jüdischen Mittelpunkt des Kampfes gegen Hitler werden sollte und dem zahlreiche jüdische Intellektuelle angehörten. (Die Initiatoren des Komitees, die beiden polnischen Bundisten Ehrlich und Alter, wurden auf Grund eines persönlichen Befehls Stalins „als faschistische Spione" erschossen.) In der Praxis hatte das Komitee nur geringen Einfluß auf das jüdische Leben in der Sowjetunion. Es war vor allem ein Propagandainstrument, das der Beeinflussung der Juden außerhalb Rußlands dienen sollte. Durch dieses Komitee kam es allerdings das erstemal nach langen Jahren zu neuen Kontakten zwischen den Juden Rußlands und den Juden der übrigen Welt, und so war es die letzte sichtbare Repräsentanz des russischen Judentums.

Die Liquidation der jüdischen Nation

Der Krieg hatte den größten Teil dessen, was die kulturellen Institutionen des sowjetischen Judentums darstellte, zerstört. Die jiddische Presse und Buchproduktion war zum großen Teil vernichtet. Die Politik der Regierung war zwiespältig. An manchen Orten wurde ein Wiederaufbau gefördert, an anderen verhindert oder unmöglich gemacht.

Der Krieg und später die Gründung des Staates Israel hatten jedoch ein Erstarken des jüdischen Selbstbewußtseins auch in der Sowjetunion zur Folge. Die Vernichtung der Juden, das passive oder feindliche Verhalten weiter Kreise der Bevölkerung hatten bei vielen Juden das Bewußtsein des Ausgesondertseins wieder geweckt. Durchaus linientreue jüdische Kommunisten waren der Ansicht, daß es nach dem, was geschehen war, einen neuen jüdischen Anfang und Aufbau geben müßte. Dies war, wie sich später zeigen sollte, ein tragischer Irrtum.

Die Vorgänge zwischen 1945 bis zum Tode Stalins sind nur wenig und lückenhaft bekannt. (Eine detaillierte Darstellung versuchte Léon Leneman in seinem Buch „La Tragédie des Juifs en URSS", Desclée de Brouwer, Paris 1959. Aber auch Lenemans Informationsquellen sind sehr begrenzt und vielleicht auch nicht immer zuverlässig.) Was in diesen Jahren wirklich vor sich ging, scheinen auch heute nur wenige Eingeweihte zu wissen. Es ist durchaus möglich, daß das plötzliche Erstarken des jüdischen Selbstbewußtseins auf der einen Seite, das Erstarken einer antisemitischen Clique in der Sowjetadministration auf der anderen und einige Wahnideen Stalins schließlich dazu führten, daß man nun versuchte, die Judenfrage radikal zu lösen. 1948 wurde das jüdische antifaschistische Komitee, weil ja nun überflüssig — und weil es angeblich versuchte, Juden zu protegieren —, aufgelöst. Dieses Komitee war der letzte Rest einer nationalen Vertretung der Juden. Im gleichen Jahr hörten alle jiddischen Publikationen auf. Die Elite jiddischer Schriftsteller und Künstler wurde verhaftet und bis zum Jahre 1952 teils deportiert, teils erschossen.

In der Anklage gegen die jüdischen Schriftsteller spielte der ominöse „Fall Krim" eine gewichtige Rolle. 1944 hatten einige jüdische Kommunisten erwogen, ein autonomes jüdisches Territorium auf der Krim zu gründen (eine größere jüdische landwirtschaftliche Niederlassung hatte es dort vor dem Krieg schon gegeben). Stalin und auch Chruschtschow hatten sich von Anfang an gegen dieses Projekt ausgesprochen. Nun wurde der Krimplan zum Komplott: Die jüdisch besiedelte Krim sollte nach der

Anklage im Falle eines Krieges der Sowjetunion in den Rücken fallen — ein Gedanke, der es verdient, in die „Protokolle der Weisen von Zion" aufgenommen zu werden. Zwei namhafte jüdische Kommunisten wurden auf Grund dieser lächerlichen Anklage hingerichtet: Der Altbolschewist Losowski und der Schriftsteller Bergelson (Leneman, a. a. O., S. 233, und „Ost-Probleme", Nr. 26, 1957, S. 927).

Die nun fast offene Judenverfolgung erreichte ihren Höhepunkt mit den Prozessen gegen die „Zionisten" in den Volksdemokratien und den Ärzteprozessen. Die Prozesse betrafen zwar nur eine relativ kleine Anzahl jüdischer Kommunisten, gleichzeitig aber wurden die Juden konsequent aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet und, was besonders schwer wiegt, durch Einführung eines geheimen, aber strikt durchgeführten numerus clausus an den Ausbildungsstätten eines angemessenen intellektuellen Nachwuchses beraubt.

Die Situation nach dem 20. Parteikongreß

Der Tod Stalins und die „Tauwetterperiode" brachten eine gewisse Erleichterung für die Juden Sowjetrußlands. Einige jüdische Schriftsteller kehrten noch lebend aus der Verbannung zurück, und einige wurden sogar rehabilitiert. Bis heute sind aber erst wieder drei jiddische Bücher — längst verstorbener Autoren — neu aufgelegt worden (wie groß die Auflage dieser Bücher ist, ist unbekannt). An der Grundhaltung der sowjetischen Administration und der Partei hat sich relativ wenig geändert. Chruschtschow selber gehört zu jenem Typ der primitiven ukrainischen Antisemiten, von denen man auf die Dauer wenig Gutes erwarten darf. In den letzten Jahren waren bei ihm einige bemerkenswerte Entgleisungen zu verzeichnen, so z. B. daß ihm „unter den polnischen Kommunisten die Kowalkskis lieber seien als die Abramowitschs". Es war auch Chruschtschow, der für die politische und ideologische Führung der ukrainischen Partisanen verantwortlich war (Leneman, a. a. O., S. 166 ff. trägt ein ansehnliches Material gegen Chruschtschow zusammen). Im Mai 1956 äußerte sich Chruschtschow sehr freimütig über die Situation der Juden in der UdSSR und gab einer Delegation des SFIO gegenüber ohne weiteres das Bestehen eines numerus clausus in der Administration zu: „Früher waren sie (die Juden) gebildeter, vielleicht auch revolutionärer als der durchschnittliche Russe, inzwischen wurden neue Kader geschaffen . . .", und Perwuschin fügte die Worte hinzu: „. . . unsere eigene Intelligentia" (Leneman a. a. O., S. 229, und „Ost-Probleme" a. a. O.). Auch an den Schulen und Universitäten gibt es nun einen numerus clausus, der garantiert, daß die Juden auf dem gleichen Bildungsniveau stehenbleiben wie die Tataren, nur daß niemand das Bildungsstreben der Tataren beeinträchtigt.

Zur Einstellung der jiddischen Veröffentlichungen und der Schließung der jiddischen Schulen wurde bei gleicher Gelegenheit erklärt, daß ja nun die meisten Juden Russisch könnten und gar kein Interesse mehr an einer jiddischen Kultur hätten. Sollte ein solches Interesse wieder erwachen, dann würde man ihnen selbstverständlich wieder erlauben, jiddische Bücher und Zeitschriften zu drucken.

Immerhin wurde der Druck in den letzten Jahren schwächer, eben in dem Maße, als man in der Sowjetunion wieder auf die öffentliche Meinung außerhalb Rußlands zu achten begann. Auch das unablässige Drängen der jüdischen Kommunisten außerhalb Rußlands (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 191) blieb nicht ohne Erfolg. Für den Sommer 1961 wurde sogar das Wiedererscheinen einer jiddischen Zeitschrift in Aussicht gestellt („Neue Zürcher Zeitung", 19. 3. 61).

Das Verhältnis der UdSSR zu Israel und den arabischen Staaten beeinflußt nur sehr mittelbar die Situation der Juden in Rußland. Die Kommunisten haben von Anfang an die Zionisten als kleinbürgerliche Reaktionäre oder als Werkzeuge des englischen Imperialismus und als Nachläufer einer nationalen Fata Morgana bekämpft. Die Zionistische Bewegung wurde schon in den zwanziger Jahren zerschlagen und die Unverbesserlichen nach Sibirien verschickt. Das hinderte aber Stalin nicht daran, dem jungen Staat Israel eine beträchtliche Hilfestellung zu leisten. Die russischen Juden, die es inzwischen gelernt haben sollten, verfielen einem tragischen Irrtum, als sie glaubten, daß sie nun ihrerseits Sympathien für Israel zeigen dürften. (So kam es z. B. im Oktober 1948 anläßlich des Besuches des israelischen Außenministers Golda Meir in Moskau zu spontanen jüdischen Kundgebungen.) Es ist gerade diese emotionelle Solidarität, die über die Grenzen des „Vaterlandes aller Werktätigen" hinausreicht, die die russischen Kommunisten so irritiert und sie in allen Juden potentielle Landesverräter sehen läßt. Selbstverständlich gibt es auch eine zionistische Untergrundbewegung in Rußland, aber diese ist klein und normalerweise so einflußlos, daß sie auf keinen Fall eine Gefahr für die Sicherheit des Staates sein könnte.

Die Nachrichten über die Situation der religiösen Juden in Rußland sind unklar und widersprüchlich. Es fehlen fast alle Kontakte, und soweit vertrauliche Nachrichten ins Ausland gelangen, werden diese aus verständlicher Rücksicht oft geheimgehalten.

Es scheint, daß nach dem Tode Stalins den religiösen Juden etwas größere Freiheiten gelassen wurden. Da das religiöse Judentum keineswegs tot war, hatte das nur die natürliche Folge, daß man daran ging, neue Synagogen zu eröffnen, nachdem es jahrelang fast unmöglich gewesen war, die von Nazis zerstörten Bethäuser wieder zu ersetzen. In den Jahren 1957/59 wurden dann wieder neue Beschränkungen auferlegt; die atheistische Propaganda wurde verstärkt und eine Reihe von Synagogen geschlossen. 1960 soll sich die Situation wieder etwas gebessert haben. Die äußerst scharfe Kritik der Juden in der freien Welt blieb nicht ohne Erfolg.

Im Gegensatz zur orthodoxen Kirche ist den religiösen Juden jeder Kontakt mit der Außenwelt bisher verwehrt geblieben. Erst kürzlich richtete der Präsident der Versammlung der konservativen Rabbiner Amerikas, Rabbi Edward T. Sandrow, einen Appell an die Sowjetregierung, den religiösen Juden Rußlands wenigstens zu gestatten, mit ihren Brüdern außerhalb Rußlands Verbindungen zu unterhalten („New York Times", 25. 4. 61). Da die jüdische Orthodoxie in Rußland für Propagandazwecke fast untauglich ist, wird man dies jedoch kaum zulassen.

Gibt es eine Zukunft der russischen Juden?

Nach den letzten Statistiken (die allerdings nicht zuverlässig sind) leben heute in der Sowjetunion ca. 2 500 000 Juden, d. h. Personen, die sich als solche identifizieren oder als solche identifiziert werden. Die Masse dieser Juden ist zwar denationalisiert, aber noch längst nicht voll assimiliert und noch weit davon entfernt, unter der einheimischen Bevölkerung aufzugehen. Man rechnet damit, daß bei etwa 500 000 noch irgendwelche religiösen Relikte

vorhanden sind, und weniger als 100 000 dürften heute noch als orthodox anzusehen sein (W. Kolarz, Die Religion in der Sowjetunion, in „Aus Politik und Zeitgeschichte", 10. 11. 60, S. 735).
Was wird aus diesen Juden werden? Man muß sogar fragen, was soll aus diesen Juden werden?
Nach der Vorstellung Chruschtschows wäre es unsinnig, die totale Assimilation dieser Juden zu verzögern, und auch unter rein humanitären Gesichtspunkten scheint es unsinnig, an dem Status einer Nation festzuhalten in einer Zeit, da die Welt danach strebt, zusammenzuwachsen. Ein Nationalismus um seiner selbst willen ist wohl für keine Volksgruppe so unsinnig wie für die sowjetischen Juden.
Es scheint möglich, daß im Laufe der nächsten dreißig Jahre, das Bestehen der gegenwärtigen Machtverhältnisse vorausgesetzt, der größte Teil der heute denationalisierten Juden in der Masse des russischen Volkes aufgeht. Eine Amalgamierung in derartig großen Ausmaßen hat es in der jüdischen Geschichte allerdings noch nie gegeben, und es ist noch keineswegs ausgeschlossen, daß auch in der Sowjetunion kurz vor der Amalgamation der latente Judenhaß wieder durchbricht und auch das russische Judentum durch Vertreibung oder physische Vernichtung ein Ende findet.
Für die nächsten Jahre ist wohl damit zu rechnen, daß gerade jene Maßnahmen der russischen Regierung, die die Assimilation der Juden beschleunigen sollen, bei vielen erst ein jüdisches Bewußtsein hervorrufen und stärken werden. Welche Ausdrucksform dieses neue Selbstbewußtsein suchen und finden wird, bleibt abzuwarten.

Aktuelle Zeitschriftenschau

Theologie

BERTRAMS, Wilhelm, SJ. *Die Exemtion der Ordensleute.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 11 (August 1961) S. 348—360.

Darstellung der Geschichte der Exemtion, des geltenden Rechts, ihrer Grenzen, des Eigenlebens und der Eigenständigkeit der Orden sowie des Verhältnisses zwischen Exemtion und bischöflicher Gewalt des Papstes. Der Verfasser folgert: Die ordentliche Diözesanseelsorge steht (von einzelnen Ausnahmen abgesehen) dem Bischof zu. Die Schwierigkeiten, die sich aus bischöflicher Leitungsgewalt und Exemtion ergeben, lassen sich beheben, wenn von beiden Seiten die rechtlichen Verhältnisse anerkannt werden. Das setzt voraus, daß sich die exemten Orden nicht unter formalen Gründen Aufgaben entziehen, die von ihnen geleistet werden können, daß anderseits aber auch nicht das öffentliche Wirken der Orden unnötig erschwert wird.

DUMONT, C.-J., OP. *L'Église orientale catholique et le problème de l'Unité.* In: Istina Jhg. 7 Nr. 4 (1960) S. 409—432.

Diese erste Folge einer Aufsatzreihe wendet sich mit großer Offenheit den praktischen Fragen zu, die in Angriff genommen werden müssen, wenn die mit Rom unierten Orthodoxen für das Gelingen des Ökumenischen Konzils einen Beitrag zur Wiedervereinigung leisten sollen. Als erstes wird ein Dokument des Weihbischofs Médawar beim Sitz des melchitischen Patriarchen Maximos IV. vom Jahre 1946 abgedruckt mit konkreten Vorschlägen, wie der Papst die Orthodoxen gewinnen könne: Änderung der Sprache der Kurie, Besuch des Papstes in Konstantinopel, Regelung der Frage der Präzedenz der Patriarchen vor den Kardinälen usw., Zulassung zur Zelebration an den von Rom verwalteten heiligen Stätten in Jerusalem, die seit 1895 untersagt ist. Dumont zeigt, daß der neue Kodex des Ostkirchenrechts diesen Wünschen nicht entsprochen habe, und erwartet von dem Konzil seine entsprechende Abänderung, ebenso eine Reform der Ostkirchenkongregation, in der nur zwei von 24 Kardinälen dem orthodoxen Ritus angehören, am besten Schaffung einer neuen Behörde durch Vereinbarung zwischen dem Papst und den unierten Patriarchen.

FRIES, Heinrich. *Einigung der Christen — eine Utopie?* In: Catholica Jhg. 15 Heft 2 (1961) S. 121—133.

Fries widerlegt das Gerede von der Utopie der Einigung mit geschichtlichen Hinweisen auf den Wandel im Verhältnis der Kirchen seit 50 Jahren und mit grundsätzlichen Erwägungen: 1. Die Einheit ist eine Forderung des Glaubens an Christus, der sie will; 2. die Trennung sei eine geschichtliche Tatsache, wo aber die Freiheit des Menschen walte, sei auch Abhilfe möglich; 3. die Kirche sei steter Erneuerung fähig, nur dürfe man sich die Sache auf beiden Seiten nicht mit der „Rückkehr nach Rom" zu einfach machen, denn es gehe für alle um das Wesen der Kirche als Glaubensgut. Es sei schon viel gewonnen, daß man heute den Unterschied nicht mehr in einzelnen Lehren, sondern in der Frage des Lehramtes sehe. Das Dogma aber könne noch besser gesagt werden, so daß der Urlaut der Schrift zu Worte kommt.

MAY, Georg. *Das Verhältnis von Papst und Bischöfen auf dem Allgemeinen Konzil nach dem CIC.* In: Trierer Theologische Zeitschrift Jhg. 70 Heft 4 (Juli/August 1961) S. 212—232.

Der Aufsatz ist eine klare und exakte Darlegung des geltenden kanonischen Rechts mit Nachweis der einschlägigen Literatur und starker Herausarbeitung der Gewalt des Primats. Er hält sich aktuellen Spekulationen über eine Änderung der Stellung der Bischöfe möglichst weit fern.

MICHAEL, J. P. *Wie lebt man eine Mischehe?* In: Lebendige Seelsorge Jhg. 12 Heft 7 (1961) S. 249—254.

Das Heft steht unter dem Generalthema: Seelsorge an der Mischehe. Die drei Hauptbeiträge stammen von Karrer, Walter und Michael. (Auch die übrigen Beiträge sind für den Seelsorger sehr instruktiv, so z. B. die Anmerkungen Stengers, „Psychologische Randbemerkungen zu den Mischehenkautelen".) Karrer behandelt die Mischehe aus der Perspektive des Seelsorgers. Auf Grund seiner Erfahrungen spricht er sich für eine Revision von can. 1062 CIC aus; ferner für die Erlaubtheit der sog. Doppeltrauung unter bestimmten Umständen. Walter befaßt sich mit konkreten seelsorgerlichen Wegen zur Mischehenpastoral: erste Begegnung, Brautunterricht, Trauung, Kindergarten, Kommunionvorbereitung, Schule, Krankenbett. Michael versucht zu antworten auf die Frage: „Wie lebt man eine Mischehe?" Er unterscheidet die besonderen Probleme und Aufgaben 1) in der Dispensehe, a) wenn die Frau katholisch ist, b) wenn der Mann katholisch ist; 2) in der ungehorsamen Ehe. Abschließend wird der gute und böse Einfluß der Verwandten behandelt.

ROUSSEAU, Olivier, OSB. *Notwendigkeit und Bedeutung des Bischofsamtes.* In: Una-Sancta-Rundbriefe Jhg. 16 Heft 2/3 (Juli 1961) S. 115—134.

Im Rahmen der langjährigen Bemühungen der Väter von Chevetogne (Namur), eine Theologie des Episkopats vorzubereiten, die immer noch fehlt, stellt dieser Vortrag auf einer Konferenz katholischer Theologen mit der ILAFO (Zusammenschluß der hochkirchlichen Kreise von Faith and Order) einen neuen energischen Vorstoß dar. Auf der einen Seite macht es die Unterentwicklung des Bischofsamtes im Westen geschichtlich verständlich, auf der anderen aber wird der altkirchliche Ritus der Bischofsweihe zur Wiedergewinnung der ursprünglichen Realität des Bischofsamtes ausgeschöpft. — Die anschließenden drei Beiträge über das Diakonat in der evangelischen Kirche von W. Schütz, in der Ostkirche von Ambrosius Backhaus und die Bemühungen „Um die Wiedergeburt des Diakonats in der römisch-katholischen Kirche" von J. Hornef (S. 156—163) dienen dem Herausgeber, Thomas *Sartory* OSB, den Wert dieser Wiedergeburt für die Wiedervereinigung der Christen darzulegen (S. 163—166).

SCHNACKENBURG, Rudolf. *Gestalt und Wesen der Kirche nach dem Epheserbrief.* In: Catholica Jhg. 15 Heft 2 (1961) S. 104—133.

Dieser Vortrag bei einem ökumenischen Gespräch in Bad Boll arbeitet rein exegetisch vor allem den Zusammenhang von Kreuzesleib Christi und dem Leib der Kirche heraus, der eine gestufte Gemeinde mit verschiedenen menschlichen Diensten sein soll. Es gehe dem Epheserbrief nur um dieses Prinzip, man dürfe ihn nicht damit überfordern, daß man aus den genannten Ämtern eine bestimmte kirchliche Organisation ableiten wolle.

Philosophie

FABRO, Cornelio. *Filosofia moderna e ateismo.* In: Humanitas Jhg. 16 Nr. 6 (Juni 1961) S. 481—492.

In einer kurzen, gedrängten Übersicht über die Entwicklung des modernen Denkens, angefangen vom „Cogito" des Descartes, über die Substanzlehre des Spinoza, über Kant, Hegel bis Heidegger und Sartre, versucht der bekannte italienische Thomist zu zeigen, daß das Charakteristische dieses historischen Denkprozesses die Entfaltung eines radikalen philosophischen Immanentismus bildet, der sich zwischen dem extremen Empirismus von Hume und der bewußtseinsimmanenten Dialektik Hegels auf die radikale Negation eines absoluten und transzendenten Seins im Existenzialismus, Pragmatismus und dialektischen Materialismus hin bewegt.

KRAFT, Julius. *Rationale und empirische Elemente der Ethik.* In: Ratio Jhg. 1960 Heft 2 S. 135—147.

Der Verfasser sieht die Situation der Ethik in der Gegenwart weithin charakterisiert durch „einflußreiche Tendenzen, die einer Leugnung des Ethischen praktisch gleichkommen" (Psychologismus, Soziologismus, Skeptizismus usw.). Er sieht darin eine konsequente Folgeerscheinung aus dem Gegensatz zwischen rein aprioristischer Ethik (Kant) und utilitaristischer Ethik des 19. Jahrhunderts. Demgegenüber hält der Autor an einer „rationalen Basis der ethischen Wertschätzungen" fest. Zugleich sei aber der Mensch als „Subjekt ethischer Aufgaben" ein Teil der Natur und deshalb „Objekt empirischer Einsicht". Diese rational-empirische Ethik auf gemischter Grundlage müsse aber ihren Ort jenseits aller Dogmatik traditionalistischer oder modernistischer Art haben. Die theologische Ethik bildet für den Autor den Prototyp einer autoritären Ethik und wird dem reinen ethischen Legalismus gleichgesetzt.

PFÜRTNER, Stephanus, OP. *Gegenwartsprobleme unserer Sexualethik.* In: Die neue Ordnung Jhg. 15 Heft 4 (August 1961) S. 241—258.

Unsere Situation gegenüber Sittlichkeit und Sexualität sei nicht einmalig in der Geschichte des Abendlandes. Der geschichtliche Grundbefund zeige, daß die Wertung des Geschlechtlichen sich immer wieder zwischen zwei Extremen bewegt. Bis in das 19. Jh. hinein lasse sich die Linie der Triebabwertung verfolgen. Die heutige Emanzipation des Triebhaften ist darauf die Reaktion. Sie erschwert das Suchen und Finden wirksamer Normen, auch deshalb, weil fordernde Autorität heute nicht anerkannt und alles Geforderte bewiesen sein soll. Diese moderne Wissenschaftsgläubigkeit ist jedoch nicht nur negativ zu bewerten. Sie zwingt die normativen Wissenschaften immer wieder zu prüfen, wieviel sittliche Vorstellungen durch relative Elemente bestimmt sind. (Pfürtner zeigt das am Beispiel der Bewertung der Ipsation durch die Moraltheologie.) Um aus den Schwierigkeiten herauszukommen, sind nach Pfürtner mittels dreier Methoden, der Introspektion, der Verhaltens- und Leistungsforschung, unsere Glaubenspotenz, Verantwortungspotenz und die übrigen kulturellen Kräfte zu erfassen. Man könne auf diesem Wege zu einer Strukturanalyse der menschlichen Psyche und von hier aus zur Erkenntnis dessen gelangen, was der Mensch eigentlich ist. Sexualität, immer zum Humanum gehörend, bedarf danach der kulturellen Führung und Regelung.

Kultur

BÄHR, Walter. *Vincent van Gogh — Seine Persönlichkeit und sein Werk.* In: Universitas Jhg. 16 Heft 7 (Juli 1961) S. 717 bis 724.

An Hand der ungewöhnlich reichen Briefkorrespondenz van Goghs zeigt der Verfasser die konstitutiven Wesenszüge des Niederländers auf. Er charakterisiert sie als sozial und religiös motiviert, verbunden mit der ästhetischen Geistesart des Malers. Diese Grundrichtungen finden sich in allen seinen Gemälden und Zeichnungen, je älter er wird, um so stärker.

ELIZALDE, I., SJ. *La novela social contemporánea en España.* In: Fomento Social Vol. 16 Nr. 63 (Juli/September 1961) S. 255—269.

In diesem Überblick über den spanischen Roman der Nachkriegszeit und seine Vertreter charakterisiert der Verfasser diesen als realistisch (in der Wahl seiner Gegenstände und in der Aussageweise), als umfassend (in bezug auf die modernen sozialen Wirklichkeiten), als uninteressiert an Geschichte und Tradition und als stark in der Deskription, jedoch schwach in den Problemstellungen.

LADANY, Ladislaus, SJ. *Der Buddhismus in Burma.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 11 (August 1961) S. 331—347.

Der Verfasser berichtet über seine Erfahrungen mit Buddhisten und dem Buddhismus in Burma. Der Eindruck, den der Verfasser gewonnen hat, ist der, daß der Buddhismus als gelebter und verstandener Glaube eine Angelegenheit weniger hochgebildeter Mönche sei. Die Masse der Mönche wie auch das Volk verstünden nichts von ihm. Dennoch seien sie alle ganze Buddhisten, so daß es den Kommunisten, als sie nach dem Krieg in Burma herrschten, nicht möglich war, am buddhistischen Charakter des Landes etwas zu ändern. Die gegenwärtigen Politiker sehen im Aufbau des burmesischen Buddhismus eine ihrer Hauptaufgaben. Die wirtschaftliche Entwicklung des Landes, die freilich ebenfalls vorangetrieben werden soll, erfährt durch die anspruchslose Lebensweise der Bevölkerung immer wieder Verzögerungen. Die Modernisierung des Landes sei unumgänglich, doch setze sie eine Anpassung des Buddhismus an den geforderten neuen Lebensstil voraus.

LÖWENSTEIN, Felix zu, SJ. *Mensch und Stadt.* In: Stimmen der Zeit Jhg. 86 Heft 11 (August 1961) S. 370—382.

Die Kirche lehne die Stadt nicht ab, sie dränge nur auf die Korrektur bestimmter Fehlentwicklungen in der modernen Großstadt, sofern sie hier spezifisch stadt- und nicht zeitgebunden sind. Der Verfasser weist nach, daß man heute weder von einer geminderten Fortpflanzungswilligkeit in der Stadt noch von einer erhöhten Kriminalität in ihr sprechen könne. Die Stadt sollte naturverbunden, schön und „sozial richtig sein", Forderungen, die heute weitgehend erfüllt würden. Die Stadt sollte jedoch auch der metaphysischen Bestimmung des Menschen Rechnung tragen, was heute vielfach vergessen werde. Die Schuld daran treffe jedoch weniger die Städteplaner als die Christen, die zuwenig dafür sorgten, daß der Mensch als transzendentes Wesen ausreichend ins öffentliche Bewußtsein trete.

MANARA, Carlo Felice. *Dialogo tra generazioni e crisi dell'autorità.* In: Vita e Pensiero Jhg. 44 Heft 5 (Mai 1961) S. 319—326.

Der Autor versucht der Tatsache des Autoritätsschwundes in und außerhalb der Familie gerecht zu werden. Die Ursachen sind nicht bloß in der Schwächung der Familie gegenüber äußeren Einflüssen zu suchen, sondern auch im Nachlassen einer wirklichen Fähigkeit zur Autorität bei den Erwachsenen, sofern die technische Unterlegenheit des Alters gegenüber der Jugend bei der raschen technischen und gesellschaftlichen Entwicklung auch zugleich zu einer geistigen Unterlegenheit der Eltern gegenüber ihren jugendlichen Söhnen und Töchtern führen kann. Diese technische Unterlegenheit des Alters verstärkt zugleich die Generationsgegensätze. Um so wesentlicher sei es, daß die Eltern Moral nicht mit bestimmten Formen des bürgerlichen Anstandes verwechseln.

SCHMIDTHÜS, Karlheinz. *Rudolf Schwarz †.* In: Das Münster Jhg. 14 Heft 5/6 (1961) S. 201—202.

Schmidthüs zeichnet Schwarz als einen baumeisterlichen Menschen, dem es immer um ein Tun ging. Dies gelte auch von Schwarz' theoretischen Schriften. Er habe das begriffliche Denken nicht verachtet, aber es sei nicht sein Denken gewesen. Daher auch seine Auseinandersetzung mit den „Bauhausliteraten", die versuchten, „aus rein abstrakten, also vorgefaßten Formen einen Stil zu schaffen". Schwarz' Denken lasse sich am ehesten mit einem „entwerfenden Denken" vergleichen, in dem Sinne, daß es die Wünsche, die Gott in die Schöpfung hineingelegt hat, weckt und versucht, die Antworten auf Gottes Ruf an den Menschen zu gestalten.

WARNACH, Walter. *Kunst in der technischen Welt.* In: Hochland Jhg. 53 Heft 5 (Juni 1961) S. 394—406.

Kunst und Technik im Sinne der techne gehören ihrem Wesen und ihrer Bestimmung — als Neuschöpfung der Natur durch den Menschen — zusammen, fallen jedoch im Zuge der neuzeitlichen Entwicklung fast völlig auseinander. Warnach stellt die Frage, welche Funktionen die Kunst in der modernen technischen Welt übernimmt. Er antwortet: Die Kunst sucht die technische Welt einzuholen, ja zu überholen. Der Künstler steht nicht mehr in Protest zur Maschine, sondern er geht ihren Gesetzen, Formen und Materialien nach. Er wird zum Techniker und bleibt doch Künstler. Seine Versuche zielen darauf ab, unsere von der Technik umstellten Lebenswirklichkeiten zu deuten — in den Tiefendimensionen — und sie so vertrauter, menschennäher und lebensmöglicher zu machen.

Politisches und soziales Leben

BOSC, Robert. *Evoluzioni dell'ONU.* In: Aggiornamenti sociali Jhg. 12 Heft 7 (Juli 1961) S. 409—420.

Der Autor — Fachmann für internationale Beziehungen von der „Action populaire" in Paris — verfolgt die Entwicklung der UN seit der Gründung durch die vier Großen (USA, UdSSR, Großbritannien und China) im Winter 1944/45 bis in die Gegenwart. Er unterscheidet drei Phasen der ideologischen Entwicklung, der ebenso drei Phasen politischer und institutioneller Entwicklung entsprechen: die Periode des Antifaschismus bis zum Jahre 1947, die Periode des Antikommunismus bis 1955/56 und die nachfolgende Periode des Antikolonialismus. Der ersten Periode entspricht die Vorherrschaft des Sicherheitsrates, der zweiten die steigende Bedeutung der Generalversammlung (unter dem Einfluß der USA stehend), der dritten Periode die wachsende Macht der Exekutive (Generalsekretariat). Als ideologische Schwächen der UN bezeichnet der Autor das rein formale Verständnis von Freiheit, Unabhängigkeit und Frieden. Trotz dieser Schwächen bilde die UN den einzig wirksamen Garanten für ein Minimum an internationaler Zusammenarbeit.

BUCHHEIM, Hans. *Der deutsche Katholizismus im Jahre 1933. Eine Auseinandersetzung mit Ernst-Wolfgang Böckenförde.* In: Hochland Jhg. 53 Heft 6 (August 1961) S. 497—515.

In der gleichen Zeitschrift, in der im Februar der Angriff E. W. Böckenfördes gegen die deutschen Katholiken, insbesondere gegen den deutschen Episkopat von 1933 vorgetragen wurde (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 288), erfolgt jetzt seine Abwehr durch Hans Buchheim. Buchheim unterstellt Böckenförde keine Böswilligkeit, „aber den Vorwurf der Fahrlässigkeit kann man ihm nicht ersparen". Die Fahrlässigkeit bezieht sich nach Buchheim vor allem auf die Zitationsweise Böckenfördes. Buchheim weist nach, daß die entscheidenden bischöflichen Verlautbarungen des Jahres 1933 von Böckenförde verknappt und allzu einseitig wiedergegeben seien, so daß beim unerfahrenen Leser ein schiefes Bild entstehen mußte. Böckenförde habe zudem die Umstände des Jahres 1933, insbesondere die Kulisse der „Nationalen Erhebung" in ihrer Bedeutung für die Mentalität und die Erwartungen der meisten Deutschen, damals nicht richtig gewürdigt. Seine Angriffe gegen das Zentrum seien falsch gezielt. Buchheim selbst erhebt schwerste Vorwürfe gegen die Zentrumspartei, doch sind diese denen Böckenfördes fast entgegengesetzt.

BUCHHEIM, Karl. *Über christliche Demokratie.* In: Hochland Jhg. 53 Heft 5 (Juni 1961) S. 407—420.

In positiver Auseinandersetzung mit Hans Maier, „Revolution und Kirche, Studien zur Frühgeschichte der christlichen Demokratie 1759—1850" (Freiburg 1959), kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß es christliche Demokratie auf katholischem Boden erst nach Abkehr vom Nationalkirchentum und nach Besinnung auf die Universalität der Kirche geben konnte. Die großen Wegbereiter waren Daniel O'Connell in Irland und Lamennais in Frankreich. Dadurch, daß Lamennais später durch seine Exkommunizierung zurücktreten mußte, verlegten seine Anhänger ihre Arbeit von der Politik auf die sozialen Tätigkeiten (Ozanam). Daher komme es auch, daß die christliche Demokratie im 19. Jh. nicht in erster Linie als staatspolitische, sondern als sozialpolitische Reformbewegung aufgefaßt wurde. Doch müsse man daran festhalten, daß man unter christlicher Demokratie nicht nur eine Sozialbewegung verstehen dürfe.

CALVEZ, Jean-Yves. *Socialisation and Totalitarisme.* In: Sophia Jhg. 10 Nr. 2 (Sommer 1961) S. 1—16.

Der Beitrag bringt eine erweiterte und revidierte Fassung eines Vortrags des Autors vor den Sozialen Wochen der Katholiken Frankreichs 1961, die das Phänomen der Sozialisierung zum Gegenstand hatten. Der Autor widersetzt sich der Meinung (C. J. Friedrich und Z. K. Brezinski), die fortschreitende gesellschaftliche Verflechtung ende notwendig im politischen und gesellschaftlichen Totalitarismus. Er versucht vor allem auch die positiven Wirkungen der wachsenden Sozialisierung darzulegen. Sie können nicht nur das gesellschaftliche, sondern auch das individuelle Leben um viele neue Aspekte bereichern. Die größere Gefahr für totalitäre Systeme sieht der Autor in der wachsenden Gefahr der Entpersönlichung des Menschen durch die Säkularisierung aller gesellschaftlichen Bereiche.

GEIGER, Wilhelm. *Zum Phänomen des Nonkonformismus.* In: Hochland Jhg. 53 Heft 6 (August 1961) S. 489—496.

Teilwiedergabe des Vortrages, den Bundesrichter Geiger am 28. 5. 61 in der Katholischen Akademie in Bayern gehalten hat. Geiger umschreibt seinen Gegenstand wie folgt: Nonkonformismus, wie er ihn verstehe, habe seine Wurzeln im Aufbegehren gegen bestehende Tabus, finde sich in allen Lagern, Schichtungen, Parteien, handele aus einer Haltung der Verantwortung heraus und sei dabei von der Richtigkeit seiner Anschauungen subjektiv immer überzeugt. Zum anderen: er stehe im Gegensatz zu einer anderen gesellschaftlichen Wirklichkeit und fordere die herrschende Auf-

fassung heraus. Geiger begründet den heute in der Bundesrepublik vorhandenen Nonkonformismus als einen Protest gegen die Tendenz der Schablonisierung und Klischierung. Der Nonkonformist ist dabei in hohem Maße engagiert und hofft, daß sein Protest nicht ungehört verhallt. Der freiheitliche Staat sichert ihm das Recht zur Meinungsäußerung. Im demokratischen Rechtsstaat komme alles darauf an, daß die nonkonformistische Meinungsäußerung die Antwort erhält.

HOUILLIER, François. *L'agriculture déconcertée.* In: Études Jhg. 94 (Juli/August/September 1961) S. 16—29.

Die technische und wirtschaftliche Entwicklung der Gegenwart scheint gegen die Landwirtschaft entschieden zu haben. Landwirtschaftliche Krisen gehören zum europäischen Alltag und weisen überall ähnliche, wenn nicht gleiche Merkmale auf. Mit diesen Merkmalen und den entsprechenden Krankheitssymptomen mit besonderer Berücksichtigung Frankreichs befaßt sich der Beitrag. Die technische Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft, die Bevölkerungspolitik und die Subventionspolitik der Regierung werden gleichermaßen einer kritischen Prüfung unterzogen. Der Verfasser verweist auch auf die tieferliegenden strukturellen Schwierigkeiten, die mit der gegenwärtigen Krise zusammenhängen.

QUADRI, Santo. *Il lavoro della donna.* In: Studi Cattolici Jhg. 5 Nr. 25 (Juli/August 1961) S. 54—58.

Die Frauenarbeit stellt kein rein wirtschaftliches oder soziologisches Problem dar. Es geht dabei vor allem um ein Grundsatzproblem, nämlich um die Frage, ob bestimmte Arten von Frauenarbeit im fundamentalen Widerspruch stehen zu der über allen geschichtlichen Veränderungen, Anpassungsprozessen und Emanzipationserscheinungen ursprünglichen Aufgabe der Frau als Gattin und Mutter und zu ihrer spezifisch fraulichen Veranlagung, die zum Wesen der geschlechtlichen Differenz gehört. Der Beitrag befaßt sich auch mit den psychischen Einflüssen der Industriearbeit auf die Entwicklung der Frau und fordert eine Neuorientierung in der weiblichen Erziehungsarbeit.

SAMUELSON, Alain. *La République fédérale et les pays sous-developpés.* In: Documents Jhg. 16 Heft 3 (1961) S. 281—293.

Es handelt sich um eine umfassende kritische Stellungnahme zu den Leistungen der Bundesrepublik gegenüber den unterentwickelten Ländern in der Sicht des Auslandes. Die Unzufriedenheit der westlichen Länder hinsichtlich der deutschen Entwicklungshilfe ist auch in diesem Beitrag spürbar. Es werden aber auch die besonderen Umstände anerkannt, die die relativ große Zurückhaltung der Bundesrepublik bis zum Jahre 1960 bedingen (Mangel an Erfahrung im Umgang mit den Entwicklungsländern infolge Fehlens einer entsprechenden Tradition usw.). Die angefügten Tabellen geben Aufschluß über die laufenden und projektierten Leistungen von Bund und Ländern.

SCARPATI, Rosario. *Chancement social et chancement culturel dans le Mezzogiorno italien.* In: Social Compass T. 8 Heft 2 (1961) S. 163—175.

Der Beitrag bringt eine auf exaktem statistischem Material beruhende Studie über den italienischen Süden, seine kulturelle und soziologische Sonderstellung. Unseres Wissens die erste soziologische Studie dieser Art zu diesem Thema. Der Hauptakzent liegt auf dem Gegensatz zwischen Überbevölkerung und der veralterten Wirtschaftsstruktur des Landes. Ausführlich wird auch das Problem der italienischen Binnenwanderung besprochen. Im Schlußteil werden die Auswirkungen des Südens auf die Struktur des ganzen Landes behandelt und der Gegensatz zwischen Nord und Süd in seinem soziologischen Aspekt dargestellt. Die zahlreichen Tabellen steigern die empirische Beweiskraft der Studie.

SÉGYI, Jean. *Réflexions sur la sociologie des dissidents chrétiennes en France.* In: Social Compass T. 8 Heft 2 (1961) S. 127 bis 153.

In dem Beitrag wird zum ersten Male eine gründliche soziologische Studie über das Sektenwesen in Frankreich geboten. Der Verfasser, Mitglied des „Centre national pour la recherche sociologique", untersucht die Gründe für die größere Breitenwirkung der Sekten nach dem Krieg, ihre Einflußsphären und ihre geographische Verteilung über ganz Frankreich. Die Studie berührt einen Themenkreis, der in Frankreich erst nach dem zweiten Weltkrieg aktuell wurde. Deswegen und auf Grund der besonderen gesellschaftlichen Eigenart der Sekten ist es schwer, zuverlässige Daten über deren innere Verfassung und äußere Strahlungskraft zu erhalten. Hier gibt es noch ein weites offenes Feld für die religionssoziologische Forschung. Der Beitrag ist auch unter konfessionskundlichem Aspekt sehr instruktiv.

WIENERT, Walter. *Das Bildungswesen der Entwicklungsländer Afrikas.* In: Entwicklungsländer Jhg. 3 Heft 5 (1961) S. 135—138.

An Hand der Ergebnisse zahlreicher Erhebungen der UNESCO entwickelt der Verfasser die mannigfaltigen Schwierigkeiten des Erziehungswesens in den neuen Staaten Afrikas. Man kann sie in endogene und exogene einteilen. Endogen sind solche, die sich aus der Vielzahl der Sprachen, Rassen und Sozialordnungen der afrikanischen Völker herleiten. Exogen sind solche mehr temporärer Art: die Armut der meisten Staaten mit dem damit verbundenen Mangel an Schulbauten, Einrichtungen und Lehrern. Durch entsprechende Hilfen von seiten der westlichen Staaten lassen sich nach Wienert relativ rasch zumindest die äußeren Schwierigkeiten beheben.

WINGEN, Max. *Die wirtschaftliche Eigenverantwortung in der Familienpolitik (II).* In: Die neue Ordnung Jhg. 15 Heft 4 (August 1961) S. 259—268.

In seinem zweiten Beitrag (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 527) befaßt sich Wingen vor allem mit Verteilungsfragen, speziell mit dem Verhältnis zwischen erster und zweiter Einkommensverteilung im Hinblick auf die Familie. Das Argument, die Familie mit niedrigem Einkommen sei bereits fast sozialisiert, verkenne den gesellschaftspolitischen Sinn der Familienpolitik. Es gehe hierbei nicht um die Besserstellung eines Standes oder einer Klasse, es gehe um die Familie schlechthin in allen sozialen Schichten. Die Frage nach der Grenze des Ausmaßes von Eigenverantwortung und Umverteilung sei freilich schwer zu ziehen. Wingen rät zu vorsichtigem Vorgehen. Doch glaubt er nicht, wie viele einschlägige Untersuchungen, daß die quantitativen Grenzen einer mit unserer Wirtschaftsverfassung vereinbaren Einkommensumverteilung erreicht seien. Das Gesamtvolumen der umverteilten Einkommen sei nicht nur in der Höhe der sozialen Leistungen begründet, sondern auch in der Finanzierungsweise. Der Nettoeffekt sei in vielen Fällen auf Grund von Selbstbeteiligung geringer, als die nominelle Höhe dieser Leistungen ausweist. Hier böten sich noch manche Möglichkeiten.

Chronik des ökumenischen Lebens

BEAUPÈRE, René, OP. *Le Comité central du Conseil œcuménique à St. Andrews.* In: Istina Jhg. 7 Nr. 4 (1960) S. 459 bis 480.

Als katholischer Beobachter auf der Tagung des Zentralausschusses des Weltrates der Kirchen in St. Andrews gibt Beaupère hier einen informatorischen Bericht über die dortigen Beschlüsse, beginnend bei der Modifizierung der „Basis" samt ihrer Vorgeschichte, die er positiv beurteilt, sodann über die Frage des Prosyletismus, die sogen. Familienplanung (Geburtenbeschränkung) und über das Verhältnis des Weltrates zu Rom.

BRANCOLI BUSDRAGHI, Piero. *Panorama delle Chiese Ortodosse.* In: Studi Cattolici Jhg. 5 Nr. 25 (Juli/August 1961) S. 12—19.

Der Artikel ist geschrieben im Hinblick auf das Zweite Vatikanische Konzil und die Einigungsbestrebungen zwischen den christlichen Kirchen. Er enthält in gedrängter Fassung alle wesentlichen Angaben über die orthodoxen Kirchen, ihre geschichtliche, kirchliche und theologische Entwicklung und über ihre Stellung gegenüber der katholischen Kirche und der Ökumene. Die dem Artikel beigefügten Tabellen und geographischen Karten erleichtern dem Leser die Übersicht. Es fehlt auch nicht eine kurze Bibliographie und eine Übersicht der mit den orthodoxen Christen befaßten Zeitschriften.

GREIFFENHAGEN, Martin. *Zum Problem einer „Politischen Theologie".* In: Zeitwende Jhg. 32 Heft 8 (August 1961) S. 539 bis 546.

Gegen die einstigen Versuche von C. Schmitt gewandt, bespricht der Verfasser ein Buch von Arnold A. T. *Ehrhardt:* „Politische Metaphysik von Solon bis Augustin" (J. C. B. Mohr, Tübingen 1959, 2 Bde). Er findet es notwendig, aus dem politischen Positivismus herauszukommen und dabei auf beide Ströme abendländischen Geistes, die Griechen und die Kirche, zurückzugreifen, ohne aber die für Evangelische unannehmbare Analogie von politischen und ekklesiologischen Begriffen zu verwenden.

LE GUILLOU, M.-J., OP. *L'Assemblée œcuménique de la Jeunesse européenne à Lausanne.* In: Istina Jhg. 7 Nr. 4 (1960) S. 433—458.

Dieser Aufsatz ist mehr als ein z. T. sehr ausführliches Referat über die Lausanner ökumenische Jugendkonferenz vom 13.—24. Juli 1960, die durch ihre revolutionären Forderungen einer ökumenischen Abendmahlsgemeinschaft und deren Verwirklichung an Ort und Stelle einiges Ärgernis unter den Konfessionskirchen hervorgerufen hat. Le Guillou setzt sich vor allem mit schwerwiegenden Kurzschlüssen auseinander, die auf der Konferenz in ekklesiologischen Fragen von maßgebenden Theologen laut wurden und die Ökumenische Bewegung gefährden könnten, u. a. durch ihre Uninteressiertheit an dem Urteil der Orthodoxen gegen eine dogmatisch ungeklärte Interkommunion.

MARON, Gottfried. *Reform und Reformation.* In: Materialdienst des Konfessionskundlichen Instituts Jhg. 12 Nr. 3 (Mai/Juni 1961) S. 41—49.

Maron würdigt „zur Beurteilung neuerer Reformbewegungen im römischen Katholizismus" die einschlägige katholische Literatur (von H. Küng zurück bis Loisy und Tyrrell), die eine Reform — nicht Reformation — der römisch-katholischen Kirche erstrebt, ohne sich von der Kirche lösen zu wollen, und wünscht für das Kontroversgespräch, daß man sich des fundamentalen Unterschiedes der Reformation zu einer Reformkirche bewußt bleiben möge.

PETIT, Pierre. *Avant le deuxième Concile du Vatican.* In: Revue de théologie et de philosophie Jhg. 11 Heft 2 (1961) S. 169—186.

Diese Zeitschrift der reformierten Fakultät von Lausanne gibt einen sachlichen Bericht über den Verlauf der Vorarbeiten zum II. Vaticanum unter Verwendung aller erreichbaren wichtigen Literatur, dazu das Echo aus dem Weltrat der Kirchen mit anderen evangelischen Stimmen, mit dem Ergebnis: die reformierten Gemeinschaften sollten sich, unbeschadet des römischen Zieles einer Rückführung der getrennten Christen, dem Dialog stellen und die dazu notwendigen Vorbereitungen treffen.

SÜSS, Th. *Luther und das Luthertum.* In: Theologische Literaturzeitung Jhg. 86 Nr. 8 (August 1961) Sp. 561—572.

Süss nimmt das Buch des Schweden Lauri *Haikola:* „Studien zu Luther und zum Luthertum" (Uppsala 1958), zum Anlaß eines Referates, das die notwendige Neubesinnung des Verhältnisses der Theologie Luthers zu dem nachreformatorischen Luthertum beleuchtet. Dabei ergibt sich für Luther eine wesentlich platonische, für die Orthodoxie eine aristotelische Denkform. Für die theologische Bewältigung Luthers durch die katholische Theologie ist diese Beobachtung wichtig. Süss erkennt, daß nur „eine große Philosophie" der lutherischen Theologie helfen kann, aus ihren Schwierigkeiten herauszufinden — was vor ihm schon Gerhard Krüger gesehen hat. Er findet sie bei Husserl.

Z 61/12206

Vorschau auf das Rundfunkprogramm

Dieses Heft erscheint zehn Tage später, weil wir den neuen, auf Anregung des deutschen Episkopats erstellten Text der Enzyklika MATER ET MAGISTRA unseren Lesern noch im September-Heft mitteilen wollten. Daher beginnt unsere Vorschau auf das Rundfunkprogramm erst mit dem 10. September.

Wir weisen unsere Leser auf folgende religiösen, weltanschaulich und kulturell bedeutsamen Sendungen hin

10. September (Sonntag)

8.00 Johannes Pinsk — Persönlichkeit und Lebenswerk, *J. M. Nielen* (MÜ II)
8.20 „Die Predigt war wieder gut ...", *S. Daecke* (MÜ II)
10.00 Das unbekannte Evangelium: Die goldene Regel, *L. Ort* (MÜ)
10.00 Über die Erfahrung, *J. Gebser* (STU)
11.00 Reflexionen eines Protestanten zur Bundestagswahl, *H. Lilje* (STU II)
11.45 Im Banne der Sorge, *W. Künneth* (SWF II)
12.00 Die Evangelisten, *G. Bornkamm* (FRA II)
16.30 Kundgebung zur 900-Jahr-Feier der Domweihe (SWF)
21.20 Die marxistisch-leninistische Theorie der Journalistik, *E. Löckenhoff* (SFB II)
22.00 Porträt des Lyrikers Joseph von Eichendorff, *H. Schirmbeck* (FRA II)

11. September (Montag)

14.30 Schulf. Die Mauren in Spanien (SAA)
14.35 Wandlungen der deutschen Geschichtsauffassungen I, *Ö. Nitsche* (ÖRW II)
15.00 Schulf. Von den Anfängen des Rundfunks (SFB)
15.00 Schulf. Eine Volkskommune in China (STU)
17.30 Feierstunde zum jüdischen Neujahrsfest, *L. Rothschild* (SWF)
18.00 Schulf. Das Gleichnis vom Hochzeitsmahl (SAA II)
20.10 Die Rolle des Bestsellers in Ungarn, *P. Nagy* (SAA II)
20.15 Alkoholismus als Problem der Familie, *H. Rotter* (ÖRW)
22.00 Zur Theorie des künstlerischen Erfolgs, *H. Read* (RIAS)
22.30 Ein Porträt des Dichters Italo Svevo, *R. Hartung* (SWF)
23.00 Tadel und Enthüllung im Roman der Gegenwart, *K. A. Horst* (STU)

12. September (Dienstag)

16.45 Soll das Abitur abgeschafft werden? *F. Erdmann* (WDR)
16.45 „Außer der Kirche kein Heil", *M. Seckler* (STU)
17.45 Das Menschenbild des späten Scheler, *H. Pfeil* (SWF II)
21.30 Der Kaiserdom zu Speyer, *M. Buchwald* (SWF II)
22.20 Tradition und Wirklichkeit der britischen Reichsorganisation, *P. Kluke* (FRA)
22.45 Der Wahn von der „unbezahlbaren" Kultur, *G. Böse* (STU)

13. September (Mittwoch)

9.00 Schulf. Das Gleichnis vom Hochzeitsmahl (SAA)
10.00 Schulf. Zum 175. Geburtstag von Christian Dietrich Grabbe (RIAS)
10.55 Das Kreuz und die Krankheit, *Th. Tschipke* (MÜ)
16.00 Zum 125. Todestag von Christian Dietrich Grabbe, *L. Unger* (ÖRW II)
17.45 Der St.-Raphaels-Verein, *L. Waltermann* (SWF II)
18.00 Schulf. Otto der Große (SAA II)
18.00 Ärztliche Mission und Entwicklungshilfe, *M. Scheel* (MÜ)
19.15 Kirchliche Einheit oder Einheitskirchen, *P. Jung* (SAA)
21.30 Über die Erfahrung, *J. Gebser* (STU II)
23.15 Der Staat und das organisierte Interesse, *Th. Eschenburg* (SFB)

14. September (Donnerstag)

10.45 Vom Geheimnis des Krankseins, *G. Rühm* (STU)
16.45 Wie sieht Israel aus? *P. Arnsberg* (SWF)
17.45 Die Not der Nachfolge, *F. Leist* (FRA II)
20.30 Verbotene Literatur von Ovid bis Henry Miller, *J. Federspiel* (FRA II)
20.30 Probleme der deutschen Universität, *E. Spranger* u. *H. Wenke* (SWF II)
22.00 Johann Comenius und die zeitgenössische Pädagogik, *F. Smrcka* (FRA II)
22.15 Chancen und Grenzen der neuen deutschen Naturlyrik, *K. Krolow* (SWF)

15. September (Freitag)

9.40 Seliges Leid, *J. M. Nielen* (FRA)
10.00 Urlaub für Kranke, *F. Gypkens* (SWF II)
14.25 Neuer Bücher aus dem Bereich der Philosophie, *L. Gieß* (STU)
14.35 Wandlungen der deutschen Geschichtsauffassung II, *R. Nitsche* (ÖRW II)
15.15 Schulf. Das Wörterbuch der Brüder Grimm (MÜ II)
15.30 Schulf. der „sozialistische Realismus" (FRA)
17.45 Schulf. Die Deutschen im Spiegel der Weltliteratur: Englische Stimmen (SWF II)
18.00 Schulf. Polen — Deutschland (SAA II)
21.30 Der Katholizismus in einem kommunistischen Land, *L. Kolakowski* (MÜ II)
21.30 Beruf und Berufung: Hans Carossa, *H. Buchholtz* (SAA)
21.45 Führung und Verführung: Prominenz und Elite, *H. Zahrnt* (STU II)
22.30 Erziehung und Bildung in der technischen Zivilisation, *F. v. Cube* (STU)
22.45 Vom biologischen Erbgang, *A. Schnell* (SWF II)

16. September (Samstag)

9.00 Schulf. Die Deutschen im Spiegel der Weltliteratur: Französische Stimmen (SWF)
16.30 Die Wochenendehe oder Familienleben auf Raten, *R. Winter* (ÖRW)
19.05 Danken und Dienen, *W. Schommer* (SAA)
21.45 Theologische Profile: Karl Heim, *H. R. Müller-Schwefe* (SWF II)
22.15 Der deutsche Taschenbuch-Verlag, *H. Lamprecht* (BRE II)

17. September (Sonntag)

8.00 Die Kirche betet für sich selbst, *F. Leist* (MÜ II)
8.15 „Anschaffen", Zauberwort unserer Zeit, *H. Kanitz* (SWF II)
8.30 Einheit des Lebens, *P. Tillich* (MÜ II)
10.00 Das unbekannte Evangelium: Der reiche Jüngling, *E. Schmitt* (MÜ)
10.00 Bildungsfragen in der Entwicklungshilfe, *K. Mehnert* (STU)
10.30 Vernunft in der Maschine (1), *E. Fink* (SWF)
11.00 Leben zu Lasten Christi, *Y. Congar* (STU II)
11.15 Das neue Angesicht der Erde, *M. v. Galli* (SWF II)
12.00 Dem Wahren, Guten, Schönen, *A. Kirchgässner* (FRA II)
14.00 Sonntag in Moskau, *H. D. Kley* (FRA II)

18. September (Montag)

9.00 Schulf. Eiserner Vorhang in Fernost (FRA)
15.45 Zum 60. Geburtstag des Historikers Hermann Heimpel, *G. Böse* (SWF)
18.15 Fatima, *G. Renner* (SFB)
20.45 Erziehung und Bildung in der technischen Zivilisation, *F. v. Cube* (STU II)
22.30 Nähern sich Kommunismus und Neokapitalismus an? *K. W. Boetticher, O. v. Nell-Breuning* u. *P. Thalhelm* (SWF)

19. September (Dienstag)

14.25 Oratorien einst und heute, *H. Kaufmann* (ÖRG)
14.45 Schulf. Das Wörterbuch der Brüder Grimm (MÜ)
16.45 Die gute alte Moralpredigt, *E. Kock* (STU)
17.45 Die technische Zivilisation und die seelischen Zustände in ihr, *A. Gehlen* (SWF II)
22.00 Von der Unzulänglichkeit des Schöpferischen, *W. Hofmann* (BRE II)
22.20 Erziehung durch die Zeitschrift — Sowjetische Publizistik, *H. v. Ssachno* (FRA)

20. September (Mittwoch)

10.00 Christian Fürchtegott Gellert, *A. Wolfinger* (SWF)
10.55 Spannung — Entspannung, *W. Lindenberg* (MÜ)
14.40 Das Wesen der menschlichen Reife, *E. Grabner* (ÖRG)
16.30 Frau und Familie — Ansatzpunkt der Entwicklungshilfe, *D. Wiedemann* u. *M. Th. van den Wyenbergh* (SWF)
16.45 Die Kirche als Institution, *F. Schwanecke* (SFB)
18.00 Fragen um die Krankenpflege, *O. Jandl* (MÜ)
21.30 Die Bildungsfragen in der Entwicklungshilfe, *K. Mehnert* (STU II)
22.00 Der Künstler und die Ideologien, *L. Marcuse* (RIAS)
22.15 Die tschechoslowakische Poesie unseres Jahrhunderts, *P. Hamm* (SAA)
22.20 Weltsprache der modernen Poesie, *H. M. Enzensberger* (MÜ II)
23.15 Über politischen Stil, *Th. Eschenburg* (SFB)

21. September (Donnerstag)

14.40 Wozu ist Philosophie gut? *A. Silva-Tarouca* (ÖRG)
15.00 Schulf. Der gute Hirte (ÖRF II)
16.50 Das Schlagwort von der Einsamkeit, *C. Hensel* (SAA)
17.35 Sucht die Jugend nach einer neuen Gesellschaftsordnung? *A. Sommer* (WDR)

20.45 Das Gute im Menschen, *E. Heintel* u. *H. Wallnöfer* (ÖRW)
23.00 Musik als Theologie, *A. Liess* (SFB)

22. September (Freitag)

9.00 Schulf. Der „sozialistische" Realismus (FRA)
15.30 Schulf. Heinrich Mann und das Wilhelminische Reich (FRA)
17.45 Schulf. Die Deutschen im Spiegel der Weltliteratur: Russische Stimmen (SWF II)
18.15 Juden und Christen gaben ein Beispiel: Dr. Gertrud Luckner (SFB)
21.45 Ökumene beginnt zu Hause, *H. Krüger* (STU II)
21.45 Die Botschaft des Zarathustra, *G. Lanczkowski* (FRA)
22.15 Der moderne Publizist, *E. Stern-Rubarth* (SFB II)
22.30 Porträt der Pariser Intelligenz, *P. Coulmas* (STU)
22.45 Vom Wesen des Judentums (1), *J. Funkenstein* (SWF II)
23.00 Mythische und technische Existenz, *J. Rausch* (BRE II)
23.15 Deutsche Literatur nach 1945, *W. Weyrauch* (SFB)

23. September (Samstag)

8.15 Schulf. Naturwissenschaft und Sprache (MÜ)
9.00 Schulf. Die Deutschen im Spiegel der Weltliteratur: Englische Stimmen (SWF)
14.30 Ist Zivilcourage unmodern? *R. Winter* (FRA II)
17.15 Der Arzt zwischen Individuum und Kollektiv, *F. Oeter* (FRA II)
19.05 Der geheime Miterzieher, *R. Schindler* (SAA)
21.45 Zur geistigen Situation nach Nietzsche, *E. Biser* (SWF II)

24. September (Sonntag)

8.15 Zwischen Selbstbehauptung und Uneigennützigkeit, *Th. Stiefenhofer* (SWF II)
8.30 Die Wiedergewinnung des Abendmahles für den evangelischen Gottesdienst, *K. Frör* (MÜ II)
9.05 Vertreibung als Herausforderung, *F. Heer* (MÜ)
9.45 Die seltsamen Tiere der Dichter, *R. Gaska* (SWF)
10.00 Schulf. Gott ist Gnade — Gott ist Weltengrund (FRA II)
10.30 Vernunft in der Maschine (2), *E. Fink* (SWF
11.00 Utopische oder realistische Hoffnung, *U. Schmidhäuser* (STU II)
11.15 Christliche Entwicklungshilfe, *M. v. Galli* (SWF II)
11.45 Die Existenz in der Hoffnung, *W. Künneth* (SWF) II)
12.00 Neue Forschungen zur Schöpfungsgeschichte, *D. Frindte* (FRA II)
14.00 Über elektrische Steuerungsmethoden in der Medizin, *F. O. Keller* (FRA II)
19.45 Der europäische Gedanke und die Vertriebenen, *H. Schütz* (STU)

25. September (Montag)

17.45 Schulf. Der Nationalsozialismus — Anspruch und Wirklichkeit (SWF II)
20.15 Die Biologie und die Zukunft des Menschen, *H. Schirmbeck* (MÜ)
20.15 Bildung kennt keinen Altersunterschied, *H. Grau* (ÖRL)
20.15 Wesen und Bedeutung der öffentlichen Meinung, *A. Stockklausner* (ÖRS)
20.45 Porträt der Pariser Intelligenz, *P. Coulmas* (STU II)
21.45 Probleme der modernen Kunst, *O. Sandner* u. *W. Grötzinger* (ÖRV)

26. September (Dienstag)

11.15 Osbornes „Luther", *F. Walter* (SWF II)
14.40 Das Märchen in völkerkundlicher Sicht, *M. Eisenberger* (ÖRF)
16.45 Christliche und kirchliche Kunst, *I. Habbel* (STU)
17.45 Chancen der Persönlichkeit in der technischen Zivilisation, *A. Gehlen* (SWF II)
22.20 Die zweite Jahrhunderthälfte im Zeichen der Biologie, *H. Schirmbeck* (FRA)

27. September (Mittwoch)

10.15 Schulf. Heilige in moderner Sicht (ÖRF II)
10.55 Du bist nicht allein, *E. Schaper* (MÜ)
17.00 Schulf. Der Ausbruch des ersten Weltkrieges (STU II)
17.15 Das Türhütergleichnis in Kafkas „Prozeß", *E. Lachmann* (ÖRT II)
18.00 Organisierte Kirche und lebendige Gemeinde, *M. Metzger* (MÜ)
21.30 Medizinische Argumente für eine stufenweise Pensionierung, *A. Jores* (STU II)
22.20 Was ist heute eigentlich links? *H. Krüger* (MÜ II)

28. September (Donnerstag)

10.45 Heiteres und Ernstes über die Gelassenheit, *K. H. Waggerl* (STU)
18.15 Soldat und politisches Engagement, *G. Schmückle* u. *E. Obermann* (STU II)
20.30 Mater et magistra, die Sozialenzyklika Papst Johannes' XXIII., *W. Dirks* (SWF II)
22.30 Der russische Lyriker Sergej Jessenin, *M. Dor* (SWF)

29. September (Freitag)

15.00 Schulf. Ein „neues" Familienideal in der Sowjetunion (FRA II)
16.00 David Herbert Lawrence, der Romancier des Unbewußten (ÖRW II)
21.45 Gibt es eine Theologie der Kunst? *H. Geiger* (STU II)
22.45 Grundlehren des Judentums, *J. Funkenstein* (SWF II)

30. September (Samstag)

9.00 Schulf. Die Deutschen im Spiegel der Weltliteratur: Russische Stimmen (SWF)
17.40 Auf den Spuren der Römer, *W. Stipperger* (ÖRG II)
21.45 Theologische Profile: Karl Barth, *H. E. Bahr* (SWF II)

(BRE) Radio Bremen; (FRA) Hessischer Rundfunk Frankfurt; (MÜ) (Bayerischer Rundfunk München; (NDR) Norddeutscher Rundfunk; (ÖRF) Österr. Rundfunk; (ÖRG) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Graz; (ÖRK) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Klagenfurt; (ÖRL) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Linz; (ÖRS) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Salzburg; (ÖRT) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Tirol; (ÖRW) Österr. Rundfunk, Lokalsendung Wien; (RIAS) RIAS Berlin; (SAA) Saarländischer Rundfunk; (SFB) Sender Freies Berlin; (STU) Süddeutscher Rundfunk; (SWF) Südwestfunk; (WDR) Westdeutscher Rundfunk

16. JAN. 1963
20. OKT. 1965
7. 11. 66
- 3. OKT. 1969
29. MAI 1973
12. NOV. 1973
11. JULI 1974
17. AUG. 1981

11.60